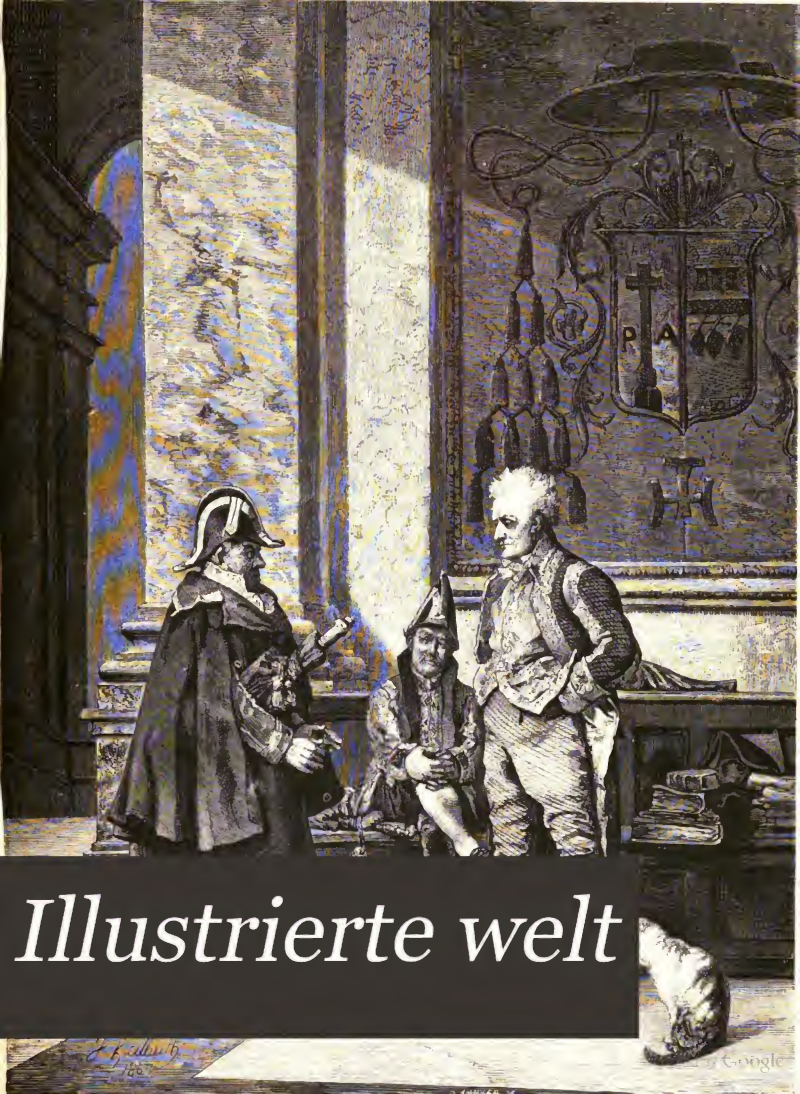
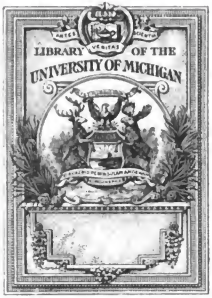


Illustrierte welt



THE GIFT OF
Rev. W. S. Jerome

Digitized by Google

830.6
I3

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Illustrirte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Zwanzigster Jahrgang.

1872.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

A.

ionale in der Gesangsschule! Aus meinen Erfahrungen in Metrik. Von Johann Schneider. 436.
ne Kunstdiktatur auf der schwäbischen * 306. 354.
ahn, eine * 248.
runde * 340.
i, die Vereinigten Staaten von. Gemälde von
von * 507.
ch, Ostar * 328.
den, auf dem grünen Platz von * 247.
i. Von Klara Viebig. 394.
er, als Hausfreund. Von Dr. med. H. Klencke.
i Abwasche Brust und die Lungenschwindsucht 42.
dung von entsetzlichen Krankheiten und deren
ngaben 184. 3. Blut und Eiter! 316. 4. Die
rübrel des Unterleibes 347. 5. Der Schnupfen 520.
e älteren und neuern Ostseebäder 508.
lied! * 328.
n Auge. Von G. Hartmut. 525. 537. 549.
573. 585.
sem Dunkel. Von Elise Polko. 4.

B.

ibrer. Siebenbürger. Von Emil Marie Vacano
te, von Engiano. Von Albert Traper * 495.
bis * 533.
ermuth. Gedicht von P. Winckler * 250.
ein letzter Tag in den. Von Friedrich Lampe
280.
vom Gymnasium in. Die Entwicklung des
rbirten Friedrich Wilhelm's III. * 65.
, Gustav von. Den Schmitz-Bleibtreuels * 207.
n großes, und ein kleines Lied. Von Wilhelm
339.
aus den neuen Provinzen. Die Stadt und Feste
* 23.
el 43. 84. 120. 132. 168. 228. 252. 288.
0. 408. 444. 456. 516. 552. 588. 612.
tobien, Graf, der Gouverneur der neuen Provinz
* 66.
Fürst, auf der Kaiserjagd. 18. Januar 1872
1.
i, Spezialartikeln.
chen, das, eine wahre Geschichte, erzählt
Schilling. 57. 69. 81.
it, eine moderne. Von Lina Freifrau von
. 390.
2. 12. 84. 96. 144. 187. 211. 240. 336.
6. 444. 456. 492. 540. 576. 612.
rächtsel. 12. 139. 360. 535.
55. 192. 379. 607.

C.

223. 283. 319. 379. 564. 547.
247. 319. 360. 444. 547.
e, in der Hausbaltung. Das liebliche Fleisch
Von Dr. C. Reich. 563.
Verhängnis, Jahn H. Chapin nacherzählt
a Freifrau von Berlepsch * 339.
i, der * 316.

D.

dem, einen Perlenendampfers zwischen Amer
Europa * 232.
i hat mit eine Mutter gegeben. Eine Betrachtung der Malerin. Von Wilhelm Petsch. 70.
merikaner, ein, der ein Deutscher geblieben
ie Lebenstage * 245.
Bedichte mit Illustrationen:
ewig. Von Georg Scherer * 6.
Lieblingsblumchen in Büchern.
age Engländer. Nach W. Hauff * 174.
ge von Ortenfels. Nach W. Hauff * 268. 282.
und Fremdländisch. Reisebilder aus der Gegenwart
d Jahren. 357. 369. 381.
Phole, die, eine Rückerinnerung an Cypern. Von
W. W. * 424.
Dichters, der, Lohn des. Von Wilhelm Petsch. 163.
Diplomat, der. Naturwissenschaftliche Skizze von A.
Löwenstein. 108.
Den Garten und die Königin im Garten von Aranjuez
* 34.
Dinenna, die * 424.

E.

Ehe französische! Von von Demuth. 589. 604.
Ehrwein, das. Gedicht von Georg Scherer * 6.
Eigenheim, eine * 27.
Ein dunkles Dichterleben. Skizze von Karl Zastrow. 469.
Ein Magnatenduell. Novelle von G. E. W. von Baltenstein. 83. 105. 117. 129. 141. 153. 165. 177.
Ein Echo in den Ardennen. Erzählung aus dem Krieg von F. H. Hackländer. 13. 25. 37. 52. 66. 73. 85. 97. 112. 121.
Eine große Dame. Novelle von von Demuth * 1. 18. 28. 38. 49. 61. 78. 85. 102. 109. 126. 136. 145. 157. 168. 181. 193. 205. 217. 229. 241. 253. 265. 277. 289. 301.
Elsässischen Dorfwirthshaus, vor einem * 335.
Emanzipation * 467.
Englischen Landstraße, Bilder von der. Von G. Preisett.
I. Der Trafalgarsquare 475. 2. Der Tramp 484.
Entenjagd, auf der, in Amerika * 385.
Erinnerung. Gedicht von Heinrich Seidel. 204.
Erstlust und Letztere. 7. 84. 120. 204. 228. 252. 324. 336.
Erzbischofs von Paris, die letzten Augenblicke des * 27.
Eulenspiegel, Till * 412. 460. 484. 520. 546. 568. 580. 592. 612.

F.

Fauteuilreden, aus meinen. Von G. Pflaume. VIII. Das Leben 513. IX. Das rabiebtige Pflaumen 533.
Feld, im. Eine Liebesidyll. Von Jäger * 211.
Felsenkuppen, die, im Thale von Trepert * 208.
Frauenrecht, ein laudendes. Von C. Rudolph. 615.
Frauenheim, das, zu Berlin. Von Emma Lydden 235.
Freund Lampe. Eine Theater- und Kulturstudie von Theodor Bendix. 503.
Friedens, die Symptome des. Nach Skizzen von Ferd. Unger * 152.
Friedensbilder, die, der Morgenrotb in Oberschlesien * 409.
Friedhof, der, im Gebirge. Gedicht von Anneli Wellmer * 475.

G.

Gaudeamus. Von G. E. Otte. 439.
Geburtstag, der kobaltne. Von Jul. Heinr. Bey * 135.
Germanische Hünenschrift. Von Karl Seifert * 427.
Gläubiger und Schuldner. Volksmirthschaftliche Skizze von Hugo Schramm. 191.
Gold, I. Novelle.
Grämin, die, von Zelle-Auge. Erzählung aus dem Kriegsjahr 1870. Von W. Pastenier. 333. 345.
Grüßgott im Gebirge * 604.
Gütterlbrenne, die. Eine Erinnerung aus den Hirtenlagern. Von P. K. Rosegger. 396.
Guten Morgen! Humoristische Bilder von W. Gretzler * 426.

H.

Hamburger Bettlerherbergen * 460.
Hantwerksburschen, die, im Schnee * 184.
Harmonisiren, das. Von Louis Weil. 1. Dem Treiben der Welt entrückt 351. 2. An den Lebensleiden 371.
Haus, das, mit dem Raubenzeichen. Drei Scenen aus dem Leben eines jüdischen Stämmes. Von Wilhelm Petsch 510.
Heim in die Studien. Von Wilhelm Petsch. 311.
Heimweh. Gedicht von Georg Hermann * 596.
Hellebarbier, der * 296.
Heloise, eine neue. Von Dr. W. Kullmann * 562.
Herrin, die, von Orta. Eines alten Mannes Erzählung.
Von L. A. Weinzierl. 201. 213. 225. 237.
Herz, der Salon der Hofdamen. Berliner Zeitbild von Fred. Meyer. 296.
Hinrichtungen, die, in Sutern. Ein Kachspiel des pariser Dramas * 388.
Hochheit, eine, auf der Insel Java. Von Rudolph Günther 106.
Hochzeit, eine, in Jemtland * 279.
Hochzeiten, goldene, in Riga * 291.
Höhle, die, von Stenfell. Von W. Hauff * 268. 282.
Hoffmann, Theod. Wilhelm, I. Dichtere.
Homerowoc. 487. Anm. 547.
Hütte, die, am Jillabag. Von Ernest Dienbrügger. 216.
Humoristischen Mappe, aus unserer. Humoristischer Bilderbuch-Unterhaltungsraum von A. Oehlgren. 1. 44. 11. 80. III. 116. Skizzen von G. Lucke. 388. 620.
Hund, der kurdische * 418.
Hundemarkt, londoner * 474.
Hydropathische Kur, die. Ein Schwank. 147.

J.

Jesus bei Lrol. Nach dem Gemälde von Paul Veronese * 294.
Illustrationen zu Klassikern und Volksliedern * 440.
Illustrirte Klassiker-Ausgaben * 162.
Im Französischen Hauptquartier. Erzählung von J. D. H. Temme * 312. 320. 337. 349. 361. 373. 385. 397.
In den Red Rider-Sümpfen. Nach dem letzten amerikanischen Krieg. Von Friedrich Gerstäcker. 9. 21. 33. 45.
Impfen, welche Besorgnisse erregte vor achtzig Jahren das? 552.
Insel Bella * 507.

K.

Kaiser, der, und Metzke * 400.
Kapp, Friedrich, I. Deutschamerikaner.
Kartenlied, im Vorzimmer des * 3.
Kleinasien, ein Spaziergang in. Von Gustav Rasch. 55.
Kleinschrift, das, der Frieden. Von Franz Poppe * 186.
Klemer's Leben, zwei Blätter aus. Von Wilhelm Petsch. 154.
Komeien, von 568.
Konstantinopel, Triumphstraße, Schlachtfeld und Richtstätte in. Von Gustav Rasch. 196. 208. 222.
Kreuzschnabel, I. Winterliche Gäste.
Küste, an der. Von Emil Rauw. 342.

L.

Liebhabertheater, aus dem, eines kleinen Residenzstädtchens. Humoristische Bilder von G. Schmid * 404.
London, Europa in, und die Universalrepublikaner.
Von H. Baumann * 558.
Londoner Gürtelbahn, die neue * 360.
Londoner Straßenleben, ein 31.

M.

Mädchen, das, von Gerze. Dem Tagebuch eines preußischen Offiziers entlehnt von Arthur Freese. 409. 421. 433. 445. 457.
Mainterburn, der * 591.
Magellane, I. Volksdichter.
Meeva. Novelle von Marie Grese. 249. 261. 273. 285. 297. 309. 321.
Meister, Simon, I. Bild.
Metzke, der, König der. Von Paul Kummer. 532.
Metz, die Stadt und die * 23.
Metz, drei Blätter aus der Geschichte von. Von Daudy. 323. 445. 457.
Meuterbaron, der * 591.
Mexikaner, I. Volksdichter.
Mexiko. Novelle von Marie Grese. 249. 261. 273. 285. 297. 309. 321.
Meister, Simon, I. Bild.
Metzke, der König der. Von Paul Kummer. 532.
Metz, die Stadt und die * 23.
Metz, drei Blätter aus der Geschichte von. Von Daudy.
Meyn, ein berliner Landwehrmann von. Humoristische Bilder von Paul Goldmann * I. 176. II. 188.
Meyn, in der Markthalle zu * 614.
Mont-Cenis-Bahn, I. Alpenbahn.

297267

Digitized by Google

N.

Nacht. Gedicht von Otto Meyer. 584.
Neuamerika, Skizzen aus den Vereinigten Staaten von. Von R. Goedeke. I. Reisch in Deutschland 35. II. Die Rückkehr aus Deutschland 71. III. Ein neuyorker Hotel 107. IV. Unsere Familie 141. V. Caldwell Institute for young ladies 171. VI. Ein Kongreßmitglied aus New-York 315.
Nordpolexpeditionen, die, und ihre Ergebnisse * 459.
Nürnberg, der Hof des Pickert'schen Hauses zu. Von A. v. Ehe * 402.

O.

Ostpassionszeit, aus der. Bilderverkauf an der Eisenbahn * 664. In der Markthalle zu Metz * 614.
Oxan, ein Ausflug nach. Von Franz Wallner. 610.
Oxan, der kleine * 435.

P.

Pagode, eine chinesische * 423.
Palindrom-Charade. 547. 576. Auflösung. 576. 607.
Paulinzelle, in der Klosterruine. Von Ferdinand Bilstein * 105.
Pflanzenwelt, die kleinste. Von G. Wirth. 546.
Pflicht und Leidenschaft. Nach einer wahren Begebenheit von Paolo Geroni. 553. 565. 577. 597. 609.
Pilot, ein, auf Peiern * 366.
Pfandorte, eine. Von W. Marr. 94.
Problematische Existenzen. Eine newyorker Federzeichnung. Von W. Wendler. 399.
Prophezeiung, die * 450.
Pütrin, David, † Bohtsbärer.

R.

Räthsel. 55. 120. 192. 247.
Auflösung. 120. 139. 223. 263.
Rembrandt, das Gemälde von Karl Becker * 39.
Reisenden, die, Anmerkenswerthe Skizzen von M. Haider. I. 224. II. 260. III. 296. IV. 332.
Ring, der, des heiligen Markus. Von Karl Seifart. * 523.
Ritt, der, zum Markte. (Walachei.) Von G. W. Bause * 51.
Römer-Denkmal, das, zu Xanten * 544.
Römerstadt, eine, in Dalmatien. Von Gustav Rasch. 604.
Römerthor, das, in Trier * 556.
Rößellprung. 24. 60. 96. 144. 168. 216. 240. 288. 312. 355. 396. 439. 492. 552. 564.
Auflösung. 60. 96. 144. 163. 216. 264. 288. 312. 355. 403. 439. 480. 552. 583. 612.
Roggenbach, Franz Freiherr von. Der Kurator der straßburger Universität * 411.
Rolle, die, des Benediktiners. Aus den Erinnerungen eines deutschen Militärs. 143.
Rothen, die, im weißen Hause * 100.
Rüstung, eine alte. Von Karl Seifart * 532.

S.

Saarbrücken, auf dem Bahnhof von * 319.
Salem und Berthaut. Ein Lebensbild aus alter und neuer Zeit von G. Löwenherz. 481. 493. 505. 517. 529. 541.
Salzungen 600.
Schach. 36. 72. 108. 156. 187. 204. 252. 300. 324. 408. 432. 463. 504. 528. 576.
Auflösung. 60. 103. 156. 187. 204. 252. 300. 331. 367. 432. 463. 511. 520. 576. 595.
Schachbriefmappe. 108. 144.
Schachbuden, ein Dutzend zu * 436.
Schiller's erste Liebe. Skizze von M. Sch. 251.
Schmuggelwaaren, auf * 375.
Schubart, L. Ein deutsches Dichterleben.
Schwanengang, die. Ein Märchen. Von C. L. Bruck. 613.
Schwarzwaldbahn, die badische * 468.
Schweden, Skizzen aus. Von Paul Hüttig. I. Gothenburg und das Eisthal * 376. II. Eine Reise nach den Teufelhäuserfällen 414. 424.
Seele's, Walter, Heimat in. Von Richard Andree * 133.
Seehafen, eine, auf der Eisscheide. Nach Mittheilungen des Oberstleutnants von „Hanka", R. Hildebrandt. Von G. Wirth. 294.
Seelenwanderung. Polizeiroman von Dr. A. Th. B. Andreasmant. 384. 393. 405. 417. 429. 441. 453. 465. 477. 489. 501. 513.
Shawllanz, der 588.
Simson, E. M., der Präsident des deutschen Reichstags * 19.
Spottingsbändler, die, von New-York * 294.
Spezialitäten, aus den Mappen unserer. Von Fritz Schulz * 371.
Sprichwörter, aus dem Weidwerksleben der. I. Der Hetzenrathmann. 384. 393. 405. 417. 429. 441. 453. 465. 477. 489. 501. 513.
Shawllanz, der 588.
Simson, E. M., der Präsident des deutschen Reichstags * 19.
Spottingsbändler, die, von New-York * 294.
Spezialitäten, aus den Mappen unserer. Von Fritz Schulz * 371.
Sprichwörter, aus dem Weidwerksleben der. I. Der Hetzenrathmann. 384. 393. 405. 417. 429. 441. 453. 465. 477. 489. 501. 513.
Steinmarderer, aus dem Leben des. Von C. Freiherrn v. Thüngen * 363.
Steinernen Tische, die drei 168.
Storchennest, ein * 135.
Strafpredigt, aus. Von August Silberstein. 368.
Sylvesternacht, in der * 223.

T.

Technische Naturlehre. Humoristische Bilder von † Girschmann * 1. 212. 11. 548.
Temme, J. D. H. * 278.
Theorie und Praxis * 517.
Touraine, ein Blick aus der * 124.
Traumleben, das. Skizze von Lina Freifrau v. Lepich. 575. 587.
Trier, das Römerthor in * 556.

U.

Uraboe. Gedicht * 103.

V.

Veilchen, am Hufe des. Von M. G. Conrad * 556.
Volksbücher, die alten 75. I. Die schöne Magelone. Dem alten Volksbuch nacherzählt von Edmund Höfer * 78. 117. 148. II. Till Eulenspiegel * 412. 484. 520. 546. 568. 580. 592. 612.
Vorposten, auf, in Gedanken * 379.

W.

Wallachin, die, auf dem Markte. Von M. Boranz * Weihnacht, eine. Erzählung aus den überreichlichen Jahren. Von P. K. Rosegger. 179. 189.
Wie man seine Liebe bezahlt * 171.
Wie Peter der Große über den neuen Markt von Von Thibelen Peisch. 91.
Wilde Schweine in Indien * 504.
Winterliche Gäste. Von G. Freiherrn v. Thüngen.
Wirthshaus, das. Von Gustav Hammer * 87.
Wirthshausbesuch * 567.
Wörth, unser Sieg bei. (Aus Müller's illustrierter Geschichte des Krieges.) * 55.
Wohlthäter, der, seiner Vaterstadt. Lebensbild aus Schweiz von Anjuk Feierabend. 82.
Wohnungsnoth, ein Beitrag zur. Von Lina Rostiern. 592.
Wolfsangeln, auf dem St. * 619.

Z.

Zum Ball kommandirt. Eine Erinnerung aus der neuen Zähringerstadt. 47.

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 1. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **van Dewall.**

Erstes Kapitel.

In einem geräumigen Schimmer im zweiten Stockwerke des Z.....schen Palastes zu Warschau saßen zu Anfang der Karnevalszeit des Jahres 1863 drei junge Frauenzimmer um einen Tisch herum und nähten gar eifrig beim Scheine einer Hänglampe, welche die Arbeiterinnen und die Stoffe in ihren geschickten Händen von oben herab beleuchtete.

Auf dem altmodisch getäfelten Fußboden waren Leintücher ausgebreitet und auf diese herab flossen in breiten Falten Atlaß, Sammt und Spitzen bunt durcheinander.

Ein großer bunter Kachelofen verbreitete eine behagliche Wärme in dem Gemache, welches sonst nur wenig Comfort und spärliche Möbel aufzuweisen hatte. Es war offenbar ein Domestikenzimmer, die dunkelrothen Gardinen vor den tiefen Fensternischen zeigten deutliche Spuren eines langen Gebrauchs, der vorhin erwähnte Tisch, einige Rohrstühle, eine einfache Kommode mit einem russischen Heiligenbildchen darüber, wie sie die Nonnen in den Klöstern für einige Kopeken feilbieten, und ein großer Korb mit Holzscheiten bildeten die ganze Ausstattung, mit der die alten, gepreßten und ehemals vergoldeten Ledertapeten an den Wänden, die

Eine große Dame. Sie beseufzte mit ihren feinen Händen vorsichtig die Stoffe. Originalzeichnung von Gustav Bartsch. (S. 2.)

Digitized by Google

allerdings von Stock- und Fettflecken vielfach verunziert waren, einen auffallenden Kontrast bildeten.

Von der Straße drang der Lärm der vorüberfahrenden Fuhrwerke, die zu dem nahen Theater rollten, sowie des Gewühls der Hauptstraße dumpf herauf, auch wurden die Fenster ab und zu gelbroth erhellt von einem Wachfeuer, welches im Hofe des Palastes lustig prasselte.

„Sputen Sie sich, Saschinka," sprach das älteste der drei Mädchen mit auffallend fremdländischem Accent zu einer jungen Russin, die eifrig beschäftigt war, Knopfe mit kleiu Atlaß zu bezichen, „in zwei Stunden muß Alice fertig sein, Punkt neun Uhr will die gnädige Gräfin die Robe und den Domino anprobiren."

„Ja, ja, Mademoiselle Juliette," erwiderte die kleine blonde Zose bereitwillig und sich ihre hübschen Finger noch flinker arbeiten, als zuvor, dann trat eine Zeitlang tantiefe Stille ein, kaum unterbrochen von den Rüstern der Seidenstoffe und Surren der Fächen.

Mademoiselle Juliette, die erste Kammerdame der Gräfin P., war eine Pariserin, groß, schlank, etwas mager, mit einem ziemlich interessanten Gesichte und klugen, aber kalten Augen. — Sie kleidete sich stets mit der ziemlichsten Sorgfalt; in ganz Warschau ging Niemand besser angezogen als sie, etwa ihre Herrin, die junge und schöne Gräfin P. ausgenommen, welche ihre geschickten Hände und ihr Genie in Dienst und Brod genommen hatte.

Saschinka, die junge Russin, war eine blühende, rosige ehemalige Leibeigene von den Gütern des Grafen P., mit langen blonden Flechten und dunkelblauen Augen. In ihrem schwarzen knappen Kleide und der blendend weißen Lapschinze darüber sah sie einer hübschen Nonne zum Verwechseln ähnlich.

Die dritte Person im Zimmer, welche emsig beschäftigt war, breite Spitzenfäume an den Domino zu heften, war eine junge Dame aus Deutschpolen, Namens Wilhelmina, oder Mincia, wie sie im Hause genannt wurde, welche die Aufsicht über die Wäsche der Gräfin führte. Sie mochte etwa 21—22 Jahre alt sein, und war groß und stattlich. Sie hatte regelmäßige ernste Züge und war gewohnheitlich überaus schweigsam und zurückhaltend. Sie gab an, aus einer adeligen Familie zu stammen, welche durch die Polen an den Bettelstab gekommen sei, und trug bei jeder Gelegenheit ihren Haß gegen alle Mitglieder dieser Nation zur Schau.

— „Hören Sie doch, was man da unten wieder los sein?" sprach plötzlich Mademoiselle Juliette, ihre Arbeit in den Schooß sinken lassend und nach dem Fenster schauend.

„Aber weiß, — wir leben in einer unruhigen Zeit!" erwiderte Mincia, ohne aufzuschauen oder den Lärm und das Pferdegetrappel unten weiter zu beachten.

„Alle Heiligen — das ist wahr, wir leben in einer bösen Zeit," sprach auch Saschinka mit einem Ausdrucke von Angst und Sorge hinaufsehend nach dem Dach der Decke, als suche sie dort oben Schutz. — „Wie kann man da noch an Maskeraden und Bälle denken! Des Morgens Mord und Todtschlag und des Abends Theater und Tanz!" — —

„Still, still, Kleine, daß Dich Niemand hört," ermahnte Mademoiselle Juliette, den Finger emporhebend. — „Was wüede es auch helfen, wenn alle Welt Trübsal bliese und schon vor dem Aschermittwoch sich in Sack und Asche hüllte, — die Sache bliebe immer dieselbe, — ces Polonais sont comme les loups feroces!" Dieses letzten Gedanken sprach sie halb leise vor sich hin, mehr zu sich selbst, als zu den Anderen. Gleich darauf erhob sie sich und trat an's Fenster, denn der Lärm da unten nahm an Intensität zu, auch die Wäschbewahrerin stand auf und schaute zu dem andern Fenster hinaus, zu ihr gesellte sich Saschinka, so daß alle drei Frauenzimmer für einen Augenblick ihre Arbeit im Stich ließen, um zu sehen, was es draußen gäbe. Unten in dem weitläufigen Hofe, welchen ein starkes eisernes Gitter gegen die Straße absperrte, brannte ein großes Feuer und beschien im Verein mit zwei Pechfackeln neben dem Hauptportal den weiten Raum mit seinem flackernden rothlichen Lichte. Grell von der Glut beleuchtet standen längs der Mauer die zusammengeloppelten, mageren Schimmelstuten der Tscherkessenwache mit dem hohen Sattelzeuge und den langen daranhängenden Zinken; den Turban auf dem Haupte, in ihre Schafspelze gehüllt, lagen oder saßen mit untergeschlagenen Beinen die Söhne des Kosakenlos auf Stroh und Decken um das Feuer herum. Einige schliefen, einige tranken und aßen, die meisten aber starrten rauchend in die Flammen in einem Halbzustande zwischen Träumen und Wachen. Vor dem Hauptportale hielt der Gallawagen des Generals, um denselben in die Oper zu fahren, ein Paar Kosaken, die langen Lanzen im Arm, hockte dahinter in den Sätteln, bereit, den Wagen zu begleiten, wenn der General sich diese Ehrerbietung auch dürftig verbat.

Dieß Alles waren für die drei Mädchen ganz gewöhnliche Erscheinungen; eine starke Wache lag Tag und Nacht da unten, seitdem der Aufstand gährte, der Generalswagen wartete ebenfalls oft stundenlang im Hofe; was aber die Augen der Zofen und der Menge, welche von der Straße her durch die Gitterstäbe starrte, besonders auf sich zog, war ein kleines Bauernfuhrwerk, das mit Gefangenen beladen und begleitet von einem Paar Dardehusaren unter einem Offizier soeben im Hofe hielt. Das Einrücken dieses Gefangenenkondukts, das Gedränge der Menge, Drohungen, Verwünschungen, Kommandowörter und das Getrappel so vieler Pferde, — Alles dieß zusammen machte einen solchen Lärm, daß das ganze Haus auf den Beinen zu sein schien, denn an allen Fenstern zeigten sich dunkle Schatten, die hinabschauten in den Hof. „Das müssen Leute von Bedeutung sein, die da auf dem Wagen liegen, sonst hätte man sie sogleich auf die Citadelle gebracht, anfigt hier in den Palast," sprach Mademoiselle Juliette, mit ihren schwarzen Augen hinunterstarrend.

„Mein Gott, so viel Aufsehens wegen ein paar polnischer Juden," sprach Mincia achselzuckend und wandte sich, das Fenster zu verlassen.

„Das sind keine Juden, Mademoiselle, — es sind katholische Geistliche, wenn mich meine Augen nicht täuschen; dort sehen Sie nur die runden Hüte und die glattrasirten Gesichter," — entgegnete Saschinka, — „und wahrlich sie nur genacht haben, die armen Menschen, sie sind mit Stricken gebunden?"

„Wahrscheinlich komplottirt," sprach die Deutschpolin kalt, sich wieder zum Fenster zurückwendend, dann legte sie beide Hände an die Schläfen und starrte aus diesem Rahmen hinunter nach dem kleinen Fuhrwerk.

Wer ihr dabei hatte in's Angesicht schauen können, der würde bemerkt haben, wie fest sie ihre kleinen Zähne aufeinanderpreßte, wie ihre Augen dunkel glühten, während ihr Busen mächtig arbeitete und ihre Wimpern feucht wurden.

„Da kommen Baron Mengden und Principe Mussa die Treppe herab — es muß ein Fang von großer Wichtigkeit sein, den sie da gemacht haben," sprach Juliette lebhaft, „sehen Sie, Beide treten an den Wagen und sprechen mit den armen Teufeln."

„Wer ist dieser Baron Mengden, Mademoiselle? — Ich höre seinen Namen zum ersten Male nennen," frug Mincia.

„Das wissen Sie nicht?" Seit gestern ist er der zweite Adjutant des Generals, er kommt für Apraxin, der nach Petersburg zurückging in der vorigen Woche; — ein schöner Mann, nicht wahr, Mademoiselle? — Sehen Sie nur, wie armselig der kleine gelbe Principe neben ihm aussieht!" —

„In der That, ein kühner Mann, so viel ich zu erkennen vermag," erwiederte Mincia in ihrer gewohnten kalten Weise.

Dort unten auf dem kleinen Bauernwagen lagen mittlerweile zwei Geistliche und ein polnischer Edelmann auf einer Schütte Stroh. Der tiefe Schmutz an den Rädern und ihre bleichen, schmerzentstellten Gesichter bewiesen, daß sie eine lange, peinvolle Fahrt hinter sich hatten. Während die Husaren der Eskorte neben ihren Pferden standen und sich durch Stampfen und Schlagen mit den Armen zu erwärmen suchten, flüsterten die Gefangenen mit den Wagen heran, gelegt von einem Manne in einem dunklen Pelz mit einem Militärkragen. Dieser, der Adjutant, that einige kurze Fragen an die Gefangenen, und wandte sich dann zu den beiden Offizieren, nach wenigen zwischen ihnen ausgetauschten Worten stiegen die Husaren wieder in die Sättel, das Fuhrwerk setzte sich langsam in Bewegung, und fuhr mit seiner Bedeckung nach der Citadelle.

Gleich darauf erschien der General oben an der Freitreppe, stieg in seinen Wagen und rasselte mit seinen Kosacken davon nach dem Theater, während Baron Mengden und der Principe in den Palast zurückgingen.

Es trat nun auf dem Hofe eine vergleichsweise Stille ein. Nur das Scherkessenpulk lagerte noch dort unten lautlos um das Feuer, bisweilen scharrte eines der Pferde, bisweilen klirrte es in den Flammen, wenn der Wind sie schürte — sonst war Alles still, auch die Menge hatte das Gitter verlassen — der Abend war bitterkalt.

Die drei Mädchen saßen wieder bei ihrer Arbeit — Mincia still und düster, die beiden Andern in leisem Gespräch.

So verging wohl eine Stunde. Der Domino war fertig und hing über einer Stuhllehne, er war von schwarzem Atlaß mit schwarzen Sammetstickereien, funkelnden Schnelz und starrend von Spitzen, das Lillafleid strömt schnell seiner Vollendung entgegen.

Es öffnete sich die Thür und eine dicke, behäbige Frau mit breiten Wangen, einer kleinen aufgestülpten Nase und kleinen freundlichen Augen schob sich herein in's Zimmer.

„Alle Heiligen, Mädchen, welch' ein Fleiß!" rief sie aus und wackelte dem Tische zu, „beinahe Alles fertig, und wie schön! — Wie wird Babuschka*) das kleiden! — Mein Liebling, — Blut meiner Seele, wie wirst Du strahlen, wie eine Prinzeß, die Du auch bist!" —

Sie betastete mit ihren fetten Händen vorsichtig die Stoffe, sie stickte

*) Eigentlich Mütterchen, Schmeichelname für die Frau vom Hause.

Digitized by Google

sich mußtenb und trat bald hiezhin, bald dorthin, nichte dann brfallig mit dem Kopfe und begann auf's Neue die Arbeit und den Fleiß der Mädchen zu loben.

„O, Sie sind eine wahre Zauberin, Julictte, Sie können Alles," fuhr sie fort, „aber dieses Mal übertreffen Sie sich selbst."

„Nicht wahr, Annuschka," erwiederte diese einschmeichelnd, „die gnädige Gräfin wird morgen alle Welt entzücken, wie gewöhnlich."

„Ja, das wird sie!" — Aber, mein Gott, Sascha Pawlowna, Kind, wie siehst Du aus? — Deine Wangen glühen ja wie Feuer, Du hast Dich überarbeitet, nun warte nur, mein Liebling, gleich bekommst Du Deinen Thee; ihr mecht hungrig sein, ihr Mädchen, ich gehe schon, gehe schon!" Damit watschelte Annuschka zur Thüre weiter hinaus.

Auch das Kind wurde fertig, Mademoiselle Juliette nahm es nebst dem Domino auf den Arm und ging zur Gräfin hinab, um es ihr anzupredigen.

Dann kam der Thee nebst Eingemachtem und kalter Küche, der Tisch wurde gedeckt und das Nachtmahl schnell verzehrt.

„Ist für mich noch etwas zu thun?" frug Mincia gähnend, „ich bin müde und möchte mich zur Ruhe legen."

„Nein, mein Seelchen — legen Sie sich nur schlafen," sprach Annuschka gutmüthig, und Mincia ging; und Sascha folgte bald nach — Annuschka blieb mit Mademoiselle Juliette allein.

Annuschka war die Amme der jungen zwanzigjährigen Gräfin P., der Gemahlin des Generals und Armeekommandanten in Warschau. Sie war die Hauptperson im Palaste, mit der sich Jeder auf einem möglichst guten Fuße hielt, da sie großen Einfluß auf die junge Generalin hatte. Diesen theilte sie ein wenig mit Mademoiselle Juliette, welche durch ihre Geschicklichkeit und Klugheit sich der Generalin in Toilettensachen unentbehrlich gemacht hatte, so unentbehrlich, daß diese es überlegt, daß die elegante Zofe für die Mätresse ihres fünfundbreißigjährigen Gemahls galt.

Diese beiden Personen kannten und repektirten ihren gegenseitigen Einfluß mit jenem angeborenen Instinkte und jener Geschmeidigkeit, welche Frauen, die mit Mutterwitz ausgestattet sind, in dienender Stellung häufig eigen zu sein pflegt.

Die Zofe nähte jetzt an einem dunklen seidenen Kleide, aber nicht mehr für die Gräfin, sondern für sich selbst, die Amme schrieb in einem kleinen Buche die täglichen Ausgaben auf, und sah ab und zu nach dem Feuer. Draußen schlug es auf den Thürmen der Stadt zehn Uhr, die Straßen waren öde und leer, von neun Uhr an durfte Niemand mehr ohne Laterne ausgehen, sonst griff ihn die Patrouille auf und schleppte ihn auf die Wache.

„Zehn Uhr — wie wäre es, Zuschka, mein Liebling, mit einer kleinen Herzstärkung? Das Wasser siedet," sprach die Amme an und sah mit ihren kleinen heilen Aeuglein aufmunternd nach der Französin hinüber.

Diese nickte zustimmend mit dem Kopfe und die Amme ging hinaus. Mademoiselle Juliette schaute ihr träumerisch nach, offenbar mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Plötzlich legte sie ihre Nähteeri auf den Tisch und trat schnell an's Fenster; eben fuhr der General mit seiner Eskorte in den Hof hinein, die Wachen präsentirten, das Thor wurde aufgerissen, der Wagen hielt und von seinem ersten Adjutanten unterstützt, stieg Graf P. aus seinem Wagen.

„Gottlob," murmelte Mademoiselle Juliette mit einem tiefen Seufzer, „daß es heute ohne Unfall abgelaufen ist, — ich hatte solch' eine Angst auf dem Herzen! — Man haßt den Grafen, weil er streng und energisch ist — ich weiß es, man setzt eine Menge von Gaunsmeisteln auf seine Rechnung, doch mit Unrecht, er ist streng, aber gerecht. — Bah! diesen Bestien von Polen gegenüber, diesen Meuchelmördern, dieser Kanaille bleibe nur Einer gelassen! Ich wollte sie zu Paaren treiben, wäre ich ein Mann!" Ihre Augen funkelten, während sie dies sprach, und zwischen ihren Brauen zog sich eine dunkle Falte zusammen. „Da haben sie gestern wieder dem armen Murfin auf offener Straße meuchlings den Dolch in den Rücken gestoßen, diese feigen Schurken, — pauvre garçon, ich bedaure so manches kühne Gebblüd von ihm! — Gestern noch gesund und heute kalt und starr!"

„Was reden Sie da, mein Herzchen?" frug die Amme, welche mit einem großen Topfe voll Punsch und zwei Gläsern zu eben wiedee beein getreten war und die letzten Worte dieses Selbstgespräches vernommen hatte.

„Ich dachte eben an den armen Murfin, Annuschka, den sie gestern niedergestochen beim Hotel de l'Europe, — Sie haben ihn ja auch gekannt."

„Ja, sind gerthige Zeiten — schwere Zeiten, der arme Murfin! — Alle Heiligen stehen uns bei und mein Schutzpatron, der heilige Cyprianus! Ach! welch' eine Menge von Todybriefen sind heute wiedee in's Haus gekommen. Der Poetier sagte mir's heute Mittag. Alle Ecken sind auch wieder voller Plakate. Nun, man hat sie gleich herabgeriffen!"

„Ja — was muß Unsereiner sich ängstigen Tag und Nacht!"

„Wir leben hier buchstäblich wie auf einem Vulkan, — jeden Tag kann es losbrechen," erwiederte die Zofe, und rührte den Zucker in ihrem Glase, — „wee kann wissen, wie lange Gott einem noch das Leben schenkt! — Denken Sie nur, Annuschka, wenn unserem Grafen, was Gott verhüte, ein Unglück geschahe! — Ich zittere bei der Idee! — Unsere arme Dame!"

Schnell wie ein Gedanke schaute die Amme bei diesen Worten mit ihren schiefen Aeuglein Mademoiselle Juliette forschend an; „behüte der Himmel etwas so Furchtbares!" sprach sie dann, ziemlich gelassen an ihrem Glase nippend. — „Nun, wenn's aber zum Aeußersten käme, Katharina Alexandrowna, meine Taube, bekommt ihre 12,000 Rubel Pension, sie sagte es mir selbst. — Damit könnten wir Beide schon leben. Wir nähmen dann noch die Mutter Baronin zu uns und zögen nach Petersburg und gingen auf Reisen, oder verheiratheten uns wieder, wenn's Teufelsjahr um ist — Gott weiß, wie's kommt, man muß sich schicken!" — Dabei saltete sie gegeben ihre biden Hände über der Schürze.

Beide starrten dann eine Weile mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt vor sich hin.

„Legen Sie Ihre Arbeit fort, Herzchen, Sie verdeeben sich sonst Ihre schönen Augen," hub die Amme guthezig wieder an, „trinken Sie lieber noch ein Tropfchen und rauchen Sie eine Papyros — 's ist echt türkischer Tabak — guter Gabeeli, stammt noch von Fürst Apraxin — nehmen Sie!"

Die Zofe tonnk einen Schluck und steckte sich die Cigaeee an, die Amme saß ihr gegenüber, die Hände immer noch behaglich über der Schürze gefreuzt, und blies dicke Wolken vor sich hin.

„Sagen Sie mir doch, Amme," begann die Französin nach einer Weile, „da wir nun einmal so vertraulich beute plaudern, sich bin nun schon über zwei Jahre bei der Gräfin — damals war sie eben erst achtzehn Jahee alt und machte ihee Beauteeise — wie kam es eigentlich, daß eine so junge und schöne Dame, wie diese, einen Mann von fünfundsechzig Jahren heirathete, den man nach gewöhnlichen Begriffen eher häßlich als hübsch nennen muß?"

„Ja, wie kam's!" entgegnete die Amme, trank ihe Glas aus und schaute wiedee forschend der Zofe in's Gesicht, — „sehen Sie — eigentlich soll ich nicht darüber sprechen — ich bin keine Plaudeetasche, aber Ihnen kann ich's ja schon sagen. Die Baronin Mutter, müssen Sie wissen, hatte ein schönes Mittum einstmals von ihrem Seligen, dem Vater von Katharina Alexandrowna. Wir lebten damals in Mitau und später in Mostau. Sehen Sie, die Baronin war eine sehr schöne Frau, und das ganze Haus war beständ immer voller Offiziere und Kavaliere. Man glaubte, sie wollte sich wieder verheirathen, aber sie konnte sich niemals recht entschließen; das ungebundene Leben — Sie verstehen mich — behagte ihr mehr. Ja, wer will's ihr verdenken, bei uns ging's lustig zu mit Schmausen, Tanzen und Scharmuziren! — Gott, welche fröhlichen Zeiten! — Aber sehen Sie, das Geld ging mit der Zeit drauf, Mademoiselle, wir hatten Schulden und man zwackte uns bald hier, bald dee. Die Baronin zog endlich nach Riga, bloß um den ewigen Plackereien zu entgehen; dort lernten wir den General kennen. Er machte seit der Mutter den Hof, und es hieß, sie wiede nicht Nein sagen. — Nun denken Sie sich aber unseeen Schrecken, als er eines Tages richtig anbiett, aber nicht um die Baronin, sondern um das Kind! Wir waren alle Drei wie vom Donnee getroffen. Um's kurz zu machen, dee General war reich und seichgeig; 12,000 Rubel Mittweneinkommen setzte er sogleich dem Kinde fest, wenn es einwilligen wollte, ohne das Andere. Da half denn kein Weinen und Stränben, am dritten Tage sagte sie Ja, und nach sechs Wochen war die Hochzeit. Unter uns, bis heute hat Katharina Alexandrowna es noch nicht bereut, daß sie seine Frau geworden ist. — Unsee Graf ist sehr gentil — das wissen Sie ja."

„Sehr gentil, das ist er!" versetzte die Zofe bestimmend.

„Es gibt keinen galanteren Kavaliee, als ihn, er läßt Bastillen genug freien Willen und quält sie nur selten mit Eifersucht. Gott — so ein junges Vögelchen versucht doch auch gern einmal seine Schwingen!"

„Doch da schlägt's ell Uhr, — nun gute Nacht, ich muß hinabgehen und sie zu Bette bringen. Die Heiligen senden Ihnen angenehme Träume!"

„Gute Nacht, Amme!" — (Fortsetzung folgt.)

Im Vorzimmer des Kardinals.

(Ende S. 5.)

Wer um die Promenadenstunde in Rom aber den Monte Pincio wandert, dem wird unter den zahlreichen Wagen mitten zwischen den eleganten Gefährten der Aristokratie und Diplomatie und den erhärmlichen Fuhrwerken der Fiaker eine ganz absonderliche Spezies auffallen: es sind die schweren, altertümlichen, bizarren und schwibar einer längst ver-

Digitized by Google

schwundenen Zeit angehörenden Karoſſen der Kardinäle. Es ſind unförmliche, vergoldete, mit Wappen gezierte, unten zinnoberrothe, oben ſchwarze Kutſchen, gezogen von zwei breiten, maſſig geſchienten Pferden, mit Quaſten und violettem Roßhaarſchweif zwiſchen den Thüren, drei Diener mit Dreiſpitz und reichbeteßt hintenaus, die in ihren rothen Strümpfen langbeinigen Flamingos gleichen. Dieſen Flamingos begegnet man einſelu, wenn ſie ihrem Herrn in gebührender Entfernung folgen, mit dem klaſſiſchen Schirm von jener antediluvianiſchen Form unter dem Arm, welche in Rom ſprüchwörtlich geworden. Heute iſt's kalt. Wir finden unſere Freunde zu Deten im Boezimmer eines Kardinals um ein Kohlenbecken vereinigt, wo ſie ſich Hände und Füße wärmen, bis die Eminentiſſimi drinnen fertig ſind: wir wiſſen nicht, was da im Allerheiligſten verhandelt wird, aber der treffliche Künſtler hat die Denkungsart der drei Domherren ſo treffend in dieſen Köpfen gezeichnet, daß wir kaum zu ſagen brauchen, daß der Diener im Mantel feſt und unerſchüttterlich an das glaubt, was die Kirche vorſchreibt, der Stradellokopf mit den Händen in den Hoſentaſchen ein ſkeptiſcher Neurer iſt, während der Sitzende alle geiſtlichen Fragen getroſt ſeinem Gebieter im Purpue überläßt und ſich noch nie den Kopf darüber zerbrochen hat. Ein deutſcher Maler, Heilbuth, dem wir dieß köſtliche Bild verdanken, hatte in Frankreich eine zweite Heimat durch die Anerkennung gefunden, die ſeinen Bildern im „Salon" zu Theil wurde. Eben war er im Begriffe, ſich mit ſeinen Bildern nun auch der deutſchen Heimat zuzuwenden, Berlins Ausſtellung zu beſchicken, als der Krieg ausbrach. Hoffentlich iſt er durch die Ereigniſſe nun wieder uns ganz gewonnen!

Aus tiefem Dunkel.

Von

Elise Polko.

„Nacht iſt's unter — — —
Nicht Sturm, nicht Regen — kein milder Schein
Erleuchtet meinen Pfad!" — —
Händel's Samſon.

Zwei Frauengeſtalten, wie ſie ehrwürdiger nicht gedacht werden können, erſchienen 1794 in London im königlichen Konzertſaal des Buckingham-palaſtes, — deutſche Künſtlerinnen, Beide in der vollen Blüthe ihres Ruhmes, — und dennoch ſind uns zufällig dort begegnend: — die größte Haemoniaſpielerin ihrer Zeit, Marianne Kirchgäßner, geboren zu Wagshäuſel bei Benchſal 1770, und die gefeierte Klaviervirtuoſin Therese Paradies, geboren 1759 in Wien.

Therese Paradies war nicht zum erſten Mal in London — die Kriſtokratie der engliſchen Hauptſtadt hatte die Künſtlerin ſchon früher mit derſelben mitleidsvollen Liebe und Bewunderung auf den Händen getragen, als ſie die öſterreichiſche Kaiſerſtadt gethan, — — mitleidsvoll, denn Thereſe Paradies war ſeit ihrem dritten Jahre blind. — Die Muſik wurde die Leuchte dieſes ſo glanzend begabten Weſens, Thereſe Paradies zeigte ſie ſie ein wahrhaft geoffartiges Talent. — Eine reizende Stimme entwickelte ſich früh und wurde in ſorgſamſter Weiſe gebildet, ihr Klavierſpiel erregte allgemeines Entzücken und zugleich verrieth das junge Mädchen ein bedeutendes Talent zur Kompoſition, mit der ſie ſich denn auch in leidenſchaftlichſtes Weiſe beſchäftigte. Umgeben und gehütet von der zärtlichſten und treueſten Liebe, blieb ihr Künſtlerpfad ohne Dornen — ſie lebte einzig und allein ihrer geliebten Muſik, ohne jede Sorge, — keine andere Sehnſucht tauchte jemals in ihr auf, als vielleicht in der tiefſten Tiefe des Herzens jene eine: die Sehnſucht nach dem ſüßen Licht. —

Wie ſchwer war dagegen der Weg ihrer Leidens- und Kunſtgenoſſin, der blinden Marianne Kirchgäßner! Als das zarteſte Kind eines fürſtlichen Unterbeamten verlor ſie ſchon in ihrer zarteſten Kindheit durch die Blattern das Augenlicht. — Die armen Eltern erſchienen aber tröſtlicher über dieß Unglück, als die kleine ſinnſabelreiche Marianne. — — Mit einem heiteren Lächeln auf dem unentwegt geblieben feinen Geſichtchen, ſaß ſie ſtundenlang im Winkel des Wohnzimmers an dem alten Spinett, und ſuchte mit den kleinen Fingern Melodieen. — Der Vater erkannte denn auch gar bald die muſikaliſche Natur ſeines armen Lieblings und baute daraus die kühnſten Hoffnungen. — Aber er ſelber vermochte nicht die eine ſorgfältige Ausbildung des Kindes zu ſorgen, — er war arm und hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren. — Zu der Noth ſeines Herzens brachte er denn eines Tages ſeine kleine zu einem Jugendfreunde, dem damaligen Domkapellmeiſter zu Speier, Freiherrn von Beroldingen, einem tiefen Kenner und leidenſchaftlichen Freunde der Muſik, um mit ihm die Zukunft Marianne's zu beraten. — — Der liebenswürdige und gelehrte Herr nahm nun das Kind ſofort für einige Wochen in ſein Haus auf, um es ſelber zu beobachten, und ſeine ältende Schweſter ſorgte für Marianne in der liebevollſten Weiſe. — Das war der Anfang ihres Glücks. — In den Abendſtunden, wenn der Domkapellmeiſter auf ſeinem ſchönen Klavier ſich ernſten und frommen Phantaſieen überließ, oder ſeine alten italieniſchen Kirchenkompoſitionen ſtudirte, wich das blinde Kind nicht von ſeiner Seite. Auf einem niederen Schemel, dicht an ihn geſchmiegt, die lichtloſen Augen geſchloſſen, lauſchte ſie faſt athemlos. — Wie ein Lächeln ſeliger Verklärung ſpielte es dann um die zarten Lippen — und hatte der Spieler geendet, ſo zog ſie leiſe ſeine Hände von den Taſten und küßte ſie. — Hatte es dann wieder an ſeinem Schreibtiſch Platz genommen, ſo ſchlich ſie an das Klavier und ſuchte mit ihren ſchwachen Händen die eben vernommenen Akorde und Melodieen, und fand denn auch viele, — ſelbſt ſchwierige Uebergänge und Modulationen, — ſo daß eines Tages ihr freundlicher Beſchützer entzückt ausſprang, ſie in ſeine Arme ſchloß und ausrief: „Du biſt ja ein Wunderkind, kleine Marianne, Du ſollſt eine Muſikerin werden!" — Wie ſie da jauchzte, — die Kleine, und dankbar ihre Arme um den Nacken des Erregten ſchlang! — Spielen dürfen, immer und immer nur ſpielen und die ſüßen Töne hören — — was verlangte ſie mehr?! — Sie lüßte oft zwiſchen ihren Uebungen die Taſten des Klaviers ganz leiſe und zärtlich: „Du iſt ſo hell da!" ſagte ſie dann.

Der Domkapellmeiſter unterrichtete nun ſein Pflegekind eine Zeitlang ſelber — ſie machte aber ſo ſtaunenswerthe Fortſchritte, daß er, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ſich entſchloß, ſeinen kleinen Hausmuſikanten, wie er ſie ſcherzend nannte, dem Kapellmeiſter Schmitt in Karlsruhe anzuvertrauen, einem bewährten Muſiker und zugleich berühmten Harmonikaſpieler. — In dieſem Hauſe hörte Marianne zum erſten Male jenes wundebare Inſtrument, deſſen Zauber ſie erlag. — — Sie wurde zuvor ohnmächtig unter dieſen herzerſchütternden Klängen, die ſich mit keinem Ton irgend eines anderen Inſtrumentes auch nur im Entfernteſten vergleichen laſſen, — aber als ſie wieder zu ſich kam, hat ſie unter ſtrömenden Thränen, ſie „dieſe Muſik" zu lehren, — und nur dieſe. — Ihr Wunſch wurde erfüllt, — die erſten Lehrſtabe begannen, — ihr Meiſter aber erklärte gar bald, daß dieſe Schülerin von ihm nichts mehr zu lernen habe. —

Mariannens väterlicher Freund, Freiherr von Beroldingen, überraſchte ſie nun mit dem Geſchenk einer prachtvollen Harmonika, die er um den Preis von 100 Dukaten für ſeinen Schützling kaufte. — Und wie lohnte ſich dieſe Liebesgabe! — Der alte Herr erlebte es noch, Marianne Kirchgäßner als Meiſterin auf ihrem Inſtrumente, alle Zeitgenoſſen hoch übertragend, anerkannt zu ſehen. — Nach dem Tode des geliebten, von ihr ſo tief betrauerten Pflegevaters eeſt trat die Künſtlerin, als zwanzigjähriges ſehr zartes Mädchen, von einem teuren und geiſtvollen Schützer, dem Rath Vogler, begleitet, ihre große europäiſche Kunſtreiſe an, um überall im wahren Sinne des Wortes gelbene Lorbeeren zu ernten. — Als ſie in Wien auftrat, war Thereſe Paradies in Italien, — und ſo führte den Zufall erſt in England beide zuſammen.

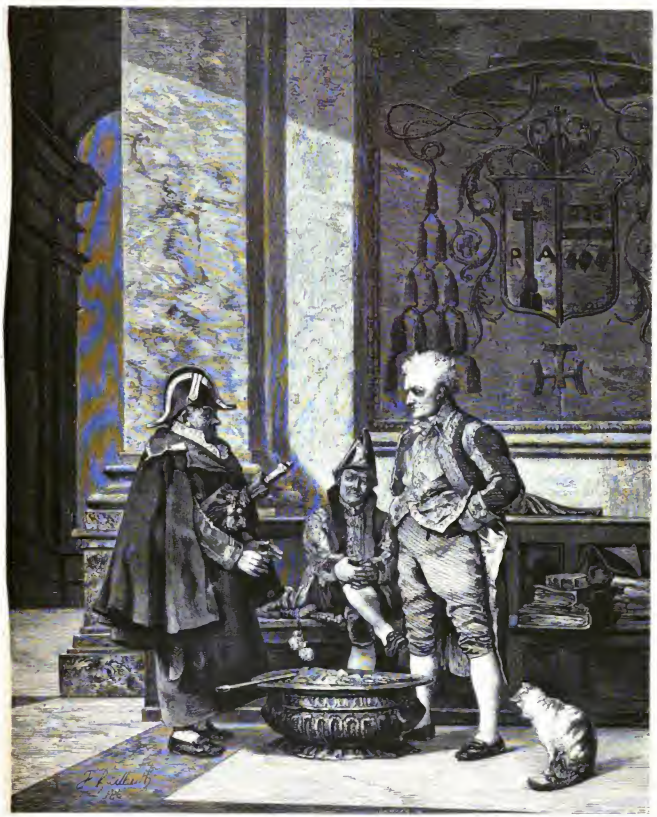
Das angekündigte Konzeet ſollte einen Wettkampf beingen zwiſchen dem damaligen Liebling der londouer Ariſtokratie, dem eleganten Klavierſpieler Dibdin, und der deutſchen Künſtlerin Thereſe Paradies. — Zu gleich hatte die junge, bejubelnde Billigkeit zugeſagt, zu ſingen, jowie der beliebte Sänger Braham, — — Anziehungspunkte genug für die weibliche und männliche Welt. Aber der Lüſtren wollte, daß die ſchöne Elisabeth am Tage vor dem Konzeet ihren kleinen, ſehr geliebten Schoßhund verlor und nun in ihrer Betrubnis ſich haetnäckig weigerte, zu ſingen, und trotz der Verzweiflung des Konzertdirigenten wirklich abſagen ließ. — „So ging es und geht es noch heute." — In allen Zeiten ließen Sängerinnen plötzlich abſagen, — beſonders die gefeierten.

Da war es denn ein Glück, daß dem Dirigenten Samuel Arnold, Doktor der Muſik und Organiſt, auch königlicher Hoftomponiſt, Schüler und Nachfolger Händel's, zur guten Stunde einfiel, wie ſich Tags zuvor eine blinde deutſche Künſtlerin und Haemonikaſpielerin bei ihm gemeldet. — Sie konnte hier vielleicht helfend eingreifen — — zudem war es doch im höchſten Grade intereſſant, zwei Blinde an einem Abend vorzuführen! — Sofort begab der gelehrte Muſiker ſich zu den Fremden — — und das Konzertpublikum wurde am nächſten Morgen durch die Anzeige überraſcht, daß eine „Miß Kirchgäßner" mit ihrer Harmonika an die Stelle der in tiefſte Trauer verſenkten Nachtigall treten werde. —

Thereſe Paradies erfuhr von dieſer Aenderung nichts — ſie war durch ein leichtes Unwohlſein auf dem Sommerſitz einer ihr befreundeten Familie zurückgehalten worden und traf in Folge deſſen, durch ein Gewitter noch auf der Fahrt geängſtigt, mit ihrem ſchweren Reiſewagen erſt am Konzert tage ſpät wieder in London ein. — Ermüdet von der Reiſe ſchlief ſie, bis man ſie zur Konzerttoilette weckte.

„Ich bin heute nicht in der Stimmung, zu ſpielen," ſagte ſie unruhig zu ihrer Begleiterin, — „ich wollte, man erlaubte mir, mich zurückzuziehen, — Stunden der Sammlung wären mir noch nöthig, — — ich fürchte, daß ich aus dieſem Wettkampf als Beſiegte hervorgehen werde.

Digitized by Google



Im Vorzimmer des Kardinals. Nach einem Gemälde von Heilbuth. (S. 3.)

Digitized by Google

und dirfe Bewußtsein drückt mich nieder. Nur etwas Außergewöhnliches, Wunderbares könnte mich heute aufrichten. — — Woher aber sollte das kommen?! Gebt Acht, ich werde schlecht, sehr schlecht spielen!“ —

Ihre Freundin versuchte sie zu trösten, aber vergebens. — Man erzählte ihr endlich auch von der Aenderung des Programmes. — „Marianne Kirchgäßner ist hier?“ fragte Therese Paradies aufhorchend. „So werde ich dieß Wunderwindchen also endlich hören! — Man redete daheim so viel von ihr und nannte sie ein großes Talent. — Wie kann aber ein großes Talent seine Kraft an solch' armes, unvollkommenes Instrument verschwenden! — Ihr Spiel wird also wohl schwerlich dazu beitragen, mich heut zu erheben!“ —

Und das Konzert begann. — Der prachtvolle Saal war gefüllt mit einer auserlesenen Gesellschaft, die stolzesten Namen Altenglands waren vertreten, sowie die Künstlerwelt der Hauptstadt, und die Frauen strahlten im überwältigenden Glanz der Schönheit und — — Brillanten; Duftwellen von Sandelholz und Blumen bildeten die Atmosphäre, — ein Rauschen und Knistern von Sammet und Seidenstoffen wogte auf und ab, — Spitzenfluten ergossen sich über blendende Schultern und Arme, das lasibare Spielzeug der Fächer redete seine geheimnisvolle Sprache in kleinen Händen, und aller feinen goldenen Rand hinüber lachten und glühten die schönsten Augen, sofort bereit, als Dolmetscher zu dienen bei etwaigen Mißverständnissen. — —

Doktor Arnold gab endlich mit dem Taktstabe das Zeichen und Dibdin eröffnete den Reigen. In einen Winkel des Orchesters gedrückt, tief im Schatten saß Therese Paradies und lauschte. — Dieser ihr gefeierter Nebenbuhler konnte freilich nicht bei Ehre und Gut wetteifernder Stimmungen, wußte von keinerlei Erregungen und Unruhe, — mit gewohnter Meisterschaft, mit hinreißender Bravour gab er, wie immer, technisch Vollendetes. — Das eigentliche göttliche Feuer, das Unbeschreibare, was man als „Seele“ bezeichnet, fehlte dafür aber auch seinem Spiel — — aber wir Wenige mochten danach fragen! — die große Menge jubelte. —

Allmälig war beruhigte man sich — eine Pause trat ein — — dann entstand ein teilhaftes Flüstern und Rauschen: Marianne Kirchgäßner wurde auf das Podium geführt. — Es war eine zarte Gestalt, in Weiß gekleidet, ein einfach anmuthiges Wesen mit reichem blonden Haar. — Das blasse Gesicht zeigte einen fast kindlichen Ausdruck. „Wie ein guter Genius sah sie aus,“ behauptete die Herzogin von Suffer, die sie später unter ihre besondere Protektion nahm. — — Die schlanken weißen Hände regten sich — und ein Ton so überirdisch und fernwoll, wie er noch nie hier in diesen Räumen erklungen, zitterte durch die Luft. — — Man sah erstaunt, bewegt — fast erschreckt einander an: eine Musik wurde allmälig laut, wir aus einer anderen, verklärten Welt — faßt zu mächtig für irdische Nerven, — herzerschütternd, schmerzvoll und beseligend zugleich. — Eine ungeheure Erregung ging durch den ganzen Saal: die Männer wurden bleich, die Frauen weinten, zarte Naturen fühlten ihre Sinne schwinden — — der allgemeine Eindruck dieses hinreißenden und seelenvollen Spiels war ein überwältigender. — — Man hätte in dem einen Augenblick die Zauberin anflehen mögen, innezuhalten, es war, als könne man keine Sekunde länger diese Klänge ertragen, — im nächsten aber empfand man kein anderes Verlangen, als sich aufzulehnen, tragen zu lassen, — hinzuschwelgen in diesen berauschenden Tonwellen. — —

Und als dieß Tönc endlich wirklich wie Geisterspuk verschwunden und verhallten, da konnte Niemand ein Zeichen des Beifalls finden, — — wie trivial hätte er auch gellungen, der Ruf des Entzückens, nach dieser Sphärenmusik! — Keine Hand regte sich in dem weiten Saal, nur Seufzer und erstickte Schluchzen wurden laut, als Mariannens Hände in den Schooß sanken. — Da fühlte sie sich plötzlich fest und zärtlich umschlungen von zwei weichen Frauenarmen, — da neigte ein thränenüberfließendes Antlitz sich auf ihr stilles Gesicht, da lüßten bebende Lippen wieder und wieder die geschlossenen Augen und eine rine vor Rührung erstickte Stimme flüsterte: „Es ist eine Schwester, die Dich umarmt — — Therese Paradies, Deine Leidensgenossin, dankt der Meisterin eine selige, lichtvolle Stunde.“ —

Und nie hat vielleicht die berühmte Wienerin schöner, feuriger, herrlicher gespielt, als an jenem Abend. — Sie ging als Siegerin aus dem Wettkampf hervor. —

Dieß war die erste und einzige Begegnung dieser beiden wunderbaren Künstlerinnen, — sortan trennten sich ihre Wege, um sich nie wieder zu vereinigen. Therese Paradies lehrte wenige Tage nach dem interessanten Konzert nach Wien zurück, Marianne Kirchgäßner begegen wurde noch einige Monate in England festgehalten, — der damalige Hof würdigte ihre Leistungen in gleicher Weise, wie es im Jahre 1791 der preußische Hof gethan: — man überhäufte sie mit den kostbarsten Geschenken und mit Aufmerksamkeiten aller Art, und die vornehmsten Frauen warfen sich zu ihren Schülerinnen und Führerinnen auf. — Auch sie ihr Instrument erlangte sie eine ausgezeichnete Verbesserung in England, — einen elastischen Klangboden, von dem berühmten Mechanikus Frosthel angefertigt. — Der Augenarzt des Königs untersuchte auf den Befehl Sr. Majestät ihre Augen, und eine längere schmerzlose Kur brachte ihr zu ihrem Entzücken einen leichten Schein des so schmerzlich entbehrten süßen Lichtes wieder — — das Dunkel wurde zum Dämmerlicht — Schattengestalten tauchten vor ihr auf. — Beglückt — aber auch erschöpft von all' den empfangenen mächtigen Eindrücken kehrte sie endlich nach Deutschland zurück, um nach kurzer Rast einen neuen Triumphzug zu beginnen, der sie dann bis Petersburg führte. —

Der zarte Lebensfaden der gefeierten und größten Harmonikaspielerin zerriß früh, — sie sollte den süßen Frieden jenes anmuthigen Asyls, das Schiller's Fuß gewiht, — ein kleines Besitzthum in dem Dorfe Gohlis bei Leipzig, nicht lange genießen. — Auf einem Ausflage in die Schweiz — in Schaffhausen — erkrankte sie — und in dem fernen gewaltigen Brausen des Rheinfalls verklang am Abend des 9. Dezember 1808 der reine und sanfte Akkord ihres Daseins. —

Unter den zept vergessenen Kompositionen von Therese Paradies fanden zudlf italienische Lieder den größten Beifall, sowie eine komische Operette: „Der Schulamtskandidat“. Auch ein antikes Drama mit Musikbegleitung: „Ariadne und Bacchus“, erregte damals großes Aufsehen. — Von ihr existirt auch eine Komposition der Bürger'schen „Lenore“. — Eine große Kantate: „Deutsches Monument Ludwig's des Unglücklichen“, am ersten Jahrestage des Todes Ludwig's XVI. zum Besten der kaiserlichen Soldatenwittwen herausgegeben, wurde mehrmals auf dem wiener Nationaltheater vor einer großen Zuhörermenge unter lebhafter Theilnahme aufgeführt. —

Zeitgenossen rühmen in Briefen und gedruckten Notizen Therese Paradies als die heiterste, liebenswürdigste Gesellschafterin, die geistvollste Frau. — Man nannte sie den Schutzengel der Blinden, denn sie war unablässig bemüht, das Loos ihrer armen Leidensgenossen zu lindern und überall in ihren Vaterlande Blindenanstalten in's Leben zu rufen. — Therese Paradies entschlief nach kurzem Krankenlager am 1. Febr. 1824 in Wien, tief betrauert von ihren zahlreichen Freunden und einem Kreise dankbarer Schülerinnen, die durch ihre Hand jener holden Zauberin zugeführt worden waren, die auch ihr zagendes Herz einst mit süßem Troste aufgerichtet: — — der Zauberin Musik.

Deutsche Gedichte mit Illustrationen.

Das Edelweiß.

Von **Georg Scherer.**

(Mit S. 8.)

Was blickt du, bleiches Felsenkind,
So still, so wehmuthsvoll mich an?
Du, die so kühn nur Liebe minnt,
Daß du auch mir's schon angethan?
Hath mit Verlangen, hath mit Bangen
Ihn's Auge schon' ich dir hinein;
Du nimmst die Sinne mir gefangen
Wie Alpenklang im Abendschein.

Dich hegt und pflegt die Jungfrau nicht,
Du prangst nicht bunt an Bach und See —
Hoch über'm Jägrand blühst du licht
Bei Gletschereis und ew'gem Schnee,
Und thronst im stillen Heiligthume
Des Hochgebirges steil und frei —
Du bist der Berge Zauberblume,
Du bist der Alpen Lorelei.

Denn muthig klimmen Alpenhirt
Und Gemsenjäger und Sennerin,
Durch deinen Anblick süß verwirrt,
Die unvergessnen Pfade hin.
Sie scheckommt's wie Alpenglühen
Und Sehnsucht ihr Auge flammt,
Erschaun'n sie dein gehemmt Blühen
Und deiner Blätter weißen Sammt.

Wohl heil du hold dem kühnen Muth,
Der glücklich die Gefahr besteht:
Stolz nickst du von des Felsens Hut,
Wenn Sonntags er zur Kirche geht.
Der Jüngling Nachts mit süßen Sorgen
Dich scheu vor Liebchens Fenster legt,
Beglückt, wenn sie am nächsten Morgen
Sein Sträußchen mit Stolz an Busen trägt.

Digitized by Google

Doch ach! nicht jedem Wanderer glückt
Das Wagniß, stehn um dich verstreut:
Er liegt, von deinem Reiz berückt,
Zerschellt in tiefer Felsenschlucht.
Dort breitet sein Priester frommen den Segen,
Sie legen ihm nicht Kreuz noch Stein,
Und deine Blumenkränze legen
Sie auf sein modernded Gebein.

Nur Sonnenschein und Mondlicht grüßt
Zuweilen unliebsvoll hinab,
Und eine stille Oberee fließt
Dann nun sein einsam Felsengrab.
Da aber thronst im Heiligthume
Der Berge fort, so kalt, so fern —
Das Todbringende, Namenlose,
Der Atzen holze Lorelei.

Ernstes und Heiteres.

Graf Moltke ein Meister in — der deutschen Prosa. Die ganze gebildete Welt dürfte wohl darüber einig sein, daß Graf Moltke der größte zu lebende Feldherr ist; eine verschwindend geringe Zahl von Personen wird es jedoch wissen, daß der große Strategier auch ein Meister in populärer Darstellung ist.

Im Jahre 1835 unternahm Moltke — leit 1832 dem preußischen Generalstabe angehörend — eine Reise in den Orient. Sultan Mahmud, dem er vorgestellt wurde, gewann von dem Wesen und den hervorragenden Kenntnissen des preußischen Offiziers eine so hohe Meinung, daß er für denselben einen mehrjährigen Urlaub auswirkte, um sich seinen Rathes bei den badischen Reformen im Heerwesen bedienen zu können. Der Aufenthalt Moltke's im Orient dauerte drei Jahre, und seine dort gemachten Beobachtungen und seine Erlebnisse daselbst hat er in einem Buche niedergelegt, welches in Briefform geschrieben ist.

Die edle Einfachheitlichkeit, in einem erzählungsgeeignet Charaktere zu bilden pflegt, zeigte sich auch bei der Herausgabe dieses Werkes. Daselbe erschien — ohne daß der Name oder der Stand des Verfassers angegeben wäre — unter dem bloß der einfachsten Titel: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839".

Das in hohem Grade interessante Buch, welches über das Kulturleben, die Sitten und Gebräuche des türkischen Volkes reichen Aufschluß gibt, ist in einem vortrefflichen Stile geschrieben. Dem Verfasser steht nicht nur die Gabe anschaulicher, packender Naturschilderung zu Gebote, sondern er weiß auch den schwierigsten Erzählerton mit gleicher Kunst zu handhaben. Zwei Beispiele werden genügen, dieses Urtheil zu begründen.

Buyukdere, den 13. Juni 1837.

„Da bin ich wieder in den ruhigen Hafen von Buyukdere eingelaufen. Ich bewohne hier ein paar Zimmer ein Kleek am Bosporus; die Kalfa (kleine Kabine) gleiten geräuschlos unter meinem Fenster hervor, und die Berge ringsherum prangen mit Grün bedeckt, während um Konstantinopel schon Alles von der Sonne verbrannt ist. Aus welchem meiner zahlreichen Fenster ich auch hinaussehe, überall sehe ich in die Pracht eines meinen Gegenstandes, einer Gebirgslandschaft, oder in ein enges ummauertes Gärtchen voll blühender Rosen und Oleander. Die kleinen Reisenpartieren sind mit Blumenkörben eingefüllt und die Gänge in künstlichen Treibmit mit Treibmitteln ausgeschlossen. Der heißeste Sommer dringt nie durch die dichter der Fenster, und Gartlaut und weißer Wein überranken die Mauern. Auf dem Meere aber klingt der Tag sich in regen an; die Sonne in ihren über die ähnlichen Berge emporgestiegen, der Nordwind, der den ganzen Sommer hindurch weht und den Aufenthalt hier so kühl und angenehm macht, frischt über die blanke Spiegelfläche des Bosporus und weckt die Wellen, welche während der Nacht mit der stillgen Natur gefühlslos lagen; die großen, kahn gebauten Schiffe ziehen die Anker, und das Klappern der Spitze und der einförmige Gesang der Matrosen verhallt, wie ein Traum, und das andere sich entsinnet und das Jahrzeug langsam den breiten Strom des Bosporus das hinabgleitet. Denn ist das Plätschern der Wellen dire, von denen ich mit dem gemächlichen Divan um rund die Fensterschreiben in der hölzernen Wand getrennt bin, so ist mir, als ob ich mich in der Kajüte eines großen Schiffs befinde, und wenn ich mich umdrehe, so glaube ich in ein Kleines gärtchen zu blicken, nur daß statt eines Granatbaumes ein breiter Türk am Ufer wege sind und sein Mastlich, aber die Wasserwellen rauschen."

Wen erinnert dieses lebensvolle Gemälde an ähnliche Bilder in Goethe's italienischer Reise?

Dieselben am Tigris, den 1. Mai 1838.

„Der Kiewen-Baschi erzählte mir heute Abend eine charakteristische Anekdote von einem Araber, welche ich schon in China gehört hatte.

Ein türkischer Kavallerie-Offizier, Daut-Pascha in Mardin, fand schon seit lange in Unterhandlung mit einem arabischen Stamme wegen einer edlen Stute von Oschlefet Mengahi; endlich verlangte man sich zu dem Preise von 60 Beuteln oder nahe an 2000 Thalern. Der preußischen Kavallerie reitet der Häuptling des Stammes mit seiner Stute im Hof des Paschas ein; dieser verlacht noch zu bare dein, aber der Scheik entwickert stolz, daß er nicht einen Para berabfasse. Der dringlich wirft der Türke ihm die Summe hin mit der Bemerkung, daß 30,000 Piaster ein unerhörter Preis für ein Pferd sei. Der Araber blickt ihn sprachlos an und bindet das Geld ganz ruhig in seinen weißen Mantel, kann heigt er in den Sal hinab, um Abschied von seinem Thiere zu nehmen. Er spricht ihm zwischen seine Ohren sich Ohr, streicht ihm über Stirn und Nasen, untersucht die Hufe und schreitet bedächtig und mehrfach rings um das zahmerstarme Thier. Plötzlich schwingt er sich auf den nackten Rücken des Pferdes, welches augenblicklich verwildert und zum Thor hinausspringt.

In der Nacht holen hier die Pferde Tag und Nacht mit dem Patone oder Sattel aus Filzdecken. Jeder vornehme Mann hat wenigstens ein oder zwei Pferde im Stall bereit, die nur gesäumt zu werden brauchen, um sie zu besteigen; die Reuter aber reiten ganz ohne Zaum, der Halfterstrick dient um das Pferd anzubinden, ein leiser Schlag mit der hohen Hand auf den Hals, ein Zuruf, und es geht zu lenken. Es dauerte denn auch nur wenige Augenblicke, so saßen die Aga's des Paschas im Sattel und jagten dem Flüchtling nach.

Der weißgraue Hut des arabischen Reiters hatte noch nie ein Steinpflaster berieten, und mit Verzicht eilte es den dahrigen, steilen Weg vom Schloß hinunter. Die Türken hingegen zahrpferden einen hohen Abhang mit scharfem Trabe hinab, wie wir eine Landstraße hinan; die dünnen, ungefährlichen, tall gebauten, kleinen schlanken den Huf vor jeder Beschädigung, und die Pferde, an solche Ritte gewöhnt, machen feinen falschen Tritt. Am Ausgange des Thor haben die Aga's den Scheik heimahr schon ereilt; aber jetzt sind sie in der Ebene, der Araber ist in seinem Elemente und jagt fort in gerader Richtung, denn hier kommen weder Graben noch Hecken, weder Flüsse noch Berge seinem Lauf. Mit ein geübter Zeckel, der dem Araber folgt, bleibt, kommt es dem Scheik darauf an, nicht so schnell, kommen so langsam wie möglich zu reiten; indem er beständig nach seinem Verfolgern umblickt, Wild er sich auf Schwenkte von ihnen entgern; springen sie auf ihn ein, so beschleunigt er seine Bewegung. Bleiben sie zurück, so verlangt er sie wieder heran des Thieres, halten sie an, so reitet er Schritt. In dieser Art geht die Jagd fort, bis die glühende Sonnenhitze sich gegen Abend senkt; da erst nimmt er alle Kräfte seines Rosses in Anspruch; er kennt sich recht über, hebt die Füßen in die Flanken des Thieres und schießt mit einem lauten Jallah! davon. Der letzte Reiter erreichen wieder den Stampfen der krächzigen Hatte, und alle zusammen eine Staubwolke den Verfolgern die Richtung an, in welcher der Araber entfloh.

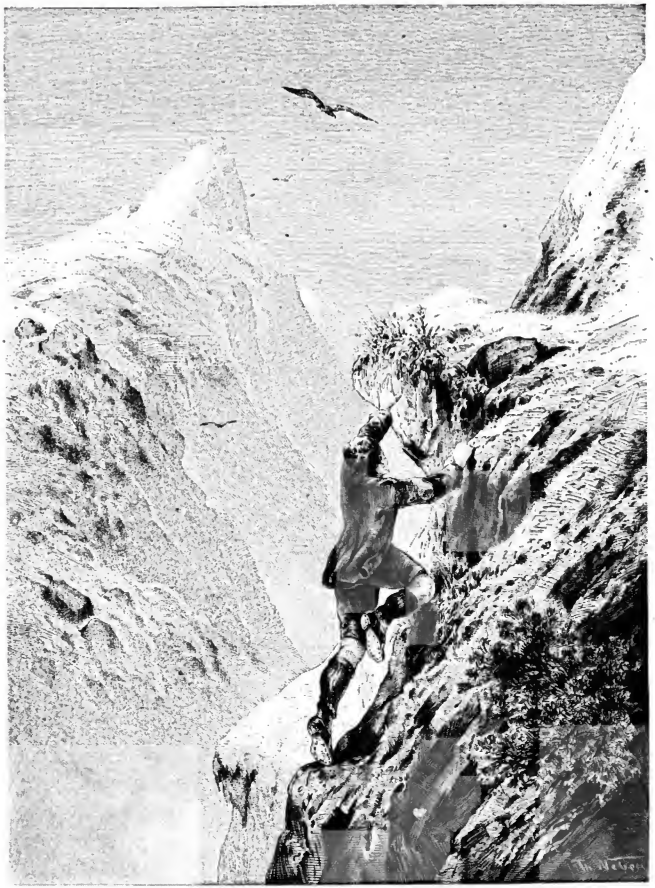
Hier, wo die Sonnenhitze sich senkrecht zum Horizont hinabsteigt, ist die Dämmerung äußerst kurz, und bald verdeckt die Nacht jede Spur des Flüchtlings. Die Türken, ohne Lebensmittel für sich, ohne Wasser für ihre Pferde, halten sich weil zwölf oder sünfzehn Stunden von ihrer Heimat entfernt in einer ihnen ganz unbekannten Gegend. Was war zu thun? Als — umzukehren und den verlorenen Herrn die unwillkommene Botschaft zu bringen, daß Roß und Reiter und Gelt verloren. Gyh am dritten Abend trafen sie, halb todt vor Erschöpfung und Hunger, ihre Pferde, die sich kaum noch schleppen, in Mardin an. Sie hatten Recht, ihren Herrn vor der traurige Post, über dieses neue Beispiel von Treulosigkeit einen Araberes zu schimpfen, wobei sie jedoch geschlagt sind, den Pferde des Verräthers alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und einzugestehen, daß ein solches Thier nicht leicht zu ihener Strapaze werden kann.

Am folgenden Morgen, als eben der Diwan zum Frühstück rief, hört der Pascha Hufschlag unter seinen Fenstern, und in den Hof sprengt reitet der Araber auf seiner Scheik, „Eidi!" ruft er hinauf: „Herr, willst du dein Geld oder mein Pferd?" —

Der vornehmste Hecht. Charakteristisch für die Eitengeschichte des Mittelalters ist es, daß die Fürsten jener Zeiten neben den Freuden der Tafel, denen sie sait alle mit ausfallender Vorliebe nachhingen, sich besonders mit Jagd, Fischlang und Vogelstellen beschäftigten. Die Chronisten müssen diesen kunstvollen Ausübungen besonders erzählen, und auch unter den Heiligsten, welche damit verbunden waren, sind es vorzüglich alten Jagden und Schiffsher gezeigt werden. Ein Beweis ist der alterthümliche Schauspiel, welches an die erwähnten Lieblingsbeschäftigungen der „Herren und Herzöge" jener Tage erinnern. Kaiser Friedrich der Dritte sieh 1. B. in der Nähe den altertümlichen Ort vermahl durch Fischerei, welche von der Stadt abgehalten wurden dauen, in diesen Umgebung er einen großen Fischteich, der Kaisersweg genannt, anlegte. In diesen Weiher setzte nach den Inventarsnamen Berichten zeitgenössischer Schriftsteller ein Kaiserlicher Fischteich im Jahre 1230 mit eigener Hand einen Hecht, welchen er mit einem „güldenen Reifeln" umgeben hatte, und zwar war letzterer so konstruirt, daß er sich mit dem zunehmenden Wachsthum des Fisches ausdehnte, und trug in gleichsicher Sprache die eingeprägte Inschrift: „Ich bin von allen Fischen der Vornehmste, der ich durch Kaiser Friedrich des Zweiten Hände in diesen Fischteich gelegt worden bin am 5. Oktober 1230. Der kleine Spaß war damals so populär, als man im Jahre 1537 unter der Regierung Kaiser Ferdinand's diesen Hecht wieder zufällig einung und nach Heidelberg brachte. Er war mittlerweile in der Zhat der vornehmste und gewichtigste seines Geschlechtes und seines Fischteiches geworden, denn er hatte das stattliche Maß von zwanzigerlei Werkschuhen und eine Schwere von dreihundert und fünfzig Pfund erreicht. Zur Erinnerung an diesen merkwürdigen Fischzug ließ der Kurfürst diesen Hecher der Fische in seiner natürlichen Größe ausstopfen und das Kennerzeil im beiderseitiger Lateinischer aufstellen mit folgender Ueberschrift: „Dieß ist die gestalt des bedes, so Kaiser Friederich, dieses namens der andere mit seiner hand zum selben in den weg zu Kaiserslautern gesetzet, und mit silbern reifen bekleidet hat. Ist nach gen Heidelberg gebracht den 6. Novembris Anno 1497, als er darin gewesen war 267 jahr."

Die neueste Mode-Puppe. Die große Verlegenheit, in welche alle Bekenner und Unterzeichner der pariser Mode durch die Einschleppung der französischen Damenhaut im verflossenen Kriege geraten, hat eine verwandte historisch-Reminiszenz wach. Der Ausbruch der großen französischen Revolution, alle vor dem Jahre 1789 bestand zwischen der Residenzstadt an der Seine und der Metallin an der Newa ein lebhaftes Modebündnis. Es wurden nämlich regelmäßig jeden Monat eine Puppe nach St. Petersburg gesandt, die man vom Kopf bis zum Fuße mit den sprungvollen der neuesten Mode ausstaffirte hatte. Man hatte sich in der Residenz des russischen Reiches an diese Musterpuppe der tanzlerischen Eleganz so gewöhnt, daß die hauto volée von St. Petersburg bei Beginn der Revolution diese Puppe für eine ausnahme Person erklären ließ, die unbedingt durch die politischen Zustände nach wie vor eine Verbindung zwischen den beiden Hauptstädten unterhalten könne. Da jedoch die Republikaner an der französischen Grenze diese Neutralität nicht anerkannten und der Puppe den liebergang verweigerten, entschlossen sich einige Lieuns vom Hofe Ludwig XVI. nicht, den Modestadt unter ihren persönlichen Schutz zu nehmen und den modebeschirmten Russen zu überdringen. Die lange hielt sie fest ging, darüber schien nähere Nachrichten.

Digitized by Google



Deutsche Gerichte mit Illustrationen. **Das Edelweiß.** Originalzeichnung von Theodor Weber. (S. 6.)

Digitized by Google

In den Red River-Sümpfen.

Nach dem letzten amerikanischen Krieg.

Von

Friedrich Gerstäcker.

Erstes Kapitel.

Die Räuber am Red River.

Der Krieg in den wiedervereinigten Staaten von Nordamerika war vorüber: General Lee, bis dahin der erfolgreichste der Rebellen-Generale, hatte Ulbergabe gezwungen werden, Präsident Jefferson Davis gefangen, und die südliche Armee entweder in Kriegsgefangenschaft geraten, oder zerstreut. Die meisten der Letzteren warfen sich dann über die südliche Grenze Mexiks hinein, wo ein Theil sogar wieder bei den Indianer Juarez Truppe gegen den Kaiser Maximilian nahm. Andere flohen nach Westen und noch ebenfalls halb feindlichen Stämmen — Alle aber doch nur so lange, bis sie ein solches Leben satt bekamen und sich zurück in die Staaten und zu ihrer Arbeit sehnten.

Allerdings hatten sich, so lange der Krieg noch dauerte, besonders in den westlichen Staaten verbrecherische Banden gebildet, die, wie sie Cooper seinem Roman „der Spion" schildert, Freund wie Feind gleich unparteiisch behandelten. So die Jayhawkers in Arkansas, die Bushwhackers, entsprangen richtige Guerillas waren, in Missouri. Zu Europa glaubte man auch damals, mit den amerikanischen Verhältnissen nicht vertraut, sich selbst noch nach dem Krieg zahlose Raubbanden über das Land verstreut halten würden, und ähnliche Fälle konnte man auch in einzelnen jetzt amerikanischen Staaten, besonders in Mexiko, wie in mehreren früheren spanischen Republiken beobachten, — aber der Nordamerikaner war anderem Zeug gemacht. Der Krieg hatte ja auch nur zu sehr Jeden mit doppelte Lebenskalter hindurch, wie zum Beispiel in Mexiko, wußte, um ganze Generationen zu Marodeuren und Freibeutern heranwachsen. Die jungen Leute, die jetzt jahrelang unter den furchtbarsten Entbehrungen draußen im Felde gelegen, verlangten in ihre Heimat, zu der Arbeit zurückzukehren, und Monate, ja Wochen später schon, wie die Armee entlassen war, hatten die jetzt wieder freien Soldaten die Musketer mit der Pflugschar oder der Werkstätte vertauscht, saßen die höheren Offiziere verlangten nicht, daß sie jetzt ihre ganze Dankbarkeit von der Nation durch feste Pensionen ernährt würden, sondern sahen selber wieder zu ihren früheren Geschäften, um sich auch selber ihren ihren Lebensunterhalt zu verdienen — kennt doch kein Volk mehr, das nordamerikanische, den Werth der Zeit.

So sich dabei noch, wie zum Beispiel in Arkansas, verspätetes Gesindel vorfand, wurde es rasch genug von der dort lebenden „Nachbarn", ohne Zeitlust besonders zu benachen, aufgefischt, und ehe drei Monate nach Friedensschluß vergingen, waren die Straßen und Wälder wieder so sicher, wie es je gewesen.

Um so mehr Verwunderung erregte deßhalb ein Gerücht, daß sich am Red River, und zwar in dem Grenzbistrikt zwischen Arkansas und Texas, eine Raubbande festgesetzt habe, die ungefähr den Krieg gegen den alten sorthese und Alles wieder und beraube, was in ihren Bereich kam. Eigentümlicherweise wurde dieses Gerücht aber, vom Süden aus, niemals, mehrere Pflanzer aus Texas waren nämlich jene Gegend passirt, hatten im Geringsten beheligt zu werden, und behaupteten ebenso, von dort dort existirenden Raubbande nicht das Geringste gehört zu haben. Ja trotzdem verschwanden Personen aus dem Norden, die sich in jene Gegend gewagt, und auch ein paar Neger fand man — den Einen wurden im Walde, den Andern, mit einer fast drei Zoll breiten Stichwunde im Rücken, den Red River hinabtreiben.

Woher man es wisse, konnte Niemand sagen — es lag, wie das oft bei dergleichen Dingen geht, in der Luft — aber es hieß, der Hauptanführer der Bande sei ein gewisser Walker, der allen „Yankees" mit dem Tod geschworen habe, und Thatsache war allerdings, daß man noch von keinem ermordeten Südländer wußte. Um so mehr aber hatte sich die Militärbehörde in Little Rock dadurch veranlaßt, ein Streifcorps gegen diesen Bandenchef, der ja den Krieg auf eigene Faust, wenn auch im Kleinen, fortführen wollte, auszusenden.

Es waren das Hundert Mann unter der Führung eines Obristen Root; er vorgehends durchsuchten sie jenen ganzen Distrikt, sie konnten keine nur von einer Raubbande finden; die dort vereinzelt wohnenden Baumwollenpflanzer wollten ebensowenig von einer solchen wissen, und nach zu Monaten kehrte die Truppe unverrichteter Sache nach Little Rock zurück, wohin sie die Meldung brachte, die Bande, wenn sie je existirt habe, sei zerstreut, oder jedenfalls weiter nach Texas hinübergetrieben.

Kaum aber war der Obrist wieder in der Hauptstadt des Staates angelangt, und seine Meldung eben an das Hauptquartier abgegangen, da schon wieder die Kunde von der Ermordung eines Yankee-„Peddlars" oder Krämers, und eines freien Negers, den er bei sich gehabt, einkauf, und als sich nach kaum acht Tagen solche Unglücksbotschaften wiederholten, konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß der „Obrist" wohl nur an der „falschen Stelle" gesucht habe, und die Bande noch noch wie vor ihr Unwesen treibe.

In Little Rock befand sich ein junger Kapitän, Bradshaw, der sich in dem letzten Krieg besonders ausgezeichnet und wichtige Dienste gegen die damals ebenfalls in Aufruhr begriffenen Indianer geleistet hatte. Er war auch mit deren Sitten und Kriegführung vollständig vertraut, und General Schwich, der jetzt dort kommandirende, beschloß, ihm die Führung eines neu aufzustehenden Korps zu übertragen.

Bradshaw stammte selber aus dem Süden der Union und war in New-Orleans geboren, — aber sein Vater aus dem Norden dahin gezogen, wo er ein größeres Geschäft gründete, sich verheirathete und ebenfalls Sklaven hielt. Seine Frau war auch eine eingeflüchtete Südländerin, ebenso hingen seine Töchter, von denen sich eine nach Charleston verheirathete und dort kurz vor Beendigung des Krieges starb, dem Süden an, wie denn merkwürdiger Weise das zarte Geschlecht entschieden und fast fanatisch für Beibehaltung der Sklaverei bis zum Ende blieb. Nur der Sohn, der im Norden erzogen worden, stand auf Seiten der Union, oder entschied sich wenigstens dafür bei Beginn des Krieges, und hatte jetzt, sehr zum Leidwesen seiner Mutter, den ganzen Kampf siegreich mit durchgefochten.

Er war auch sofort bereit, den etwas abenteuerlichen Zug zu unternehmen, erbat sich aber vom General Schwich nicht etwa hundert, sondern höchstens zehn Mann zu seiner Begleitung, die er sich jedoch selber auszusuchen wünschte. Ebenso hielt er es für rathsam, daß die ganze kleine Truppe nicht in Uniform, sondern in der gewöhnlichen Backwoodstracht anzuziehe, und daß sie dabei schwer bewaffnet gingen, fiel in diesem wilden Land überhaupt nicht auf.

Die Bewohner des Westens gehen, selbst in den friedlichsten Zeiten, nie ohne ihre lange Büchse und das schwere Jagdmesser aus dem Haus, denn wo sie sich befinden, sind sie ja auch auf der Jagd, und Bär und Panther finden sich noch immer, wie vor fünfzig Jahren, in jenen von der vorrückenden Civilisation wenig berührten Ländern. Jetzt aber gerade zogen eine Menge von mit den Verhältnissen unzufriedenen Bewohnern der südlichen Staaten über die Grenze nach Texas hinein, zu durch dieses durch, bis nach Mexiko, und derart Viele führten kaum genügend ihr anderes Gepäck bei sich, als eben ihre Waffen, eine Art von etwas Lebensmittel, vielleicht noch mit einem reinen Hemd eingewickelt, in der auf den Kaiden geschlungenen wollenen Decke, und ihnur Trupp desselben zeigten sich aller Orten an der Grenze und konnten nicht auffallen.

Bradshaw beschloß solcherart seine immerhin etwas gefährliche Recognoszirungstour vorzunehmen, und General Schwich, durch den ersten mißlungenen Versuch, jene Bande aufzufinden, ferniert, und mit den Verhältnissen jener Distrikte ebenfalls vertraut, gestattete ihm nicht allein, seinen Zug nach eigenem Wunsch einzurichten, sondern versprach ihm auch auf seine Bitte, die ganze Expedition vollkommen geheim zu halten. Er selber wußte recht gut aus eigener Erfahrung, wie gehaßt gegenwärtig noch die Yankees in diesen südlichen Distrikten waren, und traute den bisherigen Staaenhaltern wohl zu, daß sie einen Schwarm gefloßen Gesindels nicht verrathen, ja ihnen sogar vielleicht noch Vorschub leisten würden, wenn sie die Ueberzeugung hatten, daß deren verbrecherische Thätigkeit nur allein gegen die Bewohner des Nordens, wie ihre Anhänger gerichtet sei.

Bradshaw, genau seinem Plan getreu, erbat sich außerdem noch eine wenigstens vierzehntägige Frist, ehe er aufbrach. Es war schon jetzt in Little Rock von einer neuen Expedition gesprochen worden, und etwaige und doch möglichst Spione mußten deßhalb erst sicher gemacht werden und zu der Meinung kommen, daß sie aufgegeben sei. Die Ereignisse drängten sich außerdem und es gab so viel und Mannherlei zu besprechen, daß man darauf rechnen konnte, ein solcher Gegenstand, der die eigene Stadt ja nicht einmal entfernt berühre, würde bald in Vergessenheit gerathen.

General Schwich drängte allerdings schon nach wenigen Tagen zum Aufbruch der kleinen Truppe, Kapitän Bradshaw bestand aber darauf, seine einmal bestimmte Zeit einzuhalten, und er hielt ihn endlich gewähren. Bleibe er doch nicht die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, irgend etwas verdämmt zu haben, was dazu beitragen konnte, die einzige noch in den Vereinigten Staaten bestehende Raubbande, die sich noch dazu in dem von ihm selber befehligten Distrikte befand, aufgeriehen zu haben.

Nach der besprochenen Zeit verließ dann die kleine Truppe, aber auch vereinzelt und nicht auf einmal, die Stadt, und kein Mensch bemerkte es, oder achtete darauf.

Soweit man Bradshaw Erkundigungen eingezogen, sollte der Aktionspunkt jener Verbrecher gerade, oder doch in der Nachbarschaft jener Straße liegen, die von Little Rock in etwa südwestlicher Richtung nach dem Red River oder Rio rosso der Mexikaner (rothe Strom) führte. Die Straße passirte noch in Arkansas die beiden kleinen Städte Washington und

Digitized by Google

Fruitori, und verlief dann seitwärts in sogenannten „rothen Land“, das vor dem amerikanisch-mexikanischen Krieg einen Streitpunkt mit Mexiko bildete. In neuerer Zeit aber hatten sich viele amerikanische Ansiedlerer dem Süden zugewandt und dadurch eine Art von Verkehrsweg gebildet, der aber immer noch nicht mit schweren Wägen befahren, sondern gewöhnlich nur entweder im Sattel oder zu Fuß zurückgelegt wurde.

Das „rothe Land“, von dem rothen Schlamm so genannt, den der Red River in Zeit von Ueberschwemmungen mit sich führt, war noch sehr wenig besiedelt; nur einzelne große Baumwollenpflanzungen befanden sich früher darin und produzirten in dem wirklich unerschöpflichen Boden der «swamps»*) enorme Ernten. — Jetzt aber lag das Alles brach. Der Sieg der Union hatte jenen unglücklichen Sklaven die Freiheit gegeben, und daß sie in der ersten Zeit, wo die Negerglocke sie nicht mehr Morgens vor Tag zur Arbeit rief, und die Peitsche den Säumigen erwartete, gerade seine besondere Lust verspürten, ihre Arbeiten fortzusetzen, läßt sich etwa denken. Die Plantagen waren deßhalb im Jahre 1867 fast vollständig verwüst. Die Neger, Alte und Kranke ausgenommen, hatten sich über das Land zerstreut. Die Zeugen oder Einzäunungen waren von durchziehenden Streifkorps der Unionsarmee, als vortrefflich geeignetes Brennmaterial zu ihren Lagerfeuern, eingerissen und verwandt worden, und die anfangs gestlichteten Besitzer sahen der nur zurückgelehrt, um zu sehen, was sie von ihrem Eigenthum noch retten konnten, und wie wenig fanden sie noch vor!

Die Neger, in dem Bewußtsein ihrer neuen Freiheit und sich zum ersten Mal in ihrem Leben als Herren fühlend, hatten von dem ersten Moment ihrer neugewonnenen Freiheit auch natürlich keinen Schlag Arbeit mehr gethan — aber leben wollten sie: das ihrem früheren „Master“ gehörende Vieh wurde, sobald sie dessen bedurften, geschlachtet. Holz stand allerdings im Ueberfluß im Wald umher, und abgebrochene, trockene Zweige bedeckten überall den Boden, aber noch bequemer war es, einzelne der augenblicklich gerade nicht benutzten Hütten, z. B. das Haus des Aufsehers zu Brennmaterial zu benutzen, — ebenso die fast noch bequemeren Fenstzäunen. Daß das Beh dabei in die geöffneten Umzäunungen brach, konnte sie Lebhaftesständig nicht interessiren. Das war „Massa“ Feld, und „Massa“ sollte der Teufel holen.

Jetzt, nach Beendigung des Kriegs, waren also, wie gesagt, einige der Besitzenden zurückgekehrt, um ihren verlassenen Gütern wenigstens das noch übrig Gelassene zu erhalten, aber schon der Anblick ihrer halbzerstörten Ländereien füllte sie mit Bitterkeit gegen den ausserdem verbannten Norden, und wo sie früher in Ueberfluß und Wohlleben gelebt, und wie kleine Satrapen auf ihrem Grund und Boden gelebt, da sahen sie sich jetzt fast dem Mangel preisgegeben und konnten und durften von den noch auf ihrem Grund und Boden zurückgebliebenen Schwarzen natürlich keine Liebe und Anhänglichkeit erwarten, hatten sie doch früher nur Furcht und Haß gesäet.

Aber der eigentliche Amerikaner ist spekulativ. Die Farmer aus Arkansas, welche die Fruchtbarkeit des über dem Red River liegenden Landes kannten und recht gut wußten, daß sie dort bis dahin unfehlig gewesenen Baumwollenbarone das Wenigste ihrer Grundstücke wirklich schon von der Regierung geheblich erworben hatten, fingen an, sich auf demnächst den Baumwollenplantagen gelegenen Strecken festzusetzen und dort das sogenannte Peesumption right sür sich in Anspruch zu nehmen. Dadurch geschah es, daß sich schon einzelne Farmen hie und da in den Lust noch wilden Land etablirten und rüstige Backwoodsmen, meist aus Arkansas herübergekommen, das Land in Angriff nahmen. Sie fällten die mächtigen Bäume des Urwaldes, errichteten Zeugen um ihre rasch urbar gemachten Felder und wußten dabei recht gut, daß ihnen, von den Gesetzen der Union gestützt, keine Macht der Welt den einmal in Besitzlag genommenen Grund und Boden wieder entreißen konnte.

Zäglich kamen daher auch neue Zuzügler an, im Ganzen aber war das ungeheuer weitgedehnte Land doch verhältnißmäßig außerordentlich schwach besiedelt, und man konnte oft halbe Tage durch den Wald ziehen, ehe man wieder auf eine Farm, oder die Hütte eines Jägers traf. Nur die, aber auch meist von Einwanderern begangene Straße zog sich hindurch, und hie und da am Weg zeigten kleine, gewöhnlich mit Palmettoblättern gedeckte Schutzhütten, daß die Wanderer hier, wo sie mit einbrechender Dunkelheit keine Behausung mehr erreichen konnten, im Freien übernachtet hatten.

Die Palmettopflanze kommt zuerst in dieser Breite vor und hat darin Aehnlichkeit mit unseren Farren, daß sie in einem gemäßigten Klima als Busch oder Strauch auftritt, aber, lobald der Boden heißer wird, einen Palmenschaft zu treiben beginnt, und dann höher und höher vom Boden aufsteigt. Die Farrenpalme erreicht eine Höhe von 12 Fuß, und noch höher, tiger steigt in den tropischen Ländern die Gattung der Palmetto- oder Fächerblätter in die Höhe und erreicht wohl ihre größte Vollkommenheit in der Caratapalme am Orinoco. Die fächerförmigen Blätter, giegelartig übereinander gelegt, bilden auch ein leichtes, aber vollkommen regendichtes Dach und trotzen dabei, wenn gut befestigt, daß sie der Wind nicht abtreiben kann, auf lange Monde selbst den ärgsten Tropengüssen. So kommt es denn oft vor, daß solch' ein rasch und leicht hergestelltes Dach, wenn es für eine Nacht von Wanderern benutzt wurde, noch nach Wochen anderen die Strohe kommenden als Obdach diente, und genügende Feuerung liefert dabei die Wahlung aller Orten.

Diesen Weg nun betrat Bradshaw mit seiner kleinen Truppe und hielt, nachdem er ein paar vereinzelte Farmen passirt, den ersten Abend in einer dicht noch am Strom liegenden, jetzt aber fast vollständig verwüsteten Baumwollenplantage, die nahezu verodet, mit niedergebrochenen oder zerstörten Zeugen und inmitten von aufgewachsenem Unkraut lag. Za, selbst die Waldbesgetation begann sich schon wieder hie und da im Feld zu zeigen, und wenn da nicht bald eine Aenderung eintrat, so konnte man berechnen, daß die sämmtlichen, einst unter der Kultur befindlichen Strecken schon nach einigen Jahren wieder von Wurzeln durchzogen und von jungem Baumwuchs überwuchert sein würden. — Also war kümmerte sich darum? Die Neger, die sonst in Schwärmen den Platz belebt, hatten sich in alle Winde zerstreut, und nur ein paar alte und schwache Frauen und Männer, wie die Kranken, waren zurückgeblieben und fristeten jetzt auf der Plantage ein elendes Dasein.

Der Eigenthümer, ein Herr Cornhill, ergriff allerdings ebenfalls die Flucht, sobald nur die ersten Unionstruppen den Red River überschritten, und ließ seine Plantage im Stich. — jetzt aber, nach beendetem Krieg und nachdem er sich eine Weile in Texas herumgetrieben, war er, und zwar vor wenigen Wochen, selber auf sein Eigenthum zurückgekehrt. Aber kann etwas mehr als Grund und Boden und ein paar Gebäude sand er dort wieder vor, mit Haß und Ingrimm gegen den Norden sah er sich all' seines Eigenthums beraubt und, wie er glaubte, vollständig ruinirt. Kapitän Bradshaw erreichte mit seinen Leuten den Platz gerade als rollender Donner einen neuen Regenschauer ankündigte. Der dichtzugene Himmel drohte überhaupt mit einer nassen Nacht, und schützendes Obdach mußte ihnen nur willkommen sein.

Wie öde und wüst die sonst so gut gehaltene Plantage aussah! Von den zahlreichen Negerhütten, die in vier Reihen, mit kleinen Gärtch dazwischen, einen nicht unbedeutenden Flächenraum einnahmen, waren nur noch drei bewohnt, die anderen dagegen theils eingerissen und zu Feuerholz verwandt, theils verdarrt und halb zerfallen, mit ausgebrochenen Thüren und offenen Fenstern, während die Garten sämmtlich von Unkraut überwuchert lagen. Der Platz schien auch wie vollständig ausgestorben, und das einzig übriggebliebene Wesen eine graue Katze zu sein, die vor der einen Thür saß und häglich miaute, als die fremden Männer, durch kein Thor mehr behindert, in den Hofraum des Herrenhauses einritten.

Sonst hatte sich dort allerdings eine muntere Hühner-, Puter- und Gänsegesellschaft umhergetrieben und den Raum belebt — jetzt war nichts mehr davon weder zu hören noch zu sehen, denn alles Essbare holten sich natürlich die Neger, wo sie nur irgend Hand daran legen konnten. — Kein Hund bellte mehr auf dem Hof, keine Blumen schmückten die Veranda und fast sämmtliche Jalousieen des ganzen Hauses waren geschlossen.

«Hallo! the House!» rief Bradshaw allerdings in der üblichen Backwoodsart den weiten Raum an, aber er erhielt, selbst auf den dreimal ausgestoßenen Schrei, keine Antwort, und nicht gewohnt, lange Umstände zu machen, sprang er aus dem Sattel, welchem Beispiel rasch die Uebrigen folgten, löste den Gurt und trug den Sattel in das Haus hinein. Den Pferden wurden kleine Glocken umgehängt, um sie am nächsten Morgen leicht wieder zu finden, und dann trieb man sie in eines der großen, jetzt allerdings brach liegenden Baumwollenfelder, wo sie Futter genug in dem aufgewachsten Gras trafen.

Bradshaw indessen zieht den Leuten, im Hof und unter dem Vordach der einen Veranda ein Feuer anzumachen, wenn sie nicht irgendwo die frühere Küche entdecken konnten, und beschloß, selber das Haus noch vor einbrechender Dunkelheit zu untersuchen, ob es wohnlichen Raum für ein Unterkommen biete. Der Regen sing richtig an einzusetzen, und hielt er an, so war es möglich, daß sie hier morgen für den ganzen Tag beliegen mußten, denn draußen in den nassen Büschen hätten sie doch nur ein erbärmliches Reiten gehabt.

Er versuchte die Hausthür der einst so stattlichen Herrenwohnung und erwartete nichts Anderes, als sie verschlossen zu finden, aber sie gab seinem ersten Druck nach, und wo ihn sonst zahlreiche Dienerschaft angehalten und nach seinen Wünschen gefragt haben würde, sah er jetzt die unten beschlossen Thüren offen stehen und die öde, leere Treppe vor sich liegen.

Aber oben an der Treppe hing ein allerdings etwas mitgenommener Panamahut — befand sich wirklich Jemand dort oben, der in das Haus

*) Swamps oder Sümpfe werden alle diese tiefliegenden Niederungen in Amerika genannt, die allerdings nicht das sind, was wir gewöhnlich unter Sumpf verstehen, sondern bebaut werden und die reichsten Ernten tragen.

Digitized by Google

gehörte? Bradshaw belchloß, ſich ohne Weiteres darüber Gewißheit zu verſchaffen, und klopfte auch raſch an die Mittelthür an.

„Wer, zum Teufel, iſt draußen?“ lautete die eben nicht beſonders gaſtliche Antwort aus Gegenfrage; Bradshaw aber, dem es genügte, daß er da drinnen Lewanden wußte — wie der Empfang war, blieb ſich ja vollkommen gleich — öffnete die Thür und ſand ſich einem Individuum gegenüber, das in Hemdsärmeln und dunklen Tuchbeinkleidern in einer Hängematte ſchaukelte und ſtatt der früheren Havanna-Cigarre aus einer kurzen, ſchwarzgebrannten Thonpfeife ſchlechten Tabak rauchte.

„Hallo!“ rief der Liegende, indem er ſich in ſeiner Hängematte erſtaunt und halb aufrichtete, denn da die Reiter durch die niedergebrochene Fenſter des Hofraums hereingekommen waren, hatte er ihr Nahen gar nicht gehört, und jetzt wahrſcheinlich erwartet, einen der noch zurückgebliebenen alten Neger eintreten zu ſehen. Die aber ſuchten ihn natürlich nur auf, wenn ſie etwas von ihm erbeteten wollten. „Wer ſeid Ihr, Fremder, und wo kommt Ihr her?“

„Emigrant, Sir!“ ſagte Bradshaw, indem er in's Zimmer trat und die Thür hinter ſich ſchloß. „Sind Sie der Eigenthümer des Platzes?“

„Ja, Sir!“ antwortete Cornhill, indem er aber doch jetzt aufſprang, denn der Fremde benahm ſich, ſeinen Anſichten nach, faſt ein wenig zu ungenirt — „und Ihr Name?“

„Bradshaw aus Alabama.“

„Aus Alabama? Alſo ein Südländer.“

„Allerdings,“ nickte der junge Mann, „bab' es ſatt da drüben und will nur wieder ein freies Land ausſuchen.“

„Hm — alſo ein — nun meinetwegen, Anfangs für einen Yankee,“ ſagte der Pflanzer, aber noch immer mißtrauiſch — „ſeid Ihr allein?“

„Allein? Dann it — Nein!“ lachte Bradshaw — „Eure Nachbarſchaft hier hat einen zu ſchlechten Ruf in den Staaten, als daß ſich ein einzelner Reiſender hier herein wagen ſollte. Wir ſind unſerer elf Mann, die ſich zuſammengethan, um eine gute und bequeme range zu finden, und bringen wir das bei fertig, ſo bauen wir uns erſt eine Anzahl Blockhütten, und holen dann die Frauen nach.“

„Hm — und wo ſind Eure Geſährten?“

„Hier im Hof — das Wetter ſetzte ſo heidenmäßig ein, daß wir ein Unterkommen ſuchen mußten, und ich bin nur ein wenig rekognosziren gegangen, um zu ſehen, ob wir irgendwo etwas zu eſſen finden könnten.“

„Da möchte ich mich mit Euch geben,“ lachte der Eigenthümer des Platzes finſter vor ſich hin, „denn die neue Politik wieſeten geſegneten Landes hat aus den reichſten Leuten beſtallen ſo im Handumdrehen Bettler gemacht, daß wir hier nicht einmal mehr genug zum Leben übrig behalten haben.“

„Und gibt's kein Wild in der Gegend?“

„Wilde Gänſe und Enten genug — gleich dicht bei in dem einen alten Baumwollenfeld liegen jetzt vielleicht ein paar tauſend Gänſe.“

„Hm,“ ſagte Bradshaw — „wilder Gänſebraten iſt gerade nicht meine Leidenſchaft, denn erwiſcht man eine alte, ſo ſoll ſie der Teufel kauen, aber ehe wir unſer Nachtmahl aus Proviſionen aufziehen, können wir doch einmal den Verſuch machen. Ich werde ein paar von unſeren jüngſten Kameraden auf die Jagd ſchicken. Wohinaus zu liegt das Feld?“

„Wenn Ihr einen von den farbigen Gentlemen bewegen könnt, es Euch zu zeigen,“ ſagte der Pflanzer bitter, „ſo hat es keine Schwierigkeit, auch an die Gänſe anzukommen. Die Nigger ſind aber plötzlich ſo verdammt vornehm geworden, daß es ſchwer halten wird — 's iſt hübſch jetzt hier im Süden.“

Bradshaw zuckte mit den Achſeln. „Was iſt zu machen, der Norden hat einmal die Gewalt und braucht ſie — aber — was ich noch fragen wollte — gibt's hier nichts zu trinken?“

„Waſſer genug,“ brummte der Pflanzer, „aber ſonſt nichts — meinen Keller haben unir die ſchwarzen Beſtien gründlich ausgeräumt. Hätte ich nur ein paar Dutzend Flaſchen Gift drin liegen gehabt, dann wäre ihnen doch das Handwerk gleich gelegt geweſen — Einer meiner Bekannten hat es ſo in Miſſiſippi gemacht.“

„Un der That!“ ſagte Bradshaw, „und wie hieß der Ehrenmann?“

Der Pflanzer warf ihm einen finſteren Blick zu. — „Kümmert Euch der Name?“ ſagte er.

„Nicht im Geringſten,“ lachte der junge Mann — „es war nur eine eben hingeworfene Frage — alſo auf Wiederſehen, Miſter — will nur die Jäger auf die Fährte ſetzen,“ und damit verließ er das Gemach, um ſeinen Leuten die nöthigen Befehle zu geben.

Dem Pflanzer war es aber auch zu ſchwül im Zimmer geworden. Dem Bericht des Fremden nach hatte ſich eine Anzahl von Leuten auf ſeinem Grund und Boden eingefunden, und er mußte doch wenigſtens einmal nachſehen, was ſie trieben — trauen durfte man ja in der jetzigen Zeit Keinem mehr.

Die Leute, die er unten traf, ſchienen ſich aber gar nicht um ihn zu kümmern. Sie waren noch aus der letzten Zeit des Kriegslebens gewohnt, daß ſie von jedem Haus, was ſie erreichten, eben Beſitz ergriffen und natürlich nicht erſt um Erlaubniß zu fragen brauchten. Sie hatten ſich in den vorgefundenen Gebäuden ſchon häuslich eingerichtet — ſoweit es nämlich die Umſtände erlaubten: in der Küche loderte ein mächtiges Feuer, denen Duften der eingeriſſenen Gebäude lagen noch genügend unter, und an dem trockneten ſie nicht allein die naßgewordenen Lacken, ſondern hatten auch Töpfe mit Waſſer angeſetzt, um einem möglichen Zuſtuß von Lebensmitteln raſch gerecht werden zu können, wenn ihnen das Glück nämlich etwas Derartiges wirklich in den Weg warf.

Einen der Negerjungen, die ſie noch bei den alten Negern vorfanden, überreden ſie dabei auch wirklich — natürlich dadurch, daß ſie ihm eine Belohnung verſprachen — ſie zu dem Baumwollenfeld zu führen, wo es ſo viel Wild geben ſollte, und die Zurückbleibenden hatten ſchon in der früheren Küche und unweit des Feuers ihre Decken ausgebreitet und ſich behaglich darauf ausgeſtreckt.

Der Neger ließ indeß ein wenig nach. Er kam überhaupt heute nur in, aber ziemlich heftigen, Schauern nieder, und dazwiſchen zeigte ſich dann und wann einmal wieder ein Streifen blauen Himmels. Die Jäger waren ausgezogen und Bradshaw hatte ſich indeſſen wieder dem Eigenthümer der Plantage angeſchloſſen, der hier in der That ein ganz eigenes Leben führte. Er erzählte dem Fremden auch jetzt, daß er nur auf einen Mann warte, der verſprochen habe, ihm ſeine Plantage abzukaufen, ſeine Familie hätte er indeſſen nach Little Rock gebracht und wolle ſie dann ſpäter wieder abholen.

„Apropos,“ ſetzte er dann hinzu, „ſollte denn nicht neulich einmal wieder eine Truppenmacht gegen die ſabelhafte Räuberbande abgehen, von der ſie heute ſprachen, daß ſie hier in der Gegend hauſe?“

„Ich weiß!“ ſagte Bradshaw — „es glaubt dort kein Menſch mehr daran, denn die iſt jedenfalls zerſprengt und nach Mexiko hinunter getrieben. Hat ſie denn überhaupt exiſtirt?“

Der Pflanzer lachte. „Wenn Ihr vom Süden ſeid,“ ſagte er, aber immer noch mit einem forſchenden Blick auf den Fremden, „ſo habt Ihr von der nichts zu fürchten und könnt ruhig Eure Straße ziehen.“

„Und dann iſt's brummte Bradshaw — „von fürchten iſt überhaupt keine Rede, aber nach dem, was Ihr mir da eben ſagt, kommt's mir beinah ſo vor, als ob Ihr ſie noch immer in der Nähe glaubtet.“

„Und was kümmert's mich?“ brummte der Pflanzer — „die Yankees mögen ſich ſelber Luft ſchaffen, wenn ſie können. Hol' ſie der Teufel, wir ſollen da am Ende wohl gar noch Polizei für ſie ſpielen.“

„Ja — ſiele mir auch nicht ein,“ erwiderte Bradshaw ruhig, „aber der Herr Gemahl war trotzdem; wobei wollen die Schufte meſſen, ob ein Mann aus dem Süden oder Norden ſtammt, und bei der Gelegenheit ſchießen ſie Einem am Ende, nur aus Verſehen, eine Kugel durch den Pelz.“

Der Pflanzer lachte: „Wenn das die Yankees abhält, zu uns hier herunter zu kommen,“ ſagte er nach einer Weile, „dafür beſſer; wir können ſie hier ſo nicht gebrauchen und wollen nichts von ihnen wiſſen.“

„Aber Räuberei iſt doch keine ehrliche Kriegführung,“ meinte Bradshaw. „Und haben's die Yankees im Süden etwa beſſer gemacht?“ rief Cornhill heftig, „hol' ſie der Böſe — ſie ernten nur, was ſie geſäet, und dürfen ſich wahrhaftig nicht darüber wundern, wenn's ihnen da und dort wieder heimgezahlt wird.“

„Und wie ſtark iſt die Bande wohl?“ fragte Bradshaw ruhig — „und beſteht ſie wirklich noch?“

„Wie ſtark!“ erwiderte der Pflanzer mit einem leiſen, kaum bemerkbaren Lächeln — „ja, wer ſoll das ſagen? Einige behaupten, es wären 100 Mann, Andere wollen ſchon über 150 zuſammen geſehen haben, und in dem Dickicht drin — wer will ihnen beikommen? Nein, das ſind unſere Grenzwächter, die wenigſtens Tezas von dem verdammten nordiſchen Geſindel freihalten.“

Während die Männer miteinander ſprachen, waren ſie an einer Stelle ſtehen geblieben, an der eine alte Negerin zuſammengekauert ſaß, und nur leiſe und in Einem fort vor ſich hin mit dem Kopf nickte. Der Pflanzer achtete natürlich nicht auf ſie, gehörte ſie doch zu den wenigen altmodiſchen, denen die neugeſchenkte Freiheit nicht zum Heil, ſondern zum Fluche ward. Denn dieſe hätten müſſen, wo ſie ihr ganzes langes Leben mit ſchwerer Arbeit verbracht, jetzt von ihren Herren bis zum Tode erhalten werden, denn ſie blieben ſein Eigenthum. Was aber kümmerten ſich die früheren Beſitzer jetzt noch um die Inwalden — wo ihnen ſämmtliche Rechte entriſſen waren, glaubten ſie ſich auch ſämmtlicher Pflichten enthoben, und die Alten und Kranken mochten nun zuſehen, wie ſie ſelber ihr Leben friſteten.

Bradshaw hatte, während der Pflanzer ſprach, den Blick ohne beſonderes Intereſſe auf die alte Frau geheftet, als dieſe plötzlich ihr Auge zu ihm aufſchlug und ihn mit einem ganz ſonderbaren Ausdruck in den Zügen anſchaute. Es war freilich nur ein kurzer Moment, aber der junge Mann dadurch trotzdem aufmerkſam geworden. Mit nickt als ſeinem Plan im Kopfe, eben dieſer Bande auf die Spur zu kommen, bezog er auch Alles nur auf dieſen Punkt. Er wußte aber auch recht gut, daß er jetzt, und

Digitized by Google

in Gegenwart ihres früheren Herrn, keine Frage an die Alte richten durfte, und verfolgte beschaudt mit diesem ruhig seinen Weg.

Wohin sie aber kamen, trafen sie auf Verwüstung — feindliche Truppen hatten auch diesen Ort berührt und, wie es schien, arg gewirthschaftet, und da auch jetzt ein neuer Regenschauer seine Vorboten in schweren Tropfen zur Erde sandte, wandten sie sich wieder in das Haus zurück.

Da knallten draußen, in kurzen Zwischenräumen, drei scharfe Schüsse rasch hintereinander, denen bald darauf noch ein vierter folgte, und gleich darauf hörten sie ein wahrhaft indianisches Jubelgeheul, das die glücklichen Jäger ausstießen. Sie mußten Beute gemacht haben, und ihre zurückgebliebenen Kameraden hörten das kaum, als sie sämmtlich aus der Küche herausstürzten und den Schrei so erfolgreich beantworteten, daß die alten Neger entsetzt aus ihren Hütten krochen — sollte denn neues Elend über sie hereinbrechen? — Aber bente galt es einen Festtag für sie, denn nach kaum einer halben Stunde kehrten die Jäger siegreich zurück und die Sonne eben noch vor Untergehen einen Scheideblick auf die fattlam getränkte Erde warf, lehrten die Jäger, mit zwei Hirschen beladen, von denen sie ein ganzes Rudel in dem Baumwollenfeld angetroffen, zurück, und der Jubel war jetzt allgemein — selbst der Pflanzer zog ein freundliches Gesicht, denn auch bei ihm war in der letzten Zeit Schmalhans Küchenmeister gewesen, und die alten und kranken Neger krochen schon herbei, und kranken sich nicht daran, denn sie wußten, daß sie, als Ueberbleibsel der von den Weißen verachteten Rasse, hier das Recht, das sie wirklich zugestanden bekommen, nicht geltend machen durften.

Die Jäger erzählten jetzt. Sie hatten das alte Baumwollenfeld glücklich und ungesehen erreicht, sanden sich dort aber plötzlich in einem solchen Schwarm von Wildhäsnen, daß sie gar nicht wußten, wohin sie sich zuerst wenden sollten. Ein paar Einzelne standen allerdings schon in Schußnähe, aber sie hofften Alle miteinander zugleich zum Schuß zu kommen und schlichen zu dem Zweck gerade in das Feld hinein und an der Fenz hin, als plötzlich auch dem in den Zahren hoch emporgewachsenen Unkraut, mit alten Baumwollenpflanzen untermischt, ein Rudel Wildpret und Hirsche von weit über hundert Stück vor ihnen flüchtig wurde, schräg ab gegen eine niedere Stelle der Fenz brach und dort mit gewaltigen Sprüngen hinübersetzte, um den Wald zu gewinnen. Die Jäger aber, alle ohne Ausnahme mächtige Wachwodsmen, die allerdings nie das Wild im Lauf mit der Kugel treffen, hatten den Moment benutzt, wo die Hirsche vor der Fenz hielten, sich auf die Hinterläufe hoben, und dann mit einem Satz hinüberflogen. Sowie sie ihnen ein festes Ziel gaben, drückten sie ab und trafen so glücklich, daß zwei der Hirsche gleich im Feuer blieben. — Zwei Jäger hatten auf einen Hirsch gemeinschaftlich geschossen — aber auch der breite mußte die Kugel ebenfalls gut bekommen haben; er war nur noch eine Strecke flüchtig fortgegangen, und der eine Jäger setzt mit dem Jungen auf der Schweißfährte nach.

Das gab Leben auf dem sonst so stillen Hof, und die Freenden zerlegten das eine Stück Wild augenblicklich, um vor allen Dingen ihre Mahlzeit daran zu halten. Nur der ganze vordere Theil des Hirsches blieb übrig und Mr. Cornhilt machte den Vorschlag, ihn in eine Art von kelleraritgen Verschlag zu schaffen, den er unter dem Hause hatte, damit sich das Fleisch dort vielleicht einige Tage hielte. Bradyham aber widersprach dem: „Oh damn it, Sir," sagte er, „das arme Niggergesindel liegt da herum wie eine Meute halbverhungerter Hunde."

„Dann laß sie die Knochen abnagen, wie es Hunden zukommt," brummte finster der Südländer — der Andere aber schüttelte mit dem Kopf: „Nein," sagte er, „wir haben Ueberfluß, und da soll kein Anderer daneben darben, und wenn es ein Nigger wäre. Hier, Du Alte, komm' einmal her — da — das ist für Euch — habt Ihr Salz?"

„Nicht ein Korn uehr, Massa," stöhnte die alte Frau — „schon seit Monaten."

„Seha, Mills — wie steht's mit unserem Salz? Können wir der Alten ein wenig abgeben?"

„Denke ja, wenn's nicht zu lange dauert, bis wir wieder frisches kriegen."

„Ihr seid ja verdammt zartfühlend mit dem Gesindel," sagte Cornhilt finster — „habt Ihr das in Alabama gelernt?" und wieder warf er einen mißtrauischen Blick über die ganze Truppe. Bradyham aber achtete gar nicht auf ihn, sah und sprach immer Menschen," sagte er, uns gierig fielen indeß die Unglücklichen über das Fleisch her, an dem sie doch, nach langer schwerer Zeit, wieder einmal eine ordentliche Mahlzeit halten konnten.

Wieder setzte jetzt der Regen ein, aber was kümmerte das die Reisenden! Sie befanden sich unter Dach und Fach mit genügenden Lebensmitteln, um hier im schlimmsten Fall tagelang aushalten. Das dritte Stück Wild war noch ebenfalls eingeliefert worden, und bei einem luftigen Feuer in der Küche verbrachten sie unter Lachen und Plaudern den Abend. Bradyham hatte sich übrigens den Kameraden angeschlossen, da ihm die Gesellschaft des Pflanzers einentheils nicht gefiel, und er selber auch nicht den Verdacht in ihm wecken wollte, der Führer oder Befehlshaber einer ihm untergeordneten Truppe zu sein. Er traute dem Burschen nicht, und die Art und Weise, wie er die unglücklichen Menschen behandelte, die doch nur für ihn den größten Theil seines Lebens gearbeitet, gefiel ihm ebensowenig. Daß der Pflanzer übrigens die Yankees haßte, verdachte er ihm nicht. — Lieber Gott, das war leicht erklärlich, denn durch die Freisprechung der Sklaven hatten sie ihn ruinirt, sie durften eben keine Liebe erwarten, wo sie Haß gesäet — und erwarteten sie nicht. Das bittere Gefühl der Demüthigung nach verlorenem Kriege mußte erst der Zeit weichen, und einer jüngeren Generation blieb es vorbehalten, die jetzt noch frischen und blutenden Wunden zu heilen und vernarben zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Hrn. Jul. P. in M. Die sämmtlichen Bände unserer Zeitschrift, welche 1853 begann, bilderen ein ziemlich vollständiges Repertorium der Welt, eine Illustrirte Welt. Ihre zusammengetheilten Register müssen das ausweisen. Wir haben uns tüchtig überall vermissen gemacht. Leider können wir Ihnen kein vollständiges Exemplar mehr verschaffen. Die ersten Jahrgänge sind längst vergriffen.

Hrn. Alex. Sch. in H. Gerne stehen wir zu Diensten und hoffen, in dem Briefwechsel des Blattes sehen Manchem wesentlich genügt zu haben. Ein solches Handbuch der Literatur, wie Sie es wünschen, ist bei Heppe in St. Petersburg erschienen.

Hrn. Archit. L. in O. Die Zeichnung werden wir Ihnen verschaffen; im neuesten 6. Hefte der in Stuttgart erscheinenden Gewerbehalle finden Sie ein sehr schönes Muster dazu.

Frln. Henr. K. in F. Sie werden Ihren Zweck schwerlich, wenn Sie mit diesen Autor verfahren; in Milch eingeweichtes Brod genügt.

Hrn. Red. v. G. in M. Die Verdauung stehen Sie durch die treffliche Pepsin-Essenz aus der Fabrik von Schering in Berlin, welche auch den den sehr vornehm und gewissenhaften „Industrieblättern" empfohlen wird.

Hrn. Kaufm. O. S. in F. Der genannte Orden berechtigt dazu nicht, er ist auch doch die gar zu häufige Verleihung im Verdse sehr gesunken.

Hrn. Lanzim. K. L. in P. Sie werden doch darnach nicht trachten wollen; wüßte sich das mit Ihrer militärischen Ehre vertragen? P. senden wir Ihnen mit Vergnügen.

Hrn. Land. P. in K. (Pol.) In zwölf Tagen macht man jetzt mit den bremer und hamburger Dampfschiffen die Fahrt nach Amerika. Die Ueberfahrtsetten, welche gewöhnlich angegeben werden, vergrößern sich noch durch allerlei kleine Zuthat, z. B. Wein, den man nicht frei hat, Trinkgelder ꝛc.

Frau Rathin K. in B. (Bad.) Können Sie uns die beiresenden Briefe senden, — wir bitten nicht aus Neugierde darum, so pikant sie auch zu sein scheinen — se werden wir die nöthigen Schritt thun oder Ihnen wenigstens mit Rath beistehen.

Hrn. Dr. H. in L. (Lehrer.) Gelesen, aber nicht klüger daraus geworden.

Frln. F. J. in M. Den den Fremdwörterbüchern ist das neueste und vollständigste das von Sanders, dem Verfasser des deutschen Wörterbuchs, und ist in Leipzig bei O. Wigand erschienen. Ob es gut für eine Dame, daß sie ein Fremdwort vermeidet, wenn sie nicht ganz sicher ist, wie man es anspricht, für fremde Namen existirt ein eigenes Wort von Müller.

Hrn. Mal. J. S. in Düsf. Sie haben es errathen. Senden Sie die Photographie baven ein.

Frln. Adele P. in Mannh. Kennen Sie eine reellere Liebe, die man mit Ihrer Straßenbekleidung schwieren könnte? Frau: Archer ging zwischen 11. 12 und 2. 12 auf und nieder, endlich sah er eine Thüre öffnen. Julie erschien und ging mit freundlichem Nicken an ihm vorüber nach S. 12, beg um die Ecke und verschwand hinter 2. 137 Nach drei bis vier Tagen sah er sie wieder und folgte ihr nach. Sie ging zum Thore hinaus, und Archer folgte ihr, bis sie in ihrer Stadt gewiß schon so mancher pikante Roman gespielt, als andermärts.

Hrn. Gartendir. P. in B. Die Zusammenstellung dieses Schaus ist äußerst gelungen.

Hrn. Aug. W. in H. „Gleich und gleich gesellt sich gern" paßt selten in der Ehe — wenn der Gleichheit der Haare anzuerkennen bis zur Gleichheit des Charakters hinaus. Nur Aehnlichkeit des Bildungsgrades ist wesentlich.

Buchstabenräthsel.

Reichthum und Elend, Armuth und Pracht,
Künster und Wissen bei Gesellenschaft,
Oeffne Herze, stiller Ernst,
Das spricht vereinigt ein Wort Dir aus.
Schließ Du dem Herze ein Zeichen heran,
Nennt Dirs den frommen, den seligen Mann,
Welcher aus göttlicher Liebeskraft
Hingerun ein lichtes Leben erschafft.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 2. Stuttgart und Leipzig

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg

von

F. W. Hackländer.

Erstes Kapitel.

Am [illegible] Tage von Sedan zufällig oder in dienstlicher Eigenschaft, oder auch gezwungen in dem kleinen Städtchen Donchery befand, und sich gewiß lebhaft des geräuschvollen, ja wild malerischen Lebens und Treibens erinnern, womit besonders am Nachmittage des genannten Tages Straßen und Plätze dieses Ortes erfüllt waren.

Fast ebenso wie Sedan zwischen den beiden gewaltig kämpfenden Heeren gelegen, vernahm man hier den dröhnenden Kanonendonner ringsumher, das Hurrah der anstürmenden Deutschen, das rollende Gewehrfeuer, dort das widerwärtige Knattern der Mitrailleusen, und wer Zeit und Lust hatte, den Thurm der alten Kathedrale zu besteigen, sah wohl ein Schauspiel wie nie in seinem Leben und wie es auch wohl nie wieder so großartig und überwältigend auf einem ähnlich kleinen Raum abgespielt werden wird. Bildete sich doch so sicher, so schön, nach so wundervoller Berechnung die riesige Mausfalle, aus der für die französische Armee kein Entkommen mehr war. 500 Geschütze, im weiten Kreise auffahrend, waren die Gitterstäbe

Ein Schloß in den Ardennen. **Er ergriff den eisernen Balken und schwang sich daran in die Höhe.** Originalzeichnung von C. Reichlin-Sohn. (S. 15.)

Digitized by Google

dieses Weitgefangnisses, und wo immer auch die Rothhosen da oder dort noch einen Versuch wagten, freilich sie zurück an der undurchdringlichen Mauer der deutschen Linien. Selbst die Zauberworte: «sauve qui peut» konnten hier nimmer die Bresche haben, wie nach Wörth und Weißenburg, denn hier gab es nichts mehr zu retten oder davon zu laufen, die Armee war eingeschlossen, der Kaiser mit seinen Marschällen und Generalen gefangen.

Davon wußte man allerdings selbst am Nachmittage noch nichts in Donchery, obgleich man auch hier an dem eigenthümlichen Leben bemerken konnte, daß es auf den Schlachtfeldern draußen gründlig fur und fuch. War doch die herrliche alte Kirche, in spitzbogigem Stile, von preußischen Bachen umstellt und diente zum Aufbewahrungsort von wohl an tausend französischen Kriegsgefangenen, die man jetzt schon von allen Seiten herbeigebracht hatte. Ging es doch auf dem Platz vor der Mairie zu wie vor einem Taubenschlage, doch was hier ab- und zuging, war eine seltene Art grimmiger Tauben in Stahl und Pickelhauben mit Ober- und Unteroffizier, Canarirer forderud für zahlreiche Verwundete, aber Gefolge zum Unterbringen der Ambulanzen. Das alles war schon ein gutes Zeichen, daß von einer rückgängigen Bewegung keine Rede mehr sein konnte. Ebenso wie auch das Hereinkommen und Aufsahren zahlreicher Sanitätszüge unter der weißen Fahne mit dem rothen Kreuz, mit ihren Aerzten, barmherzigen Schwestern und Lazarethgehilfen. Und wo sich hier ein paar Belannte trafen, da gab es mit aufleuchtendem Auge einen herzlichen Handschlag und Jeder wußte etwas Schönes zu erzählen, wie er da und dort gesehen, daß sie überall tüchtig gehaut würden. Dazwischen sah man lautlose Gruppen bleicher, zum Tode erschrockener Einwohner zagend vor ihren Häusern stehen, und wenn sie auch wohl ahnen mochten, daß es mit der Armee der großen Nation nicht zum besten stande, so gaben sie trotz alledem nur widerwillig einen Trunk Wasser her für durchmarschirende deutsche Soldaten, ja sogar für unsere Verwundeten, während sie gleich darauf französischen Kriegsgefangenen, die herangeführt wurden, Brod und Wein zusetzten, und das war ihnen gerade auch nicht übel zu nehmen und machten sich auch unsere so braven Soldaten nicht viel daraus, denn wo man für die Franzosen Wein und Brod hatte, fand sich auch noch ein Schluck für Unsereinen.

Bermehrt wurde dieß lebendige Treiben in dem kleinen Städtchen früh am Nachmittage noch durch ein- und abziehende Reservekolonnen, durch bayerische Batterieen, welche dröhnend durch die Straßen rasselten, und preußische Kavallerieregimenter, welche sich jenseits des Ortes sammelten, um gegen den Feind vorzugehen. Wie klirrt' und klang es dort, wenn die Säbel aus der Scheide fuhren, wie lustig tönte dabei das «Lehm ep!» der vorbeireitenden Reiter, wie brauste ihr Hurrah über das Feld hin und wie bald sah man nichts mehr von ihnen als eine dichte aufwallende Staubwolke, wie vereinzeltes Leuchten der Sonnenstrahlen auf Helm, Säbel oder Kürah.

Wer hätte es aber auch vermocht, einem einzelnen dieser an sich so schönen und lebendigen Bilder längere Aufmerksamkeit zu zollen; drängte doch eines das andere gewaltsam hinweg und dazu verfolgung der immer gewaltiger werdende Kanonendonner ringsumher alle Eindrücke, und das Dröhnen der Geschütze fand einen eigenthümlichen, ja auch beängstigenden Wiederhall in der eigenen Brust, so daß man, wie in einem schweren Traume wandelnd, sich innig nach einem glücklichen Erwachen sehnte.

Dieß gländliche Erwachen fand denn auch statt gegen 5 Uhr Nachmittags, und wer sie in einer klappernden Mühle einen festen Schlaf schlief, um durch das plötzliche Stillschweigen der Nähe erwacht zu werden, einer wohl das seltsame Gefühl des Erstaunens, mit dem man die Augen aufreißt und um sich schaut. So war es hier gerade, als um die angegebene Zeit in dem gewaltigen Kanonen-, Mitrailleusen- und Gewehrfeuer-Konzert rings umher mit einem Male ein Halt eintrat, ja so unvorhergesehen und plötzlich, daß man fast erschrocken war, wieder das Geplauder nebenan zu hören, ja die Vögeln bes Flußes rauschen zu hören. — —

Und das konnte kein zufälliges Aufhören der verschiedenen Batterieen sein, die Pause dauerte zu lange. Wohl klang anfänglich noch weit in der Ferne bes dumpfe Ton eines Kanonenschusses — aber selten — vereinzelt — jetzt nicht mehr.

Was war das? was hatte es zu bedeuten, daß nun die Luftstörung leichte Hornsignale, ja bei melodischen Klänge von Regimentsmusiken, allerdings unbeutlich, oft nur in einzelnen Akkorden zu uns herüberstehte — dann Hurrah hier und Hurrah dort, sehr beginnend, rasch aufschwellend, jetzt gewaltig, dicht vor dem Orte erönend, dann am Eingang der Stadt, dann auf dem Marktplatze, immer wilder, immer brausender — ein Jubelruf, in den Alles, was da schreien konnte, mit einstimmte, als eine Patrouille rother Husaren über das Pflaster dahersprengte, ein Offizier voran, den Säbel schwingend, an den er ein weißes Tuch gebunden hatte, und mit lauter Stimme rufend: „Kameraden, der Kaiser ist gefangen mit seiner ganzen Armee."

Es war das ein wunderbarer, unvergeßlicher Augenblick, man drückte Jedem die Hand, in dessen Nähe man sich gerade befand, man umarmte Freunde und Bekannte, die man zufällig traf, man schrie Hurrah und wieder Hurrah, man eilte in Nebenstraßen, um dort die ungeheure Nachricht zu verbreiten, man drang in die Häuser, wo von unsern Verwundeten lagen, um sie damit zu erquicken, um damit Balsam in ihre brennenden Wunden zu gießen — „der Kaiser gefangen" — man war wie in einem Fieberkaumel und blieb es auch durch die immer sich erneuernden Eindrücke der immer lebendiger werdenden Bilder. Quartiermacher der verschiedensten Truppentheile erschienen, um Unterkommen zu finden für Kompagnieen und Bataillone, um an Brod und Wein zu requiriren, was im Orte nur aufzutreiben war, Jeder wollte etwas haben, Jeder schrie und lärmte durcheinander. Dazu kamen Infanterieregimenter, die mit klingendem Spiel, unter betäubendem Jubelruf durch Donchery zogen, um jenseits zu biwouakiren, begegnend zurückkehrenden Batterieen, lustigen Reiterabtheilungen, alle bewegt vom gleichen Gefühl des Glücks und erfreut — „Wißt ihr's schon, Württemberger? Der Kaiser ist gefangen, der Krieg ist aus, jetzt geht's wieder heim zu Muttern — na grüß' euch Gott, freilich wiss mer's, Hurrah für den Heimmarsch."

Dazu kamen aber auch andere, trübere Bilder, Massen französischer Gefangener, trotzig, finster, traurig blickend, erschöpft, todmüde, von den verschiedensten Truppentheilen durch einander, begleitet und bewacht von Infanterie, in dicht zusammengeballten Reihen vorbeigetrieben an den Häusern, wo die Einwohner mit erschrockenen, bleichen Gesichtern standen, mit starren Blicken die Gefangenen betrachtend, auch wohl fürchtend, einen Freund, einen Bruder, einen Sohn zu erblicken. Das kam auch häufig genug vor, und da nahmen es die gutmüthigen Deutschen nicht so genau, wenn hie und da Einer aus der Reihe trat, um vielleicht an die zuvor einem Freunde gerissen zu werden, oder auf Augenblicke auszuruhen an einem schmerzerfüllten, weißhaarigen Mutterherzen.

Auch hatte wohl Keiner etwas dagegen einzuwenden, daß den Gefangenen und Besiegten Brod und Wein gegeben wurde, selbst wenn sie gleichfalls hungrig und durstige Sieger leer ausging. Hart sind sie nicht, leicht spätet für diesen auch noch etwas, für den Preußen ein Tropfen aus einer ihm gern gereichten württembergischen Feldflasche, dage, n die diesen liegend etwas ihm von bayerischer Hand Gebotene, worauf Jeder vielleicht von einem andern deutschen Landsmann nicht sind beleidigt wurde.

Es war heute eine allgemeinere und noch innigere Verbrüderung unter den sämmtlichen deutschen Stämmen, als während des ganzen gedauert, jubelnd zugetunten wurde es in allen erdenklichen Tonarten, zu Roß und zu Fuß, und Niemand wollte man ringsum Sedan eine schändende Kapitulation nennen, was doch Jedem bekannt sein mußte, daß nur dem Wissen ein deutsches Herz zu erfreuen vermag, und wenn dort ein Musikkorps auch den Choral «Nun danket Alle Gott» mit den schönen Klänge des „Schleswig-Holstein meerumschlungen" dem bewegt Aufhorchenden zum Besten gegeben hatte, so hörte man vielleicht jetzt bei den Württembergern

„Ueber's Jahr, da ist mein' Zeit verbei,
Da g'hör' i mein und dein',
Da kann, bin i kann dein Schätzele noch,
So soll die Hochzeit sein."

Das war die gewaltige Sehnsucht nach der Heimat, nach den grünen Wellen der Nord- und Ostsee, nach den rebenumkränzten Hügeln des schönen Neckarthales, die heute Abend ganz besonders lebhaft durch all' die tapfern deutschen Herzen zuckte, von denen bes Meisten nicht anders wußten und mochten, als daß mit diesem furchtbarsten Schlage, nach diesem glänzenden Siege der Krieg so ziemlich sein Ende erreicht habe und es nun wieder heimwärts ginge; hofften bes ja auch Unsichtige und Weiterblickende, war doch der Kaiser gefangen, das französische Heer vernichtet.

Der Kaiser gefangen! Dachte man doch auch dabei an ein ähnliches Nationalunglück, das auch uns hätte treffen können, hatte ja doch auch etwas ähnliches Furchtbares für uns im Rathschluß des Himmels liegen können — unser Herrführer als Geisel im französischen Lager — er gefangen, er, der zugleich ein König und ein Held, in diesem Augenblicke mit ganz anderem Rechte als jener elite Franzose hätte sagen können: „Der Staat bin ich." Wie er geschlagen in so viel Schlachten, wir unzingelt von feindlicher Heeresmacht, wohnten erst mit der ganzen deutschen Treue zu unserem Führer gefochten haben, hätten mit ihm alles Leid getheilt und würden uns, allerdings zähneknirschend, den harten Bedingungen des Siegers gefügt haben.

Aber man konnte damals noch nicht alle die prahlerischen Redensarten vom Kampfe bis auf's Messer, man hatte die übermüthigen Franzosen noch nicht aufsnehlen hören bei der prahlerischen Aeußerung: „Kein Fuß breit Landes, kein Stein der Festungen," die große Nation hatte es noch nicht gesagt, daß sie in 30 verlorenen Gefechten und Schlachten von uns eigentlich durchaus nicht besiegt worden wäre, sondern nur unterlegen sei dem Verrath der eigenen Heerführer und die nun da lingemeine zurückgewichen vor der drei- oder gar sechsfachen Ueberzahl unserer Armeen, man wollte es noch nicht recht glauben, daß der Tag der Rache nahe sei

Digitized by Google

und daß der französische Elan in Kurzem bis in's Herz von Deutschland vordringen würde, man wußte es noch nicht, daß Paris unüberwindlich war und nicht einmal durch Hunger besiegt werden konnte, daß man hinter den zerschossenen Forts neue, gewaltigere Erdwerke finden würde, hinter diesen die furchtbare Enceinte der Stadt, und dann noch das Bollwerk der französischen Phrase und lebendige Mauern nach den Phantasieen Victor Hugo's.

Des Sprüchworts der Franzosen: «le roi est mort, vive le roi.» erinnerte man sich mehr genau genug oder hatte es vergessen in seiner ganzen furchtbar prätisalen Anwendung, eine Auslegung, welche Regierungsformen, legitime Könige und selbstgewählte Herrscher nach Gutdünken wegwirft wie alte, abgenutzte Handschuhe, daß, wie schon so oft, auf einen verunglückten Monarchen die Republik folgen würde unter dem Jubel über die endliche Befreiung von einem selbstgewählten Joch zugleich mit der Erhebung des ganzen Volks gegen die verhaßten Zwingherren, dann mit einer zweifelhaften, halb und halb verdächtigen Nationalversammlung, hieraus die Kommune mit Mord und Plünderung, mit Centralisamité und Wohlfahrtsausschuß und dem ganzen übrigen Schwindel, unter täglich nachgeäffter Wiederholung einer größeren Zeit.

Heute am Schlachttage von Sedan hatten diese finstern Geister noch nicht ihre dunklen Schatten in die Herzen der müden, erschöpften Soldaten geworfen, sie vergaßen der Mühen des furchtbaren Tages, sie gedachten mit stiller Wehmuth der gefallenen und verwundeten Brüder, wobei wohl manche Thräne in den dichten Bart herniederfloß, dann aber kreiste wieder Becher und Flasche von Hand zu Hand, dann gedachte man in Wort und Lied der Heimat mit den fernen Lieben. An Schlaf erfreuten sich Wenige trotz der großen Ermüdung; ging doch das grause Bild der Schlacht jetzt im nächtlichen Dunkel noch einmal an den aufgeregten Gemüthern vorüber, riesengroß einherschreitend, schattenhafter und deßhalb unheimlicher; klang doch von den blutgetränkten Feldern leises Wimmern, Stöhnen und Klagen herüber, zeigte sich doch jetzt der eiserne Ring der deutschen Armeen in zahllosen lodernden Wachtfeuern, schien es doch, als hielten die Feuerzeichen rings umher eine schaurliche Nachtwache um den Thalkessel, in welchem Sedan lag, wo Tausende und wieder Tausende der geschlagenen Feinde mit ihren Generalen, Marschällen, mit ihrem Kaiser in fürchterlicher Enge zusammengeteilt, rathlos dem Morgen entgegenblickten, wo das dumpfe Brausen und Sausen unzähliger Menschenstimmen, aufleuchtende Flammen, knatternde Zündnadelschüsse ein schauerliches Zeugniß ablegten von Widersetzlichkeit und Aufruhr.

Auf dem Marktplatz in Donchery hatte in dieser Nacht ein Maler treffliche Studien machen können, denn hier fand sich Alles zusammengedrängt, was es wohl Interessantes und Schauerliches im Kriegerleben gibt. Soldaten aller Truppentheile und der verschiedensten deutschen Volksstämme suchten und fanden hier ein nothdürftiges Unterkommen, sei es in den Häusern selbst, sei es auf dem weiten Platze, wo mächtige Feuer loderten, die Gruppen der müden, rings umher gelagerten Krieger beleuchtend und die zahlreichen dicht zusammen gefahrenen Proviantwagen, die Ambulanzen und Sanitätskolonnen, welch' letztere in großer Anzahl hierher dirigirt worden waren, um noch während der Nacht oder beim Grauen des Morgens ihre traurige Arbeit auf den Schlachtfelde zu beginnen. Pionnier-Abtheilungen mit Hacke und Schaufel, von Bundärzten und Sanitätsleuten begleitet, zogen jetzt schon vorüber, gefolgt von manch' wehmüthigem Blick, während barmherzige Schwestern mit andere freiwillige Krankenpflegerinnen still und lautlos durch die lärmende Menge glitten, Verbandzeug und Medikamente von den Wagen holten und damit in den innen hell beleuchteten Häusern verschwanden.

Ach, diese Helle, dieser Lichterglanz überall war kein Zeichen von Lust und Fröhlichkeit, denn dort in den engen Stuben dicht zusammengeschaart lagen Verwundete in solchen Massen, daß es trotz der raftlosen Thätigkeit kaum möglich wurde, dieses furchtbare Elend auch nur in etwas zu lindern.

Wenden wir uns auf die Straße zurück, um auch dort traurigen Bildern zu begegnen. Kranke und invalidirte Soldaten, von Kameraden herangeschleppt, hier am Feuer niedergelegt, um sie mit einem kühlen Trunke zu erquicken. Dazu durchpassirende Kolonnen aller Art, Infanterie- und Reiterabtheilungen, welche der strenge Dienst zu Wachen draußen bestimmt hatte, und die, wenn sie stumm vorüberzogen, wenn jeder seufzend hinblickten nach den glücklicheren Kameraden an den lodernden Wachtfeuern.

Wahrhaft täglich war der Anblick der Gefangenen, deren dichtgedrängte Reihen den spärlichen Raum auf Straße und Platz so vollständig ausfüllten, daß die Anwohnen oft an die Häuser gepreßt wurden, so daß eine solche Kolonne oft für längere Zeit Halt machen mußte, bevordete wenn der Weg vor ihnen durch Infanteriemassen oder Fuhrwerk gesperrt war; dann lehnten sich diese waffenlosen, todmüden, oft leichtverwundeten Gestalten, ein buntes Gemisch aller Waffengattungen der französischen Armee, an die Hausermauern, ließen sich auf das Pflaster niedergleiten, oder drangen faft gewaltsam in die Haustühren ein, stehend um ein Stück Brod, um einen Trunk Wasser, wozu die gutmüthige Begleitungsmannschaft, meistens preußische Landwehr, nicht nur beide Augen zudrückte, sondern auch häufig dafür sorgte, daß so schmachtende oder kränklich aussehende Leute von den durch die Einwohner reichlich gebotenen Liebesgaben ihr Theil erhielten.

Und es gab dergleichen viele in den Reihen der französischen Armee, kaum im Jünglingsalter, wahre Knaben mit feinen, schmächtigen Gliedern, schönen, aber bleichen Gesichtszügen, großen glänzenden, aber kummervoll blickenden dunklen Augen.

Wie mochten diese heute Abend an die Heimat denken, an ein trauliches Zimmer, an ein lodendes Kaminfeuer, an die geliebten Züge, an den vorgwestungsvollen Blick der Mutter, die jetzt düster in die Flammen stirrte, all' die furchtbaren Schreckbilder deutlich vor sich sehend, von denen der seruhin rollende Kanonendonner des entsetzlichen Tages erzählt.

Wo war ihr Liebling in diesen Augenblicke? Tag er todt auf dem blutigen Felde, krümmte er sich schmerzlich in einem Graben, lehte er noch unverletzt bei den Seinen, war er vielleicht gefangen und wurde mit tausend Andern dahin getrieben, bis er zum Tode erschöpft an den Stufen eines armseligen Hauses niedersank, um ein Stück Brod, um einen Trunk Wasser flehend — er — er — er — den zu Hause zahlreiche Hände bedient, dem die liebende Mutter selbst das Wasserglas gereicht, nachdem sie zuvor sorglam seine heiße Stirn befühlt — — —

Am Ende einer solchen Kolonne Gefangener, die auf dem Marktplatz von Donchery nicht weiter konnten, weil die Straße zum Thor von einem zusammengebrochenen Wagen wohl für eine Zeitlang gesperrt war, bemerkte man beim Schein der Wachtfeuer die große und breite Gestalt eines Zuaven, der statt des Fez oder Turbans ein weißes Tuch um seinen Kopf gewickelt hatte, das ihm als Verband diente für einen langen von der Stirne bis über die Wange hinabreichenden Säbelhieb. Das angeschlossene Blut hatte einen Theil seines Gesichtes, sowie den nackten schnigen Hals schauerlich gefärbt, und wenn er auch zuweilen mit seinen Fingern an die Wunde fühlte, so schien er sich doch nicht viel daraus zu machen, vielmehr von ganz andern Gedanken erfüllt zu sein.

Dicht zeigte sich in der großen Beweglichkeit und zahlosen Andauer, mit der er sich bemühte, das ihm als Verband diente für einen langen von der dieselbe, sich langsam seitwärts schiebend, bald nach rechts, bald nach links zu durchdrehen. Zornige Ausrufungen oder wilde Flüche, die ihm häufig dabei von den andern Gefangenen zu Theil wurden, begnügte er sich mit einem verächtlichen Achselzucken zu erwiedern oder auch mit einem trotzigen «tais-toi donc animal,» auch wohl mit einem einzigen Blick und seinen wilden, dunklen Augen, worauf ihm, wenn gleich murrend, Platz gemacht wurde.

Nicht so nachsichtig aber zeigte sich bei diesem Treiben, als es eine Zeitlang gedauert hatte, der begleitende preußische Landwehrmann, sondern dieser tippte ihn, obgleich durchaus nicht unsanft, mit dem Gewehrkolben an und rief ihm dabei zu: „Je Mannelen, mat toll denn dat heißen, dat Du Dir so herumtreicht wie saure Bier und mich die ganze Schweselhande in Ufregung bringst — — ruhig im Glied oder das Donnerwetter soll Dir auf Zeenen franzöfischen Dicklopf fahren — hast be mir verstanden?“

In der That schien der Zuave etwas von dieser Rede verstanden zu haben, und gab gleich darauf allerdings in mangelhaften elsäßischen Deutsch zur Antwort: „Such' ich doch nur einen Kameraden.“

„Na wat hat anbelangt, lamsi Du Dir schon zufrieden geben, wieder finden wirdet ihr eng schon noch einmal und noch dazu im Preußenland,“ entgegnete der Landwehrmann und setzte zu einem seiner Kameraden, der herbeilam, hinzu: „Herr Gott, wie's die Kerle zut haben, da kommen sie hinaus in die Heimat, wahrscheinlich noch per Eisenbahn, während wir doch noch einige Zeit hier in dem verdammten Frankreich herumtrakeln müssen, da möchte ich auch lieber preußischer Kriegsgefangener sein.“

„Na und ob,“ meinte der Kamerad, da trink' wenigstens mal, hier ist eene Flasche guten Rothen, die mir zufällig in die Hände gelaufen ist.“

Während die Beiden sich so nach dem sauren Tagewerk und vor dem noch saureren Nachtdienst stärkten, war der Zuave ihren Blicken verschwunden, und das auf sehr einfache Art, indem er neben einer Häusereke in den hier befindlichen tiefen Schatten getreten war und sich neben einem Hauseingang dicht an die Wand drückte.

Dort blieb er auch ein paar Minuten regungslos und deßhalb gänzlich unbeachtet stehen, dann aber blickte er auswärts und als er über seinem Haupte, doch noch mit der Hand erreichbar, einen starken eisernen Haken entdeckt hatte, ergriff er diesen mit der rechten Faust und zog sich daran allmälig in die Höhe, wobei er mit den Stiefelsabsohen einen Halt in der Mauer hinter sich suchte und fand.

Auf diese Art hatte er die Möglichkeit, den Haufen der Gefangenen, sowie den Marktplatz übersehen zu können. Dabei kam es ihm in diesem Augenblick noch sehr gut zu statten, daß bei den Ambulanzen, von denen sich einige Wagen in Bewegung setzen sollten, in eisernen Pfannen Pech-

Digitized by Google

kränze angezündet worden waren, deren rothglühendes Licht Alles ringsumher fast tagheli erleuchtete.

Scharf, anhaltend und aufmerksam um sich blickend, schien er auch nach einiger Zeit gefunden zu haben, was er so lange vergeblich gesucht, denn seine Gesichtszüge nahmen plötzlich einen andern Ausdruck an, seine Augen erweiterten sich zusehends und richteten sich starr auf einen Punkt, während er seine Zähne fest aufeinander biß.

Darauf glitt er an der Mauer hinab und begann dasselbe Spiel wie vorhin, nur in weniger auffallender Art, indem er sich langsam an den Häusern hinbrückte, dabei sich neben Denen, die ihm im Wege standen, bald mit einer leise gesprochenen Bitte, bald mit einem scherzhaften Wort vorbeiwegte.

So gelangte er in Kurzem an die Steintreppe eines Hauses, auf dessen unterster Stufe eine schmächtige Gestalt in der Uniform der französischen Jäger, die Mütze auf schwarzem lockigen Haar, zusammengekauert und unbeweglich saß, und als er dicht daneben stand, stieß er diese Gestalt leicht mit dem Knie an.

Sie richtete sich langsam mit einem tiefen Seufzer auf, um gleich darauf wieder Miene zu machen, in sich zusammenzusinken, als sie plötzlich den Kopf erhob unter dem Helm einer Dame, die sich auf ihre Schulter legte, sowie ein leises Wort vernehmend, das zu ihr gesprochen wurde.

Es war das ein junges, mädchenhaftes Antlitz, das sich jetzt stumm erhob, von bleicher Gesichtsfarbe, mit großen, schönen, traurig blickenden Augen, doch belebten sich diese sichtlich auf eine freudige Art, als er den Zuaven neben sich erkannte und seine Lippen das einzige Wort hauchten: «Françoin.»

Der Andere nickte mit dem Kopfe, doch ehe er etwas sprach, blickte er aufmerksam rings umher, und erst als er bemerkte, daß die preußischen Soldaten der Begleitung nicht zu nahe bei ihnen standen und müde auf ihre Gewehre gestützt, eine Flasche kreisen ließen, glitt er auf das Steinpflaster nieder, setzte sich neben den Jäger und flüsterte ihm zu: «Gott sei Dank, daß ich Sie endlich gefunden habe, es hat Mühe genug gekostet, durch ein paar tausend Mann bis hieher zu dringen — wissen Sie wohl, daß wir hier in Donchery sind, Herr Graf?»

«O, ich weiß es, ich weiß es.»

«Daß wir heute Nacht noch gegen Beaumont geführt werden — morgen weiter nach Deutschland zu?»

«Ich weiß es.»

«Als Kriegsgefangene.»

«O ja, o ja.»

«Dann wissen Sie auch wohl, daß jeder Kriegsgefangene das Recht, ja die Pflicht hat, sich in Freiheit zu setzen, wenn ihm das möglich ist.»

«Ja, wenn es ihm möglich ist» — dabei schaute ihn der Jäger mit einem Blicke an, dessen Trauer der Andere wohl verstand und hastig fragte: «Sie sind doch nicht verwundet?»

«Nur durch einen leichten Streifschuß am Arm, der mich an nichts hindern würde, aber ich bin so müde und zerschlagen in allen Gliedern, daß ich mich kaum von dieser Treppe erheben, kaum weiter schleppen kann.»

«Na, wenn die Freiheit winkt, — — haben Sie einen gegessen?»

«Gute Leute hier im Haus gaben mir ein Stück Brod und einen Schluck Wein.»

«Gut, so nehmen Sie noch einen Schluck aus meiner Feldflasche, es ist guter alter Cognac darin — Cognac von zu Hause,» setzte er flüsternd hinzu, «den ich für den schlimmsten Fall aufbewahrt, das wird Ihnen doppelte Kraft geben, trinken Sie einen tüchtigen Schluck — — ja von zu Hause,» wiederholte er noch leiser, während der Andere trank, «und wenn ich Ihnen wiederhole, daß wir hier in Donchery sind und daß ich nach Glaire und Illoing jenen Feldweg, jede Schlucht, jeden Graben wie meine Tasche kenne, ferner auf dem Wolfsrücken jenen alten Baum, so müßt' es mit dem Teufel zugehen, wenn es ihnen gelänge, uns nach Deutschland zu schleppen.»

«Ja, wenn ich gehen könnte wie sonst,» erwiederte der Jäger mit einem Aufseufzen seiner Augen.

«Dafür aber kann ich immerhin noch für Zwei marschiren und nehme Sie auf den Rücken wie früher schon so oft — wollen Sie mir folgen? — — so nah der Heimat?»

Der Zuave sagte das beinahe in einem Tone des Vorwurfs, und als er dann mit Zuversicht hinzusetzte: «Es muß gelingen, wenn Sie wollen und sich für eine kurze Zeit meinen Anordnungen fügen,» erwiederte der Andere: «Ich will Ihr sagen, Françoin, Muth habe ich, um Alles zu wagen, und wenn wir auch im schlimmsten Falle zusammengeschossen würden, besser noch, als gefangen sein.»

«Gut, ich habe schon daran gedacht, Sie sollten als marode hier liegen bleiben, doch hilft das nichts, mich würden sie fortreiben, und sowie wir getrennt sind, ist Alles verloren; hören Sie also, was ich ausgedacht habe. Werden wir wirklich nach Beaumont geführt, so passiren wir eine Straße, wo ich jedes Haus kenne und wo uns besonders eines günstig ist, wo auch Sie schon häufig waren, wenn wir hier die Pferde einstellten — erinnern Sie sich? — Das Schaus, um welches man scharf herumbiegt, um auf die Raute nach Beaumont zu kommen. Wenn wir da sind und ich Sie an der Schulter packe, so haben Sie nichts zu thun, als sich willenlos von mir fortziehen zu lassen — ist das abgemacht?» —

«Abgemacht, Gott lohn' es Dir, Françoin.»

«Gut, so muß ich mich zuerst nach einer Umhüllung umschauen.» Damit erhob er sich und begab sich dicht an den Häusern vorbei von dem Andern hinweg.

Was eine Umhüllung für seine helle, auffallende Zuaven-Uniform anbelangte, war ihm das Glück so günstig als möglich. Dicht neben zwei der preußischen Landwehrleute, die dort an der Mauer eines Hauses lehnten, stieß sein Fuß an etwas, das auf dem Pflaster lag, und sich niederbückend und es genau betrachtend, rief er mit lauter Stimme, gegen die deutschen Soldaten gewandt: «Messieurs les camarades, regardez-ça — seben Sie her,» setzte er in seinem mangelhaften Deutsch hinzu, «das ist ein Kriegsgefangener, der wohl nicht mit nach Deutschland kommt.»

«Na, wenn er nicht weiter geht, werden wir ihm schon auf de Beene helfen.»

«Oh non, der da ist todt au possible.»

«Na da können wir auch wir weiter machen, wenn wir nur einen Pflasterkasten hätten, der ein Bischen nachsehen könnte, die Kerle sind so tückisch, daß se sich dot stellen, um nicht weiter marschiren zu müssen.» Doch begaben sich Beide zu dem leblos am Boden Liegenden, wo schon der Zuave die Kapuze von einem Gesicht heruntergezogen hatte, dessen offen stehender, eingefallener Mund, die glanzlosen Augen, die grünlich bleiche Gesichtsfarbe, in schon bei beginnender Steifheit der Glieder so deutlich sprachen, daß sich die Landwehrleute achselzuckend hinwegdrehen und nichts dagegen einzuwenden hatten, als der riesige Zuave den todten Körper leicht aufhob, um ihn dicht an der Mauer eines Hauses hinzulegen, nachdem er ihm zuvor seinen grauen Capotrock ausgezogen.

Kurze Zeit darauf setzte sich die Kolonne wieder in Bewegung und die Masse der müden Gestalten, Gefangene und Landwehrleute, schwankten und stolperten in der Straße weiter, um, sobald sie den Marktplatz verlassen, in gänzlicher Dunkelheit dahinzuziehen. Denn obgleich der Mond am Himmel stand, konnte kein Licht kaum eindringen zwischen jenen Häuserreihen.

Der Jäger, als er sich schwankend von seinem Sitz erhob, hatte vergebens nach dem Zuaven geschaut und folgte nun matt und erschöpft den Andern, wobei er mit halbgeschlossenen Augen mechanisch einen Fuß vor den andern setzte, doch blieb sein Ohr wie viel Klarheit der Besinnung, daß er sich an der rechten Seite der Straße hielt, wo das Haus war, von dem ihm Françoin gesprochen.

Jetzt lauten sie in die Nähe desselben und sein Herz schlug heftiger, zu ängstlich, und nicht ohne Grund, denn ein Paar der Landwehrleute gingen dicht hinter ihm, und wenn er ein paarmal Miene machte, sich an eine Hausmauer zu lehnen, als könne er nicht mehr weiter, so fühlte er sich hogleich von einem der Gewehrkolben berührt und vernahm allerdings für ihn unverständliche Worte, deren Sinn aber nicht zu verkennen war.

Dort, keine fünfzig Schritte mehr entfernt, war der bezeichnete Thorweg, dort ging es scharf rechts, dann eine Zeitlang zwischen Mauern bis in's Freie auf der Straße nach Beaumont, wo alsdann im hellen Mondlicht kein Entrinnen mehr möglich war.

Da drängte mit einem Male die ganze Gefangenenkolonne so scharf und ungestüm nach der rechten Seite der Straße, daß die Landwehrleute rasch vorwärts eilten, um zu sehen, was es gäbe — Ungewöhnliches allerdings nichts, nur eine Kolonne tiefer Granatwagen, die ihnen im Trab entgegenkam, um jenseits Donchery frische Munition zu fassen. — Jetzt fühlte sich der Jäger an der Schulter gefaßt, dann heftig fortgerissen und im nächsten Augenblick in eine Mauerecke gebrückt, wobei die breite Hand des Zuaven seinen Mund verschloß.

Regungslos standen hier Beide einige Minuten, saß ohne zu athmen lauschend auf das Geräusch der vorüberziehenden Kolonne, auf das Rasseln der Wagen, und als Beides immer schwächer wurde und endlich ganz erstarb in dem Sausen und Brausen, das vom Marktplatz immer noch herübertönte, flüsterte der Zuave seinem jungen Gefährten zu: «Vor der Hand gerettet, aber hier in nicht minderer Gefahr.» Damit beugte er sich ein wenig auf die Seite, wodurch es dem Andern möglich wurde, den allerdings ziemlich dunklen Hof zu übersehen, zu gleicher Zeit aber die weit geöffneten Stallthüren, aus denen Lichtschein hervordrang, wo man zahlreiche Pferde dicht aneinander gedrängt stehen sah und wo jetzt einer vor der preußischen Stallwache erschien, er war von den besonders gefürchteten Ulanen, sich an den Thürpfosten lehnte und den Säbel leicht im Arme haltend gedankenvoll in die blendende Mondhelle blickte, — — dann pfiff er den Anfang einer Melodie und verschwand gleich darauf wieder im Stall.

Darauf hatte der Zuave nur gewartet, um, seinen Gefährten rasch

Digitized by Google

Dr. Simson, Präsident des Deutschen Reichstags. Originalzeichnung von Adolph Neumann. (S. 14)

Digitized by Google

mit sich fortreißend, wieder die Straße zu erreichen, die jetzt ziemlich öde lag, nur daß man am Ende der langen Mauern, von denen wir oben gesprochen, undeutliche Gestalten — kamen sie oder gingen sie? Doch nahm sich Francois keine Zeit, das zu überlegen, sondern hob seinen jungen Gefährten an der Mauer zur Rechten empor, wobei er ihm zuflüsterte: „Hinüber, nur rasch hinüber," was der Jäger so hastig befolgte, daß er im nächsten Augenblick auf der andern Seite hinabrollte, dort aber glücklicherweise auf weiches Gartenland fiel. Aufblickend sah er wohl, daß ihm Francois behende gefolgt war und sich schon auf der Mauer befand, doch erfuhrte sein Blut, als es jetzt das Krachen von ein paar rasch auf einander folgenden Schüssen hörte, als er zu sehen glaubte, wie die riesige Gestalt des Zuaven zusammensunke, schwanke, und als er dann wirklich sah, daß dieselbe wie leblos zu seinen Füßen niederstürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine große Dame.

Novelle von **Ivan Detmold.**

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Gerade als draußen die Glocken der Stadt die zehnte Stunde schlugen, ging ein Mann mit einer Laterne am J....schen Palais vorüber, blieb etwa in der Mitte des Gitters eine Sekunde lang stehen und ließ seine Augen unter der Laternuhre hervor forschend über das weitläufige Gebäude schweifen; dann hob er die Laterne einmal bis zur Hopfhöhe empor und ging seines Weges. Etwa hundert Schritte hinter dem Palaste rief ihm eine Patrouille ein gebieterisches: „Stoy!" zu. Der Mann im Pelze trat ohne Zögern an den Unteroffizier, welcher die Patrouille kommandierte, heran und gab das Paßwort: „Cyrill," worauf Jener sein „Paschol" brummte und weiterritt.

Der Mann mit der Laterne schritt nun schnell das finstere Trottoir entlang, sich möglichst nahe an den Häusern hindrängend; ab und zu blieb er stehen und lebte mit einer Lebendigkeit, die von längerer Uebung zeugte, graue bedruckte Zettel (Proklamationen) an die Häuser, er schlüpfte dann in eine Querstraße, sah sich einen Augenblick um, ob ihm Niemand folgte, und verschwand in einem Winkelgäßchen. Hier klopfte er auf eine eigenthümliche Art zweimal leise an einen Fensterladen zur ebenen Erde. Gleich darauf öffnete Jemand die niedrige Hausthür und ließ ihn eintreten.

In der engen, überhitzten Stube warf der Geheimpolizist seinen Pelz auf einen leeren Stuhl, setzte die Laterne auf den Erdboden und frug, sich der Mütze und eines falschen Bartes entledigend, den alten Mann, welcher ihm das Haus geöffnet hatte: „Nichts Neues, Jan?"

„Hier ist ein Brief gekommen, Pan Winiewski, und hinten im Zimmer sitzt Konstantin Balowski mit einem Herrn, welcher französisch spricht, und wartet auf Sie seit einer Stunde schon," antwortete der Alte mit einer Unterwürfigkeit, die den Diener leugnenkmete.

Pan Winiewski, ein kleiner, untersetzter Mann von etwa dreißig Jahren, mit krausem Haar, einem energischen Kopfe und durchdringenden grauen Adleraugen, erbrach das Couvert, stellte die Laterne neben sich auf den Tisch und begann zu lesen.

Sein kühnes, scharfgeschnittenes Profil zeichnete sich dabei kräftig gegen das Licht ab.

Nachdem er dieß gethan, zerriß er das Schreiben, warf es in den Ofen und schaute in die Flammen, bis diese, einen Augenblick hell aufflackernd, es zu Asche verbrannt hatten. Dann verließ er das Gemach, durchmaß einen engen Gang, öffnete einen Schrank, welcher allerhand Küchengeräth enthielt, und drückte auf eine verborgene Feder. Das hölzerne Gestell mit seinem ganzen Inhalte drehte sich geräuschlos auf einer Angel — dahinter zeigte sich eine Tapetenthür. Diese drückte Winiewski auf und stand gleich darauf zwei Männern gegenüber, welche in einem kleinen, aber mit ziemlichem Comfort ausgestatteten Gemache auf dem Sopha saßen, rauchten und Ungarwein tranken. Beide erhoben sich lebhaft, kamen auf ihn zu und schüttelten ihm mit Herzlichkeit die Hände.

„Guten Abend, Konstantin, guten Abend, theuerster Freund, — gottlob, daß Du gesund herein bist, Michael Buglowski!"

Diese letzten Worte galten einem Manne von hoher, eleganter Gestalt, mit dunklem, kurzgeschnittenen Haaren und einem mächtigen Vollbarte, dessen Kleidung deutliche Spuren an sich trug, daß er eben erst von der Reise kam.

In der That, Michael Buglowski kam direkt mit der Eisenbahn und einem falschen Passe als Weinhändler von Paris, ein Bote des dortigen geheimen revolutionären Komitees. Er brachte Gelder und wichtige Depeschen.

Die erste Begrüßung der Männer war eine überaus herzliche, dann nahmen alle Drei um den kleinen Tisch herum Platz und stießen mit den Gläsern an.

„Gottlob, noch einmal, Michael, daß Du hier bist gesund an Leib und Seele, ich habe Deinetwegen manche schlaflose Nacht gehabt. Was bringst Du uns für Nachrichten?" sprach Stanislaus Winiewski, dem Angredeten noch einmal mit Wärme die Hand reichend.

„Nach menschlichem Ermessen geht Alles auf das Beste," antwortete Jener, den Druck der Hand erwiedernd. „Ich bringe Geld, und es ist Aussicht genug vorhanden auf eine kräftige Intervention seitens der Gesinnungsgenossen in Paris und London, auch die Regierung wird gehörig bearbeitet und die Presse thut ihre Schuldigkeit; jedoch mit wenigen Worten kann ich Dir das Alles nicht erzählen, theurer Stanislaus, dazu bin ich zu ermüdet von der Reise. Laß mich einen Augenblick in dem Genusse schwelgen, wieder in der theuren Heimat zu sein und alte Freunde zu begrüßen, — wie süß ist es, wieder auf dem Boden zu stehen, welcher uns das Leben gab, wo unsere Wiege stand und die Tummelplätze unserer Kinderjahre liegen!"

„Semper Polonia!" sprach er dann mit erhabener, obwohl gedämpfter Stimme, seine Brust hob sich und seine schönen dunklen Augen leuchteten von einem Glanze, der fast zu feucht war für ein Mannesauge.

„Semper Polonia!" die Gläser klangen und wurden geleert bis auf die Nagelprobe.

„Und wie erging es Dir auf der Reise, Du kamst unangefochten durch?" —

„O, das ist eine ganz lustige Komödie — verzeihe, Konstantin, wenn ich meine Abenteuer zum zweiten Male erzähle. Ich verschaffte mir einen Paß als Weinhändler Dufour aus Paris, und fuhr am Sonnabend mit dem Schnellzuge nach Berlin. Dort im Hotel traf ich Brodowski, welcher mir Verhaltungsmaßregeln gab und mir zu gleicher Zeit mittheilte, daß der Diener eines in Warschau weilenden fremden Offiziers mit Depeschen soll alle Woche, als harmloser Bonygeois gekleidet, zwischen hier und Berlin hin und her reist. Derselbe sollte am Montag Abend um elf Uhr abgehen. Ich beschloß, mich unterwegs an denselben zu machen und wo möglich seine Depeschen zu bekommen, im Falle er wirklich solche bei sich hätte. — Gedacht, gethan — in Kreuz setzte ich mich zu demselben in den Wagen und machte mich mit ihm bekannt, und in Bromberg angekommen waren wir schon die besten Freunde. Er erzählte mit treuherzig, daß er unter einem falschen Paße reise, denn die Eisenbahn würde häufig durch die Kleinkinder (Kosfuniers) unserer gemacht und durchsucht, diese hätten sogar einige Male die Schienen abgeworfen u. s. w.; übrigens wären die Polen gar nicht so schlimm, als man sie in Warschau verschrieen hätte, und wenn ich es wollte, würde er mir mit durchhelfen, im Falle uns etwas passirte.

„Um acht Uhr früh kamen wir nach Alexandrowo. Der ganze Bahnhof war mit russischen Militär besetzt. — Mein Herz klatet, die grauen Mäntel und stupiden Gesichter der Moskowiter hier zu sehen, an den Pforten Polens! — Wir wurden sehr ausführlich durchsucht, und ich hatte große Mühe, meinen kleinen Revolver und ein Dolchmesser durchzuschmuggeln. Mein Reisegefährte schien hier übrigens gut bekannt zu sein, überall hatte er freundliche Worte zu wechseln und ein paar schmutzige Hände zu drücken, und zu seiner Ehre muß ich ihm nachsagen, daß er mir, wie er versprochen, seine volle Protektion zu Theil werden ließ, und mich anserdem noch mit allen Gerichten regalirte, die in den Wartezimmern und Bureaux kursirten. Es hieß, ein Detachement Kosfuniers hätte bei Mlotkawek die Eisenbahn zerstört. Es wurde in Folge dessen fortwährend hin und her telegraphirt, und anstatt um neun Uhr setzten wir uns erst um elf Uhr in Bewegung. Eine halbe Infanteriekompagnie begleitete den Zug, auf der Lokomotive saßen ein Unteroffizier und zwei Mann mit geladenen Flinten. In Mlotkawek angekommen hatten wir wieder einen längeren Aufenthalt und fanden dort abermals den Bahnhof voller Soldaten.

„Zum Fenster hinausschauend, gewahrte ich einen Schaffner, welcher das Vereinszeichen trug. Ich redete ihn an. Anfangs etwas mißtrauisch, erkannte er doch bald, wen er vor sich hatte, und verbrach, mir dafür zu sorgen, daß ich in den Coupé mit meinem Offiziersdiener allein bliebe. Um vier Uhr verließen wir Kutno, und als wir in Sciernievice anlamen, war es Nacht. Wir mußten abermals lange warten — es hieß, eine Abtheilung von 250 Mann unter Demko sei ganz in der Nähe, — endlich setzten wir uns wieder in Marsch. — Nun war es Zeit, wenn überhaupt, meinen Ueberfall auszuführen. Leise nahm ich meinen Revolver zwischen die Knier, zog meinen Dolch und nachdem ich meinen guten und arglosen Reisegefährten wegen meiner unhöflichen Bitte im Voraus um Verzeihung gebeten hatte, verlangte ich ihm sans façon seine Depeschen ab.

Digitized by Google

„Ihr hättet nur das verblüffte Gesicht desselben sehen sollen und die Worwürfe, die derselbe mir machte, als er erst seine Sprache wiederfand! Ich muß jetzt noch herzlich lachen, wenn ich daran denke.

„Unter anderen Umständen hätte die ehrliche, treuherzige Sprache des Burschen mein Herz erweichen müssen, auch ich ließ mich wirklich herab, ihn auf's Neue um Verzeihung zu bitten wegen meiner üblen Aufführung. — kurz und gut, mit Gutem und Bösem — gab er endlich seine Papiere heraus — setzte sich dann aber still in seine Ecke und war so böse, daß er nicht ein Wort mehr mit mir sprach; ich hatte ihn zu tief gekränkt.

„In Warschau angekommen nahm ich ihm das Ehrenwort ab, mir nicht zu folgen, und ließ mich nach der Vorstadt Praga fahren, um alle Spuren irre zu leiten, ich stieg dort in einer Ausspannung ab und begab mich auf Umwegen hierher — et à présent me voilà."

„Leider enthalten jene Papiere, außer einem chiffrirten Zettel, nur Privatbriefe ohne Wichtigkeit; immerhin wird jene Geheimschrift zu entrathseln sein und sich der Mühe verlohnen."

Ueber das erste Gespräch Wiwiewski's zog der Schimmer eines flüchtigen Lächelns, dann sah er nach seiner Uhr, erhob sich schnell und sprach, Byzlawski die Hand hinhaltend: „Laß Dich morgen, Michael, — sei um neun Uhr hier, jetzt rufen mich wichtige Geschäfte. — Ich brauche Dich wohl kaum zu bitten, sei vorsichtig um Deiner selbst und der guten Sache willen — Konstantin wird Dir alles Uebrige mittheilen — Gott befohlen!" Damit ging er.

In der vorderen Stube, wo Jan in einem ledernen Sessel neben dem Ofen schlummerte, nahm er wieder die Laterne, zündete dieselbe an, setzte seine Mütze auf und ging dann leise hinaus. Er stieg eine Treppe in die Höhe, schritt einen Gang hinab, dann wieder zwei Treppen empor und gelangte zu einem Bodenfenster. Hier drückte er sich, hatte hinter einem Haufen von Spähnen eine kurze Stricleiter mit zwei eisernen Haken hervor, befestigte diese an der Fensterbrüstung und stellte die Laterne, nachdem er das Licht in derselben ausgelöscht hatte, auf die Diele.

Gleich darauf schwang er sich geräuschlos hinaus und betrat vermittelst der Leiter nach wenigen Sekunden das flache Dach eines Hinterhauses, auf welchem sich ein photographisches Atelier befand.

Dieses durchschritt er, gelangte auf einen schmalen Gang und hyßete dort einmal. Eine Thüre öffnete sich sofort, er trat ein — es war Mircia, die Deutsch-Polin, welche ihn dort erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Der Präsident des Deutschen Reichstags

— E. R. Simson. —

(Bild S. 17.)

Mit dem brillanten, in allen Sätteln ohne Ausnahme gerechten Lasker und dem nicht minder feinen und geistreichen, aber mehr zugeknöpften Bennigsen ist Präsident Eduard Martin Simson die dritte gleichberechtigte Größe auf dem gegenwärtigen deutschen Reichstag, obwohl er dort seine ausgezeichnete Rednergabe in Folge seines Präsidentenamtes weniger leuchten lassen kann. Um so mehr tritt bei diesem Beruf sein Präsidialtalent hervor: kaum wird es einen Mann in seiner Stellung gegeben haben, dem zu verstehen eine größere Genauthheit und eine schärfere Logik zu Gebot gestanden hätten, und gewiß nie einen, der bei der strengsten Wahrung der parlamentarischen Würde die unbedingte Freiheit der Sprechenden in diesem eminenten Grade geschützt hätte. Höchstens könnte als ein Mißstand hervorgehoben werden, daß er solche Mitglieder der Versammlung, die er ihrem geistigen Gehalte nach noch nicht kennt, bei einer lebhaften Debatte etwas ungerne zum Wort kommen läßt, was freilich nur dadurch möglich wird, daß auf dem Reichstage die einzelnen Sprecher sich nicht der Reihe nach einschreiben lassen, wie bei manchen anderen parlamentarischen Versammlungen, sondern dem Vorstande nur durch ein Zeichen ihre Absicht zu reden andeuten.

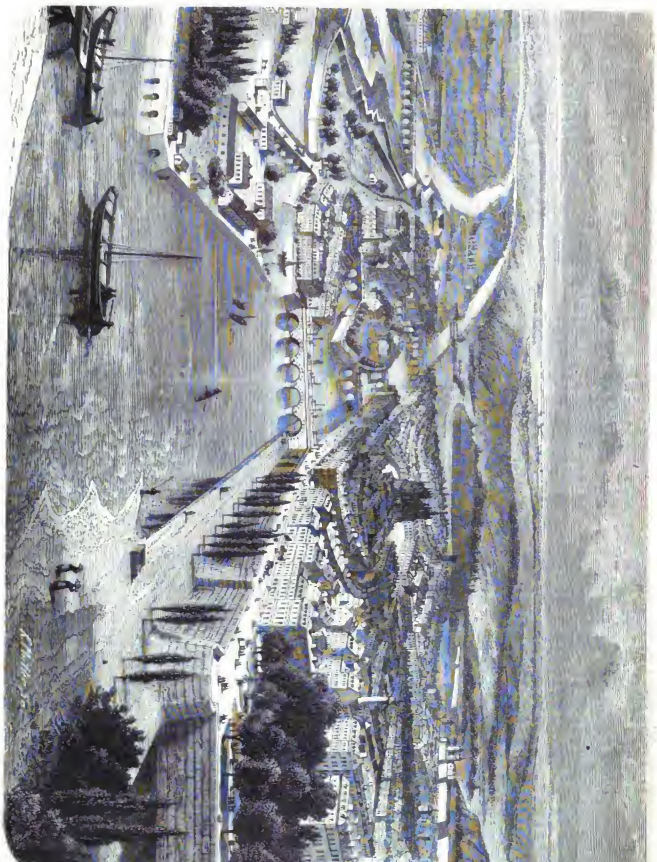
Simson, gegenwärtig erster Appellationsgerichtspräsident zu Frankfurt an der Oder, an welches Gericht er schon 1860 als Vizepräsident gesetzt wurde, ist einer kunstmännischen Familie am 10. November 1810 zu Königsberg, der Vaterstadt des präsizen Denkens, geboren, studirte daselbst, sowie in Berlin und Bonn die Rechtswissenschaft und wurde, nachdem er eine Reise nach Paris gemacht, bereits in seinem 21. Jahr Privatdozent an der königsberger Universität, zwei Jahre später außerordentlicher Professor, und abermals nach einem Jahr, im 24. seines Lebens, Mitglied des Tribunals für das damalige Königreich Preußen. Nachdem er 1847 England bereist hatte, um die Geschworenen- und Friedensgerichte zu studiren, wurde er 1848 von Königsberg in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. entsendet, ward hier schon im September zum Vizepräsidenten derselben, und später, an die Stelle des in's Reichsministerium eingetretenen Gagern, zu ihrem Präsidenten erwählt. Schon damals zeigte er, daß er von der Natur zu diesem Berufe geschaffen sei, in dessen gewandter Ausübung er seinen Vorgänger entschieden übertraf, und sich auch das allgemeine Vertrauen der in ihren sonstigen Ansichten sehr auseinander gehenden und mitunter sich heftig bekämpfenden Versammlung in solchem Grade erwarb, daß er nach Ablauf seiner Amtsperiode fast einstimmig wieder erwählt wurde. Auch ehrte ihn die Versammlung durch mehrfache ihm aufgetragene diplomatische Missionen, die freilich insgesammt ohne den erstrebten Erfolg blieben. Eigenthümlich ist, daß er damals all' seine Beredsamkeit aufbot, den Erzherzog Johann, als dieser nach der Wahl des Königs Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser die Reichsoberwesung niederlegen wollte, von diesem Entschluß abzubringen, und auch wirklich soweit durchdrang, daß Johann erklärte, er werde sich seines Amtes erst dann enthoben halten, wenn es ohne Nachtheil für die Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands geschehen könne. Und doch hatte der preußischtreue Rückritt des Erzherzogs von der Kaiserpartei, zu welcher Simson gehörte, mit allem Nachdruck unterstützt werden müssen, da sie es jetzt in der Hand hatte, auch wenn der König die Regierung nicht sogleich annähme, ihm wenigstens die Centralgewalt nach dem Gesetz vom 28. Juni 1848 zu sichern, worauf sich dann später alles für das Kaiserthum meister Erforderliche von selbst ergeben haben würde. Allein vielleicht hatte es Simson für bedenklich gehalten, dem König von Preußen eine Gewalt über das Reich anzubieten, ehe derselbe dessen Verfassung genehmigt hatte.

Nachdem er Ende Mai 1849 mit Jahtmann, Gagern u. s. w. aus der Nationalversammlung ausgetreten war und diese wenige Wochen darauf in Stuttgart ihr Ende gefunden hatte, wurde er im August von der Stadt Königsberg in die preußische zweite Kammer und wenige Monate darauf in den zu Erfurt am 20. März 1850 zu eröffnenden Reichstag gewählt, wo er Präsident des Volkshauses ward. Bekanntlich scheiterte aber die versuchte Union nach kurzer Dauer, und Simson trat in die preußische Kammer als einer der Führer einer energischen Opposition gegen das Ministerium Manteuffel-Brandenburg zurück. Als der Prinz von Preußen (der jetzige Kaiser) im November 1858 die Regentschaft angetreten und das Ministerium Schwerin-Auerswald gebildet hatte, nahm Jener, der im Jahr 1852 eine weitere Wahl in die preußische Kammer abgelehnt und sich wieder seiner akademischen Thätigkeit in Königsberg gewidmet, auf's Neue mehrmals hinter einander Mandate für das Abgeordnetenhaus an, nämlich 1858—1860 für Königsberg, 1861 für Meylar, 1862 —1867 für Montjoie-Malmedy, und war 1860 und 1861 abermals Präsident des Hauses und als solcher Vertreter des preußischen Landtags bei der Krönung in Königsberg am 18. Oktober 1861. Sodann endlich nach dem Kriege von 1866 der norddeutsche Reichstag und das Zollparlament in's Leben getreten, war er von 1867 bis 1870 deren fortwährender Präsident.

Vor Allem aber wird das Schicksal eines Mannes sich einzig genannt werden müssen, dem zweimal, aber, wie mit einer nur kleinen Beschränkung gesagt werden kann, dreimal vergönnt war, an der Spitze der Deputation zu stehen, welche den Oberhäuptern der deutschen Nation die amtliche Nachricht von ihrer Erwählung zu überbringen, oder sie wegen derselben mündlichen zu begrüßen hatte. Das erste Mal war dieß im April 1849 gegenüber dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen geschehen, welcher die hohe Würde bekanntlich ablehnte. Das zweite Mal geschah es, als Simson im Jahr 1867 dem König Wilhelm I. als Schirmherrn des nordteutschen Bundes auf der eben wiederhergestellten Hohenzollernburg die Adresse des Reichstags überbrachte, in welcher freilich noch nicht von einem Oberhaupte des ganzen Reiches die Rede sein konnte. Das dritte Mal endlich geschah es am 13. Dezember 1870, wo Jener in Versailles, umgeben von den Trophäen des siegreich bis vor Paris geführten Feldzugs, dem gleichen Könige die Glückwünsche zu der eben erfolgten Kaiserwohl auszuprechen hatte. Man sieht, wo eine Nation etwas Naturgemäßes anstrebt, erreicht sie ihr Ziel trotz den größten Hindernissen, und das Schicksal wird ihr Verbündeter. Die Bestrebungen des frankfurter wie des erfurter Parlamentes schienen mit dem Beginne der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts fast spurlos in die Luft zu verfliegen; dennoch hat der deutsche Geist jetzt erreicht, was seine natürliche Tendenz war, und unabhängig können daher die noch weitern Entwicklungen und Ergänzungen der deutschen Verfassung genannt werden, über deren parlamentarische Berathung zu präsidiren Simson vielleicht berufen ist.

F. R.

Digitized by Google



Rudolf von Alt. Originalradierung von Franz Hanfstaengl. (Gr. 2°.)

Digitized by Google

In den Red River-Sümpfen.

Nach dem letzten amerikanischen Krieg.

Von

Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Unterwegs.

Die Nacht verging ruhig — die Leute, an Strapazen gewöhnt, schliefen hier in ihren wollenen Decken und auf dem harten Boden so sanft, als ob sie in den weichsten Betten gelegen hätten, und mit der Morgendämmerung, denn der Himmel hatte sich wieder aufgeheitert, waren auch schon zwei von ihnen draußen, um die Pferde einzutreiben, während die Anderen davon gingen, das Frühstück für die ganze Truppe herzustellen.

Bradshaw war durch den Hof gegangen, um dort noch vielleicht etwas alten Kalk oder Schutt zu finden, mit denen sie das Blockhaus, das sie mitnehmen wollten, hinten auf ihre Gattel aufschnüren konnten. Als er an der einen Hütte vorbeischlenderte, sah er die alte Negerin vorn darin sitzen und wollte eben mit einem flüchtigen Gruß vorüber, als er bemerkte, daß ihm diese rasch, aber geheimnisvoll zuwinkte.

„Nun, alte Frau," lachte er, indem er aber doch vor der Thür stehen blieb — „was ist's? Habt Ihr mir was zu sagen?"

„Kommt herein!" flüsterte aber die Alte — „Massa leidt's nicht, daß wir mit Buckras reden."

„Er kann es euch nicht mehr verwehren."

„Kommt herein," bat aber nochmals die Alte — „Ihr geht fort und wir bleiben hier, weil wir alt und schwach sind und nicht fort können. Er behandelt uns so so schlecht, kommt herein!"

„Und was weiß Ihr von mir," sagte Bradshaw, indem er aber doch ihrer Aufforderung Folge leistete — „ein Stück Tabak? Ich bin selber knapp damit, aber da ist noch ein Stückchen, da stopft Euch eine Pfeife."

Die Alte griff gierig nach dem so lang entbehrten Genuß, aber faßte zugleich des jungen Mannes Hand und sagte dabei leise und scheu: „Gott vergelt's! Aber was Andreas wollt' ich Euch sagen, und viel Zeit bleibt mir nicht, denn Massa spürt überall umher und kann jeden Augenblick kommen. Wißt Ihr noch, wovon Ihr gestern mit Massa sprachst?"

„Gestern? Ja, du lieber Gott, ich habe viel mit ihm gesprochen."

„Aber von der Räuberbande — wißt Ihr nicht?"

„Von der Räuberbande?" rief Bradshaw, aufmerksam werdend.

„Pst — nicht so laut," warnte aber die Alte, „braucht Niemand zu wissen, was was wir hier reden — sucht Ihr die Räuber?"

Bradshaw sah ihr einen Moment überrascht und unschlüssig in das zu tausend Falten gezogene Antlitz, in die kleinen schwarzen, aber lebhaft zwinkernden Augen — aber von der Frau hatte er keinen Verrath zu fürchten, soviel fühlte er im Nu und rasch entschlossen mit dem Kopf nickend erwiderte er: „Ja — wißt Ihr von ihnen?"

Die Alte antwortete nicht gleich. Wie eine Schlange glitt sie zur Thür und steckte den Kopf hinaus — aber die Luft war noch rein — sie konnte Niemanden erkennen, und sich jetzt zu dem jungen Mann wendend, flüsterte sie mit rascher, aber immer noch vorsichtig gedämpfter Stimme: „Ja!"

„Und wo sind sie?" frug Bradshaw und war nicht mehr im Stand, das Interesse zu verbergen, das er an der Antwort nahm.

„Sie!" sagte die Alte verächtlich — „Massa sagt, wenn er meint, daß es hundert wären — ein Mann ist's — ein böser, starker, blutgieriger Mann, und meinen Sohn hat er auch erschlagen — des Himmels Fluch aber ihn —"

„Und wo haust er?" frug Bradshaw rasch, denn jetzt fürchtete er selber eine Störung.

„Nicht weit von hier," flüsterte aber die Frau zurück — „in einer Stunde kann Ihr's heraus reiten — mein Enkel soll Euch führen, der Knabe, der gestern mit den Männern auf der Jagd war — aber er muß zurück, wenn er in die Nähe kommt. Er mordet alle Neger und Yankees —"

„Wir sind aber elf Mann —"

„Wenn Ihr Alle geht, findet Ihr ihn nie," mahnte die Frau — „der Teufel hilft ihm, und er ist schlau wie ein Panther."

„Aber wird Dein Massa den Jungen mitlassen?"

„Wann geht Ihr fort?"

„In einer halben Stunde etwa."

„Er soll draußen Euer harren — es führt nur ein Weg in's Innere, den Ihr allein nehmen könnt."

„Euch geht's schlecht hier, Mütterchen," sagte Bradshaw, indem er den Blick in dem edlen, trostlosen Raum umherwarf.

„Das weiß Gott, daß es uns schlecht geht," stöhnte die alte Frau, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, „und wenn nicht mein Enkelkind bei mir geblieben wäre, läge ich jetzt schon verhungert in der kalten Erde. — Der weiße Teufel hat mir den Sohn gemordet, den einzigen Sohn, und ich altes unglückliches Geschöpf kann jetzt nicht leben und nicht sterben."

Bradshaw griff in die Tasche. „Könnt Ihr für Geld hier irgend was bekommen?" frug er dabei.

„Wenn der Junge zum Red River läuft," sagte die Alte, „verkauft uns der Mann da drüben Mais — aber wer von uns Allen hat auch nur einen Cent im Vermögen!"

„Hier ist vorderhand ein Silber-Dollar," sagte der junge Mann, „laß den Verbrecher, so nehme ich Euch mit hinüber nach Little Rock, wo Ihr Hülfe finden könnt — da — kauft Euch Lebensmittel dafür — es kommen auch einmal wieder bessere Zeiten."

„O, Gott vergelt's Euch, was Ihr an mir armen alten Frau thut," rief die Alte, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie verschuchte auch, Bradshaw's Hand zu fassen, dieser zog sie aber rasch zurück und wollte eben die Hütte verlassen, als eine andere Gestalt die Thür verdunkelte. Es war Cornhilt, der sich aber der Begegnung nicht besonders zu freuen schien und mit finsteren Blicken den Weißen betrachtete.

„Ihr sucht Euch eine wunderliche Unterhaltung, Fremder," sagte er mit zusammengezogenen Brauen. „Wenn Ihr wirklich aus Alabama seid, müßt Ihr doch wissen, daß man das auf den Plantagen sonst nicht eben besonders gern sah."

„Lieber Gott," sagte Bradshaw lächelnd, „die Zeiten haben sich in den letzten Jahren so geändert, daß man der alten guten Sitten saft ganz entwöhnt geworden ist. Der Alten hier geht's aber schlecht, und ich gab ihr etwas Geld."

„Und verdienen das die Bestien?" sagte Cornhilt mit zusammengebissenen Zähnen.

„Nun, Mister," meinte Bradshaw, „die Alte hat nicht mitzutirren, darauf können Ihr Euch verlassen. Ihr ist auch die Freiheit kein gewonnenes Gut, sondern eine unverdiente Strafe. Doch wir wissen unser Frühstück essen," unterbrach er sich selber, indem er mit Cornhilt über den Hof zurückschritt, und dann aufbrechen. Das Wetter hat sich aufgeklärt, und ich möchte aus den Red River-Sümpfen hinaushommen und hohes Land erreichen, ehe der Lauf wieder steigt und die ganze Niederung unter Wasser setzt. Es wird so naß und schwimmig genug im Wald draußen sein, und eine gebnete Straße finden wir wohl augenblicklich nicht."

„Es führt ein ziemlich bestretener, und auch die und da an den Bäumen gemarkter Pfad nach Südwesten zu," sagte der Pflanzer, noch immer nicht in heller Laune — „Ihr könnt ihn nicht gut fehlen — und wenn auch — Ihr seid an den Wald gewöhnt und an Beriren ist doch nicht zu denken."

„Nein," lachte Bradshaw, „das allerdings nicht — aber wollt Ihr mit uns frühstücken, Sir?"

„Dank Euch," lehnte Cornhilt die Einladung ab — „ich habe schon meinen Kaffee getrunken und esse erst später," und ohne sich weiter um die eben nicht besonders willkommenen Gäste zu kümmern, schritt er in seine eigene Wohnung zurück.

Bradshaw ging indessen zu seinen Leuten hinüber und theilte ihnen in flüchtigen Worten mit, welche Nachricht er eben erhalten. Sie befanden sich demnach unmittelbar vor ihrem Ziel und Alles schien sich leichter und rascher zu gestalten, als sie gehofft. Nur Vorsicht mußten sie gebrauchen, und sich vorher einen richtigen Feldzugsplan ausarbeiten. Das aber konnte kaum eher geschehen, als sie das Terrain selber erreichten, und je früher sie jetzt aufbrachen, desto besser. Die Leute machten sich auch mit besten Mienen über die saftigen Stücke am Stecken gebratenen Wildprets her; ihre kleinen Kaffeekannen immer für drei Mann führten sie außerdem bei sich. Die Pferde waren indessen ebenfalls eingetrieben und hatten die Nacht über in vortrefflicher Weide gestanden, so daß sie jetzt wohl einen längeren Ritt aushalten konnten, und etwa eine Stunde später saß der kleine Zug wieder im Sattel — aber nicht etwa kolonnenartig, sondern Bradshaw mitten zwischen seinen Leuten.

Cornhilt mag herausgekommen sein, um sie abreiten zu sehen. Die wenigen alten Negerinwaldben standen um sie her und dankten den Weißen mit thränendem Augen, denn diese hatten ihnen noch den halben, jetzt eingebrachten Hirsch geschenkt.

„Hallo, Sir!" rief Bradshaw, als er ihn kommen sah — „die Hirschkeulen hier möchten wir Ihnen für Unterkommen da lassen — das Andere haben wir Ihren Leuten gegeben, denn die armen Teufel sehen verhungert genug aus — und nun — welche Richtung müssen wir nehmen, um den Pfad zu erreichen? Es liegt hier Alles so wild durcheinander, daß man sich kaum zurecht findet, bis man erst einmal außerhalb der Artspuren ist."

„Wenn Ihr hier gerade hinausreitet und Euch dann rechts haltet, könnt Ihr den Pfad nicht verfehlen — Ihr müßtet nur darüber weg-

Digitized by Google

reiten, denn besonders deutlich ist er hier in der Nähe nicht, weil ihn das Vieh früher zertreten hat."

„Wenn ich Euch nur zu langsam gehe, Gemmen*), sagte da die Alte, die ebenfalls herbeigehumpelt war, „so will ich Euch bis zum Pfad bringen."

„Wo ist denn der Junge?" rief Mr. Cornhitt umherschauend — „wo steckt der Schlingel, ich brauche ihn."

„Er ist hinausgegangen, Massa," sagte die alte Frau bemüthig, „um mir ein wenig Laub aus dem Wald zu holen, daß ich nicht mehr die Nacht auf der harten Erde zuzubringen brauche — er wird gewiß gleich wieder kommen — segne Eure Seele!"

Der Pflanzer murmelte ein paar Worte in den Bart, die nichts weniger als der Erwiederung eines Segens glichen, dann wandte er sich ab und schritt, mit einem kurzen Gruß bye gegen die Fremden, in das Haus zurück. Er war froh, die ihm unangenehmen Leute los zu werden.

Der kleine Zug kümmerte sich indessen wenig genug um den mürrischen Patron — sie hatten seinesgleichen oft genug im inneren Land gefunden und gönnten ihm seinen Groll — hatte er sich doch ein Recht dazu erworben. Langsam aber, die Thiere fest im Zügel, folgten sie der alten Negerin, die ihnen über das Grundstück voranschlich, bis sie in den Pfad traf, der hinein in das, zum großen Theil noch wüste, wilde Land führte.

„So, Gemmen," sagte sie hier — „jetzt könnt Ihr nicht mehr fehlen — die Fährten führen direkt hinüber in die Settlements, aber" — setzte sie schen hinzu und warf selbst hier den Blick zurück, als ob sie fürchte, daß ihr Massa sie belauschen könne — „wenn Ihr den Jungen draußen trefft und er Euch den Weg gezeigt hat, schickt ihn zurück! um Gotteswillen, Gemmen, schickt ihn zurück! Ich habe den Schuft durch jenen furchtbaren Menschen verloren, und wenn er mir den Enkel auch tödtet, so muß ich arme, alte Frau rettungslos verderben."

„Habt keine Furcht, Mütterchen," nickte ihr Bradshaw freundlich zu, „dem Jungen soll nichts geschehen, dafür bürge ich Euch mit meinem eigenen Leben. Und nun fort, Kameraden, denn mir fängt es an in den Gliedern zu zucken, daß wir erst einmal Arbeit bekommen," und nur mit einem kurzen Kopfnicken gegen die Negerin setzte er seinem Thier die Sporen ein, und fort flog der kleine Trupp über den waldigen Pfad, daß das gelbe, seit langen Jahren dort liegende Laub weit hinter ihnen aufstob.

Eine halbe Stunde mochten sie etwa so dahin getrabt sein, als Bradshaw's Pferd plötzlich zur Seite flog, und zwar mit einem so unerwarteten Satz, daß der Reiter kaum den Sattel behaupten konnte. Vor ihnen aber, und der Wurzel eines alten Baumes heraus, hoch Sip, der kleine Negerjunge, der so verstellt zwischen den dunkeln, braunen Auslaufern des Baumes gelegen, daß ihn selbst das geübte und scharfe Auge des Jägers nicht erkannt hatte.

„Hallo! mein Junge," rief Bradshaw, als er nur sein erschrecktes Thier erst wieder beruhigt sah — „Du hast wohl die Zeit über unter der Erde gelegen, denn wie ein Maulwurf kriechst Du da in die Höh'."

Der Knabe erwiederte anfangs kein Wort. Nur den Finger legte er an die Lippen als ein Zeichen, daß der Weiße nicht so laut reden solle, dann sagte er leise: „Reitet nach klein Stückchen Sonne — dann habt Ihr bicker Weg grad' aus — rechts ab aber geht ein anderer, breiterer, und Bäume sind umgehackt — der führt auf weißen bösen Mannes Hütte zu. Buckra hat die Bäume gezeichnet, daß die Leute glauben sollen, ge-markter Weg führe in das Land hinein — good bye — Sip geht heim!"

„Halt, mein Bursch," rief aber Bradshaw, „wenn auch jetzt selber mit etwas unterdrückter Stimme, als der kleine Bursch, an ihnen vorüber, durch den Wald gleiten wollte, „hast Du jenen Gentleman schon einmal mit eigenen Augen gesehen?"

Sip, der stehen geblieben war, nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf.

„Wo?"

„Als er meinen Vater mit der Büchse todtschoß."

„Du warst dabei?"

„Ja, Massa."

„Und wie sah er aus?"

„Großer, starker Mann — schwarzen Bart und schwarzes lockiges Haar und schwarze böse Augen."

„Und sonst kann man ihn an nichts erkennen?"

„An den Augen, Massa," sagte der kleine schen. „Unter Menge Buckras wollte ich ihn heraus erkennen, und wenn ich nichts in der Welt als nur die Augen sahe. Sie sind so scharf wie Messer."

„Um," brummte Bradshaw, „das sind verteufelt schlechte Erkennungszeichen, beren Augen hat ein Jeder, und ob sie ein wenig mehr oder weniger blitzen, darauf hin kann man keinem Menschen eine Kugel durch den Kopf schießen. Wie heißt er?"

*) Abkürz. für „Gentlemen".

„Gob Knows, Massa," sagte der kleine Bursche achselzuckend, „hat so viele Namen wie Tage im Monat, bald so, bald so — sagt keinem Menschen die Wahrheit — lügt immer — aber good bye — Sip geht heim —" und damit schoß er jetzt wirklich — und wahrscheinlich einen etwas näheren Weg nehmend, mitten in den Busch hinein.

Bradshaw fühlte auch wohl, daß er aus dem Negerjungen nichts weiter heraus bekam, als was er freiwillig erzählt hatte — er wußte eben nicht mehr, und es mußte ihnen nun selber überlassen werden, die Spur des Verbrechers, wie diesen selber aufzufinden. Schweigend verfolgten die Reiter auch von da an noch eine Strecke lang ihren Weg, aber Keiner dachte auch nur daran, zu reden, denn Aller Augen schweiften nach rechts und links vom Weg ab, um dort auch nur das geringste Lebende zu erkennen. Nur erst, als sie die bezeichnete Stelle mit den angemerkten Bäumen erreichten und dort gerade in dem rechts abführenden Weg ein Rudel Wildpret entdeckten, fühlten sie sich beruhigt, daß sie nicht beobachtet seien. Das diesen selber aufzufinden. Schweigend verfolgten sie Reiter auch von da an noch eine Strecke lang ihren Weg, aber Keiner dachte auch nur daran, zu reden, denn Aller Augen schweiften nach rechts und links vom Weg ab, um dort auch nur das geringste Lebende zu erkennen. Nur erst, als sie die bezeichnete Stelle mit den angemerkten Bäumen erreichten und dort gerade in dem rechts abführenden Weg ein Rudel Wildpret entdeckten, fühlten sie sich beruhigt, daß sie nicht beobachtet seien. Das diesen selber aufzufinden. Schweigend verfolgten sie Reiter auch von da an noch eine Strecke lang ihren Weg, aber Keiner dachte auch nur daran, zu reden, denn Aller Augen schweiften nach rechts und links vom Weg ab, um dort auch nur das geringste Lebende zu erkennen. Nur erst, als sie die bezeichnete Stelle mit den angemerkten Bäumen erreichten und dort gerade in dem rechts abführenden Weg ein Rudel Wildpret entdeckten, fühlten sie sich beruhigt, daß sie nicht beobachtet seien. Das diesen selber aufzufinden. Schweigend verfolgten sie Reiter auch von da an noch eine Strecke lang ihren Weg, aber Keiner dachte auch nur daran, zu reden, denn Aller Augen schweiften nach rechts und links vom Weg ab, um dort auch nur das geringste Lebende zu erkennen. Nur erst, als sie die bezeichnete Stelle mit den angemerkten Bäumen erreichten und dort gerade in dem rechts abführenden Weg ein Rudel Wildpret entdeckten, fühlten sie sich beruhigt, daß sie nicht beobachtet seien. Das

Als sie hielten, sog sich das Wild allerdings scheu zurück, aber Keiner von all' den Jägern achtete darauf, denn jetzt gingen ihnen andere Dinge durch den Kopf, und Bradshaw, der sich indessen den Plan schon so ziemlich zurecht gelegt, sagte endlich, indem er seine lange Büchse über den Sattelknopf legte und beide Hände darauf stützte: „Kameraden — wenn das begründet ist, was mir die Alte da auf der Pflanzung heute Morgen vertraut hat, daß wir es nämlich hier keinesweges mit einer Bande, sondern mit einem einzelnen Menschen zu thun haben, der dort sein verbrecherisches Wesen treibt, so ist es natürlich und selbstverständlich, daß er sofort seinen Schlupfwinkel aufsucht, sowie er unsern Trupp, wie wir sind, nahen sieht. Hätten wir ein paar Frauen bei uns, so hielt er uns vielleicht für das, was wir gern scheinen wollen — ja er thut es vielleicht so auch, aber wir dürfen uns einer Gefahr, daß es anders wäre, nicht aussetzen. Oberst Root hat das zu seinem Schaden erfahren, und dann natürlich auch seine Bande gefunden, wo ihm der einzelne Mensch nur einfach aus dem Weg zu gehen brauchte. Wie ich es mir nun gedacht, so wollte ich jenen Gentleman also erst einmal ganz allein aufsuchen —"

„O, hol's der Henker, Kapitän!" rief Einer der Leute, „das geht nicht. Ihr seid der Führer des ganzen Trupps, und wenn er Euch fällt macht und wir sollten nachher Alle, gesund und wohl, ohne Euch in Little Rock wieder einrücken, was würde der General dann von uns denken?"

„Bah, Cooly," lachte Bradshaw, „so rasch geht das nicht, denn wie ich jetzt bestimmt weiß, überfällt er nur Yankees und Neger, und daß er mich für keinen von Beiden halten soll, dafür sorst mich sorgen. Einer von uns muß rekognosziren gehen, und da ich gerade so lange im Süden gelebt habe und eigentlich dort heimisch bin, außerdem aber auch die ganze Verantwortung unseres Zugs zu tragen habe, so bin ich fest entschlossen, den Versuch zu machen. Fall' ich wirklich, dann mag Cooly meine Stelle übernehmen, und dann rückt meinen Tod. Zerstreut euch hier in der Nachbarschaft, bis Ihr meine Pfeife vernehmt, die ich mitnehme habe, und dann übersall Nachts keine Hütte, steckt sie in Brand und schießt den Verbrecher nieder, wenn er entspringen will — vorausgesetzt nämlich, daß ihr ihn nicht lebendig bekommen könnt, denn hängen wäre ihm nützlicher."

„Dann laßt mich wenigstens mit Euch gehen, Kapitän," bat Cooly, „I guess*), ich kann den Süddänder so gut spielen, wie ein Anderer."

Bradshaw mußte lachen. „Bei dem ersten I guess," sagte er, „schöße Gob der Bursche eine Kugel durch den Kopf. Nein, Mate, Ihr könnt den Yankee keine fünf Minuten verleugnen, und wenn Ihr nicht sonst ein so tüchtiger Kerl wäret, hätte ich Euch auch zu diesem Zug, wo wir die Süddänder spielen sollen, wahrlich nicht mitgenommen. Aber laßt mich nur, ich bin einmal fest entschlossen, und Ihr könnt mich nicht mehr daran hindern. Also, Cooly, Ihr nehmt die Führung. Reitet mit den Uebrigen etwa zwei oder drei Meilen diesen Pfad entlang, dann biegt links vom Weg ab, aber nicht weiter als nöthig, damit Ihr einen im Pfad abgefeuerten Schuß hören könnt. Wo Ihr abbiegt, fällt Ihr einen jungen Baum und häuft eine Anzahl Palmettoblätter darum her, denn deren gibt's genug hier aller Orten. Ist es dann nöthig, so folge ich Euch, um das Weitere zu berathen. Bin ich aber bis morgen Mittag nicht bei Euch," setzte er nach einigem Zögern hinzu, „dann — dürft Ihr annehmen, daß ich — mich nicht ganz wohl befinde, und dann stürmt das Nest — aber vorgesetzt nicht, es vorher zu umstellen. Wollt Ihr's so machen?"

*) I guess, ich rathe — hält ich denke — ist ein nur in den eigentlichen Pankeestaaten sehr gebräuchlicher Ausdruck.

Digitized by Google

„Wenn's denn nicht anders sein soll," brummte Cooly — „in's Teufels Namen, ja — aber dann gnade Gott dem Hund — ich reiße ihm die Gliedter stückweis vom Leib herunter."

„Und nun good bye boys!" rief Bradshaw, ihnen freundlich zunickend — „wir dürfen uns hier nicht zu lange zusammen aufhalten" — und sein Pferd beraunwersend, trabte er, lustig vor sich hin pfeifend, in an den eingelerbten Bäumen leicht erkennliche Bahn einkang.

Und diesen Pfad mußten fast Alle nehmen, die des Wegs kamen, denn, wahrscheinlich absichtlich durch Hundedurreiten des Boden nicht zu, war derselbe doch da, wo er aus der richtigen Straße abwich, durch Hufe zerstampft, daß es auffah, als ob er in der Nähe eines die belebten Platzes läge. Tiefe Spuren wurden jedoch eine Strecke weiterhin bedeutend schwächer, wenn sich der Pfad auch noch immer deutlich erkennen ließ.

Etwa eine Viertelstunde lang mochte Bradshaw seiner gefährlichen Fahn gefolgt sein. Das Land hier gedrte noch immer zur Niederung, stieg aber doch schon Neigung zu wellenförmigen Erhebungen an, wenn auch nicht größere Bäume, doch mehr und dichteres Unterholz. Endlich entdeckte er die ersten Spuren menschlicher Thätigkeit — einen mit der Axt gefällten starken Baum, der vom Weg ablag und in dessen Wipfel vielleicht wilde Bienen gehaut hatten. Weiterhin hörte er die seinen Glocken dort draußen weidender Pferde und bemerkte auch spätre drei davon auf einer kleinen Waldblöße. Die Stumpfe gefällter Bäume wurden dabei immer häufiger, und jetzt, als er ein kleines Dickicht umritt, sah, eine lurze Strecke rechts vom Weg, eine der gewöhnlichen Blockhütten, wie sie die ersten Ansiedler stets im Wald aus rohen Stämmen aufrichten. Sie selbst in spätteren Jahren verlangen sie selten eine größere Wohnlichkeit, vielleicht nur etwas mehr Raum, der dann durch eine ähnliche angebaute Hütte hergestellt wird.

Fast unwillkürlich zügelte er aber sein Pferd ein, denn er fühlte, daß eigentlich der Moment der Entscheidung nahe und sein eigenes Leben als Einsatz galt, — aber hatte er es denn in den letzten Jahren nicht tausendmal preisgegeben? Was tag daran? Die wichtige Expedition war ihm übertragen worden und seine Ehre dabei eingesetzt, also vorwärts! und mit einem trotzigen Lächeln auf den Lippen gab er seinem Thier den Sporen, an den linken Fuß geschnallten Sporen wieder, daß es im raschen Trab den Weg dahinflog.

Hunde schlugen an. Aus der vorn offenen Umzäunung sprangen drei mächtige Rüden — «curs», wie sie dort im Wald genannt werden — mit zottigen Körpern und scharfen Gebissen, hielten etwa hundert Schritt vor dem Haus und stießen dann ein wildes Gebell aus, als ob sie dem Wanderer den Zutritt streitig machen und dabei auch Hülfe von drinnen herbeirufen wollten. Es dauerte auch kaum einen Moment, und die Thür der Hütte wurde aufgerissen, aber nur eine kleine, schmächtige Gestalt erschien darin und blieb, als sie den einzelnen Wanderer bemerkte, unter harrend dort stehen. Das konnte doch nicht der gefürchtete Walker sein? Bradshaw blieb aber keine lange Zeit zum Ueberlegen, denn zögern durfte er nicht, wenn er nicht gleich von vorn herein Mißtrauen erwecken wollte, und so, seinem Thiere die Zügel lassend und sich an die Hunde wenig kehrend, folgte er noch eine kurze Strecke dem Pfad, bog dann rechts ab und hatte die einzeln stehende Hütte bald in Speecheite erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus den neuen Provinzen.

Die Stadt und Feste Metz.

(Fall T. 24.)

Man kann darüber streiten, welcher der beiden großen Städte und Festungen, die der letzte Krieg an Deutschland gebracht hat, ob Metz, ob Straßburg der Vorzug gebühre, allein der Streit dürfte nicht viel auf sich haben; freuen wir uns, daß sie beide wieder zum Reich gekommen sind. Zwar die Schutzwehr Deutschlands hing vorherrschend an Straßburg, Metz war verschmerzt, es war über ein Jahrhundert länger bei Frankreich gewesen, und zwar ein Jahrhundert, in dad der dreißigjährige Krieg fiel, durch dessen grauenvolle Zeit so viele Bande zerrissen, so viele Erinnerungen vernichtet wurden. In Straßburg waren die Traditionen nicht völlig frisch erhalten geblieben, es hatte auch deutsche Art und Sitte und vor Allem die Sprache bewahrt, die in Metz längst verdrängt worden war, denn Seb. Münster, der alte Kosmograph, schreibt über Metz am Ende des 16. Jahrhunderts, daß es schon vor der Wegnahme durch Frankreich zur Hälfte eine „welsche" Stadt gewesen sei. Daß Frankreich aus Metz einen großen Kriegsplatz gemacht hat, war ein Vortheil für Deutschland, denn wäre es nicht von so überwiegend militärischer Bedeutung, so wäre es bei dem Gewicht, welches Fürst Bismarck auf die Sprachgrenze zu legen scheint, auch jetzt bei Frankreich geblieben.

Metz steht, wie alle militärisch wichtigen Punkte in den alten römischen Provinzen, auf der Stelle eines römischen Waffenplatzes, es hieß Divodurum, gehörte zur belgischen Provinz und war der Hauptstadt der Mediomatriker. Der Hauptheil der Römerstadt lag aber in dem Winkel zwischen der Mosel und der Seille um Montigny und le Sablon, wo die bedeutendsten römischen Ueberreste noch hervzutage kommen. Es hatte Amphitheater, Thermen, eine Naumachie, mehrere Tempel und verschiedene großartige militärische Etablissements. Als Attila gen Paris zog, erlitt es eine arge Zerstörung, doch scheint es sich bald wieder erholt zu haben, denn wir finden es unter dem Sohne Chlodwig's als Hauptsitz des Königreichs Austrasien. Unter der Herrschaft Karl's des Großen war Metz öfters der Aufenthaltsort des Kaisers, besonders aber seines Sohnes Ludwig's des Frommen, der auch in der Kirche des berühmten Klosters von St. Arnold, das aber später zerstört wurde, begraben lag. Im Jahr 923 wurde Metz, damals die Hauptstadt von Lothringen, durch Heinrich den Vogler und 965 durch Otto den Großen erobert; im 12. Jahrhundert aber prosperirte Metz wie andere große Städte von der allgemeinen Umwandlung im römischen Reich deutscher Nation und machte sich reichsfrei. Fünf Jahrhunderte war es freie Reichsstadt und durchlebte als solche seine höchste Blütezeit. Es wetteiferte mit Augsburg und Frankfurt an Reichthum und Luxus; als großer Geldplatz vermittelte es Geschäfte für Frankreich wie für Deutschland; seine Märkte gehörten zu den bedeutendsten des Kontinents, woher sich das mittelalterliche Sprichwort erklärt: „Wenn Frankfurt mein wäre, würde ich es auf der weiter Messe werthen." Seine Bevölkerung wuchs bis auf 90,000 Einwohner; 215 Städte, Dorfschaften und Gehöfte gehörten in das Gebiet des meter Landherrn; sein Bunder, daß es die Gelüste des ländergierigen Frankreich stets rege erhielt. Aber die Vortrefflichkeit seiner republikanischen Verfassung schützte es lange und nur allmälig gelang es Frankreich, vorzüglich durch den Einfluß der Geistlichkeit, in meter Lande Boden zu gewinnen. Besonders in der Reformationszeit wußte Frankreich seinen Druck auszuüben, und so begab sich Metz durch den Vertrag von Chambord unter den Schutz des Königs von Frankreich, das jedoch damit nicht zufrieden gleichzeitig mit Toul und Verdun auch von Böthmn Metz förmlichen Besitz ergriff. Der Connetable von Montmorency besetzte die Stadt und das Gebiet am 10. April 1553 im Namen Heinrich's II. von Frankreich. Wohl erregte der Raub eine große Entrüstung im deutschen Reiche, und Karl V. faste auch sogleich den Entschluß, die Zurückeroberung zu unternehmen, aber sie sollte nicht gelingen. Mit einem für seine Zeit bedeutenden Heere, gemischt aus deutschen, böhmischen, niederländischen, italienischen und spanischen Truppen unter Albas rückte Karl V. in Person vor Metz, schlug es von allen Seiten ein und belagerte es monatelang. Auf den Höhen zwischen der Seille und Mosel war das Zelt des Kaisers, weiter vorwärts gegen le Sablon hin bei St. Privat das des Herzogs von Alba; die Deutschen unter Markgraf Albrecht lagerten am Fuß des St. Quentinberges auf dem linken Moselufer; gegen St. Julien hin lagen die Niederländer, im Osten die Italiener. Der Herzog von Guise vertheidigte den Platz meisterhaft und der Kaiser war genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Dieser Mißerfolg soll viel zu dem Entschlusse Karl's V. beigetragen haben, die Regierung niederzulegen. Die Stadt hatte furchtbar gelitten; ihre Vorstädte waren verbrannt, ebenso mehrere auswärts gelegene Kirchen, Abteien und alle Herrenhäuser, die außerhalb der Ringmauern in großer Zahl an den Höhen zerstreut lagen. Mehr als dieß bedrückte aber die Bevölkerung die Strenge, mit welcher die Franzosen nun, nachdem sie sich sicher im Besitze wußten, das Regiment handhabten. Alle Freiheiten und Rechte wurden genommen, die Bürger durften ihren Magistrat nicht mehr selbst wählen, was einen ihrer alten Bürgermeister, Rossel, zum verzweiflungsvollen Selbstmord trieb. Als der Geist der Bevölkerung sich nicht besserte, ließ der Gouverneur der Stadt, Marschall Vieilleville eine Bastille oder Citadelle im Innern, auf der jetzigen Esplanade erbauen, die im Jahr 1791 auf die Nachricht hin, daß Ludwig XVI. sich in dieselbe flüchten wolle, von den Metzern zerstört wurde. Das französische Regiment hatte die Folge, daß die blühende Stadt im Laufe des 17. Jahrhunderts so herunterkam, daß ihre Bevölkerung auf 20,000 Einwohner zurückging. Erst jetzt dachte Frankreich daran, dem militärisch wichtigen Punkte wieder aufzuhelfen und es that dieß, indem es durch Neubefestigung und Errichtung großer militärischer Etablissements aller Art seinen bedeutenden Kriegsplatz an der deutschen Grenze daraus machte. Damit kamen aber eine Menge rein französischer Familien in die Stadt, wodurch sich die deutsche Sprache mehr und mehr verlor, und da gleichzeitig Frankreich als politische Macht emporstieg, während Deutschland seinem Untergang entgegen zu gehen schien, so ist es nicht zu verwundern, daß aus Metz im Laufe dreier Jahrhunderte die französische Stadt wurde, als welche sie nun zum neuerstandenen deutschen Reiche zurückkommt.

Und wenn es auch keiner Jahrhunderte bedürfen wird, sie wieder deutsch zu machen, so werden doch wohl Generationen darüber hingehen.

Im Feldzug 1814, als die alliirten Heere nach Paris marschirten,

Digitized by Google

wurde Metz nur blockirt; es kam auch nach der Einnahme von Paris nicht zur Kapitulation, nur eine Konvention zwischen dem Belagerungsheer und der Besatzung war zu Stande gekommen. Mit Recht durfte daher die Festung den Namen „Metz", la Pucelle, tragen. Um so gründlicher war die Kapitulation, die sich am 28. Oktober des großen Kriegsjahres 1870 vollzogen hat. Drei Marschälle von Frankreich, über 6000 Offiziere und 170,000 Mann streckten nach 70tägiger Einschließung und tapferer Gegenwehr die Waffen. 53 Adler und Fahnen, 1407 Feld- und Festungsgeschütze, 2000 Militärfuhrwerke aller Art, 300,000 Gewehre und eine Menge anderer Ausrüstungsartikel fielen in die Hände des Siegers. Frankreich verlor den Inhalt des großen Genie-Arsenals, des größten und schönsten in Europa, in welchem das ganze Material für die Belagerung von Mainz und Koblenz aufgehäuft war, sowie die reiche Ausstattung der berühmten Artillerie- und Genieschule. Es wird diese Verlufte nie verschmerzen. Vier Schlachten: bei Courcelles, Bionville, Gravelotte und Noisseville, ein großes Ausfallsgefecht gegen Woippy und zahllose kleine Scharmützel führten das tiefige Ergebniß herbei und viele Tausende tapferer deutsche Soldaten haben dafür ihr Leben gelassen.

Doch der Name Metz hätte gestottet nichts, einen näheren Blick auf dieß große Ereigniß, das Metz betroffen, zu werfen, sehen wir zu, was die Stadt und Festung jetzt ist und bedeutet.

Metz zählt 54,800 Einwohner, von denen ein großer Theil mit seinem Erwerb auf die Militäretablissements angewiesen ist. Da der Sold zu seiner Ausrüstung außer dem Eisen viel Leder und Holz braucht, so sind die einschlägigen Gewerbe der Gerber, der Wagner stark vertreten; für die Kunstergenzeugnisse des sehr industriereichen Mosseldepartements bildet aber die Stadt mehr nur die Hauptniederlage.

Das frühere Mosseldepartement tivolistirte mit dem Norddepartement in Beziehung auf das Erzeugniß an Eisen, Stein und Holzbohrern, Torf, auch Kupfer und Salz; es wird hinfort das Saargebiet vorteilhaft ergänzen, das Frankreich so gerne hinzugeschlagen hätte, auch das Erzeugniß an Wein und Obst — die Mirabellen von Metz sind berühmt — sowie an Feldfrüchten aller Art ist bedeutend. Manufakturen in Geweben, Glas und Steingutwaaren, Bronze, Papier sind gleichfalls stark vertreten.

Wenden wir uns zu unserem Bilde, das uns die interessante Stadt in der Vogelperspektive von Süden gegen Norden und damit entsprechen von der schönsten Seite zeigt, so fällt uns am Horizont das wichtige und starke Fort St. Julien auf, das den Zugang von Trier und Saarlouis her sperrt und mit den südlich und westlich gelegenen gleich starken Forts von Queleu, St. Quentin und Rappeville das verschanzte Lager von Metz bildet. Die große Insel, deren Ende gegen den Horizont auskauft, umfaßt die Uebungsplätze der Artillerie und Genietruppen; links davon gegen den Rand des Bildes auf dem linken Mosselufer sieht man den Anfang des Mosselforts durch die beiden langen Brücken, Pont Ziffroi und Todtenbrücke, mit der Stadt verbunden. Die letztere, von welcher das Bild nur den Eingang zeigt, trägt ihren Namen von einem Hospiz, das jenseits lag und das Recht hatte, von jedem in Metz Verstorbenen ein Gewand anzusprechen. Rechts am Rande liegen die Linien des Forts Belleevoir, zur Verstärkung der Festungsfront gegen Deutschland bestimmt. Beide Forts, sogenannte doppelte Kronwerke, sind von Cormontaigne, dem berühmten Verbesserer des Vauban'schen Tracé, in den Jahren 1728 bis 1731 konstruirt und erbaut. Von den übrigen Festungswerken ist außer einigen inneren Linien der Stadtseite wenig sichtbar, nur auf das sogenannte deutsche Thor mit seinen beiden mittelalterlichen Thürmen (Ill. Welt 1867, S. 148) rechts gegen den Rand hin, nahe bei der Eucharinskirche mag noch aufmerksam gemacht werden.

Obgleich nun Metz auf jedem Tritt vorherrschend den Eindruck eines Kriegsplatzes macht, so enthält sein Innerstes doch manches Bemerkenswerthe von allgemeiner Bedeutung. Imponirend ragt aus der Mitte unseres Tableaus die alte Kathedrale empor, eines der interessantesten Baudenkmale des gothischen Baustyls. Sie wird umgeben vom Napoleonsplatz, gegen welchen das Stadthaus und das Gebäude des Generalkommandos ihre Fronten bieten; hier steht auch das Monument des Marschalls Fabert; südlich davon liegt die große Marschalls-, auf der kleinen Insel ist die Präfektur erbaut mit einem hübschen Terrassengarten gegen den Fluß hin; nahe dabei strkt das Schauspielhaus. Einschließlich der Synagoge zählt Metz gerade ein Dutzend Gotteshäuser, von welchen sich auf unserem Bilde jedoch nur die Vincenzkirche im links liegenden Stadttheile deutlich auszeichnet. Einen der anziehendsten Punkte bildet die Esplanade mit ihren schattigen Alleen und dem herrlichen Blick auf das reizende Mosselthal, drüben von den schöngeformten Bergen, welche das weite Becken umschließen. Eine Bronzestatue des Marschalls Ney ziert den Platz, an dessen Seiten der Justizpalast liegt, weiterhin zieht sich der Königsplatz, an welchen sich die große Genickaserne und die Arsenale des Genie und der Artillerie anschließen. Der Bahnhof liegt im Süden der Stadt; in ihn münden die Stränge von Saarbrücken und von Toul und Nancy her; auch die luxemburger Bahn geht von hier aus und wendet sich, die Mosel überschreitend, auf dem linken Ufer gegen Thionville; von ihr zweigt die Bahn nach Verdun ab.

Metz hat Frankreich viele berühmte Männer gegeben: außer dem schon genannten Fabert, den Marschall Kellermann, Custine, Richepanse, Lasalle, die berühmten Ingenieure und Konstrukteure Poirsand und Poncelet; den gelehrten Hellenisten und Rezt Jacq, die Ancillon; von Künstlern den Graveur S. Leclere, den Historienmaler J. Leprince, dann den Neuenahrn Rogier, die beiden Lacretelle und mehrere bedeutende Publizisten. Die Lothringer wie die Elsäßer bewiesen Frankreich, daß sie auf seinem Gebiete des menschlichen Wirkens und Schaffens den romanischen Franzosen nachstanden, obgleich sie doch stets von der großen Masse als einer mit produktivem Geiste minder begabten Rasse angehörig betrachtet und behandelt wurden. Man darf saft davon überzeugt sein, daß sich die zurückeroberten Deutschen dessen immer klarer bewußt werden und daß dieses Anerkennen ein bedeutendes Bindemittel der geistigen Wiedervereinigung mit dem Stammlande abgeben wird.

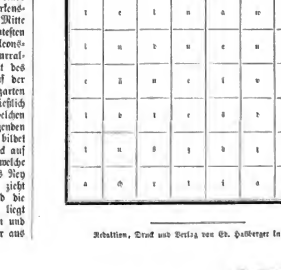
Wenn es wahr ist, daß ein besiegtes Volk vom Wesen des Siegers, auch ohne es zu wollen, Vieles annimmt oder übernimmt — und gerade die Geschichte von Deutschsprungen gibt Belege für die Richtigkeit des Satzes — so muß es auch wahr sein, daß ein Volk, das durch einen so ruhmreichen Krieg zurückgewonnen wird, auch um so rascher zu dem Wesen zurückkehrt, das seiner Natur vermöge der Bande der Nationalität am meisten entspricht. Die deutsche Bevölkerung wird wieder vollkommen deutsch werden und die französische, welche die neue Grenze einschließt, wird so viel von deutschen Wesen annehmen müssen, als die Natur der Dinge es zuläßt, und sie wird sich dabei im Laufe der Zeit beruhigen.

Der Inwachs, welchen das deutsche Reich durch Metz erworben hat, ist in jeder Hinsicht bedeutend, anerkanntermaßen aber besonders in militärischer. Nicht allein durch die Schwächung Frankreichs und durch die Beseitigung der strategisch offensiven Bedrohung, sondern durch eine wesentliche Umwandlung der ganzen militärischen Lage.

Die Festungsgruppe Metz-Diedenhofen-Saarlouis mit den dahinter liegenden großen Kriegsplätzen Mainz und Koblenz lassen den Mittelrhein, nun so stark vertheidigt erschienen, daß die französischen Strategen mit Rothwendigkeit darauf hingewiesen werden, bei einem Kriege mit Deutschland, sofern es sich dabei um den Schwerpunkt Berlin handelt, den Rhein auf einer andern Operationslinie zu erreichen. Sie werden Allem aufbieten, Belgien für sich zu gewinnen, um von dort nach dem Niederrhein zu operiren, weil sie auf jenen Verhältnissen geringere Schwierigkeiten finden als auf jedem andern Wege. Es war dieß in früherer Zeit eine Lieblingsidee der französischen Militärschriftsteller auch noch aus dem besondern Grunde, weil sie sich hiebei einen großen Ruhen von einer Kooperation der Flotte versprechen.

Indessen kann Deutschland so wie es jetzt dasteht allen Eventualitäten mit Gleichmuth entgegensehen.

Rösselsprung.



Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang — Nº 3. — Stuttgart und Leipzig

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg
von
F. W. Hackländer.
(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Mit dem Ausdruck des Entsetzens in den bleichen Zügen hatte sich der Jäger neben den Dahingestürzten auf die Kniee niedergeworfen, strich ihm hastig die Kapuze von der Stirn und tastete an seinem Körper umher, um dort irgendwo hervorquellendes Blut zu entdecken, doch war davon auch nach Beseitigung des grauen Mantels nichts zu finden, eben so wenig als an der linken Seite des Kopfes, wohin Francois nach Verlauf einer guten Minute einigemal mit der Hand griff.

Doch athmete der Andere schon leichter auf bei den Zeichen des wiederkehrenden Lebens und sprach gleich darauf den Namen seines Gefährten freudig aus, als dieser nun weit die Augen öffnete und zu gleicher Zeit den Versuch machte, sich aufzurichten.

„Alle Teufel," sagte er darauf, „warum bin ich denn hier eingeschlafen und wo sind wir eigentlich? Schwebt mir doch so etwas vor, als hätte man uns zu Kriegsgefangenen gemacht?"

„Ja, ja, so war es auch," flüsterte der Andere, sich tief zu ihm herabbeugend, „kann man wieder wir auf der Flucht und während wir über diese Mauer sprangen, schoß man hinter Euch drein, worauf Ihr hier zu meinen Füßen niederfielt."

„Und ist das schon lange her?"

„O nein, kaum eine Viertelstunde."

Der Zuave richtete sich langsam auf und schüttelte leicht mit dem Kopfe, nachdem er in der Nähe der Schläfe seinen Schädel berührt und dann seine Finger betrachtet, an denen keine Spur von Blut zu sehen war, dann sagte er nach einigem Nachdenken: „Jetzt kann ich mir denken, wie das gekommen ist. Als ich hinüber wollte und dabei dicht mit dem Kopf auf der Mauer lag, hörte ich es neben mir krachen und empfand zu gleicher Zeit etwas wie einen furchtbaren Schlag. Es kann nicht anders sein, als daß die verdammte Kugel einen Stein von der Mauer abgelöst und mir an den Kopf geschleudert, brrrr," fuhr er sich schüttelnd fort, „es saust mir jetzt noch gewaltig darin — also nur eine Viertelstunde ist's her? Dann ist noch nicht viel verloren, besonders da die Schüsse sonst nichts allarmirt haben, jedenfalls waren das ein paar Passenten, die mir die Kugeln nachschickten und sich nun nicht weiter darum bekümmerten, ob der Angeschossene hinter der Mauer krepirt, hol' sie der Teufel!"

„Fühlt Ihr Euch schwach, Francois?" fragte der Andere besorgt.

„Nur ein Bischen benebelt, wogegen ein guter Schluck Cognac hilft, und dann wollen wir das Weite suchen."

Gleich darauf schlichen sie im tiefen Schatten der Mauer dahin, zuweilen lauschend stehen bleibend, wenn sie von jenseits derselben Stimmen vernahmen oder das Geräusch trabender Pferde.

Dann hatten sie das Ende der Mauer und des Grundstückes erreicht, wo dasselbe von der Maas begrenzt wurde, über deren breite im Mondschein spiegelnde Fläche sie deutlich sahen, wie die sanften Uferabhänge

Eine Egyptierin. Von G. Richter.
Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photogr. Gesellschaft in Berlin. (S. 27.)

Digitized by Google

jenseits bis Freiwois hin und noch darüber hinaus mit zahlreichen Wachtfeuern bedeckt waren. Glücklicherweise hatte der dieselbige Rand des Flusses weit überhängende dichte Büsche, hier schritt der Zuave, ohne sich zu besinnen, in das Wasser hinein, welches ihm fast bis zum Gürtel reichte, und streckte seinen rechten Arm zu einer Stütze für den Andern aus, so daß der Jäger, sich daran haltend, an der steilen Uferwand, obgleich mühsam, auf dem schlüpfrigen Boden gleichen Schritt zu halten vermochte.

Es war das ein mühsamer, beschwerlicher und gefahrlicher Weg, denn sobald sie längs der Stadt vorüber waren, sahen sie auch am diesseitigen Ufer dicht neben sich das Leuchten der deutschen Wachtfeuer, kamen ihnen oft so nahe, daß sie das Phlauschen und Tuchen der Soldaten hören konnten, und hüchten mehr als einmal so hart an einer Schildwache vorüber, daß sie den Mann deutlich erkennen konnten, wie er dastand, das Gewehr unter dem rechten Arm.

Dabei kam es ihnen sehr zu statten, daß in allen Bivouaks rings umher jetzt noch ein ganz außergewöhnlich geräuschvolles, ja mitunter lustiges Leben herrschte, daß deutsche Lieder im hellen Chore erklangen, daß hier und dort eine Musikbande spielte, wobei die Soldaten, dicht nebeneinanderhaarr, für nichts Sinn zu haben schienen, als für die traulichen Weisen aus der Heimat.

So war es auch zum Glück der beiden Flüchtlinge an der westlichen Ecke der Stadtmauer, bis wohin sie dem Flusse gefolgt waren, der hier einen Wasserfaden durch ein Gewölbe in die Stadt abgab, unter den Straßen von Donshern dahinfließend, um jenseits des Stadtchens den Fluß wieder zu erreichen.

„Durch diesen Kanal zu gehen, mitten in der Stadt an einem Ort, den ich wohl kenne, emporzuklettern, dürfen wir nicht wagen," flüsterte Francois, „obgleich das auch mit einiger Freiheit gelungen könnte, auch ist eine kleine Strecke aufwärts des Flusses ein jedesmal unterhaltener Hohlweg, zu schmal für Fußvolk, auch sonst ohne Wichtigkeit für irgend welche Kommunikation, der deshalb auch wohl unbesetzt ist, denn wir uns anwerfen wollen — verdünchtes Wasserbrot, wenn die dort drüben an ihren Feuern nicht blind sind, so müssen sie uns sehen, sobald wir die vom Mond hell beschienene Fläche betreten, die uns von dem Hohlweg trennt — 's hilft aber nichts, also rasch vorwärts!"

Glücklicherweise wurden sie auch von keinem menschlichen Wesen gesehen und doch liefen sie große Gefahr, entdeckt zu werden, da am nächsten Wachtfeuer ein riesiger neufundländer Hund knurrend und bellend aufsprang und in gewaltigen Sätzen auf den Rand des Hohlwegs zueilte, hatte, nachdem die Reisen im tiefen Dunkel deselben verschwunden waren.

Unten stellte sich der Zuave entschlossen vor seinen jungen Begleiter hin, zog ein holchartiges Messer aus dem Gürtel und war bereit, über den Hund herzufallen, sobald dieser sich hinabwagen würde. Doch hatte ihn schon ein lauter Pfiff vom Wachtfeuer her zurückgerufen und erlaubte den Flüchtlingen, ihren Weg ungehindert fortsetzen zu können.

„Bis jetzt sind wir so gut durchgekommen," sprach der Zuave mit leiser Stimme, „daß ich denke, wir haben einige Chancen, die minder lebhaften Felder drei drüben und den Wald des Waldrüdens zu erreichen — stützen Sie sich nur fest auf meinen Arm, Herr Graf, habe ich doch weder Gewehr, noch Tornister, und tüchtig ausschreiten müssen wir, um während dem Dunkel der Nacht Zeit zu behalten, uns irgendwo an einen sichern Ort zu verstecken, wenn wir je nicht weiter können. — Sind Sie recht müde?"

„Ja, Francois," klang es mit schwacher Stimme zurück.

„So denken Sie nur an die goldene Freiheit, die uns hoffentlich morgen lacht, denken Sie auch an unsere armen Kameraden, die jetzt mit Kolbenstößen über die Chaussee fortgetrieben werden, dann sich auf den harten Boden niederwerfen dürfen, um morgen weiter zu marschiren, übermorgen wieder und sobort bis zu einer deutschen Festenatte, mille tonnerres! da haben wir andere Aussichten — — denken Sie doch nur, wenn es uns gelingt, morgen im Lauf des Tages oder auch erst morgen Nacht, nachdem wir irgendwo ausgeruht, dals alte liebe Talsoß zu erreichen und dort sicher zu sein hinter der aufgezogenen Zugbrücke — denken Sie an Mama und an den alten Herrn — denken Sie an Ihre schönen Zimmer, besonders an das mit Ihrem weiten Himmelbett — ah, es ist mir gerade so, als sehe ich Sie schon darin liegen und mit mir plaudern über den heutigen, allerdings beschwerlichen Nachtmarsch."

So plauderte er, um den Mut seines jungen Begleiters zu erhalten und ihm den allerdings sehr fatalen, holperigen Weg zu versüßen.

Wenn aber der Weg nur wenigstens so geblieben wäre, doch sehen sie sich jetzt mit einem Male vor einer Barrikade mitten in denselben, die aus umgehauenen und mit allen Aesten hineingestürzten Baumstämmen bestand und so undurchdringlich erschien, daß ein Weiterkommen hier unmöglich war.

Selbst Francois stand einen Augenblick ratlos da, kopfschüttelnd, bald die Barrikade, bald die steilen Wände des Hohlwegs betrachtend, bald seinen armen Gefährten, der, ohne ein Wort zu reden, den Arm des Zuaven folgelassen hatte, sobald dieser stehen blieb, um todmüde, wie er war, auf den Boden niederzugleiten.

„Armes Kind," sprach er zu sich selbst, ihn traurig betrachtend, „ich fürchte am Ende auch, daß das nach dem heutigen Tagewerk über Deine Kräfte geht, jedenfalls muß ich ihn etwas ausruhen lassen und kann derweil ein Bischen rekognoszieren." Er warf rasch seinen Mantel ab, rollte ihn zusammen, und als er sich hierauf zu seinem jungen Begleiter hinabbeugte, um ihm das Haupt weicher zu betten, flüsterte er ihm zu: „Versuchen Sie es, eine halbe Stunde zu schlafen, während ich mich umschaue, um zu sehen, ob wir drohen über das Feld weiter können — wenn es Zeit ist, wecke ich Sie schon wieder."

„O ja, Francois, ich danke Dir dafür, hätte ich doch kaum weiter gekonnt."

„Es war sehr unklug," dachte der Zuave, während er langsam zurückschritt, „hier bei der Barrikade, die wahrscheinlich oben besetzt ist, auszuspähen, da könnte man gerade in einen Gewehrlauf hineinschauen, da vorn an der Biegung ist ein besserer Platz mit Bauwmerken, so bewegen wir eine Treppe." Langsam, vorsichtig und allmälig hob er sich hier empor und als er mit dem Kopfe über den Rand des Hohlwegs tauchte, sah er keine hundert Schritte von sich entfernt ein Kavallerielivouak ohne Wachtfeuer; deutlich vernahm er das Schnauben und Schütteln der dicht an einander stehenden, vollständig gesattelten Pferde und bemerkte jetzt auch einen Posten, der, den Säbel oder Karabiner im Arm, langsam und schlaferig auf und ab schritt.

Diesen Posten wir wollen wir zuerst zu beobachten, denn Die werden sich nicht aus ihrer Nachtruhe stören lassen, um ein paar Flüchtlingen nachzujagen. — Wie schaut es aber auf der andern Seite des Hohlweges aus?"

Was er dort entdeckte, schien ihm so wenig zu gefallen, daß er augenblicklich mit dem Kopfe so tief als möglich niederbückte und erst ein paar Minuten später wieder wagte, vorsichtig Umschau zu halten.

Dort war ein Wachtfeuer, allerdings ziemlich entfernt, doch erblickte er ein paar Infanteriemaschkosten nicht zwanzig Schritte von dem Hohlwege entfernt und augenscheinlich im Begriff, noch näher heranzugehen. Vielleicht hatten sie etwas vom Geräusch der Schritte der Flüchtlinge vernommen, vielleicht war es auch nur eine unverdächtige Vorsichtsmaßregel, wieder einmal nach der Barrikade zu schauen. Jedenfalls war es für ihn das Klügste, geräuschlos hinabzugleiten und sich dicht an die Wand des jenseitigen Hohlwegs zu drücken, deren Gesträuch oben am Rande glücklicherweise so dicht überhing, daß sie auch in Schatten lag.

Dort konnte er sich zusammen und hielt mit sich selbst einen Kriegsrath, wobei er zu dem Resultat gelangte, daß es höchst leichtsinnig wäre, der Infanterie in den Rachen zu laufen, und viel weniger gefährlich, gegen die Kavallerie hinaufzuklettern, zu eine Zeitlang fast gegen dieselbe hinzurennen, wobei er sehr richtig dachte: „Wollen die drüben nach uns schießen, so müssen sie wenigstens warten, bis wir die Reiterei passirt haben, um nicht ihre eigenen Leute zu treffen. Zagt aus auch im schlimmsten Fall ein einzelner Reiter, so soll er einen verzweifelten Kampf finden, darauf kann er sich verlassen.

Trotzdem entrang sich doch ein tiefer Seufzer der breiten, gewaltigen Brust des Zuaven, als er sich nun wieder erhob, um nach seinem Geschützten zu sehen, der in so tiefem, festem, süßem Schlafe lag, daß er eine Zeitlang vor ihm stehen blieb, ehe er es vermochte, ihn sanft zu wecken.

„Sie haben recht gut geschlafen und ich hoffe, es hat Sie gestärkt," sagte er dabei, und als der Andere seine großen Augen weit aufriß und erstaunt um sich blickte, fuhr er mit noch gedämpfterer Stimme fort: „Erinnern Sie sich, daß wir auf der Flucht sind, Herr Graf, und daß wir uns gerade jetzt hier in sehr gefährlicher Nachbarschaft befinden, deshalb Stille und doppelte Vorsicht."

„O ich habe vortrefflich geschlafen und getränmt" —

„Von Hause, daß kann ich mir denken — — doch jetzt kein Wort weiter, wir dürfen kaum zu athmen wagen" — dabei berührte er leicht die Schulter des jungen Mannes und zeigte mit der Hand aufwärts und dann vor sich hin an die gegenüberliegende bell erleuchtete Wand des Hohlweges, wo jetzt plötzlich ein paar lange Schatten erschienen, an denen man die preußische Pickelhaube, sowie die Bajonnetspitze des Gewehrs erkennen konnte; dann vernahmen die Flüchtlinge auch Worte, welche über ihren Häuptern gesprochen wurden, deutsche Worte, die aber der Zuave wohl verstand.

„Möglich ist es immer, daß da unten ein paar von den Wälschen herumtrobeln," klang es durch die stille Nacht, „doch habe ich keinen Befehl, ob keine Lust mich, auf solch' Pülchpreet den Dachshund zu machen."

„Gewiß nicht, aber anspassen wollen wer und wo sie aus dem Bau den Kopf herausstrecken, da nur sest drauf schnallt, — — dies Hundelonaille!"

„Drauf gehnallt allerdings, aber erst nach dreimaligem Anrufen, die Franzosen sind doch auch Menschen, so zu sagen."

„Na das versteht sich, Dienst wird immer partelt, jetzt patrouillire Du links da hinab und ich mit rechts ein Bischen aufwärts gehen, aber

Digitized by Google

immer dicht an dem Hohlweg geblieben und den Schießprügel bereit gehalten."

— „Nie ohne dieses."

Damit ward es still droben, man hörte sich langsam entfernende Schritte, wobei, wenn die Lage nicht gar so verflucht ernst gewesen wäre, die beiden nun anseinander weichenden Schatten eine komische Wirkung auf Francois ausgeübt hätten.

„Jedenfalls sitzen wir hier in einer netten Falle," meinte er nach einiger Zeit, „und können uns nicht anders helfen, als wenn wir bei meinem vorhin gefaßten Plane bleiben." Drei theilte er seinem jungen Gefährten mit, bezeichnete ihm auch die ungefähre Stelle, wo hinaufgeklettert werden mußte, und als die beiden Schatten droben schon seit einiger Zeit gänzlich verschwunden waren, nahm er seinen Mantel wieder auf die Schulter und bedeutete dem jungen Jäger mit der Hand, ihm zu folgen. Hier war schon die Baumwurzel und nach einigem Ueberlegen fand es Francois für räthlich, seinen schmächtigen, viel kleineren Begleiter voraus aufwärts klettern und auch voraus laufen zu lassen, um sich auf diese Art gewissermaßen den Rücken zu decken. Er berechnete ihm als Richtung seines Laufes eine Gruppe matt glänzender Sterne und war eben im Begriff, sich hinter ihm dreien auf den Rand des Hohlwegs zu schwingen, als er bemerkte, wie der bis jetzt so dunkle, stahlgraue Himmel plötzlich von einer röthlichen Glut angestrahlt wurde, und sah rückwärts schauend, daß in der Mitte des Städtchens Doucherry leuchtende Flammen emporstiegen, zugleich aber auch, wie die beiden preußischen Infanterieposten in sehr verdächtiger Nähe stehen geblieben hatten, um noch dem Brande zu schauen.

Das war ein günstiger Augenblick.

„Laufen Sie, laufen Sie," stieß Francois laut vernehmlich hervor, worauf der Andere alsbald über das Feld dahinflog; dann war auch der Zuave mit einem raschen Satze oben, um ihm zu folgen, hatte aber noch nicht hundert Schritte gemacht, als ein paar Schüsse hinter ihm krachten, obgleich er von dem dreimaligen Anrufen nichts gehört hatte, hatte auch jedenfalls nicht angehalten, da ihm das nicht am Kopfe vorbeisichernde Blei gar nicht einladend erschien, um mit dem energischen, rücksichtslosen Feinde nähere Bekanntschaft zu machen.

Der wenngleich kurze Schlaf schien dem jungen Jäger merkwürdige Kräfte verliehen zu haben, denn er floh so rasch über das Feld dahin, daß ihm Francois kaum zu folgen vermochte, so daß es eine gute Viertelstunde dauerte, bis er ihn endlich an einer Bodensenkung am Ufer des kleinen Flüßchens Bar einholte.

Bei der Wache des Kavallerielivouaks waren sie gleichfalls nahe vorübergekommen und der Zuave hatte mit einem flüchtigen Blick gesehen, wie der Reiter dort seinen Karabiner langsam in die Höhe hob, ohne jedoch zu schießen. Vielleicht war dieser brave Mann im bürgerlichen Leben ein Jagdliebhaber und erfuhr mechanisch sein Gewehr, als er die Beiden flüchtig wie ein paar Hasen vorüberkommen sah.

Da standen sie nun, lange, tief und mühsam athmend, und Francois reichte seinem Begleiter die Hand, wobei er ihm tröstend sagte, daß sie jetzt wohl die größte Gefahr hinter sich hätten, „in Kurzem erreichen wir die deutschen Schanzfelder," fuhr er fort, „und was sich da allenfalls verantreibt, ist ebensowenig zu fürchten, als die stille Gesellschaft, die uns anfiorren wird, ohne und zu kennen, die dort ruht mit geöffnetem Munde, ohne uns „Halt, wer da" oder sonst etwas zurufen zu können. Doch bleibt auch das ein unangenehmer Spaziergang, Herr Graf, aber es ist unter den Todten jedenfalls gefahrloser als unter den verdammten Lebendigen da drüben; ist mir doch eine Kugel seine Armlänge am Kopf vorbeigesaust — wie sieht's mit Ihnen, kann's wieder weiter gehen?"

„Ja, obgleich ich Dich bitte, Francois, es mir nicht als Feigheit anzulegen, wenn ich dicht am Deiner Seite bleibe, zu zuweilen Deinen Arm ergreife — es graust mir vor den Todten."

„Sehr begreiflich, wenn man zum ersten Mal dabei ist; waren Sie aber mit in der Krim gewesen und bei Solferino oder in Mexiko so würden Sie sich nicht mehr viel daraus machen, die Todten sind eben todt und man gewöhnt sich leicht daran, aber bei dem, was die armen Erschossenen und Zusammengeschossenen dem Nachtschimmel aber sich selbst klagend erzählen, dabei überkläuft auch den zuweilen eine Gänsehaut, der, wie ich, vier Medaillen und einige Ehrenorus hat."

— — „Horcht, Francois," sagte der Jäger stehen bleibend, nachdem sie eine Zeitlang rüstig aufwärts in der Richtung gegen Glaice und Flewig gegangen waren, dabei fortgläitig jede Ortschaft, jeden breiteren Weg vermeidend — „horch, hörst Du nichts?"

„O ja, von da drüben her, doch ist das nichts Verdächtiges, nur das Stohnen eines armen Pferdes, das am Verenden ist, dort muß eine Batterie tüchtig im Feuer gestanden haben — da — jetzt sehen Sie deutlich ein paar zerschossene Lafletten und dabei einen unförmlichen Haufen von allerlei ehemals Lebendigem. — Fassen Sie immerhin meinen Arm, wir werden sogleich an Stellen kommen, wo man kaum alles Das überschreiten oder sich durchwinden kann, aber es hilft nichts, für uns ist der schlimmste Weg der sicherste."

Jetzt mehrten sich auch in der That von Schritt zu Schritt die schauerlichen Anzeichen des entsetzlichen Kampfes, sichtbar, aber noch grauenerregender war das, was das Ohr vernahm, denn die Dunkelheit trotz des Mondlichtes entzog viel Grässliches dem Blick der Tobsüchtereinden, während der Nachtwind, welcher herüberzog, förmlich als eine jammernde Stimme erschien, klagend über das Umgeheure, das er gesehen.

Zuweilen kreuzten zerrissene Bäume ihren Weg, zuweilen mußten sie über eine zusammengeschossene Mauer klettern oder die rauchenden Ruinen eines verbrannten Hauses umgehen, häufig auch stolperten sie über tiefe, von den Granaten in den Boden gerissene Furchen, waren auch schon mehr als einmal genöthigt gewesen, sowohl über Todte, als auch über leise Wimmernde hinwegzuschreiten.

„Sektion," sagte der Zuave, „daß so viele dieser armen Teufel ihre im plötzlichen Tode erstarrten Arme wie jammernd in die Höhe richten, als wollten sie sich bitter über ihre Mörder beklagen, sehen Sie dort und hier dicht vor uns, alle diese Stellungen haben so etwas unheimlich Abwehrendes, so daß es sogar mir widerstieht, nach einem der gefüllten Brodbeutel zu langen."

„Und wozu auch?" sragte der Jäger mit scheuer Stimme.

„Poh, mich hungert und was nützt es Denen da, ob Brod und Speck neben ihnen unberührt bleibt!"

„Ihn das nicht, Francois, ich könnte keinen Bissen anrühren — wer weiß, ob man nicht dabei einem Bekannten in das bleiche Gesicht sähe."

„Ich kann mich allenfalls absinden, hier liegen Todte zuweilen viele Monate bei einander und werden wie gleich an einer Stelle kommen, wo unter uns Zuaven garstig aufgeräumt wurde, dort drüben an dem kleinen Hügel, — — sehen Sie aber auch unterhalb desselben das seltsame, fahle Glänzen im Mondlicht, das sind preußische Pickelhauben; eigentlich sollten wir dort hinüber, um rascher in die wohlgen Schlupfen hinter Jülp zu gelangen, doch graut es mir selbst vor meinen gefallenen Kameraden und mehr noch vor Denen, die noch leben und doch nicht mehr leben können, wer kann da helfen?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Egyptenin.

(Vgl. S. 25.)

Wenn man die Gesichter der heutigen Egypter, d. h. also die der Fellachen und Kopten, die sich unvermischt erhielten, mit den Bildern auf den alten Pharaonenbauten vergleicht, so findet man eine merkwürdige Aehnlichkeit derselben unter sich, und unter schöner Studienlopf könnte, wenn man sich den türkischen Schmutz fortdenkt und die Tracht etwas verändert, eben so gut der Königstochter geboren, welche Moses im Nil fand, wie er das Porträt einer modernen Egypterin ist. Der Kopf, welcher nach der Natur gezeichnet und dann von der rühmlichst bekannten photographischen Gesellschaft in Berlin vervielfältigt worden ist, gehört entweder einer öffentlichen egyptischen Tänzerin (Ghawasi), oder einer Sängerin (Almeh), die sich aktein entschließen können, für Geld und gute Worte ihr Porträt nehmen zu lassen. Diese Tänzerinnen und Sängerinnen bilden nämlich in Egypten eine Kaste, welche durchaus nicht im Ruf großer Tugend und Frömmigkeit steht. Sie nehmen's mit der mohammedanischen Religion, welche bekanntlich das Porträtiren von Menschen im Allgemeinen und die Enthüllung des Gesichtes der Frauen in Gegenwart fremder Männer insbesondere verbietet, durchaus nicht so genau und sitzen gerne dem Maler, der sich mit ihnen beschäftigen will. Die Tänzerinnen und Sängerinnen Egyptens führen eine Art Zigeunerleben. Sie sind nur in einigen obergegyptischen Dörfern ansässig und machen von dort aus oft weite Streifzüge durch das Land, um Messen (wie z. B. die von Luxsah) zu besuchen. G. Richter hat Glück gehabt, er hat zufällig ein hübsches Mädchen von vielleicht 12 bis 14 Jahren unter vielen braunen Rollsellen des Sonnenlodes gefunden — das halbe Kind hält es noch nicht für nothwendig, seine Schönheit durch Schminkmittel zu heben, die unter den Frauen des Ostens sehr beliebt und meist drastischer Natur sind; so kam es, daß wir ein schönes, wenn auch etwas idealisirtes Porträt einer Egypterin erhielten.

Die letzten Augenblicke des Erzbischofs von Paris.

(Vgl. S. 28.)

Unter den entsetzlichen Ereignissen, welche der Todeskampf der Kommune in Paris mit sich führte, hat die Erschießung der in letzter Stunde in dem Gefängnisse La Roquette eingeschlossenen Geiseln, unter welchen sich der Erzbischof von Paris, Mgr. Darboy, der Pfarrer der Madeleine,

Digitized by Google

Deguerry und andere hervorragende Persönlichkeiten befanden, die Welt mit ganz besonderem Schmerz und Abscheu erfüllt. Ein durch einen Zufall vom sicheren Tode geretteter Mitgefangener aller dieser Opfer, unmenschlicher Grausamkeit, ein Unterpfarrer, Namens Everard, ist im Staude gewesen, Einzelheiten über diese Hinrichtungen mitzutheilen. Seinen Erzählungen ist die Szene entnommen, welche unser Stich in so ergreifender Weise vor Augen führt.

Die Geiseln, sechs an der Zahl, waren unter allen möglichen Beschimpfungen in einen Hof des Gefangnisses geführt worden, wo sie eine Abtheilung Nationalgarden erwartete. Mgr. Darboy näherte sich diesen, indem er einige Worte des Verzeihens an sie richtete, von welchen zwei der Männer derart berührt wurden, daß sie angesichts ihrer Kameraden vor ihm zur Erde fielen und um seine Verzeihung baten. Natürlich wurde ihnen das Benehmen von dem sie anführenden Lieutenant verwiesen, und einige andere Soldirte stürzten mit Wuth auf sie zu und stießen sie unter Schimpfworten zurück. Hierauf wurden die Geistlen auf's Neue mit Mißhandlungen überhäuft, und zuletzt hervor, daß es selbst dem Lieutenant zu arg wurde und er mit einem furchtbaren Fluch Ruhe befahl. Wenige Augenblicke später hatten die Federirten ihre Waffen geladen und, gegen eine Mauer gestellt, fiel zuerst der P. Allard, dann Mgr. Darboy und die übrigen vier Gefangenen, welche Alle, mit Ausnahme des Pfarrer Deguerry die größte Ruhe und den größten Muth bezeigten. Doch war ein Augenblick der Schwäche bei Letzteren mehr seinem Gesundheitszustand, als seiner Furcht zuzuschreiben.

Mit Mgr. Darboy hat die Kirche eines ihrer hervorragendsten Mitglieder und die Menschheit einen wirklich wohldenkenden Menschen verloren. Doch ist es nicht der erste Erzbischof von Paris, der auf gewaltsame Weise sein Leben verbüßen mußte. Die Revolution von 1848 raffte den so viel beklagten Mgr. Affre hin, dessen Nachfolger seinerseits meuchlings ermordet wurde.

Mgr. Darboy war Senator unter dem zweiten Kaiserreich und Mitglied des Institut de France. Neben dem Bischof Dupanloup von Orleans (wahrscheinlich seinem Nachfolger) hatte die gallikanische Kirche einen ihrer eifrigsten Vertheidiger und Stützen in ihm gefunden, und es war aus diesem Grund, daß ihm nicht allein die Jesuiten auf alle mögliche Weise zu schaden suchten, sondern daß sich der Papst auch nie dazu verstehen konnte, ihm den Kardinalshut aufzusetzen.

Der bekannte P. Hyacinth erzählt in einem aus Italien an französische Journale gerichteten Brief von der letzten Unterredung, welche er noch nach dem 18. März mit dem Erzbischof gehabt hat. Derselbe schien schon damals sein Schicksal zu ahnen, denn nachdem er die Aeußerung gethan, daß er mit Freuden und Ergebung der Erfüllung seiner Pflicht zum Opfer fallen würde, sagte er zuletzt dem von ihm Abschied nehmenden Mönch: „Also auf Wiedersehen hier oder anderwarts!“

So erhebt die Schreckensherrschaft der Kommune mit Blut, wie sie mit Blut angefangen hatte. Am 18. März fielen die Generale Lecomte und Thomas unter den Kugeln der Soderirten, und Mittwoch den 24. Mai gegen acht Uhr Abends war das Schicksal des Erzbischofs von Paris und seiner Genossen entschieden.

Es wird eine lehrreiche Arbeit sein, welche die Geschichte bezüglich dieser zwei Monate dauernden Schauerdramas zu unternehmen hat, und welche nicht allein das geheimnißvolle Wirken des Comité Central mit seinen Generalen Henris und Bergeret und die daffelbe später ablösende Kommune enthüllen muß, sondern welche auch alle die Handlungen der Regierung vom 4. September und der von Thiers, ja die ganzen dermaligen Verhältnisse der Gesellschaft in Frankreich, die eine solche Revolution überhaupt möglich machten, darzulegen hat.

Bis heute kann man sich kaum einen Begriff von der eigentlichen Triebfeder solchen Hasses, solchen Kampfes, solchen Wahnsinns und solcher Zerstörungsluft machen, und doch muß sich der denkende Mensch sagen, daß ein Beweggrund auch den entsetzlichsten Erscheinungen in der Natur und in der Geschichte zu Grunde liegt, und daß dieses zu erkennen das Streben aller denkenden Geister sein muß!

Eine große Dame.

Novelle von **Dan Devoll.**

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Stanislaus Winiewski war das thätigste Mitglied des revolutionären geheimen Komitees, welches seit dem Jahr 1861 in Warschau bestand, er war einer der Zwölf, welche die geheimen Fäden des Aufstandes in ihren Händen hielten und sich allen Nachforschungen der russischen Polizei bisher geschickt zu entziehen wußten.

Ihre geheimen Verbindungen reichten überall hin; sie bildeten ein dichtes, scheinbar unzerreißbares Netz über ganz Polen. Sie gingen von der Hütte zum Palast, von der Stadt über das ganze Land, sie hatten ihre Knoten und Verbindungen in der Zelle, im Kerker, in der Kirche, in den Bureaux, selbst in der Citadelle — nirgends waren die Russen vor ihren Umtrichtungen sicher.

Das Auge des geheimen Komitees schaute in alle noch so verborgenen Winkel und hatte überall getreue Helfer. So war auch Mincia, die schweigsame Wäschebewahrerin, ein Werkzeug des geheimen Sicherheits-Ausschusses, welche ihre Pläne geschickt hinter der Maske des Polenhasses zu verbergen wußte; sie war ein Glied dieses wichtigen Organs der geheimen Polizei und hatte sich warm genug im feindlichen Lager, im Palast des Grafen P. selbst, einzunisten gewußt.

Als sie gahnend von dem Toilette aufgestanden war und den halben Inhalt der Schale des Polizei-Langsam hinabschritt, begegnete sie einem Laien, welcher ihr das Paßwort „Cyrill“ zuflüsterte und weiterschritt, als hätte er das Mädchen gar nicht bemerkt.

Auf ihrem Zimmer angekommen, machte sich Mincia einige kurze Notizen auf einen Zettel, kleidete sich geräuschvoll aus, zog dann aber leise dunkle Gewänder an, hing einen dichten wollenen Mantel mit einer warmen Kapuze über und stellte sich an's Fenster, um zu beobachten. Sie bemerkte das Zeichen des Mannes mit der Laterne, und wenige Minuten nachdem der Geheimnißvolle sich entfernt hatte, verließ sie geräuschlos ihre Kammer, schlüpfte schnell, wie ein dunkler Schatten, eine Hintertreppe hinab und klopfte an einer Thür des untersten Stockwerks.

Dort sprach sie einige Worte mit dem Portier, verbarg eine kleine Blendlaterne und verließ durch eine Nebenpforte den Palast. Ruhig schritt sie an dem herabgebrannten Wachtfeuer und den schlafenden Tscherkessen vorüber, gab der Wache das Paßwort und gelangte, ohne angehalten zu werden, auf die Straße. Sie ging mit schnellen Schritten die „neue Welt“ hinab und bog in eine Seitenstraße ein. Wie der Mann mit der Laterne es gethan, klopfte auch sie zweimal leise an einen Fensterladen und trat in ein Haus, hinter ihr schloß sich die Thüre.

Eine ältere Frau empfing sie mit einem Dobry wieczor (Guten Abend) und führte sie in ein Zimmer, welches mit bescheidenem Luxus möblirt war. Sie stellte eine Lampe auf den Tisch und ließ nach einigen Worten die Zofe allein.

Diese legte langsam ihren Mantel ab und trat vor den Spiegel, um sich das durch die Kapuze in Unordnung gerathene Haar glatt zu streichen. Dann zog sie sich einen altmodischen Lehnstuhl an das Kamin und lehnte sich bequem in denselben zurück, die Füße auf die Feuerbocke stellend.

Sie starrte eine Weile träumerisch in die Glut und hörte auf das monotone Prasseln des Feuers und das Knistern der Flammen, dann schien sie das wechselnde Leuchten derselben zu blenden, sie bedeckte sich die Augen mit der Hand und ließ ihren Kopf hinterüber sinken gegen das Polster.

Mincia gehörte zu jenen Mädchen, welche man öfter anschauen muß, um zu entdecken, daß sie schön seien. Auf den ersten Blick sah man nur eine hübsche junge Person, auf den zweiten fand man sie anziehend; sie war eine von jenen weiblichen Wesen, die ihre Zage, ihre Momente haben, und es gab Tage und Momente, wo Mincia eine Schönheit ersten Ranges war, schön durch den Geist, durch den Enthusiasmus einer großen Seele, welcher aus ihren Augen strahlte und ihre feinen Züge verklärte.

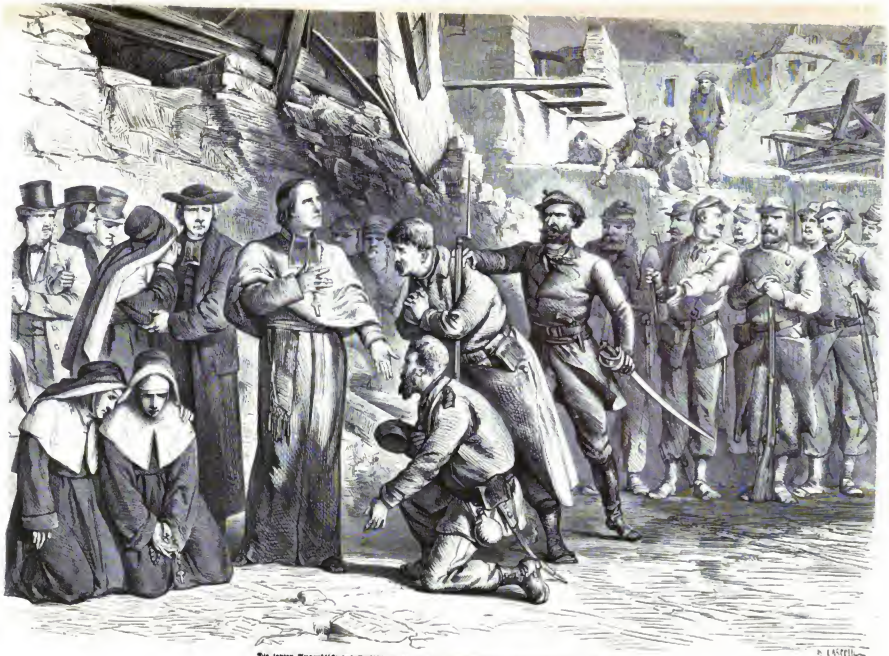
Wie sie so dalag in scheinbarer Apathie, bemerkte man wohl, daß ihre Hände weiß und zierlich, ihre Füße klein und schön geformt waren, man erkannte unter der groben Hülle des wollenen Kleides die graziöse, volle Gestalt, die Biegung ihres Armes war lieblich, die Linien ihres Gesichtes regelmäßig, die Haut zart, wie bei fast allen Polinnen, aber ein flüchtiger Beschauer hatte in ihr auf den ersten Blick wahrscheinlich nichts weiter erschaut, als ein Mädchen, wie es deren manche gibt, und hätte sie vielleicht keiner besonderen Beachtung für werth gehalten. Und doch — sie brauchte nur das dunkle, geistvolle Auge aufzuschlagen, und sie war schön, schön durch die Seele, welche ihre Züge erleuchtete, wie die Sonne eine liebliche Maiandschaft.

Was Mincia dachte oder träumte, wer will es wissen! —

Die Umstände hatten sie in eine Lage gebracht, die im höchsten Maße außergewöhnlich und gefährlich war, die sie nöthigten, stets eine Maske vor ihrem Gesichte zu tragen und alle ihre Handlungen zu kontroliren. Sie war Polin mit Leib und Seele — sie täuschte und spionirte, sie litt und opferte sich für ihr Vaterland; ihr Herz tadelte sie nicht, und die Gefahr adelte ihr trauriges Handwerk in ihren eigenen Augen.

Der Mann, den sie erwartete, den Jene Stanislaus Winiewski nannten, war, wie erwähnt, einer jener mysteriösen Schaar, welche Angst und Schrecken um sich her verbreitete mitten im feindlichen Lager, er war das thätigste und energischste Mitglied jener Zwölf, die ihre Schläge so

Digitized by Google



Die letzten Augenblicke des Erzbischofs von Paris. Originalzeichnung von Horace Vernet. (S. 27.)

geheimnißvoll vorbereiteten und sich mit einem Nimbus von Grauen umgaben, der etwas Diabolisches hatte.

Stanislaus Winiewski war ihr Bekanntgaun, ihr Geliebter. Sie liebte ihn mit allem Feuer einer tiefen Leidenschaft, mit der ganzen schrankenlosen Hingebung einer Polin.

Winiewski hatte Medizin studirt. Sie wollten sich heirathen, wenn seine Praxis ihnen die nöthigen Mittel bieten würde zu einem anständigen Auskommen. Ach! das waren schöne Träume, welche bald verschwanden! Kein Weib der Erde hätte es vermocht, in den Heegen jenes Mannes einen Platz zu erobern neben ihr, und dennoch besaß sie eine gefährliche Nebenbuhlerin, welche ihr den Geliebten oft streitig machte, und dann ganz zu rauben drohte, das Weib mit dem blutigen Schwerte der Rache in der Hand, das Weib, welches hundertmal zu Boden geworfen, immer stolz den Nacken wieder erhob, das Vaterland — das Weib Polonia. Stanislaus Winiewski, oder eigentlich Stephan Bobrowski, war der geheime Stadtchef. Minicia hatte gelitten und entsagt. Aus der Gefechten des Aufstands, wurde sie ein bereitwilliges Werkzeug des Revolutionärs, sie folgte ihm in den unruhigen, gefährlichen Strudel der Empörung, — sie hatte mit dem Leben abgerechnet, ihre Liebe begraben und Alles auf die Vergangenheit gesetzt — die Gefahr war ihr gleichgültig. Was konnte man ihr thun? Sie tödten, sie nach Sibirien schicken? Dort am Jenisei fand sie überall Landsleute! — Sie peitschen? — — Minicia schauderte. Sie richtete sich nach einer Weile auf und sah nach der Uhr.

«Sadze xó slengo zorózi» (ich glaube, daß es sich verspäten wird), murmelte sie und stand auf. Sie ging einige Male unruhig im Zimmer auf und ab, trat an's Fenster und schaute vorsichtig durch die Gardinen in die dunkle Nacht hinaus — endlich nahm sie wieder Platz. Eine Weile saß sie so. — Plötzlich sprang sie auf, — ihr feines Ohr vernahm deutlich Tritte, sie stellte sich an die Thüre, es klatterte — das war das Signal, — sie schob den Riegel zurück und stand Stephan Bobrowski gegenüber.

«Dobey wieczór cochanna Mineia,» sprach dieser ernst, das erröthende Mädchen auf die Stirne küssend, «verzeih, daß ich Dich wider meinen Willen warten ließ, aber ich bringe gute Botschaft, Michael Byzkowski ist heute Abend von Paris eingetroffen, ich habe ihn diesen Augenblick erst verlassen!» Damit fuhrte er sie zum Lehnstuhl und holte sich einen Sessel herbei, auf welchem er sich neben ihr niederließ.

Minicia sieh ihre Augen begierig über den Mann gleiten, welcher einst an ihrem Herzen geruht. „Du siehst bleich aus," sprach sie sorgenvoll.

„Ich habe die heute das Zeichen gegeben, Minicia," erwiederte der Verschworene, welcher die Worte des Mädchens absichtlich zu überhören schien, „um Dich Einiges zu fragen und Dir wichtige Verhaltungsmaßregeln zu geben."

„Frage, — ich habe Dir dann auch Einiges zu sagen, Dein Zeichen kam mir ermünscht," erwiederte Minicia, in's Feuer starrend.

„Geht der Generalin morgen Abend zum Maskenball des Statthalters?"

„Ja."

„Die Generalin?"

„Ohnfehlbar."

„Was für ein Kleid trägt die Generalin?"

„Ein tiefe Atlasfleid mit schwarzen Spitzen und einen schwarzen Atlaß-Domino, mit Sammet und Schmelz besetzt."

Winiewski notirte etwas auf einem Elfenbeintäfelchen und sube dann fort: „Hast Du den neuen Adjutanten schon gesehen? Was ist er für ein Mann?"

„Ich sah ihn nur einmal, und zwar ganz flüchtig im Hofe heute Abend, er soll ein schöner, hochgebildeter Offizier sein, aus guter Familie."

„Ist Konrad Wieg noch nicht zurück?"

„Nein."

„Wenn er kommt, so laß ihn wissen, daß er die Abschrift der Depeschen nicht wie gewöhnlich abgibt, sondern sie sogleich an das Komitatswohl-Denkmal trägt, dort muß sie ihm ein russischer Soldat abnehmen, der die Straßenlaterne herunter kommt und ihn um Feuer bittet."

„Schon recht."

„Wann fährt der General morgen Abend?"

„Um 10 Uhr ist der Wagen bestellt."

„Glaubt man an einen Akt der Verschwörung für morgen?"

„Ja, es sind umfassende Vorkehrungen deßhalb getroffen."

„Ich dachte es mir! — Ich habe nun zwei Aufträge für Dich, — zuerst mußt Du morgen auf dem Maskenball erscheinen, ich könnte Deiner bedürfen; — hier ist Deine Einlaßkarte, ersinnen Anzug findest Du morgen Abend hier, der Wagen wird Dich um 11 Uhr abholen — ich komme selbst."

Minicia sah erstaunt zu ihrem Beäutigam auf, aber sie schwieg und nickte gehorsam mit dem Kopfe.

„Sodann," fuhr Winiewski etwas unsicherer fort, „mußt Du Dich auf irgend eine Weise dem Baron Mengden zu nähern suchen, — der Mann ist von der geößten Wichtigkeit für uns, Cochanna!" —

Das Mädchen wurde leichenblaß bei diesen Worten, sie wandte ihre großen dunklen Augen ernst und vorwurfsvoll zu ihrem Geliebten, und ihre Lippen bebten. Jener rührte keine Muskel, er war von Erz.

„Du mußt sein Vertrauen gewinnen. Mit Geld ist ihm nicht anzukommen — aber es ist jung, wahrscheinlich eitel und Du bist schön, Minicia." —

Die Polin preßte ihre Rechte krampfhaft auf das gemarterte Herz — ihr Auge haftete immer noch starr, mit einem Ausdrucke von Entsetzen und Klage auf den Zügen Stanislaus', dann murmelte sie: „Ich habe verstanden," aber eine heiße Zähre rannte ihre Wange hinab.

„Wierostawski ist unterwegs," fuhr der Verschworer fort, „schon sammeln sich die Unsern an der Grenze Galiziens und Posens, Rochebrun operirt an der Eisenbahn mit Demko. An der preußischen Grenze stehen 400 Mann, und 30 französische Offiziere sind bereit, dieselbe zu überschreiten. Ueberall erhebt die Nation ihr Haupt, ehe ein Monat vergeht, werden 100,000 Mann bei den Zähnen sein — in zwei Monaten 100,000. — Der weiße Adler hebt noch einmal mächtig seine Schwingen, Mädchen — wir dürfen nicht hinter den Andeern zurückbleiben, wir gehören dem theuren Vaterlande mit Leib und Seele!" rief er fanatisch und sprang vom Stuhle auf — „wir kämpfen einen heißen, mitleidslosen Kampf, wir kämpfen für unsere Freiheit, für unsere Existenz — Auch den Moskowitern, Fluch über sie und doppelter Fluch allen Polen, welche nicht Gut und Blut einsetzen, den Nacken dem Joche der Fremden zu entziehen!"

Minicia sah vor sich hin wie abwesend. Sie schien die gewaltigen Worte des Revolutionärs nicht zu vernehmen, ihr Auge schaute in sich, hinein in das blutende, zerrissene Herz und schauderte.

Nach einer Weile setzte sich Stanislaus Winiewski wieder neben sie und begann etwas beruhigter von Michael Byzkowski zu erzählen, er bringe Gold und gute Zeitungen mit. Seine Stirne erheiterte sich ein wenig, als er dem Mädchen die Art und Weise weder erzählte, wie Zener dem armen Buchsen seine Depschen unterwegs abgenommen hatte.

Jetzt erst schaute Minicia aus ihrem schmerzlichen Hinbrüten zum ersten Male wieder auf. „Man hat ihn gefänglich," sprach sie kalt, „jener Polizei war Lüger, als der Andere. Man erzählt die Geschichte bereits im Palast und lacht nicht wenig darüber. Kapitän W. ist heute gleich nach Ankunft seines Beorgten in's Stabsß gebracht und hat dem General mitgetheilt, wie sein Bursche unterwegs mit einem Fremdeu zusammen gefahren, dann kurz vor Warschau von ihm mit dem Revolver bedroht und seiner Depeschen beraubt wurde. Er hätte auch richtig mit der Miene der Verzweiflung jenem Fremden ein dazu schon vorbereitetes Paket unwichtiger Papiere übersiegelt, die wirklichen Depeschen und Briefe aber unversiegelt überbracht."

Winiewski runzelte die Stirne.

„Von wem hörtest Du das?"

„Vom Portier, kurz ehe ich den Palast verließ."

„Man wird ein anderes Mal vorsichtiger sein," grollte der Verschworer finster und sichtlich geärgert.

„Russeben weiß die Behörde, daß jener Weinhändler aus Paris in Posen im Lamm abgestiegen ist, er fuhr mit der Dreschte Nr. 78 vom Bahnhofe fort."

Stanislaus erblaßte und sprang auf.

„Und das sagst Du mir jetzt erst?" rief er vorwurfsvoll.

„Sei ohne Sorge, Dein Freund ist bereits durch Andeee gewarnt, seine Effekten sind in Sicherheit, der Portier hat Alles besorgt."

Jener athmete tief auf.

„Du bist ein braves Mädchen — Gott lohne es Dir, Minicia," sprach er mit Gefühl.

Minicia rührte sich nicht.

„Die Zeit drängt," fuhr sie fort. „Morgen früh wird man beim Tabakshändler Krupedi Haussuchung halten, kennee wünscht Dich morgen Stanislaus Zarnow zu sprechen; er ist hier, auf wenige Stunden nur, nebst Konrad v. Posa und dem Grafen Bathory. Du hörst an der bewußten Stelle das Zeichen machen — und noch eins: die Gräfin (Gräfin Bathory, die Verrätherin) brütet Unheil, laß sie streng überwachen, ebenso ihre Tochter Eleonor."

Minicia erhob sich, nahm ihren Mantel um und zog die Kapuze über ihre Rechten. Dann zündete sie ihre Laterne wieder an und reichte ihrem ehemaligen Geliebten die eisblaue Hand: «Dobrey noczy (Gute Nacht) Stanislaw,» sprach sie ernst mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme.

«Nawzajéw (gleichfalls),» erwiederte Jener zerstreut. „Die heilige Jungfrau behüte Dich!" fügte er dann mit mehr Wärme hinzu und seufzte tief.

Das Mädchen ward unter den Falten der Kapuze hervor einen Blick voll tiefen Wehes auf ihn, einen Augenblick zögerte ihr Fuß, sie wollte noch etwas sagen, dann aber schlug sie das Kreuz und verließ stumm das Zimmer und das Haus. Gleich nach ihr ging auch der Verschwörer.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein londoner Straßenbild.

Und Manches ist nur eitler Schaum —
Das hohle Leben ist ein Traum;
Die Hölle prahlt von Feuer ab
Und spottet gütig ins stille Grab.

Sechs Uhr Morgens. Es ist noch Ebbe an dem Strande, wo wir heute unsern Gang machen werden. Nicht am Strande in Brighton oder Ramsgate, wo die ewig rastlosen Meereswogen an's Ufer schlagen, sondern am Strande der Themse, the strand, mitten unter den nicht minder rastlosen Menschenwogen, welche Jahr aus Jahr ein da kommen und gehen. Es ist noch Ebbe. Schmutzige Gestalten, bleich und abgehärmt, tauchen hier und dort auf und verschwinden eben so schnell wieder, als ob sie das Tageslicht scheuten; an den Ecken stehen die »Ten and Coffee Stalls«, wo der Arbeiter im Fluge eine Tasse Thee oder Kaffee und einen Schnitt Butterbrod zu sich nehmen kann. Mitten im Wege arbeiten die Straßenkehrer, um die Adern des schlummernden Kolosses für den kommenden Lebensstrom vorzubereiten. Die Wasserleute drehen die Krahnen auf, es tritt eine kleine Pause im Straßenleben ein, bis die Glocke Sieben schlägt. Nun jetzt mit einem Male rasseln leichte, dahinrasende Wagen durch die Straßen; sie tragen die Tageszeitungen, die „Times", „Telegraph", „Star" ꝛc. auf die Bahnhöfe, von wo aus sie in alle Welt gesandt werden. Kleine Jungen eilen mit Bündeln der noch dampfenden Bogen in die »News-shops« (Zeitungsladen), von wo aus sie in die verschiedenen Wohnungen der Subskribenten vertheilt werden. Die »Milkmen« (Milchverkäufer) mit den blaugeschneuerten Gimern, worin sie blaulichschimmernde Milch aus Teichenkannen tragen, die sie für pure Milch ausgeben, erfüllen die Straßen mit ihrem Geschrei »Mi—ik« (Milch), ziehen gewaltig an der Hausglocke oder donnern an die Thüre und setzen ein Klanchen an die Schwelle hin. Denn diese Milkmen sind auch gewissermaßen die Becker Londons, da es Susan oder Mary nie einfallen würde, früher aufzustehen, bis John, der Milkman, sie dazu zwingt. Und kaum ist der Milkman verschwunden, da eilt der rothröckige Postman herbei, donnert zweimal mit einem präzisen Schlage, der dem londoner Postman eigen ist, an die Thüre und wirft seine Briefe entweder in den Briefkasten oder steckt sie unter die Thüre, denn: Zeit ist Geld, und er kann nicht warten, bis Mary das Feuer erst anzündet oder die Milch abkocht. — Um diese Zeit hat die Glocke wenig Ruhe. Nach einander kommen die Zeitungsjungen, die Backer mit heißen Brodchen (hot-rolls), Mädchen mit Brunnenkresse, bis die Glocke Acht schlägt, das Frühstück verspürt wird und die Omnibusse durch die Straßen rasseln mit ihrer lebendigen Fracht von Advokaten, Schreibern, Commis und Ladendienern, die in's Geschäft eilen; denn jetzt öffnen sich allmälig die Läden.

In den Modewaarenhandlungen werden die Gestelle mit dem neuesten Produkte Coolon's oder Shoolbred's angezogen und lockend zur Schau gestellt; die Juweliere arrangiren das blinkende Gold, die glitzernden Edelsteine, Diamanten und Rubinen, die Spielwarenläden öffnen der begierigen Jugend ihre Schätze; aus den Konditoreien steigt ein reizend lockerer Dampf; die Fischläden legen die schimmernden Bewohner des Meeres zwischen Eisblöcken und grünem Fenchel zur Schau; schwarze Hummern, Krebse und Aale krabbeln herum; frische „Natives", die besten offenen Austern, harren in gläslicher Unmittelbarkeit ihres Schicksals, bis sie aus ihren Meeresträumen erwachen, um in den Magen irgend eines hungrigen Britten zu spazieren. Denn um zehn Uhr wimmelt schon der Strand mit seinen Menschenmassen, und selbst in London, wo so wenig Zeit zum Essen ist, behauptet doch der Hunger seine Herrschaft. Die Menge Würste, Austern, »Sandwiches«, beteate Butterbrode ꝛc., die gegen ein Uhr am Strand allein verkauft werden, reichten sicherlich hin, das ganze Fürstenthum Liechtenstein auf einen Tag festlich zu versorgen. Das Menschengewühl wird immer ärger; um zwei Uhr erreicht es seine Kulmination, und um diese Zeit beginnen wir unsere Wanderung.

Von Trafalgar Square, den der Herzog von Wellington für den schönsten Platz Europas hielt, sich aber zur Place de la Concorde verhält, wie Nürnbergs Trodelmarkt zum Petersplatz in Rom, wenden wir unsere Schritte ostwärts, und dass erste Gebäude rechter Hand, das auffällt, ist das ungeheure Hotel vog Charing Croß, am Bahnhofe desselben Namens.

Es ist eine von jenen Prachtbauten, welche von der Hotel-Aktiengesellschaft überall aufgeführt werden, in London, in Brighton, Nizza, wo nur Aussicht auf Profit ist, und erinnert Einen lebhaft an die kolossalen Bauten in New-York. Ist man in Paris eingetroffen, mit Ausnahme der Ueberfahrt zwischen Dover und Calais, steigt man erst hier, in London Bridge oder Viktoria aus und läßt sich gleich seine Stube zeigen.

„Und nun, mein Gebieter, befehle!" rufen die dienstbaren Geister des Zaubertempels. Hat man nicht den Witz gefesselt, daß du damit den Barbier und den Kellner rufen kannst? Fliegt er nicht nach Rom, durch das Weltmeer, nach Amerika, nach Indien, deine Gebanken auszusprechen? Hier, mitten in dem von traditionellem Nebel umgehenen London, harren meiner die schönsten Früchte Afrikas; mitten im Dezember dampfen die Lokomotiven bis vor meine Thüre hin, um mir frische Erdbeeren oder Spargeln zu bringen! Prachtvolle Säle, Bobezimmer von römischem Geschmacke, Leser- und Rauchkabinete, kurz ein Ensemble, wie es selten ein Kaiser besitzt, steht die zur Verfügung für die Summe von 10 Schilling täglich. Jedem, der nach London reist, entweder zum Vergnügen oder um Geschäfte willen, ist anzurathen, hier sein Zelt aufzuschlagen. Denn man ist hier in einem Centralpunkte, von wo aus man leicht in alle Theile Bahnlons gelangen kann. Haymarket, Regent Street, Pall Mall, Strand, Covent Garden, Fleet Street, Piccadilly, alle nehmen hier ihren Anfang.

Don Karlos und die Königin
im Garten von Aranjuez.

— Die Träume dieses Jahrgangs. —

(Bd. 8. S. 32.)

Der Sitte, der unsere Leser eine kleine Gallerie danken, wollen wir auch dieß Jahr treu bleiben, und der Künstler, dem wir den Auftrag ertheilt, einen neuen Schmuck für die Wände der Freunde unseres Blattes zu zeichnen, wählte eine Szene aus unserm theuren Schiller. Wer wird diesen Moment nicht auf den ersten Blick erkennen; wer erinnert sich nicht, wie sein Herz beim Lesen jener Szene, oder bei der Darstellung derselben auf der Bühne erzitterte für die Königin, für Don Karlos, der seiner königlichen Mutter eben sein Herz geöffnet, als der Hof, an dem die freuge altspanische Etikette herrscht, den König an der Spitze, naht?

Königin.
Elisabeth
War Ihre erste Liebe; Ihre zweite
Sei Spanien. Wie gerne, guter Karl,
Will ich der letztern Gielichen weichen!

Karlos (wirft sich, von Empfindung überwältigt, zu ihren Füßen).
Wie groß sind Sie, o Himmlische! — Ja, alles,
Was Sie verlangen, will ich thun. — Es sei!
(Er steht auf.)
Hier leih' ich in der Allmacht Hand und schwöre
Und schwöre Ihnen, schwöre ewiglich —
O Himmel, nein! nur zwiefes Verstummen,
Doch ewiges Vergessen nicht.

Königin.
Wie können' ich
Von Karlos fordern, was ich selbst zu heißen
Nicht Willens bin?

Marquis (tritt auf der Alee)
Der König!

Königin.
Gott!

Marquis.
Hinweg.
Hinweg aus dieser Gegend, Prinz!

Königin.
Sein Argwohn
Ist fürchterlich, erblickt er Sie —

Karlos.
Ich bleibe.

Königin.
Und wer wird dann das Opfer sein?

Karlos (sieht den Marquis am Arme).
Fort, fort!
Komm, Roderich!
(Er geht und kommt noch einmal zurück.)
Was darf ich mit mir nehmen?

Königin.
Die Freundschaft Ihrer Mutter.

Karlos.
Freundschaft! Mutter!

Königin.
Und diese Thränen auch den Niederstanden.

Möge das Bild eine so freundliche Aufnahme bei unsern Lesern finden, wie seine Vorgänger.

Digitized by Google

Don Carlos und die Königin. Don Carlos Akt 1, Szene 5. Nach einem Karton von Ferd. Neubert, gestochen von G. Deis. (S. 31.)
(Werke der Städtisch-Prämie dieses Jahrganges.)

Digitized by Google

In den Red River-Sümpfen.

Nach dem letzten amerikanischen Krieg.

Von

Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Hallo, the house!“ rief er hier, in der gewöhnlichen Art dieser Leute, und das galt diesmal auch zugleich als Anrede, denn der junge Bursch, der dort in der Thür lehnte, hatte die Hände in die Taschen geschoben und schien den Besuch ruhig zu erwarten.

„Hallo, stranger!“ lautete die Rückantwort — „steigt ab und kommt herein! — Ruhig, ihr Hunde-Bestien, verdammte, wollt ihr Frieden geben. Kommt nur getrost zum Haus, Fremder — sie machen nur aus alter Gewohnheit solch' einen Heidenlärm, aber wenn sie nicht gehetzt werden, fallen sie Niemanden an.“

„Aber wenn sie gehetzt werden, thun sie's?“

„Wie der helle Teufel!“ lachte der junge Bursch in der Thür, „doch habt keine Furcht! Ruhig, ihr Kanaillen, sag' ich — ruhig, Watch — ruhig Lion — ruhig Bull! Hinein mit euch, oder ich mache euch Beine!“

Wie sich die Hunde einzeln bei Namen gerufen hörten, wußten sie, daß sie nicht angreifen durften, und ließen wenigstens das laute Bellen; aber ganz zufrieden schienen sie noch immer nicht, und mit gesträubten Haaren und leise und boshaft knurrend, wichen sie nur dem Reiter aus, der auch mißtrauisch und die Büchse fest auf sie gerichtet, zwischen ihnen hindurch ritt. Das Thor war übrigens offen, und er konnte solcherart allerdings bis dicht an das Haus anreiten, aber behaglich fühlte er sich trotzdem nicht, denn es waren nicht zu verachtende Gegner, wenn er gezwungen wurde, seinen Rückzug zu suchen. Einen Moment zögerte er auch wirklich, ob er absteigen und die Höhle des Löwen betreten solle, oder nicht — aber es war auch nur ein Moment, und im nächsten Augenblick schon griff er seine lange Büchse auf, sprang aus dem Sattel und warf den Zügel seines Pferdes über den Kopf desselben zu Boden. Der Braune ging dann, wie er recht gut wußte, nicht von der Stelle.

„How do you do, stranger,“ sagte der junge Bursch, der indessen seinen Blick von ihm verwandte und ihn aufmerksam und forschend betrachtet hatte — „wo kommt Ihr her? wohin geht die Reise?“

„Segne meine Seele, Mann,“ lachte Bradshaw, der, jetzt einmal mitten in der Gefahr, auch rasch seinen alten Muth wieder gewonnen hatte. „Ihr fragt ja gerade wie ein Yankee — dreimal zugleich — aber ich will Euch trotzdem Rede stehen: Mir geht's gut, aber den Red River herüber komme ich, und wohin ich will, da bin ich, in Texas — wenn auch noch nicht vielleicht an der richtigen Stelle, aber ich denke, eine gute „Range“*) wird sich ja wohl schon irgendwo finden, denn das Land ist groß genug — hat noch Platz.“

„Well, I guess,“ sagte der junge Bursch, „Ihr seid aus den States da oben?“

Bradshaw warf einen flüchtigen Blick über ihn hin. Es war eines jener merkwürdigen Gesichter, wie es sich vielleicht nur allein in den Vereinigten Staaten von Amerika findet. Der Bursch konnte kaum zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre zählen, sah aber schon wie ein Mann von vierzig aus, mit scharfen, fast unheimlichen Gesichtszügen, hohlliegenden, düsteren Augen und einem frechen, zynischen Zug um die dünnen Lippen. Es war eine jener widerlich elenden Gestalten, wie sie sich in allen westlichen Staaten, auch dem Osten vertreten, finden; Burschen, zu faul zum Arbeiten, aber schlecht genug zu jeder Schandthat, zu falschem Spiel, Raub und — wenn es nicht anders sein konnte — Mord. Aber das augenscheinlich absichtlich hingeworfene «I guess», das den Yankee imitiren sollte, täuschte ihn nicht. Er hatte zu lange, theils im Süden, theils im Norden gewohnt, um nicht den Unterschied im Klang genau zu kennen. Die Worte mochten verdrießlich sein, aber der nasölende und fast nicht nachzuahmende Klang fehlte, und es konnte ihm nicht entgehen, daß die Frage nur eine Maske war, um den Fremden eben sicher zu machen, damit er, wenn er wirklich aus jenen Staaten stammte, sich verdachtlos gehen ließ.

„Seid Ihr ein Yankee?“ frug Bradshaw ruhig.

„I reckon I am,“ erwiederte der junge Gesell, mit einem lachenden Zug um die Lippen — „und Ihr doch auch?“

„Thut mir leid, mich nicht Euren Landsmann nennen zu können,“ erwiederte Bradshaw achselzuckend, „ich bin in New-Orleans geboren, aber deßhalb brauchen wir einander nicht zu fürnen. Der Krieg zwischen den beiden Stämmen ist vorüber — ihr habt gesiegt, und wir müssen's eben tragen so gut wir können, oder wenn wir's nicht können, wie ich, eine neue Heimat suchen.“

„Hm — so,“ sagte der junge Bursch, indem er den Fremden aber noch immer mißtrauisch betrachtete. — „Ihr seid also aus dem Süden?“

„Hab' ich Euch nicht gesagt, daß ich aus New-Orleans stamme, und das liegt Euch doch wohl südlich genug?“ entgegnete Bradshaw trocken. „Die «Königin» des Südens ist aber, seit die Fremden ärger wie der Yellow Jack*) darin wirthschaften, ein zu ungeheurer Platz für mich geworden, und bin eben dabei, mir ein besseres Klima auszusuchen.“

„Damn it, old fellow,“ sagte da der junge Bursch, der überhaupt keine drei Worte zu sprechen schien, ohne einen lästerlichen Fluch hineinzuwischen, „und seid Ihr wirklich ein Southerner**) mit Herz und Blut?“

„Ich — ich's nicht wüßte,“ sagte Bradshaw fester, „dann hätte ich nie den heimischen Boden verlassen, um mein Glück in einem fernen Land zu suchen. — Aber hal's der Böse — reden wir von was Anderem, denn Ihr könnt es und mich verdenken, wenn uns die Galle noch manchmal bei all' den erlittenen Verlusten in's Blut tritt. Es ist vorbei — der Frieden geschlossen und wir wollen die alte Feindschaft nicht mehr erneuern.“

„Then give us your paw, old chap!“ rief der Lustige des Hauses jetzt plötzlich mit einem freundschaftlichen Lachen und wieder einem gemeinen Fluch — „das fehlte auch noch, aber einen Kameraden hab' ich hier — einen prächtigen Kerl, und wenn Ihr's Euch recht überlegt, bleibt Ihr vielleicht hier bei uns — Damn it, mate — wir fahren ein flottes, verzweigtes Leben.“

„Mit Red River-Wasser und Hirschfleisch,“ lachte Bradshaw — „kann's mir etwa besseres, denn ein Feld voll ich weiß nicht gesehen, wo Ihr einen Kolben Mais ziehen könntet.“

Der junge Bursch antwortete nicht gleich — er war aufgesprungen und horchte nach Außen — es war wie der Ruf einer der kleinen Eulen, die sich im Urwald auch manchmal am Tag hören lassen, der von dort herüber drang. Dann trat er in die Thür, erwiederte den Schrei und sagte lachend: „Da kommt mein Mate — aber ich habe Euch noch nicht gefragt, wie Ihr heißt, Kamerad.“

„Braucht Ihr einen Handgrif zu mir? — meinen wohl George Lurzweg, der thut's vollkommen — und Ihr?“

„Will, wenn Euch damit gedient ist — nicht der junge Mann — Ihr habt Recht — wozu Namen nennen, wenn man sich nicht gerade verheirathen will, daß ihn der Friedensrichter in sein Buch schreibt.“

Draußen schlugen die Hunde an und winselten gleich darauf vor Freude — es war ihr Herr, der nahte, und Bradshaw fühlte, daß jetzt der entscheidende Moment gekommen sei.

Drittes Kapitel.

Der Herr der Hütte.

Bradshaw wußte sich wirklich mit Gewalt zusammennehmen, um gleichgültig zu erscheinen, denn das Herz klopfte ihm fieberhaft in der Brust — und war er nicht am Ende ein Thor? Durfte er so fest auf das Wort der alten Negerin bauen, und sah der junge, eingeschrumpfte Bursch etwa so aus, als ob er gewaltthätig gegen irgend einen Menschen auftreten könne? Auch die Hütte, ärmlich und leer wie alle übrigen im Wald, glich nicht dem Schlupfwinkel eines Mannes, der sich lange Zeit von Raube genährt und viele und werthvolle Beute gemacht. Ein ärmliches Lager, nothdürftig mit einer einzigen wollenen Decke versehen, war fast das einzige Ameublement im ganzen Haus, einen alten Tisch, einen roh zusammengezimmerten Stuhl und ein paar mit Rinde bedeckte gums***) ausgenommen, die ebenfalls noch zu Sitzen dienten. Ein Jagdbeutel und ein paar bessere Kleidungsstücke hingen in der einen Ecke, und ein paar Sattelstecken, die jedenfalls dem jungen Burschen gehörten, lagen darunter. Das war Alles.

Aber seine Zweifel sollten bald gelöst werden, denn die Schritte draußen kamen näher — jetzt konnte er schon durch die offenen Spalten der Hütte die Gestalt des Nahenden erkennen, und wenige Sekunden später stand der Angekommene auf der Schwelle seines eigenen Hauses und sein Blick haftete fest und wie erstaunt auf dem Gast.

Es war in der That eine große, kräftige, breitschulterige Gestalt, wie ein Backwoodsman gelleidet, die lange Büchse auf der Schulter, das breite Messer an der linken, die Kugeltasche mit dem daran befestigten Pulver-

*) Ausdruck für Baiderlaß oder Niederlassung.

*) Scherzhafter Ausdruck für das gelbe Fieber.

**) Südländer.

***) Gums — nach dem Gummibaum genannt, der sehr oft vollkommen hohl wächst, und dann abgehauen und im Wald zu verschiedenen Zwecken benutzt wird.

Digitized by Google

horn auf der rechten Seite, die Füße aber, anstatt in Mocassins, in groben, derben Schuhen steckend. Nur von seinem Gesicht ließ sich wenig oder gar nichts erkennen, denn ein voller, dichter, krauser und rabenschwarzer Bart bedeckte den unteren Theil desselben vollkommen, während der breite, arg mitgenommene und zerknitterte Filzhut den oberen beschattete. Nur die kleinen, dunklen Augen blitzten darunter hervor und schienen sich in den Fremden fest hinein zu bohren.

„How do you do, Sir?“ sagte Bradyhaw fast unwillkürlich, denn daß der Mann, dem doch sicher dieß Haus gehörte, sein Wort sprach, sondern ihn nur schweigend anstarrte, wurde ihm zuletzt unheimlich. — „Ich weiß Euren Namen noch nicht, aber ich glaube, Ihr seid der Herr vom Hause hier und könnt mir vielleicht über Manches Auskunft geben, was ich Euch über das Land hier fragen möchte.“

„George Bradyhaw?“ sagte da der Schwarzhaarige mit ruhiger, unbewegter Stimme. „Was Teufel führt Dich hier in den Wald von Texas herein? — man sollt' es doch wahrhaftig nicht denken.“

Bradyhaw fuhlte, wie es ihm bei Nennung seines Namens eiskalt den Rücken heunterlief, und sein erster Gedanke war sein Revolver, denn er hielt sich für verloren und wollte sein Leben wenigstens so theuer als möglich verkaufen. Glücklicherweise aber kam der eben Eintretende gerade aus der vollen Sonne herein und mochte darum wohl noch etwas geblendet sein, denn sonst hätte ihm der rasche Wechsel in der Gesichtsfarbe seines Besuchs kaum entgehen dürfen. Aber nur ein spöttisches Lächeln zuckte durch seine bärtigen Züge, als Bradyhaw, der sich gewaltsam fest sammelte, ausrief: „Das ist merkwürdig! hätt' ich doch nicht geglaubt, daß Jemand in Texas hier meinen Namen wüßte — und woher kennt Ihr mich?“

„Merkwürdig?“ lachte der Mann, der sich aber vollkommen sicher zu fühlen schien, denn er legte ohne Weiteres seine lange Büchse auf die dafür bestimmten Pflöcke über der Thür, schnallte, während er sprach, sein Jagdmesser ab und legte sogar, zu seines Begleiters oder Kompagnons Erstaunen, seinen Revolver auf den Tisch, der ihm am Körper wahrscheinlich zu schwer wurde. „Merkwürdig ist, daß Du mich nicht kennst, oder habe ich mich wirklich in den sechs Jahren, die wir uns jetzt nicht gesehen, so auffallend verändert? Hm — vielleicht der Bart — nun? — kennst Du mich noch nicht?“ und damit griff er seinen alten grauen Filzhut aus der Krämpe und schleuderte ihn auf den Tisch.

Bradyhaw war durch die Worte seit sechs Jahren wohl für den Augenblick sicher, daß der Fremde nicht wußte, in welcher Eigenschaft er sich jetzt hier befand, aber die Beschreibung der alten Negerin paßte auf diese Gestalt genau, und nun selber neugierig geworden, wer von seinen älteren Bekannten es sein könne, der da vor ihm stand, flog sein Blick forschend über die Züge des Mannes und haftete plötzlich auf der schon etwas hohen Stirn, an welcher eine nicht sehr große, aber eigenthümlich dunkel gefärbte Narbe sichtbar wurde. Ein jäher Schreck zuckte ihm durch's Herz.

„Markham!“ rief er aus — „John Markham? ist es denn möglich und denkbar?“

„Simpś,“ sagte der Bärtige mit spöttischer Höflichkeit, indem er sich zu seinem Begleiter wandte und auf den Fremden deutete — „Ich habe die Ehre, Euch hier meinen leiblichen Schwager, George Bradyhaw, Esquire, aus New-Orleans vorzustellen — Mr. Bradyhaw, Mr. Simps aus Süd-Karolina.“

„Ll' be damned!“ rief Mr. Simpś, statt jeder weiteren Introduktion, indem er aber doch dem also Eingeführten die Hand hinüberreichte, „will aber verbraunt werden, wenn ich ihn nicht anfangs für einen verdammten Yankee hielt. How do you do, Mr. Bradyhaw.“

„Dank Euch,“ sagte Bradyhaw ganz zerstreut — „aber Markham, um Gotteswillen, in dieser Wildniß habt Ihr Euch niedergelassen — und Euer Kind?“

Zu Manns Beaven zogen sich düster und wild zusammen.

„Ihr wißt, wie Eure Schwester starb,“ sagte er mit festgepreßten Zähnen.

„Ich weiß es,“ sagte Bradyhaw leise.

„Jene Negerlanaillen tödteten sie, während ich vom Hause fern war, und nur seine Amme, die mit Susan von New-Orleans gekommen, rettete den Knaben. Dann erstreckte der Krieg auch unser Land — unsere Pflanzungen wurden zerstört, unser Eigenthum uns genommen. Wir fuhrten einen verzweifelten Kampf bis zum letzten Augenblick, aber — unsere Kräfte waren aufgerieben, unsere jungen Leute getödtet, unsere Geldmittel erschöpft, und da — mit leiner Möglichkeit, die zeit vollkommen werthlose Plantage zu verkaufen, stellte ich sie unter die Aufsicht eines Freundes und zog nach Westen.“ —

„Und das Kind?“

„Had der Nämliche zu sich genommen — Du kennst ihn selber glaub' ich — Tom Hutter von Georgien.“

„Der falsche Spieler?“ rief Bradyhaw entsetzt.

„Bah, er hat eine geschickte Hand,“ lachte Markham, „und — hol's der Teufel! bleibt es sich nicht gleich, wie ein Mann sein Geld gewinnt, wenn er's nur eben gewinnt? — Aber was führt Dich in den Wald?“

„Daß selbe, was Dich in die Welt getrieben,“ sagte Bradyhaw, aber zerstreut, denn tausend Gedanken stürmten ihm durch das Hirn, — „der Zustand im Süden, der zuletzt unerträglich wurde.“

„Und Deine Eltern?“

„Wieder in New-Orleans, aber Vater hatte Pläne, nach Mexiko überzusiedeln, um nicht mehr unter der Regierung des Nordens zu leben. Die Schwestern sind ebenfalls, wie Du ja recht gut weißt, mit Leib und Leben Südländerinnen.“

Markham schwieg, aber sein kleines dunkles Auge haftete so fest und forschend auf dem Schwager, daß dieser anfing, sich nicht wohl zu fühlen. Hatte er Verdacht auf ihn geschöpft? aber wie war das möglich? — sein eigener Verdacht überkam? Wie konnte der Gatte seiner verstorbenen Schwester, ein Mann, der selber zu der geachtetsten Aristokratie des weiten Landes gehörte, zu einem gewöhnlichen und gemeinen Straßenräuber und Mörder herabgesunken sein — es ließ sich nicht denken. Doch Markham vermochte vielleicht ihm selber Auskunft zu geben, ob eine Bande gesetzlosen Gesindels hier überhaupt existirt habe, und wie viel Wahres an alle den Märchen sei, die man sich in den Staaten darüber erzählte — und doch fürchtete er sich, mit dieser Frage direkt herauszukommen — aber Markham kam ihm auf halbem Weg entgegen.

„Hast Du allein den Red River gekreuzt oder in Gesellschaft?“ frug der Bärtige nach einer längeren Pause, in der er still und nachdenkend vor sich nieder gesehen.

„Nein,“ erwiederte Bradyhaw, — die Möglichkeit war da, daß sein Schwager die Truppe draußen im Wald bemerkt oder wenigstens ihre Spuren gefunden hatte, und er durfte ihm nicht durch eine Lüge gegründete Ursache zu Mißtrauen geben. — „Ich traf drüben auf der anderen Seite eine Anzahl von jungen Leuten, die alle nach Texas einwandern wollten, und hielt mich zu ihnen, bis wir die Stelle erreichten, wo sich die Wege kreuzten. Einestheils gefielen sie mir nicht besonders, andern theils aber glaubte ich auch auf diesem Pfad, den die eingelerchten Bäume anzeigten, früher wieder Menschen anzutreffen.“

„Und wo sind sie jetzt?“

„Dem Pfad weiter gefolgt, aber sobald sie den Sabine erreichen, wollen sie lagern und zwei Tage jagen, um Provisionen einzulegen. Wenn ich hier keinen besseren Ort finde, soll ich mich ihnen in der Zeit wieder anschließen.“

„Hm — und wenn Du einen besseren Ort fändeſt?“

„Dann wurden sie nicht länger auf mich, sondern einen freien weiter.“

Markham schwieg wieder — endlich sagte er: „Ich will Dir einen Vorschlag machen, George — aber nicht jetzt,“ setzte er mit einem fast unwillkürlichen Blick auf Simps hinzu, „es muß auch Essenszeit sein. Wie ist es, Simps? — wie steht's mit der Küche?“

„Mit der Küche?“ rief dieser, der bis jetzt den beiden Männern nur zugehört und unter der Zeit, in Mangel einer besseren Beschäftigung, mit seinem langen Messer einen tüchtigen Spahn aus dem Tisch, vor den er saß, herausgeschnitzt hatte — wie ein wirklicher Yankee — „wie soll es mit der Küche stehen? Habt Ihr was mitgebracht? Ihr wißt doch, daß wir gestern Abend das letzte Stück Fleisch gekocht haben, was da war, und was da im Kamin hängt, ist der Rest.“

„Da kann ich vielleicht aushelfen,“ sagte Bradyhaw. „Wir haben gestern Abend in dem einen Baumwollenfeld drei Hirsche erlegt, und genug Provisionen dahrnch auf den Weg bekommen. Wild muß es ja hier wollauf geben und ich werde schon wieder mehr bekommen.“

„Dann ist's recht,“ nickte Markham zufrieden mit dem Kopf. „Wild gibt's in der That, aber heute Morgen konnte ich trotzdem nichts vor's Rohr bekommen. Wir wollen heute Abend zusammen ausgehen, George, und wenn Dehen schon genug mit heimbringen, um Vorrath für die nächsten Tage einzulegen. Aber was ich Dich fragen wollte — was waren das für Leute, mit denen Du über den Strom kamst — Nordländer?“

Bradyhaw schüttelte mit dem Kopf. — „Nein,“ sagte er, — „ein paar aus Arkansas, vier aus Tennessee und die Anderen, ich weiß nicht woher. Sie schienen mir großentheils aus Lee's Armee und mochten nicht länger in den Staaten bleiben.“

„Aber Dein Pferd steht noch draußen gesattelt, George,“ sagte Markham, der einen Blick oor die Thür geworfen hatte; „mach's ihm bequem und laß' es laufen — es zieht sich doch gleich zum Wasser hinunter und findet dort die anderen. Den Sattel häng' nur nebenan unter den Schuppen, Simps, nehmt einmal das Fleisch herein, was hinten draun angebunden ist — Honig muß auch noch im Gum sein, und da unter dem Bett liegt eine Kruke mit Whisky, so daß wir wenigstens keine Noth zu leiden brauchen. Wildes Leben, was wir hier führen, George, wie?“

„Ein Leben in den Wäldern, worauf ich ebenfalls gefaßt bin,“ antwortete dieser achselzuckend. „Wer kann's ändern! Wir müssen eben tragen, was wir und selber eingebrockt haben.“

Digitized by Google

Markham knirschte die Zähne zusammen und seine kleinen düsteren Augen blitzten, aber er erwiderte kein Wort, sondern stand nur auf und trat jetzt selber vor die Thür, um dem Schwager zu helfen, sein Pferd abzusatteln.

Bradshaw fand sich in einer eigenthümlichen Lage. Er konnte die Gastfreundschaft seines Schwagers nicht zurückweisen, ohne augenblicklich Verdacht zu erregen, wenn dieser wirklich schuldig war — wenn sich es sich denken, daß ein naher Verwandter, der den Andern so lange Zahre nicht gesehen und mit ihm zufällig in einer Wildniß zusammentraf, so rasch von ihm scheiden würde, wenn er nicht seine ganz besonderen Gründe dafür hatte? Blieb er aber, so kamen morgen seine Leute wieder angeritten, und bis dahin mußte also die Sache jedenfalls entschieden sein. Aber was konnte er jetzt thun, als eben dem Ganzen ruhig seinen Lauf lassen? Ein Plan war da gar nicht zu machen, irgend eine vorbereitende Handlung nicht vorher zu bestimmen. Er wußte ja noch nicht einmal, ob sein Schwager und jener Bandit wirklich ein und dieselbe Person waren — ja er konnte es sich nicht denken, und stand es da zu erwarten, daß dieser sich selber verrathen würde? Und was dann, wenn seine Leute ausblieben? — Er schüttelte die Gedanken von sich — was half ihm auch das Grübeln, und wenn es ihm auch nicht ganz recht war, sein Pferd jetzt von sich zu lassen, denn er wußte ja nicht, wie rasch er es vielleicht gebrauchen würde, sah er auch keine Möglichkeit, einen Vorwand zu finden, es hier zu behalten. So denn Sattel und Zaum abnehmend, ließ er es frei, und lustig aufwiehernd trabte das treue Thier mit gehobenem Kopf und weit ausfliegenden Mähnen der wohlgemerkten Stelle zu, wo es die anderen Pferde vorher entdeckt hatte.

Indessen wurden im Haus die Vorbereitungen für eine gewöhnliche Backwoodsmahlzeit getroffen, die gerade keiner besonderen Kunst bedurften. Kaffee, das eigentliche Labsal des Jägers, hatte Markham, wie es schien, zur Genüge — wilder Honig vertrat die Stelle des Zuckers, das fettige Fleisch that an kleinen Spießen über dem Feuer, und daß sich die kleine Gesellschaft an dem roh zusammengehämmerten Tisch, um ihr Mahl zu verzehren.

Simps führte übrigens fast allein die Unterhaltung und erzählte meist Scenen aus seinem eigenen Leben, die aber doch, so jung er noch sein mochte, düstere Blicke in sein verworfenes Treiben gestatteten. Es waren meist pikante Episoden aus seiner Spielerlaufbahn, wie er Den und Jenen überlistet, und wenn auch das Meiste erfunden sein mochte, so zeigte doch das Ganze, in welchen Ideen und Wünschen sein Herz schwelgte. Er war, wie er ganz aufrichtig erklärte, seit entschlossen, ein reicher Mann zu werden, und wie er das wollte, schien ihm vollkommen gleichgültig.

Markham blieb schweigsam — er brütete jedenfalls über irgend etwas, denn wenn ihn Simps plötzlich anredete, gab er ganz verkehrte Antworten und schien abwesend und zerstreut. Bradshaw war dabei ebenso mit den eigenen Gedanken beschäftigt, und so konnte sich denn der Spieler ungehört seinen Erinnerungen überlassen.

Bradshaw sah sich durch den jungen Burschen jedenfalls gestört. Er hatte gern mit Markham allein gesprochen, um nur erst zu erfahren, woran er sei, und er hoffte jetzt nur, daß er wenigstens nach dem Essen dazu Gelegenheit bekommen würde; aber auch darin sah er sich getäuscht. Es fehlte in der That so an Provisionen, daß die Männer nothgedrungen hinaus in den Wald mußten, um einen Hirsch oder ein paar wilde Truthühner zu erlegen, und Simps, der ein erbärmlicher Schütze sein sollte, hatte indeß das Haus zu hüten. Da Jeder von ihnen aber einen andern Distrikt nahm, um desto sicherer Wild zu finden, war es natürlich, daß sie sich nicht zusammen aussprechen konnten, und Bradshaw sah sich genöthigt, seine weiteren Forschungen auf den Abend zu verschieben.

Er selber kehrte etwa vor Sonnenuntergang nach Haus zurück. Hirsche hatte er nicht angetroffen, aber dafür zwei fette Truthühner geschossen, doch fand er Markham nicht. Dieser war, wie Simps erzählte, etwa vor einer Stunde da gewesen, um ein Pferd zu holen und seine Jagdbeute heimzuschaffen. Er wollte einen Hirsch gleich erlegt und einen andern angeschossen haben, und hoffte auch diesen noch zu finden.

Bradshaw fühlte sich in der Gesellschaft des widerlichen Burschen nicht wohl und nahm nochmals seine Büchse, der Richtung zu, die ihm Simps als die von Markham genommene angab. Es war ja möglich, daß er diesen unterwegs traf.

Eigenthümlich kam ihm dabei die Lage der Hütte vor, denn wie er heute Nachmittag zuerst nach Osten zu gejagt hatte und am Rande einer mächtigen Dickung hineingetrieben war, so sah er jetzt, daß sich dieselbe Baumwildniß auch nach Westen ausdehnte, und gerade unmittelbar an dem südlichen Rand derselben, ja man konnte fast sagen, mit der hintern Wand in sie hineingebaut, lag das Haus.

Diese „Baumwildniß", wie man sie recht gut nennen konnte, war ein sogenannter alter „Hurricane" — d. h. ein Platz, wo vor längeren Jahren ein sogenannter „Hurricane" oder heftiger Wirbelsturm gewaltig hatte, der dort die alten Waldbestand zu Boden warf, als ob Halme von einer Sense gemäht worden. Mit den Zweigen und Aesten brachen diese aber auch die unter ihnen stehenden Schößlinge und jungen Bäume um oder bogen sie doch mit den Wipfeln nieder, dazwischen wucherte dann mit der Zeit neues Unterholz empor und wanden sich wilde, meist stachlige Ranken, als saw- und greenbriar und Brombeere, hinein und bildeten dadurch ein Dickicht, das wirklich nicht allein undurchdringlich schien, sondern an den meisten Stellen auch war.

Wie weit sich dieser Platz nach dem Innern zu ausdehnte, ließ sich allerdings von hier aus nicht übersehen, aber gewöhnlich deckt ein solcher Hurricane einen Strich, der selten über eine englische Meile breit, aber manchmal vierzig bis fünfzig, ja noch mehr Meilen lang ist.

Welcher Backwoodsman nun lehnte sein Haus mit dem Rücken an ein solches Chaos von übereinander hingestürzten Stämmen, wo er nie hoffen konnte, den Grund und Boden, auf dem sie lagen, urbar zu machen — der Erbauer mußte also jedenfalls dafür einen andern Grund gehabt haben.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

R. Goerdeler.

1. Besuch in Deutschland.

„In fünf Jahren komme ich zu euch auf Besuch," schrieb ich in meinem ersten Briefe aus Amerika nach Hause; aber wer dachte im Ernste daran, daß es eintreffen werde? Amerika ist ja so weit weg, und die Reise kostet so viel Geld; Jeder war überzeugt, daß es wohl ein frommer Wunsch bleiben werde. Als ich nun am 21. Juni 1870 im Wagen saß, um von meinem new-yorker Hotel zum Dampfboot zu fahren, das mich nach Europa nehmen sollte, da kel mir plötzlich ein: „Wie sonderbar, gerade heute vor fünf Jahren verließest du Europa, so hat doch Gott deinen Wunsch erfüllt, und bald wirst du das theure Elternhaus wiedersehen und alle die Lieben daheim."

Der Wagen kostete mich die Kleinigkeit von fünf Dollars; für die Stadt New-York ist die Fahrtaxe zwar ein Dollar; aber sowie man über die Stadtgrenze hinaus muß, schrauben die Kutscher ganz unsinnig, namentlich die Europa-Reisenden; denn diese, wissen sie, haben keine Zeit zu verlieren und bezahlen daher oft die fabelhaftesten Preise; durch den Buchhalter des Hotels war es mir gelungen, einen Wagen zu obigem billigen Satze zu erhalten. Um zwölf Uhr war ich in Hoboken, dem dicht bei New-York im Staate New-Jersey gelegenen Städtchen, von wo die hamburger Dampfer abfahren, brachte meine Bagage an Bord und ging nach mit einigen Bekannten, die ich zufällig traf, an's Land zu einem fröhlichen Abschiedstrunke. Auch hier, wie alles Irdische, nahm ein Ende, und ich wurde von meinen Freunden nach der stolzen „Cimbria" geleitet. An Deck herrschte ein buntes Treiben. Matrosen schleppten Koffer über Koffer herbei, die bald in dem gähnenden Abgrund des Schiffskolosses verschwanden, Zwischendeckspassagiere standen mit ihren Bechgeschirren sich und Andern im Wege, hier sagte ein Vater seiner weinenden Familie Adieu, dort gab ein Geschäftsmann noch seinem Kommis die letzten Aufträge, ein trostloses Mädchen hing ihrem Verlobten laut schluchzend am Halse, es war ein wirres Chaos, bis die Schiffsglocke allen unmißlichen Ballast vom Deck herunterlautete. Punkt zwei Uhr, wie vorher angelegt, kam in vollem Galopp ein Wagen angefahren: er enthielt die Vereinigte-Staaten-Post. Sowie die großen Gummisäcke an Bord waren, fiel die Brücke, welche auch noch mit dem Lande verband, und der Dampfer setzte sich langsam in Bewegung. Hüte schwenkten und Taschentücher winkten ein letztes Lebewohl. Neben mir lehnte der junge Mann, welchen das junge Mädchen da unten unter herzzerreißenden Klagen scheiden sah; wohl erwiderte er freundliche Grüße; aber leise sang er für sich: Shoo fly, don't bother me. Zu entschlichtes Shoo fly, du schrecklich Negermelodie, letzten Sommer hast du ganz Amerika zum Rasenwerden getrieben, wußt du auch noch deinen Spott an einem armen, verzweifelnden Mädchen auslassen? Ja, da lang der Herzlose: Du dumme Fliege, laß mich zufrieden.

Als wir an den romantischen Staten Island vorbeikamen, sah ich die kleine Villa, in der ich vor vier Jahren einen unvergeßlichen Sommer verlebt, und ich dachte, wer weiß, ob da wohl noch die schöne Fanny wohnt.

Muß I denn, muß i denn in den Ozean hinaus,
Ozean hinaus,
Und du mein Schatz bleibst hier.

Damals dachten wir, wenn wir mal des Abends unter der Veranda saßen und die Ozean-Dampfer vorbeikommen sahen, dereinst würden wir auch einmal die Reise machen, die Reise nach Europa, von der jeder Amerikaner träumt, und die Reise durch's Leben. Glückliche Zeiten waren das und

Digitized by Google

— da setzt sich eine unverschämte Fliege mitten in meine Träume der Vergangenheit und mir auf die Nase, mit einem ärgerlichen »shoo fy, don't bother me« sage ich sie und die Träume fort und höre mit Entzücken den Ton der Glocke, welche zum Mittagessen ruft.

Hier wurden die ersten Bekanntschaften gemacht, und eine reizende Veranlassung war es dazu; denn die Diners auf den Ocean-Dampfern sind über alle Beschreibung schön; präsidirte doch aber auch in unserer Küche der — ja, wie soll ich ihn nennen? — der Erkoch des Königs von Hannover oder der Koch des Erzkönigs von Hannover, oder der — nun, mochte man ihn tituliren, wie man wollte, schlecht scheint Seine Majestät nicht gespeist zu haben, wenn vielleicht auch nicht so schön, wie die Passagiere des Dampfers Cimbria. Am Abend, als wir an Deck den Freuden einer Cigarre oblagen, machten wir die Entdeckung, daß ein junges Mitglied vom Alten Männerchor zu Philadelphia mit nur seinen schönen Bas, sondern auch seine Quartettbücher auf die Reise mitgenommen habe, im Schiffsdoktor entdeckten wir einen prächtigen Tenor, und so war das Quartett im Augenblick organisirt; nur Mittelstimmen brauchten wir nicht in Verlegenheit zu sein; denn die finden sich überall. Als wir „die Wacht am Rhein" ertönen ließen, wie wenig ahnten wir da, daß sie in wenigen Wochen über ganz Deutschland erbrausen würde, und daß unter ihren Klängen eine begeisterte Nation von Sieg zu Sieg marschiren würde.

Die Gesellschaft, welche den Abend vorher noch so vergnügt gesungen, sah den nächsten Morgen sehr trostlos aus und nahm von dem Mahnen der Frühstücksglocke nicht die mindeste Notiz. Der Baß aus Philadelphia sagte, er habe sehr früh eine Cigarre geraucht, das sei gegen seine Gewohnheit, und er fühle sich nicht wohl; meinem Nebenmann im Quartett war es auch zu früh, ich selber wollte den Versöhnen spielen und mir die schreckliche Gewißheit der heranziehenden Seekrankheit hinwegrauchen. Kaum war aber die Havana in Brand, so eilte ich an's Geländer, die Lubanerin stürzte in die Wogen und ich ihr hinnahe nach; indessen blieb ich doch noch zum größeren Theil auf dem Schiffe. Es war ein trüber Morgen; lange war es mir, als liefe eine Katze in mein tiefstes Innere herein, und Jemand bemühe sich, sie mit aller Gewalt am Schwanze herauszuziehen. Am Abend wurde es besser, und am nächsten Tage waren wir wieder so fidel, wie die Fische im Wasser. Auch die Damen hatten wenig zu leiden, da die See ganz ruhig war, und wir konnten uns ihrer Gesellschaft erfreuen in Promenaden, Unterhaltungen und Gesellschaftsspielen.

Der kommende Krieg zwischen Frankreich und Preußen wurde lebhaft diskutirt. Wir in Amerika haben ihn längst erwartet, alle Angelsachsen sprachen dafür. Ich erinnere mich z. B., im Jahre 1867 in einer in New-York erscheinenden französischen Zeitung gelesen zu haben: „— der größte Schimpf aber, den Frankreich auf dem Tuilerienballe hinzunehmen hatte, war die stolze Herablassung jenes preußischen Kürassieroffiziers, welcher da in der kaiserlichen Quadrille figurirte. Aber nur Geduld, wenn die Franzosen erst nach Berlin kommen, wo wird dann der übermüthige Graf sein?" Und weiß Gott, die Zeitung hatte ganz Recht; als die Franzosenschwärme sich über Deutschland ergossen, da war jener Kürassieroffizier weit fort; wenn ich mich nicht irre, hatte man ihn gerade zu Grenzregulirungen in einen Nachbarstaat eingeladen.

Gemüthlich waren die Abende im Rauchzimmer. Mancher Rubber Whist spielte sich da ab, auch das eben so schöne, wie einfache amerikanische Spiel euchre machte sich geltend, und mehr wie eine gewonnene Flasche Rheinwein kann wir bezeugen, daß ich trotz der langen Pause noch nicht ganz das edle Sechsundsechzig vergessen. (Man verzeihe mir dieß; denn jeder brave Deutsche soll Anno 70 — auf ewig, fast uns hoffen, 66 vergessen haben.)

Ein Räthsel, welches einer unserer Mitpassagiere uns aufgab, fällt mir gerade ein, und will ich es hier ernähnen, vielleicht findet ein scharfsinniger Leser die Auflösung, welche uns damals nicht gelang: „Mein Vater," sagte er, „ist ein Engländer, meine Mutter eine Italienerin, in Holland bin ich geboren, zu Düsseldorf habe ich als Freiwilliger in der preußischen Armee gedient und bin jetzt Bürger der Vereinigten Staaten. Was bin ich nun eigentlich für ein Landsmann?" Wir verzweifelten an der Auflösung.

Unter den Reisenden befand sich auch Murat Halstead, Redakteur des Cincinnati Commercial. Einer von den Amerikanern, welche sich durch ihren Haß gegen Ausländer, namentlich Deutsche, ausgezeichnet haben, dachte er wenig daran, daß er im kurzer Zeit begeisterte Briefe über die deutsche Nation an seine Zeitung schreiben würde.

Nach Abgabe der englischen Passagiere und der Post an einen Avisodampfer in Plymouth verließ die Cimbria wieder Albions Port. Wir fanden beim Aufsahren gerade, daß eine recht hübsche Handorgel sich an Bord befinde, ein Matrose, für den eine später veranstaltete Sammlung ein überaus günstiges Resultat zur Folge hatte, spielte und etwas darauf vor, und kaum ertönte ein deutscher Walzer, so flog der lustige Schiffsdoktor im fröhlichen Reigen mit einer hübschen Dame über das Deck. Im nächsten Augenblick war ein regelrechter bal champêtre improvisirt, und, wie die Cimbria auf den schwebenden Wellen, so tanzten wir auf der Cimbria zum englischen Hafen hinaus. Auf den Walzer folgte eine nedische Polka, in diese sagte ein sausender Galopp, der Kapitän sandte Erfrischungen für die Damen herauf, die Herren liefen Champagner kommen, und lange, nachdem die Töne verklungen, saßen wir noch auf Deck, stießen die Gläser an und tranken das Wohl der liebenswürdigen Offiziere und auf die Heimat hüben und drüben.

Ich wurde melancholisch. Noch kurze Zeit, und ich sollte die Heimat wieder sehen, sollte meine theure Mutter umärmen, den guten Vater und die lieben Geschwister. Ich stahl mich von der Gesellschaft hinweg, lehnte über Bord, und manche Thräne fiel in die dunklen Wogen. Da legte sich eine Hand auf meine Schulter, und als ich mich umwandte, sah ich den alten Obersten B. an meiner Seite. An seinem späten Lebensabend war dem achtzigjährigen Greise die Hand der Versöhnung gereicht worden, und er durfte in das theure Vaterland zurückkehren, um bessenmilden er in zwanzigjähriger Verbannung getrauert.

„Wo reisen Sie hin, mein lieber junger Kamerad?"

„Nach Preußen, Herr Oberst."

„Nach Preußen? Dann leben Sie wohl, ich gehe nach Deutschland." Betroffen sah ich ihn an, das sonst so joviale Gesicht des alten Herrn blickte in strengem Ernst auf mich, und er wandte sich langsam zum Fortgehen.

„Oberst, warten Sie," rief ich, indem ich ihm meine Hand bot, „Sie haben Recht; auch ich gehe nach Deutschland, nach einem schönen, freien und einigen Deutschland."

Der alte Mann schüttelte bewegt meine Hand, wir hatten uns verstanden. Aber wer von uns hätte gedacht, daß sich unser Wunsch so bald erfüllen sollte!

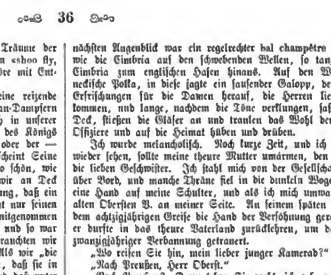
Acht Tage, nachdem ich zu Hause angekommen, wurde der Flügel Benedetti zur Thüre hinausgewornen, der Franzose erklärte den seit langer Zeit im frevelhaften Uebermuthe gewünschten Krieg, und Preußens König sprach zu seinem Volke: „Und sollte ich nicht wieder heimkehren, so vergiß mich nicht, mein treues Volk!"

Nach Preußen kehrte der König nicht mehr zurück; auf seiner Rückreise begrüßten den Kaiser die Jubelrufe des deutschen Volkes. Gott hatte seinen Segen zu dem blutigen Werke gegeben, damit der deutsche Kaiser jetzt erfüllen könne, was einst Preußens König der Nation versprochen: „daß auf der blutigen Saat eine gesegnete Ernte deutscher Freiheit und deutscher Einheit erwachsen möge!"

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **T. Brown.**



Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang — № 4. — Stuttgart und Leipzig.

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg

von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Als sie noch eine Zeitlang weiter gegangen waren und das Dörfchen Ally in undeutlichen Umrissen vor sich auf der Höhe liegen sahen, von einer dichten grauen Rauchwolke überragt, die sich in der stillen Nachtluft hoch emporhob, die Mondscheibe dünn verschleierte, so daß das helle Gestirn schmutzig gelb erschien, drängte der Jäger noch dichter an seinen Freund, denn es lag hier eine unheimliche Fülle Gefallener so dicht bei einander und so zahlreich untermischt mit Pferdeleichen, daß es kaum möglich schien, durchzukommen. Da ruhten die Gefallenen in den schauerlichsten Gestaltungen, da glänzten Helme und Küraße, da starrte sie manches bleiche Todtengesicht aus den weit aufgerissenen Augen so grimmig an, als wollte die kalte Hand den Säbel wieder ergreifen, dessen Klinge neben ihr am Boden flimmerte, da lagen sie durcheinander, hier einzeln oder in regellosen Haufen, die Pferde mitten im Sprunge niedergestürzt, ja sich selbst im Tode noch wie bäumend, als wollten sie sich unter dem

Ein Schloß in den Ardennen. **Bemerken Sie wohl, daß es nur ein Schatten ist in Form von Roß und Mann.** Originalzeichnung von E. Meyer Cohn. (S. 38.)

Digitized by Google

seitwärts gekrümmten Reiter plötzlich zu einem neuen wilden Satze aufraffen, dort einen noch furchtbareren Anblick bildend, wo herüberleuchtende Granaten eine ganze Reihe niedergeschmettert hatten, so daß sie aufstehen wie umgeworfene Bleisoldaten.

Lebende schien es hier keine mehr zu geben, denn trotzdem die beiden Flüchtlinge hier aufmerksam nach allen Richtungen lauschten, vernahmen sie weder Stöhnen noch Klagen — das tiefe Schweigen des Todes schwebte über der ganzen stillen Gesellschaft.

„Mein Vetter Raoul konnte auch wohl dabei sein," sagte der junge Mann mit leiser, zaghafter Stimme, daß schüttelte François den Kopf, indem er erwiderte: „Aber ist er nicht gefallen, das weiß ich genau, denn nach diesen vergeblichen blutigen Attacken sah ich ihn mit dem Rest seiner Kürassiere zurückkommen, allerdings ohne Helm mit blutigem, verwundetem Kopfe — — ah, das war hier eine wahnsinnige Geschichte, — — Wahnsinnig von unserer Seite, und man muß gilt's ein Weichen überstehen, es ist aber weder rechts noch links freieres Feld."

„Was ist denn das dort drüben?" fragte der Jäger, auf eine Thalsenkung zeigend, wo mehrmal nach einander rasch ein Licht, ein Feuerpunkt aufgeflammt war, um eben so rasch wieder zu verschwinden.

„Das da könnten Ambulanzen sein, die jetzt schon bei der Nacht ihren sauern Dienst verlesen — von den unsrigen oder feindlichen — doch nein — schauen Sie hin, das war ein Schuß — jetzt wieder einer — und noch einer — knattert fast wie Revolverschüsse — ah, Kanaillen."

„Was ist's, François?"

„Jedenfalls Leichenräuber, die an einen armen Teufel geratben sind, der sich keines Lebens wehrt, ah, das sind verfluchte Banden elenden Gesindels, die sich nächtlich auf den Schlachtfeldern umhertreiben und die Leichen nicht nur berauben, sondern auch für den Unglücklichen, der sich wehrlos unter ihren Fingern krümmt, einen Messerstoß in's Herz parat haben oder einen Strick zum Erdrosseln — sehen Sie genau dorthin, Herr Graf, Sie haben schärfere Augen als ich, stehen dort nicht einige schattenhafte Gestalten durch den Mondschein?"

Während der Jüngere das sagte, hatte er nach seinem Messer im Gürtel gegriffen, ließ aber die Hand wieder sinken, als ihm der Andere sagte: „Sieben sah ich allerdings so etwas, aber jetzt regt sich nichts mehr da unten."

„Besser — gehen wir weiter, wir Zeit möchte ich hier auf den Schlachtfeldern nicht verlieren, besonders da die Schüsse von soeben sehr unnöthigerweise allarmirt haben — eilen wir."

„Ja so, François, mir sängt es stärker an zu grauen, ich weiß nicht weshalb, und würde mich gründlich schämen, wenn wir schon bei Ihr vorüber wären."

„Pah," erwiederte der Zuave, „man muß sich zu bezwingen wissen, doch will ich Ihnen gestehen, daß auch ich mich beim Anblick jener Leichenräuber eines leichten Schauders nicht erwehrt habe, es war vorher hier oben trotz allem Elende eine beglückungsvolle Stille und friedliche Gesellschaft und haben mich die Schüsse, obgleich ich an derglechen gewöhnt sein könnte, so erschreckt, wie das Krachen eines alten wackligen Hauses, weiß selbst nicht warum — und überall, wohin ich schaue" — er sagte das doch aufgerichtet stehend zwischen den formlosen Haufen von Menschen, Pferden und Geschützen, dabei in das flimmernde Mondlicht hinausblickend — „ja überall mein' ich, fliehende Schatten zu sehen, das Aufleuchten von Schüssen und hinter dieser Mörder- und Diebsbande dreist Vorsprung zu sind zu Roß — und immer mehr — immer mehr, die sich ringsum erheben, dazwischen todte Pferde und Reiter mit erloschenem Aug' und bleichem Angesicht durcheinanderzischend, sich drehend und flatternd wie grauer Staub im Wirbelwind" — dann faßte der riesige Mensch mit beiden Händen an seinen Kopf, und erst als der Andere seinen Arm ergriff, denselben schüttelte und ängstlich „François, François!" rief, senkte der Zuave tief auf, ließ die Hände sinken und sagte dann mit einem seltsamen Lächeln: „Todtes Getreide hier in meinem Schädel — 's ist aber auch kein Wunder nach den beiden Schlägen, die mich getroffen — und dann werden alle Erinnerungen wach, besonders aus der Krim, wo man in den langen eisigen Winternächten viel Sonderbares der Art gesehen — ah, so ein Schlachtfeld hat seine furchtbaren Geheimnisse — kommen Sie, kommen Sie!"

Damit nahmen sie ihren Gang wieder auf, eiliger als bis jetzt, und es war in dieser grausen Umgebung ein förmliches Klettern und Schreiten über Leichenhügel.

„Wenn man sich nur die Ohren verstopfen könnte," meinte François, plötzlich wieder stehen bleibend, „diese fürchterliche Musik rings umher könnte einen wahnsinnig machen — — doch halt, sehen Sie nicht dort einen einsamen Reiter den Hügel heraufkommen?"

„Ja ja, ich meine, ich sehe so etwas," erwiederte der Jäger mit tonloser Stimme.

„Schauen Sie hin, wie sich das Roß stolpernd nähert, wie es müde Kopf und Schweif hängen läßt, wie der Reiter gebeugt und schwankend im Sattel sitzt."

„Was ist das, François, was kann es sein?"

„Das will ich Ihnen sogleich sagen," flüsterte der Zuave, „machen Sie jetzt keine Bewegung, daß wir unbemerkt bleiben und es an uns vorüberzieht. — Er ist's, er ist's, so habe ich ihn in Mexiko gesehen und nach der Schlacht von Solferino. Ich sag allerdings damals etwas im Wundfieber, bin aber heute vollständig klar und Sie noch mehr, der Sie aber auch das unheimliche Gespenst sehen — bemerken Sie wohl, daß es nur ein Schatten ist in Form von Roß und Mann — durchsichtig — ja — eben jetzt — erscheint das ganz deutlich, denn durch den Leib des Rosses hindurch sieht man ja die Mondscheibe am Horizont — allen Heiligen sei gedankt, daß er gewendet hat und an uns vorüberzieht — sonst würden Sie auch das Schauerliche des ganzen Phantoms sehen, das ist nämlich der Schatten, den dieser grausige Reiter auf den Boden wirft — der ist nicht dunkel wie bei uns sterblichen Menschenkindern, sondern hell wie ein Mondstrahl."

„Komm, komm," hat der Andere dringend, „warum da zuschauen, nimm einen Schluck aus Deiner Feldflasche und dann laßt uns eilen!"

„Das wird wohl das Beste sein," erwiederte der Zuave mit tiefer, dumpfer Stimme, „aber Unheil bringt's immer, wenn man Den sieht." Er zog seine Feldflasche hervor und nachdem er einen langen Zug gethan, auch seinem jungen Begleiter angeboten, der ebenfalls einige Tropfen trank, fuhr er weiter schreiend fort: „Ich will Ihnen sagen, Herr Graf, was das ist. Das ist der Geist des verstuchten Spions, der nächtlich die Schlachtfelder abreitet, nachdem er am Tage während des Gefechtes, sowie auch heute wieder, alles mögliche Unheil angerichtet — haben Sie nie davon gehört?"

„Nie, nie."

„Glaub's wohl, in der Kinderstube erzählt man sich andere Geschichten — der da also treibt sein verdammtes Handwerk schon Hunderte und Hunderte von Jahren, aber nicht als ein ehrlicher Spion, sondern er dient allen Parteien, und um jede zu verderben, nimmt er die glaubwürdigsten Gestalten an, meistens aber von solchen Offizieren, die kurz vorher erschossen wurden, erscheint dann plötzlich, bringt einen Befehl zum Zurückziehen oder zum Angreifen, und wenn dieser Befehl befolgt wird, ist gewöhnlich die betreffende Truppe verloren, ja häufig die ganze Schlacht. Aehnliches kam an der Alma und bei Inkermann vor und auch die englische Kavallerie würde damals nicht so wahnsinnig angegriffen haben, wenn ihnen der gespenstige Spion nicht einen ganz besonderen Befehl dazu überbracht — dann erschien er auch bei der Schlacht von Solferino auf dem rechten Flügel der Oesterreicher und brachte das betreffende Armeekorps zum Halten, obgleich sie die Italiener tüchtig geklopft hatten, ja eine Kavalleriedivision der Deutschen damals blieb wenige Stunden vom Schlachtfeld auf einen solchen geheimnißvollen Befehl stehen — selbst heute soll er wieder erschienen sein, wie man sich im Regiment erzählte, und einen Befehl an den Marschall gebracht haben, die Höhen dort vor uns, die bei Nin, mit welcher zu verfahren, leider, leider, denn wenn das trotzdem geschehen wäre, wären wir nicht Kriegsgefangene gewesen und irrten hier flüchtig umher — doch was ist Ihnen geschehen," fragte er plötzlich, „haben Sie Ihren Fuß verletzt?"

„Nein, nein," hauchte der Andere mit bebender Stimme, dabei schen neben sich blickend und sichtbar außer Stande, sich fortzubewegen.

Sie hatten einen regellosen Haufen gefallener Menschen und Pferde überschritten und nun vor sich freieres Feld, weshalb es auch dem Zuaven unerklärlich war, daß sein Begleiter mit einem Male stehen blieb und ihn dabei mit weit aufgerissenen starren Augen anschaute. Dabei zeigte er mit der einen Hand gegen die Erde, während er mit der andern krampfhaft den Arm des Zuaven ergriff.

„Ich weiß nicht, was es war," flüsterte er alsdann, „doch streifte etwas mein Knie, ja faßte mich zu und liegt jetzt auf der Spitze meines Stiefels."

„Sollte hier noch was Lebendiges sein — möglich wär's immer" — dabei bückte sich François herab, um alsdann auf den Boden niederzuknieen und einen dort befindlichen, anscheinend todten menschlichen Körper umzuwenden, so daß das Gesicht aufwärts zu liegen kam.

Es war dieß ein preußischer Husarenoffizier, dessen reich verschnürter Attila von Blut überströmt war, sein Arm mußte es gewesen sein, der den Jäger berührt, sowie seine Hand, deren Finger sich leicht bewegten, dessen Stiefel gestreift hatte. Sein jugendliches Gesicht war fahl und bleich, doch hatte er die Augen halb geschlossen, und als sich nun François dicht auf ihn herabbeugte, spürte er wohl, daß er noch leise athmete.

Digitized by Google

„Wenn das nur einer der Unfrigen wäre,“ meinte der Zuave aufblickend, „so verlohnte es sich der Mühe, da zu helfen, denn wenn ich mich nicht sehr irre, so hat der nur einen Schuß durch die Achsel und ist vom vielen Blutverlust besinnungslos geworden.“

„Deßhalb laßt ihn liegen und kommt,“ sagte der Andere und setzte hinzu, während ein höhnischer Ausdruck auf seinem Gesichte erschien, „wenn Ihr nicht vorziehen sollter, ihn von aller Qual zu befreien.“

„Das gewiß nicht, junger Herr; soll mich der Himmel bewahren, ich bin kein Turke, und wenn wir dem armen Teufel hier auch nicht weiter helfen können, so will ich ihm die Füße wenigstens unter seinem todten Pferde hervorziehen und ihn mit dem Rücken daran lehnen — — so kann er wenigstens bequemer sterben, wenn das seine Bestimmung ist, ob man muß ganz besonders mildthätig sein, wenn man den gefangenen Spion gesehen hat,“ setzte er leiser hinzu und fuhr dann fort, während er mit seiner gewaltigen Kraft den todten Gaul umwandte, — — „ruhen Sie derweil ein Bischen aus, Herr Graf, es gibt Augenblicke, wo die Erschöpfung des Körpers auch den Verstand angreift, — so, und es sollte mich Alles trügen, oder die Last des Pferdes hat ihm nicht einmal die Füße gequetscht oder gebrochen, es wär' auch Schade drum, obgleich es nur einer unserer Feinde ist.“

Nach diesen Worten richtete er den Oberkörper des Offiziers auf und zog ihn leicht zurück, so daß er an das Pferd gelehnt aufwärts sitzen blieb. Dabei mochte der Schmerz, den dieß dem Verwundeten verursacht, sein Bewußtsein zurückgeführt haben, genug, er öffnete langsam die Augen und schaute den vor ihm stehenden Zuaven an, dann entrann sich ein tiefer Seufzer seiner Brust, seine Lippen bewegten sich und er brachte, sichtlich sehr mühsam, das Wort „Durst“ hervor.

„Das glaub' ich wohl, wenn man hier stundenlang verwundet gelegen hat, doch haben wir leider kein Wasser, mein Offizier, aber es thut sich wohl auch ein Tröpfchen Cognac, — da trinken Sie einmal!“ Er hielt ihm die Flasche an die Lippen, schüttete aber gleich darauf bedenklich mit dem Kopfe, als die Augenlider des Verwundeten wieder zufielen und sein Kopf eine Neigung hindgab, auf die Brust herabzusinken.

„Kommt doch,“ drängte jetzt der Jäger, der dieß gleichfalls sah, „warum hier die lostbare Zeit verlieren, überlaßt ihn seinem Schicksal!“

„Kann das nicht gut thun, Herr Graf,“ gab der Zuave in einem sehr bestimmt klingenden Tone zur Antwort, „hab' ein Gelübde gethan, als ich den gefangenen Spion sah, zur Abwechslung auch einmal etwas Gutes zu verrichten, und will hier wenigstens den Versuch machen. Dem da ein paar Tropfen Cognac einzuflößen und ihm die Stirn damit anzufeuchten.“ Damit that er, so wie er sagte, und gab auch der Offizier gleich darauf erneuerte und bessere Lebenszeichen von sich, doch war es ein Blick des Schreckens, mit dem er auf das von genommenem Blut entstellte Gesicht des vor ihm knieenden Zuaven blickte, und man konnte kaum verstehen, daß er dabei in gutem Französisch die Worte flüsterte: „Kamerad, ich bin schwer verwundet.“

„Parbleu, mein Offizier, das haben wir schon bemerkt, und Sie deßhalb unter Ihrem Pferde hervorgezogen.“

„So — — das thaten Sie, so bin ich also in die Hände braver Leute gefallen — und darf hoffen —“

„Alles Gute, mein Offizier, was und nämlich anbelangt, doch haben wir's ein Bischen eilig, und weiß ich wahrhaftig nicht, wie wir Ihnen hier, fern von aller Hülfe, beistehen sollen.“

„Ah ja,“ erwiderte der Andere mit einem tiefen Seufzer, „doch wird man mich finden, wenn der Tag kommt — geben Sie mir noch einen Trunk, um dann bitte ich Sie, meinen rechten Nockärmel aufzuknöpfen, mein Arm muß hart geschwollen sein — ich leide furchtbare Schmerzen.“

Der Zuave zog sein langes Messer aus dem Gürtel, fand nach einigem Suchen die Naht und schnitt diese entzwei, worauf er sagte: „Wollen Sie nicht den Versuch machen, sich aufzurichten, vielleicht ist leiner Ihrer Füße bedeutend verletzt, und es wäre Ihnen möglich, sich abwärts zu schleppen, wo Sie wohl eine deutsche Ambulanz erreichen könnten.“

„Den Versuch möchte ich schon machen, aber ich fürchte, daß er vergeblich ist, ich kann mein linkes Bein nicht bewegen.“

„Das wäre schlimm — aber proviren könnten wir das Aufstehen doch, reichen Sie mir Ihren gesunden Arm — so — leiden Sie sehr?“ Franzeis hatte sein Messer zwischen die Zähne genommen, beoor er seinen Arm um den Leib des Offiziers legte, um ihn alsdann ohne große Anstrengung emporzuheben, und that die eben erwähnte Frage, da er sah, wie der Verwundete in heftigem Schmerz seine Zähne aufeinander biß und alsdann leise stöhnte: „Gebrochen scheint mein Fuß nicht zu sein, ich kann schwach auftreten — — — — doch schwerzt er mich fürch—ter—lich.“ Die letzte Silbe klang wie ein Hauch, dann sank sein Kopf zurück und er hing wie leblos in den Armen des Zuaven.

Da vernahm dieser mit einem Male einen lauten Schrei seines Begleiters, dann ein gurgelndes Röcheln, und als er entsetzt aufblickte, fühlte er bei dem, was er sah, wie sich sein Haar emporsträubte und wie ihm ein unheimliches Frösteln über den Rücken hinablief.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rendezvous.

Gemälde von **Karl Becker.**

(Bild S. 41.)

Wer stört die Glücklichen, die in stiller Abendstunde sich am Herzen gelegen und die süßesten Pläne für die Zukunft ausgetauscht? Endlich nach langen Tagen war es gelungen, sich wieder zu sehen, unbelauscht und ungesehen, und das übervolle Herz auszuschütten, sich tiefer und tiefer in die Augen zu blicken, bis das Wort auf den Lippen erstarb und nur noch Mund auf Mund ruhte in seligem Vergessen. Da plötzlich nahen Schritte, und die noch eben wie unzertrennlich aneinander gerückt, sie sind im Fluge geschieden; er ist in der Gallerie verschwunden, sie reißt rasch den schweren Vorhang zu; aber noch einmal hält sie, den Blick nach der Thüre gewandt, inne, er ergreift ihre Hand und ein heißer Kuß ist ein tausendstimmiges Ade!

Eine große Dame.

Novelle von **Dan Devall.**

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Am nächsten Morgen war Warschau in großer Aufregung. Aehnlich, wie am 13. und 20. Januar, waren große Truppenmassen auf den Beinen. Die Polizei hatte Nachricht erhalten, daß die gefährlichsten Verschwörer Stanislaw Tarnow, Konrad Prinz o. Wasa, Graf Bathory von Cilbork und Andere in der Stadt seien, ferner daß Emissäre aus Paris eingetroffen.

Auch war die geheimnißvolle Druckerei wieder thätig gewesen, man fand am Morgen alle Ecken mit aufrührerischen Plakaten beklebt, welche Polen zu einem Kampfe auf's Messer gegen die Moskowiter aufriefen.

Unter dem Schutze der Soldaten wurden mit der größten Umsicht und Härte überall Haussuchungen und Arretirungen vorgenommen, und gegen Morgen schon hatte sich, um für alle diese neuen Gefangenen Platz zu machen, ein großer Transport jener armen Gefellten, die zum Tode oder Sibirien verdammt waren, aus der Alexandra-Citadelle, begleitet von Kosaken, nach der Festung Modlin zu auf den Weg gemacht. Während so die ganze Stadt in fieberhafter Aufregung zitterte, stand an einem Fenster im Erdgeschosse des 3 . . . .schen Palais ein junger Kavallerieoffizier in der knappen Husaren-Uniform, und schaute sinnend vor sich hin.

Das Gemach, in welchem er sich aufhielt, war mit allem Luxus eines verfeinerten Geschmackes ausgestattet, doch waren die Möbel bisweilen abgenutzt und die schweren, seidenen Ueberzüge und Vorhänge zerrissen oder befleckt. Auf einem kleinen Tische vor einer üppigen Chaiselongue standen der silberne Samowar, eine schwere silberne Theekanne und Tassen und Teller von sächsischem Porzellan mit einem einladenden Frühstücke. Vor dem lodernden Kamine fand ein cest halb ausgepackter Reisekoffer von wieder Arbeit, daneben schlummerte ein großer Wolfshund auf dem Teppiche.

Auf einem Schreibtische, in der Nähe des Fensters, lagen Depeschen und Briefe, neben einem Plane von Warschau mit eingezeichneten rothen Chiffern, welche eine besondere Bedeutung zu haben schienen. Bei dem Tintenfasse lag der Revolver, reich mit Silber beschlagen, dabei eine Reitpeitsche mit umflochtenem Knopfe, neben dem Tische lehnte der krumme Reitersäbel mit goldenem Gehänge und in der Ede der Kalpak.

Der junge Offizier war Baron Mengden, der zweite Adjutant des Grafen P., des Kommandeurs der Kavallerie-Korps in und um Warschau. Er war erst vorgestern von seinem Posten bei der Gesandtschaft zu Wien hier eingetroffen, um die heitere Kaiserstadt mit den blutigen Gassen Warschau's zu vertauschen.

Aus einer kurländischen Adelsfamilie stammend, war er von wenigen Jahren in die Armee eingetreten, um durch Protektionen und eigene Tüchtigkeit eine schnelle und glänzende Karriere zu machen.

Vortrefflich erzogen, reich auch schön, mit einer eisenfesten Gesundheit und hellem Verstande ausgestattet, schien sich Alles zu vereinigen, um ihn im Leben vorwärts zu bringen. Das Glück hatte ihm bis jetzt allzeit gelächelt; noch nicht 26 Jahre alt, war er bereits Rittmeister und Adjutant des Korps-Kommandanten, eine kurze, aber glänzende und angenehme

Digitized by Google

Laufbahn lag hinter ihm, die Aussicht auf Ruhm und Avancement im Bereiche seines Armes. Seit dem Ueberschreiten der Grenze des Königreich Polen hatte er zum ersten Male in seinem Leben die Schattenseiten seines Berufes kennen gelernt, denn ihn begleiteten auf dem ganzen Wege hierher rauchende Dörfer, geplünderte Schlösser und Klöster, und von einer rohen Soldateska oder den Insurgenten wehrlos niedergemetzelte Weiber, Kinder und Greise.

Die Stadt selbst hatte einen unheimlichen Eindruck auf ihn gemacht mit ihrer scheuen, eingeschüchterten und rachedürstenden Bevölkerung. Auch sein Chef, Graf P., ein Mann, im Dienste seines Kaisers ergraut, der hierhergeschickt worden war, um als rechte Hand des Grafen Berg den Aufstand niederschlagen zu helfen, ein starrer, alter Soldat, vom schroffsten Formen und einem Herzen, wie es den Anschein hatte, ohne Gefühl für fremdes Elend, hatte ihn abgestoßen, er fühlte es im Voraus, es würde ihm niemals gelingen, sich an diesen neuen Chef herzlich anzuschließen. Drei neue Akten und Papiere' starrten von den härtesten Beschlen gegen das Blut und die Freiheit einzelner Personen; das sollte die tägliche Lektüre von nun an für Georg von Mengden sein. Ueber diese blutriefenden Rapporte und Berichte mußte er seine Ansichte entwerfen und seinen Vortrag machen bei seinem Chef.

Als er noch so sinnend mit seinen unangenehmen Gedanken beschäftigt am Fenster stand, klopfte es heftig an die Thüre, und ohne das „herein" abzuwarten, trat Prinzipe Mussa über die Schwelle.

Der Ischerkessen-Christ war einer jener gezähmten Söhne des Kaukasus, die mit einem ziemlich unburchsichtigen petersburger und pariser Patent-Firniß überzogen, unter demselben alle Instinkte ihrer Geburt und ersten Erziehung bewahrt haben.

Gutherzig, edlen Gefühlen zugänglich, treu in der Freundschaft, lebhaft und liebenswürdig, war er auf der andern Seite sinnlich, jähzornig, verschmitzt und indolent, ein geregeltes Leben war ihm ein Greuel, Ruhe — Tod.

Sein eigentlicher Name war Mussa Abba-Malet — er war von Geburt ein Mingrelier, seine Wiege stand bei Kutais in den Südabhängen der finsteren Offenberge an den Western des Rion, welcher sich in das schwarze Meer ergießt, nahe der Gränze zwischen Europa und Asien. Mit zwölf Jahren von den Russen gefangen, war er in das petersburger Kadetten-Institut gekommen und dort mit Strenge und Güte an die eisernen Regeln russischer Zucht gewöhnt worden. Mit 16 Jahren wurde Mussa kaiserlicher Leibpage. Als man später aus den unterworfenen Bergvölkern durch große Versprechungen einige jener Söhne der schwarzen Berge bewogen hatte, kaiserliche Dienste zu nehmen, bekam Prinzipe Mussa erst eine Lieutenantsstelle und später eine Schwadron bei dem neugebildeten Regimente.

Heute, mit noch nicht 30 Jahren, war derselbe Obrist und Regiments-Kommandeur, Ritter des Annen-Ordens 2. In seinen eng anliegenden Beinkleidern von schwarzem Tuch mit breiten goldenen Tressen, den zierlichen glanzledernen Stiefelchen, die mancher Dame viel zu eng gewesen wären, mit seinem violettseidenen Wasserneck, dem breiten goldenen Gürtel, worin der von Juwelen blitzende Dolch und Handjar staken, die rothe, mit Pelz verbrämte, hohe Tscherkessenmütze, weit auf den Hinterkopf zurückgeschoben, glich der kleine Obrist fast mehr einem niedlichen nürnberger Spielzeuge, als einem Krieger. Aber in diesem kleinen Körper war Alles von Stahl, eine unverwüstliche Ausdauer im Ertragen von Strapazen und Anstrengungen sast in dieser zierlichen Gliedmaßen, eine tadenhafte Gewandtheit und eine ungeahnte Muskelkraft. Man brauchte von diesem Resultate moderner Civilisation nur ein wenig den Lack abzuschaben, und der wilde Sohn der Berge kam gleich darunter zum Vorschein; dann blitzten die weit hervorstehenden Augen auf wie Wetterleuchten, die Nüstern der scharf gebogenen Nase blähten sich, und die Hand fuhr nach dem Dolche am Gürtel.

Für gewöhnlich aber war Prinz Mussa so gutmüthig und harmlos wie ein Kind, immer guter Laune, voller drolligen Einfälle, und dabei wohl gelitten, wohin er kam. So trat er auch heute Morgen trotz der blutigen Wolke, die über der ganzen Stadt lag und die Gemüther unter ihrem unheimlichen Drucke hielt, mit dem vergnügtesten Gesichte von der Welt in Mengden's Zimmer ein.

„Sa, sa, sa, sa, — so in Galla, mon ami, was bedeutet das?" rief er mitten im Zimmer stehen bleibend und den Rittmeister musternd, indem er die Hand über die Augen hielt wie einen Schirm, und als blendete ihn der Glanz der Goldstickereien des Husaren.

„Ah — bon jour, mon Prince," kam ihm dieser mit vorgestreckten Händen entgegen und von seiner Stirn verschwand der Ernst, „in der That, Sie sind willkommen wie Blumen im Mai, ich war eben so thöricht, mich hier recht allein zu fühlen in dieser räucherigen Stadt, und mein liebes Wien sehr zu vermissen, aber mit Ihnen kommt mir der Sonnenschein zurück!"

„Flatteur que vous êtes," sprach der Prinz und stellte sich auf die Fußspitzen, um dem Baron die Wange zu streicheln mit seinen Kinderhänden, „also nur von Außen in Galla, von Innen so dunkel — so mit Alles Gold was gleißt! — Hel bummes Zeug, — dumme Gedanken, wer gibt Einem was dafür? Leben ist kurz, Jugend nur einmal, muß man genießen, sonst ist man Narr."

Damit nahm der Prinz ohne Weiteres auf dem Sopha Platz und ohne die Polymütze abzunehmen, nach Sitte der Muselmänner.

„Die Höhle des Löwen!" fuhr er mit vielsagendem Lächeln fort und ließ seine lustigen Augen im Zimmer herumschweifen, wo an den Wänden eine ganze Sammlung von weiblichen Porträts und Photographieen hing, die alle noch von dem Vorgänger Mengden's, dem Fürsten Apraxin, herstammten und welche Jener bei der Eile der Abreise wahrscheinlich hier vergessen hatte.

Mengden war nicht im Stande, über diesen Scherz zu lachen, seine Blicke fielen gegenüber auf den Stoß Papiere und Akten, und mit einem Ausdrucke von tiefem Bedauern, fast Schmerz, murmelte er als Antwort: „Blut genug mag hier geflossen sein!"

„Sa, sa — da haben Sie Recht," lachte der kleine Prinz vielsagend, „doch noch einmal, warum so in Galla, so in Duft?" und seine Nasenlocher zogen das feine Parfüm ein, welches der Spencer des Husaren ausströmte.

„Ich will nachher meiner neuen Chefin die Visite machen," erwiderte Mengden, „geben Sie mir doch einige Winke, cher Prince, wie ich mich bei ihr am besten insinuire. Offen gesagt, mein General mißfällt mir außnehmend, hoffentlich gelingt es mir, mehr Geschmack an meiner jungen Prinzipalin zu finden."

„Alte General ist ein böses Kerl, haben Recht," erwiderte Prinz Mussa, sein mit diamantines Tabaks-Etui hervorziehend und sich eine Cigarrette zollend, „hat schöne Frau und viel zu jung. Sehr schön, aber sehr stolzig, eine kalte Flamme, coquette, coquette, mon ami, hüten sich vor die Flügel verbrennen!"

„Ist der General ein liebenswürdiger Gemahl?"

„C, das will ich meinen, alter Grautopf ist sehr galant, sehr stolzig auf ihr, weiß sich das!"

„Hat die Gräfin besonders Gewohnheiten und Liebhabereien?"

„Ja, ja, putzt sich, singt sich wie eine Engel, voilà tout!"

Der Prinz steckte sich seine Cigarrette an und blies dicke Wolken aus Lungen, Mund und Nase zugleich, Mengden war wieder nachdenklich geworden.

„Also heute Abend Rendezvous beim Statthalter — das paßt aber doch wirklich wenig zu den Zeitverhältnissen! Es schnürt Einem ordentlich die Kehle zu, diese Wirthschaft hier und dieses Elend zu sehen, ich mag gar nicht daran denken!"

„Ja, Gottes Welt ist groß," sprach achselzuckend der Tscherkesse, und blies gleichmäßig seine Ringel, — „haben Platz für Alle, — welche wo tanzen, welche wo heulen, welche wo hängen an die Bäume, und welche wo hängen an die Hals von hübsche Demoiselles, — Welt sehr groß!"

„Sie haben ein glückliches Temperament, Prinz, ich beneide Sie," sprach Mengden etwas sauer.

„Was seufzen Sie? — hübsche junge Kerl, 25 Jahre, — worn seufze? — Bah, mach so wie ich:" — und er blies wieder eine dicke Wolke weit in die Stube hinein, wo sie sich kräuselte und verflog, — „kann ich andern? — schöpfe lieber oben ab die Rahm, — gibt noch genug Amüsement in diese alte Stadt, — frische so diese in Trube herum, — viele gute Sachen: — gute Wein, gute Tabak und sehr sehr gute Demoiselles!" — —

„A propos, frugen worin um Bescheid hier. Ist da hier viel Frauenzeug auch im Haus. — Ist zuerst Annuschka, die nourrice von das Generalin, ein altes, schlaues Mensch. — Geben ihr gute Worte und bakschisch wirliges, dann Alles gut. Ist noch Mademoiselle Juliette (di entre nous die spouse von altes General)," raunte er ihm in's Ohr, „sag ihr vielige schöne Worte, Blabusin und geb auch bakschisch — spielen Beide groß Flöte hier."

„So, so," sprach Mengden, dem diese Mittheilungen wenig verlockend schienen.

„Noch zwei andere Demoiselles hier, is Mircia — hübsch Mädchen, aber stolzig und kalt — und Sascha, die Taube — kleine wenige Mädchen — ist sehr lieben, nuis-elle nue refuse! Sein zu dumm, zu schüchtern."

Diese letzten Worte sprach der Obrist so teuteln und strich seinen langen dunklen Schnurrbart zu wohmüthig dazu, daß Mengden herzlich auflachte.

„Vor Großfürstin tiefe Diener mache — und deutsch spreche, Alles gut."

In diesem Augenblicke richtete sich der Hund auf, der Leibsklaf des Generals erschien und rief Mengden ab zum Früh-Rapport.

Dieser schnallte seinen Säbel um, ergriff seinen Papierstoß, und Prinz Mussa bittend, sich nicht stören zu lassen, begab er sich in die Gemächer des Generals.

Auf der Treppe begegnete ihm eine Dame in einem rauschenden seidenen Kleide, welche ihn mit ihren großen Augen kokett ansah. Er machte,

Digitized by Google

Das Rendezvous. Von Karl Becker. Nach einer Photographie von Gebr. Schwarz. (S. 39.)

Digitized by Google

ohne zu wissen, wer sie sei, eine höfliche Verbeugung, die Jene außerordentlich geziert erwiederte.

„Teufel — vielleicht die Generalin!“ dachte er und ging weiter, und die Dame, es war Niemand anderes, als Mademoiselle Julietta, welche auch den Gemächern der Großfürstin kam, blieb hinter dem nächsten Pfeiler stehen und sah verstohlen dem Offizier nach, wie er langsam den Korridor hinunter ging, und murmelte: Quel bel homme! — und ein eigenthümliches Feuer loderte in ihren dunklen, kalten Blicken. (Fortsetzung folgt.)

Der Arzt als Hausfreund.

Von

Dr. med. O. Klencke.

1. Die schwache Brust und die Lungen-Tuberkulose.

Die als sogenannte „schwache Brust“ im Volke bezeichnete Anlage zur Lungen-Tuberkulose, die so häufig als Folge der Blutarmuth zur Zeit der Pubertät deutlicher hervortritt und dann in die tuberkulöse Lungenschwindsucht so leicht übergeht, bedarf um so mehr eines allgemeineren populären Verständnisses, als Blutarmuth und Bleichsucht so oft als ihre Vorläufer nicht frühzeitig und ernstlich genug gewürdigt und bekämpft werden, und leider die daraus hervorgehende tuberkulöse Schwindsucht gegenwärtig in den Kulturländern eine so große Ausdehnung erreicht hat, daß ein Fünftel der Bevölkerung derselben als Todesopfer verfällt. — Sie ist eine der verheerendsten Krankheiten unseres Jahrhunderts, verschont kein Alter, keine Nation und keine Rasse, ergreift auch das Katzen- und Affengeschlecht und alle warmblütigen Thiere, welche aus ihren natürlichen, heimischen Verhältnissen herausgerissen sind wie in den zoologischen Gärten die Affen, Tiger, Löwen, tropischen Vögel, tritt aber vorherrschend in der gemäßigten Zone auf, wo die Temperaturschwankungen am häufigsten sind und eine kaltfeuchte, veränderliche Witterung vorherrscht, weshalb Europa die meisten Opfer an diese Lebensseuche liefert. Die Lungen-Tuberkulose ist deshalb so schlimm und heimtückisch, weil sie in ihrem ersten Auftreten oft nicht erkannt, und erst dann Gegenstand der Aufmerksamkeit und ängstlichen Besorgniß wird, wenn sie bereits gefährliche, stille Fortschritte gemacht hat, und der anfänglich leichte, oft auch nicht einmal vorhandene Husten, bei blasser, trockener Beschaffenheit der Haut, die allgemeine Mattigkeit und Muskelschwäche kaum einer Beobachtung würdig genug erscheinen, obgleich die innewohnende Anlage, besonders erblicher Natur, sich durch unzweideutige Kennzeichen im ganzen Körperbau verräth. Zu diesen gehören: die schon in der frühen Kindheit hervortretende Zartheit der Konstitution, eine feine, weiße Haut, feingebildete, durchscheinende Finger und eine dünne und schlaffe Muskulatur; das Wachsthum ist in den meisten Fällen beschleunigt, der Körper wird bald besonders in die Höhe zu schlanker Statur, wobei der Brustkasten schmal, eng und flach bleibt, die Schlüsselbeine über den eingefunkenen Brust hoch herausstreten, die Schulterblätter abstehen, der Hals lang und dünn und der Kehlkopf hervorragend erscheint. Trotz des schnellen Aufwachsens sind die Muskeln doch unkräftig, und es tritt, bei ohnehin schlechter, schlaffer Haltung, leicht Ermüdung ein. Die meisten Individuen sind blond und haben gewöhnlich einen starken Haarwuchs, hübsche rothe Backen und Lippen in der Kindheit, schöne perlfarbige Zähne und in der Mehrzahl eine ongenehme, geistig belebte Gesichtsbildung, bei großen, leuchtenden, meist blauen oder grauen, aber leicht bei Anstrengung ermattenden Augen; Mädchen werden sehr früh voll, mager aber bald wieder ab.

Wird diese Anlage übersehen oder vernachlässigt, so tritt sie in den Jahren des Jünglings und des Mädchens in ihrer weiteren Ausbildung schärfer hervor, und die schwache Brust wird zur kranken Brust, es entwickelt sich die tuberkulöse Schwindsucht. — Man rebet im Volke von einer sehr schnell verlaufenden und zum Tode führenden sogenannten „galoppirenden“ und von einer langsamen, oft bis in ein höheres Alter fortschleichenden chronischen Schwindsucht; beide Formen des Krankheitsverlaufes beruhen aber auf der weiteren Ausbildungsweise derselben Tuberkelanlage, jener eigenthümlichen Blutmischung, welche sich oft schon im Kinde durch die eingegebenen phyisiognomischen Merkmale kennzeichnet, oder eine Zeitlang unter den Erscheinungen eines skrophulösen Leidens fortschleicht, oder erst in der Pubertätsperiode als Bleichsucht oder allgemeine Schwäche und „schwache Brust“ sich geltend macht, und dann im Erwachsenen in der wahren Gestalt als Lungentuberkel heraustritt. — Die akute Form der tuberkulösen Schwindsucht, welche man die galoppirende nennt, ist im Alter der Kindheit häufig selten und ergreift in der Regel und leider in jahrelangen Fällen das Alter des Jünglings und der Jungfrau, und es ist der Verlauf dann oft so schnell, daß der Tod in wenigen Wochen einzutreten pflegt; dagegen kann die chronische Form jahrelang dauern, oder noch später, unter begünstigenden Gelegenheitsursachen, wie unpassende Lebensweise, Erkältung, Ueberanstrengung, Brustfellentzündung ꝛc., in die akute Form übergehen und dann schnell tödtlich verlaufen. Im 14.—16. Lebensjahre des Jünglings, leider beim Mädchen, tritt ein schneller Wechsel in den Lungen ein; es bildet sich auffallender der schwindsüchtige Bau aus, die Brust wird lang und schmal, es senkt sich der Kopf noch vorn, die Lungen zeigen sich in ihrer Cirkulation und Bewegung beschränkt, daher oft kürzeres, beklommenes Athemholen, eine leise, leicht ermattende Stimme, das Gefühl von Druck oder flüchtigem Stechen in der oberen Brustgegend, Athemlosigkeit beim Treppen- und Bergsteigen, ausscheidene Röthe auf den Wangen, oft eine dunkler Färbung der Lippen. Allmälig stellt sich stärkere Beklemmung und damit das öftere Bedürfniß ein, einmal gewohntam tief einzuathmen, es tritt, anfänglich besonders Morgens, ein leichtes Hüsteln, dann ein Husten von kurzen Anfällen, nach und nach mit einem eigenthümlichen, nicht näher zu beschreibenden Auswurfe ein; der Puls wird beschleunigt, es machen sich fieberhafte Reizbarkeit, Schwäche und beginnende Abmagerung bemerklich. Legt man das Ohr unter die Schlüsselbeine, dann erkennt die Resonanz der Stimme auf beiden Seiten nicht gleichmäßig hell, gewöhnlich ist die linke Lungenseite kränker als die rechte, deshalb hier der Ton abweichend dumpfer. Nach und nach, unter Zunahme des Hustens, des Auswurfs, der Schwäche, Reizbarkeit, Athembeschwerde, des drückenden oder stechenden Schmerzes an gewissen Stellen, mischt sich der Auswurf mit Blutpünktchen und Streifen und nimmt immer mehr die eigenthümliche Beschaffenheit des Tuberkelauswurfs an, als eine Maße, die mit weißlichen, gelblichgrünlichen, den gekochten Reiskörnern ähnlichen, auch wohl mit schwarzlichen und übertriebenen Körnern und Klümpchen durchsetzt und gemischt ist. Hierzu gesellen sich Anfälle von fliegender Hitze, echöhte Wangenröthe nach dem Mittagessen, Hitze und Schweiß in den Handflächen, Nachtschweiße, ängstliche Reizbarkeit des Gemüthes, stärkeres Fieber. So kann der Zustand 1—3 Jahre und unter schonenden Umständen noch weit länger fortdauern. Tritt aber dieses tuberkulöse Lungenleiden gleich Anfangs oder später in stärkerer Form auf, oder geht die chronische Form unter Gelegenheitsursachen darin über, so verläuft die Krankheit schnell unter heftigem, bald heftich wechselndem Fieber und dem mit oder ohne Husten stattfindenden Auswurfe kleiner, grauer, gelblicher Klümpchen von der Größe eines Hirsekorns bis einer Erbse, und der Tod erfolgt hektisch oder durch innere Verblutung.

Der Auswurf besteht aus der eigenthümlichen Tuberkelmasse, die aus dem Blute in das Lungengewebe ganz allmälig abgelagert wird und wiederholten Nachschüben abgelegt wurde und nun hier auf einmal, durch eine gelegentliche Ursache, Entzündung des Gewebes, Erweichung und Zerstörung durch Eiterung zur Folge hat. Es scheidet sich aus dem Blute, in den meisten Fällen ganz allmälig und unmerkbar, ein eigenthümlicher Stoff in das Zellgewebe der Lungen ab, gewöhnlich zuerst in die oberen Spitzen der Lungen; dieß ist der Tuberkelstoff, der sich bei seiner Ablagerung in drei bereits erwähnten Grundformen äußert, die in gleichen Stufen bis Hanftorngröße gestaltet. Unter günstigen Umständen, bei frühzeitiger, richtiger Lebensweise und diätetischer Sorgfalt, tritt ein Naturheilbestreben ein, das den Menschen retten und völlig wieder lebenskräftig machen kann, indem diese Knötchen, selbst noch dann, wenn sie bereits eine Zeitlang Husterreiz oder Athembeklemmung und leichte Stiche in der Brust verursacht haben sollten, eine heenartige Beschaffenheit annehmen, mit dem Lungengewebe verwachsen und keiner weiter Neigung mehr ausübern; sie liegen zeitlebens still und vergessen, ohne irgend weitere Krankheitssymptome und Gefahr. Man nennt diesen glücklichen Ausgang die Verdrung oder Verheenung, auch wohl Verbreeiung der Tuberkelmasse. Dieser Naturheilprozeß ist aber nur möglich, wenn das Blut überhaupt durch zweckmäßiges diätetisches Verhalten eine gesundere Beschaffenheit angenommen hat und keine neuen Nachschübe von Tuberkelstoff mehr obtzt. Im ungünstigen Falle aber, wo bei ungeeignetem Verhalten oder nicht zu überwindender Blutentmischung die Erzeugung und Ablagerung der Tuberkelmasse fortdauert, oder wo irgend schwere Krankheiten das Blut alteriren, oder gelegentliche Entzündung der Lungen, des Brustfells ꝛc. eintritt, kann die frühee abgelagerte, nicht verhornte Tuberkelmasse in Erweichung übergehen oder ein frischer und schneller Absetzungsprozeß in Nachschüben stattfinden, der im reiferen Alter dann gewöhnlich die akute Form der sogenannten galoppirenden Schwindsucht einschlägt. Darum ist es so höchst wichtig, frühzeitig die Anlage zu erkennen, oder doch die Beschaffenheit der veedächtigen Lungen durch den Arzt und dessen physikalische Hülfsmittel der Diagnose (Auskultation und Perkussion) prüfen zu lassen und ein strenges diätetisches Verhalten zu beobachten. — Die schleichende und langsam verlaufende Ausbildung der Tuberkulose wird durch schlechte Ernährungsweise, vernachlässigte physische Pflege, häufige Katarrhe, kaltes Trinken bei erhitztem Körper, besonders nach Muskelanstrengung, oder durch die Erschöpfung nach schweren Krankheiten, namentlich Nervenfieber, Typhus, Entzündungs- und hitzige Hautkrankheiten

Digitized by Google

Masern, Scharlach) gefördert und beschleunigt. Uebrigens kann die Absetzung des Tuberkelstoffes außer in die Lungen auch auf die Gehirnhäute, in die Leber, Milz, den Darmkanal, die Gekrösdrüsen, die inneren Geschlechtsorgane, den Kehlkopf und die Knochen stattfinden.

Gehen nun die Tuberkelmassen ihren gewöhnlichen, sich selbst überlassenen oder nicht mehr aufzuhaltenden Verlauf, und tritt die rettende Selbsthülfe der Natur nicht ein, so fließen dieselben allmälig zusammen, gestalten sich zu größeren Knoten, zerweichen nach und nach oder gelegentlich schneller und zerfließen zu einer eiterartigen Masse, welche im Lungengewebe einen Eiterfad oder mehrere derselben bildet, wodurch das Lungengewebe in der nächsten Umgebung entzündet und allmälig zerstört wird, während der in das Blut aufgelegene Eiter heftiges Fieber erregt. Offnet sich der Eiterfad in einen zerstörten Luftrohrenast, so wird mit dem Husten der Eiter ausgeworfen, in welchem dann oft noch die eigenthümliche Tuberkelverhärtung wieder zu erkennen ist; oder es wird der Eiter, falls er auf jene Weise keinen Ausweg findet, in den eingeschlossenen Lungengewebe faulig, zerstört die Umgebung immer mehr und führt diese zum Brand, oder er ergießt sich in die Brusthöhle, oder es treten durch brandige Zerstörung größerer Blutgefäße innere Verblutungen ein. Es ist einleuchtend, daß dieses letzte Stadium der Lungen-Tuberkulose ein sehr trostloses ist; dennoch aber, wenn auch in seltenen Fällen, findet auch hier noch die Natur, unter angestrengtem Verhalten des Kranken und in noch einigem Lebensfonds, einen Ausweg der rettenden Selbsthülfe; es entsteht eine freiwillige Entzündung des Eitersacks, vielerlei rasst in nächster Umgebung eine Ausschwitzung hervor, die sich verknorpelt, die Eiterhöhle eintapezirt und sie von der noch gesunden Umgebung des Lungengewebes und dessen Gefäßen abschließt; es trocknet die eitrige Tuberkelmasse ein, verwandelt sich in eine kaudige oder kreidige Substanz und bleibt todt und gekapselt im Lungengewebe liegen, der Mensch erscheint wieder gesund und es bleibt nur eine der Größe der Einlassstelle entsprechende geringere oder größere Kurzathmigkeit zurück. Die Bezeichnung: „Verkreidung" ist eigentlich keine richtige, denn die steinigte Masse besteht hauptsächlich aus schwefel-, phosphor- und kohlensauren Erdsalzen.

Das diätetische Verfahren bei der Neigung zur tuberkulosen Anlage kommt in der ersten Kindheit, wo sie mehr als Blutarmuth erscheint, hinsichtlich der Ernährungsweise und besseren Pflege ganz mit demjenigen überein, welches wir in unserem Artikel: „Die Krankheit unserer Generation", ausführlich lehren werden. Sobald sich aber die ersten Zeichen einer sogenannten schwachen Brust im Bau des Brustkastens oder einer bereits stattfindenden Lokalisirung in den Lungen zu erkennen geben, muß freizeit, neben der allgemeinen diätetischen Behandlung, eine methodische Kräftigung der Brustorgane, des Brustkastens und des Lungengewebes angestrebt werden. Die Kinder müssen mehr immer eine reine, frische Luft athmen und sich viel im Freien bewegen. Wohnstube und Schlafgemach dürfen nicht dumpf und feucht liegen, die Luft darin sei niemals heiß und trocken und es finde eine öftere Lüftung statt; die nachtheiligen Einflüsse der Schulklasse, besonders des Internats (worüber wir in einer selbstständigen Schrift: „Schuldiätetik" unsere Erfahrungen ausführlich veröffentlicht haben), müssen streng gemieden werden; das Bett sei weder zu schwer noch zu erhitzend, und die Trockenheit der Zimmerluft werde bei Heizung durch aufgestellte Schalen mit Wasser verhütet, dessen Verdunstung die Luft mit der nöthigen Feuchtigkeit erfüllt. Sorgfältig vermeiden soll man ferner: das Einathmen sehr kalter und rauher, namentlich trockener Luft, den schroffen Wechsel der Temperatur, wogegen ein gutkonstruirter Respirator nothwendig ist, ferner das Sprechen gegen den Wind, jede Gelegenheit, welche eine Erkältung (Schnupfen, Brustkatarrh, Husten) verursachen kann. Es soll aber die Person auch nicht verweichlicht und dadurch die Disposition zu Erkältung noch gesteigert werden, im Gegentheil muß eine verständige und methodische, allmälig fortschreitende Abhärtung eintreten; hiezu dienen: der tägliche und häufige Aufenthalt in freier Luft, unter den genannten Kautelen, ein angemessenes, auf Muskelübung und Brusterweiterung hinwirkendes, aber niemals erhitzendes und erschöpfendes, aber zur stärkeren Puls- und Athembeschleunigung treibendes Freiturnen, mit Ausschluß heftigen Laufens, Lastenhebens, überhaupt von Allem, was das Blut gegen die Lungen treibt und Kurzathmigkeit verursacht; ferner: allmälige Gewöhnung an kühleres und kaltes Baden; damit aber jegliche Erkältung verhütet und die gehörige gleichmäßige Hautwärme unterhalten werde, ist es nöthig, daß jeder Tuberkulose auf der bloßen Haut, mindestens des Brustkastens, der Achselhöhlen und Oberarme, wollenes Unterzeug trage. Ganz besonders wichtig ist eine angemessene und niemals zur Anstrengung führende körperliche Arbeit durch Muskelthätigung, wie geländes Hantern, Jägen, Hobeln, Fechten ꝛc., und wäre es auch nur freie Gliederbewegung und Positionsübung. Da aber alle Tuberkulosen ihres lebhaften Geistes und ihrer leichten Erregbarkeit wegen geneigt sind, Alles, was sie ergreifen und thun, mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit zu verrichten, so gerathen sie auch leicht bei ihrer Arbeit in Anstrengung, ohne es zu merken, und man muß sie hierin überwachen und nöthigenfalls mäßigen, aber aus falscher Sorge die Muskelthätigkeit nicht verkümmen lassen, denn wie gesagt, neben der freien Luft ist jene das erfolgreichste Mittel, um Absetzung von Tuberkelstoff in die Lungen zu verhüten und eine etwa schon vorhandene Ablagerung wieder zur Rückbildung, d. h. in den unschädlichen Zustand der Verhornung überzuführen. Selbst Fahren und Reiten, sowie lautes Deklamiren und Singen ohne Anstrengung können durch ihre Erschütterung eine beginnende Tuberkelablagerung wieder lösen. Ein besonders empfehlenswerthes Hülfsmittel ist die von uns näher beschriebene Athemgymnastik ꝛc. unsere Schrift: „Echt-Diätetik ꝛc."), zum frische Luft und Athemmuskelthätigkeit gleichzeitig in Wirkung zu setzen; die Erfolge, welche wir seit etwa 25 Jahren durch Anwendung dieser Athemgymnastik, die wir ursprünglich zur Uebung Stotternder erfunden, und wofür wir schematische Tafeln, gleichfam Noten, entworfen (vergl. unsere Schrift: „Die Heilung des Stotterns"), haben und in zahlreichen Fällen von begonnener Tuberkelablagerung, die so oft mit dem Stottern verbunden ist, überrascht, indem die Tuberkeln zusehends, bei sonst regelrechter Lebensweise, während einiger Monate verschwanden und aus der „schwachen" Brust eine „gesunde" wurde, die nach einer Reihe von Jahren im Berufs- und Ehebelen nichts Abnormes zeigte. — Die Anlage oder begonnene Entwicklung der Lungen-Tuberkulose erfordert aber auch, daß die Person alles Nachtwachen vermeide, früh des Morgens aufstehe, früh des Abends zu Bette gehe, alle Genüsse unterlasse, welche erhitzen und reizen, also das Gefäß- und Nervenleben erregen, wie Spirituosen, scharfe Gewürze, Geschlechtsaufregung, namentlich in der Pubertätszeit, und — Quanie! Um den schroffen Temperaturabwechslungen und rauhen Winden zu entgehen und eine beständige heilsame Luft athmen zu können, empfehlen wir Allen, die in der günstigen Lage der Wohlhabenheit sich befinden, die schroffe, nordische oder von rauhen Winden beherrschte Witterung ihrer Heimat für die kältere Jahreszeit zu verlassen und mit einem wärmeren und gleichmäßigeren Klima (z. B. Bevey am genfer See, Kanton Waadt, oder Mentone, oder Madeira) zu vertauschen. Auch ist der Aufenthalt an einer milden Meeresküste und die Einathmung der mit feinen Salztheilen erfüllten Seeluft sehr wohlthätig, und man hat diese Wirkung auch durch Aufenthalt in Gradirhäusern von Salinen zu ersetzen gesucht, wo die Luft ebenfalls von dem verdunstenden Salzwasser und dessen Salztheilchen erfüllt ist. Von ganz besonderer Heilwirkung hat sich auch die Alm- und Milchmein-Kur erwiesen.

Zum Verständniß einiger in der Heillunst gebräuchlichen Bezeichnungen der verschiedenen Formen, in denen die Tuberkel auftreten können, bemerke man Folgendes: Im Allgemeinen unterscheidet man formlose und geformte; erstere werden als Infiltration des Gewebes bezeichnet, eine Absetzung von grauer oder gelblicher Masse ohne Knötchenbildung; aber auch die geformten Tuberkel entwickln sich aus einer in das Gewebe ausgeschwitzten ähnlichen Masse von grauer Farbe und halber Durchsichtigkeit, die allmälig gelb, undurchsichtig und endlich hart wird. Bilden sich aus ihr Knötchen von Hirsekorngröße, so nennt man sie Miliar-Tuberkel; sind sie größer, so heißen sie Granulationen. Uebrigens kommt auf diese Unterscheidung wenig an, mehr auf die frühzeitige Erkennung der Tuberkel in Anlage oder Lokalisirung und auf alsbaldiges diätetisches Verhalten zur Bekämpfung des in seinem Fortgange so drohenden Uebels.

Bilderräthsel.

Digitized by Google

Aus unserer humoristischen Mappe. I.

Originalzeichnungen von **A. Hölzgen.**

Gute Ausrede.

Schneider. Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant, aber ich brauche eben auch Geld so nothwendig, ich werde vom Tuchhändler gedrängt, der will auch bezahlt sein.

Lieutenant. Aber jetzt geh'n Sie mir nur gleich vom Zimmer! Sie Unverschämter pumpen selbst und verlangen, daß ich Sie bezahle. Geh bringen Sie mir die quittirte Rechnung vom Tuchhändler, dann bezahle ich Sie auch, eher nicht.

Auf der Hochzeitsreise am Rhein.

Kellner (auf dem Dampfboot). Das da drüben ist der berühmte Lurleifelsen, Herr Baron, wie dem fünfundvierzigsten Liede. — Früher wurde jedesmal, wenn ein Schiff vorbeifuhr, geschossen, jetzt hat das seit einigen Jahren aufgehört; — haben der Herr Baron vielleicht ein Terzerol oder einen Revolver bei sich?

Baron. Revolver nicht, aber einen Dolch, wenn das genügt?

Schöne Gegend.

Fremder. Sagen Sie mal, Mädchen, hier müssen wohl wenig Leute sterben, der Kirchhof ist so leer im Verhältniß zu dem großen Dorf.

Mädchen. Ja, wissen Sie, die Mannsleut' aus unserem Ort sterbe meistentheils im Zuchthaus.

Vorlesung.

Arbeiter liest: Vorlesung über die Frage: Was ist der Mensch? — Hm! was der Mensch ist, das weeß er immer, aber was der Mensch manchmal treibt, das weeß keen Deibel nich!

Digitized by Google

In den Red River-Sümpfen.

Nach dem letzten amerikanischen Krieg.

Von

Friedrich Gerstäcker.

(Schluß.)

Markham kehrte an dem Abend spät nach Hause zurück, brachte aber nur einen Hirsch mit, da er den andern erst mit Sonnenuntergang sand und nur aufbrach und an einen Baum hing. Simps kannte den Platz, wie er meinte, und sollte am nächsten Morgen hingehen und ihn holen. Hatten sie doch ja auch Lebensmittel jetzt genug, um auf eine ganze Woche damit auszureichen.

An dem Abend wurde nichts weiter verhandelt, Markham schien müde und Bradshaw fühlte sich zu keinem Gespräch mit dem Spieler aufgelegt. Er hatte den in Grund und Boden hinein verdorbenen Burschen längst durchschaut. Lange war er sich aber rathlos, schlaflos auf seinem Lager umher, und starrte dann wieder halbe Stunden lang in die noch glimmenden Kohlen des Kamins, von denen manchmal eine kleine Flamme emporstieg, die das Haus im Zimmer dann hell erleuchtete, um, sobald sie wieder erlosch, es auf's Neue völlig dunkel zu lassen.

Merkwürdig! Auch nach der Rückseite des Hauses, also direkt in den Hurricane hineinfahrend, denn man konnte die Hütte nicht einmal umgehen, besand sich ebenfalls noch eine Thür, die sich nach außen zu öffnen schien. Es ist das außerdem bei Blockhütten etwas ganz Ungewöhnliches, denn diese haben durchaus nur einen Eingang, den gegenüber sich dann gewöhnlich das Kamin befindet. Die Thür konnte deshalb nur allein dazu angebracht sein, um den Insassen der Hütte, falls sie sich einmal durch eine größere Macht bedroht sahen, einen Weg zur Flucht zu öffnen, und daß dort hinein Niemand im Stande war ihnen zu folgen, wußten sie wahrscheinlich gut genug. Sonst aber zeigte allerdings nichts in der Hütte auch nur das geringste Verdächtige, als ob die Insassen derselben einen andern Zweck suchten, als eben der Jagd obzuliegen. Nur zwei Büchsen ruhten auf Pflöcken, die eine über der Thür, die andere über dem Bette oder vielmehr Lager Markham's, also Waffen, die jeder Backwoodsman in seinem Hause führte. Keine Schießscharten waren in den Holzwänden angebracht, wie man es in den nördlichen texanischen Distrikten und in der Nähe feindlicher Indianerstämme ziemlich häufig findet. Nur ein kleiner Ausschnitt neben der Thür, der vielleicht ein Fenster vorstellen sollte, aber noch keine Glasscheibe bekommen hatte, zeigte eine Oeffnung außer den beiden Thüren, und selbst diese waren nicht stärker oder anders gearbeitet, als alle übrigen im Wald — nur allein mit einem hölzernen Vorbiegen als Schloß.

Bradshaw lag noch stundenlang und grübelte über den Charakter des Mannes, über die eigenthümliche Lage, in der er sich selber seinem Schwager gegenüber befand, nach, und doch mußte der morgende Mittag die Entscheidung bringen, also er bis dahin auch Gewißheit haben. Aber wie das bewirken? Die Augen fielen ihm endlich zu und volle Träume nahmen die Stelle der Gedanken ein.

So schlief er, von dem langen Tagesmarsch ermüdet, bis die Sonne schon hell durch die Spalten der Hütte fiel und Markham an seinem Lager stand und ihn weckte.

„Hallo, George — Du verträumst ja den ganzen Morgen!“ rief dieser lachend. „Auf, Mann — der Kaffee ist fertig und Simps schon hinausgezogen, um den gestern erlegten Hirsch hereinzuholen. Du bist noch an spät Stunden gewöhnt, wie? — Wir hier im Wald sind mit der Tagesdämmerung munter.“

Bradshaw fuhr wirklich erschreckt empor — wie salbe Schattenbilder zuckten ihm noch seine Träume durch das Hirn und er war im ersten Augenblick wirklich kaum im Stande, Wahrheit und Traum von einander zu sondern. Aber rasch sammelte er seine Gedanken. Das lange Leben im Feld und von Gefahren umgeben hatte ihn daran gewöhnt, und emporspringen rief er aus: „Bless my soul! ich habe wahrlich in den Tag hinein geschlafen.“

„Das hast Du.“ sagte Markham, „aber steh' auf, geh' draußen an den Bach und wasch' Dir die Augen aus, und dann komm' und nimm Dein Frühstück. Ich habe überhaupt mit Dir zu reden, und möchte das thun, ehe mein Partner zurückkommt.“

Bradshaw ließ sich nicht zum zweiten Mal nöthigen. Rasch war er in seinen Kleidern und draußen am Bach, aber das Herz klopfte ihm wie ein Hammer in der Brust. „Ich habe überhaupt mit Dir zu reden,“ hatte Markham gesagt — also stand er vor der Enthüllung, und die nächste Stunde vielleicht schon machte seinen Zweifeln ein Ende.

Er verzehrte auch gleich darauf an Markham's Seite sein Frühstück, aber er schmeckte kaum, was er aß, die Zunge klebte ihm am Gaumen, eine eigenthümliche Unruhe hatte ihn ergriffen und sein Schwager mußte es bemerken, wäre er nicht so vollkommen mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen.

Markham schien in der That mit sich selber zu Rathe zu gehen und noch unentschlossen zu sein, wie er handeln solle; während des Frühstücks war auch fast kein einziges Wort gesprochen worden, ohne daß einer der Männer das auffallig gefunden. Aber die Stunden flogen; wurden seine Leute ungeduldig oder belangt um ihn, sie wurden Bradshaw fürchten, daß sie noch vor der von ihm bestimmten Zeit eintrafen, und was konnte er selber dann thun, wie sich verhalten? Hatte er auch nur die geringsten Beweise seines Verdachts? — Nichts, gar nichts, und deshalb mußte dieser Ungewißheit jetzt und ohne weiteres Zögern ein Ende gemacht werden.

Viertes Kapitel.

Zur That.

Mit dem Entschluß gewann er aber auch seine ganze Fassung und Kaltblütigkeit wieder, und sich an seinen Schwager wendend, sagte er vollkommen ruhig und so unbefangen als möglich: „Was ich Dich fragen wollte, John. Drüben über dem Red River erzählten sie viele Geschichten von einer wilden Räuberbande, die hier existiren sollte und wunderbarer Weise den Südländern gar nichts zu Leide thäte, sondern es nur auf Nordsche und Neger abgesehen habe. Du aber lebst gerade in der Nachbarschaft, die man drüben als den Sitz dieses Raubgesindels bezeichnet, und Du vor allen Andern müßtest doch darum wissen, wenn etwas Wahres an der Sache wäre.“

Markham sah ihm fest in's Auge, endlich sagte er mit halblauter Stimme und einem leisen Lächeln in den Zügen: „Du nimmst mir das Wort von den Lippen, George, denn merkwürdiger Weise wollte auch ich gerade mit Dir über diese Bande sprechen.“

„Also existirt sie wirklich?“ rief Bradshaw rasch.

„Laß mich ein Bischen weiter ausholen,“ sagte Markham ruhig, ohne die Frage selber direkt zu beantworten. „Du bist im Süden geboren, alle Interessen Deiner Eltern wie die Deinigen liegen dort — oder lagen vielmehr dort — bis die übermüthigen Yankees, die Gott verdammen möge, in unser Land einbrachen und uns — zu Bettlern machten.“

„Aber, Markham, der Süden begann den Streit,“ sagte Bradshaw. „Willst Du sie noch vertheidigen?“ fuhr Markham auf — „doch fort mit den über und über besprochenen und mit rothem Blut besäumten Thatsachen. Die Neger, von denen die heilige Schrift selber sagt, daß sie zu Sklaven bestimmt seien — Geschöpfe, mehr Thier als Mensch, mit kräftigem Körper, aber leerem Hirn, wurden für frei und uns ebenbürtig erklärt, unsere Pflanzungen zerstört, unsere Brüder in heißer Schlacht getödtet, unsere Flagge beschimpft, unser Volk über die Erde zerstreut, und Onkel Sam *), während er und die Seine zusammenpreßte und unsere Taschen wie ein richtiger Straßenräuber ausleerte, erklärte, daß wir Alle seine Kinder wären und er die nur zärtlige, die er liebe — Pest und Tod!“ unterbrach sich der Sprecher, indem er von seinem Sitz emporsprang und mit blitzenden Augen vor George Bradshaw stehen blieb — „sie sind Sieger geblieben, ja, aber sie haben noch nicht gesiegt, und wenn Alle so dachten und — handelten, wie ich, so wollten wir die — Brut bald von der Erde vertilgt haben.“

„Wie meinst Du das, Markham?“ sagte Bradshaw jetzt vollkommen ruhig und seinen Blick von dem Schwager verwendend — „ich verstehe Dich nicht.“

„Ich werde deutlicher reden,“ lachte dieser bitter — „haben Deine Eltern nicht das Nämliche erduldet, wie tausend Andere? Ist Dir nicht selber das Eigenthum, das einst in Deine Hände übergehen sollte, zerstört worden? Mir fürchten sie am heilen Tage das Haus an und brennten meine Fenzen nieder und — ich habe einen furchtbaren Schwur gethan, nicht eher die Waffen aus der Hand zu legen, bis ich wolle, übersatte Rache an diesen Räubern und Dieben genommen habe.“

„Aber Markham,“ sagte Bradshaw, „was kannst Du allein gegen die Volk ausrichten? War denn die ganze Armee der Südstaaten im Stande, das Verderingen des Nordens zu verhindern? Doch wir gerathen auf ein ganz anderes Kapitel. Du hast mir meine Frage noch nicht beantwortet.“

„Hab' ich nicht?“ lachte Markham, und seine kleinen Augen zogen sich mit einem spöttischen Lächeln so dicht zusammen, daß die Pupillen nur wie zwei Strahlen zwischen den halbgeschlossenen Lidern hervorblitzten. „Nun denn, George, so will ich noch deutlicher zu Dir reden, denn Du darfst mich nicht verrathen, und schon daß Du nach Texas gekommen bist, zeigt mir, wie auch Du, des nordlichen Uebermuths müde, selbst unsere Heimat verlassen hast, um jenem Gesindel aus dem Weg zu gehen. Du fragst mich, ob eine Bande existirt habe, die diese Gegend unsicher machte und der Opfer nach Opfer gefallen? — Sieh' mich an — die Bande.

*) Uncle Sam, nach den Anfangsbuchstaben U. S. — United States.

Digitized by Google

gegen welche die Yankees schon ein ganzes Truppenkorps ausgesandt haben, um sie aufzureiben oder zu zerstreuen, die Bande, die den Boden hier herum mit Blut gedüngt — sie steht vor Dir, und diese eine Hand hat den Krieg fortgeführt und wird ihn fortführen, so lange sie noch Kraft genug behält, ein Messer zu halten oder eine Büchse abzudrücken."

„Markham!" rief Bradshaw, entsetzt von seinem Stuhl aufspringend, denn der Verdacht, der ihn bisher gequält, der er aber noch immer, seit er den Mann erkannt, fast gewaltsam von sich abgehalten, war zur furchtbaren Wahrheit geworden — „Markham, es ist nicht möglich, daß der Gatte meiner Schwester —"

„Bah," unterbrach ihn Markham lachend, „hast Du mir etwa nicht den Muth zugetraut, den Feinden bis zum letzten Blutstropfen das Messer zu zeigen? — Aber höre mich an," setzte er mit halbunterdrückter Stimme und rascher hinzu, „denn ich weiß Dir einen Vorschlag machen. Drei volle Monate saß habe ich diesen Platz allein inne gehabt, allein meine Rache verfolgt, und welcher Yankee, welcher Nigger durch seinen Unsern in meinen Weg gewoefen wurde, sah nie den Norden wieder. Dann traf ich mit meinem jetzigen Partner, mit Simps zusammen, und er bot mir wenigstens eine Art Gesellschaft, und war mir von Nutzen, die Leichen aus dem Weg zu schaffen. Aber er ist sonst ein widerwärtiger Gesell, feige dabei und nicht im Stand, einem Mann entgegen zu treten, ja, ich — traue ihm selber nicht einmal und bin fest überzeugt, er würde mich, wenn er seinen Vortheil dabei sähe, mit to kaltgem Blut verrathen, als ob er irgend ein Pferd oder ein Rind an einen Nachbar verkaufte."

„Und in solcher Gesellschaft magst Du leben, John?"

„Ich sage Dir ja, daß ich ihn satt habe, und ich kann ihn entbehren, sobald Du Dich entschließst, bei mir zu bleiben."

„Und er wiede im nächsten Augenblick hingehen und Dich verrathen."

„Dagegen gäbe es ein Mittel," lachte Markham heiser vor sich hin und seine Augen schiyten in unheimlichem Feuer.

„Mensch!" rief Bradshaw entsetzt, „hast Du denn menschliches Blut in den Adern oder den Lebenssaft einer Hyäne, eines Tigres?"

Markham schwieg, aber der lauernde Blick, den er auf seinen Schwager schoß, verrieth, was in diesem Augenblick in seinem Innern vorging, denn Mißtrauen und Tücke lag darin. Bradshaw dachte in diesem Moment aber wirklich mehr an die Schande seiner Familie, als an seine eigene Sicherheit —

„Um Gottes willen, John," rief er aus, „gib dieß verzweifelte Leben auf; unser schönes Land ist groß und weit, und überall öffnet sich dem fleißigen Mann ein einträglicher Schauplatz für seine Thätigkeit. Du bist dem Gesetz verfallen, aber noch weiß Niemand um Dein Verbrechen oder hat Verdacht auf Dich, als ich und Dein Begleiter, der aber selber wohl aus guten Gründen schweigen wird. Kehre in die Staaten zurück, oder gehe nach Mexiko, Yucatan, Brasilien — wohin Du willst, nur setze dieß Leben nicht länger fort, oder glaube, daß die Regierung der Vereinigten Staaten es dulden würde."

Markham lachte. Seines Schwagers Worte hatten ihn wieder beruhigt. Er glaubte nicht mehr von diesem verrathen zu werden, aber ein unheimlicher Strahl leuchte aus seinen Augen.

„Du hast den Platz getroffen," rief er, den ich mir zu meinem künftigen Aufenthalt ausersehen: Brasilien — aber vorher muß ich hier so viel verdienen, daß ich mir dort wieder eine Anzahl Neger kaufen kann, und glaube mir, ich bin dazu auf dem besten Wege. Aber nicht im Schweiße meines Angesichts will ich den Boden eines Heeren ackern, wo ich selbst früher Herr war. Nein, die verdammten Yankees sollen mir selber das Geld dafür hierher in die Wildniß tragen und mit ihrem Leben das meines Weibes bezahlen. Tod und Hölle, fünfundvierzig habe ich schon, seit ich mich hier niedergelassen, kalt gemacht — aber nicht eher gehe ich von der Stelle, bis das Hundert voll ist."

„Markham!" rief Bradshaw.

„Du hast Du mein Programm für die nächste Zeit," lachte der Bandit. „Zu sürchten habe ich von Simps selber wohl kaum etwas, denn trotz seiner sonstigen Feigheit klebt doch das Blut von drei Yankees an seinen Händen, denen er vom hinten beizukommen wußte. Andere Zeugen aber gegen mich," setzte er höhnisch lachend hinzu, „leben eben nicht mehr, um etwas gegen mich aufzulagen."

„Und wenn sie Dich hier auffpüren und Deine Hütte umzingeln," rief Bradshaw, „weißt Du, daß dann nichts Geringeres als der Strick Dich erwartet?"

„Die Hütte umzingeln?" lächelte der Verbrecher, „und glaubst Du, daß das, mit dem Hurricane im Rücken, möglich wäre?"

„Aber dasselbe Dickicht schneidet auch Dir jeden Weg zur Flucht ab."

„Meinst Du," sagte Markham spöttisch, „daß ich mich in so plumper Weise fangen ließe?" Er trat zu der hinteren Thür, zog den Pflock heraus und öffnete sie. „Siehst Du da meine Rothrehe?" lachte er dabei — „laß da hinein mir folgen, wer Lust dazu verspürt, aber er wird nie zurückkehren, um das, was er entdeckt hat, weiter zu erzählen. Da hinburch liegt nicht allein die Bahn zur Freiheit — nein, wochenlang könnte ich mich dort drinnen in aller Ruhe halten und jeder Verfolgung spotten — wenn es mir eben passte, das zu thun. Hahahaha — Du solltest die Windungen und Wege da drinnen, die sich nach allen Richtungen ausweigen, nur einmal sehen, und würdest es dann begreiflich finden, daß ich jeder Verfolgung mit leichter Mühr trotzen kann. Dort drinnen liegt auch meine Schatzkammer, die aber Simps natürlich nicht kennt, sonst hätte er mir schon lange heimtückisch eine Kugel durch den Kopf geschossen, der Lump. Nein, George, ich bin hier nicht lebendig zu fangen, und verdammt will ich sein, wenn ich von meinem Posten weiche, bis ich meinen Schwur gelöst. Wißt Du also —" er horchte auf, denn die Hunde draußen knurrten und schlugen gleich darauf laut an, und als er einen Blick durch eine der Spalten der Hütte warf, erkannte er Simps, der das Pferd am Zügel, den gefundenen Hirsch über den Sattel gebunden, auf das Haus zukam und gleich darauf, von den Hunden angehetzt, den Platz erreichte. Aber er nahm sich nicht einmal Zeit, sein Pferd anzubinden, sondern lief es einfach vor der offenen Pforte stehen — er wußte, es lief doch nicht fort, bis es nicht seine Last losgeworden, und sprang dann ohne Weiteres in's Haus.

«Damn it!» rief er hier, wie er nur die Schwelle betrat — „was ist denn im Hinds, John? Wie ich eben über low branch kam — Ihr kennt den Platz, wo der alte Maulbeerbaum steht — und dann gleich hier herüber biegen wollte, hörte ich nach dem „Weg" zu Stimmen und Pferdehufen. Mich packte Neugierde, denn so dort nicht leben, denn bei nächtere Jägerreise mit den Palmettohütchen liegt dazwischen, und als ich die hinankeuch, um zu sehen, was es da gebe, hielt ein Trupp Reiter im Weg und schien sich über irgend was zu berathen. Das dauerte aber nicht lange, denn gleich darauf setzten sie sich wieder in Marsch, und verdammt will ich sein, wenn sie nicht ganz soldatenmäßig ritten; Einer, wie ein Offizier, voran, dann zwei und zwei und zuletzt wieder ein Einzelner; zusammen waren es zehn Mann."

„Und welche Richtung nahmen sie?" frag Markham.

„Nach dem Fluß zu —"

„Nun, was dann?"

„Ja, aber nach einer kleinen Weile hörten sie wieder. Der Weg dort ist doch deutlich genug kenntbar, daß sie ihn nicht verfehlen konnten, aber sie schienen über etwas nicht recht klug zu sein, denn Einer von ihnen sprengte den Hügel hinauf, wo der Baum steht, den der Blitz neulich getroffen hat, und schien sich dort nach etwas umzusehen. Dann ritt er wieder zurück in Reih und Glied, und langsam verfolgten sie von da an ihren Weg."

„Wer weiß, was sie wollen," sagte Markham, mit den Achseln zuckend, indem er hinaus vor die Thür trat, den aufgebundenen Hirsch losschnitte, mit Simps' Hülfe in das Haus trug und dann das Pferd frei ließ. Aber die Sache ging ihm doch im Kopf herum, denn was hatte ein militärisch geordneter Zug hier im Wald zu thun und wo kam er her? Zufällig vielleicht nur fiel sein Blick dabei auf seinen Schwager, und ein eigner Verdacht stieg rasch in seinem Herzen auf — wußte er zu doch, daß er ein völlig vogelfreies Leben führte, und er konnte deßhalb keinem Menschen trauen.

Bradshaw hatte auch in der That mit der gespannetsten Aufmerksamkeit den Worten des jungen Verbrechers gelauscht. Das waren die Freunde, die zurückkehren und, pünktlich der gegebenen Ordre folgend, seben wollten, was aus ihm geworden. Und was jetzt, wenn sie herauskamen? Fast unwillkürlich trat er in die Thür, und sein Blick suchte der Richtung zu, von welcher der Pfad, den er selber gekommen, zum Hause führte. Markham fing den Blick auf.

„Hallo, George," sagte er — „weißt Du etwas von den Burschen, die Simps da draußen gesehen hat? — Damn it, Du scheinst sie beinah von dort her zu erwarten. Ist das etwa Deine Begleitung, die Dich sucht?"

„Hol's der Teufel, Markham," rief Simps, der treibelnd geworden war, „laß uns lieber unter Verdeck suchen, bis das Gesindel vorüber ist. Dein Schwager selber wird Dich doch wahrhaftig nicht verrathen, und wenn er Lust dazu hätte" — er griff unter die Weste, jedenfalls nach einer verborgenen Waffe, wie um seinen Worten Nachdruck zu geben.

Der entscheidende Moment war gekommen. Bradshaw fühlte, daß wenige Minuten vielleicht schon ihn zum Handeln drängen konnten, denn erreichten seine Leute die Stelle, wo der Pfad mit den eingekerbten Bäumen nach hinten Hause zu abzweigte, so konnen sie auch in scharfem Trab heran, und daß er, den Markham in alle seine Geheimnisse eingeweiht, nicht ungefährdigt — nicht lebendig in dem Haus zurückgelassen wurde, um später als Zeuge gegen sie aufzutreten, wußte er.

Er hatte die Arme auf der Brust gekreuzt, aber so, daß er seinen unter dem Rock verborgenen Revolver fassen konnte, sein Antlitz war auch wohl bleicher als sonst geworden, aber sein kalter Muth verließ ihn keinen Augenblick.

„Von den Burschen, die Simps draußen gesehen, Markham," sagte er,

Digitized by Google

indem er in das Haus zurücktrat und sich gegen seinen Schwager wandte, „weiß ich allerdings. Es ist eine Abtheilung Vereinigter-Staaten-Soldaten, die nach Texas gekommen sind, um das Land hier von einem Fluch zu befreien, der die letzten Monde auf ihm gelegen."

„Teufel!" schrie Simps und riß seinen Revolver aus dem Gürtel, „ob ich's mit nicht gedacht habe, Markham, und das ist Euer Schwager?"

„Der Offizier der Truppe!" sagte Bradshaw mit eiserner Ruhe, indem sein Auge den Spieler streifte, daß dieser einen scheuen Blick nach der Thür warf, die in das Dickicht führte. Während aber Bradshaw von dem vorderen Eingang zurücktrat, um mit Markham zu sprechen, hatte er wie zufällig seine Stellung so genommen, daß er die Insassen des Hauses verhindern konnte, durch die Hinterthür zu entkommen.

Markham überfah im Nu die Gefahr, in der er sich befand. Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Bradshaw als Spion zu ihm gekommen — aber wußte er denn damals, daß er in ihm den Schwager finden würde, und konnte er ihm jetzt verrathen wollen? Und doch — wie düster haftete sein Blick auf ihm!

„George," rief er mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme, „was hast Du vor? Du weißt, daß Du in meiner Gewalt bist; das geringste Zeichen einer feindlichen, verrätherischen Absicht gegen mich, und Grant's ganze Armee könnte Dir nicht lebendig über diese Schwelle helfen."

„Da kommen sie — bei Gott!" schrie Simps — „Markham, es ist Euer Schwager, aber er muß sterben!"

Markham entwendete seine Sylbe; Bradshaw war in der That unmittelbar vor die Thür getreten, die ihnen allein einen Ausweg bot. Ein Blick hinaus überzeugte ihn, daß die jetzt deutlich erkennbaren Reiter wenigstens noch Minuten gebrauchten, ehe sie das Haus erreichen konnten. Mit der Bewegung seines vorgestreckten Armes drohte auch schon der Schuß seines Revolvers durch den engen Raum, aber er wurde fast in demselben Moment beantwortet, und in den Pulverdampf, der so rasch keinen Abgang fand, hinein stürzte er, eine Leiche, unmittelbar vor Simps zur Erde nieder.

Mit dem Knall aber auch fast und ehe der junge Spieler in seigem Entsetzen einen Entschluß fassen konnte, fühlte er eine eiserne Hand an seiner Kehle.

„Bestie, auf die Knier" — donnerte ihm Bradshaw zu, indem er ihm die Waffe mit voller Wucht gegen die Stirn stieß — „Du wenigstens sollst hängen."

„Gnade, Erbarmen!" schrie der Verlorene, von dem Stoß halb betäubt, indem er seinen Revolver fallen ließ.

Draußen donnerten die Hufe heran — die Reiter hatten die Schiffe gehört — die Rufen sprangen gegen sie an, aber von fünf, sechs Kugeln zu gleicher Zeit getroffen, waren sie bald unschädlich, und in die Thür der Hütte stürmte die wackere Schar.

„Bradshaw!" schrie Cooly in wilder Verzweiflung, als er in dem Pulverrauch nur undeutlich die auf dem Boden ausgestreckte Gestalt und die andere Gruppe erkennen konnte.

„All right!" rief ihm der Führer lachend entgegen — „wir haben das Nest — hier den Burschen bindet — der Andere hat seinen Lohn."

„Damnation!" schrie Cooly aufjubelnd, „aber die Jammergestalt hier ist doch nicht der Räuber?"

„Da liegt er," sagte Bradshaw düster — „John Markham, der blutige Bandit dieser Wälder — doch die Schande ist wenigstens der Familie erspart, daß er in Little Rock den Galgen ziert — hinaus mit dem Kadaver!"

Bradshaw erzählte jetzt den Seinen mit kurzen Worten das Geschehene, und er und Cooly, während Simps mit gebundenen Händen und süßen unter sicherer Bewachung zurückblieb, versuchten nun jenen Hurricane zu durchforschen, von dem ihm Markham gesagt, daß er seinen Raub dort geborgen — aber vergebens. Nur zu deutlich sahen sie, wie vergeblich, ja unmöglich hier eine Verfolgung gewesen wäre, wenn der Flüchtige nur selbst zehn Schritte Vorsprung gehabt. Zwei, drei möglichen Pfaden folgten sie, fanden sich jedoch jedesmal zuletzt in einem unbrechdringlichen Gewirr von zusammengeflürzten und gebrochenen Aesten und Stämmen, unter welchen von diesen hin aber vielleicht ein geheimer Pfad lag, hatte Wochen gebraucht, um es zu erforschen, und wer sollte hier nach verborgenem Gelde suchen?

Bradshaw befahl zu dem Haus zurück und seine Ordre war bald gegeben. Für die Leiche seines Schwagers gruben die Leute mit ihren breiten Jagdmessern in dem weichen Boden ein Grab aus, tief genug, um den Körper oben mit Erde zu bedecken. Dann schleppten sie niedergebrochene Aeste herzu und häuften sie darüber, damit die Bestie den Kadaver nicht wieder ausscharren, und drei Uhr Nachmittags etwa, nachdem ein paar der Soldaten die in der Nähe weidenden Pferde herbeigetrieben und zusammengekoppelt hatten, setzte sich der kleine Zug wieder in Bewegung, um die Nacht in seinem alten Quartier, der Plantage, zu verbringen.

Mr. Cornbilt sichen allerdings sehr unangenehm überrascht, als er jetzt sah, welche Gäste er damals beherbergt und welches Ende seine Erzwächter genommen, durfte aber natürlich seinen Gefühlen keine Worte geben und duldete selbst schweigend, daß Bradshaw den Negern erklärte, er wolle Jeden von ihnen, der nicht hier zu bleiben wünsche, mit nach Little Rock nehmen, wo wenigstens die Alten und Kranken ein Unterkommen finden sollten. Fast Alle nahmen auch sein Anerbieten an, mit Ausnahme eines Einzigen, der früher Handdiener gewesen und jetzt von Cornbilt gut bezahlt wurde. Das wenige Gepäck, was die Unglücklichen besaßen, wurde dann auf die erbeuteten Pferde geladen, und zwischen diesen, von zweien der Leute scharf bewacht, ging mit auf den Rücken gebundenen Händen der gefangene Spieler. — Simps wurde später in Little Rock gehangen.

Von da an hatte aber auch das Treiben der sogenannten Raubbande am Red River ein Ende, und es ist eine eigenthümliche und für die Vereinigten Staaten höchst wichtige und ehrenvolle Thatsache, daß nach dem Friedensschluß kein einziger Versuch gesplosen Gesindels mehr gemacht wurde, die Sicherheit der Bewohner oder Reisenden zu stören. Gesindel gibt es ja in allen Ländern, so auch hier, und einzelne Raubanfälle und Morde fallen in den civilisirtesten Städten Europas vor, ja gehören dort nicht einmal zu den Seltenheiten; aber hier hat das weite, reiche Land überall den entlassenen Soldaten einen sicheren Broderwerb, und beide Armeen, die des Nordens sowohl wie die des Südens, verschwollen kaum aufgelöst auch schon wieder mit dem Volk, aus dem sie genommen worden.

Zum Ball kommandirt.

Eine Erinnerung aus der schönen Fähnrichszeit.

Wirklich, es gab keinen schöneren Mann, als den Lieutenant von Schnabelwig. Wenn er so über die Straße daherstolzirte mit den vier Wochen alten Epauletten, die drei Bartharchen mit grazidse Handbewegung in die Höhe drehte, und den unglücklichen Kompagniesalmrich stramm Front machen ließ, da stannte die Welt den jungen Kriegsgott an; aber wenn er am Fenster des gnädigen Fräuleins von Nesselspitz vorbeideklirte und seinen ehrfurchtsvollen Gruß mit freundlichem Kopfnicken erwiedert sah, da schlug das jugendliche Heldenherz an die hochwattierte Brust, und mit dem Stolze durchschauerte es ihn:

„O, welche Lust, Soldat zu sein!"

Und das gnädige Fräulein Gusse von Nesselspitz wußte, diese Herz schlage nur für sie allein, und mit unsäglichem Entzücken nahm sie seine Bitte auf, ihn mit dem ersten Walzer zu beglücken, der die diesjährige Saison im Offizierskasino eröffnen sollte — nur Schade, sie hatte dem Fähnrich schon den Tanz zugesagt.

„Auf Ehre, gar nichts zu sagen, meine Gnädigste, werde Sache schon arrangiren, Kleinigkeit, auf Taille."

Das glückliche Paar hatte seine Aufstellung genommen, da nahte sich der nichts ahnende Fähnrich und erinnerte das Fräulein gehorsamst an das mit ihm gemachte Engagement.

Das gnädige Mädchen rümpfte sich ein wenig und wandte sich zu dem jungen Offizier.

„Lieber Fähnrich, Sie sehen, die Dame ist engagirt."

„Entschuldigen der Herr Lieutenant; aber die Dame hat mir die Ehre des ersten Walzers schon früher zugesagt."

„Porte-pferfähnrich, vergessen Sie sich nicht, Sie wissen doch auch, daß Sie hier überhaupt nur geduldet sind."

Mit einem militärischen „Zu Befehl, Herr Lieutenant" fiel der Fähnrich aus der elegant-geselligschaftlichen in die frommdienstliche Kommißhaltung, machte vorschriftsmäßig Kehrt und verließ schnurstracks den Ballsaal.

Ein lustiges Völkchen Fähnriche war damals auf der Kriegsschule zu X. versammelt. Auf's Grimmigste waren sie entrüstet über die Behandlung des Kameraden und auf's Tiefste verletzt über den Unglimpf, welchen der ehrenwerthe Fähnrichsstand erfahren.

„Hätte ich nur solch' einen guten Platz im letzten Offizierexamen gehabt, wie der dumme Kerl, der Schnabelwig," sagte der dicke J., „da hätte ich meine Arbeiten auch abschreiben können, und er wäre statt meiner durchgefallen. O, wäre das nicht eine Wonne! Da wäre ich jetzt Offizier, statt auf der elenden Kriegsschule malträktirt zu werden, ich beiße

Digitized by Google

den Schnabelwig Front machen und schubriegelte ihn und tanzte mit seiner Dame — nein, so niederträchtig wäre ich doch nicht; aber nur Geduld, wir werden schon quitt werden."

Als nun der nächste Ball kam und die Herren Offiziere die Fähnriche der Kriegsschule mit einer Einladung beehrten, da sagte der lange W. von den Gardeulanen: „Nichts wird gereicht; wir nehmen uns nun Ballabend Urlaub für die ganze Nacht, der Offizier du jour wird denken, wir wollten in's Kasino; aber wie gehen in's „Weiße Roß", machen eine Bowle, und der Schnabelwitz kann mit der gnädigen Resselspitz tanzen, so viel er will."

Und so geschah's; die ganze Kriegsschule erhielt Urlaub, und der Wirth vom weißen Roß war freudsbel, so viele Bowlen waren bei ihm lange nicht getrunken worden.

Noch spulte der Wein am nächsten Morgen in den Köpfen, da wurde der Befehl ausgegeben: „Um ein Uhr wird der Herr Major Appell abhalten."

Dieß machte die Gesellschaft nächtern, der Major war eine gefürchtete Persönlichkeit, und die Uniformen wurden ängstlich in Stand gesetzt, damit nichts seinen Zorn reizen könne.

Punkt ein Uhr erschien der Major in Ueberrock und Mütze und mit dem Knuthurtreuz des weißen Adlers um den Hals.

„Meine Herren," sagte er, „es hat mich unangenehm überrascht, Keinen von Ihnen gestern Abend auf dem Ball gesehen zu haben. Es zeugt das nicht nur von Respektswidrigkeit gegen die Heren Offiziere, welche Sie mit einer Einladung beehrt, sondern auch von Nichtachtung gegen Ihren Stand. Statt die Gelegenheit aufzusuchen, im Umgang mit edlen Damen die Ritterlichkeit des eleganten Kavaliers zu zeigen, sehen Sie sich in's weiße Roß zu einem lärmenden Trinkgelage. Ich habe schon bei dem Wirth jenes Hotels mich erkundigt, und wenigstens zu meiner Genugthuung gefunden, daß Ihre Namen nicht in seine Kantonbücher eingetragen sind; aber ich muß Ihnen doch meine ernste Mißbilligung aussprechen und mir dringend ausbitten, daß so etwas nicht wieder vorfalle. Ich hoffe und erwarte es, Sie recht zahlreich auf dem nächsten Balle zu sehen. Guten Morgen, meine Herren."

„Guten Morgen, Herr Oberstwachtmeister."

Der Dienst wurde erlesen, Korporalschaften formirt, und das Unwetter war glücklich vorüber.

Der Tag des nächsten Balles kam, die Einladung der Herren Offiziere erfolgte pünktlich, aber die Kriegsschule verhielt sich passiv. Um acht Uhr waren Alle zur Einhaltung der Arbeitsstunde auf ihren Stuben, um zehn Uhr rapportirte der diensthuende Fähnrich dem Offizier du jour: „Alles zu Bett", und der Wirth vom weißen Roß war arg enttäuscht.

Des folgenden Mittags beim Appell erschien der Major unangemeldet. Die schwarzen, in der Mulde gefärbten Bartspitzen starrten wie gestählte Bajonette auf die meuterische Schaar, und aus den drohenden Augen blickten die fürchterlichen Kriegsgesetze mit zwanzig Jahren Baugefangenschaft zum wenigsten für das Kleinste Vergehen.

„Ganzes Bataillon Achtet, zum Kreise rechts und links schwenkt, Marsch — Halt."

Schwüle Pause.

Der Offizier du jour hielt mit der Hand verstohlen am Rocke herunter, um sich zu vergewissern, daß auch kein Knopf offen stehe.

„Meine Herren, kennen Sie die Kriegsartikel? Haben Sie vergessen, was es heißt, eine Verschwörung anzuzetteln? Ich hätte große Lust, Kriegsgericht über Sie halten zu lassen. Ich sehe jetzt, daß Sie aus Absicht nicht auf die Bälle gehen. Kein Dummer-Jungen-Streich hat Sie das letzte Mal in's weiße Roß statt zum Balle geführt, es war eine wohlüberlegte Widersetzlichkeit gegen meine Wünsche. Aber ich werde Sie schon zwiebeln. Bis auf Weiteres wird kein Urlaub ertheilt. Nächsten Sonntag hat die ganze Schale Kasernenarrest; Sie, Lieutenant v. A., werden die Aufsicht führen."

Der Rennstall, welcher kein Günstling des Majors war, legte die Hand schweigend an die Mütze; man bedauerte ihn, das große Konzert im Kutuksgarten war ihm verlaufen worden.

Der Major hatte den Kreis noch kurzem Gruß verlassen.

„Ganzes Bataillon Front; links und rechts schwenkt, Marsch — Halt. Sie haben den Befehl des Herrn Majors gehört, ich habe Ihnen, meine Herren, für das mir bereitete Sonntagsvergnügen. Korporalschaften formirt."

Am nächsten Sonntag war eine lebhafte Wallfahrt nach dem Hotel zum weißen Roß; die Ordonnanzen der Kriegsschule schleppten ganze Flaschenbatterieen nach der Kaserne, das weiße Pferd schlug vor Freuden hinten und vorne aus, und die Fähnriche tranken das Wohl des guten Lieutenants o. A., dann die Gesundheit des gestrengen Herrn Majors, und vergaßen sogar nicht den liebenswürdigen Lieutenant von Schnabelwig.

„Wie wäre es, Herrschaften," sagte der dicke Z., „wenn wir einen kleinen Tempel aufsetzten? Der Major ist nicht mehr zu erwarten, und die Sache fängt an, mir langweilig zu werden."

Gesagt, gethan. Auf mehreren Stuben war schnell ein Spiel arrangirt, auf die Rückseite einer großen telegraphischen Karte der Tempel gemalt, und die Arbeit begonnen.

Auf einmal klopfte es von unten dreimal an den Fußboden, es war das Alarmsignal: „Verrath im Lager."

Mit Blitzesschnelle verschwanden Karten und Geld, die Kriegskarte machte „ganzes Bataillon Front", und kaum hatten sich Alle darüber gebeugt, um den Erklärungen des großen Strategen Z. zu lauschen, da öffnete sich die Thüre und der Major stand auf der Schwelle.

Unhörbar war er erschienen, und wurde nicht gleich bemerkt.

„Hier stehen die Verpoten, dahinter im Thalabhange das gros der Feldwache; rechts im Gebüsch —"

Jetzt erblickte Z. den Vorgesetzten.

„Aufstehen," tönte sein Kommando; dann meldete er: „Stubenältester. Die Stube ist belegt mit acht Portepeefähnrichen."

„Ich danke Ihnen. Freue mich, meine Herren, daß Sie wenigstens aus der Strafe Nutzen ziehen; auf der Kavalleriestube habe ich soeben eine Gesellschaft beim Hazardspiel getroffen, der ich drei Tage Arrest dictirt habe. Ich hoffe, aber Sie keine Strafen mehr verhängen zu müssen. Guten Abend, meine Herren."

„Guten Abend, Herr Oberstwachtmeister."

Der Tag des letzten Balles erschien, aber keine Einladung traf ein, und Alles freute sich: augenscheinlich waren die Herren Offiziere es überdrüssig geworden, ihre Gnadenbezeugungen an die undankbaren Fähnrichsspitzbuben zu verschwenden.

Der Major hielt selben Appell ab.

„Meine Herren, natürlich hat man Ihnen keine Karten zum heutigen Balle geschickt. Da ich aber weiß, daß Sie sich auf demselben zeigen, so habe ich dem Offizierskorps mitgetheilt, daß Ihr Benehmen Ihnen Leid thue, und man hat mich in Folge dessen gebeten, Ihnen die Einladung zu überbringen. Ich befehle Ihnen nun dienstlich, heute Abend im Kasino zu erscheinen. Haben Sie mich verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister."

Am Nachmittage hatten die Ordonnanzen viel zu thun. Die Paradesachen waren von der Kammer ausgegeben, jetzt wurden die schweren Reitsohlen der Kavallerie gewichst, sowie die bieten Stiefel mit den Pfundsporen, die Helme der Infanterie erhielten ihren schönsten Glanz und die Säbelkuppeln den letzten Anstrich.

Im Saale des Offizierskasinos strahlten unzählige Gasflammen ihren Schein in die glänzende Versammlung. Die Generale unterhielten sich mit den hochgestellten Damen, die Stabsoffiziere machten das vorschriftsmäßige Gesellschaftsgesicht, die Lieutenants eröffneten um den Kreis der Schönen ein lebhaftes Plänklergefecht, und der unwiderstehliche Lieutenant von Schnabelwitz versicherte das reizende Fräulein Gustel von Nesselspitz, daß sie auf Ehre ganz verdammt schön aussehe.

Die Zornesader auf des Majors Stirne war bedenklich angeschwollen, und kein Auge blickte finster nach der Thüre.

Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen lämen.

Noch war kein Fähnrich erschienen; bleiben sie auch diesmal aus, so war das offene Meuterei, und die ganze Kriegsschule kommt auf die Festung.

Fürchterliche Ungewißheit.

Noch immer keine Fähnriche.

Da — was ist das? Militärische Tritte lassen sich vernehmen, die Damen fahren erschreckt in die Ecken, die Offiziere machen unwillkürlich Platz: in den Saal marschirt kommt im großen Paradeanzuge die Kriegsschule, und „Tritt gefaßt, richt ewch" schallt das laute Kommando des Portepeefähnrich von H. vom grünen Husarenregiment.

„Die Zehe rechts schwenken, gerade aus — Estadron Halt. Links marschirt auf, Marsch. Halt. Richt euch. Augen — links."

Stramm zieht der kommandirende Fähnrich den Säbel an, geht auf den ältesten General los und meldet: „105 Portepeefähnriche der Königlichen Kriegsschule zum Ball kommandirt."

„Ich danke Ihnen, Fähnrich. Lassen Sie abtreten."

„Augen — rechts. Rechts um. Die Zehe gleich rechts schwenken. Estadron Rasarsch."

Am nächsten Tage beim Appell verlas der Offizier du jour folgenden Kommandanturbefehl: Sämmtliche Portepeefähnriche der Kriegsschule erhalten drei, der Fähnrich von H., vom —ten Husarenregiment Nr. ", fünf Tage gelinden Arrest."

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 5. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **van Dewall**

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Durch zwei Vorzimmer, mit Bücher- und Aktenregalen, Schreibern und Ordonnanzen angefüllt, gelangte Mengden in das Arbeitszimmer des Generals.

Es war ein großes, hohes Gemach mit grünseidenen Tapeten und Vorhängen. Mitten in der Stube, dem breiten Kamine gegenüber, standen ein massiver Schreibtisch, und dahinter drei oder vier Sessel und Stühle; sonst waren außer einem Spiegel und dem lebensgroßen Bilde des Kaisers Nikolaus I. keine Möbel im Zimmer, wodurch dasselbe eine äußerst kahle und frostige Physiognomie erhielt.

Als Mengden eintrat, stand der General Graf P. am Fenster und unterhielt sich mit dem Platzmajor der Garnison.

Der General war ein kleiner, untersetzter Greis.

Unter den buschigen, grau melirten Brauen hervor blickten zwei kleine, wasserblaue Schlitzaugen, welche einen harten, metallischen, fast grausamen Ausdruck hatten, die kleine, aufgestülpte Nase, die breiten Backenknochen, der grobe Mund mit dem kleinen, buschigen Schnurrbarte darüber, konnten eben so gut jedem gemeinen Soldaten angehören, als dem Grafen. Nicht

Eine große Dame. Puzlawski händigt dem Stadtchef die Wechsel aus. (S. 50.)

Digitized by Google

eine Spur von Adel in diesen harten Zügen, kaum ein Schimmer von Intelligenz war zu bemerken. Alles Härte und Schematismus. Die feste und gedrungene Gestalt saß in einem zugeknöpften grauen Ueberrock, mit einem Orden am Halse.

So stand er am Fenster und sagte in einer harten, absprechenden Manier jedes Wort kurz und wie mit einem Messer abschneidend zu seinem Untergebenen.

Mengden blieb aufrecht und stumm wie eine Bildsäule wohl zehn Minuten lang auf dem Teppich dicht neben der Thüre stehen und hatte hinreichende Muße, seinen Chef zu beobachten und seinen eigenen Gedanken nachzuhängen.

Endlich wurde der Platzmajor entlassen, und der General wandte sich zu seinem Adjutanten.

Sein kalter, musternder Blick überflog eine Sekunde lang die ganze Gestalt des schönen jungen Mannes, dann machte er ihm eine kurze Verbeugung und gab ihm ein Zeichen mit der Hand, näher zu treten.

„Excellenz haben befohlen."

„Ich höre," erwiederte trocken der General und nahm in einem Sessel Platz.

Mengden nahm einen kleinen Zettel aus seinem Kalpak und begann die einzelnen Punkte des Rapports vorzutragen. Es handelte sich um eingelaufene Meldungen von Patrouillen, kleine Scharmützel und ein oder zwei bedeutende Rencontres mit den Insurgenten, ferner um Verbrennung mehrerer Dörfer und Plünderung eines Schlosses, alles dies aus der Umgegend der Stadt im Bereich des Korps-Kommandos. Dann kamen die Meldungen aus der Stadt selbst, Aufzählungen von nächtlichen Verhaftungen, wegen Ausgehens ohne Laternen, Anstehen von Pulaten, Arretierungen von Frauen in Trauerkleidern u. s. w., welche mehr als Tagesneuigkeiten behandelt wurden.

Der General hörte das Alles ruhig mit an, ohne eine Miene zu verziehen, ließ sich die entsprechenden Akten vorlegen und begann mit einem Rothstifte seine Zeichen zu machen.

Dann kamen die Verhaltungsmaßregeln für den laufenden Tag an die Reihe, Anordnung von Patrouillendienst zur Unterstützung für die Polizei u. und der Rapport war zu Ende.

Der General nickte — Mengden war entlassen; aber noch zögerte er einen Augenblick.

Der General runzelte die Stirne.

„Excellenz, ich hatte noch nicht die Ehre, der Gräfin P. präsentirt zu werden, ich wollte mir erlauben, heute Mittag derselben meine Ehrfurcht zu bezeugen!"

Das harte Gesicht des Vorgesetzten klärte sich ein wenig auf, die einzige weiche Saite in diesem Herzen von Granit war berührt worden.

„Die Gräfin wird sich freuen, um 2 Uhr ist ihre Zeit, auf Wiedersehen, Herr Rittmeister," sprach er höflich.

Mengden verließ das Gemach.

Auf seinem Zimmer fand er Prinzipe Mussa, mit seinem Wolfshunde spielend.

„Ah — schon fertig — freut mich — freut mich, ich hungrig sein. Wollen ein Bissel durch die Stadt gehn — bissel frühstück, He? —" sprach der Oberst der Tscherkessen.

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, mein Prinz," antwortete Mengden. Dann klingelte er seinem Bedienten.

*

Prinzipe Mussa und er nahmen ihre Pelze um und verließen das Schloß nach der kalauer Vorstadt zu.

Unterdessen saßen in dem kleinen Gemache des Geheimnißvollen der Stadtchef Stephan Bobrowski, Michael Buzlawski, der Bandenführer Bentkowski, ein großer, hagerer Mann mit finsterem Gesicht, und Oberst Rochebrun, ein kleiner, ordinär aussehender Franzose, mit einer aufgestülpten Nase, großem dickippigen Munde und affektirten Manieren, der später sich als Kommandeur der Zuaven des Todes einen Namen in der Revolution machte.

Das sehr erregte Gespräch wurde des Letzteren wegen, der nur sehr unvollkommen des Polnischen mächtig war, in französischer Sprache geführt.

Michael Buzlawski hatte seinen Rapport abgestattet und eine ansehnliche Summe in Wechseln dem geheimen Stadtchef ausgehändigt. Er fuhr in seinem Berichte fort: „Mieroslawski ist in Posen unter einer sicheren Bewachung eingetroffen und hält sich bereit, jeden Tag als Diktator die Grenze zu überschreiten. Die Westen (die Gyatorinskische Partei) setzen ihn mit scheelen Augen an, wie Sie wissen, und jene Aristokraten haben ein süßsaures Werkzeug in der Person des Maryan Langiewicz bereits gefunden, sie stehen im Begriff, ihn als Diktator auf der Bühne erscheinen zu lassen, ausgerüstet mit unumschränkten Vollmachten."

„So waren also jene Herren im Stande, zu vergessen, was wir hier litten und wirkten, während sie in üppiger Sicherheit sich in den Strahlen des kaiserlichen Hofes zu Paris sonnten," unterbrach hier Stephan Bobrowski mit blitzenden Augen den Berichterstatter, — „die Herren von der Aristokratie mit ihrem Pfaffennanhange mögen sich verständen! Wir haben nicht umsonst hier unter den Kanonen der Moskowiter täglich, stündlich unser Leben auf's Spiel gesetzt, wir wollen nicht vergebens Alles, was dem Menschen das Leben süß und heilig macht, mit fester Hand aus unseren Herzen gerissen haben, zuletzt ung nur den einen Idee gelebt und für sie geschafft haben, um uns nun die Pläne, da sie reif geworden sind, von Jenen durchkreuzen zu lassen. Die Ernte ist vor der Thüre, und wir wollen es sein, welche sie schneiden!"

Eine peinliche Stille trat ein, während welcher Bobrowski mit geschwollener Stirnader an seinen Lippen nagte und düster vor sich hin starrte.

Es ergriff Oberst Rochebrun das Wort: „Ich bin hier fremd, der Wunsch, für Polen, welchem ich meine innigsten Sympathieen widme, mein Blut zu verspritzen, führte mich hierher. Ich finde hier zwei Parteien; ich bin nicht im Stande, zu beurtheilen, wie weit eine jede mit ihren Ansprüchen im Rechte ist, und wie weit sie nachgeben kann. Die Partei des Fürsten ist stark durch ihren Einfluß in Paris, Wien und Stockholm, sie hat durch Walewski das Ohr des Kaisers, meines Herrn. — Sie, meine Herren, sind stark durch das, was Sie bereits geleistet haben, durch die Sympathieen ganz Europas, Sie halten die Zügel der geheimen Regierung in Ihren Händen, — ich bitte Sie, einigen Sie sich, Einigkeit macht stark, bedenken Sie wohl, le mieux c'est l'ennemi du bien!"

Diese Worte blieben nicht ohne Wirkung.

Bentkowski nickte einige Male zustimmend mit dem Kopfe und sprach: „Sie haben Recht, Oberst, unser armes Vaterland hat genug durch inneren Unfrieden zu leiden gehabt, Gott ist dessen Zeuge, und wenn wir nicht fest zusammenhalten, das Joch der Moskowiter abschütteln, dann wird es uns gehen wie jenem alten Römer mit dem Bündel Pfeilen, die er einzeln von seinen Söhne zerbrechen ließ, — dann vergießen wir edles Blut vergebens."

„Was verstehen Sie unter ‚einigen', meine Herren?" fuhr Bobrowski empor, „meinen Sie, daß wir darum hier seit Jahren mühsam das Holz zusammengetragen und den Brand geschürt haben, damit wir nun für Jene die Kastanien aus dem Feuer holen?" Wer ist jener Langiewicz? Was hat er geleistet, welche Besähigung hat er, daß wir ihm vertrauensvoll die Zügel der Regierung überlassen könnten — ist er ein Kossuth? Der Name Mieroslawski hat europäischen Ruf, von Jenem weiß ich nur, daß er Mathematik lehrte, daß er preußischer Bombardier war, und der Schritt von jener untergeordneten Stellung zum Diktator von Polen scheint mir ein sehr gewagter. —"

„Wollen meine unseren Raden unter das Joch des Aristokraten beugen, einem Czartoriski dem Ersten unsere Huldigungen zu Füßen legen? Nachdem wir ihn auf den Thron gehoben, vor ihm im Staube wedeln? Nein, frei wollen wir sein, ein freies Volk! — Für's Vaterland, nicht für Jene verspritze ich mein Blut!"

Eine peinliche Stille trat ein.

Nach einer Weile fuhr Buzlawski mit seinem Bericht weiter fort. Er sprach von der Aufregung in Paris, von den Sympathieen der Franzosen und Engländer für das unglückliche Polen, daß französische Offiziere unterwegs seien mit der Absicht, in polnische Dienste zu treten, daß die Presse die Gemüther von ganz Europa gegen die Russen entflamme, er erwähnte, daß bedeutende Waffentransporte unterwegs seien und in Galizien angesammelt würden, um von dort aus über die Grenze gebracht zu werden, u. s. f. — Als er geendet hatte, war der peinliche Eindruck der vorigen Szene ein wenig wieder verwischt.

Man machte Miene, sich zu erheben, da klopfte Bobrowski an eine bestimmte Stelle der Wand, es gab einen hohlen Ton, gleich darauf öffnete sich die Thüre, Jan trat herein und überreichte zwei Briefe. — Beim Lesen des einen brach ein Strahl der Freude aus dem finsteren Auge des Stadtchefs und seine Stirne heiterte sich auf. „Meine Herren," sprach er erregt, „soeben erfahre ich den Uebertritt von vielen unserer Landsleute, bisher russische Offiziere, zur gerechten Sache, unter ihnen der Adjutant und Neffe des Grafen Berg, Graf Tanjusin!"

Die allgemeine freudige Sensation, welche sich in Folge dessen kundgab, bekam aber schnell beim Eröffnen des zweiten Briefes einen argen Dämpfer. Bobrowski ließ denselben aus seinen zitternden Händen fallen und murmelte dumpf: „Soeben hängt man den Kapuziner Konarski und Edward Rlicht!"

Die Männer erhoben sich tief erschüttert — Buzlawski murmelte ein Gebet, Bobrowski leerte sein Glas und stürzte dann aus dem Gemach.

Gleich hinter ihm gingen auch die Anderen.

*

Als Prinzipe Mussa und Mengden gefrühstückt hatten, gingen sie der Citadelle zu, eine zahlreiche aufgeregte Menschenmenge strömte neben ihnen her in derselben Richtung, Frauen, die jammerten und die Hände rangen,

Digitized by Google

Männer, die fluchten und nach Rache schrieen. Starke Patrouillen streiften sie hier und da mit den Kolben auseinander und nahmen einige Arretierungen vor, ohne daß die Menge sich dadurch vermindert. In der Nähe der Citadelle stand eine starke Truppenmasse im Viereck um einen Galgen herum, mit aufgepflanzten Bajonnetten.

Eben wirbelten dumpf die Trommeln, ein Karren fassele aus dem Thore in's Freie, zwei dreiche, weiß gekleidete Männer saßen darauf mit gebundenen Händen, der eine sast ein Kind noch, der andere im besten Lebensalter stehend. Man hob sie herab vom Wagen, als derselbe dicht unter dem Galgen angekommen war.

Ein neuer Trommelwirbel — und eine zuckende Menschengestalt schwebte an dem Querbalken empor.

„Kommen Sie, Prinz, wir wird übel," murmelte Mengden sich abwendend, sein Gesicht war leidebleich, ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

Jener drehte sich gleichmäßig um und sprach in seiner trockenen Weise: „Schlechte Dessert das, nach gute Frühstück! — Macht nix! Mensch gewöhnt sich an Alles, wie Kal an's Schinden!" (Fortsetzung folgt.)

Der Ritt zum Markte.

(Ballachei.)

Von **E. M. Barano.**

(Vgl. S. 51.)

Die wallachische Bäuerin zieht auf den Markt, wie die deutsche Hausfrau auf den Ball geht. Es ist das die Spazierweg und ihre Rast. Denn sie ist da allein und hat das Recht, den Mund offen zu halten, die Zunge zu wetzen, Schnaps zu trinken und einen ganzen halben Tag hindurch ihren Mann nicht zu sehen. Es sind drei Tagen, welche das wallachische Weib zu Boden drücken; sie darf nicht sprechen vor ihrem Manne, sie kann nicht schlecken mit ihren Nachbarn, und sie liegt an der Kette des heimatlichen Elends tage- und wochenlang: mit der Kebeit im Gärtchen und der Kette des Kindes beschäftigt, kann sie tagelang keinen weiteren Umkreis machen, als ihn die Dornhecke der Hüttenhede begrenzen, und zum Himmel hinauf hat sie keinen aufathmenden Blick; der Himmel dort ist niemals blau, er ist gelb vor Sonnenglut oder grau von Regenmassen. Er ist schwer wie ein Stein: bald blendendes Metall, bald Felsen.

Die Wallachin in ihrem groben Hemde, welches ihr die Haut entzündet in der Jugend und später härtet wie Horn, mit dem Kopfen über diesem Hemde, welches sie zur Schwerfälligkeit beraubtrakt, sieht ihr Leben in einem so engen Kreise immer wieder zu seinem Ausgange zurückkommen, daß ein anderes Weib davon schwindeln würde; das Hundetoch von einer Hütte, deren Dach den Himmel herunterzugnen und hereinzahlen läßt; das Feldgärtchen, welches beeißig oder sechzig Sonnenblumen bringt, aus denen man Oel preßt und mit dessen Ertrag man Brod bädt; die vermorschte Wiege, in welcher ein Kind nach dem andern stirbt, und endlich darüber hinaus die seinbliche Haide, welche trennt und verwundet zugleich: denn sie trennt von der Welt, wie die Puszta in Ungarn, aber sie unterlegt dem Fuße nicht dieselbe Ebweichheit wie jene, sondern Felsengerölle aber Sumpf. Das ist das Kreis des wallachischen Weibes.

Dann kommt endlich der Markttag!

Und die Wallachin zieht zu Markt.

Sie wirft ihren Kopen fort, schlägt das lange Leinenhemd zu einem Gürtel empor und zieht die Beinkleider an.

Sie setzt sich rittlings auf's Pferd. Die Wallachin ist nie ein Weib daheim und sie ist es also noch weniger auf dem Wege. Man hat ihr nie ein Schmeichelwort gelagt, der Mann hat ihr nie einen Dorn aus dem wunden Fuße gezogen, er hat sie nie beleagt als seine Geschäftin oder sie beschützt aor einem Spiegelas. Nie hat sich ihr die Aerthlichkeit genaht und nie hat sich in ihr die Anmuth des Weibes entwickeln können. Sie ist eine Last geworden in ihrer Kindheit und sie ist ein nöthiges Thier in ihrer Ehe. Es ist seltsam, wie sich in einem Weibe, welches nicht als Weib gehalten wird, die männliche Natur entwickelt. Aufstand, die Moldau, Serbien, die Wallachei haben nur Slavinnen oder Amazonen. Es zieht sich kein weiblich-sanftes Licht durch diese zackigen, malerischen Gegenden. Und eine solche Sklavin, die in der Freiheit zur Amazone wird, ist die wallachische Bäuerin, wenn sie zu Markt zieht.

In ihrer mannsgleichen Tracht sitzt sie trage und aufschon auf dem Klepper. Eine Frau in dieser Rittart kann nie reiten, sie kann sich nur vom Klepper tragen lassen; sie wiede auf dem schönsten arabischen Renner sitzen wie auf einer Kuh. Der geaße Strohhut ist mit frischen Blumen geschmückt im Winter vertritt ein farbiojer, mit unechten Goldtroddeln behängter Filz die Stelle; nämlich mit einer Sonnenblume, an die sich die gelbvialette Waldblume und die rothe Gisbreere reiht. Dieser Schmuck der Wallachin auf ihrem Freiheitsritte ist schon weit und farbios, wenn er um den Hut gewunden wird; denn die Wallachin kann jetzt Blumen aneinander reihen, ohne sie zu zermalmen.

Sie hat auch die Spindel mit. Denn der Bauer, welcher weiß, daß sein Weib heute faulenzen und sich betrinken will, gibt ihr die Spindel mit, und wehe ihr, wenn sie nicht die fertige Aufgabe nach Hause bringt! — Gewöhnlich freilich vertiest sie das Gesponnene auf dem Heimwege, wo sie beteunten auf einem „befreundeten" Leiterwagen zu liegen pflegt. Das ist dann wenigstens eine Entschuldigung.

In Körben schleppt der Klepper (von der kleinen Hussleneasse) den Mais mit, der zu verkaufen ist, oder das Geflügel; in Säden gesunzt das Schwein oder sinnt das Mehl.

Die Bäuerin zieht nie allein zu Markte, sondern stets mit ihren zwei, drei nächsten Nachbarinnen. Sie kann mit diesen Nachbarinnen nur so selten Ratschen! Die Hitten beeleben sich sast eine halbe Stunde weit von der ihrigen entfernt und die Männer hassen einander.

Und wie die Spindel sich dreht unter der Hand der Aeiterin, so dreht sich die Zunge ihres Mundes: sie dreht sich Tage hindurch ihrem Manne nicht widersprechen, sie widerspricht also der Nachbarin, sie widerspricht ihr sogar in dem, daß es eine heilige Ometsa gäbe. Der Streit der beiden Weiber würde heftig werden, wenn er sich nicht endlich in eine Harmonie auflösen würde, sobald sie das Thema über die Bauern, ihre Männer, beginnen. Die Männer der beiden Weiber werden jetzt tadelgeschalten — unisono: jede der Beiden behauptet, ihr Mann sei der bestossenste, roheste, niederträchtigste Mensch des Landes; er vertrinke den Lohn, er schlage sein Weib nur auf den Kopf und auf die Schäfte, und er habe sein Kind gehaßt, wie es geschrieen habe im Sterben. — Wehe aber, wenn diese Schimpfharmonie auf die Frage über die Schönheit der beiden Männer ausgeht! Darin ist jedes wallachische Weib die beredte Vertheidigerin ihres Mannes. Die Wallachin hasst ihren Mann, aber sie ist stolz auf seine Schönheit; die Weiber werden in diesem Falle zu Kampfhähnen gegen einander. Man stößt sich im Reiten mit den Füßen, die wolkenblauen Augen blitzen wie Eis im Nordlicht, man weint und schreit. Aus der Amazone wird wieder die Sklavin, welche ihren einzigen Trost für ihre Niedrigkeit in der Vollkommenheit ihres Tyrannen findet.

Endlich sind Streit, Klatschereien, Harmonieen und Dißharmonieen abgethan.

Aber das Städchen ist noch immer nicht erreicht. Die Wege in der Wallachei haben kein Ende. Sie sind vielleicht nur stundenweit, aber sie dehnen sich so schauerlich eintönig von einem Weidenhaine zum andern, von einem Brunnen zum andern, von einem zerfressen, halb im Moos eingesunkenen und halb am Gestein hinantriechenden Dorfe zum andern, so daß der Gedanke darüber ermattet, wie der Klepper, und daß Gedanken und Klepper langsamer und langsamer kriechen und der unausdenkbaren Idee von Raum und Zeit kaum nachzusinnen vermögen.

Die Bäuerin der rumänischen Gegenden braucht zu einer Meile zwei Stunden. Denn sie reitet nicht, sie sitzt. Sie denkt nicht, sie spinnt. Sie spricht nicht, sie jammert. Sie rechnet nicht, sie schwätzt.

Die Domittagssonne ist langsam und drückend fast bis an den Rücken der Bauberinnen emporgestiegen, aber sie denkt ja nicht mehr daran, den Markt zu erreichen: Weidenbäume, ein Brunnen, ein verlassene Hütte, die Fläche, ein Steingerölk, ein üppig überwuchertes Sumpfland. Und so fort, und so fort. Das Pferd geht noch langsamer, denn die Bäuerin wird schwerer. Das Pferd geht noch langsamer, denn die Spindel ruht und die Bäuerin schläft. — — —

Da plötzlich schallt eine Trommel. Das Pferd bleibt stehen und die Bäuerin fährt auf ihrem lebendigen Stuhle in die Höhe. Sie steht auf einer Hochebene und sieht vor sich die Spitzen einiger Pappeln. Sie spornt das Pferd mit der Spindel in den Halsbug, und bald sieht sie den Markt vor sich.

Schmutzigweiße Gänse, schmutzigweiße Weiber, schmutziggelbe Männer, schmutziggrüne Schweine, bunte, rothschimmernde Tücher in einer Bude, Zigeunerbuben, um die kleinen Geldmünzen des Gastherrn streitend, einander den letzten Fetzen vom sonnenverbrannten Leibe reißend, Offiziere, die ihre maroden Pferde an dumme Landedelleute verschachern wollen, den Bettler mit dem verstümmelten Fuße, die Blinde mit der elelhaften Bunde, den Judenkisch mit den beschmitzten Dukaten und dem rostigen Kupfergelde zum Wechseln, und den Schnapskisch, der, auf drei zermorschten Beinen ruhend, grünes und rosenrothes Gift in den Lärm hinein duftet: das ist der Markt!

Der Klepper schüttelt den Kopf und schlägt hintenaus. Die Wallachin schwingt sich herab und lockert den Kaeb. Dabei schreit sie zu der bekannten Schnapsbüdin hinüber. Ihre Opanken (Schuhe) sind bestaubt, ihr Gesicht ist zerschallt von der Sonne, ihre Hühner piepen halbleerviet, und der Anfangsschnaps, mit dem sie sich zum Geschäfte bereitet, frißt sich langsam ihren Schlund hinab. Sie stößt das Pferd mit der Spindel

Digitized by Google

in die Schenkel und thut einen rauhen Ausruf, den keine Schrift wiedergeben kann, und mit dem sie, den Arm über Pferd und Korb gelegt, langsam vorschreitend, ihre Waare anbietet. Sie ist auf dem Markte.

Das Huhn, den Mais, den Klepper, den Flachs auf der Spindel, ihre Korallen, ihren Kuß, ihren Herzgott aus Glas, Alles kannst Du kaufen.

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg von **F. W. Hackländer.**

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Die furchtbare Lage, in der sich der Zuave so plötzlich befand, hätte aber auch den Muth des stärksten Mannes zu erschüttern vermocht, und trotzdem er schon etwas erleben konnte, ohne zu beben, so fühlte er doch, wie seine Kniee im Begriff waren, unter ihm zusammenzuknicken, und er brauchte die ganze Kraft seines verzweifelten Muthes, um aufrecht zu bleiben — — doch war seine Haltung nöthig dahin, denn er sah seinen jungen Begleiter kraftlos zusammenbrechen unter den Fäusten einiger deutschen Infanteristen, sah, wie das Bajonnet eines derselben zum Stoße ausholte gegen die Brust des jungen Grafen, den einzigen Sohn einer hochverehrten Herrschaft, und fühlte so deßhalb kaum, wie die kalte Spitze eines Eisens seinen nackten Hals berührte. Er biß die Zähne auf einander und seine Augen, das Entsetzlichste erwartend, traten ihm aus dem Kopfe hervor — — — — da hörte er hinter sich eine befehlende Stimme, die ein lautes „Halt da" rief, und dann sah er gegen die Infanteristen einen Offizier ansprengen, der mit dem Säbel das Bajonnet des Einen aufwärts schlug, und vernahm, wie er sagte: „Das Zusammenstechen so ohne Weiteres wäre nicht viel besser, als was diese gewollt oder gethan, bindet die Kerle und ihnen soll ihr Recht werden, das versprech' ich euch."

Ein Schloß in den Ardennen. Die Spitze des Zuges hatte der Zuave genommen. Originalzeichnung von G. Rehlin Sohn. (S. 54.)

dann warf er sein Pferd herum, parirte es dicht vor dem Zuaven und befahl ihm, den scheinbar leblosen Körper des Husarenoffiziers auf den Boden niederzulegen.

Die Soldaten murrten ziemlich laut und deutlich und ein Unteroffizier, der sie führte, sagte: „Der Herr Lieutenant mögen wohl Recht haben, aber wenn man solch' Gesindel auf der That ertappt, da sollte man sie nicht lange vor dem Standrecht herumzerren, es ist das nur doppelte und dreifache Mühe — Hund verfluchter!"

Diese Worte galten dem französischen Jäger, der mit flehend erhobenen Händen ein paar für die deutschen Soldaten unverständliche Worte dem Offizier sagte, während Franzois trotzig schwieg, ja Miene machte, sein Messer wieder in den Gürtel zu stecken, doch fühlte er sich von ein paar kräftigen Fäusten gepackt und spürte zu gleicher Zeit den Strick, den man um seine Handgelenke schnürte. Doch kehrte trotz alledem sein Gleichmuth augenblicklich zurück, er warf die Lippen unter einem allerdings traurigen Lächeln auf und meinte achselzuckend: „Die Todten können nicht mehr reden, und wenn Der da unterdessen gestorben ist, so gebe ich selbst keinen Sou mehr für mein Leben, kommt er aber wieder zu sich, was ja auch möglich ist, so laßt ihn sprechen."

Der Ulanenoffizier war vom Pferde gesprungen und beschäftigte sich mit seinem Kameraden, der allerdings in einer bedenklichen Ohnmacht, wenn in nichts Schlimmerem, lag, suchte auch nach einer andern Verletzung als die Schußwunde, die er sogleich als solche erkannt, und da er keinen Messerstoß oder dergleichen entdeckte, blickte er fragend zu dem trotzig dastehenden Zuaven auf.

„Sucht nur, was Ihr nicht finden werdet," sagte dieser in deutscher Sprache, „oder wenn mir mein Schußpatron günstig ist, so wird Euch der Offizier sogleich selbst sagen, ob Ihr das Recht habt, uns als Räuber und Mörder zu behandeln — denn, bei Gott, er bewegt sich wieder und schlägt die Augen auf."

So war es auch, und nachdem ihn der Ulanenoffizier sanft aufgerichtet, that er einen tiefen Athemzug, bewegte die Lippen und in seinen leicht zuckenden Mundwinkeln zeigte sich zugleich mit dem wieder erwachten Leben etwas wie ein mattes Lächeln beim Erkennen der deutschen Uniform.

Digitized by Google

„Wenn wir nur etwas zu seiner Stärkung hätten," meinte der Ulanenoffizier, um sich schauend — „wer von euch hat noch was in der Feldflasche?"

Das schien aber bei Keinem der Fall zu sein, war auch erklärlich bei dem jetzt schon stundenlang dauernden Absuchen der Schlachtfelder nach diesem furchtbaren Tage; und deßhalb sagte der Zuave mit einem Anflug von Humor: „Hättet ihr mir nicht so schöne Armbänder umgelegt, so würde ich vielleicht im Stande sein, meine Feldflasche hinüberzureichen, wie schon einmal geschehen — — ja, wie schon einmal geschehen — Sacre bleu," setzte er mit einem trotzigen Aufwerfen des Kopfes hinzu, „fragt den Offizier selber, nehmt aber vorher meine Feldflasche und setzt sie ihm

Wallachische Bäuerinnen zum Markt reitend. Originalzeichnung von Vincenz Mellk. (S. 54.)

an den Mund!" Das geschah sogleich, und dann bestätigte dieser das auch ohne Frage durch ein ausdrucksvolles Kopfnicken und die leise gelüfterten Worte: „Kann wohl sagen, daß ich diesem Mann das Leben verdanke, er hat mich unter meinem Pferde hervorgezogen, er hat mich durch einen kräftigen Trunk wieder zum Bewußtsein zurückgebracht."

„Löst ihm die Bande!"

Diesem Befehl des Ulanenoffiziers wurde augenblicklich und auf's Bereitwilligste Folge geleistet, ja, nachdem es sich herausgestellt, daß der Zuave einem der Übrigen einen guten Dienst geleistet, obendrein auch noch, daß er, wenn gleich nothdürftig, sich in deutscher Sprache verständ-

Digitized by Google

sich machen konnte, trat ein sehr plötzlicher Umschlag zu seinen Gunsten ein, und der Unteroffizier der Infanterie, der ihm noch vor wenigen Augenblicken mit grossen Vergnügen ein paar Zündnadelkugeln zugesandt hatte, klopfte ihm auf die Schulter und belohnte ihn mit einem wohlgemeinten „Gut gemacht, mon ami," worauf er hinzufügte: „wenn Du uns jetzt sagen könntest, auf welchem Wege wir am besten nach Donchery zurückkämen, so sollte das Deine Schande nicht sein."

„Das hätte für uns, die wir noch Alle ziemlich gut auf den Beinen sind, nicht die geringste Schwierigkeit, aber wie wollt ihr euren Offizier ohne Wagen oder Tragbahre hinunterbringen? Den Weg kenne ich allerdings so gut, daß ich ihn mit verbundenen Augen bei Tage und auch bei Nacht gehen möchte — nur nicht in der heutigen Nacht," setzte er leiser hinzu, „bei diesen fürchterlichen Barrikaden, die alle Wege sperren."

„Wenn Du aber die Wege hier so genau kennst," sagte der Ulanenoffizier, der wieder zu seinem Pferde getreten war, „so wüßtest Du vielleicht meinen armen Kameraden auf einem Umwege zu einem unserer Biwouals oder Ambulanzen in der Nähe von Donchery zu führen; südlich hinunter durch das Holz von La Garenne hat es ebenfalls seine große Schwierigkeit, eigentlich überall hin, wenn es mir nicht gelingt, einen Wagen oder wenigstens eine Tragbahre zu finden, zu welchem Zweck ich mich sogleich auf den Weg machen will. Denke Du indessen," wandte er sich an den Zuaven, „über einen möglichen Weg nach."

„Gott vergelte Ihnen Ihre Sorgfalt für mich, Herr Kameead," hauchte der verwundete Offizier, „doch werden Sie überzeugt sein, daß ich im gleichen Falle das Gleiche thun würde."

„Einen andern Weg wüßte ich schon," sagte der Zuave, „der auch nicht viel weiter ist, er führt dort neben Illy durch eine Schlucht, in deren Nähe heute allerdings stark gekämpft wurde, doch hätten wir gleich dahinter freie Bahn und weniger Schwierigkeiten — — aber mein Offizier" — er sagte das letztere mit leiser Stimme, indem er sich herauntrat an den Ulanen, der sich wieder auf sein Pferd geschwungen hatte — „wenn wir glücklich wieder nach Donchery hinunter gelangen, so wird man dort mit mir wenig Umstände machen, mich mit meinem erschöpften Kameaden sogleich festnehmen und weiter spedieren."

„Das wird man jedenfalls thun, sehe aber nicht ein, wie das Deine Lage besonders verschlimmern wird, abgesatt haben wir euch ja bereits, verspreche Dir aber jedenfalls, Dich dem betreffenden Offizier da unten bestens zu empfehlen."

„Es ist mir nicht um mich, mein Offizier," sagte jetzt der Zuave auf Französisch in einem laum verständlichen, flüsternden Tone, „sondern um den armen jungen, ganz erschöpften Menschen da, ein Volontair, fast noch ein Kind, wie Sie selber sehen, der Sohn einer sehr vornehmen Familie, mein Offizier — — O, es ist hart, hier oben wieder abgesatt zu werden, weil wir uns mitleidigerweise mit Ihrem Herrn Kameaden beschäftigt — sonst wären wir längst in Sicherheit."

„Führe uns gut und das Uebrige wird sich finden."

„Tanke, mein Offizier."

Dieser wandte sich noch einmal an den Verwundeten, versprach ihm, in allen Ehren mit oder ohne Hilfe zurückzukehren, und teadte ihre das Feld davon.

Die Infanteristen, müde und erschöpft, wie sie waren, hatten sich, sobald die Sache auf die eben beschriebene Art eine behaglichere Wendung genommen, auf den Boden gelagert in der Nähe des französischen Jägers, der sogleich wieder in einen tiefen Schlaf versunken war, und nachdem der Unteroffizier mit Hilfe des Zuaven den Verwundeten in eine bessere Lage gebracht, lauerten sich die Beiden neben einander hin, wobei es nicht lange dauerte, bis der Erstere seinen Kopf auf die Brust herabsinken ließ, sich dabei die größte Mühe gebend, seine gänzliche Ermattung nicht Herr werden zu lassen.

„Schlaft immerhin," sagte der Zuave gutmüthig, „daß Ihr von mir nichts zu befürchten habt, beauche ich Euch wohl nicht zu sagen, und ebensowenig, daß ich an's Davonlaufen denke, so lange mein Kameead wie ein Todter da liegt."

„Nun, bis zum Schlafen wollen wir es doch nicht kommen lassen," lallte der Andere, „es ist das hier ein Wachtposten, wie ein anderer, und meinen Dienst habe ich noch niemals verschaumt, dankbar wäre ich aber für einen Schluck aus Eurer Feldflasche und für einen gelinden Rippenstoß hie und da, wenn mir etwad Menschliches passiren sollte, es wird das Euer Schade nicht sein, ich kann aushalten, was ein anderer Mensch auch aushält, aber nach den Märchen der letzten Tage und der heutigen Schlacht, das geht über die Pappelbäume."

„J—a—a—a—a, auch meine Knochen spüren's, aber das Wachtbleiben oder mit einem Auge schlafen, haben wir in den Jägergräben der Krim gelernt und in Mexiko."

„Und haben euch doch famos überrascht da unten, weiß nicht wie das Nest heißt, wo euch die braven Bayern mit ihren Granaten die Suppe versalzen haben, obendrein am hellen Tage."

„Leider, der Teufel hole unsere Generale, die das so hübsch arrangirt, es ist überhaupt kein gutes und richtiges Kopf in der ganzen Geschichte, und dann müßt ihr auch hergelaufen sein, wie man noch nie etwas erlebt hat."

„Marsch ohne Schonung," lächelte der preußische Unteroffizier, „da heißt's denn: bis dahin wird marschirt, und was zurückbleibt, sieht wie es nachkommt, aber es sind nicht Viele zurückgeblieben, das habt ihr heute wohl erfahren."

Da dieß Gesprächsthema den Zuaven begreiflicherweise nicht sehr angenehm war, so änderte ee es mit der Bemerkung: „Da unten wurde vorhin geschossen, wir hörten, als wir hier auf die Höhe kamen, einzelne Schüsse, habt ihr es da mit den Kanaillen zu thun gehabt, die das Schlachtfeld unsicher machen, die Leichen berauben und dabei die noch Lebenden nicht selten zu Leichen machen? O, ich kenne das Gesindel, wir machen kurzen Prozeß mit ihnen."

„Da mich, wenn wir sie kriegen, das Zeug ist aber schnellee wie die Hasen, sowie sie einen Gewehrlauf blinken sehen, und dabei, Gott sei Dank, so feighezig, daß sie ein einziger Revolverschuß in die Flucht jagt — fürchterliches Gesindel das. Wir hatten eine Bande von ihnen vorhin da unten gut umstellt, und doch sind sie uns in der Dunkelheit entwischt. — Können aber auch heißen wie die eingeschlossenen Ratten, wenn sie keinen Ausweg mehr haben, und hie ich selbst mit dabei gewesen, wo sie uns einen verzweifelten Kampf lieferten, bei dem sich die tapferen Weiber am tollsten bethätigten, wobei ich einmal ein paar brave Kameraden verlor; bewaffnet ist das Gesindel stets und geradezu gefährlich, wenn man sie in einem Schlupfwinkel überrascht, wo sie ihre gräßliche Beute theilen."

„Wie Gespenster schienen sie aus dem Boden zu steigen," sagte der Unteroffizier kopfnickend, „schleichen mußte mir rasch aufspringenden Blendlaternen, und wenn man auch ein ganzes Rudel glaubt abgefangen zu haben, so gelingt es einem unter den Händen weg wie körperlose Wesen, um spurlos zu verschwinden."

„Kommt da nicht etwas?" sagte der Zuave, indem er sich tief hinabbeugte, um einen Gegenstand sich auf dem hellren Nachthimmel deutlicher abheben zu lassen — „ja, es ist ein Reiter oder zwei, jetzt nähert sich Einer rascher, während etwas Dunkles, das ich noch nicht zu unterscheiden vermag, langsamer folgt."

Der Unteroffizier war rasch in die Höhe gesprungen, hatte sein Gewehr schußrecht in die Hände genommen, sagte aber, daßselbe weder auf den Boden niederlassend, „jedenfalls ist es einer unserer Reiter, wahrscheinlich der Ulanenoffizier, der zurückkommt."

Und so war es auch; er kam in scharfem Trab daher, um dem Verwundeten die angenehme Botschaft zu bringen, daß er einen Karren aufgetrieben habe, der ihm auf dem Fuße folge, und daß darauf zeigte sich bereits Fackelschein, mit einem Pferde bespannt, welches von einem Manne mit einee Blouse geführt wurde. Es war dieß allerdings ein sehr nothdürftiges Transportmittel, nur ein viereckiger Kasten auf zwei Rädern, jedoch mit etwas Stroh gefüllt, welches aber dadurch zu einem ziemlich weichen Lager gemacht wurde, daß man Decken der hier zahlreich liegenden verendeten französischen Kavalleriepferde nahm, und als der verwundete Husarenoffizier sanft und sorgsam hinaufgetragen worden war, dankte er mit gerührten Worten und versicherte, behaglich wie im besten Bette zu liegen. Auch hatte der Ulane eine Flasche Wein und ein Stück Brod mitgebracht, und als der Husarenoffizier etwad zu sich genommen, fühlte er sich kräftig genug, um eine Fahrt aushalten zu können.

Dann ging es vorwärts, anfänglich sehr langsam, bis man das gräßliche Defilé hinter sich hatte, gebildet von den Leichen der französischen Reiter und ihren Pferden, sowie auch preußischer Infanterie, die bei dem fürchterlichen Anprall der französischen Reitermassen heldenmüthig ihr Leben gelassen. Deutlich sah man, wo die schnell formirten Quarrés und die langen Linien gestanden, an denen der Anprall der Kürassiere und Jäger zerstäubt war, ein grausiges Gemisch todter Körper, matt leuchtender Harnische, Schwertklingen in erstarrter Faust und Pickelhauben, Alles das umgeben von zerreißelt liegenden dunklen Körpern, die schon beim Vorbringen von dem tödtlichen Blei erreicht worden waren, oder die sich, ehe sie zusammenbrachen, im Todeskampfe noch eine Strecke weit auf der Feuerlinie zurückgeschleppt hatten — Freund und Feind durcheinander, und Alles das hier oben auf der Höhe um so grausenhafter, als das ganze schauerliche Bild übergossen war von den bleichen Mondstrahlen, und als ringsumher zahllose Dörfer und Häuser hier in hellen Flammen, dort in schon erstorbender Glut durch die Nacht leuchteten.

Dazwischen humpelte der Karren mit dem Verwundeten über die Fläche dahin, denn selbst bei der sorgfältigsten Führung waren in der ersten Viertelstunde Erhöhungen des Bodens oder unheimlicher Berührung der Räder laum zu vermeiden. Die Spitze des Zuges hatte natürlicherweise der Zuave als Führee genommen, hatte sich auch im Vorübergehen mit dem Chassepot und der wohlgefüllten Patrontasche eines Gefallenen bewaffnet, während der Ulanenoffizier, dicht neben dem Karren reitend, mit

Digitized by Google

dem Verwundeten über Kampf und Sieg plauderte. Was den Unteroffizier mit seinen Leuten anbelangte, so schlichen diese neben dem Fahrzeuge her, wobei bald der Eine, bald der Andere seine Hand auf einen der Deichselbäume legte, um sich so, abgemattet wie Alle waren, sein Fortkommen zu erleichtern. Es wurde bald dadurch eine etwas trübselige Karawane, deren Bewegungen auch nicht an Lebhaftigkeit zunahmen, als man nun freier von allen Hemmnissen an der Grenze des Schlachtfeldes anlangte — traurig bezeichnete Grenzen durch tote Körper mit erstarrten, häufig aufwärts gebogenen Armen und fahlen Gesichtern.

Noch einmal mußte man eine Ede des grausigen Todtenfeldes durchziehen, um zu jener Schlucht seitwärts von Ally zu gelangen, über welche hinaus der Zuave einen bezeichnungsweise freien und auch ziemlich bequemen Weg zu fahren versprochen hatte.

Der Kampf in der Nähe jener Schlucht war allerdings sehr heftig gewesen, und um sich zu überzeugen, daß das Fahrzeug mit dem Verwundeten keinen zu großen Schwierigkeiten begegnen würde, ersuchte der Zuave, einen kleinen Halt machen zu wollen, während er vielleicht in Begleitung des Ulanenoffiziers vorginge, um das Terrain zu rekognoszieren.

Da war auch die Schlucht schon dicht zu ihren Füßen, und Francois, der dem Reiter ein paar Schritte voraus war, verschwand schnell in dem tiefen Schatten des Hohlwegs, um nach Kurzem mit allen Anzeichen des Schreckens zurückzukehren. Was er dort entdeckt und was er den Offizier bat, mit ansehen zu wollen, war für die Nerven dieses starken Mannes selbst zu viel gewesen, und auch der Ulane konnte sich eines Schauderd nicht erwehren, als er sein unruhig gewordenes, nur mit Widerwillen gehorchendes Pferd endlich vorwärts und einige zwanzig Schritte hinabgebracht hatte. Denn da bemerkte er, wie der Grund des ganzen, ziemlich breiten Hohlwegs angefüllt war mit einem grausigen Gemisch von zerrissenen Menschen- und Pferdeleichen, von zertrümmerten Geschützen und Fahrzeugen — ja an einer Stelle buchstäblich angefüllt bis hoch hinauf an den Rand der Schlucht, wo emporstrebende Pferde von den Eisenstücken der Granatsplitter plötzlich tödtlich getroffen, in aufrechter Stellung erstarrt waren, während ihre Reiter, meistens Kürassiere, zusammengesunkt noch in den Sätteln hingen oder rücklings kopfüber hinabgestürzt waren — dazu widerwärtiger Blut- und Brandgeruch, letzterer von noch qualmenden und vergluimenden Holzstücken herrührend, die man hie und da zwischen den toten Körpern und den zerschmetterten Rädern bemerkte.

Es war das ein furchtbarer Blick in dieser grausenhaften Zerstörung, wohl nie wieder zu finden — nie zu vergessen.

Französische Geschütze, gefolgt von einer Abtheilung Kürassiere und reitende Jäger, hatten durch die Schlucht zu entkommen versucht und unglücklicherweise für sie war diese erste Gelegenheit von einer einschlagenden Granate so vollständig und augenblicklich getödtet worden, daß die Thiere, im vollen Laufe getroffen, in ihren Geschirren zusammengestürzt, für alle nachfolgenden den Weg sperrten; dann mußte Granate auf Granate, allerdings wohl nur durch einen schrecklichen Zufall, genau dieselbe Stelle getroffen und über Alle, die sich eingekeilt in der Schlucht befanden, Verwüstung und Tod gebracht haben; auch hatten eines dieser Geschosse die Munitionen der zerschmetterten Protzkasten entzündet und die eigenen explodirenden Geschosse hatten das Uebrige gethan — — — —

Hier also war an kein Durchkommen zu denken, und man mußte entweder den Weg, den man gekommen war, zurückkehren, oder, die Schlucht umgehend, einen freien Pfad zu gewinnen suchen. Und für das Letztere entschied sich der Ulanenoffizier, da ihm der Zuave die Versicherung gab, mittelst eines nicht allzugroßen Umweges auf die früher erwähnte Straße zurückkommen zu können.

Allerdings mußte dabei ein Stück Wald passirt werden, welches mit dem übel berüchtigten Wolfsrächen zusammenhing, doch blieb man immer noch weit genug von diesen großen, bis nach Belgien hineinreichenden Forsten entfernt, um versprengte französische Truppen, die vielleicht dorthin den Weg nach der Grenze suchten, nicht fürchten zu müssen, weßhalb sich der kleine Zug nach kurzem Ueberlegen in dieser neuen Richtung wieder in Bewegung setzte. Auch hatten sie bald einen guten Feldweg erreicht, der sich nicht einmal bedeutend verschlechterte, als sie bald darauf in den ziemlich dichten Wald eintraten. Doch gebrauchte der Ulanenoffizier die Vorsicht, selbst als Claireur voranzureiten, wobei der Zuave seitwärts von ihm durch die Büsche zog, stets den Offizier im Auge behaltend, während ein paar Mann der Infanterie, zu beiden Seiten langsam vorschreitend, die Gehölze durchsuchten. Verhältnißes zeigte sich auch nirgendwo und man glaubte schon in der Richtung einen guten Feldweg erreicht, der sich nicht einmal bedeutend verschlechterte, als sie bald darauf in den dichten Wald hinauszukommen, als der Ulane mit einem Male sein Pferd anhielt und dem Zuaven ein Zeichen machte, an seine Seite zu kommen, worauf dieser auch augenblicklich herbeieilte. Man sah seitwärts vor sich eine kleine Waldlichtung und bemerkte dort eine ganz eigenthümliche Geschäftshast, über deren Zweck und Treiben man bei einem schwachen Dämmerlichte des Mondes von hier aus unmöglich etwas Genaues zu entdecken vermochte. Alles was der Zuave, der sich ein paar Schritte lang vorgeschlichen hatte, als er wieder zurückkam, mit Gewißheit versichern zu können glaubte, war, daß es keine Soldaten seien, denn er habe deutlich Manner in Blousen bemerkt, sowie Weiber bei ihnen, die beim schwachen Scheine mehrerer Laternen mit irgend etwas beschäftigt seien.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Fritz bei Wörth.

(Aus Müller's illustrirter Geschichte des Kriegs.)

(Bild S. 56.)

Klingt es uns nicht noch in den Ohren, das freudige Wort des königlichen Vaters, die frohe Botschaft an die Mutter des Siegers: „Unser Fritzens Kugeln heute einen glänzenden Sieg erfochten!“ Die erste Kunde vom Kriegsschauplatz eine Siegesbotschaft, der zwei Tage darauf eine zweite noch glänzendere folgen sollte, die erste Besiegelung des kaum geschlossenen Bundes zwischen Süd und Nord, der Deutschland sorten zu Einem großen Ganzen, zu einer Macht ersten Ranges machte! Und wie patriarchalisch klingt heute „unser Fritz“, das anfangs den Spott unserer Feinde herbeirief und das uns nun ein so theures geflügeltes Wort geworden. Ja, der Heid von Weißenburg und Wörth ist „unser Fritz“, das ganze deutsche Vaterland ist mit ihm zu einer Familie verbunden, und das ist das rechte Verhältniß. Mit freudigem, stolzem Blick sehen wir ihn dort in den heißesten Gewühl der Schlacht bei Wörth seinen tapfern deutschen Brüdern, den Bayern, vorausstürmen, sein muthiges Beispiel reißt Alles mit sich fort, sein Arm führt zum Sieg. Wir entnehmen mein Bild des Schlachtenmalers Kaiser der „Illustrirten Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870—1871“, welche eben im Erscheinen begriffen und deren Widmung der deutsche Kaiser angenommen. Der berühmte Geschichtschreiber, der den deutschen Krieg bereits während des Kriegs in unserem Blatte behandelte, darf sich nunmehr wohl, gestützt auf das reichste Material, das ihm von allen Seiten zufloß, auf die umfassendsten Studien der politischen und strategischen Seite dieses Völkerkampfes, und vor Allem auf den tiefern Einblick in die geheime Vorgeschichte des Kriegs, berufen fühlen, eine durchaus neue, umfaß-nde, nach allen Richtungen — der militärischen, diplomatischen und parlamentarischen — gleich zuverlässige Geschichte zu schreiben und ein Bild dieses Ringens zweier großen Völker zu zeichnen, wie es die deutsche Literatur noch nicht besitzt und wie sie allein des großen Vorwurfs würdig ist. Vertritt der berühmte Verfasser in so vorzüglicher Weise „die Geschichte“, so wird das Werk einen besondern Vorzug noch dadurch erhalten, daß für die streng strategische Seite eine erste Autorität gewonnen worden, welche die großen Kriegsaktionen in besonders eingefügten Schilderungen behandeln und namentlich durch eine reiche Karten- und Planausmalung illustrirten wird, so daß das Werk für den militärischen Fachmann den gleichen Werth gewinnt, wie für den Laien. Zu dem Ende wird die Kartenausstattung nicht eine zufällige, sondern eine wohlüberdachte und systematische sein und bestehen: in einer Hauptübersichtskarte im Maßstab von 1 : 2 Mill.; jedem Abschnitt des Kriegs wird eine Detailübersichtskarte im Verhältniß von 1 : 500,000 beigegeben, auf welcher die Hauptoperationen eingetragen sind, welche Detailübersichtskarten wiederum, zusammengefügt, eine Detailkarte des ganzen Kriegsschauplatzes darstellen, während endlich die Schlacht- und Belagerungspläne das eingelnste Detail geben. Das Ganze aber soll nicht nur ein Geschichtswerk ersten Ranges, es soll ein Prachtwerk sondergleichen werden, für die Illustration sind, wie unser Bild zeigt, die ersten Künstler des Kriegsfachs gewonnen, für die besondere Ausschmückung durch Initialen und Vignetten Ludwig Burger, der sich in Fontane's böhmischem Krieg so herrlich bewährt hat. Wir glauben darum nicht zu viel zu sagen, wenn wir unsern Lesern als das beste, reichst illustrirte und eleganteste ausgestattete Werk über den deutschen Krieg das Werk unseres geschätzten Mitarbeiters empfehlen.

Räthsel.

Ich rathe Dir, mich stets zu haben,
Denn überall drohn Dir Gefahr.
Kannst bis zu mir Du noch nicht zählen,
So ist die Zeit Dir noch nicht klar.
Werd' über Dich ich aufgefunden,
Bin Du des Glücks, der Freiheit bar.

Auflösung des Kuchtabenräthsels Seite 12:
Berlin. Oberon.

Digitized by Google

Der Kronprinz von Preußen in der Schlacht bei Wörth. Aus Muller's Geschichte des Kriegs von 1870 und 1871. (S. 55.)

Digitized by Google

Das Blumenmädchen.

Eine wahre Geschichte

erzählt von

E. Schücking.

Es war zur Zeit des Direktoriums — zu jener Zeit der politischen und gesellschaftlichen Reorganisation Frankreichs, wo die Erinnerung der Schreckensjahre noch wie ein schwerer Alp auf allen Gemüthern lag und sich nur allmälig wieder die Lust und Freude des Lebens im Herzen der Jugend zu regen wagte.

Zuerst war es der schönen, geistvollen und liebenswürdigen Recamier vorbehalten, einen Kreis von anmuthigen, feinen und aristokratischen Gestalten um sich zu versammeln, die mit ihren Vorzügen und Talenten geeignet waren, die Gesellschaft zu reformiren. Nicht mehr die Geburt, die Stellung oder der Rang allein, sondern vor Allem das Verdienst und der Adel des Herzens und des Geistes verschaffen dem Bevorzugten Eingang zu den Assemblöen der gefeierten Frau, die so überreich von der Natur mit ihren entzückendsten Gaben ausgestattet war, daß sie immer und jederzeit als die kostbarste Perle im Geschmeide der schönen Frauen, die ihren Salon füllten, glänze.

Ganz Paris huldigte ihr und lag zu ihren Füßen. Ihre Liebenswürdigkeit entzückte Frauen und Männer, Jung und Alt zugleich! Künstler und Dichter fanden in ihr die sie begeisternde Muse, — Jünglinge, Männer und Greise, das Ideal des Weibes.

Sagt man doch, wohl kaum mit Unrecht, daß selbst der ernste, junge General Bonaparte ihr mit tiefer Verehrung und nach und nach mit wärmer empfundenen Gefühlen zu nahen gewußt habe — und daß sie, die ihn mit all' der ihr eigenen Hoheit eines edlen Weibes fern zu halten wußte und mit anmuthiger, aber fester Hand ihm eine Barrière für seine Huldigungen stellte, — dafür von ihm, der nie vergaß und selten verzieh — später aus Paris verbannt wurde.

Wie dem auch sei, — sie wurde verehrt und angebetet und vergöttert, wie kaum je eine andere Frau, und ihr Auf blieb dabei so tadellos, wie ihre Liebenswürdigkeit unbestritten!

Im Jahre 1797 um die Weihnachtszeit strahlte das Hotel des gastfreien Bankiers Recamier einmal wieder von hellem Lichtglanz, und leuchtete mit seinen glänzenden Fenstern und den beiden hohen Lampen am Portal hell weit hin in die dunkle Nacht. Es war schon spät und die meisten Gäste waren längst eingetreten in jenen viel beneideten Kreis der Dame des Hauses, zu dem sich Alles hindrängte, was Geist, Verstand und Grazie besaß, weil das Alles auch im überreichen Maße dort zu finden war.

Nur ein vereinzelter Fußgänger, tief in einen schweren Soldatenmantel eingehüllt, näherte sich noch der Wohnung der anerkannt anmuthigsten Frau von Paris, — und als sich seine Schritte beinahe widerwillig dahin wandten, lagen auf den männlich schönen Zügen seines Gesichts gar verschieden ausgeprägte Gedanken. Da war Unmuth und Freude, Kälte und Schwärmerei zugleich, und um den gerade nicht feinen Mund spielte ein spöttisches Lächeln, das Niemanden anders galt, als ihm selbst — dem jungen amerikanischen Obersten Philipp Stuart!

Lag doch auch er seit Monaten im Banne des schönen Augen Julie Recamier's, und sein sonst so wilder, unstäter, harter Charakter war unter dem Zauber ihres Einflusses lenksam und weich geworden.

Er hatte Frankreich nur im Fluge berühren wollen, um nach Rom zu reisen und dort mit einigen Kameraden einen sechsmonatlichen Urlaub zu genießen, — und war doch nun schon, nachdem Jacques Recamier, dem er empfohlen und an den er Kreditbriefe besaß, ihn in den schon berühmten Salon seiner Gattin eingeführt hatte — seit beinahe vier Monaten ruhig in Paris geblieben.

Philipp Stuart war ein Mensch von tiefen Leidenschaften und einer beinahe rauhen Naturwahrhaftigkeit; er war so wenig blasirt und frisch in seinen Anschauungen, so republikanisch einfach und derb, ohne deßhalb die Vorschriften guter Erziehung zu verletzen, daß er durch die Ungewöhnlichkeit seines Wesens in seinem Kreise, wo die feinsten und, um mich bezeichnend auszudrücken, die raffinirtesten Geister mit der Mutter ihrer Gaben glänzten, — auffiel und anzog, und selbst vielleicht aus des Kontrastes willen der schönen Recamier pikant und interessant wurde.

Dabei schadete es ihm durchaus nicht, dem jungen, schönen, ritterlichen Soldaten, daß man Verschiedenes munkelte von seiner ganz fabelhaften Heftigkeit und der tollkühnen Wildheit seiner Natur, die ihm schon zu verschiedenen Duellen Veranlassung gegeben habe, wobei jedesmal sein Gegner unterlegen sei, und selbst das Gerücht, daß dieser echte Sohn seines halbwilden Landes einst einen seiner Neger niedergeschossen habe, weil er es wagte, seinem Herrn zu widersprechen, — trug nur dazu bei, das Interesse für ihn zu erhöhen.

Jetzt freilich war dieser junge Löwe gezähmt, und daß er es war, — machte ihn eben so spöttisch sich selbst betrachten! Keine Frau hatte ihn je auch nur vorübergehend zu fesseln gewußt, — trotzdem er zweiundzwanzig Jahre alt war. Er hatte allerdings schon verschiedene sogenannte «liaisons» gehabt, allein sein Herz war nie tiefer berührt worden; — und jetzt?

Ja, hätte er noch geliebt! Wahrscheinlich hätte er dann nicht gespöttelt; denn eine so hehn angelegte Natur konnte nur eine große Leidenschaft empfinden, der er Alles geopfert hätte! Allein er liebte ja nicht einmal!

Julie Recamier zog ihn magnetisch an, bezauberte ihn, — «civilisirte» ihn, wie sie es scherzend nannte, wenn sie seine oft baroden Schroffheiten berichtete und doch sich daran erfreichte. Er fühlte sich so wohl in ihrer Nähe und so beruhigt! Es war, als wenn die brandenden Wogen seiner ungestümen Natur sich legten und ihre liebliche Stimme seine Seele einsullte zu ungekannter Ruhe und Frieden.

Er liebte eben nur, wie jeder Andere auch, der in ihre Nähe kam, die Harmonie und die Poesie ihres Wesens; und da er nie viel mit Frauen verkehrt hatte, — so zog ihn der bis dahin unbekannte Reiz einer edlen weiblichen, hoch begabten Natur doppelt an.

Freundschaft — Verehrung, ja Anbetung sollte er ihr; — keine Liebe, keine Leidenschaft!

Er sah zu ihr auf, wie zu den leuchtenden Abendsternen, dessen mildes Licht man bewundert und dessen man sich freut, — aber den man nicht begehrt!

Und deßhalb sann und sann er so häufig darüber nach, wad ihn denn eigentlich immer wieder hinzog zu dem Hause seiner wunderbaren Frau, nach dem er so oft beinahe mechanisch seine Schritte lenkte! An eben diesem Abende hatte er im Freundeskreis dinirt, und es war spät geworden, ehe man sich getrennt hatte. Er wollte sein Quartier aufsuchen, — und da hatte er sich selbst wieder einmal urplötzlich auf dem Wege zu ihr gefunden!

Was wollte er bei dieser Circe — was fesselte ihn so geheimnißvoll an sie? Als er gerade die Schwelle ihres Hauses überschreiten wollte, zahlte er seinen Arm leicht berührt und eine Mahdenstimme sprach bittend: „Monsieur! Kaufen Sie mir meine letzten Blumen ab für jene schöne Dame da oben!"

Schon wollte er die Hand unwillig von sich abschütteln und ohne Antwort weiterschreiten, — da fiel sein Blick auf ein lachendes Kinderauge, das voll naiver Bewunderung zu der stattlichen Gestalt des jungen Soldaten hinaufblickte.

Das genügte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er blieb stehen und sah nieder zu dem der Kindheit kaum entwachsenden Mädchen. Ein reizenderes Geschöpf hatte er nie gesehen! Es war gar keine poetische Natur, und doch durchblickte ihn sofort der Gedanke: „Wie eine erblühende Rosenknospe." Und in der That wie eine Rosenknospe war das zarte, rosige, kolphidenartige Kind, klein und graziös war ihre liebliche Gestalt und bemoch von reizender Formenfülle. Ein fein geschnittener Kopf wiegte sich anmuthig auf dem schlanken Nacken, — ein Kopf mit großen, vertrauenden, unschuldigen Augen, von tiefstem Violenblau, — mit einem Mündchen klein mit rosig schwellenden Lippen und Wangen und Kinn, in deren Grübchen die Grazien und Neckgeister Versteckes spielten!

O, sie war entzückend schön! diese junge Blumenverkäuferin im leichten, beinahe ärmlichen, aber schmucken und kleidsamen Anzuge, die da Nachts um zwölf Uhr in den Straßen von Paris ihre Blumen feilbot!

„Zu schön!" murmelte Philipp Stuart, und ein zweiter, aber dieses Mal zweifelnder Blick streifte über das Mädchen hin und blieb dann wie beschämt an den großen, bittenden Augen hängen, die ihn so offen und unschuldig anschauten.

„Gib sie her, deine Blumen, ma Petite!" erwiderte er dann hastig, und ohne den Blick von ihr zu wenden, zog er seine Börse und reichte ihr das erste beste Geldstück hinüber, das er in die Hände bekam.

Sie aber wies es zurück und sagte: «C'est trop, Monsieur! Es ist Gold — und so viel kosten meine Blumen nicht!"

„Ich habe nicht Anderes", mein Kind, und gebe es gerne hin für jenen prachtvollen Strauß! Wie heißest Du?" fuhr er dann lächelnd fort, als sie das Geldstück dennoch von sich wies.

„Fleurette, Monsieur!" antwortete sie mit einem graziösen Knicksen und sah dabei ein wenig über die ausgereckte Hand vornehmen Herrn, ihren Namen wissen zu wollen. Sie war noch verführerischer wie vorhin, jetzt mit dem leichten Lächeln auf den rosigen Lippen, und er konnte sich nicht satt sehen an der reizenden Erscheinung.

„Nun wohl, Fleurette! so bringe mir morgen noch ein Bouquet; — aber laß es Rosen sein — nur Rosenknospen!"

Sie lächelte noch befriedigter und nahm dann ohne Zögern das Goldstück hin, indem sie ihn nach seiner Wohnung fragte. Als er sie genannt hatte, war sie mit einem zweiten leichten Knicksen mit einem «Merci, Monsieur!» davon geeilt und sprach nun leise für sich: „Er muß eine

Digitized by Google

Geliebte haben, dieser große, schöne Ausländer! Wofür wollte er sanft Rosen, nichts als Rosen?“

Er sah ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war — und stand dann wohl noch fünf Minuten auf derselben Stelle und dachte immer wieder: „Wie schön — wie wunderbar schön ist sie!“ Und dann scheint er hinein in's gastliche Haus des Bankiers und brachte der anmuthigen Frau dieselben die hübschen Blumen dar. Allein ihr Lächeln und ihre freundlichen Worte, mit denen sie ihn heute mehr wie gewöhnlich auszeichnete, berührten ihn kaum, — der Zauberbann war gebrochen!

Er dachte nur an die frische Wahlblume da draußen in kalter Winternacht, und die Farbenpracht des wohlerzogenen und streng nach Vorschriften geleiteten exotischen Frauenflors im Salon der Aecanier erschienen ihm reizlos, und zum ersten Male selbst übte diese nicht mehr den Einfluß auf ihn aus, der ihn doch so lange in Paris gefesselt hatte.

Sonderbar! Das Alles um eines Blumenmädchens willen, dem er wenige Augenblicke nur in die süßen Augen gesehen hatte!

*

Von jenem Abend an erschien Philipp Stuart nur selten noch in den vielbesuchten Reunions der gepriesenen Frau ihrer Zeit. Kam er einmal, so war er verstimmt und zerstreut, und Jules, die sich wirklich für ihn interessirte, schalt ihn einen Träumer und Grillenfänger.

Bald aber blieb er ganz fort von ihr, denn was er früher bei ihr gefunden hatte, ohne es zu suchen, die Ruhe und den Frieden, — er fand es nicht mehr dort. Und andere Gestalten, andere interessante, fesselnde Erscheinungen, andere Meteore leuchteten auf im Salon der Madame Aecanier und verdrängten bald auch in ihrem Herzen die Erinnerung an den schönen, wilden, eigenthümlich naiven Fremden von der anderen Seite des Weltmeers!

*

Was ihn im ersten Augenblick gefesselt hatte an jenes hübsche, arme pariser Kind, das als Waise bei einer alten Muhme lebte und diese mit ihren Blumenverkäufen ernährte, — war ihre pikante Schönheit gewesen. Was ihn später mehr noch wie diese anzog, war ihr lachendes, sonniges Wesen, ihr heiteres, glückliches Temperament.

Zuerst ließ er sich täglich Blumen von ihr auf sein Zimmer bringen — und verliebte sich dabei gräublich in sie. Wie seine ganze Charakterrichtung eine durchaus leidenschaftliche und stürmische war, — so folgte er auch hier ohne Nachdenken dem emporlodernden Gefühl, das ihn zu diesem Mädchen aus dem Volke zwang.

Er liebte sie bald — liebte zum ersten Male im Leben — wirklich; — er wollte sie nun auch besitzen, diese frische, duftige „Rosenknospe“, — allein an eine Heirath dachte er nicht!

Jedoch sie bekrat zurück vor dem unheiligen Verlangen seiner Wünsche, denn sie war unberührt vom Hauch der Leidenschaft, und so rein und zart und keusch, daß — als er einmal im Taumel der Sinne eines unbeherrschbaren Verlangens, kühn seinen Arm sie legte und sie leidenschaftlich küßte, — sie sich heftig von ihm losmachte, ihn traurig und vorwurfsvoll ansah und bebend sprach: „Adieu, Monsieur! Jetzt kann ich nie! nie! mehr wieder kommen!“

Und ob er auch flehte und bat und mit heiligen Schwüren Besserung gelobte, — sie ging dennoch und kam auch nie wieder zu ihm auf sein Zimmer.

Es war nicht zu verwundern, daß ihn dieses Widerstreben des kleinen Blumenmädchens nur noch mehr entflammte. Von dieser Zeit an folgte er ihr überall.

Sie hatte ihm vergeben! Was verzeiht die Liebe nicht Alles? Denn auch das schlummernde Herz des übermüthigen, lustigen Knaben des Volkes hatte der schöne, aoeuchme, heftig empfindende Maoaiier mit dem Feuer seiner Gefühle wach geweckt. Sie liebte ihn bald innig und tief, — aber sie fürchtete sich auch vor der Bitterkeit seiner Leidenschaft, und selbst schon ein unzufriedener Blick auf seinen flammenden Augen machte sie zittern vor den Feuergluten, welche hinter der jetzt sanften und glatten Außenseite sich bargen.

Wohin sollte diese Liebe sie führen? dachte sie oft bangend, und dann mied sie ihn auffallend. Allein es half ihr das nichts, — er wußte sie überall zu finden. Er folgte ihr wie ihr Schatten, — wie die Nacht dem Tag, — wie der Sommer dem Frühling — naturgemäß und unwandelbar!

*

Schon munkelten die Frau Basen und die Gevatter Schneider ihrer Nachbarschaft im Faubourg St. Antoine, wo sie wohnte, über das Verhältniß; — schon zuckte manche zweifelhafte Zugend spöttisch die Achseln, wenn einig und immer der große, fremde Oberst in Aeuerlens Begleitung war, — da gelsah das Unerhörte, Unglaubliche: das, was man im Salon Aecamier nie hatte glauben wollen, als man davon hörte; — Philipp Stuart, der reiche Erbe eines der ältesten Familien Marylands und Alteugtands, — hatte eines Morgens früh die kleine Blumenverkäuferin zur Kirche begleitet und sie zu seinem Weibe gemacht!!

*

In Baltimore, wo jetzt in einer der Hauptgeschäftsstraßen sich die größte der Marthhallen erhebt, war zu jener Zeit noch nicht einmal die äußere Grenze der Stadt, und es standen nur hin und wieder einzelne Landhäuser der reichen Aristokratie an der ziemlich belebten Landstraße. Es ist ein Fehler der Europäer, zu glauben, Amerika besitze keine eigentliche Aristokratie. Die des Geldes wollen wir außer Acht lassen, auch selbst die der Bildung; — allein es möchte selbst dem vornehmen Fremden schwer fallen, ohne gewichtige Empfehlung in den exklusiven Zirkel der sogenannten alten ersten Familien von Maryland und Virginien Zutritt zu erhalten. Diese sind unnahbar und streng abgegrenzt in ihren gesellschaftlichen Beziehungen, da sich der Kastengeist und das Vorurtheil hier noch viel unwiderlicher und greller erhalten hat, als selbst unter dem alten Adel des Mutterlandes. Die Nachkommen der Calverts, Baltimores, Gilmores, Stuarts und wie sie alle heißen, vermischen sich nicht mit anderen Familien, und wären sie noch so reich und angesehen, und betrachten es als eine Erniedrigung, wenn Einer aus ihrer Mitte etwas Anderes als Offizier oder Jurist, oder Landwirth der eigenen Güter wird, — Kaufmann am allerwenigsten!

Der Vater Stuart's, der jüngere Sohn einer jener alten Familien, hatte sich selbst ein Heim erbaut und dasselbe im echt englischen Geschmack angelegt. An der südwestlichen Ecke, gegenüber dem jetzigen Markthaus, erhob sich eine hohe Mauer, die es aon der Landstraße abgrenzte. Dieselbe umschloß einen großen Platz, in dessen Mitte sich das Wohnhaus befand, — Alles tonsarlabel, aber steif und düster, — vornehm, jedoch abstoßend.

Hierher führte Philipp Stuart seine „Rosenknospe“, als er sie sich zu eigen gemacht hatte; — hierher in diese stille, abgegrenzte, nicht anheimelnde Einsamkeit verpflanzte er das junge, in der vollen Freiheit des pariser Vaksbodens entsprosste Blütenreis.

Nachdem sie wenige Monate erst verheirathet waren, die ungleichen Menschen, — lachten schon Aeuerlens Augen nicht mehr so lustig, blühten die Rosen nicht mehr so rosig auf ihren Wangen, und um ihre Lippen schwebte nicht mehr das leichte, lebensfrohe Lächeln, das so unwiderstehlich gewesen war.

Und doch wurde sie noch eben so glühend wie früher von ihrem Gatten geliebt, — doch wurden alle ihre Wünsche fabelhaft schnell errathen und befriedigt, — doch waren Diamanten und Perlen, seidene und sammtene Gewänder und echte Spitzen, und Alles, was sonst Frauenherzen entzückt, ihr eigen, und sie war das, was das Ideal jedes pariser Bürgermädchens ist: une grande Dame!

Was fehlte ihr nur?

Oberst Stuart hatte sie in die Gesellschaft eingeführt, und ihrem echt weiblichen Takte vertrauend, ihr auf dem unbekannten und gefährlichen Terrain seinen anderen Rath mitgegeben, als: „Sprich nur, wie Dir um's Herz ist, ma Petite!“ und dann hatte er doch nach kurzem Sinnen hinzugesetzt: „Nur sag' niemals, was Du früher gewesen bist!“

Und als sie, die sich noch ihres niederen Ursprungs und ihrer ehrenhaften Vergangenheit nicht schämte, — schnallend fragte: «Pourquoi pas, monsieur mon mari?» da hatte er sie so ernsthaft angesehen mit den oft so lieb und gut und jetzt wieder eisig kalt, so wild und zornig blickenden Augen, daß sie erschrocken geschwiegen hatte.

In der Gesellschaft war das reizende, junge Geschöpf freundlich aufgenommen worden. Ihre Erscheinung war so unendlich verschieden von der königlichen, selbstbewußten Schönheit amerikanischer Frauen, und übte allein deshalb schon auf diese selbst, wie auf die junge Männerwelt einen außergewöhnlichen Reiz aus. Sie war so anmuthig, so lebhaft und leicht, so naiv und graziös, daß man sie bald nur «the beautiful butterfly» nannte. Schien es doch ganz natürlich, daß man den süßen Namen immer Schmeichelnamen beilegte, wie zuerst Philipp gethan, indem er sie damals und jetzt noch immer seine „Rosenknospe“ hieß!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Spaziergang in Kleinasien.

Von

Gustav Rasch.

Es war in Kadikiai. Kadikiai ist ein fast nur aus reizenden und eleganten Landhäusern bestehendes Dorf auf der asiatischen Küste am Gestade des Marmormeeres, der Sommeraufenthalt reicher griechischer und armenischer Kaufleute aus Konstantinopel. Um sieben Uhr Morgens stand

Digitized by Google

das Pferd gestattet vor meiner Thüre. Ich wollte einen Spaziergang in Kleinasien machen, einen prächtigen Aufschichtspunkt erspähen, eine türkische Todtenstadt besuchen und dann durch Skutari zu meiner Bivouganirung in Kadikiöi zurückkehren.

Als die letzten Häuser von Kadikiöi hinter mir lagen, sief der schlechte Weg, den ich bis dahin nur im Schritt zurücklegen konnte, plötzlich in eine Landstraße ein, welche jedem europäischen Lande hätte zur Zierde gereichen können. Wer hat diese Landstraße angelegt? Die türkische Regierung gibt sich sonst mit dem Bau von Landstraßen nicht ab. Die Antwort auf meine Frage sollte mir noch gehn Minuten zu spät werden. Ich setzte das Pferd in einen tüchtigen Galopp und sprengte die Landstraße hinan.

Schweigende Türkenhäuser, der untere Theil der Fenster vergittert, einige europäische Villen, von Blumengärten umgeben, hohe, schwarze Cypressen und reichangebaute Aecker und Felder flogen an mir rechts und links vorüber; dann kam ich an einen von einer hohen Mauer umgebenen Park. Ich ritt langsam, Schritt vor Schritt, um die reiche Vegetation, die prächtigen Baumgruppen, die in englischer Manier gehaltenen Rasenplätze des Parkes zu bewundern. Ein zweiflügeliges eisernes Gitterthor mit vergoldeten Spitzen und reichverzierten Laternen unterbrach die Mauer. Durch das Gitterthor schaute ich auf ein im reinsten italienischen Geschmacke aufgeführtes Schloß. In diesem Schloß wohnte der Mann, der die Straße angelegt hatte, welche ich im europäische hinangeritten war. Er hieß Mustapha Zazil Pascha, und war ein naher Verwandter des Vicekönigs von Egypten, einer der reichsten türkischen Großen. Mustapha Zazil Pascha wäre bald Khedive geworden; aber er besann sich zu jener Zeit, wo der Sultan Ismail zum Khedive ernannte, im Exil in Paris. Mustapha gehört zu den Männern, welche die Türkei von Grund aus reformiren wollen, war auch einmal Finanzminister und hält deshalb zuweilen in Ungnade. Er hat eine ganz europäische Bildung; seine Töchter sitzen nicht im Frauengemache hinter vergitterten Fenstern, sondern tragen europäische Moden, reiten spazieren, sprechen französisch und treiben Musik. Vergebens schaute ich mich im Blumengarten, der sich vor der Freitreppe des Schlosses ausbreitet, um, ob ich nicht eine von den Damen erblicken könnte. Aber es war noch zu früh, meine Uhr zeigte erst auf halb Acht. Und weiter ritt ich an der Packmauer entlang. Platanen, Eichen, Nußbäume, Feigenbäume, Weiden boten ihre Häupter über die weiße Parkmauer; aber alle überragte die schwarze, hohe Cypresse.

Das Schloß Mustapha's lag hinter mir. Aber ich sollte gleich von Neuem an ihm erinnert werden. Die Straße, welche an seinem Zauberschloß vorüberführte, sief in eine noch breitere Straße ein. Sie kam von den Ufern des Bosporus und lief auf meine Richtung des Berges Bulgurlu zu, den ich erstiegen wollte. Man bilde sich aber gar nicht ein, daß so schöne Straßen durch die Türkei führen. Die Straße hat nur eine Länge von einigen Stunden und führt von Skutari zu einem Kiosk des Sultans. Beim Kiosk hört sie auf. Ich setzte mein Pferd in Trab. Da kam ich an einen großen, schönen Garten vorüber. Der Garten war von einem leichten Gitter umgeben, hatte Spaziergänge, Rasenplätze, Springbrunnen, schattige Alleen, Akazienbäume, elegante Kioske — wieder eine Schöpfung Mustapha Zazil Paschas! Es war der Volksgarten von Skutari; aber vielmehr, Mustapha hatte diesen Volksgarten aus nichts erschaffen und ihn der Stadt Skutari geschenkt. Als die letzten Bäume und Gebüschgruppen des Gartens hinter mir tagen, verließ ich die Straße und ritt einen Seitenweg links. Der Weg, hatte man mir gesagt, würde mich auf den Wunderberg führen. Ich ritt durch ein verfallenes Türkendorf, an einem türkischen Friedhof, an einigen Hütten vorüber, immer bergan. Ueberall die schwarze Cypresse! Schon glaubte ich, ich hätte mich im Wege geirrt, da erblickte ich einen Brunnen, beschattet von Linden, Platanen und Kastanienbäumen, auf einem kleinen Plateau gerade vor mir. Ich war am Ziele. Das war der Brunnen Dschamlia, der das herrlichste Wasser in der Nähe von Skutari spendet. Der Sultan trinkt aus diesem Brunnen. Ich hielt zum Pferde und rief dreimal das Wort „Caffechi" und klatschte dreimal in die Hände. Ein Mann in türkischer Kleidung stieg den Hügel herunter, der sich hinter dem Brunnen auf dem kleinen Plateau erhob, und nahm mir das Pferd ab. Es war der Besitzer eines kleinen Kaffeehauses, welches sich hinter den dichtbelaubten Kronen der mächtigen Bäume befand, die den Brunnen Dschamlia beschatteten. Das dreimalige Händeklatschen und der Ruf „Caffechi" — so hatte man mir in Kadikiöi gesagt — waren die Zeichen, daß er zu erscheinen habe.

Nun stieg ich allein auf einem schmalen Fußpfad aufwärts zu dem Gipfel des Wunderberges hinan, den man mit seinem gewöhnlichen Namen in Stambul „Bulgurlu" nennt. Nach einer halben Stunde betand ich mich auf dem Gipfel, den drei Cedern krönen. Und welch' ein Panorama rollte sich nun mich auf, als ich unter den drei Cedernbäumen stand! Ein ähnlicher Berg existirt nicht auf der Erde! Ich umfaßte mit einem Blick Asien und Europa und das Meer, welches zwischen Asien und Europa fließt; ich sah das Marmorameer und den Meerbusen von Jsmid und den Bosporus, und die größte und prächtigste Türkenstadt der Welt, ohne eigentlich vier Städte: Stambul, Galata, Pera und Skutari. Schimmernd und leuchtend in den rothen und goldenen Reflexen der Morgensonne lag der tiefblaue Spiegel des Meeres zwischen seinen grünen Ufern, und seine Gestade bildeten sinnreiche weiße Bänder von Schlössern, Landhäusern und Dörfern, welche ihre einander auf dem Hintergrunde blumenstrahlender Gärten und dunkler Baumkronen die Hügel hinanstiegen. Und der blaue Spiegel des Meeres war mit Hunderten von Schiffen bedeckt, mit Dampfern, mit großen Segelschiffen, mit Panzerfregatten, mit kleinen, bunten Kaiks, welche die großen Schiffe umflatterten; jenseits der Brücke, welche sich wie ein schwarzes Band über das funkelnde blaue Meer legte, der Handelshafen und der Kriegshafen von Stambul. Und dieseits der Brücke stieg terrassenförmig Stambul mit seinen Moscheen, mit seinen Minarets, mit seinen Cypressen auf, und die metallenen Kuppeln der Moscheen und die Spitzen der Minarets und die Halbmonde funkelten und strahlten und glitzerten, als wären sie ganz von Silber und Gold, und wie ein dunkles, riesgroßes Band legten sich die Cypressen und Kastanien und Platanen des alten Serails um ihren Fuß. Und gegenüber auf der andern Seite der Brücke stiegen bis zum Gipfel des Berges die Häusergruppen von Galata, der alten Gemueserstadt, und der Christenstadt Pera hinter einander auf.

Gerade unter mir eine dustere Todtenstadt, der meilenlange Friedhof von Skutari mit seinen dunklen Cypressenwälde und den weißen Leichensteinen, welche alle gerade aufstanden, bunte Turbans auf den Häuptern, und daneben die Türkenstadt Skutari, deren Straßen und Häusergruppen sich bis zu den Ufern des Bosporus hinabzogen. Und als ich mich links wandte, da schimmerten aus dem hellblauen Grunde des Marmorameers die Prinzeninseln mit ihren weißen Landhäusern und duftigen Grün mir entgegen, und alle griechische Klöster schauten mich vom dunkeln Hügelkamm an, und weiterhin schwammen die Marmorainseln wie graue Felsbrocken auf dem Wasser. Und jenseits des Busens von Jsmid begrenzte eine blaue Höhenkette den Horizont. Wieder schaute ich nach Asien hinüber; aus der blauen Höhenkette erhob sich ein weißer Bergriese, Haupt und Schultern in einen leuchtenden Schneemantel gehüllt. Ich sah den Olymp.

Das war die Ansicht vom Bulgurlu! Habe ich nicht Recht, wenn ich ihn einen Wunderberg nenne? Welcher Berg zeigt dem Auge ähnliche Wunder, die Herrlichkeit Asiens und Europas auf einmal im Morgensonnenschein oder im glühenden Abendroth, in der grünen Frühlingspracht? Ich konnte mich nicht satt sehen an dem Wunderbilde. Länger als eine Stunde brachte ich unter den drei Cedern zu. Dann stieg ich wieder abwärts zum Brunnen Dschamlia, zu meinem Pferd und zum Caffechi, der mir schwarzen türkischen Kaffee und krystallhelles Wasser aus seinem Brunnen verschaffte und mir einen Tschibuk zu rauchen gab und viel Türkisch mit mir sprach, wovon ich kein Wort verstand. Nun stieg ich wieder zu Pferde und ritt die Straße nach Skutari hinab.

Jetzt war's lebendiger auf der Straße geworden, als wie ich hinaufgeritten war. Eine Büffelheerde zog nach Skutari, von Reitern getrieben. Die Büffel gehörten dem Sultan, denn die Reiter trugen bunte Uniformen. Dann begegnete mir eine Reiterabtheilung, welche zum Exerziren anzog, kräftige Männer auf schönen, stattlichen Pferden. Der „kranke Mann" hält sich seinen kranken europäischen Leib mit einer tüchtigen Armee zusammen. Auch die kleine Panzerflotte, welche ich vom Gipfel des Wunderbergs im Bosporus sah, läßt nichts zu wünschen übrig, wie man mir in Konstantinopel sagte. Türkische Frauen, Gesicht und Kopf weißverschleiert, in kleinen, buntverzierten Wagen, wahrscheinlich auf einer Morgenpromenade. Und das Lasttier des Orients, der arme Esel, zu Hunderten, alle möglichen Lasten auf dem Rücken, Gemüsekörbe, Ballen, Steine, welche zu beiden Seiten seines magereu Leibes aufgehängt waren, oft der Treiber noch zu Pferde sitzend. Dazwischen allerlei Gesindel zu Fuß, Reiter, welche die Straße hinaufsprengten, und die herrenlosen gelben Hunde, welche man in allen Straßen von Stambul sieht. Dann kam ich an die ersten Häusergruppen von Skutari. Sie gehörten zur armenischen Vorstadt. Rechts der Friedhof; alle Leichensteine lagen platt am Boden, während auf dem türkischen Friedhof alle Leichensteine aufrecht stehen. Nun ritt ich durch die armenische Vorstadt. Alle Häuser waren auch hier von Holz, aber die vergitterten Fenster fehlten; die Hausthüren waren offen; ich konnte vom Pferde aus in die Zimmer sehen. Die letzte Häusergruppe der armenischen Vorstadt stieß an die Mauer des großen Friedhofs.

Belch' ein Friedhof! Mit Recht nennt man den Friedhof vom Skutari eine „Todtenstadt", denn er hat eine Ausdehnung von mehr als drei Meilen. Die Türken, welche in Stambul wohnen, ziehen es vor, auf dem Friedhofe von Skutari bestattet zu werden. Der Friedhof von Skutari befindet sich auf asiatischem Boden, im Heimatlande der Muselmänner; in Europa fühlt sich der Sohn Mohammed's nicht recht heimisch. Asien

Digitized by Google

ist für den Muselmann der gewöhnliche Boden. Ein türkischer Begräbnißplatz darf nie eine andere als die ursprüngliche Bestimmung erhalten; nie darf in daffelbe Gras ein zweiter Todter gelegt werden. Deshalb sind alte türkischen Friedhöfe von so großem Umfang. Auf jedem Grab wird von den Hinterlassenen eine schmaze Cypreffe gepflanzt und mit Sorgfalt gepflegt, und auf jedem Grab erhebt sich ein weißer Grabstein aus Marmor. Er steht aufrecht. Eine türkische Inschrift auf demselben zeigt den Namen des unter dem Stein Ruhenden an; oft ist ein Spruch aus dem Koran hinzugefügt. Die Spitze des Grabsteins oder vielmehr der aufrechtstehenden Säule ist mit einem Turban oder mit einem Fez geziert; Turban und Inschrift sind häufig vergoldet oder in bunten Farben gehalten. Ruht unter dem Grabstein eine Frau, so trägt er an der Spitze eine Lotosblume. Genau in dieser Art und Weise ist auch der Friedhof von Stutari dekorirt. Die weitausgedehnte Friedhof mit seinen Hunderttausenden von schwarzen Cypreffen und mit seinen Hundertttausenden von weißen Leichensteinen macht einen äußerst monotonen und düsteren Eindruck, um so mehr, da eine Grabstätte ganz ausssieht wie die andere. Immer derselbe Rasenboden; immer dieselben, sich alle einander gleichenden Steine; wohin man blickt, die düstere schmaze Cypreffe; niedergende eine Blume, nirgends ein Farbenschmuck. Alles schwarzgrün, und ein gespensterhafte Leichenstreine, so dicht an einander, daß man oft Mühe hat, sich zu Fuß durchzuwinden. Holperige, schlecht gepflasterte, schmale Fahrwege führen nach allen Seiten hin durch den Friedhof. — Wie schön, wie heiter und sonnig erscheint dieser düsteren Todtenstadt gegenüber der englische Friedhof, auf dem die Opfer des Krimkrieges bestattet sind, der sich an der andern Seite von Stutari befindet. Ich besuchte ihn noch an demselben Tage, wo ich den Friedhof von Stutari durchirrt. Welch' einen sonnigen und heitern Anblick boten diese grünen, kurzgeschnittenen Rasenplätze mit den bunten Blumenkörben, aus deren Flor sich die meisten Grabsteine emporhoben, diese gelben, wohlgepflegten Kieswege, diese mit Epheu umrankten Mauern! Der englische Friedhof glich einem sonnigen Blumengarten, während der Friedhof von Stutari das Gepräge einer düsteren Einöde trug.

Ich durchritt die Todtenstadt in der Queere. Hie und da stieß ich auf ein mit einem eisernen Gitter umgebenes Familiengrab, welches besser gepflegt war, wie die einzelnen Grabstätten; auch vor Kaffeehäusern kam ich vorüber, wo Süßigkeiten verkauft und Kaffee geschenkt wurde und wo tschibuchrauchende Türken lauerten und in apathischer Gleichgültigkeit in den Cypreffenwald blickten; auch an einer Moschee und einem Priester, der den über der Erde stehenden Sarg irgend eines Sultans bewachte, und daneben aus einem Brunnen Waffer an die Vorübergehenden verkaufte.

Nach einer halben Stunde lag die Umfassungsmauer der Todtenstadt hinter mir. Vor mir rollte sich plötzlich ein ganz anderes Bild auf. Ich blickte in die breiteste und belebteste Straße von Stutari, in den Bazar hinab, der sich von der Friedhofsmauer in fast gerader Linie bis zum Landungsplatz der Dampfer, zum Bosporus, hinabzog. Welch' ein Kontraft! Halb Stutari schien sich auf dem Bazar ein Rendezvous gegeben zu haben. Ueberall bunte, plaudernde, kaufende Gruppen, Männer und Frauen; die Frauen Gesicht und Kopf weiß verschleiert, in bunten, bis zu den Füßen reichenden weiten Mänteln von rother, grüner, blauer, gelber und weißer Farbe. Beide Seiten der Straße waren von hölzernen Verkaufsbuden dekorirt, vor denen weiße Zeltdächer ausgespannt waren. Die vordere Hälfte der Verkaufsbuden war mit Handelsartikeln aller Art, mit Stoffen, Grünkram, Vorfostvorräthen, Früchten und Eßwaaren bedeckt. Hinter seinen Vorräthen im Hintergrunde der Bude saß oder lag der Verkäufer auf einer Binsenmatte mit untergeschlagenen Beinen, schaute mit orientalischer Ruhe in das Leben auf der Straße, wo wartete, bis sich vor seiner Bude Käufer einfanden. Auch Garküchen waren zwischen den Verkaufsbuden eingereiht, wo süße Gerichte in kleinen eisernen Pfannen brodelten und Dutzende Stückchen Hammelfleisch sich am Bratspieß vor einem Metallschraubstock drehten, dessen einzelne Fächer mit glühenden Kohlen gefüllt waren. Ich ließ mir ein Näpfchen saure Milch reichen. Die Milch war nicht zu genießen. Ich wußte nicht, daß die Türken die Milch erst kochen und dann sauer werden lassen. Auch das Brod war schlecht. In türkischer Küche gehört eben ein türkisch gewöhnter Magen. Wie kann man einen gebackenen Fisch essen, dessen Inneres mit Rosinen gefüllt ist? Der Pillab der Türken hat mit eben so schlecht gemundet, wie der Kuskus der Araber. Einige Schritte tiefer hatte ein Schreiber seine Schreibstube aufgeschlagen. Die offene Seite der Baracke, wo er sein Geschäft betrieb, war auseinanderweis mit einer Thüre und mit einem Glasfenster versehen. Die Scheiben des Glasfensters waren zum Zeichen seines Geschäfts mit Stahlfedern und beschriebenen Papierfetzen dekorirt. Ich konnte es nicht unterlassen, hinanzureiten und hineinzuschauen. Da saß ein alter, kleiner Mann auf einem niedrigen Divan, einen kleinen Tisch mit Schreibmaterial vor sich, um den Tisch zwei Männer, die ihm ihre Gedanken in die Feder diktirten. Die Tasse schwarzen Kaffee auf dem Tische und der Tschibuch daneben, den der würdige Schriftgelehrte rauchte, durfte natürlich nicht fehlen. Auch an einem „Han", einem Wirthshause, kam ich vorüber. Ich ritt durch den offenen Thorweg auf den innern Hof. Zur rechten Hand des Thorwegs das nirgends fehlende Kaffeehaus in seiner primitiven Gestalt; zur linken Hand in einem halb finstern Loch ein Mensch, der wohl der Portier vorstellte und mich neugierig anschaute. Der innere Hof war mit zwei Holzgallerieen umgeben, auf welche sich kleine Stuben öffneten, die die Licht durch die Thür empfingen. Der türkische Gasthofsbesitzer bietet dem Reisenden eine solche Stube — ohne Bett, ohne Mobiliar, ohne Alles. Was der Gast braucht, muß er sich selbst beschaffen. Das Pferd kann er in den Stall stellen. Wenn er zu Mittag speisen will, mag er in die Garküche auf den Bazar gehen.

Ich wandte mein Pferd, verließ den ungastlichen „Han" und ritt im Trabe den Bazar hinab, an einer stattlichen Moschee und am Hafen vorüber, um in meine schöne Villeggiatura in Kadikoi zu einem europäischen Dejeuner zu gelangen. Sieben Stunden war ich zu Pferd gewesen. Als ich am Hafen hinabsprengte, sah ich drüben in Pera dicke Rauchwolken aufsteigen, denen rothe Feuergarben folgten. In Pera war mal wieder ein Feuer ausgebrochen. Gewöhnliche Begebenheit! Diese ausgetrockneten Holzhäuser brennen wie Zunder. Als ich an der großen Kaserne auf dem Plateau vorüberttrabte, brannte es in Pera an drei verschiedenen Stellen. Vor der Thüre meiner Wohnung, als ich vom Pferde stieg, erzählte mir ein gerade aus Pera kommender deutscher Kaufmann, daß, als er an der Brücke das Dampfboot bestiegen habe, bereits über fünfzig Häuser gebrannt hätten, und fügte hinzu: „Sie kennen ja unsere ehrsamlichen Löschanstalten; ohne hundert Häuser wird es heute schwerlich abgehen. Vorgestern war der Jahrestag, wo die Hälfte der Stadt niederbeamte. Wir sind ja in Asien."

Rösselsprung.

men	men	schen	ar,	zu	am	se	mei-
wem	ten	dasß	wein	lehr-	ber	tees-	der
wor-	mei-	wein	sehr-	le	lis-	ne	lis
tal-	ch	dens-	schen	nach	zu	ch-	ger
ler-	hol-	den	freun-	de	gans	wor	haus
mit	drü-	stand	wem	rhein	de	ter-	den
ich	rhein	trink-	der-	land	mein	am	fiel
le	schaft	mir	lis	schafft	über	lieb'd	vor

Auflösung des Rösselsprungs Seite 24:

Feuer, das nicht entzündet kann, schwärzet das Holz. Das ist des Verläumders Bild.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 36:

Weiß.	Schwarz.
1) T. E 3 — E 4 † . . .	1) K. D 4 nimmt K 4.
2) S. A 4 — C 5 † . . .	2) K. E 4 — E 5
3) L. F 2 — F 6 † . . .	3) K. E 5 nimmt F 6.
4) S. C 5 — D 7 gibt Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang — № 6. — Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **van Dewall.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Unter solchen Eindrücken kehrte Mengden in den Palast zurück und ließ sich bald darauf durch den von Gold starrenden Lakaien der Gräfin P. anmelden.

Er schritt durch eine Flucht von fürstlich ausgestatteten Zimmern und Sälen, in denen eine gleichmäßige angenehme Temperatur herrschte, und befand sich am Ende dieser Suite in einem Boudoir, welches mit dem ausgesuchtesten Luxus eingerichtet war und von zarten Wohlgerüchen duftete der Gräfin P. gegenüber.

Diese erhob sich halb von ihrer Causeuse und machte dem Adjutanten ein Zeichen näher zu treten.

„Ah, Baron, ich freue mich, Sie zu sehen, ich dachte, daß Sie schon gestern kommen würden, da ich Ihre Ankunft von Wien erfuhr," sprach sie mit Liebenswürdigkeit und wies auf einen kleinen runden Sessel an ihrer Seite.

„Gnädigste Gräfin dürfen überzeugt sein, daß es mein aufrichtigster Wunsch war, mich so bald als möglich Denselben zu präsentiren, zu meinem Bedauern machten es mir dienstliche Geschäfte aber gestern unmöglich, den Staub der langen Reise von mir abzuschütteln."

So sprechend verbeugte sich Mengden noch einmal tief, stellte seinen Kalpak auf den Teppich und nahm Platz.

Eine große Dame. „Ah, Baron, ich freue mich, Sie zu sehen." Originalzeichnung von G. Bartsch. (S. 61.)

Digitized by Google

«Ah, sans exense, baron, sans excuse!» scherzte die Gräfin, — „aber Sie kommen von Wien, erzählen Sie mir etwas von der lustigen Kaiserstadt — wie ging's Ihnen auf der Reise, haben Sie keine Abenteuren gehabt?"

„Ach, Abenteuer genug, aber gerade keine heiteren, gnädige Frau! — Bis nach Czenstochau fuhr ich mit der Eisenbahn, von da an war die selbe nicht mehr practicabel. Ich war gezwungen, mir zu Wagen, von dreißig Juxaten begleitet, welche mir Oberst Sokolof zur Verfügung stellte, meinen Weg durch ein insurgirtes Land zu suchen. Das Herz blutet mir noch, wenn ich daran denke — überall rauchende Dörfer, geplünderte Schlösser, Tode und Sterbende — ach, gnädigste Gräfin —"

„Still, still, Baron!" unterbrach ihn diese heftig und wandte abwechselnd mit der Hand, „ich hatte Ihrem Herzen mehr Schonung zugetraut, als daß Sie mir meinen Räumen niemals von allen jenen Kriegs- und Schandbegebenheiten von da draußen ein Wort gesprochen wird, ich will meine Atmosphäre nicht verpesten lassen von jenen Miasmen — ich schließe vor ihnen Thüren und Fenster, Augen und Ohren!"

Mengden verneigte sich und dachte unwillkürlich an Prinz Mussa — die Gräfin ging, wie er, unbedingt und unbestimmmt durch all' dieses Elend mitten hindurch, Jener mit absichtlich geschlossenen Gleichmuth und Phlegma, diese mit absichtlich geschlossenen Augen. Wie war es nur möglich!? Es mußte immer wieder das junge Weib anlehen, welches in ein reiches Morgenkleid aus persischem Seidenzeug gehüllt in ihrer schwellenden Lasiensse lehnte. Unter seinen halb geschlossenen Wimpern hervor studirte er das feine, reizende Gesicht mit dem dunklen Haarschmud, den zarten Linien und den tiefblauen, halb schmachtenden, halb schlafrigen Augen.

„Welch' eine herrliche Frau!" dachte er und seine Blicke hafteten einen Augenblick auf den kleinen, goldgestickten Lederstiefelchen, welche unter den Falten des Oberrocks hervorlugten — ein Weib, ganz geschaffen, glücklich zu sein und glücklich zu machen, so jung schon an einen alten Gemahl gefesselt, vor dem alle Menschen zittern, und sie selbst so theilnahmlos und kalt!

Die Generalin betrachtete ebenfalls unter dem Schatten ihrer langen, seidenen Wimpern hervor den Offizier, welcher von nun an unter demselben Dache mit ihr wohnen sollte, den sie täglich um sich haben würde — den neuen Adjutanten.

„Welch' ein schöner Mann, welch' edler Ausdruck, welche kräftige Gestalt, welcher Wohlklang in seiner Sprache," dachte sie und dann laug sie laut: „Haben Sie es sich schon ein Bischen wohnlich bei uns gemacht, Baron?"

— und ehe Jener noch antworten konnte, fuhr sie lebhafter fort: „Sagte mir nicht Jemand, Sie wären musikalisch, Sie sängen, — wie ist mir doch?"

Mengden wehte ein wenig eoth: „O, meine schwachen Leistungen im Bereiche der Tonkunst kann ich nie die Dreistigkeit haben mit dem Namen singen zu belegen, namentlich nicht in Gegenwart einer solchen Meisterin des Gesanges," antwortete er galant.

Nun war es die Gräfin, welche erröthete. Sie richtete sich ein wenig auf und sprach, mit dem Finger schalkhaft drohend: „Flatteur que vous êtes — man merkt bei Ihnen gar zu sehr den Diplomaten — aber Sie befinden sich hier keineswegs auf dem wiener Parket — aufrechten — Baron Mengden — kennen Sie wohl das Mörchen Angelu?"

„Ganz gewiß, gnädige Frau, — angeln heißt —"

„Angeln heißt: sein Licht ein wenig unter den Scheffel stellen — damit es hervorzuziehen nachher um so mehr zu leuchten scheint und der Beifall größer wird — doch nun nicht abzuschweifen — ich würde mich sehr freuen, öfters mit Ihnen zu musiziren; ich kenne kein größeres Vergnügen als das, zu singen."

„Und Dich zu putzen," dachte Mengden unwillkürlich und einmeete sich, wie Prinz Mussa ihm in seiner kurzen treffenden Weise die Gräfin geschildert hatte, laut aber sprach er, sich verneigend: „Gnädigste Gräfin ehren mich sehr — ich stehe allezeit zu hoben Befehl!"

„Apropos, Baron," fuhr die Dame lebhaft fort, „Sie begleiten uns doch heute Abend auf den Maskenball? Welches Kostüm haben Sie gewählt?"

„Bis jetzt noch gar keines — ich gedenke mir einen Domino zu verschaffen, wenn überhaupt —"

„Einen Domino? — O, Sie sollten doch gewiß etwas Passenderes finden, als sich' einen langweiligen Domino! — Geben Sie — Sie sollten eine Charaktermaske wählen, das würde Sie besser kleiden — übrigens vergessen Sie ja nicht, sich zu bewaffnen, es ist für alle Fälle."

Mengden versprach dieß mit einigem Erstaunen.

„Um zehn Uhr fahren wir, Baron — also noch einmal, ich rechne auf Ihre Begleitung."

Mengden verstand, daß er entlassen sei, und erhob sich. Die Gräfin schaute ihm nach, wie er hoch aufgerichtet durch die lange Flucht der Zimmer dahinschritt, bis sich die Thüre hinter ihm schloß.

„Ein schöner Mann," murmelte sie, sich erhebend und vor den Spiegel tretend, — „der wird hier manches Unheil anrichten." Dabei wickelte sie gewandt eine lange Seitenlocke um die schmalen Finger und ließ sie sich dann wieder herab eingeln.

Als daraus Mademoiselle Juliette kam und später auch Annuschka, die Amme, um bei der Toilette zu assistiren, war fast nur von dem schönen Baron die Rede und die Gräfin bekannte nichts mehr, als ihn nicht zum Mittagessen eingeladen zu haben.

Siebentes Kapitel.

Der Abend war herabgesunken, es kam die Nacht, eine bitterkalte, sternenvolle Winternacht. — Wieder brannten die Wachtfeuer auf allen Plätzen Warschaus, und in dem Hofe des J.....schen Palais kommten die Pechfränze in den Flammen zu beiden Seiten des Portals. Der Gallawagen fuhr vor, von einem Kosakenpikel begleitet, die Gräfin, das kalte Atlasfleid und der schwarze Domino, von einem Zobelpelz verhorgen, wurde hineingehoben, der General folgte, der Lakai sprang hinten auf und dahin rasselte der Zug zum Gitterthore hinaus. Ein zweiter Wagen kam heran, Prinz Mussa und Mengden stiegen ein und die Britschka flog davon wie auf Flügeln des Windes, ebensalls zum Palast des Statthalters.

Oben an einem Fenster des dritten Stockes stand eine weibliche Gestalt und schaute ihnen nach, in schmerzliche Gedanken versunken.

„Ein schöner Mann," sprach auch Mineia halblaut vor sich hin, „und wie sie sagen, ein wahrer Edelmann. — O Stephan, Stephan! Grausames, kaltes Herz, hat denn nichts mehr Raum in Deiner Seele, als der Ehrgeiz und der Haß gegen Vaterland?! — — Kennst Du so wenig das Herz des Weibes, welches einst an dem Deinen pochte, daß Du ihm ein solches Opfer zumuthest! — Stephan — o Geliebter — — ich fühle, ich ahne es, jener rücksichtslose, rastlose Geist, er wird Dein Unglück sein und Dein Verderben. Du greifst zu hoch, Du gehst zu weit, zu weit. — — Doch komme was da will — ich stehe an Deiner Seite — Gott helfe uns! — Die Kugel rollt, vielleicht wird sie uns Beide zerschmettern!"

Mineia hörte es ein Viertel nach zehn Uhr schlagen. Sie hing ihren dunklen Mantel um, zog die Kapuze über das Gesicht und öffnete leise die Thür. Als sie sah, daß der Korridor leer war, eilte sie schnell und geräuschlos denselben hinab. Wieder, wie gestern, ging sie in die Privatstube des Portiers und verlieh dann das Schloß.

Ihn Minuten nachher klopfte sie an den Laden und ward eingelassen.

„Er erwartet Sie," flüsterte ihr die Alte zu, „gehen Sie schnell, er sitzt im Zimmer und sieht sehr unruhig aus."

„Ich danke Ihnen, Matka (Mutter)," erwiderte Mineia, ohne sich aufzuhalten, dann hustete sie leise — Stephan Bobrowski öffnete.

„Erschrick nicht, Cochanna," sprach er, die Hand des Mädchens erfassend und sie in's Zimmer ziehend — „ich bin bereits in meiner Verkleidung."

Dieses hätte trotz seiner Worte ihm beinahe dieselbe gleich wieder entzogen und kant aufgefchrieen, so überaschi und erschrocken war sie. Einen Augenblick blieb sie sprachlos stehen, dann führte sie den Verkleideten mit schnellen Schritten zu dem Tisch, ergriff die Lampe und leuchtete ihm voll in's Gesicht: „Jesus, wie hast Du mich erschreckt!" sprach sie vorwurfsvoll, „Du, Stephan Bobrowski, in der Livree der Verräterin!"

„Ich war die einzige Maske, unter welcher ich Ruhiges habe, heute Abend mit in die Statthalterei zu gelangen, und meine Gegenwart ist dort dringend nothwendig. — Du weißt, mein Leben gehört nicht mir — es gehört der Freiheit und dem Vaterlande! — Doch bereit Dich, mein Kind, die Zeit drängt, auf dem Sopha dort liegt Deine Garderobe und Matka ist bereit, Dein Haar zu ordnen. Wähvend Du Dich umkleidest, gebe ich Dir dann Deine Verhaltungsmaßregeln."

Mineia sagte ihren Mantel ab, ohne ein Auge von ihrem ehemaligen Geliebten zu verwenden.

„Du siehst aufgeregt aus, Stephan," sprach sie besorgt, „krunruhigt Dich etwas, hast Du Aerger gehabt oder droht Dir Gefahr?"

„Schweig still und spute Dich — allerdings droht Gefahr, aber nicht mir — nicht mir allein, Du sollst Alles hören, doch noch einmal, beeile Dich!"

Sie geh hinaus, Stephan, und schicke mir die Alte."

Stephan gehorchte und Mineia trat zum Sopha und betrachtete ihren Anzug. Er bestand aus einem prachtvollen weißchbauen Seidenklede und einem Domino von schwarzem Atlaß, neben diesen Gewändern lagen die feinste Wäsche, die prachtvollst gestickten Unterkleider, auf dem Tische sah man Fächer, Emil mit sostbarem Schmud, ein gesticktes Taschentuch, Handschuhe und eine hohe flachsblonde Perrücke von dem prächtigsten Haar.

Alle diese Gegenstände musterte nachemander die Deutschvolin, ohne daß der Ausdruck der Sorge und Trauer von ihrem Antlitze schwand.

Digitized by Google

Stephan und die Alte kamen herein.

„Laß Die Dein Haar ordnen!“ gebot Jener. Die Alte steckte zwei Lichter an und stellte sie vor den Spiegel, Mincia setzte sich nieder und ließ ihr langes, sastanienbraunes Haar zurücklämmen und zu einem Knoten auf dem Hinterkopfe zusammenbrehen. Stephan saß unterdessen am Kamin und starrte sinnend vor sich hin, auch die Alte sprach kein Wort. Erst als Mincia jetzt die Perrücke aufsetzte, welche ihrem ganzen Gesicht plötzlich einen anderen Ausdruck verlieh, murmelte sie mit einer Miene der Verwunderung: »pieukna, pieukna« (schön)!

Auch Bobrowski schaute auf und ließ seine Augen sinnend auf dem reizenden Mädchen haften.

Da stand sie wieder vor ihm, so sah sie aus, als sie noch ein Kind war, als im Frühlinge ihres Lebens zarte Elternsorge und Wohlstand sie umgab.

Sie das liebliche, blonde Kind aus einer der edelsten polnischen Familien, er der arme Sohn des armen Arztes, den bisweilen der Vater, wenn er über Land fuhr, mit heranspannahm auf den Schloß.

Ach, wie hatten sich die Zeiten doch seitdem geändert! — Der starre Revolutionär hörte etwas klingen in seinem oden Herzen, wie ferner Glockenklang, der weit über das Wasser herüberzog, er stützte sein Haupt müde in die Hand und sah zu Boden, und alle die Bilder der Vergangenheit zogen an seinem Auge in den wenigen Minuten vorüber, Alles was ihn einst bekümmerte, beschäftigte und beglückte. — Und der eine Gedanke, kam er ihm nicht in den Sinn: Was hast Du aus jenen blonden, vertrauenden kleinen Mädchen gemacht, das vom Schicksal bestimmt war, Dich zu lieben, damit Dein Lebenspfad nicht gänzlich einsam bleibe? — —

(Fortsetzung folgt.)

Vom Einzuge in Berlin.

Die Enthüllung des Standbildes Friedrich Wilhelm's III.*)

(Bild S. 64 und 65.)

Es war in der Nacht vom 12. zum 13. Juni 1840 in der Mitternachtsstunde, da bewegte sich langsam, lautlos ein Trauerzug durch die dunkle hohe Tannenallee, welche zum Mausoleum in Charlottenburg führt. Nur wenige Fackeln warfen ihr unheimliches Licht über das kleine Trauergefolge hin, ihr Widerschein blitzte zuweilen über die antiken Helme der ferner stehenden Leibeskadron der Gardes du corps. Es waren die sterblichen Ueberreste des am 7. Juni desselben Jahres heimgegangenen Königs, weiland Friedrich Wilhelm III., welche man zur Gruft bestatten, in dem Grabstein schloß sich über dem letzten Fürsten der „heiligen Allianz“, dem Träger der Geschicke Preußens in den schweren Stunden der Geburtswehen des neuen Jahrhunderts und der Sturm- und Drangperiode, welche darauf folgte, auch jene Zeit erschöpfen ab, denn es folgte eine neue Umgestaltung, welche 1848 gewaltsam zum Durchbruche kam.

Dreißig Jahre, ein volles Menschenalter, sind darüber hingegangen! Aus seinen Asche ist der Schwerpunkt Europas, die heilige Allianz, gehoben worden, das Alte wurde gestürzt, ein neues Leben, ungeahnte Verhältnisse hatten sich in dem staatlichen Leben sowohl, als in dem des einzelnen Bürgers entwickelt. Preußen hatte sich bedeutend hervorgethan, Nordeutschland stand geachtet dem Auslande gegenüber, im Lande blühte Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst. Da beschloß der König Wilhelm zu dem hundertjährigen Geburtsfeste seines Vaters, den 3. August 1870, eine Ehrenfeier, das Standbild Friedrich Wilhelm's III. (von Professor Wolff, zu dessen völliger Herstellung noch die Figuren und Reliefs des Sockels fehlen, provisorisch aufzustellen.

Schon wurden die Vorbereitungen zu einer glänzenden Feier in Aussicht genommen, schon stand das bronzene Reiterbild unter schützendem Bettergerüst aufgestellt, da erscholl durch die im Erntesegen wallenden Gefilde die Trompete der Kriegsfurie! Der heimtückische Ueberfall zwang Deutschland das Schwert in die Hand — und vorbei war es mit Fest und Freude! Abmungsgrauend, todesmutig brach für des Vaterlandes wehrhafte Männer ein neuer Morgen an. An dem Tage, welcher zur Feier bestimmt war, den 3. August, lagerten und überschritten die deutschen Armeen die feindliche Grenze. — —

Und wieder ging ein Jahr darüber hin, und welches Jahr! Es war ein Abschluß jenes Menschenalters von 1840 bis 1870, welches so Ungeahntes in seinem Schooße geboren hatte, gesunden: Deutschlands Einigkeit, des Reiches Krone und als Symbol alter und neuer Herrlichkeit des Reiches: der deutsche Kaiser!

*) Wir haben aus dem großen Feste eine Episode gewählt, die einen der denkwürdigsten und bedeutungsvollsten Momente darstellt. Die Red.

Das Bewußtsein seiner Errungenschaften, die Dankbarkeit gegen die Armee für ihre Aufopferung trieb die Bevölkerung aller Gaue an, durch eine herzliche Bewillkommnung von der Hütte des kleinsten Dorfes bis zu den Palästen der Residenzen Ausdruck zu geben. Vor Allem aber war der Einzug der Sieger imposant in der kaiserlichen Hauptstadt am 16. Juni. Aus weiter Ferne, selbst über das Meer waren Fremde mit deutschen Herzen herbeigeeilt, Theil zu nehmen an Freude und Jubel; ihre Zahl ist nicht zu schätzen.

Um sechs Uhr Morgens füllte sich schon der Straßenzug, um acht Uhr begannen die Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen den Aufzug; so früh und grau der Himmel die Tage vorher war, so freundlich lächelte heute aus blauem Aether die Sonne herab. Mit seiner gewohnten Präzision erschien Kaiser Wilhelm, ihm voraus in fünf sechsspännigen Wagen die hohen Damen des kaiserlichen und königlichen Hauses und die fürstlichen Gäste. Dumpf erf ihre salutirte die auf dem tempelhofer Felde in Ordre de bataille aufgestellte Armee ihren Kriegsherrn. Um zwölf Uhr setzte sich unter einem fast blauenden Jubel der Bevölkerung der Siegeszug in Bewegung. An der Spitze ritt der greise Feldmarschall Graf von Wrangel mit dem russischen Oberststallmeister v. Meyendorf und den österreichischen Feldmarschall von Gablenz, und ihnen folgten die Heerführer der Armee, deren verdiente Namen aus dem Volke mit Hurrah gerufen wurden. So gelangte der Zug an dem hallschen Thore, der dort aufgestellten Berolina vorbei, dem antikischen und brandenburger Thore, eine reichgeschmückte Via triumphalis, bis zum brandenburger Thore, durch welches zum sechsten Male die Armee einen Siegeseinzug hielt (1794, 1814, 1815, 1864, 1866, 1871). Die Tochter des Bildhauers Professor Blaser begrüßte zuerst den Kaiser in einer poetischen Ansprache, der Oberbürgermeister Hebemann empfing darauf an dem Baldachin der Beamten des Magistrats und der Stadtverordneten den Kaiser unter lauter Stille; nach Erwiderung seiner Rede und seinem Se. Majestät mit ergreifen genannter Stelle, brach das Hurrah von Neuem los, welches sich den ganzen Zug fortpflanzte, bis der Kaiser und seine Suite an der Blücherstatue Aufstellung nahm, um die Truppen defiliren zu lassen. Als die ersten in Kompagniefronten vorübermarschirten, waren die letzten Bataillone noch auf dem tempelhofer Felde, so imposant war die Zahl der im Waffengange einhermarschirenden Krieger, so lang ihr Zug! Mit besonderer Auszeichnung wurde das aus allen deutschen Regimentern kombinirte Infanteriebataillon und die in derselben Weise zusammengesetzte Eskadron empfangen, Alle Rest des eisernen Kreuzes, mehr noch aber der Zug, welcher die eroberten Adler und Fahnen trug.

Nach Beendigung des mehrere Stunden andauernden Vorbeimarsches begann der Schlußakt der Feier: die Enthüllung des Denkmals Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III. im Lustgarten. Die Feier trug einen durchaus militärischen Charakter, nur die Deputationen der Behörden sprachen in kleiner Anzahl für die Anwesenheit der Bürgerschaft, die Volksmenge war durch die Militärkette abgesperrt. Bei Annäherung des Kaisers und seines Gefolges, nachdem die Damen in dem eigens erbauten Pavillon Platz genommen hatten, legten die Träger der eroberten Feldzeichen dieselben vor dem Standbilde nieder, Tambours und Hornisten zieten zum Gebet; nachdem der Donnhor eine Hymne intonirt, hielt der Feldprobst ein Gebet. Der Kaiser gab den Befehl zur Enthüllung, das bedeckende Tuch fiel unter dem Hurrah der Truppen, während Tambours und Musikchöre den Präsentirmarsch spielten, und die an dem jenseitigen Ufer des Kupfergrabens aufgestellten Geschütze ihre Salutschüsse abfeuerten. Es war ein erhebender Moment, als die Krieger heranstraten und die feindlichen Feldzeichen, die Symbole einer der größten Armeen Europas, nun vermichtet, der Erinnerung an die Kämpfe unserer Väter um den Freiheitskriegen huldigend, in den Staub warfen, während die deutschen Fahnen und Standarten das Standbild umstanden und salutirten. Da zog auch der Kaiser den Degen und winkte grüßend zu dem erzenen Bilde seines Vaters hinauf.

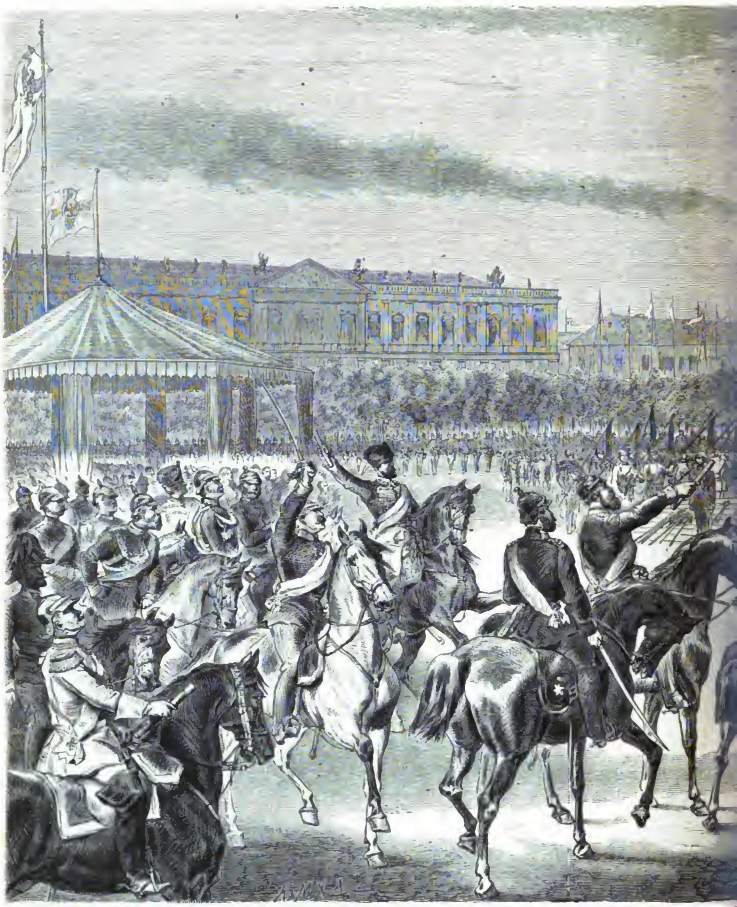
Den Schluß der Feier bildete der Choral: „Nun danket Alle Gott“, von vielen tausend Stimmen andachtig gesungen, als die Musikchöre das feierliche Danklied anstimmten.

Noch dem Schluß der Feier ritt der Kaiser heran an die Deputationen. Dem Künstler Prof. Wolf die Hand reichend, sprach Se. Majestät den Dank für seine Arbeit aus, darauf wendete er sich zu einigen alten Herren, welche mit der Erinnerungsmedaille von 1813—1815 geschmückt waren, und richtete einige herzliche Worte an dieselben, unter Anderem:

„Wer hätte geglaubt, daß wir, und mit Zug und Recht, das eiserne Kreuz wieder aufstehen sehen würden, wer hätte es wohl für möglich gehalten, daß wir solche Erfolge erringen würden? . . . Ich sage es immer und wiederhole es: Gottes wunderbare Fügung und sein Wille war mit uns.“ Zum Standbilde hinaufzeigend: „Und wenn Der auf uns herniederschauen könnte, so würde er es aussprechen: ich bin mit euch zufrieden!“

Tiefe Rührung bemächtigte sich der umstehenden Greise, von denen der jüngste, der Kaiser selbst, 74 Jahre zählte.

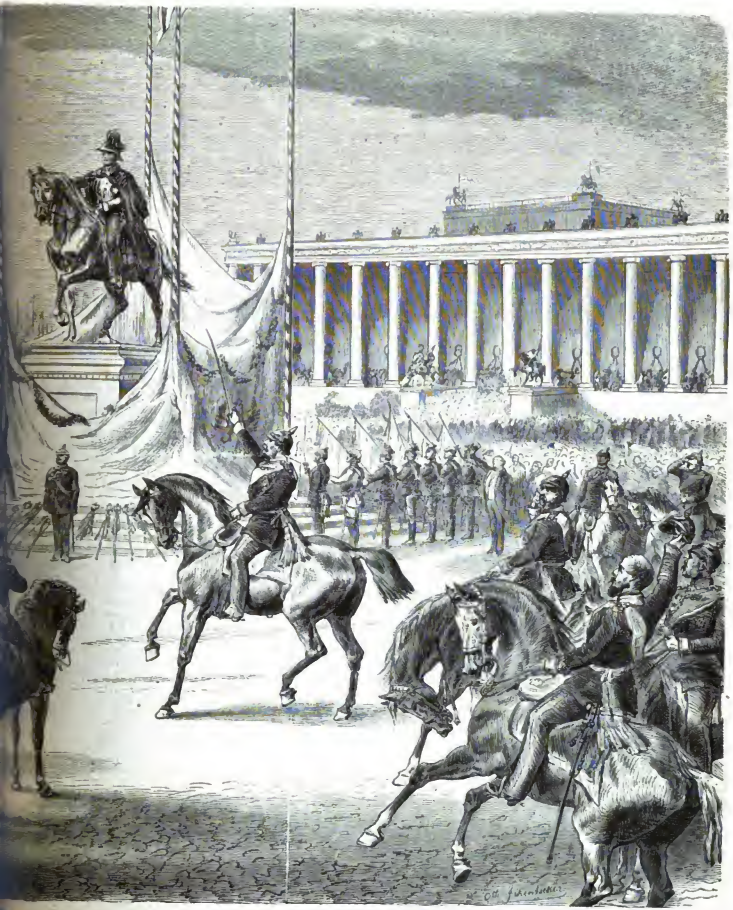
Digitized by Google



v. Gablenz. Wrangel. Herzog von Meiningen. Großherzog von Weimar. Prinz Friedrich Karl. Prinz Karl Kronprinz. Prinz Friedrich

Vom Einzugstage in Berlin. **Die Enthüllung des Denkmals**

Digitized by Google



Sohn des Kronprinzen. Der Kaiser.

Wilhelm's III. Originalzeichnung von F. Schulz. (S. 63.)

Digitized by Google

Das war der Schluß des Siegeseinzugs in die neue Kaiserstadt, das Memento an die Zeit der Freiheitskriege und an Friedrich Wilhelm III., welchen seine Zeitgenossen den Gerechten nannten.

F. Schulz.

Der Gouverneur der neuen Provinz Elsaß

— Graf Bismarck-Bohlen. —

(Vgl. S. 65.)

Das alte deutsche Land Elsaß, an dem das Herz des deutschen Volkes unverwandt mit nicht zu erschütternder Liebe hing, wir haben es wieder, es ist wieder ein Stück unseres großen, zugleich mit dieser Zurückeroberung gewinnten Vaterlands. Mit anderem Stolze können wir ihm heute entgegenkommen, mit dem Schutze einer großen, geachteten Nation können wir es umfassen und es darf sich rühmen, zu den höchst geschätzten Juwelen des deutschen Reiches gezählt zu werden. Mögen die fremden Elemente sich ausscheiden, mögen Die, die ertiser Gloire nachjagen, in's fremde Lager übergehen, wir lassen sie ruhig ziehen, weil wir wissen, daß der beste Rest, der der echt deutsche ist und den wir allein gewinnen wollen, bei uns bleibt.

Es war eine große, herrliche, aber auch schwere Aufgabe, die dem Manne geworden, den das Vertrauen seines Königs an die Spitze der neuen Provinz rief; aber gerade er scheint den männlichen Ernst mit dem versöhnenden Gemüthe zu vereinen, welches allein in solchen kritischen Zeiten die richtige Mitte zu allem Handeln zu treffen weiß. Der Name des Mannes, dem solches Vertrauen wurde, ruft uns den des großen Regenerators des deutschen Reichen in's Gedächtniß — möge es dem Träger desselben vergönnt sein, ein Regenerator der neuen Provinz zu werden. Graf Bismarck-Bohlen ist als der Sohn des brandenburgischen Obersten von Bismarck, der den Namen des Grafen Bohlen auf den Wunsch seines Schwiegervaters annahm, 1818 geboren, trat 1835 in die Armee und machte 1842 mit dem Prinzen Adalbert eine Reise nach Amerika, ward später zum Prinzen Friedrich Karl während dessen bonner Studien kommandirt und hatte somit reichliche Gelegenheit zu vielseitiger Ausbildung. Er wurde deßhalb auch schon früh, als Rittmeister, in die Nähe des Königs berufen, ward Flügeladjutant Sr. Maj. des Königs, kommandirte als Major die Leibgendarmerie, als Oberstlieutenant das Gardehusarenregiment, als Oberst die fünfte Kavalleriebrigade, verblieb aber in allen diesen Stellungen Flügeladjutant, ein Beweis, wie sehr ihn der König schätzte. Den Feldzug von 1866 machte er im Stab des Generalkommandos des Kavalleriekorps der ersten Armee mit und erhielt nach dem Ende des Feldzugs die Aufgabe, die neue Provinz Hannover in das große Staatsganze Preußens einzufügen, was ihm auch, wie sich jetzt zeigt, in vorzüglicher Weise gelang. 1868 ward er wieder nach Berlin versetzt als Kommandant der Stadt und Chef der Gendarmerie, von welchem hohen Posten der König ihn an die Spitze des Elsaß berief, das er — unsere wärmsten Wünsche begleiten ihn — zum Segen des deutschen Reiches ganz für uns gewinnen möge!

F. Heise.

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

„Jedenfalls, mein Offizier," sagte der Zuave, „wird es nothwendig sein, den Karren halten und mich mit einigen Ihrer Leute sehr vorsichtig näher rücken zu lassen, dabei auf Schlimmes gefaßt zu sein, denn ich fürchte, wir haben es dort mit bösen, verwegenem Gesindel zu thun — sacre bleu," setzte er leise hinzu, „das ist meine Ansicht, wenn Sie es nicht vorziehen, wieder zurückzukehren und mich dabei als einen schlechten Führer, der ich trotz alledem nicht bin, binden zu lassen und als Gefangenen mitzunehmen."

„Was uns jetzt jedenfalls wenig nützen würde," erwiderte der Ulane, „auch glaube ich an Deine Ehrlichkeit, und Du da drüben anbelangend, so theile ich Deine Ansicht und haben wir es dann wohl mit einem gemeinschaftlichen schenßlichen Feinde zu thun."

„Den zusammenzuschießen jedenfalls ein gutes Werk wäre, aber vorsichtig müssen wir sein, denn ich bin überzeugt, daß die Meisten der Bande mit guten Schießgewehre versehen sind, auch ist eine gute Anzahl hinter Wälze bei einander, und wenn ich auch nicht daran zweifle, daß wir sie ordentlich zusammenwerfen können, so sollte doch meiner Ansicht nach der Karren dort, wo er steht, nicht nur halten bleiben, sondern langsam umkehren, um auch für den schlimmsten Fall sogleich wieder zurückgehen zu können — für den schlimmen Fall nämlich, daß wir gezwungen würden, ihm zu folgen, um dann jenseits des Waldes bis zum Anbruch des Tages zu bivouakiren."

„Was vielleicht auch schon früher das Klügste gewesen wäre," brummte der Ulanenoffizier, „doch sind geschehene Dinge nicht zu ändern und ich bin ganz Deiner Ansicht, die Gesellschaft da drüben ein wenig näher anzusehen, ungehindert vorbeilassen werden sie und wahrscheinlich nicht, und zurückgehen ohne Weiteres, davon steht nichts in meinem Lexikon."

„So bitte ich, zwei Mann zu bestimmen, um mit mir eine Schleichpatrouille gegen den Feind zu machen, man hat das ganz famos in Mexike gegen die Guerilleros gelernt, und Ihre Leute hätten weiter nichts zu thun, als mir auf fünfzig Schritt Entfernung zu folgen, um mich im Fall nothwendigen Zurückgehens, was ja auch möglich ist, aufnehmen zu können — sehen Sie, mein Offizier, hier gleich vom Wege ab ziehen sich starke Stämme im Halbkreis bis zu der Lichtung zu drüben, wo Jene lagern, ich werde ihnen vermittelst dieser Deckung so nah als möglich auf den Leib rücken und nach Umständen schnell Feuer auf sie geben."

„Ganz gut erdacht bis dahin, die beiden Mann, die ich Dir mitgebe, unterstützen Dich, und wenn jene Elenden vor- oder zurückgehen, so kommen wir Uebrigen hier in den Rücken oder in die Flanken; Schade, daß ich nicht über Kavallerie zu verfügen habe, um ihnen nachsetzen zu können."

„Was aber nicht zu hitzig geschehen dürfte, mein Offizier, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, das Gesindel wird jedenfalls versuchen, Stand zu halten, besonders wenn es bemerkt, daß es in großer Ueberzahl gegen uns ist, doch wollen wir im Schnellfeuer schon etwas leisten; sprengen wir sie aber glücklich auseinander, so werden sie in Hurgelter Zeit bei ihren genauen Kenntniß des Terrains und bei der immerhin dunklen Nacht in alle möglichen Schlupfwinkel hinein verschwunden sein, um aus solchen Hinterhalten auf ihre nachdringenden Feinde zu feuern."

„Abgemacht — ich werde den Leuten strengste Vorsicht einschärfen."

Dann ließ der Ulanenoffizier zwei der besten Leute mit dem Zuaven ausschwärmen, während er selbst und die übrige Mannschaft sich so gedeckt als möglich hinter den Rädern des Wags oder hinter starken Stämmen aufstellte, der Karren mit dem Verwundeten wurde langsam herumgedreht und der Husarenoffizier von dem, was man vorhatte, in Kenntniß gesetzt, wobei dieser nur aufrichtig bedauerte, nicht bei dem Ueberfalle mit thätig sein zu können.

Auch bei jedem der Soldaten schien in diesem Augenblick alle Müdigkeit verschwunden zu sein und sie freuten sich auf ein Gefecht mit diesem elenden Gesindel, das schon so viele ihrer verwundeten braven Kameraden beraubt und manche Andere schenßlicherweise umgebracht. Der französische Jäger, der, wie wir wissen, unbewaffnet war, wurde zum Karren beordert und erhielt die Weisung, langsam durch den Wald auf das freie Feld zurückzugehen und dann dort bis auf Weiteres zu halten.

Nachdem unter lebenartigen Gewandtheit und mit vier ein Schützen dahingleitend, jede Deckung gut berechnend und benützend, drang der Zuave vor und bientе dabei in seinen Bewegungen den beiden Infanteristen, die ihm auf vielleicht fünfzig Schritte Entfernung folgten, als so vortreffliches Beispiel, daß alle Drei in kurzer Zeit so nahe an die Lagernden gelangten, daß sie, besonders Franzosé, welcher die Bande, durch den dicken Stamm einer Eiche gedeckt, auf ziemlich kurze Entfernung beobachten konnte, auf's Deutlichste sahen, daß man es in der That mit einem Rudel Schlachtfeldhyänen zu thun hatte, und daß diese Schändlichen gerade beschäftigt waren, ihre ruchlose Beute zu theilen und in mitgenommenen Tornistern und großen Pferdedecken zusammenzupacken.

Was aber den Zuaven dabei im höchsten Grade interessirte, war ein französischer Offizier, der mit verwundetem Kopfe am Boden lag, doch hatte sich derselbe jetzt gerade etwas aufgerichtet, wobei er den linken Arm gegen die Erde stemmte und die rechte Hand vorbeugend gegen ein paar Kerle erhob, die dicht vor ihm standen und mit wilden Gesticulationen in ihn hineinredeten. Offenbar hatte man es hier mit einem Schwerverwundeten zu thun, den die Bande, der Himmel mochte wissen, aus welchem Grunde, mit hieher geschleppt hatte und der nun durch irgend eine Verauslassung mit ihnen in Streit gerathen war.

Was diese Veranlassung sein konnte, wurde dem Zuaven im nächsten Augenblick grauenhaft klar; denn als die eben erwähnten Kerle sehr bei ihren heftigen Reden und Bewegungen etwas auf die Seite traten, sah er den Körper eines andern Mannes in Uniform ausgestreckt am Boden liegen und einige Weiber beschäftigt, mit Messern seine Kleidung aufzutrennen, sowie Finger seiner Hand, an welcher wahrscheinlich Ringe steckten, abzuschneiden. Ob auch dieser ein Franzose war, vermochte er nicht zu unterscheiden, doch schien es ihm eher ein deutscher Offizier zu sein, den man vielleicht todt oder nur verwundet, das Letztere war gräßlicherweise eher anzunehmen, im Walde gefunden, vielleicht herbeigeführt, um ihn hier

Digitized by Google

zu ermorden und zu berauben. Für Letzteres sprach auch die Heftigkeit, mit welcher der Andere in die feigen Mörder und Räuber hineinsprach, sowie sein mühsamer Versuch, sich auf die Beine zu helfen, was ihm auch nach einiger Anstrengung gelang, doch sah man deutlich, daß er schwankend auf seinen Füßen stand, wobei er mit seinen Händen vergeblich nach Etwas griff, um sich daran zu halten.

Dieß sahen dem Zuaven der richtige Augenblick zu sein, um sein Gewehr langsam in die Höhe zu nehmen und scharf zu zielen auf einen der beiden Kerle, der einen Griff nach dem Hafte des französischen Offiziers that, aber nur in die leere Luft traf, weil dieser aus Erschöpfung wieder zusammengebrochen war.

Da krachte ein Schuß durch die stille Nacht — gleich darauf ein zweiter und dritter — einer der Kerle taumelte und stürzte kopfüber zu Boden, worauf die ganze Bande unter wildem Geschrei in die Höhe fuhr, zuerst auseinander stäubte, sich dann aber sinckend und drohend wieder zusammenscharte, um sogleich einige Schüsse nach der Richtung abzufeuern, wo man am Waldrande den Blitz des Pulvers gesehen und fortwährend noch sah, denn sowohl Francois als die beiden Infanteristen unterhielten ein musterhaftes Schnellfeuer in die ihnen jetzt entgegenstürzende Schaar hinein. Alle Drei waren auch entschlossen, sie stehenden Fußes zur schleunigsten Arbeit mit dem Bajonnet zu ermuntern, doch wäre das jedenfalls ein verzweifelter Kampf geworden, weßhalb es ihnen durchaus nicht unangenehm war, jetzt ihre Reserve, im Laufe feuernd, im Rücken des Feindes mit einem muthigen Hurrah anrücken zu sehen, weit voran der Ulanenoffizier, der mit hoch geschwungenem Säbel gegen die plötzlich stutzende, dadurch unruhig hin und her wogende Bande, anstürmte.

Es war das allerdings ein stäbsches und tapferes Reiterstückteln, dessen sahen sich aber die Angegriffenen auf diese Art in ein Kreuzfeuer genommen, als sie sich, die Beiden mit ihren Packen voran, gegen die noch freie Seite der Waldlichtung in das Gehölz warfen, um dort hinter den Bäumen hervor ein tüchtiges Gewehrfeuer gegen die rasch vordringenden Infanteristen zu eröffnen und zu unterhalten, leider auch nicht ohne Erfolg, denn das Pferd des Ulanenoffiziers stürzte zusammen und soll im gleichen Augenblicke sühlte der Zuave einen brennenden Schmerz an seiner Schulter, und als er hinlangte, sah er seine Finger voll Blut, doch war das glücklicherweise nur ein Streifschuß gewesen, der ihn an der Bewegung seines Armes nicht hinderte.

Mißlich aber stand die Sache immerhin für die kleine tapfere Schaar, wenn man überhaupt die paar Mann so nennen konnte, und daß es überhaupt sehr Wenige waren, mit denen die wilden Gesellen drüben zu thun hatten, mußten auch diese deutlich sehen, sowie sich auch die Andern Mühe gaben, durch ein rastloses Schnellfeuer ihre Schwäche zu verbergen. Dabei dachte keiner dieser Beaven an ein Nachgeben oder Zurückgehen, obendrein gegen solches Gesindel und in dem stolzen Bewußtsein, heute die französische Armee so tüchtig gelobt zu haben. Doch schienen auch die Schinckstiefbohnen nicht Lust zu haben, einen großen Theil ihrer Beute im Stich zu lassen, sowie manche der Ihrigen, die auf der Waldwiese selbst und noch am Saume des Gehölzes von der Kugel erreicht worden waren, zu ein Paar der Verwegensten unter ihnen schickten sich an, vorzugehen, um das verlorene Terrain wieder zu gewinnen.

Da ließ François mit einem Male mechanisch, durch eine gewaltige innere Bewegung hervorgebracht, sein Gewehr sinken und starrte mit weit ausgerissenen Augen entsetzt vor sich hin nach dem Anfang der Waldlichtung, wo jetzt, ohne sich durch das Schreien und Schießen im mindesten stören zu lassen, die schattenhafte Gestalt eines Reiters erschien, auf müdem, stolpernden Gaule quer herüberreitend — er selbst zusammengesunken im Sattel sitzend, den rechten Arm auf die Hüfte gestützt. Dabei glitt er sogar wie ein Nebelstreifen, dunkel gefärbt erschien, und das Entsetzlichste war sein Schatten, der, das ganze unheimliche Gebild grauenhaft karrikirend, wie ein fahler Lichtstreifen neben ihm hinzog.

Daß ihn auch die Andern sahen, entnahm man an dem schreckensvollen Ausschrei selbst der Muthigsten der Bande, die sich auf die Waldwiese hinausgewagt hatten, sowie an ihrem plötzlichen und unaufhaltsamen Zurückweichen in das Gehölz; ob aber auch die Infanteristen die gewaltige Erscheinung bemerkt oder als solche erkannt, war ihm zweifelhaft, denn jene eilten nun die Waldwiese dahin den Flüchtigen nach und bald vernahm er ihr Schießen schwächer und schwächer. Er selbst hätte es nicht vermocht, sich von der Stelle zu rühren, er fühlte seinen Kopf von einer eigenthümlichen Beklemmung eingenommen, es schwamm ihm wie Nebel vor den Augen, und als er hierauf wieder einen Moment klaren Bewußtseins hatte, fand er sich gegen den Baumstamm gesunken, an dem er gestanden, und bemerkte zu gleicher Zeit dort einen langen und breiten Mannschaften, der seinem Arm emsttrömt war.

Wie im Traume starrte er auf die Waldwiese hin, wo einzelne dunkle Gestalten lagen, auch ein Pferd, wie es ihm schien, und obgleich er beabsichtigte, dorthin zu gehen und sich den Schauplatz des stattgehabten Kampfes näher anzusehen, so fühlte er sich doch nicht dazu im Stande, ja er vermochte es nur, sich fortzubewegen, indem er sich von Baum zu Baum mit den Händen weiter tastete.

So kam er schwankend an den Weg, den er vorhin, gefolgt von den beiden Infanteristen, verlassen, und hier mußte er sich einen Augenblick niedersetzen, um mit zitternden Händen nach seiner Feldflasche zu langen, aus welcher ihn ein langer Zug so weit stärkte, daß er wieder aufzustehen vermochte und der Waldstraße zu folgen bis an's Ende derselben, wo er noch in nebelhaften Umrissen den Karren vor sich bemerkte — und dann weiter nichts mehr sah.

Als er nach einiger Zeit wieder zu sich kam und seine Augenlider, allerdings mit einiger Mühe, zu erheben vermochte, bemerkte er, daß der Zager bei ihm stand, auch ein Mann in einer Bluse, der Peitsche nach, die er in der Hand trug, zu urtheilen, der Führer des Karrens, und daß sich Beide damit beschäftigt hatten, ihn vermittelst Waschungen mit kaltem Wasser, sowie nothdürftigen Verbinden seiner Armwunde und seiner Bewußtlosigkeit zu erwecken, ihn auch durch Einflößung von Wein zu stärken, was ihnen so gut gelungen war, daß sich François nach einigen vergeblichen Versuchen auf seinen Beinen erheben konnte und, allerdings etwas schwankend, aufrecht stehen.

„Und die Andern?“ fragte er, sich umschauend.

„Weiß der Teufel, wo sie geblieben sind,“ sagte der Mann in der Bluse, „dem immer dumpfer werdenden Ton der Schüsse nach zu urtheilen, müssen sie sich nach St. Mengeé oder Fleigneux hingezogen haben, während mein Pferd und Karren sehr unnöthigerweise schon über eine Stunde da draußen vergebens hält; und da wir, Gott sei Dank, doch wieder ganz unter uns sind, wäre es das Beste, den verdammten Preußen auf das Feld hinzuwerfen und dem Andern das Maul zu stopfen.“

„Wer ist der Andere?“ fragte der Zuave.

„Nun, einer der Infanteristen, die Euch gefolgt waren, und sich schon vor einer halben Stunde mit einem recht netten Schuß im Bein zu uns herangeschleppte.“

„So so,“ erwiderte Francois, „nun ich will Dir etwas sagen: Statt dem Andern das Maul zu stopfen, wird es für Dich von großem Nutzen sein, Dein Maul zu halten, falls Du es nicht vorziehst, meinen Gewehrkolben zu fühlen; wenn Du vielleicht zweifelst, ob ich wieder kräftig genug dazu bin, so will ich Dich zur Probe schütteln, daß Dir Hören und Sehen vergeht, und nun vermärte!“

Damit hatte er sein Gewehr wieder aufgenommen und schritt so rüstig gegen den Karren hin, als wenn er soeben aus einem gesunden, stundenlangen Schlafe erwacht wäre.

„Ich wußte es wohl, daß da nichts zu machen sein wird,“ flüsterte der Jäger dem Fuhrmann zu, und als er noch hinzugesetzt: „warten wir auf eine günstigere Gelegenheit,“ folgten ihm die Beiden.

Der verwundete Husarenoffizier, den die Ruhe auf dem guten weichen Lager wunderbar gestärkt hatte, forschte begierig nach dem Resultate des Schießens, das er vernommen, und schien nicht zufrieden über den Ausgang des Kampfes, ging aber nach einigen Berathschlagen doch auf die Idee des Zuaven ein, nicht länger hier in der Kühler verbenden Morgenluft zu halten, sondern weiter zu ziehen, um in einem benachbarten Meierhofe, den François kannte, für einige Stunden ein Obdach zu suchen.

„Ich trage wahrhaftig nicht die Schuld, mein Offizier,“ sagte er dabei, „daß Ihre Kameraden trotz meiner Warnung sich forterissen ließen, jenes Gesindel länger zu verfolgen, als gerade nothwendig war, wäre auch sicher mitgegangen, wenn nicht der verdammte Schuß hier meinen Oberarm getroffen hätte, und ich dadurch mehr Blut verloren, als mir lieb und nützlich war.“

„Und wo ist jener Meierhof?“ fragte der Verwundete mit matter Stimme.

„Ich schätze ihn eine kleine Stunde von hier, bei l'Alcainaise, wo wir wahrscheinlich von den Unsrigen finden oder unterwegs auf eine Ambulanz stoßen, was noch besser wäre.“

So dachte allerdings der Zuave redlich und ohne Falsch, hatte aber dabei doch den kleinen Hintergedanken, den Karren mit dem Verwundeten möglichst um Sich zu haben, sobald er irgend etwas wie Pickthauben zu der Ferne sehen würde, oder sobald sie Leuten von irgend einem Sanitätszuge begegneten, und um in einem solchen Falle Alles hübsch bei einander zu haben, lud er mit Hülfe der Andern den verwundeten Infanteristen, der kaum mehr zu gehen vermochte, ebenfalls auf das Fahrzeug und brachte ihn dort neben dem Husarenoffizier so gut als möglich unter, dann stellte er eine frische Patrone in sein Chassepotgewehr, schulterte dasselbe mit der linken Hand und folgte dem Fahrzeuge, das sich nun in nordöstlicher Richtung fortbewegte dem schon lichter werdenden Morgenhimmel entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Graf Bismarck-Bohlen, Gouverneur der Provinz Elsaß. Originalzeichnung von Adolph Neumann. (S. 66.)

Digitized by Google

Das Blumenmädchen.

Eine wahre Geschichte erzählt von **E. Schücking.**

(Fortsetzung.)

Wenige Jahre vergingen, — und schon hatte man den Namen total vergessen, — denn die stille, blasse Frau, die so ernst und abweisend half gewoeden war, hatte auch nichts mehr von dem flüchtigen, lustigen Schmetterlingswesen an sich; die leichtbeschwingte, fröhliche Mädchenseele war untergegangen in der ernsten, sinnenden Frau. Tag es in dem Faktum begründet, daß Fleurette trotz Lehrer und Uebung die „baobarische“ Sprache des Landes niemals erlernen konnte, und daß sie ermüdete, in Gesellschaft ihre schöne Muttersprache so hart und häßlich, wie die Fremden sie sprechen, zu hören, — oder nagte ein geheimer Gram an ihrem Herzen? — Genug, sie wurde ernst und einsilbig in der Gesellschaft und zurückhaltend, und die frühere entzückende Leichtigkeit ihres Wesens und ihrer Bewegungen war wie fortgeweht. Man nannte sie jetzt nur noch „the poor child!“ wenn man von ihr sprach.

Und ein armes, bedauernswerthes Kind war sie auch in der That. Der Sonnenschein fehlte ihrem Leben — und Philipp Stuart hatte ihn verscheucht.

Nicht aus Mangel an Liebe war ihr Frohsinn gestorben; — an dem Uebermaß derselben war es zu Grunde gegangen — denn seiner Liebe fehlte die Milde und die Zaelheit! Rauh wie seine ganze Natur war auch die gigantische Leidenschaft zu dem zarten Wesen, das so gerne glücklich geworden wäre und so gerne glücklich gemacht hätte. Seine ganze Seele war aufgegangen in dem einen mächtigen Gefühl, — er lebte nue noch in demselben.

Er hatte längst seinen Abschied vom Militäe gefordert und denselben auch unter der Rangerhöhung zum General erhalten, — nur um nicht zweieinen einige Wochen von ihr fort sein zu müssen.

Als er gesehen, wie sie in der Gesellschaft umschwirrt und gefeiert wurde, wie sie dort viel heiterer, als bei ihm zu Hause war, — da war es wie tochender Groll in ihm aufgestiegen und dieser hatte die Eifersucht geboren.

Er übernachte jede ihrer Bewegungen, jedes Wort, jeden Blick — und nachher mußte sie büßen, o wie bael! für jeden Freudentropfen, den sie aus dem Becher der Jugendlust kostete!!

Das hatte sie allmälig so verändert, — denn ihre zarte Blumenseele konnte die wilden, brausenden Stürme, die über sie hingerollten, nicht ertragen.

Oft war es ihr ein Gegenstand tiefen Nachsinnens in jenen dunklen Tagen, wie nur seine ursprünglich so wohlmdig wilde und rauhe Natur in der Zeit, als er um sie warb, so weich und milde werden konnte! —

Bei solchen Charakteren, kleine Träumerin! ist der geistige Einfluß einer Necamiee selbst und der herzliche einer erwachenden Liebe eben immee nue vorübergehend! —

Als zuerst diese unvernünftige, verzehrende Eifersucht zu Tage trat, war ihr Frohsinn und ihre Willenskraft noch nicht gebrochen. Ihr Unabhängigkeitsdrang lehnte sich auf gegen die steenge Herrschaft seiner Laune!

Mit dem Trotz einer echten Pariserin trat sie ihm entgegen; — sie schmollte ihm, sie verhöhnte ihn, und als das nichts feuchtete, versuchte sie die tausend Häffomittel einer entzückenden Koketteie, wie allein eine Französin sie so unnachahmlich zu handhaben weiß.

Aber es half Alles nichts; es waren ohnmächtige Versuche eines Lammes im Kampfe mit dem Löwen um die Herrschaft; — und die Tyrannei seiner Eifersucht wurde nur erhöht dadurch.

Da fiel ein vernichtender Reif auf das kaum entknospte Leben.

Mit rauher Hand verfuchte er ihre Seele frei zu machen von jeder Zuneigung zu irgend einem Gegenstande in der Welt, — sei ee nun lebend oder todt, — und wie ein einziger Expreßstamm mit allen seinen Ranken, sollten alle ihre Gedanken, alle ihre Gefühle sich um seine blasse Liebe klammern.

Zwang aber unterdrückt die Liebe und gebärt allein die Furcht. Ihre Widerstandskraft war allerdings gebrochen — aber sie wandte sich ab von ihm und wurde ihm fremder von Tag zu Tag.

Sie wurde heimwehkrank nach ihrem schönen, sonnigen Paris, wo die Sprache, die Menschen, die Luft nicht so hart, wo Frohsinn, Heiterkeit, Lebenslust selbst der Armuth gestatten, glücklich zu sein.

Sie war reich hier, — aber glücklich war sie nur in Paris gewesen!

Nue noch zuweilen leuchtete ihr Auge im alten Glanze, und es kam über sie etwas wie der frühere poetische Hauch ihrer Erscheinung. — wenn sie ihre Muttersprache hörte; — nicht, wie die Amerikaner sie zerfetzen und verunschönen, sondern so, wie nur ein französischer Mund sie sprechen kann!

Geneeal Stuart machte ein großes Haus und sah viele Gäste bei sich. Unter diesen war ein junger Franzose, den er seiner gesellschaftlichen Stellung wegen einzuladen nicht vermeiden konnte, obschon er gerade ihn tödtlich haßte. Hatte ee doch das leise Erröthen des Vergnügens seiner Frau, wenn sie mit Jenem sprach in den geliebten Tönen der Sprache ihrer Kindheit, für ein tieferes Interesse genommen, und die arme, bahnweltende Frau mußte sich tödlich verletzende Beleidigungen gefallen lassen, wenn sie einmal jenen jungen Mann nicht auffallend gemieden hatte.

O, sie führte ein benedenswerthes Leben, «la grande Dame» auf dem Faubourg St. Antoine!

*

Es war einige Tage nach einer vom Geneeal Stuart gegebenen Gesellschaft. Dieser war ausgeeeten, Geschäfte halber, und hatte Fleurette allein lassen müssen, was er sehr, sehr selten zu thun wagte, obschon der Dienerschaft auf's Strengste anbefohlen wae, bei seiner Abwesenheit jeden Herrenbesuch abzuweisen. Seine Eifersucht war fast zur Monomanie geworden, und so war die Triebfeder zu vielen ähnlichen Maßregeln, die er nur anwandte, um Fleurette Allen zu entfremden und immer fester an sich zu fesseln.

Die arme Gefangene, denn das war sie im Hause des Mannes geworden, der selbst ihre Seele in so harte Ketten geschmiedet hatte, daß sie nicht einmal mehr aufsehen konnte im Vollgenuß der Jugend, — fühlte sich frei für wenige Stunden.

Das Bewußtsein war beseligend! — sie mußte ihre Freiheit genießen, aber in den dunklen, mit düsterer Pracht ausgeschlateten Räumen des Hauses konnte ihr nach Licht sich sehnendes Gemüth das nicht; — sie mußte hinaus unter die Bäume des Parks, aber die der Himmel lachte! Und ein Liedchen summend, das sie seit lange nicht mehr gethan hatte, flog sie mit einem Anflug der früheren Elastizität die Treppe hinunter in den Garten.

Hatte Philipp sie jetzt gesehen mit frisch erglühten Wangen und ohne den müden Aufschlag der langen Wimper, wie sie sich das unter dem auf ihr lastenden Deuck angewöhnt hatte, hintanzenden Schrittes die Alleen durchwiefend — er würde vor Kummer und Aerger erblaßt sein.

Nachdem sie einige Zeit in Gedanken verloren auf und ab gewandert wae, blieb sie ermüdet stehen und lehnte sich an den Stamm einer nahen Sykomore und blickte träumerisch zu den veefinkenden Abendsehgluten hinüber, die mit ihren Gothsirömen das ganze Land hinten, herbstlich gefärbte Blättermeer der nahen Baumgruppen überflutete! So schön wae ihr das fremde Land noch nie erschienen, wie heute innerhalb der engen Grenzen des Parks, — sie fühlte eben momentan nicht das drückende Joch ihrer Ehe!

Mit den rosigen Wolken voe ihr versank auch die Erinnerung an die harten Erfahrungen des stürmischen Herbsttages, wie ihr das Leben an Stuart's Seite stets erschienen war, und sie folgte den lockenden Sirenengesang des Herzens (dem man nicht widerstehen kann, wenn man noch jung ist!), ihren Gedankenstrng hinzuwenden nach der glücklichen, fröhlichen Vergangenheit.

Sie dachte und träumte, — lächelte und sang dann wieder, ohne es selbst zu wissen, eines jener anmuthigen, lustigen, jubelnden Liedchen von Panard, die mit ihrem Zauber die Jugend in jeder Brust zurückzurufen im Stande sind. Sie war wieder momentan das übermüthige Kind des pariser Volks, — die glühende, lebenstrahlende „Rosenknospe“.

Sie gewahrte es in ihrem Selbstvergessen nicht, wie buch einen der nahen Wege eine Männergestalt auf sie zukam, die ganz erstaunt den Schritt anhielt, als sie den fröhlichen, mit seiner Lustigkeit anstedenden Gesang bes stilen, sonst so traurigen «poor child» vernahm, — und erst, als ein schöner Bariton plötzlich den Refrain ihres Liedchens anstimmte, schaute sie auf und nickte dem Ankömmling leicht entgegen.

Aber so tief war sie versenkt gewesen in ihre frühered ganzes Sein, daß es ihr nur war, als gehöre dieser Schluß ihree Betrachtungen zu echt eigentlich dahin, und sie wunderte sich zuerst nicht einmal, daß eine fremde Stimme so plötzlich in ihren Gesang mit einfiel.

Erst als der Schlußvers beendet war, rief sie glücklich: „Das war schön, Monsieur de Vabtache — ganz comme chez nous!! O ma belle France — comme je vous aime!“

Und dee junge Mann voe ihe, eben jener Franzose, den Stuart haßte — sah erstaunt und fragend auf das junge, schöne Wesen hin. Wae es dieselbe blasse, stille, wie gebrochene Frauenblume, die er so oft bemitleidet und bedauert hatte, ohne zu wissen, warum? Mit welchem Zauberstabe war sie berührt worden, daß so plötzlich diese Farbe des frischen Lebens, diese Glut dee Fremde, diese entzückende Klarheit des leuchtenden Kindeauges über sie gekommen war?

Es war wunderbar, — unbegreiflich anziehend!

Er sagte ihr das im selben Augenblick, wie er es dachte, mit jener Lebhaftigkeit des Ausdrucks, die nue den Franzosen eigen ist und — auch nur von Franzosen verstanden wird. Und sie errothete und lachelte und man sprach von Paris, von Frankeich, und ging dabei auf und ab

Digitized by Google

in dem schmalen Baumgang, wo sie gestanden hatte, als er kam, — und vergaß dabei ganz, daß die Zeit verrann und daß die Nacht sich schon auf die Gipfel der hohen Bäume senkte und dieselben wie mit einem grauen Schleier umhüllte.

O, es war so köstlich, in ihrer Sprache von ihren Interessen, Täuschungen und Schmerzen zu reden, und das junge, ungeschulte Herz vergaß sich im ungewohnten freien, geistigen Austausche und klagte dem Fremden ihr Leid.

Er hörte es, wie gläcklich einst diese sonnige Leben gewesen war und — wie unglücklich jetzt — und tiefes, tiefes Mitleid erfüllte ihn, — nichts Anderes!! Er tröstete sie und drückte ihr die Hand, die sie im überströmenden Gefühle auf seinen Arm gelegt hatte, und dann gar zog er dieselbe an die Lippen, um einen warmen, ehrfurchtsvollen Kuß darauf zu drücken.

In demselben Moment erzitterte ihre zarte Gestalt wie im Fieberschauer und ihr Blick erstarrte wie versteint, — vor ihr, eine Wendung des Wegs umschreitend, war ihr Gatte aufgetaucht.

Eine Sekunde blieb er wie gebannt stehen, — eine fürchterliche Sekunde!

Lablache, mit der den Franzosen eigenthümlichen, in jeder peinlichen Situation sich bewährenden Fassungskraft, trat zu ihm hin und sagte, allerdings ein wenig verlegen: „Ich fand die Frau Generalin im Garten, als ich eben im Hause gehört hatte, daß Sie nicht daheim —"

Er vollendete nicht; das Wort erstarb ihm auf der Lippe vor der furchtbaren Wuth, die ihm aus Stuart's ganzer Erscheinung entgegenflammte. Unwillkürlich trat er einen Schritt seitwärts — und das rettete ihm das Leben. Denn von blinder Leidenschaft erfaßt, wie stets, wenn sein Blut erregt war, — hatte jetzt Philipp Stuart mit der Schnelligkeit des Gedankens einen Revolver aus seiner Brusttasche gezogen und ihn auf Lablache abgefeuert. Die Kugel streifte noch dessen Arm und fuhr unmittelbar neben Fleurette, die sich mehr todt wie lebendig vor Entsetzen an den nächsten Baum angelehnt hatte, in den Stamm desselben.

Der Franzose war unbewaffnet, aber gewandt, und schlug, ehe Stuart sich dessen versah, mit einer geschickten Bewegung demselben die Mordwaffe aus der Hand, so daß sie ihren andern Lauf entlodend gegen einen Baum empfuhlte, — und dann warf er sich, mit der Behendigkeit einer Katze fliehend, in die nahen Gebüsche. Er war nicht feig — aber er hatte bemerkt, wie Stuart sich anschickte, auf ihn zu stürzen — und ein Kampf mit diesem riesenhaft starken Manne wäre für den zartgebauten, schlanken Franzosen ein Wahnsinn gewesen; zudem wußte er genug von dem General, um seine Wuth zu verwerthen.

Philipp Stuart lachte höhnisch auf — und folgte ihm; — allein es gelang dem jüngeren und gewandteren Manne dennoch, zu entkommen.

Und während dieser Zeit, — während es ihr vorkam, als sei sie gestorben und leide die Qualen einer Ewigkeit der Verdammung, stand das arme Weib regungslos an derselben Stelle. Kein Laut war den aschfarbenen Lippen entflohen, — die entsetzlichste Furcht lähmte jede Bewegungsfähigkeit.

Er würde sie morden in seiner schrecklichen Heftigkeit, dachte sie — und doch erlannte sie in dieser Minute, daß ihr ihn trotz ihrer grenzenlosen Furcht vor ihm — dennoch liebe.

Als er dann wieder vor sie hintrat mit dem hoch angeschwollenen Stirnadern und den tödtlich drohenden Blicken, da schlug sie entsetzt die beiden Hände vor die Augen, fank ihm zu Füßen und flehte mit unsäglicher Angst: „O Philipp, habe Erbarmen! ich bin unschuldig!"

Er aber antwortete ihr nicht — trat dicht an sie heran — und riß sie mit einem eisernen Griff der Faust aus ihrer knieenden Stellung empor. Sie glaubte, ihr letzter Augenblick sei gekommen und seine Hand werde jetzt den Todesstreich — dem sie nicht wie Lablache entflehen konnte, gegen sie führen.

Sie schloß die Augen — und empfahl ihre Seele Gott.

Ihr war ein härteres Loos bestimmt.

Er wandte sich der Räuseite des Parkes zu und schleppte sie mit sich, ohne ein Wort an sie zu richten. Zuerst wankte sie mit, dann war ihr, als seien ihre alle Glieder gelähmt. Er stieß sich nicht daran; er riß sie fort, immer weiter fort, bis sie zu einer kleinen eisernen Pforte in der Mauer kamen, zu der er allein den Schlüssel besaß. Hier ließ er sie los, um dieselbe zu öffnen, und noch einmal sank das unglückliche Weib vor ihm nieder und stöhnte: „Philipp, Philipp! Ich beschwöre Dich! habe Erbarmen!"

Jedoch seine Seele war unmöglich von dem dunklen Chaos wild beanspruchender Leidenschaften — und er kannte kein Erbarmen — kein Mitleid.

Seine Stimme war fremd und unkenntlich, als er endlich, sie wieder emporreißend, scharf und hämend hervorstieß: „Fort, Weib! Wir aus den Augen, oder ich morde Dich, wenn ich Dich wiedersehe! Hörst Du es, elende Dirne?! Hinaus mit Dir — wohin Du gehörst! — auf die — Straße!!"

Und mit einer rohen Geberde voll Verachtung und Abscheu stieß er sie über die Schwelle des Gartens hin in die jetzt finstere Nacht, und dröhnend schlug er die Thür hinter ihr zu.

Ein einziger erschütternder Wehruf konnte schauerlich durch die Luft und schlug wie der Ton der Sterbeglocke mahnend an das Ohr des harten Mannes, — ohne ihn zu erweichen!

Der armen Frau aber schwanden die Sinne, sie glaubte zu sterben, und der letzte wilde Gedanke war ein Dankgebet gegen Gott, — daß er wenigstens Erbarmen mit ihr hatte. Sie fiel und streifte im Fallen gegen die eiserne Thür, so daß das Blut über ihr vobtblasses Antlitz und dann über die Thüre hinfloß.

(Schluß folgt.)

Der Teufel hat mir eine Mutter gegeben!

Eine Volkserzählung der Masuren. «

Von

Wilhelm Pessch.

Wenn den Masuren ein plötzliches Unglück trifft, so sagt er: „Der Teufel hat mir eine Mutter gegeben!" Wie dieß seltsame Sprichwort entstanden ist, soll folgende kleine Geschichte erklären.

Masuren?

Wie im Spreewalde der Mark Brandenburg noch ein immer kleiner werdender Rest der einstigen Herren des Landes, der Wenden, lebt, so gibt es an der fernen Ostgrenze des großen Königreiches Preußen ein Volkchen, das seine eigene Sprache und Gebräuche noch bis heut erhalten hat, die Masuren. Als Preußen seine Provinzen abrundete, da kam ein Theil von Polen und das Ländchen der Masuren an die Provinz Preußen, und diese erhielt die Aufgabe, deutscher Kultur und deutschem Fleiße Eingang bei diesen „angehängten Völkern" zu verschaffen. Wie weit diese Aufgabe in aller Stille und Milde erfüllt wurde, bezeugt die Thatsache, daß bereits mehrere Ortschaften den König gebeten haben, ihnen deutsche Namen zu geben.

Der Leser folge mir nach dem Dorfe Weißenburg, dicht bei dem größeren Orte Seebesten, im Kreise Sensburg. Hier lebte vor vielen Jahren eine Wittwe, die in abseitiger Weise ihr Gut verwaltete und ihren Sohn erzog, ohne sich durch eine zweite Heirath eine männliche Stütze zu suchen. Als der Sohn erwachsen war, fehnte sie sich nach Ruhe, der junge Bauer nach selbstständigem Besitze. So übergab sie denn ihrem Liebling das Gut und zog in das ihrige „Altenteil", das sie sich gerichtlich ausbedungen.

So lange der Sohn unverheirathet war, ging Alles ganz friedlich und prächtig, wie aber eine junge Frau in's Haus kam, da fing das „schlechte Wetter" an. Schwiegermutter und Schwiegertochter — es ist ein altes Lied, das viel Herzeleid bereitet hat. Beide unter Einem Dache, das harmwirt selten, und am meisten zu beklagen ist der junge Mann, denn er steht zwischen „Thür und Angel".

Aber auch die Einrichtung des Altenteils ist eine Sitte, die meist zu Unfrieden und Unglück führt. Die Alten schütteln fortwährend über die „verkehrte Weise" den Kopf, sprechen von Verderben und Untergang und können das Treuereden nicht lassen, und die Jungen ärgern sich darüber und werden verdrossen. Schließlich aber gehen sie das „Ausgemachte" ungern, diese Abgabe wird ihnen eine Last, und so entwendet das lebige Mein und Dein zuletzt die Herzen, die sich am meisten lieben wüßten.

Diese Erfahrung mußte auch die Wittwe machen. Als alles Seufzen und Weinen nichts half, als ihr Sohn sogar „auffallend" gegen sie wurde, da eilte sie in ihrer Noth nach Seebesten auf's Amt und verklagte ihren Sohn dort weinend bei dem gestrengen Herrn Amtmann. Ein Schreiber nahm Alles zu Protokoll, und Beide, Mutter und Sohn, erhielten zu einem bestimmten Tage ihre gemeinsame Vorladung auf's Amt.

Diese Vorladung, noch mehr aber der Ruf des Amtmannes als eines gerechten und strengen Herrn erschreckte den Sohn so, daß er von der Stunde an sein Betragen änderte, seine Mutter auf Händen trug und sie schließlich bat, doch ihre Klage gegen ihn, den Gedefferten, zurückzunehmen. Die Mutter leidte ihren Sohn über Alles, und diese Liebe war ihre Schwäche. Sie versprach dem Reuigen, der vor ihr kniete, Alles, und der Sohn umarmte sie in seinem Danke stürmisch. Sie ging zum Termine allein auf's Amt nach Seebesten und nahm die Klage zurück.

Kaum war jedoch für den jungen Bauer die Gefahr vorüber, so wurde er falter und trotziger gegen seine Mutter, gab ihr das Ausbedungene wieder rechtzeitig noch vorzüglich, und als die alte Frau ihn deßhalb zur Rede stellte, kam es zu heftigem Zank und Streit. Sie erinnerte ihn an sein Versprechen, sie drohte mit einer neuen Klage — da wurde der Sohn so erregt, daß er sich zu der Rohheit hinreißen ließ, seine alte Mutter thätlich zu mißhandeln.

Sie ging auf's Neue nach Seebesten und klagte.

„Kommt uns diesmal nicht wieder, und nehmt die Klage zurück. Wir

Digitized by Google

haben mehr zu thun, als die Launen alter Weiber zu ertragen!" brummt der Schreiber.

Schwer ist's dem Sohn geworden, auf's Neue die Verzeihung der Mutter zu erhalten, allein er hat ihr Herz bewusst für sich gewonnen und wirthliche andauernde Besserung ihr zugeschworen. Sie geht am Tage des Termins wieder allein nach dem Amte, aber mit schwerem Herzen. Dem Sohne hat sie es fest versprochen, die Klage zurückzunehmen, darum bleibt er getrost zu Hause. Sie kann ihn doch nicht in's Gefängniß werfen lassen und Schimpf und Schande über's Haus bringen — es ist ja ihr einziger Sohn, und er hat sie ja so gebeten und so dringend Besserung gelobt! Aber auf's Amt muß sie. Wenn doch dieser Tag erst zu Ende wäre! Der grimmige Amtsschreiber ist dennoch schon so grob gewesen, und der strenge Herr Amtmann hat sie mit seinen großen Augen so forschend angesehen. Muth — es geht ja Alles vorüber!

Mit solchen Gedanken kommt sie nach Seehetten, befindet sie sich endlich in der Amtsstube.

Zitternd erklärte sie, daß sie die Klage gegen ihren Sohn abermals zurücknehme, da er Besserung gelobt.

Der Amtmann ist ärgerlich über diesen Wankelmuth der Alten. Mit boshaftem Tone fragt er sie: „Wo ist denn Ihr Sohn? Er hat auch seine Vorladung erhalten!"

Die Alte fährt zusammen. Erschrocken sagt sie: „Mein Sohn ist ja mitgekommen, er steht unten!"

„So holt den Nichtsnutz heraus!" donnert die Stimme des Amtmanns.

Zitternd wankt die Frau die Treppe hinunter. Sie hatte in ihrer Angst den Amtmann belogen — was wird nun werden? Umkehren und ihre Lüge eingestehen, das geht nicht — nach Hause eilen und den Sohn holen, das ist unmöglich. Was nun?

Während sie so steht und den Markt hinunterschaut, kommt pfeifend ein junger Gesell des Weges. Da schießt der Alten ein rettender Gedanke durch den Kopf, sie richtet sich empor.

„Ihr sollt zum Herrn Amtmann kommen!" ruft sie dem lustigen jungen Manne zu.

„Ich?" fragte dieser verwundert. „Was soll der mit mir zu schaffen haben?"

Die Alte zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht. Der Herr Amtmann stand am Fenster und sah Euch kommen. Da fragte er zu mir: Ich, holt mir doch den jungen Mann herauf, der da kommt!"

Der Bursche schüttelt noch immer den Kopf, steigt aber die Treppe zur Amtsstube hinan. „Was mag der Amtmann nur von mir wollen?" Die Alte folgt ihm, so schnell es geht — sie hat einen Sohn gefunden und steht nun dem Kommenden ruhig entgegen.

So wie die Beiden in die Stube treten, fährt der zornige Amtmann den Arglosen an: „Also Er ist der Schelm, der seine alte Mutter so schlecht behandelt, daß sie Ihn bei mir verklagen muß! Schämt Er sich nicht? Die Mutter hat Ihm gebegt und gepflegt, sie hat Ihm Alles gegeben, was sie besessen und erworben! Und das lohnt Er in so roher Weise? Ich werde Ihm zeigen, was es heißt, seine Mutter schlagen!"

Der Fremde ist ganz starr vor Verwunderung; endlich bricht er in die Worte aus: „Herr Amtmann, das soll meine Mutter sein? Ich kenne das alte Weib nicht!"

„Das alte Weib!" schreit die Wittwe auf. „Das habe ich täglich auf dem Teller, Herr Amtmann!"

Der Gestrenge ist über den verworfenen Sohn empört.

„Also frech ist der Bursche auch noch! Nun, hier ist er vor die rechte Schmiede gekommen!"

Dann wendet er sich zu den Amtsdienern.

„Bindet den Menschen fest und fuchtelt ihn mit der Karbatsche so lange durch, bis er seine Mutter anerkennt!"

Trotz seines Protestirens und Sträubens wird der Unschuldige festgeschnallt und durchgehauen. Die Alte sieht es ruhig mit an — treffen doch die Schläge einen geliebten Sohn nicht! Der Fremde schreit fürchterlich. Endlich gebietet der Amtmann Halt.

„Ist das alte Weib seine Mutter?"

Vom Schmerze überwältigt, haucht der Arme sein Ja.

„Will Er seine Mutter um Verzeihung bitten und mir feierlich Besserung geloben?"

„Ja, Herr Amtmann!" spricht der Gepeitschte unter Thränen. Er wird losgeschnallt und entlassen.

Als er den Markt betritt, den er vorhin so fröhlich verließ, kommen ihm auf's Neue Thränen der Wuth und des Schmerzes in's Auge. So trifft ihn ein Freund und hält ihn fest.

„Was ist denn mit Dir?"

„Mir hat der Teufel eine Mutter gegeben!" schreit er auf und stürzt davon. —

Noch heute sind diese Geschichte und dieser Ausruf lebendig im Volksbewußtsein jener Kreise, und manche Mutter erzählt auf masurisch ihrem lauschenden Kinde das Märchen von dem gestrengen Herrn Amtmann in Seehetten. Trifft aber den erwachsenen Masuren ein plötzlicher Unglücksfall, so ruft er heute noch, wie damals jener Gepeitschte auf dem Marktplatze:

„Der Teufel hat mir eine Mutter gegeben!"

Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

R. Goerdeler.

II. Die Rückkehr aus Deutschland.

Die großen Schlachten bei Metz waren geschlagen und des gefeierten Staatsmannes Ausspruch wahr geworden: Blut und Eisen hatte die deutsche Nation vereint; gefallen war die Schranke, welche den Norden von seinen Brüdern im Süden trennte, der jahrhundertelange Traum unseres Volkes hatte sich erfüllt: Deutschland war einig geworden. Schwer wurde mir der Abschied vom Vaterlande, aber das Gefühl tröstete mich, daß ich nicht ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen sage, und daß ich dereinst wieder im schönsten Lande der Welt leben würde, im theuren Heimatlande.

Da die deutschen Schiffe durch den Krieg gezwungen waren, ihre Fahrten einzustellen, so mußte ich über Belgien nach Liverpool reisen, um dort einen Dampfer zu finden, der mich nach Amerika zurückbringen könnte. Sehr anständig hatte sich die hamburger Linie benommen. Auf meine Anzeige, daß ich nicht warten könne, bis mir die Aufhebung der Blokade gestatten würde, von meinem Reisebillet Gebrauch zu machen, schickte man mir mit umgehender Post den vollen für die Rückfahrt bezahlten Preis ohne irgend welchen Abzug, und nehme ich diese Gelegenheit wahr, Herrn August Bolten, Agenten der hamburger Dampfer, meinen besten Dank auszusprechen.

Einen schneidenden Gegensatz zu dem Verfahren der deutschen Linie bildete das der liverpooler Gesellschaften. Im Bureau der Cunardlinie sagte man mir, der Preis der Ueberfahrt sei 27 Pfund Sterlinge, aber alle Pfähe seien auf zwei Monate vergeben. Wolle ich jedoch zehn Pfund extra bezahlen, so könne man mir eine Kajüte auf dem Deck aufschlagen. Für das Vergnügen, von der ersten besten Welle über Bord gewaschen zu werden, wäre das ein etwas theurer Preis gewesen; ich begab mich deshalb zu der Inmaulinie. Auch hier waren alle Plätze angeblich vergriffen, doch bot man mir für eine Extrabezahlung von zehn Pfund das Zimmer des ersten Ingenieurs an. In meinem Hotel traf ich einen Amerikaner, der mir erzählte, er habe soeben von der Inmaulinie die Zusage erhalten, man werde ihm das Zimmer des ersten Ingenieurs reservieren. Entrüstet über die Gauner, welche wahrscheinlich unzählige Zimmer des ersten Ingenieurs zur Verfügung hatten, gingen wir zur National Steam Navigation Company, um, komme es wie es wolle, die Reise auf einem von deren alten Kasten zu machen.

Am 31. August Nachts verließen wir den liverpooler Hafen. Mit am 2. September im irländischen Hafen Queenstown wir die Zeitungen erhielten, strotzten diese von französischen Siegesberichten. Nach der Dublin Times hatten die Deutschen wenigstens ein Dutzend Schlachten verloren und befanden sich auf voller Flucht. Dagegen erhielt ein Mitpassagier, ein Amerikaner, ein Privattelegramm an Bord: Mac Mahon reported to be routed (Mac Mahon soll völlig geschlagen sein), aber Niemand schenkte ihm Glauben, und Alle dachten, ich werde sicher verlieren, als der Kapitän unseres Dampfers die von mir prophezeite Wette annahm. Je nachdem — so wurde stipulirt — die uns vom new-yorker Lootsen gebrachten Nachrichten für die Deutschen günstig oder ungünstig lauten würden, sollte er oder ich eine Kajüte voll Champagner zum Besten geben, d. h. der Verlierende sollte so viel Fremde einladen, als Stühle in des Kapitäns Kajüte ständen, und dann für Alle den Champagner bezahlen, der von ihnen getrunken wurde.

Eines Morgens sagte der Kapitän: „Well, Herr Preuße, was gibt's Neues? Haben Sie schon die Zeitungen gelesen? Ich höre, die Franzosen seien in Berlin."

„Warten Sie nur noch ein Bischen, dann werden Sie schon ersahren, daß die Franzosen gehörige Hiebe bekommen haben und demüthig um Frieden betten."

„Was werden denn die Deutschen thun?"

„Dann nehmen sie den Franzosen die Flotte weg und gehen damit nach England, um John Bull gehörig durchzudreschen."

Viele unserer Mitpassagiere machten die Reise nach Amerika zum ersten Male, und man konnte ihnen anmerken, daß sie ganz gehörigen Lehrgeld würden bezahlen müssen. Nicht als ob die „grünen" Ankömmlinge nach jetzt ebenso systematisch aufgeschunden werden, wie seither. Die Zeiten sind

Digitized by Google

vorüber, obgleich sich Jeder auch heute noch wohl vorsehen mag. Aber man sah, es würde ihnen schwer fallen, sich in die Leichtigkeit des amerikanischen Lebens zu fügen; sie glaubten unfehlbar in dem Geschäfte bleiben zu müssen, das sie in Europa betrieben. Ein Franzose z. B. war Commis Voyageur für ein pariser Haus gewesen und wollte auch in Amerika als solcher fungiren. Von dem unglücklichen Einfall wird er wohl gleich in New-York abgekommen sein, sobald er ausgefunden, daß ihm hiezu die wichtigste Eigenschaft abgehe, die Kenntniß der englischen Sprache. Aber selbst hatte er diese besessen, so hatte ihm das nichts geholfen. Ein erfolgreicher amerikanischer Arcanner (Trommler) zu sein — wie mahn hier die Leute nennt, welche für eine Firma reisen, um deren Waaren auszutrommeln, d. h. anzupreisen — dazu muß man lange im Lande gewesen und mit allen Hunden gehetzt sein.

Ein junger Engländer fragte mich, ob nicht das Weingeschäft ein sehr gutes sei. Ich entgegnete ihm, darin stecke viel Geld, besonders wenn er guten Champagner bereiten könne.

„Sie verstehen mich nicht," sagte er, „nicht Wein will ich machen, sondern verkaufen."

„O, das können wir Alle, das ist keine Hexerei, aber wo denn immer den Wein herbekommen? Die Weinkultur ist in Amerika noch sehr in der Kindheit, es werden auch meist nur europäische Sorten verlangt."

„Nun, die werden doch importirt?"

„O ja, zuweilen auch, meist werden sie aber wohl im Lande fabrizirt."

„Fabrizirt? Woraus denn um Gotteswillen?"

„Was weiß ich? Aus Rosinen, Syrup, schlechtem Wein, billigem Whisky und ähnlichen schönen Sachen."

„Whisky kann aber doch nicht gesälscht werden?"

„Ich glaube doch."

„Woraus denn?"

„Eine besonders schöne Sorte gewinnt man aus einer Mischung von Glycerin, Terpentin und Kautabak, und fügt man noch Syrup hinzu, so gibt es echt französischen Cognac."

Ich glaube, der junge Weinhändler verfiel nach dieser Unterhaltung in düstere Schwermuth, denn er sah seine Carrière als vernichtet an.

Mit dem oben erwähnten Amerikaner P., welcher ein großes Baumwollengeschäft in Tennessee besaß, wurde ich gut bekannt, und suchten wir uns die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben. Jeden Morgen nach dem Frühstück dirigirte P. auf dem Verdeck den Gesang, welcher unweigerlich mit dem schönen amerikanischen Liede von den drei schwarzen Krähen eröffnet wurde. Nach der Weise der Baptistenprediger trat er vor und begann: „Geliebte Brüder, wir wollen jetzt das erbauliche Lied von den drei schwarzen Krähen anstimmen; ich werde immer zwei Zeilen ausgeben, und dann singen wir sie zusammen. Also jetzt aufgepaßt:

Three black crows sat upon a tree,
An black as any crows can be
Drei Krähen schwarz saßen auf dem Baum,
So schwarz, man glaubt es selber kaum.
There spoke the one unto his mate,
What shall we have for grub to ate*)?
Die Eine zu der Andern spricht:
Mich hungert schon ganz fürchterlich!
There lies a horse on yonder plain,
Whose body was but lately slain!
Dort drüben liegt ein todtes Pferd,
Das war noch gestern unversehrt.
We'll perch ourselves on his breastbone,
And pick his eyes out one by one.
Wir backen seine Augen aus,
Eins nach dem andern, uns zum Schmaus.

Da alle vier Geistlichen, welche die Reise mit uns machten, seeckrank in ihren Betten lagen und wir keine andere passende Weise fanden, so nahmen wir uns die Freiheit, dieses schöne Lied nach der amerikanischen Kirchenmelodie von Old Hundred zu singen, und P., nachdem er jedesmal zwei Zeilen rezitirt, vergaß nie die Weisung: „Singt, Brüder, singt."

Am nächsten Sonntag, nach entsetzlichen Stürmen, glitt das Schiff zum ersten Male ganz ruhig dahin, so daß alle Seekranken sich wohl fühlten; aber es goß in Strömen, und Niemand konnte zur Kajüte hinaus. Dieß machten sich unsere Geistlichen zu Nutz und arrangirten einen Vormittagsgottesdienst, wobei der Baptistenbruder aus Philadelphia das Singen zu leiten beauftragt war.

„Lieben Brüder," hob er an, „laßt uns jetzt Old Hundred singen."

Er gab zwei Zeilen davon in sonorer Stimme aus und sagte dann: „Singt, Brüder, singt."

Von der Gesellschaft der drei schwarzen Krähen wagte Keiner den Andern anzusehen, es wäre sonst sicherlich eine Lachexplosion erfolgt.

*) Daß scheußlicherweise in ate kornumpirte eat, welches vielleicht auch im Allenglischen richtig gewesen sein mag, ist in der Uebersetzung durch eine ähnliche Verstümmelung wiedergegeben worden. Der Verf.

Der Rest des Sonntags verfloß in der langweiligsten Weise. Hinaus konnten wir nicht wegen des Regens; ein Rauchzimmer haben die Dampfer der berühmten National Steamship Company nicht, zu lesen wagte Keiner, aus Furcht, die Andern, namentlich die Damen, zu verletzen, die Unterhaltung war auch dazu sehr matt, und ich glaubte, Jeder dankte Gott, als es wieder Montag war. Warum können die Engländer und Amerikaner, welche immer so viel von den Freiheiten ihrer Länder sprechen, sich nicht von den Fesseln dieses geistödtenden Sonntags emancipiren?

Eines Abends hörte ich, daß um 12 Uhr eine Passagierin des Zwischendecks, welche am Tage gestorben war, begraben werden sollte, und da man mir gesagt, es sei eine deutsche Frau, so wartete ich auf dem Verdeck. Um Mitternacht brachte ein Trupp Matrosen die Leiche auf das Mittelhaus. Von unseren vier Geistlichen war keiner zu sehen. Ein Matrose leierte ein paar Formeln ab, und dann warfen sie den Leichnam in's Wasser. Ich hatte meinen Hut abgenommen und war sehr ernst gestimmt. Mir schnitt es durch's Herz, daß man die arme Frau so unceremonios begrabe. Ihre Kinder erwarteten sie in New-York, und wenn sie auch bei der Nachricht vom Tode der Mutter manche Thräne vergossen haben mögen, so ist ihnen doch der Schmerz erspart geblieben, diesem Begräbnisse beizuwohnen.

Auch den vier Geistlichen war der Schmerz erspart. Alle vier waren Pantees. Ein deutscher Prediger hätte sicher beim Begräbniß nicht gefehlt, die Pantees wußten nicht, was sie da sollten; wer hätte denn auch die Leichenrede bezahlt?

In der Nacht des 14. September kam der Lootse an Bord, 300 Meilen vom Lande hatte er uns schon aufgejagt, die new-yorker Lootsen konkurriren ebenso, wie alle andern Geschäftsleute.

Alle Herren stürzten in den Salon: „Was gibt es Neues?"

„Eine Armee gefangen, bestehend aus 1 Kaiser, 3 Marschällen, 30 Generalen, 5000 Offizieren, den Rest hatten die Preußen noch nicht gezählt, als ich das letzte Mal New-York verließ. Man sprichtet, daß unter den Deutschen New-Yorks eine Biethungersnoth ausbrechen werde."

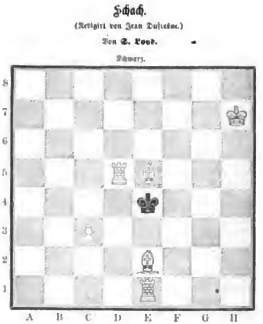
Am nächsten Abend, als wir vor Staten Island die Nacht an der Quarantäne liegen bleiben mußten, sandte mir der Kapitän eine Einladung, in seine Kajüte zu kommen. Hier fand ich meinen Freund P., ebenso den lustigen Hutmacher aus New-York, dessen Frau mich haßte, weil er gerne Sekt trank und ihn nicht recht vertragen konnte, außerdem noch einige Engländer und Schotten. Der Champagner floß in Strömen, und thaten wir die Herren vielleicht auch nur gezwungen Bescheid, so klangen doch die Gläser fröhlich darein, als ich ausrief: „Gentlemen, auf das Wohl des siegreichen Deutschland!"

Schach.

(Aufgabe von Jean Dufresne.)

Von **E. Loyd.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 7. Stuttgart und Leipzig.

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg von **F. W. Hackländer.**

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Die zersprengte Bande der Schlachtfeldhyänen hatte indessen nirgends mehr Stand gehalten und nur noch hie und da einen verfehlten Schuß auf ihre Verfolger abgefeuert, ehe sie gänzlich verschwunden war in den Waldern und zwischen den Schluchten am Fuße des Bodfortickens, der einen Theil der Ardennen bildet, die sich weit nach Belgien hineinziehen, und als der Ulanenoffizier sein tapferes Häuflein nicht ohne große Mühe wieder gesammelt hatte, fand er zu seinem großen Vergnügen, daß ihm außer dem Zuaven nur noch ein einziger Mann fehlte, über den indessen einer der Kameraden die Auskunft gab, daß er gleich zu Anfang des Gefechtes angeschossen worden sei, doch nicht so schwer, um sich nicht noch dem Karren zurückschleppen zu können. Das war allerdings ein mäßiger Verlust gegenüber dem, was bei der immerhin etwas tollkühnen Expedition erobert worden war, nämlich einige der Packe, welche die Räuber weggeworfen und deren Inhalt sich nun als höchst werthvoll an Uhren und andern Schmucksachen, Geld nicht einmal gerechnet, dagegen aber wichtig erwies durch Brieftaschen, meistens wohl gefüllt mit Banknoten, Briefen und andern Papieren, werthvoller als alles Andere für die Verwandten der gefallenen Tapfern.

Wo man sich eigentlich befand, wußte Niemand genau, obgleich aus

Ein Schloß in den Ardennen. „Laßt das Haus untersuchen, mein Kommandant." (S. 74.)

Digitized by Google

den Sternen erschlichen war, daß man ziemlich in nördlicher Richtung vorgedrungen, wichtiger war es jedenfalls für die jetzt gänzlich erschöpfte Mannschaft, ein Obdach zu finden mit möglichst reichlicher Speise und genügendem Trank, zu dessen Erlangung ein sehr einfaches, schon oft angewandtes Mittel versucht wurde, das auch diesmal zu einem glücklichen Resultat führte.

Einer der Infanteristen, feines Zeichens ein Zimmermann, erkletterte eine hohe Eiche und als er gleich darauf wieder herabkam, brachte er dem Offizier die Meldung von einem großen Gehöft in der Nähe, auf dessen Fenstern er nicht nur Lichterschein bemerkt, er habe auch vielversprechenden Rauch aus dem Schornstein aufsteigen sehen.

Mit allen Vorsichtsmaßregeln ging die kleine Schaar vor und gelangte auch in kurzer Zeit an das verschlossene Thor des Hofraums, eine Umgebung besselben zeigte nichts Verdächtiges und man konnte auch der Ruhe und Stille, die hier über dem Haus und dem Walde lag, sowie aus dem Fehlen jeder Spur von Gewaltthätigkeit schließen, daß das kleine Thal von dem Toben der nahen Schlacht verschont geblieben war.

Ein einmaliges, obgleich ziemlich derbes Klopfen an das Thor hatte keinen Erfolg, und erst als die Soldaten anfingen, die starken Bretter, besonders das Schloß tüchtig mit den Gewehrkolben zu bearbeiten, sah man den Schein eines Lichtes vom Hause über den Hof huschen, dann ward ein kleiner vergitterter Ausblick geöffnet und eine verzagte Stimme forschte nach dem Begehr der Soldaten.

„Zuerst ohne Weiteres öffnen," entschied der Ulanenoffizier, „und dann wollen wir sehen, ob wir Euch freundlich oder feindlich zu behandeln haben."

„Oh mon Dieu! — oh mon Dieu!"

Langsam wurden die schweren Riegel zurückgeschoben, und als nun die Thürflügel dem Drucke nachgaben und sich weit öffneten, sah man beim Schein einer Laterne einen alten Mann, die weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, in blauer Blouse und braunen Manchesterzammthosen, dessen nackte Füße in schweren Holzschuhen staken.

„So, mein Alter," sagte nun der Ulanenoffizier in ausgezeichnetem Französisch und in einem freundlichen Tone, „es wird nun von Ihnen abhängen, ob wir nach kurzer Zeit als gute Freunde scheiden oder ob wir gezwungen sind, Euern Hof zu Asche anzuzünden; derselbe ist von meinen Leuten rings umstellt und meine Reiter warten draußen im Walde."

„Ich kann nichts thun, mein Kommandant, als mich Ihren Befehlen fügen, was wünschen Sie?"

„Zuerst die genaue und wahre Beantwortung meiner Frage, wer sich hier Alles im Hause befindet."

„Niemand als Ihr Diener, ein alter Knecht und einige Weiber, mein Kommandant."

„Wenig für ein so großes Haus, habt Ihr keine Söhne und jüngere Knechte?"

„Alles bei der großen Armee, mein Kommandant."

„Haben sich keine verirrenden französischen Truppen oder schlimmes Gesindel hieher geworfen?"

„Gott soll mich davor bewahren, laßt das Haus untersuchen, mein Kommandant, und Ihr werdet finden, daß ich die Wahrheit gesprochen."

Unser diesen Worten war der Ulanenoffizier mit nur zwei Mann in den Hofraum eingetreten, während die Uebrigen draußen um die Mauer patrouillirten, und bemerkte hier bei dem schwachen Schein der Laterne, der indessen dem Sehen eher hinderlich wie förderlich war, da der Morgen schon zu dämmern anfing, mit einer leicht begreiflichen Bewegung einen mit guten Rossen bespannten großen Bauernwagen, an dessen Seite das gesattelte und vollständig aufgezäumte Pferd eines französischen Oberoffiziers befestigt war, bei welchem Anblick er ausrief: „Ei, mein Alter, das sieht doch gerade so aus, als wenn Euer Haus noch andere Bewohner hätte, seid klug, macht Euch keine Umgelegenheit und veranlaßt mich nicht, alles auf vielleicht sehr unangenehme Art untersuchen zu lassen."

„Alle Zimmer stehen offen und zu Eurer Verfügung, auch die Schlafstuben, denn ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, mein Kommandant, daß nach dem Lärm der grausigen Schlacht Niemand daran gedacht hat, zu Bette zu gehen; die Weiber sind alle in der Küche und helfen sich mit Beinen und Beten so gut wie möglich; was aber das Pferd dort und den Wagen anbelangt, so habe ich dasselbe erster gestern Abend drüben im Walde eingefangen, und das Fuhrwerk ist bestimmt, die Weiber über die nahe Gränze zu bringen, wenn es sich bestätigen sollte, was Gott in seiner Gnade verhüten möge, daß die französische Armee von den Preußen geschlagen worden ist."

„Diese Bestätigung kann ich Ihnen geben, die französische Armee ist nicht nur völlig geschlagen, sondern in und bei Sedan eingeschlossen und von den Unsrigen gefangen zugleich mit Ihrem Kaiser und seinen Marschällen."

Da sackte es schmerzlich auf den harten Zügen des alten Mannes, verwandelte sich aber gleich darauf in ein leichtes Lächeln, während seine Augen aufleuchteten und er in einem dumpfen Tone sagte: „Es wäre unhöflich, Ihnen nicht glauben zu wollen, mein Kommandant — — jedenfalls ist gestern entsetzlich viel Blut geflossen, armes junges Blut, das eben so unschuldig an dem Greuein ist, als ich, dessen altes Haupt in diesen Augenblicke gleichfalls furchtbar getroffen sein kann, denn ich habe drei Söhne bei der großen Armee, einer ist Offizier, die beiden andern Freiwillige — — — — doch will ich Sie mit meinen Klagen nicht belästigen," setzte er rasch gefaßt hinzu — „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mit etwas Speise und Trank für meine Leute, irgend etwas, das vorräthig ist oder schnell herbeigeschafft werden kann."

„Daran soll es nicht fehlen, mein Kommandant, nur muß ich um Erlaubniß bitten, nach dem Hause zurückkehren zu dürfen, um dort ein Zimmer für Sie in Bereitschaft zu setzen."

„Ist ganz unnöthig, wir bleiben hier im Freien, es bedarf nur eines Tisches und einiger Stühle, und um Ihnen beim Herausschaffen derselben zu helfen, werde ich Ihnen zwei Mann mitgeben," wobei es aber dem Ulanenoffizier begreiflicherweise mehr darum zu thun war, den alten Mann im Auge zu behalten, als ihm Hülfe zu leisten, und schleunigst er selbst mit nach dem Hause, wo sich indessen auch nicht das geringste verdächtige Geräusch hören ließ; Alles, was man aus einem Erdgeschoß vernahm, waren schluchzende Weiberstimmen, und auch diese verstummten, sobald ihnen der alte Mann auseinandergesetzt, um was es sich handelte; dann kirrten Gläser, Kupferteil Pfannen, dann sah man auf dem Herd ein wüchtiges Feuer anfachen und vernahm das starrende Oeffnen der Kellerthüre, angenehme Musik und Augenweide für hungrige und durstige Leute. Bis auf diese Art das Frühstück zubereitet wurde, schlenderte der Ulane, den Revolver in der Hand, um das ganze Gehöft herum und fand rückwärts desselben den Infanterie-Unteroffizier auf der Mauer sitzen, wie er aufmerksam in den Hofraum spähte.

„Haben Sie etwas Verdächtiges entdeckt?"

„Nein, Herr Lieutenant, es rührt sich auf dieser Seite durchaus nichts Auffallendes im Hause, ich bemerke nur einen alten Knecht, der im Kuhstall beschäftigt war."

„So kommen Sie mit Ihren Leuten an das Thor, wo wir ein gutes Frühstück, wie ich hoffe, einnehmen werden, um uns dann so rasch als möglich wieder auf den Weg zu machen, ich bin in großer Sorge um meinen Kameraden von den Husaren."

„Wenn ich mir erlauben dürfte, etwas dagegen einzuwenden, Herr Lieutenant," erwiederte der Unteroffizier, indem er von der Mauer herabkletterte, „so wird nicht viel zu befürchten sein, der Karren ist in das freie Feld hinausgefahren und noch hin überzeugt, daß er von den Sanitätssoldaten, die gestern Abend schon überall herumschwärmten, bereits in Sicherheit gebracht worden ist."

„Hoffentlich, aber jedenfalls wollen wir unsern Rückweg wieder über die Höhe nehmen, um nachzuschauen, und habe ich im Sinn, dazu den Wagen und das Reitpferd im Hofraum zu requiriren."

„Sehr schön, Herr Lieutenant, es wird das den Leuten gut kommen, denn alle sind fast marode vor Müdigkeit."

Tisch und Stühle, die indessen von dem alten Mann und seinem Knecht herbeigebracht worden waren, stellte man vorsichtigerweise außerhalb der Hofmauern, und als die Tafel gedeckt war mit unterschiedlichen, höchst angenehmen Gegenständen, als: weißem Brod, vortrefflicher Butter, saftigem Schinken, heißem Kaffee und gutem rothen Wein besetzt war, wandten alle diese herrlichen Dinge mit großem Appetit und viel Behagen so kräftig in Angriff genommen, daß in bedeutend kurzer Zeit überall tüchtige Breschen entstanden und nur noch leere Gefäße und Flaschen zu sehen waren.

Der alte Mann, der mit seinem Knecht in der Nähe behalten wurde, hatte sich auf einen umgekehrten Baumstamm vor dem Thor niedergelassen und ließ seinen Kopf bis tief auf die Brust herabhängen, richtete ihn aber bei einer freundlichen Ansprache des Ulanenoffiziers wieder auf, ja auf seinen Zügen zeigte sich ein leichtes, allerdings krampfiges Lächeln, als Jener ihm sagte: à la guerre comme à la guerre, Sie müssen denken, mein Alter, Sie hätten hungrige Freunde gespeist, und die Sache auf diese Art leicht nehmen, jedenfalls aber kommen Sie noch besser weg, da Sie uns als Gäste gehabt, denn Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich Ihnen das, was wir verzehrt, mit hiebem guten Zwanzigfrankenstück bezahle."

Der Alte blickte ihn erstaunt an, schob aber das dargebotene Goldstück sanft mit der Hand zurück und konnte kaum vermocht werden, seinem Knechte zu erlauben, dasselbe anzunehmen, ja er schüttelte alsdann auffallend seinen Kopf, und im Tone seiner Stimme klang deutliche Befremdung, als er nun fragte: „und weiter verlangen Sie nichts in meinem Hause?"

„Von Ihnen und Ihrem Hause erlaubt eigentlich nichts, und doch bedaure ich, bei Ihnen zum Fortkommen eines Theils meiner sehr ermüdeten Leute den Wagen im Hofe da, sowie auch das Reitpferd für mich selbst requiriren zu müssen zugleich mit Ihrem Knechte, der uns bis auf eine Höhe jenseits von Jlly zu führen hat, und gebe ich Ihnen dabei mein Wort, daß ich ihn dort mit dem Wagen augenblicklich nach Hause zurückkehren

Digitized by Google

lasse. Was dagegen das Reitpferd anbelangt, so gehört es zur Kriegsbeute und muß ich dasselbe unter allen Umständen nehmen."

Der alte Mann hatte sich achselzuckend erhoben und machte weniger Einwendungen, als der Andere wohl gedacht, nur fragte er, den deutschen Offizier seit anschauend: „Sie haben mir also die volle Wahrheit gesagt, mein Kommandant, die große Armee ist geschlagen, im Sedan eingeschlossen und der Kampf wird sich heute nicht erneuern, vielleicht hierher ziehen, sei es auch nur, um die belgische Grenze zu gewinnen?"

„Die französische Armee ist vollständig geschlagen und bei Sedan eingeschlossen, und was sich allenfalls hier herüberwerfen könnte, wären kleine flüchtige, zersprengte Abtheilungen Ihrer Landsleute, doch glaube ich auch daran nicht, da das Unbedeutende, was uns entwischt ist, sich wahrscheinlich gegen Paris gewandt hat. Ihr Knecht könnte dem Zurückkehren überdieß noch ein Beet der Barmherzigkeit thun, denn droben im Walde, an einer Stelle, die ich ihm genau bezeichnen werde, haben wir einen verwundeten französischen Offizier, den er mitnehmen und somit vielleicht retten könnte."

„Von welchem Truppentheile war der Offizier?" fragte rasch der alte Mann, „war er alt oder jung?"

„Ich kann Ihnen das nicht sagen, es war zu dunkel, um Genaueres zu erkennen; ist Ihnen aber daran gelegen, Näheres zu erfahren, so soll uns Ihr Knecht einen Weg führen, bei dem wir östlich von Illy auf dem Walde kommen, der und vorher an einer großen Wahlbuchung vorbeiführt, die Ihnen vielleicht dadurch bekannt ist, daß sie rings umher mit mächtigen Eichen umstanden ist, dort liegt auch der französische Offizier."

Der alte Mann nickte, wie zum Zeichen des Verstehens, leicht mit dem Kopfe und sagte dann rasch dem Knecht einige Worte, der hierauf schnell in's Haus zurückeilte, um in Eurzem mit der Peitsche in der Hand und dem Hut auf dem Kopfe zurückzukehren.

Der Ulanenoffizier war unterdessen zu dem Reitpferde getreten und hocherfreut, in demselben ein allerdings ermüdetes, aber sehr schönes Thier vorzüglicher englischer Rasse zu finden; er untersuchte Zügel und Sattelzeug, und als er ihre Alles in Ordnung fand, löste er die Zügel vom dem Wagen und schwang sich auf mit dem frohen Gefühl, daß bei dem Kavalleristen sehr begreiflich ist, der, von der traurigen Fußwendigkeit erlöst, marschiren zu müssen, auf einmal durch einen solchen Glücksfall glänzend beritten gemacht wurde.

Auch die Infanteristen waren nicht träge gewesen, ihre Equipage mit allerlei Nützlichem und Nothwendigem, als: einigen Bund Stroh, sowie den Ueberbleibseln des reichlichen Frühstücks zu vervollständigen, und dann ging die ganze Schaar unter einem sehr belebgischen Gebäck von barmen aufwärts in den Wald hinein, unter den herbstlich gefärbten Bäumen dahin, über deren leicht bewegten Wipfeln der Himmel anfing, sich mit glänzender Klarheit zu überziehen.

Wohl nickte hie und da Einer ermüdet ein, was indessen nicht viel zu bedeuten hatte, denn rings umher war Alles still und friedlich wie in einer Kirche, und der Ulanenoffizier auf seinem vortrefflichen Pferde war auf demselben thätig wie ein ganzer Zug Estaireurs.

Da die guten Pferde mit dem Wagen tüchtig austrabten, so waren sie in sehr kurzer Zeit wieder bei der Waldwiese angelangt und sahen nun hier im hellen Tageslichte, wie grauenhaft ihre Kugeln unter dem dichten Haufen des schlechten Gesindels gewirkt; doch gab es hier nur noch Todte; entweder hatte man die Verwundeten geflüchtet oder waren sie ihren Wunden erlegen. In der Mitte des Platzes befand sich auch das getödtete Pferd des Offiziers, und er rief dorthin, um sein eigenes Sattelzeug, das ihm lieb und werth war, mit dem allerdings weit reicheren französischen zu vertauschen, sand auch dabei den verwundeten französischen Offizier, an den Baum gebunden, der sich, in einen bequemen Lehnstuhl verwandelt, fast erstarrt, mit weit geöffneten glanzlosen Augen und lechzender Zunge. Auf seinen Ruf eilten bereitwillig ein Paar der Leute mit etwas Wasser und Wein herbei, und ihnen folgte aus Neugier der Knecht, hatte aber nicht sobald den Verwundeten erblickt, als er in ihm den Sohn seiner Herrschaft erkannte und ihn mit ausgehobenen Händen zurief: «Oh Monsieur Adolphe, c'est donc vous, ah! misérecorde!!» — — —

Glücklicherweise schien die Kopfwunde des Offiziers nicht so gefährlich, um die schlimmsten Besorgnisse hegen zu müssen, der Blutverlust hatte ihn sehr erschöpft, und nachdem sein brennender Durst gestillt worden war, er auch einige Bissen Brod gegessen, brachte man ihn in eine bequeme Lage, hüllte ihn in eine aufgefundene Decke, und die Ausfahrt, mit den zurückkehrenden Wagen nach seinem elterlichen Hause gebracht werden zu können, belebte und stärkte ihn sichtlich.

Der Ulanenoffizier hatte indessen sein Pferd gesattelt und trabte dem Wagen voraus, unruhig über das Schicksal seines Kameraden, und sand seine Besorgnisse auch insoweit gegründet, als er beim Verlassen des Waldes weit und breit weder von dem Karren und den Husarenoffizier, noch von den Zuaven und den französischen Jäger die geringste Spur zu entdecken vermochte. Doch sah er schon hie und da Ambulanzen und Sanitätssoldaten mit ihrem traurigen Liebeswerk beschäftigt und tröstete sich so gut als möglich mit dem Gedanken, daß sein verwundeter Kamerad von einem der Feldspitalwagen aufgenommen worden und in Sicherheit sei; auch beschloß er, hierüber sogleich die genauesten Nachforschungen anzustellen, sannte er doch den Namen des Husarenoffiziers, hatte auch von ihm erfahren, zu welcher Schwadron und zu welchem Regiment derselbe gehöre und erinnerte sich, daß gerade dieses Regiment in der Nähe von Dondery neben dem seinigen Biwouak bezogen hatte.

Den Wagen mit den Mannschaften ließ er noch bis saß Floing mitgehen und dann seinen gegebenen Versprechen gemäß nach Hause zurückkehren, wobei der Knecht auch im wahren Galopp seiner Pferde that, wohl fürchtend, nochmals angehalten und auf's Neue requirirt zu werden, denn in diesen Tagen, besonders nach einer so großen Schlacht wie die gestrige, war ein gut bespannter Bauernwagen ein rarer und daher sehr gesuchter Artikel.

Der Unteroffizier der Infanterie sieh seine ziemlich ausgeruhten und gestärkten Leute antreten und ertaubte sich dann, dem Ulanenoffizier einige passende Worte für vortreffliche Führung und freundliche Verpflegung zu sagen, worauf jener ihm die Sache mit den dem Raubgesindel abgenommenen Gegenständen zu sofortiger Uebergabe an seinen Kompagniechef dringend empfahl; dann trennten sie sich, und während der Unteroffizier davonzog, um den Truppentheil aufzusuchen, zu dem er gehörte, trabte der Uliane gegen Dondery hinab, nicht ohne sich bei begegnenden Sanitätsleuten, leider aber immer vergeblich, nach dem Schicksale seines verwundeten Kameraden zu erkundigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die alten Volksbücher.

Auf unsern Märkten umsteht das Volk noch immer jene kleinen, unscheinbaren Buden, in denen die noch unscheinbareren Bücher auf grauem Papier mit den unglaublichsten Holzschnitten, „gedruckt in diesem Jahre", verkauft werden. Das graue Gewand, der schlechte Druck, der holzerne Holzschnitt verleiht dem Büchlein ein altes Gepräge. Man will es eben so haben, wie es unsere Väter und Urväter hatten, und der Name „Volksbuch" ist kein angemaßter: es sind Volksbücher, die der Zierart auf dem Jahrmarkt verkauft. Sie sind bis in die tiefsten Schichten des Volkes eingedrungen, diese Geschichten, die wir als Kinder gelesen und zu denen wir immer wieder gerne zurückkehren, auch nachdem uns die Bildung mit ganz andern Schoßlingen der Phantasie bekannt gemacht. Es muß also doch ein eigenthümlicher Zauber in diesen Geschichten ruhen, die auch in dem unscheinbaren Gewande noch so unwiderstehlich fesseln.

Woher stammen diese Volksbücher? Die deutsche Unterhaltungsliteratur des 13. Jahrhunderts hatte sich durchherrschend in poetische Formen gekleidet, auch im 14. herrschte noch der Vers vor, aber die Verwilderung deßelben wurde immer größer. Die Liebe zu den alten Rittergeschichten war indeß noch nicht erloschen, nur verstand man die Sprache nicht mehr, in der sie geschrieben waren; es war daher natürlich, daß man darauf verfiel, sie in ein allgemein verständliches Gewand zu hüllen, und so entstanden prosaische Umarbeitungen der alten Heldengedichte. Weil diese zunächst von den höheren Ständen verantaßt und zu deren Unterhaltung gedrichten worden, so ist es erklärlich, daß bei deren ungeordneter Aneignung gegen alles rein Volksthümliche ein einziger Gedicht aus der deutschen Heldensage eine prosaische Umarbeitung erfuhr. Man suchte, wie die höfischen Dichter ihre Stoffe dem Auslände abgeborgt, die Unterhaltungsstoffe in der Fremde, besonders bei den Franzosen, die schon früher begonnen hatten, ihre Ritergedichte in Prosa aufzulösen. Viele französischen Prosaromane wurden nun in zahlreichen Uebersetzungen nach Deutschland verpflanzt. So sind unsere meisten Volksbücher fremden Ursprungs, aber einige der besten sind echt deutschen Geistes, wie Fortunat, Faust, Genoveva und die Bücher, in denen sich der demokratische Geist des Volks, die Lust an Spaß und Schwank Bahn bricht, wie Till Eulenspiegel, die Schildbürger. Alle die genannten Bücher wurden im 17. Jahrhundert unter der Herrschaft der gelehrten Dichtung von den höheren Ständen aufgegeben. Das Volk aber hielt die meisten treulich fest, seit sogar bis auf die ursprüngliche äußere Gestalt, in der sie ihm zum ersten Male geboten wurden. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann die romantische Schule auf den tiefen poetischen Inhalt hinzuweisen, der ihnen auch in ihrer äußersten Entstellung innewohne, und nun begannen dichterische Sammlungen und Umarbeitungen, und die Freude an diesem Schatz wuchs auch unter den gebildeten Ständen. Wir glauben unsern Lesern keine unwillkommene Gabe zu bringen, wenn wir einige der schönsten unserer Blättern in neuer Form und neuem Bilderschmuck einreihen, in der Wahl der Heldensage der Laune des Künstlers folgend.

Die Sage der Magellone ist zuerst von einem Sitzsoberrn Bernard de Treviers 1178 in einem provencalischen Gedichte aufgezeichnet, später in einen Prosaroman überarbeitet, der 1457 erschien und sast in alle Sprachen übersetzt wurde, deutsch zuerst von Mag. Veit Warbeck. Augsburg 1536.

Digitized by Google

Die schöne Magellone. Der Abschied von der Heimat. Originalzeichnung von L. Löffler.

I.

Die schöne Magellone.

Dem alten Volksbuch nacherzählt

von

Eduard Foller.

(Bild S. 77.)

In der schönen Provence herrschte einst ein edler Graf, dessen einziger Sohn in allen ritterlichen Künsten und Uebungen die Tapfern seines Alters übertraf. Sein Ruhm hatte längst die Grenzen des Reiches überschritten. Am Hofe des Vaters wurde darum manches ritterliche Spiel veranstaltet, um dem trefflichen Sohne Gelegenheit zu geben, sich auszuzeichnen. So hielten denn auch einst die Freiherren und Edlen des Landes ein Turnier, in welchem Peter wiederum den Sieg davontrug, obgleich der Tapfern und Geübten gar viele gekommen waren, sich mit ihresgleichen zu messen. Nach dem Turniere versammelte der Graf seine Gäste zu festlichem Mahle, und über Tisch ward gar Mancherlei von fremden Höfen und anderen Turnieren erzählt. Einer der Edlen wußte dabei besonders viel zu rühmen von dem Hofe von Neapel und der herrlichen Tochter des Königs, der schönen Magellone, deren Gleichen an Schönheit und Tugend nicht gefunden werden sollte weit und breit. Ihr zu Gefallen veranstaltete der König gar viele Turniere, auf denen die Ritter ihre Gunst zu erwerben hofften, aber noch Keinem sei es bis jetzt gelungen. Einer der Ritter von der Tafelrunde rief dem jungen Grafensohne zu: „Ihr solltet in die Welt hinausziehen und Euch auf fremden Turnieren zeigen. Genieß, Euer Ruhm würde bald von Land zu Land dringen und eine schöne Gemahlin würde Euch der tapfere Arm in hohen Ehren erringen.“ Diese Worte gefielen dem Herzen des Grafen Peter gar wohl, und er mußte viel über des Ritters Worte nachdenken. Sein einzig Sinnen und Trachten war nun, wie er von Vater und Mutter einen Urlaub sollte erwirken können. Und als er einen Tages seine Eltern bei einander in traulichem Gespräch und heiterer Stimmung fand, faßte er Muth und sagte: „Gnädigster Herr Vater und gnädigste Frau Mutter, ich bitte euch, meinem Sohn ein freundlich Ohr zu leihen. Ich erkenne mit Dank, wie trefflich ihr mich erzogen, wie ihr mich in Ehren gehalten; aber daran habt ihr noch nicht gedacht, mich mit der Welt und die Welt mit mir bekannt zu machen. Laßt mich ziehen in fremde Länder: es wird sicherlich euch zur Ehre, mir zum Nutzen sein.“ Die Eltern des Grafen waren ob dieser Reden nicht wenig erschrocken und traurig, und der Vater antwortete: „Du weißt ja, mein lieber Sohn, daß wir keinen andern haben denn Dich: unsere ganze Hoffnung ruht auf Dir, und so Du in fremden Landen umkämest, wo Gott für sei, so wäre es mit unserer Graf- und Herrschaft zu Ende.“ Und die Mutter meinte: „Was willst Du die Welt suchen, Du hast, was andere Ritter suchen, in Hülle und Fülle: Reichthum und Ehren, Waffen und Adel, Schönheit und Ansehen. Zudem ein herrliches Land. Zeige mir doch, warum Du Mieths bist, uns also zu verlassen. Sieh' uns an, Vater und Mutter, wie wir Beide alt sind. Laß uns darum von Deinem Scheiden fürder schweigen.“ Aber der junge Graf hatte sich das so fest in seinen Kopf gesetzt, daß er nicht davon wollte hören und sagte: „In allen Dingen will ich euch gehorchen, aber bedenket doch, daß es für einen jungen Ritter nichts geben kann, was ihm mehr von Nutzen wäre, als wenn er die Welt sieht und sich Ruhm erwirbt. Darum bitte ich euch nochmals inständig, mir nicht zuwider zu sein und mich ziehen zu lassen.“ Der Graf und die Gräfin sahen wohl, daß es wenig helfen würde, sein Begehren und Bitten abzuschlagen, denn ihr Sohn lag noch immer auf den Knieen, ihre Antwort zu erwarten, und da sie noch immer hilflich schwiegen, wiederholte er seine Bitte. Da sagte sein Vater endlich: „Liebster Sohn, da Du also fest entschlossen bist, die Welt zu sehen, so gebe ich und Deine Frau Mutter Dir die Erlaubniß; nur beute sieh darauf, daß Du nichts thuest, was dem Adel entgegen wäre. Vor allen Dingen habe Gott den Allmächtigen lieb, diene demselben allewege und sehe zeitlich wieder. Nimm Dir Pferd und Harnisch, Gold und Silber von dem Meinen, so viel Dir nöthig.“ Graf Peter dankte gerührt den Eltern. Seine Mutter aber führte ihn beiseite und gab ihm drei köstliche Ringe. Mit vielem Danke schied er von seinen Eltern, nahm Abel und Knechte mit sich und zog von dannen. Er nahm seinen Weg gen Neapel, wo der Vater der schönen Magellone Hof hielt. Dort angekommen, bezog Graf Peter eine Herberge auf einem Platz, der heutiges Tags noch der Fürstenplatz genannt wird. Er fragte seinen Wirth über das Leben und Treiben des Hofes aus und ob auch fremde und namhafte Ritter augenblicklich zugegen wären. Darauf berichtete ihm der Wirth, daß vor Kurzem unter andern ein berühmter Ritter, Herr Heinrich von Carpona, angekommen, der Gefallen der König auf nächsten Sonntag ein Turnier ausgeschrieben. Und auf die Frage Peter's, ob auch fremde Ritter zu dem Turniere zugelassen würden, meinte der Wirth: Gewiß, sobald sie ritterlich gerüstet auf die Bahn kämen.

Am folgenden Sonntag stand Graf Peter früh auf und begab sich zu andächtigem Gebete nach der Kirche; dann ließ er sein Pferd prächtig

Digitized by Google

Die schöne Magdlone. Das Turnier in Neapel. Peter wird im Auftrag des Königs vom Herold nach Namen und Herkunft gefragt.
Originalzeichnung von L. Löffler. (S. 78.)

Digitized by Google

herausputzen, zog seine schönsten Kleider an, setzte den Helm auf, den er mit zwei silbernen Schlüsseln hatte schmücken lassen, zu Ehren St. Peter's, des Apostels, dessen Namen er führte. So waren auch die Decken seines Pferdes reich mit silbernen Schlüsseln überstickt. — Als die Bahn eröffnet war, bekrad der König mit seiner Gemahlin und Tochter und den Damen des Hofstaates das Schaugerüste, um dem Turniere zuzusehen. Im selben Augenblicke ritt auch Peter, begleitet von einem Knappen, in die Bahn und stellte sich am nächstgelegenen Punkte derselben auf, da er fremd und unbekannt war und ihn Niemand kannte, der ihn hervorgezogen und ehrenangestellt hätte. Als nun die Zeit kam, in voller Rüstung den Jungfrauen und Frauen die Huldigung darzubringen, erschien ein Herold, der im Namen des Königs ausrief: „Wer da Willens wäre, für die Jungfrauen und Frauen eine Lanze zu brechen, der solle in die Bahn einreiten. Und esritt zuerst Herr Heinrich von Carpona ein, gegen den ein Baisall des Königs zu kämpfen sich erbot; dieser traf Herrn Heinrich so gut, daß er bügellos im Sattel hing und seine Lanze zersplitterte zu Boden fiel. Zum Unglück kam diese jedoch dem Rosse des Herrn Heinrich zwischen die Füße, daß es stürzte und ihn mit sich in seinen Fall verwickelte. Da luden die Freunde des Vasallen zu sagen an, Herr Heinrich sei im Kampfe unterlegen, und dem königlichen Ritter ward der Sieg zugesprochen. Darob ergrimmte Herr Heinrich sehr, so daß er nicht mehr kämpfen wollte. Zum andern Mal rief der Herold auf Befehl des Königs aus: wenn Einer wäre, der Lust hätte, eine Lanze zu brechen, sollte er in die Bahn reiten. Als solches Graf Peter vernahm, ritt er auf die Bahn wider den königlichen Vasallen, der mit Herrn Heinrich sich gemessen hatte und sich seines Sieges so stolz gerühmt, daß es den Grafen Peter nicht wenig verdrossen. Dieser trat nun in die Schranken gegen den Königlichen und traf ihn auch alsbald so hart, daß Mann und Roß auf einem Haufen lagen und die Zuschauer auf's Höchste verwundert waren. Als der König dies sah, lobte und rühmte er den Ritter mit den silbernen Schlüsseln und hatte gerne gewußt, wer er wäre. Deshalb sandte er seinen Herold zu ihm und ließ ihn um Namen und Heimat fragen. Da antwortete Peter: „Du sollst dem König, Deinem Herrn, sagen, er möge es mir nicht verargen, wenn ich meinen Namen verschweige, denn ich habe gelobt, keinem Menschen zu bekennen, wie ich heiße. Ich sei ein armer Edelmann aus Frankreich und suche in der Welt bei Frauen und Jungfrauen Lob und Ruhm zu erwerben." Der König ließ sich mit dieser Antwort genügen und schrieb seiner Beschreibheit zu.

Und nun begann Graf Peter erst recht seine ritterliche Kunst zu zeigen, und in zahlreichen Waffengängen rannte er alle Gegner zu Boden. Der König und Alle erkannten laut an, daß er des Siegespreises würdig sei, und nur das Eine hatte der König um so lieber erfahren: wer der tapfere Ritter sei. Auch die Jungfrauen und Frauen sprachen nur von dem tapfern und schönen Ritter mit den silbernen Schlüsseln, und die schöne Magellone konnte ihn nimmer vergessen. Als das Turnier zu Ende war, zog Jeder in seine Herberge; Herr Heinrich von Carpona aber und viele andere Ritter begleiteten den Helden des Tages, um ihn zu ehren, und Herr Heinrich ward an dieser Stunde an der beste Freund des Ritters mit den sieben Schlüsseln.

(Fortsetzung folgt.)

Eine große Dame.

Novelle von **Ivan Tewalk.**

(Fortsetzung.)

Die Alte nahm die Puderquaste und hüllte Gesicht und Haare in eine dichte, wohlriechende Wolke, dann ging sie hin und trug die Wäsche und die Unterkleider herzu und machte Miene, dem jungen Mädchen das Kleid aufzuziehen.

Diese aber wehrte ihr mit der Hand und erhob sich. — Einen Schwur zu entschleudern Blick warf sie auf den brütenden Mann dort am Kamin in der Livree der Gräfin Batbory. Einen Augenblick zögerte sie, dann trat sie langsam an ihn heran und sprach mit einem leichten Beben der Stimme auf Französisch: „Stephan — Du mußt mich einen Augenblick verlassen."

Der Revolutionär fuhr empor aus seinen Gedanken und sah sie groß und verwundert von unten herauf an.

Einen Augenblick stand Bobrowski noch schwankend dem ergössenden Mädchen gegenüber. — Ermaß er, was er verloren hatte, indem er starr dem einen Ziele nachjagte? — Dann breitete er die Arme aus und küßte Mincia auf die Stirn.

„Vergib, Cechanna, und bemitleide mich — ich muß mein Geschick erfüllen — ertrag, Du edle Seele!" — Damit ging er.

Mincia sprach schluchzend zusammen und es dauerte lange, ehe sie sich faßte und die geschickte Hand der Maska die Spuren ihrer Thränen verwischt hatte.

Sie war angekleidet, die Alte ging und Bobrowski kehrte zurück, seine Stirn ernst und sorgenvoll, seine Blicke kalt. Er riegelte vorsichtig hinter sich die Thüre zu, setzte sich neben das Mädchen, welches in ihrer Verkleidung von blendender Schönheit war, und begann ihr Verhaltungsmaßregeln zu geben.

„Du weißt, Mincia, daß hier eine Anzahl von Tollköpfen existirt, welche mir oft mehr Sorge bereiten, als alle Weißen und Rothen zusammengenommen. Diese wollten den heutigen Ball zu einem Akt der Rache benutzen, ein blutiges Gemetzel veranstalten, welches mit dem Jubelansetzen der Leoppe seinen Anfang nehmen sollte. — Ich habe meine Maßregeln getroffen, diese mythose und verderbliche That zu verhindern."

Mincia nickte beifällig.

„Auf meine Veranlassung hat die Gräfin heute Nachmittag den ganzen Plan verrathen, und die Entfaltung einer großen Militärmenge und einer starken Polizeimacht wird den Ertaß verhindern — die Verwegenen sind von mir gewarnt.

„Nun höre wohl zu. — Ich selbst konnte es nicht erlangen, Zutritt in den Saal zu bekommen, es ist auch nicht meine Absicht, meine Gegenwart ist im Vorzimmer, auf dem Flur viel nöthiger, aber ich muß Jemand haben, der mich drinnen vertritt. Du gehst mit der Gräfin —"

Mincia schauderte und wollte etwas sagen, Bobrowski legte seine Hand auf ihren Arm und fuhr fort:

„Gedulde, Du gehst zwar als ihre Tochter Eleonor — sie selbst aber weiß nicht, wer Du bist. — Das Zeichen der Verschwörer ist eine faft unkenntlich auf die weißen Handschuhe gestickte Rose von schwarzer Seide; wenn Du dieses Zeichen siehst, so tritt an Jene heran, welche es tragen, und sage: «Niente», kein Wort mehr, Du hast mich verstanden. — Es werden einige von ihnen im Saal sein, ich bin dessen gewiß — also niente!»

„Ich verstand."

„Sodann mußt Du hören und sehen; diese kleine, schwarz und rothe Rosette setze an Deine linke Schulter, ich überlasse alles Uebrige Deiner Klugheit — Du bist also Eleonor Bathory."

„Ja."

„Noch einmal bitte ich Dich, besteunde Dich mit Mengden, es muß sein, es hängt zu viel davon ab, gewinne sein Vertrauen. — Sollte sich irgend etwas Unvorhergesehenes heute ereignen, so geh in das breite Zimmer rechter Hand neben dem Tanzsaal, es ist ein kleiner grüner Salon mit Oberlicht, aus ihm führt eine Thür in das Zimmer eines Freundes. Die Thür ist scheinbar verschlossen, aber wenn Du die Klinke drehst, anstatt zu drücken, so gibt sie nach — nun komm!"

Mincia erhob sich, band eine seidene Halbmaske vor und Stephan hing einen feuer uniformirten Polymantel von schwarzem Atlas, wie sie in Russland gebräuchlich sind, über ihre Schultern, dann gab er ihr den prächtigen Baschlik um und hüllte sich selbst in einen Pelz, darauf gingen sie. Am Ende der kleinen Straße hielt ein eleganter Wagen mit zwei unruhig scharrenden Pferden. Mincia fühlte sich hineingehoben und bemerkte dann erst, daß sie neben einer anderen Dame saß, Beide sprachen kein Wort. Bobrowski stieg auf den Bock zum Kutscher und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Nach fünf Minuten passirte er eine dichte Kette von Militär, einen mit Pechfackeln fast tageshell erleuchteten Platz und fuhr unter dem Portal des Statthalters vor, dessen sämmtliche Zimmer von Kerzenglanz strahlten.

*

Graf P. mit seiner jungen und schönen Gemahlin stieg soeben die breite Treppe hinan, welche mit weichen türkischen Teppichen von prächtigen Mustern belegt und von einem tropischen Blumenflor wie von einer grünen Decke eingelaßt war.

Aus diesen Palmen und Oleanderbüschen heraus leuchteten vergoldete Girandolen, ingen Statuen und venetianische Spiegel.

Auf den Absätzen der Treppe standen Leibgardisten, mit gestreckten Gewehre präsentirend, als der General vorüberschritt — das Ganze gewährte einen prachtvollen Anblick.

Ein buntes Menschengewühl drängte zu den Garderoben, die im ersten Stockwerke lagen.

Der General ließ prüfend seine Blicke über die in ihren Maskenkostümen drängende Menge schweifen; er selbst war in großer Uniform und nur ein leichter, schwarzleidener Domino flatterte an seiner linken Schulter.

Trotzdem war er genöthigt, sowohl sur sich als seine Gemahlin dem dienstthuenden Palastoffizier die Einladungskarten vorzuzeigen, ehe er Erlaubniß erhielt, die letzte Stufe zu überschreiten — und wie ihm erging es allen Anderen, welche kamen — die Zeitunständige erheischten eben eine rücksichtslose Vorsicht.

Mengden und Prinz Musta, welche dicht hinter dem General heraufstiegen, hatten kaum ihre Karten hervorgezogen, als die Posten neben

Digitized by Google

ihnen abermals präsentirten und eine allgemeine Stille rings umher entstand — der Graf Berg, der Adlatus des Großfürsten Konstantin, kam langsam mit einer glänzenden, unmaskirten Suite hinter ihnen die Treppe heraufgestiegen, neben ihm ging der Polizeipräsident, mit welchem er sich lebhaft unterhielt.

„Sputen wir uns — wird interessant sein, ihn kommen sehen in Saal," trieb Prinz Musta vorwärts, aber so sehr sie auch sich beeilten, ehe sie ihre Sachen abgegeben hatten und ihre Kostüme geordnet waren, ehe sie den General und seine Gattin aufgefunden hatten, vor welchem einzutreten seitens Mengdens eine Unschicklichkeit gewesen wäre, war Graf Berg längst im Saal.

Graf P. war teufelos, daß ihm General Berg zuvorgekommen war — unruhig trippelte er auf dem Gange auf und ab und wartete auf seine Frau, die außerordentlich lange in der Garderobe zögerte.

Endlich erschien sie, und all' ein Unwille verflog mit einem Male bei dem Anblick des herrlichen Weibes, welches sein rigen war.

Die Gräfin sah in der That bildschön aus in ihrer Verkleidung, hinter der Reinen Halbmaske hervor leuchteten ihre Augen mit den Brillanten um die Wette, welche Hals und Busen zierten, ihren schlanken und doch so üppigen Wuchs hob das kostbare Kleid mit der langen Schleppe, aus der Meisterhand Mad. Juliette's hervorgegangen.

Ein Flüstern und Drängen ging vor und hinter ihr her, als sie am Arme ihres Gemahls in den Saal trat, Niemand achtete auf den flatschen Grauben von Spanien in seinem reichen schwarzen Kostüm à la Charles V., Niemand auf den vornehmen Aemenier, einen kleinen Herrn in seidenem Kostan und hoher Mütze von kostbarem Astrachan und die seidene Börse im Gürtel, welche ihnen folgten.

Im Saale war eine allgemeine Aufregung, es wogte und tobte unruhig auf und nieder wie in einem bewegten Meeresarm — es lag etwas in der Luft, ein unbeschreibliches Etwas — vielleicht ein furchtbares Drama, vielleicht ein einfaches Trauerspiel oder auch nur eine Komödie in der Komödie.

Die Gespräche, die einzelnen Worte flogen blitzschnell hin und her — man suchte sich möglichst schnell unter den Masken (die übrigens nur in ganz schmalen Halbmasken bestanden) zu erkennen, um zu wissen, ob man einen Freund, einen Fremden oder wohl gar einen Feind vor sich habe. Jeder neu Hereinkommende wurde gemustert, sein Name flog schnell von Lippe zu Lippe, Jeder, welcher nicht gleich erkannt wurde, wurde auch wohl höflich, aber bestimmt von einer tiefen Mannsstimme gebeten, seinen Namen zu nennen — man bewegte sich hier buchstäblich auf einem Vulkan. Männer und Frauen standen in Gruppen zusammen und tauschten ihre Gedanken mit einander aus. „Ob wohl passirt? — Ob wirklich ein Attentat beabsichtigt ist? — Nein, ich weiß es genau, es ist unmöglich — wer mag's wissen! — Ich habe meinen Revolver und einen guten Dolch bei mir — ich auch, ich auch! — Wie wollen die Augen offen halten — nur keine Furcht, bitte um den ersten Walzer, gnädige Frau". — u. s. w. zischelte und konversirte man. „Ah, — Gräfin P.! — sie sieht herlich aus — welch' schönes Weib! Jetzt begrüßt sie Graf Berg — er küßt ihr die Hand.

„Doch wer sind jene beiden Männer? — Der Kleine ist Prinz Musta unverkennbar, aber wer ist der stolze Spanier — wer ist er?" — Niemand wußte es.

Die Gräfin wandte sich nach ihm um und präsentirte ihn dem Graf Berg, dieser schüttelte ihm die Hand und sagte einige freundliche Worte, — aber still, — die Flügelthüren öffnen sich, der Großfürst Konstantin tritt in den Saal. — Alle Welt verneigt sich schweigend — gleich darauf beginnt die Musik. Der Großfürst nimmt die Hand der Gräfin P., die Reihen gruppiren sich hinter ihnen und die Polonaise beginnt. Die Großfürstin kommt nicht, sie ist unpäßlich.

Baron Mengden hatte wohl schwer ein kleidsameres Kostüm finden können, als das die dunkle knappe Gewand von Sammet und Seide, welches alle seine körperlichen Vorzüge in das hellste Licht setzte.

„Sa sa sa — schöner Kerl, parole d'honneur, wird Köpfe heute verdrehen," hatte ihn Prinz Musta bereits gemeckt, und wie er jetzt dort am Pfeiler stand, etwas erhöht, wie sein edles Gesicht aus der Halskrause von breiten Spitzen herausstak und über die Menge schweifte, wie er, das Barret unter dem Arm, sich leicht zurücklehnte gegen die Säule, die Linke auf den Griff des schmalen Stoßdegens gestemmt, da ließ wohl manche von den Masken im Vorübergehen ihre Blicke auf ihm weilen und murmelte hinter Krepp und Spitzen hervor: welch' ein schöner Mann — wer mag es sein?

Bei den rauschenden Harmonieen des Orchesters zogen sie dahin, einer langen bunten Schlange gleich, die einzelnen Paare in ihren Verrenkungen und phantastischen Touren, aber Keiner vermochte es, sich bei der allgemeinen Aufregung der Gemüther behaglich und sorglos den Freuden des Tanzes hinzugeben. Wer ein Auge hatte, zu schauen, der bemerkte bald, daß dieses hier kein harmloses Maskenfest war.

Da stand Graf Berg, der eiserne Mann, an dessen Lippen das Leben von Tausenden hing, der Chef der Polizei dicht neben ihm, sein Zollenange schweifte unablässig über den Saal hin und her — Nichts entging ihm, während er leise und scharfschnell mit dem Hochkommandirenden in Polen sprach, der zu stunden im Schatten der Säulen dunkle Gestalten mit ernsten, forschenden Gesichtern, es waren verkleidete Gendarmen und Leute von der Polizei, Alle wohl bewaffnet und seines Winks gewärtig.

Einige Male öffnete sich die Thüre während des Abends, und bestäubte Ordonnanzoffiziere schritten herein in vollem Feldanzuge und statteten Berichte ab oder empfingen Befehle — sie kontrastirten seltsam genug mit dem bunten Maskenschwarme, welcher sich hier drängte — es war ein Ball in einem feindlichen Lager, die Atmosphäre im Saal war drückend und gewitterschwül.

Der erste Walzer begann — Mengden schritt hinab in den Saal und näherte sich der Gräfin.

„Darf ich Sie um den nächsten Tanz bitten, edle Donna?" sprach er, seiner Rolle getreu sich mit steifer Grandezza tief verneigend und mit der Feder seines Barets das Parket fegend.

„Paehlen, Baron, ich mache Ihnen mein Kompliment," antwortete die Generalin, huldvoll dem jungen Manne zulächelnd, „Ihr Kostüm kleidet Sie zum Entzücken, und Sie verstehen es, dasselbe zu tragen, als ob kaum Blut in Ihren Adern flösse! — Hier ist meine Hand, — als Wiener walzen Sie natürlich — eh bien valsons!"

Mengden schlang seinen Arm leck um die biegsame Taille der jungen Frau, sie lehnte sich leicht an seine Schulter und so wirbelten sie dahin über den glatten Fußboden, das schönste Paar im Saale. Fest ruhte die Gräfin auf dem kraftvollen Arme ihres Tänzers, leicht und sicher schwebte sie dahin nach dem Takte der Musik, graziös wie die Göttin des Tanzes. Und Mengden vergaß alles Weh und Herzeleid, er sah nur noch die kreiselnden Lichter, welche sich um ihn zu drehen schienen, er schwelgte in den süßen Tönen des Tanzes, er empfand die Nähe der schönen Frau, welche sein Arm umschlang, und berauschte sich an dem Parfüm, welches ihren Locken entströmte. — Wieder ging ein allgemeines Flüstern durch den Saal: „Welch' herrliches Paar! — sehr fe tanzen — wie leicht, wie graziös — es ist die junge Gräfin — doch wer ist der Glückliche?" — Und nun wußte man es, man flüsterte es von Mund zu Mund: „Baron Mengden, der neue Adjutant!"

Mengden führte die Gräfin zu ihrem Sitz zurück. Sie athmete lebhaft, ihre kleine Hand lag warm in seiner Rechten.

„Merci, Baron," flüsterte sie Platz nehmend und unter ihrer Halbmaske hervor ihren feurigen Blick auf den Grafen richtend, „man merkt, Sie kommen auf Wien und nicht aus Madrid oder dem finstern Escurial, ich glaube nicht, daß die Kavaliere Karl's V. so zu walzen verstanden."

„Sie haben auch sicherlich niemals eine solche Tänzerin zum Reigen führen dürfen, gnädige Frau," entgegnete Mengden galant, „sie leihen zu ihrem eigenen Schaden ein paar Jahrhunderte zu früh und mußten zu viel in die Messe gehen!"

Mengden, so ganz er auch war, hatte doch schon oft genug dem Feuer schöner Augen getrotzt, er hielt daher den Blick der Gräfin aus, ohne mit einer Wimpee zu zucken. Es sah in ihr die Frau seiner Vorgesetzten viel mehr, als das schöne Weib — dennoch ruhte es ihm seltsamerweg, daß die Generalin ihm entgegenlam und ihn anfeuchtete.

„Sie sind ein Schmeichler," fuhr dieselbe fort, mit dem Fächer spielend, „Sie wissen, daß wir Frauen im Allgemeinen gern bereit sind, jenes süße Gift zu athmen, Sennor Grande. Sie scheinen einer ganze Bonbonniere von solchen Sachen mit über die Grenze gepascht zu haben — ich hoffe, Sie werden damit haushälterisch umgehen und kein Don Juan sein!"

Mengden legte seine Hand beiseurnd auf sein Herz und verneigte sich mit einem Blicke drolliger Verzweiflung.

„Ah, gnädigste Gräfin, erlauben Sie mir, gegenüber allen diplomatischen Gebräuchen, meine Zunge die Verkündigerin meiner aufrichtigen Gefühle sein zu lassen," sprach er mit einem Gemisch von Scherz und Sentimentalität, über welches die Gräfin herzlich lachte — „ich bin der wahrheitsliebendste aller Sterblichen."

„Quien sabe? Sagt ihr Spanier nicht so, wenn ihr weder die Wahrheit sagen, noch euch in den Schlingen einer Lüge fangen wollt? — Doch in der That, Sie sind mir, glaube ich, mit Worten überlegen, deßhalb tanzen wir."

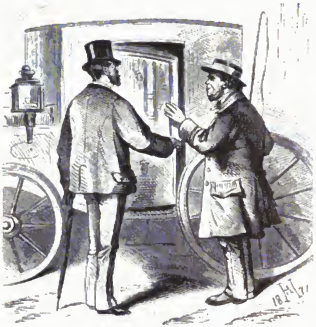
Und wieder umschlang der schöne Kavalier die Taille der Gräfin sicher und fest und wieder schwebten sie dahin durch die bunten Reihen der Tanzenden. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus unſerer humoriſtiſchen Mappe. II.

Originalzeichnungen von **A. Hölzgen.**



Der Arzt auf der Praxis.

Berliner Droſchkenkutſcher. Herr Dokter, ik muß Ihnen übrigens ſagen, daß ik Sie nu mich länger wie Morgens für 'nen Thaler herumfahren kann.

Junger berliner Arzt. Warum nicht?

Droſchkenkutſcher. Nee, nee, es jeht nich mehr. — So in eenen Zuch von neune bis zwee in de Stadt un in Thiergarten herumladen, ohne een einziges Mal ſtille zu halten, det halten meine Pferde nich aus, un ik eech mich.

Schlechtes Sprüchwort.

Taglöhner. Ach Gott, Herr Pfarrer, zwei bär' ich wer als noch gelalle laſſe, aber Drilling — das iſt doch gar zu hart für en arme Mann.

Pfarrer. Nur nicht verzagt, lieber Mann! — Ein Sprüchwort ſagt: Schafft Gott den Hasen, ſchafft er auch den Raſen.

Taglöhner. Ja, Herr Pfarrer, wann die Drilling aber auch nur Gras freſſen thäten!

Auf der Eiſenbahn.

(Berliner Gränſeher mit ſeiner Frau auf der Eiſenbahn von Berlin nach Potsdam.)

Frau. Ach, Herrjes, det is aber nich zum Aushalten mit det Pferden!

Mann. Hat dette denn ſchon wieder zu ſchwitzen? Det Pferden ge-ſchieht, damit Kerner unnere Waagen kimmt; aber Du verlangſt wohl, daß je wer Deine ſumpige paar Zroſchen de Wanſell kucca wi de Lokemotive ſollen ſingen laſſen?

Sorgenfreie Exiſtenz.

Gottfried. Na, Fritze, wie lebſt Du denn dieſen Winter bei die ſchlechten Zeiten?

Fritze. Na, werſte, ik kann nich klagen. Meine Frau hat ſich als „verſchämte Arme" jemeldet un ik als unverſchämter, un wi die Art jetzt bei Jedermann ganz jut.

Das Blumenmädchen.

Eine wahre Geschichte erzählt von **E. Schücking.**

(Schluß.)

Sie starb nicht — sie erwachte wieder zu Leid und Noth.

Da lag sie — eine Ausgestoßene, von Gott und Menschen verlassen — und doch sich keiner Schuld bewußt!!

Man sagt, es sei ein erbebendes Gefühl, das der Unschuld! Es ist nicht wahr, wenn sie unverdient geprüft wird! Die Schuld findet in der Strafe den verdienten, den entsühnenden Lohn; die Strafe ohne Schuld empört und verbittert das Herz und macht es an Gott und Menschen verzweifeln!

Fremd — im fremden Lande, — ohne Geld, — selbst ohne die Fähigkeit, nur sich verständlich zu machen, — stand sie da in der kalten Herbstnacht und wußte nicht, wohin sie ihr todmüdes, schmerzendes Haupt niederlegen sollte zur Ruhe.

Wohl dachte sie an die reichen Freunde ihres Mannes; — aber noch ruhte in der mißhandelten Brust der Stolz der Liebe, und lieber wäre sie gestorben, als hingegangen und ihn angeklagt.

Was blieb ihr übrig — als der Selbstmord?

Sie dachte zuerst mit Schaudern daran und erst, als sich ihr gar nirgends ein Ausweg öffnete, — sann und grübelte sie darüber, bis sie sich beinahe hinsehnte zu dem dunklen, feuchten Ruhebette, tief unten auf dem kühlen Wassergrunde. Armes Kind, hatte Dich Niemand verdammen können? Schon wandte sie den Fuß hin, da wo die Bai tief eindringt in's Herz der Stadt Baltimore, — da leuchtete ein Himmelsstrahl des Glaubens in ihr umschattetes Gemüth — und sie hielt ein in ihrem Beginnen!

Wie ein Gedanke von oben kam ihr die Erinnerung an eine arme, sehr arme französische Familie, die sie früher in Elend und Krankheit unterstützt hatte. Dorthin lenkte sie ihre Schritte — und dort fand sie eine Zuflucht!

Das Elend und die Ausgestoßenen! Sie gehören ja immer zu einander!!

*

Nach wenigen Tagen tauchten in den ersten Gesellschaftskreisen Baltimores wunderbare Gerüchte auf von einem stattgehabten Duell zwischen dem General Philipp Stuart und Herrn von Lablache, das damit geendet, daß einmal merkwürdiger Weise der Erstere seinen Gegner nicht getödtet, sondern daß dieser ihn verwundet habe. Das Duell sei der Frau Generalin wegen hervorgerufen, die seit einigen Tagen spurlos verschwunden sei, — obschon Stuart von einer Reise gesprochen habe. Nach allerlei wunderliche und für Stuart nicht eben schmeichelhafte Vermuthungen wurden ausgesprochen — und man forschte und fragte, spionirte und log zum Entzücken.

Wie aber die Welt gewöhnlich in ihren Schlüssen ein wenig Recht und sehr viel Unrecht hat, so war es auch hier.

Wohl war es wahr, daß Herr von Lablache, der sich nicht ruhig hatte murchelmoden lassen wollen, aber trotzdem tapfer und ehrenhaft war, am nächstfolgenden Tage dem General eine Herausforderung zugeschickt, die dieser annahm, und daß ein Duell stattgefunden hatte, worin Stuart durch seinen Gegner lampfunfähig gemacht wurde.

Es war ebenfalls wahr, — aber die neugierige Welt erfuhr das leider nicht! — daß Lablache seinen Sekundanten, die pflichtgemäß vorher Aussöhnung versuchten, jede Auskunft über die Ursache der Herausforderung verweigerte; — nachher aber, nachdem das Duell stattgefunden hatte, wurde dem ihm ein Brief an Philipp Stuart gerichtet, worin er demselben treu und genau auf seine Ehre als Edelmann die Unterredung mit dessen Frau mittheilte.

Was man sonst aber munkelte und flüsterte, war Alles erdacht und unbegründet, bewies aber dennoch klar, wie viel und Schrecklicheres man dem „wilden Stuart" zutraute.

Dieser war aber seit Empfang des Schreibens von Lablache wie ausgetauscht; er hatte sich den überzeugenden Betheuerungen seines Gegners nicht verschließen können, und mit der Erkenntniß der Wahrheit hatten alle Furien des Gewissens sein schuldiges Herz gequält.

Zuerst hatte er wild gerast über die eigene unselige Heftigkeit, und diese hatte ihn dabei trotzdem so fest gepackt, daß er sich selbst verstockt und beinahe sinnlos die Binden von seinen Wunden gerissen hatte. — Er wollte sterben, — weil sie vielleicht schon todt war!

Man hatte ihn darauf mit Gewalt behandeln müssen, und dann war er still und unnatürlich ruhig geworden. So lag er wochenlang auf seinem Krankenlager und regte sich nicht, — und selbst, sie, seine „Rosenknospe", würde dennoch wieder kommen, wenn sie von seiner Wunde hörte! Aber sie kam nicht! — und das harte, verstockte, rauhe Herz des unlenksamen Mannes wurde weich und reuig vor Angst, so sehr — daß es wieder beten lernte.

Als er besser wurde, ließ er die geheimen Agenten der Polizei zu sich kommen und versprach ihnen mahre Goldgruben, wenn sie die Spur seines verlorenen Weibes fänden. Allein die Polizei in Baltimore war damals nicht, noch weniger wie jetzt, so musterhaft organisirt und so vollkommen zu ihrem Handwerk, dem Spüren, abgerichtet wie die französische z. B. — und alles Forschen blieb nutzlos.

Stuart litt entsetzlich.

Da, als er eines Morgens eben wieder wie ein gefesselter Tiger grollend in seinem Krankenzimmer auf und ab ging, brachte ihm einer seiner Agenten eine Nachricht, die ihn so sehr aufregte, daß er wie gebrochen auf den nächsten Stuhl hinsank.

Nicht sein Herz — aber sein Stolz hatte den Todesstoß empfangen!

Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, schellte er seinem Diener und gab ihm Befehle, sofort den geschlossenen Familienwagen anspannen und vorfahren zu lassen.

Dann ließ er sich zum Ausgehen ankleiden, trotz der Bitten seines Krankenwärters, und sprang dann mit der alten Kraft und Schnelligkeit die Treppe hinunter, als könne er nicht rasch genug fortkommen. Indem er den Wagen bestieg, rief er: „Nach der Market-Street, Ecke von Calvert, so schnell wie die Pferde laufen können!"

Nach wenigen Minuten befand er sich auch schon am Ziel. Er stieg aus, befahl dem Kutscher zu warten, und schritt dann die Calvertstraße hinauf bis nach Fayette, wo sich unweit das alte Courthaus erhob.

Was er da sah? — Es machte das aristokratische Blut in seinen Adern kochen! — es rächte beinahe durch die Schärfe seiner Bitterkeit seine Rohheit und Härte gegen das unschuldige Weib! — es war fast zu entehrend für das Wappenschild des alten Hauses der Stuart! — und schon wollte er sich entrüstet wieder abwenden, während ein schwerer Fluch auf der Lippe schwebte, als — dennoch die grenzenlose, Alles verzehrende Liebe in der wilden, unbändigen Seele die Oberhand bekniet.

Unweit — auf dem Schrein, der das eiserne Gelächter des Gerichtshofes trug, — saß in der armseligen Kleidung der unteren Volksklassen, einen großen kattunenen, sogenannten Sun-bonnet tief über das blasse Antlitz niedergezogen, zitternd vor Kälte — die zarte Gestalt der Frau des Generals Philipp Stuart und wand mit den zart blaugefrorenen, mageren, durchsichtig feinen Händen Blumen zu Sträußen, die sie der vorübergehenden Menge zum Verkauf anbot!

*

Sie war an jenem Abend in der Wohnung der Armuth beinah abgestumpft, apathisch — ohne Thränen auf das harte, rasch für sie improvisirte Strohlager niedergesunken und, gezehrt und physisch gänzlich erschöpft, sofort eingeschlafen.

Am andern Morgen, als sie erwachte, empfand sie erst recht die ganze Wucht des schweren Schicksalsschlages, der sie getroffen hatte; — allein es war ein Glück für sie, daß sie sich ihrer jetzigen Umgebung halber ihrem Schmerz nicht rückhaltslos ergeben konnte; — theilte sie doch ihr Schlafgemach mit fünf anderen armen Menschenkindern. Gegen das Elend, das ihr hier entgegenstarrte, war selbst das ärmliche Manfardenstübchen, das sie in Paris in ihren fröhlichen Mädchentagen mit ihrer Tante bewohnt hatte, glänzend gewesen.

Sie mußte sofort ihre Gedanken auf die nächste Zukunft ausschließlich verwenden, denn hier war ihres Bleibens nimmermehr — sie wollte der armen Familie nicht die spärlichen Brosamen nehmen, von denen sie sich ernähren mußte, — nicht für einen einzigen Tag!

Sinnend — ihr Kinn germarternd über das „was nun?" fiel ihr Blick auf ihre Kleider, — auf den echten indischen Shawl, den sie umgeworfen, als sie gestern — — war es erst gestern denn? und sie war doch seitdem alt geworden!! — — in den Garten hinunterlief. Da war ein Ausweg!

Sie sandte, rasch entschlossen, die Bettlerfrau mit ihrer Uhr und dem Shawl aus, dieselben zu versetzen, und als diese zurückkehrte, hieß sie sich von ihr einige wenige Möbel kaufen — ein hartes Bett, einen Stuhl, einen Tisch und einen Ofen, und dann mietete sie im selben Haus ein kleines Kämmerchen, das sie bezog, ehe der erste Abend ihres Exils heraufdämmerte.

Wochenlang saß sie nun dort allein und verlassen, grübelnd und tief sich grämend über das verlorene Glück, und doch, so elend und weh ihr auch um's Herz war, sie konnte und wollte Philipp Stuart nicht verdammen.

Wie so oft das unverdorbene, von den Sophistereien der Erziehung freie Naturkind richtiger urtheilt, als der verfeinerte Verstand des Gebildeten, so erfaßte auch sie ganz recht die unbezähmbare Macht seiner angeborenen starken Leidenschaften, als die Grundursache seiner bitteren Ungerechtigkeit — und bedauerte ihn fast mehr, als sie ihn tadelte.

Er hatte sie von sich gestoßen, hart und erbarmungslos — und trotzdem hoffte sie, ohne es sich selbst recht klar bewußt zu werden — daß er sie zurückrufen und bereuen würde.

Digitized by Google

Unsinnig!!

Endlose Tage — noch endlos trübere Nächte schlichen dahin; Wochen, die ihr lang wie ein Menschenalter erschienen, — dann wurde ihr Auge trüb vom Weinen, ihre Wange blaß wie der Tod und — ihr Herz hoffnungsleer!

Da — erschöpften sich ihre Gebmittel und das riß sie auf aus dem Stumpfsinn des Grams. Sie mußte doch leben, wenn auch noch so elend! — sie mußte wieder selbst ihr Brod erwerben, — aber wie und womit? Ja — womit?!

Sie sonnte es eben jetzt nur, wie vor langer, langer Zeit, mit dem Verkauf von Blumen, und so hatte sie denn schon seit vielen Tagen dort gesessen in Nässe und Regen und ihre Blumen feilgeboten.

Zuerst hatte sie unter der unscheinbaren Kleidung und dem groben, schäbenden Hut Niemand erkannt, so oft auch zu Pferd und zu Wagen die vornehmen, elegannten Gestalten ihrer früheren Bekannten an ihr vorüberzogen waren, — ach — nur seit einigen Tagen war es ihr gewesen, als wenn man sie beobachtet und ihr Geheimniß errathen habe, und zitternd vor der Entdeckung hatte sie denn jedesmal ihren Korb genommen und war heimgegangen.

Auch heute wieder sah sie zwei Freunde ihres Gatten auf ihren Pferden die Fayettestraße hinunter reiten, — sah, wie der Eine herselben, in ihrer Nähe angekommen, mit der Reitpeitsche zu ihr hinüberdeutete und dem Anderen einige Worte sagte und wie Beide dann neugierig fragend zu ihr hinüberblickten.

Von der Calvertstraße her kam in diesem Moment auch Philipp Stuart — er sah jene Beiden — er sah sein Weib!!

In diesem Augenblick warst Du vollkommen gerächt, arme Fleurette! zertretene „Rosenknospe, Du!!

*

Sie hatte tief erröthend sich über ihre Blumen gebeugt und deßhalb nicht gewahrt, daß ihr Gatte kaum zehn Schritte weit von der anderen Seite der Straße her zu ihr hinüberblickte, mit einem Gesicht blaß wie Marmor und haut wie Eis.

Hatte er bis dahin noch gezweifelt, ja seinen eigenen Augen nicht glauben wollen, — das Benehmen jener Herren hatte es ihm klar gemacht, daß dort sein Weib duldete und ahnungslos ihn in der Gesellschaft gründlicher blamirt hatte, als es nach dem code d'honneur derselben ein Beobachten selbst, wie das Niederschießen eines verhrlosen Negers, zu thun im Stande war!

Allein — zu seiner Ehre sei es gesagt: dieser Gedanke flammte nur einen Moment wie ein tödtender Blitz sür sein Ehrgefühl auf, — um alsbald anderen, besseren Gefühlen Raum zu geben.

Ihn jammerte die blasse, verkümmerte Gestalt des leidenden Opfers seiner unbeherrschbaren Heftigkeit so unendlich — er fühlte sein eigenes Unrecht so tief, — daß er sich hätte ihr zu Füßen werfen mögen, da auf offener Straße, vor all' den fremden Menschen, und sie um Verzeihung bitten.

In allen Affekten gleich heftig und leidenschaftlich, — kostete es ihn große Mühe, sich davon zurückzuhalten. Er zwang sich, ruhig zu scheinen, als er dann vor sie hintrat und ehe sie aufsehen konnte, mit den alten milden Ton, mit dem er vor Jahren zuerst um ihre Liebe geworben hatte, zu ihr sprach: „Fleurette — mein armes Kind! Komm' zurück zu mir" — — der Endlaß erstarb in überstiegener Bewegung.

Beim Tone seiner Stimme durchfuhr sie ein Todesschrecken — jede Spur von Lebensfarbe floh aus ihrem Antlitze und ihr Haupt legte sich stützesuchend zurück gegen das eiserne Gitterwerk des Stakets.

Dann bob sie scheu und verwirrt nur halb das tiefblaue treue Kinderauge zu ihm auf, als dürfe sie nicht wagen, zu hoffen und zu glauben, daß er je wieder so zu ihr reden würde!

In seinen Zügen mußte aber doch wohl etwas liegen, das sie beruhigte. Fragend, zweifelnd hing noch ihr Blick an seinem Gesicht, — aber schon folgte, unter dem Einfluß seines starken Willens, wieder das Herz, sie erhob sich haftig — die Blumen von ihrem Schoß Fogen weithin über die Straße — und ihre Lippen murmelten bebend vor Weh und vor Freude: „Hast Du mir denn verzieben, Philipp?"

„Verzeihen? Kind! antwortete er eigenthümlich zitternden Tones, indem er ihre Hand ergriff und ihren Arm — den Arm der ärmlich umschriebaren Blumenverkäuferin, Alles: die Welt und die Menschen um sich her vergessend, — fest in den seinen legte.

„Verzeihen? Die!! — Alles, Alles! armes Weib — auch dieses hier!" und er stieß mit einem Auftritt der alten Heftigkeit mit der Spitze seines Stiefels den vergessen am Boden liegenden Blumenkorb weit von sich fort.

Dann wandte er sich nach dem Ort, wo der Wagen wartete — und sie folgte ihm, ohne ein einziges fernetes Wort.

Als sie den Wagen erreichten, bob er sie hinein und sprang ihr nach. Er schloß die Thüren und die Vorhänge, und dann — statt sich an ihrer Seite niederzulassen, warf er sich ihr zu Füßen.

Er umklammerte die zarte Gestalt seines Weibes, barg den Kopf in ihrem Schooß und flüsterte mächtig erschüttert: „Dir verzeihen soll ich, Du armes, armes Kind? Dir, die ich so schändlich mißhandelt habe, — verzeihen? Es klingt wie Hohn! — und läßt mich glühender noch empfinden, daß ich mir selbst nie, nie vergeben kann, wie ich Dich, mein Engel — meine Rosenknospe —" mein Alles, Du! so grausam mißhandelte!"

Sie beugte das thränenübeeströmte Antlitz liebend zu ihm nieder und küßte ihn auf die dunklen, strengen Brauen, und von seinen Lippen flossen tausend Seligkeitslaute, tausend Liebesthränen und glühende Schwüre der Besserung anzuhmenbändigend durcheinander. — allein sie, der sie galten, verstand sie dennoch!!

*

Und hielt er diese heiligen Versprechungen?

Wir wissen es nicht! — Wir wissen nur so viel, daß man von nun an den General Stuart und seine Gemahlin nie mehr in der Gesellschaft erblickte und daß Beide ein von aller Welt abgeschlossenes Stillleben hinter den Mauern ihres Palais führten — ob aus Neigung oder aus anderen Motiven, konnten wir niemals erfahren.

Allein es mußte doch wohl so sein.

Denn als nach Jahren der Todesengel hinter jenen Mauern, welche die Welt wohl abschlichen, aber ihn dennoch nicht zurückhalten konnten, — seine dunklen Flügel niederkenkte über das Lager der Kassen, gekrönten Frauengestalt, — da hat man gesehen, wie der letzte Liebesblick des ermattenden Auges dem beinahe verzweifelnden, tobtraurigen Manne, der zu Häupten des Bettes kniete, galt, — hat gehört, wie das letzte Wort der erstorbenen Lippen war: „Dank Dir, Philipp, Du hast mich sehr, sehr glücklich gemacht!"

*

Der Wohlthäter seiner Vaterstadt.

Lebensbild aus der Schweiz

von

August Friedrabend.

Wir haben eine ganze Gallerie von Porträts solcher Männer, welche sich von unten heraufgearbeitet, für die der Leser diese Blätter gezeichnet: eines der glänzendsten ist das des Wohlthäters Neuenburgs. David Pürry war der Sohn von Johann Peter Pürry und der Frau Lukrezia Chaillet, und wurde im Hornung 1709 in Neuenburg geboren. Sein Vater hatte sich in Handelsunternehmungen ein hübsches Vermögen erworben und dann wieder verloren; er war ein sehr unternehmender, aber unruhiger und wanderlustiger Mann. Nach mißglückten Weingeschäften in Holland schiffte er nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung über, pflanzte da Neuenburgerreben, die trefflich gedeihen und reichen Ertrag lieferten. Aber neue Pläne durchkreuzten seinen Kopf. Er wollte in Australien eine neue Kolonie bilden, und reiste daher mit den bezüglichen Plänen nach England. Er fand dort gute Aufnahme, aber den Rath, lieber in Amerika seine Kolonieplane in's Leben zu setzen. Der Gedanke zündete. Schon im Jahre 1730 reiste er nach Karolina und fand die Gegend für eine Schweizerkolonie alß ganz geeignet. Er kehrte zurück, und seine Vorschläge fanden wirksame Unterstützung. Mit einer Begleitung von ungefähr 300 Schweizern kehrte er bald nach Karolina zurück und gründete daselbst Pürrysburg. Wieder kehrte er nach Europa zurück, um wieder neue Kolonisten und alles Benöthigte, was der Kolonie noch fehlte, zu holen. Wenige Jahre nach seiner Rückkehr starb er dann in seiner blühenden Kolonie, die täglich sich vergrößerte, als Kommandant derselben. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter hinterlassen. Der Aeltere der Söhne, Karl, war dem Vater nach Amerika gefolgt und hatte nach ihm den Oberbefehl über die Kolonie übernommen. Er hatte eine Wittwe in Karlstadt geheirathet und war im Juni 1754 eben im Begriffe, in sein altes Vaterland zurückzukehren, als seine Regenklaven ihn in den nächsten Wahre ermordeten, ihn dadurch zu verschonen, daß sie ihn nicht an einen strengen Herrn verkauft würden. Während der langen Reisen seines Vaters war seine Familie in der Heimat genöthigt, eine Unterstützungsliste herumgehen zu lassen, von deren Jahresertrag sie nun kümmerlich lebte. Die Mutter war eine vortrefflische Frau, auf deren Schultern die ganze Sorge für ihre Familie lastete. Aber die Mutterliebe gab ihr Kraft und verdoppelte ihren Muth. Sie gab sich alle Mühe, ihren Kindern gute, reine Grundsätze beizubringen und sie so in Stand zu setzen, sich ehrenwerth durch's Leben zu schlagen. Als David zum Jüngling heranzewachsen war, fühlte er am meisten Neigung für das Handlungsfach und bereitwillig entsprach die Mutter seinem Wunsche. Es gelang ihr, für den Sohn eine Lehrlingsstelle im Handlungshause Isaak Tarterieon in Marseille auszuwirken für eine Lehrzeit von vier Jahren. Um die Unterhaltungskosten für dieselbe im Betrage von 1000 Franken

Digitized by Google

zu erschwingen, sah sie sich genöthigt, eine neue Unterschriftensliste herumgehen zu lassen. Denn war indessen so sparsam, daß er in vier Jahren nur 700 Franken brauchte.

Mit leichtem Gepäck versehen, pilgerte nun unser angehender, blutjunger Handlungslehrling zu Fuß nach dem entfernten Ziele seiner Bestimmung. Bis Bern begleitete ihn ein Winzer von Neuenburg, Namens Peter Gabet, dessen Namen er stets in seinem dankbaren Angedenken behalten hat, den er als Greis noch mit einer reichen Gabenspende bedachte. In seiner neuen Stellung in Marseille führte er sich ganz musterhaft auf und entwickelte so viel Fleiß und Talent, daß er sich das volle Zutrauen und die Zuneigung seines Vorgesetzten gewann. Dieser verschaffte ihm dann auch nach vollendeter Lehrzeit einen sehr vortheilhaften Platz in dem dortigen Bankierhause Simon und streckte ihm 300 Franken als Reisegeld vor, die er bekanntlich wieder pünktlich zahlte. Herr Simon bemerkte an dem jungen Schweizer ein ganz besonderes Talent, mit der größten Sicherheit nur vom Ansehen den Werth der Diamanten zu bestimmen. Dieß bestimmte den wohlmeinenden Bankier, Pürry nach Lissabon zu senden, wo er im Jahr 1736 ankam. Hier begann er mit gutem Erfolge ein eigenes Juwelengeschäft und pachtete zugleich königliche Kronsteine, die ihm reichen Gewinn brachten.

Schon im Jahre 1744 fanden wir unsern unermüdlich thätigen und sparsamen, aber keineswegs knauserigen Landsmann in der stolzen Hauptstadt des Königreichs Portugal als einen sehr angesehenen Handelsmann und im Besitze eines hübschen Vermögens. Dennoch galt bei ihm nicht das gemeine, unsoterländische Sprüchlein: «Ubi bene, ibi patria» (wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland). Trotz seiner günstigen Verhältnisse hing er mit kindlicher Liebe an seinem alten Vaterlande am Neuenburgersee, und an Mutter und Schwester, die daselbst wohnten. Die Mutter war viele Jahre leidend und wurde von der guten Tochter mit liebevoller Sorgfalt verpflegt. Dafür war David's Herz gegen sie voll Dank, und alljährlich flossen ansehnliche Unterstützungen aus seiner Hand an seine lieben zu Hause. Sie wieder einmal zu sehen, war der Lieblingswunsch seines Herzens, der aber viele, viele Jahre hinausgeschoben werden mußte. Im Jahr 1744 konnte er indessen einen andern Herzenswunsch in Erfüllung bringen: nämlich die Rückzahlung der Unterstützung, welche die Mutter für sich und seine Lehrzeit aufgenommen hatte und die Pürry nun doppelt zurückzahlen ließ, obwohl die Meisten damals ihren Beitrag als Geschenk, und nicht als Anlehen betrachten. Ebenso handelte der gewissenhafte Sohn alle Schulden, welche sein Vater bei seinem Wegzuge aus der alten Heimat zurückgelassen, und zwar mit Zins und Zinseszinsen. Im Jahr darauf hatte seine Mutter, ohne daß er sie noch einmal gesehen hatte, Pürry verglichene zu Gunsten seiner Schwester für sich und seinen Bruder auf das mütterliche Erbtheil und vergütete dann dem Letzteren 500 englische Pfund Sterling oder 12,500 Franken. Endlich im Jahre 1755 sollte sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen und Pürry seine Heimat und seine Schwester wiedersehen. Wichtige Geschäfte und die Aussicht auf eine glänzende und glückliche eheliche Verbindung riefen ihn nach London. Er reiste über Madrid und Genua und konnte sich nur zehn Tage in seiner lieben Heimat und bei seiner guten Schwester aufhalten. Dann riefen ihn seine Angelegenheiten nach London. Hier schien er auf dem Gipfel seines Glückes angelommen zu sein, das ihm von allen Seiten entgegenstrahlte. Da kam plötzlich wie ein Blitz vom heitern Himmel die Schreckensbotschaft über Land und Meer geflogen: Lissabon liegt durch ein Erdbeben in Schutt und Trümmern. Am Festtag von Allerheiligen war die herrliche Königsstadt in der kurzen Zeitfrist von zehn Minuten mit ihren herrlichen Kirchen, Palästen und Privathäusern ein großer Trümmerhaufen, unter dem Tausende von Menschen ihren schaudervollen Tod gefunden hatten.

Auch Pürry fand sich von dem allgemeinen Unglück schwer getroffen. Das Haus, die Bäche, die Waarenvorräthe, Papiere und haushältlichen Sachen waren verbrannt und eine Menge Schuldner zu Grunde gerichtet. Einzig noch die Geldkiste konnte aus Schutt und Asche ausgegraben und gerettet werden. Unter solchen Umständen war die gehoffte eheliche Verbindung gestört und Pürry sah sich wieder ungefähr auf dem Punkte, wie vor zwanzig Jahren, als er zum erstenmal nach Lissabon hinüberfuhr. Aber demnoch ließ er den Muth nicht sinken. Er hatte mächtige Freunde und eine ungebeugte Willenskraft. Mit doppelter Anstrengung nahm er seine Geschäfte wieder auf, die denn auch mit einem solchen Erfolge gekrönt wurden, daß schon nach Verfluß von kurzen drei Jahren sein Vermögen wieder größer war, als vor dem schrecklichen Naturereignisse. Seine Schwester starb im Jahr 1764. Ihr Tod ging ihm sehr zu Herzen. Alle die Seinigen hatte nun der Tod dahingerafft, mit Ausnahme einer Bruderstochter in Amerika, die er nie gesehen und die sich ohne seine Gelandsuft verheirathet hatte, was er schwer empfand, die er aber dennoch in seinem Testament reich bedachte.

Von nun an wandte sich die volle ungetheilte Liebe des edlen Mannes seiner unvergeßlichen Vaterstadt Neuenburg zu. Alljährlich kamen mehrere tausend Franken aus dem fernen Westen von einem ungenannten Mitbürger an die sogenannte Wohlthätigkeitskammer. Die Summen vermehrten sich rasch auf 30,000 bis 50,000 Franken jährlich zum Zwecke der Verschönerung der Stadt und zu neuen Bauten. Im Jahre 1778 kam eine Anweisung von einer Million Franken unter dem verdeckten Namen eines abwesenden Mitbürgers mit dem Ansuchen, davon auf eine Weise Gebrauch machen zu wollen, welche der Magistrat für das allgemeine Beste als die zweckdienlichste erachten möchte. Der Stadtrath verwendete dann die großmüthige Schenkung zur Anlage einer neuen, prächtigen Straße nach Basel und zur Verbesserung der schlechten Wege in der Grafschaft Valenzia. Neue Geldspendungen bestimmte der edle Wohlthäter zur Gründung einer Unterstützungskasse für arme Predigerwittwen und Waisen, sowie zum Baue eines würdigen, bequemen Stadthauses. Weitere 100,000 Franken trafen im Jahr 1779 zum beginnenden Baue eines neuen Armen- und Krankenhauses ein, und ebenfoviel folgten alljährlich nach, bis der prächtige Spital endlich vollendet war. Auf der Vorderwand dieses sprechenden Denkmals edlen Bürgersinnes steht der einfache aber sinnige Spruch;

«Civis Pauperibus.»
(Der Bürger den Armen.)

Nebenbei sandte Pürry jedes Jahr hundert Dukaten als Almosenbeitrag an die Hülfsgesellschaft und zweimal so viel zur Austheilung an verschämte Arme. Dabei sind andere milde Gaben nicht inbegriffen, die er durch seine Vertrauten unter der strengsten Verschwiegenheit austheilen ließ. Wenn irgend ein öffentliches Unglück seine Vaterstadt heimsuchte, war Pürry als treuer Helfer in der Noth zur Hand. Im Jahre 1750 wurde Neuenburg durch den Ausbruch des Sypon von einer furchtbaren Ueberschwemmung heimgesucht. Da sandte Pürry seiner Schwester 1200 Fr., die Hälfte davon als jährliche Unterstützung, die andere aber zur Vertheilung unter arme Brandbeschädigte, jedoch ohne Nennung des Gebers und ohne irgend welches Aufsehen.

Ihr Zeichnung seines edelmüthigen Charakters dienen noch folgende zwei Züge.

Nach dem mißglückten Mordversuch auf König Joseph I. war die Anweisung der Jesuiten aus dem Königreich Portugal beschlossen worden, und wurde dieser Beschluß durch den damaligen Minister von Pombal, den großen Beförder Pürry's, rasch ausgeführt. Der Provinzial des gesürchteten und berühmten Ordens hatte gerade eine beträchtliche Geldsumme in Handen, welche er vor der Beschlagnahme des Staates retten wollte. Er wendete sich daher zutrauensvoll an den Protestanten David Pürry. Der brave Schweizer, durch dieses Zeichen hohen Zutrauens geehrt, nahm die Summe mit dem Versprechen in Verwahr, selbe nur derjenigen Person auszuliefern zu wollen, welche ihm den Auftrag des Provinzials persönlich werde. Der mächtige Minister hatte von dem Vorgang Kenntniß erhalten und ließ seinen Schützling sogleich rufen. Dieser erzählte freimüthig den Hergang der Sache und erklärte fest, daß er kein Wort halten werde, und sollte es ihm die Gunst des Ministers und die Gnade des Königs kosten. Umsonst drohte der erzürnte Minister; Pürry blieb fest und nöthigte Pombal durch sein muthiges Erhalten an seinem gegebenen Mannesworte und thatsächlich Verwunderung ab. Erst auf bestimmte Verfügung des Provinzials hin, der für seinen Orden ehrenhafte Bedingungen ausgemittelt hatte, wurde dann von Pürry die anvertraute Summe wirklich an den Minister ausgeliefert.

Ein anderes Mal vertraute Pürry einem Patzen, Franzosen von Geburt, eine bedeutende Menge Diamanten an, die er im Verlauf hatte. Er wußte nichts von dem unordentlichen Leben und den schlechten Bekanntschaften des jungen Menschen, wollte ihm eben darum einen Beweis vollen Zutrauens geben. Der Franzose, eben in großer Geldverlegenheit, versetzte solche in einer Leihanstalt, deren Inhaber zur gleichen Zeit wegen Fälschung in Untersuchung kam. Unter diesen Werthsachen fand man nun auch die Diamanten und kam deren Entsendung durch den jungen Franzosen auf die Spur. Auf dem Verbrechen lastete entweder Todesstrafe oder Ausweisung nach Afrika. Pürry's Einfluß gelang es, diese harten Strafen in jene einer Verbannung auf dem Königreiche umzuwandeln. All' sein Besitzthum wurde in Beschlag gelegt und kam an die Steigerung. Pürry sandte einen vertrauten Mann an dieselbe mit dem Auftrage, um den doppelten Preis ihres wahren Werthes sämmtliche Gegenstände zu ersteigern, welche zur Versteigerung kamen.

Kurz vor seinem Hinscheiden wurde Pürry vom König von Preußen in den Adel erhoben, blieb aber vor wie nachher der bescheidene und demüthige David Pürry. Sein Tod erfolgte im 77. Altersjahre, den 31. Mai 1786. In seinem Testamente vermachte er 137,580 Cruzaden (ein portugiesischer Kreuzthaler) seinen Verwandten, Freunden, Handels- und Hausgenossen, sowie den Armen des Kirchspiels, in dem er wohnte. Zum Haupterben seines übrigen Vermögens, welches immer noch die hübsche Summe von drei bis vier Millionen Franken betrug, machte er seine Vaterstadt Neuenburg, mit der Anweisung, daß die eine Hälfte derselben zu guten

Digitized by Google

Werken und milden Stiftungen verwendet werde, die andere aber zur Vermehrung, Verbesserung und Verschönerung der öffentlichen Straßen, Gebäude, Brunnen und Spaziergänge. Auf die Nachricht von seinem Tode befahl der Stadtrath von Neuenburg für den würdigen Bürger eine öffentliche Trauer von vierzehn Tagen. Am nächsten Sonntag wurde dann Pürry seinen Mitbürgern als ein Muster gemeinnütziger Gesinnung von den Predigern vor Augen gestellt. Den 6. Juni 1855 wurde ihm sodann in seiner Bildsäule vor dem Stadthause, dem Werke seiner Schöpfung, ein Denkmal gesetzt. Unvergänglicher aber als dasselbe ist jenes in den Herzen von Tausenden, die mit den innigsten Gefühlen der Dankbarkeit und Ehrfurcht den Namen David Pürry verehren und mit Rührung die öffentlichen Bauten, die ihm ihr Dasein verdanken, und alle die zahllosen Wohlthaten bewundern, mit denen er in seinem langen thatenreichen Leben die Bürgerschaft und die Armen seiner Vaterstadt bedacht und dadurch seine treuanhängliche Vaterlandsliebe und seine edle Menschenfreundlichkeit so glänzend beurkundet hat.

Ernstes und Heiteres.

Freundschaft. Es gibt Menschen in der Welt, welche naiv genug sind, anzunehmen, daß man Freundschaften abschließen und aufgeben könne, wie Geschäftsverbindungen. Sie machen heute Bekanntschaften, sind zu diesen zärtlich, thun als ob sie nicht sein könnten ohne sie, sprechen von ewiger Freundschaft und werfen morgen diese ewige Freundschaft den Leuten mit einem verächtlichen Papierfetzen. Es sind das gewöhnlich Charaktere, die sich schnell attachiren und die wenig von dem alten Sprichwort halten: „Ist red einen Scheffel Salz mit Jemand, ehe du ihn für deinen Freund hältst.“

Man wird mir sagen, daß es nicht nothwendig sei, ein Wort über Menschen zu verlieren, die eine Freundschaft an- und anziehen wie ein Kleidungsstück, und das ist ganz richtig ringewerfen vom Standpunkte Derjenigen, die in Bezug auf Freundschaft nie enttäuscht worden sind, aber das sind sehr Wenige. Wir sind übergenug, daß unter unsern 500,000 Seelen nicht 500 sind, die nicht in Bezug auf Freundschaft irgend eine bittere Erfahrung gemacht haben, und für den großen Rest wird unsere aufrauschlich thatsächlich nicht ohne Interesse sein.

Um mich wissenschaftlich zu machen, muß ich bemerken, daß ich den „etablirten Freundschaften“ nichts halte, d. h. ich habe nie von einem Menschen erwartet, daß er sein liebes Ich um meinetwillen total in den Hintergrund drängen, für mich nur leiden und wehren, eher gar sein Dasein für mich opfern sollte. Solche Freundschaften halten ich für unvernünftig, weil sie mit unserer heutigen gesellschaftlichen Ordnung unvereinbarlich sind. Aber ich erwarte dagegen von einem Freund, daß er Dieses, die ihm nicht schwer werden und sein materielles Wohl nicht beeinträchtigen, so gern für mich bringt, als ich sie für ihn bringe, und daß er zum Besten anderer Freunde seine unwesentliche Erklärung eintreten läßt, aber diese bewerthe und mich verständlich. — Das ist sehr wenig und doch sehr viel verlangt, wenn man bedenkt, daß die meisten Menschen veränderlich, charakterschwach, rigennützig und ohne Karaktersinn sind.

Ich will zwei kurze Episoden aus meinem Leben erzählen, um zu illustriren, was ich meine.

Ich hatte einmal längere Zeit im Westen Amerikas privatisirt und spürte Lust, nach New-York zurückzukehren. Ich wandte mich deshalb brieflich an einen Freund und Kollegen, dem ich im Leben schon manche Gefälligkeit erwiesen hatte, und theilte ihm meinen Wunsch mit der Bitte mit, für mich Passagen zu besorgen. Er konnte das um so leichter, als er zu den Journalisten gehörte, die wegen ihrer scharfen Feder und als Mitarbeiter vieler und bedeutender Journale, eine gebrochene und bedingungsweise wichtige Stellung in der Metropole einnahmen. Umgehend wurde mir nun ihr Antwort, daß ich gerade kommen solle, es sei Arbeit genug vorhanden. Ich bringe dasselbige das nicht unbedeutende Reisegeld mit, aber auch nicht viel mehr, und gehe nach New-York. Dort angekommen, vertröstet mich Freund N. von einem Tage zum andern. Er will mir hier und dort Arbeit verschaffen, aber es bleibt bei den Worten; ich verjehre meinen letzten Cent und bin endlich so weit, daß ich am Hungertuche nagen muß, da er mir rundheraus jede Arbeit absagt. Mir fiel nun das Sprichwort ein: „Erkennt ist der Mann“ und ich gehe zu dem Herausgeber eines bedeutenden Journals, für den Herr N. unter Anderem die „Feuilletonschau“ zu schreiben hatte. Ich stelle dem Herrn L. meine Lage mit, bitte um Arbeit und erhalte zur Antwort: „Sie sind ja ein guter Freund des Herrn N., wenn der Ihnen seine „Feuilletonschau“ abtreten will, so ist mir Ihre Feder so viel als die seinige, aber ich will Ihnen den Verdacht nicht machen, daß Sie ihn ganz zufrieden mit seiner Arbeit.“ Ich theile das meinem Freund N. in delikatester Weise mit und erhalte zur Antwort: „Objekt ich das Honorar recht gut entbehren könnte, so kann ich doch den Einfluß des Blattes nicht in andere Hände kommen lassen, aber wenn es wirklich so weit ist, daß Sie hungern, so können Sie zu Mittags bei mir essen.“

Ich lehnte das natürlich dankend ab und war um eine Erfahrung ärmer, aber um eine bittere Erfahrung reicher.

Durch solche und ähnliche Erlebnisse klug gemacht, zog ich mich später ganz zurück, vermied alle sprießlichen Bekanntschaften und lebte meinem Beruf und meiner Familie. Von zu Hause in's Bureau und von dem Bureau nach Hause, aber nach Orten, wo mich das Geschäft hinrief, das mein Programm mir vorschrieb und mich wohl dahin. Ich vermiethe zwar zeitweise einen vertrauten Umgang mit Männern und böse auch Bemerkungen, wie: „Wer keinen Freund begehrt, ist keines Freundes werth“, aber das störte mich wenig, ich erlebte dafür auch keine Enttäuschungen.

Da trat eines Tages ein junger Mensch in unsere Redaktion, der sich wiederholt an meiner Person attachirte. Er verletzte mich förmlich mit Aufmerksamkeiten, sprach schmeichelhaft von mir hinter meinem Rücken, und da ich weder ein Menschenfeind bin, noch war, noch zu werden hoffe, so vermochte ich es nach einmal mit der Freundschaft. Die Sache ging einige Wochen ganz gut. Wir tahen und alle Tage, ich lobte ihn in meinem Hause ein, ich protegirte ihn in jeder Weise, seine Sache es es ahnte, wie besuchten miteinander die Theater, wir waren fast nie ohne einander, und er erklärte mir und Anderen, daß ich der einzige ungarische Mensch in der Redaktion sei. Da, mit einem Male, hörte die Freundschaft ohne jede Veranlassung auf. — H. wurde gleichschnell, attachirte sich eben so schnell an Andere, wie er es bei mir gethan hatte, und verlegte mich später, als ich aus der Redaktion austrat, mit einem Hab, der mich nicht etwa erschreckte, weil er mir gehässlich werden konnte, wenn mich eine Kröte anspie, sondern nur, weil ich das Verhalten selber gefährlich war, gereizt und ihm nur Gutes gethan hatte, wie wir noch heute mit Grausen sagt.

Ein jüdischer Weiser behauptete einmal irgendwo: „Wenn Dir Jemand aus dem Wege geht, mit dem Du früher Freund warst, so denke darüber nach, ob Du ihm Etwas zuzufügen? Ist das nicht der Fall, so sei versichert, daß er Dir Etwas gethan hat.“ Letzteres wird auch wohl mit H. der Fall gewesen sein; nun, auch das ist zum Guten.

Ich wollte nur zum Schluß dieser Skizze und als Zweck derselben bemerken, daß die Freundschaft immer ein Prüfstein des menschlichen Charakters ist. Untreue in der Freundschaft bringt Unsreue gegen Alles — Egoismus gegen einen Freund ist Egoismus gegen die ganze Welt — Wankelmuth in der Freundschaft beweist Wankelmuth des ganzen Menschen. Wer den Freund verräth, ist zu jeder übrigen Schlechtigkeit fähig. Doch gilt hierer Satz nicht umgekehrt, da man weiß, daß unter sonst schlechten Menschen ob die außerordentliche Freundschaft besteht.

Viele Menschen vertragen den Freund und die Freundschaft nur auf Leichtem oder Unverfänglichem, und es ist schade, daß es kein Buch gibt, welches die Aufgaben lehrt, die man dem Freunde schuldig ist, obgleich man das Ganze (Fortsetzung vorausgesetzt) so anbrüchten kann:

Handle immer am Freund,
Wie Du wünschest, daß er handle an Dir.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 43:
Einem hungrigen Magen ist nicht gut predigen.

Hrn. Dr. B. M. in K. Die Bilder sind dreizig andermärts verwerthlitigt. Bei der großen Masse des uns zugänglichen literarischen Materials konnte uns das nicht entgehen.

Hrn. Leth. B. in B. Auf dem direkten Weg war hier nicht beizukommen und der indirekte, der zum erwünschten Ziele führen wird, wehl erkannt. Wir glauben Ihnen jetzt schon gratuliren zu können, und freuen uns, daß wir Ihnen dienen konnten.

Hrn. Guido S. in H. Nicht verständlich genug; vielleicht ein andermal.

Hrn. H. in Cass. Sie haben das Bild dazu vergessen; wir können das und nicht immer erst zusammensenden, dazu steht es uns absolut an Zeit.

Hrn. D. P. in T. R. Ung. Wir bedauern, Ihnen darüber keine nähere Auskunft geben zu können, da wir uns nicht mehr erinnnen, woraus wir die betreffende Notiz genommen. Sie werden wohl Auskunft erhalten, wenn Sie sich an das Sekretariat des österreichischen Gewerbevereins zu Wien wenden.

Fr. v. R. im G. Das vierzehnte Heft der Ill. Welt war längst gedruckt, als uns Ihr Schreiben zukam. Wir sind überhaupt gegen kürzerliche Zudringungen. Halten Sie sich die in Heidelberg erscheinende Zeitschrift „Cornelia“, welche Ihnen genügsame Anweisung für Erziehung geben wird.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 8. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **Dan Demall.**

(Fortsetzung.)

Einige Male kam der galante Gemahl in den Pausen des Whist in den Saal und beugte sich über den Stuhl der jungen Frau, sich nach ihrem Befinden erkundigend und ihr Limonade und gefrorenen Punsch präsentirend. Alle hohen Würdenträger und Militär- und Civilbeamten hielten es für ihre Pflicht, der Gräfin ihre Cour zu machen, — so gelang es Mengden im Verlaufe des Balles nur selten wieder, sich der Gräfin auf längere Zeit zu nähern, und da er noch fremd war in jenem Kreise und wenig aufgelegt, viele Bekanntschaften zu machen, so stand er oft ziemlich zerstreut im Saal oder unterhielt sich mit seinem Freunde Mussa, der lustig in dem Gewühl herumschwamm, wie ein Fisch im Wasser. Mehr als einen Tanz mit der jungen Frau zu tanzen verbot die Etikette.

So stand er während eines Contretanzes wieder an irgend einer Säule und machte seine stillen Beobachtungen, als auf einmal ein Geflüster durch die Reihen der älteren Damen ging, welche die Divans ringsum inne hatten.

Der Name „Gräfin Batkory und Eleonore" drang zu seinen Ohren, er sah alle Blicke und Lorgnetten auf einen Punkt gerichtet und ihnen folgend erblickte er eine Dame in schwarzem Sammet, mit einer hohen Federtoque neben einer anderen Dame in veilchenblauer Seidenrobe und schwarzem Domino, Beide mit Brillanten reich behangen.

„Was — sie wagt sich wirklich noch in anständige Gesellschaft?" ver-

Eine große Dame. „Topp, es sei," sprach Mengden heiter, „also Deine kleine Hand — gib her!" Originalzeichnung von G. Bartsch. (S. 16.)

Digitized by Google

nahm er die scharfe Stimme einer Obristenfrau in einem tief beleidigten Damastkleide — „abscheulich, sind Sie nicht auch meiner Meinung, meine Damen?“

„Abscheulich — offenes,“ echote es rechts und links.

„Aber ist denn das wirklich Eleonore?“ fing eine andere Stimme. „Sie scheint mir größer und stattlicher heute.“

„Gewiß ist sie's, ich erkenne sie an ihrem Schmuck — kein Zweifel, der Domino läßt sie stärker erscheinen, liebste Solohoff.“

Mengden, wenig erbaut von diesen Gesprächen, aber eingekeilt von Masken rechts und links, blieb weiter nichts übrig, als ruhig mit anzuhören, wie hinter ihm über seine beiden Frauen bort zu Gericht gegangen wurde, wie man sie Aufstrtzgierinnen und Spioninnen nannte und sie noch mit manchen anderen Ehrenzitteln belegte.

Als es ihm später gelang, sich frei zu machen, und er durch die Nebenzimmer schleuderte, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erstaunen den armenischen Kaufmann neben einer der so eben gelästerten Damen stehend — der im orientalischblauen Kleide — in einem etwas abgelegenen grünen Zimmer, ziemlich verborgen hinter einem Blumenaufsatz. Die Dame saß auf einem Diwan, Prinz Mussa hatte sich nach Art der Orientalen mit getreuten Beinen neben ihr auf dem Teppich niedergelassen.

„Ah, stolzige Grande — suchen auch der Einsamkeit,“ rief ihm der kleine Armenier entgegen, ohne im Geringsten Miene zu machen, sich zu erheben, „ich sich bitche bei und und plaudere mit mich und schöne Un- bekannte hier.“

Mengden, dessen Aergerde rege geworden war, trat, sich lächelnd verbeugend, herzu und sprach, zu der Dame sich wendend: „Schöne Maske, haben Sie eben nicht ein wenig die Ohren gellungen? Man hat sich lebhaft von Ihr unterhalten.“

Die Dame auf dem Divan machte eine unruhige Bewegung, hielt sich den Fächer vor und murmelte etwas mit verstellter Stimme, während ihre Augen forschend über denselben hinweg den Ankömmling musterten.

„Gib mir einen Augenblick Deine kleine Hand, und ich will Die sagen, wer Du bist,“ sagte Mengden.

„Wie kannst Du mich, Fremder,“ sprach die Maske immer noch unruhig und ihre Blicke bald zu Mussa bald zu Mengden wandern lassend, „ist Du allwissend?“

„Das nicht, aber in meinen Mußestunden lese ich ein wenig in den Sternen, versuche daher immer einmal meine Kunst.“

„Nun wohl, es sei, aber welche Strafe empfängt Du, wenn Du Dich irrst und die Unwahrheit sagst?“

„Das zu bestimmen überlasse ich Dir.“ — Mengden glaubte seiner Sache ganz gewiß zu sein.

„Hänge Sie ihn,“ fiel Mussa lachend in's Wort.

„Hängen nicht, — hier wird ohnedieß genug gehängt,“ sprach die Maske fast rauh, „doch wisse, wenn Dich Deine Kunst im Stiche läßt, edler Don, dann sollst Du acht Tage lang mein gehorsamer Sklave sein. —“

„Ah — viel mehr, viel mehr!“ rief Mussa wieder dazwischen und sprang auf seine Füße; — „wisse Sie was, nehme Sie mich zu Sklave acht Wochen, acht Monate, ich wollen immer auf Ihrer Schwelle liegen, mit gezogenes Schwert.“

„Topp, es sei,“ — sprach Mengden heiter, „also Deine kleine Hand — gib her!“

„Hier ist sie.“ —

„Erst zieh' den Handschuh aus, daß ich die Linien mit Kunst studire.“

Die Maske that, wie ihr geboten wurde, sie entblößte eine auffallend kleine und schmale Hand, mit langen, rosigen Nageln.

„Ma foi,“ sprach Mengden entzückt und ließ sich, diese ergreifend, neben der Dame auf dem Sopha nieder, — „eine echt aristokratische Hand, glücklich Der, welcher sie besitzen wird.“

„Diese Hand ist nicht mehr frei,“ sagte die Dame mit Nachdruck.

„Sprich nicht so Hartes — schöne Maske, — doch nun zur Sache. — Dein Name beginnt mit einem C. Nun Perlen prangen in Deiner Krone. Du hast Feinde unter den Frauen. Man spricht Uebles von Dir. Sei wahr und ihre Lästerungen werden zu Schanden werden. Bedenke, daß Treulosigkeit ein zweischneidiges Schwert ist.“

„Du thust mir Unrecht, Baron Georg von Mengden, — glaube mir, ich bin wahr und bekenne Farbe,“ sprach die Maske mit Nachdruck.

Mengden blickte überrascht auf bei dem überzeugenden Tone dieser Stimme und schaute in ein Paar feelenvolle, treue Augen, welche selbst die schwarze Maske nicht entstellen konnte.

„Dein Horoskop ist falsch,“ fuhr Mircia, den Eindruck ihrer Worte bemerkend, fort, — „Deine Kunst trügt, — so sei nun mein Sklave acht Tage lang, wie Du gelobt hast.“

Die Stimme der Unbekannten hatte mehr und mehr alle Verstellung abgestreift und ihren wahren Klang angenommen, der Timbre derselben berührte das Ohr des Adjutanten so sympathisch wie Musik, es lag ein eigener Zauber in derselben — die Person interessirte ihn, ohne daß er sich klar machen konnte, weßhalb.

Prinz Mussa hatte sich in seiner quecksilberigen Weise erhoben, erst vor einen Spiegel gestellt, um an seinem Anzuge zu ordnen, und sich dann mit irgend einem anderen Dominos entfernt. Mircia und Mengden blieben allein.

Stephan Bobrowski hatte dem Mädchen einen schwierigen Auftrag gegeben: „Du mußt sein Vertrauen gewinnen, mit Geld ist ihm nicht beizukommen, aber er ist jung und eitel und Du bist schön!“

Da sah nun der Mann, dessen Vertrauen sie gewinnen sollte um jeden Preis, ganz unerwartet neben ihr auf dem Sopha und hielt noch immer ihre Hand in der seinen.

O armer Verschwörer! Ahntest Du es nicht, Du Thor, welch' ein Kleinod Du auf das Spiel setztest, um Deines wilden Ehrgeizes willen!? — Dein Glück, daß dieses Kleinod echt war, Dein Glück, daß ein Weib, welches liebt, keine Vergleiche zu machen fähig ist — sie liebt eben, weil sie liebt! Den Mann, welchem sie ihr Herz schenkt, nimmt sie auf, auf dem ganzen Männerkreise des Erdenrundes, sie sieht ihn eben mit ihren Augen an, mit den Augen der Liebe. — So ist er geheiligt, frei von den Schlacken der Erde — denn sie gießt über ihn das ganze Füllhorn ihrer Göttlichkeit aus und heiligt ihn mit. Dein Glück, Stephan Bobrowsky, daß dem so ist. — Es wußte doch noch vieles Ehe in Die sein, in Du, dem gefürchteten Stadtchef, daß ein Weib wie Mircia Dich liebte. Wohl Dir, daß diese keine Vergleiche machen konnte zwischen Dir und dem Manne, welchem Du sie preisgabst, — wahrlich die Waage wäre zu Deinen Ungunsten empor geschnellt, Du wärest zu leicht befunden worden! —

„Woran denkst Du, schöne Maske?“ sprach Mengden nach einer Weile, als er diese so nachdenklich sah, und küßte galant die Hand, die jene in Selbstvergessenheit ihm gelassen hatte.

Mircia schaal empor und erwiederte mit einer leichten Verlegenheit: „Ich sinne nach, wie ich Dich am besten in Fesseln schmiede, ohne daß sie Dich zu sehr drücken.“

„Aber ist es denn gerecht, daß Du mich strafen willst, ohne daß ich gewiß weiß, ob Du wahr sprachst oder nicht? Zeig' mir Dein Gesicht, damit ich Dir glauben kann.“

Mircia schüttelte langsam den Kopf: „Du mußt mir glauben auf mein ehrliches Mädchenwort, unglaubiger Thomas,“ erwiederte sie ernst und ließ wieder ihr glänzendes Auge voll auf ihm ruhen.

„Wohlan, ich denge mich vor Dir, — so sei nur denn eine gnädige Herrin — bestellt, was soll ich thun?“ und er bog das Knie.

„Augenblicklich sollst Du aufstehen und mich durch die Säle führen, das Andere wird sich später finden,“ so sprechend zog sie ihre Handschuhe an und erhob sich.

Mengden bot ihr galant seinen Arm und führte sie von Zimmer zu Zimmer, bis in den Tanzsaal. Während Mircia's Augen unruhig überall umherschweiften, ob sie vielleicht etwas Auffallliges entdecken konnten und sie allen Männern auf die Handschuhe sah, ohne das ihr bekannte Zeichen zu bemerken, schritt Mengden, dessen Neugierde sehr gereizt war und den seine Begleiterin mit jeder Minute mehr zu interessiren begann, neben ihr her und betrachtete sie heimlich mit forschenden Blicken.

„Wundes Haar,“ dachte er, „ein seltsch randes Kinn und einen lieblichen Mund mit den schönen Zähnen von Perlen. Alles rosige Ohren und halt — da neben dem rechten Ohre einen kleinen dunklen Schönheitsfleck, den wollen wir und merken,“ dachte er und prägte Alles genau seinem Gedächtnisse ein.

Plötzlich entstand eine große Aufregung im Saale, es stedete wie in einem Kessel, — man drängte ängstlich nach den Thüren, von unten herauf hörte man Stimmengemirr und Lärm, die Männer suchten ihre Frauen, Väter und Mütter ihre Töchter, „Masken herab!“ wurde gerufen, man sah sogar vorsichtell Dolche und Revolver blitzen — es war ein unbeschreiblicher Wirrwarr.

„Um Gotteswillen, was gibt es, was ist geschehen?“ stammelte Mircia bleich werdend und klammerte sich bestürzt an den Arm ihres Begleiters.

„Seien Sie ohne Sorge — Sie sind unter meinem Schutze!“ sprach Mengden ruhig und schlang seinen Arm schirmend um ihre Hüfte. Mircia dachte nicht an sich — sie fürchtete für Bobrowski; sie hätte laut aufschreien mögen vor innerer Seelenangst, ihre Knee zitterten und versagten ihr fast den Dienst, schwer, einer Ohnmacht nahe, lehnte sie an der Schulter des Adjutanten.

Gerade als der Tumult sein höchstes Maß erreicht zu haben schien, öffnete sich die Thür, der Chef der Polizei trat herein und winkte mit dem Taschentuche — Aller Herzen athmeten freier. Mit ihm zugleich drang ein penetranter Terpentingeruch in den Saal, man hatte zwei Individuen verhaftet, welche im Begriffe gewesen waren, die Treppe in Brand zu stecken — sie waren bereits auf dem Wege zur Citadelle und büßten wahrscheinlich ihr unsinniges Beginnen mit einem schnellen Tode.

„Also doch!“ flüsterte man im Saale — „diese Bestien, diese Polen!“

Digitized by Google

Doch die Musik begann bereits auf's Neue, und lustiger und freier entfaltete sich von da an die Freude, die Lust war von den Gemüthern gewichen.

„Sehen Sie wohl, die Gefahr ist vorüber — fassen Sie Muth, mein Fräulein, und erlauben Sie mir, mit Ihnen zu tanzen," — sprach Mengden herzlich.

„Nirnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen eine abschlägige Antwort gebe," sprach der Domino und drückte ihm flüchtig die Hand — „ich bin nicht fähig dazu, — bitte, führen Sie mich auf meinen Sitz und verschaffen Sie mir, wenn es möglich ist, ein Glas Wasser."

„O wie bedauere ich das," erwiederte Mengden — „aber in der That, Sie zittern — der Schrecken hat Sie angegriffen, kommen Sie, nehmen Sie meinen Arm!" Er führte sie zu einem leeren Stuhl, hat sie, sich zu beruhigen, und eilte nach dem Büffet.

Als er zurück kam, einen Lakaien mit Erfrischungen hinter sich, war jener Stuhl leer, die Maske war verschwunden, er suchte sie lange vergeblich — er frug nach ihr — Niemand hatte sie gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wildschwein.

Von

Guido Hammer.

(Bild S. 89.)

Deutschlands noch wrigstes Wild ist wohl unbestritten der scharf bewehrte Eber. Denn wie schon sein furchterweckendes Aeußere dieser Bezeichnung völlig entspricht, so ist auch dessen ganzes Naturell recht eigentlich dazu angethan, selbige Behauptung zu rechtfertigen. Ist der beherzte Recke doch das einzige Geschöpf unserer heimischen Wälder, welches jede ihm angethane Unbill als eine Ausschmähung betrachtet und dieß auch mannhaft aufnimmt, selbst dem bewaffneten Menschen gegenüber, und auf so ungleichem Kampfe dennoch nicht selten siegreich hervorgeht, beim Unterliegen aber doch niemals feig und ergeben erscheint. Denn selbst schwerverwundet wehrt sich der kühne Streiter noch bis auf Tod und Leben vor dem Jäger, und wehe diesem, wenn er dabei den ungestümen Angriffen des wuthernden Thieres nicht mit Geschick auszuweichen oder durch sichere Waffe zu begegnen versteht; schlimme, ja tödtliche Verletzung hat er sonst zu gewärtigen. In aufgenommener Fehde mit nur Hunden hingegen erliegt der wackere Kämpfer bloß deren Ueberzahl, und das nicht immer, ohne vorher Tod und Verderben unter die Reihen seiner blutlechzenden Angreifer gebracht zu haben. Sagt deßhalb doch schon ein altes Jägersprüchwort: „Aber Schweinsköpfe haben will, muß Hundsköpfe dran setzen." Einen Strauß letzterer Art nun stellt meine beigegebene Illustration wie auch nachfolgende Schilderung dar, die einer der vielen Erinnerungen aus meinem Jagdleben entstammen.

Wohl mag es bereits fünfundzwanzig Jahre her sein, als mich meine Jagdliebhaberei dazu trieb, mir einen Hund, und zwar eine echt deutsche Hetzhunde, anzuschaffen. Mein Beispiel wirkte ansteckend auf meinen gleichgesinnten Jugendfreund und Studiengenossen, den jetzigen talentvollen Thiermaler Panse, der nicht eher ruhte, als bis auch er einen nicht minder schönen und großen Hund gleicher Rasse sein eigen nennen durfte. Mit welch' einer Wonne sahen wir Beide aber nun unsere auffallend mächtigen Repräsentanten deutscher Jagdhetzen, beim Kutschiren und nachmaligen Ausflüge! Und nicht fehlen konnte es, daß wir zunächst unseren Stolz, die wirklich selten schön und hoch gewachsenen Doggen, der uns beferundeten Jägerei des allbekannten sächsischen Jagdelborados Moritzburg vorstellten. „Bei Gott, Kapitalhunde, Kapitalhunde!" war der enthusiastische Ausruf des damals noch lebenden alten Piquenrs und Oberförsters Probsthain, eines originellen Jägers aus der guten alten Zeit, der noch unter seinem einstigen wuldgerechten Jagdherrn, dem Kurfürsten und nachmaligen Könige von Sachsen Friedrich August, die Sauhetzen geleitet hatte, als wir ihm vor allen Andern unsere Lieblinge vorgeführt.

„Ja, ja, genau so haben die Hunde von der Königinnente aus, wie die da," fuhr der freundliche Waidmann funkelnden Blickes fort, dabei auf meinen Hund, der, bis auf mäßgrune Abzeichnung am Kopfe, schneeweiß von Farbe war, deutend. Und nun auf meines Freundes stattlichen Pudan blickend, der schwarz mit weißen Extremitäten war, sprach der Biedere freudig erregt weiter: „Und das ist ja bei Gott ein unverleugbarer Nachkomme aus der Teufelsmeute der Ururwindsbichen', die bei uns nur auf die allerfürstlichsten Saue gebraucht wurden! Ja, ja, es ist mir, als sähe ich meine alten getreuen Pfeglinge von damals wieder; ach Gott, wie war's doch zu jener Zeit so schön!" — Und in seliger Erinnerung an die liebe Vergangenheit plaute er nun sofort, sich daran auf seine alten Tage noch einmal einen möglichst getreuen Anklang zu verschaffen, indem er uns das Wort abnahm: zur nächsten Nachsuche*) auf Sauen wieder herauskommen zu wollen, doch nicht, ohne dabei unsere Hunde mitzubringen, um diese dann einmal in ihrem eigentlichen Berufe, der Hatze auf Wildschweine, thätig sein zu lassen. Wenn auch in Bezug auf unsere Getreuen mit etwas schwerem Herzen, sagten wir doch gerne zu, denn die eigene Leidenschaft für die Jagd und die in diesem Falle voraussichtlichen wilden Scenen auf ihrem Gebiete, noch dazu unter bewährter Mitwirkung unserer eben so Hochgepriesenen, ließen alle Bedenklichkeiten von unserer Seite schweigen. Und als bald darauf ein Briefchen des freundlichen Piquenrs an mich anlangte, das uns eine abspaltende Königsjagd, der des andern Tages die erhoffte Nachsuche folgen sollte, meldete, da war kein Halten, und sofort traten wir sammt Rüden den meilenweiten Weg nach unserem Jagdziele an. Rechtzeitig trafen wir dort ein, um gerade noch das eingestellte Jagen**), das der König selbst seinen hohen Gästen abhielt, mit ansehen zu können, wobei wir, natürlich in der Zuschauerlinie gehend, unsere Hunde an starken Riemen bei uns führten, um sie schon dadurch für ihre morgige Aufgabe gesussen***) zu machen. Und hierbei bekundete sich denn auch deren Vollblut schon auf's Deutlichste, so daß wir nicht unbegründet für den andern Tag auf ihre Tüchtigkeit hoffen durften, zumal während der Jagd manche angeschossene Saue durch die Treiberlinie gebrochen war, und es somit an Gelegenheit zur Arbeit für unsere Hunde nicht fehlen konnte. In dieser Beruhsicht wurden auch noch, nach Beendigung der Jagd und Abberufung der Leute, vom Thiergartenjäger einige Bauern veranlaßt, für den nächsten Tag, wo sie wieder mit treiben sollten, ihre eigenen großen Hunde mitzubringen, um unter Benützung auch dieser ein gelegentliches Hatzjagen auf die Angeschossen abzuhalten.

Nach solcher Vorbereitung kam endlich der von uns herbeigesehnte Morgen heran. Die Treiben in den eingestellt gebliebenen Jagen wurden, da der Wind noch derselbe war, wie Tages zuvor genommen, nur daß dabei von vornherein des Fasanenjägers Täckel' frei gelassen wurde, da dieser die seltene Eigenschaft hatte, gesundes Wild jeglicher Art und deren Fährten völlig unbeachtet zu lassen, hingegen jedes Krankes†) Stück irgend welcher Wildgattung und dessen Schweißspur auf's Nachdrücklichste und laut wie eine Glocke zu verfolgen. Stellte die betreffende Kreatur sich ihm aber, dann verstand er es wiederum meisterlich, diese auch zu zu beschäftigen, daß sie Stand hielt. So war denn in Bezug auf das Loslassen der großen Hunde kein Irrthum zu begehen, da, wenn Waidmann, so hieß der braue Dachs, heute laut wurde, man auch mit Bestimmtheit annehmen durfte, eine verwundete Saue vor sich zu haben. Und recht bald kam dieser Fall vor. Eine kaufthalm geschossene Bache ward vor dem kleinen Blitzlotter flüchtig, und im Nu zogen wir die Schleifen der Fangleinen auf, die unsere so kaum noch zu bändigenden Hunde fesselten. Wie die Bolzen schossen die ihrer Banden Entledigten dem flehenden Opfer nach, um es in wenigen Sekunden schon zu packen', so daß das von ihnen festgehaltene Thier leicht ausgehoben ††) und abgefangen werden konnte. Sultan und Rimrod, dieß waren die Namen unserer Braven, hatten also ihre Probe glücklich und ehrenwerth bestanden; vorerst freilich nur an einer Bache. Doch gerade dieser Umstand durfte uns sieh sein, da, kamen die Ungeschulten zuerst an einen Keiler, sie ihre Erfahrung leicht hätten theurer erkaufen müssen, während sie so nur durch ein paar empfangene scharfe Hiebe von der Ueberwundenen gewitzigt worden waren. Nachdem wir die Hunde gebührend belobt und wieder an die Leine genommen, ging es an die weitere Suche. Dabei erreichten wir einen riedbewachsenen sumpfigen Bruch vor einem weiten Weiher, in welchem, bis an den Kopf im Wasser, ein offenbar angeschossener starker Keiler stand. Der Lärm von Treibern und Hunden ließ den grimmen Burschen aber plötzlich sein kaltes Bad verlassen und kühn die Menschenreihe durchbrechen, wobei mir der treffende Patron so nahe kam, daß ich mutmaßlich wahrnehmen konnte, daß er eine Kugel durch das obere Gebräch †††) bekommen hatte. Dieß sehen und das Seil meines Hundes lösen, war eins. Aber auch der meines Freundes flog im Nu entfesselt seinem Kameraden nach, und beide erreichten so fast gleichzeitig den ausbrechenden Keiler. Knirschenden Gewäsch stellte sich dieser aber alsbald den auf ihn Anstürmenden und hielt die rauflustigen Rüden doch so in Schach, daß diese bei aller Geschwindigkeit jenen nicht zu packen vermochten. In Folge dessen wurden nun auch die Bauernhunde, denen sich das eine Zeitlang im Schilfgewirr anhangen gekommene

*) Nachsuche: das Nachsinnen auf angeschossenes Wild nach einer vorausgegangenen Jagd.

**) Ein eingestelltes Jagen ist ein mit Tüchern (Leinwandwänden) über Lappen umhegtes Revier, worin die betreffende Jagd abgehalten wird; aber auch diese selbst wird so benannt.

***) gesussen — begierig.

†) krank — verwundet.

††) Eine Saue anzuheben heißt: diese an den Hinterläufen emporheben und auf die Seite werfen, damit sie abgefangen — mit dem Hirschfänger getödtet werden kann.

†††) Gebräch — der Rüssel der Saue.

Digitized by Google

Dächel anschloß, nachgefandt. Aber nur allzu vermegen und plump drangen diese auf den wehrhaften Gegner ein und wurden beshalb bald blutig zurückgewiesen. Mit wahrhaft strategischem Geschick setzte darauf, erneuten Lanzenteilten Angriffen vorbeugend, das Jagdmuntige, tapfere Thier rückenfreien Stand vor einem mit Rohr, Schilf und Busch umgebenen sturmgebrochenen Baumstumpf, dessen niedergeschlitzte Wipfelende mit seinem starren Gesäß die Brustwehr des erwählten Kampfplatzes bildete. Hier nun erwartete der ungebeugte Kämpe nicht nur die wiederholten heftigen Anläufe seiner vielen Widersacher mit männiglichem Muthe, sondern schlug sie aus seiner befestigten Stellung auch jedesmal siegreich ab, so daß selbst unsere beiden Experten höchst verstohlig wurden und zeitweilig in erfolgvoller Entfernung vor dem Belagerten verharrten, während die Bauernhunde, an und für sich prächtige Exemplare, troh ihrer schon gemachten schlimmen Erfahrung nicht abließen, rüschsichtslos vorwärts zu drängen, wobei der Keckste von ihnen, ein herrlicher sahlfarbener Köter, durch einen einzigen Schlag des rachelschnaubenden Keilers so schwer getroffen ward, daß er laut aufheulend rücklings über den wettereröschlagenen Stumm stürzte, um nie wieder aufzustehen.

Nun ward es unserem guten Freund Piqueur, der sich bis dahin vor Wonne kaum zu mäßigen wußte, denn doch um etwaige weitere Verluste an Hunden bange, und gekrümmten Armes — er litt fürchterlich an Gicht — mir seine Büchse in die Hand drückend, gab er dabei den Befehl: ich solle das Schwein todtschießen.

„Aber zu vorsichtig!“ rief er mir noch zu, die nicht so schlimm gemeinte Drohung hinzufügend: „der Teufel soll Ihnen sonst den Mordskeiler selber auf den Hals hetzen, wenn Ihre Kugel statt diesen einen Hund umbrachte!“

Dieß war aber in der That keine leichte Aufgabe. Denn war das Schwein auch wirklich einmal sehrdenkung auf der mir zugekehrten Front von seinen Verfolgern befreit, so hingen deren gewiß etliche davon auf der andern Seite an seinem Leibe; oder der borstige Klumpan fuhr gerade in dem Augenblicke, wo ich ihn ohne Gefahr für seine Angreifer schußgerecht hatte, wüthend ein Stück vor, sich seiner Peiniger auf kurze Frist entledigend; kurzum, es gab immer irgendwelches Hinderniß dabei. Darum lag ich denn schon lange genug, fast bis zur Ermüdung im Feuer, ohne meinen Schuß abgeben zu können, als plötzlich die ganze Jagd auf ihrer festen Stellung eine Strecke vorwärts rückte, vom Schweine jedenfalls in der Absicht, das nahe Wasser wieder zu gewinnen. Doch ehe es noch selbst das einigermaßen schützende dichte Gerührigt des Ufers erreichen konnte, wurde es von den neu ermuthigten Hunden abermals gestellt, und auch ich, der schleunigst Nachgeeilte, faßte wieder sichern Stand zum Schusse. Diesmal gelang mir es denn auch, rasch zum Ziele zu kommen, da ich einen günstigen Moment schnell benutzte und Feuer gab. Laut dröhnte der scharfe Büchsenknall durch die hellbörige scharfstalte Rosemberluft, drüben über dem schilfgesäumten stillen Gewässer an den dunkeln Waldwänden in vielfachen Echo dumpf verhallend. Aber dennoch rührte das Schwein sich nicht, so daß ich schon annahm, ich müsse mein Ziel überschossen haben, und mich deshalb umsonste beeilte, die Büchse von Neuem zu laden. Doch kaum hatte ich damit begonnen, da — wie vom Schlage gerührt — sief plötzlich der bis zum letzten Athemzuge kampfgerüstet gebliebene heldenhafte Streiter um und ward nun förmlich unter der darüber herfallenden heulenden, reißenden Meute begraben. Beim vorsichtigen Hinzutreten, die frischgeladene und gespannte Büchse zum Anschlag bereit, war das gefallte — nicht besiegte — ritterliche Thier bereits verendet; meine Kugel hatte es, wie sich's später herausstellte, mitten durch's Herz getroffen und seinen Leiden dadurch ein schnelles Ende bereitet.

So schlich dieser ungewöhnliche Jagdtag für mich noch ganz besonders glücklich, denn ich hatte an diesem nicht nur volle Freude an meinem getreuen Hunde erlebt, sondern auch meine — erste Saue geschossen.

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg von **F. W. Hackländer.**

(Fortsetzung.)

(Seit S. 92.)

Was alles Uebrige anbetraf, so war der Ulane mit der Expedition von heute Nacht nicht unzufrieden, hauptsächlich was den Pferdetausch anbelangte, denn das edle Thier, das erritt, zeigte sich immer mehr als etwas ganz Außerordentliches, besonders nachdem es heute Morgen tüchtig mit gestrüffelt und jetzt ziemlich freien Weg vor sich hatte, ging es in einem angenehmen, so lebhaften und getreckten Trabe, daß er nicht nur andere Reiter, welche vor ihm oder seitwärts denselben Weg machten, mit Leichtigkeit überholte, sondern auch häufig schmeichelhafte Aeußerungen über die Schönheit des Pferdes hörte. Was sein heute Nacht gestöbertes Thier anbelangte, so war dieß ein Dienstpferd gewesen, das er gestern Abend von der Eskadron genommen, um eine Meldung an den ziemlich entfernt liegenden Brigadegeneral zu bringen, weil sich seine eigenen Pferde nach dem gestrigen Schlachttage, wo er als Ordonnanzoffizier bes Obersten beinahe unaufgesetzt verschickt worden war, als gänzlich ermattet gezeigt hatten.

Auf dem Sattelzeug des französischen Offiziers hatte er einen zierlich gearbeiteten, sehr schönen Revolver genommen, sowie eine Briefstasche mit Papieren und Banknoten angefüllt, das alles waren keine schlechten Eroberungen, und wenn er dahintrabend mit aller Wahrheit und ohne sich im Geringsten zu schmeicheln den Bericht zusammenstellte, den er über seine nächtliche Tour abzustatten verpflichtet war, so konnte ihm eine Belobung über auch sonst noch etwas Schönerem, also heiß Ersehntes schwerlich entgehen.

Die Sache verhielt sich so: Nachdem er gestern Abend dem Brigadegeneral seine Meldung gemacht und darauf seinen Befehl erhalten, und auch seine Antwort, die er zurückbringen sollte, hatte er seinen Weg so gut wie möglich über das Schlachtfeld gesucht und war dazu gekommen, wie die Infanterie mit ihrem Unterossizier, in der Verfolgung jenes schwadronirenden französischen Offiziers begriffen, den Husaren sowie den verwundeten Husarenoffizier aufgefunden. Für Letzteren war so gut wie möglich gesorgt worden und dann kam beim Weitertransport die Affaire auf der Waldwiese, wo es für ihn doch unverantwortlich gewesen wäre, die Infanteristen nicht zu begleiten, ja zu führen — etwas Glück muß man haben, und so wollte er es durchaus nicht seiner Unsicht zuschreiben, den Schlachtfeldphänomen ihre Pferde, die sie vorzugsweise zu haben verstehen, in Besitzung des Bauernhofes in den Besitz eines so werthvollen Pferdes gekommen zu sein. Wer konnte dabei wissen, was vielleicht noch Wichtiges in den Papieren der gefundenen Briefstasche enthalten sei? Einem geringen Manne hatte sie jedenfalls nicht gehört, und da eine lebhafte Einbildungskraft, wie die unseres Ordonnanzoffiziers, sich gern mit Ausbildung von Phantasien nach Art der Königin von Golkonda beschäftigt, so war der Ulane, noch ehe er das Straßenpflaster von Donchery erreicht hatte, wo allerdings der erste Klang des Hufeisens auf den Steinen seine glänzenden Träumereien zerriß, fest überzeugt, daß man von der Wichtigkeit seines Fundes sprechen würde und sich in Folge davon seine königliche Hoheit der Kronprinz Allerhöchst selbst veranlaßt sehen, ihm das eiserne Kreuz zu überreichen.

Angesichts nun berührte es ihn dalon, in den gewohnten Trabe auf der Straße dicht bei Donchery, auch im Orte selbst, sowie in den Bivouaks jenseits desselben zu ersehen, daß in der heiteren Stimmung, die schon gestern nach der Schlacht überall geherrscht, im Allgemeinen ebensowenig geändert worden sei, als in der Stellung der einzelnen Truppen, und wenn er allerdings auch bei Donchery deutsche Reiterei abrücken sah, so war dieß doch nur, um gefangene französische Cyborale oder sonstige ersatz Weisen, wobei wohl Mancher, der das sonst lange nicht gethan, sonkend den Blauen Himmel emporblickte, daß er noch im Stande war, den glänzenden Sonnenschein zu sehen, und daß er noch zu denken vermochte an die Lieben in der fernen Heimat. Sehr begreifliche Gedanken, wenn man die langen Listen der Todtenden anlaß, wie sie die Wachtmeister und Feldwebel, als getreue Mutter der Kompagnie, schon jetzt notirten, und wenn man die langen Züge der Sanitätskompagnien und Ambulanzen betrachtete, welche die armen Verwundeten den Verbandplätzen und Feldspitälern zuführten.

Jetzt hatte unser Ulanenoffizier den Bivouakplatz seines Regiments erreicht, der durch einen ziemlich breiten Graben von der Straße getrennt war, und da er zu gleicher Zeit eine Gruppe seiner Kameraden bemerkte, die, neben einem Feuer stehend, ihren Kaffee schlürften, so konnte er sich nicht enthalten, in großer Gangart anzujagen, das heißt sein vortrefflichen Pferd durch einen Zungenschlag zu veranlassen, den Graben mit einem tüchtigen Satze zu nehmen, was ihm auch so außerordentlich gelang, daß ihn hierauf die Kameraden mit der größten Verwunderung herankommen sahen, zu ihm einer schon von Weitem zurief: „Beim Himmel, mein lieber Passow, Du mußt auf einem komischen Pferdemarkt gewesen sein — sehen Sie nur, Herr Rittmeister, was sich dieses Glückskind für ein superbes Pferd angeschafft hat — prächtiges Vollblut.“

„Das will ich meinen,“ lachte der Angeredete, „unter dem thun wir es auch schon gar nicht — guten Morgen, meine Herren — Alles wohl und in Ordnung?“

„Alles in bester Konfusion, — Gott erhalt' unsern König, er ist soeben

Digitized by Google

Jagdhunde und Wild.

Digitized by Google

da auf der Höhe beſchäftigt, dem franzöſiſchen Kaiſer tüchtig den Leviten zu leſen oder ſein Bedauern auszuſprechen, daß es demſelben nicht gelungen iſt, an der Spitze ſeiner Truppen zu ſterben."

„So haben wir heute einen Feſttag?"

„Wenigſtens einen Ruhetag und bleiben hier, aber ſage mir, Paſſow, wo hat Du dieſes magniſike Pferd her? Ich biete Dir hundert Louis dafür, ohne es zu probiren, ja ohne es nur näher anzuſchauen. — Reitet Der da geſtern bei Nacht und Nebel auf einem ganz geringen Remonteperd fort und bleibt ſo lange aus, daß wir alle ſchon glaubten, es ſei ihm was Menſchliches paſſirt, und erſcheint auf einmal wieder auf einem ſo herrlichen engliſchen Jagdpferd, wie es ſich nur die üppigſte Ulanenphantaſie auszumalen vermag, ja, Glück muß man haben."

„Und Verdienſt, mein Liebes; wenn ich euch die ganze Affäre nachher erzähle, ſo werdet ihr außmſen: dieſer Paſſow iſt ein ganz verſchuter Kerl. Aber wo ſinde ich den Herrn Oberſten?"

„Dort drüben bei der Baumgruppe in ſeinem Palais."

„In ſeinem — was? Bemerke ich doch nicht einmal die elendeſte Holzbaracke."

„Ja, Paſſow, Du biſt wahrſcheinlich heute Nacht ſo verwöhnt worden, daß Du dort die ſchöne Zwiebackliſte, in welcher der Herr Oberſt heute Nacht reſidirt hat, für gar nichts anſieht, das ſind wir ſchon beſcheidener."

„So, das iſt ſein Palais?" lachte Lieutenant von Paſſow, „nun, ich hoffe, er wird mich ſein ſchlechtes Lager nicht entgelten laſſen." Damit trabte er der bezeichneten Stelle zu, wobei ſich ſein Pferd ſo leicht, ſo elegant und in ſo geſtreckter Gangart fortbewegte, daß ihm die ſämmtlichen Offiziere, die er hinter ſich zurückließ, mit Bewunderung und Neid nachſchauten und daß der, welcher vorhin von hundert Louisd'or geſprochen, bethenernd ſagte: „Der Gaul iſt ſpäter in Berlin unter Brüdern eine tauſend Thaler werth."

Rehnliches mochte auch der Oberſt dieſes braven Ulanenregiments denken, als er ſeinen Ordonnanzoffizier ſo flott heranttaben ſah, ja er ſagte zum Regimentsadjutanten, der neben ihm ſtand, „da haben wir den verloren geglaubten Paſſow wieder und kommt ſo wunderbar beritten an, daß man glauben könnte, er habe bei ſeiner Majeſtät geſtrühtelt und ſich darauf im königlichen Stalle nichts Schlechtes aufzuhgen dürfen, wollen ſehen, was er uns darüber für eine Geſchichte erzählt — — Ah, mein lieber Paſſow," rief er ihm ſchon von Weitem entgegen, „ich freue mich wahrhaftig, Sie wiederzuſehen, denn es hätte mich aufrichtig betrübt, wenn Ihnen etwas Menſchliches paſſirt wäre."

Dabei mußten wir verſtehen, daß dieſe Aeußerung aufrichtig und wahr aus dem Herzen des Oberſten kam, denn Lieutenant von Paſſow war ſowohl bei ihm, als auch bei allen Seinen, die ihn näher kannten, als tüchtiger Offizier und nicht minder als liebenswerdiger, heiterer Kamerad geſchätzt und geliebt, weßhalb er ſich auch jetzt erlauben konnte, ſeiner Meldung „als wieder beim Regiment eingerückt" lachend hinzuzufügen: „Und doch hätte der Fall eintreten können, Herr Oberſt, daß Thränen um mich gefloſſen wären, denn ich hatte das Glück, einen ſehr hartnäckigen Gefecht gegen allerlei ſchlechtes Geſindel beizuwohnen, auch dieſes Pferd zu erobern mit der wohlgepflegten Briefſtaſche eines franzöſiſchen Generals, die ich hier in die Hände des Herrn Oberſten lege; ferner gelang es mir, einen ſchwerverwundeten Kameraden von den Huſaren aus einer ſehr verdrießlichen Lage zu retten und dann in einem ſtillen Meierhofe mit meiner gangen Armee vortrefflich zu frühſtücken."

„Sind das Geſchichte für eine einzige Nacht!" lachte der gutmüthige Oberſt, „doch gehört zu dergleichen Wunderbarcs zu unſern gewöhnlichen Ereigniſſen; dem Himmel ſei es gedankt, wir fangen gange Armeen mit ihren Marſchällen und mit ihrem Kaiſer, ſind aber trotz alledem nicht ſo blaſirt, um Ihre eigenen Geſchichten, mein lieber Paſſow, nicht mit allen Einzelnheiten hören zu wollen, und heute, das ſoll eine Zugabe ze unſerem Frühſtück um 11 Uhr werden, wozu Sie beſtens eingeladen ſind."

„Gehorſamſt dankend, Herr Oberſt, melde ich jetzt noch," erwiederte Lieutenant von Paſſow in ſtreng dienſtlicher Haltung, „daß der Herr General geſtern Abend keinen weiteren Befehl für mich hatte und mich nach angehörter Meldung in Gnaden entließ."

„Gut, gut, im andern Falle wären Sie ja auch direkt zurückgekehrt und freue mich recht darauf, ſpäter beim Frühſtück von Ihrer Jerfahrt zu hören. Sie dagegen dürfen ſich auf etwas Anderes als auf unſer gewöhnliches Hammelfleiſch freuen."

„Denn, um mit unſerem großen deutſchen Dichter zu reden," rief lachend der Regimentsarzt, der von einem gewaltigen Feuer, welches hinter dem Palais des Oberſten loderte, herangetreten war,

„Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet"

„und das ſoll nachher in allen erdenklichen Faſſonen ſervirt werden."

„Und gewiß vortrefflich bei Ihren ausgezeichneten kulinariſchen Anweiſungen," erwiederte ihm der Ordonnanzoffizier und tritt dann nach ſeiner Schwadron, wo er ſich auch bei dem Rittmeiſter dienſtlich als zurückgekehrt meldete, um dann mit Hilfe ſeiner Burſchen ſeine Toilette nothdürftig ein wenig herzuſtellen.

Einige Stunden ſpäter waren eine gute Anzahl Offiziere des Ulanenregimentes bei der Baumgruppe verſammelt, wo vor Kurzem noch das ſamoſe Palais des Oberſten geſtanden, doch war dieß jetzt verſchwunden oder vielmehr, durch einige Bretter vergrößert, zum Eßtiſch umgewandelt worden, auf welchem das Frühſtück, allerdings ohne Tiſchtuch oder ſonſtige unnöthige Förmlichkeiten, im Begriff war, ſervirt zu werden. Doch hatte der vorſorgliche Regimentsdarzt einen Haufen alter Zeitungen zuſammengetragen, die nach Belieben als Teller und auch als Servietten benützt werden konnten; der Wein befand ſich in Flaſchen, von denen verſchiedene verſiegelt und etiquettirt ein ganz anſtändiges Aeußere hatten, und daneben ſtanden ein paar Gläſer, auch Blechunterſätze von Feldflaſchen und Leberbecher. Was an Beſtecken zu ſehen war, erſchien allerdings recht mangelhaft, doch wußte der Burſche des Oberſten, daß faſt jeder Offizier mit Löffel und einem guten Meſſer verſehen war, an dem ſich auch für alle möglichen Zwecke ein Pfeifenräumer und ein Korkzieher befand. Was die Sitzgelegenheiten anbetraf, ſo hatte man ſich für den Oberſten zum Comfort einer kleinen Tonne aufgeſchwungen, für den Oberſtlieutenant und den Major ſah man ein paar Sättel auf einander gelegt, auf denen ſie kittlings ſaßen, und für die Uebrigen hatte man aus den Leitern eines Bauernwagens ein Paar ſehr anſtändige Bänke eingerichtet.

Ein Citat, beſſen Anwendung hier ſeine volle Berechtigung hatte, denn in der gleichen urſprünglichen Art hatten jedenfalls die Freier der Penelope geſchmauſt, beſonders an den Tagen, wo der göttliche Saubirt für das Mem beſorgt geweſen war; und was die Zubereitung des blonden Ferkels anbelangte, ſo war unter der Oberleitung des Regimentsarztes hier das Uebermenſchliche geleiſtet worden. Gab es doch Schwanze, Ohren und Füße in einer allerdings etwas zweifelhaften Brühe, ſogar mit Speckknöden ſervirt, duſtete doch ſogar weiß gekochtes Schweinefleiſch in einem Gemengſel, das wie Sauerkraut ausſah, und ſollten doch zuſter noch am Spieß geröſtete Schinkenſchnitten mit Zwiebelgemüſe folgen.

Ah, das Mahl ließ ſich herrlich an an dieſem großen, ſchönen Tage, auch wenn glorreichen Siege von geſtern, unter dem wolkenloſen Huſarenregiment geritten ſei, um dort Erkundigungen einzuziehen, ob der verwundete Kamerad, welchen Paſſow geſtern Nacht gefunden, nicht zum Vorſchein gekommen ſei, oder um Nachforſchungen über denſelben einzuleiten.

„Wenn Paſſow nur dabei nicht ſelbſt wieder hängen bleibt," ſagte der Oberſt, „oder nicht wieder einen neuen Kreuzzug unternimmt, es ſähe ihm das ſehr ähnlich — — doch ſchauen Sie auf, meine Herren, kommt er dort nicht ſoeben? — wer hat von uns die beſten Augen oder den beſten Feldſtecher?"

„Lieutenant von der Gladden," meinte ein älterer Rittmeiſter, „thut ſich etwas auf ſeine Augen und ſeine Gläſer zu gut, ſchauen Sie einmal hin, ob Sie Paſſow erkennen?"

Der Benannte, ein jungen, äußerſt ſchlanker Ulanenoffizier, ſprang, ein Schweinskrippchen in der Hand, augenblicklich von der Leiterbank auf, eilte ein paar Schritte dem noch in ſehr großer Entfernung Herankommenden entgegen und meldete dann zurückkehrend, es ſei in der That Paſſow, der ſich dort und im Schritt nähere . . . „doch iſt er nicht allein," ſetzte der Lieutenant von der Gladden hinzu, „ſondern ihm zur Seite marſchirt ein Mann im Civil."

„Richtig," ſagte der Oberſt, der ſich ſeinen Feldſtecher hatte bringen laſſen, „es iſt Paſſow und neben ihm eine Geſtalt von ſchlachtenbummlerſchem Anſehen, es iſt mir auch, als hätte ich dieſe Geſtalt in hohen Stiefeln, den grauen Plaid auf der Schulter, mit Reiſetaſche und Stock geſtern ſchon in der Nähe herumſchweifen ſehen — konnte ihn aber flüchtig im Stich laſſen und raſch zu ſeinem Frühſtück eilen."

„Was er jetzt im ſcharfen Trabe thut," bemerkte Lieutenant von der Gladden, „Paſſow muß im Augenblick da ſein, Herr Oberſt."

So war es auch und der Ordonnanzoffizier ſprang kurze Zeit darauf bei ſeinem Zuge vom Pferde, warf die Zügel einem Ulanen zu und trat dann, ſich entſchuldigend, an den Tiſch.

„Entſchuldigung angenommen," rief ihm der Oberſt heiter entgegen, „beſonders da ich erfahren, daß Sie ſich noch Ihren verwundeten Kameraden erkundigt; ſetzen Sie ſich, laſſen Sie ſich von dem ſehr delikaten Schweinsbraten nachſervieren und dann ſagen Sie vor allen Dingen, ob man drüben etwas von dem Huſarenoffizier erfahren."

„Dort leider nicht das Geringſte, Herr Oberſt, und es war für mich

Digitized by Google

eine unangenehme Kommission, Lieutenant von Barnitz hatte einen Bruder beim gleichen Husarenregiment und einen angehenden Schwager.“

„Was ist ein angehender Schwager, mein lieber Passow?“

„Von Barnitz ist Bräutigam mit der Schwester des Rittmeisters von Trebbin, und somit ist dieser sein angehender Schwager, der Herr Oberst können mir glauben, daß diese ganze Verwandtschaft und Freundschaft unträglich war, vor allen Dingen Trebbin, und hat das seine ganz absonderlichen Ursachen und Umstände.“

„Ei, ei, Passow,“ lachte der Oberst, „erzählen Sie uns etwas von diesen interessanten Umständen, eilen Sie aber vorher und trinken Sie.“

„Das Letztere mit großem Vergnügen — auf das Wohl des Herrn Obersten und der ganzen Armee,“ erwiderte Passow und stürzte dann fort, nachdem er ein großes Glas vortrefflichen Rothweins geleert: „Der arme Barnitz also, den ich gestern Abend in mißlichen Verhältnissen fand, ist glücklicher Bräutigam mit Fräulein von Trebbin, einer jungen, schönen, liebenswürdigen Dame von einem ganz kolossalen Vermögen, was Alles an sich wohl nicht zu den Seltenheiten gehört, doch teilt hier noch der absonderliche Fall ein, daß die junge Braut, deren Vater, von Schnufuck getrieben, mit ihrer Frau Mutter nach Bouillon gegangen ist, um dort eine Möglichkeit abzuwarten, die Grenze zu überschreiten und den armen Barnitz irgendwo zu sehen. Rittmeister von Trebbin theilte mir mit, daß sein angehender Schwager, den er seit gestern Früh nicht mehr gesehen, heute Morgen in der Richtung nach Bouillon habe reiten wollen, und zeigte mir ferner ein Schreiben seiner Schwester, durch einen eigenen Boten und nicht ohne Gefahr von Bouillon herübergebracht, worin diese ihn auf's Dringendste ersucht, nach der gefeigten furchtbaren Schlacht Auskunft zu geben über sich und über Barnitz; der Bote sollte die Antwort zurückbringen und befindet sich Rittmeister von Trebbin deshalb in einer höchst unangenehmen Lage. Was ich wußte, habe ich ihm gesagt, sowie auch meine Vermuthung ausgesprochen, daß er auf seinem Karren ungefährdet an einen sichern Ort gebracht worden ist.“

„Worüber auch wir noch eine ganz ausführliche Erzählung erwarten, mein lieber Passow,“ sagte der Oberst.

„Was aber bei schwächste Theil meiner Abenteuer ist und auch wohl geblieben wäre,“ erwiederte der Ordonnanzoffizier in einiger Verlegenheit, „wenn ich nicht vorhin durch Zufall noch etwas erfahren hätte, was mich ohne Wichtigkeit ist.“

„Ah, vielleicht von dem Manne in Gestalt eines Schlachtenbummlers, der bei Ihnen war und der sich jetzt dort langsam unserem Tische nähert.“

„Ganz richtig, Herr Oberst, von demselben, und wenn mir gestattet wäre, ihn dem Herrn Obersten vorzustellen, so könnte das vielleicht äußerst wohlthätig werden für den jungen Mann, den ich lenne und für den ich jede Bürgschaft übernehme.“

„Immer zu, mein lieber Passow, wer ist es denn eigentlich?“

„Der gegenwärtig sehr hungrige Berichterstatter einer großen deutschen Zeitung, der mich vorhin erte, seit gestern Früh nichts Vernünftiges mehr gegessen und getrunken zu haben.“

„Ah, dahin zielt Ihre Vorstellung? Lassen Sie Ihren Berichterstatter nahe kommen, das sind Leute, die einen guten Trunk und Bissen wohl verdienen und sauer gewinnen müssen, als unsereiner, da Niemand für sie sorgt; die, wie schwere Pferden haben, aber leider meistens keine Rechte bei einem deutschen Truppentheil, die kaum geduldet sind, häufig als sehr überflüssig angesehen und die doch das Ihrige redlich beitragen zu unserer Verherrlichung. Rufen Sie den Berichterstatter freundlichst her, Herr Lieutenant von der Gladden, und ich bin überzeugt, daß Jeder von Ihnen, meine Herren, ihm einen guten Platz an unserem Tische gönnt.“

„Wenn der Herr Oberst erlauben, werde ich den Kollegen an meine Seite nehmen,“ sagte der Regimentsarzt, worüber ein allgemeines Lachen entstand, da man wußte, daß der Doktor in seinen Freistunden häufig Gedichte machte und dieselben in das Intelligenzblatt seiner Vaterstadt sandte, in letzter Zeit nur Kriegslieder, zum Beispiel:

„An den Mond,
Der blutig hinter
Auf grauen Pulverwolkendampf.“

Auch mit Anklängen an andere brave deutsche Dichter:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so tapfer bin,
Kaum lief' ich den Feind von Weitem,
So ist er auch schon hin.“

Unterdessen hatte sich der Berichterstatter an der Seite des freundlichen Arztes niedergelassen, und so freigebig dieser ihn auch mit Gesottenem und Gebratenem nebst manchem guten Trunk bediente, so ließ er doch Alles so schnell und geschickt verschwinden, daß der dünkelhafte Lieutenant von der Gladden seinem Nachbar leise zuflüsterte: „Der Mann ist hohl bis auf die Fußspitzen,“ und daran war schon etwas Wahres, denn der Berichterstatter, Herr Doktor Schwemmer, ein Mann von Fähigkeiten auch auch mit Geld versehen, war begeistert mit in den heiligen Krieg gezogen, wobei ihm Phantastisches vorschwebte von der schönen Vereinigung auch insofern von Leber und Schwert, daß wo das Schwert etwas zu verzehren hätte, die Leber auch nicht zu darben brauche, eine etwas kühne aber leichtsinnige Idee, deren Unhaltbarkeit sich auch schon so vollständig erwiesen hatte, daß er einigemal fast erfroren wäre, ein paarmal beinahe verhungert, wenn sich nicht eine mitleidige Seele des Erbarmungswürdigen angenommen, wobei es nicht gerade ermuthigend für ihn war, seine Kollegen anderer Nationalitäten im Gefolge hoher und höchster Herren stolz an sich vorbeireiten zu sehen, was ihm wohl das Recht gab, bei sich zu denken, daß der deutsche Berichterstatter und Zeichnenkünstler doch auch so zu sagen ein Mensch sei.

Heute aber ging es ihm, wie wir sehen, ganz besonders gut, und da er gerne das Angenehme mit dem Nützlichen verband, so schmauste er nicht nur kühn und unverdrossen, sondern lauschte auch aufmerksam der wunderbaren Erzählung des Lieutenants von Passow über dessen Erlebnisse der vergangenen Nacht, so er das später um die Erkaufnis, einiges zum Besten der kommenden Geschlechter davon in seine Schreibtafel notiren zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Peter der Große über den neuen Markt reitet.

Von

Wilhelm Petsch.

Im Herbste 1717 hielt sich Peter der Große, von Frankreich kommend, vier Tage in Berlin auf und bewohnte das Schloß Monbijou der Königin Sophie Dorothee. Der Sieger von Pultawa zählte jetzt 45 Jahre; vor zwanzig Jahren, 1698, hatte er Berlin zum ersten Male gesehen, als er nach Saardam als Schiffsdauer zog. Ganz Berlin war auf den Beinen, den halb fabelhaften, barbarischen Souverän zu sehen und zu bewundern, als er seinen Einzug am Sonntag den 19. September 1717 hielt. Die Natur hatte diesem Manne, der nicht blos eine Begabung, sondern auch der Gestalt nach der größte Monarch seiner Zeit war, selbst den Herrschertempel auf die Stirn gedrückt. Mit siebzehn Jahren schon völlig ausgewachsen, hatte sein Körper, den das schönste Ebenmaß auszeichnete, eine Länge von sieben Fuß einen Zoll bayerisch. Auf den breiten, muskulösen Schultern trug er einen wohlgestalteten Kopf, schneller Bohrstedt, mit großen, glühenden Augen, hochgewölbter Stirn und leichtgebogener Nase, unter welcher der zugespitzte Schnurrbart der Breite des nicht gerade kleinen Mundes entsprach, deßen volle Unterlippe einen stark sinnlichen Zug verrieth. Eine besondere Zierde des stattlichen Hauptes bildete das dunkle, bis zum Nacken herabwogende Haar. So war Peter der Große eine imposante Erscheinung, der auch ohne den Hermelin als Zimmermann zu Saardam oder als Matrose zu London einen mächtigen Eindruck machte. Die Geschichte erzählt uns, daß er bei seinem beneidenswerthen Appetite auch schonmal mehr aß, als andere Menschenkinder.

Am zweiten Tage, am Montag den 20. September 1717, ritt König Friedrich Wilhelm I. mit seinem hohen Gaste und mit großem Gefolge durch die Stadt, dem russischen Kaiser die Herrlichkeiten Berlins zu zeigen. Bei diesem Ritte lamen sie auch über den neuen Markt.

Dieser Platz war seit alter Zeit her eine Gerichtsstätte der Hauptstadt. Während die Hinrichtungen mit dem Schwerte Anfangs in der offenen Halle der vielgenannten Gerichtslaube an der Spandauer- und Königsstraßenecke stattfanden und Meister Hans das Rädern, Hängen und Lebendigbegraben auf dem Platze vor dem oberberger Thore vornahm, dort, wo heut die Webergstraße in die große frankfurter Straße mündet, war der neue Markt, die Stätte des Verbrennens. Diese ihn führte die Heerstraße, und dort, wo jetzt das Haus Spandauerstraße Nr. 2 steht, wohnte ein Klausner, der Almosen für sein Hospital in Empfang nahm. Als die Stadt sich erweiterte und die Mauern hinausrückten, wurde der neue Markt, wie alle Hochgerichtsstätten, ein Anklagerungsplatz für Dänger, Schutt und Scherben, die sich so anhäuften, daß man von ihrem Gipfel die ganze Residenz überschauen konnte. Da es zu arg wurde, mußte der Kurfürst 1670 den festlamen Befehl ertheilen, daß jeder Bauer, der mit einem Wagen zur Stadt käme, eine Fuhre Schutt mit hinausnehmen müsse. Beim Festungsbau 1680 verschwanden die letzten Spuren des Scherbenhügels, und der Platz wurde von dem Straßenbau gepflastert, bis der Rabler Dietrich für seine Gotteslästerung erlegen mußte.

Hier auf dem neuen Markte verbrannte das erregte Volk 1323 die Leiche des erschlagenen Probstes Nikolaus Gyriakis von Bernau, und das Eckhaus Spandauerstraße Nr. 70 trug das Sühnekreuz, das jetzt an der Marienkirche steht. Hier wurde 1361 der Schreiber des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg enthauptet, weil er eine ehrsame Bürgerstrau aufgefordert, mit ihm in's Bad zu kommen. Hier wurden 1510 die 38 Juden

Digitized by Google

mit dem Kesselstider Paul Frohm wegen angeblicher Hostienschändung und Kindermschlächterei verbrannt. Hier wurde 1540 das alte Ehepaar Putlitz enthauptet, weil es den Georg Nagelschmidt, den Genossen von Hans Kohlhase, versteckt gehalten hatte. Hier verbrannte am 28. Januar 1573 der Scharfrichter Dietus Barsch den unglücklichen, gemarterten Lippold. Seit 1625 prangte auf dem neuen Markt der erste Galgen, da der Galgen auf dem Molkenmarkte, dem Paradeplatze der Truppen, nicht für die zum Strange verurtheilten Soldaten ausreichte. 1686 war der zweite Galgen des neuen Marktes erforderlich, nachdem kurz zuvor der Platz auch seinen Esel für Uebeltäter des sechsten Gebotes am St. Thomastage erhalten hatte. Die Aufstellung des Galgens geschah stets mit großer Feierlichkeit, zu der Rathsherren deputirt wurden, die den ersten Hieb thaten. An der Spitze des Zimmergewerks zog der Stadtrichter zuvor nach der Stadtheide, wo ihnen der Förster einen Baum anwies. Der Rathsdeputirte hielt dann eine feierliche Rede, that den ersten Hieb und ließ seine Handschuhe liegen. War der Baum zugerichtet, so zog man mit Musik nach der Stadt, woselbst Meister Hans, der Henker, mit seinen Knechten bereits den alten Galgen abgebrochen und die Todtengräber die neue Grube geschaufelt hatten. War die Aufstellung dann mit Hülfe der Scharfrichterknechte vollendet, so zogen die Zimmerleute zuerst nach dem Rathhause und dann unter Trommelschlag nach ihrer Herberge, wo ihnen der Rath Häringe, Krebse und Bier zum Besten gab und ihnen 30 Klafter Bindfaden verabfolgte. Das Gewerk der Leinweber war verpflichtet, die Galgenleiter zu tragen. Der Soldatengalgen stand bis 1825 auf dem neuen Markte und diente zuletzt als Schandpfahl zum Anheften der Raunen und Bilder von Deserteuren. —

Also am 20. September 1717 ritt Peter der Große mit Friedrich Wilhelm I. über den neuen Markt und blieb erstaunt bei dem Galgen halten.

„Was ist das für eine Maschine, Bruder Friedrich?“ fragte Peter.

„Ein Galgen zum Aufhängen der Diebe und Deserteure,“ antwortete der König.

Ein Schuß in den Ofenrohr. Paskow legt über den Graben des Bivouak. Originalzeichnung von G. Richlin Sohn. (S. 88.)

„So! Das muß höchst ansehen, wenn so ein Kerl daran zappelt! Ich bin begierig, das einmal zu sehen. Verschaffe mir doch auf der Stelle diese Belustigung!“ ruft der Zar mit funkelnden Augen.

Der König, entrüstet über dieß Begehren und doch verlegen, seinem hohen Gaste einen Wunsch versagen zu müssen, antwortet ausweichend: „Ich muß bedauern, daß für den Augenblick kein Kandidat des Galgens vorhanden ist. Doch ich werde hernach für morgen in den Gefängnissen nachfragen lassen.“

Zar Peter's Stirn legt sich in Falten und sein Blick schweift über die Menge hin, die ihn gaffend umsteht.

„Wozu die lange Auswahl, Bruder Friedrich? Hier steht ja Pobels genug umher. Laß doch nie zuliebe den ersten Besten aufhängen!“

Armes Volk! Danke Gott, daß die Szene nicht in Rußland spielt! Da würde schnelle Zucht kaum Rettung bringen und das Begaffen des Festen, der eine „Belustigung“ verlangt, schwere Strafe, die Hochzeit mit des Seilers Tochter, eintragen. Was ist dem großen Zar ein Menschenleben!

So schwer es dem Könige wird, seinem Gaste eine Bitte abzuschlagen, so antwortet er doch mit Entschiedenheit: „Hier zu Lande hängt man nicht den ersten Besten, sondern nur vom Richter gesetzlich verurtheilte Verbrecher!“

Unmerklich verwünscht Friedrich Wilhelm I. diesen Ritt und gäbe etwas darum, wenn sie den vermaledeiten Galgen aus den Augen hätten. Doch der Zar will durchaus Einen baumeln sehen; es muß gar zu possierlich sein!

„So!“ erwidert er gedehnt. „Nun, ich habe ja Russen genug bei mir. Laß nur den Henker kommen, er soll sofort einen meiner Reitknechte aufhängen!“

Der König ist tief erschrocken. Seinem festen Willen und seinem Ernste gelingt es endlich, den Zar von dieser Sache abzubringen, und sie reiten weiter, ohne daß Peter der Große seine „Belustigung“ hatte, am Galgen des neuen Marktes Einen hängen zu sehen.

Ein Magnatendrama.

Novelle

von

G. E. R. v. Baldoyani.

Erstes Kapitel.

Wenn das liebe, schöne Ungarland seinen eigenen Gott beanspruchte, wonach es natürlich nebst der separaten irdischen Regierung auch eine solche himmlische besitzt, muß es nothwendig auch seinen eigenen Himmel mit der üblichen Ausstattung von Sonne, Mond und Sternen haben. Demnach glaube ich dem sicherlich, daß nur die gute, liebe Ungarsonne so mütterlich besorglich auf die Haide, die Saatenfelder und Weingärten schauen kann, damit dieß beharrliche Brüten bald die Saat zu goldgelben Aehren reife und die zarten Anfänge der Feuertraube schwelle, woraus der edle Wein geboren wird.

Heute nun schmunzelt das freundliche, alte Sonnengesicht besonders anmuthig auf die braune Haidefläche unfern des Magnatenschlosses Szent-Imanti, und widerglänzt in den silbernen Glöcklein und Metallknöpfen am Geschirr eines lustigen Wiergespanns, welches auf dem elastischen Boden dahinbraust. Ein echt edelmännisches Fuhrwerk; — wier leichte, braune Pferde mit langen, wehenden Mähnen und all' dem Klingklang an bunten Riemen. Das elegante Wägelein zeigt zwei Damen auf den Sitzen, die ihre runden Hütchen mit flatternden Federn, Bändern und Schleiern nur mühsam im Winde behaupten, und auf dem Kutschbock den nationalen Rossleuker in seiner reichbeschnürten Scharlachjacke und den weißen weiten Hemdärmeln.

Der Kutscher hat aber sein Amt in höhere Hände gelegt, welche jetzt die Zügel führen, und sitzt unthätig neben dem Gebieter. Der Magnat lenkt die Pferde kräftig und lühn wie er aussieht, und immer noch schwirrt die lange Peitsche über ihren Köpfen, wenn gleich die Hufe kaum mehr den Boden berühren und der schneidende Wind den Fahrenden fast den Athem benimmt. Eine der Damen beugte sich vor und sprach: „Fahre nicht so schnell, Bela;“ aber die Worte seiner Frau schienen nicht das Ohr des Grafen erreicht zu haben; der Wagen sauste dahin und die dampfenden Braunen wurden nicht zurückgehalten.

Der alte Antal Antoni neben dem Grafen hatte öfter seinen grauen Kopf zurückgewendet und besorgt das ängstliche Gesicht seiner jungen Herrin betrachtet. Nun klangen ihre Worte recht deutlich in sein Ohr, nur „az ur“ (der Herr) hatte nichts davon vernommen oder beachtet — die wilde Jagd stürmte weiter. Antal wollte sich ein Herz fassen und den schweigsamen Gebieter anreden, ihm der Gräfin Worte zu wiederholen, aber der erste Laut seiner Stimme verpuffte in der Luft wie ein verlorender Schuß durch einen gewaltigen Ruck und Stoß, den der Wagen betam. Eines der Räder war an irgend einen Stein gestoßen und der heftige Anprall hatte den Nagel der Achse gesprengt, wodurch das Rad fortgerollt war und der Wagen auf die Seite geworfen wurde. Wie es der heftige Stoß im raschesten Fahren mit sich brachte, wurden die beiden Frauen weit hinausgeschleudert auf die Haide. Antal sand sich, schon erfahren in solchen Ereignissen, bald auf seinen Füßen, hatte gesprungen, hatte gestellen, sah aber neben den Pferden heelaufend, die er zum Stehen zu bringen suchte.

Der Graf allein hatte den Wagen behauptet, sich festhend an dem Sitz gehalten, und alle Macht seines andern starken Armes aufrenzend, die Pferde anzuhalten. Diese waren vom langen Laufe aber mehr erwüdet, als zum Durchgehen geneigt; vom schleifenden Wagen auch behindert, liefen sie sich bald durch die beiden Männer in mäßigen Trab und endlich zum Stehen beingen. Der Graf überließ die Sorge für Wagen und Pferde jetzt dem Kutscher und eilte zur Stelle zurück, wo sich die beiden Damen befanden.

An der Seite der jungen Gräfin, welche sie schlanke Gestalt beugte sich zu der ohnmächtigen Frau, deren Hut sie gelöst hatte und nun mit zarter Hand in den dunklen Haaren nach einer möglichen Verletzung forschte. Graf Bela hatte sich auf's Knie geworfen neben seiner Frau; er faßte ihre schlaffe Hand und blickte mit sast wilder Aufregung in das bleiche Gesicht mit den geschlossenen Augen.

„Das ist es, Helene!“ fragte die leise, gebämpfte Stimme des Mannes und sein Blick suchte fragend die Augen der Cousine. Helene wandte sie nicht ab von der Liegenden und antwortete ziemlich sicher: „Es ist nur eine Ohnmacht, ich habe keine Verletzung gefunden; auch lebt die Bewegung wieder, sehen Sie — die Augenlider zucken.“

Ueber die stolzen Züge des sinnenden Gemahls kam eine wunderliche Ruhe, aber es war nicht vom Trotze besiegter Liebe darin. Der glühende Blick, welchen seine Augen auf das beraubte Fräulein warfen, war nicht der Widerschein eines kroh frohen Herzens. Unter dem schwarzen Schnurrbart biß er die Zähne zusammen und sprang auf, indem er erklärte, zu dem Wagen zurückzulehren, um dieses zum möglichen Transport der Gräfin mit Antal herstellen zu können.

Der alte Antal hatte die Zeit nicht verloren, während der Herr sich entfernte. Er machte die Vorsperre von den andern los, ließ ihnen die Zügel lang, damit sie grasen konnten, machte es dem zweiten Paar der Renner auch bequem, suchte im Wagen nach und nach Eisen und Riemen genug, um das verloene Rad, wenn es wieder herbeigebracht, an der Achse zu befestigen. Nun kam der Graf. Er blieb bei den Pferden und ließ Antal nach dem Rade suchen. Als es zurückgebracht worden, machten es Herr und Diener wieder an der Achse fest. Die Stangenpferde wurden zurecht geschirrt; auf eines der Vorpferde schwang sich der Kutscher, während er des Handpferdes Zügel faßte, und trabte nun fort nach Hause mit dem Auftrag, alles zum Empfang der Gräfin Röthige vorzubereiten. Der Edelmann bestieg den Kutschersitz und fuhr dem Orte zu, von welchem er die Damen abholen mußte. Zum vollständigen Bewußtsein war die Gräfin noch nicht gekommen, aber sie schlug die Augen zuweilen auf und suchte sich aufzurichten.

Als der Wagen zur Stelle war, sprang Bela vom Bock und befahl die Zügel um den Arm geschlungen. Leicht hatte der hochgewachsene Ungar die kleine, zarte, noch betäubte Frau empor und in den Wagen gehoben. Helene war voraus hineingesprungen und lehnte nun das nachgebende Haupt ihrer bleichen Cousine an ihre Schulter. Der Graf bestieg wieder den Kutschbock, es wurde kein Wort gewechselt und langsam fuhren sie dem Schlosse zu.

Zweites Kapitel.

Antal stand in der Küche und hatte erzählt. Das gesammte gräfliche Dienstpersonal war um ihn versammelt; aber alle weiblichen Lippen drangen Klageworte, von der alten hutlichen Haushälterin mit der blankbeschlagenen Schlüsselkasche bis zu dem drallen, braunen Küchenmädchen mit den buntdurchflochtenen, langen Zöpfen. Auch die Haiduden und Lakaien, Leibdiener und Kammerdiener, wie der Mundkoch wiegten bedauernd die meistentheils schnurrbärtigen Häupter. Die junge, mit allen ihren Untergebenen äußerst leutselige Herrin war das geliebte und verzogene Schoßkind aller Schloßbewohner bis auf — nun und eben deshalb auch auf Oppothian, wurde sie um so plötzlicher auf den bienenden Händen getragen. Als man gehört und bedauert hatte zur Genüge, ging Jeder zu besorgen, was seines Amtes war, und Alles war bestens vorbereitet, als der Wagen in den Schloßhof rollte. Der jungen Gräfin streckten sich viele Arme entgegen; aus seinem weißen Mouffelin, oder aus bauschigen, groben Hemdärmeln. Alle Schloßleute standen an der Treppe und alle wollten heben, tragen helfen. An der Spitze des Trupps, dem Wagen zunächst, stand aber Frau Kovar, die Haushälterin, und in ihre sorglichen und starken Arme nahm sie die schwankende Gräfin und trug sie wie ein müdes Püppchen durch den Hansen der Mitleidigen und Neugierigen die Treppe hinan. Alle folgten, Niemand sah sich nach dem Wagen und nach dem Fräulein um, welches noch darin blieb. Die Stalleute hatten den Grafen die Zügel abgenommen, er sprach noch mit ihnen, als Helene in der bittern Erkenntniß ihrer Unentbehrlichkeit, auf eigene Hilfe angewiesen, aus dem Wagen springen wollte. Da wurde ihr eine Hand gereicht und ein Arm geboten. Die stolze Cousine sprach abweisend: „Warum sind Sie nicht oben bei Irma?“ — „Weil ich oben nicht nöthig bin,“ erwiederte ruhig der Graf, und sie gingen zusammen die Treppen hinauf nach den Gemächern der jungen Gräfin.

Frau Kovar hatte ihre zarte Last mütterlich zärtlich auf den Divan gebettet. Kein Schaden, keine Verletzung ergab sich und auch das klare Bewußtsein war der Gräfin unter den pflegenden Händen wiedergekehrt. Sie sprach beruhigende Worte, daß sie sich nicht beschädigt fühle, worüber Frau Kovar ihrer freudigen Rührung in stillen Thränen freien Lauf ließ und die seine Hand der Herrin an ihre dicke, nasse Wange drückte. Die Augen der Gräfin schweiften jetzt forschend umher, sie fragte: „Es ist doch sonst Niemand beschädigt worden?“

Die Antwort wurde durch den Eintritt des Fräuleins unterbrochen und ergänzt, welche in ihrem leichten, sichern Wesen gewuglames Wohlfein darlegte und Cousin Bela anmeldete, welcher des Russ warte, um herzueinzukommen. Irma nickte zustimmend. Die Haushälterin überließ mit ehrfurchtigen Mienen den Pflegedienst der verhaften Deutschen und ging, um den Grafen heraufzubescheiden, sehr ungern begleitet von der neugierigen Kammerjungfer. Bela trat bereit. Er ließ sich auf den freien Sitz neben dem Divan Helenen gegenüber nieder, nahm flüchtig die kleine Hand seiner Frau und fragte, wie es mit ihr stände, ob sie den Arzt aus dem Komitatssitzdrtchen, oder den im Dorfe anfässigen Chirurgen gerhalt wissen wolle. Der Doktor dürfte wohl vor mehreren Stunden nicht zu erwarten sein, der Pferdedoktor aber in der Abendzeit zu wenig nüchternem Gemüths, um Zwedbienlichkeit von seiner Wirksamkeit zu hoffen.

Digitized by Google

Irma verscherte, Beide entbehren zu können, und erst nächsten Tags, wenn ihr Befinden es erfordere, nach dem Doktor in M. senden zu wollen. Sie sagte über seinen Schmerz, nur über Singennahmenheit und Hitze des Kopfes, welche den kalten Kompressen und der Ruhe der Nacht weichen sollten.

Bela hörte ziemlich unaufmerksam auf die Worte seiner Frau. Er spielte gedankenlos mit ihrer zarten Hand, aber seine Augen folgten dabei dem Manne, in welchem die plastisch kühnen Hände der mit den Mundpressen beschäftigten Cousine sie gefangen hielten. Der Zauber einer kaum merklich koketten, seinen Anmuth strömte in jeder Bewegung von Helenen aus und wirkte wie elektrische Funken auf den empfänglichen Magyaren. Die Gräfin hat, sie bald der Ruhe zu überlassen und der Kammerjungfer zu folgen. Nach freundlichem Dank für den Liebesdienst, welchen Josephine übernahm, und dem Austausch der „guten Nacht" mit dem Gemahl und der Cousine entließ die Ruhebedürftige diese Beiden sorglosen Gemüthes.

Unten im hellerleuchteten Salon saßen der Graf und das Fräulein jetzt am Theetisch. Es war dieß ein noch zusagenderes Gebiet für die junge Dame, alle ihre Liebenswürdigkeit zu entfalten in der neuen, gefahrlichen Situation des tete-a-tete. Aber Helene hatte eine Lunge und gewässigte Taktik. Sie sich sich des Umstände nicht über den Kopf wachsen. Der Graf bekam genau so viel von dem unsichtbaren Liebestrank in seinen Thee, als genügend, um ihm das Herz zu berauschen, und doch bei Weitem nicht so viel, daß er den Kopf verloren hätte. Sie trennten sich, die gewöhnliche Stunde des Auseinandergehens nach dem Thee durchaus nicht überschreitend.

Drittes Kapitel.

Am hellen, frischen Maimorgen des andern Tages waren fast alle Personen im Schlosse in ungewöhnlich, aber zufällig früher Reglamkeit. Frau Kovar hatte die beunruhigende Genugthuung, vor allen Andern zu ihrer Gebieterin gerufen zu werden, die nach ruhevoller Nacht sieberhaft bestände, mit heißem Kopf im Bette lag. Die Haushalterin empfing die leisen Klagen der jungen Frau über den Druck im Kopfe, über die Unmöglichkeit, sich vor Schmerz und Schwindel zu erheben. „Ei," sagte Frau Kovar, „da muß der Herr Graf gleich einen Expreßen zum Doktor in die Stadt schicken. Hätte gestern gleich geschehen sollen."

Die Gräfin gab keine Antwort, Frau Kovar hatte sie aber auch nicht abgewartet, so eilig verließ sie das Zimmer, um den Kammerdiener aufzusuchen, damit er sich bei dem Grafen anmelde. Der Graf aber war nicht mehr in seinen Gemächern. Er hatte unruhig geschlafen, von Träumen geneckt, worin die schöne Cousine bald mit ihren herrlichen Händen die Theetasse an seine Lippen führte, bald um seinen heißen Kopf die kühlenden Kompressen legte, wodurch sich dieser immer mehr verwirrte und verirrte. Früh erwacht, lockte ihn der goldene Frühlingsmorgen; er sah aus dem Fenster in den Garten hinab, wo Alles blühte und duftete. Unten zwischen den vollblühenden Syringenbüschen ging eine hohe Frauengestalt. In wenigen Minuten war das Zimmer des Grafen ohne seinen Bewohner, und der Kammerdiener suchte ihn vergebens im Schlosse und in den Ställen, wohin ihn zuweilen des Morgens die Vorliebe für seine edlen Pferde führte.

Helene liebte die Schönheit eines Maimorgens viel zu sehr, um ihn nicht gerne im Freien zu genießen. Die Frau vom Hause schlief dagegen gewöhnlich tief in den Morgen und verblieb über die Zeit des ersten Frühstücks im Bette. Es war dieß nicht der einzige Gegensatz, in welchem Helene zu ihrer kleinen Cousine stand.

Die sehr jugendliche Gräfin war mehr noch im Geiste wie den Jahren nach ein Kind, mit allen Liebenswürdigkeiten eines solchen, aber auch mit dessen Mängeln und Unarten. Vom Grafen „aus der Kinderstube", wie er sagte, vor wenig Jahren zur Ehe gebolt, hatte die gewöhnliche landesübliche Erziehung der Töchter auf den Edelsitzen bei der jungen Dame dem Gemahl ein weites Feld der Beschäftigung in Nachhilfe und Entwickelung mäßiger Anlagen gelassen. Er war in der ersten Zeit der jungen Ehe ein fleißiger Adeptmann, pflegte und behandelte das Geistesfeld mit Sorgfalt und Mühe, und freute sich, wenn Alles leidlich gedieh im Sonnenschein des Glücks; aber Bela war kein Mann der Ausdauer und Geduld; als das Interesse am Neuen erlattete, kamen Ungeduld und Langeweile von beiden Seiten an die Reihe. Der Lehrer gähnte oder murrte, wenn Unaufmerksamkeit und geringer Erfolg bei der Schülerin hervortraten. Die Erziehung wurde aufgegeben, die Bücher bei Seite gelassen und das Ehepaar langweilte sich Jedes in seiner Weise. Da kam eines Tages ein Brief aus Hannover von einem Verwandten der Gräfin, einem alten, verwittweten Landedelmann. Herr von Rotfeld empfahl seine, eine befreundete Familie in die Hertuleldsbad von Mehadia begleitende Tochter zum Besuch auf dem Schlosse Szent-Ivanni.

Beiden Gatten war die Ankündigung der ausländischen Cousine sehr willkommen. Es gab Veränderung, Abwechslung, Neuheit. Helene kam. Die deutsche Familie reiste weiter nach Mehadia, die beiden Verwandten ließen die interessante, schöne Cousine nicht fort, sie mußte bleiben. Auch als jene Familie wieder zurückkam aus den Bädern und in die Heimat reiste, hielt man die deutsche Base im ungarischen Schlosse noch fest, und der Vater in Hannover ergab sich in die Bitte eines längeren Verweilens bei den reichen Verwandten, weil er noch Töchter genug zu Hause hatte, die ihm die Wirthschaft führten, und er die stille Hoffnung hegte, seine schöne Cousine in der Fremde leichter an den Mann zu bringen. Helene wußte aber, daß sie hier bleiben könne, und sie wollte es auch.

Wie verschieden waren diese beiden Frauen, die jetzt im Schlosse neben einander lebten! Die hochgewachsene, sicher aufrstetende Nordentsche und die kleine, schmiegsame, in Haltung und Stimmung wechselnde Ungarin. Helene, mit dem selbstbewußten, klaren Geist, auf der Höhe der Bildung stehend, mit dem unstoßen gerundeten Wesen, der reinen, wohlklingenden Sprache im reichsten Ausdruck, dazu der Anmuth von klassischer Schönheit und Anmuth. Daneben das arme Ebelkind der Haide, das wenig gelernt hatte, wenig dachte und begrift, Phantasie ohne Geist, bizarre Einfalle ohne Genialität besaß. Ihr hart klingender Accent der deutschen Sprache glich aneinanderschlagenden Kieseln, dem wunderlichen Tonfall der Muttersprache nachstrebend — wie scharf drang er in's Ohr, gegen den reinen, ihre ungewohnten Wallaung und Helenens Stimme!

Zwischen diesen beiden Frauen sicht der Mann — jung, lebenskräftig, von moderner Bildung in der idealen Weise seiner Landsleute, feuriges Ungarblut, dichterisch Naturell. Der gelangweilte, erziehungsmüde Ehemann und der mit gefährlichen, angenehmen Verwandtschaftsprivilegien ausgestattete Vetter neben der machtlosen Frau und dem neuen, bewältigenden Eindruck der fremden Cousine. Armer Adamssohn, ein Paradies wirst du dahingeben müssen.

Es war wohl eine frühe Morgenstunde, aber Helene benützte sie oft zu Spaziergängen in den Gärten, und der Graf besuchte zu zuweilen am Morgen irgend ein Vorwerk oder seine Ställe. Heute übrigens, wo das Haus schon in früherer Bewegung, war es weder auffallend noch unschicklich, daß der Graf in den Garten kam und mit der Cousine zusammentraf; auch war es bisher nie geschehen.

Unbefangen erwiderte Helene den Morgengruß und fragte nach Irma's Befinden, von welcher sie, bei ihrem Ausgang die Zimmer der Gräfin noch verschlossen fundend, nichts wußte. Bela mußte gestehen, daß er im selben Falle sei, aber er gestand nicht, daß er, ohne an Nachfrage zu denken, herabgeeilt war in den Garten. Sie gingen unter dem blauen, heiteren Frühlingshimmel; große Beete duftender Blumen umgrenzen die milde, frische Morgenluft. Nachtigallen schlugen schon in den Büschen, der bellgrüne Rasen lachte dem Auge entgegen und der feine Strahl einer Fontäne warf Silberfunken in die klare Luft. Alles war lieblich, frisch, selbst die dienende Natur ein Kunstgarten; überall Frühlingsglanz, Lust und Jugend.

Helene lenkte bald ihre Schritte dem Schlosse zu. „Warum gehen Sie, wenn ich komme?" fragte unmuthig der Graf.

„Ich will zu Irma," sagte das Fräulein, „wo Sie schon sein sollten."

„Noch sind die Fenster ihres Schlafzimmers doch verschlossen," versetzte Bela, „lassen wir das Kind so lange schlafen, wie es mag."

Helene sprach in scharfem Ton: „Ja, weden Sie nicht, was schläft. Traum ist für Viele besser als Wachen."

„O, für Kinder bleibt das Leben immer ein Traum — ein unbegreifender, leerer Traum ohne die Herrschaft des reifen, freien Geistes. Für uns ist es aber heute heller, goldener Frühlingsmorgen, Helene; ich will nichts mehr von der dunklen, trostleeren Nacht wissen," schloß der leidenschaftliche Redner. Helene wollte antworten, als die stämmige Gestalt der Haushalterin, welche ihnen eilig entgegenkam, das Wort auf ihren Lippen verstegen ließ. Im Munde des Grafen erklang ein wilder Ungarlaut, unter den verbissenen Zähnen stieß der dem Anblick seiner würdigen Haushälterin.

Die ungebuldige Frau Kovar hatte früher und richtiger die Spur des Gebieters zu finden gewußt, der finstern Blicks ging, die Botschaft an den Doktor zu schreiben. Helene begleitete Frau Kovar zu der Kranken.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Plauderei.

Von **W. Marr.**

Ich möchte wohl wissen, wie den Ratten zu Muthe gewesen ist, als das Schiff der Kommune von Paris im Sinken war und sie es nicht verlassen konnten.

Mit diesen verbissenen Worten fertigte Herr von ***, ein starrköpfiger

Digitized by Google

französischer Legitimist, die Nachricht von den letzten entsetzlichen pariser Ereignissen ab. Da man auf neutralem Boden am besten thut, nicht von Politik zu reden, so begnügte ich mich mit der Antwort: Ungeschäft wie Leuten, denen das Wasser bei einer Überschwemmung nach und nach bis über die Ohren steigt und die nicht schwimmen können, oder so weit vom Lande entfernt sind, daß ihnen diese physikalische Kunst nichts nützt.

In der That, verehrter Leser, setze Dich einmal in eine Lage, wo Du Dein Vertrauen auf eine Sache gesetzt hast und die Sache schief geht, so schief, daß Du seufzest:

„Wenn ich ein Vöglein wär'!“

Denn der Luftballon ist in extremis selbst immer ein unzuverlässiges Beförderungsmittel und der „Pastche“, in die ein sterbender Mensch gerathen ist. Ob wir nun in Gefahr waren, Nationalen Muth haben oder nicht, ob wir erregt oder gefaßt sind, Sanguiniker oder Stoiker, das hängt von unserer individuellen Organisation ab, ja kann davon abhängen, was wir kurz vorher gegessen oder getrunken haben. Ich habe vor langer Zeit in Amerika einmal zwei Raubmörder erschießen sehen. Der Eine war ein toller, verwegener Kerl, der den Tode vielleicht sauhermal lachend in's Auge gesehen hatte, denn er war Seeoffizier gewesen und hatte oft im Feuer gestanden. Der Andere, sein Kompagnon, war ein höchst zahmer Schneidergeselle, der eigentlich „mitgefangen und mitgehangen“ wurde und seinem Curriculum vitae nach außer dem Strick die Berechtigung, den Hasenfußorden erster Klasse zu beanspruchen besaß. Der Soldat ließ sich am Morabend seines Todes, von der herrschenden Sitte Gebrauch machend, mächtige Portionen Leiffelspalten und schwere Weine geben, und stopfte sich den Magen damit voll. Dem Schneider wurde der Thee in der Tasse kalt. Am fatalen Exekutionsmorgen klapperten sie alle Beide mit den Zähnen. Beide tranken vor dem letzten Gange noch eine Tasse heißen schwarzen Kaffee. Und siehe da, der furchtsame Schneider barb äußerst anständig und gefaßt, während der Soldat in seinem Magenbeschwerden sich feige und heulend von ein altes Weib benahm.

„Nennen Sie denn die Perspektive des Ertrinkens so genau?“ fragte mich Herr von * * *.

„Wenigstens die nöthige Einleitung dazu,“ erwiederte ich.

„Das wäre! Lassen Sie doch hören.“

„Es war im Juli des Jahres 1858 auf meiner zweiten Reise nach Centralamerika. Ich hatte mich kurz vorher verheirathet und wollte mich in der Republik Costarica als solider Kaufmann etablieren. Ein stattlicher Dreimaster, mit allen möglichen Waaren befrachtet, war unter Segel untenwegs und machte die Reise um's Kap Horn nach der Westküste des genannten Landes, in dessen Innerem die Civilisation von der Seite des atlantischen Ozeans aus noch keine Kommunikationsstraßen für Waaren geschaffen hatte. Ich selbst reiste dagegen mit dem Steamer von Southampton über St. Thomas nach Greytown an der Moskitoküste, um von hier mit meiner Frau theils per Canoe auf den Flüssen San Juan und Sarapiqui, theils per Maulthier durch die tropischen Urwälder der Kordilleren die Westküste zu erreichen.

Das herrliche Meer ist von jeher meine Passion gewesen. Es erschien mir stets wie der absolute Gegensatz der. Am Bord eines Schiffes für eine bestimmte Zeit festgebannt, hilft uns alles Sorgen und Grübeln nichts, und die Heiterkeit des Stoizismus kommt für die Dauer der Reise ganz von selbst. Wir können, wenn wir and wollten, auf See dem Laufe unserer irdischen Dinge nicht beschränkend noch hemmend vor- oder zu denselben eingreifen. Die Gegenwart drängt sich uns ganz unwillkürlich auf und nimmt uns mit Haut und Haaren in Beschlag. Auf dem blauen majestätischen perpetuum mobile zwischen dem festen Grund der See und dem Aether des Himmels gewiegt, haben wir ein Recht, unsern inneren Menschen die Strophe aus dem englischen Schifferlied jubeln zu lassen:

„No eye to watch,
No tongue to wound us;
All earth forgotten,
All heaven arround us.“

welches, frei in's Deutsche übersetzt, ungefähr heißt:

„Kein Auge bespähet,
Keine Zunge betrübt uns;
Die Erd' ist vergessen,
Nur der Himmel umgibt uns.“

Und wenn man vollends das Glück hat, von jenem grandiosen Naturkatzenjammer, welcher die Seekrankheit heißt, gänzlich verschont zu bleiben; in den ersten Tagen der Reise seinen Leidnam pflegen zu können an den noch frischen Speisen und Getränken des Schiffsproviants, während um und her die Verwundeten Neptun's stöhnen und jammern, und das Meer und seine Fische, den „fauren Häring“ nicht ausgenommen, verfluchen, kann fühlt man sich erst recht so wohl wie, wie — — sagen wir: wie der Zaghhund in der Sonne.

Wir besanden uns in dem Meerbusen von Biscaya. Die See ist hier gewöhnlich etwas unruhig; diesmal hatt' ihr ein schwerer Südwest noch nach, der die meisten Passagiere des schönen Steamers „Avrate“ von der Tafel weg in die Betten jagte, wo sie thaten, was sie nicht lassen konnten. Meine Frau war ebenfalls unter der Zahl jener Unglücklichen, deren Magen das Kriegsgeschrei gegen das Ungeheuer Lycan ausstießen. Sie wollte von der ganzen Welt nichts mehr wissen, und wenn ihren Manne auch nichts. Dieser war ja natürlich stolz darau, daß das ballenhafte Element auch sie zu seinem Seemannsjünger machte.

„Atem was mich betrifft, so aß und trank ich mit einem beneidenswerthen Appetit, spielte Abends noch eine Partie Schach mit einem Engländer und ging dann zum Schlafen in unsere unweit der Galleric, welche den Maschinenraum dem Schiffe umgab, gelegene Kajüte.

Bald lag ich in süßen Schlummer.

Da — plötzlich ein furchtbar schrillender Laut. — Hiiiiiffffft! — — Hiiiiffft!

«All hands on deck!!! Alle Mannschaft auf's Verdeck!!!“ folgte auf den Ton der Bootsmannspfeife das Kommando im schönsten, brüllendsten Grog-dur.

Es war mir lebendig in den „Hangwoys“, als ob mit Steinen in ein Nest Ratten geworfen würde. Es sprang aus den Hängematten heraus, es trippelte und trappelte in den Schiffskämmen an unserer Kajüte vorbei, über unseren Köpfen auf Deck, als ob der jüngste Tag mit einem Walzer eingeleitet werden sollte. Schiffs- und Seeerfahren, wie ich war, kannte ich jenen Ruf, der zur Nachtzeit nichts Gutes bedeutet. Die Pferde trabte mir durch Mark und Bein, das «All hands on deck!» drang auf dem Trommelfell meiner Ohren einen Alarmwirbel. Ich schnellte aus dem Bett in die unvermindlichsten Kleidungsstücke eines Gentleman hinein, riß die Kajütenthür auf, erwischte einen vorüberstürmenden Matrosen beim Arm und erhielt von ihm, während er sich loszrib und weiter eilte, auf meine Frage: «Hallok! what's the matter? Was ist los?“

Die Antwort in Schiffslospechmoll: «Ship got wrong! Schiff ist wrack!“

„Na! das ist recht nördlich!“ dachte ich desperat bei mir und die erste, leidenschaftliche Bewegung war natürlich ein Sprung an die Galleric des Maschinenraums, in den ich hinunterblickte.

Gottlob! Das Feuer unter den Dampfkesseln brannte noch, das Wasser konnte also im Raum noch nicht so hoch gestiegen sein, daß in der — nächsten Minute schon das Ertrinken zu fürchten gewesen wäre.

Aber die Maschine stand still. Das Schiff bob und senkte sich langsam und „wankte“ gewaltig, das heißt, es schlug mit seinen Seitenwänden bald rechts, bald links auf die Wellen, und das klang, als ob der dathe untere Schiffsraum schon voll Wasser wäre, welches in seinem großen Behälter wie eine einzige große Welle hin und her „schwammpte“.

Schwapp! — Schwapp! — Bluerr!

Ein fataler Moment! In der That, ein höchst fataler Moment! Der Uebergang vom nautischen Wohlleben war nach dem kurzen Schlummer des Gerechten etwas plötzlich in die Katastrophe gekommen.

Ich rannte in unsere Kajüte zurück und weckte meine Frau, welche über die Seekrankheit beunruhigt eingeschlafen war.

„Steh' rasch auf und wirf rasch Deine Kleider über!“ rief ich ihr zu. — „Wir müssen an's Land; ein Boot mit Damen ist schon unterwegs. — Bei dieser Gelegenheit bekommst Du Spanien auch zu sehen;“ zwang ich mich, in leichtem Tone hinzuzusetzen.

„Wod gibt's denn?“ erhielt ich zur Antwort unter erneuertem Ausbruch der Seekrankheit.

„O, — nichts von Bedeutung!“ stieß ich heraus. „An der Maschine ist eine — eine Schraube verbrochen und das Schiff muß ein Bischen repariert werden. — Stehe nur schnell auf!“

„Ist denn Gefahr da?“

„Nicht die geringste! Stehe nur auf!“

„Wozu soll ich denn aufstehen, wenn keine Gefahr ist?“

Schwapp! — Schwapp! — Bluerr!

„Ich sage Dir, es ist Ordre dazu ertheilt, stehe auf!“

„Ich was! Dann kann der Kapitän selbst kommen.“

Verwünschter Leichtsinn der Seekrankheit!

„Daß mich doch schlossen! Wie ist Alles gleich!“

Das Einfachste und Nationellste wäre gewesen, ich hätte kurze Prozedur gemacht und Gewalt gebraucht. Aber man ist eben in solchen Momenten, bei aller sonstigen Kaltblütigkeit, oft gerade von den einfachsten Gedanken am weitesten entfernt.

Und was that ich? Ich muß noch heute darüber lächeln. Ich stieß einen Seufzer aus, dachte an das mollige Leben, das ich in den letzten Tagen geführt, dachte an mein herrenlos gewordenes Segelschiff, welches mit Waaren beladen vielleicht jetzt bei Kap Horn kreuzte, dachte an die sauren Gesichter, die meine Arbeitern bei der Nachricht meines Todes schneiden würden, und dann, dann — —

Digitized by Google

Ich zündete mir eine Cigarre an und paffte aus Leibeskräften, während ich mein großes Taschenmesser neben mir auf den Rand des Bettes legte, auf das ich mich gesetzt hatte, und faßte den festen Entschluß, beim definitiven Sinken des „Atrato“ mir einen herzhaften Schnitt über die Halsader zu appliciren. In diesem schmerzigen Bewußtsein, den Trotz eines galanten Ehemannes herausfordernd, fand ich wirklich so eine Art von Beruhigung. Es war eine Care-the-devil-about-Stimmung geworden.

Schwapp! — Schwapp! — Murr!

Und das Schiff sank noch immer nicht.

Aber meine Frau schnarchte. Herr mein Gott! welch' ein Schnarchen! Staudigl und Formes hatten die große Saxafrazarie nicht sonorer schnarchen können, als meine Frau hier ihren — vielleicht jüngsten Tag beschnarchte.

Mich empörte diese Lindifferenz, die doch nur eine natürliche Folge der Seekrankheit war, und ich ging zum zweiten Mal, die Gattin allein lassend, nach dem Maschinenraum.

Das Feuer brannte noch immer.

Na! dachte ich, dann hat's mit dem Extinsten auch noch zehn Minuten Zeit, und eilte auf's Deck.

An der Treppe, beim Eingang des Speisesalons, hatten sich „Dadies und Gentlemen“ gehäuft. Und in welchen Attituden! Himmel! in welchen Toiletten! «Shocking!» würde Einer dem Andern zugerufen haben, wenn Alles normal gewesen wäre an Bord. Und wie sie mit den Zähnen klapperten, und was sie für Gesichter schnitten!

«O — Lord God ma — ma — may help us!»

«It's terrible!, we shall g — g — g — go down!»

Alle ihre Sünden mußten ihnen eingefallen sein, und ich ersahen mir wirklich wie der einzige Held in dieser Gesellschaft, über deren knieende und kauernde Körper ich zum Theil hinwegklettern mußte, um mich auf Deck endlich positiv zu überzeugen, wo, wie und was?

Bah! die frische Luft that mir wohl. Ich fühlte mich ein anderer Mensch.

Die Blicke machten in der finstern Nacht rasch die Runde am Horizont. Alle Wetter! da ist ein Licht! O weh! o weh! das kann ein Leuchtthurm sein, und wir sitzen in einem Bassin zwischen Küste und verborgenen Klippen.

Schnell zum Kompaß. Gottlob! Unser Schiff lag mit dem Kluver nach Süden, das Licht war westlich, die spanische Küste konnte aber nur im Osten sein.

Nun darf man in solchen Momenten keinem Offizier oder Matrosen mit Fragen beschwerlich fallen. Den Passagieren war, wie ich später erfuhr, das Betreten des Verdecks sogar verboten worden, um den Dienst nicht zu stören. Auf dem Verdeck selber herrschte ein Hollentarm. Kommandoworte, Pfeifensignale, Geschrei der Matrosen, Hin- und Herrennen, Auf- und Abklettern an den Strickleitern, — das wirbelte, sonst ich in der Nacht unterscheiden konnte, durcheinander. Aber die Rettungsboote, nach denen ich jetzt sah, waren alle noch ruhig auf ihren Plätzen und dieser Umstand beruhigte mich total.

Um nun wenigstens zu erfahren, um was es sich eigentlich handelte, stellte ich mich, scheinbar mich an Nair ausgebend, neben den Offizier, welcher auf dem Quarterdeck kommandirte.

„Hat sie (the ship, das Schiff, ist weiblich im Englischen) viel Schaden?“ fragte ich.

«She lost her Fock and the ‚Bowspreet‘;» war die kurze Antwort. Ein flüchtiger Blick sagte mir, daß der „Atrato“ seinen Fockmast nicht verloren hatte. Er war also von einem andern Schiff die Rede und die Laterne war ein Signal auf jenem andern Schiff. Es hatte eine Aufsegelung stattgefunden.

«Where the hailed from?» (Woher kam das Schiff?)

„Von Livorno.“

«Round for?» (Bestimmt wohin?)

„Liverpool. Eine österreichische Brigg.“

«When shall we start again?» (Wann werden wir weiter fahren?)

„Wahrscheinlich in $1^1/_2$ Stunden.“ —

Jetzt hatte ich en passant Alles erfahren, was ich zu wissen brauchte. Das österreichische Schiff, die Schnelligkeit des Dampfers anstrebend, hatte diesem das Fahrwasser durchkreuzt, und an unserem Bord hatte der Anstoßer unglücklicherweise geschlafen. Ein paar leichte Zerspliterungen an der Schanzkleidung abgerechnet war der „Atrato“ ohne Schaden davon gekommen.

Ich aber hatte vorhin die flüchtigen Worte des Matrosen im Gangway falsch verstanden. Der brave Mann wollte sagen: «A ship» (ein Schiff) ist weg geworden. Er verschluckte den unbestimmten Artikel «a» in einem Apostrophlaut und ich glaubte «the ship», das, also unser Schiff, verstanden zu haben.

Die Sache verlief also ganz glatt. Aber jenes häßliche Gefühl im Hals und im Magen, welches ich verspürte, während ich in meiner Kajüte auf dem Rande meines Bettes, „zum Sterben bereit“ und selbstmordlustig, das offene Messer neben mir, bah, gar nicht denn doch einen Vorgeschmack, wie einem Menschen zu Muthe ist, der in der Mausefalle des Todes sitzt und dessen Energie Halt machte vor — dem tiefen Neglige seiner leeltanten Frau! —

Gewiß, es muß den Communards von Paris in ihrer Agonie noch schlimmer zu Muthe gewesen sein. Wenn man beim Anblick des Todes noch Besonnenheit, Mord und Raub und sonstes Geschmiß auf dem Kerbholz seines Gewissens hat und sicher sein kann, nicht einmal bedauert zu werden, so ist das Sterben noch fataler. Wie aber generell dem Menschen zu Muthe ist, der in den sauren Apfel des Abschiednehmens von der Welt zu beißen verurtheilt ist, das habe ich ungefähr zwanzig Minuten lang ganz deutlich proditen müssen. Zwanzig Minuten lang habe ich mich selbst manierlich im Spiegel der Perspektive gesehen, und das ist ganz und gar kein Spaß!

Rösselsprung.

weiß	Blau	leidt	der	am	Herz'	meim	ei
Spreebt	den	einst	den	Tein	so	viele	ich
ger	und	ein	alt	neu	erit	sinnd	sah
geiß	ei	wund	bird	mild	bis	trank	den
glau	dem	der	helm	er	scheln	nen	ger
Nes	ere	am	wenn	auf's	wir	ter	ei
doch	te	thun	Fels	fernh	lieg	nicht	doch
freut	wenn	ich	lieg	fei	nen	will	dem

Auflösung des Rösselsprungs Seite 60:

Doppelter Vaterland.

1. An der Elbe Strand,
Ist mein Vaterland,
Rhein's so ganzer Seele,
Aber meine Kehle
Ist in Land am Rhein,
Trinket nur nach Wein.

2. Wem es Freude schafft,
Linke Elbeufluth
Mit den kalten Fischen,
Meinen Durst zu löschen
Heil' ich mir den Rhein
Lebenswarmen Wein.

Briefmappe.

Hrn. A. G. in D. Ganz hübsch in der Empfindung, aber nicht gerade für den Druck geeignet.

Hrn. A. K. in M. Es wird genügen, wenn Sie das der betreffenden Dame schicken; für unsere Leser nicht gar gemig.

Frln. Mecke H. in M. Zu blau gejubelt; wir haben doch gewonnen, so leid es uns thut, wenn wir einer Dame nicht immer Recht geben können.

Hrn. Moriz W. in A. Von Tegner's Frithjofssage gibt es jetzt 16 Uebersetzungen. Wir können Ihnen die neu Lehnburg empfehlen, von der jetzt eine Prachtausgabe mit Bildern eines schwedischen Künstlers erschienen ist.

Fr. J. v. K. in W. Sie haben herlich Recht auf Ihrem herrlichen Schlosse keine Ahnung, wie und in der Höhe des Medaillonsymmetrie zu Muthe ist. „Ersinnerungen an den deutschen Klassikern“ — unter diesem Titel ist erschienen (Leipzig, Barth), was Sie wünschen, Ganz für Ihr sinniges Gemüth und recht in der Stimmung eines alten Ritterschlosses sind Wimmlich's Heldsagen und Minnenächte — geschrieben — eine originelle Literaturgeschichte.

Hrn. Moriz P. in A. Lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen, denn es gibt kein Mittel, sie ohne Schaden für die Gesundheit wieder schwarz zu machen.

Hrn. Rud. K. in W. Wollen Sie uns die betreffenden Punkte namhaft machen, so werden wir Ihnen Rechtsauskunft geben können.

Frl. J. R. in S. Es ist allerdings scheinbar komisch. Aber Sie haben die Blette verlesen: Pomeranze und Orange nennen den einem und demselben Obst, dem spanischen Pomeranze, und Lesen von dem preußischen narrang.

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang — № 9. — Stuttgart und Leipzig.

Ein Schloß in den Ardennen.

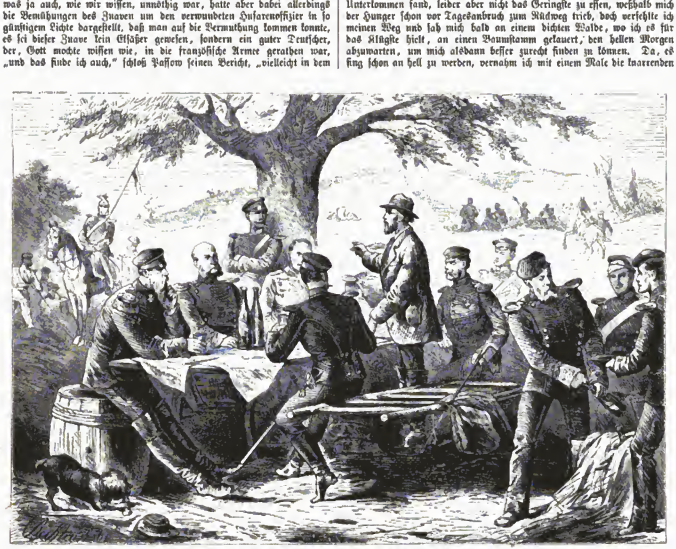
Erzählung aus dem Krieg von **F. W. Hackländer.**

(Fortsetzung.)

Der Ulanenoffizier hatte seine Fahrten nicht besonders ausgeschmückt, was ja auch, wie wir wissen, unnöthig war, hatte aber dabei allerdings die Bemühungen des Znaven um den verwundeten Husarenoffizier in so günstigem Lichte dargestellt, daß man auf die Vermuthung kommen konnte, es sei dieser Znave kein Elsäßer gewesen, sondern ein guter Preußscher, der, Gott mochte wissen wie, in die französische Armee gerathen war, „und das finde ich auch," schloß Passow seinen Bericht, „vielleicht in dem bestätigt, was mir unser verehrter Gast, Herr Doktor Schwemmer dort, vorhin zu meiner großen Beruhigung mittheilte und was er dem Herrn Obersten selbst wiederholen wird."

„Lassen Sie hören, Herr Doktor."

„Ich gerieth," sagte dieser, „als die Schlacht vorüber war, beim Durchwandern der blutigen Felder über Illy hinaus nach einem kleinen Orte, La Chapelle, wo ich in einem warmen Stall ein ganz behagliches Unterkommen fand, leider aber nicht das Geringste zu essen, weshalb mich der Hunger schon vor Tagesanbruch zum Rückweg trieb, doch verfehlte ich meinen Weg und sah mich bald an einem dichten Walde, wo ich es für das Klügste hielt, an einen Baumstamm gelauert, den hellen Morgen abzuwarten, um mich alsdann besser zurecht finden zu können. Da, es fing schon an hell zu werden, vernahm ich mit einem Male die knarrenden



Ein Schloß in den Ardennen. Dr. Schwemmer erzählt seine Begegnung mit dem verwundeten Husarenoffizier. Originalzeichnung von C. Roehlin Sohn. (S. 98.)

Räder eines Fuhrwerks und sah bald darauf, mich vorsichtig aufrichtend, einen Karren dahertommen, der mit einem einzelnen Pferde bespannt war, das von einem Mann mit einer Bluse geführt wurde.“

„Unser Karren,“ sprach Lieutenant von Passow.

„Auf demselben befand sich,“ fuhr der Berichterstatter fort, „ein preußischer Offizierreffizier, gut gelagert, auch mit einer Decke gegen die kühle Morgenluft geschützt, und neben ihm lauerte ein Infanterist, den ich an der Pickelhaube, die an der Wagenleiter baumelte, gleichfalls als einen Landsmann erkannte, weggen mir die Eskarte zu denken gab, denn diese bestand aus einem kleinen, schmächtigen französischen Jäger, sawie aus einem himmellangen Zuaven, der, obgleich selbst verwundet, die eine Seite seines Gesichts war mit Blut bedeckt, doch rüstig nebenher schritt und das Ganze zu kommandieren schien. Der Zuave war mit einem Chassepot bewaffnet, das er unter dem rechten Arm trug, und da er ein paar Schritte voraus war, auch neben dem Wege auf der Seite ging, wo ich mich befand, so wurde ich alsbald von ihm entdeckt und ziemlich barsch angerufen, wobei er sein Gewehr mit einer erschreckenden Behendigkeit schußgerecht an den Backen erhob. Allerdings setzte er langsam wieder ab, als ich ihm zurief auf Deutsch, dann auf Französisch versicherte, daß ich gut Freund und ein harmloser unbewaffneter Spaziergänger sei, worauf er einen Augenblick stehen blieb, der Karren fuhr gerade an mir vorüber, und mir alsdann zurief: ‚Wenn Sie drüben im Wald hinter Ally einem Reiterreffizier mit einigen Infanteristen zufällig begegnen, so sagen Sie ihm, ich sei auf Befehl meines Vorgesetzten nachhaltig weiter gestaten, um ihn an einem guten Ort unterzubringen, Nachricht wird er selbst von sich geben, sobald das möglich ist.‘ Dann warf er sein Gewehr auf die Schulter und folgte dem Fuhrwerke, das bereits zwischen den Bäumen verschwunden war.“

„Hätte ich das Glück gehabt, dem Herrn Doktor Schwemmer früher zu begegnen, so würde ich um Erlaubnis gebeten haben, mit ein paar Mann zenen Spuren folgleich folgen zu dürfen, und möchte das sogar jetzt noch thun, in Gesellschaft des älteren Herrn von Borwig, sawie des Rittmeisters von Trebbin, obgleich ich mir jetzt keinen besonders Erfolg mehr von einer solchen Expedition versproche. Jener Zuave kannte, wie er mir sagte und wie ich auch wohl bemerkte, alle Wege da oben auf's Genauste, auch sind seitdem schon mehrere Stunden verstrichen, und ebenso sicher als ich zu sein glaube, daß unser armer verwundeter Kamerad nicht in anderer Gefahr schwebt, als eben der seiner Verwundung, bin ich auch überzeugt, daß jener Zuave ein Versteck gefunden hat, wo wir ihn unmöglich auffinden können.“

„Obendrein,“ sagte Herr Doktor Schwemmer hinzu, „da meine Begegnung auf dem Wolfsrücken stattfand, einem großen dichten Walde, der weit in das belgische Gebiet hineinragt.“

„Sagten Sie nicht vorhin, Lieutenant von Passow,“ fragte der Regimentsarzt, „daß Rittmeister von Trebbin durch einen Boten den Brief seiner Schwester erhielt, und daß dieser Bote eine Antwort zurückbringen solle? Wie wäre es, wenn man ihn, der die Gegend doch gewiß genau kennt, der Spur jenes Zuaven mit seinen Karren folgen ließe, ihm dabei eine außerordentliche Belohnung versprechend?“

„Eine vortreffliche Idee,“ entschied der Oberst, „die man sogleich zur Ausführung bringen muß, doch werden Sie müde sein, mein lieber Passow, weshalb Lieutenant von der Gladen hinüber reiten kann und dem Rittmeister von Trebbin diesen Gedanken mittheilen; auch möchte ich Sie nicht gern wieder verschicken,“ sagte er zu dem Ordonnanzoffizier, „denn man ist heute nicht sicher, attarmirt uns in Marsch gesetzt zu werden; sind doch von den Württembergern und Bayern schon ein paar Regimenter abgeritten und ist ja auch schon vor einer Viertelstunde bei den Achter-Dragonern zum Aufsitzen geblasen worden.“

„Alles zum Gefangenentransport, Herr Oberst,“ sagte der Doktor, „ich stand heute früh dicht am Wege, als die Württemberger vorüberzogen mit einer ganzen Musterkarte der französischen Armee.“

„Das kann auch heute noch an uns kommen, wenn die Mausefalle bei Sedan geöffnet wird, weshalb wollen wir keine Zeit verlieren und in aller Gemüthsruhe unsern Kaffee trinken.“

Zu diesem Zweck hatten die Burschen des Obersten den Tisch rasch abgeräumt, auch die Trinkgefäße gespült und bald duftete in denselben ein vortrefflicher Kaffee. Da auch noch ordentliche Cigarren, guter Tabak und eine Flasche vortrefflichen Anisetts vorhanden waren, so gang das kulinarische Mahl, nachdem die letzten Bissen verzigt waren, in jenes behagliche Stadium über, wo man gern Interessantes erzählt oder interessanten Erzählungen mit Vergnügen lauscht, dabei die Phantasie ungezügelt walten lassend.

„Etwas habe ich doch noch in meinem Bericht vergessen,“ wandte sich Lieutenant von Passow an den Obersten, „werde aber dabei wieder mit unserem guten Doktor in Streit gerathen, der bekanntlich alle Geister und Gespenster hartnäckig leugnet.“

„Und Sie haben wohl denselben heute Nacht gesehen?“ fragte der Regimentsarzt in einem etwas spöttischen Tone.

„Na und ob, sogar ein leibhaftes Gespenst.“

„Erzählen Sie das, Passow, erzählen Sie das, aber aufsährlich.“

„Und ohne Uebertreibung,“ bat der Doktor.

Dabei hatte sich der Berichterstatter aufsallend in die Höhe gestreckt, eine sehr ernste Miene angenommen, und ohne daß der Ordonnanzoffizier erzählen konnte, warf er in einem eigenthümlichen Tone die Worte hin: „Ach ich habe heute Nacht etwas Aehnliches gesehen und es schauert mich noch, wenn ich daran denke.“

Passow warf dem Regimentsarzt einen triumphierenden Blick zu, ehe er begann: „Es war gerade auf jener Waldwiese, wo sich die Kanaillen, gut hinter Bäumen gedeckt, absolut nicht zum Davontanzen verstehen wollten, zu Biene machten, vorzusitzen und sich so einem höchst peinlichen Moment entgegenstah — da erschien es plötzlich, kaum drei bis vierhundert Schritte vor mir, langsam aus dem Walde heraustreitend, auf einem abgetriebenen Pferde, das bei jedem Schritt zu stolpern schien.“

„Das Gespenst,“ lachte der Doktor.

„Allerdings so etwas, Sie würden nicht lachen, wenn Sie die Gestalt gesehen hätten wie ich.“

„Und wie ich,“ bekräftigte der Berichterstatter. „Eine müde, zusammengebrochene Figur, unheimlich düster.“

„Ja, den Kopf tief herabgesenkt, die Rechte auf die Hüfte gestützt.“

„Gerade so,“ sagte Passow.

„Sehen Sie, meine Herren, wie das interessant wird, zwei haben es gesehen, Doktar, Sie müssen zugeben, daß es damit seine Richtigkeit hat.“

„Pah, ein harmloser Reiter, vielleicht ein Verwundeter auf verwundetem Roß.“

„Das war auch mein erster Gedanke,“ fuhr Passow fort, „obwohl es mich sogleich beim ersten Erblicken dieser schattenhaften Gestalt eigenthümlich durchfröstelte und ich sie mit starren Augen betrachtete, wie sie dicht an der Feuerlinie eines schlechten Gesindels vorüberzog, unbekümmert um die knallenden Schüsse, bis ich mit einem Male das Entsetzen gewahrte, welches die unnatürliche Erscheinung bei Jenen hervorrief. Ich sah sie zurückweichen, fluchen, die Waffen wegwerfen und dann blickte ich mit gesteigertem Grauen dem unheimlichen Phantom nach, um jetzt erst das Entsetzliche an der ganzen Erscheinung zu entdecken.“

„Ja, das Entsetzliche,“ wiederholte leise der Berichterstatter. —

„Sein Schatten,“ fuhr Passow fort, „wenn man das so nennen kann, denn die ganze Figur zeichnete sich verschoben auf der Waldwiese ab in einem deutlichen fahlen Lichtschein.“

„Ja, ja, so sah ich es auch, und zwar in der Nacht nicht weit von Ally, wo die französischen Reiter in regellosen Haufen übereinanderstürzt liegen.“

„Nun, lieber Doktor,“ sprach der Oberst mit einem eigenthümlichen Lächeln, „was haben Sie dagegen einzuwenden? Wie sagt doch Ihr großer Goethe, den Sie so häufig citiren:

„Durch zweier Zeugen Mund
Wird überall die Wahrheit kund.“

„Allen Respekt, Herr Oberst, vor diesen beiden höchst ehrenwerthen Zeugen,“ entgegnete der hartnäckige Regimentsarzt, „aber im besagten Falle spielt doch die erregte Phantasie der beiden Herren keine kleine Rolle, man ist Nachts auf dem Schlachtfelde unter dem Eindrucke all' des Entsetzlichen für Auge und Ohr, man sieht Schlachtfeldphanen mit Laternen vorüberhuschen, auch spielt der flimmernde Mondschein seine kleine Rolle bei der am Ende ganz natürlichen Erscheinung des müden Reiters auf müdem Roß, weshalb denn in beiden Herren recht rege wurde, die bekannte Sage von dem gespenstigen Spion, der schon während des Gefechtes erscheint und nächtlich das Schlachtfeld abreitet.“

„Nun sehen Sie, lieber Doktor,“ meinte der Oberst, „den haben doch sehr ruhige und sehr vernünftige Leute nicht gelengnet, weiß ich doch selbst aus den Erzählungen eines alten Onkels, der in den französischen Kriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts in der österreichischen Armee diente, wie oft derselbe von dem gespenstigen Spion die Rede gewesen. Gesterbolt erschien er vor oder während der Schlacht an Orten, wo man das Hingelangen eines Fremden gar nicht für möglich gehalten hatte, und brachte den Kommandirenden sinnverwirrende Befehle über obersten Kriegsherren in so beglaubigter Form, daß die Ausführung entweder unvermeidliches Unheil brachte, oder nur mit dem höchsten Maaß persönlicher Verantwortlichkeit unterlassen werden konnte. Bisweilen verschwand als Spion verdächtigt und verhaftet, so enkam er mit Hülfe seines wunderbaren Schimmels, den kein Reiter einzuholen vermochte. In der ganzen vereinigten Armee Napoleons und der Rheinbund-Fürsten war er bekannt und berüchtigt, alle Generale und höheren Offiziere wollten ihn bei irgend einer Belegenheit von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, und wenn eine Unternehmung schief ging, eine wohlüberlegte Bewegung eines einzelnen Heeresbetheiles einen unerwartet schlechten Ausgang nahm, dann hieß es unter den Soldaten: da war wieder Jacquet mit dem Schimmel dabei. Als im Mai des genannten Jahres Napoleon sein Hauptquartier

Digitized by Google

so nahe bei Wien, auf der Insel Lobau hatte, wuchs ihm ein Parlamentäre des Erzherzogs Karl gewahr in der Majorsuniform eines österreichischen Linieninfanterieregiments. Der Kaiser hieß den Offizier vor sich kommen, und als man denselben im Vorgemache des dürftigen Kaiserpalastes auf der Insel die schwache Kunde von den Augen nahm, ging ein Zucken der Ueberraschung und Luft des Gastgebens durch die im Vorgemache anwesenden Marschälle und Offiziere: sie hatten Jacques mit dem Schimmel erkannt. Es blieb ihnen jedoch nicht Zeit zu irgend einer Maßregel, denn die Thüre zum kaiserlichen Gemache öffnete sich sogleich und die Audienz, die Napoleon dem verdächtigen Fremden unter vier Augen gewährte, dauerte mehrere Stunden. Erst als der Kaiser mit 3 Vorgemach trat, gestigt unter dem zweibeutigen Parlamentär, wagte es einer der Marschälle, seinem Gebieter leise zu fagen, daß er es mit dem famosesten der Spione zu thun habe. Der Kaiser warf erst einen vernichtenden Blick auf den Kühnen und gebot ihm dann mit spöttischem Lächeln, zu schweigen. Bis zur Schlacht von Wagram spulte der Fremde, meistens in österreichischer, manchmal auch in spanischer Uniform, im Lager der napoleonischen Armee. Die Kriegsgendarmerie hatte jedoch strengen Befehl, ihn unabsindert gewähren zu lassen. Erst als nach dem Treffen bei Znaim der Waffenstillstand geschlossen wurde und Napoleon mit den vornehmsten österreichischen Heerführern die unmittelbar vorhergegangenen Wendungen des Krieges besprochen hatte, erging plötzlich scharfe Ordre, sich des österreichischen Majors zu bemächtigen, der seiner gewesen war und in Lobau den Parlamentär gespielt hatte. Es war nämlich klar geworden, daß Jacques mit dem Schimmel beiden Kriegführenden zum Schaden Beider gedient und dafür fabelhafte Summen bekommen hatte, mit denen er noch endzeitig das Weite gesucht haben mußte, denn — man hat nie wieder etwas von ihm gehört.“

„Wie der Schluß jeder rechtschaffenen romantischen Erzählung lautet,“ sagte der Doktor lachend, „wobei ich übrigens zugeben will, daß mir als poetische Zugabe zu Krieg und Kriegerleben die Geschichte von Jacques mit dem Schimmel stets wohl gefallen hat.“

„Und ist schon eine sehr alte Sage,“ sprach der Berichterstatter, „soll ja doch schon im dreißigjährigen Kriege der gespenstige Spion viel Unheil angerichtet haben.“

„O dieser Herr ist noch weit älter,“ meinte der Regimentskarzt, „und jedenfalls identisch mit dem Hunnenhauptmann, welcher in der Christnacht auf seinem Schimmel die Insel im Staffelsee im bayerischen Gebirge umreitet.“

„Wir hatten im elterlichen Hause,“ sagte der Oberstlieutenant, „einen sehr alten Kammerdiener, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht und uns Kindern häufig von einer Begegnung Jacques erzählte. Der Diener hatte in einer der damaligen Affairen gleichfalls irgend einen Verrath verübt, und da der große König ebenjowenig an Gespenster glaubte, wie unser guter Doktor, so wurde dem Mann auf dem Schimmel durch Patrouillen und Wachen förmlich aufgelauert und in einer Nacht, so erzählte unser alter Kammerdiener, erschien er ihm und einigen Kameraden, die in einem Hohlwege aufgestellt waren, denselben ganz gemächlich herabreitend. Es waren das preußische Musketiere, die viele Schlachten mitgemacht und den Teufel nicht fürchteten — Halt schreien und mit gefälltem Bajonnet vorstürzen, war das Werk eines Augenblicks. Aber Jacques auf seinem Schimmel zog wie ein Wetterstrahl durch die Musketiere dahin, und als er in die Nähe unseres alten Dieners kam, der den Gewehrkolben hoch zum Schlage erhoben hatte, wandte er diesem das Gesicht zu und stieß ein so gräßliches Lachen aus, daß es der Andere alle Tage seines Lebens nicht vergessen konnte.“

„Schade drum,“ lachte der Oberst gemüthlich, „daß bei diesen genialen Geschichten der herrliche Sonnenschein leuchtet, das wäre Etwas gewesen für Nachts am lodernden Wachtfeuer.“

Da klang aus der Nähe herüber frisch und lustig die schmetternde Musik des achten Dragonerregiments, bei dem vorhin zum Aufsitzen geblasen worden war und das nun in langer Linie bei den Bivouaks der Ulanen vorüberzog, Alles bei dem heutigen Fest- und Ruhetag, und was nicht gerade bei den Pferden beschäftigt war, dorthin an den Weg zieh end, um den abreitenden Kameraden ein freundliches Scherzwort oder hergebrachen nachzurufen, und als einer der zuschauenden Ulanen mit einer Bewegung nach seinem Säbel das bekannte „Lehm op“ rief, jubelten es Hunderte nach und es durchfloß auch so frisch und kräftig die Reihen der abreitenden Dragoner, daß deren Pferde, den bekannten Schlachtruf wohl kennend, die Ohren spitzten und sich ohne Hülfe zusammennahmen wie vor einer Attaque — „Lehm op“ — „Lehm op.“

Auch der Oberst des Ulanenregiments hatte sich mit seinen Offizieren erhoben und dem Kommandeur der Dragoner, der zur Begrüßung eine Strecke gegen ihn herangesprengt war, freundlich mit der Hand gewinkt, worauf ihm Jener zurief: „Kommt's bald nach, so viel ich vernommen, geht's nach Paris.“

„Daran ist wohl kein Zweifel mehr, und wenn es geht wie bisher, so können wir in vier Wochen bei den Frères provençaux dinieren, auf Wiedersehen, morgen Früh, denk' ich — doch wollen wir sind,“ wandte er sich an seine Tafelrunde, „den Kaffee durch Aussicht auf einen gleichfalls baldigen Aufbruch nicht verkümmern lassen, Doktor, geben Sie nach eins her von dem ganz vortrefflichen Anisette; vorgestern Sie mir auch vor allen Dingen unseren Berichterstatter nicht, ich seh' in seiner Hand die wichtige Schreibtafel und möchte bei seinem nächsten Bericht nun ein freundliches Wort für unseren Regimentsfamilientafel-Obercintendanten geben haben. Sie sollen leben, Doktor.“

„Laute schön, Herr Oberst, aber ich muß mich von dem Vorwurf reinigen, als hätte ich die Schreibtafel unseres Gastes zu meinem Lob benützen wollen; ich war gerade im Begriff, ihm eine Aufklärungen über das historisch gewordene „Lehm op“ zu geben, besser aber wäre es noch, wenn der Herr Oberst selbst, als bei der Entstehung gegenwärtig, dieselben freundlichst geben wollte.“

„Mit Vergnügen, das war damals vor dem 66er Feldzug, als wir in Bonn lagen, ich war Oberstlieutenant beim dortigen Königshusarenregiment, und da ritten wir eines schönen Morgens mit ein paar Schwadronen auf der godesberger Chaussee nach dem Exerzierplatz zu, wobei wir an einem Neubau vorbeikamen, an dem die Maurer oben auf dem Gerüste den Speisbuben drunten zuriefen: „Lehm op', als Befehlung, Kalk und Mörtel hinaufzubringen. Ein paar Husaren riefen das Wort lachend nach, und als wir am andern Morgen wieder vorüberzogen, war der erste Gruß der gesammten Schaarwerk an die Maurer auf dem Gerüste das famose „Lehm op“, erhielt sich auch fortan, wurde bei mannigfaltigen Gelegenheiten zum Scherze benutzt, und als bei der ersten Attaque im damaligen Feldzug die Säbel aus der Scheide flogen, brauste ein flottes „Lehm op“ durch das ganze Regiment, und das wirkte so ansteckend, daß in kurzem jedes Kavallerieregiment unter dem Rufe: „Lehm op“ zum Angriff überging, hat sich auch bei diesem Feldzug wiederholt und prächtig bewährt, denn wenn die Buschte ihr „Lehm op“ brüllen, so ist kein Halten mehr und sie fahren drein wie die leibhaftigen Teufel.“

„Es ist das die gleiche Geschichte wie mit dem „Heurich“ in den Befreiungskriegen,“ meinte der Oberstlieutenant, „nur daß dieser Heurich eine Persönlichkeit war und zwar ein verkörperter Offiziersburiche im littauischen Dragonerregiment unter Oberst Below und seinem famosen Oberstlieutenant Platen. Man hatte diesen Heurich oft im Zorne mit lauter Stimme anrufen hören, worauf die Dragoner in der Schwadron bei jeder außerordentlichen Gelegenheit ihr „Heurich, Heurich“ erschallen ließen, und so wurde das nach und nach zum Schlachtruf; blieb aber längere Zeit diesem Regimente und man hörte damals öfters mitten in der Schlacht, wenn die andern Reiterregimenter nichts ausrichten konnten, den lauten Ruf „Heurich, Heurich“, bis die Littauer unter Oberst Below herbeikamen und aushalfen.“

„Ich möchte nur wissen,“ sagte der Regimentskarzt, „was sich die Franzosen damals beim „Heurich“ und heute beim „Lehm op“ denken und wie ihre Geschichtschreiber das später verdolmetschen werden, vielleicht wie zur Zeiten unserer Infanterie für Quirrah, daß sie von den Russen bereiten noch behaupten, es sei ein Kosackenwort und hieße zu Deutsch: Freuet euch des Lebens!“

Alle lachten, während der Berichterstatter diese sostbaren Notizen sogleich aufzeichnete, dann sagte der Oberst aufbrechend: „Dort kommt Lieutenant von der Glabben zurück und mit ihm einer der Herren Kameraden vom Generalstab, wahrscheinlich mit einem Befehl für uns, und so wollen wir denn unsere Tafel aufheben, denn ich meine, es läge in der Luft, daß wir in kurzem abreiten müssen.“

Die Buchsen des Obersten schienen der gleichen Ansicht zu sein, denn kaum hatten sich die Offiziere erhoben, um den Heranreitenden entgegen zu gehen, so räumten sie augenblicklich zusammen, was sich noch auf dem improvisirten Tische befand, packten Alles in eine Kiste und luden es auf einen der Wagen.

Lieutenant von der Glabben brachte den Dank des Rittmeisters von Trebbin für den guten Rath, da doch vorläufig für den armen Barwitz nichts weiter geschehen könne, weil sie soeben den Befehl zum Aufbruch erhalten. Diesen überbrachte auch der Generalstabsoffizier für das Ulanenregiment, dann klangen die Trompeten durch das Bivouak, Alles lief zusammen und an die Pferde, so daß das Ganze für eine kurze Zeit scheinbar das Bild eines gewaltigen Durcheinanders gab, aber auch nur scheinbar, denn aus dem Knäuel der Pferde und Menschen entwickelte sich in überraschend kurzer Zeit die Linie der Züge und Schwadronen, die Trompeter bliesen lustig vor, die schwarz und weißen Fähnlein der Lanzen flatterten im Winde, und dann zog das ganze Regiment zuerst bei dem Obersten vorüber und gegen die Straße — nach Rheims.

Der Berichterstatter hatte sich auf's Herzlichste bedankt für die genossene glänzende Gastfreundschaft, worauf ihm der Oberst eingeladen, sich auch künftig, so oft er in die Nähe des Regimentes käme, als Gast desselben zu betrachten, und Lieutenant von Passow hatte noch die Bitte beigefügt, ihm Nachrichten zukommen zu lassen, wenn er durch ein glückliches Um-

Digitized by Google

gefahr etwas über seinen verwundeten Kameraden erführe, dann folgte der Ordonnanzoffizier seinem dahinjagenden Chef, und der arme Berichterstatter blieb allein, saß traurig zurück. Da lag um ihn her der weite Platz, wo soeben die lustigen Ulanen gelagert, die und liese, und es war von dem heitern Treiben hier nichts übrig geblieben, als einige in den Boden geschlagene Pfähle, spärliche Heu- und Strohüberreste, Papierfetzen und verglimmende Feuer

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser und Moltke.

(Bd. 2. 161.)

Es war ein tiefergreifender, feierlicher Augenblick, als an jenem sonnenhellen, heißen Festmorgen des Siegeseinzugs von Berlin der Kaiser, der die auf so vielen Schlachten heimkehrenden Truppen an seinem glückstrahlenden Auge vorüberziehen lassen wollte, auf dem tempelhofer Felde unter dem endlosen Hurrah der Soldaten und des Volkes erschien und auf den greisen Strategen, „den Denker des Krieges“, zuritt und ihn vor Allen an sein Herz drückte und küßte. Ein schöner Zug in des tapfern Fürsten Wesen, daß er die Ehre Dem gibt, dem die Ehre gebührt, und mit diesem Kusse kann verklungen, wenn er diese Siege zumeist verdankte. Das ist's, was dem Kaiser die Herzen Aller gewinnt, diese Selbstlosigkeit, die auf der höchsten Höhe des Glückes des Mannes nicht vergißt, der ihm den Weg zu dieser Höhe gebahnt. Welch' ein Jubel bei dieser feierlichen, herzlichen Umarmung tobbrach, welche Feder vermöchte das zu schildern!

Der Diplomat.

Naturwissenschaftliche Skizze
von
A. Löwenstein.

Unter den höheren Thierklassen der menschlichen Gesellschaft nimmt der Diplomat eine der höchsten Stufen ein.

Er ist so eigenthümlich geartet und gebildet, daß es schwer ist, ihn in eine der bekannten Thiergruppen einzureihen. Er ist eine Kreatur sin generis. Stammt der generelle Mensch vom Affen, so stammt der Diplomat zweifelsohne vom Fuchs ab. Sein Aeußeres und Inneres, sein Denken und Fühlen, sein Thun und Lassen, sein Bewegen und Wedeln ist — Fuchs.

Er hat eine feine Nase, spitze Ohren, ein scharf geschnittenes Kinn und kluge Wangen, die jeder Farbe fähig sind. In seinen Augen liegt sein diplomatisches System. Seine Stirn ist fest und trumm, wie ein Wächter vor dem Gedankenhause. Seine Zunge ist liebkich abgerundet und seine Ohren sind so diplomatisch dreifsert, daß sie nicht nur hören, was sie wollen, sondern auch nicht hören, was sie nicht hören wollen. Er lebt meist an Höfen, nährt sich von Worten, die er verschluckt, und ist selten beisartig. Im Gegentheil. Er ist eine gute Haut, die er auch noch zur Schau trägt, wenn er aus derselben fahren möchte. Sein elastischer Magen kann außerordentlich viel ertragen, und bei der Alternative, ob Diegen oder Brechen, verräth er kaum jemals die Neigung zum Brechen. Daher braucht er auch seine Zähne weniger zum Beißen als zum Verbeißen, ausnahmsweise wohl auch zum Knirschen, das aber von der Umgebung selten gehört wird. Sein Gehirn ist ganz eigenthümlich gebaut. Es hat verschiedene Ausgänge, diverse Hintertüren und Hintertreppen und eine große Rumpelkammer, aus der er gelegentlich Altes, Verlegenes und Vermodertes wieder einmal hervorholt, in unum Delphini. Sein Herz, das es niemals auf der Zunge hat, ist so reich an Klappen, daß er nicht nur das dunkelste Gemisch von Tönen anschlagen, sondern es selbst ganz luftarpen kann. Nicht selten fehlt das Herz vollständig.

Wenn das Genus «homo» zwei Augen und zwei Ohren, zwei Arme und zwei Beine hat, so ist bei dem Diplomaten das Doppelte zu einer weit höheren Stufe der Entwicklung gelangt. Daher auch sein Name „Diplomat“, von διπλος = doppelt. Bei ihm heißt es: Omne duplex perfectum! Er ist der geborne Zaunskopf. Er ist doppelzüngig, doppelsinnig und doppeldeutig. Er sieht doppelt, wie durch ein Prismglas à discretion, in beiden Spiegel die Bilder zugleich auf gerader Richtung und von der Seite fallen. Mit seinen Doppelgriffen bringt er manchen Akkord zu Stande. Wo es geht, schreibt er mit doppelter Kreide, seine Ansichten und Grundsätze haben einen doppelten Boden und in seiner Registratur florirt die doppelte Buchführung. Er ist eine Doppelnatur durch und durch, obgleich man über dem, was ihm zur zweiten Natur geworden, die erste nur selten zu sehen bekommt.

Wenn irgend ein Thier zu den Wirbelthieren gehört, so ist es sicher der Diplomat. Seine Wirbelsäule macht seine Stellung. Sie ist von ungewöhnlicher Biegsamkeit und Beweglichkeit. Sie steht fast immer in der Winkelstellung, und an den Winkelgraden mißt sich der Grad der Achtung Derer, vor denen sie sich beugt. Ein genialer Diplomat wird mit der diplomatischen Rückgratsverkrümmung geboren, und — wer ein Diplomat werden will, beß Rücken krümmt sich bei Zeiten. Gedanken und Empfindungen drückt er durch seine Wirbelsäule aus, Demuth und Hochmuth, Mißmuth und Gleichmuth übersetzt er in die Sprache des Rückens.

Aehnlich wie die Wirbel weiß er auch andere Körpertheile zu Sprachorganen zu benützen. Er spricht mit den Augen, er spricht mit der Nase, er spricht mit der Stirn, er spricht mit dem Kinn, er spricht mit Händen und Füßen. Kopfschütteln, Stirnrunzeln, Achselzucken, Nasenbuckeln, Augenblinzeln, Augenbrehen und Nagenrollen sind nur verschiedene Sprachformen und Formeln. Und reichen diese nicht aus, so steht ihm jeden Augenblick ein — Lächeln zur Verfügung. Er lächelt aus den verschiedensten Tonarten! In ein Lächeln legt er seinen Spott und verbissene Kränkung, verhaltenen Groll und geheime Schadenfreude, leichte Ironie und schweres Geschütz der Verhöhnung und Verachtung. Mit einem Lächeln weiß er gewissen Antworten auszuweichen, in ein Lächeln übersetzt er das «Non possumus», mit einem Lächeln läßt er sich eine ministerielle Nase applaziren, mit einem Lächeln weiß er den Empfang eines allerhöchsten Zustritts allerunterthänigst zu bescheinigen.

Ausnahmsweise braucht er auch den Mund zum Sprechen. Ausnahmsweise! Denn seine Lippen halten wie ein Schlagbaum seine Gedanken zurück, und nur sie die in diplomatischer Weise gefärbten oder mit der diplomatischen Blaube versehenen Gedanken wird der Schlagbaum aufgezogen. Seine Worte haben lange auf der Goldwage gelegen, damit kein Mensch erfahre, was sie — werth sind. So will es der bekannte Münzwardein Talleyrand. Nach seinem Rezept verfährt der gewiegte Diplomat. Was er sagt, das denkt er nicht, und was er denkt, das sagt er nicht. Er denkt Sturm und spricht Zephyr, er spricht weiß und sieht — schwarz. Ehe er der Rede den Zügel schießen läßt, lieber läßt er die Rede selber schießen. Er spricht immer verhüllt, verbrämt, verblümt. Er besitzt die Kunst, mit vielen Worten nichts zu sagen, und sagt am meisten, wenn es schweigt. Er spielt den Unschuldigen, den Naiven, den Dummen, wenn es sein muß. Wo er positiv sprechen könnte, da redet er sich negativ oder relativ aus. Man dürfte meist, man möchte vielleicht, man müßte am Ende: das sind seine eigentlichen Hülfsreitworter. Seine Worte sind immer milde. Nie ohne Glacehandschuhe, ist seine Devise. Das Harte und Schroffe hallt es in Baumwolle, bittere Pillen beleat er mit Silber, dem Scharfen und Spitzen amputirt er den Stachel und dem Herben baut er eine goldene Brücke, um ihn — reinfallen zu lassen.

Wenn er mit seinem Kiel in das schwarze Meer der Tinte steuert, so hängt er daran die Rettungsboote der Zurückhaltung und der phrasenspritzenden Paraphrase. Wenn, obgleich, in Anbetracht, in Erwägung, daß — immer motivirte Tagesordnungen. „Wir sind nicht in der Lage, es zu bestreiten, daß man, wenn man von einem andern Standpunkte ausgeht, nicht auch der entgegengesetzten Meinung sich zuwenden zu können sollte glauben dürfen, zumal —“ u. s. w. Le style c'est Thomme. Welcher Gehalt an Ideen, welche Tiefe in der Breite, welch' weiter Tummelplatz für die hin- und herspringenden Gedanken!

Der Diplomat hat zwei berechtigte Eigenthümlichkeiten: die Schlauheit und die Lüge. Er ist so klug, daß Keiner aus ihm klug wird, und er stellt sich zeitweise so dumm, um — Andere dumm zu machen. Er läßt sich herab und setzt sich herunter, wie und wo es paßt. Er läßt sich geben, um wo möglich zu bleiben. Er nimmt, wo ihm gegeben wird, nur gibt sich so, daß man nicht weiß, wie er zu nehmen. Er ist die Fleisch gewordene Lüge. Alles an ihm ist Schminke. Er ist der Schauspieler auf den Brettern, die die Welt sind. Er hört auf den Souffleur und benutzt das Gedächtniß, um Manches zu vergessen, er vermeidet die Auftritte, reißt Coalitionen, verfügt über ansehnliche Dekorationen, stellt das Klatschen und ist da, wenn er gerufen wird. Er spielt den Liebhaber und den Intriganten, den Helden und den Jesuiten. Er spielt alle Rollen, um — eine Rolle zu spielen. Er ist zu Allem fähig.

Er ist der geborene Rechnungträger. Er sagt nie: Ich will! Er macht ewig Kompromisse, um sich nicht zu kompromittiren. Er balancirt zwischen den Extremen. Er steht als Wischsleiter auf manchem hohen Schlosse, und um höhere Köpfe zu schützen, nimmt er Verschiedenes auf seine Kappe. Er ist der internationale Handlanger der Weltgeschichte. Das ist sein Thun und Lassen. Er läßt Manches als Diplomat, was er als Mensch thun müßte, und thut doch Manches, was er nicht lassen kann. Er thut wenig und leistet oft viel, und thut am meisten, wenn er nichts thut, oder thut, als ob er thäte.

Der erste Diplomat der Welt war ein Feminimum — die Schlange. Ihre

Digitized by Google

Einzug in Berlin. Die Begrüßung Moltke's durch den Kaiser auf dem tempelhofer Felde. Originalzeichnung von C. Rechlin Sohn. (S. 100.)

diplomatische Kunst brachte es dahin, daß der Ansel en bloc angenommen wurde. Seitdem sind die Diplomaten immer zur Hand, wo es einen Zankapfel gibt, und im historischen Interesse sollte in dem Wappen des gewiegten Diplomaten die Urahnin, die Schlange, niemals fehlen.

Eine große Dame.

Novelle von **von Dewall.**

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Am nächsten Morgen sprach man in ganz Warschau von nichts Anderem, als von der verfluchten Brandlegung in der Stadtbatterei. In allen Tonarten wurde dieses Thema variirt und alle daraus etwa möglicherweise zu fürchtenden gewissen traurigen Folgen kritisch erwogen; die mildesten und übertriebensten Gerüchte zirkulirten überall: man hätte eine fijitianische Vesper arrangiren wollen, alle Russen verbrennen und Jene, die den Flammen entkamen, niedermetzeln wollen u. s. w. — Thatsache war, daß zwei sehr übel berüchtigte Individuen ertappt worden waren, wie sie unter der Treppe hockend dieselbe mit Terpentin besudelten. Sie saßen jetzt hinter Schloß und Riegel, leugneten aber hartnäckig, irgend welche Mitschuldige zu haben.

Baron Mengden war den ganzen Tag beschäftigt, Meldungen und Antrittsvisiten zu machen. In seiner Britschka fuhr er unaufhörlich durch die Straßen Warschaus, von einem Palaste, einem Hause zum andern.

Ueberall erfuhr er Neuigkeiten von höchster Wichtigkeit: man brachte das versuchte Verbrechen mit dem Umstande in Verbindung, daß gestern hier in Warschau, unter den Augen der Polizei, eine Zusammenkunft aller Hauptverschwörer stattgefunden hatte. Als die Behörden Kenntniß davon erhielten und das Nest ausnehmen wollten, war es bereits leer — die Polizei erfuhr Alles, aber wie überall, immer einen Postag zu spät. Die Ehefrau der Empörung waren bereits nach allen Windrichtungen zerstreut, und als man in den nächsten Tagen ihre Namen wieder nennen hörte, hatten sie dieselben schon durch blutige Gefechte und Scharmützel den Russen auf's Neue furchtbar gemacht.

Eines nur erfüllte diese mit Jubel und tröstete sie für so manche Schlappe — man wußte genau, daß im feindlichen Lager die Hydra der Uneinigkeit schon wieder ihr Haupt erhoben hatte, daß diese den Baum der jungen Freiheit bereits an der Wurzel benagte.

Der geheime Stadtchef machte ebenfalls auf eine furchtbare Art von sich reden — zwei des Verrathes verdächtige Polen waren am Morgen in ihren Betten erdolcht gefunden worden, und der Name „Hänge-Gendarm" tauchte zum ersten Male auf. Mehr als alle diese Gerüchte beschäftigten Mengden die Erinnerungen an den vergangenen Abend selbst. Wer war jene Dame im veilchenblauen Kleide? — So viel hand fest, Clemar Bohary war es nicht gewesen, alle Damen waren darüber im Klaren, wohin er auch kam. Er hatte sich getäuscht. Wem aber hatte er einen achtzigjigen Sklavendienst zu leichtsinnig zugesagt? — —

Wo war jene Maske geblieben? — war das Ganze nur eine lustige Intrigue oder hatte es eine bedsimmte, ihm unbekannte Bedeutung? — Diese Fragen und Gedanken beschäftigten ihn fortwährend. Er dachte mehr an jene geheimnißvolle Unbekannte mit den kleinen Händen, als an die schöne Gräfin P., welche ihn so auszeichnet hatte am vorigen Abende, welche ihm sogar nach dem Souper noch einen Tanz bewilligt hatte und ihm durch noch Mancherlei, was ein Mann nicht mißverstehen kann, zur Genüge bewiesen hatte, daß sie Gefallen an ihm fand.

„Nun, ich werde sie ja wohl wiedersehen," dachte er dann, „der Ton ihrer Stimme bleibt mir immer im Gedächtnisse und jenes kleine Mal will ich suchen bei allen Frauen und Jungfrauen Warschaus, bis ich es gefunden habe. Muß hat Recht, man muß sich hier zerstreuen, sonst sämmet Einem die Lust, die hier weht, die Kehle zu und macht Einen zum Selbstmörder. Auch bei der Gräfin war er vorgefahren, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, dieselbe war aber noch nicht sichtbar gewesen und so hatte er nur seine Karte abgegeben.

Als Mengden gegen Dunkelwerden etwas abgespannt nach Hause kam, fand er auf seinem Tische ein prachtvolles Bouquet in einer Vase auf dem Tische stehen, dessen Duft das ganze Zimmer parfümirte. — Bieder sein Bursch nach sein Kokal wußten ihm Auskunft zu geben, von wem jene zarte Aufmerksamkeit herrührte, all' sein Fragen war umsonst, und lebhaft intriginirt betrachtete er daselbe von allen Seiten, als sollten ihm die Blumen selbst das Räthsel lösen. Aber umsonst, sie waren schön und duftend, aber stumm. So stellte er denn daselbe wieder auf den Tisch, warf sich auf den Divan und hing seinen Gedanken nach, bis Prinz Mutia kam mit noch einigen Husarenoffizieren, um ihn zum Diner abzuholen.

Mengden hatte bereits die Redereі Mussa's, daß er viele Köpfe verdrehen würde, ganz wider seinen Willen zur Wahrheit gemacht.

Die Gräfin zählte sich lebhaft von dem jungen Manne angezogen, sie fand ihn schön, interessant und distinguirt, er hatte eine gewisse Zurückhaltung in seinem Wesen, welche sie reizte — und wie tanzte er! — Während sie etwas matt nach und nervös auf ihrem Divan lag, die Vorhänge zugezogen, um eine angenehme Dämmerung zu unterhalten, fühlte sie noch einmal, wie jener Arm sich um ihre Taille legte und sie fliegend durch den Saal trug, und wie gestern hob sich ihr Busen höher, schlug ihr Herz noch einmal voll Unruhe und süßer Lust.

Annuschka, welche in ihrer überschwänglichen Weise sich um sie bemühte, wies sie ziemlich abweisend zur Thür hinaus, sie wollte ungestört sein und Niemanden sehen — und dann sank sie wieder zurück in die Kissen und hing ihren Gedanken nach. — So kam es, daß der Gegenstand ihrer Träume, als er ihr seinen Besuch machen wollte, ebenso wie viele Andere von dem Lakaien den Bescheid erhielt: Die gnädige Gräfin empfinge heute nicht.

Mengden bei Gräfin hinter den geschlossenen Gardinen ruhte und ein Lauf bis in ihre Gemächer dringen durfte, ging Mademoiselle Juliette mit einer Scheere bewaffnet in den Empfangszimmern auf den Fußspitzen umher und kam ihrem täglichen Geschäfte nach, sie pflegte die Blumen, welche diese Räume schmückten. Ihre kleine seidene Schürze war bereits ziemlich angefüllt mit gelb werdenden Blättern und Blüten, welche sich, wie sie selbst, dem Augenblicke näherten, wo sie verwelken brechen und ihr Dasein beschließen würden. Aber auch grüne Blätter und die schönsten Knospen und Blumen schnitt die Scheere von den Büschen und Töpfen, sie fielen ebenfalls in die Täubelschürze, mitten hinein zwischen jene anderen. So schwebte Mademoiselle Juliette wie eine Libelle von einem künstlichen Gebüsch zum andern, und wo jene über den klaren Wasserspiegel auf und nieder tänzelt, so tänzelte sie von Franzosin vor den blitzenden Spiegeln und sah zurück und beschaute sich ihr Kunterfei und schnitt Gesichter, lächelte und schmachtete sich an, und das Alles geschah ebenfalls wegen des zweiten Adjutanten, der davon nichts ahnte.

Sie sah Mengden gegen Mittag vorfahren. Hinter den Fransen der Gardinen hervor lugten ihre dunklen Augen hinwieder in den Hof: „Ein schöner Mann," — sprach sie bei sich selbst — „recht wohl vernehm — man muß versuchen, was man aus ihm machen kann." Und sie eilte schleunig auf ihr Zimmer, warf die Ausbeute in ihrer Schürze auf den Tisch und stellte ein reizendes Bouquet daraus zusammen.

Anfangs war sie zweifelhaft, ob sie nicht ein Billet zwischen den Blättern verbergen sollte, aber nach einigem Nachdenken gab sie diesen Gedanken wieder auf. Sie verbarg den Strauß unter ihrer Schürze, nahm aus der Kommode einen Schlafstock und schlüpfte behende wie ein Wiesel die Treppe hinab. Sie horchte einen Augenblick an Mengden's Thüre, dann öffnete sie dieselbe geräuschlos vermittelst jenes Schlüssels und kam eine Minute darauf hinter die vorsichtig die Treppe wieder empor.

Miucia saß unterdessen in einem großen, festlichen Gemache des oberſten Stockes, ließ hohe Stöße Wäsche in die Schränke packen und machte ihre Notizen in einem Buche, welches vor ihr lag. — Auf ihrem ernsten Gesichte lag der Ausdruck schwerer Sorge, und während sie Zahlen schrieb und Befehle gab, schwebten ihre trüben Gedanken weit hinaus über Zeit und Ort. Gegen Mittag hat sie Annuschka, nach dem Hospital zum Kindlein Jesu gehen zu dürfen, um dort eine Kranke zu besuchen. Als sie, zum Ausgang gerüstet, voller Unruhe und Sorge über den Hof des Palastes schritt, sahe Mengden eben in den Hof. Sein Auge streifte sie, ohne die unscheinbare Dienerin zu bemerken. Mit einem Schlage aber wendete sich in deren Gedanken die Coulissen und Akteurs. Das war also ihr Sklave von gestern Abend! — Sie ließ ihren Blick an sich selbst heruntergleiten, erbeitet über den einfachen Anzug, welchen sie heute trug. — „Ei, mein Herr Baron," — dachte sie — „wenn Sie es ahnten, daß ich, die arme Miucia, Ihre schöne Maske von gestern bin, was Sie wohl für eine Meine dazu machen würden, vielleicht ein wenig sauer würden Sie dreinblicken! — — — Und doch, mein Herr, Sie würden bei dem Tausche gerade nicht verlieren, schmeichle ich mir, — mit jener Eleonore darf ich alle Tage noch in die Schranken treten." So vertiefte sie sich im Weiterschreiben in die Erinnerungen vom vorigen Abend, und meine Miucia auch weit entfernt davon war, solche Gefühle zu hegen, wie die schöne Gräfin und deren pariser Zofe, so beschäftigten sich ihre Gedanken doch ebenfalls lebhaft mit dem Gegenden von Spanien. — „Er hat die Miene eines ritterlichen, ehrenhaften Mannes — schon in seinem Blick, im Tone seiner Stimme liegt etwas, was Vertrauen erweckt. — Armer Baron, wie wenig paßt Du doch mit Deinen freundlichen Herzen auf diesen blutgetränkten Treibhausboden hier. — Nun, als Deine Herrin, in deren Loch Du leichtsinnig Deinen Hals gesteckt hast, will ich ein wenig nach Dir sehen und für Dich sorgen — ich werde, so weit ich es vermag, Deine gute Fee spielen — doch Dein Wort sollst Du mir lösen zu seiner Zeit." — So scheilt Miucia, den Blick zur Erde gesehrt, schnell die neue

Digitized by Google

Welt hinunter, bog aber dann in eine Seitenstraße ein und stieg, anstatt nach dem Hospital zu gehen, die Treppe zu einem Haufe empor, in welchem ein photographisches Atelier sich befand, wie eine Aufschrift in großen goldenen Lettern auf einer schwarzen Blechtafel ankündigte.

Mincia hatte, als sie aus der Hauptstraße abbog, einen dichten Schleier herabgeschlagen, in den dunklen Haustur entfernte sie denselben und schritt langsam die Treppe empor. Ihr war es zu Muthe, als sasse mit jeder Stufe die Sorge wieder mehr und mehr Raum in ihrem Herzen, als kehre Scherz der Maskerade nur vorgestern — nur bitterer Ernst und peinliche Sorge blieben als Bodensatz in ihrem Herzen zurück.

Durch das Atelier des Photographen gelangte sie auf einen langen Korridor, an dessen Ende sie klingelte. Die Thür öffnete und Mincia trat ein. Jene Wohnung glich dem Baue eines Fuchses. Sie wartete, bis die Thüre hinter ihr in's Schloß gefallen war, dann frug sie leise, ob „der Freund" schon dagewesen sei.

„Nein, aber Jan war hier und bestellte, Alles stände gut und er würde gegen ein Uhr ebenfalls hier sein. — Treten Sie ein, Fräulein!"

Mincia trat in die bekannte Stube und setzte sich in die Sophaecke, die Alte ging hinaus. —

„Die heilige Jungfrau sei gelobt," murmelte die Polin und Thränen traten in ihre Augen, „so war diese verzehrende Angst gottlob umsonst!"

Nach einer Weile nahm sie ein kleines Gebetbuch aus der Tasche, und um ihr Gemüth vollends zu entlasten oder ihren Dank zu sagen, begann sie flüsternd zu beten.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und Stephan Bobrowski stand vor ihr.

Mincia schrak empor und verbarg das kleine Buch hastig zwischen den Falten ihres Gewandes, aber ihre Thränen vermochte sie nicht eben so schnell zu verheimlichen. —

„Was fehlt Dir, cochanna, Du weinst?" frug der Verschwörer mit Theilnahme und ergriff die Hand des Mädchens. „Speich, Mincia, es preßt mir das Herz zusammen, Thränen zu sehen," und er hielt neben ihr auf der Sophaecke nieder und blickte innig zu ihr auf, — er, der in der nämlichen Nacht jene zwei grausigen Todesurtheile, noch schrecklicher gemacht durch das Geheimnißvolle der blutigen That, hatte vollziehen lassen, — der geheime Stadtchef kniete vor der Dienerin des russischen Generals und drang mit aller seiner Ueberredungskraft in dieselbe, ihm zu sagen, was sie bedrücke.

„O laß mich, Stephan," sprach sie endlich — „ich fühle mich so unendlich traurig — mein Gemüth ist so voll dunklen Ahnungen erfüllt. — Steh' auf — es schickt sich nicht, daß Du so vor mir auf dem Boden kniest! — O Stephan!!" —

„Was fürchtest Du denn?" sprach Bobrowski und seine Stimme vibrirte. Er stand auf und schlang seinen Arm um Mincia's Nacken und sie sog ihn neben sich auf das Sopha nieder, lehnte ihr Haupt an seine Schulter und weinte bitterlich.

„Was bekümmert Dich so, cochanna, was betrübt Dich so?" — bat er zärtlich — „so sprich doch, ich kann Dich nicht so leiden sehen. Ist Dir das Leben dort zu unerträglich — willst Du fort von der Gräfin? Willst Du zu mir?"

Mincia schüttelte verneinend das Haupt.

„Du bist so betrübt — to mnie przywodzi do rozpaczy*) — sag, wie kann ich Dir helfen?"

„O Stephan — o Geliebter meiner Seele!" schluchzte das schöne Mädchen und wandte den Manne ihr thränenfeuchtes Auge zu, „ich habe Furcht für Dich, ich zittere für Dein Leben! — Ich kann keine Nacht schlafen vor Angst, und tausend schreckliche Gespenster jagen um mein einsames Lager! — Mir liegt es wie ein Alp auf meinem Herzen! Ich weiß, Du bist edel und groß — ich weiß, Du bist bestimmt, Großes zu vollbringen, und feen sei es von mir, Dich wankend zu machen auf Deinem Pfade, schon längst entsagte ich mit Dir den stillen Freuden eines friedlichen Daseins" — —

„Dieser Frieden wäre Scheintod!"

„Ich weiß es, Stephan, ich weiß es. Ich kenne Dich und Dein Herz, an Deinen Händen klebt Blut und dennoch küsse ich dieselben — es ist ja geflossen zum Heile des Vaterlandes, es war das Blut von Verräthern, und Du selbst, Du opferst ja stündlich Dein eigenes Leben, Deine Freiheit! — Auch ich klage nicht, — nur diese eine Bitte erfülle mir — schone Dich! — Ich weiß, Du hast Feinde unter den Polen, mehr noch als unter den Russen — o Stephan, sei vorsichtig, denke an Deine alte Mutter, denke an mich, Geliebter!"

„Mich schirmt mein Geheimniß, Mincia, sonst wäre ich längst nicht mehr. — Nur Wenige wissen, wer Stephan Bobrowski ist, — man hält mich für einen von den Zwölfen — für einen der Apostel, aber kleiner ahnt, daß ich der Heiland der neuen Freiheit selber bin!" —

„O freue nicht," flehte Mincia — „halt ein!"

*) Das bringt mich zur Verzweiflung.

„Genug!" sprach der Verschwörer und machte sich langsam von dem Mädchen los, — „die Zeit entflieht. Du kamst nicht ohne Grund hierher, so theile mir mit, was Du mir zu sagen hast."

Mincia gab sich Mühe, ihre ruhige Fassung wieder zu gewinnen; sie erzählte ihm von den Ereignissen des Balles, von der Begegnung mit Mussa und Mengden und von dem Eindrucke des Schreckens, welchen das versuchte Attentat im Saal gemacht hatte.

„Diese Schurken!" knirschte Bobrowski im Zimmer auf und ab schreitend — „sie haben ihren verdienten Lohn! — wahnsinniges Gesindel!"

Mincia fuhr in ihrem kurzen Berichte fort. Sie erzählte, wie sie von Mengden zu einem Sitz geführt, in ihrer Nähe zwei Männer mit der schwarzen Rose auf den Handschuhen gesehen hatte. — „Ich ging ihnen nach — ich folgte ihnen durch einige Zimmer," fuhr sie fort, „der Eine verschwand breite sich plötzlich nach mir um, und mich erschreckend, erhob er drohend die Faust und sprach: „Hüte Dich, Verräther, es geht an Deinen Hals!" — der Andere zeigte mir hinter den Falten seines Domino's einen gezückten Dolch. — Trotz meines jähen Schreckens fiel mir glücklicherweise mein Stichwort ein: „Niemand" flüsterte ich ihnen zu — die beiden Männer standen da, als wäre der Blitz vor ihnen in den Boden gefahren — ich entfloh. Ich gelangte in das grüne Gemach, öffnete die Thüre und fand im Zimmer einen Lakaien, welchen ich um den Wagen der Gräfin Bathory hat. Ich fuhr hierher. Vor Mitternacht schon war ich zu Haus — aber Schlaf kam nicht in meine Augen."

Bobrowski hatte aufmerksam den Worten zugehört, einige Male hielt er an zu seinem Auf- und Niedergehen, ein grimmes Lächeln fuhr über seine Züge wie Wetterleuchten. Als Mincia die Szene mit den beiden Männern erzählte, trat er an das Mädchen heran, ergriff ihre Hand und sprach: „Noch wenige Wochen vielleicht und die Sonne bricht hervor, Mincia, harre aus, — noch kurze Zeit und wir sind am Ziele! Nur jetzt nicht muthlos brauchen. Wenn erst der weiße Adler frei über Polens Fluren seine Fittige ausbreitet, dann werde ich kommen, mein Weib zu holen, und meinem Hausstand zu gründen' wenn ich dem Vaterlande erst mein Wort gelöst haben werde, dann will ich kommen, Mincia, und Dir das halten, was ich einst gelobte. — Leb' wohl jetzt."

Er küßte sie auf die Stirn und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Ahnung.

(Bild S. 104.)

Ahnung sitzt so still allein,
Unglaubt vom Abendsonnenschein.
Der Garten hell und duftig blüht —
Ein Träumen durch ihr Herze zieht.

Sie träumt von ferner Frühlingszeit,
Wie war das Herz so jung — so weit!
Und Blatt auf Blatt erblühte heut,
Und gab's doch gold'ne Frucht im Haus —

Bis Blatt um Blatt fiel ab vom Baum ...
Es ist ihr Alles wie ein Traum.

Ahnung denkt an ihren Gott,
Schaut sehnend in das Abendrot ...

Verstohlen schleifen durch das Gras
Und pflücken Blumen roth und blaß.

Sie winden heimlich Kränzelein —
„Die sollen sie die Ahne sein!"

Froh flitternd heran der Enkel schaut
Und setzt die Kränze ihr in's Haar ...

Die lächelt still in's Abendrot —
Ahnung ist bei ihrem Gott!

Auflösung der Schachaufgabe Seite 72:

Weiß.	Schwarz.
1) T. E 5 — C 7	1) K. E 4 nimmt D 5 oder A.
2) L. E 2 — B 5	2) K. D 5 — C 5.
3) T. E 1 — E 5 gibt Matt.	

A.

1)	1) K. E 4 — E 3.
2) T. C 7 — G 3	2) K. E 3 — E 4.
3) T. D 5 — E 5 gibt Matt.	

Digitized by Google

Originalzeichnung von Th. Hosemann. (S. 103.)

Digitized by Google

Ein Magnatendrama.

Novelle von **G. E. M. v. Baldovanyi.**

(Fortſetzung.)

Vierter Kapitel.

Der kleine Groom mit der umgebängten Poſttaſche, welche des Grafen Brief an den Doktor enthielt, trabte auf einem hochheinigen engliſchen Pferde der Stadt zu.

Im Schloſſe ging es ſtill her. Die Gräfin lag im betäubenden Halbſchlaf mit der kühlenden Binde um den Kopf, und ſchien gerne ungeſtraft und ungeſtört zu bleiben. Helene und Bela ſaumen abwechſelnd, nachzuſehen, aber Irma lag heute auf der Bank ingewendet und gab Zeichen des Mißbehagens, wenn ſie geſtört wurde. Frau Kovar und die Joſefa ſchichen auf den Zehen um die verhäſchelte Herrin, welche kaum des Winks bedurfte, um alle Erforderniſſe und Wünſche erraten zu ſehen.

Nachmittags kam der Arzt und ging in's Krankenzimmer. Ihm erſchienen die bisher aufgetretenen Symptome nicht bedenklich, wenn nicht ihre Folgen für die Mutterhoffnung der Gräfin zu berückſichtigen wären. Die Gehirnaffektion konnte durch energiſche Ableitmittel von Bid gewindert werden, weil Blutentziehung in der gegenwärtigen Periode ihres Zuſtandes nicht zuläſſig war. Alle Beruhigungsmittel hatten auch die gewünſchte Wirkung, und aus dem dumpfen Halbſchlaf wurde bald ein wirklicher und feſter, der ſelbſt die beſorgten Mienen der Haushälterin durch ein Lächeln der Befriedigung erhellte.

Der gelehrte junge Doktor blieb über Nacht im gaſtfreien Schloſſe. Er wollte zur Hand ſein, wenn ſich etwas änderte im Befinden der Gräfin. Der übliche Abendthee war heute dem weither geritteten Doktor zuliebe in ein ſolideres Souper verwandelt worden, zu welchem ſich der ſtarke Wein, den er liebte, beſſer ſchickte, als der duftige chineſiſche Trank. Doktor Sonde ſprach viel, aß viel, trank mehr und bot aus dem reichen Schatz ſeiner Praxis eine Fülle von Erlebniſſen, phyſiologiſchen und pſychologiſchen Kurioſitäten, nebſt dem Neueſten von den Tagesereigniſſen der Stadt, ſowie ihres Umkreiſes, über welchen ſein medizinſches Szepter noch herrſchte. Von allen Schlöſſern und Edelhöfen des Komitatsbezirks wußte der Doktor etwas Neues, und erzählte mit dem Talte der Routine, welchen Aerzte häufig in ihren vielſachen Verkehr ſich aneignen. Von einer Eheſcheidung auf einem der benachbarten Güter war auch die Rede. In Ungarn, wo alle drei chriſtlichen Bekenntniſſe beiſammen wohnen, kann ein ſolcher Fall nicht zu den Weltwundern gezählt werden, obgleich er hier wie allerwärts wenig auf Beifall rechnen darf. Doktor Sonde, ein Partiſane der Eheſreiheit im weiteſten Sinn, vertheidigte dieſe gegen den katholiſchen Grafen. „Und Aerzten," ſagte er unter Anderem, „die wir mit ſo vielen Menſchen der verſchiedenſten Stände, Verhältniſſe und Konfeſſionen zu thun haben, wird oft ein Einblick in den innerſten Zuſammenhang und Urſprung der Dinge gewährt, wie er dem Laien ſelten zugänglich ſein kann. Welchen Zuſtänden der Zaulnis, der Vernichtung des Lebenskeims und Frieden kann das Auge da begegnen — ſie verfolgen von dem erſten Keim bis zu der ſchrecklichen Reife unausſprechlichen Elends! Das Ewigbindende der Ehe, und der Gelübde überhaupt, kann unter Umſtänden, die Niemand in ſeiner Macht hat, zur drückenden Feſſel werden. Wiſſen Sie aber, was der nie gelöſte Druck derſelben auf das organiſche Leben zur endlichen Folge hat? Aus einer einzigen kleinen Stockung und Störung der normalen Funktionen, welche heftige Stürme des Gemüths oder auch der leiſe wagende Gram bewirken, entſtehen: Tod, Wahnſinn, Verbrechen."

Die Zuhörer waren vielleicht tiefer von dem Thema innerlich berührt, welches der junge deutſche Arzt exzentrich modern behandelte, als ſie zeigen mochten. Helene entgegnete dem Doktor: „Es hat ſich aber in den meiſten Fällen der Scheidungen bald gezeigt, daß das Elborado der Freiheit auch auf dieſem Wege nicht unbedingt wieder zu gewinnen ſei. Sowohl in der weltlichen Geltung und Anerkennung, als auch in der inneren Befriedigung, im Verbande neuer Lebensverhältniſſe bleibt immer ein ſtörender Mangel. Es müßte hier denn anders ſein, wo Alles biegund ſchmiegſamer iſt, als in unſerem deutſchen, rein proteſtantiſchen Norden."

Der nächſte Tag brachte eine günſtige Benderung in dem Zuſtande der Gräfin. Die Nacht war ruhig verlaufen; Doktor Sonde wurde nicht in's Krankenzimmer gerufen. Der Schlaf dauerte lange in den Morgen hinein, und als nach dem Erwachen der Patientin der Doktor eintreten durfte, fand er ihren Kopf nicht mehr glühend, die Röthe verſchwunden, Kopfweh und Schwindel qualten die Gräfin nicht mehr. Es war in dem körperlichen Mißbefinden eine ſolche Ermäßigung eingetreten, daß nichts mehr zu befürchten ſtand. Doch gab in ihrer Weiſe ſich etwas kund, das fremd und krankhaft erſchien. Dem erwähnten Zuſtand ließ ſich zwar manche Beſtimmung zurechnen, aber bisher war ſie noch nie derart hervorgetreten und fiel jedenfalls mit dem Moment des Sturzes aus dem Wagen zuſammen, welcher als Motiv derſelben angeſehen werden konnte.

Fünftes Kapitel.

Die vorwährende Veränderung in der Art und dem Weſen der Gräfin war nicht für Alle und überhaupt nicht immer bemerkbar, daher auch der Doktor eigentlich kein unbedingtes Urtheil darüber erlangen konnte. In ſeiner Gegenwart ſah er die junge Patientin wenig anders, als er ſie ſonſt zu ſehen pflegte, wenn ihn ſeine Berufspflege in die Nähe des Schloſſes führten. Launen und Eigenſinn, Liſt und Tücke, ſelbſt Bitze wilder Heftigkeit brachen jetzt öfter hervor, ungejahmt von Einſicht und Vernunft. Die früheren Leuſamkeit durch Bela's Bitten war jetzt einem ſcheuen Mißtrauen gewichen und konnte auch in trotzige Indolenz ſich wenden, wenn er ſeine Wünſche maßgebend hinſtellen wollte, wie er es ſonſt gewohnt. Mit Helenen Rand Irma anſcheinend auf dem gewohnten Fuß, zuweilen machte ſie aber auch die ſcharfgeſitzige Deutſche ſtutzen über den Anflug von Ironie in ihrer Unterredung gegenüber der vielleichten Ueberlegenheit der Couſine. So verſtrich die Tage, und ohne wirklich vorhandenes, dem Arzte erkennbares Körperleiden ſtieß ſich die Gräfin, auch bei gänzlich erhaltenen Kräften, ſtets in der Zurückgezogenheit und dem Gewohnheiten eines Patienten.

Durch Irma's eingebildetes oder wirkliches Unwohlſein war auch das gemeinſame Tagesleben verändert und geſtört. Sie hielt ſich viel in ihren Zimmern, blieb oft vom Mittagstiſche oder Abendthee weg und ſetzte dem Antrag, ſolche Mahlzeiten in ihre Nähe zu verſetzen, eine ſo ängſtliche Abwehr entgegen, daß man es aufgeben mußte, die Halbpatientin geſelliger zu ſtimmen.

Helene und Bela waren nun oft genug, mochten ſie es wünſchen oder meiden wollen, auf ihre gegenſeitige Geſellſchaft angewieſen. Eine gefährliche Situation bei aller Sorgloſt, ſie in den gemeſſenſten Schranken zu halten, und doch darin ſich unüberlangen und verwandſchaftlich ungezwungen zu bewegen. Der feine Takt des Fräuleins wußte gut über die Lage hinwegzukommen, und äußerlich half dieß auch dem ungeſchickteren und ſehr befangenen Manne zu leidlichem Gleichgewicht. Helene war geiſtreich; ſie konnte ihre Bildung, ihr ſolides Wiſſen auch umprägen in die leichtere Münze der Konverſation, ohne zu verflachen.

Der Graf hatte jetzt nicht mehr bloß die Langeweile — er hatte auch eine Art Unglück in ſeinem Hauſe durch das wunderliche Weſen ſeiner Frau. Wenn früher ihre Geſellſchaft zur Noth für ihn wurde, ſo konnte ſie jetzt ſelbſt zur Plage werden. Hatte vorher Helenens Nähe allen Reiz und Zauber der Schönheit, fand jedes geiſtige Intereſſe Befriedigung in ihrem reichen Geiſt, ſo war jetzt ihre Gegenwart, ihr Umgang zum Troſt und Bedürfniß des Gemüths für den Vereinſamten geworden. Aber die Leidenſchaftlichkeit deſſelben machte dieſen Segen zu einer bedrohlichen Macht. Und Helene, die weltſichere, ſcharfblickende Frauenſeele, erkannte ſie nicht die Gefahr der Lage, die Unmöglichkeit weltlichen Vortheils ſelbſt in der kaltеſten Berechnung? Die deutſche Proteſtantin konnte vom katholiſchen Grafen nie die Löſung ſeines Ehebunds hoffen, um einen neuen zu ſchließen, auch wenn ſie anders darüber gedacht hätte, als Helene zu dem Doktor über Eheſcheidungen geſprochen. An Gefahr zu denken, war ihr ſie ſich zu ſtolz, für Andere zu leichtſinnig. Die Leidenſchaft ſah ſie wohl in Bela entſtehen und wachſen, auch ſchmeichelte ſie ihr, aber ſie legte ihr kein romanhaftes Gewicht bei. Ihr Verſtand glaubte Alles leiten und abtenken zu können, wie es ihr Leben angenehm machte, ohne der Reue und dem Tadel zu verfallen; aber ach, die weltliche Weisheit iſt kurzſichtig!

Sechstes Kapitel.

Die liebe Sonne ſchaute wieder einmal beſonders freundlich auf die ungariſche Haide, welche unter den heißen Blicken braun geworden war in der langen Sommerzeit. Auch von den Saatfelbern waren die goldenen Wogen ſchon abgelaufen durch die Arbeit der Schnitter. Die blaue Tembe aber ſtrotzte in Fülle am Weinſtock, und die glühende Sonne ſchwellte ſie bald zur Reife. Der zierliche Schloßgarten zu Szent-Jvanyi zeigte jetzt in der goldenen Abendſonne des Hochſommers einen ähnlichen Charakter. Es war hier Alles ſo gepflegt und geordnet, in immer reicher blühender Fülle gehalten und erſetzt, daß kein Sonnenbrand Farben und Friſche vermiſſen ließ, aber es war eine andere Flora, wie die zarten Maiblümlein, ein flatterndes, bunkleres, worin auch nicht weniger üppiges Grün. Jetzt gab es tiefere Schatten und glühendere Lichter, grellere Farben, betäubendere Düfte, und die heiße ruheruge Abendluft lag darüber wie eine goldige Wolke.

Auf der Terraſſe des Schloſſes, von welcher zu beiden Seiten breite Freitreppen in den Garten führen, ſitzen die beiden Damen des Hauſes und der Herr deſſelben. Die Gräfin liegt halb liegend in ihrem bequemen Rollſtuhl, verſinkend in alle die Bauber, Spitzen und reichen Falten

Digitized by Google

ihres Reglige Anzugs. Sie ſieht nicht kränklich aus, kann angegriffen, obgleich ſie beides zu ſein fortwährend behauptet. Die ſtärkere Röthe auf ihren Wangen iſt aber doch zu ungewöhnlich, um ſie unbedingt dem Wohlbefinden zuzuſchreiben. Mit dem Fortſchreiten ihres Zuſtandes waren auch alle Eigenheiten, die nach jenem Unfall erſchienen, mit fortgeſchritten, und immer blieb derſelbe leidige Troſt des Arztes, es würden ſich nach der natürlichen Kriſis alle Störungen im Blut und Nervenleben beheben, wovon die geiſtigen Veränderungen herrührten.

Helene ſitzt neben der Couſine, ein Zeitungsblatt in der Hand, aus welchem ſie vorgeleſen hat. Sie iſt einfach gekleidet, aber in Farbe, Form und Stoff voll Harmonie, ihrer Individualität entſprechend.

Helene trug nur den Reichthum ihres eigenen ſchönen Haares, und das ſeltene Goldbraun deſſelben ſchimmerte jetzt in der Abendſonne in hellen Lichtern. Auch in dem Tolle, die Kleidung zu machen, war Jenna ein völliges Gegenſtück ihrer Couſine. Ihr ſtanden alle Mittel und Launen der Mode zu Gebote, und die Magazine der Hauptſtädte verſorgten ſie reichlich mit koſtbaren Toiletten. Wenn aber auch die Anzüge vollſtändig zuſammenpaſſend von den Modiſten geſendet wurden, der Geſchmack der Gräfin ſtörte die Harmonie bald, zerſtückte und trennte und verdarb den Eindruck des Ganzen durch unpaſſende Zuſammenſetzung. Das empfindliche Auge des Grafen folgte auch heute wieder dem mißthunenden Eindruck, welcher ſich von der mißfärbigen Erſcheinung ſeiner eleganten Frau abzog und an Helenens feiner, einfacher ſitzten ließ.

Es war etwas in dem Weſen des vollkräftig jugendlichen Mannes, in ſeiner breitbeinigen, düſtern Stimmung, das mit dem ſchwülen, ſtillen, durchglühten Sommerabend ſympathiſirte. Es ſchien Ahnen der Natur pulſirte das Leben voll, heiß, zurückgedrängt, überkräftig.

Von der Terraſſe überſah man den breiten Weg, der zum Gitterthor ſich hinzog, das den Garten von den äußern Partieen und Anlagen trennte. Von dorther knallte und ſtampfte jetzt mit vier kleinen ungarischen Pferden ein Jagdwagen voll junger Gäſte heran. Es waren Edelleute der Nachbarſchaft, darunter Juraten, Strudelköpfe, ein luſtiges Halbdutzend, die eben nicht willkommen ſchienen bei dem Herrn und der Frau vom Hauſe. Aus des Grafen Augen fuhren wahre Zornesblitze nach dem Thore, wohin er jetzt den Ankommenden entgegen mußte. Schneller aber als der Gemahl und alle ihre Leiden es erwarten ließen, hatte ſich die Gräfin erhoben zum eiligen Rückzug. Bela faßte bittend ihre Hand, ſie zurückhaltend, aber ſie entwand ihm dieſe kindiſch bange und gereizt, und verſicherte, die Geſellſchaft dieſer lärmenden jungen Leute durchaus nicht ertragen zu können. Helene und der Graf mußten ſie gewähren laſſen, um nicht vor den Gäſten eine unerfreuliche Szene herbeizuführen.

Raſch vom Wagen herabſpringen, lam das luſtige Häuflein dem Schloßherrn entgegen. Es waren ſchmucke Landesſöhne in der kleidſamen Nationaltracht, kleine bunte Jäckchen oder Röcken auf dem dichten Haar, die zierlichen Schnurbärte kreichend. Die ſchlanken Geſtalten wiegten ſich leicht in den Hüften und ſetzten die ringelormen Füße in kurzen Schritten, wie es den Ungarn eigen. Drei Andern voraus eilte ein junger, blonder Juraf, Jrma's einziger Bruder. Jmre war von großen Reiſen zurückgekehrt in's ostliche Schloß, und weder Schweſter noch Schwager wußten noch um ſeine Rückkehr. Die jurdiſche Beſchäftigung mußte er nach des Vaters Wunſch treiben, zur beſſern Einſicht in verwickelte Verhältniſſe, welche den Erben großer Beſitzungen einſt erwarteten. Rebſtöck konnte der junge Edelmann im tollen Juratenleben den tollen Kopf verbrausen oder anſtoßen — gleichviel, es war ein gegebenes Ziel.

Bela kehrte bald mit ſeinen Gäſten auf die Terraſſe zurück, wo Helene ruhig der Ankommenden wartete, eine weibliche Arbeit in der Hand. Sie hatte Jrma nach ihrem Zimmer begleiten wollen, war aber ſo entſchieden abgewieſen worden, daß ſie wieder umkehrte, da ſie es abgeſchmackt und unpaſſend fand, vor den nahenden Herren auch die Flucht zu ergreifen. Es waren Einige darunter, welche ihr noch fremd, und Couſin Jmre war es auch, da er ſchon abwefend bei Helenens Ankunft in Szent-Jvanni. Er hatte viel gehört und viel erwartet von der ſchönen deutſchen Couſine.

Jmre dachte nicht mehr an das, was er finden ſollte und wollte, er ſah und empfand nur, was er gefunden, den vollen Zauber der Wirklichkeit. Nach der üblichen Vorſtellung der Unbekannten ging der Graf zu ſeiner Frau, deren Unwohlbarkeit er ſchon mit ihrem leidenden Zuſtand entſchuldigt hatte, um ihr die Ankunft und den Beſuch des Bruders anzukündigen, von welcher Jndisfretion Annahme er jedoch keineswegs überzeugt war.

Der geſtrige Jmre hatte ſich bald in ſeine Verwandtſchaftsſtellung zu der neuen Couſine gefunden, und ihre Vorbeide mit großem Eifer ergriffen. Als Bela zurückkam, fand er ſeinen jungen Schwager an Helenens Seite ſitzen und die Schwägerin nach der Schweſter ſchien ihn im lebhaften Geſpräch nicht zu hören, er wendete ſich dem zurückkommenden Botſchafter nicht zu. Erſt als Bela ihm auf die Achſel klopfte, ſah der blonde Jüngling auf, und ſeine großen blauen Augen blickten in ein Paar dunkle, finſter ihnen begegnende. Leiſe verſtändigte nun der Graf Jmre, daß ihm Jrma erſt ſpäter zu ſehen wünſche, während die Andern im Terraſſenſaal Erfriſchungen einnahmen. „Dieſe wunderliche Verzögerung ſei wieder ein Beweis ihres krankhaften Weſens,“ ſagte der Graf, „wooon ja Jmre ſchon ſtrichweiſe unterrichtet ſei.“

Der Bruder war mehr betroffen als erſtaunt über dieſen beſtehenden Beweis, der Gemahl hingegen entſchieden gekränkt über Jrma's Weigerung, den Bruder gleich zu ſehen, ungeduldig und mißbehaglich über die geſtörten und verkehrten Situationen, in welche ihn der unberechenbaren Stimmungen ſeiner Frau brachten. Bald verſöhnte ſich der junge Jurat vollkommen mit der Verzögerung, welche ihn noch an Helenens Seite hieß, und ſchien mit ſeinem Loos recht zufrieden. Bela war aber nicht Willens, dieſe Zufriedenheit lange ungeſtört zu laſſen; er ſah Helenen, zu freundlich eingelebt in ſeine Geſellſchaftsrollen, mit dem jungen Vetter ſprechen. Das hübſche Geſicht Jmre's wurde immer roſiger im Eifer des Geſprächs, und ſeine Augen leuchteten dabei wie blaue Flammen. Er war ein ſchöner Junge und ein reicher Grundbeſitzer nach ſeines Vaters Tode. Dachte Helene an einen dieſer weltlich wichtigen Vorzüge, oder an beide zugleich mit ſolchem freundlichen Wohlwollen, wie es in ihren Mienen lag, während der Konverſation mit dem Vetter? Wir bringen nicht indiskret in die Geheimniſſe der Gedanken, und ſehen nur, daß ſich die junge Dame den naiven, friſchen Worten des jungen Ungars, ſeiner aufrichtigen Hingebung an die Macht ihrer Perſönlichkeit, nicht ungern zuwendet.

Rühren wir jetzt zum Grafen zurück, der aufmerkſam auf Helenens freundliches Geſprach mit dem Juraten geworden, ſeiner aufgeregten Stimmung in dem Vorſchlag Luſt machte, den Herren einiges für ſie Jntereſſante in den nahen Einrichtungen der Pferdezucht zu zeigen. Ein allgemeiner Aufbruch erfolgte ſich daraus, wobei die einzige Dame der Geſellſchaft ſich in das Schloß zurückzog.

Die Herren folgten dem Grafen, aber diesmal nicht mit Jmre an der Spitze, der ſich zögernd mit einem Schnſuchtsblick nach dem Schloſſe den Abgehenden anſchloß. Jn dem luſtigen, luſtigen Saal, welcher ſeine Glastharen auf die Terraſſe öffnete, ſtand ein Reines Zwiſchenmahl bereit, welches auf dem Lande weit gaſtfreien Gäſten gewöhnlich geboten wird. Leichte Erfriſchungen von kalter Küche, Obſt und ſtaffee nebſt dem Feuertrank einheimiſcher Rebe, wie es altungariſche Gaſtlichkeit durch keine Mode verdrängen oder beſchränken läßt. Helene empfing hier die zurückkehrenden Herren. Die Gräfin ließ ſich durch die Couſine bei den Gäſten entſchuldigen, den Bruder aber zu ſich bitten, wenn er ſich an den Erfriſchungen gelabt. Selbſt über dieſe nochmalige kleine Verzögerungskluwl war Jrma nicht ſehr ungehalten, ja er doch ſchon an der leiſeſten Seite der Bewunderten, während der Graf zur Rechten derſelben Platz nahm.

Helenens Mutter war die Halbſchweſter jener Jrma's und Jmre's, Der drei jungen Verwandten Großmutter, eine ungariſche Edeldame, hatte in erſter Ehe einen deutſchen Gemahl, der ſie in ſeine Heimat führte, nach deſſen frühem Tode die junge Witwe aber wieder in ihr geliebtes Ungarland zurückkehrte mit ihrem einzigen Kinde, Helenens Mutter. Nach geheiltem Schmerz vermählte ſich die ungariſche Witwe des deutſchen Edelmannes zum zweiten Mal mit einem ihrer Landsleute, von aber dieſen bald zu verlaſſen, nachdem ſie ihm, wie dem erſten Gatten, ein Töchterlein geboren hatte. Dad Kind der zweiten deutſchen Ehe wuchs bald von den Verwandten des Vaters in deſſen Heimat verſetzt, von ungariſchen Stiefvater zu wenig geliebt, um nicht den nahen deutſchen Angehörigen gern überlaſſen zu werden. Jmre war alſo unzweifelhaft der Halbvetter Helenens und es durften ihm nicht wenige Rechte eingeräumt werden, als dem nur durch die Heirat mit Jrma zum Jntimſten gewordenen Grafen. Helene machte ſo liebenswürdig die Wirthin, daß die Blicke der jungen Ehelente oft vergeſſender Verwunderung auf ihren Lächeln, ihren ſchönen Bewegungen hingen. Jmre dachte nicht daran, daß er ſchon gegeſſen und getrunken habe und zur Schweſter ſolle. Der Graf hat aber nicht darauf vergeſſen, ſo wenig unempfindlich er auch für die Liebenswürdigkeit der Couſine war. Je blendender ſich dieſe entfaltete, um ſo ſorgender blickte er nach den bezahrten Juraten, dem es nicht einfällt, ſeinen Platz zu verlaſſen. Für Bela hatte Jmre keine Augen, die zu ſehr mit Helenen beſchäftigt waren, um etwas Anderes zu ſehen. Bela mußte zu Worten ſeine Zuflucht nehmen, um an den Beſuch bei Jrma zu erinnern. Da entrif ſich endlich der junge Vetter ſeiner feſſelnden Partnerin, der Graf erhob ſich und Beide verließen die Geſellſchaft, um zur Gräfin zu gehen.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Hochzeit auf der Jnſel Java.

An einem Julitabende erhielt ich, daß ein reicher Bewohner von Batavia in dieſer Nacht ſeine Hochzeit feiern würde. Neugierig begab ich mich nach dem Abendeſſen in die Straße, wo der Bräutigam wohnte. Bald ſah ich zahlreiche Fackeln mir entgegenkommen. Den Zug eröffneten

Digitized by Google

Tänzer und lärmende Spielleute und Trommelschläger. Diesen folgten zwei Priester in weißen Gewändern und die Blutsverwandten der Braut und des Bräutigams. Dieser selbst ritt, die Augen niedergeschlagen, auf einem schönen Rosse, welches zwei Diener am Zügel führten. Diener hielten über seinem Kopf einen prächtigen Schirm, besprengten ihn mit wohtriechendem Wasser und verbrannten Räucherwerk, so daß sich eingenommener ein süßlicher Geruch verbreitete. Den Aufzug beschlossen zwei Freunde des Bräutigams zu Pferde.

Von einer großen Menge Volkes begleitet, bewegte sich die Prozession durch die bedeutendsten Straßen der Stadt dem Hause der Braut zu. Vor diesem hielt der Bräutigam vom Pferde und ging in ein Zelt, welches daselbst mit großer Pracht errichtet war. Kissen und persische Tapeten wurden auf die Erde gelegt, und der Bräutigam und seine Freunde setzten sich in frierlicher Ordnung darauf.

Zwei weißgekleidete Dienerinnen brachten auf hölzernen Schüsseln Pinangnüsse und Betel. Der Bräutigam und die übrigen Gäste griffen gierig zu. Eben so rasch wurden die später aufgetischten Karri und die gebrauchten Höfner verzehrt. Unterdeß saßen die Frauen und Mädchen mit der Braut in einem besonderen Zelte und speisten ebenfalls, aber ohne ein Wort unter sich zu reden. Die Zustrommelte der Pfeifer und Spielleute waren während der Mahlzeit nicht einen Augenblick verstummt, und als diese beendet, wurde Wasser und Arak herumgegeben.

Nachdem nun die Schüsseln und Becher aufgehoben und weggetragen worden, ward eine Art Bank, etwa einen Fuß hoch und sechs Fuß breit, so daß Zeit gebraucht, auf welcher sich der Bräutigam und zu beiden Seiten seine Freunde setzten. Dieser trug einen buntfarbigen Sarong von Seide, welcher um die Schultern geschlagen und unter den Armen gegürtet war. Sein Haupt, dessen Haar lose über die Schultern herabhing, bedeckte ein seidener Hut, welcher mit Gold und am Rande mit Rosen und andern Blumen verziert war; an beiden Seiten hingen zwei Schirme über die Augen herab. Arau Hasse trug er eine schwere goldene Kette und hatte sich außerdem noch reich mit Uhr- und Fingerringen geschmückt. Gleich gekleidet und in ziemlich gleichem Alter mit ihm — er mochte sechzehn Jahre zählen — waren seine Freunde.

Nach einiger Zeit wurde eine Decke wie ein Vorhang von zwei Dienern in die Höhe gehalten und hinter derselben verbarg sich der Bräutigam mit seinen Genossen. Alsdann ward die Braut von ihrem Vater, der sich an der andern Seite des Vorhanges aufstellte, in das Hochzeitszelt getragen. Er hielt auch ferner in seinen Armen die Tochter, welche so dicht in Schleier gehüllt war, daß man ihr Antlitz nicht sehen konnte; doch bemerkte man an den Bewegungen des Schleiers, der über dem Haupte lag, daß sie fortwährend weinte. Inzwischen begannen die beiden Priester vor sich hin zu murmeln und sie das Wohl des jungen Paares zu betten. Als dies geschehen, wurde der Bräutigam gefragt, ob er seine neben ihm stehende Braut als ehrliche Hausfrau auf- und annehmen wolle. Dieser antwortete mit einem „Ja". Weil aber das Mädchen zu seit in Schleier eingehüllt war, sier es in eine Ohnmacht. Schnell brachte man Wasser, um die Braut wieder zu sich zu bringen; und es geschah, was es dem Auge vergönnt, die Schönheit der Jungfrau zu bewundern. Sie hatte goldene Ringe in Nase und Ohren, sowie auch an den Fingern, und trug einen stoppsuß, ähnlich dem ihres Bräutigams. Uebrigens war sie weiß gekleidet und konnte etwa vierzehn Jahre alt sein.

Als die ohnmächtige Braut sich wieder ein wenig erholt hatte, fragten sie die Priester, ob sie ihren Bräutigam als Ehemann anzunehmen Willens sei? Und als auch sie mit „Ja" antwortete, war auf den Angesichtern aller Anwesenden große Freude zu lesen. Die Verwandten und ganzen Bekannten singen an, laut zu singen, und wünschten in diesem Gesange dem jungen Paare dauerndes Glück. Als dersethe beendet war, ward der Bräutigam zu vier verschiedenen Malen eine weiße Blume nach seiner Braut, welches eine Versicherung der herzlichen Liebe und Zuneigung ist. Dasselbe that dann auch die Braut, an deren einen Finger der Bräutigam nach Beendigung der ermähnten Ceremonie einen kostbaren Ring steckte. Ein gleiches Geschenk gab hierauf das Mädchen ihrem Angetrauten.

Alsdann ließ sich dieser auf der Bank nieder, und der Vater der Braut übergab ihm seine Tochter, indem er sie ihm auf den Schooß setzte. Nun reichte man dem Paare ein Gefäß voll Milch, aus dem Jeder zu vier verschiedenen Malen trank. Als dies aber geschehen, ergriff die Mutter der Braut eine brennende Lampe, hielt dieselbe ihrer Tochter und deren Gattin, einem Jeden vier Male, unter das Antlitz, sprach mit andeutlichen Worten ihren Segen über die jungen Eheleute und knüpfte des Bräutigams Oberkleid an das Brustkleid der Braut fest. So versicherten Beide das Hochzeitsfest, bestiegen ein Pferd und ritten davon. Die Freunde des jungen Ehemanns begleiteten das neuvermählte Paar bloß bis vor das Wohnhaus desselben, welches dieses allein betrat, während die Hochzeitsgäste von dannen gingen.

Rudolph Günther.

Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

K. Goerdeler.

III. „Ein new-yorker Hotel.

Es war ein wunderschöner Morgen, als wir den Hafen von New-York hinabfuhren und uns die Sonne Amerikas ein freundliches Willkommen entgegenlachte. Das ganze Schiff war festlich aufgeputzt, die Offiziere standen in eleganter Kleidung auf Deck, ebenso die Passagiere; verschwunden waren die Reisekanzige, der schwarze oder weiße Cylinder, sowie der Pananahut hatten wieder ihre Herrschaft errungen, eben so die schönen auf dem Broadway gefertigten Lackstiefeln mit weiß- und gelbfarbenen Nähten, welche in Europa so sehr bewundert worden waren, und die ziegelrothen Glacés. Ein kleiner Dampfer brachte die Quarantänepassagiere nach dem Zollhause, wo, nachdem sie einen Revers unterzeichnet, nichts Zollpflichtiges bei sich zu haben, ihr Gepäck untersucht wurde. Freund P. drückte noch außerdem ohne Aufsehen dem Beamten einen 20-Dollar-Schein in die Hand, und dieser war vollkommen überzeugt, denn er schrieb sofort das Paßwort daraus. Der Agent der City Baggage Expreß erhielt nun unser Gepäck mit der Weisung, es nach dem Grand Central Hotel zu schaffen, und als wir nach einer halben Stunde dort ankamen — wir hatten uns in der Zwischenzeit am Fulton Market an frischen Austern delektirt —, wartete dasselbe schon in der Halle auf unsere Ankunft.

Das Grand Central Hotel ist seiten Sommer mit einem Kostenaufwande von 500,000 Dollars renovirt worden; früher hieß es Southern Hotel; da aber der Südländer nach dem Kriege seinen Nimbus verloren hat und statt der Staatsrechtsdoktrine jetzt die Centralisationsidee vorherrscht, so taufte der neue Eigenthümer das „südliche Hotel" in „Grand Central Hotel" um.

Die ganze achtstöckige Front ist von Marmor, über dem Haupteingang ruht ein von Marmorsäulen getragener Balkon, daneben befindet sich der «entrance for ladies» — von hier aus gelangen die Damen auf einer mit brüsseler Teppich belegten Treppe in den ersten Stock.

Das Parterre bilden zwei Salonsäle mit großen Marmorgondern ausgelegte Hallen, deren vordere zur «office» dient. Da weist, nachdem man sich in das große Buch eingeschrieben, der höchst elegant gekleidete Buchhalter, an dessen Finger ein kostbarer Diamant blitzt, und die Nummern des Zimmers an, und ein anderer Commis — etwa 6 bis 8 sind dort an ihren Pulten beschäftigt — ruft einen der Hausknechte, von denen immer ein Dutzend bereit ist, um das Gepäck fortzutragen. Die Schlüssel, von 1 bis 800, hängen an einem mit der entsprechenden Nummer bezeichnetern Briefkasten, in dem man seine Briefe findet, sobald sie in das Hotel abgeliefert sind. Daneben ist ein Schild, welches in Goldbuchstaben die Aufschrift trägt «postage stamps» (Briefmarken), und eine Oeffnung in der Marmorplatte des Tisches, worin das Wort «letters» mit silbernen Buchstaben eingelegt ist, zeigt den Briefkasten an, dessen Inhalt, durch pneumatischen Druck getrieben, sofort nach dem Hauptpostamt wandert.

In dieser Halle befindet sich auch ein Eisenbahnbureau, in dem man sich Billets nach irgend einem Theil der Vereinigten Staaten und für irgend eine Bahn kaufen kann. Hier trifft man auch einen Bagagemeister, der Einen für eine Bezahlung von ½ Dollar und gegen Vorzeigung des Billets das Gepäck besorgt, und kann man sich darauf verlassen, dasselbe auf dem Zuge zu finden, welchen man ihm bezeichnet. Ebenso ist daselbst ein Telegraphenbureau und eine Agentur, bei der man Billets für alle Theater, Konzerte und sonstige Vergnügungen New-Yorks bekommen kann. In den an diese Halle stoßenden, zum Hotel gehörigen Läden haben sich ein Hutmacher, ein marchand tailleur und ein fashionabler Schuhmacher etablirt.

In der hinteren Halle steht eine Unzahl großer, höchst bequemer Sammetsessel, in denen man sich den Freuden einer Cigarre oder des dolce far niente hingibt, falls man sich nicht gerade mit einer in dem dort befindlichen Buchladen erlaubten Zeitung beschäftigt. Hat man einen Bekannten, so wird es nicht lange dauern, bis der Vorschlag gemacht wird, einen «drink» zu nehmen. An der «bar» — Schanktisch darf man eigentlich dieses kostbare Möbel gar nicht bezeichnen — findet man Cigarren und alle möglichen Getränke. Unter 15 Cents (= für 1 Dollar) bekommt man hier keine Cigarre, die Getränke sind noch theurer, namentlich die so populären Phantasie-Getränke, wie sherry cobblers, cocktails u. s. w. Betrunken wird im Sieben mit dem Hut auf dem Kopfe, der grundsätzlich nie da abgenommen wird, wo ausschließlich nur Herren verkehren. An diese Halle stößt der Barbiersalon. In Amerika sich rasiren zu lassen, ist ein Hochgenuß, namentlich in dem Salon eines großen Hotels. Da die amerikanischen Barbiere nicht in ihren Stuben gehen, sondern diese, wollen sie bedient sein, zu ihnen kommen müssen, so können sie wohl statt einfacher Barbierstuben große, mit allem Luxus eingerichtete Salons haben.

Digitized by Google

In dem des obigen Hotels stehen vor bis an die Decke reichenden Spiegeln 24 Sammetsessel mit hohen Lehnen, auf ein weichgepolsterten Kopfstück legt man sein Haupt, die Füße auf einen Schemel, und überläßt sich dann dem Barbierkünstler. Dieser rasirt zweimal auf das Sorgfältigste, pudert das Gesicht ein, ordnet den Bart und nimmt hernach die Kopffrisur vor. Mechanische Kopfbürsten, Apparate für Kopfwaschen u. s. w. werden hiebei nach Verlangen benutzt, und mit bloßer Anwendung von Kamm und Bürste bringt der amerikanische Barbier eine schönere Frisur zu Stande, als sein europäischer Kollege mit dem besteingerichtetsten Instrumenten. Marmorne Waschbecken, Seife und stets frische Handtücher sind in Fülle vorhanden, ebenso Hut- und Kleiderbürsten, denn die Dienste, zu denen man dieser bedarf, verrichtet der Amerikaner gerne selber; er ist unabhängig und zu wenig an Warten gewöhnt, als daß er die Hülfe eines Bedienten beanspruchen sollte. Beim Fortgehen bezahlt man an der Kasse neben der Aufgangsthüre den auf der vom Barbier empfangenen Marke angegebenen Preis von 20 bis 50 Cents, und nachdem man sich von einem der vor dem Hotel herumschwärmenden Jungen hat die Stiefel bürsten lassen, ist der äußere Mensch fertig, und man kann sich im Frühstückssaale setzen lassen. Dieser ist im ersten Stock und hat unzählige blendend weiße Tafeln, die für 8 bis 10 Personen gedeckt sind. Beim Eintreten eines Gastes wirft der schwarze Oberkellner, welcher durch den Frack sich von dem in weiße Jacken gekleideten Heere der Aufwärter unterscheidet, einen derselben herbei, dieser bringt den Gast an seinen Platz, zieht den Stuhl vom Tische ab und rückt ihn, sobald man Platz genommen, wieder dahin zurück, legt die vor jeder Mahlzeit neu gedruckte Speisekarte neben das Couvert und wartet lautlos der Befehle. Die Auswahl ist außerordentlich reichhaltig: Austern, roh, gekocht, gebraten, gebacken, gedämpft, Beefsteaks nach allen möglichen Methoden zubereitet (die deutsche allein ausgenommen), Hühner in den verschiedensten Formen, Schinken, Eier, Wurst, Leber, alle möglichen Sorten Weißbrod, man weiß nicht wo anfangen und wo aufhören; man kann so viel essen als man will, und so wenig als man will. Die Frühstückszeit ist von 7 bis 11 Uhr, die Diners finden zweimal statt, eines um 1½ Uhr, meist für die Weiterreisenden, und das andere um 5 Uhr, welches als Gala dinner gilt. Die Sitte ist fortgefallen, daß die Herren dort im Frack und weißer Binde erscheinen, aber die Damen treten stets in großer Gesellschaftstoilette auf, mit Brillanten, Geschmeiden und duftenden Blumen.

Die Tafeln sind sehr schön bedient, namentlich gewähren die prachtvollen Früchte in den Tafelaufsätzen einen verlockenden Anblick, die Gerichte sucht man sich nach Belieben von der Speisekarte aus, aber eins vermißt der Europäer: kein Wein wird getrunken, obgleich Weinkarten und Weingläser bereit sind, nur Eiswasser, Thee und Kaffee werden serwirt. Der Amerikaner kann sich nicht zügeln, er trinkt gleich darauf los und betrinkt sich, deßhalb verbannt seine Oberkeit vor den Damen gestige Getränke von allen Gelegenheiten, wo diese zu treffen sind, und sollte man wirklich einmal eine Flasche Wein sehen, so kann man sicher sein, ein Europäer hat sie bestellt oder ein Amerikaner, welcher lange in Europa gelebt.

Nach dem Diner bewegt sich die schöne Welt in den Parlors, in dem einen derselben steht ein prachtvoller Flügel, den wahrscheinlich eine renommirte Firma zum Geschenk gemacht — ist es doch eine ausgezeichnete Annonce — in dem andern ein Klavier, und gar manche Dame läßt sich da hören, die sich nicht zu schämen brauchte, in einem öffentlichen Konzerte aufzutreten.

Abends von 9 bis 12 Uhr findet man Souper, das nicht aus kalter Küche besteht, wobei namentlich wieder in der Saison die Austern nicht fehlen, welche in Amerika eine Hauptrolle spielen.

New-York hat etwa zwölf solcher Hotels, wie das Grand Central, und Eleganz und Comfort in ihnen können nicht übertroffen werden; ihresgleichen haben sie auch nicht einmal annähernd in den größten Hauptstädten Europas.

Das ganze Hotel von Oben bis Unten ist mit dem weichsten brüsseler Teppich ausgelegt. Jedes Schlafzimmer hat ein Marmorwaschbecken, in das zwei Kräne nach Belieben heißes und warmes Wasser lassen lassen, das Gebäude wird durch Dampfheizung erwärmt, die stets nach der Temperatur gleichmäßig geregelt ist. Noch eine schöne Einrichtung ist der durch Dampfkraft getriebene Elevator, ein kleines, fensbattes Boudoir, das beständig auf und ab schwebt, die Gäste von einem Stockwerk in's andere trägt und sie so der Mühe des Treppensteigens überhebt.

Im Souterrain befindet sich ein Zimmer mit 36 Billards und die Badeanstalt mit Vorrichtung für kalte und warme Bäder, à 40 Cents.

Manch' sonderbare Geschichte könnte solch' ein großes Hotel erzählen. Da ist der große Bankier N. eine allbekannte Persönlichkeit, der in der Beletage eine Reihe Zimmer für sich und seine Familie einnimmt und dafür 3000 Dollars den Monat bezahlt. Eines Tages vermißt man sie beim Diner. Wo sind sie geblieben? — Aktiendjuden, Lachen: Pleite; der große Millionär X. wohnt jetzt in seinen Gemächern. Wie lange wird er darin weilen? Wer kann es wissen? In Amerika geht Alles schnell; manchmal wird man enorm schnell reich, manchmal aber auch entsetzlich geschwind arm.

Es braucht einen gewandten Geschäftsmann mit raschem Blicke, einem solchen großartigen Hotel erfolgreich vorzustehen. Die new-yorker Hotelbesitzer sind ängstlich auf den Ruf ihrer Etablissements bedacht, und zweideutige Charaktere können sich nicht lange darin aufhalten; jedes große Hotel hat deßhalb auch einen Geheimpolizisten in seinem Sold. Trotzdem muß man vorsichtig sein und nicht zu leicht Bekanntschaften machen, denn Agenten für Spielhäuser oder sonstige illegitime Unterhaltungen, sowie alle Sorten von Schwindlern spähen nach Opfern unter den Gästen. Namentlich traue man auch nicht jenen elegant gekleideten, mit Diamanten bedeckten Herren, welche vor der Thüre stehen und die Vorübergehenden blasirt betrachten; sie mögen Gentlemen, aber sie können auch der Schlimmsten Schlimmste sein.

Die Rechnungen werden wöchentlich oder bei der Abreise an den Buchhalter bezahlt. Die Rechnung ist sehr einfach: 4 Dollars per Tag. Dieß schließt Alles ein, ganz gleichgültig, ob man seine Mahlzeit dort verzehrt oder alle mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu seinem eigenen Schaden. Bei der Abfahrt begleitet ein Commis den Abreisenden an den Wagen, fragt, ob nichts vergessen sei, bittet das Hotel seinen Freunden zu empfehlen und wünscht glückliche Reise. Außer an den Hausknecht für das Besorgen des Gepäcks wird kein Trinkgeld gegeben: privilegirte Bettelei existirt in Amerika nicht.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **S. Loyd.**

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Schach-Briefmappe.

Hrn. S...s in Kiel. Ihre dritte Lösung der Aufgabe S. 95 vom vorigen Jahrgang ist unrichtig. Auf 2) 6. Lh 4 nimmt B 5 antwortet Schwarz: G 6 nimmt B 5, und das Matt ist vergiftet.

Hrn. J. R....t in Weißkirchen. Nro. I. auch (bloß durch 2) L h 2 — G 1. Nro. II. zu leicht. Nro. III. den vorherrsein 3 Springer! Auch ohne Pointe. Am besten ist Nro. IV., jedoch ebenfalls sehr leicht. Lassen Sie sich jedoch von weitern Versuchen nicht abschrecken.

Hrn. G. in Wien. Der uns zugewiesene Platz ist zu klein. Wenden Sie sich an eine spezill. Schachzeitung.

Hrn. G. K. in Prag, R. S. in Stettin, G. L., M. R. in München. Die eingesandten Aufgaben werden sorgsam geprüft. Allein wir können auch richtige Probleme nicht verwenden, wenn sie geistlos sind.

Hrn. M. G. in Breslau. Sie müssen sehr viel Zeit haben. Ein viele Seiten langer Brief voller Kritik, die bei Ihrer nur elementaren Kenntniß des Schachspiels sich lemisch ausnimmt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 10. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **Jan Dewall.**

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Die Ereignisse im Königreiche Polen gingen mit Riesenschritten vorwärts. — Warschau war ruhig, 40,000 russische Soldaten hielten es im Zaum und Graf Berg verstand keinen Spaß. — Trotzdem konnten die Russen nicht verhüten, daß die geheime Nationalregierung unter ihren Augen vier Zeitungen und viele Flugschriften erscheinen ließ, welche das Feuer schürten, daß der geheime Stadtchef die meisten Maßregeln der Polizei vereitelte, Steuern ausschrieb, Verräther bestrafte und mehr Gewalt hatte und größeren Gehorsam fand, als die Regierung selbst.

Nachrichten von kleineren und größeren Gefechten, die häufig für die russischen Waffen von Nachtheil waren, kamen fast täglich an, man schlug sich bisweilen ganz in der Nähe, fast vor den Thoren Warschaus. Die Nationaltracht der Frauen und die schadenfrohen Gesichter der Männer, wenn Berichte von Niederlagen der Moskowiter eingegangen waren, konnte keine Strenge des Gesetzes unterdrücken.

Die Polizeimaßregeln waren streng: alle Waffen mußten bei Todesstrafe abgegeben werden. Es durften nicht mehr als drei Menschen zusammen auf den Straßen stehen. Alle Wirthshäuser wurden um sechs Uhr geschlossen und nach neun Uhr durfte Niemand mehr ohne Laterne ausgehen.

Eine große Dame. „Habt ihr auch Befehl, wehrlose Frauen so brutal zu behandeln?“ Originalzeichnung von O. Barisch. (S. 111.)

Während die Polen tranken und tanzten, Gut und Blut dem Vaterlande opferten, ermüdete sich die russische Partei in Waschau nach Möglichkeit. Fest folgte auf Fest, Ball, Schmauserein, Eis- und Schlittenpartieen und Picknicks wurden arrangirt, als wäre man mitten im tiefsten Frieden, und die Nachrichten und Gerüchte von außerhalb, die unruhigen, ungewissen Zustände gaben vielen Festen noch etwas besonders Pikantes und Aufregendes. Der Großfürst, Graf Berg, trotzdem er Junggeselle war, Graf Wielopolski, Graf Keller, Graf Wielhorski und Andere, auf denen es glänzend zuging, Prinz Wittgenstein gab seine pikanten zwanglosen Diners allwöchentlich, wo man sich herrlich unterhielt, die Offiziere der Garnison arrangirten Bälle und Champagnerfeste — sie lebten sorglos in den Tag hinein.

Die Gräfin war seit jenem Balle in der Stadthalterei für ihre ganze nächste Umgebung ein Rätsel. Sonst meist von ernstlicher Laune, nur auf ihren Putz und Vergnügungen bedacht, lag sie jetzt halbe Tage lang träge auf dem Divan, war bald aufgeregt, bald zerstreut. Sie schalt ihre Dienerschaft ohne allen Grund, dann wieder setzte sie sich plötzlich an den Flügel und sang stundenlang — oder sie stand träumend am Fenster und starrte in den Hof hinab oder in die graue Luft. — Es hieß, sie sei etwas nervös! Ihr ältester Gatte schickte nach dem Arzt.

Sie wußte selber nicht, wie ihr geschah, die junge Frau. Vom Leben verzogen, von ihrem alten Gemahl verhätschelt und auf Händen getragen, reich, in angesehener Stellung, wurden alle ihre Wünsche schnell erfüllt, oft schon ehe sie dieselben noch ausgesprochen hatte. Sie war jung, schön, gesund, eitel und lebenslustig — sie war keine Frau, die sonst lange oder gern bei anangenehmen Gedanken verweilte — und nun mit einem Male war sie wie verwandelt — ernst, niedergeschlagen, apathisch oder aufbrausend.

Annuschka ertappte sie einige Male mit Thränen in den Augen, wie sie schwärmerisch am Klavier saß, und schlitzte besorgt dem Kopf. Die schlaue Französin, der sie eines Abends jene Entdeckung unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses anvertraute, ergriff den letztern Vorwand, um Angst und sprach mit schlauem Blinzeln: „Glauben Sie mir — der Gräfin fehlt es hier!“ und dabei legte sie die Hand auf's Herz.

Und wie Schuppen fiel es nun der treuen Seele von den Augen: „Alle Heiligen — wäre es möglich!? — Mein Taubchen — o mein süßes Turtelchen, fehlt's da?! — Alle Heiligen seien gepriesen, wenn's weiter nichts ist, ich glaubte gar, es läge ihr im Geblüt!“ das Gesicht der Amme strahlte vor heller Freude. „Sehen Sie, Juliette, ich dachte mir's immer, mak mußt's bei ihr kommen.“ fuhr sie redselig fort, „ich kümmere mich nicht um andere Sachen, aber mahr bleibt mahr — er ist für sie zu alt. Sehen Sie, so ein junges heißes Blut, das schäumt auch einmal auf, und so ein Greis kocht auch einmal nach einem andern, jedem schlägt sein Stündlein, was? — Unserer hat ja auch geschlagen,“ und sie schlug sich mit Schmunzeln und ihre kleinen Aeuglein listig der Andern in's Gesicht blinzeln lassend, ein paar Mal in die festen Hände.

Manche Weiber sind geborene Kupplerinnen, auch reiner heller Gutmüthigkeit. — Was ihnen so gut gefallen hat, das wünschen sie ihren Lieblingen auch, und so fand die alte russische Amme ein wahres Vergnügen in dem Gedanken, ihrem verzogenen Kinde das gefährliche aller Spielzeuge, einen Liebhaber, zu verschaffen.

Niemand war natürlich froher über diese Intentionen der Amme, als die Mätresse des Grafen. Sie wußte sofort, was in dem Herzen der Alten vorging, und beschloß im Trüben zu fischen, sie war aber viel zu schlau, sich vorderhand von ihren Absichten etwas merken zu lassen.

„Ja, Amme,“ sprach sie zutimmend, „Sie haben Recht, die Stunde schlägt uns Allen einmal, Einem heute, dem Andern morgen, und es bleibt ewig wahr, was im Sire de Framehoissie gesungen wurde in den Folies nouvelles, als ich noch in Paris war:

Do certe histoire la monde ai-veiel
Pour jeunes femme, il faut jeune mari!“

„Was heißt das auf Russisch, Mademoiselle?“ frug Annuschka neugierig.

„Für ein junges Weib paßt ein junger Mann!“

„Da haben Sie Recht.“ rief Jene und klatschte wieder vor Vergnügen in die Hände — „ja, Sie sind ein kluges Frauenzimmer, das habe ich immer gesagt, Sie treffen den Nagel auf den Kopf. — Aber nun sagen Sie mir, wer in aller Welt mag's denn sein, nach dem mein Liebling anschaut und sich die Aeuglein roth weint — he?“ —

„Still,“ flüsterte die schlaue Zofe und sah sich rechts und links um, ob Alles sicher wäre, „hier in diesem alten Schlosse haben selbst die Wände Ohren. — Haben Sie noch nichts gemerkt? — Der Baron Mengden ist's, Amme, verlassen Sie sich auf mein Wort,“ zischte sie ihr in's Ohr.

„Richtig, — richtig! War ich denn blind?“ rief Annuschka und nickte mit dem Kopfe, daß die Haubenbänder flogen, „war ich denn nur mit Blindheit geschlagen, wo hab' ich denn meine Augen! Immer steht sie am Fenster und schaut hinüber nach seinen Fenstern, gestern hat sie mit ihm gesungen und wenn er bei ihr ist, dann ist sie so vergnügt wie ein junges Käthchen. Alle Heiligen! Sieh' mal an — mein Herzchen hat doch einen feinen Geschmack; wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, konnte ich mich in Den auch am Ende gar verlieben, wer weiß. — Ein schöner Mann ist er, ein lieber, goldner Mann, — war ich denn zur blind? — Nach Dem also zirrt mein Liebling, mein Herzblut!“ und nun saßen die beiden Weiber, die Eine mit ihrer kindlichen Gutmüthigkeit und Affenliebe, die Andere kalt berechnend, und überlegten und besprachen flüsternd und tuchernd, wie man der süßen Gräfin helfen konnte, daß ihr Herz wieder froh würde — wie man die Beiden hübsch zusammenführen könnte!

Als Mademoiselle Juliette sich einige Stunden später ruhelos im Bette wälzte, hatte sie ihre unheilvollen Pläne bereits geschmiedet. Sie wollte die Beiden verkuppeln, so viel an ihr war, sie wollte wo möglich die gefällige Zwischenträgerin machen, dann hatte sie die Gräfin und Mengden in ihrer Gewalt und konnte mit diesem liebeln und von Beiden Geld gewinnen. Sie konnte nicht einschlafen, so beschäftigte sie diese saubere Intrigue. Sie überlegte alle „Für“ und „Wider“, durchdachte Alles bis in's kleinste Detail und war mit ihren Plänen fertig.

*

Mengden rit und ging, trotz aller Warnungen, häufig allein in der Stadt und Umgebung spazieren. — Es war ihm dabei nie etwas Unangenehmes passirt. Häufig machte er auch weitere Reisgausflugtouren mit seinem General, dann natürlich von einem Kavallerie-Piket begleitet, welches stark genug war, sie gegen Ueberfälle zu schützen; am liebsten aber schlenderte er mit Mussa durch die Gassen der Stadt, seine Abende verbrachte er in Gesellschaften, häufig bei der Gräfin, fast immer mit derselben.

Die Gräfin zeichnete ihn aus, das war gewiß. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, die schöne, hochgestellte Frau ihm so entgegenkommen zu sehen, sie reizte ihn, sie beschäftigte seine Phantasie, aber tiefere Gefühle vermochte sie Mengden nicht einzuflößen. Er tanzte mit ihr, er sang mit ihr — es war ihm ein süßes Gefühl, daß sie ihm so vertraulich entgegenkam, daß ihr Auge strahlte, wenn sie ihn erblickte, daß sie ihm beim Singen keurige Blicke zuwarf, daß sie erröthete, wenn seine Hand die ihre zufällig berührte, — aber Liebe empfand er nicht, das Weib seines Generals war ihm ein Heiligthum, etwas Unantastbares.

Der General, ihr Gemahl, welcher nebenbei sehr kurzsichtig war, schien in dem Benehmen seiner Frau durchaus nichts Besonderes zu finden, was ihn hätte beunruhigen können, er war galant und zärtlich wie immer und Mengden gegenüber von einer Liebenswürdigkeit, die sonst durchaus nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte. Nur einer beobachtete die beiden jungen Leute dafür um so schärfer, das war der erste Adjutant des Grafen B., Oberstlieutenant von Morosilzoff, ein altrussischer Tory, welcher unter guten Formen ein falsches, neidisches Gemüth mit roher Sinnlichkeit gepaart verbarg, welcher es einst selbst versucht hatte, der Gräfin zu gefallen, aber gar nicht von ihr bemerkt worden war, und der nun mit Neid und Wuth im Herzen das entgegenkommende Betragen derselben bemerkte.

Mengden, der das Benehmen der Gräfin für eine oberflächliche Tändelei hielt, betrug sich unterthan. Mit männlicher Ruhe und Ehrerbietung, selbst im heiteren Scherze immer zurückhaltend, trat er ihr überall entgegen. — Aber gerade diese eigenthümliche Beherrschung seiner selbst reizte die Gräfin nur noch mehr. Sie war erfüllt von seinem Bilde. Sie gestand sich, daß sie ihn liebte mit aller Glut eines Herzens, welches zum ersten Male empfindet, und nicht gewohnt, sich irgend einen Wunsch zu versagen, trachtete sie, wenn auch vorläufig noch unbewußt, nach dem Besitz des schönen Mannes. — So standen die Angelegenheiten wenige Tage nach Mengden's Ankunft in Warschau.

*

Der Wind wehte heftig von Osten her, — der Steppenwind, welcher allemal die strenge Kälte bringt, — als eines Abends Mengden mit Prinzipe Mussa zusammen von einem sogenannten Liebesmahle der Gardehusaren zurückkehrte. Mussa, der als Muselmann keinen Wein trinken durfte, hatte dem Champagner, welchen er für ein erlaubtes Getränke, für eine mouffirende Limonade erklärte, tüchtig zugesprochen, Mengden dagegen war vollständig nüchtern und in der vortrefflichsten Laune. Sie kamen aus der krakauer Vorstadt Arm in Arm daher und unterhielten sich lachend über den angenehm verbrachten Abend.

„Saltremant, Wind verdammige — verbrenne mir Bart und Pelz,“ rief Mussa plötzlich und schleuderte seine Cigarrette fort.

„Das kommt von diesen abscheulichen Papierrollen, man bekommt dabei mehr Strohpapiergeschmad als Tabak, — kommen Sie, Prinzipe, hier ist eine echte Havannah — bedienen Sie sich.“ Damit hielt Mengden Jenem das Cigarrentui hin.

Digitized by Google

«Merci — sa fa sa — was eine Sturm, kann nicht gerade stehen auf die Bein vor heftige Wind.“

„Das glaube ich wohl,“ lächelte Mengden mit leichtem Spotte und reichte dem etwas Schwankenden seine eigene Cigarre zum Anzünden hin, „der Wind kommt etwas schräg!“

„Sehr schräg — feine schräg — merci!“ Dann gingen sie weiter.

Am Anfange der neuen Brücke hörten sie die groben Stimmen einiger Manner und das Flehen einer Frau von der anderen Seite der Straße her und erblickten in der Nähe einer Gaslaterne, welche die Szene spärlich beleuchtete, eine Patrouille von der Polizei in einem Konflikt mit einigen weiblichen Gestalten.

„Da geht etwas vor,“ sprach Mengden stehen bleibend, und aller Scherz war mit einem Male verflogen, „kommen Sie, Principe, ich höre Frauenstimmen, lassen Sie uns galant sein!“ und ohne Jenen abzuwarten, lief er dort hinüber.

Er fand drei Männer von der städtischen Polizei, welche im Begriff waren, zwei Frauen zu arretiren, weil sie ohne Laterne ausgegangen waren, und die dabei auf die brutalste und empörendste Weise verfuhren.

Mengden gehörte durchaus nicht zu jenen Hitzköpfen, welche blindlings handeln; — er beobachtete erst eine Weile schweigend den Vorgang, ehe er einschritt, — als er dieses aber that, that er es mit voller Energie.

„Schamt ihr euch nicht, auf solche empörende Weise anständige Frauen zu behandeln, ihr Leute!“ sprach er streng und trat herzu — „wer kommandirt euch?“

„Ich! Herr Lieutenant,“ sagte mürrisch einer der drei Polizisten, ohne den Arm der Frau loszulassen, welche vor ihm auf den Knieen lag.

„Stehen Sie auf, Madame,“ fuhr Mengden zu derselben gewandt fort, ihr höflich beispringend — „was gibt's hier, was thaten diese Frauen, daß sie sie wie Missethäterinnen zu behandeln wagt?“

„Wir haben Niemanden Leide noch Antwort zu stehen außer unseren Vorgesetzten,“ sprach der Polizeimann trotzig und schaute dem Offizier frech in's Gesicht, „wir thun nur, was unseres Amtes ist, diese Weiber müssen mit auf die Wache. Marsch!“

Mengden schwoll die Stirnader, — dennoch hielt er noch zurück.

„Habt ihr auch Befehl, mehrere Frauen zu bestrafen — schämt ihr euch nicht, Männer?!“ sprach er tadelnd.

„Ach was, Herr Lieutenant, — ich habe Ihnen keine Rechenschaft zu geben, — Sie haben mir gar nichts zu befehlen, — noch einmal Marsch, und damit Basta!“

„Lieutenant!? — Sie scheinen mich nicht zu kennen, Freund, — ich bin Rittmeister von Mengden, Adjutant des Grafen P., nehmen Sie sich in Acht, daß ich Ihnen keinen Denkzettel anhänge, und halten Sie Ihre Zunge im Zaum!“ sprach der Offizier streng.

„Ja, halten Sie Ihre Zunge im Zaum,“ lallte auch Mussa und warf sich in die Brust.

„Ah — Herr Baron!“ sprach der Polizist, auf einmal schnell höflicher werdend, — „jetzt erkenne ich Sie, um Verzeihung, — Aber diese Weiber hier gingen ohne Laterne aus, ich muß sie verhaften — sehen Sie selbst, wie sie sich sträuben, — ich muß sie mitnehmen, es ist meine Pflicht.“

Die eine Frau, welche der Diener der Polizei noch immer bei der Hand hielt, lag knieend auf dem Pflaster, sie schien, so weit man bei dem schwachen Lichte unterscheiden konnte, eine wohlhabende ältere Bürgerin zu sein. Der Schrecken war ihr offenbar in alle Glieder gefahren; hinter ihrer niedergeschlagenen Kapuze hervor murmelte sie unverständliche Worte und ihre angstvollen Blicke wanderten unstät hin und her. —

Zwischen den beiden andern Männern stand aufrecht eine zweite weibliche Gestalt, ebenfalls in einen dunklen Mantel eingehüllt. — Diese trat jetzt einen Schritt vor und sprach mit einer jugendlichen wohllingenden Stimme: „Verzeihung, Herr, — wir sind nicht trotzig und bitten um Ihren Schutz. Wir kommen von einem Kranken und gingen der Verordnung gemäß mit der Laterne heim, — hier ist dieselbe. Daß der heftige Sturm dieselbe uns ausblies und wir, da alle Häuser geschlossen sind, keine Gelegenheit hatten, dieselbe wieder anzuzünden, war nicht unsere Schuld. — Wir sagten dies auch jenen Männern, wie baten sie selbst um Licht und um die Erlaubniß, ruhig weiter gehen zu dürfen, aber umsonst. Meine arme Mutter dort ist halb ohnmächtig vor Schrecken über die harte Behandlung, welche ihr zu Theil wurde, und wenn Sie uns nicht beistehen, müssen wir die Nacht im Gefängnisse zubringen. Wir sind ehrliche Frauenzimmer, um der heiligen Jungfrau willen helfen Sie uns!“

Sie sprach beredt und mit einer Innigkeit, die Mengden im Herzen ergriff. Jedenfalls war die Sprecherin den gebildeteren Ständen angehörig, — es empörte ihn der Gedanke, sie wegen eines kleinen Unfalls so harten Folgen und so roher Behandlung ausgesetzt zu sehen.

„Zeigen Sie mir die Laterne,“ sprach er ernst. Dann wandte er sich zu den Polizisten. „Sie sehen, — hier ist noch Licht, ich glaube, Sie würden gut thun, anstatt diese Frauen hier noch weiter zu belästigen, ihnen dasselbe anzuzünden und sie ruhig ihres Weges gehen zu lassen. Paschol! — ich übernehme hier jede Verantwortung!“

„Ah — sa! — Verstehe schon,“ murmelte der Patrouillenführer, der Mengden andere Pläne unterlegte, unterwürfig grinsend.

„Auf, Mütterchen — auf! Hier ist Licht!“ — Dieser verdammte Wind! Fort, Maunce, — gute Nacht, Herr Adjutant!“

Die drei Beamten der Polizei wandten sich nun ihrem Geleben, aber Mussa vertrat ihnen den Weg. „Halt!“ rief er, „warten Sie!“ — hier Backschisch, trinke Nacki gutiges! Marsch!“

Dann, während Jene dankend weiter gingen, trat er, immer noch etwas schwankend, zu Mengden und den beiden Frauen und sprach lachend: „Bete Mittel allemal Backschisch. — Ah, hon soir, meine schöne Damen, — Mussa Wind heute. Komm, schöne Kind, — gib mich Deine Hand, — sehr viel Sturm, puh!“ — damit ergriff er ohne diese Ceremonie den Arm der alten Frau und seine Rechte um ihre Taille schlingend, führte er sie ohne Weiteres das beschneite Trottoir entlang.

Mengden folgte mit der jüngeren Begleiterin, welche die Laterne trug. „Machen wir es so wie Jene, Madame, geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie mich die Leuchte tragen, Ihnen erstarren sonst die Hände bei der Kälte.“

Nach einigem Sträuben gab das Frauenzimmer nach und ließ sich von dem Offizier geleiten. Dieser bemühte sich umsonst, beim Scheine der Laternen zu erkennen, ob die Person an seinem Arme jung und hübsch sei oder nicht — er konnte nichts als zwei glänzende Augen im Schatten der Kapuze bemerken, aber die Art und Weise, wie dieselbe ging und sich auf seinen Arm stützte, irgend ein gewisses Etwas überzeugte ihn, daß sie dies Beides sein müßte.

„Wohin geht Ihr Weg, Madame?“ frug Mengden sich herabbeugend.

„Ich bitte Sie herzlich, aus an der dritten Querstraße von hier aus zu verlassen, wir sind dann gleich zu Haus,“ entwortete ihm eine Stimme, die, trotzdem sie hinter dem dicken Tuche des Mantels hervorkam, Mengden einigermaßen bekannt klichen. Er besann sich eine Weile, wo er dieselbe schon einmal gehört haben konnte, ohne zu einem Resultat zu kommen.

„Wäre es nicht besser, wir brächten Sie bis vor Ihre Thüre, meine Dame?“ frug er weiter.

„Ach nein, wir sind Polizmen, mein Herr, — bitte, verlassen Sie uns, wo ich Ihnen sagte, — es ist wegen der Nachbarschaft. — Doch lassen Sie sich freundlich danken für Ihre Hülfe zur rechten Zeit — der Himmel belohne Sie dafür, Sie haben zwei armen Frauen einen großen Dienst geleistet!“ —

„O sprechen wir nicht davon,“ sprach Mengden freundlich, — „ich that nur meine Pflicht — aber bitte, sagen Sie mir, Madame, Ihre Stimme kommt mir so bekannt vor, — haben sich unsere Pfade niemals früher gekreuzt im Leben, waren Sie vielleicht in Wien?“

„Nein,“ erwiederte die Vermummte und schaute einen Augenblick empor mit einem scheinlichen Blicke, den Mengden nicht bemerkte — „aber auch Sie kommen mir bekannt vor, mein Herr. Sind Sie schon lange hier?“

„Zehn Tage etwa.“

„Dann ist's unmöglich — doch, wir sind hier zur Stelle, noch einmal meinen herzlichen Dank und bitte, folgen Sie uns nicht.“

„Und darf ich Ihren Namen nicht erfahren?“

Die Frau schien einen Augenblick zu zögern, dann sprach sie:

„Verzeihung, nein, es ist unmöglich.“

Die Frauen entfernten sich schnell, Mengden und Mussa blieben auf dem Trottoir allein. Letzterer fing unbändig an zu lachen: „Sa sa sa — schöne Abenteuer da, alte Weib ich Cour gemacht wie nicht gescheit — hat gefagt, will für mich beten, hahaha — auch gut — sehr gut, ich ihr gefagt, mein Engel, — Engel wird beten — sehr gut!“

Mengden lachte, nahm den kleinen Obersten beim Arm und so schritten sie dem Palaste zu, dort trennten sie sich.

Noch beim Ausscheiden murmelte der Adjutant ein paar Mal vor sich hin: „Diese Stimme muß ich kennen,“ und auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er schlug sich vor die Stirn und rief: „O ich blöder Thor, daß war ja meine schöne Maske von neulich Abend! — Ohne allen Zweifel — das war sie, o wie schade, daß mir das jetzt erst klar wird!“

Hätte er zum Fenster hinaus gesehen, so würde er bemerkt haben, daß jene aermummte Gestalt, welche ihn so beschäftigte, eben das Gitter des Palastes passirte, — es war Mincia.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg von **F. W. Hackländer.**

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Wo der Karren mit dem verwundeten Husarenoffizier unter Führung des Znaven geblieben war, wer mochte es wissen! — Allerdings hatte der Rittmeister von Trebbin, sowie auch der Bruder des Verschwundenen Mittheilungen machen lassen an verschiedene Ambulanzen und Sanitätskolonnen, welche am nächsten Tage und auch an dem darauf folgenden das Schlachtfeld im weitesten Umkreise mit unermüdlicher Sorgfalt durchsuchten, und oft von weit entfernten Punkten, ja sogar aus dem Walde des Wolfsrückens verwundete Freunde und Feinde herbeibrachten, es war Alles umsonst, alle Nachforschungen vergeblich gewesen, ja man hatte sich in diesem speziellen Falle an die französischen Behörden bis zur belgischen Grenze hin gewandt, ohne auch von dorther eine Nachricht zu erhalten, der Karren mit der ganzen Gesellschaft war und blieb verschwunden, und das Günstigste, was man annehmen vermochte, war, daß der vorsichtige Franzose am Morgen nach jener Nacht irgendwo ein sicheres Versteck gefunden, wo er bis zum folgenden Abend blieb, um dann nach Eintritt der Dunkelheit vielleicht die belgische Grenze zu überschreiten und sich so in Sicherheit zu bringen, weßhalb wir im Interesse unserer wahren Geschichte einen Spaziergang durch die Ardennen nicht scheuen dürfen. Lassen wir die blutigen Schlachtfelder, von denen Schreckensfern wir genug gesehen und gehört, hinter Illy und La Chapelle im Rücken und vertiefen uns an dem schönen Herbsttage in den Schatten des Ardennenwaldes, wandeln dahin unter mächtigen Bäumen in prachtvoll bunter Färbung, überschreiten Wiesenbäche mit murmelndem Wasser und malerischen Schluchten, und fühlen nach all' dem Schauder und Entsetzen der letzten Tage so recht wieder die volle Wahrheit des dichterischen Wortes:

„Die Stadt ist nettenmen überall
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Canal."

Auch empfinden wir das deutlich, wenn wir mitunter von Waldeshöhen hinab in der Ferne breite Wege und Landstraßen sehen, häufig bedeckt mit flüchtigen französischen Truppentheilen, mit Kranken und Marodeu, die so rasch, als es ihre Kräfte erlauben, der nahen Grenze zueilen. Wir wollen ihnen nicht begegnen, noch ihren Pfad durchkreuzen und folgen lieber einem schnurgeraden Waldwege, der uns auf einen runden Platz führt, von dem gleiche schattige Gänge unter majestätischen Bäumen strahlenförmig nach sechs verschiedenen Richtungen führen, und wo wir am Ende eines dieser Jagd- und Wildpfade ein Schloß vor uns liegen sehen von altertümlichem, etwas düsterem Mauerwerk und von starken Thürmen flankirt.

Da es aber während unseres langen Spaziergangs Abend geworden ist, so dringt ein letzter Strahl der scheidenden Sonne durch eine dieser geraden Waldalleen, ihn mit einem Strom von goldenem Glanz erfüllend, bis an das alte Schloß, und läßt die großen Fenster desselben hell aufleuchten. Leider verschwindet dieser letzte freundliche Gruß gar zu rasch und dann unhülft und die Nacht, während dicke rauchende der Luftraum durch die Kronen der mächtigen Bäume zieht, diese Dunkelheit zunächst uns und erweckt in uns die Sehnsucht nach einem gastlichen Dach. Ist doch die Nacht keines Menschen Freund und am wenigsten, wenn dieser Mensch dahinzieht durch einen unbekannten dichten Wald, in dem man zuweilen so gar seltsame Töne und Klänge vernimmt.

Unter diesen Gedanken haben wir das alte Schloß erreicht, und obgleich es von einem tiefen Wassergraben umgeben und die Zugbrücke über denselben aufgezogen ist, jenseits derselben aber fich ein schwer mit Eisen beschlagenes Thor befindet, so balt alles das unsere Phantasie nicht ab einzudringen und zu schildern, was wir hinter Zugbrücke, Thor und Mauer gesehen.

Es ist da im Erdgeschoß eine große Halle mit gewölbter Decke, die trotz ihrer Ausdehnung in Länge, Breite und Höhe durch den ausgesuchtesten Comfort so behaglich eingerichtet ist, daß man sich augenblicklich hier wie zu Hause fühlt. Der Boden ist mit dicken Teppichen bedeckt, von denen, besonders vor den Sophas und Fauteuils, häufig ein paar übereinanderliegen, auch wohl hie und da eine weichhaarige Bärendecke; an den Wänden sieht man auf grausefeinen Damastfapeten alte dunkle Ahnenbilder in Lebensgröße, deren im Harnisch oder Sammetgewand mit weißer Krause, Damen in dem malerischen Kostüme des Mittelalters neben andern mit der steifen Schnürbrust und den Reifrock. Einzelne Wandflächen sind auch mit Waffentrophäen verziert und bemerkt man hier eine streng chronologe Folge der Mord-, Jagd- und anderer Waffen mancher Jahrhunderte, vom Streitkolben und den Kettenbemd an bis zum reichciselirten Degen als Spielzeug für Damen und den stählernen Galanteriedegen, von der Armbrust bis zum Pfeilbogengewehr. Zwischen diesen Erinnerungen meist aus alter Zeit ist die Halle versehen mit Fauteuils und Sitzgelegenheiten sowohl älterer wie neuerer Konstruktion und steht man an den Formen der letzteren wohl, daß hier eine kundige Hand bemüht war, die schwellenden Canapees mit einem hochlehnigen und langbeinigen, steif grandtätischen Stühlen, vielleicht durch ähnliche Art des Ueberzugs in Einklang zu bringen. Auch bei dem reichen Beleuchtungsmaterial in der weiten und hohen Halle hat man es in ähnlicher Art gemacht und alte aus Eichenholz geschnitzte Lüstres mit Cerzenlampen in gleicher Form versehen und so eine glänzende Helle hervorgebracht. Die eine Seite dieser Halle bildete einen kolossalen Erker und zwar von so großen Dimensionen, daß er bequem als abgesonderter Raum zum Speisen dienen konnte, wozu er auch heute benutzt worden war, denn man sah die Diener noch beschäftigt, das reiche Service in Krystall und Silber zu entfernen, während sich die Herrschaften auf der andern Seite der Halle befanden in der Nähe eines altertümlichen Kamines, dessen Oeffnung so hoch war, daß ein Mann mit dem Hut auf dem Kopfe bequem Platz darin gehabt hätte. Heute, bei dem schon kühlen Herbstabend, loderten mächtige Eichlöhe auf den kunstvoll verzierten Feuerhunden, und es machte einen großartigen Eindruck, daß nicht weit vom Kamin ein ganzes Kloster gefpaltenes Eichenholz auf dem Steinboden geschichtet lag und sich hier nicht viel größer ausnahm, als in einem gewöhnlichen Salon ein kleiner Holzkorb.

Nahe beim lodernden Feuer, im traulichen Kaminwinkel, saß ein sehr alter Herr von würdevollem, vornehmem Aeußeren auf einem hohen Lehnstuhle mit gefalteten Händen und ließ den Kopf so tief auf die Brust herabhängen, daß man deutlich sah, er hatte eben eine kleine Siesta, ließ sich daraus durch durchaus nicht ihren Ton dämpfende laute Sprechen einiger andern Personen, die theils vor dem Kaminfeuer standen, theils sich in der Nähe desselben niedergelassen hatten. Zu den Ersteren gehörte ein gleichfalls schon bejahrter Herr und mit dichtem, aber ebenfalls weißem Haupthaar, glatt rasirt, sehr einfach aber sehr vornehm gekleidet, mit seinen, häufig lächelnden Gesichtszügen und sehr schön gewölbten dunklen Augbrauen. Vor diesem stand ein Anderer in einem ziemlich gewöhnlichen Ueberrock, an den Füßen hohe Reitstiefel, die mit schweren Kunstmallsporen versehen waren; dieser hatte derbe Gesichtszüge, aber von sehr intelligentem Ausdruck, besonders die Augen, die unter buschigen Brauen Geist und Energie verriethen. Er trug einen großen Vollbart, den er häufig mit der ungelehrten rechten Hand emporzustreichen pflegte. Gegenüber dem salalenden alten Herrn saß eine Dame von vielleicht 36 Jahren und hatte die Füßen an die Steinumfassung des Kamins gelehnt, während sich fast in der Mitte der Halle eine weit ältere Dame an einem Tische befand und sich mit lebhaften Geberden und großer Zungenfertigkeit mit einem nicht mehr jungen Herrn unterhielt, dessen Jugdanzug einen flutzerhaften Zuschnitt hatte.

Diese Dame hatte scharfe und sehr bewegliche Gesichtszüge, stechend graue Augen und eine knöchern spitzige Nase; sie lächelte häufig, aber wenn sie lächelte, zeigte sich um ihre farblosen Lippen ein hämischer, fast boshafter Zug, so wie gerade jetzt, als sie achselzuckend sagte: „Wenn man in der That Erkundigungen einziehen will, die etwas werth sind, so sollte man das in einem weniger auffallenden Kostüm thun," worauf der Andere erwiderte: „Das sind technische Ansichten, Fräulein von Rochambeau, ist es doch zur Jagdzeit; und bei anangenehmen, ja gefährlichen Begegnungen kann man sich dadurch in irgend welcher Art legitimiren; ich kann Sie versichern, daß ich bis dicht vor Illy war und des Schreckliche genug gesehen habe; ich werde mein Lebtag daran zu denken haben und bin ein paar Mal nur mit Mühe diesen verfluchten Preußen ausgewichen."

„Ja ausgewichen," erwiderte das alte Fräulein mit verächtlicher, aufgeworfener Lippe, „wogegen Doktor Frommental bis vor die Thore von Sedan gekommen ist und es mit angesehen hat, wie der Kaiser gefangen fortgeführt wurde."

„So lassen Sie sich Näheres von ihm erzählen," erwiderte der im Jagdanzuge etwas ungeduldig.

„Das würde ich auch thun, mein guter Herr von Valcreale, wenn ich diesen Republikaner nicht noch mehr haßte, wie die Preußen."

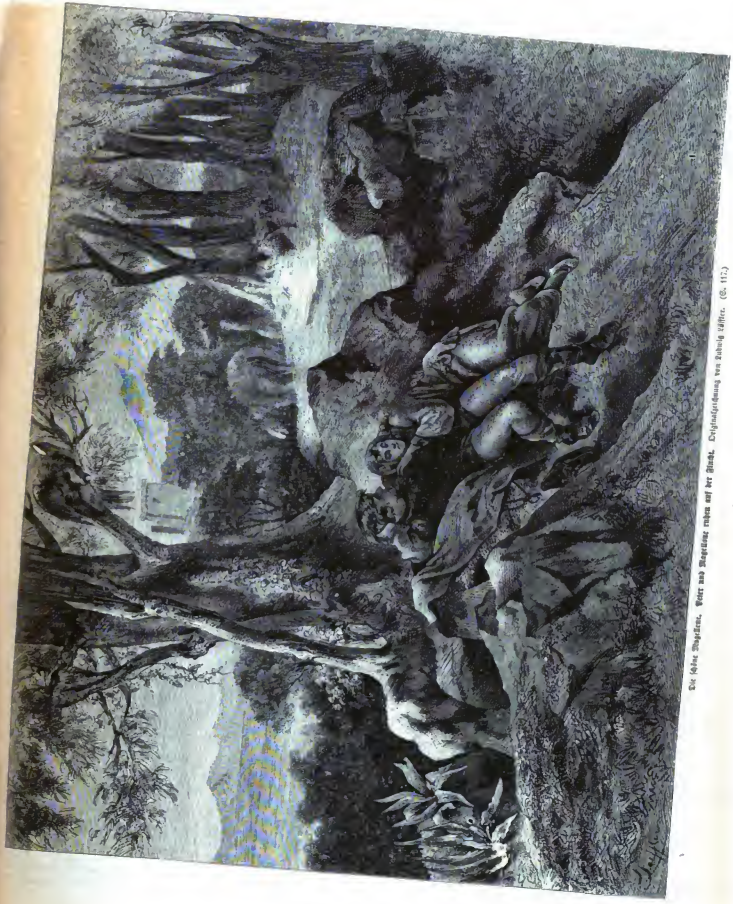
„Man kann Etwas hassen und es dngerweile doch benutzen, im Kleinen wie im Großen, und was diese Republikaner anbelangt, so werden sie in den nächsten Tagen Obermasser haben, bis sie wahrscheinlich nach Kurzem eine geschickte Hand benutzt, um die Mühle Heinrich's V. oder des Grafen von Paris zu treiben; es ist das Alles schon da gewesen, und wir leben in einer großen Zeit."

Er sagte das, indem er sich so hoch als möglich streckte, die Augen halb schloß, sowie um seine dünnen Lippen ein wiederverbrechendes Lächeln sehen ließ, so er sippte den Mund zum Pfeifen, und nach der Bewegung zu urtheilen, die er dabei machte, hätte man glauben können, er intonire innerlich die Marseillaise oder Ca ira.

„Der Himmel bewahre uns in Gnaden, daß nennen Sie eine große Zeit, Sie, ein alter Edelmann?"

„Daß heißt ein Edelmann von sich aus altem Hause, Fräulein von Rochambeau," entgegnete der wohl fünfzigjährige Mann — „ja, es

Digitized by Google



Die wilden Thiere. Bären und Thiergeister ruhen auf der Flucht. Originalzeichnung von Rudolf Lehrer. (S. 112.)

Digitized by Google

ist eine große Zeit, in der wir leben, und wenn die gute Stadt Paris ihre Söhne zusammenruft, so werde ich nicht fehlen, um selbst unter der Republik mitzuhausen — an dem Lichtein nämlich für das Zukunftsgebäude der glorreichen Familie Orleans."

„Ja, ja, Herr von Valcreuse," lächelte die ältliche Dame mit einer großen Verachtung, „Sie haben alles Zeug zu einem Desmoulins oder Mirabeau — unbegreiflich, daß Sie bis jetzt dem Ruf des Vaterlandes nicht gefolgt sind."

Sie hatte sich bei den letzten Worten erhoben und war in einem großen Bogen um den Mann in Reiterstiefeln herumgegangen bis zu der andern Dame, die noch immer mit dem Kopf an der Kamineinfassung lehnte.

„Mit dem Schwerte herumhauen kann Jeder," sagte Herr von Valcreuse, ihr achselzuckend nachschauend, aber wenn das Vaterland Köpfe braucht — zum Denken, so werde ich mich finden lassen." Dann ging auch er gegen den Kamin, wo Doktor Frommental, das war der Mann in den Reitstiefeln, von einem Ausflug erzählte, den er nach dem Schlachtfeld unternommen, wobei er seine Worte hauptsächlich an den Herrn des Schlosses richtete, den Marquis von Rochambeau, vor welchem er stand.

Der alte Herr im Lehnstuhle war der Herzog von Rochambeau, der Vater des Marquis, und die jüngere Dame ihm gegenüber die Frau Gräfin Damiette, des letzteren Tochter.

Diese erhob jetzt den Kopf etwas gegen Fräulein von Rochambeau und zeigte dabei ein bleiches Gesicht mit immerhin noch schönen, aber in Leiden und Schmerz verblassten Gesichtszügen. Sie war Witwe und hatte aus junger, aber gerade nicht sehr glücklicher Ehe einen einzigen Sohn, der sich bei der französischen Armee befand, von dem man in letzter Zeit nichts wußte und nur erfahren hatte, daß das Jägerregiment, bei dem er stand, an der Schlacht von Sedan theilgenommen und furchtbar gelitten hatte.

„Meine Liebe," sagte sie zu der ältern Dame, der Schwester des Schloßherrn, „der gute Doktor erfuhr nicht das Geringste von Henry, so große Mühe er sich auch gegeben, und was man ihm vom Regimente sagte, ist so gar traurig. Daß er nicht nur entsetzlich gelitten, sondern ist schon während der Schlacht zum großen Theil in Gefangenschaft gerathen. O, mein armes Kind."

„Man muß nicht gleich das Schlimmste denken," sagte der Marquis. „Nehmen wir an, daß mein Onkel leider gefangen wurde, so ist das immerhin ein hartes Schicksal, aber Nichts, was zur Verzweiflung berechtigt, und selbst die Deutschen werden heutzutage ihre Kriegsgefangenen nicht unmenschlich behandeln."

„Ich sah Haufen unserer armen Leute vorüberziehen," sagte Doktor Frommental in rauhem Tone, „und allerdings waren die Meisten müde, erschöpft, marode, theilweise verwundet, doch gab man ihnen zu Speise und Trank, was auch die Andern bekamen, und verbaud ihre Wunden so gut als möglich, wobei auch ich hülfreiche Hand mit anlegte."

„Müde und erschöpft — theilweise verwundet," wiederholte die arme Frau, wobei Thränen in ihre Augen traten, „mein Kind — mein einziger Sohn, an dessen gutem, weichen Lager ich Nächte lang saß, wenn sein Athem etwas unruhiger ging als gewöhnlich, den ich mit tödtlichem Schrecken betrachtete, wenn er mit einer leicht blutenden Schramme aus den Wäldern kam — mein Henry, auf der Landstraße dahingetrieben, vielleicht mit wunden Füßen, erschöpft — krank — — wenn er nicht schon — — Gott, mein Gott, die Nacht noch wahnsinnig."

Der Marquis ging zu seiner Tochter, lüßte sie auf die Stirn und sagte ihr sanfte Worte so tröstlich, als er nur zu thun vermochte, wobei er hervorhob, daß Doktor Frommental auf der Stelle gewesen sei, wo jenes Jägerregiment so starke Verluste erlitten, daß er Zeit genug gehabt, mit einer französischen Ambulanz, die er dort getroffen, genaue Nachforschungen anzustellen, daß er nichts gefunden, daß er aber erfahren, es sei ein Theil des Regimentes mit Oberst Vinoy gegen Meziéres entkommen und vielleicht jetzt schon auf dem Wege nach Paris, „wer weiß," setzte er hinzu, „ob sich Henry nicht wohl und gesund dabei befindet."

„Dann aber immerhin noch in seiner beneidenswerthen Lage," sagte Fräulein von Rochambeau in einem harten Tone, „lieber noch kriegsgefangen, als nach Paris gehen zu müssen und dort bei der Errichtung einer Republik mitzuhelfen."

Diese letzteren Worte, sehr laut gesprochen, waren von einem Achselzucken gegen Doktor Frommental begleitet, der sich aber durchaus nichts daraus zu machen schien, vielmehr seinen dichten Bart streichelte und gelassen erwiederte: „Das rollt Alles von selbst, Madame, und wir Beide werden es nicht hindern."

Eine etwas heftige Erwiederung seiner Schwester schnitt der Marquis dadurch ab, daß er zur Gräfin sagte: „Du wirst gehört haben, meine liebe Tochter, daß der Doktor Frommental so zu sagen beim Finale dieses furchtbaren Stückes zugegen war und das Fallen des kaiserlichen Vorhangs mit angesehen."

„Ach, Herr Marquis," versetzte der Doktor, indem er sich auf seinen gespreizten Beinen ein wenig hin und her wiegte, „ich möchte das doch kein Finale des ganzen Stückes heißen, nur ein großartiger Abschluß und dann vollständiger Dekorationswechsel."

„Oh, Richard, oh, mon roi," summte Herr von Valcreuse.

Doch sagte der Doktor lächelnd: „Noch nicht sogleich, mein Freund, es wird wieder leider einmal den gewöhnlichen Gang gehen. Als ich damals in Heidelberg studirte, hatten meine deutschen Kollegen einen ganz guten Vers darüber, der wahr und immer wieder zutreffend:

Der erste König war ein glücklicher Soldat,
Den letzten Königs würgte das Proletariat.
Dann kam die Anarchie und frah die eigenen Glieder
Und nach dem letzten Königs kommt der erste wieder."

„Sie sahen den Kaiser?" fragte die Gräfin, ihn mit ihren großen, vom Weinen gerötheten Augen anstehend.

„Ich sah ihn, Madame, als er Sedan verließ, er saß in Generalsuniform, die Mütze auf dem Kopfe, eine Papierzigarrette rauchend, in einer leichten Kalesche, die mit vier Pferden à la Daumont bespannt war, so fuhr er, dem es nicht vergönnt war, an der Spitze seiner Truppen zu sterben, zu seinem Siegen, um bemselben den luitzerlichen Degen zu Füßen zu legen, — in Wahrheit der letzte Napoleon."

„Daß er verdammt sei," murmelte traumerisch der alte Herzog in seinem Lehnstuhle, indem er mühsam seine Augen öffnete, nachdem er schon bei den letzten Worten des Doktors seine Theilnahme durch ein schwaches Kopfnicken zu erkennen gegeben — „ob, mit vier Pferden fuhr er, ja, so sah ich ihn auch, als er damals in Troyes einfuhr, die Pferde waren mit Schaum bedeckt und die Postillone bis hinauf zu ihren weißen Zopfperrücken mit Straßenkoth."

„Ah, Papa," sagte lächelnd der Marquis, „das war dazumal, das war der große Kaiser."

„Verwünscht sei euer großer Kaiser, denn als er damals in Troyes einzog, wo sich das Volk, mißerabel und perfid wie immer, verhielt, ihn einen förmlichen Triumphzug zu bereiten, damals gab es in Troyes — — nur einen einzigen Mann." Diese letzten Worte betonte der alte Herzog so anodruckvoll, als es ihm mit seiner schwachen Stimme nur möglich war und mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken bei jedem Worte, „und wist Ihr, wer dieser einzige Mann war?"

„O ja, Papa, wir wissen es, es war unser lieber Vetter, der Bicomte von Gouault."

„Der den Muth hatte, die weißen geheiligten Farben der Bourbons aufzustecken und den Ungeheuer dafür ohne Weiteres erschießen ließ — das war einer großer Kaiser."

Darauf schien der alte Herr wieder in einen leichten Schlummer zu verfallen, weshalb der Marquis einem Diener, der schon eine Zeitlang wartend im Hintergrund der Halle stand, ein Zeichen machte, näher zu treten, und der nun mit einem silbernen Präsentirteller, auf dem sich eine Kaffeetasse befand, dicht vor den alten Herzog trat, worauf dieser beim leisen und absichtlich hervorgebrachten Klirren des Porzellans gegen das Silber seine Augen wieder öffnete und dann langsam den starken Kaffee schlürfte.

Dieß schien ihn wieder vollständig in die Gegenwart zurückversetzt zu haben, denn er schaute jetzt die Umstehenden mit anodruckvollen Blicken an, warf seiner Enkeltochter auf graziöse Weise eine Kußhand zu und sagte dann: „Ah, da ist ja unser Doktor wieder, nun mag wissen Sie zur Bestätigung all' der wichtigen Nachrichten?"

„Daß die französische Armee bei Sedan geschlagen wurde und dort von den Preußen gefangen gehalten wird."

„Armes Frankreich!"

„Daß sich der Kaiser in den Händen seiner Sieger befindet und jetzt als Kriegsgefangener auf dem Wege nach Deutschland ist."

„Vous l'avez voulu Georges Dankin — — und nun ist der furchtbare Krieg zu Ende? Heinrich V. besteigt den Thron seiner Väter — es ist der einzige Kreislauf, und es sollte mich glücklich machen, in meinen alten Tagen die weiße Lokarde wieder triumphiren zu sehen — armer Cousin Gouault, ja, ja."

„Ich sah den Kaiser, wie er hinaufuhr."

„Allerdings — vierspännig, so sah ich ihn auch, als er nach Troyes kam, es ist wieder die gleiche Geschichte mit andern Variationen, wenn es nur nicht so viel Unglück über unser armes Frankreich brächte. — Was haben wir denn für Nachrichten über Ihren Sohn?" fragte er die Gräfin.

„Nicht die Geringste, ich befinde mich in einer entsetzlichen Angst."

„Ah, der Krieg, der Krieg."

Der alte Diener war in der Nähe des Marquis stehen geblieben und sagte nun mit leiser Stimme zu diesem: „Seit dem Eintritt der Dunkelheit ziehen wieder Haufen unserer flüchtigen Soldaten in der Nähe des Schlosses vorüber, es kommen auch mitunter welche bis zur aufgezogenen

Digitized by Google

Zugbrücke, verlangten unter drohenden Worten Einlaß und haben auch schon ein paar Mal gegen die Mauer geschossen."

Diese Nachricht, welche der Herr des Hauses seinem Vater und den übrigen Anwesenden mittheilte, brachte die verschiedenartigsten Ansichten hervor. Während Fräulein von Rochambeau gegen jeden Einlaß flüchtiger Soldaten auf's Energischste protestirte, sprach sich die Gräfin dafür aus, da sie die Hoffnung hatte, vielleicht durch einen glücklichen Zufall etwas von ihrem Schmuck zu erhalten. Herr von Balcreuse, der sich ungesehen mit einem der Revolver bewaffnet hatte, schlug vermittelnd vor, man könne ja die Flüchtlinge zum Lagern unter den Mauern des Schlosses veranlassen und ihnen dorthin Speise und Trank senden, wogegen der Doktor kopfschüttelnd zu bedenken gab, daß sich ein solches Bivouak durch immer mehr Herbeiziehende ungehörlich vergrößern würde und daß man beim Herabfassen der Zugbrücke vielleicht einem gewaltthätigen Ueberfalle nicht würde entgehen können, „meine Ansicht ist, den nächsten mächtigen Trupp, der sich, von Offizieren begleitet, vor dem Schlosse zeigt, einzulassen und ihn alsdann als Wache gegen Andere zu benutzen."

Auch der Marquis sprach sich für das Letztere aus, ließ aber Alles der Entscheidung des alten Herzogs über, nachdem dieser nicht ohne einige Mühe von der Sachlage in Kenntniß gesetzt worden war, wobei er bestimmt sagte: „Doktor Frommentel wird jedenfalls die Freundlichkeit haben, heute Nacht bei uns im Schlosse zu bleiben, man darf ihm schon seiner eigenen Sicherheit wegen nicht die Erlaubniß geben, allein nach Hause zurückzureiten. Dabei wird Jedes von uns das Beelangen haben, noch eine Zeitlang in Gesellschaft zu bleiben, und würde ich Ihnen dazu unsere gewöhnliche Whistpartie vorschlagen, zu der der gute Doktor gewiß bereitwillig statt meiner Zutritt eintritt."

„Ach ja, eine Beständerung, die ich mir für heute gern einmal gefallen lasse," erwiederte der alte Herr, sichtlich ermuntert und heiterer geworden. „Der Doktor ist ein so gar komischer Kauz, wenn er Whist spielt und ich lache gern mit ihm, nur muß er mir gestatten, daß ich die Damen der Könige gleichfalls als Majestäten behandle und will dagegen ein Auge zudrücken, wenn es ihm wieder einmal passirt, daß er, statt den König als solchen gelten zu lassen, nur von dem Mann der Dame zu sprechen beliebt; ah, er ist ein verabscheuungswürdiger Republikaner, — was das Uebrige anbelangt, so thue ganz nach Deinem Gemessen, mein lieber Sohn, und verweigere armen Flüchtlingen nicht ein Asyl im Schlosse Rochambeau; wir haben eine zahlreiche und wohlbewaffnete Dienerschaft, und Du weißt den tapfern Sinn unserer Balcreuse, ersuchen, die Bewegungen draußen zu beobachten und uns darüber Bericht zu erstatten, auch, wo es nöthig sein sollte, das Schloß wie ein zweiter Cerilon zu vertheidigen, — also spielen wir."

Der tapfere Balcreuse machte eine bedenkliche Miene und beantwortete mit Achselzucken die in etwas hämischem Tone ausgesprochenen Worte des Fräuleins von Rochambeau, als sie ihm zu einem so schönen und wohlverdienten Namen gratulirte. Dann verwollständigte er seine Bewaffnung noch mit einem soliden Hirschfänger, hing auch ein Pelzandezugewehr über die Achsel und verließ die Halle mit dem Marquis, der seinem Haushofmeister draußen im Allgemeinen die nöthigen Instruktionen gab und ihn im Speziellen an Herrn von Balcreuse verwies.

Die Bedienten hatten unterdessen in der Nähe des Kamins einen Whisttisch aufgestellt, und dann erhob sich der Herzog langsam, um mit seinem Sohne und dem Doktor daran Platz zu nehmen.

Der Herzog von Rochambeau sah vorhin in seinem Lehnstuhl allerdings schwach und sehr zusammengefallen aus, besonders unter der einschläfernden Wirkung seines Diners. Als er aber jetzt vollkommen ermuntert war und aufrecht, mit erhobenem Kopfe dahin schritt, war seine hohe und ungebeugte Gestalt, sein aufrechter noch fester Gang majestätisch und imponirend.

Dem bangen das Spiel mit dem Strohmann unter beständigen Redereien zwischen den hochmorschinen Aristokraten und den bürgerlichen, aber hier im Schlosse sehr beliebten Aerzte, der in seiner Weise seine Grundsätze und Ansichten verschwieg, sondern, wo es nur möglich war, für die Republik als die beste Staatsform schwärmte, den Adel mit allen seinen Privilegien und Vorrechten für eine allerdings noch heilbare Krankheit der Zeit erklärte und die Berechtigung seiner andern Aristokratie als die des Geistes zugeben wollte.

Ueber dergleichen Neußerungen lwinnte nun der alte Herzog so vergnügt lachen, als hätte man ihm die prächtigsten Anekdoten erzählt, und wenn je einmal die Unterhaltung in der bezeichneten Art einzuschlafen drohte, so liebte es der Marquis, irgend ein Wort, häufig der Bewunderung für Napoleon I., den er in der That verehrte, einzuwerfen, um den alten Legitimisten, sowie den jungen Republikaner gegen sich aufzureizen. Von den beiden Damen war die Gräfin Dauterre erbonnistisch gesinnt, während Fräulein von Rochambeau, deren Herz im langen Lauf der Jahre bittere Erfahrungen gemacht hatte, alle Politik verabscheute, weil sie schon durch Männer der verschiedensten Schattierungen betrogen worden war, oder wenigstens glaubte, betrogen worden zu sein.

Herr von Balcreuse, der sich draußen im Hof bei der Dienerschaft befand, hatte vorgedeutet gehört, in den alten Haushofmeister einen Verbündeten zu finden gegen den Einlaß flüchtiger französischer Soldatenhaufen in das wohlbefestigte Schloß, doch hatte es hier mit einem ehemaligen Troupiee zu thun, der eher geneigt war, den Befehl des Herrn Marquis im weitesten Umfange auszuführen, welcher allerdings die zahlreiche Dienerschaft bewaffnet hatte, daneben aber auch Vorkehrungen getroffen für Speise und Trank, sowie um in dem großen Schloßhofe bei der schon kühlen Nachtluft ein Feuer anzünden zu lassen.

Diese Beiden nun, Herr von Balcreuse und der Haushofmeister, hatten einen der mächtigen Thürme bis zur Höhe des ersten Stockwerks erstiegen, wo sie durch ein stark vergittertes Fenster den Schloßgraben mit der auf gegenüber Zugbrücke im Ringe hatten, sowie auch die schnurgerade Straße, die durch den Wald gegen das Schloß führte.

Ein paar Mal waren schon kleinere Haufen von Flüchtlingen herumund dann vorübergezogen, als sie das große, dunkle Gebäude wie unbewohnt vor sich liegen haben, hatten auch, einige ausgestoßene Flüche abgerechnet, nichts gethan, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Jetzt aber sah man eine ansehnende größere Schaar sich auf dem Wege nähern, die, wie es schien, noch in ziemlicher Ordnung heranzog; auch vernahm man, allerdings undeutlich, doch knarren von Rädern und bemerkte auch das Glänzen eines Lichtes zwischen den Bäumen.

„Das könnte unser Fall sein," meinte der Haushofmeister, „und wenn da allenfalls Artillerie mit herangeht und die Leute den festen Willen haben, hier ein Unterkommen für die Nacht zu finden, so möchten sie am Ende verfucht sein, unsonst anzuklopfen."

Nach einiger Zeit sahen sie nun allerdings, daß es keine Geschütze seien, die sich dem Schlosse näherten, sondern nur ein harmloser Karren oder Wagen, der aber, wie es schien, der Gegenstand lebhafter Meinungsverschiedenheit war, denn der Trupp war schon so nahe gekommen, daß man in der stillen Nacht einzelne Aeußerungen deutlich verstehen konnte, verschiedene und drohende Worte, wahrscheinlich aus dem Munde eines Offiers, dann laute Gegenreden, die sich auf das Fahrzeug bezogen, von dem eine freche Stimme meinte, man solle mit dergleichen Spionen und Verräthern kurzen Prozeß machen und sie ohne Weiteres erschießen, „ja, ja, unter uns sind milde Leute genug, die es sich auch einmal bequem machen könnten," worauf ein Dritter meinte, es läge das Schloß vom Rochambeau, in dessen Hofraum Platz genug sei, um Gericht zu halten und die Sache rasch zu beendigen.

„Allerdings ist dieß das Schloß von Rochambeau," hörte man nun die Stimme des Offiziers wieder, „doch müssen die Bewohner desselben große Narren sein, einen so zügellosen Haufen einzulassen."

„Man verschrie aber, mein Offizier, und wenn sie sich weigern, schießen wir ihnen in die Fenster, wir wollen die Nacht nicht wieder im Walde schlafen, während die faulen Aristokraten in ihren Betten liegen."

„Da haben wir ein schönes Gesindel," flüsterte Herr von Balcreuse mit unsicherer Stimme dem Haushofmeister zu.

„Aber unter einem Offizier, der sie immerhin noch ein Bischen in Ordnung hält."

„Was mögen sie nur in ihrem Karren haben?"

„Wer kann das wissen, vielleicht ein Paar aufgefangene Preußen, wie erfahren das am Besten, wenn wir sie einlassen."

„Aber nicht ohne Aufforderung."

Diese ließ nun auch nicht lange auf sich warten, denn der Offizier, man erkannte ihn jetzt deutlich an den Auszeichnungen auf seiner Uniform, trat dicht an den Rand des Grabens, feuerte ein paar Schüsse seines Revolvers in die Luft ab, und rief ein lautes „Halloh" herüber.

Herr von Balcreuse stumme nicht, ihm zu antworten und ihm zu sagen, daß sei das Schloß von Rochambeau und der Besitzer desselben, der Herr Marquis von Rochambeau mit seiner Familie, sowie auch dessen Vater, der Herr Herzog von Rochambeau, seien anwesend, worauf die Antwort herüberklang: „Weeden aber wohl noch Platz genug haben, um einen kleinen Trupp müder, hungriger Franzosen für die Nacht zu beherbergen."

„Gewiß, mein Kommandant," antwortete Herr von Balcreuse, „besonders da sich dieser Trupp unter dem Befehl eines gewiß braven und tapfern Offiziers befindet."

Unterdessen war der Haushofmeister bereits hinab geeilt und auf sein'n Befehl senkte sich die Zugbrücke langsam über den Graben, die Thore wurden geöffnet und der röthliche Schein der Pechfackeln, die man rasch angezündet hatte, drang in die dunkle Nacht hinaus.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus unserer humoristischen Mappe. III.

Originalzeichnungen von **A. Hölzgen.**

Die verlorene Wette.

A. Uebrigens ist es mir unbegreiflich, wie Sie immer nur nichts als Wasser trinken können; — wie kommt das ganze Jahr kein Tropfen über die Lippen.

B. Nun, das wird wohl auch so wörtlich nicht zu nehmen sein.

A. Ich versichere Sie, ganz wörtlich und buchstäblich.

B. Na, da möchte ich doch eine Wette eingehen.

A. Gut, es gilt einen Thaler.

B. (schlau lächelnd). Nun sagen Sie mal, — Sie putzen sich doch auch die Zähne, nicht wahr?

A. (noch schlauer lächelnd.) Ja, mein lieber Herr, dazu nehme ich aber extra so ein ganz leicht Mostrichen.

Milderungsgrund.

Gerichtspräsident. Das Gericht hat Sie wegen Einbruchs zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt, jedoch mit Rücksicht darauf, daß der betreffende Kasten nur Gegenstände von geringem Werth enthielt, die Strafe auf sechs Monate herabgesetzt. — Haben Sie nun noch etwas zu Ihrer Entschuldigung vorzubringen?

Verurtheilter. Nch, Herr Präsident, ich wollte man bitten, wenn Ew. Gnaden derselbigen thäten, wie ich mir dabei gelagt habe un mich e mal en ordentliche Instrument dabei besahrt, nischt wie mein Taschenmesser un "nen Nagel un nu nach zwölfstündiger saurer Arbeit erst recht nischt fehnden. — Ich meine, Herr Präsident, Sie könnten mir die sechs Monate doch noch schenken.

Morgengedanken.

Schon drei Uhr Morgens un mich nicht eene einzige Petitlation geöffnet! — Se 'n niederträchtiges langes Schlafen sollte eigentlich von Polizei wegen verboten sein.

Gefälligkeit.

Fremder. Sagen Sie mal, wie viel Uhr ist's eben?

Berliner Schnellredner. Haben Sie eene bei sich?

Fremder. Nein, ich habe meine Uhr verloren.

Schnellredner. Det thut mir leed, sonst hätte ich mal nachsehen, denn ich selbst brauche keene Uhr nich.

Digitized by Google

Ein Magnatendrama.

Novelle von **C. E. A. v. Baldenyi.**

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Béla war zuerst wieder geklommen nach einer mäßigen Weile. Er nahm rasch seinen Platz ein und musterte sich lebhaft in die Unterhaltung der Andern. Ein flüchtig forschender Blick in sein aufgeregtes Gesicht beunruhigte Helenen. Es lag ein Sturm in seinen Zügen, welchen er mit Gewalt unterdrückte und die innere Lustigkeit in den ernsten Verkehr mit den Anwesenden ableitete. „Irgend ein unliebsames Erlebniß mit Irma konnte wohl Ursache dazu gegeben haben," dachte Helene und beruhigte sich in diese Vermuthung. Sie unterstützte gewandt Béla's Bemühung, das Gespräch für die Gäste anziehend und beschäftigend zu erhalten, um in den anregenden Stoffen die Hitze seiner Anfregung verdampfen zu lassen. Der Graf ermunterte dabei öfter seine jungen Freunde zum Füllen ihrer Gläser, indem er ihnen ein Beispiel gab, welches seine mäßigen Gewohnheit nicht entsprach, so wenig ausschreitend es an sich auch war. Helene bemerkte auch das mit Erstaunen und Besorgniß. Jetzt kam Irma in den Saal zurück und setzte sich ruhig wieder an Helenens Seite. Sie lounte nun beide Betterl beobachtet und machte an Jedem die Wahrnehmung, daß etwas vorgegangen, was stürmische Aufregung hervorgerufen, welche sie zu verbergen strebten. Wie der Blick in lichtester und hellster gelbrothlicher Lauue war, wurde Irme ruhiger, censter. Ueber sein blühendes Gesicht legte sich eine ungewohnte, trübe Ruhe, und ein Strahl des Lächelns überflog es erst, als er länger an Helenens Seite saß und ihre beaunen Augen ihm freundlich begegneten. Die Abendsonne warf ihren rothgoldenen Schein auf alle die jugendlichen Häupter an der Tafelrunde und ließ die frischen oder bleichen, dunklen oder zarten Farben ihrer Züge erglühen. Der nordisch weiße, sanft schimmernde Teint Helenens paßte zur leichtgiern, aber ähnlichen frischen Farbe des jüngern Bettern. Auf seinem blonden Scheitel spielten goldene Lichter wie auf Helenens braunen Haarwellen. Einem schönen Erzgebilde gleich, gab das Antlitz des Grafen, mit dem warmen Metallton vom Abendgold überflutet, einen effektvollen Gegensatz zu den beiden hellen, lichtverklärten Köpfen. Helene wollte das Gespaad zwischen ihren beiden Nachbarn verbinden, es gelang ihr nicht; die Antworten sprangen immer ab von dem Punkte, wo sie anknüpfen sollten, und drehten sich dem Mittelpunkt ihrer eigenen Persönlichkeit zu, oder führten wegab auf ein angrenzendes Gebiet, welches nur niemals jenes des jenseitigen Schwagers war. Es gab also unzweifelhaft Differenzen in der Begrenzung beider Herren während des Besuchs bei Irma, und Helene quälte sich um das Motiv derselben.

Die Abschiedsstunde der Gäste war nun gekommen. Tawiel, der Leibhusar, meldete den Wagen an. Der klingende Postzug hielt an dem Gittethor des Gartens, die jungen Leute empfahlen sich artig bei dem Fräulein, schüttelten dem Heren vom Hause die Hand und wurden von diesem hinabbegleitet den kurzen Weg zu ihren Wagen. Irma blieb zurück; er sollte des andern Tags erst fort nach der Komitatsstadt und wollte auf seinem Pferde bei Schwagers dorthin reiten. Jetzt standen Helene und der junge Vetter auf der Terrasse und blickten den Abgehenden nach. Der Graf sah hinauf, auch die jungen Herren thaten es und grüßten die schöne Dame an Imre's Seite. Darauf achtete dieser nicht, aber Béla's suchender Blick zog den Schatten des Mißmuths, der kaum vor Helenens Lächeln geschwunden, wieder über sein Gesicht. Er ward einen forschenden, traurigen Blick auf die Cousine, dem sie so ernstig zum Hal begegnet, daß die ehrlichen Augen des jungen Mannes sich beschämt senkten, um ihr dann aber noch einmal so hell und fröhlich in's Antlitz zu schauen. Béla kam bald wieder zurück. Sein unruhiger Blick forschte in den Mienen des Schwagers und der Cousine. Helene fühlte sich gequält und beleidigt von dem finstern Mißtrauen, mit welchem beide Männer sich und sie selbst bewachten, sie schlug vor, zu Irma zu gehen, welche sie fragen wollte, ob man sich bei ihr versammeln dürfe. Die Herren blieben, Helene ging hinauf. Irma war unerwartet eingetreten auf den Vorschlag. „O sehr gerne alle Drei zusammen," aber die beiden Schwäger allein wollte sie nicht bei sich sehen. Sie wäeen so sonderbar scharf, reizbar und heftig gegen einander gewesen, als sie oben in Irma's Zimmer waeen. Vertragen hätten die Beiden sich niemals zum Besten, aber mit so bittern Worten und Blicken sich angefallen in den ersten Stunden des Wiedersehens, wäre unerträglich. In Helenens Gegenwart würde das nicht stattfinden, weil sie Imre doch noch zu fremd, „und Du kannst die wilden Männer auch besser zähmen," sagte die junge Frau, „ich weiß es nicht anzufangen." Es wurde gellingelt und zu den beiden Herren geschickt, sie herauf zu bitten. Die Gemüthswogen hatten sich geebnet. Beide Gestalten erschienen mit geglätteten Stienen, möglichster Unbefangenheit und ob selten verkrungenen magyarischen Würde, welche bei Leuten von geringerem Weltschiff leicht zum Pathos neigt. Auch oben in den Gemächern der Gräfin fanden sie den Himmel wunderbar heiter geworden. Irma's Stimmung hatte sich mit dem Abzug der ihr auch in bescheidener Entfernung unangenehmen Gäste geändert. Es kam eine ziemlich animirte Unterhaltung zu Gang, und als die Theetunde geschlagen, brachte Irma selbst in Vorschlag, diesen im Berein hier oben in ihrem Zimmer zu nehmen.

Den Trio war es auch nicht unlieb, einer kleinen Verlegenheit ihres Zusammenseins durch Irma zu entgehen. Man setzte sich gemüthlich zurecht, als die Anstalten sie den Thee durch den Kammerdiener besorgt waren. Helene übernahm ihr Amt mit vollbewußter Sicherheit ihrer Anmuth darin. Irma schwatzte unaufhaltsam in aufgeregter Heiterkeit. Die beiden Vettern vergaßen oft im Gespräch die Fortsetzung eines Satzes, wenn ihre Augen unbewußt der Cousine seinen Händen folgten. Die Pause wurde dann mit doppelteun Eifer nachgetragen und Alle besttebten sich, eine besondere Liebenswürdigkeit darzulegen, als ob sie etwas gut zu machen oder — zu verhüllen hätten Man trennte sich ungewöhnlich spät und in der freundlichsten Stimmung.

Das Gabelfrühstück war im Terrassensal genommen worden. Unten fütete Jósua den weißgeborten Araber Aladin umher. Das edle Thier blies, des Wartens ungeduldig, die rosigen Nüstern auf und hieb mit den schwarzglänzenden Huf in den Sand. Jósua hätte dem schwer zu bändigenden Pferde gerne einen scharfen Ruck am Gebiß und einen Puff in die Flanken gegeben, wäre nicht des Herrn Auge und Ohr zu fürchten gewesen, welches das empörte Wiehern des mißhandelten Lieblings gewiß erreicht hätte. Der Bursche strich beruhigend mit der braunen Faust über die feideweiche Mähne des Araberś, während seine staelen Zähne mit energischen Verwünschungen der saumseligen Herrschaft wie des unruhigen Rosses in den Schnurrbart bissen. Endlich wurde es lebendig auf der Treppe am Schlosse. Imre's hohe Natur Abstieb geuommen, die Hände waren geschüttelt, dankiges Wiedersehen versprochen und nun sprang der Junat die letzten Stufen hinab und dem Pferde entgegen, welches der Stallknecht ihm vorführte. Die Hand fest auf den Sattelknopf, schwang sich Imre in den Sattel, ohne den Bügel zu berühren. Nun war der Mann erst vollständig, als er auf dem Pferde saß, sich auf den Fußspitzen in den Bügeln hob und hinauf grüßend zu den Damen den Hengst in Galopp setzte. Das schöne Thier flog mit dem schlanken Reiter durch das Gitterthor, wie das weiße Flügelpferd der Poeten.

Die Damen sahen von der Terrasse dem elegantan Reiter mit Interesse nach. „Imre sieht unvergleichlich aus zu Pferde," sagte die Schwester und wendete sich zu Helenen, „daß Du jemals einen so guten Reiter gesehen?"

Die Cousine erwiderte unbefangen, daß sie Imre's Leichtigkeit und Sicherheit bewundert und die Reitkunst den Ungarn angeboren sei.

Béla hatte verdrießlich den kleinen Reiterkoketterien seines jungen Schwagers zugesehen und die Aufmerksamkeit beobachtet, welche er auf sich zog. Er sprach wegwerfend: „Das sind Schaulünste, welche man noch gerne übt, wenn man eben erst dem Voltigirsel und dem Reck entlaufen ist. Mit einem Kunstreiter kann es Imre doch nicht aufnehmen in seinen Paradestücken." Ein spöttisches Lachen folgte dabei dem Blick auf Helenen.

Der Graf war der vollkühnste Reiter, welchen Imre es an Verwegenheit und Kaltblutet nicht gleich thun konnte, und er wiederholte sich lieber vor Helenens Augen den Hals gebrochen haben, als ein zierlich equestrisches Kunststück ausgeführet.

„Wie gefällt Die mein Bruder überhaupt?" tappte die schwatzlustige Irma wieder hervor.

Helene lachelte übereasscht von dieser kindlichen Frage, aber Béla nahm ihr die Antwort ab. „Sie kannst Du Jemands zu einer Antwort zwingen, welche entweder nicht wirklich gemeint, oder nur ein halbes Geständniß ist!" sagte er unmuthig seiner Frau. „Das mögen aber die Damen nun unter sich ausmachen," fügte er lachend hinzu, grüßte beide Frauen und ließ sie allein.

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Magellone.

Dem alten Volksbuch nacherzählt von **Edmund Zoller.**

(Fortsetzung.)

(Bild S. 113.)

Der König von Neapel veranstaltete Fest auf Fest, Turnier auf Turnier, um die ihm seine Tochter, die schöne Magellone, beständig antag, da sie eine tiefe Liebe zu dem Ritter mit den silbernen Schlossteln im Herzen trug, die sie ihrem Vater freilich nicht zu gestehen wagte, obgleich auch er große Stücke auf den Ritter hielt und ihn wegen seiner Jugend, seines Adels und seines höfischen Benehmens bevorzugte. Seinen Hofiingen hatte er aufgetragen, sich auf jede Weise Mühe zu geben, die Herlunft

Digitized by Google

des Ritters in Erfahrung zu bringen, was diese auch versprachen. Eines Tages hatte der König den Ritter zum Mittagsmahle geladen, darob dieser hocherfreut war, da es ihm endlich vergönnt sein sollte, des Königs Tochter sich zu nähern. Und als sie nun bei dem Mahle sich wirklich gegenüber saßen und Aug' in Auge blicken konnten, da ward das Herz des Ritters von Liebe entzündet, aber er wagte sich kaum des Gedankens zu erkühnen, daß sie sein eigen werden könnte: es wäre des Glückes zu viel gewesen, und so dachte auch die Prinzessin, die den Ritter über Alle seinesgleichen stellte. Nach dem Mahle gab man sich allerlei Lust und Kurzweil hin und der König gestattete seiner Tochter, mit dem Ritter sich zu unterhalten. Sie ließ ihn alsbald rufen. Freudig folgte er dem frohen Winke, und die Prinzessin sagte: „Edler Ritter, mein gnädiger Vater, der König, hat großen Gefallen an Euch, darum bitte ich Euch, kommt oft zu uns, wir würden uns Alle freuen, ich und der ganze Hof." Als der Ritter solches aus dem schönen Munde vernahm, antwortete er in höflichem Tone: „Gnädige Prinzessin, wie soll ich dem König, der Königin, wie soll ich Euch für die hohe Gunst und Gnade danken, die Ihr einem Manne aus niedrigem Stande erzeiget. Aber ich werde, was an mir ist, diese Huld zu verdienen trachten." Da antwortete Magelone: „Ich freue mich Eures Erbietens und will auch gern als meinen treuen Diener ansehen." Nach diesen Worten wußte sie der Königin folgen, da der Hof aufbrach, aber sie that es ungern und noch beim Scheiden sagte sie zu dem Ritter: „Ich bitte Euch freundlich, kommt doch oft zu Hofe: ich habe gar viel mit Euch zu reden, von Ritterspielen, von Eurer Heimat!" Und dabei sah sie ihn mit ihren schönen Augen lange an, daß es ihm tief in's Herz ging. Der König, welcher noch einige Zeit verweilte, trat auf den Ritter mit den silbernen Schlußfeln zu und bat ihn eindringlich, ihm doch seinen Namen und seinen Stand nicht länger zu verschweigen. Aber es war nichts aus ihm herauszubringen, also daß er ein armer Edelmann aus Frankreich sei und in der Welt umherzöge, um sich in ritterlichen Spielen zu üben. Als der König solches vernahm, ließ er's bewenden; er achtete das Gelübde dieses adeligen Gemüthes, und nachdem er ihm wohlwollend die Hand gereicht, entließ er den Ritter mit den silbernen Schlüsseln.

Peter überdachte und erwog, als er heimgekommen, jedes Wort, das die schöne Magelone mit ihm gesprochen, und in ihren stillen Gemächern that die Prinzessin desgleichen: auch sie dachte an jedes kleine Wort. Es schmerzte sie nur Eines, daß sie nicht wußte, wer er war, denn sonst er hohen Geschlechtes gewesen, hätte sie ihn noch mehr geliebt. Daß er nicht geringen Standes war, daß wußte sie, denn sonst wäre er nicht um ihretwillen an den Hof gekommen. Sie wußte sich einen andern Wesen offenbaren, um ihr Herz ausschütten zu können, und als ihre Amme eines Tages allein mit ihr im Gemache saß, sagte sie: „Meine gute Irene, Du hast mich allezeit treu gehalten und ich setze auf Niemand so viel Vertrauen, als auf Dich; laß mich Dir darum etwas anvertrauen, mittheilen." Die Amme war hocherfreut und sprach: „Ich weiß in der Welt nichts, das ich nicht gerne thun würde, wenn Ihr's von mir begehret, wüßte ich auch darob sterben. Schüttet mir darum Euer Herz ohne Scheu aus."

Da fing die schöne Magelone an: „Ich habe den jungen Ritter, der gestern den Preis im Turnier davontrug, mein Herz und meine Liebe geschenkt; ich kann nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, und bin doch glücklich. Wüßt' ich, daß er guten Herkommens wäre, so wollte ich all' meine Hoffnung auf ihn setzen, und darum mußt Du vor Allem seinen Stand und seinen Rang zu erkunden suchen." Als solches die Amme erhört, erschrak sie nicht wenig und rief: „Ihr liebt einen jungen fremden Ritter, den Ihr nicht kennt und der vielleicht nicht mehr begehrt, denn Eure Schande. Schlagt Euch doch solche Gedanken aus dem Kopfe, denn wenn es der König erführe, möcht' es Euch großen Kummer bringen." Da hieß die schöne Magelone hörte und sah, daß die Amme ihr nicht zu Gefallen sein wollte, ward sie sehr traurig, denn die Liebe hatte ihr ganzes Herz gefangen genommen. Mit kummervollem Tone sagte sie: „Ist das die Liebe, der Du Dich für mich rühmst? Willst Du mich Herzen sehen? Die Arznei ist nicht weit zu suchen, sie liegt ganz nahe. Vor meinem Vater brauchst Du Dich nicht zu fürchten, wenn Du das thust, was ich Dich thun heiße, denn ich weiß gewiß, daß er von hohem Namen und Stande ist, und ich bin sicher, wenn Du ihn von mir darum fragen würdest, er könnte sie Dir nicht vorenthalten." Als die Amme sah, wie tief die Liebe schon in dem Herzen der Prinzessin Wurzel gefaßt, da trostete sie sie und sagte: „Schönes Fräulein, da Euer Herz nun nicht anders denkt und drängt, so will ich thun, was Ihr wünscht, und ihn zu sprechen suchen. Seid nur getrost und grämet Euch nicht mehr."

Die Amme begab sich in die Kirche, in der Hoffnung, den Ritter dort zu finden, und als sie ihr Gebet vollendet, sah sie den Ritter wirklich ganz in ihrer Nähe. Er nichte ihr freundlich zu, denn er hatte sie früher schon in der Umgebung der schönen Magelone gesehen, und sie redete ihn deßhalb ohne Scheu also an: „Herr Ritter, wie geschieht das, daß Ihr Eures Stand und Namen so geheim haltet? Der junge Hof, der König und seine Gemahlin, besonders aber ihre Tochter, die schöne Magelone, würden es, da sie Euch so hoch schätzen, als eine Gunst ansehen, wenn Ihr ihnen Stand und Herkunft offenbaren wolltet." Der Ritter war nicht wenig erstaunt und wohl auch erfreut, sie also reden zu hören, denn er glaubte, daß die schöne Magelone der Bitte nicht fremd sei, und so antwortete er: „Meine liebe Frau, habt Dank, daß Ihr mir so freundlich Botschaft bringt; ich bedarf Eures Rathes, aber Ihr müßt mir Treue in Liebe bereden; sagt aber insonderheit dem schönen Fräulein Magelone in meinem Namen, daß ich, seitdem ich von meiner Heimat weggezogen, Niemand meine Herkunft offenbart; da sie aber meinen Namen zu wissen begehrt, die ich am höchsten im Herzen trage, so soll sie denn erfahren, daß mein Geschlecht groß und hochgeadelt ist. Aber ich lasse sie bitten, daß sie an dem ein Genüge habe. Dafür vergönnet mir, daß ich Euch ein kleines Angebinde für die hohe Frau überereiche." Und damit gab er ihr einen von den drei Ringen, die ihm seine Frau Mutter beim Scheiden gegeben und die von hohem Werthe waren. Die Amme nahm dieß kostbare Angebinde mit Freuden entgegen und sagte: „Edler Ritter, ich werde den Ring in meiner Herrin Hände übergeben und ihr melden, was Ihr mir anvertrauet." Damit verabschiedete sich die Amme, die mit freudem Herzen zu ihrer Gebieterin eilte, nun ihr das herrliche Geschenk einzuhändigen und ihr die frohe Botschaft zu bringen. Als die Prinzessin den schönen Ring sah und die Worte des Ritters vernahm, rief sie: „Habe ich Dir es nicht gesagt, mein Herz hat mich nicht getäuscht, er mußte von hohem Geschlechte sein; wie könnt' er solchen Ring mir schicken? Wie glücklich fühl' ich mich nun, daß ich mich der Wahl meines Herzens nicht zu schämen habe; ich liebe ihn und kein anderer Gedanke soll fortan mich gefangen nehmen, als nur der an ihn allein. Wie soll' ich auch anders, als ihn lieben, da er um meinetwillen an diesen Hof gekommen, und mir so viel Liebe bezeigt. Ich will eher vor Schmerzen sterben, ehe ich ihn verrathe und ihn vergesse." Und dabei zuckte ihr Blick voll süßer Innigkeit auf den blitzenden Ringe. Aber die Amme wollte sich doch nicht so bald in den Gedanken finden und sagte: „Mein edles Fräulein, ich bitte Euch, schlagt Euch den Ritter aus dem Sinn, denn es wäre kläflich, wollte Ihr, eine so hochgeborne Fürstin, Eure Liebe so leichtfertig an einen fremden, unbekannten Ritter wegwerfen." Die schöne Magelone betrübte solche Rede der Amme über die Maßen und sie sagte mit bewegtem Gemüthe: „Ihr sollt mir nicht solche Worte gegen Fremden schmähen, er ist meinem Herzen auf dem ganzen Erdenrund das Nächste. Darum bitte ich Dich, nicht mehr solche Dinge zu reden, wenn Dir an meiner Gnade gelegen ist." Da die Amme merkte, daß der Wind so ging, sagte sie: „Alles, was ich sprach, geschah aus Liebe zu Euch, Eure Ehre zu wahren. Ich glaube wohl, daß Ihr ihn lieb habt, denn er verdient Eure Liebe; aber Eure Ehre darf nicht dabei leiden, darum bitte ich gewiß, daß ich Euch mit Rath und That beistehen werde, denn ich habe gute Hoffnung zu Gott dem Allmächtigen, daß Alles noch gut gehen wird." Die schöne Magelone dankte ihr herzhigt und sagte: „Gute Amme, ich will Alles thun, was Du mir räthst." Diese Nacht lag die schöne Magelone mit ihrem Ringe, den sie zum Oftern küßte, so glücklich auf ihrem Lager, daß sie erst gegen Morgen einschlief, und da sie eingeschlummert, kam es ihr im Traume vor, als läge sie in einem lustigen Garten an dem Herzen des Ritters und sagte zu ihm: „Ich bitte Euch freundlich um der Liebe willen, Ihr wollet mir sagen, von wannen Ihr seid und welches Geschlechtes, damit ich wisse, wem ich meine Liebe geschenk." Und der Ritter antwortete: „Noch ist die Zeit nicht gekommen, mein Geheimniß zu offenbaren, darum gedudet Euch noch kurze Zeit." Und es dünkte ihr, der Ritter schenkte ihr einen Ring, der noch köstlicher wäre, als der erste. So lag sie in süßem Schlafe bis zum Morgen, und da sie erwachte, erzählte sie der Amme ihren Traum, die daraus wohl merkte, wie es mit dem Herzen ihrer Gebieterin stand.

Der Ritter hatte die Amme der schönen Magelone seit mehreren Tagen in der Kirche erwartet, da er gerne heimlich mit ihr geredet hätte. Als sie ihn aber eines Morgens früher erblickte, denn er sie, da eilte sie auf ihn zu und sagte ihm, welche große Freude er dem Fräulein mit seinem Ringe bereitet. Sie sagte ihm, welch' großen Gefallen ihre Herrin an dem Ringe habe und wie freundlich sie ihn danken lasse. Der Ritter aber antwortete: „Liebe Frau, der Ring war mir für Euch bestimmt, nicht für die schöne Magelone; denn solch' mächtiger Fürstin hätte ich solch' bescheidene Gabe nicht zu bieten gewagt. Ihr gehört all' mein Lieb, Gut und Vermögen. Ihre Schönheit hat mein Herz so ganz und gar genommen, daß ich es ihr sagen muß; ich wäre der unglücklichste aller Ritter, müßt' ich das Geheimniß länger in meinem Herzen verschließen. Ich weiß, wie sehr Euch die schöne Magelone schätzt, und bitte Euch denn, sein der Bote meiner Liebe. Ich werde es Euch reichlich danken." Die Amme versprach, ihm zu Wunsche zu sein, und hoffte auch gute Aus-

Digitized by Google

wort bringen zu können. „Aber," fuhr sie fort, „wenn Ihr sie so heiß liebet, warum verbergt Ihr noch immer ihr Euren Namen? Sie verdient solches nicht, wie sie Euch liebet und an Euch hängt. Wir reden, wenn wir allein sind, nichts Anderes denn von Euch." Darob freute sich der Ritter über die Maßen und sagte es auch der Amme, indem er sie bat, daß sie eine Zusammenkunft zwischen ihm und der Prinzessin veranstalte. Dann wolle er ihr seinen Namen und Alles offenbaren. „Nur ihr kann ich es sagen und keinem Menschen sonst." Und die Amme versprach wirklich, was er verlangte, und der Ritter dankte ihr herzlich, indem er sagte: „Wollet Ihr mir eine Güte erzeigen, so überbringt der edlen Fürstin diesen Ring, der ihres Ranges würdiger ist, als der vorige, und ich würde es als eine hohe Gnade ansehen, wollte sie ihn um meinetwillen tragen." Die Amme versprach ihm, den Ring zu übergeben und Alles zu thun, um den Ritter mit der schönen Magrilone zusammenzuführen. Etlichen Schritte lehrte sie zur Königsburg hin, wo sie die Prinzessin vor Liebe krank auf ihrem Lager ruhend fand. Aber kaum hatte sie ihrer Amme erblickt, so erhob sie sich und ließ sie nicht zu Worte kommen. Sie bekümmerte sie mit Bitten, ihr doch den Ritter zuzuführen, da sie nicht länger ohne ihn leben könne. Und als sie die Amme so gar bereitwillig fand, ihr den heißesten Wunsch zu erfüllen, da umarmte und küßte sie sie, und nun mußte die Amme Alles erzählen, was sie erlebt. „Glaubt," rief sie, „wenn Ihr meinet, vor Liebe sterben zu müssen, so trägt er um Euretwillen nicht weniger Schmerzen und seine Liebe ist rein und obel wie Gold. Er begehrt auf Erden nicht mehr, denn Euch allein und insgeheim zu sprechen, um Euch alle Zweifel an seinem hohen Herkommen zu benehmen. Auch sendet er Euch diesen Ring und bittet Euch, daß Ihr ihn in Gnaden annehmet."

Da die schöne Magrilone solch' frohe Botschaft vernahm und den köstlichen Ring erblickte, der tausendmal schöner war, als der erste, da wechselte sie die Farbe vor Freude und das Herz lag ihr in den Wangen, indem sie zu der Amme sagte: „Das ist der Ring, von dem mir in der verflossenen Nacht geträumt, und mein Herz sagt mir, daß dieser Ritter mein Gemahl werden wird; denn ohne ihn könnte ich ja nicht mehr leben, und darum bitte ich Dich inniglich, auf Mittel zu sinnen, wie wir uns sprechen können: ich kann nicht länger in diesen Hangen und Bangen leben. Ich muß an seinem treuen Herzen liegen." Die Amme versprach ihr Alles zu thun und sie schöne Magrilone war den ganzen Tag frohen Sinnes und vertrieb sich die Zeit damit, daß sie den Ring küßte und wieder küßte.

Andern Tages fand sich die Amme wieder in der Kapelle ein, wo auch der Ritter bereits des Liebesboten harrte, und sie verkündete ihm sein Glück, indem sie ihm sagte, wie sehr auch die Prinzessin sich auf ihre Zusammenkunft freue und ihm für den schönen Ring danken lasse, den sie treulich hatten und schätzen wolle: aber sie hoffe, daß seine Liebe nichts Schlimmes im Sinne habe, sondern rein und lauter sei. Da sank er zur Erde nieder und gelobte vor der heiligen Jungfrau, daß seine Liebe nicht reiner sein könnte, und wenn es der Sinn der edlen Magrilone sei, ihre Liebe mit dem Sakramente der Ehe zu heiligen, so kenne er kein Glück, das höher wäre auf Erden. Da die Amme ihrs Gelöbnis vernahm, da rief sie freudig: „Ich bitte den ewigen Gott, daß er Euch solchen hohen Sinnes erhalte, und preise ihn darum, daß er ein so herrliches Paar zusammenführt. Darum, edler Ritter, kommet morgen durch die kleine Pforte des Gartens in das Gemach der schönen Magrilone, welche dort wird allein mit mir sein. Ich werde Euch dann allein lassen, daß ihr nach Herzens Begehr euch eure Wünsche mittheilen könnt." Der Ritter war hocherfreut ob dieser Kunde, die ihm den Himmel erschloß, und mit herzlichem Dank schied er von der Ueberbringerin der herrlichsten Botschaft.

*

Der Ritter stand des andern Tages pünktlich am Pförtchen, das ihm anbefohlen worden, und folgte hochklopfenden Herzens der Amme, die ihn zu der schönen Magellone führte, welche wie eine blühende Rose erröthend vor ihm stand und ihm gerne um den Hals gefallen wäre, um ihn zu herzen und zu küssen, wenn ihr die Pflicht nicht geboten, was sie der Ehre der Jungfrau, der Ehre ihres Hauses schuldig war. Aber der Ritter konnte ihre Liebe wohl aus den Augen lesen, die auf ihm ruhten, und er wußte sich nicht, was er sprechen sollte, so beklommen war sein Herz. Und er kniete nieder vor ihr und rief: „Der allmächtige Gott vertreibe Euch, was Euer Herz begehrt, edle Fürstin, und ueh me Euch in seinen hohen Schutz!" Und die schöne Magellone stand auf und nahm ihn bei der Hand, indem sie ihn herzlich willkommen hieß und ihn bat, sich an ihrer Seite niederzulassen. Da hieß die Amme sich, verließ sie das Zimmer, und die schöne Magellone sagte: „Ich freut mich herzlich, daß Ihr gekommen seid, denn es drängt mich, mit Euch zu reden, obgleich es kaum mit der Ehre einer Jungfrau verträglich, solcher Heimlichkeit zu pflegen: ich vertraue jedoch dem Adel Eures Wesens, der mich so kühn gemacht. Ich war Euch vom ersten Augenblicke, da ich Euch gesehen, von Herzen zugethan. Ich täuschе mich nicht: Ihr seid von hohem Rang und edler Geburt. Aber sagt es mir nun selbst, wie Ihr mir habt versprechen lassen." Da fand der Ritter auf und sagte: „Gnädigste Fürstin, laßt mich Euch für Eure hohe Huld danken, und ich stehe bereit, Euch in Allem Willens zu sein. Aber ich bitte Euch in Demuth, daß es Eure Geheimnis bleibe, denn ich habe, als ich von der Heimat wegging, gelobet, es Niemand zu sagen, was ich bislang treulich gehalten. Eine Fürstin, wisset denn, daß ich der einzige Sohn des Grafen von Provence bin, des Ohms des Königs von Frankreich, und nur darum von der Heimat fortgezogen, um Eure Liebe zu erringen, denn ich hörte Euch als die schönste Frau auf Erden rühmen, und Eure Ruf hat nur die Wahrheit gesprochen. Und wie ich denn ausfuhr, so ist es auch gekommen: meine ganze Liebe gehört Euch, und daß Ihr mir wieder Eure Liebe schenket, darnach will ich trachten fort und fort." Und sie sog ihn zu sich nieder und sagte: „Mein edler Bruder und Herr, ich danke meinem Schöpfer, daß er uns einen so frohen Tag erleben ließ, denn ich bin die glücklichste Frau auf Erden, daß er mich solch' ritterlichen Mann finden ließ, der um meinetwillen Vater und Mutter, Heimat und Freunde verließ und mir sein feine holde Liebe schenkt. Darum setzt hier Eure Magellone, die Euch zum Herrn ihres Herzens macht, und ich bitte Euch nur, daß Ihr das süße Geheimnis unserer Herzen gehein haltet bis zum Tage unseres Verlobnisses, und vertraut meiner Liebe ganz und gar." Damit nahm sie eine goldene Kette vom Halse mit einem köstlichen Juwelstein und ging es ihm an den Hals, indem sie sprach: „Durch diese Kette, holder Gemahl, setze ich Euch in den Besitz meines Leibes und verheiße Euch, wie es eines Königs Tochter geziemt, keinen Andern zum Gatten zu nehmen, denn Euch." Und damit ergriff sie seine Hand. Peter aber kniete vor ihr nieder und sprach: „Hohe Fürstin, schönste aller Frauen dieser Welt, ich bin mir würdig der Huld und Gnade, mit der Ihr mich beglückt; doch wie Ihr gelobt habt, so sei es, und gerne erfülle ich Eure Wünsche. Wenn es Euch gefällt, so empfanget auch diesen Ring, meiner dabei zu gedenken." Es war der dritte Ring, den ihm seine Mutter beim Scheiden geschenkt und der noch sonderbarer war, denn die beiden andern. Mit Freuden nahm die schöne Magellone den Ring entgegen, umschlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn. Und nachdem sie sich lange an Herzen gelegen und sich an einander ergötzt, trat die Amme ein und der Ritter mußte sich verabschieden, aber er war fröhlicher denn je, als er nach seiner Herberge zurückkehrte. Und die schöne Magellone sprach sortan mit der Amme nur von ihrem Ritter, so daß diese sie nur zu bitten hatte, in Gegenwart von Andern sich nicht zu verrathen, da die höchste Gefahr darauf stand, und die schöne Magellone versprach ihr Alles, wenn sie nur nun ihm reden dürfe, so lange sie Beide seine zusammen wären. Der Ritter aber wußte sich wohl zu verstellen und redete mit der schönen Magellone nur, wenn es ihm der Klugheit verstattete, und in solcher Zurückhaltung, daß der ganze Hof über die Bescheidenheit des Ritters voll Lobes war.

*

Zu dieser Zeit erschien am neapolitaner Hofe ein Ritter mit Namen Friedrich von der Eron, der die schöne Magellone gar lieb gewann, wenn er auch keine Gnade bei ihr fand. Aber er hatte solches Vertrauen in seine ritterliche Kunst und Stärke, daß er den König bat, ein Turnier zu veranstalten, auf dem er Beweise seines tapfern Armes geben könne. Und alsobald erging in alle Lande ein Aufruf zum Turnier am Fest Mariä der Liebfrauen Geburt. Und es kamen zu dem Turnier die trefflichsten Fürsten und Herren: zum Ersten Anton von Savoyen, zum Andern Friedrich Markgraf von Montferrat, zum Dritten Peter, ein Vetter des Königs von Böhmen, zum Vierten Eduard, ein Bruder des Herzogs von Bourbon, zum Fünften Heinrich, ein Sohn des Königs von England, zum Sechsten Jakob, Bruder des Grafen von Provence, ein Bruder des Ritters mit den silbernen Schildfeln, und viele Andere, deren Namen zu nennen wir wegen der Menge unterlassen müssen. Alle lagen sechs Tage in der Stadt still, ehe das Stechen anging. Man hatte nie gehört, daß auf einen Tag so viele vornehme Herren in einer Stadt versammelt gewesen wären.

Am Tage Unserer Liebfrauen standen sie früh auf und hörten die Messe und versammelten sich dann auf einem großen Platze, Catonia genannt, wo der König auf einer hohen Ehrentribüne Platz genommen: ihn umgaben die Königin, die schöne Magellone und andere Jungfrauen und Frauen, aus denen die Prinzessin wie ein Edelstein hervorleuchtete. Der Erste, welcher auf den Kampfplatz einritt, war Herr Friedrich von der Eroos dem zu Ehren das Turnier stattfand, der Letzte aber und doch der Beherrlichtste Peter von Provence. Als nun der Herold im Namen des Königs das Turnier eröffnete, ritt Herr Friedrich von der Eron vor und erklärte laut, zu Ehren der edeln und schönen Magellone den Kampf beginnen zu wollen. Wider ihn stand Herr Heinrich, der Königssohn von England, und Beide trafen so hart zusammen, daß die Sperre krachten.

Digitized by Google

Nach Herrn Heinrich, der sonst am Boden lag, kam Herr Lancelot von Valou, der Herrn Friedrich niederstach. Und nun ritt Peter von Provence gegen Lancelot in die Bahn, denn sein stürmisch Herz duldete ihn nicht länger zu verziehen. Und Beide stürmten so heftig auf einander ein, daß die Pferde mit ihnen fielen. Und da sie sich Beide tapfer gewehrt hatten, behielt der König, ihnen neue Pferde zu geben. Wir dürfen wohl kaum sagen, wie der schönen Magelone ums Herz war und wie innig sie zu Gott für den Geliebten flehte. Und abermals stürmten sie so heftig auf einander ein, daß Peter dem Lancelot den Arm brach und ihn auf den Boden warf, daß der König meinte, er sei todt. Auch Antonius von Savoyen überwand Peter mit leichter Mühe. Als aber Jakob von Provence, der Peter Peter's, in die Schranken ritt, ließ ihm dieser durch den Herold sagen, daß er nicht wider ihn kämpfen möchte, da er ihm einig einen Dienst geleistet, den er nicht solchergestalt lohnen dürfe. Da Jakob, der ein sehr tapferer Ritter war, das hörte, ward er sehr zornig und sagte dem Herold: er entbinde den Ritter seiner Schuld, wer er auch sei, und nun war kein Ausweichen mehr möglich. Und als sein Vetter nun auf den Ritter mit den sieben Schildern einritt, hielt er die Lanze vor, um seiner zu schonen, aber der Vetter, der auf ihn anprallte, zerbrach den Speer und stürzte aus dem Sattel, und zum zweiten Mal stürmte sein Vetter auf ihn und abermals sank er herab, daß sich Alle über die Stärke Peter's verwunderten. Und Jakob mußte absteigen, ohne seinem Vetter, den er nicht kannte, etwas anhaben zu können. Nach Diesem kamen noch Herr Eduard von Bourbon und Herr Friedrich von Montferrat, aber auch diese überwand der Ritter mit den sieben Schildern im Kampfe und behielt zuletzt den Preis. Da nun Niemand mehr zum Kampfe bereit war, schlug Peter sein Visir auf und ritt zum König. Und er erntete von allen Seiten Ruhm und Ehre, das herrlichste Lob jedoch spendete ihm die schöne Magelone, und auch dem Mahle ward er von allen Rittern, besonders aber vom Könige ausgezeichnet, der stolz darauf war, den tapferen Ritter an seinem Hofe zu haben. Er hatte aber nicht nur den Ruhm des Tapferen, sein ganzes Wesen gewann ihm die Liebe Aller, die zu Hofe gekommen waren.

Fünfzehn Tage hielt der König Hof für die Fürsten, die da gekommen waren. Man sprach aber die ganze Zeit nur von dem Ritter mit den sieben Schildern, worüber die schöne Magelone doch erfreut war. Sie ließ jedoch nichts merken, was in ihrem Herzen vorging. Nur als sie wieder allein bei einander waren, da ergoß sie sich in Liebesthränen ohne Ende. Peter aber meinte, daß nicht seine Tapferkeit den Sieg davongetragen, sondern ihre Schönheit, die ihm die Kraft gegeben und den Arm geführt. Nachdem sie lange mit einander geredet, sagte er endlich: „Oberste, schönste Magelone, Ihr wisset, daß ich um Erwerbung so lange von der Heimat fortgeblieben, aber nun, allerliebstes Lieb, gestattet mir, heimzuziehen, denn meine Eltern sind sicher um meinetwillen in Sorge, da sie nicht wissen, wo ich bin, und ich mache mir ein Gewissen, sie länger in Angst zu lassen." Er sagte das aber nur, um zu erfahren, wie sie sich dabei verhalten würde, und da sie diese Worte vernahm, standen ihr die Augen voll Thränen und sie ward bleich und sank in eine Ohnmacht. Als sie sich endlich ein wenig erholt hatte, sagte sie: „Fürwahr, herzliebster Mann, ich billige, daß Ihr ein guter Sohn den Eltern seid. Aber es schmerzt mich, daß Ihr Eure Allerliebste verlassen wollt, die ohne Euch nicht leben kann. Wenn es denn also sein muß, daß Ihr hinwegziehet, so nehmt mich mit Euch und laßt mich nicht in Noth und Jammer zurück." Als Peter die schöne Magelone so schmerzlich seufzen hörte, so verfprach er ihr zu Willen zu sein und sie mitzunehmen, denn auch er könnte nicht ohne sie leben, so lieb habe er sie. Und als die schöne Magelone das hörte, ward sie wieder frohen Herzens und sagte zu ihm: „Mein edler Herr und Freund, da dem so ist, so rathe ich, daß wir so bald als möglich insgeheim entfliehen, denn mein Vater will mich binnen Kurzem vermählen, und ich würde des Todes sein, wenn er mir einen andern Gatten gäbe, als Euch. Darum sinnet auf Mittel, daß wir ehestens von hier fortkommen; ich vertraue Euch, daß Ihr mich züchtig halten wollet bis zu unserer Vermählung." Und das gelobte Peter mit heißen Schwüren, und sie beschlossen, am dritten Tage nach dem ersten Schlafe zu entfliehen. Peter sollte mit guten Pferden vor dem Pförtlein des Gartens warten. Der Amme ward nichts von der Berabredung anvertraut, da Niemand in das Geheimniß gezogen werden sollte.

*

Und zur bestimmten Stunde erschien Peter mit drei Pferden, von welchen eines mit Speisevorräthen beladen war. Er fand die schöne Magelone bereit: sie hatte Gold und Silber mitgenommen, so viel ihr von Nöthen war, und setzte sie auf einen englischen Zelter. Und nachdem auch er aufgestiegen, ritten sie Beide die ganze Nacht hindurch, bis der Tag anbrach, wo Peter ein dichtes Gehölz suchte, dem Meere zu, wo sie nicht gefunden werden konnten. Dann hub Peter die schöne Magelone vom Pferde und ließ die Thiere grasen; er selbst aber setzte sich mit seiner Geliebten in das Gras, und sie plauderten zusammen und baten Gott, daß er sie beschütze und sie dahin führe, wohin sie begehrten. Und als sie lange mit einander geredet hatten, überkam die schöne Magelone der Wunsch zu schlafen, da sie sehr müde vom Reiten war, und legte ihr Haupt in Peter's Schooß und fing an zu schlafen.

(Schluß folgt.)

Ernstes und Heiteres.

Der gebrochene Landsturme. Madame de Staël besaß eine höchst brillante und theilweise sehr gehaltvolle Gabe, sich zu unterhalten, aber sie war so entsetzlich wortreich und hörte sich selbst so gern reden, daß sein Anderer die sogenannte zum Worte kommen konnte, so daß Manchen dabei geradezu Hören und Sehen verging. Bei einer gewissen Gelegenheit stellten mehrere Herren, um sich dafür zu rächen, sie auf die Probe: sie führten einen Mann bei ihr ein, welchen sie für einen ausgezeichneten Gelehrten und Redenekünstler erklärten. Madame Corinna empfing ihn mit aller ihr zu Gebote stehenden Grazie, begann aber sofort zu sprechen, in einem Athem tausend Bemerkungen zu machen, tausend Fragen zu stellen, auf deren Beantwortung sie nicht wartete, genug, eine Stunde lang ihre Zunge wie ein Mühlrad zu bewegen, während der viele Gelehrte und brillante Sprecher — seine einzige Erwiderung gab. Als diese Bitte vorüber war, fragten sie jene Herren, wie ihr der Vorgestellte gefallen habe. „O, ein sehr gelehrter Mann mit immensem Witz und Wissen und ein vortrefflicher Redner!" Hier brach ein schallendes Gelächter aus, denn der Gast war taub und stumm gewesen.

Räthsel.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn! —
So war mein Loos. Verlagt mich, edle Herzen,
Half euer Mitgefühl für mich ersühnen?
Vom Siegeslauf, vom hohen Himmelsthrone
Sank ich hinab zu ird'scher Schmach, zum Hohne.

Von Andegave war ich ein strahlend Bildniß,
Ein Held voll überirdischer Majestät,
Ich flieg hinab in diese Erdenwirrnniß,
Doch damals schien's ich noch nicht geschmälert;
Ein hoher Künstler, Herrscher in drei Reichen,
Zu Nam' und Hall kann an den Himmel reichen.

Bald sank ich tiefer. Jeglicher Gemeine
Ergriff mich kühn und nannte sich nach mir,
Am Staube liegt nun meine Himmelsreine,
Dort bin ich Dummheit, und ein Aeher hier,
Und endlich werdet ihr mich wieder finden
Als Spott- und Beiwort für des Weibes Sünden.

Weißt, mein Volk, bring' wieder mich zu Ehren,
Und bulde nicht der Lästgen Feinde Spott!
Zwing' jene Recken, daß sie zu verehren,
Denn reich mit Gaben sämmtliche sich beim Geist!
Laß deiner Thaten Glorie herrlich scheinen,
Dann will ich meinen Namen gern dir einen.

Auflösung des Räthsels Seite 55:
Acht.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 51:
Ein mit der Ordensdekoration Uebergangener.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 11. Stuttgart und Leipzig.

Ein Schloß in den Ardennen.

Erzählung aus dem Krieg von **F. W. Hackländer.**

(Schluß.)

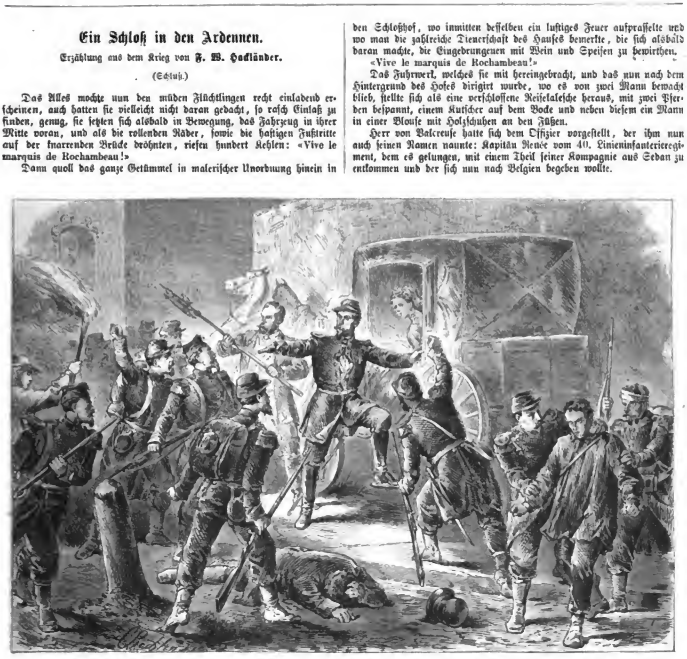
Das Alles mochte nun den müden Flüchtlingen recht einladend erscheinen, auch hatten sie vielleicht nicht daran gedacht, so rasch Einlaß zu finden, genug, sie setzten sich alsbald in Bewegung, das Fahrzeug in ihrer Mitte voran, und als die rollenden Räder, sowie die hastigen Fußtritte auf der knarrenden Brücke dröhnten, riefen hundert Kehlen: «Vive le marquis de Rochambeau!»

Dann quoll das ganze Getümmel in malerischer Unordnung hinein in den Schloßhof, wo inmitten desselben ein lustiges Feuer aufprasselte und wo man die zahlreiche Dienerschaft des Hauses bemerkte, die sich alsbald daran machte, die Eingedrungenen mit Wein und Speisen zu bewirthen.

«Vive le marquis de Rochambeau!»

Das Fuhrwerk, welches sie mit hereingebracht, und das nun nach dem Hintergrund des Hofes dirigirt wurde, wo es von zwei Mann bewacht blieb, stellte sich als eine verschlossene Reisekalesche heraus, mit zwei Pferden bespannt, einem Kutscher auf dem Bocke und neben diesem ein Mann in einer Bluse mit Holzschuhen an den Füßen.

Herr von Balcreuse hatte sich dem Offizier vorgestellt, der ihm nun auch seinen Namen nannte: Kapitän Renée vom 40. Linieninfanterieregiment, dem es gelungen, mit einem Theil seiner Kompagnie aus Sedan zu entkommen und der sich nun nach Belgien begeben wollte.



Ein Schloß in den Ardennen. Kapitän Renée droht, den Ersten, der sich nähert, niederzuschießen. Originalzeichnung von C. Rechlin Sohn. (S. 122.)

Digitized by Google

„So traurig es auch ist, daß dem schönen Frankreich und der großen Nation unbegreiflicher Weise bis jetzt die Siegesgöttin nicht gelächelt," deklamirte Herr von Valcreuse, „und obgleich Unklugheit und Verrath mancher Führer es noch nicht gestatten ließen, daß diese verdammten Preußen heute gestäupt wurden für ihre vorgestrigen Unverschämtheiten gegen das nächtliche Kulturwolk der Welt, welches von der Vorsehung bestimmt ist, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, so müssen wir uns doch glücklich schätzen, wenn uns wieder irgend ein Tapferer erscheint," hier machte er eine Verbeugung gegen Kapitän Renée, „der sich zum Tage der Rache ausstaart. Ich gratulire zu Ihrem wohl überdachten und vortrefflich ausgeführten heldenmäßigen Rückzug — vortrefflich ausgeführt, wie ich mich wohl ausdrücken darf, da Sie es verstanden, den Preußen eine Nase zu drehen und sich auf's Glorreichste mit Gepäck und Waffen rückwärts zu longentiren — sollen wir nicht die Pferde Ihres Wagens bis morgen früh in den Stallungen unterbringen lassen, während ich mir erlaube, Sie in die Halle zu führen und dort dem Herrn Herzog von Rochambeau, dem Chef der Familie des Hauses Rochambeau, sowie dem Herrn des Schlosses, dem Herrn Marquis von Rochambeau, und dessen Damen vorzustellen."

„Mit Vergnügen," entgegnete der Kapitän, „nur will ich zuerst für die Sicherheit des Schlosses den strengen Befehl geben, Niemand ferner einzulassen, denn es schwärmt in den Wäldern von unbiszkpitirtem Gesindel."

„Und kann man auch zu diesem Zwecke die Zugbrücke wieder aufziehen," bemerkte der Andere schüchtern.

„Unbeforgt, wir wollen uns dieses Beweises von Furcht nicht schuldig machen, mit meinen hundert Mann schütze ich das Schloß gegen alles Gesindel der Welt und gegen zehntausend Preußen obendrein," sagte wiederwoll der Kapitän Renée. „Was aber Pferd und Wagen anbelangt, so gehören die nicht zu unserem Gepäck und hat es damit eine eigene Bewandtniß. Es ist meinen tapfern Truppen gelungen, diesen Wagen unterwegs aufzugreifen und die darin Sitzenden, allerdings nach heftiger Gegenwehr, zu Gefangenen zu machen, wahrscheinlich preußische Spione, und muß ich meinen Braven schon gestatten, später ein wenig Gericht über sie zu halten."

Dann besetzte der Kapitän das offenstehende Thor mit zwei Posten, doch trennten sich die Leute nur widerstrebend und murrend von dem häbschen Gelage, welches sich unterdessen an dem lodernden Feuer im Schloßhofe entwickelt hatte, ein Gelage, bei welchem die guten Weine des Herrn Marquis von Rochambeau durchaus nicht geschont wurden.

In der Halle war der Wiedersehen- und kurze Zeit durch den Lärm beim Einzug der Truppen unterbrochen worden, sowie auch dadurch, daß der Haushofmeister über die Ankunft und das Benehmen derselben Bericht erstattete: Jäger seien keine darunter, meldete er achselzuckend der Frau Gräfin, auch habe er bis jetzt durchaus keine genauen Nachrichten erhalten können über das betreffende Regiment, in welchem der junge Herr Graf diene.

Dann erfolgten Herr von Valcreuse mit dem Kapitän Renée, wurde auf's Zuvorkommendste empfangen, und selbst Fräulein von Rochambeau ließ sich herbei, ihm einige freundliche Worte über seinen tapfern Rückzug zu sagen, ja, da sie trotz der langjährigen unfreiwilligen Einsamkeit ihres Herzens der Hoffnung immer noch nicht entsagt hatte, sich auch nebenbei der trostenden Poesie in die Arme geworfen, so klang ihr der Name Renée freundlich an, besonders da hier der Träger desselben ein hübscher Mann war mit großem Schnurr- und Knebelbart, und es gewährte ihren Phantasieen einen angenehmen Spielraum, sich bei dem Namen Renée des schäferhaften, zarten Königs Renée, buchstäblegen Andenkens, zu erinnern.

Sie sorgte selbst für ein gutes Souper, das dem Kapitän an jenem vom Kamin entfernten Platz der Halle serviert wurde, wo, wie wir bereits wissen, die Familie zu speisen pflegte, und hier ließ sie es sich nicht nehmen, dem tapfern Vaterlandsvertheidiger eigenhändig kleine Aufmerksamkeiten zu erzeigen.

Um so unangenehmer war es deßhalb auch dem Fräulein von Rochambeau, als nach einiger Zeit der Haushofmeister wieder in das Gemach trat, wobei seine ereigte, saß verstörte Miene etwas Außergewöhnliches verkündete. Er wandte sich allerdings an den Kapitän Renée, doch in der Art, daß auch die in der Nähe des Kamins versammelten Herrschaften seine Worte aerstehen konnten und sagte deßhalb mit sehr lauter Stimme: „Herr Kommandant, ich muß Sie dringend bitten, zu Ihren Leuten zu kommen, da diese Anstalten machen, die preußischen Spione, die sie in dem Wagen mitgebracht haben, zu erschießen."

Dieß Wort hatte einen sehr unangenehmen Klang und erregte die Bestürzung aller Anwesenden, doch meinte Herr von Valcreuse achselzuckend: „Wenn es in der That Spione sind, so haben sie ihr Schicksal wohl verdient," und Fräulein von Rochambeau meinte ärgerlich, diese Meldung hatte auch etwas später erfolgen können.

Doch waren die Andern, auch der Kapitän Renée, durchaus nicht dieser Ansicht, er griff vielmehr rasch nach seinem Säbel und dem weggelegten Revolver und eilte nach der Thüre, gefolgt von dem Marquis, sowie auch dem Doktor Frommental, der sich mit einer riesigen uralten Streitaxt, die er von der Wand herunterriß, bewaffnet hatte.

„Eilen wir und," rief der brave Haushofmeister, „es ist das in der That ein jammervoller Anblick, Herr Marquis, denn die armen Menschen, welche die Soldaten draußen als Spione und Verräther bezeichnen, sind — ein paar wehrlose Damen."

„Damen!" wer hat die alte Herzog entlegt aus, indem er sich so rasch als möglich von seinem Stuhle erhob — — „Damen hast Du gesagt, Landry — — Damen? — — Man gebe mir augenblicklich meinen Degen!"

Die Gräfin warf sich erschreckt in seine Arme und selbst Fräulein von Rochambeau blickte betroffen auf Herrn von Valcreuse, der achselzuckend sagte: „Ja, das ist freilich etwas Anderes."

„Meinen Degen," wiederholte der Herzog in bestehlendem Tone, „und man leuchte mir vor —"

Auf dem Schloßhofe hatte sich indessen eine furchtbare Szene entwickelt. Der Kutscher, sowie der Mann in der blauen Bluse waren vom Bocke des Wagens herabgerissen worden, und da der Erstere, der ein lustiger Geselle war, zwei der französischen Soldaten mit Leichtigkeit von sich abgeschüttelt und über einander geworfen hatte, so wurde er von einem Dritten mit dem Gewehrkolben zu Boden geschlagen, während ein paar Andere den Mann in der blauen Bluse nach der Ecke des Schloßhofes führten, in der Absicht, ihn dort zu erschießen.

Ein anderer Haufen dieser wilden, von den Ereignissen der letzten Tage toll aufgeregten und jetzt vom Weine erhitzten Gesellen hatten den Wagen umringt und rissen unter wilden Flüchen, daß jetzt mit den deutschen Spionen und Verräthern kurzer Prozeß gemacht werden sollte, — „erschießt sie — erschießt sie," — brulte die wüthende Menge, und schon hatten sie den Schlag des Wagens aufgerissen, gleichzeitig wurde auf einer Seite, da der Kutscher die Vorsicht gebraucht hatte, den Wagen dicht an die Mauer zu führen. — — Freche Fäuste griffen in den Wagen hinein, um eine junge Dame herauszuziehen, die sich mit einem Ruf des Entsetzens in die Ecke drückte, und gleich darauf mit einer imponirenden Entschlossenheit in den blitzenden Augen und um den fest zusammengepreßten feinen Mund einen kleinen Revolver gegen die Stirne des nächsten ihrer Angreifer richtete.

Da auch glücklicherweise in diesem Augenblicke Doktor Frommental mit seiner riesigen Streitart Allen, selbst dem Kapitän voraus an den Wagen eilte, dort mit gewaltiger Kraft zwei der Angreifer auf die Seite schleuderte und sich alsdann mit hocherhobener Waffe vor den Schlag hinstellte, auch der Offizier jetzt herbeikam, mit ihm der Marquis und der Haushofmeister mit bewaffnetten Dienern, so gab es einen kleinen Aufruhr, der zum Zudrucken, über den hinweg die tollen Soldaten unter Flüchen und Verwünschungen ihre Absicht brüllten, die Gefangenen trotz alledem zu erschießen und sich keine Widerrede gefallen zu lassen. „Es sind Spione und Verräther," schrie Alles wild durcheinander.

Kapitän Renée war, den Revolver in der Hand, auf den Wagentritt gesprungen und drohte, den Ersten, der sich nähern würde, niederzuschießen. „Wenn wir es wirklich mit Leuten zu thun haben," die im Rücken unserer Armee Kundschaft trieben und spionirten, so soll auch das andere Geschlecht nicht geschont werden, doch muß eine regelmäßige Untersuchung das erst klar machen."

„Also Untersuchung," schrie einer der Soldaten, „untersuchen heißt hier laufen lassen, und das wollen wir nicht."

„Nein, das wollen wir nicht."

„Wir sind schon zu häufig verrathen worden, und die deutschen Spione, die in unsere Hand gefallen sind, sollen ihren Lohn haben."

„Sie sind Deutsche?" fragte der Doktor mit so lauter Stimme, daß man es deutlich auf dem ganzen Hof hören konnte, und wandte sich dabei an eine ältere Dame, die neben der jüngeren im Wagen saß und die nun, sich vorbeugend, ihr ängstliches Gesicht zeigte.

„Ja wir sind Deutsche, mein Herr."

„Und wie kommen Sie zu dieser gefährlichen Zeit nächtlicher Weise zwischen unsere Truppen hinein? Sie müssen mir zugeben, daß das auffallen muß."

„O, ich begreife das wohl, mein Herr, wenigen es ja kaum der Versicherung bedarf, daß wir, zwei wehrlose Frauen, nicht im Sinne hatten, irgend etwas auszuspähen; worüber hätten wir auch hier Kundschaft erlangen sollen?"

„Darin bin ich ganz Ihrer Ansicht," sagte der Doktor mit seiner bedächtigen Stimme, nachdem er vorher das, was die Dame gesprochen, dem Haufen wiederholt hatte, und nun die Frage nach dem Zweck ihrer Reise stellte.

„O, mein Herr," antwortete die alte Dame mit bebender Stimme, „ich hatte Sie für einen Ehrenmann und werde Ihnen ohne Rückhalt die Wahrheit sagen. Diese hier, meine Tochter, ist die Braut eines preußischen Offiziers, den wir die Hoffnung hatten, an der belgischen Grenze für eine kleine Stunde zu sehen und zu sprechen, weßhalb wir uns nach

Digitized by Google

Bouillon begaben. Statt aber meinen künftigen Schwiegervater zu sehen, erhielten wir die Nachricht von seiner schweren Verwundung, und ich gestehe Ihnen zu, daß der Entschluß, den Verwundeten auf dem Schlachtfelde oder in einem der Feldspitäler aufzusuchen, unüberlegt war, jedenfalls gefährlich, wie die Lage bewiesen, in der wir uns hier befinden."

Auch das wiederholte der Doktor getreulich, bemerkte aber zu seinem Schrecken, daß seine Worte nur Zeichen des Hohns, des Unglaubens und des neu erwachten Zorns hervorriefen.

„Her sind unsere Papiere," fuhr die alte Dame ängstlicher fort, „und Sie werden aus denselben ersehen, ob Sie es mit Jemand zu thun haben, den man für fähig halten kann, gemeine Spion- oder Kundschafterdienste zu verrichten."

„Eine Fackel her," rief Doktor Frommental, der die Papiere in die Hand genommen hatte und sie öffnete, indem er laut las: „Je Frau Gueralin von Treblin begibt sich mit ihrer Tochter Adele nach Belgien, und werden alle preußischen Behörden ersucht, derselben auch den Eintritt in die von unseren Truppen okkupirten Theile Frankreichs zu gestatten, ja ihr bestmöglich zu sein und Schutz und Hülfe angedeihen zu lassen — ab, Frau Generalin," wiederholte der Doktor abschätzig mit sehr lauter Stimme; „Ihre Papiere, so viel ich von der Form derselben kenne, scheinen mir ganz richtig, der Bevollgrund Ihrer Reise ist so glaubwürdig als möglich, und das worden auch unsere braven Soldaten hier wahrscheinlich einsehen."

Doch schienen die braven Soldaten, wenigstens der größere Theil derselben, welche allerdings den starken Weinen des Schlosses Rockambeau bedeutend zugesprochen hatten, anderer Ansicht zu sein, und Einige, wieder gewaltsam vordringend, schienen nun auch in den Keller hinein und erhoben die Fäuste und Waffen drohend gegen den Wagen, ja die brutale Stimme von früher schrie dazwischen, „daß die Papiere in Ordnung sind, wer zweifelt daran, aber da sie die Frau und also auch die Hexerin jener verdammten Preußen ist, so haben wir wohl ein Recht, kurzen Prozeß zu machen. Wer glaubt an die Fabel, daß sie gekommen sind, einen Verwundeten auf den Schlachtfeld zu suchen? Merkt ihr denn nicht, Kameraden, daß das eine Aristokratin ist, und daß die Aristokraten des Schlosses sie und unter den Händen wegspielen wollen, damit sie morgen aber mit dummen Teufel lachen können?"

„Ja, lachen können," heulte die Menge.

„Aber wir kennen dergleichen Geschichten — wir sind keine Rekruten!"

„Nein, wir sind keine Rekruten — auf die Aristokraten."

Das war ein sehr gefährlicher Augenblick und es brauchte durch Versehen oder absichtlich nur der wohlbelaunte und schon oft bei ähnlichen Veranlassungen dagewesene Schuß irgendwo in einem Winkel des Hofes loszugehen, um jetzt schon eine entsetzlich greuliche Szene zu veranlassen. Doch war die wilde Menge auch so gereizt genug; ein paar der Verwegensten drückten gegen Frommental, ein paar Andere faßten die Räder des Wagens, drängten sich so gegen denselben hin und rohe Fäuste griffen hinein — mindestens stand ein blutiger Kampf bevor. Der Doktor schwang energisch seine riesige Streitaxt, Kapitän Renée richtete mit zusammengekniffenen Lippen seinen Revolver auf den Nächststehenden und die bewaffneten Diener des Hauses eilten von allen Seiten herbei.

Da rumpelte und dröhnte es auf der Landstraße, als ob ganz Kavallerie heran, oder als warfache ein Pilet Infanterie über die Planken, da half man in dem ungewissen Schein, den die Pechfackeln gegen das Thor hinaus warfen, bewaffnete Gestalten eilfertig nahen, da sah man preußische Pickelhauben leuchten und vernahm zu gleicher Zeit ein weithinschallendes «A—r—r—ré millions de millions de tonnerres» und als Vorspeisung dieser prächtigen Phrase die Worte: „Ah, wir kleint, wir kommen da zu einem angenehmen Gesicht mit schlechten Gesindel in dem Hofraum des Schlosses Rochambeau — gut, wenn ihr Pfahlcpots- und Zündnadelkugeln haben wollt, damit können wir dienen."

Es war hier in diesem Augenblicke wie am Meere, wenn eine wilde, hoch aufgethürmte Woge, statt das schmache Boot zu zerschen und zu zertrümmern, auf einen andern Gegenstand trifft, dann plötzlich in sich zusammensinkt, im murrend und grollend auswandet zu fließen.

Der furchtbar aufgeregte Haufen sah sich hier plötzlich von allerlei Unbegreiflichem umgeben, umringt. Dort am Thor die neuen Ankömmlinge, darunter gefürchtete preußische Pickelhauben, vor sich die energischen Vertheidiger des Wagens, in ihrem Rücken die bewaffneten Diener des Schlosses, die schon ein Paar unlustig auf die Seite geworfen, und dann jetzt auf der obersten Stufe der Freitreppe im blendenden Lichterglanz den alten Herzog von Rochambeau mit dem schneeweißen, chrwürdigen Haar, umwallt von seinem Sammetgewande, den Degen in der rechten Hand hoch erhoben und laut ausrufend: «Respectez cet asyle!»

— — — — Die empörte, hoch geschwollte Woge sank auch hier in sich zusammen und zerfloß, allerdings murrend und grollend, so rasch auseinander, daß schon im nächsten Augenblick freier Platz vor dem Wagen wurde, der den unter dem Thore Erschienenen gestattete, bis in die Mitte des Hofes vorzurücken. Daß war nun allerdings keine imposante bewaffnete Macht, sondern nur ein elender, stark zumpelnder Karren, bespannt mit einem verwundeten Pferde und geführt von einem Manne in blauer Blouse, der sich zur Kurzweil oder auch irgend einem andern Grunde eine preußische Pickelhaube aufgesetzt hatte, während ein Zweiter, gleichfalls ohne Krieger zu sein, die gleiche Kopfbedeckung trug. Voraus aber schritt ein riesenhafter Zuave, den Oberkopf mit aufgeschlagenen Patagon in der Hand, der, obgleich verwundet, sein Haupt doch nicht gesenkt, sondern mit Blute bedeckt, doch immerhin eine so ehrfurchtgebietende Erscheinung bot, daß sich die Nahestehenden scheu vor ihm zurückzogen, und daß jetzt ein schmächtiger, junger Mensch in der Uniform der französischen Jäger Platz genug fand, um an ihm vorüber den Hof zu durchfliegen, die Freitreppe hinaufzueilen, um dort in die Arme einer laut aufschreienden schönen Frau zu sinken.

„Mutter, Mutter, Ihr seid es," rief Doktor Frommental, indem er gegen den Zuaven eilte und dessen dargebotene linke Hand faßte und heftig schüttelte.

„Ja, Herr Doktor, ich bin es und auch der junge Herr da oben ist es auch, er unverletzt, dem Himmel sei dafür gedankt, ich allerdings mit einer kleinen Schmarre über der Nase."

Der Arzt griff hastig mit beiden Händen nach dem Gesichte des Andern, doch wehrte dieser ab, indem er sagte: „Sie wir sind keine Gefahr, Herr Doktor, aber da habe ich Ihnen ein paar Verwundete mitgebracht, von denen der Eine Ihrer Hülfe dringend bedarf, Feinde allerdings, aber immerhin Waffenbrüder, was ich Ihnen nachher ausführlich erzählen werde, sowie auch unsere kaum glaublich scheinende Rettung aus der Kriegsgefangenschaft."

Doktor Frommental wandte sich rasch gegen den Karren, auf welchem der eine der Verwundeten noch lang ausgestreckt lag, während der Andere auf den Befehl des rasch herbeigeeilten Marquis von Rockambeau durch einige Bedienten bereits herabgehoben worden war. Doch blieb der Arzt erstaunt stehen, als er sah, daß die beiden fremden Damen ihren Wagen verlassen hatten, daß die Jüngere gegen den Karren hinstürzte, und mit einem lauten Schrei die herabhängende Hand des verwundeten Offiziers ergriff, daß dieser um sich schaute und mit einer allerdings schwachen Stimme sagte: „O, Adele — — welch' ein Glück bei all' dem Unglück."

Auch Andere hatte dieses eigenthümliche und rührende Schauspiel hervorgezogen, ja der Herzog selbst hieß mit der Gräfin, die ihren Sohn nicht aus den Armen lassen wollte, in den Schloßhof hinab, und als ihm Doktor Frommental die Generalin von Treblin mit ihrer Tochter vorgestellt, als sich ihm das junge Mädchen mit flehend aufgehobenen Händen und thränenerfüllten Augen näherte, sagte der alte ehrwürdige Herr: „Beruhigen Sie sich, mein Kind, Sie befinden sich hier unter dem Schutze eines französischen Edelmanns aus guter alter Zeit."

Und dieses Schutzes erfreuten sich auch Alle, die sich hier in dem Schlosse der Ardennen auf so wunderbare Art zusammengefunden hatten, die französischen Soldaten, indem sie für Obdach und eine Zeitlang fortgesetzen durften, und dann in einem der nächstligen Gewölbe zur Ruhe gebracht wurden, François bei der Dienerschaft, denen er seine wunderbaren Erlebnisse der letzten Tage erzählte, der verwundete Husarenoffizier unter der Pflege des Doktor Frommental und der beiden Damen, die Familie Rochambeau in der großen Halle, wo die Whistpartie begreiflicher Weise sehr bald wieder aufgenommen wurde, und Alles wäre somit in schönster Ordnung gewesen, wenn nicht Herr von Balcreuse, bis an die Zähne bewaffnet, jetzt da alle Gefahr vorüber war, nochmals muthwoll den Schloßhof inspizirte, um alsdann die Zugbrücke wieder aufziehen zu lassen und dabei auf eine seltsame Figur stieß, welche am Thor auf einem der Bänkchen saß. Diese Figur war in bürgerlicher Kleidung, hatte aber eine Pickelhaube auf den Knyfe und einen Plaid um die Schulter geschlungen, sie antwortete geläufig auf französisch, obgleich in fremdem Accent, und stellte sich dem Frager als Berichterstatter einer deutschen Zeitung dar, der so glücklich gewesen sei, den verwundeten Offizier, welchen er aufgesucht, zu finden, und nun hier die Ankunft des Karrens erwarten wolle, um mit diesem gegen Sedan oder Donchery zurückzukehren.

Dieß ließ aber Herr von Balcreuse, der die Macht der Presse zu würdigen verstand, nicht zu, sondern er führte den Berichterstatter der deutschen Zeitung zum Haushofmeister des Marquis, ließ ihm ein behagliches Zimmer anweisen und leistete ihm auch Gesellschaft bei einer guten Flasche Wein.

Dem braven Berichterstatter aber, welcher sich aus den Erzählungen des Herrn von Balcreuse über den Verlauf des heutigen Abends schadenfreudige Aufzeichnungen machte, verdanken wir nicht nur die Einzelnheiten darüber, sondern auch die spätere Notiz, daß der Husarenoffizier, Herr von Barnis, in einigen Wochen soweit wieder hergestellt war, um, geschmückt durch das eiserne Kreuz, mit Fräulein Adele von Treblin in der Heimat vor den Altar treten zu können, worauf er mit seiner jungen Frau zur vollständigen Erholung eine Reise nach Italien unternahm und heute noch recht gern und mit großer Dankbarkeit erzählt von dem

Schloß in den Ardennen.

Digitized by Google

Die Dhose *).

Eine Räckerinnerung an Ägypten.

(Vide S. 123.)

Im Sonnenlande des Ostens ist die religiöse Exaltation etwas ganz Natürliches, obgleich der Orientale somit sehr unbiger Natur ist. Man muß den Rhamadan, den heiligen Fastenmonat des Mohammedaners, mitgemacht haben, um zu begreifen, wie die Aufregung über ihn kommt. Man denke sich Menschen, die von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang hungern und dürsten, die sogar den Genuß des Rauchens entbehren — des Rauchens, welches für den Orientalen Alles ist, denn es ist seine einzige Leidenschaft. Im Rauchen baut er sich seine Luftschlösser, im Rauche sieht er die poetischen Gestalten seiner Märchen sich verkörpern, ohne Tabak kennt er keinen Kef, ja das Dasein ist ihm ohne Rauchen undenkbar. Und er opfert diesen seinen Genuß für volle dreißig Tage seiner Religion. Von der Minute an, wo es dem Auge Morgens möglich wird, einen schwarzen Faden von einem weißen zu unterscheiden, bis zu derselben Minute am Abend, hört für den Orientalen jeder Genuß auf und es bleibt ihm nichts, als die Hitze und der Staub und die erschlaffende Arbeit und die Aussicht auf den Genuß der Nacht. Wer verbennt es ihm dann, wenn er die heilige, schöne, kühle Rhamadan-Nacht mit vollen Zügen genießt? Wenn er raucht bis zur Betäubung, ist bis zum Uebermaß, betet bis zur Vergäßung und nebenbei selbst den verbotenen Genüssen des Halsschlangenbeiß und Opiumessens frönt? In den Rhamadan-Nächten berühren sich die Extreme des orientalischen Daseins und verschmelzen sich. Hier die religiöse Exaltation, welche betet und mit wackelndem Kopfe Allah hu (Er ist Gott) rochelt, bis sie betäubt umsinkt, dort Orgien in ihrer ganzen Scheußlichkeit. Und wenn dann Rauch und Mondscheinnacht und Haschisch und Gebet das Ihrige getan haben, dann kommt der Morgen, und die Aufregung der Nacht teilt ihre Früchte: Da den Klöstern heulen und tanzen die Derwische, und wahnsinnige Fanatiker geben haarsträubende Vorstellungen beim Schech el Islam (dem Oberpriester); sie tanzen auf glühenden Kohlen, fressen Glas, Schlangen und Skorpione, stoßen sich Dolche durch's Fleisch und loben hoch Gott und Mohammed, der ihnen kraft zu diesen Großtaten gegeben hat. Wie ein Narr sein macht, so macht hier ein Fanatiker unbedeckt! Begeistert für ihre Religion, betend, den Namen Gottes heulend, mit bleichen Gesichtern, fieren Augen und Schaum vor dem Munde, werfen sich Hunderte und aber Hunderte vor der Thür des Schech el Islam platt auf den Boden und bilden so einen Weg von lebendigem Menschenfleisch zur Hauptmoschee, nach welcher sich der Hohepriester zu einer bestimmten Stunde des Morgens begeben muß. Dicht aneinanderliegend, unfähig sich zu bewegen, liegen hier weiße Türken, gelbe Araber, braune Beduinen, dunkle Berber und ebenholzschwarze Darfurneger nebeneinander und heulen ihr monotones Allah hu, welches wie der Gesang verdammter Seelen aus der Unterwelt heraufzutönen scheint. Und neben der lebendigen Gasse bilden Tausende von Mitgläubigen ein Spalier und beten für die zu unten und feuern Andere zum Niederwerfen an mit fanatischen Zurufen. Endlich erscheint der Schech, eine ehrwürdige Greisengestalt, mit weißem Bart auf einem kostbaren arabischen Pferde, dessen Schabracke, Sattel, Zügel und Steigbügel von Gold und Diamanten blitzen. Der derbrüste Saïs führt das edle Tier, welches, obgleich seit Jahren an den Gang über menschliche Körper gewöhnt, zusammenschaudert und nur gezwungen die Strafe nimmt. Mag fallt es mit den unbeschädigten Hufen nach den fleischigsten Stellen der Körper und tritt auf diese so leicht, als es die Last auf seinem Rücken erlaubt. Trotzdem hört man öfter leise Wehrufe, die aber in dem grollenden «Allah hu» der Betenden verklingen. Wo nämlich die Körper nicht so fest nebeneinanderliegen, daß kein Zwischenraum ist, da gleiten öfter die Füße des edlen Thieres aus, und dann gibt es wohl ungeheure Schrammen, Kontusionen oder Rippenbrüche, das wird aber möglichst dadurch vermieden, daß die Andern den die Thiere begehenden Beiden behülflich sind, sich recht dicht zu legen. Ist Einer verwundet, so wird er, sobald der Schech passirt ist, aus der Reihe gebracht und verpflegt. Er klagt sich dann wohl selbst an, daß ihm das nur passirt sei, weil er nicht heftig genug gebetet habe, und die Andern glauben es ihm, aber er wird doch laut und insgeheim um die Verwundung beneidet. Ist die Dhose vorüber, so beginnen die Gebete von Neuem und es gibt fromme Büßende, die den ganzen Rhamadan betend verbringen, gar keine Arbeit und nur die nothwendigste Kost berühren. — Wir im kalten Abendlande lächeln vielleicht über diese religiöse Verirrung des Mohammedaners, aber wer will sagen, mit welcher Berechtigung? Wir haben auch unsere Dhose und unseren Schech el Islam, der über Menschen hinschreitet, nur nennen wir beide anders.

H. W.

*) „Das Treten", von dhus „Tritt" abgeleitet.

Ein Bild aus der Touraine.

(Vide S. 128.)

Das war eine herrliche, schöne Zeit für die zweite deutsche Armee, als sie nach der Schlacht von Le Mans und den dann folgenden Kämpfen in der Bretagne Quartiere in der Touraine bezog, um dort, im Lande der Schlösser, von ihren Siegen auszuruhen.

Die Waffen waren bei Seite gestellt, über den Feldern wurde verhandelt, und, wie um ihn zu feiern, hielt der Frühling dort im Loirethale schon zu Pfingsten des Februar seinen Einzug. Droben leuchtete ein stets unbewölkter, tiefblauer Himmel und brunten zog durch das alte, prächtige Tours der blaue Strom in stiller Majestät seine Bahn — eine unabsehbare Wasserfläche. Die Knospen an den Bäumen sprangen hervor und auch die Menschen lebten wieder auf, um den langentbehrten Frieden zu genießen. Alle Straßen bedeckten sich mit Spaziergängern, in den Weinbergen begannen die Landleute ihre Arbeit.

Auf den Plätzen der Stadt rauschte die Militärmusik und that den ersten Schritt zur allgemeinen Versöhnung, die wirklich so weit gedieh, daß unseren Soldaten, wie es in Frankreich noch nie geschehen, ein freundlicher Empfang zu Theil ward.

Nach dem wochenlangen Umherziehen durch die verwüsteten Gegenden von Orleans, in denen sich Brandstätte an Brandstätte reihte, war das eine herrliche Erquickung, die in vollen Zügen genossen wurde. —

In der Touraine reiht sich ein alter Adelssitz an den andern, und dazwischen haben sich die hohen Loirequer mit modernen Villen bedeckt. Kein Strich des ganzen weiten Landes hat mehr historische Erinnerungen und mehr Schönheit vereinigt aufzuweisen. Nicht Tours, Amboise und Blois, die alten Königsstädte, sind hier allein mit der Geschichte eng verwachsen, sondern alle die hundert Dynastenschlösser sind unter erzählten von großen Männern und großen Thaten. Es wallfahrtete deshalb zu ihnen auch fleißig die gesammte Okkupationsarmee, hoch wie Niedrig. Alle die prächtigen Bauten standen zur Zeit freilich völlig verlassen da, die Saison, in der sie belebt sind, war noch nicht gekommen. Nur wärrische Kastellane öffneten den nordischen Barbaren, deren gründliche Neugier nichts verschonte, die langen Reihen der Prunkgemächer, um gelegentlich hinzuweisen, wer sei Monsieur le Duc so und so geboren, dort sei Madame la Duchesse so und so gestorben. Bis zu den jüngsten Tagen erlebten diese Schlösser mit wunderliche Schicksale, und ihre Besitzer wechselten mit den politischen Wandlungen zwischen Pracht und Verbannung.

In viele ist neuerdings die Trauer eingezogen, denn die Legitimisten, die sich zum Bonapartismus zurückbekehrten, haben zahlreich unter den Fahnen der nationalen Erhebung gefochten.

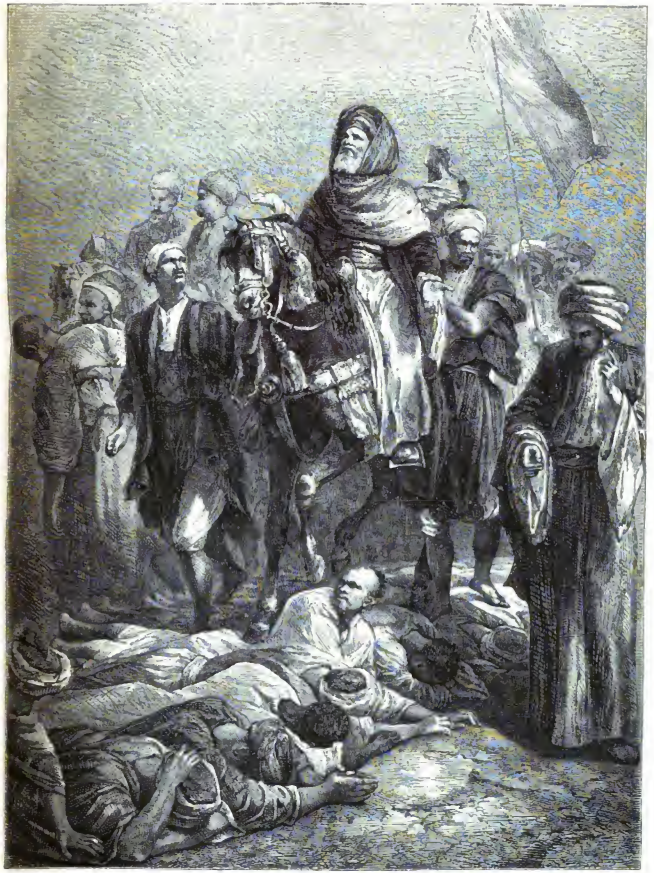
Dicht über dem Städtchen Luynes bei Tours auf einem Felsen gelegen, zieht den Blick ein altes Gemäuer auf sich, das eher einer Ruine als einem Schlosse ähnlich sieht; man könnte es für eine ersten verfallenen Festungsbau halten. In den Stein gehauene Stufen führen hinauf zu einem mit Trümmern soll ausgefüllten Graben. Tritt man dann aber von der Zugbrücke in den Hof, so ist man überrascht, den einen Flügel im Innern schmuck, geschmackvoll restaurirt und auch belebt zu finden. Daneben in der einen offenen Seite des Hofes hat man eine wundervolle Aussicht auf die Loire, die über der steinernen Brüstung wie ein auf den Azur gemaltes Bild erscheint. In den zartesten blauen Tönen liegt dort ein weites Stromparadies vor den entzückten Auge.

Die beiden andern Flügel bilden bieyu freilich denselben grellen Kontrast, wie die Außenseite. Es sind hohe, ruinenhafte Steinmassen. In einer Mauernische aber, neben dem allein noch wohlerhaltenen Thorbogen, hinter einem Eisengitter soll ein Gefangener eigener Art, ein uralter Rabe, der hier schon das hohngenagene Geschlecht aus ein gehen sah. Sein verbrieflichtes Krächzen paßt ganz zu der düstern Umgebung. Er hatte dem Hause Glück bringen sollen, doch that er auf sein Alter seine Schuldigkeit nicht mehr, denn auch hier hat die Trübsal unlängst ihre Stätte gefunden.

Seit wenigen Jahren waltete in diesen Räumen der Geist einer milden, allbeliebten Herrschaft, des jungen Herzogs von Luynes und seiner schönen Gemahlin. Zwei hohe Kinder erblühten ihr Glück, das sie in ländlicher Abgeschiedenheit genossen. Von der Welt hatte der junge Herzog sich ganz zurückgezogen, ihre Stürme berührten ihn nicht, und so sah er auch das Kaiserthum ohne Schmerz fallen. Dann wälzten sich die Kriegswogen näher, die Loire, der heilige Strom, ward bedroht. Noch immer hatte der stolze Aristokrat gezögert, denn seine Familie war zu lange vom politischen Leben der Nation getrennt gewesen, als daß er sich hätte entschließen können, sogleich wieder daran Theil zu nehmen.

Doch Gambetta war nach Tours gekommen und der Herzog konnte es nicht vermeiden, dem Diktator aus dem Volke, der vom armen Advokaten zum Lenker der Geschicke Frankreichs mit einem Schritte emporgestiegen war, zu begegnen. Er sah den Mann mit der eisernen Energie in dem

Digitized by Google



Die Pest. Nach einem Gemälde. (S. 124.)

Digitized by Google

stets ernsten Gesicht, mit dem einen Auge, das so durchdohrende Strahlen zu entsenden vermochte, und hörte seine Rede, mit der er es verstand, für eine Zeit wenigstens dem französischen Volke den glühenden Patriotismus einzuhauchen, der jenem in diesem entarteten Zeitalter längst entschwunden war.

Da lehnte auch der Herzog mit einem festen Entschlusse in sein Schloß zurück; mit seinen Leuten, die zum Heere entboten wurden, ging er zur Loirearmee. Seine junge Gemahlin trug still ihr Loos; sie soll den Gatten noch bis Orleans geleitet haben, und dort legte sie an der Reiterstatue der Jungfrau einen Immortellenkranz nieder.

Ein Wiedersehen war den Beiden nicht beschieden; in der ersten Schlacht, in der er focht, bei Craonne am 8. Dezember, fiel der Herzog, als er seine Mobilen weichen sah.

Jetzt sind der edle Rabe und eine ebenso verdrießlich aussehende Magd, die ihn füttert, die einzigen Bewohner im Schlosse Luynes, dir Herzogin ist mit ihren Kindern in die Ferne nach dem Süden gezogen.

Als ich die traurige kurze Geschichte hörte, die so arg gegen den lachenden Frühling rund umher abstach, ward es mir schwer um's Herz; denn ich mußte der vielen Schlösser und Hütten im lieben Vaterlande gedenken, in denen die Trauer wie hier ihren Einzug gehalten hat. Ehre sei allen Gefallenen!

Dann suchte ich mir ein anderes, ein freundliches Bild und ich sollte es auch finden. Nicht weit von Luynes, mit Ephru dicht umwoben, steht noch die lange Reihe von Pfeilern einer römischen Wasserleitung, durch die beiden Jahrtausende, die über sie hinweggingen, freilich schon arg verwittert, viele gestürzt und zertrümmert. Wir aber überall aus den Ruinen ein neues Leben ersteht, so auch hier. Ein Häuschen hatte sich zwischen zweien der Pfeiler eingefunden, wie ein Vogelnest in der Mauerspalte, das Material dazu aber spendeten die Ruinen freigebig, und ein großes Baustück, das von oben herabgefallen war, diente als Ruhebank davor.

Dort nun fand ich eine wundersüße Gruppe beisammen. Ihre Gutquartierung war auch diese Einsamkeit nicht geblieben; zwei westphälische Musketiere beschäftigten sich an den Pfeilern eifrig mit ihrer Tagesarbeit. Der Eine hatte, unbekümmert um die Würde der Baudenkmäler, eine Leine dort angebracht und klopfte seinen Kriegswaffenrock, eine Ruine, wie sie dort oben. Der Andere säuberte mit heiligem Eifer seine Patronentaschen. Dahinter stand ein blühendes Weib, einen frischen Buben auf dem Arm; ein zweiter Knabe spielte im Grase mit dem Helme des Barbaren, ohne zu ahnen, wie viel Leid diese Helme mit ihren Spitzen seinem Vaterlande gethan. Urgroßpapa lehnte daneben an der Mauer. Das weiße Haar unter der Zipfelmütze, das rothe Bäckchen an der Wange und die straffe militärische Haltung ließen leicht den Veteranen aus der ersten Kaiserzeit erkennen, — hier zu Lande, wo man so lustig und so schnell lebt, eine seltene Erscheinung.

Der Alte sah so aufmerksam auf den Soldaten hinab, als wolle er an seinem Thun im Kleinen lernen, was die Deutschen, die sein Kaiser doch oft genug besiegt, so groß machte, daß sie den Kessen sammt seinem Heere fingen, wie einen Vogel im Netz. Der Mobilgardist baggerte, der zu seiner Seite stand und der vielleicht schon „aus Deutschland" kam, oder nach ruhmloser Kriegsfahrt drinnlerte, war der echte neufranzösische Typus. Mit vorsichtiger Nonchalance sah er auf seinen Sieger herab und konnte es augenscheinlich nicht fassen, wie ein Soldat solche Arbeiten verrichten möge, und noch dazu nach so viel gewonnenen Schlachten.

Seltsame Zeiten waren da in französischen Versammelstein verteten: der erste Cäsar, der durch diese Länder zog, in dem alten Römerbau, und daneben in dem Veteranen der zweite, der von hier aus die Welt erobern wollte; dann kam die Gegenwart, die dessen Frevel gerächt hat, und die braven Buben; — nun, in ihnen mußte ich die Altersklassen 1890 und 1891 sehen, die vielleicht ein anderer Abenteurer auf dem französischen Throne entbietet, wenn er das sündende Wort in die heißblütige Masse geschleudert hat: «Revanche pour Sédan!»

Gott verhüte das; wenn sie aber kommen, die vengeurs de la patrie, dann sollen sie von der Wacht an der Mosel sämtig so gut bedient werden, wie drinnal von der Wacht am Rhein. Unser liebes Deutschland sollen sie niemals mehr betreten; mit seinen Rübern und grünen Fluren ist es doch schöner, als die Touraine mit ihren zahllosen Schlössern.

Uebermaß der Arbeiten hatten dem Verschwörer ein heftiges Unwohlsein zugezogen — sehr zur Unzeit! —

Zwei Diktatoren stritten sich damals um die Herrschaft in Polen: Mieroslawski, der unsähige Ausekorene der demokratischen Partei (der Rothen), welcher seine Hauptstütze in London fand, und der bisher unbekannte Langiewicz, welchen ihm die Czartoriski'sche Partei (die Weißen) gegenüber stellte.

Das bisherige Centralkomite sollte in dir Hände eines dieser Männer alle seine frühere Gewalt niederlegen, wegegen es sich hartnäckig sträubte, am meisten der geheime Stadtchef.

Diese Uneinigkeiten und Verwicklungen zehrten an dem Marke des Revolutionärs; er kämpfte dagegen mit Wort und Schrift auf das Aeußerste und wußte sich durch seine rücksichtslose Sprache viele Feinde und Widersacher. Nun, gerade zur ungelegensten Stunde, erkrankte er und krümmte sich vor Schmerz und Ungeduld auf seinem Lager, wie ein gefesselter Löwe. Der Arzt gab gute Hoffnungen, wenn er sich ruhig verhielte, aber Mincia war sehr betrübt und besorgt, sie fühlte, wie jene täglichen Aufregungen ohne Ende, der Mangel an Ruhe und die fortwährende Störung des Arztes Genesung Bobrowski zum Ende aufreiben mußten.

Sie suchte vergeblich nach einem Auswege, um ihn eine Weile lang diesem Gewirre zu entziehen. — Ihr Geliebter hatte nur die eine große Idee, welche ihn beherrschte; er hatte den Geist der Märtyrer. Der Fanatismus, welcher ihn beseelte, war stärker als alle Worte der Liebe, als alle vernünftigen Vorstellungen.

So konnte das liebende Mädchen denn weiter nichts für ihn thun, als ihre freie Zeit widmen und für ihn Heil beten.

*

Am nächsten Morgen hatte sich der Wind gelegt, das Wetter war klar und die kalte Wintersonne schien lustig herab auf die weiten flachen Gefilde und die Stadt mit ihren vielen glänzenden Kirchen, Kuppeln und Palästen.

Der General kehrte vor Tisch von einem weiten Rekognoszirungsritte zurück, bei welchem Mengden ihn begleitet hatte.

Als der Adjutant ziemlich durchfroren in sein Zimmer trat, stand auf dem Tische wieder der kaiserliche Blumenstrauß, die Gabe seiner unbekannten Gönnerin; dieselbe aber lag daneben noch ein Brief mit einer zierlich geschriebenen Adresse von Franenhand:

«A Monsieur le baron de Mengden, aide de camp etc. en ville.»

Der Brief war ohne Poststempel.

Nachdem er ihn einige Male hin und her gedreht hatte, öffnete er ihn, begierig, nun seinen Inhalt zu erfahren. Es standen nur die kurzen Worte darin:

„Herzlichen Dank für die Errettung aus den Händen der Philister.
Der schwarze Domino."

„Also war sie es wirklich! — War ich denn nur taub und blind? — — Und warum beschäftigt mich dieses Mädchen eigentlich so, daß ich Tag und Nacht an sie denken muß, warum schmückt sie meine Phantasie mit allen Reizen — sie, von der ich kaum etwas Anderes sah, als eine hübsche Hand und ein kleines, zart geröthetes Ohr!" —

Aufgeregt warf sich Mengden auf den Divan, zündete sich eine Cigarre an und spann bunte Träume. Glänzende Bilder umgaukelten seine Phantasie und leiteten sie sanft hinüber in das Reich der Träume, bis er entschlummerte.

Zene Bouquets fanden sich mit sorthwährender Regelmäßigkeit in Mengden's Zimmer ein. Es war, als ob irgend eine unsichtbare Fee sie in die Vase stelte, denn alle Versuche, die geheimnißvolle Spenderin auszumitteln, blieben erfolglos.

Dieselbe schien übrigens keine bestimmte Stunde für ihre zarten Aufmerksamkeiten einzuhalten, sie mußte ganz genau von Mengden's Kommen und Gehen unterrichtet sein, oder es verstehen, durch das Schlüsselloch oder irgend ein Mauseloch ein und aus zu gehen. — Alle Tage regelmäßig stellte sie sich ein, alle vierundzwanzig Stunden wechselte sie die Blumen und ersetzte das Bouquet in der Vase durch ein frisches.

Mengden zerbrach sich vergeblich den Kopf mit der Lösung dieses Räthsels. Zwei Tage sollte er indessen einen Fingerzeig über den Ursprung des Geheimnisses erhalten, zwischen den Blumen stekte ein Zettel mit den Worten: «Je vous aime!» Auf das Aeußerste hierdurch intrigirt, betrachtete er die zierliche Schrift und ließ alle Damen seiner Bekanntschaft die Revue passiren in seinem Geiste. Die Zahl derselben war nicht groß, er rechnete sie an seinen Fingern der rückwärts und vorwärts, überall aber schüttelte er mit dem Kopfe und murmelte: „Unmöglich!" Die Gräfin P. kam übrigens gar nicht in seine Gedanken, von ihr so etwas zu glauben, schien ihm geradezu unmöglich. „Halt!" rief er plötzlich, „die schöne Unbekannte im wittchenblauen Kleide, sie muß es sein!" Er öffnete geschwind ein Fach seines Schreibtisches und nahm einen Brief heraus, denselben, welchen er am Tage nach jenem Abenteuer mit den beiden Franen erhalten

Eine große Dame.

Novelle von **Ivan Dewall.**

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Mincia hatte mit der Matka zusammen Stephan Bobrowski, welcher krank darniederlag, einen Besuch gemacht. Aerger, Aufregungen und das

Digitized by Google

hatte — aber auch hier stieß er auf Widerspruch, die Handschriften waren ganz verschieden und wie hatte anfangen Jene, eine Polin, Eingang in den Palast erlangen können? Nein, nie! Und ohne irgend einen leitenden Faden gefunden zu haben, legte er den Zettel zu dem Briefe und schloß beide wieder ein.

Menghen in seiner Stellung als Adjutant des Grafen und Mitbewohner seines Hauses wurde fast wie ein Glied der Familie angesehen. Er kam fast täglich in die Privatgemächer der Generalin, bald zum Diner, bald zum Thee, bald um mit der Dame des Hauses zu singen oder sich mit ihr von den Stadtneuigkeiten zu unterhalten.

Die Mussa ihm gerathen, hatte er längst die Bekanntschaft der Amme gemacht, die eine besondere Vorliebe für den jungen Mann zu haben schien und gern in ihrer schwabhaften Art und Weise mit ihm ein Viertelstündchen verplauderte; er hatte auch die Bäßlichkeit nicht vergessen. Ebenso hatte er die elegante Zofe kennen gelernt und sich über ihre Kirsch einer großen Dame und über ihre Koketterie im Stillen belustigt; er kannte auch Mimcia und Sascha, welche die ganze übrige Dienerschaft. Der Portier war die verkörperte Ankunftsmappe und Gefälligkeit gegen ihn, die Lakaien fragen, wenn er einen Wunsch aussprach, seine natürliche Lautlosigkeit hatte ihn bald beliebt gemacht, und der Umstand, daß ihn die Generalin aufzeichnete, blieb nicht ohne Einfluß auf seine Stellung im Hause, Niemand empfindet so etwas schneller und instinktiver, als die Dienerschaft.

So verlehrte er auf einem freundlichen Fuße mit dem ganzen Hauspersonal, männlichen wie weiblichen Geschlechts, aber nie wäre es ihm auch nur im Traume eingefallen, zu ahnen, daß eine der Dienerinnen die heimliche Blumenlese sein könnte, welche jene kostbaren Bouquets brachte, und hatte er es geahnt, er würde sicherlich Wegs gewußt haben, um diesen freiwilligen Gaben ein Ende zu machen. Wie sehr und in welcher Weise er die Gemüther der Gräfin, der Amme, der M. Juliette und Mimcia's beschäftigte — das war ihm durchaus fremd. Er empfand nur die Wirkungen, ohne die Ursachen zu kennen.

Elftes Kapitel.

Die Gemahlin des Großfürsten war Kunstenthusiastin, sie schwärmte für Theater und Musik. — Die Gräfin, um ihr eine Ueberraschung zu bereiten, hatte beschlossen, eine musikalische Soiree mit lebenden Bildern zu arrangiren, wobei sie Menghen um sich selbst eine Hauptrolle zugedacht hatte. An einem der nächsten Tage fand hiezu die erste Zusammenkunft und Berathung in ihrem Salons statt. Alle musikalischen Kräfte waren aufgeboten worden, die schönsten Mädchen und Frauen der hohen Aristokratie, sowie die elegantesten Kavaliere waren eingeladen, um bei dieser Aufführung mitzuwirken. In den Gemächern der Gräfin war ein prächtiger Blumenflor schöner Frauen bestimmen, die in den reichsten und geschmackvollsten Toiletten erschienen waren. Die Herren schauten an ihren Stühlen und machten die Cour, oder standen in Gruppen beisammen und plauderten; alle Welt war entzückt von dem Einfalle der Generalin und brachte den besten Willen mit, denselben zu verwirklichen und sich nebenbei im vollsten Glanze zu zeigen.

Dem Prinzen Wittgenstein, einem Mann von bewährtem Geschmack und künstlerischer Erfahrung, wurden die Arrangements für die lebenden Bilder überlassen worden. Er saß jetzt mit der Dame des Hauses und ein oder zwei anderen Herren im Boudoir derselben, einen Bleistift in der Hand und einen Bogen Papier vor sich, auf welchen er im Laufe der Berathung einige Notizen niederschrieb.

Menghen machte unterdessen, da der General nicht zugegen war, die Honneurs. Man trank Kaffee, aß Konfekt, schlürfte Eis und Sorbets, lieberte und kouverfirte. Man freute sich schon im Voraus, sich von seiner schönsten Seite zeigen zu können in den lebenden Bildern, man machte Pläne und verwarf sie wieder, bis endlich der Prinz hereintrat, um einen Augenblick Gehör hat und den Entwurf eines Festprogramms vorlas. Es sollte zuerst eine Ouverture gespielt, sodann ein Lied von der Gräfin gesungen werden. Dann sollte die erste Serie der lebenden Bilder folgen: vier Bilder, Szenen aus den Nibelungen, alle mit Musikbegleitung — damit schloß die erste Abtheilung.

Ein Orchesterzoll introdnzirte die zweite Abtheilung. Dann sollte die junge Baronin Oelzen ein Duett mit einem Husarenoffizier singen, dann kamen vier weitere lebende Bilder, deren letztes, „Macht des Gesanges", von der Gräfin und Menghen gestellt werden sollte.

Wieder allgemeine Akklamation.

Nun wurden die Mitwirkenden in jedem Bilde feingelegt und schließlich die Darsteller namentlich aufgerufen, wobei es, wie immer bei solcher Gelegenheit, frohe und entsetzliche Gesichter gab.

Endlich war Alles besprochen und der Prinz, nachdem er alle Anwesenden um ihre Meinung nach einmal im Namen der Gräfin gebeten und mit lachender Miene hinzugefügt hatte, man wolle für recht schöne Gesichter und Kostüme sorgen, setzte die nächste Probe auf einen bestimmten Tag fest.

Wie ein Bienenschwarm summte es nun durch die Säle — alle Gemüther waren in großer Aufregung, der Prinz und die Gräfin waren bald hier, bald dort, um anzufeuern oder zu verstehen, und der Honnie des Einen, sowie der Liebenswürdigkeit der Anderen gelang es endlich, alle Dissonanzen, die im Stillen sich vielleicht hier und dort eingestellt hatten, zu verstehen und in eine allgemeine Harmonie zu verschmelzen.

Als dann gar einer der Herren sich an den Flügel setzte und einen prachtvollen Strauß'schen Walzer intonirte, war mit einem Male Alles Lust und Freude und bald wirbelten die Paare im lustigen Reigen über das Parket.

Menghen tanzte mit der Gräfin. „Sind Sie zufrieden?" frug sie, ihre strahlenden dunklen Augen auf ihn richtend.

„Sie beschämen mich," erwiederte er und wurde roth wie ein Mädchen, welches sich auf einem unrechten Gedanken ertappt sieht — es war ihm, als hatte die Gräfin ihm die Hand gedrückt.

Er führte diese, ohne zu wissen, was er that, an seine Lippen und drückte den Hauch eines Kusses auf die Fingerspitzen, er war erstaunt und verwirrt, und die Gräfin, diese Verwirrung zu ihren Gunsten auslegend, fühlte, wie ihr plötzlich alles Blut zum Herzen wallte, und geriet in eine süße Aufregung, welche sie für Liebe hielt.

Principe Mussa, der überall dabei war, wo es lustig herging, kam gerade jetzt und bat die Gräfin um einen Tanz.

„Gnädigste Gräfin," sprach er, als ihm jener bewilligt war, vornvorüber, „Sie thun sehr Unrecht, nicht lesbar Bild mit arme Mussa zu mache, da Sie schöne Stimme und Extérieure — große Effekt im lebendiges Bild mache, ich mit Sie und eine Meer!"

Die Gräfin lachte, sie war heute von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit und kränkte ordentlich vor Schönheit, ihr zarter Teint war rosig angehaucht und hob den Glanz ihrer großen, schmachtenden Augen; man erinnerte sich nicht, sie je so bezaubernd und so voller Leben gesehen zu haben.

„Sie stehen ja mit der Fahnen zusammen, mon Prince, et votre Altesse n'est pas contente!" sprach sie neckend.

„O — ich kleine Mann, sie große Dame, sehr groß, macht keine Effekt vor mich," erwiederte Mussa lechhaft, und dann fügte er leise hinzu: „Gnädige Gräfin zwanzigmal schöner als Mademoiselle Fahnen — sehr Schade, ich nicht mit Sie zusammen."

Die Gräfin lachte über dieses unverhohlene Kompliment so laut und herzlich, daß der Prinz Wittgenstein herzugelockt wurde.

„Darf man mitlachen?" frug er scherzend.

„O, von Herzen gern — Principe Mussa ist heute unvergleichlich!"

„Ich sagen — Comtesse ist zwanzigmal schöner als Mademoiselle Fahnen — wenn Sie aber so lachen, hundertmal schöner!" sprach der kleine Oberst bestimmt.

„Sie müssen das verstehen, Principe," erwiederte Prinz Wittgenstein mit Laune, Sie stammen ja auch dem Lande der schönen Frauen. Sie exportiren ja sogar von diesen kolossaren Artikel."

„Ach — ist nicht gut das — nicht schön!"

„Sagen Sie mal, unter uns, warum heirathen Sie eigentlich nicht, mein Theurer? — Sie könnten sich ein Dutzend Frauen nehmen, Sie Glücklicher, und bleiben ledig — so unachen Sie doch einmal mit Einer wenigstens den Anfang!"

„O mir, mir — après vous!" erwiederte Mussa schlau blinzelnd der Prinz war Junggesell. „Sagen immer von Bielweiberei von Muselmänner hier — ist ganz gut das, aber keine Christen, haben hundert Frauen, wechseln Frauen wie die Handschuh — alles Sins!"

Prinz Wittgenstein trippelte etwas verlegen von einem Bein auf's andere und suchte vergebens nach einer witzigen Antwort; die Gräfin kam ihm zu Hülfe.

„Still, Prinz Mussa!" sprach sie schalkhaft, „wer wird so indiskret sein, so etwas zu sagen, noch dazu in Gegenwart einer Dame! Schnell, lassen Sie uns tanzen und dann sollen Sie mir sagen, auf wie viel Saal Zechinen Sie mich tarixen würden, wenn ich Sie will wäre."

„O gnädigste Gräfin!" sprach Mussa, sich tief verneigend, mit auf die Brust gekreuzten Armen, dann unermelte er etwas in seiner Mutterspracht, was Jene nicht verstand.

„Was heißt das auf gut Russisch, wenn's beliebt?"

„Eine Perle von unschätzbarem Werthe," erwiederte Mussa und küßte die Spitzen seiner Finger.

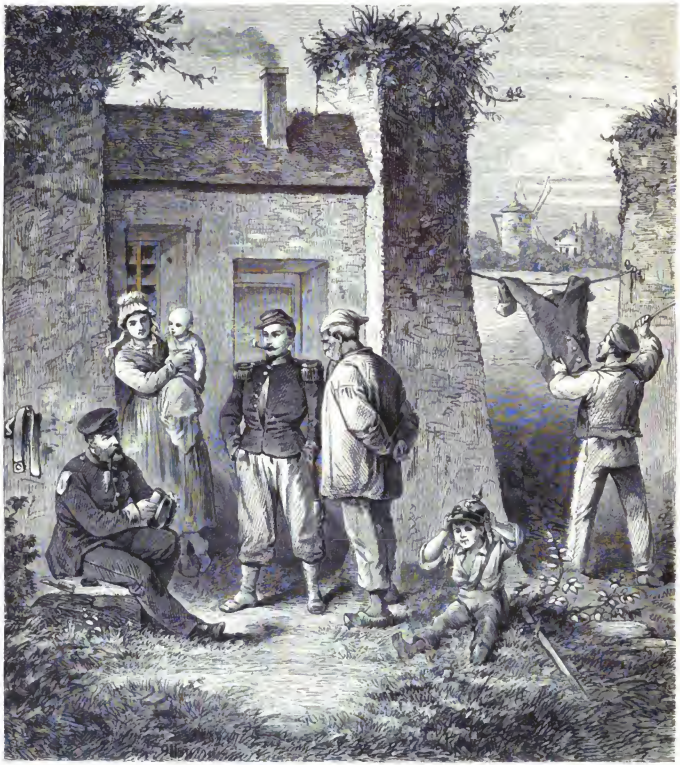
Die Gräfin erröthete und warf Menghen, welcher neben ihr stand, einen forschenden Blick zu, welcher Jenen verwirrte, dann ließ sie sich von Mussa zum Tanze führen.

Man tanzte bis in die Nacht hinein. Später erschien auch der General. Man spielte russisch Whist und Mattao, tanzte und soupirte, und so wurde es ein Uhr, ehe man sich trennte.

Digitized by Google

„Auf morgen!“ lächelte die Gräfin, als Mengden seine Verbeugung machte, um sich zu empfehlen. Oberstlieutenant von Worofielzoff, der die Worte hörte und den Blick sah, welcher sie begleitete, erbleichte vor Neid und Aerger, sein düsterer Blick maß finster den ahnungslosen Rittmeister.

Als dieser draußen seinen Mantel umhing, ging die Amme vorüber



Ein Bild aus der Tonsine. Originalzeichnung von C. Rechlin Sohn. (S. 124.)

und blieb einen Augenblick stehen, um ihn zu fragen, wie er sich amüsirt habe; sie klopfte ihm mit ihrer fetten Hand vertraulich auf die Schulter, wünschte ihm eine gute Nacht und süße Träume, und ging dann in die Gemächer ihrer Herrin, um dieselbe auszukleiden und ihr von dem schönen Baron zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Magnetendrama.

Novelle von **G. E. M. v. Baldovanyi.**

(Fortſetzung.)

Achtes Kapitel.

Der Verkehr zwiſchen Imre, der in der nahen Komitatsſtadt ſeiner juridiſchen Ausbildung oblag, und dem Schloſſe war lebhaft. Der Damen waren die heitern Beſuche des Juraten ſehr willkommen. Der Graf war jetzt ernſt und ſchweigſam, wenn ſie allein, eß gab eine drückende Luft in ſolchem Zuſammenſein. Kam Imre, ſo ging Bela, um in den Wald oder nach einem Geſchäft zu reiten, da er „die Damen wohl verſorgt“ wußte, wie er ironiſch ſagte. Er kam dann ſpät, abgemüdet und erhitzt von langen Ritten zurück. Zur Unterhaltung trug er wenig bei, warf nur ein ſcharfes, trockenes Witzwort zuweilen dazwiſchen. Imre freute ſich, wenn er mit den Damen allein blieb, welche ſich in dem Verkehr mit dem lebensfriſchen Juraten freier fühlten, als in der Gegenwart des düſtern, wortkargen Mannes. Irma rückte in ihrem Zuſtande vor ohne Abnahme ſeiner krankhaften Einſtuffe bis auf eine ſtarke Tendenz zur Geſelligkeit ſeit Imre's Rückkunft. Der Gedanke, welchen die deutſche Fürſtin auf den Bruder machte, wurde von Irma begünſtigt. Sie ermunterte ſeine Aufmerkſamkeiten für Helenen, ohne ſich von Bela's finſterem Geſicht oder ſpitzen Worten ſtören zu laſſen, im Gegentheil wurde ſie dadurch angeeifert. Bela ſuchte beſonders Imre's grüne Jugend in's Licht zu ſtellen und hing ihr eine Schelle an, wo er konnte. Imre parierte leicht und gut die feinen Stiche ſeines Angreifers, er wurde dem oft daran in die Enge getrieben. Ueber ein gewiſſes Maß riß auch Keinen noch die Leidenſchaft hinaus, welche ſich dem Ton guter Geſellſchaft fügen mußte. Aber Helene — wie verhielt ſich die deutſche Venus zu den beiden ungariſchen Tannhäuſern? Die Situation war ihr klar, und wenn auch manches Unbequeme darin, hatte ſie ihre Partie doch ergriffen. Es war kein berechnetes Intriguenſpiel, in welches ſie ſich nicht verwickeln wollte und zu dem ihr Charakter gar nicht angelegt war. Helene zähmte bei Grafen leidenſchaftlich gewordene Bewunderung. Sie wollte einfach noch bei den Verwandten bleiben und benützte zu dieſem Zweck bloß Sympathieen mit Augen Vermeiden gefährlicher Steigerung derſelben, ſoweit ſie das zu überſehen glaubte.

Die jugendlich ehrliche Huldigung des jüngern Vetters war ihr nicht verhaßt, ob auch der innere Konflikt der beiden Männer zuweilen äußerlich aufblitzte und ihr ſelbſt eine geſchickte Taktik vorſchrieb, auszuweichen oder zu mäßigen, ohne Beiden froſtig zu begegnen. Wenn die Stimme der Sympathie den kühlen, klaren Kopf der Nordeuropäerin verwirrt hätte, würde der hübſche, treuherzige, aber unreiſe und unbedeutende Jurat wohl nicht neben dem vollgediegenen Geiſt Bela's, der reichen Feuerquelle ſeiner Empfindungen und dem Eindruck ſeiner gebieteriſchen Schönheit Beachtung gewonnen haben. Wäre der Graf frei geweſen, alle Wünſche Helenens im Gebiete der Welt wie der Gefühle hätte ſeine Liebe umfaſſen können; da er es aber nicht war, mußte eine erreichbare, vernünftige Möglichkeit jenen nutzloſen und unberechtigten Traum vorangehen.

Es war ein ſchöner, noch ungewöhnlich heißer Septembertag und Imre ſchon des Mittags vom Komitatsſtuhlen nach dem Schloſſe geritten. Irma hatte ſich körperlich und gemüthlich aufgeregt gefühlt, ſie war nicht mit bei Tiſche geweſen, ſondern alle Geſellſchaft abwehrend in ihren Zimmern geblieben. Auch der Doktor kam auf ſeinem Rundritt zufällig, aber zu gelegener Zeit nach dem Schloſſe, beſuchte die Gräfin und gab ſeine allgewohnten Kalmirungsmittel und Phraſen, die für den Augenblick anbrechen, Irma zu beruhigen. Er blieb über die Theezeit und man war dann im Terraſſenſaal verſammelt. Helene hatte alle Pflichten der Frau vom Hauſe, als einzige anweſende Dame, übernommen und erfüllt. Man war mit den materiellen Genüſſen zu Ende und überließ ſich auch einer gewiſſen Ruhe in der Converſation, welche aber wohl nur bei den Doktor aus einem aufrichtigen Behagen nach der befriedigenden Beſchäftigung mit den leckeren Beigaben des Thees entſprang. Die Luft im Saal wurde beklommen — man hatte die Glasthüren nach der Terraſſe geöffnet, aber es kam auch nur der ſchwüle Hauch einer Gewitteratmoſphäre herein. Trotz beginnender Herbſtzeit ſammelte der Sommer noch ſeine letzten Streitkräfte in Donnerwollen und Blitzen, welche den Horizont verdunkelten und zuweilen wieder im grellen Feuer erhellten. Helene hatte mit dem etwas traumbefangenen Doktor ein ſchleppendes Geſpräch wohlthun unterhalten. Der Graf ſtand in der offenen Glasthüre und ſchaute in die dunkeln Gewitterwollen, ungeblendet von den rothzuckenden Blitzen. Imre war aufgeſprungen und ſaß jetzt am Piano, friſch und lebendig heitere Weiſen ſpielend. Er ſang auch mit voller, weicher Stimme, aber die etwas harte Ausſprache raubte dem deutſchen Liede ſeinen Schmelz. Ungariſche Lieder wußte er feurig und anſprechend vorzutragen und mußte Manches zum Beſten geben, von Helenen aufgefordert, die ſich der ermüdenden Unterhaltung mit dem Doktor damit entzog. Sie kannte jetzt in den Noten und hatte ein vierhändiges Stück gefunden, welches ſie mit Imre verſuchen wollte. Der Doktor erhob ſich endlich auch aus der Diskuſſionsbraiſe und trat auf die Terraſſe, durch die Luft die loſen Geiſter des Raums, welchen er reichlich ſeinem Thee beizumiſchen pflegte, vertreiben zu laſſen. Bela ſtand noch an die Thüre gelehnt und ſchien, unbekümmert um die Muſik und den an ihm vorüberſtreichenden Doktor, in die Betrachtung des Gewitterhimmels verſunken. Der plötzlich voller klingende Ton des Pianos riß ihn aus dem Brüten — er trat langſam in den Saal zurück und ſetzte ſich dem ſpielenden Paar gegenüber, es ſah in's Auge faſſend. Jetzt gab es Stocken und Fehler auf Fehler in dem Spiel, der Takt war rettungslos verloren, man konnte ſich nicht mehr zurechtfinden und unter Lachen und Verlegenheit wurde die Sache aufgegeben. Als die Beiden das Piano verließen, ſetzte ſich der Graf daran und ließ die Finger auf den Taſten ruhen, während er nach dem Ausdruck ſeiner Gedanken und Empfindungen ſuchte, welchen er ſich gerne ſelbſt bildete. Er fing an zu ſpielen. Das Grundthema gab eine altungariſche Weiſe in tiefen, getragenen, ſchwermüthigen Tönen. Mannigfache Uebergänge zu rauſchenden Kriegesklängen, dann wieder Klagende, irrende Laute der weichſten, tiefſten Sehnſucht rühten ſich daran. Bald wogten und brauſten die Tonwellen hoch auf — bald zerfloſſen und erſtarben ſie in einzelnen verhauchenden Tönen. Immer wieder tauchte die Grundmelodie des alten, elegiſchen Zigeunerliedes auf den ſpielenden Tönen und zog ſich durch alle Phantaſieen hin, wie eine dunkle, geheimnißvolle Sage.

Wenn Bela am Flügel ſaß, wurde es immer ſtill um ihn her. Helene verlaſſ in Hören und Träumen, Imre erhielt keine Antwort mehr, und wie die Macht, welche Bela's Spiel auf jedes wohlorganiſirte Ohr und Gemüth ausübte, ließ auch ſeine heitere Schwadhaft verſtummen. Selbſt den Doktor hatte die von ihm wohl gekannte und bewunderte Meiſterhand des Grafen herbeigezogen, er lehnte leiſe ſchleichend in den Saal zurück, um ſich den gelöſten Kopf durch die phantaſtiſchen Melodieen wieder herauſchen zu laſſen.

Bela kannte den Zauber ſeines Spiels, er fühlte die magnetiſche Kraft ſeinen Fingerſpitzen entſtrömen, womit er die Nerven und Empfindungen ſeiner Zuhörer beherrſchte. Jetzt ſpielte er nur für ein Ohr, eine Seele, und legte alle Kraft der Sehnſucht und des Willens in die faſt dämoniſche Glut ſeiner muſikaliſchen Improviſationen. Er verſchwendete nie ſeine Gaben und Mittel und ſpielte nur ſelten und nur in geeigneter Stimmung und Umgebung in Helenens Gegenwart. Sie hatte hineingegangen in den Wirbel dieſer mächtigen und ſüßen Klänge. Mit dem vollen Verſtändniß ſeiner genialen Kunſt verband ſich in ihrer Seele auch das tiefſte Gefühl dafür. Es war die geſährlichſte Waffe, welche in der Hand des intereſſanten Mannes lag, gegen ein Frauenherz, und er wußte ſich damit den Augenblick zu erobern. Helene athmete gepreßt, ſie hatte die Welt um ſich her, beſonders den blonden Vetter und den Doktor vergeſſen. Dieſe verbielten ſich auch, daß man ſie vergeſſen konnte. Der exzentriſche Doktor ſaß in einer dunklen Ecke und blickte aus umſtorten Augen verzückt nach dem Plafond. Imre's Stimmung folgte den wechſelnden Melodieen. Sanfte Hingebung verirrte ſich in hoffnungsloſe Klage, dieſe endete wieder in den Trotz wilden Schmerzes. Ein Objekt dazu gab ihm die Beobachtung der ſchönen Couſine. Helene ließ die Gewalt ihrer Empfindungen nicht über ihr Antlitz ſtürzen, aber dieſe Kraft der Selbſtherrſchaft ſchloß ſie von der Anſenwelt ab und zog alles Leben und den faſt ſtarren Zügen in das innere, durchglühte Centrum zurück.

Imre bemerkte dieſen Zuſtand der Abgeſchloſſenheit gegen andere Eindrücke an dem Gegenſtand ſeiner Huldigung mit Beſorgniß. Er athmete leichter auf, als der Zauber plötzlich gebrochen wurde. Der Graf hatte ſich in langen Läufen verzweifelnder Phantaſieen verloren. Die Töne verwirrten ſich in den tiefen Räthſeln ſeiner Stimmung, man fühlte das Ringen nach Löſung in den vibrirenden Klängen, die nach Einheit ſtrebten und immer wieder in grellen Kadenzen abſprangen. Da riß eine ſchneidende Diſſonanz durch die Nerven der Zuhörer. Bela hatte mit dieſem ſcharfen, wilden Mißklang ſein Spiel abgebrochen, aber wie tiefe, rauhe Bußpredigerin folgte jetzt ein hallender Donnerſchlag dem unharmoniſchen Schluß und ſchreckte alle Anweſenden auf. Am dunkeln Himmel ſchlug eine Feuerſäule empor. Alle im Saal eilten nach der Terraſſe. Vor ihren Augen lag ein großer Brand. Es war ein Vorwerk, die Schäferei, in welches der Blitz geſchlagen hatte. Der Graf kehrte in den Saal zurück, um hinabzueilen. Daniel und der Kammerdiener ſtürzten ihm entgegen, um zu melden, was der Graf ſchon geſehen.

„Raſch die Pferde an die Spritzen und den Rappbengſt für mich!“ rief er den Leuten entgegen. Imre war nachgeſprungen und wollte auch ſein Pferd beſtellen, den Schwager zu begleiten. Bela wandte ſich halt zu ihm und ſagte entſchieden: „Du bleibſt wohl bei den Frauen?“

Der junge Edelmann biß ſich auf die Lippe, aber er konnte der Weiſung, ſo ſchroff ſie gegeben und ſo unangenehm ſie ihm ſein mochte, nichts entgegnen. Die männlichen Bewohner des Schloſſes mußten größtentheils

Digitized by Google

dem Feuersignal, welches der Graf geben ließ, und seinen scharfen Befehlen folgen.

Der Graf war hinabgeeilt, die Anderen dachten an Irma's Sicherheit, zu welcher der völlig ermüdete Doktor schon hinaufgegangen war. Man traf ihn in vollem Amtseifer um die vom Schrecken fast ergriffene Gräfin beschäftigt. Knurrend stritt Hero, das kleine Königshündchen Irma's, um die Beine des Doktors, wenn er der Herrin nach Hero's Dafürhalten zu nahe kam. Irma wollte sich durchaus nicht beruhigen lassen über die Wahrscheinlichkeit einer Feuersgefahr für das Schloß. Die Schadensleute lagen nicht in Verbindung mit anderen Gebäuden, der Sturm wehte die Flammen in entgegengesetzter Richtung vom Schlosse. Der Brand mußte bald gelöscht werden oder ein Ende in sich selbst finden, wenn er das leichte Material verzehrt hatte, woraus diese Banten bestanden.

Angstvoll horchte die aufgeregte Frau auf den wirren Lärm von Spritzengeräusch, Pferdestampfen und Geschrei der Leute unten im Hofe. Immer mußte Jemand am Fenster stehen und Bericht geben von dem, was vorgehe. Gehne sah hinab in die schwarze Nacht, welche von Fackeln erhellt wurde. Oft wurden diese vom Sturm verlöscht und mußten durch Laternen erseht werden. Der rothe Schein fiel auf den geschäftigen, lärmenden Haufen und beleuchtete grell, die dunkeln Röpfe und Gesichter. Auf den bunten Jacken der Knechte und Haidnder blitzten Knöpfe und Schnüre aus den beweglichen Gruppen. Hoch auf dem schwarzen Pferde im dunklen Anzug und Hut, das Haar im Winde flatternd, erhob sich der Graf aus dem Getümmel wie eine eherne Reiterstatue. Seine Stimme erscholl weithin durch das wirre Geschrei der Leute, gebietend, beherrschend wie der Kommandoruf des Führers in der Schlacht. Der ruhige Ernst, welcher in unthunlicher Nähe mit verschränkten Armen neben Helenen am Fenster stand und sich in unpraktischer Kritik über die Feuerlöschanstalten unten regte, machte die Cousine unbehelfmäßig ungeduldig. Sie wandte sich lieber dem Doktor und seiner ruhelosen Patientin zu, die er heute weder mit den Kühlmittelen seiner Borte, noch seiner Getränke zu beschwichtigen vermochte. Die heftige Aufregung, welche diese nervöse Anregung mit sich brachte, wurde bedenklich, wenn sie mit dem Aufhören der Angst sich nicht legte. Das Treiben, Kommen und Gehen unten dauerte fort. Niemand begab sich zur Ruhe, Irma wollte auch, daß Alle in ihrem Zimmer blieben.

Das Feuer hatte ausgenommen, nachdem es nichts mehr zu verzehren fand. Man konnte auch nichts thun, als abzureisen, was möglich war, an den Gebäuden, und das Uebrige, von den Flammen schon Ergriffene der Vernichtung überlassen. Von der Schadsheerde war ein Theil gerettet worden, viele gingen aber doch zu Grunde, und es war ein beträchtlicher Schaden für den herrschaftlichen Besitz. Als keine Gefahr mehr zu besorgen für andere, unweit gelegene Gehöfte, ritt der Graf zurück. Bald und mahe trat er in das Zimmer seiner Frau. Er war ohne geringe Aufgabe, einen Schwarm kopflofer, aufgeregter Leute zu leiten, alle an den rechten Platz zu stellen und zu halten. Wo es Gefahr gab, zuerst selbst voran, hatte Bela Haar und Bart von den Flammen versengt, seine Kleider waren durchnäßt, die Hand durch eine leichte Brandwunde verletzt.

Irma überschüttete ihn mit Fragen über alles Möglichs und Unmögliche. Mit unbeweglicher, stummer Theilnahme war auch Helenens Blick auf ihn gehestet. Dem Manne, welcher von kühner, gefahrvoller Thätigkeit zurückkehrt, wendet sich die Sympathie der Frauen immer zu. Irma und der Doktor standen im Schatten ihres friedlichen Schutz- und Hülfsamts nicht vortheilhaft neben dem Grafen. Bela sah und fühlte Helenens Augen auf sich ruhen, warmes Leben durchströmte ihn, der von der kalten, nassen Kleidung durchkühnert wurde.

Alle, die Autorität des Arztes an der Spitze, drangen jetzt in den Grafen, den Wechsel der Kleider und die Ruhe zu suchen, welche nun auch für die Gräfin ein ausdrückliches Gebot des Doktors wurde.

Der Doktor blieb im Schlosse, weil es zur Heimkehr zu spät und er doch über das Befinden der Gräfin bald des Morgens sich unterrichten mußte. Alle sagten sich gute Nacht, mit dem Bedürfniß nach Ruhe und Alleinsein, nur aus verschiedenen Motiven.

Der Himmel lag grau über dem Schlosse, als die Bewohner desselben zu ungleichen Morgenstunden ihre Zimmer verließen. Der Anrat und der Doktor waren früh auf und gerüstet zum Heimritt. Anre mußte nach der Stadt und der Arzt seine Kranken besuchen, doch wollte er vor Abend wieder zurück sein, um der Gräfin, welche die Nacht schlecht zugebracht und noch zu stongestionen litt, zur Ader zu lassen. Neben Anre's feurigem Schimmel wurde des Doktors wohlgezähmtes Rößlein aus dem Stall geführt. Beide Herren hatten ihr Frühstück tete-a-tete genommen. Der Graf verabschiedete sich früher von ihnen und war nach der Brandstätte geritten. Helene blieb unsichtbar. Als die Reiter ihre Pferde bestiegen hatten und nach dem Gitterthor wendeten, sah Anre noch einmal zu allen Fenstern des Schlosses auf, an welchen er die schöne Cousine vermuthen konnte. Nirgends war ein Frauenkopf zu sehen, außer dem weniger reizenden als stattlichen Haupt der Beschließerin, welches vom Fenster einer Vorrathskammer dem beliebten jungen Herrn huldvoll zunickte.

Neuntes Kapitel.

Der Doktor hatte seine Besuche rascher abgemacht, als er hoffen konnte, und kam eben noch vor der Tafelstunde nach dem Schlosse, bewaffnet mit seinem chirurgischen Besteck zu der Aderlaßoperation. Der Graf kehrte spät zurück von seinem Bauwerk, er war überhaupt von den unangenehmen Geschäften des Brandschaden-Regulirens in seinen Zimmern geblieben, bis man zu Tische läutete. Bela war von des Doktors Erscheinung nicht angenehm überrascht, er dachte ihn erst Nachmittags zurück und fand den Trieben bei Tische heute besonders überflüssig. An Bela's verwundertem: „Ah, der Doktor!“ longte Sonde nicht den Anstoß freudiger Ueberraschung erkennen, aber der junge, beliebte Doktor war überzeugt, daß man immer entzückt sei, ihn früher zu sehen, und grübelte auch hier nicht weiter über diese Voraussetzung.

Fräulein Helene zeigte in ihrem Wesen nur ihren gewöhnlichen feinen Takt. Sie sahen etwas zurückhaltender, aber es kam überhaupt zu keiner animirten Konversation, bei welcher der immer freudstrahlige Doktor die Hauptstimme trug, da der Graf seine Verstimmung nicht bis zur gesprächigen Liebenswürdigkeit überwinden konnte.

Doktor Sonde freute sich der guten Gerichte, aber mit Maß; auch als der Kammerdiener ihm nochmals Burgunder einschenken wollte, hielt er die Hand über das Glas.

„Welcher asketischen Mäßigkeit ergeben Sie sich heute, Doktor?“ fragte ihn der Graf, erstaunt über die abweisende Geberde.

„Ich pflege vor jeder auch noch so unbedeutenden Operation mich sorgfältig vor Allem zu hüten, was Hand oder Auge unverläßlich machen konnte. Ein gut ausgeführter Aderlaß ist eben kein chirurgisches Problem, aber die geringste Unsicherheit dabei kann ihn zu gefährlich machen, als ein Schnitt in die Pulsadern sein kann.“

„Bei der Sicherheit, welche Sie besitzen, würde man gewiß nicht Gefahr laufen. Sie müssen mit verbundenen Augen immer die rechte Stelle zu treffen wissen,“ sagte artig und leichthin der Graf mit einem kurzen Blick in des Doktors Gesicht.

„Durchaus nicht, Herr Graf, ich muß mich genau an Alles halten, was ich lese, und gründlich forschen vor dem Handeln. Am schwelten Damenarm kann es Abweichungen vom Normalen geben und der geschickteste Wundarzt kann irregeführt oder im entscheidenden Moment durch einen Zufall der Macht über seine Kunst beraubt werden; leider hat man Beispiele davon.“

„Ah, Sie meinen,“ sagte Bela, „jenes von dem französischen Arzt, welcher auf der Jagd einen Hirsch verfehlte und ihr die Pulsader entzwei schlug, weil ihm das Gstad ihrer Nähe den Kopf verdrehte. O, so etwas konnte den Priestern der Heilkunde nur in den Zeiten der Romantik und Galomerie geschehen, die sleptischen Bekenner der heutigen Wissenschaft lassen sich durch Sentimentalität gewiß nicht den weisen Kopf verrücken.“

„Nun, ich will mir den meinen doch lieber gehörig klar und frei bewahren, Herr Graf, und heute sogar den sichen schwarzen Kaffeetrank aus des Fräuleins schöner Hand entlagen, um Blut und Nerven in gehöriger Zucht und Ruhe zu halten,“ versetzte der Doktor.

Helene versicherte, ihn gar nicht in Versuchung führen zu wollen, und man stand vom Tische auf, um sich in den Salon zu dem schwarzen Nektar zu begeben, welchen nur der Graf nicht verschmähte.

Eine Stunde nachher finden wir die kleine Tischgesellschaft oben in dem Gemache der Gräfin. Irma liegt auf dem Ruhebett im weiten Morgenkleid, den schönen Arm frei unter dem lose hängenden Aermel. Ihr Gesicht ist gerothet von Blutwallung und der ängstlichen Erwartung des Aderlasses. Doktor Sonde steht an einem offenen gerichten Tisch, worauf seine Instrumente und Bandagen ausgebreitet, welche er den durchaus spöttenden Blicken der Patientin ofene entziehen will. Helene bereitet Chorpie, welche sie dem Doktor reicht. Die Kammerjungfer bringt ein silbernes Becken mit Wasser herein, Frau Anrat, als unvermeidliche Letterin des dienenden Personals bei allen Sanitätsdienstleu, legt sich mit öffnsichem Antlitz auf die weißen Damasttücher über den Arm und wartet der Anordnungen des Doktors. Der Graf steht an dem Tische, wo der Doktor seine Werkzeuge vorbereitet, und läßt sich von dieser Anwendung und Vortrefflichkeit ausführlich unterrichten.

Es war nun Alles in Ordnung und Bereitschaft. Der Arzt trat mit Binde und Lanzette an das Ruhebett. Gedankig erfaßte die vor dem Moment bange Gräfin die Hand der hinzugetretenen Cousine. Als der Doktor sich beugte, um den Arm der Gräfin zu fassen, fuhr das Königshündchen, welches unbeachtet unter einer Ecke zu den Füßen der Herrin gelegen, mit grimmem Knurren und Zähneklaffen hervor.

„Der Hund muß entfernt werden,“ sagte Sonde, „er könnte die Operation gefährlich stören.“

Digitized by Google

„Ich will Hero schon bändigen und in Gewahrsam nehmen," versetzte rasch der Graf und erfaßte den Hund, welcher, die strenge Hand fürchtend, die feine Ohrarten oft zuckte, sich ohne Widerstand auf die Kniee des Herrn versetzen ließ. Bela streichelte das seidenweiche, gedrehte Köpfchen, Hero ließ es sich gefallen, aber ihre Augen folgten dem Doktor mit eifersüchtigem Mißtrauen. Der weiße Arm war nun in gehöriger Lage, die festzuziehende Binde ließ die zarten Adern schnellen und deutlicher hervortreten. Irma wandte das heiße Gesicht ab und hielt der Canfine Hand noch fester. Auch Helene fühlte ein leises Widerstreben und Schaudern in ihren sonst nicht schwachen Nerven vor dem Akt des Blutvergießens, welchem sie nie beigewohnt, aber sie wollte keine Schwäche eingestehen im Moment, wo Irma eine Stütze in ihr sah. Frau Kovac stand steif und feierlich mit dem Beden und den Tüchern, und ihre runden Augen blickten erwartungsvoll auf die Szene der Operation. Noch vier andere Augen folgten den Bewegungen des Doktors mit glühendem, fieberhaftem Blick. Der Hund zuckte unter den Händen des Mannes, der ihn hielt, und die Hände dieses Mannes zitterten und brannten, als könnten sie nicht mehr festhalten. Nun blitzte die kleine Klinge — aber die Hand des Arztes bebte nicht, die Lanzette nahm das Gewächs mit Schnitt ging fest. Hero hatte sich im Augenblick, als der Doktor in sie Aber schlagen wollte, losgewunden, war blitzschnell vom Schooße des Grafen gesprungen und ihre scharfen Zähne faßten den Doktor wüthend am Arm.

Alle Hexen stockten in einer entsetzlichen, athemlosen Pause. — Der leidenschaftliche Arzt starrte auf den Arm, ohne es zu fassen, daß kein Blutstropfen nicht unterschieden. Die Patientin war nicht getroffen, nur eine kleine Wunde an Fleiße hatte die Lanzette genommen. Sie wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn, als er begriffen, daß kein Unheil geschehen, und ergaß ganz, nach seinem gebissenen Arm zu sehen. Die Gräfin hatte mit abgewandtem Gesicht wenig von dem Vorgang bemerkt. Sie fühlte den Stich und glaubte die Operation geschehen. Das krampfhafte Zittern der Hand, an welcher sie sich hielt, konnte sie von dem ihrer eigenen nicht unterscheiden. Sie hörte nur den Schreckensruf der Hausbhalterin, und begriff sehr wohl ihr Erschrecken vor dem unzweifelhaft aufspringenden Blute. Bei dem von tiefen Seufzen begleiteten „Gottlob" des Doktors blickte Irma verwundert auf und in alle die todtenblassen Gesichter um sie her, auf ihren verwundeten Arm, welchen kaum ein paar Blutstropfen netzten.

Der Doktor hatte sich zuerst wieder ermannt und wollte die Aufregung dieser glücklich abgewendeten Gefahr der Patientin verbergen. Er bat ruhig, daß der Hund aus dem Zimmer gebracht werde.

Als Hero seinen Händen entschlüpft war, sprang Bela auf — aber er stand festgebannt, gelähmt von dem entsetzlichen Moment des Zuckens der Hand mit der Lanzette. Nun brach sein wilder Grimm gegen den Hund aus, der sich, eines Vergehens bewußt, verkrochen hatte. Frau Kovac konnte die selten ausbrechende, aber unzähmbare Heftigkeit ihres Gebieters, sie hatte klug die Thüre geöffnet und dem Hunde gerufen, als sie die Zorneswolke im Gesichte des Grafen aufsteigen sah. Hero begriff vollkommen die freundliche Einladung, sich zu entfernen, und lief, scheu, der Straße zu entrinnen, pfeilschnell durch die geöffnete Thüre. Der Graf stürzte dem Flüchtling nach, aber als seine Schritte verhallten, hörte man nicht das erwartete Wehgeheul des Hundes — die geängstigte Hero mußte ihre Behendigkeit gerettet haben, oder der Verfolgers Grimm war einer rächenden Uebereilung gewichen.

Irma, am wenigsten von dem Vorfall, der die Andern starr vor Schrecken machte, ergriffen, wünschte jetzt die Operation wieklich vorgenommen, nach der Pein ergeblicher Erwartung. Doktor Swabe hatte seine Fassung vollständig wieder gewonnen. Er war nur einen Augenblick an's offene Fenster getreten, die gepreßte Brust durch ein paar frische Athemzüge zu erweitern. Nun prüfte er seine Hand und fand sie wieder ruhig und sicher, daß er den Aderlaß auf der Gräfin Wunsch, die sich nach Erleichterung sehnte, ohne Bedenken vollziehen konnte. Einige leise Worte an Frau Kovac, welche ihre nach der überstandenen Angst aufsteigende Ruhrung erfolgreich dämpften, und der Doktor machte sich wieder mit frischem Muthe an's Werk. Helene mußte ihren Posten an Irma's Seite behalten, aber lieber wäre sie weggegangen. Tiefer als alle Andern, vielleicht als der Doktor selbst, der den unverschuldeten Fehltritt that, war Helene davon erschüttert worden, und sie konnte nur mit Mühe ihre Haltung und Ruhe bewahren, um zu bleiben.

Die kleine Operation gelang ungeachtet das zweite Mal, zur Beruhigung Aller; der Doktor lächelte zufrieden und seiner Sache sicher; aber als er sich zu Helenen wandte, um die Charpie auf die Wunde zu drücken, sah er in ein leichenfahles Antlitz mit geschlossenen Augen. Er konnte eben noch der Haushälterein einen raschen Wink geben, das wankende, von Ohnmacht angewandelte Fräulein hinauszuführen. (Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von **K. Goerdeler.**

IV. *Unsere Familie.*

Es ist in Amerika eine durchgehende Gewohnheit, sich in board (Pension) zu geben, falls man noch keine eigene Familie hat, oder, ist man damit auch gelegnet, nicht die Mittel oder die Neigung besitzt, einen selbstständigen Haushalt zu führen, und überall findet man »boarding houses«, in denen man je nach seinem Geschmacke und seinen Mitteln ein Unterkommen findet. Der Preis für board in New-York rangirt sehr verschieden, von 16, 20, 30, 40, 50, 100 bis zu 4000 Dollars den Monat, je nachdem man als einzelne Personsicherheit in einem bescheidenen Kosthause zahlt, ein elegantes Boarding-Haus frequentirt oder mit seiner Familie eine Reihe Zimmer in den Belelage eines großen Hotels einnimmt. In kleinen Städten ist es mituntter schwierig, einen guten Boardingplatz zu finden; denn Diejenigen, in welchen Boarding als Geschäft betrieben wird, sind nicht viel werth, besonders wenn man verwöhnt ist und Ansprüche macht, und es sel nie anständig schwer, mich nach Wunsch unterzubringen zu sehen, bis mich der Zufall mit der Familie bekannt machte, in deren Mitte ich jetzt zu meiner Zufriedenheit seit einem halben Jahre lebe.

Mein landlord — Hauseigenthümer — ist ein Mann, der im Schneidergeschäft etwa 50,000 Dollars verworben und dann sich auf's Bauen verlegt hat. In einem schönen Theile der oberen Stadt hat er 12 Morgen Land gekauft und sich darauf ein großes massives Wohnhaus mit reizender Veranda errichtet. Daselbst liegt mitten in einem Garten, auf dessen Instandhaltung viel Sorgfalt verwandt wird, weiter zurück sind die Ställe für die Pferde, Mauthtiere und Kühe, sowie der Wagenschuppen; den hinteren Theil bilden die Gemüsegarten und die Viehweide.

Nachdem er auf diese Weise einen großen Theil seiner Vermögens angelegt und auch noch Ländereien gekauft, sah mein Hauswirth, daß ihm nur noch 10,000 Dollars übrig gebieben, die er als eisernen Bestand in Banknoten anlegte, von deren Interessen, 1000 Dollars etwa, er jedoch nicht leben konnte, besonders da seine Familie es ziemlich gut verstebt, das Geld fortfliegen zu machen. An ein „zur Ruhe setzen" hatte er überhaupt nicht gedacht, denn ein Amerikaner ist viel zu thätig, um sein größtes Vergnügen, die Arbeit, aufzugeben; er arbeitet lieber deßhalb, was er jetzt beginnen solle. Sein altes Geschäft wieder anzufangen, dazu hatte er keine Lust — der Amerikaner liebt Abwechslung — er übernahm daher die Agentur von Singer's Nähmaschinen, von denen sein Unteragent jede Woche vier oder fünf verkauft, handelt mit Pferden und Mauthieren nach dem Süden, treibt Bienenzucht und ist überhaupt zu jedem Geschäft bereit, bei dem er erwarten kann, einen ehrlichen Dollar zu erwerben.

Da das Haus sich auch als zu groß für seine Bedürfnisse und Verhältnisse herausgestellt hat und die Kosten des Haushalts sehr groß sind, so hat er Pensionäce genommen, und es ist meine Absicht, unsere so gebildete Familie zu beschreiben, so daß meine Leser einen weiteren Einblick in amerikanische Verhältnisse gewinnen mögen.

Mein Hauswirth, seine Frau und ein Schwiegersohn N. sind sehr leomme Leute, die darauf halten, daß vor jeder Mahlzeit gebetet wird, jeden Morgen Familienandacht stattfindet und die Sonntagsruhe keine Störung erleidet.

N., ein junger Mann von 26 Jahren, der viel gelernt hat, war früher Professor der Mathematik im hiesigen College, welche Stelle er aufgab, als er für seine Bemühungen um die Wahl des Präsidenten Grant ein Amt im Steuerdepartement bekommen. Da er weiß, daß dieß nicht ewig dauern wird, ja benützt er jetzt seine Mußestunden dazu, um Medizin zu studiren, wird später eine medizinische Universität besuchen und sich dann als Arzt niederlassen. Er ist ein Mann von eisernen Gesundheiten, hat noch nie einen Tropfen geistiger Getränke gekostet, und bemüht sich, als Apostel der Mäßigkeitstheorie Propaganda für seine Ideen zu machen.

Bei einem gemeinschaftlichen Besuche der Hauptstadt des Staates besichtigten wir das doetige Zuchthaus, um dessen Einrichtung kennen zu leenen, und N. sagte zu mir, er wolle wetten, daß jeder Einzelne der Sträflinge durch Whisky dahin gekommen sei.

Ich beutete auf einen Gefangenen und sagte, es solle einmal an ihm durch Fragen sein Glück probiren.

„Nicht wahe, mein guter Mann, es ist Whisky, der Sie hieher gebracht hat?"

„Yes, Sir, ich will verd— sein, wenn Whisky nicht die alleinige Ursache ist."

„Wie ist es denn eigentlich gekommen?"

„Sehen Sie, als ich auf der Anklagebank saß, eines Verbrechens angeschuldigt, an dem ich völlig unschuldig bin, da hatte der Richter zu viel Whisky getrunken, die Advokaten ebenso und nicht minder die Geschwore-

Digitized by Google

nen, sie fanden mich schuldig, und ich kam in's Zuchthaus durch nichts als Wahrheit."

N. verzichtete darauf, weitere Beweise zu liefern.

Himmelweit verschieden von N. ist sein Schwager George. Dieser, ein eleganter junger Mann von 23 Jahren, hatte vor drei Jahren nach Absolvirung des Colleges die Advokatenlaufbahn eingeschlagen.

Während seiner Lehrzeit in der Office eines Advokaten hatte er schon gezeigt, daß er ein großes Talent dafür habe, „Geld zu machen"; unter Anderem hatte er seinem Principal viele Klienten abgespangen und sie einem jungen Advokaten, mit dem er intim war, zugeschickt, um mit ihm nachher die Gebühren zu theilen. Nach einjährigem Studium bestand er die vorgeschriebene Prüfung und konnte nun selbstständig praktiziren. Durch seinen ersten Prozeß gewann er eine Art Berühmtheit und einen Haufen Dollars.

Das trug sich folgendermaßen zu.

„Euer Ehren und Gentlemen von der Jury," begann George seine erste Rede vor Gericht, „der Fall ist kurz folgender: Mein Klient, ein unbescholtener, streng-moralischer Mann, saß in der Office des Hotels, als Angeklagter — ein früherer Pferdedieb, wie ich glaube — sich an ihn heranmachte, mit ihm ein Gespräch anknüpfte und ihm schließlich ein neues Spiel zeigte. Er hatte drei Becher und einen Würfel — den kleinen Spaßmacher, wie er ihn nannte, und ein solcher war er in der That; denn er war nie unter dem Becher, wo mein Klient ihn vermuthete, und für welche irrige Meinung er sich nach und nach um 375 Dollard gestraft sah. Nun, meine Herren, Sie sehen, mein Klient war das Opfer eines gemeinen Bauernfängers geworden, und ich bitte, den Angeklagten zur Herausgabe des unrecht erworbenen Gutes und Bezahlung der Kosten zu verurtheilen."

„Das ist unmöglich," sagte der Richter, „so dumm wird doch Niemand sein, sich auf solche Weise ausbeuteln zu lassen. Wahrscheinlich hat Kläger sich betrunken und das Geld verloren."

„Euer Ehren scheinen das Spiel nicht zu kennen; erlauben Sie —" Mit vielen Worten brachte der junge Advokat auf seiner Rockstasche drei Würfelbecher und einen Würfel hervor.

„Sehen Sie, Gentlemen, ich decke diesen Becher über den Würfel und stelle die beiden andern rechts und links daneben; wo ist nun der kleine Spaßmacher?"

„Natürlich unter dem mittleren," scherie der Richter.

„Vielleicht wetten Euer Ehren 20 Dollars darauf?"

Der Richter legte einen 20-Dollars-Schein auf den Tisch.

„Und Sie, Herr Obmann von den Geschworenen, wetten Sie auch dasselbe?"

„Sicherlich, hier sind meine 20 Dollard."

„Und Sie, Gentlemen von der Jury?"

Alle wetteten eben so hoch, setzten das Geld ein, und George nach amerikanischer Sitte den Gesammtbetrag dagegen.

„Gentlemen," sagte er, den mittelsten Becher aufhebend, „Sie sehen, Sie sind im Irrthum gewesen und haben Ihr Geld verloren; der Würfel ist nicht hier, sondern unter dem rechts daneben, und Sie haben sich überzeugt (hier steckte er den Haufen Banknoten in die Tasche), daß man in der That mit dem Spiel Gimpel fangen kann; ich bitte deshalb, über den Angeklagten das Schuldig auszusprechen."

Richter und Geschworene waren ganz entrüstet, und der Sünder wurde augenblicklich verurtheilt. —

Weiter haben wir in unserem Hause vier Studenten der Theologie, welche in dem theologischen Seminar wohnen, aber bei uns ihre Mahlzeiten einnehmen. Sie sind natürlich sehr fromm und bemühen sich, einander in langen Tischgebeten den Rang abzulaufen, wenn die Reihe an sie kommt.

Kürzlich hatten sie sich Quartette eingeübt und brachten Fräulein Carrie, der noch nicht ganz erwachsenen Tochter vom Hause, welche sich schon gern den Hof machen läßt, in süßen Tönen ein ohrenbetäubendes Ständchen. Es ist hier Sitte, daß Damen bei solchen Gelegenheiten ihre Visitenkarten aus dem Fenster werfen, um sich dadurch für die zarte Aufmerksamkeit zu bedanken, und George, der gerade mit mir eine Partie Whist spielte, als die in unendlichen Tenarten vorirrenden Melodieen zu uns heraufdrangen, schlug vor, den Sängern eine Anerkennung zukommen zu lassen. Wir nahmen vier zierliche Karten, banden sie mit einem blauen Bande zusammen, brachen leise auf's Dach und ließen sie gerade vor den Herren niederfallen. Diese sangen ein Lied zum Lobe des Wassers und cugelreiner Mäßigkeit, und konnten kaum das Ende erwarten, um sich auf die ihnere Beute zu stürzen. Aber — welches Entsetzen! — es waren die 4 Jacks, welche sie aufhoben. Jacks heißt man im burschikosen Englisch die Buben, es heißt aber auch Esel, und konnten sich die Störer unserer Nachtruhe unliebsame Schlußfolgerungen daraus ziehen. Der Gesang schwieg und die Sänger gingen still nach Hause.

Außerdem haben wir zu Hausgenossen vier Studenten, welche das hiesige College besuchen. Sie haben ziemlich viel Geld, halten sich Jeder ein Reitpferd und verüben viele Schandthaten, über welche die Dame vom Hause sehr entrüstet ist.

Einer derselben, S., ist ein junges Bürschchen, das ziemlich unschuldig ist, und dem alle Schlechtigkeiten, welche vorfallen, in die Schuhe geschoben werden. So hatten sich neulich in der Nacht vor dem Hause unserer Nachbarin zwei Katzen erhängt, und S. wurde angeklagt, denselben beim Selbstmorde behülflich gewesen zu sein. Die Katzen hatte man mit den Schwänzen aneinander und diese an eine Waschleine festgebunden. Welche schreckliche Musik die armen Thiere gemacht, ehe sie sich zu Tode gebissen und gekratzt, kann man sich denken. Das junge Amerika ist entsetzlich roh in seinen Vergnügungen.

Ein junger Student ist zeitweise in unserem Hause, vor dessen Charakter man alle Achtung haben muß. Wenn ihm sein Geld ausgeht, geht er als Arbeiter auf eine Farm, oder kolportirt Bücher, bis er wieder Mittel genug hat, um das College zu besuchen. Heute hat er und wieder verlassen, um eine neue derartige Expedition anzutreten; hoffentlich bringt sie ihm einen reichen Ertrag.

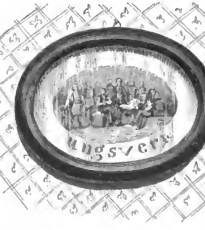
Die Damen unseres Hauses, Frau N. und ihre Mutter, beweisen, daß es eine irrthümliche Ansicht ist, wenn man glaubt, die Amerikanerinnen saßen den ganzen Tag im Schaukelstuhl und thäten nichts. Trotz einer Menge schwarzer Diener und Dienerinnen sind sie selber sehr fleißig. Die junge Frau hat viel mit ihrem Kinde zu thun, und wird dadurch oft abgehalten; aber die alte Dame ist unermüdlich vom frühen Morgen bis späten Abend: knetet Butter, beaufsichtigt die Küche, ja kehrt selbst die Stube, und hat trotzdem noch Zeit genug, ihre Bekannten zu besuchen, alle Neuigkeiten nach Hause zu bringen, allen öffentlichen Auktionen beizuwohnen und keine Wochenandacht ihrer Gemeinde zu versäumen.

Unsere Tischgespräche haben einen stark religiösen Beigeschmack, da die frommen Theologen gerne sich über Predigten und Kirchenfragen hören lassen; auch berühren N. und seine Schwiegermutter oft das Thema der gänzlichen Enthaltsamkeit von spirituösen Getränken.

Vor dem Hause haben wir einen großen Platz, um dort Croquet zu spielen — ein Spiel mit großen buntfarbigen Holzkugeln, welche vermittelst Schlägeln durch Drahtbogen getrieben werden, und wobei zwei Parteien gegen einander spielen. Am Anfange der Saison — Mitte Februar — war das Spiel sehr unterhaltend, verlor aber mit der Zeit an Interesse und gewinnt nur wieder seinen Reiz, wenn junge Damen, Freundinnen der Frau N., auf Besuch kommen und daran Theil nehmen.

In diesen Augenblicke geht eine lebhafte Poetie vor sich, an der ich jedoch nicht Theil genommen, um diese Skizze zu vollenden. Da mir aber eine der jungen Damen aus der Gesellschaft versprochen hat, mit mir, wenn es sich einmal so macht, spazieren zu fahren, so denke ich, das sei just eine gute Gelegenheit. Ich bitte, mich deßhalb zu entschuldigen, und hoffe, meine freundlichen Leser werden mich das nächste Mal nach dem Caldwell Institute for young ladies begleiten, in welchem Verfasser das ihm von den jungen Leuten der ganzen Stadt und Umgegend beneidete Vergnügen hat, Musik zu unterrichten.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 120:
Diskettirt.

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 12. Stuttgart und Leipzig.

In Walter Scott's Heimat.

Von

Richard Andree.

Bei Berwick passirte ich den silbernen Tweed, den Grenzfluß zwischen England und Schottland. Trieben über dem Flusse lag das Land der Maria Stuart, der Distel, der gewürfelten Kleiderstoffe, das Land, in dem wilde Clans einst sich grimmig befehdeten, wo sich hohe Bergesgipfel in die neblige Atmosphäre erheben, idyllische Seen ihre glatten Spiegel ausdehnen und fischreiche Ströme herrliche Wasserfälle bilden.

Welcher gebildete Deutsche, der diesen vorhischen Boden betritt, ist nicht wenigstens einigermaßen mit demselben vertraut, und wenn anders verdankt er es, als Walter Scott, der durch seine Romane und schon in früher Jugend seine Heimat greifbar nahe gerückt! Nur von ihm war die Rede unter den Jubelgästen des Jages; sie Alle strebten dem herrlichen Edinburg zu, um dort Theil zu nehmen an den Jubelfeste des schottischen Nationaldichters, der dort am 15. August 1771 das Licht der Welt erblickte.

Wie gemahnte mich dieses Fest an die Erinnerungsfeier für unsern großen Schiller, und doch wie verschieden war es wieder! Aber nicht von all' den Toasten, Festbanketten, Umzügen will ich erzählen — das verstehen wir Deutsche besser zu machen, nur von ihm selbst, von den Städten, wo er gewirkt oder die durch ihn berühmt wurden, will ich dem Leser Einiges berichten. Scott selbst, so kam es mir vor, als ich sein Standbild unter dem großen gothischen Thurme auf der Princesstreet in Edinburg anschaute, Scott selbst lächelte über all' das Treiben ihm zu Ehren. Niemand mehr als er haßte das Schmeicheln und Vergöttern. So schrieb er 1806 an einen Freund über seinen Aufenthalt in London: „Man hat mich hier auf alle mögliche Weise feiert und karessirt, fast zum Ersticken. Als Entschädigung dafür diente mir das Wiedersehen mit einigen wirklichen Freunden. Weßhalb man bekannt ist, das gilt hier gleich viel. Ob wegen Versemachen, oder wegen einer besonderen Art, Gurken zu schälen, oder weil man zwei Fuß größer als andere Menschen — das ist Alles gleich." Und bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Festdiner meinte er gegen einige nähere Freunde: „Gut, muß ich heute wieder den Löwen spielen? Ich werde brüllen, daß es eurem Herzen wohlthun soll — doch wißt, daß ich nur Schuster der Schreiner bin, kein Löwe wild." Dabei war seine wirkliche Bescheidenheit seinen poetischen Zeitgenossen gegenüber so groß, daß er z. B. von Burns meinte: „Ich und Burns dürfen nicht an demselben Tage zusammen genannt werden," und von Byron: „Er trifft in's Schwarze, wenn ich noch nicht einmal meinen Pfeil befiedert habe."

Walter Scott. Geb. 15. Aug. 1771.

Zeigt auch Edinburg auf Schritt und Tritt Erinnerungen an Walter Scott, so wird uns sein Schaffen doch erst recht klar, wenn wir draußen auf dem Lande seinen Spuren nachgehen, wenn wir zum oberen Lauf des silbernen Tweed eilen, wo

Digitized by Google

des Dichters Tuckulum liegt und nicht fern davon die Abteiruine, in der seine sterblichen Reste ruhen. Die Bahn führte mich fort aus dem edinburger Festgetümmel nach dem freundlichen Städtchen Melrose, dessen herrliche Lage die großartige Abteiruine ist. Sie ist das schönste Baumerk Schottlands im verjüngten gothischen Style und berühmt durch den Glanz mittelalterlicher Romantik, den Walter Scott um sie gewoben hat. Der Charakter der Architektur, die graziöse Symmetrie, die ausgezeichnete Steinmetzarbeit sind in seinem „Letzten Minnesänger“ eingehend geschildert, so genau, daß die Beschreibung in Reisehandbücher aufgenommen wurde. Gebogen und zersprungen, mit eingeschlungen Chor und Querschiff, liegt die Abtei vor uns. Auf den Thürmchen und Strebepfeilern hausen Dohlen, im Maßwerke der Fenster zwitschern Schwalben. Grüner Rasen deckt den Boden, duftender Flieder faßt Wurzel in den Ritzen der vom Epheu überzogenen Mauern. Hier in diesem alten Bau liegt unter der polirten Marmorplatte Alexander II. von Schottland bestattet und in derselben Gruft das Herz Robert Bruce's — scheuer jedem Schatten.

Aber weiter nach Westen! Dort, wo der Tweed, der silberne, noch jung ist, wo er kaum die Berge verlassen, die ihm das Dasein scheuten, dehnt sich die fruchtbare, gesegnete Landschaft aus, in der Walter Scott seinen Wohnsitz sich erbaute. Schöne Nadelwälder ziehen sich zu beiden Seiten des Flusses hin, an den aus wohlgepflegten Parks das in mittelalterlichem Burgenstile erbaute, zinnengekrönte Abbotsford uns entgegen leuchtet. Auf den Giebeln thront Schottlands Distel, und weder der Stern und Halbmond aus dem Wappen der Scotts mit der Lilie der Stuarts ab. Reiche Waffensammlungen im Innern, spitzbogige Fenster, geschnitzte Möbel, alle Gemälde versetzen uns um Jahrhunderte zurück, und diese Umgebung war auch für Scott nöthig, um seine vom Geist des Mittelalters durchdrungenen Romane zu schaffen. Spezifisch schottische Gemälde herrschen an den Wänden vor, und an Reliquien, die von dem Dichter herrühren, ist kein Mangel. Wozu Einzelheiten aufzählen? Ich könnte eine lange Liste damit füllen, von Andreas Hofer's Büchse angefangen, die hieher wanderte, bis zu Rob Roy's Schwert. Vom Dichter selbst, der hier seine schönsten Werke schrieb, will ich erzählen.

Hier in Abbotsford konzentrirte sich in recht seine Arbeitskraft, hier schilderte er seine Heldem, kauf er Besitzen, die häufend und mehrend, daß wir an ihrer Lebenskähigkeit, ja an ihrer Wirklichkeit keinen Augenblick zweifeln und glauben, sie irgendwo schon im vertrauten Umgange gesehen zu haben. Und mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Energie und geistigen Elastizität produzirte er! So scheint er allein im Jahre 1814 den Band „Waverley, die drei letzten Gesänge vom „Herrn der Inseln“, den größeren Theil von Swift's Leben und eine Menge Journalartikel. Dabei brachte er zwei Monate auf einer Reise zu Fuß zu, führte seine Amtsgeschäfte als Sheriff und eine ausgebreitete Korrespondenz und widmete sich dabei einen guten Theil des Tages seiner Familie. Alles in einem Jahre! Den „Ivanhoe“ scheieb oder diktirte er vielmehr zu einer Zeit, wo er elend krank darniederlag und so fürchtbare Schmerzen litt, daß man ihn oft im ganzen Hause laut schreien hörte.

Wie in Scott's Leben Alles riesige Dimensionen annimmt, so auch der materielle Erfolg, welchen er von seinen Werken erntete; denn bei dem Erscheinen des Waverley betrug die Einnahme, welche er von diesem einen Roman bezog, jährlich nie unter 70,000 bis 100,000 Thaler!! Zu selbst für untergeordnete Arbeiten bezog er unerhörte Honorare, z. B. für die von ihm veranstaltete Ausgabe der Werke Swift's 10,000 Thaler. Daß solch' übeschwenglich glänzender Lohn für Scott nicht der schwächste Sporn gewesen zu sein scheint, seine überreichen Kräfte stets anzuspannen, darf nicht verschwiegen werden. Und einige Unmäßigkeit in der Begierde, sein Besitzthum immerfort zu mehren, ist die einzige Schuld, welche auf des Dichters sonst freitatellenen Leben fällt — und diese einzige Schuld, wie fürchterlich hat sie sich gerächt! Er verband sich zu buchhändlerischen Geschäften mit dem Verleger Ballantyne und waed in den Bankerott dieser Firma mit hineingezogen. Das Defizit betrug 800,000 Thaler — Scott war solidarisch dafür haftbar und finanziell ein ruinirter Mann. Wohl hat er Alles abgetragen, allein und redlich, aber dieser finanzielle Einer wurde doch der Nagel zu seinem Sarge.

Mit dem Jahre 1830 fing der Dichter schwer an zu kränkeln. Im nächsten Jahre war sein Zustand schon so bedenklich, daß man besorgen mußte, er werde den Winter nicht überstehen. Die Aerzte riethen zu längerem Aufenthalte in südlichem Klima, und Scott schiffte sich daher auf einem ihm von der Regierung ausschließlich eingeräumten, mit königlicher Pracht eingerichteten Fahrzeuge nach Italien ein. Ueber ein halbes Jahr verweilte er hier und hatte die Absicht, auf seiner Heimreise durch Deutschland noch bei Goethe in Weimar vorzusprechen — er, der 61jährige, hoffnungslose Kranke bei dem 82jährigen sterbenden Goethe! Aber am 22. März 1832 starb der deutsche Dichterfürst! Auf das Tiefste erschüttert rief Walter Scott bei dieser Nachricht aus: „Goethe ist todt — er darf wenigstens in seinem Hause. Beeingt auch mich nach Abbotsford!“

So geschah es. Er reiste heim, legte sich hin und starb am 21. September desselben Jahres 1832. —

Einen Kranz auf sein Grab zu legen wanderte ich von Abbotsford noch den Ruinen der nahen Dryburgh-Abtei, Mitten in einer bogenförmigen Windung des Tweed liegen zwischen hohen alten Bäumen die Reste der ehemals so bedeutenden Prämonstratenser-Abtei. Die Architektur ist mannigfaltig, und wenn auch viel Phantasie dazu gehört, um aus den vorhandenen Ueberresten das ganze schöne Gebäude sich im Geiste wieder herzustellen, so erfreut sich doch das Auge an den einzelnen noch erhaltenen Theilen. Unter den luftig geschwungenen Bogen des Mariusflügels liegen Walter Scott's sterbliche Ueberreste unter einer rothen Marmorplatte. Hier wurde er am 26. September beigesetzt. Zur Seite liegt sein ältester Sohn, nicht weit davon sein Schwiegersohn und Biograph, John Gibson Lockhard. Kein besserer Ort konnte auch für die irdische Hülle des großen schottischen Barden gewählt werden. Da liegt er, umgeben von der Asche manches Mönches, manches hohen Ritters aus seinem eigenen Clan, im Herzen der Szenen, die er besungen, im Thale des silbernen Tweed, den er so sehr liebte.

Und hier, an der Stätte, der ich oftermd genaht, ließ ich im Geiste das ganze reiche Leben des Mannes an mir vorüberziehen. Hier, nachdem ich die Szenerie gesehaut, in der sein Leben, seine Romane spielen, ward mir Vieles klar, was ich daheim nicht ergründet. Die Gegend, in der er aufwuchs, gab seinem so zarten und lebhaften Sinne für Naturschönheiten die reichste Nahrung, wie denn überhaupt in seinem Entwicklungsgang Alles wie prädestinirt erscheint und auf das Innigste organisch zusammenhängt. Schon in frühesten Jahren zeigt er seine außerordentlichen Geistesanlagen. Am wunderbarsten unter den als Beweis dafür mitgetheilten Zügen finden wir die Bemerkung, die er als sechsjähriges Kind über eine Dame machte: „Ich liebe diese Dame, ich glaube, sie ist ein freisinnaer Geist wie ich!“ An der Schule dagegen spielt er, wie man dieß an genialen Naturen so oft bemerkt, nur eine untergeordnete Rolle. Seine erstaunliche Gedächtnißkraft, die außerordentliche Lebhaftigkeit seiner Phantasie, die sich sowohl im Erfassen, wie im eigenen Erfinden von Geschichten und Märchen äußert, machen sich früh bemerkbar. Freilich entwickerte der kleine Walter einmal einen kleinen Geistesfehler, der ihm über seine wunderbaren Gedächtniß gerade keine Bewunderung austheilte: „Mein, Herr, mein Gedächtniß gehorcht mir nicht, es behält nur, was ihm besonders gefällt, wahrscheinlich würde ich, wenn Sie mir z. B. zwei Stunden lang vorpredigten, nicht ein Wort davon behalten haben, nachdem Sie aufgehört hatten.“ Alle Eigenschaften des Kindes deuten mit der größten Entschiedenheit auf seinen künftigen Beruf hin. Wenn wir hören, daß der Name, Jahreszahlen und Reime ihm ungemein schwer zu lassen waren, dagegen das Anekdotenhafte in der Geschichte und namentlich alle darauf sich beziehenden Reime, Balladen und Volksgesänge sich in seinem Kopf in unermeßlicher Zahl und mit eiserner Festigkeit zusammelten, so wundert uns dieß nicht mehr. Aber noch viel bedeutsamer ist es, und den innersten Zug der Natur offenbarend, daß er noch kaum zehn Jahre alt war, als schon mehrere Bände alter Gedichte und handschriftlicher Balladen gesammelt hatte! Sehr charakteristisch für die Natur unseres Dichters ist seine Haltung dem weiblichen Geschlechte gegenüber, die fast glassen-hafte Weise, in welcher er ein mehrjähriges Liebesverhältniß führet und sich endlich lösen sieht, besonders aber die ganz geschäftsmäßig-anständliche Weise seiner Brautwerbung um Charlotte Charpentier, die am Weihnachtsabend 1797 seine Gattin ward. Zu eben jener Zeit entwickelte Scott — wie eigentlich sein ganzes Leben lang — die unglaublichste Thätigkeit. Es hatte sich zu Anfang des Jahres 1797 in ganz England, ungefähr wie in unseren Tagen vor den Deutschen, die Furcht vor einem bevorstehenden Ueberfall der Franzosen verbreitet, und überall bildeten sich Freiwilligenkorps zur Abwehr des Feindes. Walter Scott leistete Dienste als Zahlmeister, Quartiermeister und exerzirte einige Monate in berittener Landwehr. Er machte die militärischen Exerzitien am frühen Morgen mit, welchen eine vier- bis fünfstündige Abwesenheit im Justizpalast und daheim eine sehr feine häuslichen juristischen Arbeiten als angehender plaidirender Advokat folgten; dazu kamen zahllose gesellige Verpflichtungen, bis endlich die Nachtstunden zu poetischen Studien verwendet wurden. Die Einnahmen aus seiner Advokatenpraxis beliefen sich damals schon auf 900 Thaler. Da Charlotte Charpentier unserem Dichter eine sehr bedeutende Mitgift zubrachte, so waren seine äußeren Verhältnisse schon damals durchaus behaglich. Im Jahre 1804 erbte er von einem Onkel einen Besitz im Werthe von 40,000 Thalern, und seine Jahreseinkünfte betrugen jetzt schon 6000 Thaler. Es ist bemerkenswerth, daß Scott erst jetzt sein zweites Feld — das Romanen männlich — betrat, für welches sein gesammtes poetisches Naturell offenbar prädestinirt war. Denn er hatte bereits die Vierzige überschritten, als — im Jahre 1814 — Waverley, der erste seiner Romane, erschien, welche schon durch ihre Quantität — bei solcher Qualität — unser Erstaunen eben so sehr erregen, wie sie damals jenes Europas erregten. Erst mit Waverley wendet er sich ausschließlich

Digitized by Google

der „profaischen“ Schreibart zu und als Grund dafür gibt er das Auftreten Byron's an, dem er sich in den „reinpoetischen Formen“ nicht gewachsen fühlte. Bis dahin hatte er seine Dichtergabe übt in Uebersetzungen und Nachbildungen, theils in kleineren und auch in einigen größeren gereimten epischen Dichtungen geübt, unter denen „das Lied des letzten Minstrel“ das erste war, welches 1805 erschien, mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen wurde und allein bis zum Jahre 1825 vierzehn Auflagen erlebte, welche dem Dichter einen Gesammtgewinn von 5000 Thalern einbrachten.

Die Zahl seiner Romane hier aufzuführen, sie kritisch zu beleuchten, ist nicht unsere Aufgabe. Wohl durch neuere Werke zurückgedrängt, werden sie doch noch immer gelesen und sind der älteren Generation liebe Freunde. Diese auch weiß, daß zu Fülle der Gaben Walter Scott hinter keinem Dichter zurücksteht, daß er in der klaren Plastik und sinnlichen Lebendigkeit kaum von einem Zweiten übertroffen wird.

Gewiß, dieser Mann, dessen Andenken wir feierten, dem ich still den Lorbeerkranz auf die rothe Marmorplatte in Dryburgh-Abtei legte, war eine außerordentliche Erscheinung, und als Mensch eben so groß wie als Dichter. Freilich, der deutsche Autor wird dabei an die bittere Wahrheit erinnert, daß er mit der Wage des Lebens ringen muß, die Jenen emporgetragen. Scott hat das britische gesunden Staats- und Volkslebens hinter sich, die gesundheitstrotzende Nation — Deutschland hat das Alles erst in unseren Tagen sich schaffen wollen. Die segensreichen Folgen für den deutschen Schriftsteller und Dichter — sie werden nicht ausbleiben.

Der siebzigste Geburtstag.

(Bd. X. 137.)

Auf die Postille gebückt, zur Seite das wärmenden Ofens, Saß der redliche Tamm, seit vierzig Jahren des Dorfes Organist, im geerbten und künstlich gebildeten Lehnstuhl, Mit braunmarkirtem Zucht voll schwerlicher Haare bepflastert. Oft die Hände gefaltet, und oft mit lauterem Murmeln Las er die heiligen Sprüche; sein Athemholen, Aber allmälig Staerte sein Blick, und er sank in ermüdenden Mittagsschlummer. Festlich prangte der Greis in gesteiftster leinwandener Jacke: Denn er feierte heute den siebzigsten Geburtstag; Und ihm hatte sein Sohn, der gelahrte Pastor in Mörlig, Längst wie Fleischen gesandt voll alten balsamischen Rheinweins, Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend Zuließ', ihn zu besuchen mit seinen jungen Gemahlin. Eine der Fleischen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit Fröhlich des Segens berauscht, und mit Mütterchen auf die Gesundheit Ihres Sohnes getrunk und seiner jungen Gemahlin, Die er so gern noch sähe vor seinem seligen Ende! Auf der Postille lag fein silberfarbenes Hauptbaar, Seine Brill' und die Mütze von violettenem Sammet, Mit Fuchspelze verbrämt, und gestickt mit goldener Troddel. Mütterchen hatte das Bett und die Fenster mit reinen Gardinen Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande gestreuet, Ueber den Tisch die Decke mit rothen Blumen gebreitet, Und die beklaubten Blätter des Feigenbaums an dem Fenster, Auch der Winterlevkoi' und die Nelkenbüschel gereinigt, Sammt dem grünenden Kreb Basilikon hinter dem Ofen. Ringsum blinkten geschen'rt die zinnernen Teller und Schüsseln Auf dem Gestimf, und es hingen an Paar fettnische Krüge Wangebildet an den Pflöcken, die Feuerkelle von Messing, Dessen und Mangelholz, und die zierliche Elle vom Nußbaum. Aber das grüne Kanapee, vom Greise geliebkoset und belaitet, Stand mit behilterten Decken, und schimmerte; unten beschlagt Hing ein Pedal, es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch. Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln, Schwabenthorringen Füßen, und Schlafgeschichten von Messing, Ihrer seligen Mutter, die Küsterin, kannt' ihn zum Brautschap, Hatte sie abgeschätzt, und mit glänzendem Wachse gebonet. Oben stand auf Stufen ein Hund und ein jüngelnder Löwe, Beide von Copp, Treibsfächer mit eingeschliffenen Bildern, Zweene Theebüchse von Zinn, und siebene Tassen, und Aepfel. Jetzo erhob sie sich vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl Langsam, trippelte leis' auf Innerendem Sande zur Wanduhr Hin, und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel, Daß den Greis nicht weckte das klingende Glas und der Kukuk; Sah dann hinaus, wie des Schnees dichtstöbernde Flocken am Fenster Rieselten, und wie der wachende Sturm in den Essen des Hofes Rauschte' und verwehte die Spuren der hüpfenden Krähn an der Schnure. Und sie schüttelt' von Zinn, und stützerte leis, was sie dachte:

„Lieber Gott, wie es stürmt, und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft! Arme reisende Leute! Kein Mensch wohl zagte bei solchem Wetter den Hund aus der Thür', wer treuen Dienst sich erbarmet! Aber mein Sohn kommt doch zum Geburtstag! Gar zu besonders Wählt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches Schnurrt, und die Pfötchen leckt, und Bart und Nacken sich putzet! Das bedeutet ja Fremde, nach alter Bremsinnigen Urtheil!“ Sprach's und setzte die Tassen mit ältesten Ahnen in Ordnung. Stillte die Zuckerdos' und schrankte die funkelnden Klingen, Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Winterzeitschaft; Nahm zwo ledene Pfeifen, mit grünen Bosen geziert, Von dem Gestimf und legte Tabak auf den zinnernen Teller. Jetzo ging sie und rief mit leiser, heiserer Stimme Aus des Gesindestube Marie voun rummelnden Spulrad, Wo sie gesinnierlos Garn von der Winde' abspann zum Weben: „Schurre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen, und lege Kleben und Torf hinein, und dürres bischenes Stammholz; Aber sacht, daß der Vater vom Mittagsschlummer nicht aufwacht! Sind das Feuer zu Glut, dann schieb den Topf mit Kloß nach. Denn der alte Vater, das wissen wir, liegt beständig Ueber Frost, und das Haus ist Stume sogar in der Ferne. Auch die Kinderchen hätten ein warmes Stübchen wohl nöthig.“ Also sprach sie; da schurre Marie aus dem Ofen die Kohlen, Legte Feurung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg, Hustend, und schnupfte den Rauch, und wischte die strömenden Augen. Aber Mütterchen brannt' am Feuerherd in der Pfanne Ueber der Glut den Kaffee, und rührt' ihn mit bölzernem Löffel: Knatterch schwisten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker Duftender Qualm aufstieg, die Küch' und die Diele durchräucherte. Und sie langte die Büchse herab von Gestell des Schornsteins, Schüttete Bohnen darauf, und nahm sie zwischen die Knie, Hielt mit der Linken den Rumpf, und drehte den Knopf mit der Rechten; Saumselig auch oft handdürftisch die hölzernen Bohnen vom Schooße; Goß dann auf grauest Papier den gebrannten Kaffee. Aber nun hielt sie mitten im Lauf die kaffeade Mühl' an, Winkte sich gegen Marie, die den Ofen schloß, und gebot ihr: „Gile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in den Holzstall, Daß, wenn der Schlitten kommt, sein Gebell den Vater nicht wecke. Aber verstumm' auch Thomo, vor dunkler Nacht von dem Fischer Unsrer Karpfen zu holen? Aus Vorsicht bring ihm den Brauer. Wenn er auch etwas Holz, die Gans am Spieße zu braten, Schlitterte! Bring ihm das Beil und bedeut ihn. Dann im Vorbeigeh'n Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt.“ Also sprach sie; da eilte die heftige Magd und der Rüde, Nahm von der rußichen Wand das Beil und den wollenen Beutel, Lockte mit schmunzigen Brode den treuen Monarch in den Holzstall, Krampte die Thüer zu und lief ihn kraben und winseln; Lief durch den Schnee in die Schenne, wo Thomo mit gewaltiger Axthi Hackerling schnitt, denn ihn knet' und bedeutet' ihn; eilte dann weiter, Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rief sich die Hände, Stellte sie unter die Achsel und schlug sich über die Schultern. Jetzo sah sie im Rebel den fliegenden Schnee, wie der Schlitten Dicht von dem Dorfe vom Berg hinfliegerte, stieg von der Leiter Eilend herab, und brachte der alten Mutter die Botschaft. Hastig entritte die Mutter mit bebenden Knieen, ihr Herz schlug Aengstlich, ihr Odem war kurz, und im Laufen entlag ihr Pantoffel. Jene ging an der Thür' und öffnete. Näher und näher Kam das Geklang', und das Klasichen der Peitsch', und der Pferde Getrampel; Und nun schwebe der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes, Quer an der Thür'; und es schwoben, beschneit und beschwadet, die Pferde. Mütterchen eilte hinzu: „Willkommen!“ rief sie, „willkommen! Küßt' und umarmet den lieben Sohn, der zuerst aus dem Schlitten Sprang, und daß der Tochter aus ihren wattigen Fußsack, Ließ' ihr die kommune Kappe, und küßte sie, Enkel, der Freude Kamen von ihrem Geschäft auf die lichten Wangen der Tochter. „Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?“ Fragte der Sohn; da knschte mit winkenden Händen die Mutter: „Still, e schlaft! Nun laßt die beschwerten Mäntel euch abjeh'n; Und dann weck' ihn mit Küssen, Du liebe treuteste Tochter! Nennes Kind, das Geschäft ist Dir ganz recht von dem Ohmind! Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!“ Also sprach sie, und hängt' an gebrechliche Pflicht die Mäntel, Offnete leis die Klink' und ließ die Kinder hineingehn. Aber die junge Frau mit schönem, schelnden Antlitz Hüpfte hinzu und küßte des Greises Wange; erschrocken Sah er empor und hing in seiner Kinder Umarmung.

Joh. Heinr. Voß.

Ein Storchennest.

(Bd. X. 140.)

Straßburg war von je ein Lieblingsplatz der Störche und auf seinen Dächern trug sich das Drama zu, das wir erzählen wollen. Zwei Reiter waren auf zwei benachbarten Dächern aufgebaut und die Bewohner hatten bisdang gute Nachbarschaft gehalten. Es gab ja auch keinen Grund zur Eifersucht. Die Umgebung bot Nahrung genug, daß die männlichen Versorger keinen Grund hatten, sich zu streiten. Wenn sie heimkamen, so

Digitized by Google

konnten sie sicher sein, die Mutter auf den Nestern in Erwartung der Nahrung für die Jungen zu finden. Eines Tages fand jedoch nur einer der Störche sein Weibchen auf dem Neste. Wer konnte das andere Weibchen aus seinem Neste entfernt haben? Wer war so grausam gewesen, die Mutter von dem warmen Neste zu vertreiben, deren junge Brut im Keime zu ersticken? Vielleicht ein Rabe, der unversöhnliche Feind der Störche und ihrer Brut. Das Weibchen hatte vielleicht, um diese zu vertheidigen, ihm weit überlegen müssen und sollte, entweder im Kampfe zu Tode verwundet oder von der Angst eines bummen Vogeltriebes getroffen, nicht mehr in das heimatliche Nest zurückkehren. Das betroffene Männchen flog weit und breit, sein Weibchen zu suchen — vergeblich! Viele Tage vergingen auf solche Weise. Die Zeit des Ausschlüpfens der jungen Brut war für das eine Nest gekommen, aber nur für dieses, denn jenem fehlte zu die Wärme und die Liebe der Mutter. Das weiche Nest der verlassenen Mannchens; je mehr die glücklichen Eltern sich um die junge Brut mühten, desto tiefer drang der Haß in das Herz des Vereinsamten, und es bedurfte nur eines leichten Anlasses zum Losbrechen. Die Jungen waren start genug, um nicht mehr der schützenden Flügel der Mutter zu bedürfen. Sie war deshalb dem Männchen, das von der Jagd heimkehrte, entgegen geflogen. Kaum war sie fort, so stürzt der neidische Storch wie ein Wüthender auf die schutzlose Familie und erwürgt ein Junges um das andere. Um seine Wuth auszutoben, war der Storch eben daran, die Jungen auch noch aus dem Neste zu werfen, als die Eltern heimkehrten. Beim Anblick des Gemetzels warfen sie sich auf den Mörder und rissen sogar noch die Störche aus den anderen Nestern herbei, und es begann ein Kampf, der nicht früher endigte, als bis der Schuldige zerfleischt und die Jedern im Winde zerstaubt waren. Das war der Störche Rache auf den Dächern von Straßburg.

Eine große Dame.

Novelle von **von Demall.**

(Fortsetzung.)

Wen jemals ein schönes Weib mit ihrer Zuneigung beglückte, der wird sich leicht in Mengden's Lage versetzen können. Das Benehmen der Gräfin am heutigen Abend war zu deutlich gewesen, um mißverstanden zu werden, und der Zauber, einem so schönen Wesen zärtliche Empfindungen einzuflößen, übte auch auf Mengden trop seines gewöhnlich kalten Blutes seinen vollen Einfluß aus. Zum ersten Male bemächtigte die Gräfin sich seiner Phantasie, zum ersten Male sah er nicht mehr in ihr die hohe Dame, die Generalin, sondern die schöne Frau, sie hatte sich aus der weiten, kalten Stuntenferne plötzlich in eine für ihn leicht erreichbare Nähe begeben.

Er fühlte noch einmal den flüchtigen Druck ihrer Hand, er sah wieder ihre verheißenden Blicke, ihre Aufregung und ihre plötzliche ungewohnte Ausgelassenheit; er wußte, daß er es war, der alles Dieß hervorbrachte, daß das Herz der Gräfin unter dem schönen, halbverhüllten Busen heftiger zu schlagen begann in seiner Nähe, er hätte ein Gottmensch und kein Mann sein müssen, wenn bei diesem Gedanken nicht auch seine Pulsschläge sich verdoppelt hätten.

Die Gräfin ließ sich ausleiden, und nachdem der General ihr gute Nacht gewünscht hatte, schickte sie die Amme zu Bette und setzte sich an's Klavier, um noch zu singen — ihr Herz war zu voll, um zu schlafen, es war, als ob die Frühlingssonne zum ersten Male warm hineinschiene in den jungen Wald und alle die Vögelein aus ihrem Winterschlafe erwachen und ihre Stimmen zu jubilieren beginnen im knospenden Laube, welches seine Hüllen sprengen möchte mit Macht, um sich hervorzudrängen dem wärmenden, befeuchtenden Gestirn entgegen.

Die Ueberreizmenschen auf ihrem Strah da unten im Hofe bei ihrem herabgekommenen Wachtfeuer horchte hoch auf und schaute nach dem erleuchteten Fenster; sie murmelten und flüsterten mit einander, die Söhne der Berge, und streckten sich dann langsam wieder auf ihr hartes Lager, und die beiden Posten am Gitter hielten ein in ihrem monotonen Auf- und abschreiten und lauschten, bis spät erst der Gesang ein Ende nahm und die Kerzen erloschen.

Für die Proben zu den lebenden Bildern wurde ein Saal im J....'schen Palast bestimmt, der ganz und gar mit Möbel herzu, welche, mit Teppichen überdeckt, mit wenig Mühe zu einem entsprechenden Sockel für jedes Tableau arrangirt werden konnten; man zog vor das Ganze einen dunkelgrünen Sergevorhang und hing einige große Lampen darüber — das war ausreichend.

Und nun begannen die Proben selbst, und wer wüßte nicht, daß gerade diese von solchen Aufführungen der anregendste und hübscheste Theil sind? Der zwanglose Verkehr, das leidige Verlegen, die kleinen spaßhaften Zwischenfälle, dieses lustige Stückchen Komödiantenleben mit allem seinem Wirrwarr ist meist tausendmal anziehender, als die Aufführung selbst, mit der ja dann Alles auch mit einem Male ein Ende hat.

Ein Flügel stand im Saale und Stühle und Bank in großer Zahl, ein paar Lampen erhellten ein Halbdunkel, der Vorhang begrenzte den Raum für die augenblicklich nicht mitwirtende Menge und schied das Allerheiligste, hinter welchem sich außer dem Prinzen Mittgenstein und der Gräfin nur noch einige Lakaien befanden.

In dem nur mäßig erleuchteten Zuschauerraume drängten sich Alle voll von Erwartung dunt durcheinander. Vornan saßen einige ältere Damen, die Angenglühen bereit hatten, dahinter in fröhlichen Gruppen und junge Wölfchen, und wieder summte es wie ein Bienenschwarm. Die Klingel hinter dem Vorhang ertönte hell, derselbe wurde langsam zurückgezogen, der Prinz stand allein auf der Bühne und verneigte sich lächelnd — was ein allgemeines Gelächter hervorbrachte.

„Bravo, bravo!" rief man heiter und klatschte in die Hände.

Der Prinz verneigte sich abermals und sprach einige komische Worte. Dann ließ er zur Uebung den Vorhang einige Male auf- und zuziehen, und als dieser seine Schuldigkeit that, bat er die Herrschaften, zum ersten Bilde heraufzukommen.

Eine Anzahl Herren und Damen verließ ihre Plätze und stieg auf die Estrade — hinter ihnen schloß sich die Leinwand.

Nun begann der Prinz sein Gemie und seine Kunst zu entfalten. Er wies Jedem seinen bestimmten Platz an und gab jeder Figur Charakter und plastische Haltung.

„Bitte, etwas näher, Liebster, noch etwas — so!"

„Gegen Sie Ihren linken Arm um Brunhilde's Taille, Wassili, gut — so wird's gehen. Nicht so eckig, mein Fräulein, wenn ich bitten darf, den Arm mehr gerundet, und sehen Sie Ihren Nachbar mit etwas mehr Gefühl an, — ah, nur nicht ängstlich! — so, — genug, genug, nun wird's kommen!"

Dann ordnete er, trotzdem die Probe ohne Kostüm war, ein wenig hier und dort an dem Faltenwurf — sprach noch über Wahl der Farben und Schnitt der zu wählenden Gewandungen und klingelte dann. Der Vorhang rauschte zurück, Jemand spielte auf dem Klavier ein Adagio.

„Letztes Bild!" annoncirte der Prinz und Alles klatschte Beifall.

Nun wurde daffelbe aus der Ferne inspizirt, noch einige kleine Veränderungen vorgenommen, dann schritt man zum zweiten Tableau und so zu den anderen.

Der Prinz verstand seine Sache; selbst der General Graf P., der einen Augenblick im Saale erschien, sah sich gezwungen, ihm sein Kompliment deshalb zu machen, und als nun das letzte Bild an die Reihe kam, stieg er sogar selbst mit auf die Estrade hinauf und nahm den lebhaftesten Antheil an dem Arrangement.

Die Lakaien setzten in dem kleinen Raume nach den Winken des Prinzen die Kisten und Kasten zurecht. Der Sockel bildete einige Stufen mit einem etwas erhöhten Sitze darauf — diesen nahm die Gräfin ein. Sie stellte ein junges Mädchen dar, welches, hingerissen von dem Gesange, in sinnem Selbstvergessen mit Blicken, in welchen die erste Liebe dämmerend erwacht, zu dem Sänger heraufsieht, welcher zu ihren Füßen zur Harfe singt.

Der Prinz saß Mengden, das rechte Knie leicht gebogen, das linke Bein etwas seitwärts gestreckt, neben der Gräfin halb hinten, halb sitzen. Ihre linke Hand ruhte auf seiner Schulter, während er, mit beiden Armen die Lyra haltend, wie Orion den Mund halb geöffnet zum Gesang, mit verklärten Blicken begeistert zu der Lauschenden aufschaute.

Unter einigen Scherzworten nahmen Beide diese Platz und gruppirten sich nach der Idee des Prinzen.

Dieser schüttelte unzufrieden mit dem Kopfe und äußerte mehrfach hier und da. „Nein, so geht's nicht!" sprach er endlich, — „das Ganze ist zu steif und ohne Leben!" —

„Das finde ich auch," — sagte traden der Graf Br, mit seiner Lorgnette die Szene aufmerksam betrachtete, — „Mengden sitzt nach meiner Meinung viel zu weit ab, meine Frau kann ihn ja kaum mit dem Arme erreichen und sieht aus, als wollte sie ihn an dem einen Ohre festhalten — bitte, rücken Sie doch etwas näher zusammen!" — Es geschah.

„So, nun bitte, noch einmal," begann der Prinz wieder. — „Es gefällt mir noch immer nicht. — Ihr rechter Arm, Baron, schwebt gar zu eckig in der Luft, ein wenig tiefer, bitte ich, so, — noch mehr!"

Mengden erröthete und gehorchte nicht, sein Ellenbogen berührte schon die Gewänder der Gräfin, hätte er denselben nur noch einen halben Zoll gesenkt, so würde er ihren Körper berührt haben. Auch die Gräfin machte eine unruhige Bewegung.

„Es ist Schade!" sprach der Prinz, „das Bild bleibt ohne Wahrheit und Wärme, — die Wirkung ist verfehlt!"

Digitized by Google

Der siebzigste Geburtstag. Originalzeichnung von G. Bartsch. (S. 135.)

Digitized by Google

„Das liegt nur an den Darstellern selbst," begann der General auf's Neue, „wenn man an solche spröde ist und sich abspreizt, so geht die Sache nicht, rücken Sie nur die Gruppe noch mehr zusammen. Durchlaucht, und nehmen Sie dem Herrn mit der Leier jetzt den Arm noch ein wenig herum, ich glaube, die Sache gewinnt dann mit einem Male Leben und Rundung."

So geschah es: Mengden lehnte mit seinem rechten Arm seit auf dem Knie der Gräfin, sein Oberkörper belehnen dadurch mehr Halt und natürlicher Wiegung, die Hand der Gräfin dagegen sief ungekünstelter herab auf Mengden's Schulter, — die ganze Gruppe erhielt dadurch mehr Schluß und innere Gestaltung.

„So — ja, vortrefflich!" rief der Prinz — „nun kommt's mit einem Male! Sie sind in allen Sätteln gerecht, mein verehrter General! — So, meine Herrschaften, nun sehen Sie sich gefälligst an, — treten Sie zurück, lieber Graf, wenn Sie nicht als Dritter im Bunde mir meine Schönheitslinien verunichten wollen." — Dann klingelte er, die Musik begann, er klingelte zum zweiten Male und der Vorhang flog zurück.

Ein allgemeines „Ah!" wurde hörbar.

„En vérité, voilà le tableau-vivant tout-à-fait complet!» rief eine alte taube Dame im Vordergrunde. — «Ravissant! ma foi, ravissant!» und nun klatschen ein wahres Sturm des Beifalls.

In der That, Mengden in seiner leichtsamen Husarenuniform zu den schönen Weibes-, welches, in schwere Seidengewänder gehüllt, zärtlich zu ihm herabsah, ihren Arm um seinen Hals geschlungen, war ein entzückendes Bild — „die Liebesmeebung, das Erwachen der Liebe", wäre der passendste Titel für dasselbe gewesen; da die Leier fehlte, begegneten sich die Hände des Barons vor seiner Brust und schienen auf sein Herz zu deuten — dieß machte die Sache noch um ja wahrscheinlicher.

Und wie er so lniete, Auge in Auge mit der schönen Frau, und wie er die Formen ihres Körpers, die Wärme ihrer Haut durch seinen Attila hindurch empfand, durchströmte ihn eine nie gekannte Aufregung. Seine Seele trat unwillkürlich in seine Blicke, seine Wange röthete sich, sein Herz schlug heftig, ihn schwindelte fast.

Auch der Gräfin Hand zuckte schwer und schwerer auf seiner Schulter, ihre Blicke senkten sich ergluhend in süßem Selbstvergessen immer tiefer in seine Seele hinein — bis der Vorhang zusammenrauschte und sie Beide erwachten wie aus einem süßen Traum.

«Bravo, da capo!» rief man enthusiastisch draußen im Saal.

Die Gräfin aber erhob sich. „Ich hätte mir das nicht so anstrengend gedacht," sprach sie, ruhig zu ihrem Gemahl tretend, „mein rechter Arm ist ganz lahm." Dieser küßte sie zärtlich auf die Stirn, sie hatte ja so reizend ausgesehen, seine junge Gattin, und das Herz des alten Gemahls schwoll vor befriedigter Eitelkeit.

Der Prinz aber, mit einem etwas sarkastischen Lächeln, klopfte Mengden zuvor auf die Schulter und überschüttete ihn mit Komplimenten wegen seiner mimisch-plastischen Leistungen, die Herr erröthend hinnahm. — —

Beide sahen nun auf Proben in den folgenden Tagen, denn die Zeit drängte, und die Fastenzeit welche nach griechischem Ritus sehr streng eingehalten wird) war vor der Thür.

Ueberall wurden Schneiderinnen und Handwerker in Bewegung gesetzt, Journale nachgeschlagen und phantastische Gewänder anprobirt.

Auch die Gräfin hatte sich für ihr Kostüm entschieden; sie wollte sich ganz in jungfräuliches Weiß kleiden, nur eine breite Silberstickerei sollte das Ausschneid einfassen und das Strahlen desselben noch erhöhen.

Mengden schlug der Prinz seinen fürstlichen Triktot vor und Beinkleider und Tunika von dunkelvioletten, gelbgestickten Sammet, und die Gräfin rieth ihm, sich bei geschickten Händen Juliettens anzuvertrauen, was dieser dankbar annahm.

So kam Mengden zum ersten Male mit der Zofe in nähere Berührung. Dieselbe erbot sich sehr zuvorkommend, zu ihm hinüber zu kommen, um ihm auf seinem Zimmer Maß zu nehmen, Mengden aber lehnte dieses Anerbieten lächelnd mit einem überfläßlichen Komplimente ab. Juliette nahm ihm deßhalb oben in der Schneiderstube Maß, wo Mincia und Sascha bei der Arbeit saßen.

Mincia blickte etwas erstaunt auf über diesen unerwarteten Besuch. Mengden entschuldigte seine Störung und nannte den Grund seines Besuches. Mademoiselle Juliette eilte hinaus, mit allerhand Plänen im Kopfe, und holte ihr Centimetermaß.

„Wollen der Herr Baron sich nicht setzen?" sprach Mincia höflich.

Mengden horchte erstaunt auf — diese Stimme berührte gar eigenthümlich sein Ohr, er ließ unwillkürlich seine Blicke prüfend über das Mädchen gleiten und wunderte sich, wie er jetzt erst bemerke, daß Mincia schön sei! —

Er zog sich einen Stuhl heran und nahm Platz.

„Sie wohnen hier dem Himmel nahe," scherzte er, „dafür haben Sie aber auch eine prächtige Aussicht."

Mincia schaute auf mit einem Lächeln — ihr klares blaues Auge blitzte dem jungen Manne entgegen. — „Ein sehr angenehmes Vis-à-vis," erwiderte sie mit einem Tone, der beinahe neckend klang.

Mengden fühlte sich etwas verlegen werden, wohnte er doch gerade diesem Zimmer gegenüber, — aber schon lube die Deutschnain harmlos fort: „Dort die schöne Villa — dann das Denkmal, die vielen Kirchthürme und Schornsteine und die Wache hier unten —"

„Und meiner erwähnen Sie mit keinem Worte, Fräulein?" sprach Mengden lächelnd.

„Oben wollte ich mir erlauben, dieß zu thun," — entgegnete sie mit einer leichten Verneigung.

„Ein sonderbares Mädchen!" dachte Mengden, „wie zeigend sie ist, wenn ihre Züge sich beleben, welche treuen und klugen Augen, tief wie ein Brunnen! Sie hat das Aeußere einer Person auf guter Familie —"

Hier unterbrach ihn Mademoiselle Juliette, welche, nachdem sie rasch ihr Haar drüben geordnet und eine Ponceaudchleife hineingeflecht hatte, wieder eintrat. Sie redete ihn französisch an mit einer unaufhaltsamen Suade, sie überschüttete ihn mit sanftsüßen Komplimenten und warf ihm nach ihrer Weise kokette Blicke zu, ein wahres Naketenfeuer, sie wand sich und bückte sich beim Maßnehmen — kurzum ihr ganzes Benehmen war so abgeschmackt, daß Mengden unwillkürlich öfters zu Mincia hinüberblickte, und wahrend er sich Mühe gab, etwas Artiges zu erwiedern, allerhand Berufene machte, die hinwiederum zu Gunsten der Pariserin ausfielen.

Endlich war das Maß genommen.

„Und wegen des Stoffes, Herr Baron?" —

„Ah — das überlasse ich völlig Ihrem guten Geschmacke — da bin ich in den besten Händen!" —

„Der Herr Baron belieben zu schmeicheln, — a, nicht doch, das hat zu Zeit — bitte sehr, — ich werde mir erlauben, die Auslagen zu machen."

Diese letzten Worte machten, daß Mengden seine Börse wieder in die Tasche steckte.

„Sie sind sehr liebenswürdig, Mademoiselle — und wann darf ich kommen, um das Fleid anzuprobiren?"

„Uebermorgen, Herr Baron — ich werde nicht verfehlen, es Sie wissen zu lassen, wenn es so weit ist!" —

„Schönsten Dank und guten Morgen, meine Damen!"

Mincia verneigte sich leicht, ohne aufzustehen, Sascha erröthete, weil er sie eine Dame nannte, und die Französin machte einen Knix, der einer Hofdame Ludwig's XVI. Ehre gemacht haben würde.

Zwölftes Kapitel.

Mengden hatte unruhige Tage, unruhig von außen wie von innen. Geschäfte oft der unangenehmsten und für sein mitfühlendes Herz peinlichsten Art nahmen gewohnlich seine Morgen in Anspruch: Auseinandersetzungen von Rapporten und Befehlen, Rekognoszirungen und weitere Streifereien, Kriegsberichten mit den einzelnen Chefs der Kavallerieabtheilungen der stegenden Korps u. s. w.; seine übrige Zeit mußte er der Geselligkeit widmen und namentlich der Gräfin.

Diese erhielt ihn stets in einer gewissen Aufregung, sie überhäufte ihn fortwährend mit den zartesten Aufmerksamkeiten, und Mengden, hingerissen von der Liebenswürdigkeit der schönen Frau, empfand eine Art zärtlicher Dankbarkeit für dieselbe. Seine Ritterpflicht gebot ihm, mit der Glut der Dame mindestens gleichen Schritt zu halten, sein falsches Zartgefühl trieb ihn oft gegen sein Gewissen und seine Neigung, kühne Blicke und verliebtes Schmachten zu erwiedern; bisweilen erfaßte ihn dann auch wirklich einmal ein verzehrgehender Feuer, aber es verterleuchtete nur, es zündete nicht. Wenn er Abends still in seinem Bette lag, überkam ihn oft ein Gefühl der Unbehaglichkeit und er machte sich bittere Vorwürfe über sein Benehmen, er nahm sich dann auch vor, künftig auf das Aeußerste behutsam und zurückhaltend zu sein; aber kam ihm dann die Gräfin am nächsten Tage mit allem Feuer ihres Temperamentes wieder entgegen, dann ließen es sein Gefühl für Galanterie, sein Gutmuthigkeit nicht zu, derselben eine Beschämung zu bereiten, und das Spiel begann von Neuem. So gleich er einem Schwimmer, der die Welle hinaufschwimmen will und durch die Strömung immer wieder in das Thal derselben zurückgeworfen wird.

Die Gemüthsart der Gräfin war nicht geschaffen, lange Zeit vergehens zu heilchen, es trieb sie rücksichtslos voewärts der gefährlichen Klippe zu, und das Geschwätz der Amme, ein Wind, der heftig in ihre leichten Segel blies, half ihr getreulich, alle nach hörig gebliebenen schwachen Schranken in ihrem Innern bei Seite zu schieben. Die Gräfin litt Liebesqein, sie war launisch und sentimental. Sie redete sich ein, ihr Mann und ihre Mutter hatten ihr Leben vergiftet und ihre Jugend verschachert — sie wäre namenlos unglücklich, und vergaß ganz, daß sie ohne ihren Mann ein armes Mädchen sein würde, die Niemand kannte, anstatt daß sie so die beneidete Gräfin P. war, welche in Ueberfluß

Digitized by Google

schwelgte. Bei einer Mutter aufgewachsen, deren sage Grundsätze nur von der Zahl ihrer leichtsinnigen, ganz öffentlich betriebenen Liebschaften überboten wurden, hatte sie das Gift der Frivolität mit der Muttermilch eingesogen und entbehrte jener Grundsätze, welche Frauen in ihrer Lebenslage nur allzu nothwendig sind.

Sie glühte, während Mengden kaum warm war und nur an ihrem Feuer sich erwärmte, um schnell wieder zu erkalten, sobald er ihrer Gegenwart entrückt war; sie echauffirte sich gegen ihren Gemahl und betrachtete sich als sein Opfer, während Mengden, im Gefühle seiner Schuld, seine Pflichttreue gegen seinen Vorgesetzten verdoppelte und demselben jede nur mögliche Aufmerksamkeit widmete, um ihm so das Unrecht, welches er ihm zufügte, einigermaßen wieder gut zu machen.

Am zweiten Tage war die Ernita von Lila Sammet vollendet. Mademoiselle Juliette hatte keine Mühe gespart, dieselbe so geschmackvoll wie möglich zu arrangiren. Anstatt Mengden, wie verabredet, zu benachrichtigen, damit derselbe zum Anprobiren sich hinaufbemühte, klopfte sie gegen Mittag selbst, auf das Vorsichtigste coiffirt, chaussirt und gefleidet, an seine Thüre. Sie hatte beschlossen, einen kleinen gewaltsamen Angriff auf das Herz, oder soll ich sagen, die Sinne? des schönen Barons auszuführen. Ihr eigenes Herz klopfte doch ein wenig bei diesem gewagten Unternehmen, ihre Wangen waren mehr als sonst geröthet und ihre kalten Augen funkelten. Sie wußte, daß Mengden sich für ihre Person interessirte — wieder er die Zofe der Beachtung werth halten?

„O ihr Männer, man müßte euch nicht kennen! — Bin ich nicht Juliette, die elegante Juliette, lag nicht Byron zu meinen Füßen und so mancher Andere, bin ich nicht verführerisch, voll Esprit?“ — Wie manchmal hatte sie die Schwelle der Adjutantenwohnung sonst überschritten, und heute sollte sie sich fürchten? — „Nein — es n'est que le premier pas qui coute, und dieser Sammetstillet hier ist ein passender Vorwand — also en avant!“ und sie pochte an.

Mengden war im höchsten Grade erstaunt über diesen unerwarteten Ueberfall. Die Zudringlichkeit der Zofe und das Unweibliche ihres Benehmens berührten ihn gleich unangenehm — dennoch blieb er höflich. — Er fühlte sich allemal wehrlos den Frauen gegenüber, er hatte nicht den Muth, sie zurückzuweisen aus übergroßer Delikatesse. Eb war eine Schwäche seines Charakters.

„Herr Baron verzeihen, wenn ich störe — ich komme mit der Tunique, um zu sehen, ob sie Ihren Beifall hat,“ sprach Mademoiselle Juliette mit ihrem süßesten Lächeln und einem verschämten Augenaufschlagen, indem sie nahe der Thür eine tadellose Verbeugung à la cour machte.

„Ah, Mademoiselle Juliette!“ sprach Mengden aufstehend, halb erstaunt, halb geärgert — „welche Ueberraschung! — Aber warum bemühten Sie sich selbst zu mir? Ja der Tbat, ich mache Ihnen zu viel Last! — Entschuldigen Sie!“ — — — Mengden war noch im Hauskleide.

„Ah, ich bitte, derangiren Sie sich meinetwegen nicht, Herr Baron! Ich bin mir ein wahres Vergnügen, Ihnen irgendwie mit meinen geringen Kräften dienen zu können — überdieß wollte ich Sie nicht gerne die sechs Treppen bis zu mir hinaufsteigen,“ erwiderte die Französin mit einem Blicke, der schwer mißzuverstehen war — dann schlug sie, wie ein erröthendes Mädchen, schamig die Augen wieder zu Boden.

Mengden war durch diese Manieren noch mehr degoutirt, eine unangenehme Ahnung überkam ihn und setzte ihn in eine peinliche Verlegenheit.

„Bitte, geben Sie mir das Gewand,“ sprach er ziemlich geschäftsmäßig. „und nehmen Sie einen Augenblick Platz, bis ich es anprobirt habe.“ —

„Darf ich Ihnen nicht dabei behilflich sein? Sie brauchen dasselbe nur überzuwerfen, noch einmal, derangiren Sie sich meinetwegen nicht, Herr Baron —“

Dieser war aber schon im Nebengemache verschwunden und kam erst nach einer kleinen Weile wieder zum Vorschein. Er hatte das Sammetkleid angezogen und trat vor den Spiegel. „Ich denke, es sitzt ohne Tadel,“ sprach er und betrachtete sich in demselben.

„Charmant, superb!“ rief Mademoiselle mit Emphase — „es kleidet Sie vortrefflich — was wird die gnädige Gräfin dazu sagen!“ —

Das war nicht klug von Mademoiselle Juliette — diese letzte Anspielung hatte sie besser unterwegs gelassen. Mengden stutzte und runzelte die Stirn; er litt es zwar ruhig, daß die geschmeidige Zofe sich in faden Komplimenten erschöpfte und an ihm herumzupfte und glatt strich, aber er verstand es ebenso vortrefflich, zur rechten Zeit die Miene eines großen Herrn anzunehmen. Er bemerkte wohl Juliettens elegante Bewegungen, noch die verheißenden Blicke, welche der Spiegel ihm zurückwarf, hoch aufgerichtet stand er eine Weile da, dann drehte er sich langsam, und die Zofe ruhig und kühl anschauend sprach er verbindlich: „Ich denke, das Kleid sitzt — Sie haben sich selbst übertroffen, empfangen Sie meinen lebhaften Dank, Fräulein Juliette.“

„O, Herr Baron!“

„Sie sagen mir wohl, was ich Ihnen außer diesem schuldig bin.“

„Mais, Monsieur —“

„Ohne Umstände, liebes Fräulein! Sie müssen eine ganze Summe ausgelegt haben, der Stoff ist süperb.“

Mademoiselle Juliette merkte endlich, daß sie ihr Ziel überschossen hatte, Mengden war kein Apparin. Sie stieß im Stillen alle Schuld auf die Gräfin, die ihr zuvorgekommen war, aber sie verbarg geschickt ihren Groll unter einem süßen Lächeln und dachte an einen ehrenvollen Rückzug, ein anderes Mal wollte sie es feiner anfangen, sie wollte den Adjutanten erst ein wenig genauer kennen lernen, und dann — — —

„Ernstlich — was bin ich Ihnen schuldig, Mademoiselle? Sie wissen doch, Schulden verderben die Freundschaft.“

Und nun holte Mademoiselle Juliette sehr verschämt eine sehr unverschämt hohe, aber zierlich geschriebene Rechnung aus der kleinen Tasche ihrer leidenen Schürze und überreichte sie zögernd dem jungen Manne.

„Der Sammet und die Seide sind von erster Qualität, Herr Baron —“

„Das haben Sie recht gemacht, — hier, bitte, nehmen Sie, und nochmals schönen Dank für Ihre Güte!“ Damit öffnete er seinen Schreibtisch und gab der Zofe das Doppelte der notirten Summe. Diese empfahl sich mit einem höchst gefühlvollen „Merci; Monsieur!“

Der Sturm war abgeschlagen — ein anderes Mal besser.

Auf dem zweiten Treppenabsatze angekommen, machte die Zofe Halt und öffnete ihre Hand. Sie zählte, und ihr Gesicht heiterte sich zusehends auf, zwölf blinkende Goldstücke schauten sie triumphirend an mit ihren gelben Augen.

Mademoiselle Juliette lichte das Geld, sie hatte nicht ohne guten Grund das glänzende Paris mit dem traurigen, kalten Warschau vertauscht. Hätte sie nicht die Sucht nach Gewinn dorthin verschlagen, sie wäre daheim geblieben in dem Atelier für Damengarderobe in der Rue Faubourg-Poissonnière, welchem sie als zweite Directrice angehört hatte so manches lange Jahr. —

Sie war zufrieden gewesen mit ihrem Geschäft, hatte sie nicht die Sucht nach Höherem getrieben. Durch Lesen von Romanen hatte sie sich eine gefährliche Halbbildung angeeignet, welche schließlich für sie der Stachel wurde, der sie aus ihrem Kreise herausspornte. Sie glaubte zu etwas Besserem geboren zu sein. Anfangs nur mit ihrer abhängigen Lage unzufrieden, wurde ihr dieselbe allmälig unerträglich — sie wollte leben und genießen, sie wollte auch einmal die Dame sein, anstatt die Nebleterin! — Um dieß zu erreichen, brauchte sie Geld, viel Geld. Sie darbte und sparte, sie spekulirte mit ihren Ersparnissen, aber sie kam trotzdem nicht von der Stelle. Da machte sie ein Zufall mit der Generalin P. bekannt, als diese auf ihrer Hochzeitreise in Paris sich aufhielt. Die Gräfin, von ihrer Geschicklichkeit und Gefälligkeit entzückt, machte ihr Offerte, welche ihre kühnsten Wünsche übertrafen; in ihrem Kopfe spukte es eben so gut von „reichen Russen“, wie in denen der meisten Pariserinnen — sie träumte von Reichthümern, von einem unverhofften Glücke, was ihr dort hinten in nebelhafter Ferne in den Schooß fallen müßte, und — sie schlug ein.

Sie hatte nicht übel reussirt, die schlaue Französin, sie hatte gelernt, ihre ganze Umgebung in Konvribution zu setzen, den Geafen und die Gräfin, die Adjutanten und einige andere Herren, die in's Haus kamen, außerdem eine Menge vornehmer Damen, welche ihre Fertigkeit bisweilen in Anspruch nahmen; so hatte sie sich in zwei Jahren ein hübsches Vermögen verdient und sicher angelegt.

„Parbleu, freigebig wie ein Prinz!“ — murmelte sie — „noch zwei Jahre so und ich gehe nach Haus!“ und wahrend sie nun langsam die Treppe vollends hinaufstieg, sponn sie die angenehmsten Träume.

(Fortsetzung folgt.)

Buchstabenräthsel.

Vier Zeichen nennen Die ein Instrett nicht aus Dinz,
Es ist ein Schuh und auch ein guter Schutzbetrieb.
Doch ist kein guter Ruf der Treue und gerung.
Den Schatz lässt ein es ab aus, den Tod lässt es ab ein.
Nimm weg das Ganze! Aus ist's mit allem Lebensglanz,
Wie düster blickt Dich an der Welt Vergänglichkeit!
Es nimmt das Wörtlein selbst der Treue Lebenslauf,
Doch ward aus dem Verlust ein Vogel einst erweint.
Nimm auch den Fuß, und aus des Tépters Reißzeug Hand
Fegt hin mein Wort und Dort und Hier in Küche wie in Haus.
Manch heitres Bildchen war ihm nah' und wohlerkannt,
Und Federspiele gab es der in manchem Schwanz;
Doch muß es sich zuweilen auch bewegen.
Sich selbst, noch mit dem Fuße, anspornen.

Auflösung des Räthsels Seite 120:

Michael, vulgo Michel.

Digitized by Google

Ein Kampf auf den Dächern von Straßburg. Von Th. Schuler. (S. 135.)

Digitized by Google

Ein Magnatendrama.

Novelle von **G. E. M. v. Baßdonyi.**

(Fortſetzung.)

Zehntes Kapitel.

Des Doktors feſtes graues Roßlein trabte behäbig wie zum eigenen, gemeinden Vergnügen vom Schloſſe auf dem bequemen Pfad, der durch das Holz führte. Gedankenvoll ſaß der Reiter auf dem breiten Rücken des kleinen Grauſchimmels und überließ deſſen erprobter Intelligenz, den bekannten Weg zu verfolgen. Der brave Graue trug ſeinen vertrauungsvollen Herrn geraden Wegs der Stadt zu, und dort war auch das Ziel ſeiner nächſten Pflichten. Der Gräfin Befinden war beſriedigend — die Blutaufregung hatte ſich bedeutend gelegt nach dem Aderlaß — es folgte ein geſunder Schlaf, und nun konnte man getroſt der Natur das Weitere überlaſſen.

„Sonderbar iſt es doch," ſprachen jetzt des Reiters Gedanken, „daß er den Hund ſo leicht entſchädigen ließ. Wer dachte es von dem ernſten Manne, der mit eiſerner Hand feſthält, was er einmal ergriffen hat! Und das linke nordiſche Fräulein, welches Nervenſchwäche verachtet und eine Piſtole abdrückt, ohne mit der Wimper zu zucken, auch nur eine Exaltochter mit Ohnmacht und Krämpfen, wie viele Andere! Immer ſteckt doch in den Leuten etwas, das in Konflikt mit Dem kommt, was ſie ſcheinen oder ſein wollen."

Am Schluſſe ſeiner Betrachtung ſah der Doktor auf, um nach ſeines Grauſchimmels Abſicht bezüglich des Wegs zu forſchen, der ſich jetzt vor ihm ſpaltete. Das graue Roßlein pflegte ſich nicht zu irren, es blieb dem Wege nach der Stadt getreu und ließ den anderen rechts liegen, ohne nur die Ohren danach zu wenden; der Doktor hatte nichts zu thun, als wieder in ſeine Gedanken zu verſinken, bis ein Gegenſtand derſelben plötzlich vor ihm auftauchte. Aus der Lichtung des Seitenſpaſes trat eine Dame, begleitet von einem rieſigen Wolfshund, der knurrend aufſtlagen wollte, als er des Reiters anſichtig wurde, dann aber wedelnd dem wohlbekannten Doktor entgegenſprang. Helene hatte einen Morgenſpaziergang durch das nahe Holz gemacht und zum ſchützenden Begleiter einen der zahmen Wolfshunde mitgenommen, welche des Nachts das Schloß bewachten. Sie hatte ihren Plaid dicht umgeſchlungen und ſah blaß aus. Der Doktor hielt ſein Pferd an, um das Fräulein zu begrüßen.

Gerne hatte Helene die Begegnung vermieden, aber ſie konnte es nicht mehr.

„Ich habe mich heute ſchon nach Ihrem Befinden erkundigt, gnädiges Fräulein, als das Mädchen aus Ihrem Zimmer trat, und die beruhigende Verſicherung erhalten, daß Sie bereits hinabgegangen wären, alſo ſich muthmaßlich beſſer befanden, als geſtern, wo Sie Ihren gräflichen Couſin und meine arme Beruhigkeit den ganzen Abend gegenſeitiger Einbildnerei und den ſchwarzen Sorgen um Sie überließen. Ihr Ausſehen befriedigt noch nicht. — Sie wieſen zwar geſtern meinen ärztlichen Rath mit verſchloſſener Thüre ab, aber heute —"

„Bedarf ich eben ſo wenig der medizinſchen Kunſt," fiel Helene nungedudig ein. „Es iſt nichts als ein thörichter Ermüdung nach klopfendy und Schwindel, welche dieſe Nacht hoch plagten. Geſunde Leute wie ich ſind nicht gewöhnt zu leiden, ſie benehmen ſich ungeſchickt und unliebenswürdig dabei. Ich räume Ihnen auch den Irrthmph über meine Nerven ein, die mich erbärmlich im Stich ließen, wie es den gewöhnlichſten Frauenzimmern paſſiert."

„O bafür ſind Sie entſchuldigt, mein Fräulein, ohne Ihrer geübten Energie im mindeſten zu nahe zu treten. Aderläſſe vermögen oft angebende Berufskollegen anfänglich nicht ohne nervöſe Affektion, welche bis zur Ohnmacht ſich ſteigern kann, anzuſehen. Geſtern ging auch noch der Schred voraus, welchen der verwunſchte Hund verurſachte, das konnte die feſtſten Nerven aus dem Gleichgewicht bringen und ſchlecht vorbereiten zu dem folgenden Akt des Blutvergießens. Weiß Gott, daß mir Hören und Sehen verging, als meine Hand zucken und feſtſitzen mußte bei dem unerwarteten Attentat der kleinen Beſtie, welche der Graf unbegreiflich —" der Schall von Pferdehufen unterbrach den wortreichen Doktor. Auf dem Wege, welchen er von ſich hatte, kam ein anderer Reiter leicht und luſtig trabend auf ſeinem ſchönen Pferde. Imre wollte nach dem Befinden der Schweſter und den Erfolg des Aderlaſſes ſehen. Er hielt grüßend und verwundert über das morgendliche ſeltſame tete-à-tete der Couſine mit dem reitenden Doktor ſeinen Schimmel an. Helenens Bläſſe erſetzte das Auge des jungen Anbeters, ſein Blick flog forſchend von ihrem nach dem Geſichte des Doktors, der ſeiner Frage nach Irma zuvorkam mit dem guten Bericht über ihr Befinden. Der kluge Heilkünſtler las auch noch die ſtumme Frage über Helenens beſorgliches Ausſehen in den Mienen des unbefangenen Juraten, und gab auf dieſe die Beſinung, ſich alles Andere von dem Fräulein ſelbſt erzählen zu laſſen, weil die Pflicht den Doktor dringend nach der Stadt rief. Offenbar hatte dieſes Pflichtbewußtſein den kleinen Grauſchimmel zuerſt beunruhigt und bewogen, ſich ungebuldig im Kreiſe zu drehen, weil die Hand des Reiters ihn von der Verfolgung ſeines Weges zurückhielt. Sonde empfahl ſich, daß Imre der Uebergabe Helenens an den Juraten und nicht länger den Geſchäftsleiter ſeines Pouys mühſam bekämpfen zu müſſen.

Als der Doktor fortgetrabt, ſprang Imre aus dem Sattel und ſtand neben Helenen, den Zügel ſeines Pferdes um den Arm geſchlungen. Er beugte das Haupt, um ihr tiefer in die erſtaunten Augen zu blicken. „Sie ſind unwohl," ſagte er leiſe. „Eben wollte mich der Doktor mit derſelben Behauptung. Es iſt wirklich ein Unglück, ſeiten krank zu ſein. Hat man einmal ſchlecht geſchlafen, ſo muß man dafür Rede ſtehen, weil es den gewohnten ‚geſunden Habitus', würde der Doktor ſagen, verändert." Sie verfolgte bei dieſen raſchen Worten ihren Weg nach dem Schloſſe, und Imre ging an ihrer Seite, den Schimmel, welcher grafen wollte, am Zügel nach ſich ziehend, der Wolfshund ſprang freundlich heilend voraus. „Das Unwohlſein verdanken auch den Habitus Ihrer Laune," ſagte Imre vorwurfsvoll. „Daß doch die unbedeutendſte Wahrheit, auch wenn ſie nur uns ſelbſt betrifft, nicht verſtragen wird! Man tadelt die Unaufrichtigkeit und legt uns die Lüge auf die Lippen, um nur nichts Unangenehmes zu hören. Sagen Sie mir, Helene, was iſt vorgefallen, das Ihre Stimmung ſo verbittert hat? Der Doktor wies mich an Sie, alſo reznälten Sie."

Helenens Geſicht wurde noch düſterer, ihre Augen ſchweiften in die Ferne; es lag die Sehnſucht darin, den weiten Raum zwiſchen ſich und dem Fragenden zu haben. Vom Schloſſe her den Fußgängern entgegen kam auf ſeinem hochbeinigen Pferde der kleine Grovm, welcher die Briefe zur Poſt brachte und ſie von dort holte. Als Imre den kleinen Reiter auf ſeine hohen Gaul reblicke, blieb er plötzlich ſtehen und winkte Hand fuhr nach der Bruſtſtaſche des beſchürzten Attila. „Wie vergeſſlich Ihre ſeltſame Verſtimmung mich doch macht! Foſi ſoird keine Briefe aus der Stadt bringen, weil ich ſie ſchon von der Poſt mitgenommen, als ich fortritt, um ſie früher nach Szent-Joanyi zu bringen, wie der Bote zurückkehrt. „Hier," ſprach er, und ſuchte unter andern Briefen einen, welchen Helenen gab, „iſt auch einer für Sie." Hoffnung erwachte die Seelen des Umſichtig und ließ ein Schreiben ihrer ältteren Schweſter, deſſen aufregenden Eindruck der junge Vetter mit Beſorgnis in ihren Mienen zu ſtudiren ſuchte. „Trachte nur ſo bald als möglich nach Hauſe zu kommen. Papas Eigenſinn vermögen wir Alle zuſammen nicht zu beugen, und Kleinmann müßte am Ende auch den Muth verlieren, wenn er immer nur Steine aus dem Wege räumen ſoll, die ihm muthwillig und verſtaſtich hingeworfen werden."

So lautete der Schluß des Briefes, worin Helenens Schweſter ihre lang erſehnte Verlobung mit einem wohlhabenden, aber bürgerlichen Manne mittheilte, und zugleich das widerwillige Benehmen des alten verſtändeten Edelmanns gegen den brauchbaren, aber unadeligen künftigen Schwiegerſohn. Er gab endlich ſeine Einwilligung in die Verbindung, wenn man nichts mehr von ihm begehre, als die Hand ſeiner Tochter. Für die Ausſtattung ſollte der Himmel ſorgen, der die Lilien auf dem Felde reicher als Salomon's Pracht beleidete. Seine armen Lilien zu Hauſe lauten dieſe Anweiſung auf Beſleidung wohl und die älteſte derſelben hatte, ſeitdem ſie die Hoffnung, geheirathet zu werden, in ihren Herzen trug, alle ihre kleinen Spare- und Putzvorſtemige in Garn verwandelt und fleißig geſponnen und gewebt, bis das Brautthemdlein fertig war, und alle die weiteren, nöthigen, beſcheidenen Linnengrundlagen der häuslichen Glückſeligkeit. Helenens geſchickte Hand war nun nöthig, die kleine Ausſtattung mitſertigen zu helfen. Helenens Kopf und Rath war bei allen Einrichtungen und Entſchlüſſen der Familie unentbehrlich, und endlich war die kluge und energiſche Helene die Einzige in dem höchterlichen Kleeblatt bisher geweſen, welche den wußten, launenhaften Quertopf Herrn von Nörfelbd einigermaßen zähmen und bändigen konnte. Helene war verſtet in ihren Brief während des Leſens fortgegangen — ſie ſah nun auf und faſt erſtaunt den Juraten neben ſich, der ſie noch fragend betrachtete. „Ich bin nach Hauſe berufen — die Verlobung meiner Schweſter Angathe erfordert meine Gegenwart. Sie brauchen mich," ſetzte ſie achſelzuckend hinzu und ſteckte den Brief in ihre Taſche. Die friſche Röthe auf Imre's Geſicht hatten dieſe harten, traurigen Worte hinweggewedt. — „Nach Hauſe," wiederholte er leiſe und unbewußt. Imre wußte überhaupt nicht, was er ſagen ſollte, der Streich traf ſo erſchütternd wie der Schlag in der elektriſchen Kette; er ſuhr durch alle Nerven und Adern die Doktoren der Intelligenz. Der arme Junge ſuhlte ſein Herz zittern und weinen, aber er hütete ſeine Augen wohl, es zu thun. Imre war ſehr jugendlich in ſeinem Denken und Empfinden und fürchtete nichts ſo ſehr, als vor der in gleichem Alter mit ihm ſtehenden Angebeteten unmännlich und knabenhaft zu erſcheinen; daß er einen Zweifel an der Treue und Wahrheit ſeiner Geſühle damit erwecken könne, fiel ihm gar nicht ein. Der jugendliche Liebende ahnte und fühlte dunkel, es ſei der Moment zu einer entſcheidenen Demonſtration ſeiner Wünſche und Hoffnungen gekom-

Digitized by Google

men, aber wie sollte er von Hoffnungen und Erwartungen sprechen, ohne dem klaren und scharfen Blick Helenens ein politisches Ziel zeigen zu können? Schwarmerei auf unbetretenen Bahnen würde sie verlacht aber beleidigt haben. Imre's Vater war der Ansetzung des Sohnes nicht hold. „Die deutschen Heirathen taugen nicht in unsere Familie," sagte der alte Edelmann und drehte den Schnurrbart, „Du hast überhaupt noch Zeit, an's Heirathen zu denken, Imre, mein Sohn. Wenn einmal die Zeit dazu kommt, sind Partieen genug im Land zu finden, braucht Dir nicht die deutsche Cousine zu haben und die ganze ornstelige Sippschaft dazu." Damit war die Sache abgethan, und Imre kannte seinen Vater zu gut, um sie hier jetzt nicht ruhen zu lassen. Helenens Augen hatten einen flüchtigen Prüfungsblick auf den Vetter geworfen, aber sie sah nur Bestürzung und Rathlosigkeit; ihr Mitleid schwieg, wie der blasse Jüngling, und sie beschleunigte ihre Schritte nach dem Schlosse. Imre und sein Schimmel jagten gesenkten Kopfes nebenher. Der Schimmel wieherte aber fröhlich, als sie dem Schlosse nahe waren, sein Herr seufzte nur und blieb stumm. Kaum hatten sie den Eingang erreicht, so mußte Helene einen kurzen Gruß dem wortlosen Vetter und eilte nach ihrem Zimmer — der Zurat zog betrübt bis in den Tod als der unglücklichste und ungeschickteste Liebhaber dem Stalle zu, sein Rößlein abzuzgehen.

Helenens Abberufungsbrief setzte alle Gemüther im Schlosse in Aufregung. Irma wollte nicht begreifen, daß die Cousine reisen mußte, daß sie in der Heimat wichtiger sein könnte, als in Szent-Jvanyi, wo es ihr wohl ging, während in dem deutschen Körfelden die Freuden der Familie sehr mäßige waren. Man hatte die Verwandte hier geliebt und gebätschelt, nun sollte sie dafür auch sein stille halten, wenn man nach Streicheln wollte, und da bleiben. Irma betrachtete überhaupt alle Freundschaft, die sie erwies, als Lebensbriefe, womit man die Empfänger zu dienstpflichtigen Vasallen mache. Sie liebte Helenen aber den ersten Alt, welchen sie ängstlich entgegenzuh, bei sich gehabt — es war unglaublich, daß die Verlobung der Schwester dem entgegenstehen sollte. „Kann die Ausstattung der Cousine Auguste durchaus nicht ohne Dich gemacht werden?" sagte Irma verdrießlich aufgeregt zu Helenen, welche eben aus dem Heimatsbriefe vorgelesen hatte. „Es gibt doch Modistinnen und Lente genug, welche Ausstattungen besorgen, man darf nur an sie schreiben, um auf das Schnellste bedient zu werden. Ich mußte meinen Trousseau auch auf diesem Wege erhalten. Es muß nicht gerade aus Paris sein, in euren deutschen Hauptstädten gibt es gewiß auch Modenmagazine, Gerson in Berlin zum Beispiel, oder wenn das zu theuer, hast ihr doch Nähterinnen, die in's Haus kommen und so lange sitzen und arbeiten, bis Alles fertig ist. Wozu mußt Du dabei sein?"

Helene lächelte oft über die seltsamen Anschauungen und Begriffe ihrer in fremden Lebensverhältnissen gänzlich unerfahrenen Cousine, jetzt aber machte sie der kindische Egoismus Irma's fast ärgerlich. „Ich kann Dir keinen klaren Einblick in unsere häuslichen Zustände geben, liebe Irma, als durch das eben Dargelegte. Du siehst daraus, daß selbst Augustens ernstliche Verlobung durch die Umstände und Papa's Eigenheit ernstlich bedroht werden könnte, daher es meine Schwesterpflicht ist, durch meine Gegenwart dem entgegenzuwirken. Ich darf meine Reise wirklich, auch für die kürzeste Zeit, nicht aufschieben."

Irma blickte Beistand suchend und unmuthig verwundert, ihn nicht unaufgefordert zu finden, nach Bela hinüber, der schweigend und ruhig die Erörterung der Cousine anhörte, daß sie ihre Verwandten dadurch verlassen werde. Auf seinem dunklen Antlitz konnte man keinen Wechsel der Farbe erkennen, die Augen blickten halb von den schwarzen Wimpern beschattet träumerisch vor sich hin. Nur ein leises Zittern der Spitzen seines Bartes verrieth das Zucken des festgeschlossenen Mundes. Der aufforderude und erstaunte Blick seiner Frau erinnerte Bela, daß er ihren Wünschen offizell beistimmen müsse als Herr vom Hause, wie als Vetter und Gemahl. In dem gedämpften, unsicheren Ton seiner Stimme lag mehr für ein feinhörendes Ohr, als in den Alltagsworten, womit er Irma's Wünsche unterstützte, und deren dürftige Kürze auch mißliebig von dieser aufgefaßt wurde. Ueber Helenens Wangen hatte die bebende Stimme eine schamvernde Blässe gezogen. Sie warf einen scheuen Blick auf Bela's düsteres Gesicht und antwortete mit fast ängstlicher Hast den beiden Gatten durch die Bitte, sie ziehen zu lassen und ihre Abreise zu beschleunigen.

Es lagen nur wenige Tage zwischen der Erklärung Helenens und ihrem Aufbruch vom Schlosse. Irma ergab sich nur klagend und protestirend in den Verlust der Cousine. Imre rift täglich von der Stadt herüber, um seufzend und tröstlos, aber nicht wortreich, an Helenens Seite zu sitzen. Sie durchschaute die rücksichtende Schwäche ihres jungen Anbeters mit ziemlich fühlem Antheil für seine stummen Kämpfe und Leiden. Mit dem ältern Vetter suchte sie jedes Alleinsein, bange vor dem dunklen Grauen in ihrer Seele und den wilden Feuer seiner Augen, zu meiden. Bela hielt sich in derselben schweigsamen, düstern Weise, die er bei der ersten Mittheilung über Helenens Nachkehr nach Hause zeigte. In seiner finster brütenden Ruhe lag aber eine tiefere Energie, als in Imre's leidvoller, weicher Gefühlsstimmung. Bela erkannte auch den Eindruck beider Wahrnehmungen auf Helenen ziemlich richtig. Ganz in die Tiefe des Frauengemüths drang der von Leidenschaft befangene Blick des Mannes wohl nicht. Daß Helenens leichte Katekterie erschreckt, auf ernste Gefühle zu stoßen, sich zurückzog, gab Bela einen halbwegs Grund für ihr Benehmen — daß sie die eigene Sympathie mit diesen Gefühlen fürchte und darum die Gefahr meide, konnte sich die Eitelkeit und vielleicht auch eine leise Ahnung des Herzens sagen, doch das dritte Element ihrer Stimmung gegen ihn, und vielleicht jetzt das mächtigste — erfaßte die kurzsichtige Leidenschaft nicht. Es war die Furcht, das Grauen, welches aus einem Saum in Gedanken zu fassenden Argwohn geboren wurde, den Helene mit aller Macht ihres Geistes vor sich selbst zu verleugnen strebte. Helene war nervös seit der leichten Anwandlung von Ohnmacht bei der Gelegenheit des Aderlasses, sie mußte es selbst eingestehen. Wenn das kleine Händchen, welches so großes Unheil hatte anstiften können, an ihr auffprang, erschrak sie und erbloßte. Hero begriff nicht, warum sie jetzt plötzlich abgemessen wurde, wo sie sonst Liebkosungen empfangen und schlich traurig zu ihrer immer gleich überschwänglich huldvollen Gebieterin. Vom Grafen wurde die arme Hero jetzt immer nur rauh fortgestoßen, wenn sie ihm zufällig in den Weg kam, wovor sie sich klüglich hütete.

Wieder kuhr die knallende, lange Peitsche wie der zackige Blitz um die Köpfe der vier Braunen, welche vom Grafen gelenkt wurden, und der leichte Wagen flog an einem schönen Nachmittage durch das Thal der Stadt zu. In den wohlbekannten Wagen saßen Helene und der Doktor, der seinen krummen Grauschimmel heute nicht benützen konnte. Nebenher ritt Imre auf dem schnaubenden Schimmel, die Hand an dem Wagenschlag, so oft er es konnte. Bon den Fahrenden und Reitenden wurde nur wenig gesprochen. Der Graf sah hoch in die Pferde und wendete nur zuweilen sein strenges Gesicht den Insassen des Wagens zu. Imre stellte der Athem in dem raschen Galopp und durch die schmerzliche Bellemmung seines Herzens, um zu sprechen. Er suchte durch den Schleier Helenens Augen, welche früh unstort neben dem Reiter hinweg auf die Landschaft blickten. Still und diskret gegen die allgemeine Stimmung verhielt sich der Doktor bis zum Ende der Fahrt. Der Wagen hielt vor dem Gasthof an dem Hause einer bekannten Familie, bei welcher Helene den nächsten Tag erwarten sollte, um dann mit dem Dampfboot weiter zu reisen. Bela übergab die Zügel dem Kutscher und sprang vom Bocke. Imre winkte einem Jungen, dem er sein Pferd zu halten gab, und ihr Nu stand er an der Seite des Wagens dem Schwager gegenüber, um der Cousine herauszuhelfen. Helene sprang leicht aus dem Wagen, ohne die Hülfe beider Vettern zu benützen. Der Doktor folgte und empfahl sich bei Helenen bis zur Abfahrtstunde des Boates am andern Morgen, wo er sich einfinden wollte am Landungsplatz. Helene eilte in das Haus, von Bela begleitet. Imre hatte sich albern und voreilig alles Handgepäcks der Cousine angenommen, und konnte sich nicht so schnell damit beladen, als ihm die beiden Andern auch den Wagen gekommen waren in dem dunklen Thorweg. Auf der letzten Stufe der Treppe stehen angelangt, faßte Bela die Hand Helenens, um ihr Lebewohl zu sagen, denn er mußte nach dem Schlosse zurück und wollte nicht Abschied nehmen vor den Augen eines Publikums. Stumm preßte er den Mund, die heiße Stirn auf die zitternde Hand des Mädchens — er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Helene konnte nicht, ohne davon ergriffen zu sein, die tiefe Erschütterung des finstern Mannes sehen und den dunklen Augen begegnen, als er langsam und müde den Kopf erhob. Es hingen Thränen an den schwarzen Wimpern und ein unendliches, verzehrendes Weh lag in den schönen Zügen. Man hörte den Juraten jetzt die Treppe heraufpoltern im Kampf mit seinen Handsäcken und Ueberwürfen. — „Helene, lassen Sie mich auf Wiedersehen hoffen," sagte Bela mit gepreßter Stimme kaum hörbar — aber Imre hatte schon den letzten Absatz der Treppe erreicht, worauf die Beiden standen. Helene fühlte nur noch einen heftigen, zuckenden Druck ihrer Hand — dann riß er sich los und sprang die Treppe hinab an Imre vorüber, ohne den argwöhnischen Schwager anzusehen oder nach Helenen zurückzublicken.

Am nächsten Morgen war der Himmel blau und die Sonne strahlte hell auf alle die Menschen, welche sich am Ufer drängten, bald eben abgestiegene Dampfboot noch zu grüßen. Tücher wehten oder wurden an die Augen gedrückt — Herzen klopften im Abschiedsweh, seufzte und sehnsüchtige Blicke jagten dem Schiffe so lange sie konnten. Auch Imre stand unter den Nachschauenden mit überquellenden Augen, die er vor Helenen nicht mehr zu verbergen brauchte, — so lange, bis der gutmüthige und für zede menschliche Schwäche geduldige Doktor ihn unter dem Arm faßte und in das nahe Kaffeehaus führte, um zu — frühstücken.

Helene blieb lange auf dem Verdeck und sah mit leiser Wehmuth die am Ufer Stehenden verschwinden; aber auch ein seltsames Gefühl von Befreiung und Sicherheit vor dunklen Gefahren erhob ihre Brust. Wie sehr täuschte sie sich in dieser Sicherheit! — (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Rose des Benediktiners.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Militärs.

Das Joch der Fremdherrschaft lastete schwer auf Deutschland, die Patrioten im Nordosten wie die im Südwesten empfanden tief das schmachvolle Verhältniß, nur Tierjungen nicht, denen man ihre Stellen zu vergeben gewußt hatte. In diese traurige Zeit fiel meine Jugend. In Spaniens heiße Ebenen, wie in die unwirthlichen sarmatischen Steppen trieb Napoleon's Befehl die deutschen Schaaren. Mein Landesherr mußte eins seiner schönsten Regimenter, welches der Division Lefebre zugetheilt ward, mit über die Pyrenäen stehen, um sich bei Belagerung fester Plätze zu bethätigen und gegen die Insurgenten zu kämpfen. Ich befehligte eine Kompagnie dieses Regiments. Als die Trommeln zum Aufbruch wirbelten und die junge Mannschaft in Reih' und Glied sich stellte, durchzuckte mich furchtbarer Schmerz, weil wir einem fremden Eroberer und fremden Interessen, die uns nichts angingen, dienen mußten. Was konnte Deutschland, was konnte Frankreich daran liegen, ob Spaniens König Ferdinand oder Joseph hieß? Auch wollten sich die rosigen und rohen Nachkommen der Konquerer, der Leidtberen und Bestgethanen seinen Herrscher vom verhaßten Fremdlingen und keine ihnen unbequeme Civilisation anderingen lassen. Allein solche Erwägungen schlugen nicht durch bei dem damaligen Herrn des Abendlandes. Wie oft beneidete ich die spanischen Bauern, die, von dem unermüdlichen Empecinado und andern Hauptlingen geführt, für ihr gutes Recht stritten! Wie oft beneidete ich die Hannoveraner und Braunschweiger, jene deutschen Truppen, die, vereint mit den Spaniern und Engländern, am Ebro und Tajo für die Sache Deutschlands und der Freiheit gegen schrankenlose Willkür und maßlose Tyrannei kämpfen durften!

Eine tröstliche, erhebende Erinnerung habe ich aus dem Kriegs- und Lagerleben in Spanien mitgebracht; ich habe dort einen vortrefflichen, tugendhaften Menschen kennen gelernt. Einst mußte ich mit meiner Kompagnie ein Dorf besetzen, welches einen nicht unwichtigen strategischen Punkt in der Vorpostenkette bildete. Als wir in den Ort einzogen, der augenscheinlich schon viel durch den Krieg und die Beuteluft der Soldaten gelitten hatte, trat mir ein freundlicher Mann, eine hohe, ehrwürdige Gestalt in Benediktinertracht, entgegen, in Kotolonien und Aragon hatten ihr Söhne des heiligen Benedikt von Nursia viele reiche Klöster; andere, minder begüterte verlegten sich mit gutem Erfolg auf Land- und Gartenbau, wie es die Ordensregel befahl. Der impontirende Mönch bat mich um Schonung der zurückgebliebenen Einwohner: „Es sind," sagte er, „fast nur noch Greise, Weiber und Kinder, die der Truppen Sicherheit wohnlich nicht stören und beeinträchtigen werden; willig wollen sie auch leiden, was in ihren Kräften steht; denn daß der unselige Krieg den Ort bereits hart getroffen hat, sehen Sie. Schonen Sie auch der Kirche und meines Klosters! Es sind Jahrhunderte verflossen, seit frommer Sinn sie erbaute, und möchten Sie, Herr Hauptmann, nicht mitleidslos sein, als die Stürme, die an ihren Zinnen und Pfeilern oft vorüberrasenden, ohne sie zu schädigen!"

Es lag etwas in dem Wesen und Benehmen des Mannes, das mich ansprach; ich sagte ihm gern Schutz zu, soweit meine Kräfte reichten und meine Machtsphäre; denn, bemerkte ich ihm, vom Hauptmann zum Feldmarschall ist noch ein weiter Weg! Ich hatte indeß meine Leute vor Ausgelassenheit zu bewahren gewußt und ermahnte sie oft täglich, gute Mannszucht und dadurch den deutschen Namen geachtet zu erhalten. Meine Leute folgten mir und es hatten von unserer Seite die spanischen Landleute keine Mißhandlung zu erdulden.

Mein Quartier erhielt ich im Kloster; alle Mönche waren entflohen; jener Mann, der mit entgegengekommen war, Pater Jaume, allein war geblieben. „Ich durfte meine Beichtkinder nicht verlassen," sagte er lächelnd, als ich ihn fragte, wie er es keck und kühnlich wage, dazubleiben bei der ihm bekannten erbitterten Stimmung der Invasionstruppen, die namentlich sich anstprach gegen die Mönche, von denen man wußte, daß sie die Bevölkerung zu bewaffnetem Widerstand aufreizten. „Ich durfte die hilflosen Greise, die armen Weiber und Kinder," wiederholte er, „nicht verlassen; ich mußte ihr Rathgeber, ihr Freund und Arzt sein, während meinen geistlichen Brüdern in dieser Zeit der Trangsale und des Elends noch schwerere Pflichten obliegen." Und in der That, er war ihr Freund und Arzt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend sah ich ihn beschäftigt. Mit Sonnenaufgang ging er hinaus in's Feld und in den nahen Wald, um Kräuter zu sammeln, die für Kranke und Verwundete heilsam sind; dann kam er in's Dorf zurück und ging von Haus zu Haus; wer des Rathes, der Hülfe, des Trostes bedurfte, wandte sich an den frommen Pater Jaume, und er hatte für Alle gleiche Freundlichkeit, für jedes Anliegen gleiche Bereitwilligkeit. Er trauselte Balsam in manche Wunde und spendete Denen, die in Verzweiflung oder Schwermuth versunken waren, die Tröstungen der Religion.

Ich hatte in einigen Gefechten mit den bewaffneten Bauden drei Soldaten verloren; daß sie christlich und anständig zur Erde bestattet wurden, dafür sorgte der fromme Klosterbruder. „Laßt uns beten für ihre Ruhe und ihr Seelenheil," ermahnte er die Soldaten, die ihren gefallenen Kameraden den letzten Liebesdienst erwiesen, und die Burschen, sonst die wildesten und leichtsinnigsten von allen, knieten nieder und sprachen andächtig das Gebet nach, das der Pater ihnen vorsage. Bei den Verwundeten war er unermüdlich, Nächte hindurch wachte er an ihren Betten, und mehr als einer meiner Soldaten dankte seiner ärztlichen Kunst und seiner rastlosen Pflege Leben und Genesung. Ließ ihm die Sorge um die Dorfbewohner, um die Kranken und Verwundeten einige Ruhe, dann sammelte er die Kinder des Orts um sich und belehrte sie und ertheilte ihnen Religionsunterricht. Dann sprach er auch von der Welt des Landes und von der den Himmel um Frieden bitten mußten, denn das Köstliche auf Erden sei der Friede, in dessen Schatten das Gute gedeihe. Mehr als einmal schlich ich herbei, wenn der alternde Mönch so sprach und die dunkeln Kinderaugen wißbegierig und aufmerksam auf ihn gerichtet waren, und wahrlich, ich habe aus dem, was Pater Jaume jenen spanischen Knaben lehrte und erzählte, mehr gelernt, als aus vielen Büchern.

Er gewann mich bald lieb, denn er erkannte wohl, daß auch ich den Krieg beklage und die heillose Eroberungsucht hasse. „Er will," sagte er einst, „der Kaiser will, wie weiland Karl der Große, am Ebro und an der Elbe herrschen, er will, wie dieser, ein Weltreich errichten, aber der Herr der Herrschaaren wird seine Entwürfe durchkreuzen!" Oft lustwandelte er mit mir in den Gängen des Klostergartens auf und ab und sprach von der Menschen Thun und Treiben und von den verschiedenen Völkern der Erde und ihren religiösen Ansichten und Bekenntnissen. Nie habe ich einen Mann sanfteren Gemüthes und so heiteren Geistes gesehen; fest überzeugt von seinem Glauben, war er voll Milde, Wohlwollen und Duldsamkeit gegen andere Konfessionen. „Der Himmel hat ein weites Thor, nur für Tyrannen und Menschenquäler ist es zu eng!" pflegte er lächelnd zu sagen.

Die Geschichte alter und neuer Zeit hatte er durchforscht und daraus seinen Blick geübt und erweitert. Vor Allem aber liebte er Naturkunde, und von Jugend auf hatte er sich mit Naturwissenschaft beschäftigt und es hierin zu schönen Kenntnissen gebracht. „Das ist nichts Seltenes," sagte er einst zu unserem Orden, unter beiden ältesten Mitgliedern sich tüchtige Medizimer befanden, und schon das Kloster auf Montecasino hatte heilkundige Mönche aufzuweisen. Jedes unserer Klöster soll sich durch Wohlthätigkeit und Werke der Liebe auszeichnen, der Armen und Bedrängten sich annehmen, selbst mit Hingabe der eigenen Bedürfnisse Gastfreiheit üben und die gelernten Arbeiten anderer unentgeldlich oder um niedrige Preise abgeben. Der Arbeit sind täglich sieben Stunden gewidmet, sie bestand und besteht noch vorzüglich in der Anfertigung der Klosterbedürfnisse und in der Bodenkultur; der heilige Benedikt wollte keine Faulenzer großziehen, und einer unserer ältesten Mönche schrieb einen geschätzten Kommentar zu Virgil's herrlichem Gedicht vom Landbau. Denn auch Schreibkunst und Tafel zählen zu den von Jedem auszuübenden Verrichtungen, und die Bestimmung, daß in jedem Kloster eine Bibliothek sich befinde und während der Fastenzeit die Hausbrüder zum Lesen vertheilt werden sollen, zeigte den Weg zu wissenschaftlicher Beschäftigung.

„Durch diese für Montecasino entworfene Regel hat der heilige Benedikt die Grundlage für das Klosterwesen des Abendlandes aufgestellt und einen Orden gestiftet, der mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Europa sich ausbreitete; er ist das Muster und Vorbild der nachfolgenden mittelalterlichen Orden geworden. Jedes Kloster, in welchem des Stifters Geist waltete, war eine Schule der Jugend, der Frömmigkeit und des Fleißes, eine Quelle irdischen und geistigen Segens nicht nur für die nächste Umgebung, sondern auch für weitere Kreise. Hier wurden der Kirche die würdigsten Oberhirten erzogen, und den in der heiligen Schrift wie in dem kanonischen Recht wohlbewanderten Mönchen ergänzte sich der Episkopat, und treffliche Seelsorger und begeisterte Sendboten des christlichen Glaubens sandte der Orden zu fernen Völkerschaften, die noch im Dunkel des Heidenthums wandelten."

Pater Jaume's einzige Erholung war die Pflege und Wartung der Blumen im Klostergarten; er hatte daselbst einen herrlichen Rosenflor, und meine Soldaten, die ihn liebgewonnen hatten, pflegten und hüteten ihm dir Rosen wie einen heiligen Schatz. „Im Hohenliede schon," sagte er, „wird die Rose gepriesen, die arabischen und persischen Dichter haben sie verherrlicht, die Troubadours und Spanien's Lyriker haben der Rose liebliche und anmuthige Dichtungen gewidmet."

Nach einigen Wochen erhielt ich den Befehl, das Dorf zu verlassen, die Kompagnie sollte sich ihrem Regiment wieder anschließen. Thränen standen mir in den Augen, als ich von dem würdigen Manne Abschied nahm. Er verstand mich wohl, als ich ihm die Hand drückte, und nie hat mich ein Lob mehr erfreut, als das seinige, indem er mir sagte: „Ich habe einen Ehrenmann in Ihnen kennen gelernt, einen Mann, dem die

Digitized by Google

Ehre vor Gott als das Höchste gilt!" Dann gab er mir eine seiner schönsten Rosen. Auch von meinen Soldaten nahm er freundlich Abschied, und als wir um die Ecke des Waldweges bogen, hörten wir noch seine kräftige Stimme: „Lebt wohl, lebt wohl, brave deutsche Männer!"

Ein halbes Jahr war vergangen und noch dauerte der Kampf fort in den Gebirgen von Katalonien wie in den Ebenen von Kastilien. „Ein Land, das von Pfaffen beherrscht wird," sagte Napoleon, „ist leicht zu unterwerfen!" O wie irrte sich der sonst so gescheidte Mann! Da beachte mich und meine kleine Schaar das wechselnde Kriegsglück wieder in jenes Dorf, dessen Bewohner unsere Freunde geworden waren. Jetzt lag eine starke Truppenabtheilung dort, mit einem französischen Brigadegeneral an ihrer Spitze. Ich eilte in das Kloster, meinem Freunde, dem Pater Jaume, herzlich die Hand zu drücken. Aber wie schrecklich ward ich überrascht, als ich hörte, er sei gefangen genommen, in Fesseln gelegt worden und solle mit Tagesanbruch erschossen werden. Ein französischer Soldat, der sich an dem nahen Klöschen mit Angeln hatte ergötzen wollen, war unweit von dem Dorfe, mit vielen Wunden bedeckt, todt gefunden worden. Erbittert über diese That der Rache, hatte der französische General geschworen, wenn nicht binnen drei Stunden der Thäter selbst sich stellen oder von den Landleuten angezeigt würde, sollten drei Männer und drei Weiber des Ortes durch das Loos ausgeschieden und erschossen werden. Da hatte Pater Jaume sich als Thäter angegeben.

Ich eilte zu dem General und bat ihn, seinen Unschuldigen hinrichten zu lassen, „denn dieser Mönch," rief ich aus, „ist der rechtschaffenste, edelste Mann, den ich kenne!" Er hörte mich ruhig an und erwiederte dann: „Und hätte mein Bufenfreund sich als Thäter gestellt und wäre ich von seiner Unschuld noch so sehr überzeugt, ich müßte ihn dennoch erschießen lassen! Auge um Auge, Glied um Glied, Rache um Rache ist das Gesetz und Losungswort dieses furchtbaren, unseligen Krieges; nicht Sie, nicht ich können das ändern oder verhindern! Wir müssen Exempel statuiren, indem wir das Staubrecht mit seinem summarischen Verfahren anwenden; wir haben weder Zeit noch Lust zu langweiligen Untersuchungen und Verhören; wir sind es der Sicherheit unserer Truppen schuldig, daß einer blutigen That wiederum eine blutige Aktion und Exekution folge, damit Andere abgeschreckt werden. Seit ich dieses Dorf besetzt hatte, sind fünf meiner Leute von den Bauern erschlagen worden! Da wäre Milde Thorheit! Pater Jaume stirbt, oder statt seiner muß das Loos über sechs Menschenleben entscheiden!"

In einer einsamen, aber von Soldaten gut bewachten Klosterzelle saß der vortreffliche Mann, mein edler Freund, in Haft. Als er mich eintreten sah, war er sichtlich erfreut, daß mein Erscheinen ihn tröstete. Da ich mit Bitten in ihn deingen wollte, sein unglaubliches Geständniß zurücknehmen, antwortete er ruhig: „Ein Opfer muß fallen, und ist nicht ein unschuldiges Opfer besser, als wenn der General Männer und Weiber, Väter und Mütter erschießen läßt, die wohl eben so unschuldig sind, als ich? Ich habe mir gelobt, der Freund dieser armen Bauern zu sein, wohlan, ich halte mein Gelübde! Das Scheiden von dieser Welt ist nicht so schrecklich, als Manche glauben, und mit dem Gedanken des Todes bin ich seit langer Zeit vertraut, ich sterbe gern! Sind nicht große Männer Roms und Griechenlands freudig in den Tod gegangen, um wie viel mehr müssen diese Christen thun, die der Gedanke an den Gott der Gnade über die Schwelle des Lebens geleitet!"

Am andern Morgen ließ Pater Jaume den General noch um eine Gunst bitten, er wollte noch einmal das Hospital besuchen, in welchem viele Verwundete lagen. Der General bewilligte ihm sein Verlangen und der Pater ließ sich in die Krankenzimmer führen, wo die Armen lagen, denen er sich stets so hülfreich angenommen hatte. Er untersuchte noch Wunden, legte Verbände an und dachte eine Stunde vor seinem Tod nur an das Heil und die Heilung Anderer!

Als sie ihn hinaus führten vor das Dorf, war sein Gang ruhig und sicher und er hielt eine schöne Rose in der Hand. „Ich habe immer diese Königin der Blumen geliebt," sagte er zu mir, „der Geist des Herrn, der sich offenbart in des Meeres unermeßlichen Tiefen, wie in des Hochgebirges schauerlichen Felsklüften, mit welchem süßen, balsamischen Duft, mit welch' unendlicher Lieblichkeit hat er auch diese Rose ausgestattet! Lasset uns preisen den Herrn in allen seinen Werken! Nie war mein Vertrauen in seine Güte größer als jetzt."

Die französischen Schützen hatten gut getroffen, weinend und jammernd knieten Männer und Frauen um den Leichnam des theuersten Freundes. Abends begruben sie ihn; zu seiner Ruhestätte hatte man seinen Lieblingsplatz gewählt, und er, der für die Wissenschaft eines Andern gestorben war, der mit seinem Leben das Leben seiner Beichtkinder erkaufte, ruht unter den schönen Rosen, die er so sehr geliebt hat.

Rösselsprung.

nes	fer	thal	ters	ten	trum=	hen	lin
da	lin'=	im	che	im	wus	gau'=	heim
weit	dar=	land	halt	ten	trum=	ten	schen
da	lin=	trum=	ge	bech	heim	weht	blut
rum	bers	um=	halt	l	da	l	trum=
ter=	ben	quan=	ge	im	land	le	mer'=
land	den	ums	wächst	gut	an	den	han
im	land	tiem=	mal	ter=	kumm	ich	no

Auflösung des Rösselsprungs Seite 96:

Doppeltes Vaterland.

3. Spricht ein Finger Mund;
Dein sei nicht gesund,
Ei, so leint' er seines!
Doch wir will es scheinen:
Der den Geist erkennt,
Thut dem Leib kein Leid.

4. Und muß auch etwas sein,
Werd' ich doch am Wein
Lieber als an Pillen.
Vor dem letzten Willen
Herr' ich erst mein Aas
Bis auf's letzte Glas.

Briefmappe.

Hrn. Fr. J. in W. Das über Kunst- und Verlags-Institut von Gustav Schauer befindet sich in Berlin, Friedrichsstraße 186. Dort haben Sie unter der Photographie, welche dem Hefte im ersten Heft zur Vorlage diente, weitere Photographien von Pferdeköpfen und andern Gemälden in kleinster Ausmahl und in verschiedenem Format.

Hrn. D. H. M. in R. Zu lange haben Sie gefchwiegen, als daß wir auf ein so reges Interesse an unserem Blatte hoffen konnten. Wir danken und reichen Ihnen aus weiter Ferne die Hand.

Frl. W. A. in S. Sie klagen über Magenbeschwerden, namentlich nach genossener Mahlzeit. Aus eigener Erfahrung können wir Ihnen das Pepsin aus der Apotheke von Scherzer in Berlin empfehlen.

Hrn. Karl P. in L. Ein ganzes Wörterbuch dieser Sprache gibt es leider noch nicht; was Sie bereits besitzen, wird Alles sein.

Frl. M. v. K. in A. Daß Sie einige Zeit die Haare frei hängen, wie das die Mode heutzutage erlaubt, und schneiden Sie dann und wann die Spitzen. Des Bleichens ist Pomadisiren nicht gut und bäblich.

Hrn. Rank. B. M. in O. Daß ist eine gezierte Lektüre für junge Mädchen in diesem Alter. Für den Knaben würden wir eine der gregarischen Zeitungen: „Globus" oder „Aus allen Welttheilen" halten.

Hrn. Dir. C. in M. Können Sie und den Jahrgang angeben, so werden wir Ihnen gerne dienen. Alte Bücher wäre doch fur uns zu viel Zeit verschwendung.

Hrn. A. in J. Lange Nägel sind etwas sehr Unbequemes beim Arbeiten; die Damen, welche solche tragen, wollen aber auch damit arbeiten, daß sie nicht zum Arbeiten genöthigt sind; deshalb gelten lange Nägel für vornehm, wie ein langsamer Gang, der ebenfalls anbeutet, daß man nichts zu erbeiten hat.

Hrn. M. S. in ***. Gang zu Ihrer Verfügung. In Brockhaus' Konversationslexikon erscheint eben ein Supplementband, der bereits beim fünften Hefte angelangt ist.

Schach-Briefmappe.

Hrn. C. K...r in Greiz. Sie sagen in Ihrer Lösung der Aufgabe von H. v. Gerber beim dritten Zuge von Schwarz: „Dann nach Belieben". Wenn nun aber Schwarz 3) A 2 — A 1 setzt und einen Springer macht?

Hrn. G. v. L. in Triest. Ihre Aufgabe wäre abgedruckt worden, wenn sie nicht abgelehnt wäre. Es ist wirklich stark, daß Sie uns mit Anderssen's schen Aufgaben unser Ihrer Firma regalieren wollen.

Hrn. R. K. in Rakel. Gilt mit Weiße.

Hrn. G. M. in Prag. In zweifelhaften Schachturnieren muß der Aufgabenantwerfer (Problemschöpfer) einen Geldeinsatz machen, wenn seine Aufgaben an der Konkurrenz sich betheiligen sollen.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang — № 13. — Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **dan Desvall.**

(Fortſetzung.)

Es gibt einen Winkel in dem Herzen eines jeden, auch des verdorbenſten Weibes, welcher unentweiht ein feſtes Geheimniß verbirgt, — unerreichbar für das Laſter, ein Schrein, ſo heilig und verſteckt wie ein Reliquienkäſtlein in der Sakriſtei — ſo auch bei Mademoiſelle Juliette.

Sie darbte und kargte und erwarb wie ſie konnte, um aus ihrer abhängigen Stellung herauszukommen — dort, fern, fern im Weſten, in dem ſchönen, heitern Paris, gab es einen gewiſſen Laurent Deboperes, welcher Haare ſchnitt und Locken wickelte, für den ſie das Alles that. — Noch kurze Zeit und ſie hatten Beide genug, um ſich zu etabliren, um auf die Mairie zu gehen und ſich trauen zu laſſen. Und welch' ein Leben dann! — So träumte die Zofe. Oben angelangt, legte ſie das Geld in ein verſteckte Eckchen ihrer Kommode, dann nahm ſie eine Photographie aus einem Couvert, ſchaute ſie lange Zeit an, küßte ſie und verbarg ſie wieder. Gluckſchter aller Haarkünſtler!

Mengden ſetzte ſich nieder, um zu arbeiten, und hatte die Zofe längſt vergeſſen über ſeinen Schreibereien, als ihm bei dem Suchen nach einem Bericht die kleine Note, welche ihm jene vorhin gegeben hatte, wieder in die Hände kam. — Die Schriftzüge frappirten ihn — die zierlich geſchnörkelten Buchſtaben kamen ihm bekannt vor — wo hatte er dieſelben doch ſchon einmal erblickt? —

Eine große Dame. Er ſaß matt und abgeſpannt in ſeinem Seſſel, als Mimeia eintrat. Originalzeichnung von E. Bartſch. (S. 146.)

Er strich sich mit der Hand nachdenklich über das Gesicht. — „Meiner Treu, ich glaube gar!“ —“ sprach er plötzlich und eilte, seinen Schreibtisch zu öffnen. — Er nahm daraus jenen Brief der geheimnißvollen Maske und jenen Zettel mit dem „Je vous aime“ hervor — einen Augenblick verglich er die Charaktere des letztern mit der Rechnung, dann brach er in ein schallendes Gelächter aus.

„Zu der That — welch' eine Entdeckung! — Wer hätte das gedacht!“ rief er aus.

„Was für eine Entdeckung — was gedacht!“ sprach hinter ihm eine bekannte Stimme.

„Ah, bon jour, mon prince!“ sprach Mengden, immer noch belustigt, „Sie kommen zur rechten Zeit — denken Sie sich, was mir eben passirt!“ und so erzählte er dem kleinen Obersten den ganzen Hergang und zeigte demselben die Note und den Zettel.

„Ich bitte Sie, sagen Sie selbst, ist hier ein Irrthum möglich?“ —

„Also richtig.“ — erwiederte Jener phlegmatisch — „steh' ihr aber sich — die Hexe! — Mich dissel Schluck Portwein oder Cognac?“ — Mengden klingelte. — (Diese beiden Getränke hielt Mussa ebenfalls für erlaubt.)

„Nun?“ —

„Müsse wisse — diese schmarze Teufelstelle haben Teufel in'i Leib. — Erst verderen altes General, — geht ihm klag um Bart mit ihre Grimassen und schneichelhaft Reden, blast ihm sehr in's Ehr — lesten ihm viel Geld und machen ihm so —“ Tabel hielt er seine Daumen mit ausgespreizten Händen an die Stirne und lachte schadenfroh. — „Compris?“ —

Mengden nickte.

„Und noch ganz Galleria, gibt sich große Manier wie grande dame, ling wie der Teufel und voller Lisstighkeit. Auch mit Apraxin große Liaison — hier in diele Stub', ich ihr mehrmal gesehen par hasard. Apraxin mach' große Schulden, General wiede jaloux — puhi — is fort wie der Wind. Jetzt komme Sie an die Reih — premier garde, is schlechte Weibsteufe — sehr, sehr schlau und sehr intrigant. — Nie einlasse — wir vor den Kopf stosse und viele Bakschisch wegen Frieden im Haus.“

Mussa leerte sein Glas auf einen Zug, strich sich den Schnurrbart und schnitt sich bequem hinterwärts. Dehe plaudereten eine Weile von den Tagesbegebenheiten und diesitlichen Angelegenheiten, endlich kam das Gespräch auf die lebenden Bilder.

„Verdammtiges Glück Sie!“ — lauderwälsche Mussa — „sitze mit schöne Gräfin in wundervolige Umschlingung!“

Mengden lächelte.

„Sehr schöne Tableau, wundert mich, daß alle General nicht eifersüchtig.“

„Sein hat er gar keinen Grund, mon prince — noch ein Glas?“ —

„Ja — dank' schön. — Keine Grund? — Wisse was? — Wenn ich wäre wie er, sperrte meine junge Frau in eine sichere Gewahrsam — nix gut, wenn junge Frau mit alle Mann zu viel Hand frei! nix gut! Gelegenheit macht Dieb, sagt die Provebe,“ und dabei nickte der Principe eifrig mit dem Kopfe.

„Schimen Sie sich nicht, Prinz,“ spottete Mengden, „kennen Sie sich denn Ihre eifersüchtigen muselmännischen Ideen gar nicht aus den Kopfe schlagen? — Sie werden diese Perle in einen Harem sperren und mit Zuckerbrod und Pilau mästen, bis sie das gehörige Embonpoint hätte. — O ihr Thoren, wißt, wenn das Weib will, beteuge sie euch doch, und was nützt es Einem, ein so kostbares Juwel zu besitzen, wenn man es Niemand zeigen darf!“

„Sa sa — wenn nix zeigen — nix gestohlen kann — auch gut — hat Zeder seine Gedanken dazu, wee will sagen, was richtig?“ —

„Also heute Abend große Repräsentation im Moskitun und morgen Carousiel auf die Eis — alle Tage viel Amusement.“

„Carousiel — was bedeutet doch?“ frug Mengden.

„Große Arrangement mit die Schlitten und Laufen auf die Eis — wissen noch nicht? — haben die Husaren angefangen mit viele Einladungen — große Amusement mit Masik und viele Fackeln!“

„Meiner Treu — man kommt ja hier aus der Verwunderung gar nicht heraus!“ sprach Mengden ernster werdend. — „Nicht ein Augenblick, der Einem selbst gehört — keiner Moment der Ruhe und Sammlung läßt man Einem hier! — Nun tant mieux! — Ich junge schon an zu beulen wie Sie, man muß den Rahm oben abschöpfen und seine Augen zuhalten, um nicht aus der Haut zu fahren, wo man doch nichts ändern kann. — Am liebsten sperrte ich mich auch hermetisch ab, wie die Gräfin, damit jene Miasmen meine Atmosphäre von Moleuül nicht verpesteten.“ —

„Kennt sich Alles mit der Zeit,“ nickte Mussa, auf dem Divan lauernd. — „A propos, cher baron — Gräfin machen Sie große Auszeichnung, ganz einstimmt vor Ihre beaux yeux! Gaillard que vous êtes! — Ou, werde Sie nicht bös — sage nur, was alle Welt sagt, aus gute Herze. Je gefahrlich und lästig Ting mit das Courmache von große Damen, — nix — nix — sein kapritzös wie junges Füllen, nehmen ganz mit Belehag, danert Weilchen klein, Weilchen groß, dann schmeiße fort wie alte Handschuh. Kenne das! Geh' Sie gut Chaste, ist gefährlich Spielsang, wie Under mit Streichhölzel. Oft große Feuer. — Mache lieber wie ich, fische dissel hier, dissel da — wenn Mussa kommt, überall so bien-venu ohne repentir, bloß schwimme dissel obenauf.“

Mengden schritt nachdenkend im Zimmer auf und ab. Der kleine Oberst sprach seine eigenen innersten Gedanken aus in seiner eigenthümlich kauderwälschen Weise. — Es war ein gefährliches Spiel mit der Gräfin, gefährlich und nachtheilig zugleich. Er konnte sich zwar das beste Zeugniß geben, daß die Initiative zu demselben nicht von ihm ausging — aber es reinigte ihn doch, — aber es schwach gewesen war, Gedanken und Hoffnungen zu nähren, welche sündig waren. Er faßte auf's Neue Entschlüsse!

„Wie herrlig,“ fiel ihm dann ein — „daß Dich Herrin und Zofe zugleich mit ihrer Gunst beglücken. Komische Welt! Nun, ich will weder die Eine noch die Andere!“

„Weiß man noch immer nicht, wer jene schwarze Maske war?“ frug er, ein anderes Thema beginnend, den Oberst.

„Nein — nix, verumthlich Courtehande!“

„Um! — Ich habe noch etwas darum, wenn ich's wüßte!“

Der Diener trat herein mit einem zierlichen Billet. —

„Von der Gräfin,“ murmelte Mengden und erbrach das Siegel. — „Hier kommt soeben die Einladung zur Eisfahrt, lieber Prinzize — kommen Sie, wir wollen und Schlitten besorgen, es ist die höchste Zeit.“

„Schreibe sehr zierliche Briefsie die Herre Husare,“ antwortete Mussa blinzelnd. — „Kommen Sie!“

Dreizehntes Kapitel.

Polen litt schwer an der Eifersucht, viel Blut wurde unnütz Ehrenwegen vergossen und die Kräfte zerrissen. Auch in Warschau herrschten Parteiungen und Zwistigkeiten, so selbst im Schooße der Nationalregierung. Durch eine Diktatur wurden ihr die Zügel aus der Hand gerungen, und Vertrauen setzte sie weder in Mieroslawski noch in Langiewicz.

„Drei Polen — fünf Meinungen,“ ist ein bekanntes Wort.

Oft tritt mit seltener Gewaltsamkeit und Rücksichtslosigkeit hervor und nimmt bei der Polen pronovirten Eitelkeit gar zu häufig aus subjektiven Motiven, aus Selbstsucht, Neid und Eifersucht ihre Nahrung und Dauer.

Kasiewicz zürnt in seinen berühmten Fastenpredigten: „Dieses Verlangen nach Herrschaft ist die allgemeine Krankheit, die Manie der Emigration. Jeder wünscht die Herstellung des Vaterlandes, aber es soll eine Gestalt bekommen, wie er sie sich selbst erdacht, und für ihn soll es eine Ehrenstelle darin geben.“

Stephan Bobrowski, der glühende Patriot, so wenig er auch im Stande war, seine eigenen Ideen andern unterzuschieben, war doch klaren Kopf genug, um das Unheil zu ahnen, welches aus einer solchen Zersplitterung und Eifersucht der obersten Leitung erwachsen mußte, und kämpfte mit Wort und Schrift dagegen. Sein Feuereifer, seine rücksichtslose Sprache machten ihm viele Feinde und erzeugten böses Blut; er blieb den Sturm an, anstatt zu schonen, er ahnte eine Katastrophe, und diese blieb für ihn wenigstens nicht aus.

Er hatte eben sein Krankenbett verlassen und saß noch matt und abgespannt in seinem Sessel am Schreibtisch, als Mineia eines Morgens zu ihm hereintrat.

Bobrowski wandte sich um, ohne mit seiner Arbeit inne zu halten, und winkte ihr, Platz zu nehmen.

Sie legte langsam Hut und Mantel ab und glättete vor dem Spiegel ihr Haar. Ihre Blicke kehrten zu dem Manne dort am Schreibtische zurück. Sie sank sein Aussehen schlecht, sein Auge glühend von einem fieberhaften Feuer, sie fand es in höchsten Grade todtenswerth, daß er bereits das Bett verlassen hatte; aber an seine Arbeit gewöhnt, hütete sie sich wohl, ein Wort darüber zu verlieren, nur ihre Augen sprachen, ihre Blicke hafteten besorgt an dem Manne ihrer Liebe und beobachteten jede seiner Mienen und Bewegungen mit schmerzlicher Theilnahme. Wie war er doch in wenigen Wochen so gealtert, wie waren seine Züge verdüstert, tiefe Furchen hatten sich hineingegraben, seine Gestalt schien gebeugter, wie er so über der Arbeit gebückt saß.

Wie hatte er sie einstmals mit zärtlich geöffneten Armen, mit Blicken der Liebe empfangen, wenn sie zu ihm kam. — Ach, heute war das so ganz anders, er hatte sie vergessen über seiner Arbeit. Sein Herz hatte nur noch Raum für eine große Leidenschaft! —

Das Haupt sief ihr schwer in die Hand.

Simeud folgte sie den Bewegungen der Feder, welche über das Papier flog, während das finstere Gesicht des Stadtchefs bisweilen leiden-

Digitized by Google

schaftlich zudte unter der Wucht der eigenen Gedanken und seine Lippen einzelne Worte und Sätze murmelten.

„Fremdes Brod essen!“ — — grollte er wie ferner Donner, „fremde Stiegen steigen!“ — Tasso und Dante schon beklagen jene schmerzlich! — Mehr als 200,000 Polen verschlang Sibiriens Giftöde, 50,000 irren heimatlos durch alle Welt! — Ist's noch nicht genug? — Was sehen wir? Ueberall Zerrissenheit und Parteihaß, extreme Tendenzen, unzeitiges Abenteuern. Kopfschüttelnd wendet sich das gebildete Europa ab von diesem wüthigen Gesindel und leeren Brechern, von dieser schmählichen Brand- und Bandenspolitik, Eitelkeit und hirnverbrannten Chimäre!“

Heiße Thränen rannen langsam über Mincia's Wangen und tropften schwer auf ihren Schooß. — Wie jene Jünger in der heiligen Schrift dem Paulus, hätte sie ihm zurufen mögen: „Stephan, Du rasest!“ — Ach, und sie liebte ihn vielleicht nur um so zärtlicher — ihr ganzes Herz schwoll ja auf von ärtlichem Mitleid! — Armer Stephan, wie lange kann das noch dauern!? — — —

Sie erhob sich leise. — Sie begann im Zimmer geräuschlos aufzuräumen, unter ihren erbeuenden Händen belam hastelbe bald ein behaglicheres Ansehen. Dann sah sie nach dem Ofen — es war so kalt da drinnen. Sie blies die Funken an zur hellen Glut und legte Holz nach. — Die Flammen, welche aufflackerten, spiegelten sich in ihren heißen Augen. — Endlich legte Bobrowski die Feder nieder und erhob sich hastig und zerstreut.

„Ah — bist Du noch da, Mincia? — Danke, liebes Kind. Woran denkst Du — wie geht's Dir?“ — Er strich mit dem Rücken der Hand, welche kalt war wie Eis, flüchtig über ihre feuchten Wangen.

„Was weinst Du, Mincia?“ — fuhr er erstaunt empor — „he?“

„O nichts, Stephan, das Feuer blendete mich.“

Dieser schaute ihr ernst in die Augen und schüttelte unglaubig mit dem Kopfe.

„Du sorgst Dich um meine Gesundheit, Theure — aber ich verschene Dich, leit ich wieder arbeiten kann, leide ich mich wohler; — das wirkt wie ein Ventil an einem Dampfkessel. Thatenlos im Bette zu liegen, wenn das Vaterland ruft — das allein ertrage ich nicht.“

„Du hast allzeit viel Aufregung und Aerger, nicht wahr, Stephan?“ frug Mincia, das Haletuch, welches unordentlich um seinen Hals geschlungen war, zu einer Schleife knüpfend und sichtlich bemüht, heiter zu schreinen.

„Nun, daran fehlt's nicht.“ antwortete Bobrowski, „die Zeit ist stürmisch, die Wogen gehen hoch — manches Schiff wird leck werden — aber ich will ihnen einen Leuchtthurm setzen, wer diesem zusteuert, der soll den Hafen sicher erreichen, Mincia — jene Thoren aber, die nicht leben wollen, werden wrack werden und unterge hen! — Was gibt's Neues bei euch?“

„Nichts, Stephan!“ sprach das Mädchen und suchte ihn in ein ruhigeres Geleise hinüberzuziehen. — „Man stellt lebende Bilder, man tanzt und läßt sich's wohl sein, alle Tage gibt's etwas Neues!“

„Die tanzen auf einem Krater, daß sie, das Schwert hängt über ihren Häuptern!“

„Das wissen sie recht gut — mit kommen darum ihre Lustbarkeiten immer vor wie Henkersmahlzeiten — sie betäuben sich, um nicht sehen zu müssen, welchem Abgrunde sie zueilen, après nous le déluge! Heute Abend ist eine große Eisfahrt auf der Weichsel angesagt, mit Zakeln und Musik.“

„Ich erfuhr es bereits.“ —

„Man wird Dir sein, daß in Folge der von den Russen begangenen Scheußlichkeiten bei dem Sturme auf Miechow der Großfürst Konstantin General Berg sehr unangenehme Sachen gelagt haben soll und Mißhandlungen wehrloser Einwohner auf das Strengste untersagte.“

„Farce — Blendwerk, Mincia!“ brauste der Verschwörer wild auf und ballte die Fäuste. „Ich könnte Dir traurige Sachen erzählen, doch das ist nichts für Dein Ohr. — Diese Scandinanten, sie betrügen sich, nicht Andere, mit solchem albernen Puppenspiel! — Wer will den Wölfen gebieten, nicht zu zerfleischen!? — Geht die Gräfin auf's Eis?“ —

„Obwohl, sie darf ja nirgends fehlen und Rittmeister von Mengden wird der Glückliche sein, welcher sie führt.“

„So? — Ein Kavalier von neulich Abend!? — Pfui Du, Schatz, dieser Mann gefällt mir; nach Allem, was Du von ihm erzählteit, muß ich glauben, er ist aus dem rechten Holz geschnitten — Schade, daß er auf der andern Seite steht. — Ich möchte ihn wohl kennen lernen! — — Nicht aus kindischer Neugierde, nein — ich glaube, wir könnten auf irgend eine Weise ein nützliches Werkzeug aus ihm schmieden. — Sieh — ich fürchte immer — ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kommt — ich werde über kurz oder lang mein Geheimniß hier zu vielen Insassen gegenüber doch nicht mehr bewahren können, mir ahnt, ich werde vielleicht für einige Wochen verschwinden müssen in der nächsten Zeit — möglicherweise könnte er mir eine Padroschna (Kutscherpaß) verschaffen.“ —

„Hast Du besonderen Grund zu diesen Muthmaßungen?“ frug Mincia erschrocken aufschauend.

„Nein — zur Zeit noch nicht, — viele Feinde habe ich freilich, das liegt in meiner ganzen Stellung, hier möchte ein Jeder beschlen, — aber ein guter Wirth sieht in die Zukunft, pieuuna Mincia! Sinne darüber nach, wie Du ihn ausforschest, sag', Du bittest für Deinen Bruder, oder es etwas, Du bist ja klug, er schlägt es Dir nicht ab.“

„Ich werde thun, wie Du wünschest, Stephan — ich werde mir es überlegen.“

„Thue das, thue das!“

Mincia erhob sich. Sie mußte nach Hause zurück. Noch einmal bat sie Bobrowski mit rührender Sorgfalt, sich nicht zu überarbeiten, sich zu schonen. „Mir zu Liebe,“ wollte sie hinzufügen, sie brachte es aber nicht über ihre Lippen. — Mit einem Dutzend dobrey trennten sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die hydropathische Kur.

Ein Schwank.

„Ist das Essen fertig?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„So laß auftischen!“

Kaum war der Diener hinaus, so trat Doktor Wolf herein und der Baron rief ihm freundlich entgegen: „Gut, daß Sie kommen, ich hätte sonst allein speisen müssen; jetzt sind Sie mein Gast, würdiger Zögling Aeskulap's!“

„Bedauere sehr, bin leider schon versagt!“

„Das ist Schade — für mich und für Sie; ich habe eine Schnepfe, einen Straßburger und fünfzig Stück Austern!“

„Ei der Tausend! Lockerbissen wie bei dem Emporkömmling, dessen Gastmahl uns Horaz schildert.“

„Nicht wahr, ein seltenes Trifolium! Daß Sie auch just heute versagt sind!“

„Ei nun, man könnte — —“

„Sobald als möglich ein Dacapo veranstalten! Soll geschehen, lieber Freund! Und dann werde ich Sie strafe genug benachrichtigen!“

„Ich könnte wohl auch gleich —“

„Hier bleiben! Aber Sie sind ja versagt —“

„Bei der geistigen Madame Schnitzler, der wäre es vielleicht lieb, wenn ich ausbliebe.“

„Meinetwegen gerieten Sie sich nicht.“

„O ich verliere nichts dabei.“

„Bei mir würden Sie kaum satt werden, weil mir auf eine Person gerechnet ist.“

„Statt wär' ich auch bei Frau Schnitzler wicht geworden, denn dort ist Schmalkland Küchenmeister — nur der Nachtisch ist einigermaßen erträglich, weil ihr Vater, der Konditor, das Backwerk gratis liefert. Kurz, ich bleibe hier.“

„Wenn Sie es wagen dürfen. Sie wissen, mit meinen Freunden theile ich gern!“

„O es ist mir nicht um das Essen, weil mehr fesselt mich Ihr interessantes geistvolles Gespräch — aber könnten wir nicht bald anfangen?“

„Liebster Doktor, es wird schon angerichtet.“

Eben trat Franz hereit mit den Schüsseln, deren geringer Umfang den Doktor nicht wenig erschreckte. Er sann nun nach, ob das Mißverhältniß seines riesenhaften Appetits zu den zwerghaften Portionen nicht auf irgend eine Art auszugleichen sei? Dann wandte er sich mit besorgter Theilnahme zum Baron.

„Nanen fehlt doch nichts, lieber Freund? Sie sehen sehr aus!“

„Durchaus nicht. Ich habe mich nie so wohl befunden!“

„Der Schein trügt. Sie haben Sie geschlafen!“

„Neun Stunden, ohne aufzuwachen!“

„Ein Beweis von Erschlaffung! Spüren Sie keine Müdigkeit?“

„Keinesweges wohl, aber ich bin heute auch schon zwei Stunden Galopp gerieten!“

„Das wurde einen gesunden, kräftigen Mann in Ihren Jahren nicht so anstrengen!“

„Meinen Sie? Der Henker auch!“

„Erlauben Sie doch Ihren Puls — — hm, hm — sehr agitirt — Ihre Zunge — hm hm, sehr belegt! Es scheint im Magen nicht richtig zu sein — —“

„Ich habe Hunger wie ein Wolf.“

„Appetitus falsus! sagt Theophrastus Paracelsus. Falscher Appetit! Sie würden nicht zwei Mundvoll hinunter bringen.“

Digitized by Google

„Das wollen wir doch probiren!“

„Bei Leibe nicht! Meinen Bissen! Es scheint eine bedeutende Krankheit im Anzug, vor deren Ausbruch nur die strengste Diät uns schützen kann.“

„Meinen Sie wirklich, Doktor?“

„Es ist so wie ich sage; die materia peccans hat sich noch stirirt, wir müssen sie fortzuschaffen suchen, bevor sie sich auf einen einzelnen Theil wirft.“

„Wohnch aber?“

„Auf hydropathischen Wege, den und lange, lange vor Vincenz Prießnitz, dem Hippokrates von Gräfenberg, der herrliche schwungvolle Pindar schon angedeutet hat, indem er sagte, das Wasser sei das Beste! Franz! schnell an den Brunnen! die Karaffine dort voll Wasser!“

„Und die Schnepfe, der Seekrebs, die Austern — die herrlichen Lederbissen?“

„Thut mir leid, daß ich sie allein verspeisen muß. Gesellschaft, angenehme Gesellschaft ist beim Essen die beste Würze, was auch die alten Griechen und Römer schon gewußt haben, wie wir aus den klassischen Autoren ersehen. Aber Ihre Gesundheit, liebster Freund, Ihre Gesundheit geht mir über Alles!“

Der Baron drückte dem Doktor Wolf gerührt die Hand und ließ geduldig mit sich anfangen, was Jener für geeignet hielt, ihn der drohenden Todesgefahr zu entreißen. Auf dem Sopha ward ein Bett gemacht und der Kranke mußte sich entkleiden und niederlegen. Dann holam Franz den Auftrag, seinem Herrn alle zehn Minuten ein großes Glas Wasser einzuschenken und darauf zu achten, daß er es bis zum letzten Tropfen austrinke. Nachdem nun noch Doktor Wolf der vortrefflichen Frau Schnitzler hatte sagen lassen, daß er plötzlich einen Patienten bekommen und sie ihn deshalb erst zum Dessert erwarten dürfe, setzte er sich behaglich zu Tisch und erhob die Hände zum leder bereiteten Mahle, wie weiland ein Held Homer's.

Die Speisen waren alle ganz vortrefflich, und unser Doktor Lupus hatte die Anatomie einen sehr lieben an Braten als an Leichen gelibt und durfte sich rühmen, ein Kenner zu sein. Er pries mit vollen Backen den Wohlgeschmack und die Zartheit der Schnepfe, welcher des Waldes beste Gräser und Kräuter zur Nezung dienen. „Ich selbst,“ rief er aus, „war einst ein leidenschaftlicher Schnepfenjäger, nun aber geben mir, liebster Baron, meine hippokratischen Berufspflichten über die zeitraubende Schnepfenjagd! Nanait otiu nub Jove frigido venator, parientium immemor! Einst hielten Frost und Kälte den edlen Waidmerk ergebenen Doktor, der seiner Patienten vergaß, von der Jagd nicht zurück. Dieß kommt, theuerster Baron, jetzt nicht mehr vor!“

Mit stillem Neide sah dieser zu, wie listern Doktor Wolf nun auch den köstlichen Seekrebs verzehrte, und als jetzt die Austern an die Reihe kamen, stieß der arme unaeheilbare Kranke, dem ein imaginäres Leiden aufgebürdet ward von einem verschmitzten Gourmand, die herzbrechendsten Seufzer aus.

„Wie ist's, was fehlt Ihnen?“ fragte Doktor Wolf theilnehmend.

„Ach, ich bin so hungrig,“ seufzte der Baron.

„Einbildung!“ versetzte Wolf; „wenn Sie essen wollten, Sie würden sogleich den heftigsten Ekel empfinden.“

„Versuchen wir es mit einigen Austern!“

„Nicht doch! Wozu sich nunütz quälen? Der kleinste Bissen könnte schlimme Folgen haben. Vergessen Sie nicht, daß äußerst selten ein Mensch Hungers starb, die Zahl derjenigen aber, die sich zu Tode assen, ist Legion!“

Während dieser Rede bewegten sich die Kinnladen des Doktors mit wachsender Geschwindigkeit, eine Auster verschwand nach der andern, und bei dem Worte Legion schob er eben die letzte in den Mund. Hierauf wischte er sich denselben, nahm seinen Hut, empfahl dem Kranken noch einmal, fleißig Wasser zu trinken und ging.

„Hat er gar nichts übrig gelassen? Sieh mal nach, Franz!“

„Den Schnabel und die Scheeren,“ erwiederte dieser ironisch, „die kann man nicht verzehren.“

Der Baron suchte seinen Verdruß durch Wasser hinunter zu spülen, und nachdem er noch einige zwanzig Gläser getrunken, kam der Assessor Becker zum Besuch und wunderte sich, ihn im Bette zu finden.

„Du warst ja gestern noch ganz wohl?“

„Ob ist auch heute erst auf einmal gekommen!“

„So gar schlimm muß es doch nicht sein, sudem Du, wie ich mit Vergnügen sehe, noch zu Mittag gespeist hast.“

„Daß sich Gott erbarme! Nichts als Wasser hab' ich geschluckt! Wenn ein Beduine oder ein durstiges Kameel in der Wüste Sahara so viel Wasser zu sich genommen hätten als ich, sie brauchten erst in Bagdad oder Isfahan wieder zu trinken!“

„Aber wer speiste denn hier?“

„Doktor Wolf, der sich an einer Schnepfe, einem Seekrebs und sünfzig Stück Austern recht delektirt und gelabt hat.“

Jetzt brach der Assessor in ein lautes Gelächter aus, das gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Der Baron sah ihn verdrießt an und fragte nach der Ursache.

„Also Du warst es?“ rief sein Freund und schöpfte Athem. „Nun das ist ein köstlicher Witz. Aber für so dumm hätte ich Dich nicht gehalten!“

„Nicht? Viel Ehre! Was hab' ich denn gethan?“

„Dich anführen lassen! Ich speiste bei Frau Schnitzler und hörte da die ganze Geschichte von Doktor Wolf selbst.“

„Meine Krankheitsgeschichte?“

„Deinen Namen nannte er nicht; er sagte nur, es habe ihn Jemand auf eine Schnepfe, einen Seekrebs und Austern zu Gast gebeten, und weil er diese drei Artikel gerne allein verspeisen wollte, so habe er seinem Wirthe weis gemacht, daß er krank sei, und dieser habe sich wirklich mit einer bedeutenden Quantität Brunnenwasser abspeisen lassen. Ist das nicht allerliebst?“

Niederträchtig ist es!“ rief der Baron und drehte plötzlich auf, bettlägerig sein. „Der Wolf ist ein Hund!“

„Ein Fuchs vielmehr, denn er hat Dich auf eine schlaue Weise gelehrt, daß das Sprüchwort wahr ist: Wer sich zum Schaf macht, den fressen die Wölfe!“

Die schöne Magellone.

Dem alten Volksbuch nacherzählt von **Edmund Zoller.**

(Schluß.)

(Nr. 2. 149.)

Als es lange Tag geworden und in den Gemächern der schönen Magellone sich nichts rührte, ging die Amme endlich zum Bette der Prinzessin, aber das war noch ganz unverändert und sie erschrak nicht wenig bei dem Gedanken, daß Peter das schöne Fräulein entführt haben könnte. Alsbald begab sie sich nach der Herberge des Ritters, wo sie erfuhr, daß auch der Ritter in der Nacht aufgebrochen sei. Die Amme eilte sofort zur Königin und meldete ihr, was geschehen, und als auf dem Jammern und Weinen im ganzen Schlosse auch der König erfuhr, was geschehen, da befahl er, daß eine große Anzahl Reisige aufbrechen und den Ritter mit den sieben Schlössern und seine Tochter suchten und sie ihm lebendig brächten, um der ganzen Welt ein Beispiel sondergleichen zu geben. Der König befahl in seine innerlichen Gemächer und ab und traut nichts vor Trauern und die ganze Stadt nahm Theil an dem Jammer des königlichen Hauses. Die Reisigen aber, die ausgezogen waren, kamen nach vierzehn Tagen unverrichteter Dinge zurück: sie hatten keine Spur der Flüchtigen gefunden.

Die schöne Magellone lag indeß süß schlummernd im Schooße des Ritters, der sich nichts Herrlicheres denken konnte, als ihren Anblick, und als er sich an ihrem rothen Munde, ihrem lieblichen Antlitz trunken gesehen, da konnte er sich nicht enthalten, ihr leise das Mieder zu öffnen und sich an den schwellenden Rosen zu ergötzen. Als er sich lange dieses entzückenden Anblickes gefreut, sah er an ihrem Busen einen rothen Zindel. Da erfaßte ihn die Lust zu wissen, was darinnen wäre: er wickelte den Zindel auf und darin lagen die drei schönen Ringe, die er ihr geschenkt, und er freute sich nicht wenig, daß sie ihnen ein so liebes Plätzchen gegeben. Peter wickelte die Ringe wieder in den Zindel und legte sie neben sich auf den Stein und begann sich wieder in den holden Anblick der Jungfrau zu versenken. Während er ganz in Träumen versunken war, kam ein Vogel, der vom Raube lebt, und dieser, da er meinte, daß der Zindel Fleisch sei, faßte ihn und flog davon. Peter erschrak in tiefster Seele, legte das Haupt seiner Geliebten sanft auf seinen Mantel und eilte dem Vogel nach, der sich auf einem Felsen im Meere niedergelassen, indem er ihn mit Steinen warf, bis dieser den Zindel mit den Ringen zuletzt in's Meer fallen ließ. Nun erst war der Jammer groß. Erst nach langem Suchen fand er ein Schifflein, das fast geborsten war, aber Peter freute sich seiner doch, stieg hinein und fuhr mit einem Stocke hinüber. Da kam ein großer Wind, faßte das Schiff und führte es hinaus auf die weite See. Nun ergriff ihn der Gedanke an seine verlassene Braut so gewaltig, daß er sich selbst in's Meer zu werfen gedachte, denn sein Herz konnte solchen Schmerz der schönen Magellone nicht ertragen. Aber im rechten Augenblick sah ihn noch die große Sünde auf's Herz, die er zu begehen gedachte, und er brach in ein heißes Gebet aus und befahl sein Lieb und sich der Gnade des Allmächtigen. So harrte er in dem Schiffe des kommenden Todes; er ließ es frei auf den Wellen treiben. Und es ward endlich Mittag.

Da erblickten maurische Seeräuber, die an ihm vorüberfuhren, das kleine Schifflein, kaperten es und schleppten ihn an Bord. Peter, den der Schmerz und Jammer um die schöne Magellone ganz gelähmt, ließ ruhig Alles mit sich geschehen. Der Schiffspatron fand an dem schönen jungen Mann Gefallen und bestimmte ihn alsbald zu einem Geschenke für den Sultan, dem er ihn auch bei ihrer Ankunft in Alexandrien alsbald

Digitized by Google

Die schöne Magelone. Peter erzählt seine Geschichte im Hospital. Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 151.)

Digitized by Google

vorstellte. Der Sultan hatte seine Freude an der herrlichen Gestalt des Jünglings und dankte dem Patron für seine Gabe. An der goldenen Kette, welche ihm die schöne Magellone geschenkt und die er noch immer um den Hals trug, erkannte der Sultan, daß er von vornehmer Abkunft sein müsse, und ließ ihn durch einen Dolmetscher fragen, ob er bei Tische dienen könne. Peter bejahte und so ward er in der orientalischen Weise des Aufwartens unterrichtet. Er zeigte sich in Allem so gewandt, daß ihn der Sultan bald lieb gewann; auch lernte er rasch Arabisch und Griechisch und stand beim ganzen Hofe in großem Ansehen. Er konnte sich aber dieser Ehren nicht von Herzen freuen, denn er mußte immer der schönen Magellone gedenken. Oft mündete er, er wäre damals im Meere ertrunken und so aller Schmerzen ledig. Den armen Christen spendete er, wad er besaß, um seiner lieben Magellone willen, daß Gott auch ihrer gedenke und sie nicht in ihrer Noth verlasse.

*

Als nun die schöne Magellone die ganze Nacht in süßen Träumen gelegen, — glaubte sie doch in seinem Schooße zu ruhen, — da erwachte sie und sagte: „Mein lieber Peter, ich habe gut geschlafen.“ Da sah sie, daß Niemand da war, und erschrak bis in die tiefste Tiefe des Herzens. Jammernd lief sie im Walde umher und schaute nach allen Seiten aus, aber Niemand wollte sich zeigen. Zuletzt wurde sie aber müde und heiser vom Rufen und der Schwerz und das Weh nahmen ihr den Kopf ein, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Und als sie endlich wieder erwachte, richtete sie sich auf, setzte sich nieder und ergoß ihr Elend in Klagen gegen ihren Geliebten, der sie also schmählich verlassen. Sie brach abermals auf und lief durch den Wald, wo sie endlich die Pferde fand. Aber der Anblick der Thiere, die sie hierher getragen, mehrte nur noch ihren Schmerz. Sie stieg auf einen Baum, ob sie nichts in der Ferne erspähen könne, aber sie gewahrte nichts Anderes, denn das weite, weite Meer. Und sie blieb allein, ohne Speise und Trank. Da nun die Nacht kam, suchte sie einen großen Baum, in dessen Aesten sie ihr Lager aufschlug, aber sie konnte zu keiner wahren Ruhe kommen, denn sie fürchtete sich gar zu sehr vor den wilden Thieren. Auch mußte sie immer an ihn denken. Heimkehren wollte sie nicht, da sie sich vor dem Zorne ihres Vaters fürchtete, und so gedachte sie durch die weite, weite Welt zu ziehen, den Geliebten ihres Herzens zu suchen.

Als nun der Tag anbrach, stieg sie von dem Baum und ging zu den Pferden und löste sie los, daß sie gehen konnten, wohin es ihnen beliebte. Sie selbst aber suchte sich einen Weg, bis sie auf die große Heerstraße kam, die nach Neapel führt. Da begegnete sie einer Pilgerin, die sie um ihre Kleider bat. Diese aber meinte, die schöne Magellone wolle ihrer spotten, und verwies es ihr. Sie suchte es ihr auszureden, daß sie nicht im Ernst geredet, und nun vertauschten sie ihre Kleider und die schöne Magellone machte sich durch Lehm und Speichel noch unkenntlicher. So zog sie gen Rom, wo ihr erster Gang nach der Kirche von St. Peter war, in der sie sich von dem Hochaltar niederwarf und inbrünstig zu beten begann. Als sie ihr Gebet vollendet und eben nach einer Herberge gehen wollte, erblickte sie ihren Oheim, der in großer Gesellschaft und sie zu suchen gekommen war; aber er erkannte sie nicht in der Verkleidung. Die schöne Magellone blieb vierzehn Tage in dem Hospital, wie eine arme Pilgerin, und ging alle Tage nach St. Peter, um ihr Gebet zu verrichten. Endlich entschloß sie sich, nach der Provence aufzubrechen, da sie hoffte etwas von dem ihrigen Manne ihres Herzens zu erfahren hoffte. Als sie in Genua angekommen, fragte sie nach dem kürzesten Wege, und man rieth ihr, den Seeweg einzuschlagen, was ihr auch wohl gefiel, da gerade ein Schiff aus der Provence vor Anker lag. Als sie nun in dem Lande ihrer Sehnsucht angekommen und einsam und verlassen durch die Straßen der Stadt wandelte, rief sie eine fromme Frau herein und nahm sie bei sich auf und gab ihr reichlich zu essen und zu trinken und ein köstlich Bett. Die schöne Magellone mußte ihr viel von ihren Wanderungen erzählen und sie erkundigte sich dann wieder, ob man wohl allein und ohne Gefahr die Provence durchziehen könne. Da rühmte die fromme Frau das gute Regiment des Grafen von Provence gar sehr und wie Alles sicher und gut sei im Lande. Darum sei der alte Herr auch sehr zu bedauern, daß sein Sohn, der seit zwei Jahren zu Ritterfesten hinweggezogen, seit dieser Zeit nichts von sich habe hören und die alten Leute in so großem Herzeleid zurückgelassen. Als die schöne Magellone das hörte, erkannte sie, daß Peter sie nicht böswillig verlassen, sondern daß ihm ein Unglück zugestoßen sein müsse, und nun brach sie in ein Weinen und Jammern aus, daß die gute Frau die Nacht bei ihr schlief, nur um sie nicht allein zu lassen.

In jener Nacht des Jammers beschloß die schöne Magellone, in ein Kloster der Barmherzigkeit zu gehen und dem Herrn zu dienen, und trage die Wirthin am Morgen aus, ob wohl in dem Lande ein Ort sei, wo man Gott anbächtig leben könne. Und die gute Wirthin sagte, daß es die Insel der Heidenpforte sei, wo die Schiffe landeten und viel kranke und schwache Menschen hinkämen. Und der Ort gefiel Magellonen so wohl, daß sie von dem Rest des Geldes, das sie noch besaß, ein kleines Häuslein und einen Spital bauen ließ, dem sie den Namen St. Peter von Magellona gab. Und als Kirche und Spital gebaut waren, führte sie darin ein frommes und andächtiges Leben und diente den Armen, und die Leute auf der Insel nannten sie nur die heilige Pilgerin. Das Thier war aber bald so reichlich, daß die Kirche zu großem Ansehen gelangte und der Graf und die Gräfin von Provence eines Tages selbst sie mit ihrem Besuche begnadeten. Sie erbanten sich höchlich an dem frommen Leben der Hospitalsherrin, von dem ihnen die ganze Insel erzählte, und als sie sie selbst im Hospitale aufsuchten, hatten sie ihre herzliche Freude. Die Gräfin erzählte ihr von ihrem Sohne und meinte heiße Thränen dabei; die Hospitalsherrin tröstete sie, so gut sie konnte, und die Gräfin bat sie zum Abschiede, daß sie fleißig zu Gott für sie bete, damit sie erführe, wo ihr Sohn wäre. Das konnte die Hospitalsherrin wohl versprechen, betete sie doch aus eigenem Herzen tagtäglich, daß sie erführe, wie es dem Heißgeliebten ginge.

*

Als die Fischer eines Tages in's Meer hinausfuhren, fingen sie einen großen Fisch, den man Wehrwolf nennt, und schenkten ihn dem Grafen und der Gräfin, die sie reich beschenkt entließen. In der Küche, wo der Fisch aufgeschnitten ward, fand man im Bauch des Thieres einen rothen Rubel, und der Küchenmeister legte alsbald den seltsamen Fund der Gräfin vor, die den Rubel anbrachte und zu ihrem großen Erstaunen die drei Ringe darin fand, welche sie ihrem Sohne Peter gegeben, als er von Hofe fortgezogen, und die glaubte, nun sei kein Zweifel mehr, daß ihr Sohn todt sei, denn der Fisch müsse ihn und mit ihm den Ringe verschlungen haben. Da die Gräfin in ihrem heftigen Kummer in so lautes Jammern ausbrach, daß der ganze Hof erschrocken zusammenlief, kam auch der Graf, und sie erzählte ihm unter Thränen und Schluchzen, welche Kunde ihr der Fisch gebracht, in welchen Leide man die Ringe ihres Sohnes gefunden. Auch der Graf konnte sich der Thränen nicht erwehren, aber er faßte sich wieder und tröstete seine Gemahlin in christlicher Demuth und Ergebenheit. Zugleich aber befahl er, sein ganzes Haus mit schwarzen Tüchern auszuschlagen. Als das die Unterthanen erfuhren, wurden auch sie von innigster Theilnahme erfaßt, denn sie hatten den jungen Grafen sehr lieb. Die Gräfin aber wallfahrtete nach dem Hospitale der schönen Magellone, an dem Herzen der frommen Frau ihres Herzens Kummer auszuschütten. Sie erzählte ihr Alles und klagte unter tiefen Seufzern, daß ihr nunmehr auch die letzte Hoffnung genommen sei, ihres einzigen Sohnes noch einmal sich zu freuen. Die Hospitalsherrin aber bat die Gräfin, ihr die Ringe zu zeigen, und als sie diese willfahrte, erkannte sie sie sofort, und auch ihr wäre bald das Herz gebrochen, aber sie erbob sich, da sie all' ihr Vertrauen auf Gott setzte, bald wieder und sagte: „Gnädige Frau, weinet nicht, denn dessen, was man nicht gewiß weiß, darf man nicht verzweifeln; kann Euer Sohn die Ringe nicht eben so gut verloren oder verschenkt haben? Darum bitte ich Euch, daß Ihr nicht jammert und Eurem Gemahl das Herz schwer machet. Wendet Euch zu Gott, er kann Alles noch gut machen.“ So tröstete die Hospitalsherrin die Gräfin auf's Beste, obgleich sie selbst des Trostes fast mehr bedürftig gewesen, und als die Gräfin das Hospital verlassen, ging sie nach der Kirche und betete dort vor dem Hochaltare Tag und Nacht.

*

Der Ritter mit den sieben Schlössern, den wir lange verlassen, lebte inzwischen am Hofe des Sultans von Babylonien, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, als wäre er sein eigener Sohn. Meinen Tag, keine Stunde konnte er seinen Umgang entbehren. Peter aber konnte die Sehnsucht nach seinen Eltern nicht länger bewältigen, und bei einem großen Feste, das der Sultan gab, fiel er ihm zu Füßen und bat sich eine Gnade aus. Und der Sultan versprach sie ihm alsbald aus wolligem Herzen. Peter bat, ihn heimziehen zu lassen an den väterlichen Hof, um die Seinen in der Heimat wiedersehen. Aber der Sultan ward anfangs über diese Bitte sehr ungehalten und wollte ihm doch die erste nicht versagen. Er willigte endlich ein, wenn er ihm versprache, wieder an den Hof von Babylonien zurückzukehren. Und der Sultan gab ihm noch einen Brief an alle seine Vasallen mit und befahl ihnen, seinen Liebling, wo er hinkäme, gut zu halten, schenkte ihm auch eine große Menge Goldes und Silbers, und so nahm Peter frohen Muthes Abschied. Seinen Schatz aber hatte er in die Mitte von Kästchen gelegt, welche rings mit Salz ausgestellt waren, und so ging's dem Meere zu.

*

Er fand auch alsbald ein Schiff, das nach der Provence ging, und frug den Patron, ob er ihn wohl aufnehmen wollte mit seinen vierzehn Salzkästchen, die er einem Spitale zu bringen gedenke. Der Patron nahm ihn gerne auf, rieth ihm jedoch ab, die Salzkästchen mitzunehmen, da er in der Provence überall billig Salz finde. Er meinte aber, das sollte ihn nicht kümmern, er zahle die Ueberfahrt gut und damit genug. Der Patron war's zufrieden und sie stichteten, als der Abend kam, die Anker.

Digitized by Google

Eines Tags, als sie bei einer Jüdet angekommen, fiegen sie an's Land, und Peter fand sie so schön, daß er sirer landeinwarte ging und in Gedanken an seine schöne Magellone so oertieft weiter schritt, daß er endlich müde wurde und sich schlafen legte. Indeß erhob sich eine gute Brise, da ließ der Patron alle Passagiere rufen, man wolle unter Segel gehen. Man suchte vergebens nach Peter, und da der Patron die Zeit nicht verlieren wollte, brach man auf. Peter blieb zurück und schlief. Das Schiff kam nach langer Fahrt an einen Ort, der Heidensport genannt, wo es landete. Als sie nun die oirezehn Fäßchen fanden, beriethen sie sich, was sie mit dem Gute des Edelmanns thun wollten, der auf Sarona zurückgeblieben und sein Schiffsgeld wohl bezahlt habe. Sie beschlossen endlich, es in das Spital St. Peter's zu thun, da sie es nicht besser anlegen zu können dachten, und so geschah es auch.

*

Da begab es sich eines Tages, daß die Hospitalsoberin Zeit nöthig hatte, so machte sie ein Fäßchen auf und fand in der Mitte einen großen Schatz von Gold, daß sie heftig erschrak, und so geschah es auch mit den andern. Ueberall Gold inmitten des Salzes. Und sie dachte darüber nach, wie sie den Schatz, der ihr von ungefähr gekommen, am besten verwende. Und sie ließ alsbald Maurer und andere Werkleute kommen und begann die Kirche zu vergrößern, und es wurde das Spital ein herrlicher Bau, und das Volk strömte herzu und brachte reichlich Opfer wegen des Wunders, daß die fromme Frau, welche so arm gewesen, solche Gnaden Gott zu Ehren aufzuführen vermöge.

*

Als Peter erwachte, war es Nacht, und er brach auf und eilte an den Meeresstrand, wo er jedoch kein Schiff fand und nun zum zweiten Male verlassen stand. Und er ward sich zu Boden und jammerte ob seines Unglücks, daß er fast jedes Trostes verzweifelte. Und er lag so, bis es Morgen wurde und er hinausblicken konnte aufs weite Meer, das vor ihm im Sonnenglanze lag. Und der Allmächtige erbarmte sich seiner, denn es kam ein Fischerboot, das süßes Wasser am Lande holen wollte. Sie fanden Peter am Boden liegen, fast ohnmächtig, und gaben ihm zu essen und zu trinken, und legten ihn auf ihr Bett im Schiffe und fuhren mit ihm nach einer Stadt, wo sie ihn in das Spital brachten und ihn dem Spitalmeister anempfahlen. Er erholte sich auch körperlich bald wieder in der treuen Pflege, aber seinen Herzens großer Schmerz nagte so sehr an ihm, daß er neun Monden in der Stadt liegen blieb.

Nach dieser Zeit ging er eines Tages am Hafen umher und fand ein Schiff, auf dem die Matrosen die Sprache seines Vaterlandes redeten. Und sie sagten ihm, daß sie längstens in zwei Tagen die Heimfahrt antreten würden. Da bat Peter den Schiffer, ihn mitnehmen zu wollen, der denn auch zugestand. Nur, meinte er, müßten sie zuvor an der Insel der Heidensporte anfahren, also einen Umweg machen, aber Peter hatte nichts dagegen einzuwenden.

Auf der Fahrt sprachen eines Tages zufällig ihr Matrosen von St. Peter von Magellona, und Peter, höchlich erstaunt, fragte, wo diese Kirche sei. Da erzählten sie ihm von der Heidensporteninsel und von Kirche und Spital, welche eine wunderthätige Kraft besitzen. Die Matrosen riethen ihm auch, sich der Kirche zu geloben, und er nahm sich vor, einen ganzen Monat in dem Spital zu bleiben, um dort zu genesen. Und als das Schiff an der Heidensporte landete, stieg Peter aus und begab sich alsbald nach der Kirche und dankte Gott aus tiefem Herzen, daß er ihm bis hieher geholfen, und ging dann nach dem Spital, um sein Gelöbniß zu erfüllen. Als die Hospitalsoberin ihrer Gewohnheit gemäß den Rundgang machte, da erblickte sie ihn und hieß ihn aufstehen, wusch ihm Hände und Füße und küßte ihn nach der Sitte des Hospitals, brachte ihm zu essen und legte ihm schöne weiße Tücher unter, indem sie ihn die treueste Pflege versprach.

*

Peter war unter der Fürsorge seiner schönen Pflegerin, die er wie eine Heilige verehrte, nach und nach wieder zu Kräften gekommen.

Eines Tages, als er auf seinem Lager brütend lag, überkam ihn der Schmerz um sein verlorenes Glück, um seine Magellone mit solcher Heftigkeit, daß er zu weinen anfing und die schöne Magellone, welche eben ihren Rundgang bei den Kranken machte, auf ihn aufmerksam wurde. Sie trat näher und fragte, was ihm fehle, er solle es ihr mittheilen, sie werde sorgen, daß sein Leid gehoben werde, um ihm zu Willen zu sein. Da dankte ihr Peter und sagte, es fehle ihm nichts zu seiner Pflege, da er ja Alles durch ihre Güte erhalten: sein Schmerz komme vom Herzen, das ihn an vergangenes Glück mahne, welches auf ewig verloren sei. Die Hospitalsoberin wurde aufmerksam und bat ihn, sein Herz bei ihr auszuschütten, und Peter begann ihr seine Geschicke zu erzählen, ohne einen Namen zu nennen, bis auf den Tag, da er im Hospitale von ihr aufgenommen worden. Da erstaunte die schöne Magellone an seinen Worten und an dem Pochen ihres Herzens, daß es ihr allerleichter Gemahl war, welcher ihr seine eigene Geschichte erzählte, und nun erst erkannte sie auch seine Züge. Doch wollte sie sich nicht sogleich zu erkennen geben. Sie tröstete ihn darum und machte ihm die Hoffnung, seine Geliebte wieder sehen zu können, recht lebendig vor die Seele und ermahnte ihn zu innigem Gebete. Sie selbst aber ging nach der Kirche und dankte Gott aus vollem Herzen für die große Freude, die er ihr bereitet. Und als sie ihr Gebet geendet, ließ sie sich königliche Gewänder machen und ihre Zimmer mit fürstlichem Glanze ausschmücken.

Und als Alles bereit war, sagte sie zu Peter: „Kommt mit mir, lieber Freund, denn ich habe Euch ein Bad bereiten lassen; Gott wird Euch, mir sagt es mein Herz, bald wieder ganz fröhlich und gesund machen.“ Dann verließ sie ihn und begab sich in ihre Gemächer, wo sie sich in ihre königlichen Gewänder hüllte und in den Schleier, der ihr Gesicht, die Augen und die Nase mied, verdeckte, während die goldgeschmeidete Haar bis zur Erde floß. Und so trat sie vor Peter und sagte: „Edler Ritter, seid fröhlich; vor Euch steht Euer getreuestes Gemahl und treue Freundin Magellone. Auch ich habe um Euretwillen viel gelitten, seit Ihr mich im Walde schimmernd verließet, als Ihr mich von meines Vaters, des Königs von Neapel, Hause hinweggeführet. Ich bin auch Die, die Euch die goldene Kette um den Hals gehängt und der Ihr die drei Ringe geschenkt. Schaut mich an, ob ich es bin.“ Und damit warf sie den Schleier zur Erde und ihr schönes Haar fiel herab wie Gold. Als Peter die schöne Magellone in ihrer ganzen Herrlichkeit vor sich stehen sah, ohne den Schleier, da erkannte er sie, daß sie Die war, die er so lange gesucht, und sie fiel ihm um den Hals und küßte sie und sie verweinten heiße Thränen. Lange konnten sie kein Wort reden, endlich aber ergoß sich der Strom ihrer Liebesgeständnisse, die nur die süßen Küsse ihres Mundes unterbrachen, und die schöne Magellone erzählte ihm von den Fäßchen und wie sie daraus ein Gotteshaus erbaut, in dem auch er gesunden sei. Sie gedachten nun, wie sie dem Grafen und der Gräfin ihr Glück verkünden sollten. Da Peter jedoch einen Monat im Hospital zu bleiben gelobt, so ward beschlossen, am Schluß dieser Tage die Eltern des theuren Geliebten einzuladen, in das Kloster zu kommen.

Und als der Tag gekommen, kleidete sich die schöne Magellone in ihre schönsten Gewänder und nahm Urlaub von Peter. Der Graf und die Gräfin nahmen sie auf's Freundlichste auf, und die Hospitalsoberin suchte sie langsam auf das Glück des Wiedersehens ihres Kindes vorzubereiten, indem sie ihnen ein Traumgesicht erzählte, wo ihr Christus mit einem schönen Ritter erschienen, der kein Anderer als ihr Sohn gewesen, und den sie in Kürzem lebendig, frisch und gesund wiedersehen sollten. Darum möchten sie die schwarzen Kleider ablegen und die Kleider der Freude anziehen.

Da der Graf und die Gräfin dieß hörten, wurden sie froh, obgleich es ihnen schwer fiel, daran zu glauben, daß Peter noch lebte. Die Hospitalsoberin verabredete nun mit ihnen, am nächsten Sonntag bei St. Peter in der Kirche zu erscheinen, denn sie habe der festen Hoffnung, daß sich der schöne Traum, den sie geträumt, erfüllen würde.

In großem, feierlichem Aufzug begab sich der Graf und die Gräfin am folgenden Sonntag nach St. Peter, und als die Predigt zu Ende war, führte die Hospitalsoberin den Grafen und die Gräfin nach ihren Gemächern, wo ein junger Ritter in der vollen Blüte der Jugend und im Glanze seiner fürstlichen Gewänder sich ihnen zu Füßen warf. — Die gräflichen Alten erkannten ihren Sohn und fielen ihm um den Hals und küßten ihn lange, ohne ein Wort zu sprechen; aber nachdem sie sich der Umarmung herzlich gefreut, ließen sie sich die wunderbaren Schicksale ihres Sohnes erzählen, mit ihm weinend, sich mit ihm freuend.

Inzwischen war die schöne Magellone nach ihrem Gemache gegangen und hatte sich in die fürstlichen Gewänder geworfen; so erschien sie wieder vor dem Grafen, und da sie dieser in der fremden Kleidung nicht erkannte, ließ Peter auf sie zu und umarmte sie, indem er sie seinem Vater zuführte und sagte: „Gnädiger Vater, gnädige Mutter, das ist das Weib, um das ich euch verlassen und nach Neapel gezogen bin, die einzige Tochter des Königs von Neapel.“ Da umarmten auch sie die schöne Magellone und hießen sie freudig willkommen, als ihre liebe Tochter.

Da ging ein Ruf durch's ganze Land, daß Peter wieder heimgekehrt und die Hospitalsoberin von St. Peter seine Braut sei, und der Adel des Landes fand sich zu einem glänzenden Turnier ein, das an Pracht alles Andere zu verdunkeln schien, aber noch glänzender war das Hochzeitsfest, das oierzehn Tage dauerte.

Und der Graf und die Gräfin durften sich noch zehn Jahre des Glückes ihrer Kinder erfreuen. Als sie gestorben, wurden sie in St. Peter von Magellona feierlich beigesetzt. Peter aber und die schöne Magellone lebten noch acht Jahre und wurden mit einem Sohne erfreut, der herrlich heranwuchs und, wie die Chroniken melden, König von Neapel und Graf von Provence wurde.

Digitized by Google

Die Symptome des Friedens.

Nach Skizzen von Ferd. Unger.

Für die Kinder.

Für den Kaufmann.

Für den Kellner.

Für Jedermann.

Digitized by Google

Ein Magnatendrama.

Novelle von **E. E. M. v. Baldauf.**

(Fortsetzung.)

Erstes Kapitel.

Zwei Monate nach der Abreise Helenens von Szent-Ivanyi im rauhesten Spätherbst saß der kleine Josi wieder auf dem hochbeinigen Rennen und trieb ihn an, daß er weitausgreifend sich streckte und den kleinen menschlichen Punkt rasch vorwärts brachte, obgleich die Straße jetzt naß und lehmig war und vom dürren Laub bedeckt, das der Wind von den Bäumen gerissen. Es galt nicht die Postbeförderung heute, wozu immer der mäßige Trab des Engländers genügt hatte — Eile war notwendig, denn der Doktor sollte geholt werden. Im Schosse hatte sich früher als erwartet die Katastrophe ergeben, und die Gräfin lag schon in der Qual dieses Ringens zweier Leben, als der Bote dahin flog, Hülfe zu holen. Noch vor der Ankunft des Doktors stürzte Frau Kovar in des Grafen Zimmer, um ihm die Geburt eines Sohnes zu verkünden. Der Graf war lange unruhig mit gefesselten Armen auf und ab gegangen, jetzt stand er vor der Hausbücherin und hörte sie an, während seine Augen nur flüchtig, aber bohrend auf ihrem Gesichte hafteten. Bei der Nachricht, daß ihm der gewünschte Erbe geboren sei, entwölkte sich die Stirn des Grafen nicht, er fragte, wie es der Gräfin und dem Kinde gehe. Frau Kovar schüttelte bedeutungsvoll das Haupt und berichtete mit schluchzender Stimme, wie schwer die Gräfin gelitten, wie schwach sie nun sei, und wie erschreckend klein und kümmerlich das junge Grafchen aussehe. Sie begleitete den Schluß ihres Klageliedes mit einer Geberde, welche die äußerst bescheidene Länge des armen, kaum geborenen Erbherrn anzeigen sollte; dann fuhrte sie ihre Schürze an die vom Jammer überfließenden Augen. Das kaum aufsteckende Freudenlicht in des Grafen Zügen erlosch spurlos bei der letzten Kunde von der Schwäche und der Erbärmlichkeit seines Stammhalters.

Auf großen und kleinen Pferden des gräflichen Stalles eilten die Boten nach allen Richtungen hinaus, um nach Schlöffren, Edelhöfen und Poststationen Briefe zu bringen, welche das sogenannte „frohe Familienereignis" auf Szent-Ivanyi verkündeten. Der Doktor war inzwischen eingetroffen und hatte den Stand der Dinge im Wochenzimmer gemustert. Die außerordentliche Schwäche der Gräfin und die geringe Lebenskraft des Kindes konnten keine günstigen Resultate geben, welche der Arzt dem Grafen darlegte. Die Apathie der Schwäche machte Irma unempfänglich gegen Alles um sie her. Es war eine schlafsüchtige Betäubung, welcher sie nicht überlassen werden durfte, um nicht die trügerische Ruhe in gefährliche Ohnmacht übergehen zu lassen, in welcher das Leben entfliehen konnte. „Und der Schlaf könnte wirklich tödtlich werden, wo er doch ein so dringendes Bedürfniß der erschöpften Natur scheint?" fragte der Graf den Doktor. — „Der natürliche würde aber konnte wenigstens in den Todesschlaf übergehen in dem Zustand, worin sich die Frau Gräfin jetzt befindet," antwortete dieser. „Im Schlafe geschieht die Arbeit des Lebens nur halb. Die Schwäche vollzieht sie aber jetzt schon um ebenso viel. Kommen nun beide Hemmnisse der Lebensthätigkeit zusammen — so müssen sie diese bald gänzlich aufheben. Das ist ein trauriges, aber leider ziemlich richtiges Rechenexempel, Herr Graf." Doktor Sonde war nach der Besprechung mit dem Grafen auf sein Zimmer gegangen, um einem reitenden Boten mehrere Medikamente und sonstige ärztliche Hülfsgegenstände, welche der besondere Fall erforderte, aufzuschreiben, die geholt werden mußten, und seine von der Hast der Jahrt leidende Kleidung in Ordnung zu bringen. Zu dem Grafen wurden jetzt der Haushofmeister und die Haushälterin beschieden, Befehle für die Anstalten der Tauffestlichkeiten des kleinen Erbherrn in Empfang zu nehmen. Sie sollten in einem entlegenen Theil des Schlosses stattfinden, wo der Lärm und das Treiben der Leute die Gräfin nicht stören könnten. Frau Kovar und der Haushofmeister bekamen den Auftrag, sich nach jenen Räumen zu verfügen und sowohl über deren Ausschmückung zu berathen, als diese sofort einzuleiten.

Im Gemache der Wöchnerin ist es still und jede überflüssige Persönlichkeit daraus entfernt. Gedämpfte Nachtlampen erhellen matt das weite, hohe Zimmer. Der Lichtschein verschwindet in den dunklen, oberen Raum, nur von einzelnen vergoldeten Knabenköpfen des Plafonds zurückgeworfen, mit dämmerigem Glanz. Im riesigen Himmelbett, dessen schwere Vorhänge durch goldene Schnüre aufgezogen sind, ruht die bleiche Gräfin. Das blutleere Gesicht ist schlaff und müde — wenn die Augenlider auf die trübe blaue Iris sinken und sich nicht halb erheben, spricht Frau Milko, die alte Wehefrau, leise: „Nicht schlafen, Gräfin Gnaden", und wenn es in das laube Ohr der Schlafsüchtigen nicht dringt, zupft sie sanft und ehrerbietig an der seidenen Decke. Dann blicken die Augen der Kranken einige Sekunden starr und leer vor sich hin, um bald wieder unter dem Bleidruck der Betäubung von den schweren Lidern bedeckt zu werden. Unweit des Bettes steht ein altertümliches Gestell, worauf sich eine Wiege schaukelt. Es ist die kostbare Wiege des Neugebornen, auch mit dichten Vorhängen versehen, welche aber jetzt von den goldenen Spangen gehalten sind. Inmitten dieses kalten, düstern Prunkes liegt das arme Magnatenkind verschwindend in den Spitzen und Linnen seines Flaumenbettleins. Frau Milko's wachsame Augen schweifen sorglam hütend von dem Bette zur Wiege, und von der Wiege zum Bette zurück. Das Wärterinn legt ihr seine anderen Gutsbefehlungen auf, als die bei der Geburt, und dagegen soll der starke Mokka seine Dienste leisten, den Frau Milko mit Behagen aus einer großen Tasse schlürft. Eben fährt sie diese nach einem befriedigenden Blick auf das Bett und die Wiege an den Mund — als ein leises Knarren der Vorthüre im anstoßenden Gemache dem gelübten Ohr der Wärterin vernehmbar wird. Frau Milko horcht auf den gedämpften Männerschritt, welcher sich durch das Vorzimmer nähert. Sie erwartet den Eintritt des Doktors — schiebt ihre Brille zurecht und blickt mit salbungsvollem Ernst nach der Gräfin, um sich in vollen Eifer ihres Amts von dem hohen Vorgerichten überraschen zu lassen. Die Scheitte kommen leise auf dem weichen Teppich näher — ganz nahe bis vor den Tisch an Frau Milko's Seite. Jetzt wendet sie ihr Gesicht und sieht über die Brille. Erschrocken will sie aufstehen, denn es ist der Graf, der vor ihr steht, nicht der Doktor. Rasch legt er die Hand auf die Achsel der Alten und bedeutet sie freundlich, sich nicht zu erheben. Er blickt dann scheu forschend nach Irma und als er das weiße, regungslose Gesicht mit halbgeschlossenen Augen achtlos in seiner Nähe sieht, tragt er leise nach dem Befinden von Mutter und Kind. Frau Milko zieht die Augenbrauen über ihre Brille zusammen und zuckt die Achseln, was wohl den zweifelhaften Zustand der Gräfin andeuten sollte, den sie nicht in Worten auszudrücken wagte, welche von der Kranken vielleicht vernommen werden konnten. Sie wollte den Grafen zu der Wiege seines Söhnleins führen, aber er winkte hastig abwehrend, als wolle er den Schlaf des Kindes nicht stören. Dann empfiehlt er der leidenden Alten noch sorglich, treue Obhut über die gitternden Lebensflammen ihrer Pflegebefohlenen und schleicht beruhigt. Wahrend er sich zum Gehen wenden will, schweift sein Auge über den Tisch, worauf Frau Milko's Kaffeelabung steht. „Sie haben zu Ihrer Stärkung nichts als diesen flauen Trank, der nur überreizt, aber nicht belebt?" fragte Bela mit gedämpfter Stimme und stehen bleibend, indem er nach der Medizin-Flasche Manne weist. „Keine Tropfen Wein?" fuhr er fort, „ich sehe weder Flasche noch Glas hier." — „Das würde mir den Kopf schwer machen, Gnaden Herr Graf," erwidert die Frau ernsthaft, „ich getraue mir niemals, Wein zu trinken, wenn ich bei Wochnerinnen die Wache halte."

„O," sagt Bela lächelnd, „trinken sollen Sie auch nicht den Wein, aber ein Gläschen Tokayer zum Bäckuit wird Sie stärken und erwärmen für die lange Nacht, ohne den Kopf zu benebeln." Der Graf war nach diesen Worten fortgegangen, während die Wehefrau ihm verblüfft nachstarrt. Sie war mit ihren Gedanken ohne den wunderbar leutseligen und fürsorglichen Herrn, den man so verschieden als hochstehend und unfreundlich, auch nicht im Reinen, als Bela vorsichtig leisen Schrittes wieder zurückkommt. Er trägt ein Fläschchen in der Hand und ein Glas und stellt Beides auf den Tisch neben die Kaffeelanne und das Biscuit. Aufmunternd spricht er zu der erstaunten Alten: „Doktor Sonde hat noch einige Tropfen Tokayer in der Flasche gelassen, welche Sie getrost mit dem Biscuit genießen können, ohne Ihr Gewissen zu beschweren und auch nur einen Schluck zu trinken. Mag beruhigt sein, daß Sonde, welche eine lange Nacht der Wache vor sich haben, bei frischem Muth und Kräften bleiben, und ich will nicht, daß in meinem Hause und in diesem mir so wichtigen Falle etwas verabsäumt werde, was zu ihrer Stärkung und Ermunterung nöthig. Gute Nacht, Frau Milko, hüten Sie treu die Gräfin und meinen Knaben." Freundlich nickend verließ der Graf die Wärterin.

„Wie böse die Leute doch sind," spraad die gekränkte Alte zu sich selbst, „so schmarz malen sie den Grafen, so boesh und stolz, so gleichgültig gegen seine Gemahlin sollte er sein — und sanft wie ein Engel steht er hier und sorgt für meine Kräfte und Stärkung zu der beschwerlichen Wache, ist voll Liebe und Besorgnis für die Gräfin und den jungen Herrn." Frau Milko goß das Glas voll von dem Tokayer und tauchte wohlgemuth auf hochgröthlichen Wunsch und Befehl ihr Biscuit in den Wein. Sie fand es jetzt gerecht und billig, diese Stärkung zu genießen. Eine angenehme Wärme verbreitete sich in ihrem Innern. Die Nacht war lang und Frau Milko fing an, bei diesem Gedanken zu beweisen, ob ihre Kraft und Munterkeit ausreichen ohne die belebende Wärme des Tokayers, so oft sie auch noch schon ihre Wachsamkeit erprobt hatte. Sie zupfte pflichtgemäß an der Decke der Gräfin, wenn die Ermahnung, nicht zu schlafen, wirkungslos blieb. Sie flößte den verordneten Trank des Doktors in den halboffenen Mund der Kranken — sah nach dem ruhig schlafenden Kinde und kehrte wieder zu dem Glase zurück, das sie nachfüllte, wenn das Bäckuit die süße Flüssigkeit in sich gesogen hatte. Gewissenhaft

Digitized by Google

ihrem Grundsatz ergeben, traut Frau Milko keinen Schluck, aber die süßen, starken Tropfen, welche das Bisquit entleert, sammelten sich immer reichlicher in ihrem Magen — es kommen seltsam traumhafte Gedanken über sie. Nur einen Augenblick muß sie den Kopf auf den Arm legen — gleich wird's vorüber sein — gleich — aber der Kopf bleibt auf dem Arm — sie kann's nicht abschütteln, was sie niederhält, kann nicht mehr denken, nicht mehr wollen. — — Lautlose Stille herrscht in dem düstern Gemach — der Schlaf hat davon Besitz genommen, ohne auch sein unheimlichen Zwischengästchen folgt ihm leise auf der Ferse.

„So sanft als Frau Milko entschlummert war, wurde sie nicht geweckt. Sie träumte eben, der Graf stehe vor ihr und berühre mit seiner feinen Hand ihre Achsel — und wirklich fühlte sie eine Hand, die aber nicht leise berührte, sondern die unsittige Schulterin so derb schüttelte, daß sie erschrocken aufsprang. Jetzt stand sie vor ihr der Doktor mit der Uhr, welche sie fand, und sie sah in ein verstörtes, grimmiges Gesicht. „Können Sie es verantworten, zu schlafen, während die Gräfin in Ohnmacht vergeht, die Sie verbunden sollten?“ fuhr er die Pflichtvergessene an. Die aus dem bedrängenden Schlafsumpf gerissene Alte starrte in das Unglück, welches ihre Verlassenheit heraufbeschworen hatte, ohne es noch zu begreifen. Hatte sie länger als einen Augenblick geschlummert? War es ein Traum, daß der Graf hier gestanden und ihr die Hand auf die Achsel gelegt? Doch war es jetzt der richtige Doktor, der sie so rauh anfaßte — aber die fremdlichen Worte und — der Wein! Ihr Blick überflog den Tisch — ach, Flasche und Glas waren verschwunden, nur ihre Kaffeekanne, die Tasse — der Teller mit dem Bisquit — halt! von dem Bisquit hatte sie weniger Stücke genommen, als sie mußten fehlen — nein der Teller war so voll wie vorher, als Frau Milko noch ihren Kaffee schlürfte und ein Bisquit aß. Also doch nur Traum, schnöder, affender Traum der Hölle, worüber Frau Milko ihre Pflicht verschlafen hatte. Wie diese Gedankenreihe durch ihren verwirrten Kopf zog, kam der bestürzten Frau das klare, furchtbare Verständnis des Traumes mit sie her. Der Graf hatte das Bett gehoben, die Flasche losen Versuchen, die Gräfin der starren Bewußtlosigkeit zu entreißen. Frau Kovar ging unter strömenden Thränen ab und zu, in Handreichungen den Doktor unterstützend. Nur wenige der braunschaarten Individuen der gräflichen Camarilla ließ der Doktor, um Beistand zu leisten, in dem Zimmer — alle müßig Jammernden oder Neugierigen hielt er sich aus dem Leibe. Die Beschäftigten gingen an Frau Milko vorüber, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, als ihr strafende Blicke und wohl auch ein‘ bahlautes Wort der Anklage zuzuwerfen. Niemand hieß sie gehen oder bleiben. Das unglückliche Weib bedeckte mit zitternden Händen ihr Gesicht und weinte. Endlich wendete sich der Doktor plötzlich rasch auch ihr um und rief sie mit knurrig-barschen Worten an das Bett der Gräfin. Unter dem Grund dieses Verschwindens in Demuth sich wendend war der unsichtigen Frau der Ruf des Doktors und der Gehorsam eine Erleichterung. Sie war die sachkundigste von den anwesenden Frauen, ihr Beistand konnte nicht entbehrt werden, und Frau Milko fühlt Alles in mechanischer Sicherheit ihres Amts, was der Doktor sie anwies zu thun. Todt war die Gräfin noch nicht, aber die Gefahrung sicher Ohnmacht zu holen gelang seinem Verlust, keiner Berührung mehr — der letzte flatternde Lebenshauch erlosch kaum wahrnehmbar in dem erkaltenden Körper. Verzweiflung setzte sich der erschöpfte Doktor an das Sterbebett und wühlte in seinem krausen Haar. Er konnte das schwindende Leben nicht zurückhalten, die ärmselige Wissenschaft wurde von der Natur in Stich gelassen.

Doch wo bleibt der Graf, der Mann dieses sterbenden Weibes? Als der Arzt nachsehend in das Zimmer der Kranken trat und die schlafende Wärterin — die ohnmächtige Gräfin — das ganze Unheil dieser Stunde entdeckte, hatte er gleich nach dem Grafen gesendet, ihn herbeigeholen. Der Herr war nicht in seinen Gemächern, er war im ganzen Schlosse nicht zu finden. Sogar über dieß herzlose Entfernen bei doch schon früher vorhandener Gefahr beunruhigt der Doktor darauf, daß Leute nach dem Grafen ausgeschickt würden, ihn zu suchen. Er mußte fortgeritten sein, denn im Stalle fehlte der Rappe sammt Sattel und Zeug.

Beia hatte sich den Hengst wohl selbst gesattelt und gezäumt, seiner der Stallleute wollte es gethan, leiner den Herrn gesehen haben. Was an Pferden zu Hause war, wurde besungen, um auf allen Wegen nach dem Gebieter zu fahnden. Auch der alte Kutscher Anton ließ auf einem Handpferde seiner vier Braunen und trabte blaß vor Herzleid und Grimm in die Regennacht hinaus. Erzentrisch wilde Ritte war man nicht ungewohnt von dem Grafen, ganz ohne Rücksicht auf die Stunde und das Wetter, aber jetzt fortzureiten — in der Todesnoth die Gräfin zu verlassen — das konnte ihm Keiner verzeihen und Anton ließ auch in seinen Flüchen. Der Alte kannte den Brunnen nach der Haide. Er wußte, daß der Graf die schrankenlose Bahn liebte, wenn er fortstürmte in seinen dunklen Launen. Antal tilt nicht lange über die nasse Haidefläche, als er das Wiehern und Schnauben eines Pferdes vor sich hörte. In der finstern Nacht konnte man weder das schwarze Pferd, noch den dunklen Reiter erblicken, aber Antal hatte das Wiehern des Rappen erkannt, er wußte, daß der Graf ihm entgegenkam, und hielt sein Pferd an. Herr und Diener waren sich jetzt gegenüber. Antal rief dem Grafen an und verkündete seine düstere Botschaft, kurz, scharf und hart, wie sie ihm der Doktor aufgetragen und seinem eigenen bittern Grimm wohlthat. Beia hielt mühsam den Hengst zur Stelle, als der Knecht sprach, und hörte ihn schweigend an, bis er geendet. Dann stieß er dem Rappen die Sporen in die Flanken und in gewohnten Sätzen trug das wilde Roß den wilden Reiter dem Schlosse zu.

Auf Szent-Joanyi ging es an diesem Tage wirklich eine große Feier aber sie war nicht in den bunttapezirten Räumen, nicht von den Tanzliebenden der Zigeunermusik begleitet — nicht mit Jubel und Vivat begangen. Wohl hatten sich die Gäste zahlreich dazu eingefunden, und die Leute aus dem Schlosse und dem Dorfe, wie auch von andern Dörfern, Schlössern und Ortschaften nahmen daran Theil. Sie trugen vielfach nicht farbige Festgewänder und trieben sich, von der Feier dieses Tages sicher genommen, zum langen Zug schwarzer Gestalten, welche sich erst gegen das Ende in die Massen bunter Volkstracht verloren. Tiefe, dumpfe Posaunenklänge begleiteten in feierlichen Trauerweisen diesen düsteren vom rothen Zaderlichte beirrathten Zug, der vom Schlosse kam, um langsam nach der Kirche hinzugleiten. Die junge Gräfin und ihr Söhnlein, der kaum geborene Erbherr von Szent-Joanyi, wurden unter der schweren, silbergestickten Sammetdecke, mit Wappenschildern und Kränzen behangen, dahin getragen zur gräflichen Familiengruft. Hinter dem Sarge schritten drei Männer als die Nachtleidtragenden: ein Jüngling — ein Mann und ein Greis. Der Greis mit vollem weißem Haar und Bart, gebeugt das Haupt und die stattliche Gestalt nachgebeugt der Last des Schmerzes um die Lenge, geliebte Tochter. Zur Seite links geht der blonde, schlanke Sohn, das sonst rosige Gesicht blaß und die thränenfeuchten Augen zur Erde gekehrt, die Hand seit am Hornumhüllten Säbelgriff. Rechts von dem Vater schreitet die hohe Gestalt des Gatten im Trauerpomp der kriegerisch schönen Tracht, „kurdahar geschürzt,“ wie es im Liede heißt. In den dunklen Zügen liegt der Ernst so fest und viel, daß er sich nur selten in Falten oder Blicke abweist, welche noch dem Kummer suchen wollen. Bei gibt seinen Schritten, des Haupt nur leicht gebeugt, die schwarzen Augen ruhig vor sich hinblickend, seinem Weibe und Kind das letzte Geleite.

Als der kirchliche Akkus vorüber und die Sorge in die Gruft gesenkt worden — folgen die drei Leidtragenden auch hinab, um noch ein stilles Abschiedsgebet unten zu halten, bevor sie das Kindchen verließen. Ihre mußte den Vater stützen, als sie aus dem feuchten Grabgewölbe emporstiegen und an die freie Luft traten. Der junge Edelmann war bleich wie der Tod vom herben Weh um die Schwester. Auch vor dem Gesicht des Grafen ging eine Bewegung, als hätte sich der harte Griff — ob im weichern Gefühl des Leid — aber in dem der Erleichterung von der peinlichen Durchführung des letzten Trauerakts — darüber waren die Meinungen der Beobachter getheilt. Vor der Kirche stand der Wagen des alten Oheimanus, der gleich fort wollte nach dem Leidesbegängniß. Irena's armer Vater hatte nichts mehr zu thun auf Szent-Joanni, nachdem sich die Gruft über seinem Kinde geschlossen. Er war niemals oft lieber gekommen und wollte jetzt auch keine Stunde länger auf dem Gebiet seines Schwiegersohnes bleiben, als die schmerzvolle Pflicht und letzte Liebespflicht in Anspruch nahm. Droe der alte Mann in den Wagen stieg, umarmten sich Schwiegervater und Schwiegersohn im letzten Ceremoniell, oder die leidenschaftlichen Augen des Vaters suchten mit brennender Zuflage dem unstäten, ausweichenden Blick des Grafen zu begegnen. Jure drängte sich den Vater in den Wagen, die stumme Szene zu beenden. Er selbst faßte nur flüchtig und mit hartem Druck die dargebotene Hand des Schwagers, ließ sie dann rasch los und sprang dem Vater in den Wagen nach. Beide warfen noch einen Blick voll trauriger Zärtlichkeit nach der Gruft zurück, grüßten kurz den Grafen und die Umstehenden — dann schwang der Kutscher die lange Peitsche, und das schwarze Viergespann stürzte den Wagen in krankender Eile aus der Nähe der Zurückbleibenden. Auch viele andere Wagen fuhren vor, um die Gäste unmittelbar von der Trauerfeier nach Hause zu bringen. Nur einige schlossen sich dem des Grafen an und kehrten nach dem Schlosse zurück. (Fortsetzung folgt.)

Zwei Blätter aus Körner's Leben.

Von

Wilhelm Petsch.

„Wir fühlen plötzlich uns verklärt
Der Väter Heldengestalten,
Und was das Herz so lange nährt,
Wird dauernd sich erhalten!“

Eine solche Volksgestalt, durch den großen Krieg von 1870 neu belebt, eine Lieblingsheldengestalt des deutschen Volkes, ist Theodor Körner,

Digitized by Google

Sein Ziel, für das er Alles — Stellung, Brant und Leben — opferte, ist jetzt erreicht. Darum mag es willkommen sein, wenn in Rückstunden von Denen erzählt wird, die uns in Begeisterung den Weg bahnten. Die deutsche Dichtkunst ist überreich an begabten Vertretern, die schon in ihrer Jugendfrische dem Tode erlagen. Zu ihnen zählt auch Körner. Zwei Bücher sind seinen Lehren sind es, welche die Ueberschrift „Berlin" tragen: Körner der Student und Körner der Adjutant.

Erstes Buch.

Körner der Student.

Als Bergsstudent der Akademie zu Freiberg, wo er seinen Freiherrn Abster zuerst kennen lernte und mit ihm Swollis trank, machte der junge Dichter, dessen „Knospen" günstige Aufgabe gefunden, die Entdeckung, daß das Praktische des Bergbaues seinem Ideale nicht entspreche, und mit Einwilligung des Vaters verließ er die Akademie, um sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen. Seine akademische Laufbahn in Freiberg endete im Sommer 1810.

Theodor wünschte die neuerrichtete Universität zu Berlin zu beziehen, doch mochte der Vater die veränderliche Hochschule zu Leipzig nicht ganz umgehen; er war daselbst geboren und hatte Verwandte und Freunde dort. So zog unser Dichter auf ein halbes Jahr nach Leipzig, mit dem Vorsatze, die nachhaltigsten Studien in Berlin zu machen. Im Oktober sollte sein er nach Leipzig.

Anfänglich besuchte er die Vorlesungen sehr Leißig, doch bald zog ihn das muthe Studentenleben in seine Kreise und er lernte das „Schwänzen" vortrefflich. Er befand sich in seinem Elemente, wenn er bei der Kommerstisch als Vorsänger präsidirte und man heim „Landesvater" die Mühen mit dem Schläger durchbohrte. Er trat in den Orden der Konstantisten und hat als Vorsteher und guter Schäger oft die Handel seiner Verbindung mit der der Amicisten trefflich ausgefochten. Er war auf der Straße der „Kurische von echtem Schrot und Korn". Fünf Fuß acht Zoll groß, schlank, trug er auf seinen Locken die schwarze Tuchmütze mit dem schwarz-roth-weißen Bande und den gleichen Troddeln, in der Linken die lange Pfeife mit Quasten in denselben Farben, und in der Rechten den gewaltigen „Siegenhainer"; so ging er Arm in Arm mit einem Freunde auf dem „breiten Stein" und stieß sich mit spitzen Ellenbogen die „freie Gasse".

Gegen die Konstantisten hatte sich eine Vereinigung erhoben, welche sich Sulphuria, die Schwefelbande, nannte und welche den Genossen Körner's die Genugthuung verlagte. Da war der junge Student allerdings in seinen Ehre schwer beleidigt. Denn es ist nach den Korpsgesetzen unerhaubt, beleidigen, ohne Genugthuung zu geben, und gleichfalls unehrenhaft, für Beleidigung keine Genugthuung zu fordern. Der Paragraph ist ja bekannt genug, der da lautet: „Wer mit einem Lumpen Jungen' stirzt und mit dem Messer erscheint, gegen den hab' ich das Recht, ihm meinen Ziegenhainer auf dem Rücken tanzen zu lassen." Diese „Avantage" wurde an einem Sulphurianer vollzogen, und so kam es zu einer allgemeinen Holzerei auf offener Straße, bei der Körner nicht fehlte. Er erhielt acht Tage Karzer und mußte das Consilium abeundi unterzeichnen, den Vorboten der Relegation bei neuer Anklage. Die Straßenwirrigkeit zu verhüten, übernahm es Körner, als Kartellträger einer Herausforderung zu mausse den Hand in der alten Weise auszufechten. Die Unterfuchung gegen die Verbindungen brachte ihm Stadtarrest. Dennoch ging er mit dem Hauptkläger der Sulphurianer auf die Mensur. Er brachte demselben eine gutgeschlagene Quart in den linken Schulter bei, erhielt jedoch einen Hieb über die Stirn, daß die Wunde blutend klaffte. Die Gegner waren dadurch verstöhnt, doch nicht der Senat. Dem armen Dichter standen sechs Monat Karzer und Ausweisung bevor. Freunde verborgen ihn und sorgten heimlich für seine Heilung.

Dieß ausführliche Bild aus Leipzig ist nothwendig als Hintergrund zum Verständniß für sein erstes Erscheinen in Berlin. Körner, der sehr leicht durch zwei schöne Augen und rothe Lippen in Flammen gerieth, liebte auch in dieser wilden Duellzeit schwärmerisch eine Dame. Auf dem Krankenbette fdrieb er ihr ein Lied, das ihr den Hergang und seine Liebe schildert. Es gelang ihm nicht, dieß Gedicht der platonisch Geliebten zu übermitteln. Da es für häufig den ganzen Hergang schildert, so mag es — unter Weglassung der vier ersten Strophen — hier folgen.

Leipzig, März 1811.

Meine Nacht.

An Sie.

Früh erwacht' ich, als der Morgen graute,
Und lebendig war das ganze Haus,
Still bereitete sich nach der Laute,
Ging dann munter nach dem Wald hinaus.
Schon versammelt fand ich meine Freunde,
Und der blanke Stahl begrüßte mich.
Gegenüber stand ich meinem Feinde —
Aber ich, ich dachte nur an Dich!

Und die Stellung, Waren rasch zusammen,
Still erwartend schwieg der Freunde Kreis;
Aus den Stählern sprühten heiße Flammen,
In den Herzen schlug es wild und heiß.
Doch ich sah nicht meines Gegners Auge,
In die Ferne schweifte nur der Blick —
Ach, ich dachte nur an meine Liebe,
Ach, ich dachte nur an Dich zurück!

Drinnal traf ich ihn in blinder Hitze,
Doch ihn schützte sein gehärtet Fell;
Endlich faßte meines Schlägers Spitze —
Von der Schläfe floß ihm warmes Blut.
Aber Rachelt weckte sich rächen,
Und mich traf tückisch des Gegners Hand,
Daß mein wildes Blut in warmen Bächen
Seinen Ausgang durch die Stirne fand.

Auf den Rasen sank ich rächelnd nieder,
Schnell erloschen mir der Wange Glut,
Still benommen standen meine Brüder,
Denn es floß ja auch für sie mein Blut.
Aber als mein Leben mir erwachte,
Kam auch bald die Ruhe in mein Herz;
Denn das Erste, was ich wieder dachte,
Das warst Du — und ich vergaß den Schmerz!

Doch nun kamen drei der schwersten Stunden,
Wo Grimm'rung mich noch grausend füllt,
Bis die Freunde sorgsam mich verbunden
Und des Blutes heißer Strom gestillt.
Aber bei der höchsten meiner Qualen,
Bis ich nie geahnet noch gewußt,
Warst Dein Bild doch heilige Heilerin Freundlich in die schmerzzerrissne Brust.

Und nach Hause schlich ich, schwer ermattet,
Kalte Fieberschauer hatten mich,
Doch den Schlummer, Armen lauft umschattet,
Scheuten bald des Blutes Weiten sich.
Nach der langen Nacht ward ich stärker,
Doch mein Schönstes floh mich zu verwehn —
Denn die enge Stube war mein Kerker,
Und mein Auge durfte Dich nicht sehn!

Zwar die Freunde dachten meiner Schmerzen,
Kamen liebevoll, mich zu zerstreu'n —
Doch nur Einer sprach nach meinem Herzen,
Denn der Eine sprach von Dir allein.
Aber, Alles fällt — der wir beschrieben,
Ach, das war mein ganzes, stilles Glück ...
Was der Welt nur Kleinigkeiten bleiben,
Das mir heilig in der Liebe Blick!

Am 10. März 1811 schreibt der Vater seinem Sohne: „Jetzt ist die Sache mit einer leidlichen Karzerstrafe abgethan, und ich bin der Meinung, daß es besser ist, sich dieser zu unterwerfen. Du hast Stadtarrest. Diesen zu brechen und heimlich fortzugehen, hat sehr nachtheilige Folgen. Auch wäre es für Dich ganz unanständig. Du sollst nicht wie ein Verbrecher von Leipzig entweichen. Nimm Deine Maßregeln im Voraus, damit Du bald nachher, wenn Du aus dem Karzer kommst, nach Berlin reisen kannst. Deine Reise sollst Du in einer Kutscherliche machen."

Theodor dachte anders als sein Vater. Ein halbes Jahr im Karzer zuzubringen und dann noch ausgewiesen zu werden, das war für ihn gar nicht verlockend, und so „brannte er durch", Leipzig bei Nacht und Nebel verlassend. Er kam in der letzten Woche des März 1811 in Berlin an, den Kopf noch verbunden, das Hestpflaster über der Stirn — ein verwunderter Flüchtling.

Wie er das Duell geschildert hat, so beschreibt er in einem andern Liede auch jene häßliche Flucht von Leipzig nach Berlin. Dieß Gedicht („Meine Flucht") schildert zunächst, wie er zwei Freunde begleitet, die das Gericht verbannt. Da sprengt auf schaumbedecktem Rosse ein Genosse herbei, als er Leipzig Thürme wieder in Sicht hat:

„Bekannt ist die Geschichte!
Wärst Du mit den Verbrigen entwichen!
Denn die akademischen Gerichte
Suchen Dich auf Deiner Stube schon!"

Einsam schleicht er sich zu einem Freunde, seine Wunde zu heilen. Er darf nicht auf die Straße, und doch möchte er die Geliebte noch einmal sehen. Da treibt ihn die Liebe „freudeverkleidet" in's Konzert, um seine Sehnsucht zu befriedigen. Der Vereinigung mit ihr entsagend, ruft er sich zu:

Daran kann man starke Seelen kennen,
Daß sie kurz ein kurtes Glück besehen.

Seine Wunde hält ihn noch zurück.

Aber einen Tag noch wurst' ich weilen,
Wo mich Hälder überall gesucht;
Denn die Stunde wollte noch nicht heilen,
Und geschrieben war so meine Flucht.

Aber als der zweite Morgen graute,
Auch des Abschieds schwere Stunde kam;

Digitized by Google

Nur der treue Schlager und die Laute,
Das war Alles, was ich mit mir nahm.
An den Thoren war ich längst verrathen,
Mich zu fesseln waren sie bestellt;
Doch ich lächlich mich auf verborg'nen Pfaden
Fliehen Deiches in die freie Welt.

Und nun ging es, was die Pferde rannten,
Mir entlief das liebliche Gefild,
Und die Thürme dieser Stadt entschwanden.
Doch im Herzen blieb Dein schönes Bild.
Wie die Pferde mutzig vorwärts sprang,
Ach, so zog die Erinnerb mich zurück.
Und wie ich der Freiheit zugelegen,
Lieb ich hinter mir mein schönstes Glück.

Sofort nach seiner Ankunft in Berlin schrieb er seinem edlen Vater, und dieser antwortete am 25. März: „Die Ruhe meines Lebens beruht auf dem Glauben an Deinen persönlichen Werth und an Deine Liebe zu mir. Diesen Glauben habe ich auch jetzt nicht verloren. Ich weiß, daß Du unfähig bist, unedel zu handeln, daß es Dich schmerzt, mich zu betrüben, und daß es Dein eifrigst Wunsch ist, mir Freude zu machen. Dieß kannst Du leicht in der neuen Periode Deines Lebens, die Du jetzt in Berlin anfängst, und von allem Vergangenen wird alsdann unter uns nie mehr die Rede sein."

Doch so schnell ist eine neue Periode nicht begonnen und das alte Wesen kann nicht wie ein Kleid abgelegt werden. Die leipziger Tage sollten noch in Berlin nach, und so hatte Theodor Körner in Berlins Mauern das burschikose Wesen noch nicht abgelegt, sondern zeigte mit seiner „Ehrenwunde" noch immer den leipziger Renommisten. So ist aus diesen Tagen noch ein Stammbuchblatt vorhanden, das sich in der Autographensammlung des Justizrath Lehmann befindet, welches diese Behauptung mehr als bestätigt. Dasselbe lautet:

„Toll, aber flug."

Berlin, den 16. April 1811.

Ausgeschmiert und relegirt,
Hat mich Alles nicht gerührt!
Bin drauf nach Berlin spaziert.
Doch trotz der Philosophie
Blieb ich ein kleines Vieh.
Perrent buchstaria!

(Zwei verschlungene Ehrenfäuste der Ordensverbindungen.)

Dein Freund, Bruder und Landsmann
Theodor Körner aus Dresden,
rel., const. conservirtque Candidatus.

Hier schloß er Freundschaft mit Helfrich, dem Pommer von Herz und Faust, der zuletzt Amtsrath in Iven bei Anclam war, dem Genossen, der als Oberjäger der „wilden, verwegenen Jagd" am spätern Lebensmorgen des Dichters sein treuer Kamerad war. Ihm warf der tollkühne Adjutant Lützow's von seinem Schimmel den letzten Blick zu, und ihm wurde des Dichters letztes Wort: „Da hab' ich Dich's — schade! weiter nicht —". In Helfrich's Armen endete des Helden ruhmvolles Leben. Der Amtsrath Helfrich schreibt im Juli 1846 an Friedrich Förster aus Iven bei Anclam:

„Schon 1811 auf der Universität in Berlin wurde ich mit Körner bekannt, die innigsten Bande der Freundschaft einten unsere Herzen. Unser höchstes Streben war auf unser damals so bedrängtes Vaterland gerichtet."

Da seinem einstweilen Vater überall angenehme Verbindungen zu Gebote standen, so erhielt Theodor von demselben für seinen berliner Aufenthalt Empfehlungen an die bestrenndeten Familien des Hofraths Parthey, Inhaber der Nicolai'schen Buchhandlung, des Grafen Hoffmannsegg, des Directors Zelter, des Professors Schleiermacher u. A. m. Die Vorlesungen Schleiermacher's und Fichte's empfahl ihm der Vater ganz besonders. Kaum jedoch begann der junge Dichter hier seine akademische Laufbahn, so befiel ihn ein Wechselfieber, das man im Volke das „dreitägige" nennt, weil es sich jeden dritten Tag mit seinem Frost und dann mit übergroßer Hitze erneuert. Die Aerzte riethen dringend eine Veränderung des Klimas, und so mußte Körner Berlin schnell wieder verlassen.

Als verwundeter Flüchtling war er gekommen, als ein Fieberkranker reiste er nach mehreren Wochen wieder heim. In dieser Gestalt und Lage hat Berlin den Dichter als Studenten den Seinen genannt. —

Zweites Blatt.

Körner als Adjutant.

Nach dem Besuche von Karlsbad und seiner Genesung wanderte Theodor Körner nach Wien, wo er Ende August eintraf. Nach seinem wiener Studien sollte er noch einmal die berliner Universität besuchen. Doch das Geschick wollte es anders. Aus dem Studenten wurde bekanntlich der glückliche Theaterdichter, und aus dem „k. k. österreichischen Hofburgtheaterdichter aus Wien", wie er sich selbst bei der Gräfin Ahlefeldt in Breslau einzeichnete, Lützow's schmucker Adjutant.

Diese Ereignisse, Körner's großherziger Entschluß, seine Verwundung bei dem schändlichen Ueberfall von Kitzen, seine Heilung bei Frau Elise v. d. Recke sind allbekannt und gehören nicht in unser Blatt.

Aber noch einmal sah die neue Kaiserstadt an der Spree den Dichter in ihren Mauern, flüchtiger noch, als das erste Mal, doch in anderer Gestalt: als Lieutenant der schwarzen Jäger. Wieder kam er mit einer Kopfwunde — doch diese hatte er nicht in roher Studentenpaukerei erworben, sondern als Lützow's Adjutant, als ernster Streiter für das deutsche Vaterland. Nicht in glänzender Reihe der Genossen zog er hier ein, wie andere Krieger, sondern einsam und eilig — er eilte seinem Korps zu, das in Mecklenburg stand, um gegen Hamburg zu operiren. Nicht galt es dieß zweite Mal, sein Wissen hier zu bereichern, die neue Lebensperiode des vollen Mannesernstes zu beginnen, um die leipziger Renommistentage wieder gut zu machen — sondern der braue Jüngling, dem jetzt unser ganzes Herz gehört, der Sänger des Frisch, eilt gegen Norden, um seine Liebe für das Vaterland und die gerechte Sache so schnell mit seinem Blute zu besiegeln. Wie ihn das Titelbild zeigt, von seiner Schwester Emma gezeichnet, das seine Werke schmückt, und wie er in Gedächtniß des ganzen deutschen Volkes, im Herzen unserer Jugend lebt, so sah ihn Berlin, als er das zweite Mal, pflichterfüllt und kampfesmuthig, die Straßen der Hauptstadt durchschritt, ein Kandidat des Todes-todes. Am 14. Juli schreibt er seinen Eltern aus Karlsbad, daß er sich am 19. im Hauptquartier melden und am 23. in Berlin sein werde. In diesem Briefe heißt es — und so sind denn auch seine berliner Gedanken gewesen:

„Aengstigt euch nur nie, wenn die Nachrichten ausbleiben. Gott hat mich so weit gebracht, er wird mich weiter bringen, und denkt nur, daß ich eine heilige Pflicht erfülle, und daß ein redlich deutsches Herz auf Alles gefaßt sein muß. — Durch!"

Mit diesem schönen Worte schließen wir von dem Sänger. Jetzt, wo unsere innigsten Wünsche nach einem großen, einigen Deutschland volle Wahrheit geworden sind, zählen wir vollbewußt Theodor Körner zu den besten der deutschen Helden.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **Cheney.**

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 108:

Weiß.	Schwarz.
1) T. H 4 — H 2 . . .	1) D. H 6 nimmt H 2 oder A.
2) T D 6 nimmt D 6 . . .	2) Beliebig.
3) L. zieht und setzt Matt.	

A.

1) L. A 6 — A 1 C . . .	1) K. C b — D 4.
2) T. oder D. zieht Matt.	2) Beliebig.

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illuſtrirte Welt.

Zwanzigſter Jahrgang. № 14. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **van Dewall.**

(Fortſetzung.)

In gewaltiger Aufregung ging Mengden unterdeſſen in ſeinem Zimmer auf und ab; Troll, der Hund, vor dem Kamin liegend, ſchaute ſeinen Herrn mit ſeinen klugen Augen unabläſſig an, als wunderte er ſich über deſſen Benehmen.

Manchmal blieb dieſer plötzlich ſtehen und ſtarrte eine Weile auf das bunte Muſter des Teppichs, dann begann er auf's Neue ſeine Promenade, um dann plötzlich wieder ſtehen zu bleiben, einige Worte zu murmeln, ſich über die Stirne zu ſtreichen und wieder umherzugehen.

Der junge Mann war offenbar eine Beute großer Aufregung; der Kampf, den er eben mit ſich ausfocht, ſollte entſcheiden über Sein oder Nichtſein! —

Die Würfel waren gefallen. Ohne ſeinen Willen, ohne ſein Zuthun, ganz überraſchend hatte die Gräfin geſtern der Spannung ein plötzliches Ende gemacht — ſie hatte an ſeinem Halſe gehangen, ihre Lippen hatten ſeinen Mund geküßt! — — — Und das war Alles ſo ſchnell und ſo ſeltſam gekommen, daß Mengden heute noch nicht recht wußte, ob er geträumt hatte oder ob das Alles Wirklichkeit war. Darüber grübelte er, während er unruhig im Zimmer herumging wie in einem Käfige, und wenn er plötzlich ſtehen blieb, dann hemmte allemal der Gedanke: „Was nun?!“ ſeine Schritte.

Es gibt Momente im Leben, wo man einem Manne nur mit einem

Eine große Dame. Ein Murmeln des Entzückens ging durch den Saal. Originalzeichnung von G. Bartſch. (S. 158.)

Digitized by Google

Schlage, einer Dame nur mit einem Kusse antworten kann, — gewisse Sachen lassen sich nicht zurückweisen — sie kommen über Einen wie ein Verhängniß! — —

Mengden hatte keine Spur von Frivolität in seinem Charaktere. Hatte er einen Funken von Musa's leichtem Sinne und praktischer Lebensphilosophie gehabt, er wäre heute nicht eine Beute der wechselnden und peinlichsten Unsicherheit gewesen. Was thun? —

Sein Gewissen — seine Klugheit geboten ihm zu fliehen, wie Joseph einstmals vor dem Weibe Potiphar's, und seinen Mantel im Stich zu lassen; — seine Delikatesse, ein falsches Point d'honneur und vielleicht auch Eitelkeit und Neugierde dagegen hießen ihn bleiben und die Sachen ihren Gang gehen lassen.

Ja — wie war das nur Alles so plötzlich gekommen?! — Gestern Abend hatte die anberaumte erste Kostümprobe stattgefunden. Die Gräfin hatte gefragen und war dann verschwunden, um sich umzukleiden. Mengden in seinem Kostüm als Barde, in einen weiten Mantel gehüllt, hatte unter den Zuschauern gesessen und arglos gescherzt und gelacht, wie alle die Andern. Als die Reihe endlich an ihn kam, war er auf die Bühne gestiegen. Es war dort Niemand zugegen, als Prinz Wittgenstein und die arrangirenden Lakaien, es ging heute Alles genau, wie bei einer wirklichen Vorstellung, und der Prinz kommandirte wie ein Feldherr.

Als das Pochen zum letzten Male hergerichtet war, schickte dieser die Lakaien hinaus, da ihre Hülfe von nun an entbehrt werden konnte, und sandte den einen von ihnen zur Gräfin, um zu sagen, daß Alles bereit sei.

Als Mengden hinter den Falten des Vorhanges erschien, nahm der Prinz eben mit der Miene vollen Behagens eine gewaltige Prise aus seiner von Juwelen funkelnden Tabatière.

Den Augenblick erfassend, nahm er diesen coeval-moment zu und hielt ihm die mit Spaniol gefüllte Dose lächelnd entgegen; Jener sieh in demselben Augenblicke seinen langen, verhüllenden Mantel herabgleiten und stand in seinem Kostüm da, schön wie ein Antinous.

Ein Ausdruck wirklicher Verwunderung glitt über die faunenhaften Züge des alten Hofmannes, dann Lage hatte mit Staunen noch Wohlgefallen zugleich an der tadellosen Gestalt des jungen Mannes. Als dieser höflichkeitshalber seine Fingerspitzen nach dem Lokal ausstreckte, zog er plötzlich seine Hand zurück und steckte die Dose in die Tasche. „Lasst! Ihr verderbt Euch! Wie prächtig! da darf ich Euch nicht anrühren!“ parodirte er.

Und Mengden, einen Schritt vortretend und die Arme unterschlagend, mit stolz erhobenem Haupte, parodirte weiter: „Bist Du zufrieden? — Ich verspruch Dir einmal traufig zu sein!“

In diesem Augenblicke erschien die Gräfin.

Sie hörte noch die letzten Worte Mengden's und blieb in der halbgeöffneten Thüre angesichts dieser kleinen Szene wie festgebannt stehen.

Ihre Hände schoben die Falten der Portière nach beiden Seiten zurück, und in diesem bunten Rahmen, ganz in glänzenden, fließenden Atlaß gekleidet, stand sie da wie eine Lichtgestalt.

Ihr Blick haftete auf Mengden mit einem solchen Ausdrucke von Ueberraschung und Entzücken, ihr halb geöffneter Mund schwieg so beredt, daß es ein Glück war, daß der Prinz ihr den Rücken zukehrte und ihr Kommen nicht vernahm — denn seinem lauschenden Geiste würde ein Bild auf das schöne junge Weib Alles verrathen haben, was in ihrem Innern in diesem Augenblicke vorging. —

Erst als Mengden plötzlich seine Miene wechselte, seine Arme schnell herabsinken ließ und sich tief verneigte, drehte er sich um und erblickte die Generalin.

„Pardieu, Madame,“ sprach er, nach der linken Seite fassend, wo er sein Herz wähnte, und dann der Dame die Hand bietend, „ich spreche wie Prinz Musa: ‚Allah il Allah — eine Perle von unschätzbarem Werthe!“ und er kreuzte seine Arme zum Selam.

Die Gräfin war nicht gleich im Stande, in den scherzenden Ton mit einzustimmen, sie fühlte, wie ihr das Herz pochte und alles Blut sich nach demselben hindrängte, sie vermochte sich leicht, sie litt es, daß der Prinz galant ihre die Hand küßte, aber sie fand keine Worte der Erwiederung.

Mengden betrachtete sie mit sichtlicher Verwunderung.

Die Gräfin war ganz in griechischer Gewandung ohne entstellende Unterkleider, die schweren Falten des Atlaß flossen an ihrem schönen Körper herniever wie flüssiges Silber und schmiegten sich jeder ihrer Bewegungen harmonisch an; das weiße Unterkleid war mit einem handbreiten silbergestickten Saume eingefaßt, ihre Taille umspannte ein breiter, von Juwelen strahlender Gürtel. Das Leibchen mit weitem Ausschnitt und langen, offenen Aermeln, welche auf der Schulter durch eine Agraffe befestigt wurden, ließ die vollendete Schönheit ihrer Büste und ihrer Arme mehr als ahnen.

Mengden's Blicke vermochten nicht sich loszureißen von so vielen Reizen, und es bewurfte des «Commençons» des Prinzen, um ihn aus seinem süßen Staunen aufzuschrecken. Die Gräfin nahm zerstreut und schweigend ihren Platz ein, Mengden ergriff die Leier, welche in einer Ecke lehnte, und schmiegte sich zu ihren Füßen nieder.

„Etwas näher!“ bat der Prinz, an der Gewandung der jungen Frau zupfend und arrangirend. Mengden rückte näher, die Gräfin sah starr vor sich hin in die Luft.

„Darf ich Sie nicht ein wenig schminken, gnädigste Frau, nur einen ganz kleinen coup-de-patte, s'il vous plait? — Das Lampenlicht macht gar zu blaß.“

„Nein, ich danke.“

„Ist Ihnen nicht gut?“

„O, es ist nichts — nur ein wenig Nervenschwäche, Prinz.“ —

„So, holder Sänger, die Leier da etwas mehr herauf, Sie spielen ja neben dem Steg sonst — man sieht, Sie halten es mehr mit dem Schwerte, und nur den rechten Arm seid aufgestützt — keine unnöthige Prüderie, wenn eher — die Gnädigste erlaubt — —“

Endlich war Alles gut.

„Ich lasse Sie nun allein, denn ich möchte mir gern den Genuß verschaffen, das Tableau in seiner ganzen Vollendung zu bewundern — hier, Baron, ist die Klingel — Sie wissen ja Bescheid.“

Mengden nickte.

„Und apropos, sollte das Bild da capo verlangt werden und sollte die Gräfin die Gnade haben wollen, zu wollfahren, dann klingeln Sie nach einer kleinen Pause zum zweiten Male. — Also en garde!“

Der Vorhang rauschte zurück, der Prinz hüpfte von der Bühne unter die Zuschauer und stellte sich neben den General.

Ein Murmeln des Entzückens wogte durch den Saal. — Welch' ein Bild! welch' ein schönes Paar!

Die Gräfin bemerkten es nicht, trunken Aug' in Auge, saß ineinander gedrungen, saßen sie da, angefaunt von einigen hundert Augen, nichts fühlend, nichts sehend, als Eines nur das Andere! — Welch' sonderbarer, wollüstiger Rausch — vor so viel Zeugen! Während das Herz des alten Gemahls da unten vor Eitelkeit und Stolz sich blähte, fühlte Mengden die Hand des jungen Weibes schwer und schwerer auf seinem Haupte ruhen, fühlte er durch die dünnen Gewänder ihre Gestalt erbeben, trunken seine Augen das magnetische Antlitzen, welches wie eine Flamme unter den Wimpern der Gräfin hervorzuckte und sein Gehirn wirbeln machte. Ihm war es, als kämen ihm diese Augen verheißend immer näher und näher, ein leichter Schleier breitete sich über sein Bewußtsein, und als der Vorhang zufiog und ein hundertstimmiges „Bravo! da capo!“ unaufhaltsam hervorbrach, brach auch die Gräfin zusammen und hing schwer an seinem Halse. Wie im Rausche umschlang er die bebende Gestalt mit seinen starken Armen, er hatte sie emporgehoben und hinausgetragen in das Nebenzimmer, er hatte sie vorsorglich auf einen Divan gelegt und dann die Arme zu Hülfe gerufen, ohne eigentlich zu wissen, was er that. Und während er sie trug und während sie an seinem Herzen ruhte, hatte sie Aug' in Auge an seinen Lippen gehangen, er hatte ihre Küsse getrunken wie verzehrendes Gift, hatte berauschende Worte vernommen und dieselben erwidert. — — —

Das Alles kam so schnell, so überwältigend, es verflossen Darstellung und Wirklichkeit so wunderbar in einander, daß Mengden vergebens seine aufgeregten Sinne zu ordnen strebte, ihm war es, als wandle er noch mitten in einem Zaubermärchen, wie sie eine üppige Phantasie in wüstigen Stunden ersinnt.

Mengden hatte zum Glück so viel Geistesgegenwart behalten, nachdem er Annuschka gerufen, augenblicklich auf die Bühne zurückzueilen und sich den Prinzen heranzubitten. Er hatte diesem zugeflüstert, daß die Gräfin nicht zum zweiten Male stehen würde, da es ihr zu sehr anstrenge, und dieser hatte die Zuschauer davon in Kenntniß gesetzt.

„Wie schade! — o wie bedauern wir!“ hatte man allgemein ausgerufen.

Der General runzelte ein wenig die Stirn und machte sich nach der Bühne zu Platz; er hätte die Gruppe so gern noch einmal gesehen.

„Warum wollte meine Frau nicht zum zweiten Mal sitzen, liebster Mengden?“ frug er etwas ärgerlich.

„Der Gräfin befindet sich nicht ganz wohl, Excellenz,“ flüsterte dieser zurück, „es war nahe daran, ohnmächtig zu werden, die Hitze und das starre Sitzen griff sie zu sehr an.“

„Ah — ah!“ rief der General besorgt, „wo ist sie? — wie ist ihr jetzt?“ —

„Ich rief sogleich Annuschka zu ihrem Beistande, dieselbe ist bereits bei ihr.“ —

„O — — also ein Nervenzufall!“ — Damit entfernte sich der besorgte Gemahl eilig, während Mengden seinen Mantel aufnahm und wie im Traumel nach Hause ging.

Nun wurde es auch im Saale bekannt, daß die Gräfin etwas unwohl geworden sei. Man bedauerte sie allgemein. Sie hatte schon so festlam blaß ausgesehen, als sie sang, und später im Bühe hatte man dieß noch

Digitized by Google

rid mehr wahrgenommen. Man war entzückt von ihr und Mengden, und nachdem der General dann wieder im Saale erschien und die Gemüther durch die Nachricht beruhigt hatte, daß die Gräfin nur ein wenig abgespannt und nervös sei, entfernte man sich beruhigter.

„Nehmen Sie einen Platz in meinem Wagen!“ — frug Prinz Wittgenstein auf der Treppe Prinz Mussa im Herabsteigen.

„Mit großer Plaisir, Monseigneur!“

Unterwegs plauderten sie von den Ereignissen des Abends.

„Wie finden Sie, daß die Gräfin ihre Rolle auffaßt?“

„Sehr gut — sehr natürlich, spielte Tableaux, bis auf die Ueberschrift und die viele Zuschauer!“ erwiederte der Tscherkessenoberst lebhaft und mit Nachdruck.

„Ah, Sie lächeln!“ lachte Prinz Wittgenstein hell auf, „Sie betrachten das Alles mit den Augen des Epikuräers, anstatt mit den Augen des Künstlers.“

„Sa sa! Hab' Sie bemerkt Augen von schöne Gräfin? Tod waren fast sehr natürlich, und hab' Sie gesehen die Farbe von sein Gesicht? — Alles Gemahl stehen und freuen sich, alle Leut' stehen und klatschen bravo, denk mich dran, daß Teufel kommt durch ein Nadelöhr, und sein Pferd hat so viel Nicken, als schöne Frauen von alter Mann. Nicht gut sein das, sich embrassiren so vor alle Welt, — mit die ganz kleine Weißfischche fangen oft die größten Hechte!“

„Parbleu, Principe, vous êtes méchant! Haben Sie nicht ebenso mit der Pahlen gesessen und alle die Anderen mit den Anderen, konnte man da von Ihnen nicht dasselbe behaupten, wie von Mengden, und wäre das nicht eine schöne Geschichte, wenn bei Ihnen Allen der Teufel durch's Nadelohr kame?“

„Valait mieux mettre le diable en enfer!“

Der Prinz wollte sich todtlachen.

„Apropos, Monseigneur,“ begann Mussa auf's Neue, „hab' Sie wohl beobachtet die Gesicht von Morosiefsoff?“ —

„Wie so? — Nein, ich keine größere Genüsse unter uns, als in diese graugrüne Kalmückenphysiognomie zu schauen, diese Mißgeburt von Dreck und Feuer! — Der Mensch macht auf mich einen wrangenehmen Eindruck,“ sprach Prinz Wittgenstein, plötzlich ernster werdend und mit einem Ausdruck von Abscheu, wie wenn Jemand eine Fliege in seinem Wein findet. „Was war's?“

„Ich stand mit ihm und sprach von Einiges — geht Vorhang auf und Mengden kniet als Leiermann neben schöne Dame und machen Augen wie die feurigen Kohlen. Oberstlieutenant plötzlich fangen an zu zittern an ganzes Leib, ich mich ordentlich erschrecken, werden grün wie unreife Aepfel, dann blickt auf altes General, dann blickt auf die lebende Bild — verdammt will ich sein — wie der Wolf in unsere Berge, wenn er auf Raub gehn, so kommt es in seine leine schlitzige Auge.“

„Ah wollte, Sie schicken ihn zu den Wölfen der Mongolei, Colonel, oder meinetwegen in's Pfefferland, — doch passons là-dessus, Neid und Eifersucht nagen an seinem Gemüth, ich glaube, er versuchte einmal früher der Gräfin zu gefallen und seine Stellung als Aide-de-camp in seiner kühnsten Bedeutung aufzufassen.“

„Warum Sie doch getgetnlich Mengden vor diesem Menschen, Prinz, Sie leisten ihm einen Dienst — Niemand hat eine größere Kunst, sich zu zerstellen und heimlich Jemanden mit der glattesten Miene ein Bein zu stellen, als diese kultivirten Asiaten.“

Der Kutscher hielt vor Mussa's Wohnung.

„Au revoir, mon Prince!“ —

„Mille graces et bonne nuit, Monseigneur!“ —

Kein Wunder, daß Mengden eine schlaflose Nacht vollbracht hatte und nun mit den ernstesten und widersprechendsten Erwägungen sein Zimmer durchmaß.

Wir Männer, auch die besten und edelsten unter uns, betrachten das Benehmen einer Frau und selbst gegenüber mit ganz anderen Augen, als das gegenüber der übrigen Männerwelt:. — Sind wir mit Blindheit geschlagen oder ist es Eitelkeit ohne Grenzen, so viel Recht soll, wie neunen den Zeitkreis oder die Schnäcke eines Herbes zu unseren Gunsten eine wonnevolle Hingebung, ein liebenswürdiges Gehenlassen, wir finden es reizend und natürlich, während wir dieselben Gefühle und Handlungen einem Anderen gegenüber als unverzeihlich verdammen würden.

So ging es auch Mengden. — Die junge Gräfin hatte sich dem Adjutanten ihres Gemahls, ohne dessen Einzugenkommen abzuwarten und nur einem augzugehen, vollständig nicht gedämpften, durch die Amme genährten Trange folgend, buchstäblich an den Hals geworfen.

Sie hatte das als große Dame allerdings mit einigem Geschick gethan, aber trotzdem hatte ein Mann von Mengden's Erziehung und Charakter das Benehmen der Gräfin in seinem vollen frosbaren Lichte erkennen müssen, wären Männer in diesem Falle nicht völlig mit Blindheit geschlagen.

Ein Thor ist immer willig,
Kenn eine Thörin will —

och, in diesem Punkte sind wir Alle Thoren!

Mengden hatte das Gefühl peinlichster Verwirrung. Wie sollte er sich von nun an der Gemahlin seines Chefs gegenüber verhalten — und wie konnte er dieser unter die Augen treten, ohne zu erröthen! —

Er war ganz aus seinem Gleichgewicht herausgeworfen und schwankte unentschlossen hin und her. —

Die schönen Arme der Gräfin, welche seinen Hals umschlungen hatten, würden sie ihm nicht einst zu einer gefährlichen Kette werden, würden sie ihn nicht hineinziehen in ein Verhältniß, welches unehrenhaft und gefährlich war! — Aber wie das hindern? — — —

Mengden wurde hier abgerufen, seine Dienststunde begann. Er nahm die Schriftstücke von seinem Pult und begab sich zum General.

Er fand dort außer diesem den Oberstlieutenant Morosiefsoff und zwei Oberste von verschiedenen in Sibirien garnisonirenden Kavallerieregimentern. — Es waren wichtige Depeschen eingelaufen und der General mit seinem ersten Adjutanten saß tief über eine große Generalstabskarte gebeugt und machte seine Notizen.

Mengden bemerkte nichts er ihm kurz, aber nicht unfreundlich zu und arbeitete dann weiter, während Morosiefsoff diesen vertraulich zulachelnd sein häßliches Gesicht in die möglichst freundlichen Falten legte.

Die beiden Reiterobersten flüsterten in einer Ecke des Gemachs. Mengden trat zu ihnen. Man sprach von einem blutigen Gefechte bei Wengrow, wo zweihundert junge Polen aus adeligen Familien sich mit Todesverachtung auf die russischen Geschütze gestürzt hatten, um den Rückzug der Ihrigen zu decken.

Zu Sibirien selbst dauerten die Demonstrationen in den Kirchen fort, und trotz der äußersten Strenge und Wachsamkeit flüchteten alle Nächte viele waffenfähige junge Leute, welche sich wegen der Konstription versteckt hielten, in die nahen Wälder zu den Banden der Insurgenten, welche überall auftauchten und Wunder der Tapferkeit verrichteten.

Längs der Weichsel standen die Korps von Grafen Batorg, dem Sohne der Verräterin, Konrad's von Wala und von Eidorf's, zu denen sich bald ein vierter Hause gesellte unter der Führung des Bauers Demko.

Es hatten dort ernstliche Scharmützel und Gefechte stattgefunden. Die Russen hatten empfindliche Verluste erlitten und ihre theilweisen Erfolge nur mit unverhältnißmäßigen Mitteln erkauft. Ueberall in den Wäldern, an den Hauptstraßenknoten und an den Eisenbahnen wehte das weiß und rothe Fähnlein über den Zelten der Kosmaics.

Ein Ordonnanzoffizier trat herein, die Spuren eines langen Rittes an sich tragend.

„Was bringen Sie?“ frug der General.

Der Offizier salutirte und überreichte ein versiegeltes Schreiben.

„Hm — hören Sie doch, meine Herren! Ich bekomme soeben Bericht von Socolof aus Pesalem, daß nach unfriedlichen Aufzügen der Spione Langiewicz die Grenze überschritten hat und den Süden suchte, weshalb er aus Galizien große Waffentransporte erwartet.“ — Ein verwundertes und zorniges „Ah!“ entfloh den Lippen der Zuhörer.

„Wie lange sind Sie geritten?“ frug er den Adjutanten, der starr wie eine Bildsäule im Zimmer stand, obgleich seine Kniee zitterten und sein Gesicht erdfahl war — er hatte hundertundachtzig Werst in einer Tour gemacht.

„Etwa vierundzwanzig Stunden, Excellenz!“

„Ich danke Ihnen. — Ruhen Sie sich jetzt aus, und morgen früh um zehn Uhr sein Sie hier wieder zur Stelle.“

Der Offizier schwankte hinaus.

„Was sagen Sie nun, meine Herren?“ sprach der General heftig und sah seine Umgebung der Reihe nach an. — Nach einer Pause fuhr er ruhiger fort: „Ich habe Sie hierher gebeten, um einige Sachen von besonderer Wichtigkeit mit Ihnen zu berathen. — Sie sehen, diese Schw . . . . . ci nimmt immer größere Dimensionen an,“ — und nun begann er den Chefs einen Plan vorzulegen, wonach der Sicherheitsdienst in der Stadt und dem Rayon derselben auf das Auserstrengste geregelt werden sollte.

Mengden hörte mit Staunen zu, wie streng und grausam diese Befehle waren, welche sein Chef kalten Blutes ertheilte. Ein paar Mal hätte er ihm zurufen mögen: „Aber bleiß Du denn nicht ein, daß gerade diese grenzenlose Härte die Menschen, auch die friedliebenden, endlich hinaustreiben muß in die Reihen der Insurgenten!“ Jedoch die militärische Subordination legte ein Siegel auf seine Lippen.

Nur Mengden mit einem Gefühl von Schuld und Scham heute hier eingetreten, so verließ er das Gemach in Folge dieser Befehle mit einem so heftigen Unwillen, daß er draußen und dann war, um seine sofortige Versetzung oder um seinen Abschied zu bitten, und es bedurfte der ganzen Ueberredungskunst Mussa's, welcher ihn gegen Mittag besuchte, um ihn von einem solchen Schritte zurückzuhalten.

„Und dieses reizende, blühende Weib, an einen solchen Tyrannen gekettet, — kann ihn anschauen ohne zu schaudern!“ — rachte er, „wahrhaftig, hier muß man sich ein anderes Nervensystem anschaffen, als ge-

Digitized by Google

wöhnliche Sterbliche!“ — Dann nahm er seinen Habut und ging hinauf festen Schritts zur Gräfin, um sich nach deren Befinden zu erkundigen.

„Ist die gnädigste Gräfin zu sprechen?“ frug er den Lakaien im Vorzimmer.

„Ich werde mich sogleich danach erkundigen, Herr Baron,“ entgegnete dieser und verschwand mit einer tiefen Verbeugung.

Einen Augenblick darauf erschien er wieder mit der Ammer, deren ganzes Gesicht sich bei Mengden's Anblick in Sonnenschein zu tauchen schien. -

„Ah, Gottwillschön, Sie sind es, mein goldenes Herz? — Der Himmel segne Ihre blauen Augen! — Kommen Sie nur immer herein, für Sie sind wir stets zu sprechen, Sie machen eine Ausnahme von der Regel,“ sprach das geschwätzige Weib und nahm vertraulich den Ajustanten bei der Hand. — So eskortirte sie ihn ohne Weiteres bis in das Zimmer der Gräfin.

Diese saß, mit einem weiten gestickten Fischumhang angethan, der sie mit seinen blütenweißen Falten bis auf die Füße herab verhüllte, vor einer luxuriösen Toilette unter den geschickten Händen der Mademoiselle Juliette. Ihr prachtvolles dunkles Haar hing aufgelöst über den Busen herab und umgab ihr Gesicht und den Nacken mit einem dichten wallenden Schleier, in dessen Schatten ein bläulicher Schein spielte, als sei ein Sonnenstrahl unter demselben gefangen und strebe vergeblich zu entkommen.

Die Gräfin drehte den Kopf ein wenig herum, als sie die Falten der Portière rauschen hörte, und erblickte Mengden im Spiegel. Eine tiefe Glut überzog ihr ganzes Gesicht, sie strich sich mit beiden Händen schnell die Haare aus den Augen und erhob sich betroffen halb von ihrem Sitze.

„Aber, Anne — was machst Du?“ — Hammelte sie verlegen, während Mengden betroffen und sich tief verneigend unschlüssig an der Thüre stehen blieb, zweifelhaft, ob er das Zimmer verlassen sollte oder nicht.

„Der Herr Baron ist nur gekommen, Duschinka, um zu sehen, wie's Dir geht, — er ist ein so lieber Herr, der goldene Adjutant, so aufmerksam gegen meinen Engel, daß ich ihn nicht abweisen wollte, — gelt, Batuschka, Du bist nicht böse — er gehört ja in's Haus! — Kommen Sie nur immer näher, Herr Baron — sehen Sie nur, welch' prächtiges Haar! — Brandt sich nicht zu gemiren!“ sprach die Amme und nickte hastig mit dem Kopfe.

„Gnädigste Frau — ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich so zur Unzeit komme!“

Die Gräfin, in ihren Sitz zurücksinkend, warf ihm einen langen, unerklärbaren Blick durch den Spiegel zu, der ihn plötzlich schweigen hieß. — Die lyppierische Amme und die schlaue Zofe verschwanden in demselben Augenblicke hinter der Thür. Das schwindsüchtig dunkle Auge der jungen Frau haftete mit einem Ausdruck von Vorwurf, Klage und Leidenschaft an denen des jungen Offiziers. — Seine Lippen verstummten unter diesen Blicken in einem unbeschreiblichen Gemurmel, dann trat er einige Schritte vor und stürzte der Gräfin widerstandslos zu Füßen und umfaßte ihre Knie.

„Ich liebe Dich!“ murmelte er zitternd vor Empfindung, und aus seinen Augen schossen die Strahlen der Leidenschaft, sein Blut war mächtig aufgeregt.

Und Gräfin Alexandrowna breitete ihre Arme aus, ihre Augen lockten und funkelten unter den langen seidenen Wimpern, unter den halbgeschlossenen Lidern hervor, verheißend und triumphierend; nun senkte sie langsam ihr Haupt, tiefer und tiefer, immerfort ihn anschauend, bis ihre Lippen trunken an den seinen hingen, ihre Hände preßten seinen Kopf fest an den Busen ihres Busens und darüber breitete sich wie ein verhüllender Mantel ihr reiches Haar, als müßte es schamhaft die Stelle verbergen vor den Augen der ganzen Welt, die unter seinem Schutze begangen wurde.

Der Zeiger der Uhr auf dem Kamin war bedeutend weiter gerückt, die Wache unten war seit einer halben Stunde schon abgelöst worden, als Mengden das Zimmer der Gräfin verließ. — Er schwankte wie ein Trunkener, er mußte sich erst gewaltsam fassen, ehe er sich den Augen der Dienerschaft oder den Menschen in dem Vorzimmer und auf den Treppen zeigen durfte. Er trat vor einen der großen Spiegel und ordnete sein Haar. Seine Wangen glühten, seine Augen brannten, ihm war noch immer, als träume er einen beseligenden, glühenden Traum, die Bogen gingen noch so hoch in seinen Busen, daß er sich schente, mit der kalten Wirklichkeit in Berührung zu kommen.

Neben dem Fenster stand ein kostbarer Blumentisch mit Kamellien. Wie war ihm denn, hatte er gestern nicht einen prächtigen Strauß eben dieser stolzen Blumen in seinem Zimmer vorgefunden?! — Unwillkürlich dachte er an Mademoiselle Juliette, und die Erde hatte ihn wieder. — Er hatte eine Antipathie gegen das Mädchen. Wie schlangengleich und kriechend freundlich war ihr Benehmen! Welch' eine eigenthümliche Rolle spielte sie im Hause, — die Zofe der Frau, die Maitresse des Mannes! — Wozu brauchte der Gemahl einer so schönen, feurigen Frau, geschmückt mit allen Reizen der Jugend und Eleganz, eine Geliebte!! —

„Wunderbare Welt!“ murmelte er und ging hinab auf Hof und auf sein Zimmer. Er warf sich auf den Divan, preßte beide Hände auf die Augen und träumte: — —

Ich habe schon Rothbart's Mund geküßt
Schweig stille, mein Herz! —
(Fortsetzung folgt.)

Die Rothen im weißen Hause.

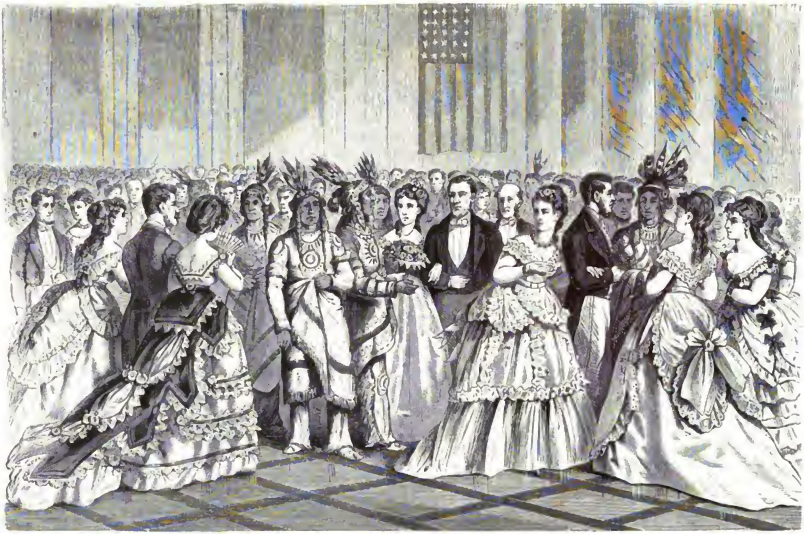
(Von C. 161.)

Die Indianer, welche Cooper und seine Nachfolger im übersetzlichen Roman salonfähig gemacht und für die durch jene romantischen Schilderungen eine falsche Sentimentalität geweckt worden, haben, als sie im vorigen Jahre ihren Einzug im weißen Hause hielten und von der Bevölkerung von Washington mit Aufmerksamkeiten überhäuft wurden, die ganze Falschheit ihres Charakters zur Genüge gezeigt. Während man ihnen die Hand drückte, erschienen ihre Brüder im Westen plötzlich „auf dem Kriegspfade“. Die Delegation war erschienen, um sich bei der Regierung über die Mißachtung der mit ihnen abgeschlossenen Verträge und über die unehrlichen Agenten, die ihnen von Washington aus zugeschickt worden, zu beklagen. Die wichtigsten Personen der Delegation waren Red Cloud, Spotted Tail und Swift Bear. Red Cloud, welcher sein mehr denn zwanzig Jahren an der Spitze der Sioux steht, ist ein Mann von herkulischer Statur, sechs und einen halben Fuß groß und proportionirt breit. Sie waren alle groß, die Männer der Delegation, aber der erste Blick vernichtete jede Illusion von „edlen Wilden“, wie wir sie uns nach den Romanen gebildet. Breite, rohe Gesichtszüge, vorstehende Backenknochen, bemalt mit allen erdenklichen Farben, geben ihnen etwas Abstoßendes. Die Frauen sind besonders häßlich, haben flache Nasen, großen Mund und dicke Füße. Sie waren nach indianischer Ansicht prachtvoll gekleidet. Alle trugen Büffelmesser mit Stickereien und Juwelen. Die Regierung gab ihnen das feste Versprechen, ihren Wünschen gerecht zu werden, und zeigte ihnen die wohlwollendsten Gesinnungen durch Einladung zu einem Feste, das ihnen zu Ehren im weißen Hause zu Washington gegeben wurde und überaus glänzend war. Der Anblick des Indianerpaares und der Damentoiletten der amerikanischen Aristokratie bot einen äußerst drastischen Gegensatz. Die Indianer schienen besonders an den Damen Gefallen zu finden und schüttelten rechts und links die Hände. Die Rengierde, namentlich bezüglich des Schmuckes und Putzes, war beiderseits gleich groß und die Toilettsachen hatten schwere Arbeit. Man setzte die gewöhnliche Etikette außer Akt. Ein und Achten wurden den wilden Vollen ganz vorzüglich. Der Präsident und Mrs. Grant hatten ihnen zu den Genüssen des Essens. Eine der Squaws nahm die Bonbons und Nüsse und steckte sie ganz ruhig in ihre Brieftasche, zu nicht geringem Gelächter der Umstehenden. Um zehn Uhr sogen sie sich zurück.

Es dürfte unsere Leser interessiren, eine kurze Statistik der Indianerbevölkerung in Amerika hier angeführt zu sehen, da man sich darüber selten klare Vorstellungen macht. Es leben in den Vereinigten Staaten jetzt noch 378,577 Indianer, von denen die meisten friedlich gesinnt sind. Zu den feindseligen Stämmen wird bloß ein Theil der Black Feet, Woods und Piegans in Montana, ein Theil der Sioux in Dakota, und Theile der südlichen Cheyennes, Arapahoes, Kiowas, Commanches und Apaches gerechnet. Die hier aufgezählten Stämme sind die einzigen, welche Krieger gegen sich haben, im Falle ernstlichen Losbrechens gefährlich zu werden. Die in Montana hausenden obengenannten drei Stämme zählen 6000 Köpfe. Ueber die andern Stämme sind folgende statistische Daten bekannt: Die Chippewas zählen noch 20,142. Davon wohnen in Minnesota 6500, in Michigan (mit Ottawas und Pottawatomies vermischt) 8149. In Wisconsin gibt es 5693 Chippewas. Die new-yorker Indianerstämme, welche 4951 zählen, haben sich in den letzten Jahren in wenig vermehrt. Die einst so mächtigen Winnebagos sind in Wisconsin auf 1000, in Minnesota auf 150 und in Nebraska auf 2483 zusammengeschmolzen. In Wisconsin befinden sich außerdem 1503 Menominees, 1218 Oneidas und 400 Stockbridges. Von den einst mächtigen Fuchsindianern leben nur noch 84 in Missouri, 654 in Kansas und 362 in Jowa. Die Seminolen, welche der Bundesregierung in früheren Jahren so viel zu schaffen machten, zählen heut nicht mehr als 2605, wovon beinahe 500 in Florida und der Rest im Indianerterritorium hausen.

Die Eboroleé haben noch die statistische Zahl von 16,000 aufzuweisen, wovon 14,000 im Indianerterritorium und 2000 in Nord-Karolina leben. Im Indianerterritorium befinden sich außerdem 12,294 Creeks, 14,500 Cheklaws und 1500 Chickasaws. Sie sind sämmtlich mehr oder weniger

Digitized by Google



Empfang einer Indianer-Gesandtschaft im weißen Hause zu Washington. Originalzeichnung. (S. 189.)

Digitized by Google

civilisirt und sesshaft. In Kansas leben noch die Ueberreste der Miamis, Kickapoos, Kaws und Wyandottes, zusammengenommen höchstens 1250 stark. — Die Omahas zählen 1020, die Pawnees 2398, Sowas 228, Otoes 440; sie wohnen sämmtlich in Nebraska. — Ueberreste der Tuscaws, Pecaws und Apaches halten sich im Indianerterritorium auf. Die zahlreichsten nicht-civilisirten Stämme, welche sich im Indianerterritorium umhertreiben, sind die Cheyanches 2536, Kiowas 1928, Arapahoes 1158, Cheyennes 1860, Wichitas 1016. — Von den Arapahoes leben noch 1500 in Montana.

Die kriegerischen Sioux streichen in Dakota herum, eine Kopfzahl von 28,120 erreichend. Von anderen Stämmen sind noch aufzuführen: 4145 Assiniboines, 6000 Blackfeet (die Bloods und Piegans mit eingeschlossen), 2500 Crow-Indians, 1400 Arikaries, 3953 Crows, und die Bannocks und Shoshoues, von denen sich 3000 in Wyoming, 1165 in Idaho und 3000 in Utah aufhalten.

Ein noch ziemlich starker Stamm sind die Utas, deren 8800 in Utah, 7300 in Colorado, 10,500 in Nevada und 1500 in New-Mexiko leben. In New-Mexiko befinden sich außerdem 8000 halbcivilisirte Navajoes, 7000 Pueblos und 3000 Apaches. — In Arizona leben 36,000 Indianer, welche mit Ausnahme der stets kampfbereiten Apaches (beiläufig 8000 stark) ruhig und verträglich sind. Die Indianer in Kalifornien sind friedliche, sich selbst ernährende Stämme. Oregon und das Territorium Washington haben eine Indianerbevölkerung von 26,000 aufzuweisen, welche in folgende Stämme zerfallen: Chahtas, Modocs, Snakes, Klamaths, Nakamas, Twamish, Clickwilles und Makels. — Bei der Erwerbung Alaskas sind etwa 74,000 Rothhäute annektirt worden.

Die Zahl der kampffähigen Männer, welche die kriegerischen Stämme zu stellen vermögen, wird auf höchstens 50,000 geschätzt, wovon jedoch noch 20 bis 30,000 Weiber zu rechnen sind, die im Fall der Noth auch verzweifelt mitkämpfen können.

Illustrirte Klassiker-Ausgaben.

(Schluß S. 161)

Die durch den Holzschnitt vermittelte bildliche Anschauung ist der Gegenwart zu einem unabweisbaren Bedürfniß geworden. Den Anklang auf allen Gebieten des menschlichen Wissens bienend und das Unterhaltende auf dem Felde der Novellistik und Tagesliteratur verschönend, hat sich der Holzschnitt in Buch und Zeitschrift so eingebürgert, daß wir seiner nicht mehr entrathen oder ihn durch eine andere Darstellungsart ersetzt, wohlmöglich wohlfeiler, uns nicht denken können.

Nachdem schon einmal, im Zeitalter der Reformation nämlich, der Holzschnitt als popularisirendes Bildungsmittel einen großen Einfluß geübt, hat er zum zweiten Male und abermals in einer reichen Literaturperiode seine Herrschaft angetreten, und wie ehemals ist er dem Volke ein getreuer Dolmetscher aller Schrift und ihm Gebildeten ein willkommener Büchergehülfe. Die jüngeren Kinder unserer Zeit wissen es kaum, und auch unsere älteren Mitlebenden, belangen von der Gegenwart, erinnern sich kaum mehr daran, daß vor wenigen Jahrzehnten das illustrirte Buch noch nicht der Hausfreund des Arbeiters war, daß Prachtholzschnitt-Album noch nicht zum Schmuck des Salons gehörte. Unmerklich wurde die große Menge des Publikums zu einem Bedürfniß illustrirter Literatur hinübergeleitet, von dessen Macht man nur überzeugt werden konnte, wenn eine Verbiegung desselben plötzlich nicht mehr stattfände. Und für die meisten der Betheiligten unmerklich vollzog sich mit der Ausbildung der Holzschnittkunst, wie sie die letzten Jahrzehnte aufweisen, und mit deren Einwirkung auf die Volksbildung ein Stück kunst- und kulturgeschichte, das in seinem raschen Vorwärtsschreiten nur wenige Vergleiche auf anderen oder ähnlichen Gebieten haben dürfte.

Eine ganz besondere Bedeutung gewann der Holzschnitt als Illustration der in unseren Tagen so ungewöhnlich stark verbreiteten nationalen und klassischen Literatur. Allerdings ist auch, wie nichts Anderes, die volksthümliche, leicht herzustellende Holzschnittillustration geeignet, den Schmuck der Kunst auch in die bescheidensten Kreise zu tragen, wohin sie früher unmöglich einen Weg finden konnte, als die Illustrationen zu Homer, Don Quixote, Shakspeare, Goethe und Schiller ausschließlich in kostbaren Kupferstichen ausgeführt wurden. Der Holzschnitt war lange vernachlässigt, obgleich gerade ihm ein Dürer und ein Holbein ihre tiefsinnigsten Schöpfungen anvertraut hatten. Erst Ludwig Richter, der seine unerschöpflich reichen Darstellungen des Familien- und Kinderlebens fast ausschließlich in der schlichten, volksthümlichen Form des Holzschnittes in die Welt sendet, machte den Holzschnitt und die Illustration unter den Künstlern wieder heimisch. Die Illustration war von den Vertretern höheren Studs hochmüthig für einen unwichtigen Nebenzweig erklärt worden, mit welchem sich ein wirklicher Künstler nicht befassen dürfte. Dieses Vorurtheil ist nun allerdings genaunte Zeit schon geschwunden, seit Männer wie Menzel, Vautier, Camphausen, Meyerheim, Thumann u. A. ihre Zeichnungen dem Holzstod anvertrauen, und die Illustration hat sich in kurzer Zeit zu einer eben so großen Bedeutung sich für die schaffenden Künstler, wie für das aufnehmende Publikum entwickelt. Sie ist auch unter den Kunstformen jedenfalls diejenige Gattung, welche für die vaterländische Kunst der Gegenwart besonders begabt ist. Der spezifisch poetische Zug in der Anlage unseres Volkes läßt sich hier am besten verwerthen, zumal wenn es die Illustration von Dichterwerken gilt, wie bei dem Unternehmen, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser mit einigen Zeilen hinlenken möchten.

Die durch ihren gediegenen Kunstverlag bekannte Grote'sche Buchhandlung in Berlin, welcher wir u. A. die reizenden Ehnbuer'schen Bilder zu Melchior Meyr's Erzählungen aus dem Ries, die Shalspere-Galerie von Pilotn, Schmid, Thumann u. A., R. von Ramberg's berühmte Bilder zu Hermann und Dorothea danken, hat es unternommen, illustrirte Gesammt-Ausgaben Goethe's, Schiller's, Lessing's und anderer Klassiker zu veranstalten. Dieser Versuch, die Gesammtwerke unserer Klassiker zu illustriren, ist der erste seiner Art, denn bisher erschienen nur einzelne berühmte Schöpfungen, wie Faust, Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea u. s. w., in illustrirten Ausgaben, und zwar ließ sich die durch das Privileg des Klassikerverlags geschützte Cotta'sche Verlagshandlung meist Preise dafür zahlen, die man im Interesse der großmöglichsten Verbreitung unserer Dichter um vieles niedriger gewünscht hätte. Illustrirte Ausgaben konnten daher eigentlich nur die Reicheren Zahl der Bevölkerung den besitzen. Dieß ist nun glücklicherweise seit 1867, in welchem Jahre bekanntlich die Herausgabe der Klassiker freigegeben wurde, anders geworden. Schiller und Goethe, die bisher mehr genannt als gekannt, mehr bewundert als gelesen wurden, fangen nun an, in Wirklichkeit die Unsrigen zu werden, seit zahlreiche billige Ausgaben ihrer Werke erschienen sind und noch erscheinen.

Auch das Unternehmen der Grote'schen Verlagshandlung ist eine Folge der Aufhebung des Klassikermonopols der Cotta'schen Buchhandlung. Eine größere Anzahl der geachtetsten Künstler der Gegenwart sind für das Unternehmen gewonnen, und bereits sind mit deren Hülfe eine ganze Reihe stattlicher Bände gefördert, die sich neben reichem, schönem Bilderschmuck auch durch Billigkeit auszeichnen.

Es liegen bereits fertig vor: Goethe's (poetische) Werke, — die erste illustrirte Gesammt-Ausgabe Goethe's überhaupt — in 20 Bänden; ferner Lessing's und Schiller's Dramen, auch eine Anzahl beliebter Einzelwerke anderer Klassiker, wie Herder's Cid, Hauff's Lichtenstein, Schulze's bekannte Idylle, Vossens Louise u. a. m. Die Illustrationen sind natürlich, da eine Mehrheit von Künstlern dieselben fertigte, nach Komposition und Technik verschieden, allein im Allgemeinen sehr wohl, zum Theil sogar meisterhaft gelungen. Gerade der Umstand, daß eine größere Anzahl Künstler betheiligt waren, so daß jeder aus der Fülle der zu illustrirenden Werke sich diejenigen auswählen durfte, die seinen Talente und seiner Neigung sympathisch sind, hat den Unternehmen eine so hohe Vollendung gesichert. Den obersten Rang nehmen wohl die von Paul Thumann illustrirten Bände ein. Er lieferte auch bei Weitem die meisten Zeichnungen, nämlich: zu Goethe's Wahrheit und Dichtung, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, Schiller's und Goethe's Gedichten, endlich zu Hauff's Lichtenstein und Vossens Louise. Beiweitem gelungen erscheinen und die Illustrationen zum Lichtenstein und Egmont, welche uns das mittelalterliche Leben in Städten und auf Burgen mit Lebendigkeit und Wärme vorführen. In überaus reizenden Bildern ist auch Goethe's Jugendzeit in Wahrheit und Dichtung dargestellt.

Wir können leider die einzelnen Bände nicht so ausführlich besprechen, als wir wohl möchten, und müssen uns begnügen, unsern Lesern nur die Namen der betheiligten Künstler zu nennen, welche allerdings allein schon die nachdrücklichste Empfehlung dieser Klassiker-Ausgaben bilden. Wir nennen also weiter Engelbert Seibertz, bekannt durch seine Faustillustrationen; er zeichnete die Bilder zu Wallenstein, C. von Werner, der schnell berühmt gewordene Illustrator der Scheffel'schen Dichtungen, schuf mit gewohnter Meisterschaft die Bilder zu Herder's Cid und Schiller's Räubern, Tell und Jungfrau von Orleans; Wilh. Diez die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Friedrich Rothbart illustrirte Götz von Berlichingen und Nathan den Weisen; Schmitz den Faust und Don Carlos. Die Zeichnungen zu Hermann und Dorothea lieferte E. Bosch, zu Clavigo Grot Johann, zu Iphigenie Lossow, zu Werther Enders, zu den Balladenvorstellschaften resp. Bemus, zu Wilhelm Meister's Lehrjahren Paul Thumann und W. Friedrich; in höchst origineller Weise illustrirte der berühmte Karl Reinecke Reinele Fuchs; Lessing's Dramen verdanken ihren künstlerischen Schmuck Ludwig Pietsch, Hoff und Max. Bei der Illustration von Goethe's und Schiller's Gedichten sind fast alle genannten Künstler vertreten.

Die mit reichem Bilderschmuck gezierten Bände gehören gewiß zu den

Digitized by Google

werthvollsten Gaben des diesjährigen Büchermarktes und werden, so hoffen und wünschen wir, am Christabend in recht vielen deutschen Familien ihren Einzug halten. Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet im Buchhandel broschirt nur 8 bis 12 Sgr., elegant gebunden 20 Sgr. bis 1 Thaler. Die Mehrzahl der erwähnten Dichtungen erschien neben den Ausgaben noch in äußerst zierlich ausgestatteten illustrirten Diamantausgaben, welche sich besonders zu Geschenken für Frauen und Jungfrauen empfehlen.

Der Sohn des Dichters.

Von

Wilhelm Peltz.

Am 21. Januar 1776 zu Königsberg geboren, widmete sich Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann, äußerst talentvoll, der Jurisprudenz und wurde 1795, nach glänzender Prüfung, Auskultator. Ein glühender Verehrer Mozart's, warf der junge Rechtsgelehrte, der sich auch in der Musik auszeichnete, den Namen Wilhelm bei Seite und nannte sich dafür, Mozart zu Ehren, Amadeus. 1798 wurde er als Referendar beim Kammergerichte zu Berlin angestellt, und der zukünftige deutsche Calot tauchte in verschiedenen Journalen als Poet auf. Er war ihm hier unerwünscht, als er 1800 als Assessor nach Posen versetzt wurde. Ausgestattet mit einer glühenden Phantasie, war dem dichtenden Assessor das einsame Leben in Posen erschrecklich, und er warf sich in toller Ausgelassenheit dem Trunke, dem Spiele und andern Ausschweifungen sinnlich in die Arme. Auch ein tüchtiger Zeichner, entwarf er in der Kneipe mit leichter Hand Karrikaturen, die viel belacht wurden und ihre Runde durch die ganze Stadt machten. Da er auch seine Vorgesetzten durch Spotte anstieß, so schuf sich der leichtsinnige Assessor mächtige Feinde, die 1802 seine Strafversetzung nach dem elenden Plotz durchsetzten.

Doch der junge Poet ging nicht unter — ihn rettete die Ehe. An der Seite einer braven Frau kreiste er das wilde Leben ab und widmete sich ganz seinem Berufe. Bei seiner Geschäftsgewandtheit wurde er sehr schnell zum Rath ernannt und schon 1805 nach Warschau als Regierungsrath versetzt, wo er mit Hitzig und Zacharias Werner Freundschaft schloß.

Als Napoleon 1806 das Herzogthum Warschau eroberte, verlor Rath Hoffmann sein Amt, und er kam nach Berlin, um hier eine neue Thätigkeit zu gewinnen. Er wurde für gesellige Kreise eine gesuchte Persönlichkeit. Sein Anblick hatte etwas Unheimliches, wie seine Phantasiestücke, und doch war sein Gespräch so sprudelnd geistreich, daß man davon hingerissen wurde.

Das Unglücksjahr 1806 zerriß viele Familienbande, begrub manches Glück. Ein Beamter im Kriegsollegium hatte Berlin verlassen und mit seiner Behörde dem Königszuge nach Königsberg folgen müssen; seine junge, sehr schöne, kinderlose Gattin blieb in Berlin zurück. Die arme Frau hatte viel gelitten, denn sie hegte einen Widerwillen gegen ihren Mann, der in seinem Antlitze die Spuren einer Krankheit trug, die diesen Widerwillen Jedem erklärlich machten.

Das Schicksal führte die Beiden zusammen — den phantastischen, wilden Dichter und die verlassene, wunderschöne Frau. Sein glänzendes Klavierspiel, sein bezaubernder Gesang und seine Lieder berauschten das junge Weib. Sie glaubte wieder an das Glück ihres Lebens und warf sich dem Dichter mit ganzer Seligkeit in die Arme. Er verspradh ihr, seine Fesseln zu lösen, sie betrieb ihre Scheidung, und so wollten sie ein neues, glückliches Leben beginnen.

Regierungsrath Hoffmann erachtete es für ein Glück, als er 1807 eine Anstellung als Musikdirektor in Bamberg fand. Aus den Augen, aus dem Sinn. Was kümmerte ihn die Vergangenheit? Er ließ seine Familie nach Bamberg kommen. Das Theater wurde bald darauf geschlossen, und der Kapellmeister a. D. mußte es versuchen, als Schriftsteller zu leben. Die Noth wurde so groß, daß er gezwungen war, seinen letzten Rock zu versetzen. Als ihn Schauspieldirektor Joseph Seconda, der Dresden und Leipzig bereiste, 1813 als Kapellmeister anstellte, kamen wieder bessere Tage nach all' diesem Elende.

Und sie?

Ach, sie war elend geworden! Zu dem Verlassensein sollte sich noch die öffentliche Schmach gesellen. Sie gab in ihren Thränen einem Sohne das Leben. Eine befreundete Familie, der das Unglück zu Herzen ging, hielt die Sache geheim, und der Knabe wurde „ausgegeben". Als 1809 der Mann aus Königsberg heimkehrte, hatte eine alte Jungfrau nichts Eiligeres zu thun, als ihm zu dem Kinde zu gratuliren. Es gab ein stürmisches Wiedersehen. Die Frau erklärte dem Zornigen, sie könne und wolle nicht mehr mit ihm leben. Dieß steigerte seine Wuth bis zu dem Grade, daß er das sündige Weib mißhandelte und dieses sich in seiner Verzweiflung erhängte. Die Bekannten entdeckten diese That rechtzeitig genug und schnitten die Arme los. Als sie zum Leben erwachte, hatte man es mit einer Wahnsinnigen zu thun, die der Charité übergeben werden mußte, und der sie nach zwei schrecklichen Jahren, zerstört an Geist und Körper, entlassen wurde. Es ist ein Nachtstück aus des Dichters Leben, wie er es niemals phantastischer und teuflischer schildern konnte.

Als der Friede errungen war, da warf der Musikdirektor den Taktstock bei Seite und der Komponist stellte sich wieder als Jurist in Berlin ein. Seine Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt. Des berühmte Dichter wurde 1816 Kammergerichtsrath mit bedeutendem Gehalte, der, wie einst als Referendar in Posen, sich dem wilden Leben in die Arme warf und mit dem großen Ludwig Devrient die Nächte bei Lutter durchzechte.

Als Freunde ihn aufforderten, für den Sohn der Wahnsinnigen zu sorgen, antwortete er ihnen mit einem Hohnlachen. So mußten denn Freunde zusammentreten und die Vatersorge übernehmen. Sie verpflichteten sich zu einem monatlichen Beitrage und brachten das verlassene Kind zu einem Küster in Bernau in Preußen.

„Nun ist ein gar besonderer Saft!" sagt Mephisto. In den Adern des Jungen floß nicht nämlich Callot-Hoffmann'sche Blut — es steckte etwas Absonderliches, Zigeunerhaftes in dem Buben, der seinen schlichten Pflegevater große Noth machte. Wie sein rechtschaffener Vater, der Komponist der Undine, die Musik leidenschaftlich liebte, so übte sie über seinen Sohn eine unwiderstehliche Gewalt aus. Kamen Bergleute und andere Musikanten nach Bernau, so zog der achtjährige Knabe heimlich mit ihnen davon, und der bekümmerte Pflegevater suchte ihn vergebens in Berlin. Nach mehreren Tagen oder Wochen kam der Junge dann hungrig und zerlumpt wieder heim. Alle Ermahnungen, alle Vorstellungen, ja die schärfsten Strafen erzielten sich widerspruchslos — er lief stets von Neuem davon, wenn die Musik ihn rief. Später wurde Berlin sein Ziel. Er las eifrig die Zeitung, und kündigte man in der Hauptstadt eine neue Musikaufführung an, so verschwand er wieder. Er spähte so lange um das Opernhaus herum, bis er eine Thüre oder ein Fenster offen fand und mit günstiger Gelegenheit hineinschlüpfen konnte. War er nur hinein, so hielt er sich so lange sorgsam versteckt, bis die Kassenöffnung eintrat und er mit dem ersten Andrange unbemerkt einen Platz sich erobern konnte. Wovon er bei diesen Ausflügen lebte, wo er seine Nächte zubrachte, das hat ihm keine Bitte, keine Strafe entlockt. So suchte er in einer kalten Dezembernacht Schutz und Obdach im Säulengange der katholischen Kirche. Hier wäre der Knabe sicher erfroren, hätte sein Stöhnen nicht den Wächter herbeigelockt. Auf die Wache gebracht, erfuhr man die Adresse seiner Pflegee und Beschützer, und ihnen wurde am andern Tage der unverbesserliche Vagabund zugeführt.

Dieser Familienzwist bestehlt den Knaben, der so seltsame Neigung für die Musik bekundete, Unterricht in derselben ertheilen zu lassen, und so erhielt er denn in Bernau täglichen Klavierunterricht. Dieß vermochte diese Mittel blieb jedoch ohne Erfolg. Eben so wenig der Knabe in der Schule etwas leistete, in demselben Maße war auch sein Klavierlehrer unzufrieden mit ihm — der kleine Zigeuner hatte nun einmal kein Sitzfleisch, sondern blieb der unverbesserliche, abenteuerliche Ausreißer. Schon hatte er sein dreizehntes Jahr erreicht, dem Vater immer mehr wie aus den Augen geschnitten — da griff das Schicksal mit mächtiger Hand ein und machte seinem Strich unter dieses räthselhafte Leben: der Sohn des Dichters ertrank beim Baden in einem See bei Bernau. —

Der gewissenlose Vater, den Niemand seine Bedeutung in der deutschen Literatur absprechen kann, dessen „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen", dessen „Kater Murr" zu klassischen Ruf besitzen, untergrub seine Gesundheit durch seine Ausschweifungen und überlebte seinen Sohn nicht lange. Er starb nach entsetzlichen Leiden am 24. Juli 1822 an der Rückenmarksdarre, gefoltert von gräßlichen Bildern, in denen die Wahnsinnige und ihr verrathenes Kind die Hauptrolle spielten. Verschont aus dieß Ende in etwas mit seinem gewissenlosen Leichtsinn, ist es den Wissenden doch unmöglich, seine Nachtstücke und seine Elixiere des Teufels ohne ein gewisses Grauen zu lesen. Hinter seinen Phantasiestücken taucht unwillkürlich das Bild der Wahnsinnigen und das bleiche Antlitz des Ertrunkenen hervor.

Auflösung des Rösselsprunges Seite 144:

Unverständes Heimweh.

1. Drunten im Unterland, Da ist's bitt fein, Stehen im Oberland, Trauren im Unterland; Drunten im Unterland Möcht' i wohl sein.	2. Drunten im Neckartthal, Da ist's halt gut, Ist mer's da oben zum Manchmal au no so bumm, Han i doch allzweil Drunten gut's Blut.

Digitized by Google

Die Legende vom Hufeisen.

Der getreue Eckart.

Epigramme. 46. Die Gauklerin in Venedig.

Epigrammatisch. Das Diné zu Coblenz. Basedow, Lavater, Goethe.

Illustrationen zu Goethe's Gedichte. Aus der illustrirten Klassiker-Ausgabe von Grote in Berlin. (S. 162.)

Digitized by Google

Ein Magnatendrama.

Novelle von **G. E. M. v. Baldohanyi.**

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Der Kreislauf eines Jahres hatte alle seine Phasen durchgemacht, seitdem das Eisenkorb des Gruftgewölbes von Szent-Jvanyi die Abgeschiedenen von den Ueberlebenden abschloß. Die arme Jena trübt recht ungestört unter der häuslichen Genossenschaft vorangegangener Generationen. Ihr alter Vater hatte den Fuß nicht mehr auf den Grund und Boden von Szent-Jvanyi gesetzt nach dem letzten Male zu der Begräbnißfeier, und Jene war nur an der Schwester Geburts- und Todestag herübergeritten nach der Kirche, von wo er seinen Reitknecht in das Schloß schickte um den Schlüssel zur Gruft. Bald bestieg der junge Jurat wieder sein Pferd und ritt nach der Stadt zurück, die finstern Augen finster von dem Schlosse abwendend. Das Haus der Lebenden blieb jetzt fast so still und verödet wie die Wohnstätte der Todten. Der Graf war bald nach dem Tag der Bestattung fortgefahren mit Sack und Pack sammt dem Kammerdiener, um hinauszureisen in die weite Welt, die er gut genug kannte und nun wieder durchkreisen wollte als ein trostbedürftiger Wittwer und unabhängiger Mann, wie er es vorzeiten gethan in der Freiheit des Junggesellen. Der Trost der Dienerschaft hatte sich vertheilt nach andern Gütern des Grafen, oder war abgelohnt worden nach dem Tode der Gräfin. Nur was unmittelbar zum Schlosse Szent-Jvanyi gehörte, blieb zurück. Leser, wir wissen Dich jetzt von dem monotonen Schauptak der Haidelandschaft, des entvölkerten Schlosses und der trüben Betrachtung einer Gruft nach einem andern versetzen, aber wir fürchten, daß Du nicht an anmuthigen Eindrücken dadurch gewonnen hast. Der Ort, wohin wir uns versetzen, trägt keinen heiteren Charakter, als die Haide- und Moorgegend des Ungarlandes, es liegt vielmehr eine melancholische Verwandtschaft mit jener in dem eben Vorschgedrt, aber welches sich trage der Novembernebel mälzy, um in einer dunkel blaugrauen Masse gegen den Horizont zu verschwimmen, welche das Meer bedeutet. Der tiefdüstere Himmel liegt so flach über dem Umkreis, als er es nur in einer Steppengegend kann, und die unendliche Ebene ist häßlich und schmutzig, wie es die liebe Erde in einem guten Theil Europas mit geringen Abstufungen in dieser Jahreszeit zu sein pflegt. Unsern vom Strande, nahe genug, um bei heiterem Wetter die Fischerhoute zu erkennen, welche an der kleinen Bucht vorüberziehen, liegt ein Oedhof. Er ist die Restdenz eines armseligen Fischerdorfs, das seinen Szepter unterworfen. Das Gebäude steht in verkommenen Anlagen zwischen Hof und Garten, welche in der blühendsten Jahreszeit nicht viel weniger dürftig und kahl erschienen, als sie es jetzt sind. Das massive Viereck aus rothem Backstein vom Grund bis zum Schornstein gehört dem vorigen Jahrhundert an. Plump und eintönig zeigt es nicht nur jegliches Mangel an Schönheit und Styl, sondern auch den traurigen Anblick der Vernachlässigung und des Verfalls. Große Fenster starren aus zahlreichen kleinen, trüben Scheiben in die rauhe Welt. Der grüne Mooschimmel leicht an den kahlen, ungeschützten Mauern vom feuchten Boden bis unter das Dach hinan, und dieses selbst scheint wieder dieselbe graugrünliche Moosfarbe in noch dichterem Maßen bis zu den Schornsteinen, wo die Wärme und Rauch endlich Halt geboten. Es gibt nicht viel mehr zu sagen von dem Aeußern dieses verkommenen Herrenhauses und seiner Umgebung. Ein paar noch schimmer vermahrloste Wirthschaftsgebäude bergen sich in beschiedener Zurückgezogenheit hinter dem Rücken des großen Hauses und thun wohl daran, die Risse und Schäden ihrer äußern Erscheinung nicht gleich dem Auge des Besuchers bloßzustellen. Es zeigt sich so wenig Lebensregsamkeit auf dem Oedhofe, daß man vermuthen muß, sie habe sich vielleicht hinter dem Hause um die landwirthschaftlichen Gehöfte konzentrirt. Einige Hühner laufen von beiden Seiten nach vorne, um ihre Nahrung in dem Sande des Vorplatzes zu suchen — man hört auch zuweilen ein Blöcken und den landwirthlichen Regionen, welches die Vermuthung rechtfertigt, daß in dem halbverborgenen Meierhof wirklich noch einige von der dazu gehörigen Bewohnerschaft vorhanden sei. Eine morsche Holztreppe führt an die jetzt geschlossene Thüre des ungastlichen Hauses, und auf der letzten Stufe derselben steht ein brauner Jagdhund zitternd in den rauhen Windstößen, und das Oeffnen der Thüre mit gespannter Aufmerksamkeit und Ungeduld erspähend, um hineinzuschlüpfen. Wir wollen uns selbst nun in das Haus wenigstens, ohne auf das Oeffnen der Thüre warten zu müssen wie Feldmann, und bringen geradewegs über einen dunklen Flur, wo sich nichts Bemerkenswerthes befindet, durch den langen, kahlen Korridor, welchen einige schattenhafte Familienbilder in schwarzen Rahmen zieren, in die Wohngemächer. Der Vorsaal, den wir betreten, ist wohl in warmerer Jahreszeit der Speisesaal der Familie; jetzt scheint er nicht dazu zu dienen, denn es ist eisigkalt in dem großen, düstern Raum und der hochaufstrebende, mächtige Ofen hat wohl lange weder Flamme noch Glut in seinem weiten Schooß beherbergt. Die Wände sind mit Landschaftsmalereien in harten Farben bekleidet, der dunkel gebeizte Fußboden trägt die Spuren breiter Streifen, welche einen Pfad von der Eingangsporte bis zur Thüre in's Wohnzimmer angedeuten haben. Ein großer schwerfälliger Tisch aus Eichenholz mit gerundeten Ecken, ein eben so plump gearbeiteter Eßschrank und eine ehrbare Reihe hoch- und geradlehniger, hartgepolsterter Stühle längs der Wand bilden das Mobiliar dieses kahlen und kalten Gemaches. Auf dem breitgetretenen Pfad an die braungebohnte Thüre des Wohnzimmers gekommen, öffnen wir dieselbe und treten unbemußt der jenseitigen Bewohner in das Centrum des Familienlebens. Hier ist der Kamin, ein Ofen und ein Altem, was der Charakter des Hauses aufzuweisen hat. Die Stube ist groß, die hohen und breiten Fenster schmücken verschossene Gardinen von gelbem Damast, welche in ängstlich langen Falten an den Seiten herabflattern, ohne den Boden zu erreichen. Auch die Wände sind von gelben verblichenen Damasttapeten bedeckt, welche aus guten Zeiten stammend die trüben Spuren vieler schlechten an sich tragen. Die Einrichtung des Zimmers ist aus alten und neuern Stücken zusammengelegt, mehr nach dem Bedürfniß und dem eben Vorhandenen, als nach einem selbstständigen Plan und Geschmack.

Die guten Geister waren hier augenscheinlich nicht zu Hause, sie konnten den Gast nicht mit jenem unsichtbaren Wohlwollen empfangen, das weniger mit den Sinnen aufgenommen als in der Seele empfunden wird. Zu den Verwunderungswerthen Gegenständen und Zierden des Wohnzimmers gehören auch einige lebensgroße Familienporträts, welche gut gemalt und wohlerhalten, aber aus abgenützten Goldrahmen von den Wänden herabsehen. Ein junges Paar zieht im Bilde dargestellt die Aufmerksamkeit auf sich und besonders fesselt die Dame den Blick. Ihr Anzug, obwohl auch aus der Zopfzeit, zeigt eine fremdartige Verschiedenheit von den damals wie heute üblichen Formen der französischen Mode. Das braune Haar ist ungepudert und theilt sich an den Schläfen in zwei volle Flechten mit Perlenschnüren durchzogen, um sich am Hinterhaupte unter einem dort herabwallenden Schleier zu verlieren. Auf dem Scheitel ruht eine wundersame Krone aus Goldspitzen, die auch von Perlen umsäumt ist. Den Hals umschließt ein schmaler schwarzer Florstreifen, dessen herabflatternde Enden mit Goldschnüren besetzt sind. Ein den schlanken Leib eng bindendes ein goldgestücktes, blaues Mieder mit Perlen verschnürt von der Brust bis zur Spitze. An die Taille schließt sich eine kleine, weiße, spitzenbesetzte Schürze und bauschige, halblange Spitzenärmel umgeben die schönen Arme. Auch dem seltsamen Kostüme sieht ein zartes, aber auch fremdartiges Gesicht mit feinen, hoch festen Zügen und dunklen, lebensprühenden Augen. Der Schmuckgegenstand aber Gemahl neben dieser Dame, denn offenbar waren es Porträts eines großeltterlichen Beaux- oder Ehepaars, trägt die gewöhnliche bunte Tracht jener Zeit mit Tressenrock, lotsbarem Spitzenjabot und Manschetten. Der Puder schmückt seine aufgekämmte Frisur, welche unzweifelhaft im Nacken in den unvermeidlichen Zopf ausläuft, der auf dem Bilde nicht gesehen, nur vermuthet werden kann.

Wie kamen der bauerische Kavalier und die ungarische Edelname hier zusammen? Wir brauchen den trachtenkundigen Leser wohl nur an die Verwandtschaft Helenens und des ungarischen Geschwisterpaars Irma und Imre zu erinnern und er wird in logischer Gedankenfolge darauf kommen, daß die schöne Dame in der fernen Nationaltracht die Großmutter der obgenannten Drei gewesen, jenes ungarische Edelfräulein, welches den nordteutsche Junker als seine Gemahlin an den unwirthbaren Strand des nordischen Meeres versetzte. Aber nun zu den lebenden Insassen des Zimmers. Wir fangen von unten an, bis wir zur Krone der Schöpfung und dieses kleinen Schauplatzes gelangen. Auf dem verbrauchten Teppich vor dem Sopha liegt ein großer Neufundländer, die Schnauze zwischen den mächtigen Vorderpfoten, aber die Ohren beweglich wachsam und die klugen Augen nach der Thür gerichtet. Bei jedem Geräusch von außen erschüttert ein unterdrücktes, sonores Bellen das glänzende Fell des Hundes, wird aber von gellenden weiblichen Stimmen zur Ruhe verwiesen. Die Besitzerinnen dieser mißlingenden Stimmen sind zwei junge Damen von 18 bis 20, welche in einer Fensternische vor einem kleinen Nähtisch sitzen, der mit Linnenzeug bedeckt ist, woran die jungen Fräulein die sonst nützliche, hier aber hoffnungslose Kunst des Stopfens und Ausbefferns unheilbarer Zustände üben. Die beiden Schwestern zeichnen sich nicht durch Schönheit und Anmuth aus. Die Jüngere hat aber doch etwas von der beauté du diable, wenn man sich diese Sünde gegen den Germanismus noch erlauben darf. Gesunde Farbe, lustige blaue Augen und etwas röthlich blondes Haar würden ein genügend gutes Aussehen für achtzehn Jahre gegeben haben, wenn Alles in gutem Stand gehalten und gepflegt worden wäre. Was sollen wir von der andern Schwester sagen! Es gibt eine Häßlichkeit, welche sich nicht in entschiedene Misformen kleidet. Viele Menschen haben unseine Züge, einen rauhen Teint, grobes, glanzloses Haar, kleine oder grünliche Augen, und man sieht sie oft durch nicht von dieser Häßlichkeit erschreckt oder abgestoßen. Es kann manchen großen Mund geben, dessen Lippenfülle nur mäßig hübsche Zähne birgt und der doch ein

Digitized by Google

Lächeln besitzt, welches die Herzen gewinnt. Unsere zu beschreibende junge Dame hat durchaus nicht wie die Negerlippen die Schwierigkeit eines freundlichen Lächelns zu überwinden, ihr feingeschnittener, feingeklimmter Mund vermeidet nur die Freundlichkeit mit dem trotzig herabgezogenen Winkeln. Auch die unbedeutenden Augen würden leicht übersehen werden, wie die übrigen gewöhnlichen Züge des Gesichts, wenn sie nicht so scharfe Blicke schleuderten, so glühendes Licht sprühten, sobald ein Funken in die Hast empfänglicher Seele fiel. Die hatte Röthe ihrer Wangen ergoß sich dann über das ganze Gesicht der jungen Dame und es flachen die flachsblonden Flechten nicht sehr wohlthuend davon ab. Im Anzug sind diese Schwestern ziemlich gleich vernachlässigt. Er war ein Gemisch von dem, was braushter Eleganz und krassem Mangel am Nothwendigen, ein Verband mit fröhlicher Unordnung. Die Mädchen schwatzen zusammen, starren zum Fenster hinaus oder schelten auf Neptun, wenn er heften wollte. In einer andern Fensternische, welche den Vorzug eines Lehnsitzes genießt, ohne auch mit einem Rathsichen versehen zu, thront die älteste der auswesenden Schwestern, „die Perle der Familie" benannt. Diese ihr von der Welt verliehene Bezeichnung wurde den derzeit schwesterlichen Obrchampf auch von den beiden jüngern Mädchen, aber nur spottweise und privatim, zugetheilt. Der Titel gebührte der edlen, königlichen Erscheinung inmitten dieser kleinen verkommenen Welt von Aschenbrödel. Wir brauchen dem Leser natürlich nicht in der hohen, kinnen Gestalt, welche ein Lebensstoll ruht und die arbeitsamen Hände in den Schooß stellen läßt, unsere liebenswürdige und nie nach dem Redegebrauch alte Bekannte" aus dem Magnatenlichtsse, die schöne Helene, vorzustellen, auf deren Begegnung hier er ziemlich vorbereitet wurde. Der kurze Lauf eines Jahres konnte dieser übrigens Schonheit auf der Höhe von Jugend und Lebensfülle keinen Abbruch thun, aber verändert ist doch etwas in ihrem Wesen hervorstehen. Der Ausdruck von Unbernuth und Energie trat zurück vor einem mitdern den Anflug von Melancholie, welcher einen neuen und höhern Zauber über die interessante Persönlichkeit breitet. Die arme schöne Helene war so unglücklich in dem väterlichen Hause, als es ein freier Geist und eine feinere Natur im Schoofe einer solchen Familie und einer solchen Häuslichkeit sein mag. Helene hatte die Vortheile einer guten Erziehung in trefflichen Instituten durch die Mittheilung einer fürstlichen Pathe genossen. Sie war zeitweise bei wohlhabenden Verwandten der Familie auf ihren Landsitzen oder in der Stadt gewesen. Sie kannte und liebte allen Comfort gewöhnt und materiell feiner Lebensgenüsse. Ueber ein Jahr verlebte sie in Saint-Joanni, herausgerissen aus geregten von den Wogen eines orientalisch modernen Luxuslebens. Aus dieser duftig üppigen Atmosphäre in die modrige Stickluft ihrer rauhen Heimat versetzt, konnte sie diese nicht mehr athmen. Als Helene von dem Verdeck des Dampfbootes das ungeheure Städtchen verschwinden sah und alle Menschen am Ufer, welche ihr das Geleite gegeben und mit den Tüchern winkten, fühlte sie sich einer dunklen Gewalt, gewissen Fesseln entzogen, aber es war wohl nur das Gefangen, sich so bald an diese Fesseln zu gewöhnen, und jenes warmen Grauen, welches die Aberkassirte in sie erweckte, das dem täuschenden Freiheitsgefühl zum Grunde lag.

Helene hatte vergessen, welche Fesseln daheim ihrer warteten, wie unerträglich dieses Leben, verzinsamte, ausstehe, und nur an Allem, was Druck und Knechtung heißt, so überreiche Daheim ihr werden konnte. Zu Anfang, in dem ersten Drang von Mitleid und Jammer für die ältere Schwester, welche Helenen in jeder Beziehung am nächsten stand, traten die Eindrücke ihres traurigen Tausches noch zurück; aber die Schwester war verheirathet und fortgegangen, Helene blieb allein mit dem wunderlichen, unstäten Vater, den unsinnigen gewordenen jüngern Schwestern in der traurigen Heimat. Die ältere dieser beiden Schwestern haßte die schöne Helene, deren Einfluß und Widerstand gegen ihre eigene erstrebte Herrschaft über den Vater und die verkommene Wirthschaft sie mit allen Kräften ihres unfreundlichen und weiblichen Naturs entgegenarbeitete. Mathilde zog auch die jüngste Schwester Thella, der sie gewiß überlegen war, herüber zur Opposition gegen „die Perle", der Alles zu Leide zu thun, was Mathildens tückischer Geist nur ersinnen konnte, die Lebensaufgabe leider jungen Damen wurde. Helene war dieser Zustände, die sie nicht mehr zu verbessern und zu ertragen vermochte, in der Seele wunde geworden, sie wollte hinaus in die Welt, nicht auf erheiterte Besuchswochen zu Bekannten, hinaus auf lange, auf immer, aus dem häuslichen Aegefener ihres Familienkreises. Sie ließ sich in den Zeitungen als Gesellschafterin anbieten und der Vater hatte zugestimmt, als sich der Vortheil, die Sorge für wenigstens eine Tochter wieder los zu werden, in Gegen besonderer Finanzverlegenheiten einleuchtete. Herr von Rörsels fand nicht mehr so viel Kredit, um seine drei Fräulein prälentabel ausstatten zu Besuchen auf den nächstliegenden Gütern. In diese mißlichen Umstände fügte sich aber der alte leichtsinnige Landjunker, und machte daraus, was er konnte. Er ließ seine Tochter zu Hause und faste in seinem hübschen, noch unbezahlten Gig, mit dem letzten guten Pferde rund herum, soweit er gastliche Höfe oder Schlösser erreichen konnte, und ließ sich und seinen Zuchs so lange dort füttern, bis er sie der Reihe nach abgemolket hatte. Zwischen khrte er als gutes Hausvater zuweilen nach Rörsels zurück, wenn er ein Spiel gewonnen hatte und die Klagebriefe der Tochter ihn verfolgten, um einige Goldstücke an den bedürftigen Haushalt abzugeben. Die Mädchen ermarteten heute den Vater wieder von einem seiner Raubzüge mit verzweifelter Ungeduld, denn es war eine tröstlosere Düre als jemals in den spärlichen Mitteln ihrer Existenz eingetreten. Auf dem Tischchen vor „der Perle" liegt ein noch größerer Berg überwundener Ausbesserungsschwierigkeiten, wie auf jenem der jüngern Schwestern. Helene weilte nie ein trages Besitzel gehen — sie hat ihre Tagesschritt gethan und ihr Theil verrichtet, schmalen Hände, an welchen in Spitzenlumpi die Blicke der Herren bewunderd hingen, wenn sie den Thee bereiteten, in den Schooß sinken. Unten schlugen die Hunde an — ein Wagen eollte. Neptun sprang auf und in einem Satze zur Thüre, wo er ungestümt kratzend ein Freudengeheul ausstieß, daß die Wände erbebten, und den Klopf nach den Mädchen umwandte, zur Einladung, ihm die Thüre zu öffnen und dem Papa entgegenzugehen. Thella erfüllte den Lebenden Wunsch des Neufundländers und folgte dem hinausstürzenden Hunde. Die andern Schwestern kamen ihr nach bis an die Treppe, auf welcher die Herauskommenden schon sichtbar wurden. Der alte Rörsels trat, gefolgt von seinen Töchtern, der Haushälterin und den Hunden, in den Vorsaal. Er ließ den kleinen Handkoffer in sein Zimmer tragen durch die alte Thür, nahm ihr aber vorher ein Paket nach als und gab es Thella, um es in die Wohnstube mitzunehmen, wohin sich jetzt die Zuwilte begab. Der Angekommene rieb sich die starren Hände in der behaglichen Wärme, nach seinem schweren Mantel Mathilden über den Arm und sah mit lüstigem Lächeln auf die neugierig ihn umschwärmenden Mädchen. Er war ein stattlich kräftiger Mann mit dichtem, etwas grauem Haar und vollem Gesicht. In der Jugend konnte er hübsch gewesen sein, seine Züge waren es noch, aber die Augen schwammen in einem seuchten, bedenklichen Glanz, und eine lebhaftere Röthe, als sie die Fülle der Gesundheit und der scharfe Thwind entschuldigen konnten, lag auf den Gesichte. „Gib den Pad," spricht der Vater jetzt zu Thella, und sie beeilt sich, ihre Bürde auf den Tisch vor Papa zu legen, der die Hülle von dem Paket löst und einige bunte Kleiderstoffe zu Tage fördert, welche wohlgefällig ausbreitet.

„Ah, Papa, das hast Du von Jahrmarkt in Landa gebracht für die alte Dore und Hannen zur Weihnacht," sagte Thella in Backfischmanier, trotz der vollen ernsthaften Lehre.

„Nein, es ist von Judeu Samuel, der hausiern geht auf die Höfe, und es Papa angehängt hat im Schacher für alte Pferden," ergänzte die spitzige Mathilde und kniff ihren schmalen Mund pohnlächend zusammen.

„O ihr naseweisen Narren," versetzte erröthet der Vater, „als ob ich auf Jahrmärkten herumführe, um unsere alten Mägde auszustaffiren mit Perlenschnuren, aber alten Zeiten hat mir der gute Freund mitnehme, Tuchschmidt zu treiben mit den Juden, wenn er des Wegs kommt mit seinem elenden Kram. Ich war zur guten Stunde nach Schloß Kronholz gekommen. Die Gräfin hatte eben eine Partie Rodestoffe aus der Hauptstadt bekommen zur Auswahl. Sie rieth mir, die Gelegenheit zu benutzen, etwas für euch zu kaufen. Nun, die brauch's und quält mich immer um neue Zahlen. Es hat Heidengeld gekostet, Mädels, die sich es gar nicht werth — nehmt, was euer ist. Nehmt," wiederholte er zornig, als die Mädchen mißmuthig zögerten, „oder ich schenke es in Barthlichkeit der alten Dore und Hannen, dann mögt ihr selbst euer Kleider spinnen und weben, ich bekommere mich nicht mehr um eure Garderobe."

Mürrisch und betrübt, aber ohne ein Wort zu erwidern, nahmen Mathilde und Thella die Stoffe und gingen damit nach ihrem Zimmer. Der alte Landjunker blickte ihnen mit vorschmitzem Lächeln nach. Helene hatte dieser, wie ähnlichen oft erlebten Scenen in stumpfer Resignation zugesehen. Nun kam die beunruhige Gefahrage an die Reihe, ihr graute davor, aber sie sagte ruhig: „Vater, ich brauche Geld für den Haushalt." Er sahe nicht auf, wie somit oft bei solchen Anforderungen, sondern zog die Börse und zählte ein Häufchen Thaler auf den Tisch, das er Helenen zuschob. Ihren Dank dafür begegnend sprach er dabei: „Ich habe kein Glück im L'Hombre gehabt, mußte auf dem Heimweg bei Samuel eine kleine Anleihe machen für unsere Wirthschaft. Die schuftige Judenseele hat mir kaum ein Drittheil baares Geld gegeben von der verlangten Summe, und das Uebrige in seiner elenden Waare angehängt zu wucherischen Zinsen. Ich mußte Geld haben und Alles nehmen, ihr müßt mir helfen, es zu verwerthen, ung's den Mädchen gefallen oder nicht. Aber laß gut sein," fügte er hinzu, als er der Tochter niedergeschlagene Mienen sah, „ich bringe Dir vielleicht etwas Angenehmes." Er griff hastig nach der Rockkasche und zog einige Zeitungen heraus, die er auf den Tisch warf, um nachmals in die Tasche zu greifen.

„Es steht wohl ein Antrag darin?" fragte Helene und nahm erbei-

Digitized by Google

tret die Zeitungen. Der Vater hatte aber einen Brief hervorgeholt, dessen blauer Siegel er mit Befriedigung betrachtete. .

„Der bringt vielleicht Besseres, als ein Zeitungsbogen voll Gesellschaftstein. Das Trauerjahr ist abgeflossen," sagte der alte Junker vergnügt und reichte Helenen den Brief hin. Ihre Hand zitterte, wie sie das Blatt berührte, und ihre Röthe stieg ihr in die Wangen. Aber bald wurden sie wieder blaß, wie jetzt immer, so oft Briefe kamen, die Gutes meldeten. Das Siegel zeigte ein gräfliches Wappen und die Aufschrift war von Bela's Hand. Nicht der erste Brief war es, welcher von dem verwittweten Grafen nach Rörsfelde kam. Die Anzeige von Irma's Hinscheiden erhielt Helene mit einigen begleitenden Zeilen durch den jüngern Vetter Imre. Bela hatte ihm darum gebeten, diese Verwandtschaftspflicht an seiner Stelle zu erfüllen, da er sich noch nicht kräftig genug fühle. Ziel hatte es Helenen erschüttert, die jugendliche Irma so rasch dahingerafft zu wissen. Irme hatte in seinen Zeilen, die von brüderlichem Schmerz erfüllt waren, die Katastrophe als Ursache des Todes seiner armen Schwester bezeichnet, Frau Mikla's Versäumniß aber auch als eine Beschönigung bestellen ermahnt. Von einer Vermachtlassung wird zwar gewohnheit sehr viel, nicht immer aber von den Damit in irgend welcher Beziehung Stehenden gesprochen. In Helenen drang von den näheren Umständen bei traurigen Falles nichts, als was sie durch die Briefe der Vettern erfahren. Imre's Mittheilung schien zurückhaltend und er zu peinlich vom nähern Eingehen in das schmerzliche Ereignis zu leiden, um es nicht zu meiden. Von Bela kam erst nach einiger Zeit, als er schon auf Reisen in Scheriben an Helene. Sie empfand damals den eigenthümlichen Schauder vor seinem Brief, welchen sie doch nur als phantastische Zurcht, aus unklaren Eindrücken und Ahnungen hervorgegangen, immer mehr erkennen mußte, und deßhalb mit der Kraft ihres freien Geistes zurückdrängen wollte.

Der Inhalt des Briefes selbst verscheuchte durch seinen ruhigen, milden Ton, die einfache, natürliche Weise, womit er Alles behrach, bald die gespenstischen Schatten in ihrer Seele. In Bela's Hand lag nicht allein die magische Gewalt der Töne, auch die Feder war ihr unterthan, die tiefsten Saiten seines Wesens zu vermitteln. Es lag in dem geschriebenen Wort, wie in den Klängen ein Zauber, welchem sich verwandte Geister nicht leicht entzogen. Helene behalm noch zweifelte, aber selten Briefe von ihm, nachdem er sie geboten, ihr von seiner einsamen Wanderung durch die Welt zuweilen ein Wort zukommen zu lassen. Bela wieß die große Heerstraße der Reiselustigen; seine Briefe kamen bald aus einem kleinen Fischerdorf am adriatischen Meer, bald aus der Nähe eines historischen Sees. Manches Schöne und Interessante, das sich nicht in Reisebüchern findet, spiegelten diese Briefe wieder, ohne mehr als die Staffage davon zu nehmen für den tiefern Inhalt. Helene fühlte die Macht seiner Briefe und den tiefen, nie vorübergehenden Eindruck seiner Hingebung darin.

Auch wenn Bela über seine verstorbene Frau schrieb, war es ihr beruhigend. Es klang sanft, ruhig, weicher, als er sich über die lebende Irma äußerte. Heißen Schmerz heuchelte er nicht, wo er keine solche Liebe gezeigt und empfunden. Es lag eine lange Pause zwischen seinem letzten Brief und diesem, der nun in Helenens Hand war. Sie krenne sich bei Nichtvergessenheit und hoffte doch plötzlich wieder das Innige schmerzende Grauen durch ihr Herz schleichen. Die Gegenwart des plattweltlich spekulirenden Vaters war ihr unleidlich. Sie ließ den Brief uneröffnet und wandte sich zum Gehen. Der alte Junker lachte spöttisch.

„Bin gar nicht neugierig, mein Töchterchen; wenn etwas richtig worden soll, werde ich's schon erfahren." Damit klopfte er sie auf die Wange und verließ Helenen zuvorkommend das Zimmer. Draußen pfiff er sich ein lustiges Stückchen auf dem Wege nach seiner Stube, daß es durch den Korridor schallte und die Hunde lustig bellend einstimmten. Des Alleinseins froh, setzte sich Helene und las den Brief. Er war von der Insel Blight vor der Abreise des Grafen geschrieben. Ihre Wangen glühten, als sie zu Ende gelesen hatte, und die glänzenden Augen blieben unstet, wie im Fieber, durch das Fenster. Der Brief enthielt keine Liebeserklärung, keine Werbung. Es waren nicht viele Zeilen, keine Gefühlsphrasen, keine verhüllende Einleitung — aber Helene fühlte doch unwiderleglich in jedem Wort, in dem leidenschaftlichen Hauch, der den kurzen Brief durchzitterte, daß er Alles für sie bedeute. Bela meldete seinen Besuch bei den deutschen Verwandten an und bat um herzliche Aufnahme. Der dem Abendbrief, wo sie mit dem Vater zusammen, daß sie ihm den Brief und sagte mit wohlbeherrschter Stimme, daß Bela auf der Heimreise nach Rörsfelde kommen wolle. Mit befriedigtem Lächeln hörte Papa diese Ankündigung und las behaglich den Brief des ausländischen Verwandten.

„Nu, der reiche Magnat wird sich's gefallen lassen müssen, wie in seinen goldenen Schlössern wird es's nicht finden in unserem kahlen Dahermeyer," sagte humoristisch um sich selbstend der Dynast von Rörsfelde, „das ist aber seine Sache, wenn er kommen will."

Auch Helene dachte jetzt errötheud an die Aermlichkeit und Zerrüttung des Hauses, an die schreienden Mängel und Entbehrungen, welche es dem Gaste nur bieten konnte. Den jüngern Schwestern, welchen die baldige Erwartung des ungarischen Vetters eröffnet wurde, war das ungeheure Ereigniß ein Gaudium. Sie ergingen sich in Allem, was an Glanz und Bashett über die häuslichen Zustände in Beziehung zu dem reichen Grafen angebracht werden konnte.

„Die Perle schimmert heute noch einmal so prächtig im innern stillen Vergnügen," sagte Thella kahlleie zu der neidgelben Mathilde.

„Wenn er sie aber in der Fassung der grünverschimmelten Muschel unseres Hauses sieht, wird ihn der Glanz nicht blenden," erwiderte die freundliche junge Dame und stach mit ihren scharfen Augen nach der bescheidenen Schwester. Helene athmete erst erleichtert auf, als der Familienrath auseinander ging und sie sich allein in ihrem Zimmer mit Bela's Brief und ihren stürmenden und freireuden Gefühlen und Gedanken fand.

Dreizehntes Kapitel.

Das Außerordentliche auf dem Herrenhof zu Rörsfelde hatte stattgefunden. Der Magnat war dort angekommen. Der alte Handsdopat wüthete und wüthte in den Träumereien seiner Herrlichkeit, um aufzubieten, was irgend noch vorhanden zu Ehren des Gastes und des Hauses. Die einzige Gans, die letzten Hühner mußten als Opferthiere bluten. Die gerne hätte der Gast diese Ovationen entbehrt! Bela aß sehr wenig und wußte nach wenigez, was er aß. Die Opferdobite aller dieser Braten stiegen vergeblich zu ihm auf, er achtete nicht dessen, was sie verbieten. Es war eine stürmisch bewegte Zeit auf dem Edelsitze, wohin seit Jahren keine Gäste mehr kamen, weil sie in Stuben wohnen mußten, worin Ratten und Mäuse umherliefen, und die vom Regen durchweichte Decke den Einsturz drohte, von den kulinarischen Mißständen und anderen Entbehrungen nicht zu reden.

Der ernste, edle Ungar gefiel Allen, und er wollte auch gefallen. Die Jungen sämmtlicher Damen des Herrenhauses, bis auf die alte Dore und Hanne, die Stickemmagd, fesselte der dunkle fremde Typus seiner Schönheit und die prächtige Nationaltracht. Dem alten nordischen Junker gefiel der junge Edelmann über alle Maßen. Freilich hätte er ihm auch gefallen, wenn er die Häßlichkeit und Unleidlichkeit selbst gewesen wäre, wenn er sonst nur alle Ländereien des Magnaten, welche ein deutsches Fürstenthum umfaßten, besessen hätte und die Paiersmiche dazu. Die schesslichsten Herzen und Blicke der jüngeren Confinen bejauderte der Tintalvorter durch Bestissenheit, Verwandtschaftsrechte geltend zu machen, um eine Menge kleiner, hübscher, hier nie gesehener Niedlichkeiten aus Frankreich, England und Italien den jungen Damen zu Füßen zu legen. Sie verliehen sich Beihe in den schönen Better, den sie der Perle natürlich nicht gönnten, aber doch einsahen, daß sie Helenen, welche unzweifelhaft schon lange den Preis gewonnen, nicht Konkurrenz machen konnten. So war es denn in Wirklichkeit gekommen, daß Bela als Helenens Verlobter von Rörsfelde abreiste, um nach Hause zu eilen und in wenig Monaten die deutsche Braut in die ungarische Heimat zu führen, wie einst Helenens Großvater das ungarische Edelfräulein nach dem deutschen Norden holte. Das offizielle Ja kostete Helenen keinen Kampf mehr, als die Werbung vor der väterlichen Autorität erfolgte und der alte Edelmann den jungen Lehnungswall an seine Tochter wies, deren Antwort in jedem Falle seine volle Zustimmung haben werde. Papa Rörsfeld zweifelte natürlich gar nicht, daß sie nach seinem Wunsche lauten werde. Helene sprach das erwartete Jawort — der Kampf war vorüber — das Herz trat in seine Rechte. Aber in der vorhergehenden Stunde des Alleinseins mit Bela, wo die brennende Frage auf seinen heißen Lippen zitterte, in seinen dunklen Augen glühte — wo er bebend vor Aufregung vor ihr stand, als stehe ein todeswürdiger Verbrecher um ein Wort der Gnade — wo seine kalte sonchte Hand die ihre faßte, da erhab sich der warnende Schatten wieder in ihrer Seele, und ein Schauder durchlief ihren Körper, der die Hand zucken machte, welche Bela hielt. Erschredt zog er ihre Hand an seine Brust, und bebende, innige Liebesworte strömten über seine Lippen. Der weiche, traurige Klang seiner Stimme, die süßen, feurigen Worte einer feelenvollen Leidenschaft drangen tiefer in ihr Herz, als das erkaltende Grauen, welches sie plötzlich befallen hatte. Die zwei kämpfenden Gefühlserstrebungen bejaunen sich auszugleichen, indem sie sich begegneten. Die milde Wärme der Liebe und des Lebens verdrängte die kalten Schauer des Entsetzens und der Todesahnung.

„Nur das eine Wort, Helene, wird es so schwer?" flüsterte Bela. Helene schwieg, aber ein paar große Thränen rollten aus ihren gesenkten Augen. „Nur dieß einzige Wort, worin mein Leben, meine Seligkeit liegt." Er hatte mit beiden Händen jetzt die ihrigen umfaßt und sie fühlte das Zittern dieser starken Hände so heftig werden, daß es sich ihr mitteilte. „Ihre Augen haben sich auf zu ihm, und es lag das Wort in dem Blick, das er begehrte — auf ihren Lippen erstarb es unter seinem Brautkuß. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die drei steinernen Tische.

Die an so manchen Stellen anderer, durch schöne Aussichten oder merkwürdige Begebenheiten sich auszeichnenden Gegenden gewisse Wahrzeichen angebracht sind, so ist dies auch in der durch Naturschönheiten und historische Erinnerungen reichen Umgebung der alten Musenstadt Heidelberg der Fall. Wir gewahren da unter Anderem in sehr verschiedener Richtung drei „steinerne Tische“ (auch im Volksmunde kurzweg also geheißen), welche, weil ziemlich weit von der Stadt entfernt und in abgelegener Gegend befindlich, den gewöhnlichen Touristen in der Regel völlig unbekannt sind. Der eine und nächstgelegene dieser drei Tische befindet sich in einem schönen, schattigen Buchenwalde, eine starke Viertelstunde von dem romantisch am Neckar gelegenen Stifte Neuburg aufwärts im Gebirge. Roh aus Stein gearbeitete Sitze sind um den aus gleichem Material kunstlos gefertigten Tisch angebracht; wenige Schritte abwärts entspringt eine silberhelle Quelle, welche das grüne Wiesenthal hinab als lustiges Bächlein rieselt, jedoch allzu bald in nahen Neckar ein Ende erreicht. Ohne Zweifel hängt die Geschichte dieses Tisches mit der des nahen Klosters Neuburg zusammen. An schönen Sommertagen ist die genußreiche Stelle im Waldesgrün (das nur leider in neuester Zeit durch Maßregeln der Forstkultur etwas gelichtet worden ist) mitunter der Sammelplatz vergnügter, an Natur und Geselligkeit sich ergötzender Menschen aus der Stadt. Gelangt doch das liebe, romantische Plätzchen zu einer Art von klassischer Berühmtheit durch die von Zeit zu Zeit dort wiederholten Zusammenkünfte des sogenannten „Engern“, eines geselligen Zirkels in Heidelberg, welchem der berühmte, leider zu früh verstorbene Historiker Häusser präsidirte, und der so manche andere bekannte Persönlichkeit der dortigen Universität zu seinen kündigen Mitgliedern oder doch zu seinen Gästen zählte. Wie erinnern uns in Kürze an den ehemalige denkwürdigen Romanisten v. Langerow, an den berühmten Chemiker Bunsen, an Professor Marquardsen (jetzt in Erlangen), an den bekannten Dichter V. Scheffel, welcher den geselligen Kreis durch seine „Lieder aus dem Engern“ verherrlicht hat. (Diese und andere Lieder wurden, beiläufig gesagt, am ansprechendsten von dem häufig im „Engern“ sich einfindenden, durch seine umfassenden naturwissenschaftlichen Kenntnisse sich auszeichnenden Pfarrer Schmelzer vom nahen Orte Ziegelhausen vorgetragen — „Ehrwürd'ge Pfarrherrn wurden singend laut“). Noch besteht dieser Freundestreis fort, ist jedoch durch Tod und Entfernung so mancher namhafter Mitglieder sehr gelichtet.

Ein weiterer „steinerner Tisch“ befindet sich in einer Seitenschlucht, die sich von dem Plateau der südlichen Abhachung des Königsstuhles zu dem in der Ebene gelegenen Orte Leimen hinabzieht. Dem auf- oder absteigenden Fußwanderer bietet er einen natürlichen Ruhepunkt dar, wo er sich einen Moment erholen und durch einen Blick über die vor seinen Füßen sich ausbreitende gesegnete pfälzer Ebene ergötzen kann. Das Silberband des Rheines, jenseits die Bergreihe des Hardtgebirges und der Vogesen, mehr hervorragend die Thürme von Mannheim und Speyer, sowie Schwetzingen mit seinem großen, berühmten Garten, zur Linken der aus dem Gebirge tretende Neckar sind die hervorragendsten Merkmale des schönen Panoramas. Als noch die Kurfürsten von der Pfalz in dem Schlosse zu Heidelberg und zur Sommerszeit mitunter in dem eine Stunde näher gelegenen Schlößchen des Rohrbach verweilten, ist dieser Tisch die Raststätte für manchen Jagdzug gewesen, welcher nach vollbrachtem Waidwerk in die Ebene hinabstieg. Heute dient dieselbe Stelle häufig zum Sammelplatze von die edle Kunst des Gesangs pflegenden Vereinen Leimens und anderer benachbarter Orte.

Der dritte steinerne Tisch ist der entlegenste. Er steht mitten in dem Waldesgrün des sogenannten „kleinen Odenwaldes“ (wie der am linken Neckarufer liegende Theil dieses Gebirges im Volksmunde heißt), zwei Stunden hinter dem Städtchen Neckargemünd, eine Stunde hinter der alten Bergfeste Dilsberg. Nicht weit davon zog vor Zeiten eine Fahrstraße von Neckargemünd nach Wald-Wimmersbach hier vorbei; diese ist jetzt eingegangen und wird nur noch als Fuß- und Reitweg benützt. Ein anderer Weg führt nach dem eine starke halbe Stunde von da entfernten Neckar hinab. Auch in dieser einsamen Waldesgegend lagen die Pfalzgrafen mit ihrem Gefolge dem edlen Waidwerke ob, und zur größeren Bequemlichkeit für die Rastenden wurde im Jahr 1752 der steinerne Tisch errichtet. Heute dient er dem müden Fußwanderer oder Sonntagsjäger zum Ruhepunkte. Um größern Schutz gegen die Unbilden der Witterung zu verleihen, hat man vor zwei Jahren in unmittelbarer Nähe ein kleines Rasthäuschen angebracht. Das Verlangen jener rheinischen Fürsten mitten im freien, grünen Walde mag auch im Gesange lebhaft in die Schlußstrophe unseres „Freischützen“ versetzen:

„Wenn Wälder und Felsen uns hallend umfangen,
Zünd' feuer und freudig zur Beute Pokal!“

Versunken in das Meer der Vergangenheit sind die fürstlichen Repräsentanten der Rheinpfalz sammt ihrem Jagdgefolge und der ganzen sie umgebenden Herrlichkeit. Ein anderer Jäger, düstern und wilden Charakters, hält aber zuweilen mit seinem Gefolge — nach der Volkssage — zur Mitternachtszeit seinen geisterhaften Umzug, wie im Odenwalde überhaupt, so auch in jener Gegend des steinernen Tisches. Der nächtliche Jagdzug wird mit seinem geräuschvollen Tosen und Lärmen — wie die Sage lautet — gewöhnlich dann bemerkt, wenn dem deutschen Vaterlande eine Kriegsgefahr droht.

„Es regt sich was im Odenwald,
Und durch die Büpfel hallt's und schallt,
Der Rebenstein zieht um!
Vom Rhein der bringt ein scharfer Luft,
Ihr treibt den Altin aus der Gruft, —
Der Rebenstein zieht um!“

Rösselsprung.

der	und	mit	lich	rum	da	ge	hält
mel	an	ar	frey	im	warm	da	ute
feel	le	freunde	b'lecht	der	len	ih'ß	ber'
wer	weich	im	orm	net	b'leut	a	sind
sind	und	bei	le	nas	b'leut	lanz	sind
net	gen	be	in	traue	warm	b'ber	warm
lie	traun	treich	sind	gru	ler	ben	ih'ß
b'ber	gar	der	treu	ge	ben	le	land

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 132:
Arbeiterbildungsverein.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 15. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **Dan Demall.**

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Damals war die prächtige eiserne Alexandrabrücke, welche jetzt von Warschau nach der Vorstadt Praga hinüberführt, noch nicht fertig, ein alter, unschöner Holzbau vermittelte den Verkehr.

Am Abend brannten hier für gewöhnlich nur die wenigen Gasflammen längs der plumpen Geländer der Kais und erhellten mit ihrem gelblichen Lichte spärlich die dunkle Umgebung, heute aber kam noch eine Reihe von Pechpfannen hinzu, untermischt mit Theertonnen unten am Strome, deren blutrothe, qualmende Flammen einen flackernden Schein weithin über die glatte Eisfläche warfen, unter welcher das Wasser dahinrauschte.

Der Himmel war sternenklar und ein frischer Ostwind strich über den Strom und legte den spärlichen Schnee nach der vorschauer Seite hinüber.

Auf der spiegelglatten Fläche des Eises tummelte sich eine bunte, elegante Menge auf Schlittschuhen und Stuhlschlitten beim Klange der Musik von drei Banden zweier verschiedenen Regimenter, umgeben von einer dichten Postenkette, welche Alle, die nicht zum Hofe gehörten oder besonders befohlen waren, zurückwiesen; auch eine zahlreiche Polizei war aufgeboten, um alle Uebelgesinnten fern zu halten. Ihre Agenten trieben sich überall auf der Brücke, zwischen den eleganten Schlitten und Wagen auf dem Kai und in den Nebenstraßen herum, um ein Stocken der Circulation zu verhindern, und wo mehr als drei Personen zusammenstanden, hieß man sie barsch auseinandergehen.

Dennoch hatten sich hie und da einige wenige Zuschauer eingefunden, die entweder das hübsche Schauspiel bewog, einen Augenblick zu verweilen, oder die ihrem Zorn über die Russen mit Worten und Geberden Luft machten.

Unter diesen befanden sich auch zwei Personen, welche am Zugange zu der Brücke wie zufällig aufeinander stießen, ein Mann in einem kurzen Pelze und eine Frau, in einen weiten Mantel gehüllt, das Gesicht beinahe völlig von dem Capuchon desselben verhüllt.

„Ich danke Dir, Mincia," sprach Bobrowski, dem Mädchen den Arm reichend und sich bemühend, hinter die Kapuze zu sticken, mit einem Tone, der herrischer klang, als man dieß sonst von dem Stabschef gewohnt war — „Du bist ein gutes Mädchen, daß Du so pünktlich Wort hältst, ich habe eine wichtige Mittheilung für Dich und eine Bitte, glaube mir, sonst hätte ich Dich nicht herausgelockt, um jenen Karneval hier unten mit anzuschauen. — Wie geht es Dir?" —

„Wie geht es Dir, Stephan?" frug statt der Antwort Mincia ihrerseits. Sie schlug den Schleier herauf und ließ ihr klares und treues Auge forschend auf dem Antlitze Bobrowski's ruhen — „hat Dir der Arzt erlaubt, das Zimmer zu verlassen? — Komm, bleib' nicht stehen — hier weht ein

Wie man seine Zeche bezahlt. Nach einem Gemälde von H. Vacon. (S. 171.)

Digitized by Google

kalter Wind auf der Brücke, er konnte Dir einen Rückfall zuziehen, Stephan."

„O laß mich immer einen Augenblick diese Thorheiten hier mit ansehen, wenn man acht Tage lang nur den grauen Himmel und die Wände seines Zimmers schaute, sieht man gern einmal so etwas Menschengewühl" — sprach Bobrowski mit einem Anflug von guter Laune — na möge slowo Monoru,*) ich fühle so ein Prickeln in meinem ganzen Körper, so eine Lust, mich einmal wieder auszutoben wie in meinen Knabenjahren. Ich möchte mir am liebsten gleich auf der Stelle ebenfalls die Eisen anschnallen und mitlaufen weit, weit hinfort mit Dir!" — Weißt wohl noch, Mincia, wie Du noch so rein kleines süßes Mädchen warst und ich Dich bisweilen auf einem Teich fuhr — weißt wohl noch, wer mir da den ersten Kuß gab? — Ach, wo sind die Zeiten hin, — wo sind sie geblieben!" —

Die Beiden waren wieder Willen, angelockt von dem prächtigen Anblick dort unten, von dem bunten, fröhlichen Treiben, einen Augenblick seßhaft geblieben und beugten sich über das Geländer, um besser zu sehen.

Mincia bemerkte mit pochendem und doch besorgtem Herzen die ungewöhnlich weiche Stimmung ihres Geliebten, sie schante mehr auf ihn als auf das Gewühl. Während er seinen Arm traulich um ihre Hüfte legte, übeelegte sie, was in dem Herzen des Mannes wohl vorgehe.

Wor dieser Seelenzustand nur eine Folge seines Unwohlseins, herausfete ihn die seltsame Lust nach der tagelangen Entbehrung derselben? Die ewige Anspannung seines Geistes schien auf eine kleine Weile gewichen zu sein, der Verschwörer fühlte wieder wie ein gewöhnlicher Mensch, wie in früheren Tagen. — Er war von jeher ein ausgezeichneter Schlittschuhläufer gewesen und stolz auf seine Kunst; wie oft hatte er sie dieselbe früher probirt!" — Aber diese Weichheit der Stimmung, welche alle Fibern ihres Herzens erklingen machte vor leisem Entzücken, beunruhigte sie zugleich in hohem Maße, es mußte ein besonderer tieferer Genuß in derselben vorhanden sein, den sie nicht kannte, sie kam zu plötzlich, zu außergewöhnlich. Während sie seine Hand mit ihren zarten Fingern liebkoste, während sie auf sein Geplauder lauschte, das einen süßen Klang aus alten Zeiten in ihrem Herzen wach rief, wie wenn der Abendhauch leise durch eine Aeolsharfe zieht — hing ihr thränenfeuchtes, liebeblickendes Auge voll zärtlicher Sorge an seinen Mienen und studirte jede Bewegung derselben, jeden Blick und jeden wechselnden Schimmer seines Gesichtes.

Sie that keine Frage, sie sprach nicht aus, was sie empfand. Es that ihr doch so wohl im Herzen, Bobrowski's Stimme zu vernehmen, seine Nähe zu empfinden — was hatte sie Alles um seinetwillen nicht entbehet und gelitten! —

„Sieh — dort ist die Großfürstin mit ihren beiden kleinen Töchtern. Wie gut sie läuft — sieh nur, Mincia! — Dort steht Graf Beg neben dem Feuer und friert — und dort bei der Musik erblickt ich unsern Gastgeber mit Mrosselsoff — ein heeliches Gespann, wie?" —

Er lachte herzlich auf — einer der seinen Kavaliere fiel unfern der Brücke tüchtig auf das Eis. «Co za szkoda!» **)

„Das zierliche Herrchen — hoffentlich schützte ihn die Watte vor einem Rippenbruch," spertze er. — Auch Mincia mußte lachen über diesen kleinen komischen Unfall.

„Bitte, zeig' mir doch Baron Mengden, wenn Du ihn siehst, liebe Mincia, ich bin neugierig, ihn kennen zu lernen," sprach dann Bobrowski nach einer Weile.

„Ich suche ihn schon seit einer Weile," erwiderte die Polin, „ohne daß ich ihn aus der Menge herausfinde — er fährt die Gräfin P. im Stuhlschlitten. Unter uns — dieselbe scheint sich sehr sie benehmen zu interessiren. Ah — da ist Pein; Mussa, siehst Du ihn, Stephan? doet links neben jener Gruppe, in welcher Graf Beeg mit Bielopolski steht — sieh, wie gut er läuft, der kleine Tscherkessse!"

„Doprawdy ***) — der verflucht's!" rief Bobrowski voll Enthusiasmus — „sieh, wie er durch die Menge dahinschießt, leicht wie eine Schwalbe, — brava, mein Prinz! O Mincia, ich bekomme eine fast unbezähmbare Lust, auch meine Schwingen einmal wieder zu versuchen! Morgen wollen wir auf's Eis."

„Thun wir das, — doch sieh, Jener dort ist Mengden, der große Elfiier, der eben der Dame da aus dem Schlitten hilft — es ist die Gräfin. Er geleitet sie zu ihrem Manne."

„Ah — das also ist er? Ein schöner Mann, soviel ich von hier aus erkennen kann bei dem unstäten Lichte!"

„Er ist in der That schön — schön und interessant," sprach Mincia mit Nachdruck, „und voe Allem, er ist ein Mann von Jagdgefühl und Rechtschaffenheit."

„Ei ei, Schatz," spottete Bobrowski gutgelaunt, „Du setzt Dich ja feinerwegen sehr in Unkosten."

„Und mit Recht, denn er verdient es nach Allem, was ich von ihm sehe und höre — doch schau, was weird das?" —

Da unten bereitete sich etwas Besonderes vor; die Leute mit den Fackeln verengten ihren Kreis, die Gruppen schoben sich nach einem Punkte dichter zusammen und nun beim Klange der Musik erschienen Mussa und Mengden in der so gebräuchten Arena, wie es den Anschein hatte, um einen Wettkampf zu beginnen — ein Stückchen Eissport sollte hier Platz finden, in welchem der Orient mit dem Occident um die Siegespalme stritt.

Mengden hatte den Mantel abgeworfen und beschäftigte sich noch mit seinen Schlittschuhen, während Mussa bereits bald wie ein Pfeil dahinflog, bald in kurzen Kreisen bis zum Schwindligwerden sich drehte. Wie einer wahrhaft leidenschaften Genußsucht sprang es bald voewärts, bald rückwärts und schnellte sich von einem Bein auf das andere. Als er eine Weile dieser Kurzweil mit dem ganzen Feuer seiner Rasse obgelegen und vielfache Bravos geerntet hatte, zog er seinen Dolch aus dem Gürtel, ließ ihn im Scheine der Lampen blitzen und schleuderte ihn dann in die Luft, hoch und immer höher; ruhig beschrieb er seine Kreise und fing die scharfe Waffe bald mit der rechten, bald mit der linken Hand auf, wie ein Jongleur.

Die Männer staunten, die Damen klatschten in die Hände — „Bravo, bravo!" rief man rings im Kreise.

Endlich steckte Mussa seinen Dolch in die Scheide, verbeugte sich mit komischer Beweglichkeit rechts und links und lief Mengden das Feld frei.

Man konnte sich keinen größeren Kontrast denken in Gestalt und Bewegungen, als der zwischen den beiden Männern. Der Eine klein, von katzenhafter Geschwindigkeit, Alles Stahl und wilde Grazie — der Andere das Urbild männlicher Kraft und Schönheit, Alles plastische und selbstbewußte Ruhe.

Als Mengden in seiner blitzenden Uniform mit langen Bogengängen, die Arme ruhig untergeschlagen, hinein in den Kreis flog, wie ein Stoßvogel, der seine weitausgebreiteten Flügel macht, ehe er sich auf seine Beute stürzt, empfing ihn ein allgemeiner Ruf des Beifalls.

„Ein schöner Mann in der That," sprach die Großfürstin zur Gräfin, welche mit gerötheten Wangen in ihren Zobelpelz gehüllt neben derselben stand, und diese lächelte entzückt, als ob das Kompliment nicht dem jungen Offizier, sondern ihr selbst gegolten hätte.

Ehe sie noch etwas auf jene schmeichelhaften Worte erwiedern konnte, hörte sie einen ungeheuren einen Applaus brechen, dem ein unaufhaltsames Bravo folgte. — Mengden, nachdem er einige Male den Kreis der Fackelträger ruhig durchmessen hatte, war plötzlich mit einem Sprung Anlaufe auf einen der Männer zugeeilt, und ehe Jener noch wußte, wie ihm geschah, war der riesenstarke Mann, wie von einer Stahlfeder emporgeschnellt, hoch über die qualmende Fackel in seiner Hand hinweggesprungen — unmittelbar darauf, als wollte er allen Beifallsbezeigungen entgehen, war er unter der Menge verschwunden.

Bobrowski und Mincia hatten das Alles mit einem leicht begreiflichen Interesse mit angesehnt, sie hatten Prinz Mussa bewundert, aber als Beide jene kurze, außerordentliche Kraftproduktion des Abjutanten sahen, ist sie bei Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen mit fort und Beide klatschten wie toll in die Hände und riefen „Bravo, bravo!" wie die Anderen.

„Jack to hyé moze!» rief der Stadtchef, hingerissen von beifälliger Bewunderung — „wahrlich, Dein Baron ist ein kühner Mann! — Wäee ich ein Weib, er könnte mir gefährlich werden."

„O wie schön war das!" rief Mincia mit blitzenden Augen, „o hast Du das gesehen, Stephan!?" und noch immer klatschte sie in ihre kleinen Hände. — „Schau, da ist er wieder, jetzt führt man ihn zur Großfürstin — sieh, wie freundlich sie mit ihm spricht und wie voenehm er sich verneigt — der Großfürst schüttelt ihm die Hand, Alle drängen sich herzu."

„Der Mann gefällt mir, wie schade, daß er ein Russe ist, Mincia! Dieser Mann an der Spitze einer polnischen Armee und die wäre unüberwindlich. — Doch sieh, man bricht auf — die Musik entfernt sich, komm Mincia, laß uns gehen, ehe die Wagen uns den Weg versperren — gib mir Deinen Arm, mein Schatz!"

So schritten sie Beide in die Stadt hinein, die ziemlich dem Straßen entlang.

„Du sprachst vorhin von einer Mittheilung, die Du mir machen wolltest, Stephan," begann das Mädchen, als sie eine Strecke weit gegangen waren.

„Richtig, Liebchen — beinahe hätte ich über dem Schaulust auf dem Eise das Wichtigste vergessen," erwiederte Stephan Bobrowski ernster werdend. „Faß Du Zeit, dann tritt einen Augenblick bei mir ein, ich theile Dir dann Alles in Ruhe mit."

„Gern."

---

*) Auf mein Wort.
**) Ihe schade!
***) Wahrhaftig.

*) Wie ist es möglich!

Digitized by Google

Nach zehn Minuten hatten sie die Behausung des Stadtchefs erreicht, das warme Zimmer nahm sie auf.

Mincia legte ihren Hut und Mantel ab und setzte sich in einen Stuhl neben dem Ofen, Bobrowski machte Licht und setzte sich dann zu ihr.

„Wie schön Du bist, Mincia!“ sprach er zärtlich und streich ihr mit der Hand über die frische Wange.

Eine glühende Röthe überzog dem Mädchen Gesicht und Nacken, einen Augenblick schwute sie zu Boden, beschämt von dieser unmißverständlichen Huldigung, dann erhob sie ihr Auges, glänzendes Auge voll zu dem ihres Geliebten und schaute ihn wieder so forschend an, wie auf der Brücke vorhin. — So war Bobrowski seit Monaten, seit Jahren schon nicht mehr gewesen — was ging mit ihm vor? — Sie wollte sich freuen über diesen plötzlichen Wechsel und that es nicht, denn eine ahnungsvolle Unruhe überkam sie, ein Gefühl, als ginge sie auf einem unbekannten schwankenden Boden, — waren hinter den Blumen keine Dornen und Nesseln verborgen?

„Was schaust Du mich so aufmerksam an, mein Herz?“

„Ich freue mich, Stephan, Dich wieder so wohl und in so guter Laune zu sehen — so warst Du lange nicht.“

„Aber ich es nicht?“ — ein Schatten glitt über seine Züge wie eine flüchtige Gewitterwolke. — „O denke nicht daran, mein Leben war ein kummervolles, an seinem steinigen Pfade wuchs nur eine Blume — das bist Du, Geliebte, in der Ferne winkte nur ein heller Stern — die Hoffnung auf bessere Tage, Mincia — doch heut mit allen trüben Gedanken!“ Er erhob sich, führ mit der Hand über die Stirne und ging dann zu einem kleinen Schranke. Er nahm eine Flasche und zwei feingeschliffene Gläser heraus.

„Komm, cochana, — trinke ein Glas Wein mit mir“ — sprach er einschmeichelnd, „mögest Du noch so viele und glückliche Jahre verleben, als dieser edle Nektar alt ist! — Auf Dein Wohl!“

„Und möge Gott Dich behüten, Stephan, und alle Deine Hoffnungen erfüllen!“ —

„Unsere Hoffnungen!“

Sie stießen an und tranken aus. Eine Thräne perlte in Mincia's Auge — Stephan bemerkte sie, und Mincia umschlungend küßte er sie von ihrer Wimper.

„Was hast Du, mein Liebling?“ frug er besorgt.

„O nichts, Stephan,“ erwiderte sie, ihr Haupt an seinem Busen bergend.

„Komm, laß und plaudern, Mincia, setze Dich zu mir auf das Sopha.“

„Sieh — ich denke, es wird nun bald Alles besser werden“ — Mincia schaute aufmerksam empor.

„Ich gedenke über kurz oder lang Warschau und das Königreich auf einige Tage zu verlassen —“

„Stephan!“ —

„Ja, mein Herz — es ist so! Viele Köche versalzen den Brei. Da ist Wierosławski der eine Diktator, Langiewicz der andere, und ich wäre etwa der dritte — das ist zu viel. — Du weißt, in diesem unseligen, armen Lande ist Alles Intrigue und Zerfahrenheit! Ich habe nicht geschwiegen, ich habe Fehde, Mincia. Macht man es mir zu arg, dann mögen sie eine Zeitlang ohne mich wirthschaften. Gern legte ich mein Amt jeden Augenblick in andere Hände und setzte die Doencekrone einem Anderen auf's Haupt, wüßte ich, es wäre zum Heile Polens,“ — sprach er mit einiger Bitterkeit. — „Ich könnte mich hier verbergen, kein Mensch würde mich entdecken, aber ich bedarf der freien Luft — drum schaff' mir eine Podroschna.“

„O Stephan — verbirgst Du mir nichts?“

„Gewiß nicht.“

„O, wenn Du gehst, dann nimm mich mit, auch ich verkümmere hier.“

„Vorderhand noch nicht, Mincia,“ erwiderte der Stadtchef bestimmt — „ich werde vielleicht nur einige Wochen, vielleicht auch gar nicht verschwinden, je nach Umständen — indessen Vorsicht ist immer gerathen. Leicht könnte ich mit selber jenes Dokument verschaffen durch irgend welche geschickten Hände, indessen, ich sieht vor, mich mit einem echten Passe zu versehen, denn die Augen der russischen Polizei sind gerade jetzt besonders scharf und ich muß die Eisenbahn benutzen, — ich gehe nach Posen oder in unsere Heimat, Mincia, bis man mich hier vermißt.“

Das Mädchen schaute sinnend vor sich hin.

„Du sagst, Mengden könnte Dir eine Pedeschina verschaffen?“ —

„So hoffe ich. — Sage ihm, ich sei Dein Stiefbruder, ich hätte nothwendige eilige Geschäfte von großer Wichtigkeit jenseits der Grenze im Preußischen.“

„Gern, Stephan — aber wie soll ich ihn sprechen, ohne gar zu zudringlich zu erscheinen und Verdacht zu erregen?“ —

„Bist Du ein Weib und weißt keinen Rath?“ sprach Bobrowski lächelnd — „nun, so höre meinen Plan. — Wie wäre es, wenn Du ihm ein zierliches Billet schriebst?“ —

„O scherze nicht, Stephan — es thut mir in der Seele weh.“

„Ich scherze nicht. — Bestelle ihn morgen auf das Eis früh Deiner Machtvollkommenheit vom letzten Maskenballe — befiehl Deinem Sklaven zu erscheinen, dort hatte ihn um jene Gunst.“

In des Mädchens Gesicht zuckte ein schnelles Lächeln auf, unwillkürlich blitzten ihre Augen voll Schelmerei. — „Das ist allerdings ein Gedanke, der sich hören läßt,“ sprach sie lebhaft, „doch wäre es mir peinlich, mit ihm allein zusammenzutreffen, Stephan — Du sagst so selbst, er sei ein gefährlicher Mann,“ fügte sie scherzend hinzu.

„O, sei ohne Sorgen, ich werde nicht allzu weit von euch sein. — Dein Stiefbruder wird Dich begleiten, ich werde mich so verbilden, daß mich selbst mein bester Freund nicht erkennen würde, bestelle ihn nur gegen Dunkelwerden auf's Eis etwa um 5 Uhr — ich fahre Dich auch Schlitten, hörst Du?“

„Gut, — also um Fünf, weil Du es willst — ich werde Dir schreiben, eh es kommt oder nicht,“ sprach Mincia nach einigem Bedenken. „Und nun laß mich gehen — es wird spät, man könnte mich vermissen.“

Sie erhob sich.

„Du verlaßt mich schon? — Ich hatte mich so gefreut, meinen Abend mit Dir zuzubringen,“ sprach Bobrowski mit Bedauern.

„Heute nicht,“ erwiderte Mincia zögernd — „morgen vielleicht, ich werde suchen, mich frei zu machen.“

„So behüte Dich Gott, Mincia.“

„Und Dich, Stephan — die heilige Jungfrau wache über Dir!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Wie man seine Zeche bezahlt.

(Bd. S. 569.)

Die Lösung dieser oft so schwierigen Aufgabe sehen wir vor uns auf dem allerliebsten Bilde von Bacon. Zwei Maler, welche mit wenig Geld, aber großen Wappen ausgezogen waren, sahen, während die letztere sich stillt, daß ersterer immer weniger werden und zuletzt ganz ausgehen, eben als sie sich's im goldenen Löwen hatten recht wohl sein lassen. So hieß der erste Gasthof des Dorfes; aus dem Schilde wäre freilich das schwer zu errathen gewesen, denn er hatte so sehr nachgedunkelt, daß man gar nichts mehr erkannte. Bei ernstlichem Nachdenken, wie man wohl die Rechnung bezahlen könnte, und einem Blick zum Himmel, ob von dort kein Geld herabfalle, fällt der Blick des einen Malers auf den Schild und eben so rasch fällt ihm auch ein glücklicher Gedanke ein. Er verspricht dem Wirth einen neuen Löwen, wenn er den Schild herabnehmen lassen wolle, und gefagt gethan. Rasch steht der Schild auf einem Stuhle, und eine kleine Stunde vergeht, steht der Löwe auf dem Schilde, getheilt in's Gediege prangend und mit trotziger Haltung und noch trotzigerem Schweife. Nach nun nach hatte sich das ganze Dorf um den Maler gesammelt, und am Abend prangt der neue Löwe am alten Schildbalken und das Haus des Wirthes ist angefüllt mit Gästen. Von Zahlen war natürlich nicht mehr die Rede. Der gute Wirth ließ die Herren noch lange, lange nicht fort. Die Rechnung war ja hundertfach bezahlt.

Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

A. Goerdeler.

5. Caldwell Institute for young ladies.

Daß man in Amerika, dem Lande des Dampfes und der Fabriken, die Erziehung anders als in Europa betreibt, ist nicht auffällig; man ist zwar noch nicht so weit vorgeschritten, die Dampfkraft statt der Lehrkräfte anzuwenden, allein man hat doch ein System erfunden, nach welchem das Getriebe der Schulen sich wie das einer großen Fabrik abkurbelt, und durch welches der Lehrer eine sehr untergeordnete, weil ganz mechanische Stellung einnimmt. Alles Lernen, wie es mit wenigen Ausnahmen in allen Schulen der Vereinigten Staaten betrieben wird, ist ein geistloses Auswendiglernen oft gänzlich unverdauten Stoffes, den der Lehrer nicht erklärt, weil er ihn entweder selber nicht gründlich versteht oder es gegen die hergebrachte Sitte verstößt, und fast alles Lehren beschränkt sich auf ein einfaches Ueberhören. Schon der offizielle Ausdruck „recitation“ zeigt dieß an: um 9 Uhr hat die erste Klasse Rezitation im Französischen, d. h. von 9—9½ plappert die genannte Klasse das ihr aufgegebene Pensum in dieser Sprache her. Nach einem halben Jahre ist vielleicht eine öffentliche Prüfung, dann wird noch einmal das auswendig gelernte Frage- und Antwortspiel vor einem eleganten Publikum in Szene gesetzt, und damit ist der betreffende Gegenstand für immer

Digitized by Google

abgethan und etwas Neues wird „fixirt". Nach völliger Absolvirung des vorgeschriebenen Kursus geadiren die Schüler, d. h. werden in den Aachen, welche sie das letzte halbe Jahr getrieben, noch einmal öffentlich examinirt, letzte Aufsätze vor, wobei dem leuchtenden Sterne der Anstalt die valedictory address — die Abschiedsrede — zufällt, und treten dann in die Welt ein. Die Früchte dieser Einrichtungsmethode würden sehr übler Art sein — z. B. ein ganz unselbstständiges Denken, ein ganzliches Anlehnen an fremde Autorität u. s. w., — wenn sie nicht durch die eigenthümlichen Institutionen der Vereinigten Staaten, welche einer individuellen Entwickelung günstig sind, zum Theil wieder aufgehoben würden. Indessen viel besser wäre es, wenn das Unterrichtssystem ein rationelles wäre, welches Lehrer und Schüler zum Denken anregte, und es sind auch Versuche in dieser Hinsicht gemacht worden, z. B. das Bestreben, die Fedbel'schen Kindergärten in die Volksschulen einzuführen; allein solche Versuche sind noch sehr vereinzelt, im Ganzen ist das System des Nachsinnenunterrichts ein viel zu bequemes, als daß man es gegen ein anderes zu vertauschen Lust hätte, welches ungleich mehr Mühe machen würde.

Im Allgemeinen wird in Amerika mehr Sorgfalt auf den Unterricht der weiblichen, als den der männlichen Jugend verwandt, zum Wenigsten mehr Zeit; denn letztere ist zu praktisch, um lange Schuljungen zu spielen — sie will hinaus in's feindliche Leben auf die frische, fröhliche Jagd nach dem allmächtigen Dollar.

Der Grad der Ausbildung, welcher in den weiblichen Schulen erlangt wird, ist je nach dem Bedürfnisse der Schülerinnen verschieden. Die meisten derartigen Institute haben Zöglinge von 9—18 Jahren, andere nehmen nur erwachsene junge Damen auf, welche im Stande sind, sich einer bestimmten Prüfung zu unterwerfen — einer Prüfung, wodurch, worin man nicht durchfällt, falls man nur das nöthige Alter von 16 Jahren und Papa die vorschriftsmäßigen Dollars hat; das große Vassar College macht an seine neuen Applikantinnen ziemlich hohe Ansprüche (z. B. ohne Latein kein Eintritt), damit diese auch gehörig vorbereitet in die Fabrik der höheren Blaustrümpfe eintreten, mit Verständniß die Vorlesungen über Aesthetik, Astronomie, Trigonometrie, Staatsökonomie, Feuerwehrwesen und anderen „höheren Schwindel" anhören, mit Anstand ihren auswendig gelernten Kram auffagen, selber mitunter sich in Reden und Debatten können hören lassen und das College zu Ehren machen, was zu sein es bestimmt ist; zu einer „Pflanzstätte ausgezeichneter Bildung, deren hehre Kultur, wie die Strahlen der wärmenden Sonne, auf das ganze Amerika einen wohlthuenden Einfluß ausüben soll".

Caldwell Institute for young ladies, in welchem Verfasser Musik unterrichtet, kann als eine ganz gute Schablone amerikanischer Töchterschulen gelten, und als solche soll es hier vorgeführt werden.

Vor elf Jahren bewog ein bösmer Yankee, A. C. Sloan, die presbyterianische Gemeinde zu Cannville im Staate Kentuck, unter seiner Leitung eine Schule erster Klasse zu gründen, deren Kosten auf 50,000 Dollars angeschlagen wurden. Da diese bei der Vollendung auf 90,000 angewachsen, so nannte man die Anstalt Caldwell Institute, nach dem reichen Herrn Caldwell, welcher zwar dankbar die Ehre annahm, aber die Absicht merkte, weshalb er auch nicht erkenntlich bewies, wie das nach seinem bald darauf erfolgten Tode eröffnete Testament deutlich anzeigte. Die Presbyterianer mußten also, um die fehlenden Summen herbeizuschaffen, gehörig lolletiren, und Sloan, der nichts geerbt, schön und elegant genug haben konnte, hielt sie in beständigem Athem, aber durch sein feines und taktvolles Auftreten auch stets in guter Laune, und sie ließen sich seine Verschwendung, z. B. an der reichen Tafel der Anstalt mit Negern in Livree und weißen Glacés zum Aufwarten und dergleichen, ruhig gefallen, obgleich sie jährlich ein Defizit von 10,000 Dollars, auch ab und zu Privatschulden des Direktors im Betrage von etwa 5000 Dollars jedesmal bezahlen mußten. Nach Unterdrückung der Rebellion wurden sie aber tücksich, — wie man das ja auch oft an geprügelten Kindern bemerken kann, — es fiel ihnen plötzlich ein, sie seien von einem nördlichen Yankee beschwindelt worden, Sloan mußte fort, und der Rev. C. G. Barbour, ein Vollblut-Kentucker und presbyterianischer Predigter, erhielt die Schule. Mit Sloan verschwand der alte Glanz, der ungelenkte Kentuck-Wohlstand, welcher ihn verdrängte, kennt keine Manieren und sorgt bloß dafür, daß er so viel Dollars wie möglich aus der Fabrik in seine Tasche zieht.

Das ganze massive gebaute Institut wird durch Dampf geheizt, Wohren mit kaltem und warmem Wasser laufen durch's ganze Gebäude, außerdem hat es einen eigenen Gasometer, da das Städtchen — es zählt nur etwas über 3000 Einwohner — kein Gas hat. Links vom Eingang sind die beiden mit brüsseler Teppich ausgelegten Parlors — Sprechzimmer, — in deren einem ein Konzertflügel aus der berühmten Fabrik von Steinway & Sons aus New-York steht. Rechts ist die Office des Principals, wo Geschäfte abgemacht werden, die jungen Damen ihre Bücher kaufen oder ihre Strafzeddjten bekommen, wenn sie bei Abfassung von Liebesbriefen erwischt sind, oder gar Urlaub zum Besuch einer Freundin in der Stadt zum Spazierenfahren mit jungen Herren gemißbraucht haben. Daran stoßt das physikalische und chemische Kabinet. Am hinteren Theile liegen die recitation rooms — die Zimmer zum Herplappern der Lektionen.

In der zweiten, dem Anbau, befindet sich der große Schulsaal, in welchem eine große Orgel mit 2 Manualen, Pedal und 11 Registern eine zu diesem Zweck die Mittelwand unterbrechende Nische einnimmt. 180 Schulerinnen haben hier jede die gelbpolierte Bult aus Eichenholz mit dito Stuhl. Vor und zu beiden Seiten der Orgel läuft die stage (die Bühne), auf welcher bei den öffentlichen Prüfungen wer sich gehen, sowie der Konzerte und sonstige Aufführungen. An diesen Saal stoßt das große Speisezimmer mit fünf langen Tafeln, dahinter liegen die Küche, Waschanstalt und Bäckerei, den Schluß bildet der Gasometer.

Das ganze Gebäude ist mit Wachstuch ausgelegt, die Zimmer, wie überall in Amerika, mit Teppich, auch sind sie gut möblirt. 62 Klaviere zum Theil sind über das ganze Haus vertheilt, und wer Nerven hat, muß solche erst ablegen, ehe er sich an die Musik gewöhnen kann.

Vor dem Hause sind große Rasenplätze, doch dürfen die jungen Damen über eine bestimmt gezogene Demarkationslinie nicht hinaus; denn die Studenten benutzen ihre ganze freie Zeit dazu, das Institut zu belagern, und manchmal sitzen ihrer stundenlang auf dem Zaun an der andern Seite der Straße zur Unterhaltung der Zeloserspondenspferde mit den Schönen.

Im Sommer um halb 7, im Winter um 7 Uhr läutet die Glocke zum Aufstehen, eine halbe Stunde später zum Frühstück. Der Unterricht wird halb 9 Uhr mit Gottesdienst eröffnet, zu dem das Publikum eingeladen ist, eine Aufmerksamkeit, von der die jungen Leute umfassenden Gebrauch machen. Die Andacht beginnt mit einem Präludium an der Orgel, zu dem der Verfasser ein recht schönes Material in Bach'schen Fugen, Nowe sweet home, Ein' feste Burg ist unser Gott, Jetzt gang i an's Brünnele, Ach wie ist's möglich dann u. s. w. findet; dann werden die Namen aufgerufen und von den Anwesenden mit «present» beantwortet, ein Abschnitt aus der Bibel gelesen, ein Choral gesungen (ein amerikanischer, Notabene, nach dem Muster des Präludien) und mit verhältnismäßig Geschick gelesen, worauf in das Zimmer der Orgel mit lautem Lärm einzieht.

Von 9—12 Uhr ist Unterricht, ebenso von 1—3 Uhr.

Nach genügender Vorbereitung im preparatory department treten die Schülerinnen in den eigentlichen vierjährigen Kursus ein, in welchem nach folgendem Lehrplan unterrichtet wird.

Erste (unterste) Klasse. Wintersemester: Arithmetic, Grammar (Grammatik), History of the U. S. (Geschichte der Vereinigten Staaten). Sommersemester: Arithmetic (Schluß), First Lessons in Composition (Anfang in Aufsätzen), Physical Geography. — Zweite Klasse. Wintersemester: Algebra, History of England, Physical Philosophy (Physik). Sommersemester: Algebra (Schluß), History of England (Schluß), Natural Philosophy (Naturgeschichte). — Dritte Klasse. Wintersemester: Modern History, Chemistry (Chemie), Botanic. Sommersemester: Modern History (Schluß), English Literature (des 19. Jahrhunderts), Anatomy, Physiology. — Senioreinklasse. Wintersemester: Logic, Geometry, Evidences of Christianity (Beweise für das Christenthum), History of Civilization. Sommersemester: Moral Science (Ethik), Astronomy, Natural Theology (Beweise für die Existenz Gottes aus der Natur).

Man sieht, die jungen Mädchen Amerikas bekommen von Allem etwas zu kosten, und da auf seinen Gegenstand, wenn er einmal abgeschlossen, wieder zurückgekommen wird und keiner in Folge des Lehrsystems in Fleisch und Blut übergegangen ist, so kann es nicht befremden, daß es im Kopfe der Amerikanerin etwas wirr aussieht, etwa wie in der Requisitenkammer eines Theaters.

Da jedes Semester nach obigem Plane drei oder vier «studies» hat, so bringen die jungen Damen jeden Tag eben so viel halbe Stunden in den recitation rooms zu, den Rest der Zeit, falls er nicht mit Klavierüben, Sprach-, Mal- oder Musikunterricht ausgefüllt ist, sitzen sie an ihren Pulten im Schulsaal, lernen dort ihre Lektionen auswendig oder üben sich im Schönschreiben. Auf Letzteres wird große Sorgfalt verwandt; denn der freie Verkehr der beiden Geschlechter mit einander führt zu vielen Korrespondenzen und macht eine schöne Handschrift zur Nothwendigkeit.

Das Schulgeld beträgt pro Schuljahr von 40 Wochen 60, Pension 260 Dollars; außerdem wird Alles extra bezahlt, Sprach-, Zeichnen- und Malunterricht und besonders hoch Musik. In letzterer erhält jede Schülerin eine Stunde per Woche à 1¼ Dollar per Quartal, und wer es versteht, sich populär zu machen, kann viele Schülerinnen und viele Dollars bekommen, besonders da die Lektionen nur 25 Minuten dauern.

Jedes halbe Jahr ist eine mit Musikvorträgen verbundene öffentliche Prüfung, zu der die ganze Umgegend herbeiströmt. Hunderte von Equipagen und Reitpferden halten dann vor dem Institut, und der Schulsaal, sowie die davorstehende Veranda sind gedrängt voll. Den Schluß der Prüfung bildet ein großer Empfang am letzten Abend, zu dem die jungen Damen die Herren ihrer Bekanntschaft einladen. Es wird Sorge getragen, daß die Gesellschaft hübsch beisammen bleibt; allein jung Amerika ist schlau!

Digitized by Google

Deutsche Lieblingsmärchen in Bildern. **Der junge Engländer. Der Affe machte plötzlich die sprunghaftesten Sprünge.** Originalzeichnung von Th. Hosemann. (S. 174.)

Digitized by Google

Für die Studenten des hiesigen college ist das Institut natürlich ein Gegenstand großer Anziehung, und wie lamen sie gelaufen, als vor einem Jahr Feuer darin ausbrach! Zuerst halfen sie tüchtig; als aber nach einstündiger Anstrengung das Feuer gelöscht war und der Schrecken der Mädchen sich gelegt hatte, da benutzten sie die Gelegenheit, zu recht ungehindert sich einmal in den Parodiese bewegen zu können. So leicht es gewesen, sie hineinzubekommen, so schwer war es, das größte Kunststück der Welt, sie wieder los zu werden.

Den jungen Mädchen war auch die Abwechslung lieb gewesen; das ewige Einerlei ist ihnen natürlich entsetzlich und sie verfallen darüber in manche Dummheiten, mitunter aber auch auf einen guten Witz.

Eines Tages lagen alle jungen Damen im Fenster, als Abends um 5 Uhr die Postkutsche vorbeikam. Ein junger Passagier hatte sich herausgebogen, warf Kußhände herüber, welche mit Beben der Taschentücher beantwortet wurden, als plötzlich eine der jungen Damen zum Fenster des vierten Stockes heraushürzte. Der Reisende sprang entsetzt aus dem Wagen, lief auf die Anstalt los, vor der die junge Dame zerschmettert auf dem Pflaster liegen mußte — da schwebte der gefallene Engel langsam wieder in die Höhe, es war eine ausgestopfte Puppe, die man an einem Bindfaden langsam in die Höhe zog. Unter schallendem Gelächter stieg der Reisende in den Wagen und lehnte sich ärgerlich weit in die Ecke zurück.

Auch romantische Episoden sollen bleiben nicht aus.

Voriges Jahr hatte sich eine junge Dame aus New-Orleans verzweifelt in einen jungen Kaufmann verliebt, welcher dem Institut vis-à-vis wohnte. Sie erklärte dem Pförtner, der ihr darüber Vorstellungen machte, ihn oder keinen Andern werde sie heirathen, zumal er ihre Liebe theile, und sowie die Schule schließe, habe er keine Rechte mehr über sie, und sie werde thun, was ihr beliebe. Dem Prinzipal wurde die Sache bedenklich, er schrieb an die Eltern, diese hatten gegen die Wahl der Tochter nichts einzuwenden, und nach der Prüfung am Schluß des Schuljahres wurde das liebende Paar im Schulsaale kopulirt.

Ein Fall fällt mir hier gerade ein, welcher beweist, welche gründliche Bildung auf amerikanischen Schulen herrscht. Den Rev. Chas. F. Towsd, Prinzipal des Temple Grove Seminary zu Saratoga, New-York, fragte seine lateinische Lehrerin, wie der Satz: illum virum appellamus Carolum, im Passiv wiederzugeben sei.

«Ille vir appellatus est Carolum.»

Carolum, setzte er nach einigem Nachdenken hinzu, sei der accusativus graecus.

Der Mann nannte sich einen A. M. seinen Magister der schönen Künste] und war ein Graduirter einer unserer Kollegien in den Staaten.

Jedes amerikanische Erziehungseinrichtung hat eine ihm eigenthümliche Art, „Geld zu machen", und Caldwell Institute würde nicht in Amerika liegen, wenn es hievon eine Ausnahme bildete. Wenn es auf's Geldmachen ankommt, da sind die Amerikaner originell; haben sie vielleicht einen schönen Sinn, den sensus dollarieus?

Seit Jahren finden in Caldwell Institute Konzerte zum Besten der „Bibliothek" statt, wobei der Eintritt einen Dollar kostet und jedesmal Hunderte einkommen. Die „Bibliothek" muß schon sehr reichhaltig sein, aber auch sehr kostbare Werke besitzen, denn sie werden sehr geschont, kein sterbliches Auge hat bis jetzt die „Bibliothek" gesehen. Wo sie liegt, weiß Niemand als der Prinzipal, es scheint der Nibelungenschatz der Anstalt zu sein, und Verkäufer, als er seinen Schülerinnen verbot, an diesen Konzerten, so lange er hier sei, sich zu betheiligen, und damit dem Unternehmen ein unerwartetes Ende bereitete, erklärte dem Direktor unumwunden, nach seiner Ansicht besinde sich die Bibliothek auf der Central National Bank.

Deutsche Lieblingsmärchen in Bildern.

Der junge Engländer.

Nach W. Hauff.

(Mit 3 Abb.)

Im südlichen Theile von Deutschland liegt ein kleines Städtchen, Grünwiesel, wo ich geboren und erzogen worden bin. Es ist ein Städtchen wie alle andern, mit so freundlichen Wesen, daß sich alle Welt kennt, und wenn der Oberpfarrer oder der Arzt ein Gericht mehr auf der Tafel hat, daß ganze Städtchen die Köpfe zusammensteckt. Man kann sich denken, welch' unbehagliches Aufsehen es machte, als ein Mann dahin zog, von dem Niemand wußte, woher er kam, was er wollte und wovon er lebte. Der Bürgermeister hatte zwar den Paß gesehen und konstatirt, daß er in Richtigkeit sei, von Berlin nach Gesundheit visirt, aber er konnte nicht leugnen, daß es ihm doch etwas verdächtig sei, und die ganze Stadt war derselben Ansicht. Der fremde Mann miethete sich für einige Gothstücke ein ganzes Haus und lebte, nachdem er sich eingerichtet, von da ab ganz für sich allein. Ja er kochte sich sogar selbst und es kam Niemand in das Haus, als ein alter Mann, der ihm die Einkäufe besorgen mußte; dabei überschritt auch dieser nie die Thür des Hauses. Die ganze Stadt versuchte es nach und nach, des Mannes näher aufsichtig zu werden, indem man ihn von allen Seiten zum Kaffee oder Essen einlud: er ließ sich immer entschuldigen. Zehn Jahre dauerte das so, und noch immer galt der Mann in der Stadt als „der fremde Herr".

Eines Tages geschah es, daß Leute mit fremden Thieren in die Stadt kamen und ihre Kunststücke an den Ecken der Straßen produzirten. Die Truppe zeichnete sich durch einen ungeheuren Trompetenaffen aus, der beinahe Menschengestalt hatte und allerlei artige Kunststücke zu machen verstand. Diese Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn, der anfangs ganz unmittig war, zuletzt aber doch freundlicher wurde, ja zum Fenster herauslachte und ein großes Silberstück auf die Straße warf.

Am andern Tage zog die Truppe von dannen. Mann aber waren sie einige Stunden fort, so schickte der fremde Herr auf die Post und fuhr nach kurzer Zeit mit Extrapost zum selben Thore hinaus, durch das die Thiere Abschied genommen. Das ganze Städtchen ärgerte sich, daß man nicht wußte, wohin er gereist sei. Erst in der Nacht kehrte er zurück, aber nicht allein, es saß noch eine Person im Wagen, die den Hut tief über die Ohren gedrückt und um den Mund ein seidenes Tuch gebunden hatte. Der Thorschreiber fragte pflichtschuldigst nach Namen und Paß, bekam aber nur eine barsche, unverständliche Antwort. „Es ist mein Neffe," sagte der Fremde mit silbernem Nachdruck, „er versteht fast kein Deutsch und ist unwillig, daß wir hier aufgehalten werden." Sie durften passiren. Der Bürgermeister war freilich ungehalten, denn er meinte, er hätte sich wenigstens einige Worte melden sollen, damit man die Sprache hätte erkennen können. Der Thorschreiber versicherte, daß es Englisch gewesen, er meine, der Herr habe Gott davon gesagt. Und so sieh der junge Mann fortan einsach „der junge Engländer". Aber zu sehen bekam man ihn nirgends, wenn er auch den Leuten viel zu schaffen machte. Denn man hörte gar oft, wenn man an dem Hause vorüberkam, ein schreckliches Geschrei, und dann sah man den jungen Engländer in einem rothen Frack und grünen Beinkleidern mit struppigem Haar und schrecklicher Miene an den Fenstern vorübereilen, während ihm der Fremde im rothen Schlafrock mit der Hetzpeitsche nachlief und ihn zu schlagen suchte. Die Frauen des Städtchens waren empört über die schmähliche Behandlung des jungen Mannes und der Bürgermeister entschloß sich auf vieles Drängen endlich zu einem sehr energischen Billet, indem er ihm bedeute, wenn solche Szenen noch öfter vorfielen, den jungen Mann unter seinen besonderen Schutz zu nehmen. Wie erstaunte aber der Bürgermeister, als der Engländer bei ihm eintrat und sich auf das höflichste über sein Benehmen entschuldigte: die Unaufsteiligkeit des Jünglings, sagte er, der sonst sehr talentvoll sei, in Allem, was Sprache heiße, zwinge ihn oft zur Strenge; er wünsche so sehr, daß er der deutschen Sprache völlig mächtig werde, um ihr dann in die Geheimnissen von Gemüthlichkeit einführen zu können. Der Bürgermeister war Abends im Bierkeller voll des Lobes über den Engländer, und auch die Meinung des Städtchens war plötzlich wie umgewandelt. Hörte man mal wieder ein Geschrei in dem öden Hause, so ging man ruhig vorüber und sagte: „Er übt dem Neffen Unterricht in der deutschen Sprache." Nach einem Vierteljahr schien der fremde Mann mit Deutschen beendigt, denn der Engländer ließ einen alten, gebrechlich aussehenden französischen Tanzmeister, der sich im Städtchen aufhielt, holen und sagte ihm, daß er seinen Neffen im Tanzen unterrichten lassen wolle. Er machte ihn zugleich aufmerksam, daß sein Neffe etwas eigensinnig sei, weil er sich sie einen großen Tänzer halte, obgleich er das tollste Zeug unter einander tanze. Der Franzose mußte natürlich der Stadt erzählen. Der Neffe erschien in einem rothen Frack, schön fersert, in grünen weiten Beinkleidern und Glockenhosen. Er sprach wenig und mit fremdem Accent, war anfangs artig und anstellig, machte aber plötzlich die fratzenhaftesten Sprünge, sog zuletzt die Schuhe aus, warf sie dem Franzosen an den Kopf und setzte nun mit allen Zeeren im Zimmer umher. Das war das Zeichen für die Hetzpeitsche, die der alte Herr, der auch dem Nebenzimmer eilte, auf dem Rücken des Neffen tanzen ließ. Anders half nun Schuhe, um ihn gefällig zu machen, wenn er ihm mittelst einer Schnalle die Halsbinde setzer anzog, worauf er immer wieder artig und manierlich wurde. Als man endlich Musik zur Stunde nehmen konnte, da ging's noch besser. Der Stadtmusiker mußte die Geige spielen, der Tanzmeister Tanzmelodien anziehen und nun der Neffe seine Tänzerin zum Tanze auffordern. Das war für den Meister jedoch keine Kleinigkeit, er mußte tanzen, bis ihm der Athem ausging oder dem Stadtmusikus der Arm lahm wurde. Nur der harte Thaler und der gute Wein verlockte Beide immer wieder in das öde Haus. Die Mädchen im Städtchen freuten sich jedoch schon auf den nächsten Winter, wo sie einen so feinen Tänzer bekommen sollten.

Digitized by Google

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkamen, ihren Frauen ein wunderbares Ereigniß. Vor dem oben Hause sei ein prächtige Gladwagen mit schönen Pferden gestanden und ein Lakai habe den Schlag geholten. Der alte und der junge Engländer seien plötzlich sehr elegant gekleidet aus dem Hause getommen und direkt nach dem Hause des Oberbürgermeisters gefahren. Nun entstand eine Unruhe in allen Häusern, denn die Frauen sagten sich, daß der Fremde seinen Neffen in die Welt einführen wolle, und man sagte und putzte die besten Stuben und die Mädchen gingen ihre besten Kleider an. Die Frauen hatten nicht Unrecht gehabt; denn nach der Reihe suhr der alte Herr mit seinem Neffen umher, um ihn der Genogenheit der Familien zu empfehlen. Man war entzückt von der Liebenswürdigkeit der beiden Herren, namentlich gefiel der junge Engländer, der zwar nicht schön war, zuweilen sonderbare Grimassen schnitt, die Augen zudrückte und mit den Zähnen fletschte, aber eine außerordentliche Gewandtheit in seinem Wesen zeigte. Er warf sich ganz ungenirt in einen Sopha oder in einen Lehnstuhl und streckte die Beine von sich, aber was mân bei einem andern jungen Manne höchst gemein und unsichtlich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. „Einem Engländer kann man so etwas nicht übel nehmen," hieß es allgemein. Gegen den alten Herrn war er sehr höflam. Ein ernster Blick reichte hin, wenn er die Füße auf den Sessel hinsetzte, ihn wieder in Ordnung zu bringen. So war der Neffe also in die Welt eingeführt, und ganz Grünwiesel sprach an diesem und dem folgenden Tage von nichts Anderem, als diesem Ereigniß. Nun war auch die Lebensweise des Alten auf einmal geändert. Er kam hinaus auf den Felsenteller, wo Kegel geschoben und Bier getrunken wurde von der Aristokratie Grünwiesels. Der Neffe zeigte sich als ein Meister im Spiel: freilich traf er auch manchen Unfug, denn ehe man sich's versah, saß er auf einem Kutschen-himmel und schnitt Grimassen heraus. Wenn der Fremde seinen Neffen dann entschuldigen wollte, so thaten es ihm der Bürgermeister und die Andern noch zuvor und wußten allen Unfug zu bemänteln. Auch im Wirthshause Abends, wenn er mit seinem Oheim im goldenen Hirsch erschien, war er ein gern gesehener Gast; er brannte sich ganz wie die guten Philister und politisirte, daß es eine Art hatte, indem er auf den Tisch schlug und von Allem eine andere Meinung hatte, die man aber ganz vernünftig und richtig fand, weil sie von einem Engländer kam.

Man hatte bislang in Grünwiesel jeden Abend Karten gespielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand der Neffe erbärmlich, setzte Krownthaler und Dukaten, behauptete, Niemand spiele so fein wie er, und schonte die beleidigten Herren gewöhnlich dadurch wieder aus, daß er ungeheure Summen an sie verlor. So kam die Reffe des fremden Herrn bald in ungeweines Ansehen. Man konnte sich seit Menschengedenken nichts Aehnliches erinnern. Er war so liebenswürdig und dabei doch von einer grenzenlosen Unwissenheit, ja er verwechste nicht mal seinen Namen zu schreiben.

So kam der Winter heran und erst jetzt trat der Neffe mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Gesellschaft langweilig, wo er nicht zugegen war: Alles war ganz Ohr, wenn er auch das thörichtste Zeug sprach, und wenn er gar seine Sonette vorlas, schwammen die Damen in Thränen, mochten auch Manche behaupten, sie thäten irgendwo gelitten zu haben. Sein Triumph aber waren die grünwieseler Bälle: er brachte eine ganze Revolution in die Ballordnung des Städtchens, da er sich an keine Formen hielt und that, was ihm beliebte. Die Männer hatten nichts einwenden, weil die Frauen Alles vortrefflich fanden, und der Neffe blieb bei seiner selbstgewählten Weise. Der alte Herr hatte seine Freude dran, wenn man ihn von allen Seiten mit Lobsprüchen überschüttete. Hier und da mußte er freilich sein väterliches Ansehen gegen den Neffen in Anwendung bringen, denn er benahm sich oft gar zu frei; denn pflegte ihm der Onkel einfach die Halsbinde fester zu knüpfen und Alles war wieder in Ordnung.

Schlechtes Beispiel verderbt gute Sitten. So war es auch hier. Ehe man sich's versah, war die junge Welt Grünwiesels wie umgewandelt. Da die jungen Leute sahen, wie Alles bewundert und gelobt wurde, was der junge Engländer that, so machten sie's ihm bald alle nach, und wenn man ihnen ihr ungeheriges Benehmen vorwarf, so wiesen sie einfach auf den jungen Engländer hin, der ja von aller Welt angebetet werde. Aber die Freude der jungen Leute dauerte nicht lang. Die Winterversammlungen sollte ein großes Konzert beschließen, das theils von den Honoratioren, theils von den Stadtmusikanten gegeben wurde. Der Fremde, dem man das Programm zeigte, wollte nur ein Duett eingefügt wissen und schlug dazu seinen Neffen und die Tochter des Bürgermeisters vor. Dem Fremden zu Gefallen ward es auch alsbald einstudirt. Der alte Fremde konnte dem Konzert nicht beiwohnen und gab deshalb dem Bürgermeister einige Instruktionen, wie er sich gegen seinen Neffen benehmen sollte, wenn dieser etwa auf seine Wunderlichkeiten verfiele, daß er sich zum Beispiel auf ein Notenpult setzte, oder durchaus den Kontrabaß streichen wollte und dergleichen. „Wollen Sie ihm dann nur seine hohe Halsbinde etwas lockerer machen oder sie ganz ausziehen, dann wird es schon gut werden." Der Bürgermeister versprach, wie ihm geheißen worden.

Der Hauptsaal war am Abend gedrängt voll. Nach einer Ouverture und die Umgegend hatte sich eingefunden. Die erste Abtheilung, in welcher auch der Bürgermeister auftrat, ging ohne Störung vorüber und man war im höchsten Grade auf die zweite gespannt, in welcher das Duett der Tochter des Bürgermeisters mit dem jungen Engländer vorkam. Der Neffe war im fostbarsten Anzuge erschienen und setzte sich neun große in den Lehnstuhl, der für eine hohe Dame und Nachbarschaft bestimmt gewesen; mit einem ungeheuren Perspektiv sah er sich nach allen Seiten um und spielte dann wieder mit einem großen Fleischhrunde, den er mitgebracht. Machte er auch großes Aufsehen durch dieses ungeheurige Benehmen, so hätte doch Niemand gewagt, ihm etwas darüber zu sagen. Endlich trat der Bürgermeister auf ihn zu und überreichte ihm ein Notenblatt mit den Worten: „Mosjöh, wär' so Jnnen jetzt gefällig, das Duetto zu singen?" Alles war in athemloser Spannung. Der Neffe begann, aber es waren greuliche, jämmerliche Töne, die er ausstieß. Der Organist gab ihm einen Wink, höher zu singen. Aber statt darauf zu achten, warf er dem Organisten einen leiser Schimpf an den Kopf. Als dieß der Bürgermeister sah, dachte er: „Ha, jetzt hat er wieder seine verspielten Zufälle," sprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter. Aber dadurch wurde es nur noch schlimmer. Er sprach nicht mehr deutsch, sondern eine ganz unverständliche Sprache und machte große Sprünge. Der Bürgermeister war in Verzweiflung und löste dem jungen Manne das Halsband vollends ganz ab. Welch ein Schrecken! Statt menschlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Mannes ein dunkelbraunes Fell, und alsbald machte er noch höhere Sprünge, riß sich die Perrücke und die Handschuhe ab und nun zeigte der ganze Mensch sich überall mit braunen Haaren bewachsen. Er setzte über Tische und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinetten und brauhm sich wie ein Rasender. „Fangt ihn, fangt ihn!" rief der Bürgermeister außer sich. Aber das war schwierig, denn wer ihn faßte, den zerkratzte er mit seinen scharfen Nägeln. Endlich gelang es einem muthigen Jäger, seiner habhaft zu werden. Man drängte sich nun um den Gebändigten und ein gelehrter Herr aus der Nachbarschaft rief: „Aber, meine Herren, wie bringen Sie nur dieß Thier in honette Gesellschaft? Das ist ja ein Affe, homo troglodytes Linnaei; ich gebe sogleich sechs Dukaten für ihn und Jeder soll sie nur kommen ausbälgen." Wer beschreibt das Erstaunen der Grünwieseler, als sie dieß hörten! „Was, ein Affe, ein Orangutang in unserer Gesellschaft! — der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe?" Man tranke seinen Thränen laum. Jeder wollte doch ganz vernünftig mit ihm verkehrt haben. „Ja, es ist Zauberei und teufelscher Spuk," sagte der Bürgermeister, indem er das Halstuch des Affen herbeischaffte. „Seht, in diesem Tuche steckte der ganze Zauber, der ihn in unseren Augen liebenswürdig machte. Da ist ein breiter Streifen elastischen Pergaments mit allerlei wunderlichen Zeichen. Ich glaube, es ist Latein; kann es Niemand lesen?" Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, betrachtete das Pergament und sprach: „Mit Nichten, es sind nur lateinische Buchstaben, es heißt:

„Der Witz am reisterin ist,
Zumal wenn er vom Apfel fritt."

Der Betrug muß exemplarisch bestraft werden." Alles war dieser Meinung und man begab sich sogleich zu dem Fremden, der ein Zauberer sein mußte. Sechs Soldaten trugen den Affen, mit dem der Fremde konfrontirt werden sollte.

Sie kamen, von einer ungeheuren Anzahl Menschen umgeben, in das öde Haus.

Man pochte an das Hand, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte sich Niemand. Da hieß der Bürgermeister die Thüre einschlagen und begab sich hinauf in das Zimmer des Fremden. Aber man fand nichts als altes Gerümpel, von ihm selbst war nichts zu sehen. Auf seinem Arbeitstisch lag ein großer versiegelter Brief an den Bürgermeister, den dieser sogleich öffnete. Er las: „Meine lieben Grünwieseler! Wenn ihr dieß lest, bin ich nicht mehr in eurem Städtchen und ihr werdet wissen, weß Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe ist. Nehmt den Scherz, den ich mir mit euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für sich leben will, nicht in eure Gesellschaft zu nöthigen. Eure schlechten Sitten und euer lächerliches Wesen zu theilen, erzog ich einen Orangutang, den ihr so liebgewonnen, nur weil er ein Fremder war. Benützet diese Lehre nach Kräften."

Die Grünwieseler schämten sich nicht wenig. Sie waren nur zufrieden, daß dieß mit unnatürlichen Dingen zugegangen sein müsse. Die jungen Leute aber mühten sich, so rasch als möglich die schlechten Sitten, die sie dem Affen nachgahmt, abzulegen. Der Affe aber wurde dem Gelehrten übernommen, der ihn in seinem Hofe füttert und den Fremden zeigt, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Digitized by Google

Ein berliner Landwehrmann vor Metz.

Originalzeichnungen von **Paul Gilschmann.**

I.

Es iſ ne ſchöne Jejend
Um dieſe Feſtung her.
Un wenn's manchmal nich rejnet,
So ſieht man wat von ihr.

Jewöhnlich rejent's jrääßlich
Un jießt daneben her.
Un iſ der Wetter häßlich,
Dann ſieht et noch viel mehr.

Man liegt auf Bleienündern
Im weiten Thale ringe;
Will man ſich mal verändern,
So leit man ſich nach links
Un liekt von einer Seeite
Sechs Wochen lang ejal
Hinüber auf die Wälle,
Herunter in det Thal.

Un denkt man: Nu wird's werden,
Nu kommt det Reſt zu Fall —
Da kradbein Oſtenderden
Da driiben uf'n Wall,
Un drücken bei det Jrajen,
Dat man et hören kann:
Bazaine wird euch wat blaſen,
Er denkt noch jar nicht dran!

Digitized by Google

Ein Magnatendrama.

Novelle von G. E. M. v. Baldovanyi.

(Schluß.)

Vierzehntes Kapitel.

Ungewöhnlich früh hatte der Frühling sich eingefunden. Schon im April überzog er die nicht allzu nördliche Welt mit dem zarten Grün und steckte weiße und rosige Blütenfähnlein an die Aeste der Bäume und die Büsche. Ueberall, wo nur ein Sonnenstrahl aufzusangen werden konnte, drängte sich das aszwitzige, kleine Volk der Veilchen und Primeln hervor. Dieser freundlichen Behäbige der Natur achtete und beherzte man nicht minder als auf dem Schlosse Carolag bei dem festlichen Ausschmücken aller Wege, Pforten und Räume zum Empfang des neuvermählten Ehherrn und Obergespanns mit seiner jungen, zweiten Gemahlin. Die großartigen Treibereien strömten ein Meer der kostbarsten, schönsten Blumen aus nach allen Orten, welche geschmückt werden sollten. Sie ragten und rankten sich an allen Wänden empor, schmiegten sich an alle Gitter und Geländer, säumten die Treppen und Wideren um Säulen und Bogen sich schlingend lebendige Ehrenpforten. Das innere Schloßgebiet hatte die Poesie der hohen Gartenkunst verschwenderisch und seenhaft geschmückt. Was die unkultivierte Natur freiwillig barbot, wurde, in den Händen weißgekleideter kleiner Mädchen zu Kränzen gewunden, dem gräflichen Paar übereicht. Auch an den Wiedern und Hüten der ländlichen Bewohnerschaft prangte in zierlichen Sträußchen Alles, was sich von armen Blumengeschlecht nur auf den Wiesen erhaschen ließ, als bedürfte es in allen künftigen Tagen leiner Blumen und Blüten mehr, die Augen des Menschen zu erfreuen. Nun war der fest- und jubelvolle Tag der Ankunft der Herrschaft vorrauscht, und der Saum des weinbegiertsten Volks hatte sich hingegossen zu dem für Tanz und Abendschmaus bestimmten Orte, daß man im Schlosse nicht mehr daran hörte, als ein dumpfes Beausen und das Knattern des abgebrannten Feuerwerks.

Daß junge Ehepaar hatte viel Ermüdendes durchzumachen an diesem Tag, in Festlichkeit und Huldigung — es war der Ruhe froh, und der Gast hatte den um das Schloß wogenden Menschenstrom weise abgeleitet an ein fernes Ende des Parks, wo die Tänze und Ergötzungen jetzt recht zur Geltung kamen in altungarischer Fülle und Munifizenz. Bei dem fließenden Rothwein, den unermeßlichen Hammel- und Rinderbraten, den süßen Mohnkuchen und salzigen Käsepasteten, bei den ergötzlichen Raketenschwärmen und bunten Feuerlugeln, bei den gelenken Klängen des Czardas und Nagocsi, welche unermüdlich die galdbeschnirte Zigeunerkapelle, der sechs spielte und sechsfältig sang, durchzitterte die Luft, nach Raum gefunden zu einem Abschiedsruhen nach dem Eisen. An der Schönheit und Freundlichkeit der neuen Herrin war nichts auszusetzen, und die Beobachtung von Carolag hatte die verstorbene Gräfin nie gesehen.

Das Schloß mußte zum Bewohnen erst hergerichtet werden. Irma hatte ein Vorurtheil gegen alle, verfallende Schlösser, sie wollte von Carolag nichts hören, und der Graf unterließ dieser Abneigung wegen die Herstellung des alten Gebäudes. Jetzt war der Glanz des Kastells wieder neu hervorgerufen, die Herrschaft sollte hier die Flittermochen zubringen, denn die zweite, junge Gemahlin hatte kein Vorurtheil gegen alte Thürme und dicke, graue Mauern; Carolag erhielt den Vorzug gegen Szent-Ivanni — und doch zuckten die Aeste die Achseln und wiegten die Häupter. Die verstorbene Gräfin war ein ungarisches Edelfräulein — ihre Nachfolgerin hatte mit allen deutschen Tugenden die magyarische Nationalität nicht aufgewogen.

Die Festsäume und Binnen hingen und stehen noch in allen Räumen des jetzt stille und leer gewordenen Schlosses. Ein flotter Blumenstrauß zieht durch die geschlossenen Gänge und Vorhallen, wo nur einzelne Lampen Dämmerung verbreiten. In den innern Gemächern herrscht lautlose Ruhe. Alle dienenden Geister haben sich lange entfernt, als das gräfliche Ehepaar sich zurückgezogen in sein Schlafgemach. Der Raum dieses Gemachs ist noch weiter, höher, düsterer als das Zimmer in Szent-Ivanni, wo die Wiege und das Sterbebett standen. Auch dieses Schlafgemach ist reich und üppig im alten Prunk ausgestattet. Es war Alles wohl erhalten, modernisirt durfte hier nichts werden. Das dunkle braune Holzgetäfel mit matter Vergoldung, der schwere rothe Sammt mit Goldbehängen und Quasten hielt dieser ungeklärt durch frische Farben und neuen Glanz. Von dem ungeheuren, bis in den dunklen Raum der Decke emporsteigenden Baldachin fielen die ehen von der goldenen Grenzkrone gehaltenen Vorhänge über die kunstvoll geschnitzten, großen Betten. Der milde Schein einer durch blaues Glas gedämpften Ampel beleuchtete wie sanftes Mondlicht das Doppellager. Die junge Gräfin schlief nicht. Helene lag auf den weichen, gestickten Kissen von feinsten Linnen und Seide umhüllt — von Pracht und Reichthum umgehen — von Liebe getragen — und schlief nicht. — Sie ward aufgeweckt durch den Schrecken eines furchtbaren Traumes, und lag mit klopfenden Pulsen und starrte in das weite, ihr noch so fremde Gemach. Gespenstisch beleuchtete das blaue Licht die dunklen, altertümlichen Gegenstände im Zimmer. Nirgends sesselte und berichtigte ihr Auge ein wohlbekannter, gewohnter Anblick — Alles war fremdartig, unheimlich, düster. Noch fühlte Helene die kalte, nasse Hand, welche im Traum sich an sie klammerte und sie hinunterziehen wollte in die Tiefe, aus welchem das Phantom gestiegen. Ob waren nur Spukgestalten der Phantasie — aber so beängstigend, so schrecklich! Sie keimerte sich daran, wie sein Hände ihre Hand umklammerte in der Angst vor dem Abersatz, und wie ihr selbst zu Muthe wurde — als der Hund — o da kam das alte Grauen wieder und flog zusammen mit dem des Traumes — sie wendete sich angstvoll zu Bela. Er lag abgekehrt dem Licht und schien sest zu schlafen; doch ruhig schlief er nicht; auch ihn mußte ein böser Traum verfolgen, die Brust athmete schwer, es drangen Seufzer daraus hervor. Bela warf sich jetzt rasch herüber und wendete sein Gesicht der Lampe und Helenen zu. Sie entsetzte sich vor dem Anblick dieses Schlafenden. Alle Muskeln des Gesichts zuckten, die Lippen bluteten unter dem Druck seiner Zähne und öffneten sich jetzt, um stöhnende Worte auszustoßen. Die Bedeutung dieser Worte machte Helenens Hand erstarren, die sie gebohren hatte, um ihn zu wecken. Es waren Worte der Schuld und der Klage und der Thür einer gefolterten Seele, eines ruhetosen Gewissens. In dem aufgeriessenen Abgrund des furchtbaren Geheimnisses lag alle die dunkle, halbvergessene Angst und Ahnung und gainste sie an als geistbare Wirklichkeit. Schauer auf Schauer durchrieselte ihre Adern, aber hatte sie nicht eben einen moderierten Traum gehabt? — Bela stammelte auch — war es ihr Träume verantwortlich — was läßt sich darauf gründen! Jetzt spricht er wieder — deutlich — heftig. Er glaubt in Irma's Zimmer zu sein zu Szent-Ivanni in der Todesnacht, und bringt den einschläfernden Wein, um die Wärterin ihrer Pflicht vergessen zu lassen. Die schuldige Absicht seiner Gedanken sprechen seine Worte aus. O furchtbar grausam bleibes Hören, Begreifen und Erraten — Helene kann es nicht ertragen. Sie kann nicht die Wahrheit an's Licht reißen, kann ihn nicht wecken, um Auge in Auge die entsetzliche Frage zu thun nach dem Geheimniß seiner Seele. Aber der dunklen Spur muß sie folgen — es gibt keinen Stillstand mehr, wo solche Bahn sich öffnet — und wenn sie in den Abgrund führt, und die sinstern Rätsel immer dichter sich verwirren, sie muß hindurch; leben und vergessen — ohne Lösung kann sie nicht mehr. Menschen, die im Traume reden, antworten gleich den im magnetischen Schlaf Gebundenen, bewußtlos einem Zwang gehorchend, welchen der Fragende auf sie ausübt, wie der Magnetiseur auf jene. Helene zittert vor dem, was sie thun will, aber sie bengt sich mit stockendem Herzschlag, mit todesbanger Verantwortung zu dem Schlafenden und spricht eine Frage, die weckt ihn nicht — ein schwerer Seufzer hebt seine Brust, dann antwortet er klar, mit bestimmten Worten. Helene beben diese entlockten, schrecklichen Worte in allen Nerven, ein Fieber durchtobt sie — aber sie fragt wieder und wieder — und immer schneller, grauenvoller, unverhüllter kommen die Worte aus des Schlafenden Mund. Verzweiflung und Entsetzen zerreißen die Seele der unglücklichen Frau, als der neuvermählte Gatte in den Banden des Schlafes und ihres Willens das Bekenntniß seiner Schuld vor die enthüllt, daß sie nimmer zweifeln konnte, nimmer hoffen. Helene wußte, daß die Wärterin geschlafen und Irma ihrer Ohnmacht überlassen, wie Imre es flüchtig berührt hatte in seinem Briefe. Wenn auch dieses Verschulden bis in den natürlichen Verlauf dieser Nacht herbeiführte, war doch die Absicht und That Bela's der Meuchelmord. An einen trügenden Traum konnte sie nicht mehr glauben — so konnte nur die wirklich schuldbelastete Seele träumen. Das Geständniß konnte nur aus dieser verlornen, nach Erleichterung unbewußt ringenden Seele kommen, nicht aus der irrenden Phantasie eines Schlafenden. Jetzt mußte, entkannte sie auch Alles in seinem wahren, sündhaften Zusammenhang, was sie dunkel gefürchtet, wovor sie geschaudert und so lange gemieden hatte, es in Worten zu denken, bis sie es vergessen. In dieser furchtbaren Stunde war Alles klar und lebendig zur schauerlichsten Wahrheit geworden. Keine Macht des Willens, und selbst der Liebe konnte es vergessen lassen. Alles war vorbei! Das kaum geborene, glänzende Glück, Ruhe, Hoffnung, Zukunft. Die Unglückselige sah nichts mehr ihr eigen, als das kalte, nackte, vernichtete Leben; fühlte nichts, als die Unmöglichkeit, es an der Seite des Verbrechens, von den Früchten der Sünde genährt, zu ertragen. Ihre Augen haben sich im wilden Schmerz zu der dunklen Kuppel, welche den Baldachin über ihren Häuptern bildete, sie schnte sich, daß er herabstürze und sie in Nacht und Finsternis hülle. Kalt erstarrt in dem Krampfe der Verzweiflung bis in's Herz, blickt Helene auf den jetzt ruhiger schlafenden Mann an ihrer Seite, der ihr Lebensgenosse sein soll zur immer. Keinen Tag, keinen Morgen kann es mehr für sie geben, wo sie ihm in die unsäuten Augen blicken konnte, ob schweigend, ob fragend — nach dieser Nacht. — Sie darf sein Erwachen nicht erwarten, um zu flüchten — flüchten! wohin? Wo gibt es ein

Ahal für solche Heimatlose, aus dem Frieden des Lebens Verstoßene! — Die Welt hat keines für sie — und Helene sucht auch keines. Wo wäre das Leben möglich nach solcher Flucht, mit solcher Erinnerung! Und doch mußte sie fort — hervor der Verbrecher erwacht, fort — aus dem Schlosse — aus der Welt!

Leise erhebt sich Helene und verläßt das Lager. Sie hüllt sich mechanisch und doch sorgsam, bange vor jedem Geräusch, daß es den Schlafenden nicht wecke, in das weiche, lockere Morgenkleid, welches bereit lag für den Tag, in ihrer Nähe. Ihre Füße gleiten in die seidenen, mit flaumem Rand verbrämten Morgenschuhe — lautlos und schwankend geht sie über den weichen Teppich der Thüre zu. Einmal wendet sie sich noch zurück nach Allem, was sie verlassen muß — nach dem Glück und der Herrlichkeit des Lebens — aber es verfällt in Staub und Moder, wie ihr Blick auf Bela haftet, der unbewußt dieses ewigen Lebewohls ruhig schlaft. Schaudernd reißt sie sich von Allem los und öffnet leise die Thüre in den Vorsaal, worin sie verschwindet.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Sturm der Aufregung und Verwirrung durchtobte das Schloß, als die volle Morgensonne freundlich in seine Fenster schien. Heftige, rasch sich folgende Rufe an den Klingelzug des Schlafzimmers der Herrschaft jagte alle Josen aus dem süßen Schlummer, und vor sich am ersten in den Kleidern befand, stürzte hinauf, diesem ununterbrochenen Sturmläuten zu folgen. Der Graf trat todtenblech und verstört den Mädchen mit der Frage nach der Gräfin entgegen. Niemand wußte von ihr. Helene konnte also nicht, unwohl geworden, um den Gemahl nicht zu stören, selbst den Verband ihrer Frauen gerufen haben. Bela hatte sie in allen anstoßenden Gemächern gesucht. — Vielleicht war sie von der Luft des Schlafgemachs bellommen aufgestanden und hatte sich aus den Nebenzimmern weiter in andere, entlegenere Räume des Schlosses verirrt, die ihre Neugier reizen mochten. Der Graf rief alle Leute herbei und vertheilte sie zur Durchsuchung des ganzen Schlosses. Kein Raum wurde unbesichtigt gelassen, vom schwerfälligen Doppelboden bis zu den Keller. Die Gräfin war nirgends zu finden. Auch in die Gärten ward eine Partie der Leute gesendet — in den Treibhäusern, den Grotten, den Pavillons — überall wurde gesucht und gerufen — umsonst, es fand sich keine Spur von Helenen. Das seltsame Morgenkleid — die verschwundenen Schuhe zeugten von der überlegten Absicht der Entfernung, aber zu welchem Zweck? — Wohin? Bela lief in wilder Angst, doch unsichtig genau Alles leitend, anordnend, an alle Orte selbst, wo er die Verschwundene suchen ließ. Er rief ihren Namen, bis seine Stimme heiser versagte; der Schweiß floß über das bleiche Gesicht und das schwarze Haar flatterte wirr um sein unbedecktes Haupt, wie er dahin rannte und an jeder irgend verdeckten Stelle oder Raum innerhalb und außerhalb der Hauses hineintrat, zu horchen, zu rufen, zu suchen, und in wilder Verzweiflung wieder fortstürzte, um die vergebene Qual verlorenen Hoffens aber und abermals durchzumachen. Schloß Carolag hatte mehrere Thore, welche in der vergangenen Nacht der Lustbarkeit und Festzeuden nicht geschlossen wurden, dem Dienstpersonal den Verkehr mit dem Tanzplatz zu vermitteln. Eines dieser Thore führte nach einem wenig betretenen, zwischen Hecken laufenden Weg der Landstraße zu. Seitab des Thores, welches man durch einen Ausschnitt der Hecke vom geraden Weg abbiegend gelangen konnte, lag ein alter Ziehbrunnen mit verrosteten Ketten und von verwilderten Buschwerk die niedere Mauer umgeben. Auch auf diesen Weg waren schon Leute gekommen, welche die Gräfin suchten. Er führte über die Straße zu der großen Meierei und man hatte diese im Auge, dort Alles durchstöbert und beiragt, weil es doch denkbar, daß Zufall oder Absicht die Gräfin in diese Wirthschaftsgebäude geführt haben konnte. Alles blieb vergeblich — sie war nirgends gesehen worden. Durch dieses Thor war der Graf selbst noch nicht gekommen in seiner rastlosen, jagenden Nachforschung, die er nun fundenlang, wie von fahlernen Muskeln getragen, verfolgte. Bela wußte nicht, daß und was er getrieben habe, aber die Angst seines Herzens war arg und finsterer Ahnung erfüllt, Helene sei von dem grausen Schatten seiner Schuld von ihm hinweggescheucht worden. Jetzt wollte er auch diesen Ort selbst durchforschen und eilte, gefolgt von seinen Leuten, nach den Thore. Seine Kraft fing an zu schwinden, der hastige Schritt wurde unsicher und er mußte öfter stillestehen, um Athem zu schöpfen und sich die Stirne zu trocknen. Ein Jäger des Grafen rief, den beiderseitigen Schweißhund mitzunehmen, welcher jeder Spur folgen konnte, die man ihn zu suchen anwies. Man lief das Thier herbeibringen, ein der Gräfin gehöriges Kleidungsstück beschnüffeln und es begriff seine Aufgabe bald und lief vor dem Trupp der Menschen her durch das Thor in den Gang zwischen den Hecken. Plötzlich sah man den Hund vom geraden Weg abbiegen und durch die Lücke der Hecke laufen — Alle folgten in großer Spannung. In wilden Sprüngen lief der Hund dem alten Brunnen zu. Vor dem Buschwerk stand er stille mit vorgestrecktem Kopf und leisem Knurren. Dann wandte er sich nach den Leuten um und bellte. Mit schwindelnder Angst, die seine zitternden Sehnen wieder straffer zog, warf sich Bela dem Ziele entgegen, den Hund zu bezeichnen schien. Als sein Herr bis auf wenige Schritte nahe gekommen, sprang Hektor mit freudigem Winseln vorwärts in das Gestrüpp, welches die Mauer des Brunnens verbarg. Bela blieb wie in die Erde gewurzelt — er konnte keinen Schritt mehr gehen. Alle blickten mit banger Erwartung auf den in dem Busche wühlenden Hund. Nun kroch er wieder heraus und trabte langsam mit einer Beute im Maul dem Herrn entgegen. Es war ein seidener Damenschuh mit rothem Absatz ausgeschlagen, welchen Hektor demüthig vor Bela's Füßen legte. Der Unglückliche brach zusammen — er fiel auf die Kniee und drückte sein Gesicht mit einem schneidenden Schmerzensschrei über Helenens Morgenschuh. Die Leute sprangen schnell hinzu, der Kammerdiener hob den Halbbewußtlosen auf und stützte ihn, während die Andern nach dem Brunnen gingen, und Gutsbeamte und Förster des Anstalten trafen zu Untersuchung beschlossen. Der Ruf in die dunkle Tiefe verhallte ohne Antwort. Wenn die Gräfin hinabgestürzt, konnte sie kaum mehr am Leben sein. Man leuchtete mit Fackeln in den grausen Schlund — Flamme und Qualm blendeten, die Blicke konnten aber nicht in die Tiefe dringen. Seile wurden gebracht und ein leeres Burfaß, der sich dazu erboten. Hinabgelassen mit der Laterne auf einige Faden Tiefe, so lange er die Luft athmen konnte. Er gab bald den Ruf der Entdeckung zu vernehmen und wurde eilig hinaufgezogen. Bela hatte man abseit bringen wollen von dem Schauplatz einer wahrscheinlichen grauenhaften Auffindung — aber er wehrte sich dagegen entschieden, obwohl er nicht die Kraft hatte, aufrecht zu stehen, und nur mühsam abgerissene Worte stammeln konnte, welche den Wunsch des Bleibens bestehlend aussprachen. Der Bursche hatte berichtet, daß er in der Tiefe des Brunnens, der nur einige Fuß hoch Wasser enthalten konnte, eine menschliche Gestalt gesehen, deren aufgelöstes langes Haar und saftiges helles Kleid sich im Wasser schwimmend bewegt habe. Nun wurden Leitern hinabgelassen und beherzte Leute stiegen hinunter, die Leiche der unglücklichen Gräfin an das Licht hieß traurigen Tages zu bringen. Alle um den Brunnen Stehenden beugten sich über den Rand hinunter, mit Fackeln den dunklen Trichter, der den mitgenommenen Laternen jetzt unten erhellt wurde. Der Graf hatte sich durch den umsichtigen Oberbeamten, welcher die Arbeit der Nachforschung leitete, Bericht erstatten lassen über die Aufsage des Burschen, und so vorsichtig der Beamte die Mittheilung dem an Leib und Seele gebrochenen Herrn wiedergab, mußte man doch ihre erschütternde Wirkung auf ihn fürchten, weil das schauerliche Ereignis der Auffindung der Leiche dem Bericht auf dem Fuße folgte. Bela hörte schweigend, das Haupt gesenkt, was ihm gesagt wurde. Dann schlug er die Hände vor's Gesicht und blieb so auf das Knie des Kammerdieners gestützt unbeweglich, von leisem Wimmern nur die Brust gehoben. Wenn man ihn bat, sich in das Schloß zurückbringen zu lassen, schüttelte er heftig den Kopf, ohne das Gesicht zu erheben. Die mühevolle, schauerliche Arbeit, den Leichnam herauszuschaffen, wurde zu Stande gebracht. Es war Helenens edle Gestalt, zerstört von dem gewaltsamen Tode, welche über den Rand ihres Tiefen, aber nicht bleibenden Grabes gehoben wurde.

Das weiße, schöne Antlitz war noch nicht entstellt durch die wenigen Stunden, die es vom Wasser umspült, aber eine klaffende, noch blutige Wunde am Hinterhaupt bezeugte den unmittelbaren Tod während des Falles im Anprall gegen die Wände des Brunnens. Der dicht gedrängte Kreis der Leute wich scheu auseinander vor den Schauern und Entsetzen dieses geheimnißvollen Todes. Der Graf hatte die dumpfen Laute des Schreckens und Bedauerns vernommen, welche der Anblick ihrer zuerst im Glanz blühender Schönheit gesehenen und nun so grauenvoll entstellten Gebieterin den Anwesenden entrieb. Er streckte die Arme aus nach der Stelle, wo man sich schaffigt war, die Leiche auf eine Trogbahre zu legen. Seine ungehindigen, zitternden Geberden zeigten die Sehnsucht nach dem schrecklichen Wiedersehen. Die Bahre wurde vor Bela hingestellt; er schleppte sich, gestützt von den Armen des Kammerdieners, zu ihr hin. Mit trockenen, brennenden Augen voll wirren Schmerzes starrte der unglückliche Mann in das Todtengesicht — er faßte die naß Hand und schauderte vor ihrer eisigen Kälte zurück. Dann faßte er sie heftig wieder und drückte seine Stirne darauf. Nach einem stöhnenden Seufzer ließen seine Hände los, das Haupt glitt tiefer — als man ihn aufhob, hing er bewußtlos in den Armen der Diener.

Furchtbare Niederkehr! Festschmuck ziert noch alle Pforten und Räume, durch welche das neuvermählte Paar eingezogen in das alte Stammhaus — die frischen Blumen duften und prangen noch überall an bestellten Stellen — aber nach der einzigen schrecklichen Nacht unter dem eigenen Dache kommen die vom Nachgeeilt Hinausgestoßenen wieder als bleiche Opfer des Todes und der Verzweiflung zurück.

Schlußkapitel.

Wenige Tage nach jener traurigen Wiederkehr der gräflichen Gatten saßen am Bette des todtranken Erbherrn auf Szent-Jvanji und Carolag

Digitized by Google

Doktor Soude und der blonde, blasse Zurek. Sie waren Beide durch Telegramme berufen worden, welche die Angst der Leute in Carolag an den einzig erreichbaren Verwandten des Grafen und seinen geschickten Hausarzt aussendete. Ihnen hatte keine freundlichen Gefühle für den Schwager und den Gatten Helenens, aber sein Gemüth, schwer erschüttert von dem grausigen Trauerspiel, verzichtet sich dem Amt zu dem hülfsbedürftigen, verlassenen Freunde nicht. Auch der Doktor lief gleich im Schrecken über diese Nachricht in dem jungen Ehemann, und beide Junggesellen bestellten rasch ihre Angelegenheiten und reisten zusammen ohne Säumniß nach der Stätte des Unglücks.

Sie fanden den Grafen bewußtlos im heftigen Delirium einer Gehirnkrankheit. Er erkannte weder den Schwager noch den Doktor, aber ihre Gegenwart mußte sich doch in seine Phantasieen, er mußte Einflüsse davon empfangen, ohne sich ihrer bewußt zu werden. Von Grauen und Entsetzen ergriffen standen Imre und der Doktor gleich der unglücklichen Helene in den düstern Zimmer schauend am Bette des Kranken. Des Bruders gerechter Abscheu gegen Irma's schuldvollen Gatten wurde durch die schwere Sühne, mit welcher Gottes Hand ihn schlug, und durch Helenens furchtbaren Tod zum düstern Schweigen gebracht.

Der Jurat und der Doktor suchten das dunkle Geständniß, mochte es auf Wahrheit oder Wahn beruhen, so viel als möglich zu hüten. Sie übernahmen fast alle Pflege im Krankenzimmer, wenn die Patronymen des Dekurinats eintraten, das sich an bestimmte Stunden hielt. In den Zwischenräumen war der Graf einer Lethargie verfallen, welche fast jede Lebensregung in Erschöpfung versiegen ließ.

Am siebenten Tag nach jenem schrecklichen ersten Morgen in Carolag lag Bela, immer schwächer geworden nach den rasscher sich folgenden Anfällen, still und stumme kaum. Nur diese Ruhe der Erschöpfung währte nicht lange, mit fast rasender Wuth kehrte das Fieberdelirium wieder und die schauerlichsten Selbstanklagen und wilden Zusammenbrüche erfüllten seine Phantasieen. Die Worte flogen in so gejagter Hast aus Bela's Mund, daß selbst die spannende Kraft des Fiebers ihm nicht mehr genug Athem verleihen konnte, den Sturm auszuhalten. Imre konnte diese grausen Worte, das trostlose Ringen des unseligen Mannes unter den Qualen der Krankheit und der Seele nicht ertragen. Er stand auf und trat an's Fenster. Seine laute Stirn an die Scheibe drückend sah er hinaus in den heitern, rosigen Abendhimmel, das Gemüth voll Schmerz und Schauder vor den Greueln, der sich stöhnend auf dem Bette wand. Das schöne Bild Helenens, wie er es zuletzt gesehen und im Herzen bewahrt, war ihm unvergegangen in den Schrecken dieser Ereignisse. Es war ein schwerer Schleier über sein junges Leben gesunken, durch welchen er wie Schattenhafte Phantome sah. Der Doktor war am Bette geblieben und hatte mitleidig die rastlosen Leiden des Kranken zu mildern gesucht, wie er es zuweilen vermochte durch ein halbgedrücktes Wort oder leise Striche seiner magnetischen Hand. Wieder war auch diesmal plötzlich die Ruhe eingetreten nach den wüthenden Kämpfen. Bela blieb mit halbgeschlossenen Augen, das gelbe im Leiden verfallene Gesicht nur von leisem Zittern überflogen, eine Weile ruhig. Doktor Soude wühlte in seinem krausen Haar, wie er es gethan, als er am Sterbebett der Gräfin gesessen, und dachte an jene Nacht und an die Kette, welche sie verband mit der traurigen Stunde der Gegenwart. Die menschliche Theilnahme und der tiefe Einblick in das Lebensruin von Elend und Schuld unter der glänzenden Hülle des Lebens machte ihn seufzen unter der Bürde seines Berufs. Eine Erschütterung bewegte die Decke, den Körper des Kranken durchlief jähes Zucken. Der Doktor stand auf und beugte sich über sein Gesicht. Es war nur ein tiefer Seufzer, den er noch wahrnehmen konnte — ein unverständliches Wort, dann blieben die Lippen und Augen offen und zuckten nicht mehr. Die Hand des Arztes strich sanft über das steife Gesicht — er wandte sich nach Imre und sagte bewegt: „Es ist vorüber."

*

Vor der Kirche in Szent-Joanni gab es wieder einen unermeßlichen Trauerzug, wie jenen, welcher die Gräfin Irma mit ihrem Söhnlein zur Ruhe brachte in die Familiengruft. Es folgte den Särgen nur Ein verwandter Leidtragender mit zur Erde gesenktem Blick. Er ging hinab zu den Todten, die jetzt getrennten, und den Todten, die sie doch erwarteten, um zu weilen, bis sich die Menge der Begleitung verlassen hatte. Imre verließ die Ruhestätte Irma's und Helenens mit nassen Augen und krankem Gemüth. — Unten in der Gruft zwischen den beiden Frauen stand der Sarg des Mannes, dessen Leidenschaft Beide in den Tod gestürzt.

Was die Welt zu den geschlechtlichen Trauerspiel gesagt, das ist wohl gleichgültig. Sie rathet und errathet, was sie nicht zu denken weiß, richtet und entschuldigt, beklagt oder verdammt die Resultate ohne Berücksichtigung der Motive und hat stets eine geheime, althergebrachte Freude an allen Schauererzeugnissen, welche das ungehobelteste Entsetzen darüber aufmischt.

Die beiden Täter der unglücklichen Frauen traigen ihr Leid in ihrer Weise. Der alte deutsche Landjunker an der Nordsee saß behaglig auf seinem vom verstorbenen Grafen schuldenfrei gemachten Gute und betrauerte aufrichtig die wohlerzogene Tochter und den generösen Schwiegerherrn. — Der alte Edelherr an den Karpathen hob das weiße, gebeugte Haupt zuweilen stolz empor, wenn Imre's jugendliches Gemüth traurig in sich versunken die Flügel nicht heben wollte. „Unsere arme Irma hat die Deutsche an den Busen gedrückt," sprach der Vater und strich sich energisch den weißen Schnurrbart. „Wollen wir nicht morgen nach Czapolt zur Gräfin Alesmary auf Brautschau fahren, Imre, mein Sohn?" Bei dieser Frage sichtig der alte Mann zärtlich den melancholischen Juraten auf die Achsel. Aber Imre schüttelte traurig den Kopf und seufzte: „Nein!"

Eine Weihnacht.

Erzählung aus den österreichischen Alpen.

Von

P. K. Rosegger.

In der Stube meines Vaterhauses, an der mit grauem Lehm übertünchten Ofenmauer, stand jahraus, jahrein ein Schemel aus Eichenholz. Er war immer glatt und rein geschenert, denn er wurde, wie die anderen Stubengeräthe, jeden Samstag mit feinem Backsande und einem Strohwisch abgerieben. An der Zeit des Frühlings, des Sommers und des Herbstes stand dieser Schemel leer und einsam in seinem Winkel, nur an jedem Tag zur Abendzeit zog ihn die Großmutter etwas weiter hervor, lutete auf denselben hin und verrichtete ihr Abendgebet. Auch an den Sonnabenden, wenn der Vater an dem Tisch, den großen, dunkelbraunen Hausfolianten in der Hand, die Feierabendandacht verrichtete, lutete die Großmutter auf dem Schemel. Als aber der Spätherbst kam mit den langen Abenden, an welchen die Knechte in der Stube aus Kienfeuerlein Leuchtspäne schnitzten, und die Mägde, sowie auch meine Mutter und Großmutter Wolle und Flachs spannen, und als die Abendzeit kam, in welcher an solchen Span- und Spinnabenden alte Mären erzählt und geistliche Lieder gesungen wurden, da saß ich beständig auf dem Schemel am Ofen. Wohl lieber wäre ich auf der Bank gewesen, wie sie rings an den Wänden angebracht war und auf welcher auch die Anderen saßen; aber das duldete meine Mutter nicht, erstens hatte sie mich auf dieselbe missen hinaufheben und zweitens wäre ich, wie ich schon oft unruhig war, doch bald wieder hinabgerutscht. Ich saß also auf dem Schemel und hörte von da aus den Geschichten und Gesängen zu, was meine Kräfte schonerlich wurden und sich meine kleine Seele aufzureagen und zu fürchten begann, rückte ich den Schemel näher der Mutter oder der Großmutter und begann mich ängstlich an ihr Kleid zu halten, und ich konnte gar nicht mehr begreifen, wie die Anderen hier noch oder über ihre schrecklichen Geschichten noch zu lachen vermochten. Zuletzt, als es zum Schlafengehen kam und wir die Mutter mein Lodderlichen hervorzog, wollte ich schon gar nicht mehr allein in das Bett gehen, und es mußte die Großmutter neben mir liegen, bis die fürchterlichen Bilder in mir vergingen und bis ich einschlief.

Aber die langen Abendmächte waren bei uns immer sehr kurz. Bald noch zwei Uhr begann es im Hause unruhig zu werden. Oben auf dem Dachboden hörte man die Knechte, wie sie sich ankleideten und hinabgingen, und in der Küche krachen die Mägde Späne ab und schürten am Herde. Dann gingen sie Alle auf die Tenne zum Dreschen.

Auch die Mutter war aufgestanden und hatte in der Stube Licht gemacht; dann erhob sich auch der Vater und sie zogen Kleider an, die nicht ganz für den Werktag und auch nicht ganz für den Feiertag waren. Dann sprach die Mutter zur Großmutter, die im Bette lag, einige Worte, und wenn ich, erwacht durch die Unruhe, auch irgend eine Bemerkung that, so gab sie mir nur zur Antwort: „Sei Du nur schön still und schlaf!" — Dann zündeten meine Eltern eine Laterne an, löschten das Licht in der Stube aus und gingen aus dem Hause. Ich hörte noch die äußere Thür gehen und ich sah an den Fenstern den Lichtschimmer vorüberflimmern und ich hörte das Knirschen der Tritte im Schnee und ich hörte noch das Rasseln des Kettenhundes. — Dann wurde es wieder ruhig, nur war dann und wann das dumpfe, gleichmäßige Pochen der Dreschet zu vernehmen, dann schlief ich wieder ein.

— Der Vater und die Mutter gingen in die fast drei Stunden entfernte Pfarrkirche zu Rorate. Ich träumte ihnen nach, ich hörte die Kirchenglocken, ich hörte den Ton der Orgel und das Abendlied: Maria sei gegrüßet, du lichter Morgenstern! Und ich sah die Lichter am Hochaltare, und die Engelein, die über denselben standen, breiteten ihre goldenen Flügel aus und flogen in der Kirche umher, und einer, der mit der Posaune aber dem Predigtstuhl stand, zog hinaus in die Hahden und in die Wälder und blies es durch die ganze Welt, daß die Ankunft des Heilandes nahe sei.

Als ich erwachte, strahlte die Sonne schon lange zu den Fenstern her-

Digitized by Google

ein und draußen glitzerte und flimmerte der Schnee, und die Mutter ging wieder in der Stube umher und war in Werktagskleidern und that häusliche Arbeiten. Das Bett der Großmutter neben dem meinigen war auch schon geschichtet, und die Großmutter kam nun von der Küche herein und half mir die Höschen anziehen und wusch mein Gesicht mit lauem Wasser, daß ich aus Empfindsamkeit zugleich weinte und lachte. Als dieses geschehen war, hielte ich auf meinen Schemel hin und betete mit der Großmutter den Morgensegen:

In Gottes Namen anfahen,
Gegen Gott gehen,
Gegen Gott treten,
Zum himmlischen Vater beten,
Daß er uns behüte!
Lieb' Engelein drei!
Der erste, der uns weiet,
Der zweite, der uns speiet,
Der dritt', der uns behüt' und bewahrt,
Daß uns an Leib und Seel' nichts widerfahrt.

Nach dieser Andacht erhielt ich meine Morgensuppe, und nachdem kam die Großmutter mit einem Kübel Wasser, die wir nun zusammen zu schalen hatten. Ich saß dabei auf meinem Schemel. Aber bei dem Schälen der Rüben konnte ich die Großmutter nie vollkommen befriedigen; ich schnitt stets eine zu dicke Schale, ließ sie aber stellenweise doch wieder ganz auf der Rübe. Wenn ich mich dabei aber gar in den Finger schnitt und sofort zu weinen begann, so sagte die Großmutter immer sehr unwirsch: „Mit Dir ist wohl ein rechtes Kreuz, man soll Dich frei hinanswerfen in den Schnee!“ Dabei verband sie mir die Wunde mit unsäglicher Sorgfalt und Liebe.

So vergingen die Tage des Adventes, und ich und die Großmutter sprachen immer häufiger und häufiger von dem Weihnachtsfeste und von dem Christkinde, das nun bald kommen werde zu den Menschen auf Erden. Je mehr wir dem Feste nahten, um so unruhiger wurde es im Hause. Die Knechte trieben das Vieh aus dem Stalle und gaben frische Streu hinein und bestiegen die Pferden und striegelten sie; der Dalterpub striegelte die Ochsen, daß sie ein glattes Aussehen bekamen; der Futterbub mischte mehr Heu in das Stroh, als gewöhnlich und bereitete davon einen ganzen Stoß in der Futterkammer. Die Kuhmagd that das Gleiche. Das Dreschen hatte schon einige Tage früher aufgehört, weil man durch das ewige Pochen die nahen Feiertage zu entheiligen glaubte.

Im ganzen Hause wurde gewaschen und geschrubt, selbst in die Stube kamen die Mägde mit ihren Waschekübeln und Strohwischen und Besen hinein. Ich freute mich immer sehr auf dieses Waschen, weil ich es gerne hatte, wie Alles brunter und drüber gekehrt wurde, und weil die Glasbilder am Tafelwinkel, die braune Schwarzwälderuhr mit ihrer Metallschelle und andere Dinge, die ich immer sonst nur von der Ferne ansehen konnte, herabgenommen und mir näher gebracht wurden, so daß ich Zeit und Muße genauer und auch von verschiedenen Seiten betrachten konnte. Freilich war mir nicht erlaubt, dergleichen Dinge anzurühren, weil ich noch zu ungeschickt und unbesonnen dafür wäre und die Gegenstände leicht beschädigen könnte. Aber es gab doch Augenblicke, an welchen man in eifrigen Waschen und Reiben nicht auf mich achtete.

In einem solchen Augenblick kletterte ich einmal über den Schemel auf die Bank und von der Bank auf den Tisch, der aus seiner gewöhnlichen Stellung gerückt war und auf dem die Schwarzwälderuhr lag. Ich machte mich an die Uhr, von der die Gewichte über den Tisch hingen, sah durch ein offenes Seitenthürchen in das messingne, sehr bekannte Räderwerk hinein, drehte einige Male an den kleinen Blätter des Windrädchens und legte die Finger endlich selbst an das Rädchen, ob es denn nicht gehe; aber es ging nicht. Zuletzt rückte ich auch ein wenig an einem Holzstäbchen, und als ich das that, begann es im Werk fürchterlich zu rasseln. Einige Räder gingen langsam, andere schneller und das Windrädchen flog, daß man es kaum sehen konnte. Ich war unbeschreiblich erschrocken, ich polterte vom Tisch über Bank und Schemel auf den nassen, schmutzigen Boden hinab; da faßte mich schon die Mutter am Röcklein und begann mich mit einem Beileuröthchen derb zu züchtigen. Das Rasseln in der Uhr wollte gar nicht aufhören, und zuletzt nahm mich die Mutter mit beiden Händen und trug mich in das Vorhaus und schob mich durch die Thür hinaus in den Schnee und schlug die Thüre hinter mir zu. Ich fand mich vernichtet da, ich hörte von innen noch das Weinen der Mutter, die ich so sehr beleidigt haben mußte, und ich hörte das Scheuern und Lachen der Mägde, und ich hörte noch immer das Rasseln der Uhr.

Als ich eine Weile dagestanden und geschlucht hatte, und als gar Niemand gekommen war, der mich wieder in das Haus genesen hätte, ging ich fort nach dem Pfade, der in den Schnee getreten war, und ich ging über den Hausanger und über das Feld dem Walde zu. Ich wußte nicht, wohin ich wollte, ich bildete mir nur ein, daß mir ein großes Unrecht geschehen sei, und daß ich nun nicht mehr in das Haus zurückkehren könne.

Aber ich war noch nicht zu dem Walde gekommen, als ich hinter mir ein grelles Pfeifen hörte. Das war das Pfeifen der Großmutter, wie sie es machte, wenn sie zwei Finger in den Mund nahm und die Zunge spitzte und blies. „Wo willst Du denn hin, Du dummes Kind,“ rief sie, „warst, wenn Du so im Wald herumlaufen willst, so wird Dich schon die Moosbwaberl erfangen, wart nur!“

Auf dieses Wort lehrte ich augenblicklich um, denn die Moosbwaberl fürchtete ich unsäglich.

Ich ging aber immer noch nicht in das Haus, ich blieb im Hofe stehen, wo der Vater und zwei Knechte gerade ein Schwein aus dem Stalle zogen, um es zu stechen. Ueber das ihrerseits nicht sehr scheuen des Thieres und über das Blut, das in mich saß, und das eine Magd in einen Topf auffing, vergaß ich auch das Vorgefallene, und als der Vater im Vorhause das Schwein häutete, stand ich schon wieder dabei und hielt die Hautzipfeln, die er mit einem großen Messer von dem speckigen Fleisch immer weiter und mehr losttrennte. Als später die Eingeweide herausgenommen waren und die Mutter Wasser in den Becken goß, auf daß das noch übrige Blut hinausgeschwemmt werde, sagte sie zu mir: „Geh' weg da, sonst wirst Du ganz angespritzt!“

Aus diesen Worten entnahm ich, daß die Mutter mit mir wieder versöhnt war, und nun war Alles gut, und ich ich wieder in die Stube kam, um mich ein wenig zu erwärmen, stand da Alles an seinem gewohnlichen Platz. Boden und Wände waren noch feucht, aber rein geschrubert, und die Schwarzwälderuhr hing wieder an der Wand und tickte. Und sie tickte viel lauter und heller durch die neu hergefettete Stube, als früher.

Endlich nahm das Waschen und Reiben und Glätten ein Ende, im Hause wurde es ruhiger, fast still, und der heilige Abend war da. Das Mittagmahl an diesem heiligen Abend wurde nicht in der Stube eingenommen, sondern in der Küche, wo man das Nudelbrett als Tisch eignete und sich um dasselbe herumsetzte und das einfache Fastengericht still, aber mit gehobener Stimmung verzehrte.

Der Tisch in der Stube war mit einem schneeweißen Tuche bedeckt, und vor den Tische stand mein Schemel, auf welchem sich zum Abend, als die Dämmerung einbrach, die Großmutter hinsetzte und still betete.

Mägde gingen leise durch das Haus und bereiteten ihre Festtagskleider vor und die Mutter that in einen großen Topf Fleischstücke, gab Wasser daran und stellte sie zum Herdfeuer. Ich schlich in der Stube auf den Zehenspitzen herum und hörte nichts, als das lustige Prasseln des Feuers in der Küche. Ich blickte auf meine Sonntagshöschen und auf das Joppelein und auf das schwarze Filzhütlein, das schon an einem Nagel der Wand hing, und dann blickte ich durch das Fenster in die hereinbrechende Dunkelheit hinaus. Wenn kein ungestümes Wetter eintrat, so durfte ich in der Nacht mit dem Großknecht in die Kirche gehen. Und das Wetter war ruhig und es wurde auch, wie der Vater sagte, nicht allzu kalt werden, weil auf den Bergen Nebel lag.

Unmittelbar vor dem Beginn des „Mauchengehen“, in welchem Haus und Hof nach alter Sitte mit Weihwasser und Weihrauch besegnet wird, hatten der Vater und die Mutter einen kleinen Streit. Die Moosmaberl war dagewesen, hatte glückselige Feiertage gewünscht und die Mutter hatte ihr für den Freitag ein Stück Fleisch geschenkt. Darüber war der Vater etwas ungehalten, er war sonst ein Freund der Armen und gab ihnen nicht selten etwas, als es unsere beschränken Verhältnisse erlauben wollten, aber der Moosmaberl sollte man seiner Meinung nach kein Almosen reichen. Die Moosmaberl war ein Weib, welches gar nicht in die Gegend gehörte, welches unbefugt in den Wäldern umher strich, Moos und Wurzeln sammelte, in holzverfallenen abgelegenen Hütten Feuer machte und schlief. Daneben ging sie herum zu den Bauernhöfen, sollte Moos verkaufen, und da sie keine Geschäfte machte, weinte sie und verfluchte das Leben. Kinder, die sie ansah, fürchteten sich entsetzlich vor ihr und viele wurden gar krank; Kühen that sie an, daß sie rothe Milch gaben.

Wer ihr eine Wohlthat erwies, den verfolgte sie einige Minuten und sagte ihm: „Tausend und tausend vergelt's Gott, bis in den Himmel hinauf,“

Wer sie aber verspottete oder sonst auf irgend eine Art beleidigte, zu dem sagte sie neunmal: „Zu drei Dich hinab in die unterste Hölle!“ Und bis sie das neunmal gesagt hatte, war es so fürchterlich zu hören, als müsse der Zund dieses geheimnißvollen Menschenwesens in Erfüllung gehen.

Die Moosbwaberl kam oft zu unserem Hause und saß gerne vor demselben auf dem grünen Rasen oder auf dem Taxebrett der Zaunstiegel, trotz der heftigen Bellens und Anfassens unserer Kettenhunde, der sich gegen dieses Weib besonders unbändig zeigte. Aber die Moosbwaberl saß so lange vor dem Hause, bis die Mutter ihr eine Schale Milch, oder ein Stück Brod, oder beides hinaustrug. Meine Mutter hatte es gern, wenn das Weib sie durch ein tausendfaches Vergeltsgott bis in den Himmel hinauf wünschte. Der Vater legte dem Wunsch dieser Person seinen Werth bei, war er ein Segenespruch oder ein Fluch. (Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 16. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **van Dewall.**

(Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Es war beinahe Mitternacht, als Mengden nach Hause kam. Die Großfürstin hatte ihn zum Thee da behalten. In der besten Laune von der Welt betrat er sein Zimmer. Die Bewegung des Schlittschuhlaufens, die frohe Gesellschaft hatten seine Nerven belebt und trübe Gedanken verscheucht. Auf seinem Tisch lag ein kleines duftendes Billet von Rosapapier.

„Parbleu — was ist das?“ sprach er erstaunt. „Schon wieder solch' ein Brief! — Sollte Mademoiselle Juliette? — nein, oder die Gräfin?“ er betrachtete die Aufschrift genauer — „ah, mein schwarzer Domino, vortrefflich — laß sehen, was gibt's.“ — Er las:

„Unwiderstehliche Sklavin!

„Deine Herrin hat nicht Lust, Dich länger in den Ketten Anderer schmachten zu sehen. Sie befiehlt Dir deßhalb, Dich morgen Abend Punkt 5 Uhr und zwar allein und in bürgerlichem Gewande genau auf dieselbe Stelle wie heute auf das Eis zu begeben, und Deine reizende Gebieterin in demselben Schlitten spazieren zu fahren, in welchem heute die schöne Gräfin mit Dir kokettirte.

„Ein Blumenstrauß am Fenster morgen früh bedeutet, daß Du Deiner Pflicht eingedenk bist. Der schwarze Domino.“

Eine große Dame. Der Schlitten hielt, Mineia stieg aber noch nicht aus. Originalzeichnung von G. Bartsch. (S. 184.)

„Das fangt ja in der That an interessant zu werden,“ murmelte Mengden, nachdem er diese Worte gelesen — „man kommt hier aus den Intriguen gar nicht heraus.“ — Er überdachte beim Ausklieden noch einmal die letzten Ereignisse. — Die Gräfin hatte ihm ihre Zessel völlig über den Kopf geworfen. Sie war so schön und so verliebt. Sie war in Mengden's Salein hineingefallen wie eine volle blühende Päonie, die einem Wanderer, der müdegelos unter einem Gebüsche seine Rast hält, in den Schooß geworfen wird.

Heute Abend auf dem Cise hatte sie das Spiel vom Morgen fortgesetzt — sie hatte ihn bei seinem Ehrgeize genannt und ihn beschworen, Alexandra zu ihr zu sagen. Sie hatte ihm wiederholt, daß sie ihn liebe und ohne ihn vergehen müsse, und er hatte ihr mit den lahmsten Betheuerungen geantwortet — das Ende vom Liede war eine heftigste Verabredung gewesen, wie man sich gegenseitig verhalten wollte und wo man sich heimlich sehen und für den ersten Zwang entschädigen könnte.

Nach jenem lahmen Strange auf dem Eis war die Gräfin wie toll vor Enthusiasmus und Liebe — glückseligste war die Bewunderung für Mengden sein jenem Augenblicke so allgemein, daß die übrige nicht besonders auffiel.

Mengden hatte ein Schneehuhn sein müssen, wäre bei einer Frau wie Alexandra sein Blut nicht in Wallung gekommen; das stolze, hohe Weib lag schmachtend und liebeflehend zu seinen Füßen, sie verschwendete alle die reichen Mittel, die ihr zu Gebot standen, um ihn zu fesseln, jeder Blick und ihren prächtigen Augen war ein Gestandniß, jedes Wort eine heimliche Liebeserklärung, seine Sinnlichkeit wurden dadurch entflammt und ließen ihn willig der verlockenden Sirene in den gefährlichen Taumel folgen.

Er legte das Billet auf den Tisch und dachte an Alexandra. Er trat an das Fenster und schaute durch die Nacht hinüber nach ihren Gemächern. Der Anblick des Wachtcorps und der gesattelten Pferde dicht unter seinem Fenster zog allmälig seine Gedanken von ihrer ursprünglichen Richtung ab. — Frösteind hüllte er sich nach einer Weile in seinen seidenen Schlafrock und sah nach der Uhr.

„Zwei Uhr — gehen wir zu Bett, — mein Gott, welch' ein Tag heute!“ Als er die Kerze ergriff, fielen seine Blicke wieder auf jenes Billet. — „Ja so — Dich hätte ich bald vergessen,“ sprach er zu sich selbst und betrachtete noch einmal die zierliche Handschrift — „quine faire?“ — Er dachte unwillkürlich an die kleinen rosigen Hände der Magde. — „Es war ein thorichtes Verbrechen, welches ich der Unbekannten gab — aber da ich es nun einmal gegeben, muß ich es auch halten,“ und so setzte er Mademoiselle Julitte's Kameliien auf sein Fensterbrett und legte sich zu Bett. —

„Aufstehn, Kamerad — nir gut, so lang schlafe!“ weckte ihn spät am nächsten Morgen Prinz Mussa.

„Was Teufel, — Sie stören mich in meinen herrlichsten Träumen, Durchlaucht!“ sprach Mengden von seinem Kopfkissen empor.

„Nur hurtig — altes General sein schon lang aus die Posen und auf die Pferd — reovdiren die Posten — wissen schon? Haben heute früh gefunden einen Polen todt auf der Straße — soll verrathen haben seine Brüder, haben sünfzig junge Manner heute Nacht abgefangen die Kosaken, wollten gehen in die Wald zu Zufurgenten! Dolch stal noch in seine Kadaver — geschah ihm ganz recht — Hundehint!“

„Wie — der General ist schon ausgeritten!“ rief Mengden und fuhr in seine Kleider — „mein Gott, schon zehn Uhr, wo ist denn nur der Cadjak*) von einem Burschen?“ — Er zog die Klingelschnur.

„O hat nir zu sagen,“ beschwichtigte Mussa, sich bequem auf den Divan lauernd. „Alter General sein schon seit sieben Uhr fort bloß mit eine Ordonnanz — wollten sein allein.“

Der Kosak kam herein. Mengden, etwas zornig noch, schalt ihn aus und hieß ihn schnell ein Pferd satteln.

„Ja so, welch' eine großige Hipe!“ — scherzte Mussa — „dachte bissel frühstücke, bissel plaudern von die gestrige Tag — nir nir, wisse nicht, daß heute Sonntag, ist verboten zu arbeiten?“ — Schau — was zierliche billet-doux — von kleines hübsches Durakschi!“**) fuhr er fort, während Mengden seinen Kopf in die Waschschüssel tauchte. — Er erkannte, zu werfen einen Blick hinein?“

„Unmerschin.“ —

„Suprisi,“ sprach Mussa mit den Fingern schnippend, „also von die schwarze Domino in die Statthalterei! Was Sie haben für eine succès bei schönes Geschlecht! — Werden wieder doch unternehmen, alter Freund, Jab' Sie doch Bekanntschaft gemacht durch mich — he?“

„Haben Sie nicht gelesen, daß ich allein kommen soll, — sehen Sie, da ist bereits meine Antwort,“ erwiderte Mengden aufgebracht und wies auf den Blumenstrauß.

„Kleine Sie das nicht — thue Sie das ja nicht,“ sprach Mussa ernsthaft — „das kann sein eine schlimme Falle parole-d'honneur! — Ich bire nir zu spaßen — allein und in eine bürgerliche Rock, das sein sehr verdächtig von eine fremde Person.“

„Was sollte mir jene Maske Böses wünschen, wem könnte daran liegen, mir eine Falle zu stellen? Das ganze Weben jener Unbekannten hat Etwas, was mir eher Lust-Abenteuer, als einen solchen Verdacht einflößt.“

„Ah — c'est ça! Sie glaube, ist eine affaire d'amour von eine polnische Dame, die wollen sein unertannt — nir, nir, Sie kennen nicht die Potinne, — denken nicht mit uns an andere affaires als an die von die Politik und die Rache — ich bitt' Sie, sein Sie vorsichtig!“

„Also gut — Prinzipe, dann bitte ich in einer Battsche,“ sprach Mengden, rabiat sich ein Glas Portwein einschenkend, da er zum Kaffee trinken nicht mehr Zeit hatte, — „aber Sie wissen, ich verfrorach acht Tage lang der geborianie Sklave jener Frau zu sein. Verlieicht war es ein dummer Streich, aber ich muß ihn zu Ende führen.“

„Et qu'en dira la belle comtesse?“ sprach Prinz Mussa listig hinzufügend und ungemein schlau ausdehend.

Mengden wurde blutroth, er drehte sich um, damit Jener seine Verlegenheit nicht bemerke, und schnallte lange an seinem Säbel herum. — „Was geht das die Gräfin an?“ sprach er kurz.

„Ja so — sie ist eine sehr gute Schauspielerin, sie sitzt stare wie eine Bildsäule in die lebendige Bilder, aber Mussa sehn mit einem elin-d'oeil großige Raumne, wo brennt in seine weiße Herzoke für die schöne Monsieur Mengden.“

„Prinzipe, Sie würden mich verpflichten, wenn Sie weniger scharf beobachteten,“ sprach Mengden ernst — „es ist wirklich nicht freundlich von Ihnen, solchen Rauch zu erzeugen, man könnte dahinter ein wirkliches Feuer vermuthen, und das würde leicht üble Folgen haben können.“

„Nicht ich machen den Rauch — ich warne nur mit räucherige Werkzeug“ — erwiderte Mussa mit Bedeutung — „ich bringe nur den Geruch mit in diese Zimmer und Sie ihn deshalb riechen.“

„Was wollen Sie damit sagen, Prinzipe?“ — Das sind halbe Worte, zu viel oder zu wenig!“ sprach Mengden mit gerunzelten Augenbrauen.

„Das sollen sagen, Gunst machen Freinde, wenn sind, ihren Sie sich vor solche, welche machen vorn ein glattiged Gesicht und werden blaß vor Neid hinter Ihren Rücken.“

„Sie warnen mich vor Jemanden?“

„Ich bin Ihre Freund,“ sprach Mussa warm, „ich nicht neidisch sein, ich der Falle, Du der Rache. Weit haben Raum für beide, aber die Krähe hassen den Adler — fallen viele, viele heimtückisch hinter ihm her.“ —

„Und wer ist diese Krähe?“ —

„Oberstlieutenant Merosselzoff.“ — Prinz Mussa sprach diesen Namen die Hand biegend, „obgleich ich nicht begreife, womit ich Merosselzoff in meinen Leben zu nahe getreten bin, aber eine Warnung aus dem Munde eines Freundes soll man nie verachten. Doch — noch einmal, wie sonnen Sie darauf, daß die Gräfin irgend ein anderes Interesse an mir nimmt, als das, welches sich aus einem gefälligen Zusammenleben folgegemäß entwickelt?“ —

„O liebe Baron, ich meinen es sehr, sehr gut — Mussa haben scharfe Augen — haben sich vor grandes dames! Machen es mit die Männer wie mit die Artischoken, wenn sie habe gegessen das Fleisch, schmeißen sie die Blätter auf die Assiette und stimmen sich nicht mehr darum so viel — — doch da kommen die Pferd. Adieu!“

Mengden, nur von seinem Kosaken begleitet, ritt die neue Welt hinunter nach der Vorstadt Praga zu, da er erfuhr, daß sein General diese Richtung eingeschlagen hatte. — Wo es der Weg gestattete, ritt er in scharfen Trabe. An der Brücke erfuhr er, der General sei in der Stadelle, und so begab er sich ebenfalls dorthin. — Es wartete seiner dort ein gar trauriger Anblick. — In der That hatten etwa vierzig junge Leute, welche sich in den Häusern bis dahin vor der Konskription verborgen gehalten hatten, in der vorigen Nacht versucht, zu den in den nahen Wäldern sich aufhaltenden Insurgenten zu entkommen. Es waren zumeist Jünglinge, welche den besseren Volksklassen angehörten. Ihr Plan war aber verrathen worden. Von den Posten und Kavallerievorpostenrollen verfolgt, gelang es nur Wenigen, unter dem Dunkel der Nacht sich durchzuschleichen, die Meisten wurden gefangen, einige getödtet, einige verwundet.

Sechzehn waren jene Unglücklichen unter starker Eskorte in die Citadelle eingebracht worden und standen jetzt in einem Haufen mit blassen, aber entschlossenen Gesichtern zwischen den Kasemetten, ihres harten Schicksals gewärtig.

Man hatte ihnen die Hände mit Stricken auf den Rücken gebunden

*) Schlafmütze.

**) Närrchen.

Digitized by Google

wie Verbrechern. Ein Offizier ging von Einem zum Anderen und schrieb ihre Namen auf.

„Was bedeuten Euer Excellenz, daß mit den Menschen geschehen soll?“

„In einer Namens Weinoti unter denselben?“ erwiderte Graf P., der hinter ihm seinem Pferde hielt.

„Nein.“

„In er entkommen?“ —

„Erschossen!“ rief einer von den Gefangenen mit blutendem Auge, „hinterrücks erlegt von Deinen Sklaven, Du grausamer Schlächter!“

Ein Lokai hieb dem Sprecher seinen Knutschen über den Kopf.

„Laß ihn, Iwan,“ sprach der General kalt. Dann rief er den Kommandanten des Regiments näher heran. „Lassen Sie den Leuten zu essen geben und in zwei Stunden schaffen Sie sie nach Modrin, dort soll ihnen der Prozeß gemacht werden.“

In diesem Augenblick erkannte er Mengden, sein Gesicht nahm einen etwas freundlicheren Ausdruck an. — „Ah, sieh da Mengden, wo kommen Sie her?“

„Ich suche Eure Excellenz,“ sprach dieser salutirend.

„Was Besonderes vorgefallen?“ —

„Nein — ich glaubte nur, da Excellenz so allein ausgeritten sind —“

„Ich danke Ihnen“ — sprach der General und beäckte ihm die Hand. Dann wandte er sein Pferd und ritt langsam seinem Palaste zu.

Unterwegs theilte er Mengden die Ergebnisse der vergangenen Nacht mit, so kalt und theilnahmlos, als sprächen er von einer Hofjagd.

Nur schwer gelang es Mengden, sein geheimes Versprechen zu erfüllen. — Der General hatte ihn zum Mittagessen bei sich behalten und erzählte über Tisch seiner Frau von der zarten Aufmerksamkeit seines Adjutanten gegen seine Person.

Es war ein ganz eigenthümliches Lächeln gewesen, mit welchem Jene ihrerseits Mengden ihren Dank ausdrückt.

Gleich nach Tische bat der Offizier, sich beurlauben zu dürfen, da er mit Jemanden eine bestimmte Verabredung für den Abend getroffen hätte.

Man hatte versucht, ihn zurückzuhalten, aber Mengden bestand auf seinem Wunsch so fest, daß der General lächelnd die Vermuthung aussprach, seine Schlittschuhbrüder von gestern Abend hätten ihm gewiß ein gänzliches Nichtsessen eingetragen. Mengden wurde verlegen, die Gräfin erbleichte und lächelte gezwungen. —

Kurz vor fünf Uhr verließ er das Schloß in bürgerlicher Kleidung. Mussa's Warnungen hatten ihn bewogen, einen leichten Revolver in seine Beusttasche zu stecken, um nicht waffenlos zu sein; auf dem Eise erwartete ihn sein Diener mit dem Schlittschuhen und den Schlittschuhen.

Angenehm angeregt durch die Raschheit auf ein kleines Abenteuer, schritt er mit elastischen Schritten der Brücke zu. Die Sonne war eben hinter dem Gewölf am Horizont untergegangen und vergoldete mit ihrem letzten Schimmer die Spitzen und Kuppeln der ehrwürdigen Kirchen der Stadt, in den Straßen herrschte schon das Halbdunkel der einbrechenden Dämmerung, die Laternen brannten bereits hier und dort. Welch' ein unterschiedes alles Rest, dachte Mengden, die ältere Stadtseite durchmessend, wie viel Kämpfe und Revolutionen haben diese dunklen Häusermassen hier, die so unheimlich und verrändert auf die Menschen herniederschauen, wohl' blutige Geschichten könnten hier die Steine erzählen, welche Greuel passiren hier noch alle Tage! — Unglückliches Polen! —

Er gelangte an den Strom, der ruhig von der Härte des Winters gefesselt, eine blinkende Eisfläche zu seinen Füßen lag, auf welcher sich einzelne Schlittschuhläufer, meist Knaben und Kinder, noch erwärmten.

Er blieb einen Augenblick stehen und schaute sich neugierig nach allen Seiten um, ohne zu finden, was er suchte — dann sah er nach der Uhr — es war einige Minuten vor fünf. Langsam schritt er einer Auslaufstelle zu und begab sich auf das Eis. Sein Diener erkannte ihn nicht, erst als er ihn anredete, bemerkte er seinen Herrn und schnallte ihm die Schlittschuhe an die Füße.

„Warte hier, bis ich Deiner bedarf!“ befahl er ihm und begann in einiger Entfernung vom Ufer sich langsam vorwärts zu bewegen. Es fuhr auf den Thürmen der Stadt die fünfte Stunde — keine Seele ließ sich blicken. Die Dunkelheit brach schnell herein und mit ihr wurde es auf dem Eise immer leerer.

Einige Nahne lagen zum Ueberwintern dicht vor dem Kai fest eingefroren im Strome, aus den kleinen Kajütenschornsteinen derselben kräuselten sich leichte Rauchwolken empor. An einem derselben entlang gleitend hörte Mengden sich angerufen. Eine weibliche Gestalt kam hinter dem schwarzen Rumpfe mit zögernden Schritten hervor. Mengden hielt an, er ließ dieselbe an sich herankommen, er musterte sie mit scharfem Blicke nicht ohne Staunen. Ein leichtes Hütchen mit wehender Feder auf dem Haupte, von welchem ein dichter schwarzer Schleier herniederfiel, der das ganze Gesicht und einen Theil des Haares wie eine schützende Maske verbarg, kam der schwarze Domino mit kleinen Schritten auf ihn zu: eine Kasawella von dunklem Sammet, reich mit Hermelin Pelz verbrämt, ein Muff und ein rauschendes Seidenkleid, unter welchem ein kleiner Fuß hervorsahnte, vollendete die reiche und geschmackvolle Toilette der geheimnißvollen Unbekannten. Sie hielt eine aufgeklappte Kamelie in ihrer Hand.

„Ich danke Ihnen, mein getreuer Ritter, daß Sie meinen Befehlen pünktlich Folge leisteten,“ sprach sie in fließendem Französisch, „erlauben Sie,“ Ihnen dieses Zeichen meiner Huld und meines Dankes darzubieten.“

Mengden verneigte sich, und die Hand mit der Blume zugleich erfassend, drückte er galant einen Kuß auf dieselbe, dann steckte er die Blumenkie in's Knopfloch.

„Stets dann aus exemplar,“ sprach er, auf den angeklagenen Ton eingehend, indem er vergebens versuchte, durch die verhüllenden Spitzen hindurch die Züge des Gesichtes zu erkennen, „ich fühle mich hoch geehrt durch Eure Gunst, obgleich Ihr fortfahrt, Euer hohes Antlitz vor Euren demüthigsten aller Sklaven grausam zu verhüllen.“

„Was würde Mademoiselle Juliette sagen,“ erwiderte die Unbekannte mit leichtem Spotte, „wenn sie vernähme, daß Ihr mich so dumm zu nennen wüßtet! Lesen Sie vielleicht in müßigen Stunden Romane von Dumas Filz, Herr Baron?“

Mengden prallte erstaunt zurück, nicht wenig mystifizirt und geärgert durch diese Worte und den Ton der Stimme.

„Ma foi, Madame — je ne comprends pas —“

„Ich — lachte die Maske, und ihre weißen Zähne schimmerten hinter der Verhüllung — „Sie wundern sich, woher ich so tief in Ihre Herzensangelegenheiten eingeweiht bin, edler Don, auch ich bin in Arkadien geboren — auch stelle ich Horoskope und lese in der Hand die Schicksale der Menschen, doch täuscht mich meine Kunst nicht, wie Sie die Ihrige, armer Sterblicher. Sie haben allerdings nicht Zeit, Romane zu lesen — Sie stehen vor, dieselben zu improvisiren. In der That, Ihr Debüt auf diesem Felde war nicht schlecht, schöner Baron!“ —

Wäre es nicht so dunkel gewesen — sie hätte Mengden's Verlegenheit und Erröthen sehen können.

„Wenn Sie Alles wissen, schöne Zauberin,“ erwiderte er nach einer kleinen Pause, indem er sich aufrichtete, nicht auf der Rolle zu fallen, so kann es Ihnen nicht unbekannt geblieben sein, daß diese Kamelie hier die erste ist, welche ich an meinem Herzen trage.“

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiderte die Dame lebhaft, „meine Augen dringen in die verborgenen Falten der Seele, nichts bleibt mir unbekannt, der Löwe verschmäht die Maus und sinnt auf edlere Beute.“

„In der That, hohe Maske, wer Du auch seist, Du irrst.“

„Ich irre niemals,“ — sprach die Unbekannte, plötzlich ernster werdend, „sei ling — bedenke, daß die Neue an jedem Ziele sitzt, auf welches der Mensch im blinden Wahne eines Herzensbedürfnisses zueilt; erst kommt der Rausch, hinterher hinkt die Reue und treibt unerbittlich ihren bittern Zoll ein!“

„Spricht Du aus Erfahrung?“ entgegnete Mengden mit einiger Schärfe.

„Quälen sahe, edler Spanier; doch hier ist der Schlitten, beeilen Sie mir hinein und lassen Sie uns im beschlagenen Laufe dahinfliegen.“

Mengden gehorchte. Das leichte Gefährt mit seiner schönen Last glitt schnell wie eine Windsbraut über die glatte Eisfläche dahin. Mengden, auf das Höchste gereizt und intrigirt, war schlaff mit seinen Gedanken beschäftigt, auch verbinderte ihn die schnelle Bewegung, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen. Die Dame schwieg ebenfalls und überließ sich dem Vergnügen des Augenblicks. Schnell flogen die Ufer an ihnen vorüber — keine Menschenseele war weit und breit sichtbar — doch ihnen entgegen glitt eine verzinnte männliche Gestalt im langsamen Bogen daher, ohne sich ihnen indessen zu nähern.

„Bitte, wenden Sie um, mein Herr Ritter,“ sprach die Maske nach einer Weile, „uns fahren Sie langsamer, ich möchte mit Ihnen plaudern. — Sie stürzen mir ein wenig, weil ich Ihnen einen guten Rath gab, das ist der Lauf der Welt, doch befolgen Sie immerhin meine Warnung, sie kommt aus gutem Herzen. Sie wissen, ich schulde Ihnen noch meinen Dank, Sie haben mir einen großen Dienst an jenem Abende erwiesen, ich hoffe Ihnen meine Schuld einstmals abzutragen.“

„Sagen Sie mir nur das Eine, Sie räthselhaftes Wesen, woher kennen Sie Mademoiselle Juliette und was wissen Sie von den Blumen?“ sprach Mengden eindringlich; es quälte ihn der Gedanke, man könnte ihn in dem Verdacht einer näheren Bekanntschaft mit der Zofe haben.

„Die geschickten Hände der Pariserin haben hierbei nur die Ehre, meine Person durch ihre genialen Erfindungen zu verschönern.“

„Sie können doch unmöglich glauben, daß ich mit diesem zweideutigen Mädchen in irgend einen Verhältnisse stehe — schon der Gedanke empört mich!“ sprach Mengden.

„Ich weiß das Alles — ich weiß, wie hart Sie die Entgegenkommen zurückweisen — en parenthèse, bitte, lassen Sie sich ein anderes Schloß

Digitized by Google

vor Ihre Thüre machen. — Uebrigens erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie vorgestern Abend schön wie Apoll selbst aussahen und es daher kein Wunder ist, daß die holde Gräfin, hingerissen von Ihren Liebern ohne Worte, dem Gotte in die Arme sank." —

Mit einem plötzlichen Ruck stand der Schlitten still. —

„Pardon, Madame," sprach Mengden bebend vor jeonigem Schrecken, „Sie mißdeuten Ihr Incognito auf eine unverantwortliche Weise! Man hat mich gewarnt, bieher zu gehen, — ich kam, weil ich glaubte, Ihnen vertrauen zu dürfen, ohne Sie lassen mich dieses Vertrauen bittee bereuen!"

„Zürnen Sie auch Ihrem Aezte, wenn er Ihnen eine heilsame, aber bittere Medizin verschreibt?" frag die Unbekannte mit einem Tone der Stimme, welches auf Mengdens Gemüth Eindruck machte. „Ich wollte Ihnen nur den Beweis liefern, Baron von Mengden, daß auch die Wände Ohren haben."

„Sie verstehen mich in die tödtlichste Unruhe!"

„Dieselbe wird hoffentlich diese Stunde nicht überdauern. Seien Sie versichert, Niemand, außer mir war Zeuge jenes Augenblicks — parole d'honneur! aber es hätte leicht anders sein können und die Folgen davon wären dann unberechenbar gewesen. — Daß ich schweige, — hier meine Hand darauf, aber weil ich Sie achte und Ihnen dankbar bin, bitte ich Sie noch einmal, seien Sie klug!" — Sie reichte ihm die Hand.

„Aber wer sind Sie denn, eathselhaftes Wesen?!" sprach Mengden, hingerissen von Staunen.

„Ein vielgerühmtes Menschenkind, welches Ihnen wohl will wie eine Schwester und Ihnen Leid und Reue ersparen möchte," sprach die Dame ernst, fast innig.

„Und darf ich niemals Ihren Namen wissen, wollen Sie jene Maske nicht auf einen Augenblick nur fallen lassen, damit ich weiß, wem ich für solche Theilnahme danken darf?" sprach Mengden mit Wärme und hielt die kleine Hand der Fremden fest und bittend in der seinen.

„Vielleicht — in einigen Tagen, mein Freund," erwiederte Jene mit sanftem Deude.

Mengden sahe langsam der Beäcke zu, ein paar Male begegneten sie auf dem Wege dahin derselben männlichen Gestalt von vorhin, welche in weitem Bogen den Schlitten umtreide.

„Wer hat Sie vor mir gewarnt?" frug plötzlich die Unbekannte, ihr Gesicht dem jungen Offizier zukehrend.

„Ein Freund warnte mich, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten, er meinte, es könnte eine geschickte Falle für den Adjutanten des Generals Graf P. sein."

„Sie lamen bemnoch, Sie vertrauten mir, nicht wahr?"

„Ich that es, — Ihre Stimme, Ihr ganzes Benehmen hatte mir Zutrauen und Achtung eingeflößt, auch galt es ein gegebenes Wort einzulösen."

„Sie thaten Recht, zu kommen — einem Manne von Ihrem Charakter und Ihrer Denkungsart stellt selbst der Feind keine unedlen Fallen. — Ich würde Sie übrigens nicht bemüht haben, mein Herr Kapitän, hätte ich nicht eine Bitte, die ich herzlich ersuche mir zu erfüllen." —

„O, sprechen Sie dieselbe aus!" entgegnete Mengden eifrig, „wenn sie irgend nur im Bereiche der Möglichkeit liegt, ist sie Ihnen im Voraus gewährt."

„Sie hören Sie denn," sprach Mincia mit einem tiefen Seufzer, „ich habe einen Stiefbruder, welcher einigermaßen compromittirt ist. Er ist der ehrliste der Menschen, er stehe, die Sache seines Vaterlandes ist hoffnungslos durch die Uneinigkeit der Parteien. Seine Absicht ist, das Königreich zu verlassen und nach Preußen zu gehen, — ich wünsche einen Paß für ihn — schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab!"

Mincia hatte mit aller Wärme und Innigkeit gesprochen. Ihre Stimme bebte, ihr Herz pochte hörbar, als Mengden einige Sekunden mit der Antwort zögerte.

„Und glauben Sie in der That, daß ich nicht einen Vertrauensbruch begehe, wenn ich Ihnen willfahre, daß ich damit nicht gegen meine Dienstehre handle?" sprach Mengden nachdenklich. —

„Gewiß nicht — ich schwöre es Ihnen. Schenken Sie mir Vertrauen — glauben Sie mir, Baron, es ist weiser, einen edlen Mann Gelegenheit zu geben, sich dem Elende zu entziehen, als ihn durch eiserne Strenge zum Aeußersten zu bringen und ihn der Insurrektion in die Arme zu treiben."

„Gehört Ihr Bruder zu den Konstribirten?"

„Nein — ich gebe Ihnen mein Mädchenwort darauf!"

„Nun wohlan — ich will Ihnen glauben. Auf welchen Namen soll der Paß lauten?"

„Auf den Namen Stanislaus Miniewski — auf diesem Zettel steht alles Nöthige aufgezeichnet."

„Ich will Alles thun, wie Sie es wünschen — ohne auch nur zu wissen, für wen ich es thue," sprach Mengden ernst, „ich habe das Gefühl, daß ich recht handle. Wohin soll ich diesen Paß abersiesen?"

„Er wird bereits einen Kommissionär abgeholt weeden, und lassen Sie mich die Versicherung aussprechen, daß unser Dank unbegrenzt sein wird." Sie waren an der Beäcke angekommen, Mengden drehte abermals um. — Es schlug sechs Uhr.

„Und nun bitte ich Sie, mich zu jenem Kahn dort zurückzubringen — meine Zeit ist leider schon um."

„Darf ich Sie nicht begleiten, grausame Zauberin?"

„Erfüllen Sie mir auch diese letzte Bitte noch — es darf nicht sein."

Der Schlitten hielt, Mincia stieg aber noch nicht aus.

„Wenn ein Kavalier eine polnische Dame im Schlitten fährt, so hat er nach altem Gebrauche einen Anspruch auf das Schlittenrecht," sprach sie neckisch.

„Wie habe ich das zu verstehen?"

Mincia erhob sich und schob den Schleier so weit empor, daß ihr Mund frei wurde.

Einen Augenblick umschlangen ihre Arme den Hals des Offiziers, und er fühlte ihre Lippen warm auf den seinen.

„Das ist mein vorläufiger Dank!" sprach das Mädchen, und schon war sie hinter dem Kahn verschwunden.

Mengden stand wie bezaubert. Räthselhaftes Wesen, murmelte er vor sich hin, ihr nachschauend — dann wandte er sich langsam stromabwärts, übergab den Schlitten seinem Diener und ging nachdenklich nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die Handwerksburschen im Schnee.

(Bild S. 185.)

Es ist Winter. Tiefer Schnee bedeckt Weg und Steg und die drei Handwerksburschen, die sich im letzten Städtchen zu gemeinsamem Wandern und Fechten zusammengefunden, bahnen sich nur mühsam ihre Straße. Die Dunkelheit muß bald hereinbrechen und nirgend zeigt sich eine Straße, nirgend ein Dorf, dessen Thurmspitze auf der Landschaft emporragte. Da erblicken sie endlich einen Wegzeiger, auf den man sie im letzten Orte aufmerksam gemacht, aber auch dieser ist verschneit und so hoch, daß der Stock nicht hinaufreicht. Doch gutes Rath ist bald gefunden: Einer muß mit seinem Rücken den Schemel bilden, auf dem man sich bis zu dem Arm des Wegweisers hinaufschwingt, und ehe ein paar Minuten vergehen, ist der Schnee beenntergestreift und die Schrift zu lesen. Heuesta! und nun geht's durch Dick und Dünn muthig vorwärts. Die Richtung zum nächsten Oet, zum nächsten Wirthshaus — zur Arbeit? — ist gefunden!

Der Arzt als Hausfreund.

Von

Dr. med. H. Klenke.

2. Schutz vor ansteckenden Krankheiten und deren Kontagien.

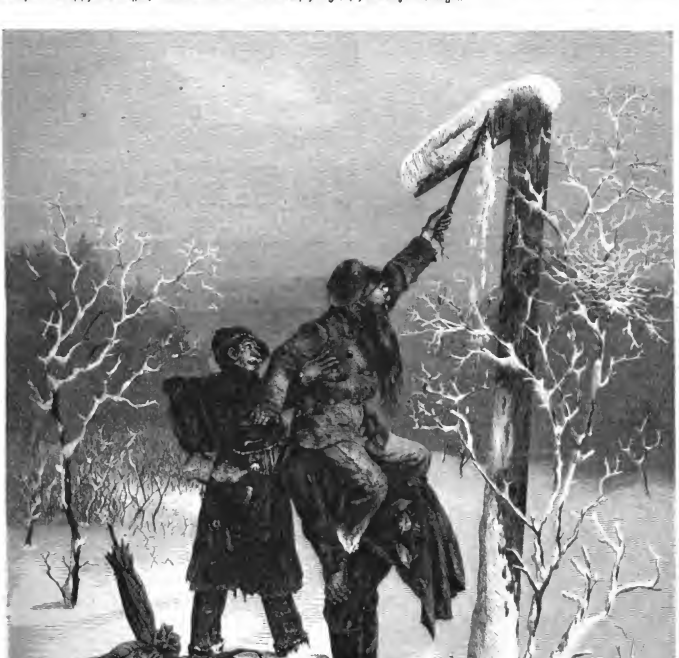
Bei der in gewissen Jahreszeiten und Gegenden stattfindenden Wiederkehr von Epidemieen und angeblich der in Folge des Krieges an vielen Oeten etablirten Lazarethe, in welchen Verwundete aufgehäuft oder Typhuskranke untergebracht sind, und in Anbetracht der Erfahrung, daß das Volk bei Gelegenheiten, wo Cholera, Pocken und andere kontagiöse Krankheiten durch die Bevölkerung zogen, sich zum größten Theile ziemlich nachlässig und gleichgültig oder unwissend und vorurtheilsvoll benahm, dürfte es zeitgemäß sein, den Gegenstand, welchen wir oben bezeichneten, zum Thema unseres heutigen Artikels zu machen.

Es läßt sich im menschlichen Verkehre und in der Pflicht der pflegenden Nächstenliebe gegen Kranke gar nicht möglich machen, den Ansteckungsstoffen gänzlich auszuweichen, mögen dieselben, als sogenannte fixe oder flüchtige, entweder durch unmittelbare Berührung oder durch Luft oder sehlste Gegenstände mittelbar übertragen werden, und wie gerathen sehr oft, ohne es zu wissen, mit Dingen in Berührung, an denen ein Kontagium haftet, oder in eine Luft, die mit einem flüchtigen Ansteckungsstoffe geschwängert ist.

Das Wesen der Ansteckungsstoffe ist wissenschaftlich noch nicht völlig aufgeklärt und es haben sich die Ansichten noch nicht darüber einigen können, ob der ansteckende Stoff von rein chemischer Natur, oder ob er organisirt sei, daß heißt, ob er durch organische Träger, als mikroskopisch kleine Eier oder Pilzsporen, als Produkt des spezifischen Kontagiums, sich fortzeuge und verbreite, wie die Gährung sich durch Hefepilze, der Schimmel-

Digitized by Google

pilz ſich durch ſeine Sporenzellen auf andere empfängliche Körper überträgt. — Von unſerem praktiſchen Standpunkte aus, den wir hier vor dem Publikum feſthalten müſſen, können wir uns nur an die Erfahrung halten, in wie weit ſie uns gelehrt hat, Anſteckungsſtoffe zu zerſtören oder doch in einen Zuſtand zu verſetzen, in welchem ſie ſich als unfähig zeigen, ſich weiter zu übertragen.



Handwerksburſchen im Schnee. Originalzeichnung nach ſeinem Gemälde von Kronberger. (S. 184.)

Bemerkenswerth iſt, daß nicht ein Jeder angeſteckt wird, welcher mit einem Kontagium in Berührung kommt, und es beſtätigt ſich dieß nicht nur an Aerzten, Krankenpflegern und arglos in Anſteckungsſtoffe gerathenen Perſonen, ſondern auch an den bekannten Thatſachen, daß die Kuhpockenimpfung vor der Anſteckung der wirklichen Menſchenblattern eine Zeitlang ſchützt, und daß Jemand, welcher einmal Maſern, Blattern,

Digitized by Google

Scharlach, Typhus gehabt hat, diese Krankheiten gewöhnlich nicht zum zweiten Male bekommt, und es muß geschlossen werden, daß in diesen Personen die Disposition und Empfänglichkeit dazu verloren gegangen sei. Und so ist es auch in Wahrheit; es müssen im Menschen übrhaupt gewisse Bedingungen zur Ansteckung vorhanden sein, die manche Menschen zeitlebens in sich tragen, manche nur zeitweise und unter Umständen. Eine solche Disposition kann aber durch mancherlei, oft gar nicht bemerkbare Umstimmungen im Organismus eintreten; schon Furcht oder Ansteckung, ein augenblicklicher Ekel vor dem Anfassen des Kranken oder dessen riechbarer Ausdünstung, eine Gemüthsbewegung, eine Erschöpfung, eine Verdauungsstörung ꝛc. vermag die Disposition zur Ansteckung hervorzurufen. So werden Personen, welche aus Beruf mit vielen ansteckenden Kranken verkehren, ohne für eine Ansteckung disponirt zu sein, plötzlich angesteckt, indem sie in einem ermatteten, oder gemüthsunruhigen oder unwohlen, irgend ungewöhnlichen Zustande zum Ansteckenden treten. —

Hier haben bereits zwei Thätigkeiten und fixen Kontagien gesprochen und es muß die Wissenschaft diese beiden Arten von Ansteckungsstoffen anerkennen; sie sind flüchtiger Natur, wenn sie sich in der Luft verbreiten, gleichviel ob als Gase oder Keime, und durch Einathmung und Schleimhäute aufgenommen und in das Blut übergeführt werden; oder sie sind fixer Natur und haften an einem bestimmten Produkte der Krankheit, wie im Eiter, Speichel, und können nur durch eine Wunde der äußeren Haut oder durch die auffangende Schleimhaut bei unmittelbarer oder mittelbarer Berührung und Uebertragung in das Blut des Andern gelangen, wie das Wuthgift. Ueberhaupt ist jede Ansteckung eine spezifische Blutvergiftung. Es können aber auch alle flüchtigen Kontagien an leblosen Gegenständen haften, an diese in ihre Poren die infizirte Luft einsaugen und in sich verdichtet festhalten und wieder abgeben, wie wir dieß bei Waaren aus kontagiösen Gegenden und auch an den Kleidern von Personen erfahren, die, ohne selbst zur Ansteckung disponirt zu sein, den Kontagiumsstoff weitertragen und mittelst Wärme und Bewegung mittheilen. Uebrigens gibt es Ansteckungsstoffe, die nur unter gewissen äußeren Bedingungen, namentlich bei gewissen Temperaturzuständen und klimatischen Einflüssen, übertragen werden.

Als ansteckende Krankheiten sind vorzugsweise zu bezeichnen: Menschenpocken, Masern, Scharlach, Cholera, Pest, gelbes Fieber, epidemische Ruhr, Typhus, Hospitalbrand, egyptische Augenentzündung; — ferner nur durch unmittelbare Berührung oder Nahrungsstoffe: die Krätze (durch Krätzmilben), einige bösartige chronische Hautkrankheiten (durch Pitz), Krebs (durch Zellen), Thierraude, Milzbrand und Klauenseuche (durch übertragenden Insektenstich und Genuß des rohen oder nicht gehörig erhitzt gewesenen Fleisches kranker Thiere), Roz (durch Pilzzellen), Hundswuth (durch Biß und Speichel), Trichinenkrankheit (durch Schweinefleischgenuß). Zu benennigen Gegenständen, an welche der vorzüglich flüchtige Ansteckungsstoff haften und durch welche sie weithin verschleppt werden können, sind zu zählen: Wolle, Pelzwerk, Haare, Federn, Baumwolle, Flachs, Papier und Holz, während Oele und Harze die Aufnahme von Ansteckungsstoffen schon schwieriger und die porenlosen Glas- und glasirten Waaren gar nicht zulassen. Es gibt Ansteckungsstoffe von großer Dauerhaftigkeit, die ihre Fähigkeit der Ansteckung jahrelang behalten, wie das Wuth-, Pest-, Pocken- und Hospitalbrandgift, während die meisten flüchtigen Kontagien leichter zerstörbar erscheinen. Auch hat der Magensaft auf manche und sehr heftige Ansteckungsstoffe eine zerstörende Wirkung, und daraus erklärt es sich, daß ebenso wie Pfeil- und Bipergift die kontagiösen Stoffe der Pest, der Pocken und der Hundswuth in den Magen gebracht werden können, ohne anzustecken. —

Es ist in neueren Zeiten von bekannten französischen Aerzten die Behauptung aufgestellt worden, daß die fieberhaften Hautausschlagskrankheiten (Bariceellen, Variolaiden, ächte Pocken, Masern, Scharlach) nur beim ersten Auftreten des Fiebers, also am ersten Tage des Ausbruchs, ihren flüchtigen Ansteckungsstoff entwickeln und nur um diese Zeit ansteckten, worauf dann nach 14—16 Tagen (die gewöhnliche Inkubationszeit, Dauer zwischen dem Anstecdungs- und Ausbruchstage der genannten Krankheiten) beim Angesteckten selbst der Ausbruch erfolge, und daß es deßhalb ganz unnöthig sei, den Kranken in späterer Zeit des Krankheitsverlaufes zu isoliren und die Möglichkeit zu fürchten, daß die Pocken während der Eiterleierung und Masern, Scharlach während der Abschuppungsperiode noch ansteckten. Da aber dieser Behauptung eine Menge entgegengesetzter Erfahrungen widersprechen, so ist zu rathen, sich auch im ferneren Verlaufe jener Krankheiten der nöthigen Vorsichtsmaßregeln vor Ansteckung zu bedienen. —

Seit alten Zeiten ist man darauf bedacht gewesen, Mittel zu finden, welche die Ansteckungsstoffe zerstören und dadurch vor deren Ansteckung schützen können; wir übergehen hier die vermeintlichen Mittel des Aberglaubens und halten uns nur an diejenigen Schutzmittel, welche von der Wissenschaft als solche erkannt worden sind. Man empfahl Säuren, Quecksilbersalze, schwefelige Säure, Jod, flüchtige Oele, Rauch, brenzliche Oele, den Dunst von gebrannten Kaffee ꝛc., aber diese Stoffe sind theils nicht immer anwendbar und dem Volke zur Hand, theils nicht vorhanden genug, und es darf dabei niemals übersehen werden, daß unser richtiges, vorsichtiges persönliches Verhalten in der Ansteckungsgefahr oft weit nützlicher, als alle angewandten äußeren Mittel sich erweist. Die Vorsicht bei Kontagien begreift zwei Maßregeln in sich: einmal, daß wir alle Gegenstände, welche Träger des Ansteckungsstoffes sein können, also auch die Luft in Krankenzimmern desinfiziren, also das darin etwa vorhandene Kontagium unschädlich machen; zweitens aber uns selbst in eine so geringe als mögliche Disposition setzen, wenn wir den Ansteckungsstoffen durch Einathmung oder Berührung und nicht entziehen können. — Um Gegenstände, die einen Ansteckungsstoff voraussichtlich oder muthmaßlich enthalten können, nach Möglichkeit gefahrlos zu machen, so auch die Luft in geschlossenen Räumen oder über ausdünstenden Massen, hat man früher schon und im Allgemeinen drei Desinfektionsmittel kennen gelernt, die den Ansteckungsstoff entweder chemisch zerstören, oder ihn doch so stark verdünnen, daß er seine Fähigkeit der Infektion durch physikalische Abschwächung verliert; diese drei allgemeinen Mittel sind Luft, Wasser und Hitze, denn Auslüften durch Lüftung und in freier Luft, Auswaschen mit vielem Wasser, Einwirkung einer genügenden Hitze vermögen dieß zu erzielen. Man hat aber auch noch chemische Mittel kennen gelernt, wie Chlorgas, saure Gase, Eisenvitriol, Karbolsäure, übermangansaures Kali ꝛc., welche das Kontagium zersetzen und, wo es flüchtiger Natur ist, in feste, unlösliche, nicht flüchtige Verbindungen zwingen. —

— Ist man genöthigt, in dem Zimmer oder der Wohnung eines ansteckenden Kranken zu verweilen, wo natürlich die Luft mit dem flüchtigen Kontagium erfüllt ist, so ist man auf eine zweckmäßige Ventilation bedacht, wodurch die Luft im Raum stets verdünnt, abgeführt und durch frische ersetzt, das Kontagium also gelbhaft wird. Auch ist es rathsam, Gefäße mit oft erneuertem Wasser aufzustellen, da dasselbe Gase und die darin vorhandenen flüchtigen Stoffe anzieht und in sich festhält (verschluckt). Da das Chlor eine zerstörende Wirkung auf Ansteckungsstoffe äußert, so werden Gefäße mit Chlorwasser (Chlorkalklösung), welche man aufstellt, auch nicht unzweckmäßig sein. Man würde noch weit kräftiger in Krankenräumen desinfiziren können, wenn man nicht Abdicht auf den Kranken und seine pflegende Umgebung zu nehmen hätte, deren Athmungsorgane vor zu reizenden, der Luft zugeführten Desinfektionsstoffen geschont werden müssen; darum sind auch die sonst gebräuchlichen, für Kranke und Pfleger unerträglichen und meist schädlichen, qualmenden Räucherungen nicht zweckmäßig, die neben ihrer reizenden Eigenschaft noch das Czon, den potenzirten, negativen Sauerstoff der Luft, vermindern und, wenn sie mit harzigen und aromatischen Stoffen geschehen, das Kontagium nicht im Mindesten zerstören, sondern nur einhüllen, aber das Athmen beschränken. Dabingegen sind öfter wiederholte, aber jedesmal sehr mäßige Räucherungen mit Essig, kräftigen Essigsorten, mit Chlorwasser, Chlorkalk, Chlor in Teller, in welchen Rosmarinöl, Wachholderbeeröl, bei wohlhabenderen Leuten Lavendel- oder Citronenöl verdunstet, nützlich, da diese ätherischen Oeldünste das Czon der Luft erhöhen. Ist man aber bei stark kontagiösen Krankheiten oder in Räumen, wo mehrere gleichartige Kranke liegen, wie in Lazarethen, genöthigt, kräftige Desinfektionsmittel anzuwenden, so eignet sich hierzu das Chlor weniger, weil es das Athmen beschränkt und in stärkerer Einwirkung giftig wirkt; hier wären die Salpeterräucherungen, wie sie in der englischen Marine eingeführt sind, angemessener. Man streut auf einen flachen Porzellanteller (nach Größe des Raumes, etwa für ein mittelgroßes Zimmer mit einem Kranken 60 Gramm) gröblich zerstoßenen Kalisalpeter und übergießt ihn mit eben so viel englischer Schwefelsäure, deckt aber vorher den Kranken mit einem Laken zu, damit er nicht von der Zugluft getroffen werde, und öffnet dann die oberen Flügel eines Fensters, um den starken salpetersauren Dünsten der Räucherung Abzug zu verschaffen, und sie auch im Lokal selbst mit Luft gehörig zu verdünnen. Man läßt die Entwicklung der Dämpfe einige Minuten andauern, entfernt dann den Teller, schließt nach Abzug der Dämpfe das Fenster und wiederholt dieß täglich einige Male. Da die Mischung auf mehrere Tage vorhält, so deckt man sie zu, und bewahrt sie am besten im Priuet oder da, wo die Latrinendünste aufsteigen, öffnet den Teller zeitweise wieder und desinfizirt auch hier die Luft von den flüchtigen Kontagien der Ausleerungen des Kranken. — Sind jene salzsauren Dämpfe gehörig durch Luft verdünnt, so greifen sie gesunde Lungen nicht an, kranke Lungen fühlen wenig Beschwerde davon, aber metallene Gegenstände im Zimmer beschlagen und Eisen rostet, wenn man die Dämpfe zu lange und zu konzentrirt einwirken läßt. — Man entfernt deßhalb vorher solche metalliene Gegenstände.

Gebietet es die Pflicht, bei einem ansteckenden Kranken zu verweilen, oder geräth man zeitweise in diesen Atmosphäre, so beobachte man folgende Vorsichtsregeln: Durch Willensenergie suche man alle Furcht, Anwandlung von Widerstreben und Ekel, sowie den Gedanken an die Möglichkeit einer Ansteckung zu verbannen, man halte sich vielmehr für unansteckbar und bewahre sich eine muthige, sorglose, möglichst frohe Stimmung; schon

Digitized by Google

diese geistige Interesse vermag die Diöpestion zur Ansteckung zu unterdrücken. — Man gehe niemals nüchtern in die Atmosphäre des Krankenzimmers, genieße aber auch nichts in derselben, halte sich ferne, wenn man sich erschöpft, angegriffen, unwohl, erkältet, im Gemüthe erregt oder in der Verdauung gestört fühlt, behüte sich überhaupt vor Erkältung, Diätfehlern, Zaffereffekt, anstrengenden Nachtwachen, vor Leidenschaften und Ueberanstrengung seiner Kräfte, schlucke den Speichel, der sich etwa im Munde sammelt, nicht hinunter und wasche sich ab und zu mit aromatischem Essig oder kölnischem Wasser. — Nach dem Entfernen vom Kranken und Verlassen des Raumes und dem geschehenen nothwendigen Waschen oder Baden und Wechsel der Kleider mache man sich eine Bewegung in freier Luft, wo möglich im Sonnenscheine, denn dieser wirkt gleichfalls zerstörend auf das Kontagium ein. — Hat man den ansteckenden Gegenstand unmittelbar berühren müssen, so wasche man sich mit Seife, Lauge, Essig oder Chlorwasser, oder Ammoniak, spüle auch nach jedem Austritte aus dem Krankenzimmer den Mund mit Essig oder Branntwein aus und wasche Augen und Nasenlöcher mit frischem Wasser. — Gefährlich ist es, sich mit offenen Hautwunden dem Kontagium auszusetzen.

Ist der Kranke gestorben oder genesen, so müssen die Räume und Geräthschaften, Betten, Kleider ꝛc. desinfizirt werden. Zunächst lasse man sie von frischer Zugluft durchstreichen und wende dann die vorhin genannten salpetersauren Dämpfe in verstärktem Grade auf sie an (im Rothfall auch Chlorräucherungen aus 1 Theile zerfeinten Braunstein und 2 Theilen Kochsalz, allmälig mit zur Hälfte verdünnter englischer Schwefelsäure übergossen); hölzerne Utensilien, Fußboden, Tonnele lasse man mit Seife oder Chlorwasser abwaschen, alte Tapeten erneuern, Decke und Wände neu mit Kalk weißen und alle transportablen Möbeln und Dinge zunächst in Zugluft und Licht bringen. Betten und Kleider können durchräuchert, die Federn in Dampfmaschinen erhitzt, die Wäsche muß sogleich an die Luft gehängt, darauf in Wasser gekocht und dann gebeizt, oder mit viel Seife, starker Aschenlauge oder Chlor gewaschen werden. Am besten ist es, wenn sie zur Winterzeit in freier Luft gehörig ausfrieren kann. — Hat man Gegenstände berührt, an denen der Verdacht eines ansteckenden Stoffes haftet, wie die Hand oder Thürklinke eines Krämpigen, Krippe oder Trinkeimer eines rotzkranken Pferdes ꝛc., so wasche man sich die Hände oder Berührungsstellen gleich mit starker Seife, Ammoniak, Chlorwasser, scharfer Aeplauge, Petroleum, Essig oder Spiritusalien wiederholt. Dasselbe muß geschehen, wenn man von einer Steckfliege in Gegenden verwundet ist, wo mitzbrandige Thiere sind, oder von einem der Wuth verdächtigen Hunde gebissen ist, wo sich auch das sofortige Ausbrennen mit unverletzten Lippen und Mundtheilen, oder das Ausheben eines Schröpfkopfes empfiehlt, bis der Arzt herbeigeeilt ist, und die Wunde auszubrennen. — Bei Choleraepidemie ist es durchaus nöthig, die Aborte zu desinfiziren, was bei letzteren in warmer Jahreszeit obnehin mindestens alle 14 Tage geschehen sollte, besonders aber bei heranrückender Choleraepidemie, und wir können dieselbe ohne große Mühe und Opfer bewerkstelligen, da die Wissenschaft dem Publikum drei Mittel dargeboten hat, die entweder das Kontagium zerstören oder an sein, nicht flüchtige, unschädliche chemische Verbindungen fesseln, wie dieß Chlorkalk, Eisenvitriol und Karbol- oder Phenylsäure. — Zur Desinfizirung der Aborte gießt man von einer Lösung von 4 Pfund Eisenvitriol in einem Eimer Wasser so oft und viel durch die Sitzöffnungen an den Wandungen hinunter, daß die Flüssigkeit auf denselben schwimmen bleibt und kein unangenehmer, strenger Geruch mehr wahrnehmbar ist. Nach Ausleerung der Aborisgrube sind deren Wandungen und Boden mit einer Lösung von 5 Pfd. Chlorkalk oder Neukeli Chlorkalk in einem Eimer Wasser zu begießen und die durch Extremente beschmutzten Stellen des Hofes, Hausflurs oder Straßenraums mit dieser Chlorkalklösung nachzuspülen. Zur Desinfizirung stagnirender Pfützen, Gossen, Abzugskanäle ꝛc. ist Chlorkalk zu verwenden, welcher loffelweise an verschiedenen Punkten jener Stellen auszustreuen und mittelst eines Besens mit allen übrigbleibenden Stellen in Berührung zu bringen ist. Bei Verwendung des Chlorkalkes in gelöstem Zustande hat man darauf zu achten, daß derselbe zunächst mit geringem Zusatz von Wasser zu einem gleichmäßigen Brei angerührt und dann erst mit der vollen Portion Wasser verdünnt werde, da sonst der Chlorkalk in Klumpchen zusammengeballt bleibt und nicht zur völligen Wirkung gelangt. —

Will man sich der jetzt aus dem Steinkohlentheer fabrikmäßig billiger gewonnenen Karbolsäure bedienen, welche als Desinfektionsmittel überaus wirksam ist, so kann man sie in jeder guten Drogenhandlung gleich in geeignetster Lösung erhalten und sie wird in gleicher Weise in Anwendung gebracht. Auch empfehlen wir das in Hannover erfundene und läufliche, sehr wirkungskräftige und leicht anwendbare „Grütter'sche Desinfektionspulver", welches Karbolsäure, Chlorkalk, Eisenvitriol ꝛc. in trockener Mischung enthält und wöchentlich einmal oder nach Bedürfniß öfter in die Aborte reichlich eingestreut wird, und vortrefflich durch Zerstörung und Fixirung der flüchtigen Ansteckungsstoffe desinfizirt. Desinfizirend und zugleich desodorisirend (geruchtilgend) ist auch eine Mischung von Kalk, Magnesia und Kohle, die fabrikmäßig aus dem Brennen des Dolomit in Kalköfen hergestellt und dann mit Holz- oder Torfkohle gemischt wird. —

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Karl Sander.**

Die Erlangenahme Napoleon's III.

(Die weißen Steine bitten ein W, die schwarzen ein S.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 156:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 1 — F 4.	1) K 5 nimmt F 4.
2) S. K 2 — G 3	2) Beliebig.
3) S. oder T. gibt Matt.	

Hrn. Ed. P. in W. Sie können sich nicht wohl rächen, ohne sich die Hände zu beschmutzen. Ihr gutes Gewissen mag Sie trösten.

Hrn. Alf. P. L. in K. Durch jede Buchhandlung zu erhalten: antisemitisch etwas schwierig. Hier wäre eine Anzeige im Buchhändler-Börsenblatt nöthig, das Ihnen Ihre Buchhandlung besorgen kann.

Hrn. B. Sp...r in Frl. Zum Selbstunterricht in der Stenographie können wir Ihnen empfehlen: Stahmüller, Preisschrift, oder auch: Krieg, Lehrbuch der hexagraphischen Kurzschreibverständlichkeit.

Hrn. J. S. in .... Entschieden schädlich ist B—n, ebenso W—6 A. Der ganze Autor ist nicht für junge Mädchen zu brauchen. Das Räthsel ist natürlich ein Scherz; als Landswann wird man sich das betrachten, wo man geboren und seine Jugendzeitchrung genossen; in bürgerlicher Beziehung ist der Genannte ein Amerikaner und dies wird er somit als seine Landsleute betrachten.

Hrn. Emma. J. P. J. in M. Beide haben aus einer orientalischen Quelle geschöpft, die uns jetzt augenblicklich nicht präsent ist.

A. N. Die Verfasserin schreibt uns: Die Personen der von Ihnen bezeichneten Erzählung sind allerdings isolirten und dem Leben gegriffen, als sie namentlich gezeichnet sind; Porträts lebender Personen aber sind es nicht. Persönliche Wahrheit ist mich Nichtziel.

Hrn. C. K. in Ch. Wir danken Ihr freundlichen Gesinnungen. Den der Einsendung können wir leider keinen Gebrauch machen.

Ein alter Pommer in Dresden berichtigt die Notiz über Bismarck-Bohlen dahin, daß nicht der Bräutigam von Elsaß, sondern sein Vater den Namen Bohlen von seinem Schwiegervater angenommen.

Digitized by Google

Ein berliner Landwehrmann vor Metz.

Originalzeichnungen von **Paul Gilschmann.**

II.

Die Seife wird zur Rarität,
Zur Saat wird hat Hemd,
Der Filla — meine Zäte,
Ja mich schon jämtlich stemd.
Durch is der rechte Socken,
Den linken ich verlor.

Das Einzige, was noch trocken,
Sind Kehle und Humor.

Kurz, dieser Heroismus
Ist mich ganz ohne Witz,
Mir zieht der Abwesenheitsmus
Für's Vaterland durch's Kreuz.

Im Halse bin ich heiser
Schon seit verwich'ne Nacht,
— — —
Es wird der deutsche Kaiser
Im Einzelnen jemacht.

Digitized by Google

Eine Weihnacht.

Erzählung aus den österreichischen Alpen.

Von

P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Als man draußen im Dorfe vor Jahren das Schulhaus baute, war dieses Weib mit seinem Manne in die Gegend gekommen und half an dem Baue, bis einst der Mann bei einer Steinsprengung getödtet wurde. Seit dieser Zeit arbeitete sie nicht mehr und sie zog auch nicht fort, sondern trieb sich herum, ohne daß man wußte, was sie that und was sie wollte. Zum Arbeiten war sie nicht mehr zu bringen; sie schien geisteskrank zu sein.

Der Richter hatte die Moosmahrel schon mehrmals aus der Gemeinde gewiesen, aber sie war immer wieder zurückgekommen. „Sie würde nicht immer wieder zurückkommen sein," sagte mein Vater, „wenn sie in dieser Gegend nichts gebettelt bekäme. So mieb sie hier verbleiben und wenn sie alt und krank ist, müssen wir sie auch hegen und pflegen; das ist ein Kreuz, welches wir uns selbst an den Hals gebunden haben."

Die Mutter sagte nichts zu solchen Worten, sondern sie gab der Moosmahrel, wenn sie kam, immer das gewohnte Almosen und heute noch etwas mehr, zu Ehren des hohen Festes.

Darum also war der kleine Streit zwischen Vater und Mutter, der aber alsogleich verstummte, als zwei Knechte mit dem Rauch- und Weihwasserzeuge in das Haus kamen.

Nach dem Rauchen stellte der Vater ein Kerzenlicht auf den Tisch, Späne durften heute nur in der Küche gebrannt werden. Das Nachtmahl, welchem der übliche Nofentanz vorausging, wurde schon wieder in der Stube eingenommen. Der Großknecht erzählte während desselben wundersame Geschichten, die von vergrabenen Schätzen, von Gespenstern, von Hexereien handelten, wie sie sich einst in der Christnacht zugetragen hatten. Der Stallknecht sagte, er glaube nicht an solche Fabeleien, das seien nur so Geschichten, wie sie Studenten und Handwerksburschen erdichtet hätten. Er glaube nur an Eines, und das wisse er, und er habe es von ganz vertrauenswürdigen Leuten, nämlich, daß in der Christnacht während der Mette das Vieh im Stalle in menschlicher Sprache zu einander rede, das sei ganz wahrhaftig, er selbst habe vor einem Jahr einen Ochsen gesehen, der sich einmal heftigst haben soll, daß ihm der Bauer die Hörner so sehr beschnitten, daß er jetzt gar nicht einmal mit Kalben mehr schwanger könne. Da spreche der gestimmt auf dergleichen Dinge, und der Stallknecht hätte gewiß noch mehr davon erzählt, wenn mein Vater nicht gesagt hätte, er möge von solchen Dingen schweigen und über etwas Anderes sprechen.

Nach dem Abendmahle sang die Mutter ein Hirtenlied. So wundervoll ich sonst diesen Liedern lauschte, aber heute dachte ich nur immer an den Kirchgang und ich wollte durchaus schon das Sonntagskleidchen anziehen. Man sagte, es sei noch Zeit, aber endlich gab die Großmutter meinem Drängen doch nach und zog mich an. Der Stallknecht kleidete sich sehr sorgsam in seinen Festtagsstaat, weil er nach dem Mitternachtgottesdienst nicht nach Hause gehen, sondern im Dorfe den Morgen abwarten wollte. Gegen neun Uhr waren auch die andern Knechte und Mägde bereit und zündeten am Kerzenlicht eine mächtige Spanlunte an. Ich hielt mich an den Großknecht, und meine Eltern und meine Großmutter, welche daheim blieben, um das Haus zu hüten, besprengten mich mit Weihwasser und sagten, daß ich nicht fallen und nicht erfrieren möge.

Dann gingen wir.

Es war sehr finster und die Lunte, welche der Stallknecht vorantrug, warf ihr rothes Licht in einer großen Scheibe auf den Schnee und auf den Zaun und auf die Steinhaufen und Bäume, an denen wir vorüberkamen. Mir kam dieses rothe Leuchten, das zudem noch durch die riesigen Schatten unserer Körper unterbrochen war, gauenhaft vor und ich hielt mich sehr ängstlich an den Großknecht, so daß dieser einmal sagte: „Aber hörst, meine Joppe wußt Du mir lassen, was d'hast' ich denn, wenn Du mir sie abrissest?"

Der Pfad war ein Feitlang sehr schmal, so daß wir hinter einander gehen mußten, wobei ich nur froh war, daß ich nicht der Letzte war, denn ich bildete mir ein, daß dieser unendlichen Gefahren bezüglich der Gespenster ausgesetzt sein müßte.

Eine schneidende Luft ging und die Funken der Lunte flogen weithin, und selbst, als sie auf die harte Schneekruste niederfielen, glimmten sie noch eine Weile fort.

Wir waren bisher über Blößen und durch Gesträuche und Wälder abwärts gegangen; jetzt kamen wir zu einem Bache, den ich sehr gut kannte, er floß durch die Wiese, auf welcher wir im Sommer das Heu machten. Im Sommer rauschte dieser Bach sehr, aber heute hörte man ihn nur murmeln und gurgeln, weil er überfroren war. Auch an einer Mühle kamen wir vorüber, an welcher ich gar heftig erschrak, weil einige Funken auf das Dach flogen; aber auf dem Dache lag Schnee und die Funken erloschen. Als wir eine Weile durch das Thal gegangen waren, verließen wir den Bach, und der Weg führte aufwärts durch einen dichten, finstern Wald, in welchem der Schnee sehr feicht lag, aber auch keine so feste Kruste hatte, als auf den Blößen.

Endlich kamen wir zu einer breiten Straße, wo wir neben einander gehen konnten und wo wir dann und wann ein Schlittengeschelle hörten. Dem Stallknecht war die Lunte bereits bis zu der Hand herabgebrannt und er zündete nun eine neue an, die er vorräthig hatte. Auf der Straße sah man nun auch mehrere andere Lichter, große rothe Fackeln, die heranloderten, als schwämmen sie in der schweren Luft, und hinter denen nach und nach ein Gesicht und mehrere Gesichter auftauchten, von Kirchengehern, die sich nun auch zu uns gesellten. Und wir sahen Lichter von anderen Bergen und Höhen, die noch so weit entfernt waren, daß wir nicht erkennen konnten, ob sie standen oder sich bewegten.

So gingen wir weiter. Der Schnee knirschte unter unseren Füßen, und wo ihn der Wind weggetragen hatte, da war der schwarze Fleck des nackten Bodens so hart, daß er unsere unsern Tritten fast erklang. Die Leute sprachen und lachten viel, aber mir war, als sei das in der heiligen Christnacht gar nicht recht; ich dachte nur immer schon an die Kirche und wie das doch nur sein werde, wenn mitten in der Nacht eine Musik und ein Hochamt ist.

Nun war eine lange Weile auf der Straße fortgegangen und an einzelnen Bäumen und an Häusern vorüber, und dann wieder über Felder und durch einen Wald gekommen waren, hörte ich auf den Baumwipfeln plötzlich ein leises Klingen. Als ich horchen wollte, hörte ich es nicht, aber bald darauf hörte ich es wieder und deutlicher, als das erste Mal. Es war der Ton des kleinen Glöckleins vom Thurme der Pfarrkirche. Die Lichter, die mir nun auf den Bergen und im Thale sahen, wurden immer häufiger, und nun sahen wir es auch, daß sie alle der Kirche zueilten. Auch die kleinen, ruhigen Sterne der Laternen schwebten heran und auf der Straße wurde es immer lebhafter. Das kleine Glöcklein wurde durch ein größeres abgelöst, und das läutete so lange, bis wir fast nahe an der Kirche kamen. — Alle war es doch wahr: wie das Großmutter gesagt hatte: Um Mitternacht gingen die Glocken zu läuten an und läuten so lange, bis aus den fernen, tiefen Thälern der letzte Bewohner der einsamen Hütten zur Kirche kommt?

Die Kirche steht auf einem mit Birken und Tannen bewachsenen Hügel, und um sie liegt der kleine Friedhof, welcher mit einer niedern Mauer umgeben ist. Die wenigen Gräber stehen im Thale.

Als die Leute an die Kirche gekommen waren, steckten sie ihre Lunten umgekehrt in den Schnee, daß sie erloschen, nur eine wurde zwischen zwei Steine der Friedhofmauer gellemmt und brennen gelassen.

Jetzt klang auf dem Thurme in langsamem, gleichmäßigen Wiegen schon die große Glocke. Rund um den Schauten, gegen Kirchenfenstern sei heller Schein. Ich wollte in die Kirche, aber der Großknecht sagte, es habe noch Zeit und blieb stehen, und sprach und lachte mit anderen Burschen und stopfte sich eine Pfeife an.

Endlich klangen alle Glocken zusammen, in der Kirche begann die Orgel zu tönen und nun gingen wir hinein.

Das soll ganz anders aus, wie an den Sonntagen. Die Lichter, die am Altare brannten, waren hellweiße, funkelnde Sterne, und der vergoldete Tabernakel strahlte gar herrlich zurück. Die Lampe des ewigen Lichtes war hellroth. Der obere Raum der Kirche war so dunkel, daß man die schönen Verzierungen des Schiffes nicht sehen konnte. Die dunkeln, schwarzen Gestalten der Menschen saßen in den Stühlen oder standen neben denselben; die Bänke waren sehr in Löchern eingeschlagen und hustelten. Viele hatten Kerzen vor sich brennen und sangen aus ihren Büchern mit, als auf dem Chore das Tedeum ertönte. Der Großknecht führte mich durch die zwei Reihen der Stühle gegen einen Nebenaltar, wo schon mehrere Leute standen. Dort hob er mich auf einen Schemel zu einem Glasfalken empor, der, wie zwei Kerzen beleuchtet, zwischen zwei aufgesteckten Tannenwipfeln stand und den ich früher, wenn ich mit den Eltern in die Kirche kam, nie gesehen hatte. Als mich der Großknecht auf den Schemel gehoben hatte, sagte er mir leise in's Ohr: „So, jetzt kannst das Krippel anschauen." Dann ließ er mich stehen und ich schaute durch das Glas. Da kam ein Weiblein zu mir herbei und sagte leise: „Ja, Kind, wenn Du das anschauen willst, so muß Du's auch Jemand ausliegen. Stehst Du, das mit den vier hölzernen Brettchen ist der Stall, und neben an beiden Seiten sind die Felsen, wo zwischen dem Moose die Hirten und die weißen Lämmer stehen. Und im Stalle, in dem rothen Kripplein dort, das ist das Christkind, wie es nackt und bloß auf dem Heu liegt, und neben seine göttliche Mutter Maria und der heilige Vater Joseph, und hinten, hört an der Wand, sind der Ochs und der Esel. Da vorne stehen auch Hirten, siehst Du, und diese tragen Lämmer

Digitized by Google

auf der Achsel und Butter und Eier in den Kleidern, wie sie die Dinge dem Christkindlein opfern wollen. Die allerniedrigen Häuser und Thürme hinter den Felsen, das ist die Stadt Bethlehem, und über derselben schwebt der Engel in der Luft und verkündet den Menschen die Geburt des Erlösers. In vierzehn Tagen, wenn das Dreikönigsfest ist, kommen auch die heiligen drei Könige hierher, und die haben Kameelthiere bei sich, und einer von ihnen ist ganz schwarz. So, jetzt sieh' Dir das Alles nur recht an und laß' mich heraus!"

Das gute Weiblein stellte sich neben mich hin und begann still zu beten, wahrscheinlich, weil es nicht mitsingen konnte.

Ich sah nun die Dinge in dem Glaskasten an. Außer der Mutter Maria, welche über den Kopf ein blaues Tuch geschlagen hatte, das bis zu den Füßen hinabhing, waren alle Gestalten, welche Menschen vorstellen sollten, so gekleidet wie unsere Knechte, oder wie ältere Bauern. Der heilige Joseph selbst trug grüne Strümpfe und eine kurze Gemsledertasche.

Als das Tedeum zu Ende war, kam der Großknecht wieder, hob mich von dem Schemel und wie setzten mich in einen Stuhl. Dann ging der Kirchenmann herum und zündete alle Kerzen an, die in der Kirche waren, und jeder Mensch, auch der Großknecht, zog nun ein Kerzlein aus dem Sack und zündete es an und blebte es vor sich auf den Stuhl. Jetzt war es so hell in der Kirche, daß man auch die Verzierungen an der Decke genau sehen konnte.

Auf dem Chore stimmte man Geigen und Trompeten und Pauken, und als an der Sakristeithür das Glöcklein klang und der Pfarrer in funkelndem Meßkleide, begleitet von Ministranten und rothgekleideten Windlichtträgern, über den purpurrothen Fußteppich zum Altare ging, da rauschte die Orgel in ihrem ganzen Volkklang, da wirbelten die Pauken und schmetterten die Trompeten.

Weihrauch stieg auf und hüllte den ganzen lichterstrahlenden Hochaltar in einen zarten Schleier. — So begann das Hochamt und so strahlte und tönte und klang es am Mitternacht. Beim Wiedereintritt waren alle Instrumente still, nur zwei helle Stimmen sangen ein liebliches Hirtenlied und während das Benedictus jodelten eine Klarinette und zwei Flügelhörner langsam und leise den Wiegengesang. Während des Evangeliums und der Wandlung hörte man auf dem Chore den Kukuk und die Nachtigall, wie mitten im sonnigen Frühling.

Tief nahm ich sie auf in meiner Seele, die wunderbare Herrlichkeit der Christnacht, aber ich jauchzte nicht auf vor Entzücken, ich blieb ernst, ruhig, ich fühlte die Weihe des lieblichen Festes.

Aber während die Musik tönte, dachte ich auch an Vater und Mutter und Großmutter daheim. Die lasen jetzt um den Tisch bei dem einzigen Kerzenlichtlein und beten, oder sie schliefen gar und es ist finster in der Stube und nur die Uhr geht, sonst ist Alles still und es liegt eine tiefe Ruhe über den waldigen Bergen und die Christnacht ist ausgebreitet über die ganze Welt.

Als endlich das Amt seinem Ende nahte, erloschen nach und nach die Kerzlein in den Stühlen, und der Kirchenmann ging wieder herum mit seinem Weihrauchfaß und betete an den Wänden und Altären die Lichter aus. Die am Hochaltare brannten noch, als auf dem Chore der letzte freudenreiche Festmarsch erscholl und sich die Leute aus der Kirche drängten.

Als wir in das Freie kamen, war es trotz des dichten Nebels, der sich von den Bergen niedergesenkt hatte, nicht mehr ganz so finster, wie vor Mitternacht. Es mußte der Mond aufgegangen sein; man zündete keine Fackeln mehr an. Es schlug ein Uhr, aber der Schulmeister läutete schon die Betglocke zum Christmorgen.

Ich warf noch einen Blick auf die Kirchenfenster, aller Festglanz war erloschen, ich sah nur mehr den matten, rothlichen Schimmer des ewigen Lichtes.

Als ich mich dann wieder an den Rock des Großknechtes halten wollte, war dieser nicht mehr da, einige fremde Leute waren um mich, die mit einander sprachen und sich sofort auf den Heimweg machten. Mein Begleiter mußte schon voraus sein; ich eilte ihm nach, lief schnell und an mehreren Leuten vorüber, auf daß ich ihn bald einholte. Ich lief, so sehr es meine kleinen Füße konnten, ich kam durch den finstern Wald und ich kam über Felder, über welche scharfer Wind blies, so daß ich, so warm mir sonst war, von Nase und Ohren fast nichts mehr fühlte. Ich kam an Häusern und Baumgruppen vorüber, die Leute, die früher noch auf der Straße gegangen waren, verloren sich nach und nach, und ich war allein und den Großknecht hatte ich immer noch nicht erreicht. Ich dachte, daß er auch noch hinter mir sein konnte, aber dadurch war ja nichts verloren, ich beschloß, geradewegs nach Hause zu eilen. Auf der Straße lagen hie und da schwarze Punkte, die Kohlen der Spanfackeln, welche die Leute auf dem Kirchwege abschlitteten. Die Gestränche und Bäumchen, die neben am Wege standen und unheimlich aus dem Nebel emportauchten, beschäftigten mich gar nicht anzuschen, ich fürchtete mich davor. Besonders in Angst war ich, so oft ein Pfad quer über die Straße ging, weil das ein Kreuzweg war, an denen in der Christnacht gerne der Bösc steht und klingende Schätze bei sich hat, um arme Menschenkinder dadurch mit sich zu locken. Der Stallknecht hatte zwar gesagt, er glaube nicht daran, aber geben mußte es denn doch dergleichen Dinge, sonst konnten die Leute nicht so viel davon sprechen. — Ich war aufgeregt, ich wendete meine Augen nach allen Seiten, ob nicht irgendwo ein Gespenst auf mich zukomme. Endlich beschloß ich, gar nicht mehr an solches Zeug zu denken, aber je fester ich das beschloß, je mehr dachte ich daran.

Nun war ich zum Pfad gekommen, der mich von der Straße abwärts durch den Wald und in das Thal führen sollte. Ich bog ab und eilte unter den langästigen Bäumen dahin. Die Wipfel rauschten stark und dann und wann fiel ein Schneeklumpen neben mir nieder. Stellenweise war es auch so finster, daß ich kaum die Stämme sah, wenn ich nicht an dieselben stieß, und daß ich den Pfad verlor. Letzteres war mir ziemlich gleichgültig, denn der Schnee war sehr feicht, auch war anfangs der Boden hübsch glatt; aber allmälig begann er steil und steiler zu werden, und unter dem Schnee war viel Gestrüppe und hohes Haidekraut. Die Baumstämme standen nicht mehr so regelmäßig, sondern zerstreut, manche schiefstehend, manche mit aufgerissenen Wurzeln an andere lehnend, manche mit mich und mir aufragenden Aesten am Boden liegend. Das hatte ich nicht gesehen, als wir aufwärts gingen. Ich konnte oft kaum weiter, ich mußte mich durch das Gestrüppe und Gesträuch durchwinden. Oft brach der Schnee ein, das steife Haidekraut reichte mir bis zur Brust heran. Ich sah ein, daß ich den rechten Weg verloren hatte, aber war ich nur erst im Thale und bei dem Bache, dann ging ich halbem entlang aufwärts und da mußte ich endlich doch zur Mühle und zu unserer Wiese kommen.

Schneeschollen fielen mir in das Nackflecklein, Schnee legte sich an die Höschen und Strümpfe, und das Wasser rann mir in die Schuhe hinab. Zuerst war ich durch das Klettern über das Gefälle und das Winden durch das Gestrüppe ganz warm geworden, aber nun war auch die Wärmigkeit verschwunden; ich achtete nicht den Schnee und ich achtete nicht das Haidekraut und Gestrüppe, das mir oft rauh durch das Gesicht fuhr, sondern ich eilte weiter. Oft fiel ich zu Boden, aber ich raffte mich schnell auf. Auch alle Gespensterfurcht war weg; ich dachte an nichts, als an das Thal und an unser Haus. Ich wußte nicht, wie lange ich mich so durch die Wildnis fortwand, aber ich fühlte mich kräftig und bebende, die Angst trieb mich vorwärts.

Plötzlich stand ich vor einem Abgrund. In dem Abgrunde lag grauer Nebel, aus welchem einzelne Baumwipfel emportauchten. Um mich hatte sich der Nebel gelegt, aber mir war es heiter und am Himmel stand der Vollmond. Wie gegenüber und weiter im Hintergrunde war nichts, als seltsame, kegelförmige, waldige Berge.

Unten in der Tiefe mußte das Thal sein; mir war, als hörte ich das Tosen des Baches, aber das war das Rauschen des Windes in den jenseitigen Wäldern. Ich ging rechts und links und suchte einen Fußsteig, der mich abwärts führte, und ich fand eine Stelle, an welcher ich mich durch Gerölle, welches vom Schnee befreit lag, und durch Wachholdergesträuche hinabklassen zu können vermeinte. Das gelang mir auch eine Strecke, doch noch zu rechter Zeit hielt ich mich an eine Wurzel, fast wäre ich über eine senkrechte Wand gestürzt. Nun konnte ich nicht mehr vorwärts. Ich lief mich aus Mattigkeit zu Boden. In der Tiefe lag der Nebel mit den schwarzen Baumwipfeln. Außer dem Rauschen und Tosen des Windes in den Wäldern hörte ich nichts. Ich wußte nicht, wo ich war. — Wenn jetzt ein Reh käme, ich würde es fragen nach dem Weg, vielleicht könnte es ihn mir weisen, in der Christnacht reden ja Thiere die menschliche Sprache! —

Ich erhob mich, um wieder aufwärts zu klettern; ich machte das Gerölle locker und kam nicht vorwärts. Mich schmerzten Hände und Füße. Nun fand ich still und rief so laut ich konnte nach dem Großknecht. Meine Stimme fiel von den Wäldern und Wänden langgezogen und unheimlich zurück.

Dann hörte ich wieder nichts, als das Rauschen und Tosen des Windes.

Der Frost schnitt mir in die Glieder.

Nochmals rief ich mit aller Macht den Namen des Großknechts. Wieder nichts, als der langgezogene Wiederhall. Nun überkam mich eine fürchterliche Angst. Ich rief schnell hintereinander meine Eltern, meine Großmutter, alle Knechte und Mägde unseres Hauses. Es war vergebens.

Nun begann ich kläglich zu weinen.

Behend fand ich da, und mein Körper warf einen langen Schatten schräg abwärts über das nackte Gestein. Ich ging an der Wand hin und her, um mich etwas zu erwärmen, ich betete laut zum heiligen Christkind, daß es mich erlöse.

Der Mond stand hoch am klaren, dunklen Himmel.

Ich konnte nicht mehr weinen und beten, ich konnte mich auch kaum

Digitized by Google

mehr bewegen, ich kauerte mich zitternd an einen Stein und dachte: Nun will ich schlafen, das ist Alles nur ein Traum, und wenn ich erwache, bin ich daheim oder im Himmel.

Da hörte ich plötzlich ein Knistern über mir im Wachholderegestrauche, und bald darauf hüllte ich, mich mit einem Male in Rauch und empfand, daß ich weder schreien, aber ich konnte nicht, die Stimme war mir eingefroren. Aus Furcht und Angst hielt ich die Augen fest geschlossen. Auch Hände und Füße waren mir wie gelähmt, ich konnte sie nicht bewegen. Mir war warm und mir war, als ob sich das ganze Gebirge mit mir wiegte. — —

Als ich zu mir kam und erwachte, war noch Nacht, aber ich stand an der Thüre meines Vaterhauses, und der Kettenhund bellte heftig. Eine Gestalt hatte mich auf den festgetretenen Schnee gleiten lassen, pochte dann mit dem Ellbogen gewaltig an die Thüre und eilte davon. Ich hatte diese Gestalt erkannt — es war die Moosmadel.

Die Thür ging auf und die Großmutter stürzte mit den Worten auf mich zu: „Jesus Christus, da ist er ja!“

Sie trug mich in die warme Stube, aber von dieser schnell wieder zurück in das Bodenhaus; dort setzte sie mich auf einen Trog, eilte dann hinaus vor die Thür und machte mit den zwei Fingern in den Mund laute, durchdringliche Pfiffe.

Sie war ganz allein zu Hause. Als der Geisbuckl von der Kirche zurückkam und mich daheim nicht fand, und auch die andern Leute kamen und ich bei Keinem war, gingen sie Alle hinab in den Wald und in das Thal, und jenseits hinauf zur Steaße und nach allen Richtungen. Selbst die Mutter war mitgegangen und hatte überall, wo sie ging und stand, meinen Namen gerufen.

Nachdem die Großmutter glaubte, daß es mir nicht mehr schädlich sein konnte, trug sie mich wieder in die warme Stube, und als sie mir die Schuhe und Strümpfe auszog, waren diese ganz zusammen- und fast an den Fuß gefroren. Hierauf eilte sie nochmals in das Freie und machte wieder ein paar Pfiffe, und brachte dann in einem Kübel Schnee herein, und stellte mich mit bloßen Füßen in diesen Schnee. Als ich in den Schnee stand, fühlte ich in den Zehen einen so heftigen Schmerz, daß ich stöhnte, aber die Großmutter sagte: „Das ist schon gut, wenn Du Schmerz hast, dann sind Dir die Füße nicht erfroren.“

Bald darauf strahlte die Morgenröthe durch das Fenster, und nun kamen nach und nach die Leute nach Hause, zuletzt aber der Vater, und zu allerletzt, als schon die rothe Sonnenscheibe über die Bischofsalpe aufging, und als die Großmutter unzählige Male gepfiffen hatte, kam die Mutter. Sie ging an mein Bettlein, in welches ich gebracht worden war und an welchem der Vater saß. Sie war ganz heiser.

Sie sagte, daß ich nun Salsaan sollte, und verdeckte das Fenster mit einem Tuche, auf daß mir die Sonne nicht in das Gesicht scheine. Aber der Vater meinte, ich solle noch nicht schlafen, er wolle wissen, wie ich mich von dem Knechte entfernte, ohne daß er es merkte, und wo ich herumgelaufen sei. Ich erzählte sofort, wie ich den Pfad verloren hatte, wie ich in die Wildnuß kam, und als ich von dem Monde und von den schwarzen Wäldern und von dem Windrauschen und von dem Felsenabgrund erzählte, da sagte der Vater halblaut zu meiner Mutter: „Weib, sagen wir Gott Lob und Dank, daß er da ist, er ist auf der todten Wand gewesen!“

Nach diesen Worten gab mir die Mutter einen Kuß auf die Wange, wie sie nur sehr selten that, und dann hielt sie ihre Schürze vor das Gesicht und ging davon.

„Ja, Du Donnerskind, und wie ist denn heimkommen?“ frug mich der Vater. Darauf sagte ich, daß ich das nicht wisse, daß ich nach langem Schlafen und Wiegen auf einmal vor der Hausthüre war und daß die Moosmadel neben mir stand. Der Vater frug mich noch einmal über diesen Umstand, aber ich antwortete, daß ich nichts Genaueres darüber sagen könne, und daß ich nur das Eine bestimmt wisse, wie ich an der Thür stand, wie die Moosmadel neben mir war, die sogleich wieder davon eilte, und wie mich dann die Großmutter in das Haus trug.

Nun sagte der Vater, daß er in die Kirche zum Hochgottesdienst gehe, weil heute der Christtag sei, und daß ich schlafen sollte.

Ich mußte darauf viele Stunden geschlafen haben, denn als ich erwachte, war draußen Dämmerung, und in der Stube war es fast finster. Neben meinem Bette saß die Großmutter und nähte, von der Küche herein hörte ich das Prasseln des Herdfeuers.

Später, als die Leute beim Abendmahle saßen, war auch die Moosmadel am Tisch.

Auf dem Kirchhofe, über dem Grabhügel ihres Mannes, war sie während des Vormittagsgottesdienstes gelauert, da trat nach dem Hochamte mein Vater zu ihr hin und nahm sie mit in unser Haus.

Ueber die nächtliche Begebenheit brachte man nicht mehr von ihr heraus, als daß sie im Walde das Ehrschlüd gesucht habe; dann ging sie einmal zu meinem Bette und sah mich an, und ich fürchtete mich vor ihren Blicken. —

In dem hinteren Gelchoße unseres Hauses war eine Kammer, ist welcher nur altes, unbrauchbares Geräthe und viel Spinnengewebe war.

Diese Kammer ließ mein Vater der Moosmadel zur Wohnung einrichten, und stellte ihr einen Ofen und ein Bett und einen Tisch hinein.

Und sie blieb bei uns. Oft sah sie noch in den Wäldern umher und brachte Moos heim, dann ging sie wieder hinaus zur Kirche und saß stundenlang auf dem Grabhügel ihres Mannes, von dem sie nicht mehr fortzujagen vermochte in ihre ferne Gegend, in der sie wohl auch einsam und heimatlos gewesen wäre, wie überall. Aber ihre Verhältnisse war nichts Näheres zu erfahren, wir vermutheten, daß das Weib einst glücklich und sicher bei voller Vernunft gewesen war, und daß der Schmerz über den Verlust des Gatten ihr den Verstand geraubt hatte.

Als ich schon erwachsen war, wohnte die Moosmadel noch immer in ihrem Stübchen, und wir hatten sie Alle lieb, weil sie ruhig und mit Allem zufrieden lebte und Niemanden das geringste Leid zufügte. Nur der Kettenhund wollte sie immer noch nicht hören, der bellte und zerrte abrasend heftig an der Kette, so oft sie über den Anger ging. Aber das war anders von dem Thiere gemeint; als einmal die Kette riß, stürzte der Hund auf das Weib zu, sprang ihr winselnd an die Brust und leckte ihr die Wangen.

Da kam einmal in den Spätherbsttagen, an welchen die Moosmadel fast immerdar knieend auf ihrem Grabhügel saß, eine Zeit, in welcher unser Kettenhund, statt lustig zu bellen, stundenlang heulte, so daß meine Großmutter, die indeß schon mühselig und blind geworden war, sagte: „Schau, jetzt wird in unserer Gegend herum bald einmal wer sterben, weil der Hund gar so heult; teufse ihn Gott!“

Und nach kurzer Zeit wurde die Moosmadel, die sich auf dem Gottesacker stark erkältet hatte, schwer krank, und als die Weihnachtszeit gekommen war, starb sie.

In ihren letzten Augenblicken hielt sie noch meinen Vater und meine Mutter an der Hand und sprach die Worte: „Vergelt's euch Gott zu tausend und zu tausendmal, bis in den Himmel hinauf!“

Gläubiger und Schuldner.

Volkswirthschaftliche Skizze

von

Hugo Schramm.

Die neue Generation ist nur insofern relativ pessimmt, als sie den Bankerott des Krieges, Krieg der Arbeitsheit, Krieg, mit einem Worte, der Unfreiheit in jeglicher Gestalt.

Michel Chevalier.

Die deutschen Gesetzen haben sich bis jetzt noch nicht darüber zu einigen vermocht, ob die Schuldhaft beizubehalten oder aufzuheben sei.

Die Macht der Verhältnisse, die so oft die schwierigsten Fragen mit einem Schlage erledigt hat, wird aber auch diese Frage einer raschen Entscheidung zuführen. Denn seitdem die Repräsentenkammern in Frankreich, wo die schon 1792 einmal abgeschaffte contrainte par corps des Schuldners 1797 wiederhergestellt worden war, auf den Vorschlag der Regierung die Schuldhaft insoweit aufgehoben wissen wollen, daß sie nur noch für Geldstrafen und Entschädigungsansprüche in kriminellen und correktionellen Fällen beibehalten werden soll, ist der Streit von dem wissenschaftlichen Gebiet auf das rein praktische versetzt und in die einfache Frage umgewandelt, ob die Schuldhaft der veränderten Gesetzgebung in Frankreich gegenüber beibehalten werden kann oder nicht.

Erscheint dabei eine Berührung dieser Frage ganz am Platze, so wollen wir vor Allem einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Kreditgesetze werfen.

Nach Ansicht Lassen sich da bei vielen Nationen drei Entwicklungsstufen unterscheiden: A. Zuerst eine Periode großer Strenge. Im germanischen Mittelalter werden der insolvente Schuldner seine Ehre. Er wurde Knecht seines Gläubigers („zu Hand und Halfter“), der ihn „Roden und blöden“ und vermuthlich tödten konnte. In, ein normegliches Gesetz verstattete dem Gläubiger, wenn der Schuldner weder arbeiten wollte, noch seine Freunde ihn loskaufen, ihn vor Gericht zu führen, „und von ihm zu hauen, was er will, oben oder unten“. Wer solche Borrechten benutzen will, darf weder die mannigfache Gebundenheit des Familienvermögens in damaliger Zeit, noch die „Kraft des Leibes in seinen eisernen Gemüthern“ vergessen. — B. Das lavonische Recht stellte mildere Grundsätze auf. Schon Gregor der Große hatte verboten, sich an die Person des Schuldners zu halten. Daher man im späteren Mittelalter wollte, noch leise sprechen, sich nur persönlichen Haft zu sichern. — Durch den Einfluß des römischen Rechtes wurde es immer üblicher, sich bei insolventen Schuldnern mit der bloßen Vermögensabtretung zu begnügen. Da dieß jedoch zahlose, nur

Digitized by Google

nicht immer nachweisbare Betrügereien zur Folge hatte, so sind denn C. die höheren Kulturstufen wieder zu größerer Strenge zurückgekehrt. Namentlich wollte der Handel der persönlichen Schuldhaft nicht gern entbehren, weßhalb in den Handelsstädten die Wechselgesetzgebung schon während des 17. Jahrhunderts — in Ländern wie Italien und den Niederlanden natürlich noch weit früher — eine große Rolle spielte.

Inzwischen hat sich aber der Zustand der ganzen Volkswirthschaft so sehr geändert, daß man wahrlich kein Freund der krankhaften Sentimentalität unserer Zeit zu sein braucht, die immer bloß das Loos des Missethäters und so auch des Schuldgefangenen beklagt, ohne daran zu denken, wie viel Schaden er Anderen zugefügt haben mag, — daß man, sage ich, nicht sentimental zu sein braucht, um der Aufhebung der Schuldhaft das Wort zu reden. Auch ist es dazu nicht erst nöthig, zu berechnen, wie viel produktive Kraft der Volkswirthschaft durch jede Freiheitsentziehung verloren geht, oder mit manchen sozialistischen Richtungen in der Wechselhaft ein Vorrecht der Besitzenden zu erblicken, das bloß zur Unterdrückung der Unbemittelten ausgeübt werde, denn wir wissen, daß die Schuldgefangenen in der Regel volkswirthschaftliche Schmarotzerpflanzen sind. Ebenso wenig braucht man es als einen Versuch gegen die Sittlichkeit anzusehen, wenn der Staat durch die Wechselhaft dem Einzelnen ein gewisses Straf- und Begnadigungsrecht überträgt, denn das Eingehen wechselrechtlicher Verbindlichkeiten hängt vom freien Willen ab. Endlich wollen wir nicht ohne Weiteres die vereinigten Staaten von Nordamerika zum Muster nehmen, wo die Schuldhaft fast überall gänzlich aufgehoben ist; die Rechtspflege daselbst läßt denn doch gar viel zu wünschen übrig. Andererseits aber wird Niemand, der die dortigen Verhältnisse kennt, leugnen, daß in Nordamerika oft, vielleicht sogar mehr Redlichkeit im Verkehre herrscht, als in den meisten Ländern der alten Welt. Und dieser Punkt dürfte gerade bei der Frage über die Zulässigkeit der Wechsel- und Schuldhaft im Allgemeinen in's Auge zu fassen sein.

Der persönliche Kredit beruht auf dem Grade des Vertrauens, das Jemand in die Leistungsfähigkeit des Andern setzt, die nicht nur den guten Willen, sondern auch die Möglichkeit der pünktlichen Erfüllung von Verbindlichkeiten voraussetzt. Der öffentliche Kredit eines Landes hängt wesentlich mit von seiner Prozeßordnung ab und wird da am höchsten stehen, wo die Rechtspflege rasch ist und dem Gläubiger eine schnelle und sichere Vermirklichung seiner Ansprüche sichert. Aber wenn der Staat den Gläubigern in der Gestalt der Wechselhaft ein trügerisches Zwangsmittel in die Hand gibt, durch dessen Anwendung sie sich mit der raschen Verwirklichung eines Anspruches schmeicheln können, so wird damit der öffentliche Kredit auf ganz falsche Wege geleitet. Im Vertrauen auf die Wirksamkeit der Wechselhaft wird sich der Gläubiger der Mühe überhoben glauben, die Zahlungsfähigkeit dessen, der bei ihm Kredit sucht, erst noch weiter zu prüfen; er wird sich durch die Hoffnung leiten lassen, daß im Nothfalle die plötzliche Entziehung der Freiheit den Schuldner nöthigen werde, Alles aufzubieten, um die Mittel zur Befriedigung des Gläubigers aufzutreiben und sich seine Freiheit wieder zu verschaffen. Der kleine Geschäftsmann, der sich in Folge der Gewerbefreiheit in den verschiedensten Richtungen bewegen kann, wird sich bei der Leichtigkeit, mit welcher er sich durch Verpfändung seiner persönlichen Freiheit Kredit verschaffen kann, unbedenklich in Unternehmungen einlassen, ohne sich lange darüber den Kopf zu zerbrechen, ob er ihnen gewachsen ist, und ob sie Aussicht auf Erfolg haben. Die Zulässigkeit der Wechselhaft befördert demnach geschäftlichen Leichtsinn und begründet einen durchaus ungesunden, in sich faulen Kredit.

Ohne die Möglichkeit der Wechselhaft ist der Einzelne gezwungen, sich, ehe er borgt, erst genauer nach den Verhältnissen des Andern zu erkundigen, während ihm jetzt der Staat diese Sorge erspart. Nur dann ist ein auf gesunden Grundlagen beruhender Kredit möglich. Wer bloß seine persönliche Freiheit als Sicherheit einzusetzen vermag, um Kredit zu erlangen, der verdient ihn nicht, der wird aber auch in den weit meisten Fällen die Wechselhaft mit großer Gleichgültigkeit hinnehmen, und wer ohne Verpfändung seiner persönlichen Freiheit Kredit erhält, für den ist die Möglichkeit der Wechselhaft überflüssig und überdieß dann eine ungerechtfertigte Härte, sobald er als rechtschaffener Geschäftsmann durch unberechenbare Umstände außer Stand gesetzt wird, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen.

Man sieht daher auch, daß die Gläubiger bei Denjenigen, deren guten Willen sie zu würdigen wissen, in der Regel nicht zur Wechselhaft vorschreiten, sondern sie über Diejenigen verhängen lassen, deren schlechten Willen sie — und zwar sehr häufig ohne Erfolg — durch dieses Zwangsmittel brechen zu müssen glauben. Wer aber durch die Gesammtheit seiner persönlichen Eigenschaften Vertrauen einflößt, der wird sich leicht Kredit zu verschaffen wissen, auch wenn es keine Wechselhaft gibt.

Die Zulässigkeit der Wechselhaft hat aber zugleich eine nachtheilige Wirkung auf die öffentliche Sittlichkeit. Wer einmal so leichtsinnig gewesen ist, durch Verpfändung seiner persönlichen Freiheiten sich Verbindlichkeiten aufzubürden, ohne zu fragen, ob er sie werde erfüllen können, der wird auch, wenn der Gläubiger mit Wechsel und Haft von der Thüre steht, der Erste sein, der ihm durch bettlerische Verfügung über sein Vermögen die Mittel zu seiner Befriedigung zu entziehen sucht. So wird der traurige Schwindel gefördert, an dem so manche Ausgleichung scheitert, und der die Gläubiger in so vielen Fällen in die leidigen Interventionsprozesse verwickelt. Und das gilt ganz besonders, wo man die Schuldhaft für alle gewöhnlichen Handelsgerichtssachen eingeführt hat.

Die Schuldhaft beruht auf der Voraussetzung, daß die persönliche Herausreißung des Schuldners aus seinem Geschäftskreisen ihn bestimmen wird, Alles aufzubieten, um den Gläubiger befriedigen zu können. Diese Voraussetzung kann dann nicht zutreffen, wenn, wie es in Handelsgerichtssachen der Fall wäre, der Schuldner sich die Schuldhaft vom Leibe halten kann, bis ein mehr oder weniger umfangreicher Prozeß zu Ende gekommen ist. Wer da nicht bezahlen kann oder will, der hat hinlänglich Zeit, um sich für die Schuldhaft vorzubereiten, der wird aber auch durch rechtzeitige Verfügung über sein Vermögen dafür zu sorgen wissen, daß die Haft, wenn sie endlich angelegt wird, zu nichts führt, oder er wird ihr durch eine Insolvenzanzeige vorbeugen.

Nur flüchtig möge hier bemerkt werden, daß auch die sonst noch, z. B. in der sächsischen Prozeßordnung, und zwar zur Erzwingung einer Handlung vorkommende körperliche Haft sich nicht rechtfertigt, indem sie, wenn die Vornahme der Handlung dem Schuldner unmöglich fällt, eine nutzlose Peinigung ist und überhaupt nicht dafür dürgt, daß dem Willen des Schuldners durch dieses Zwangsmittel eine solche Richtung gegeben wird, daß er sie Handlung wirklich in dem dem Gläubiger entsprechenden Maße vornimmt. Aber das ist nicht zu leugnen, daß im Falle der Aufhebung der Schuldhaft den Interessen des Verkehrs nur dadurch genügend Rechnung getragen werden kann, daß das Exekutionsverfahren rascher und durchgreifender gestaltet wird. So wie die Wechselhaft dem Gläubiger das Recht der sofortigen Verfügung über die gesammte produktive Kraft des Schuldners gibt, so muß er auch bei Wechseln sofort nach erfolgter Verurtheilung sich Dasjenige sichern können, was die produktive Kraft des Schuldners bereits zu Vermögensbestandtheilen desselben gemacht hat. Insbesondere aber muß dem Schwindel ein Ende gemacht werden, der namentlich in der Gestalt von Veräußerungen an die Ehefrau des Schuldners dem Gläubiger die Mittel zu seiner Befriedigung entzieht.

Mag man nun aber prinzipiell für oder gegen Aufhebung der Schuldhaft sein: ein Jeder wird einsehen, daß der Vorgang Frankreichs die Aufrechterhaltung der Schuldhaft nicht mehr gestattet. Oder wollen wir etwa Frankreich in die Lage setzen, gegen Deutsche, die sich dort betreten lassen, die Schuldhaft im Wege der Repressalie einzuführen? Der vierte deutsche Juristentag, auf welchem die Ansichten über die Aufhebung der Schuldhaft getheilt waren, lehnte den Antrag, die persönliche Haft für ein zur Vollstreckung richterlicher Entscheidungen unzulässiges Zwangsmittel zu erklären, ab, jedoch in der Hauptsache nur aus internationalen Gründen, weil man eine partikulare Abschaffung der Schuldhaft in Deutschland für bedenklich hielt. Dieses Bedenken ist durch den Vorgang Frankreichs gehoben. Und wenn jetzt der Juristentag diese Frage nochmals zur Beschlußfassung aufsetzte, würde wahrscheinlich die Entscheidung anders ausfallen.

Räthsel.

Bald bin ich ein Sternchen,
Das läuft gar geschwind,
Bald bin ich ein Deckett
Für Mutter und Kind;
Dann gar eine Waffe
Zu tüchtigem Streit,
Auch treffiger Bauleein,
Zum Kunstwerk bereit.
Ich führ' um den Hand'ver
Mit tüchtiger Hast,
Und wandr' ihn die Heimat
Zu ehrlicher Rast.
Bald pflegt' ich erhoben
Der Meisterkeit Bild,
Erweich' mich ferglosen
Als Mauer und Schild;
Doch wollt Du mich fesseln
Und glaubst Du mich treu,
So bist Du betrogen,
Mein Glanz ist vorbei.
Ich verhehle das Räthsel'n
In flotgemeh Hast.
So bab Du am Ende
Nur Zynismen, nein, bah.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 139:

Tasche, Asche, Wsch.

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 17. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **von Dewall.**

(Fortsetzung.)

Sechszehntes Kapitel.

Mengden's Gedanken waren keineswegs angenehmer Art, als er sich daheim das Erlebte noch einmal überdachte. Er hatte jenes unheimliche Gefühl, als ob der Boden unter seinen Füßen schwanke, als ob der nächste Schritt schon ihm verhängnißvoll sein könnte. Wer war jene Sphinx von einem Weibe, die ihm ein so schweres Räthsel zu lösen gegeben? Woher konnte sie alle jene Einzelnheiten wissen, die sie ihm mitgetheilt hatte? Vergebens ließ er alle Damen seiner Bekanntschaft, alle die, welche bei den lebenden Bildern mitwirkten oder sonst in's Haus kamen, in seinem Geiste die Revue passiren — vergebens marterte er sein Gehirn mit Rathsinnen und Grübeln — der dunkle Vorhang lüftete sich nicht um ein Haar.

Diese Polin, zeigte sie nicht offenbar ein solches Interesse für seine Person, hätte sie nicht etwas so Sympathisches in ihrem ganzen Wesen, sie würde mir eine Gänsehaut, einen gelinden Schauder verursachen! — — — Diese Stimme und diese zarte Hand wollte ich unter Tausenden heraus erkennen! — Unter allen Umständen muß ich erfahren, wer sie ist. —

Mengden nahm sich vor, den Rathschlägen zu folgen und nebenbei nach jenem Stanislaus Miniewski, dem Stiefbruder der Unbekannten, unter der Hand zu forschen, einmal um seine Neugierde zu befriedigen

Eine große Dame. **Michael beobachtet Julietten an Mengden's Zimmer.** Originalzeichnung von O. Pletsch. (S. 265.)

und sodann um sein Gewissen wegen des versprochenen Passes zu beruhigen. An den flüchtigen Kuß — das Zeichen der Dankbarkeit jenes Mädchens, dachte er dabei so gut wie gar nicht, eben weil er denselben lediglich für eine Dankesäußerung hielt.

Mengdens Zaune wurde durchaus nicht verbessert, als ihm Michael, der Kokak, am anderen Morgen mittheilte, daß er am Abend vorher Mademoiselle Juliette auf dem Zimmer des Baronß überrascht hatte, wie sie einen neuen Blumenstrauß in seine Vase steckte. „Sie hat auch an den Papieren da herumgekramt, wie ich nachher bemerkt habe," fügte er indignirt hinzu, „und als ich sie das Zimmer verlassen hieß, schalt sie mich einen Durak*) und Bolwan**)."

„Gob' gleich zum Schlosser und laß ein neues Schloß an die Thüre machen," befahl Mengden und brummte hinterher etwas in den Bart, was durchaus nicht wie ein Kompliment für die neugierige und zudringliche Zofe klang.

Michael lächelte schadenfroh bei dem Gedanken an das neue Schloß, und trollte sich hinaus, seinen sonst so sanftmüthigen Herrn in tiefster Entrüstung zurücklassend. —

Gegen zehn Uhr ging Mengden wie immer zum Rapport, dann ließ er sich bei der Gräfin melden, welche ihn wegen seines Benehmens am Tage vorher mit eiserschütternden Schmollen empfing, und ihn mit Fragen quälte, die er durchaus keine Lust hatte zu beantworten. Von sämtlichen Vorwürfen ging sie dann schnell, ihrem heißen Temperament folgend, zu den glühendsten Liebeserklärungen und Betheuerungen über — diese Phrasen hatte einem Geist, der verzärtend wirkte wie ein Präriewind.

Ihr ganzes Wesen war eine Flamme, welche mit glühender Lohe über dem Manne ihrer Wahl zusammenschlug, ihn abzutrennen von der übrigen Welt.

Ganz verkörperter Egoismus lebte sie nur in Extasen, schwankte sie zwischen glühender Liebe und rasender Eifersucht hin und her und zog den gelehrten Gegenstand in einen solchen Taumel hinein, daß derselbe, bald gequält von ihrer Capeice, bald erschickt von ihren Umschlingungen, beinahe Alles außer ihr vergessen mußte.

Wenn die dunklen, verdeehenschwangeren Wolken mit zuckenden Leuchten, einen Brandgeruch, wenn sie sich her wälzend, über die Steppe jagen, und die Vögel und Thiere des Waldes in athemloser Hast vor jenem schrecklichen Phänomen die Flucht ergreifen, dann steigt der Indianer von seinem bebenden Roße herab, reißt das trockene Gras in einem Kreis umher aus dem dürren Boden und zündet es an, das kleine Feuer vernichtet dann die Wirkungen und Gefahr des großen, ruhig stehen Roß und Reiter den Sturm und das Flammenmeer rollt und lauft an sich vorüber brausen; wenn auch die Asche ihnen den Athem verstopft und die Glut und der Qualm ihnen die Haut ein wenig schwärzte — sie entgehen doch der Gefahr durch diese List und retten ihr Leben. — So hat schon Mancher sich durch eine zerstreuende Liebelei von dem vernichtenden Einfluß einer großen, verhängnißvollen Leidenschaft gerettet und flatterte, wenn auch mit versengten Gefieder, weiter durch das Leben.

Solch' ein Gefühl — ein Ahnen derselben kam manchmal über Mengden — er hätte sich losreißen, fliehen mögen, hätte er nur gewußt, wohin! —

Bisweilen teat dann plötzlich der schwarze Domino vor seine Seele mit seinem Zauber des Geheimnißvollen und Pikanten, er dachte dann wohl daran, die Gräfin zu meiden und jene Anteigue fortzuziehen, die so anregend für ihn begonnen hatte, aber schnell erloschen jenes Bild immer wieder wie ein flüchtiger Nebel unter den glühenden Küssen der Gräfin.

Mengden war gefangen wie ein Schmetterling, der an einer Rose festgebunden ist; — ganz berauscht von der Süßigkeit des Genusses vermochte er die Fessel nicht zu zerreißen. So sah er ihr gegenüber und beobachtete sie, wie sie in ihrem persischen Schlafrock, schön wie eine Huri, auf dem Divan ausgestreckt lag, das Haar gelöst, die nackten Arme über dem Haupte zusammengefaltet. Ihre dunklen Augen mit dem halb schläfrigen, halb schmachtenden Feuer beobachteten ihn unablässig unter den langen Wimpern hervor, und er keinerlei Kunst sich nicht satt sehen an ihrer schlanken und doch so üppigen Gestalt, welche die glänzende dicke Seide wie eine Schlangenhaut umschloß, die schonen Linien derselben mehr hervorhebend als verhüllend.

Sie tändelte mit den goldgestickten Pantoffeln an ihren nackten Füßen und plauderte phantastisches Zeug. — Dann richtete sie sich plötzlich halb empor: „Was bedeutete gestern der Blumenstrauß an Deinem Fenster, Georg, wo kauft Du die schönen Kamelien?" sprach sie, und ihre Augen wurden forschend, fast lauernd.

Mengden verbarg seine Verlegenheit gewandt hinter einem Lachen, er wollte eben etwas antworten, als der kleine Hund der Gräfin, den sie immer um sich hatte, zu knurren anfing und die Ohren spitzte.

*) Narr.

**) Lämmel.

„Still!" sprach sie schnell, die Haltung der vornehmen Dame annehmend, „Fifi bellt allemal, wenn mein Mann kommt oder ein anderer Fremder."

Mengden nahm sein Schwert zwischen seine Knice und die Mütze in die Hand. Er lachte — dirsmal ohne allen Zwang.

„Ich werde ein Lustspiel schreiben, gnadigste Gräfin — es soll den Titel führen: Ueber den Wahen der Hausthiere."

„Thun Sie das — —" In diesem Augenblicke kam der Lakai die Zimmerflucht herabgeschritten und meldete den Besuch.

Die Gräfin hat näher zu treten, glitt gewandt wie eine Schlange in's Nebenzimmer und kam mit einem Händchen auf den Locken und einer langen seidenen Mantille angethan wieder herein, die auch die angekündigten Gäste sichtbar wurden. Als jene ankamen, war sie jeder Zoll die große Dame, die stolze Gräfin.

*

Am Abend fand die Generalprobe im großen Saale des Schlosses statt, mit Kostüm, Musik, Pauken und Trompeten. Dieses Mal wurde die schöne Gräfin nicht ohnmächtig, ja sie war sogar ihrer Sinne derart mächtig, daß sie gar wohl bemerkte, wie ihr holder Sänger in einer ganz unerklärlichen Gemüthsverfassung sich befand — offenbar eine Beute großer Aufregung.

„Was fehlt Ihnen?" flüsterte ihm die junge Frau besorgt zu.

„Dienstliche Unannehmlichkeiten," erwiederte Mengden ohne Zögern.

„O — sprechen Sie mit mir nicht davon — genug wieder eine von diesen schrecklichen Polengeschichten, die mir so zuwider sind. Die schöne Gräfin schloß sich immer noch hermetisch gegen die rauhe Wirklichkeit ab — sie war nun einmal eine egoistische Natur durch und durch, sie fürchtete, ein unangenehmer Eindruck konnte die eine kostbare Minute ihred Daseins trüben, und deshalb schloß sie Augen und Ohren, um aus ihren süßen Träumen nicht erweckt zu werden.

Mengden fand hiedurch die Möglichkeit, seine Aufregung zu verheimlichen.

Hören wir, was sich ereignet hatte.

Wie bei den anderen Proben hatte sich auch heute der Offizier, in seinen langen Mantel gehüllt, unter den Zuschauern aufgehalten, bis die Reihe an ihn selbst kam.

An einem leinen Tischchen lehnend, bemerkte er unter anderen Rippesstachen auf demselben einen kleinen tscherkessischen Dolch von so ausgezeichneter Arbeit, daß er dem Drange nicht widerstehen konnte, denselben genauer zu betrachten.

Er bewunderte den zierlichen Silberbeschlagenen Griff und die ciselirte Scheide von Hochblech, dann zog er die Klinge heraus, welche wie grauer Atlas schimmerte, und nicht vermuthend, daß dieselbe so scharf sei, wie sie es in der That war, fuhr er leicht mit dem Daumen über die Schneide. Augenblicklich trotzte Blut an derselben hervorder, er hatte sich nicht unbedeutend geschnitten.

Seine verwundete Hand mit dem Taschentuche umwickend, legte er das gefährliche Spielzeug wieder auf seinen Platz und ging hinaus, um sich etwas Wasser und Leinwand zu suchen.

Auf dem Vorsaal begegnete er Mincia, der Wäschebewahrerin, welcher er seinen Wunsch mittheilte.

„Kommen Sie, Herr Baron," erwiederte diese gefällig und führte ihn in ein Gemach, wo ein Lavoie stand.

„Sie haben sich doch nicht ernstlich verletzt?" frug die Deutschpokin besorgt.

„O nein — es ist nichts, Fräulein Mincia," antwortete Mengden leichthin — „ein bischen Wasser und Charpie wird Alles wieder in's Geleis bringen, ich danke sehr für Ihre Güte."

Während er das Taschentuch vorsichtig abwickelte, goß jene Wasser in das Becken und eilte dann hinaus, etwas Leinwand zu holen.

Sie kehrte auch bald mit derselben zurück und stand eine Weile und sah zu, wie der Offizier seinen Finger badete.

„Ich habe gar nicht geglaubt, daß dieses kleine Damenspielzeug so gefährlich wäre," sprach Mengden lächelnd und trocknete sich die Hand ab, denn die Blutung ließ allmälig nach.

„Wollen Sie meine barmherzige Samariterin sein?" fuhr er scherzend fort, als er sah, wie das junge Mädchen mit dem Streifen Leinwand in der Hand näher herantrat.

„Mit großem Vergnügen," erwiederte dieselbe zuvorkommend und begann ihn zu verbinden.

Mengden sah ziemlich gleichgültig zu, wie Mincia geschickt und behutsam ihr Amt verrichtete. Auf einmal erweiterten sich aber seine Pupillen, seine Mienen nahmen den Ausdruck heißen Staunens an und seine Augen hafteten wie gebannt an den kleinen Händen, welche ihm den Liebesdienst erwiesen. Diese schlanken Finger, diese rosigen Nägel erweckten eine unbestimmte Erinnerung — sie kamen ihm bekannt vor! „Wäre es möglich?" dachte er unwillkürlich. „Auch die Stimme ist dieselbe — und

Digitized by Google

doch — Ursinn, es kann ja nicht sein!" Eifrig prüften seine scharfen Blicke ihre ganze Gestalt, ihr feines Gesicht mit den regelmäßigen Zügen, ihr Haar, ihren Teint — dann glitten sie herab an ihren Gewändern und blieben wieder an den kleinen Händen haften. „Dummes Zeug — jenes schöne Rathsel kann Alles sein, nur keine Dienerin — eine seltsame Aehnlichkeit, weiter nichts. Da aber fielen seine Blicke zufällig auf einen kleinen schwarzen Leberfleck, welcher sich neben dem linken Ohr des Mädchens befand. Mincia, welche eifrig ihre Verrichtung verrieth war, schaute plötzlich auf — so hatte Mengden's Hand in der ihrigen gezuckt.

„Ich thue Ihnen doch nicht weh, Herr Baron?" frug sie erschrocken.

„Gott bewahre — ich schrak bloß ein wenig zusammen," erwiederte Mengden, sich schnell sammelnd.

Gleich darauf war der Verband beendet.

„Herzlichen Dank, Fräulein," sprach Mengden artig und hielt ihr seine gelinde Hand entgegen.

„O nicht Ursache," erwiederte sie heiter und in ihren Augenwinkeln zuckte es und leuchtete es von Schelmerei.

Mengden hielt ihre Hand länger als gebräuchlich in der seinen, sie wollte sie leicht zurückziehen, aber es ging nicht; sie zog stärker, Mengden hielt fest. Mincia's Gesicht bot seine Blut in die Wangen.

„Ich bitte, lassen Sie mich soet, Herr Baron," sprach sie ernst.

Mengden schien sie nicht zu hören.

Mit einem Male wurde ihm Alles klar. Daher also diese detaillirten Nachrichten, daher alle jene räthselhaften Mittheilungen. — Aber wie konnte diese Dienerin deutsch sein mit jener elegannten, wishigen Rau von gestern Abend, mit jenem schwarzen Domino, mit der Puhin, die er der Patrouille entrissen! Das Alles war zu unglaublich! —

Mincia stand in höchster Unruhe: „Ich bitte Sie, lassen Sie meine Hand los, ich habe Geschäfte," sprach sie fast zornig.

Mengden schaute sie lächelnd an. Er betrachtete noch immer forschend ihr Gesicht — wahrlich sie war schön in ihrem Unmuthe. Wie ihre dunklen Augen blitzen, gar nicht wie die einer Zofe, wie ihre stolze Lippe sich bäumte, ihre Nasenflügel sich blähten — o, es war eine Wonne, sich zu verwandten, diesen Fisch ein wenig an der Angel zappeln zu sehen.

Mincia kämpfte zornig mit dem Fuße und zog die Augenbrauen zusammen: „Sie thun mir weh!" — rief sie heftig, „lassen Sie mich los, kein Kavalier hat das Recht, eine Dame so zu behandeln!"

Vor Mengden's Blicken wußte sie die ihren zu Boden schlagen, es war ein gar so eigenthümliches, halb spöttisches, halb treuherziges Lachen in denselben, als er langsam und mit Nachdruck sagte: „Schlittenrecht!"

„Was soll das heißen?" sprach Mincia erbleichend.

„Schöne Maske — ich kenne Dich! — lenge nicht länger, Deine Blässe verräth Dich nur zu deutlich," raunte er ihr in's Ohr.

Mincia fühlte ihre Kniee wanken.

„Um Gottes willen, was bedeutet das?" sagte sie bebend.

„Sie sollten zur Bühne gehen, Fräulein — Sie sind hier nicht an Ihrem Platze," sprach Mengden mit Ironie, „Sie verstehen sich, wie es scheint, vortrefflich auf alle Rollen!"

Ihn traf ein vorwurfsvoller Blick aus den dunklen, tiefblauen Augen des Mädchens — an ihren Wimpern hingen Thränen!

„Sie thun mir bitteres Unrecht, Herr Baron" — ihre Stimme zitterte.

„Sie leugnen noch?" —

„Nein — ich leugne nicht mehr," sprach sie plötzlich. — „Ich ergebe mich Ihrer Großmuth auf Gnade und Ungnade — verrathen Sie mich nicht, ich war ein thörichtes Mädchen. Ich spielte ein wenig Komödie. Verzeihen Sie mir — Sie glaubten eine Perle zu fischen und fanden nur eine Auster!"

„Aeußern sind etwas sehr belikates — pourvue qu'ils sont frais," sprach Mengden sarkastisierend.

Mincia wurde bleich.

„Nun kennen Sie mich und verkennen mich doch so ganz und gar, Herr Baron," sprach sie vorwurfsvoll. „Spielte ich denn meine Rolle als Dame so schlecht, daß nicht eine kleine Reminiscenz in Ihrem Herzen davon übrig blieb?"

„Seien Sie nicht böse. — Ich bin in der That nicht klüger als zuvor; ich weiß nicht, sind Sie die Zofe und spielen die Dame, oder sind Sie die Dame und spielen nur ein wenig die Zofe —"

„Quien sabe!" sprach Mincia, ihren scherzenden Ton wiederfindend, „bitte, nehmen Sie das Letztere an und lassen Sie mich los."

„Nun gut — so küsse ich denn die kleine Hand der Dame und gebe sie frei — doch unter einer Bedingung."

„Nun!"

„Ein ehrliches Geständniß — Sie reizen mich."

„Topp, Vertrauen um Vertrauen!" Damit entfloh sie ihm schnell wie ein Reh. —

Dies war der Grund zu Mengden's Unruhe und Zerstreutheit bei der Generalprobe.

Als er erst spät am Abende der Gräfin gute Nacht sagte, reichte sie ihm mit einem verbindlichen Lachen die Hand. Als er die seine zurückzog, befand sich ein kleiner Zettel in derselben.

Auf seinem Zimmer angekommen, entfaltete er ihn und las:

„Geh' morgen Mittag um 1 Uhr zur Generalin Banjutoff, Du wirst mich dort treffen. Verbrenne diese Zeilen!" —

Dann hielt er ihn an die Kerze und blieb die Asche in die Luft. Und wie dieselbe zerstob, zerflatterten heute seine Gedanken an die schöne Schreiberin, die ihm so große Huld erwies, und kehrten zu der chamäleonartigen Zofe zurück.

Michael, der Kosak, stieß ihn in seinem Sinnen. „Wie, noch nicht zu Bette?" rief Mengden, ihn erblickend.

Michael schmunzelte, „daß neue Schloß ist fertig," sprach er schlau. „'S ist gut — allons marsch in die Federn!" und Michael ging, ohne daß er erzählen konnte, wie er heute Abend der Mademoiselle Juliette abermals aufgelauert hatte, wie er sie hinter einem Pfeiler stehend in der Dämmerung herausstehlen sah zu der Thür seines Herrn, welche sie vergeblich zu öffnen suchte. Er sagte auch nichts davon, daß er, als sie mit ihrem Bouquet die Treppe wieder hinaufeilte, ihr höhnisch nachgelacht und nachgeseufzen hatte. — Er konnte die Französin nicht leiden. Seit jenem Abend wußte übrigens Mademoiselle Juliette, daß sie abgewiesen war, und Mengden besaß eine Feindin im Schlosse, die nicht zu verachten war, nun so gefährlicher, als es eine heimliche Feindin und ein verletzter Weib war.

(Fortsetzung folgt.)

In der Klosterruine Paulinzelle.

Von

Ferdinand Blüthner.

(Bd. I. 187.)

Eines der schönsten Denkmale altchristlicher Baukunst bietet uns die, leider nur noch als Ruine erhaltene Klosterkirche von Paulinzelle.

Inmitten des thüringer Waldes, ungefähr drei Stunden von dem bekannten, romantisch gelegenen Schloß Schwarzburg entfernt, liegt, von anmuthigen waldigen Bergen eingeschlossen, nur aus wenigen Häusern und einem ansehnbaren Schlößchen bestehend, das Dorf Paulinzelle. Wenige Schritte von demselben entfernt ragen zwischen grünen Bäumen die grauen Sandsteintrümmer der alten Klosterkirche zum blauen Himmel empor. Daneben befindet sich ein altes, noch übrig gebliebenes Klostergebäude, welches jetzt als Försterwohnung dient.

Erhaben und groß stehen die gewaltigen, geblichgrauen Mauerwaffen vor uns da, Zeugen eines vergangenen Lebens und Glanzes inmitten eines neuen Geistes, einer neuen Welt. Düster blicken die alten, verwitterten Mauern zwischen dem sie überwuchernden Moos und Epheu hervor. Dreist, Sträucher und Bäume haben zwischen den Mauerquadern ihre Wurzeln geschlagen und niden träumerisch zu den Besbaner hernieder, der in Gedanken über die Vergänglichkeit irdischer Größe und Glanzes versunken daßteht.

Die Kirche ist im alten Basilikastyl erbaut und mag wohl mit eines der schönsten und edelsten Werke dieser Art gewesen sein. Sie bestand im Mittelschiffe und drei Hauptstheilen, einer geräumigen Vorhalle mit zwei viereckigen Thürmen zu beiden Seiten, dem dreischiffigen Mittel- oder Langbau und dann dem Kreuzbau oder Querschiff, welches dem Ganzen die übliche Kreuzform gibt, mit dem Chor.

Das alte Klostergebäude steht zur rechten Seite der Vorhalle und besteht aus einem an und für sich ganz interessanten Holzbau, wie man solche in Thüringen jetzt noch öfter antrifft, wo der Werkmeister seinen Phantasieen in Bezug auf Formiren der Balken und Einschnitten von Verzierungen in dieselben freien Spielraum gönnte und dadurch gar originelle Gebilde zu Tage brachte. So kommt es denn auch, daß in diesem Gebäude jedes Zimmer seine Form und die Verzierungen der einfassenden hölzernen Fensterumbande verschieden von seinen nebenstehenden ist. Seiner Zeit führte eine Pforte aus diesem Gebäude in die genannte Vorhalle, welche jedoch gegenwärtig vermauert ist. Der vordere Theil der Halle, wo der Haupteingang war, ist gänzlich zerstört. Nur linken Seite befindet sich ein großes Steinbecken, das ehemals als kolossaler Weihkessel figurirt haben soll, jetzt aber mehr die Stelle einer großen Blumenschale vertritt, denn auch seinen Zinnern, wo sich Erdreich gesammelt hat, sprossen saftige Pflanzen und Blumen hervor.

Von dieser Halle aus führt das sehr schöne Portal in das Innere der Kirche. Auf je vier schlanken Säulen, mit schönen, durch mystische Thierfiguren geschmückten Kapitälen, erhebt sich die viereckte, rechtgegliederte Bogenwölbung, unter der sich ein Gemälde in Form eines Halb-

Digitized by Google

kreises, die Andeutung der heiligen drei Könige, befindet. Das Bild ist leider ganz ruinirt und nur allgemeine Umrisse der Figuren, sowie die und da hervorleuchtende Spuren von den jedenfalls stark vergoldet gewesenen Heiligenscheinen zeugen noch von seinem ehemaligen Vorhandensein. Ueber dem Portal bemerken wir sieben kleine Bogenfenster, sowie ein in gleicher Höhe mit diesen zur rechten Seite in der Mauer angebrachtes Pförtchen; durch dasselbe erschienen allsährlich auf einer hier angebrachten Empore die Nonnen und wohnten durch genannte Fenster den kirchlichen Verrichtungen bei, da sie sonst im Schiff der Kirche eine Berührung mit den Mönchen zu fürchten hatten.

Ueber die vor diesen Fenstern befindlichen, sonst wohl mit schönen gewirkten Teppichen belegten Stufen, auf denen der zarte Fuß andächtiger Nonnen ruhte, hat sich jetzt ein dunkel- und grauer Moos, so daß seine farbigen Blumen bestehender Natureppich ausgebreitet, worauf Baumchen, mit ihren Blättern im Winde spielend, durch die Fenster hinunter blicken. Von den Thürmen, welche zu beiden Seiten des Vorbaues sich befanden, ist nur noch der südliche mit einem flachen Dache vorhanden, seine Spitze wurde einstend durch einen Blitzstrahl zerstört.

Wir treten jetzt durch das Portal in das Mittelschiff; der Eindruck, welchen man hier empfängt, ist ein großartiger: je sechs gewaltige Säulen und ein viereckiger Pfeiler, dessen Bogen den Anschluß an das Kreuzschiff bildet, trogen die beiden Seiten des Mittelschiffes und trennen dasselbe von den Seitenschiffen. Die Seiten des Mittelschiffes erreichen eine Höhe von über 50 Fuß, in denen auf jeder derselben, mit den von den Säulen getragenen Bogen korrespondirend, acht hohe Bogenfenster angebracht sind, welche das Licht in das Schiff werfen. Die Seitenschiffe, von denen nur noch das nördliche vorhanden, schließen sich die zu hoher Höhe an das mittlere an. Dieser blicken und auf den Innern desselben noch einige alte, mit Moos überzogene Grabsteine entgegen, welche den darauf eingehauenen, schwer zu erkennenden Bildnissen nach wahrscheinlich von Aebten herrühren.

Zwei gewaltige, hohe Pfeiler, auf denen ein weit geisprengter, jetzt aber eingestürzter Bogen ruhte, bildeten den Abschluß des Mittelbaues und leider jetzt auch den Abschluß der ganzen Kirche, denn der sich hier anschließende Querbau mit dem Chor sind gänzlich verfallen, so daß deren Form und Ausdehnung nur noch durch die hie und do vorhandenen Grundmauerreste erkenntlich sind.

Die Erbauung Paulinzelles fällt in eine Periode, wo Thüringen noch ziemlich rauh und unkultivirt dalag und besonders der Theil, wo diese Klosterstiftung ausgeführt wurde; es war noch die Ende des 11ten und Anfang des zwölften Jahrhunderts.

Die Gründerin Pauline war die Tochter eines thüringischen Grafen Nomens Morikpe, Truchseß bei Kaiser Heinrich dem Vierten. Nach dem Tode ihres Gatten Ubalrich in Merseburg fühlte sie sich von ihrem frommen Gemüthe getrieben, dem Getümmel der Welt zu entsagen und in stiller Zurückgezogenheit ihre Tage zu beschließen. Aus diesem Grunde und zum Seelenheil ihres Gemahls beschloß sie ein Nonnenkloster zu gründen, zu welchem Zweck Pauline sich in dem rauhen und wilden Gebiete des ihr verwandten Grafen Sizzo von Schwarzburg ein Stück Land erbat, und dieses war der Ort, an welchem jetzt die Ruine und das Dörfchen Paulinzelle stehen.

Das Kloster bestand anfangs nur aus einem einfachen Gebäude, dessen Insassen Pauline mit ihren drei Töchtern und einige ihr gefolgte Freundinnen waren. Es währte jedoch nicht lange, daß die Gründerin beschloß, neben dem Nonnenkloster auch ein männliches, ein Benediktinerkloster, zu stiften, um ihren einzigen Sohn Werner dadurch für immer in ihre Nähe zu fesseln.

Im Jahre 1105 waren die Klostergebäude nebst Kirche soweit vollendet, daß Pauline nach Rom reiste, um sich daselbst von Papst Paschalis dem Zweiten die Bestätigung ihres Stiftes zu erwirken. Dasselbe wurde dem mainzer Stuhle zugetheilt und erhielt das Recht, seine Aebte selbst zu wählen und diese die Erlaubniß, sich von Gottes Gnaden zu schreiben. Nachdem Pauline mit ihrer Bestätigung von Rom zurückgekehrt und die Klosterangelegenheiten vollständig zur Aufnahme ihrer Insassen hergerichtet waren, unternahm sie eine zweite Reise nach dem bekannten Kloster Hirschau in Schwaben, woselbst ihr Sohn Werner erzogen worden und ihr Vater Morikpe als Mönch eine Ruhestätte gefunden hatte; von dort wollte sich Pauline die ersten Bewohner, einen Abt und neun Mönche, für ihr Kloster holen. Auf dieser Reise stürzte sie in der Nähe Würzburgs von ihrem Pferde und erlitt eine schwere Verletzung; nach dem nahen Kloster Schwarzach gebracht, starb sie daselbst am 14. März 1107. Ihr Leichnam wurde nach Paulinzelle übergeführt und in der Kirche vor dem Altare in die Gruft gesenkt. Bei einer vorgenommenen Nachgrabung in neuerer Zeit stieß man auf einen steinernen Sarkophag, in welchem man die muthmaßlichen Gebeine Paulinens vorfand. Pauline wurde in Rom unter dem Namen Paulina recluza, d. h. die von der Welt sich abscheidende, heilig gesprochen.

Pauline und Werner hatten dem Stift ihre sämmtlichen Güter vermacht, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß keine weltliche Macht, sondern einzig seine Aebte darüber zu verfügen haben. Diesen folgten mit der Zeit noch andere bedeutende Schenkungen und Vermächtnisse, so daß das Kloster in seinen Besitzungen eine große Ausdehnung gewann. Dasselbe besaß im fünfzehnten Jahrhundert 19 Ortschaften, bezog aus 25 Ortschaften die Zinsen und übte über 22 Kirchen das Patronatsrecht aus. In jeder Beziehung führten die Aebte ein wahrhaft fürstliches Leben und drückten dabei ihre gläubigen Unterthanen bis auf's Blut. Durch den zu ausschweifenden Lebenswandel seiner Insassen verarmte jedoch das Kloster in der letzten Zeit seines Bestehens immer mehr und mehr, und das sonst so leicht zu blendende Volk kam endlich auch zu der Einsicht, daß an einer solchen Stätte der Unpflicht und Trassterei kein Ort zur göttlichen Verehrung sein könne, die Wallfahrten blieben aus und so fiel auch diese reiche Quelle des Einkommens hinweg.

Als der Bauernkrieg über Adel und Klosterwirthschaft seine Geißel schwang, cotteten sich auch die Bewohner des thüringer Waldes zusammen und plünderten die Verwaltsklammern und Keller Paulinzelles gründlich aus, ohne jedoch sonst etwas zu beschädigen.

Der protestantisch gesinnte Graf Heinrich von Schwarzburg hob endlich 1534 das Kloster gänzlich auf und verwandelte die noch übrigen Klostergüter in Staatsgüter.

Paulinzelle hatte während seines fast sünfzehnhundertjährigen Bestehens 26 Aebte, unter denen sich besonders der erste Namens Gahrung als Schreiber und Sänger hervorthat, sowie der dritte vom Erzbischof von Mainz die Erlaubniß erhielt, bei feierlichen Aufzügen die Insul oder Bischofsmütze zu tragen. Im Uebrigen haben sich die Klosterbewohner weder durch Schriften noch durch Lehren und Erziehen des Volkes hervorgethan, sie waren Gegenstand, daß noch keine Gründung entstanden Klagen über Sittenlosigkeit und Ausschweifungen, welche sich fortwährend steigerten, so daß sich endlich 1504 der Erzbischof von Mainz genöthigt sah, eine Untersuchung der dortigen Zustände durch den Abt von Reinhardsbrunn in Thüringen einleiten zu lassen.

Die Mönche standen auf einer so niederen Stufe der Bildung, daß, als dieselben nach der Klosteraufhebung zu Landgeistlichen verwendet werden sollten, die Wenigsten im Stande waren, eine solche Stelle zu versehen.

Die Zahl der Mönche belief sich durchschnittlich auf sechzehn, ebenso die der Nonnen, unter denen öfter Gräfinnen von Schwarzburg, wie überhaupt der thüringer Adel vertreten waren.

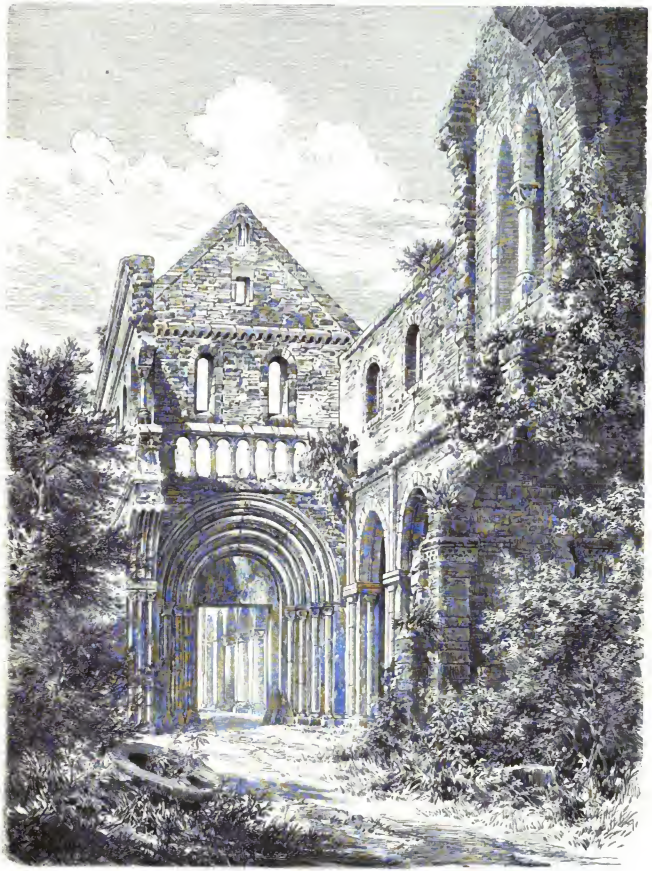
Triumphstraße, Schlachtplatz und Richtstätte in Konstantinopel.

Von

Gustav Rasch.

Ich stand auf dem Atmeidan; meine Blicke schweiften von der Porphyrsäule, welche der griechische Kaiser Konstantin Porphyrogenitus einst mit goldenen Platten überzog, bis zur Sophienkirche, der weltberühmten „Aja Sofia", und die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden und zwei Kaiserreichen zog in meinen Erinnerungen an mir vorüber. „Atmeidan" ist ein türkisches Wort und bedeutet Pferdeplatz. So heißt der Platz seit der Herrschaft der Osmanen am Bosporus. Während der Regierung der griechischen Kaiser hieß er „Hippodrom" — die Rennbahn. Der Hippodrom war der Platz, auf dem die Schaupiele der Rennbahn abgehalten wurden, Schauspiele, welche das Volk vom Joeum und seinen politischen Versammlungen abziehen sollten. Auf dem Forum dominirten die Rednerbühne und die Politik; auf dem Hippodrom die Wagenlenker und das Wettrennen. Wo waren der Wald von Bildsäulen, die Meisterwerk der Bildhauerkunst gewesen, mit denen die griechischen Kaiser einst den Hippodrom geschmückt hatten? Wo die Statuen der griechischen Götter und der römischen und griechischen Imperatoren; wo die berühmten Thierbilder des Alterthums, von denen uns die Schriftsteller der homerigen Zeit erzählen; wo der erymanthische Eber, das Nilpferd und der Elephant, wo die Wölfin des Romulus und Remus, wo Pferden und Rinder, wo der gigantische Herkules, der sie alle überragte und dessen Daumen so dick war, wie ein Baumstamm? Wo die vier berühmten Pferde von Erz, welche am Ende des Hippodrom auf einem Thurm standen? Bevor sie ihren Platz auf diesem Thurm fanden, hatten sie schon einen weiten Weg durch Asien und Europa gemacht. Sie schmückten Tyrus, Athen und Rom. Der Wald von Bildsäulen ist in den Stürmen der dreimaligen Eroberung Konstantinopels zu Grunde gegangen. Was nicht in den Stürmen der Eroberung zerstört wurde, haben die Türken später vernichtet. Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, verdorrt so sagen das Gras. Die

Digitized by Google



Klosterruine Paulinzelle. Nach einer Skizze von Ferd. Dietzsch. (S. 196.)

Digitized by Google

einst in der phönizischen, griechischen und römischen Kulturperiode mit reichen und blühenden Städten bedeckten Küsten Kleinasiens und des nördlichen Afrika liefern in ihre heutigen Lebe und Verlassenheit die traurigsten Beweise dieses Satzes. So ist es auch dem Hippodrom ergangen, als sein Name sich in „Atmeidan" verwandelte. Der Wald von Baldsäulen, der aus den Kunstwerken von sünfzehn Städten in Europa und Asien hieher verpflanzt wurde, ist der Axt des Islam zum Opfer gefallen. Die Riesenstatue des Herkules haben gottlistige Barbaren aus dem Westen Europas zerstört, indem sie seine Kupfermasse in Kupfermünze verwandelten. Die vier berühmten Pferde habe ich in Venedig über dem Eingangsthore der Markuskirche wiedergefunden. Der Hippodrom ist aber auch abwechselnd Schauplatz, Trümmerhaufe, Schutthügel und Einrichtungsstätte gewesen. Auf seiner Rennbahn geriethen während der Regierung des Kaisers Anastasius die Blauen und die Grünen an einander und nach der Schlacht bedeckten dreitausend Leichen den Platz. Während der Regierung Justinian's und während der späteren Regierung seiner Gemahlin, der berüchtigten Kaiserin Theodora, der Tochter eines Bärenwärters, fochten die Blauen und die Grünen wieder einmal hier im Verein mit einander gegen den Kaiser, ein anderes Mal gegen einander, als Theodora sich mit den Blauen verbündet hatte, und wieder bedeckten dreißigtausend Leichen den Platz und halb Konstantinopel ging dabei in Flammen auf. Auch Gelimer, der letzte König der Vandalen, erschien, nachdem Byzanz das Vandalenreich in Afrika zerstört hatte, auf dem Hippodrom als Gefangener im Triumphzuge des Imperatores und brach hier in die Worte Salomon's aus, daß Alles auf Erde eitel sei, während die goldenen Weihgefäße aus dem Tempel Salomon's in Jerusalem hinter ihm hergetragen wurden. Beispiele sehen wir zweimal auf dem Hippodrom, als Aufstörer der Lebwache der Kaiserin Theodora in seinem Gange, und als Zeitlez kurz vor seinem Ende. Zum letzten Male floß auf dem Atmeidan das Blut in Strömen am 16. Juni 1826, als Sultan Mahmud der Zweite sich hier in einem fürchterlichen Gemetzel der Janitscharen entledigte. Die Janitscharen waren die Prätorianer Stambuls geworden. Der Janitscharenaga war mächtiger als der Sultan; es hatte mehrmals Sultane beseitigt und andere eingesetzt. Sultan Mahmud war in der Furcht vor den Janitscharen aufgewachsen. Sultaner, energischer Mann, der vor nichts zurückschreckte, nahm es sich vor, mit den Prätorianern des Osmanenreichs ein Ende zu machen. Er wwede in seinem Entschlusse dadurch bestetigt, als er sich in dem Kriege gegen die Griechen überzeugte, daß die Janitscharen sich im Kampfe mit europäisch eingeübten Truppen nicht messen konnten. Schon Mahmud's Vorgänger Mustapha, Abdul Hamud und Selim — ein europäischer Reformator — hatten den Gedanken gefaßt, sich der Janitscharen zu entledigen; Allen hatte der Muth und die Kraft gefehlt. Sulton Mahmud besaß nicht allein Kühnheit und Energie; er verband mit diesen Eigenschaften auch die Klugheit. Als er sein kühnes Vorhaben in's Werk zu setzen beabsichtigte, beklagte er zuerst einen ihm ganz ergebenen Muselmann mit der höchsten geistlichen Würde; er ernannte ihn zum Mufti. In den „Sofias" — eine Art muselmännischer Studenten — hatte es sich schon frühee ein bewaffnetes Korps gebildet, woeauf es sich verlassen konnte. Der Mufti befahl die Aufstellung der grünen Prophetenfahne — das Zeichen, daß das Vaterland in Gefahr sei. Mohammed soll diese Fahne einst an seine Soldaten gegeben haben. Der Mufti hat sie in Verwahrung und ordnet ihre Aufstellung in gefährlichen Zeiten an. Wenn die grüne Prophetenfahne in Stambul weht, müssen alle Muselmänner zu den Waffen greifen und dem bedrohten Vaterlande zu Hülfe eilen. So griff denn auch die ganze Bevölkerung Stambuls am 16. Juni 1826 zu den Waffen, als die grüne Prophetenfahne von der Kuppel der Moschee Achmedja am Atmeidan wehte. Der Sultan ernannte seinen Schwiegerjohn Hussein zum Oberbefehlshaber aller bewaffneten Korps. Hussein war selbst einmal Janitscharenaga gewesen, hatte dem Sultan Selim dem Dritten beim Umsturz der alten Ordnung der Dinge wesentliche Dienste geleistet, war also der Mann, der seine Absichten kannte und das Kenfseste wagte. Die Janitscharen stellten sich wie ihren Kasernen in Schlachtordnung auf, um den Kampf zu erwarten. Nun führte Hussein seine bewaffneten Massen gegen die Janitscharen, während er zugleich die Kasernen in Brand stecken ließ. Ein sächerliches Gemetzel begann, in welchem schließlich die Janitscharen nach der tapfersten Gegenwehr unterlagen. Seit Jahrhunderten hatte der Atmeidan kein solches Morden gesehen. Dreißigtausend Türken schlachteten sich gegenseitig ab. Achttausend Janitscharen bedeckten den Atmeidan und den Platz vor ihree Kaserne mit ihren Leichnamen. Aber damit war die Menschenschlachterei in Stambul nicht zu Ende. Die Janitscharen, welche nicht in der Schlacht gefallen waren, wurden wie wilde Thiere in den Straßen Stambuls gejagt, niedergeschlagen, ermordet oder dem Henkerbeil überliefert. 18,000 Janitscharen sollen, wie man mir in Konstantinopel sagte, in den Monaten Juni, Juli und August durch den Henker hingerichtet worden sein. Die Leichen wurden des Klees wegen nicht breedigt, sondern in den Bosporus gewoefen. Erst im September wurde die schrecklige, grüne Prophetenfahne wieder dem Mufti überegeben und von ihm nach dem Seeaif zurückgebracht. Mahmud nannte sich seit diesem fürchterlichen Gemetzel „den Sieger" und war unumschränkter Herrscher im weiten Reiche der Osmanen in Europa, Asien und Afrika.

Heute bietet der Atmeidan, auf dem ein Jahrtausend hindurch so fürchterliche Dinge geschehen sind, einen sonderbaren Anblick. Er repräsentirt den ehemaligen Glanz und den jetzigen Verfall des Islam auf demselben Raume. Seine ursprüngliche Gestalt hat er nicht mehr. Er hat in der Breite um ein Bedeutendes verloren, da drei Moscheen, unter ihnen die große der Hauptstadt, die Achmedja-Moschee, auf ihm erbaut sind und die eine Seite einnehmen. Die ursprüngliche Länge mag er noch haben; sie wird durch die Aja Sofia und durch die berühmte Porphyrsäule begrenzt. Jedenfalls steht es einer sehr breiten Straße momentan ähnlicher, als einem Platze. Die Häuser und Gebäude, welche den Rand des Atmeidan gegenüber der Achmedja einfassten, haben die Flammen der letzten Feuersbrunst zum größten Theile verzehrt. Mit der Wiederbauung der Trümmer und dem Wiederaufbau der Gebäude ist Heyder Bey noch nicht weit gekommen. Wäre der energische Chef der Kommune im Stande, auf dieser Seite des Atmeidan eine Reihe von Palästen aufzubauen, so würde der Atmeidan in der Reihe der europäischen Städteplätze allerdings einen sogar hervoreagenden Platz einnehmen. Schwerlich wird ihm dieß gelingen. Jedenfalls erscheint der Atmeidan mit seinen Trümmern und mit seinem wüsten Boden, der mit Gartenanlagen und Rasen bedeckt werden soll, heute noch in einem sehr wüsten Kleide. In imposanter Weise treten dem Beschauer nur die beiden Seiten entgegen, deren Dekorationen die Moscheen bilden. Die Kuppeln und Minarets, die Platanen der Vorhöfe, welche sich über den Rand der hohen langen Umfassungsmauern erheben, der mächtige Bau der Sophienkirche mit ihrer wundervollen Kuppel vereinigen sich zu einem ebenso großaetigen, wie durchweg orientalischen Bilde, dem nicht einmal die Dekoration des Straßlerplatzes an die Seite gestellt werden kann. Von diesen Moscheen wende ich sogleich sprechen und jetzt zuerst des Blickes gedenken, den Derjenige hat, der von der Seite der Sophienkirche her den Platz betritt und nach der Poephyrsäule Konstantin's sich schaut. Ein solcher Blick existirt wohl nirgends weiter auf der Erde. Er umfaßt Jahrtausende und senkt sich bis in die fabelhafte Zeit der egyptischen Phaeaonen. Aber der Blick ist zugleich, so interessant er ist, trauriger und wehmüthiger Natur; denn er breitet sich die fürchterlichen Verwüstungen, welche der Fanatismus und die Verkommenheit des Islam hier angerichtet haben. Von all' den Denkmälern der Kunst, womit die griechischen Kaiser den Hippodrom geschmückt hatten, sind nur noch drei übeig, und von diesen drei ist nur eines unversehrt geblieben, der granitne Obelisk, den die Hand des griechischen Kaiserhen Peoklus während der Regierung des Kaisers Theodosius hire von Aeneon aufgerichtet hat, nachdem ein Orkdoxer ihn der Länge nach in den Stand stürzte. Welcher egyptische König ihn aus dem Granit des afrikanischen Vorgebirges hat herausbauen lassen, darüber geben keine Inschriften keine Kunde, ebensowenig belehren sie uns, wie viele Jahrtausende er von unserer christlichen Zeitrechnung im Lande der Pharaonen aufgerichtet wuede. Vor seiner Aufstellung auf dem Hippodrom hat er Athen geschmückt — das wissen wir —; die Römer haben ihn über das Meer nach Griechenland geführt; die byzantinischen Kaiser haben ihn auf den Hippodrom gestellt. Wahrscheinlich war er ebetwenig höher, als er heute ist. Seine Spitze bildet jetzt einen stumpfen Winkel; wahrscheinlich also ist die ursprüngliche Spitze bei Gelegenheit des durch die Erschütterung des Erdbebens verursachten Sturzes abgebrochen. Dasselbe spricht auch das Bild des Obelisken auf den vier Seiten des Fußgestelles, welche uns in Darstellungen von halberhabener Arbeit von seiner Wiederaufeichtung erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Siebenbürger Bärenführer.

Von

Emil Mario Vacano.

(Mit S. 201.)

Jeder Bärenführer kommt aus Siebenbürgen oder auf Serbien. Jeder wird Dir erzählen, daß er den Bären selbee gefangen habe. Kommst Du nun nach Siebenbürgen oder nach Serbien, so findest Du, daß die siebenbürger Bärenführer sämmtlich aus Serbien und die serbischen sämmtlich auf Siebenbürgen kommen. Ein großartiges Wechselgeschäft scheint in diesem Artikel die beiden Länder zu verbinden, obwohl man nicht begreifen kann, warum nicht jedes Land die eigenen Bären sammt ihren Führern behält. Vielleicht bewahrheitet sich wieder einmal der Spruch: Nemo propheta in patria.

Digitized by Google

Im Mittelalter ſchon kam jeder Bär von ſchwarzen Meere, und dabei verkaufte ſein Eigenthümer Rinde gegen das Fieber und ſchmiedete Keſſel zuſammen. Letztzuge haben ſich dieſe Gewerbe getheilt: der Bärentreiber iſt Keſſelbinder geworden, der Rindenverkäufer Drogiſt und der Keſſelflicker „Deckſchinder“. Alles dies gerichte den einzelnen Unterentwickungen zum Nutzen. Der Bärenführer hat ſich vervollkommnet. Der Maler des beigezogenen Bildes hat Bärenführer getroffen, welche ihn verſicherten, daß der Gebirgsbewohner dem Bären nachſpüre, um ſich ſeiner lebendigen Jungen zu bemächtigen. Der „Bemächtiger“ unterſcheide dann ſeine junge Beute im Tanzen und Kunſtſtückchenmachen und führe ſie von Markt zu Markt.

Dieß Tanzen wird dem armen Bären auf eine traurige Art beigebracht. Man macht, wie der Bärenführer ſelbſt erzählt, ein Eiſenbleh oder einen Ziegel recht heiß, ſtellt den Bären ſo darauf, daß er nicht über das heiße hinaus kann, ein Mann beeilt ſich um ihn mit erhobenem Stock im Kreiſe herum, ein Anderer bläst auf einer langen Hirtenflöte ein Liedchen, der Bär, dem die Fußſohlen brennen, ſpringt von einem Fuß auf den andern, dem Stock mit den Augen folgend, und ſo beeilt er ſich um ſich ſelber. Dieß wird ſo oft wiederholt, bis ſich der Bär ſo daran gewöhnt, daß er, ſobald er die Flöte hört, aus Angſt ſeine Füße hebt und — tanzt.

Dieſer Bärenjäger, welcher ſeinem ſelbſterbeuteten Bären auf ſo grauſame Art das Tanzen beibringt, iſt nun wohl vielleicht in manchen Exemplaren vertreten. Bei weitem die meiſten Bärentreiber aber „bemächtigen“ ſich ihrer kleinen Bären durch einfachen Ankauf und lehren ſie ihre Künſte durch „Nahrungsſorgen“ und durch eine Peitſche, wie man dem Hunde das Wurſtverleichmachen beibringt.

Es gibt in Siebenbürgen Jäger oder vielmehr Bärenausnehmer, deren Geſchäft darin beſteht, junge Bären an heuntzegekommene Induſtrielle ſeines Bezirks zu verkaufen. Dieſen Induſtriellen, denen gewöhnlich früher bereits ein anderer Gewerbszweig mißglückt iſt, derſelben nun das arme, kleine, jammernde, lagenartig ſpielende Thier zu ihrer weiteren Ausbeute, zu welchem ein Bär ſich aufſchwingen kann, indem ſie ihn zuerſt züchtigen und dann mit einem billigen Leckerbiſſen belohnen — gerade wie man kleine Kinder zu tollkühnen Kirchsprüchen erzieht.

Der Bärenführer im Allgemeinen findet an ſeinem Bären nicht nur einen Erwerbszweig, ſondern auch einen Schutz. Der Bär iſt ihm nicht nur ein Gewerbe, ſondern auch eine Waffe. Der Bär an und für ſich trägt dem Herrn ſelten die Koſten ſeines eigenen Fraſes ein. Die Tour um den Markt mit dem Bären an der Kette iſt alſo für gewöhnlich nur die Vorbereitung — es bringt hochſtens einen Nachtimbiß und ein Nachtlager für beide Theile — den Affen, der abſammeln läuft, gar nicht mitgerechnet.

Im Wirthshauſe erſt wird der Bärentreiber eigentlicher Geſchäftmann. Der Bär iſt im Stalle verlorgt, der Bärentreiber, ein braunverſengter, grell und abenteuerlich zugleich bekleideter fremder Menſch mit blauſchwarzen Haaren und einer energiſchen, nur durch ſeine Bewegungen ganz verſtändlichen Sprache, findet ſich bald im Schankſtale ein. Dort wird er zuerſt ob ſeiner abſonderlichen Tracht angegafft von den wenigen anweſenden Spießbürgern. Zu dieſen geſellen ſich wieder Andere, zu den Bürgern geſellen ſich Bauern, um über den ſeltſamen verwilderten Menſchen zu ſprechen. Der „Serbe“ erhebt ſich nach einer Weile, und mit vertraulichen Blicken, verſtändnenden Lächeln und weitſpurigen Schritten nähert er ſich dem Tiſche, wo die Geſellſchaft ſich zuſammengedrängt hat. Er ſetzt um die Erlaubniß, ob er ein Kartenkunſtſtück produzieren dürfe. Zwei Drittheile der Gäſte greifen nach ihrer Taſche, ein Drittheil nach ihrem Hute.

Die ultima ratio des Bärenteibers iſt ſtets ein ſchmutziges Spiel Karten. Dieſen zwei, drei Kartenkünſten wird ſeine eigene Lebensgeſchichte und die des Bären angehangt. Das bringt Bier, ein kleines Nachtmahl und vielleicht einige Silberſtücke.

Der Bär iſt gewohnlich bloß die Entſchuldigung kleiner Taſchenſpieler.

Ehe die Revolution in Frankreich begann, waren ſerbiſche Bärentreiber Bertheiler und Verkäufer der Freiheitsſchnuve, und ein Bärentreiber, der am rechten Orte und zur rechten Stunde ſeine Hymne verſchachtete, hat vielleicht die Baſtille geſtürzt.

Wenn der Bärentreiber ein Agent iſt, ſo iſt er, wie geſagt, Kartenkünſtler. Manchmal hat er einen Burſchen bei ſich, mit welchem er Abends im Wirthshauſe um Geld kleine polniſche Banken hält, bis andere Gäſte zuſchauen und — mithalten.

Iſt er kein Kartenkünſtler, ſo iſt er jedenfalls Rattenzüchtverkäufer, Quackſalber, Fiebermittelhändler oder Haarenläufer. Er führt Pulverpäckchen bei ſich und Haarſalbe, von denen der arme Bär keine Abnung hat.

Die Bärentreiber ſind die Tarifſtes unter den Tagabunden.

Ein Bär rentiert ſich nie als Erwerbszweig, nur als Ausflucht.

Der Bär rettet den Kartenkünſtler vor Verdacht, den Quackſalber vor Verfolgung, den Haarenhändler vor Mißtrauen.

Der Bär flößt nicht nur Reſpect, ſondern auch Vertrauen ein. Er iſt nicht nur ein Entzücken für die Kinder, ſondern auch eine Beruhigung für die Alten.

Der Bär iſt nie Zweck, ſondern immer nur Mittel. Sein Tanz iſt nicht die Vorſtellung ſelbſt, ſondern eine Ouverture. Sein Beſitz iſt Erwerbsmittel, ſondern eine Maske.

Es gibt unter den Bärentreibern eleriſche Kreiſe; aber der Bär iſt bei keinem derſelben eine Aufrichtigkeit, ſondern ſtets eine Heuchelei. Ein Bär beingt nichts ein, aber er iſt unbezahlbar.

Der Bärentreiber ſelber iſt nie, aber doch ſelten, Bärentreiber „von Geburt“ oder „aus Neigung“, ſondern vielmehr aus Reſignation. Der Bärentreiber in Siebenbürgen hat ſtets eine Vergangenheit. Es iſt Eiſenbiedrieter geweſen, Badenſchaber in Hermannſtadt, oder Spekulant in karlsruher Bahnen. Der Bär wird von ihm verachtet und nur geduldet. Er erwählt ſeiner mit trübeliger Miene, wie eines Unrechtes, welches die Natur ihm angethan hätte.

Manchmal iſt der ſiebenbürgiſche Bärentreiber unglücklich genug, von ſeiner der ein Weib zu haben: dann ziehen das Weib, eine Schwaggerin, zwei Kinder und zwei verwandte Burſche mit ihm. Das Weib ſchlagt vielleicht das Tambourin, und ein Vetter hat vielleicht zum Glück ein verdorrtes Bein. Die Gruppe wird dadurch vollſtändiger, aber hungriger. Ein Bärentreiber, welcher zwei Bären und eine Familie hat, iſt entweder verloren oder — geborgen. Entweder ſterben Alle Hunger oder man bildet eine „Truppe“.

Der Mann macht Kartenkunſtſtücke, das Weib ſalbt Lueſtſchwunden und Skropheln, die Schwägerin wohſeagt, der Vetter verkertigt Mauſefallen, und das Kind bettelt. Und der Bär leibt zu dem Allem ſeinen Namen. Sobald dieſe Bande in eine Stadt einzieht, ſerſteut ſie ſich. Jedes Glied geht ſeinem Geſchäfte nach. Erſt beim Ausgange aus der Stadt vereint man ſich wieder, und Jeder zählt ſeinen Gewinn her.

Der Verſierende iſt ſtets der Bär.

*

Ich habe in meinem Leben Gelegenheit gehabt, mit zwei verſchiedenen Bärenexemplaren genau bekannt zu werden und ſie von Stunde zu Stunde zu beobachten. Es waren dieß ein ruſſiſcher und ein walachiſcher Bär. Die große Verſchiedenheit herrſcht zwiſchen dieſen beiden Raſſen. Der Bär aus dem Norden Rußlands war unbeholfen, faul, mürriſch, ſtets düſter geſtimmt. Sein Kopf ſtandenlang gleichmäßig hin und her wiegen wie einen ungeheuren Pendel, das war ſein Vergnügen, das ſchien der Zweck ſeines Lebens zu ſein. Weißbrodſtücke nahm er wie einen ſchuldigen Tribut in Empfang, und ſchien beim Verzehren derſelben den Ocher im Stillen zu inſultiren. Er tonnte ein, zwei Künſte produzieren. Er ließ ſich aber regelmäßig zwei-, dreimal vergeblich dazu auffreden — er wich nur der Gewalt: mit plump und langſam und verdroſſen führte er dieſelben aus.

Der ſiebenbürgiſche Bär dagegen hatte ein ganz anderes Temperament. An Geſtalt und Gliederbau ſeinem Verwandten ähnlich, war doch jede ſeiner Bewegungen von einem ganz verſchiedenen Geiſte erfüllt. Er hielt es nicht lange an derſelben Stelle aus; er mußte promenieren. Er liebte es, im Waſſer herumzuplatſchern wie eine in Thiergeſtalt gebannte Nymphe. Er ſtellte ſich gern auf die Hinterbeine, um ſeine Nase den Beſuchern zum Kuß anzubieten. Er ſpielte todtenatig mit den Weißbroden, ehe er ſie verſchwinden ließ, er neckte ſich gleichſam mit ihnen: das war ſein Dank für den Becher. Manchmal, wenn er Lente ſah, kam es wie ein Künſtler-Entrain über ihn: er erhob ſich von ſeiner und fing zu „arbeiten“ an — oft ganz am unrechten Platze, vor geldvollen Gaſtgingen. Ja, wir beobachteten einmal, daß er des Nachts (vielleicht von einem ſeligen Traume erfüllt!) ſich ſelber etwas vortanzte. Pedanten erklärten dieſen originellen Charakter für verrückt. Aber es war bei ihm angeborener roſiger Humor.

Während der ruſſiſche Bär tanzte, als ſtehe er auf ſeinem Schafotte, tanzte der ſiebenbürgiſche — ehelich.

Und dennoch (ſollte man es glauben?) war der ruſſiſche Tölpel beim Publikum beliebter und angeſehener als ſein Verwandter. Man verachtete den Komiker und des Tragikers willen. Man wollte keinen leichtſinnigen Bären ſehen, ſondern einen fürchterlichen; man wollte nicht lachen, man wollte ſich fürchten. Man wollte nicht ſpielen, man wollte — ſatt möchte ich ſagen geſreſſen werden.

Und das Publikum hatte im Grunde Recht. Was ein Bär iſt, ſoll ein Bär bleiben. Man hat ſonſt ein Recht, ſein Eintrittsgeld zurück zu verlangen!

Und ich kann alſo jedem angehenden Bärentreiber nur anrathen, den Bären von Nordrußland dem Bären Siebenbürgens vorzuziehen. Er iſt theurer, aber er iſt höflicher; er iſt ſolſpieliger, aber er iſt ungeſchickter.

Digitized by Google

Siebenbürger Bärenführer. Originalzeichnung von Vincenz Reiß. (S. 198.)

Digitized by Google

Die Herrin von Orla.

Eines alten Mannes Erzählung.

Von

L. A. Weinlerl.

I.

Wie prachtvoll die Sonne heut untergeht! Eine flammrothe, glänzende Kugel sinkt so langsam herab, mit ihren letzten Strahlen noch Alles erleuchtend und vergoldend. Ein goldener Strahl fällt über mich hinweg und zittert auf den Bildern, die an der Wand mir gegenüber hängen; leicht freilich ist die stolzen, adelsartigen Züge des jungen Soldaten da auf dem ersten Bild, um die volle Glut des Lichtes auf das nächste zu ergießen und das hohe Mädchenantlitz wie mit einer Glorie zu umgeben. Sollte man nicht glauben, solch' strahlende Schönheit, solche frische Lebenskraft könnte nicht gedämpft, nicht gebeugt werden, als höchstens vom Alter nur? Ah, wohl habe ich erlebt, daß die Schönheit lange vorher in Thränen erlosch, die Kraft früh vom Schicksal gebrochen ward.

Wie lange ist es doch her, daß ich nach Orla kam? Mehr Jahre sind seither verflossen, als ich damals zählte, und ich war kein Jüngling mehr, ich war ein Mann, der Vieles und Schweres schon erlebt hatte, aber in meiner Erinnerung gehe ich selten bis dahin zurück, denn mein echtes und rechtes Leben hat begann doch erst hier, und Orla ist mir mehr zur Heimat geworden, als der Ort, wo einst meine Wiege stand.

Es war an einem Abend gleich dem heutigen, als ich das erste Mal in Orla einfuhr. Die rothen Ziegeldächer der acht Thürmchen auf der Umfassungsmauer des Schlosses erschienen in dem Sonnenglanz schier brennend, aber grau und düster stieg trotzdem das Schloß vor mir auf, und auch die vielen Fenster des stattlichen Baues funkelten eher feurig als hell. Es war mir nicht leicht um's Herz, trotz der freundlichen Briefe, die mir der Vetter von Orla geschrieben und in denen er mich einlud, fortan in seinem Hause zu leben als werther Hausgenosse und ihm, dem alternden Verwandten, eine Stütze in mannigfacher Hinsicht. Es war ein armselig Gütchen nur, das Ulcedorf, auf dem ich bis dahin gehaust hatte, aber ich war mein eigener Herr gewesen: wo ich meinen Kopf gebaut hatte, da hatten es mein Vater und Großvater und Urgroßvater vor mir gethan, und als ich, Michael von Ulcern, die Scholle verlassen und Fremden übergeben mußte, die an meiner Statt schalten und walten sollten, das war eine bittere Stunde für mich, und den Nachgeschmack der Bitterkeit spürte ich noch immer zu sehr. Nicht, daß ich es nicht banthar erkannt hätte, welch' Glück es für mich sei, daß Herr von Orla auf Orla, der reichsten Ebelleute einer, in Schlesien nicht nur, sondern im ganzen Reiche, sich meiner, des ihm fast unbekannten letzten Gliedes einer verarmten Familie, ihm eigentlich nur durch meine Mutter verwandt, fürsorglich angenommen habe, just in dem Augenblick, da ich durch Bürgschaft für einen falschen Freund Alles verloren, was ich in dieser Welt mein nennen konnte — aber ich war einsiedlerisch und menschenscheu geworden in den Jahren, die ich allein gelebt; die Kugel, die mir bei Balmy 1792 den Mittelfinger der rechten Hand weggerissen und die andern so greulich verstümmelt hatte, daß ich mich des Stumpfes anfänglich förmlich schämte und roth ward wie ein Mädchen, wenn Jemand darauf blickte, die hatte mich fast zum Menschenfeind gemacht. Daß ich es nicht blieb, daß ich in reifen Jahren gleichsam einen andern Menschen anzog, — das, Elisabeth, war Dein Werk!

Von dem Augenblick an, da Du Deine Hand, Deine weiße feine Hand so ohne Zögern und Widerwillen in meine verstümmelte legtest, von dem Augenblick an war mein Leben Dir geweiht. Es war nicht viel, was ich für Dich thun konnte, ich mußte beiseite stehen und vermochte nicht den Schlag aufzuhalten, der Dich in's Innerste traf, aber ich habe mit Dir gelitten und der Schmerz, den ich trug, war nicht kleiner, als der Deinige!

Als ich Herrn von Orla's Einladung folgte, da wußte ich nichts, als daß er reich und Wittwer sei und das ganze Jahr auf seinem Schlosse in Schlesien lebe. Damen dort zu finden, hatte ich nicht erwartet, und ich erfuhr auch erst nach meiner Ankunft, daß der Vetter die einzige Tochter seiner Schwester, der Gräfin Hillesheim, an Kindesstatt angenommen und bei sich erzogen habe. Der Graf hatte bei Valmy das Leben verloren und seine Gattin ihn nur ein oder zwei Jahre überlebt, also daß Elisabeth früh schon vermaist war. Die Liebe des Oheims und Pflegevaters ersetzte ihr freilich diesen Verlust, und ich glaube nicht, daß ihr jemals das volle Bewußtsein desselben kam.

Sie hatten mich Alle freundlich in Orla empfangen: der Vetter, zu dem ich mich gleich hingezogen fühlte, die alte Dame, Frau von Braunfels, seine Cousine, die bei Fräulein Elisabeth Mutterstelle vertreten hatte; die andern Hausgenossen, der Schloßarzt Doktor Peters, der alte emigrirte Abbé Lachat, Elisabeth's Gesellschaftsfräulein, — aber anfangs fühlte ich mich doch fremd und einsamer fast in dem ungewohnten Kreise, als ich es vorher je gewesen. Der Vetter war ein gelehrter und gereifter Herr, und die Gespräche, die in Orla geführt wurden, nahmen mir fast den Athem, so schwer ward es mir, ihnen zu folgen; was ich in den paar Schuljahren gelernt, es war wenig genug gewesen, war mir seitdem fast ganz aus dem Kopf gekommen. Nicht lange und ich fing an, mich meiner Unwissenheit zu schämen. In Feld und Wald, da vermochte ich mit dem Vetter fertigweg zu sprechen und meine Meinung geltend zu machen, denn da wußte ich Bescheid, und so kein mein Gütchen gewesen, in wirthschaftlichen Fragen stellte ich meinen Mann; aber wenn Herr von Orla von den Zeitfragen zu reden anfing, oder seine Sammlungen besprach, die kostbarere Dinge enthalten sollten, als wie sie der König in seinem Museum in Berlin hatte, dann erschien ich mir wie ein dummer Michel. Ich war die Herbstjagden vorher warm gewesen, der einsame Winter uns im Schlosse hielt, kam ich zu dem Entschluß, mich gleich allen Uebrigen nach etwas umsehen zu müssen, was meinem Geist Nahrung gewähren könnte. Ich ging in den Büchersaal und überlegte, welches der vielen Bücher, die da in den hohen, bis zur Decke reichenden Schränken aufgespeichert lagen, ich wählen sollte. Während ich noch unschlüssig dastand, kam Elisabeth herein.

„Ei, Vetter," sagte sie lachend, „haben Sie auch schon den Weg herein gefunden? Kann ich Ihnen behülflich sein bei der Wahl eines Buches?"

Ich erklärte ihr, wie aber irgend einen Gegenstand recht unterrichtet zu werden, soweit hier in meinen Jahren noch möglich, mein Wunsch sei. Wen sie mir da anrathen würde?

„Thun Sie, wie ich, Vetter," antwortete sie, „und beschäftigen Sie sich mit der Geschichte unseres Vaterlandes. Mein Theil der Bibliothek ist so wohl bestellt wie dieser. Aus alter und neuer Zeit finden Sie hier Alles, was von den deutschen Reichs-Geschichten aufgezeichnet worden. Von viel Schlachten und Siegen werden Sie da lesen!"

„Das sind doch kaum die rechten Bücher für mich," sagte ich. „Aber, Base Elisabeth, mich wundert, daß Sie an Kämpfen und Schlachten Gefallen finden? Sind das nicht zu rauhe Dinge für ein Frauenzimmer?"

„Ganz und gar nicht, Vetter, sofern wir nur davon lesen und nicht versuchen und darein zu mischen. Mitunter haben Frauen dieß wohl auch gethan, aber es geschah doch meist nur, wenn Roth an Mann' war."

So las ich denn eines der Geschichtsbücher nach dem andern, wie Fräulein Elisabeth sie mir empfahl, und fand bald großes Vergnügen daran. Auch die Sammlungen des Vetters gewannen mir nun erst ein rechtes Interesse ab. Ich hatte mich von Anfang an Herrn von Orla als Gehülfe angetragen, wenn er, wie oft geschah, in dem großen Saale, wo die Bilder, Waffen und Kunstwerke aufgestellt waren, räumte und ordnete, weil ich bemerkt hatte, daß er die Sache nicht gern von einem Diener berühren ließ, und jetzt unterließ er nie, wenn er dort zu thun hatte, mich zu rufen, und wir traten uns auch dadurch näher. Ich mußte auch oft an seiner Statt seine Rechte begleiten, wenn sie weitere Ritte unternahm, denn dem alten Herrn wurde das Reiten nachgerade beschwerlich, war er sonst auch gesund und rüstig.

So ging Fräulein Elisabeth mir, wurde sie doch schon in die Verwaltung der großen Güter, welche sie dereinst erben sollte, eingeführt, und sie besaß auch in dieser Richtung Kenntnisse, die mich in Erstaunen setzten. Es wäre eigentlich durchaus nicht nöthig gewesen, daß sie sich so viel umgethan hatte. Die Dinge gingen alle zahraus, zahrein ihren geregelten Gang. Der Oberverwalter war in Diensten Herrn von Orla's grau geworden und ein Mann von Kenntnis und Erfahrung; die andern Beamten und Diener waren verläßliche Leute, die redlich das Ihrige thaten, aber der Vetter sah es gern, wenn Elisabeth rechte Einsicht auch in geringfügigere Angelegenheiten nahm.

„Sie muß dem Besitz, den ich ihr hinterlasse, im Nothfall rechtschaffen vorstehen können," antwortete er, wenn man manchmal die Bemerkung gegen ihn fallen ließ, daß der Eigner eines solchen Vermögens, wäre er selbst ein Mann, nie in den Fall kommen könne, so persönlich einzugreifen.

Elisabeth hatte fünf Brüder und es nahm mich anfänglich Wunder, daß Herr von Orla nicht einen derselben zu seinem Erben gewählt, anstatt des einzigen Mädchens in der Familie. Er selbst sprach nie einmal darüber, und da sagte er, daß er seine Schwester über Alles geliebt, und daß ihre Tochter ihr leibhaftiges Ebenbild. Sie hatte ihm das Kind sterbend empfohlen, und er sein Herz bald so an sie gehängt, daß er beschlossen, ihr alle seine Güter zu hinterlassen; was er auch, da sie seine Lehen, und er nicht durch Familienverträge gebunden war, ganz gut thun konnte.

Von den jungen Herren von Hillesheim kam einer oder der andere, manchmal auch zwei, jeden Frühling und Herbst auf Besuch. Sie waren alle angenehme junge Leute und der Schwester herzlich zugethan, beneideten ihr auch keineswegs die reiche Erbschaft. Der älteste, Graf Fried-

Digitized by Google

reich, war ein recht ritterlicher Herr, und ich hatte ihn am liebsten. Er saß meist auf seinen Gütern in Westphalen, die er, wie sein Oheim sagte, vortrefflich bewirthschaftete. Die drei folgenden Brüder, Leo, Robert und Wilhelm, waren in einem und demselben Regiment Officiere, und der jüngste, Walter, studirte.

So verflossen mehrere Jahre. Ich stand am guten Fuß mit allen Hausgenossen, sah, daß des Vetters Vertrauen in mich immer mehr wuchs, und hatte mir auch das von Fräulein Elisabeth erworben.

Elisabeth ging jetzt in ihr zwanzigstes Jahr und war das ausgebildet liebliche Geschöpf, das man sich nur vorstellen konnte. Ihr Gewohnheit, selbstständig zu handeln, die Beschäftigungen mit Dingen, die sonst ihrem Geschlechte fern liegen, hatten ihr ein gewisses königliches Ansehen gegeben, das sie vortrefflich kleidete, da für dabei keineswegs ihre anmuthige Mädchenhaftigkeit verloren ging. Sie war von hoher, schlanker Gestalt, deren vollkommenes Ebenmaß mit der schönsten Fülle sich paarte. Der Reichthum des dunkelbraunen Haares hob das regelmäßige, feingeschnittene Gesicht, das in der Reinheit der Linien und dem Ausdruck an den Kopf einer Muse erinnerte, der sich in der Sammlung des Vetters befand und zu den kostbarsten Stücken derselben gehörte sollte. Sie trug das Haar nicht à la Titus verschnitten, wie damals die Mode war, sondern in Locken, welche im Nacken aufgenotet waren. Auf Wangen und Lippen lag das Roth der Gesundheit, und die kleine, weiße, feste Hand wollte ein Bildhauer, der eine einzige Wochen als Gast in Orla verlebte, durch-aus abformen, weil ihre Form so tadellos. Das Schönste aber war an doch die Augen, blau und freudevoll, wie ich nie anderer solche gesehen haben. „Himmelaugen" nannte ihre alte Amme dieselben, und es war auch, als wenn man in den Himmel hineinblickt, wenn man sie ansah.

Es war zu dieser Zeit, daß das Bild Elisabeth's gemalt wurde. Ausnahmsweise waren damals alle ihre Brüder im Beginn des neuen Jahres — es war das verhängnißvolle von 1806! — in Orla versammelt. Der Vetter, der die Zeitereignisse mit steigender Besorgniß ansah, hatte einen leicht gefürsten Wunsch Elisabeth's aufgegriffen und ihr dieses gemeinsame Wiedersehen bereitet.

„Wer weiß, was die Zukunft birgt," sagte er zu mir. „Das Kind soll sich der Gegenwart auf alle mögliche Art freuen." Und so verbang er ihr denn auch der Niederschlagsheit, die sich seiner bemächtigt hatte und ihn die düstersten Dinge voraussehen ließ. Er beschäftigte sich eifrig und ringehend mit der Ordnung aller seiner Angelegenheiten und leitete Alles ein, damit Elisabeth mit Anrecht ihres einundzwanzigsten Jahres mündig gesprochen werde. Sie sollte dann auch in den Besitz aller seiner Güter durch eine freie Schenkung kommen. „Besser so, als durch Erbschaft," meinte er. „Es würde ihr dieselbe zwar auch Niemand streitig machen, immerhin ist's aber so am sichersten."

An Bewerbungen fehlte es dem Fräulein von Orla begreiflicherweise nicht, aber der alte Herr hatte bei den ersten Andeutungen hiervon sehr nachdrücklich erklärt, daß seine Nichte bei der Wahl eines Gatten durch Nichts und Niemand beeinflußt werden solle, er also alle von Vätern, Müttern und Basen ausgehenden Anträge im Vorhinein abweise. Es bleibe natürlich Jedem, der sich ihrer würdig fühle, unbenommen, einen Versuch zu wagen, die Neigung des Mädchens zu gewinnen, doch dürfe dasselbe nicht dadurch belästigt werden. Er ward darob arg verketzert; war es doch damals Mode und Regel fast, daß Eltern in den höheren Ständen zumeist nur aus Vermögens- und Standesrücksichten geschlossen wurden. Elisabeth selbst dachte, wenn der Vetter fragte, ob seine kleine Prinzessin nicht über die Wahl eines Mitregenten nachdenke, und schüttelte das Köpfchen. Sie benahm sich auch verzweifelt kühl gegen die jungen Edelleute, welche zur Jagdzeit und auch sonst unter allerlei Vorwänden zu Besuch nach Orla kamen, und sie sagen Alle wieder ab, wie sie gekommen.

II

Graf Friedrich und seine Brüder hatten und nicht lange noch verlassen, als die Flut der Ereignisse hereinbrach. Jhrenbund, Auflösung des heiligen römischen Reiches, Krieg und Niederlage.

Die Nachrichten von den verlorenen Schlachten von Jena und Auerstädt und von dem Einzug der Franzosen in Berlin erhielten wir fast gleichzeitig. Herr von Orla saß sprachlos vom Sessel und man dachte anfänglich, der Schlag habe ihn getroffen; das war nicht der Fall, und er erholte sich wieder unter Elisabeth's Pflege.

In diesen Tagen lernte ich erst recht Elisabeth's Werth erkennen und die Kraft ihres Charakters bewundern. Das Regiment, in dem ihre drei Brüder dienten, war unter denjenigen, welche am meisten gelitten hatten; so viel wußten wir, aber mehr erfuhren wir lange nicht. Todten sie? Waren sie todt, gefangen? Diese Fragen beschäftigten, wie ich wußte, die Seele der Schwester vorwiegend, aber sie verstand ihre Angst in sich und war bemüht, ihren Oheim aufzurichten und zu zerstreuen. Sie tröstete und beruhigte Frau von Braunfels, deren Sohn in Gefangenschaft gerathen war, und die Verlobte derselben, ihr Gesellschaftsfräulein. Sie sprach mir Muth ein, wenn mir die Lage der Dinge so schwer erschien, daß ich schier verzagte. Sie hatte für Jeden ein gutes Wort; eine hoffnungsreiche Auslegung für Alles.

„Baße Elisabeth," sagte ich, „wir machen Sie es, daß Sie zu Ihrem eigenen Kummer noch unser Aller Last tragen helfen!"

Sie blickte mich an — solche Blicke hatte nur sie! — „Das ist's, Vetter Ulcern," sagte sie. „Wenn ich ihr daß Anderer zu tragen suche, fühle ich die meinige weniger."

Endlich kamen Nachrichten von den Brüdern. Als wir den Brief des Grafen Friedrich mit dem großen schwarzen Siegel sahen, wußten wir gleich, daß er schlimme Zeitung enthalte, aber es kam ärger noch, als wir dachten. Leo und Robert waren todt; sehr unglücklich gefallen. Wilhelm lebte zwar noch, aber seine Tage schienen gezählt zu sein. Er lag in Berlin, wohin er sich geschleppt hatte, an seinen Wunden darniederder.

Da Wilhelm den sehnlichsten Wunsch zeigte, nach Orla zu seiner Schwester gebracht zu werden, wurden gleich alle Maßregeln getroffen, dieß möglich zu machen. Ich ging nach Berlin, ihn zu holen, und es gelang mir auch, ihn noch lebend mitzubringen. Die Aerzte, die ich konsultirte, hatten die Achseln gezuckt und gemeint, zu helfen sei nicht, aber der Kranke transportabel, und so möge denn sein frohsichtiger Wunsch, bei seiner Schwester zu sterben, erfüllt werden.

Es war ein friedliches Sterbebett. Der arme Junge hatte sich von Anfang darein ergeben, zu sterben. „Wir drei Brüder," sagte er, „haben immer zusammengehalten, es ist billig, daß ich folge, wo die Andern vorausgegangen. Wir haben Alles getheilt, nun theilen wir auch den Tod."

Er war so ruhig, daß auch wir ruhig wurden, wenn auch nur um seine Ruhe nicht zu stören. Elisabeth wollte er immer um sich haben, er sagte, seine Wunden schmerzten dann weniger. Ihr vertraute er auch seine letzten Aufträge an, seine kleinen Vermächtnisse an seine Freunde. Besonders von Einem sprach er viel und bedauerte, ihn nicht noch sehen zu können.

„Er ist mein bester Freund," sagte er einmal zu Elisabeth, „und ihn hätte ich Dir zum Gatten gewünscht. — Grüße mir den Heibel," waren fast seine letzten Worte, ehe er in Elisabeth's Armen entschlief.

Mit Herrn von Orla ging es auch sichtlich zu Ende. Die Noth und Schmach des Vaterlandes drückte ihm das Herz ab. Matt und matter schlich er umher, und ich glaube, nur Elisabeth's unendlicher Liebe und Sorgfalt war es zu danken, daß er noch in das nächste Jahr hinüberlebte. Der Tod stand an einer Seite, aber Elisabeth an der andern. O, wie kämpfte sie mit ihm! wie flammerte sie sich an dieses theure Leben und wollte es nicht hergeben! Aber endlich blieb der Tod der Stärkere, und ein Jahr, nachdem Wilhelm verschieden, fast am selben Tage wie jener, starb Herr von Orla.

Elisabeth sühlte sich gewaltlos verwinsamt; „Vetter, verlassen Sie mich nicht! Sie sind jetzt mein einziger Freund," bat sie, als wir von der Bestattung des alten Herrn zurückkehrten. Sie verlassen! ich dachte nicht daran. Der Vetter hatte mir ein schönes Vermächtniß hinterlassen, ich konnte damit hinziehen, wo ich wollte, aber ich hatte nun einmal meine Heimat in Orla gefunden, und ein Leben, wie ich es seit sechs Jahre geführt, däuchte mir nun ganz unmöglich. Die sechs Jahre, die ich in Orla gelebt, hatten einen anderen Menschen aus mir gemacht.

Elisabeth hatte sich gern ihrem Schmerz überlassen, — jetzt wo sie weinen und klagen durfte, ohne Herrn von Orla zu betrüben, kehrte auch der so lang unterdrückte Gram um die Brüder mit doppelter Gewalt zurück — aber es war keine Zeit dazu. Kontributionen, Kriegslasten, Lasten aller Art waren hoch, und trotz des großen Vermögens wußten wir oft nicht die Summen aufzubringen. Orla selbst hatte nicht viel gelitten; hatten wir doch nur wenig Lage die Franzosen in der Gegend gehabt — aber die andern Güter, besonders eines, Heilbort, das nah an der Straße nach Breslau lag, waren verwüstet und geplündert. Das Elend aller Art war groß und Elisabeth sann Tag und Nacht, wie sie helfen und erleichtern konnte.

Fräulein von Selten, Elisabeth's Gesellschaftsfräulein, hatte bald nach dem Tode des alten Herrn geheirathet und das Schloß verlassen; Frau von Braunfels gab den Bitten ihres Sohnes nach und folgte dem jungen Paar bald nach dessen Wohnort, und Elisabeth, durch viele Jahre an ihre Gesellschaft gewöhnt, empfand den Verlust derselben und die Oede in Orla recht sehr. Sie machte ihrer Tante, der verwittweten Generalin Wegrich, den Vorschlag, zu ihr nach Orla zu kommen und mit ihr zu leben. Die Generalin nahm an, machte jedoch den Gegenvorschlag, Elisabeth möge vorher noch einige Zeit in ihrem Hause in Berlin zubringen, die Wintermonate etwa — im Frühjahr wollten sie dann zusammen nach Orla zurückkehren, und Elisabeth willigte ein. Ich begleitete sie auch diesmal.

Digitized by Google

Da Elisabeth noch in tiefer Trauer um ihren Oheim ging, lebte sie im Hause der Generalin sehr zurückgezogen und empfing auch nur wenige hervorragende Personen. Ich wohnte in einem nah gelegenen Gasthof, den ich meist schon Morgens verließ, um zu Elisabeth zu gehen, und erst Abends zurückzukehren. So geschah es, daß ich mit den Fremden, die dort Quartier nahmen, fast gar nicht in Berührung trat und auch meinen nächsten Nachbar, dessen Zimmer auf denselben Vorsaal gingen wie die meinen, lange nicht zu Gesicht bekam. Ich wußte nur so viel, es sei ein junger Mann, und stimmerte mich auch nicht weiter um ihn, so daß mir sein Name selbst unbekannt blieb. Er mußte aber den meinen gehört haben, denn eines Abends, als ich nach Hause komme, finde ich ihn meiner wartend, und er stellt sich mir als Wilhelm's Freund, Herr von Heidel, vor. Damals nach Wilhelm's Tode hatte ich ihm, sobald wir nach dem Frieden seinen Aufenthaltsort erforschen konnten, in Elisabeth's Namen geschrieben und Gruß und Vermächtniß ihres Bruders übersandt. Er sprach nun nochmals seinen Dank hierfür aus, und als ich erwähnte, daß Elisabeth in Berlin anwesend, bat er, ihr vorgestellt zu werden. Da ich wußte, daß Elisabeth sich freuen würde, ihn zu sehen, bestimmte ich ihm eine Stunde des nächsten Tages, wo er kommen sollte.

Er kam. Der Eindruck, den seine Erscheinung und sein Wesen auf mich gemacht hatten, war ein höchst angenehmer gewesen, und dieß war auch bei Elisabeth und der Generalin der Fall, so daß seine wiederholten Besuche gern gesehen wurden und er — als Wilhelm's Freund wurde eine Ausnahme für ihn gemacht — sich unserem kleinen Kreis anschließen durfte. Da wir ihn näher kennen lernten, erschien uns Wilhelm's Vorliebe und warme Freundschaft für ihn ganz gerechtfertigt. Er vereinigte Festigkeit des Charakters und Herzensgüte in seltenem Grade in sich, und den Umgang mit ihm mußte man als wohlthuend empfinden. Er brachte auch neues Leben in unsern Kreis. Auch er war Offizier gewesen, hatte aber gleich nach dem Friedensschluß seinen Abschied genommen und lebte auf seinem Gute in der Nähe von Magdeburg.

Warum er eigentlich nach Berlin gekommen, erfuhren wir nicht; er sagte nur obenhin, es betraße eine wichtige Angelegenheit, sprach sich aber nicht näher darüber aus. Indeß kam er bald täglich, und es durfte nicht der Winke der Generalin, um mich über die Bedeutung dieser Besuche aufzuklären.

Daß es für Elisabeth in ihrer Lage wünschenswerth sei, daß sie heirathe und in den Schutz eines Gatten nehme, darüber waren die Generalin und ich einig, und daß Heidel in jeder Hinsicht für sie passe, mußte ich auch zugeben. Er war jung, von guter Familie, von tadellosem Ruf, vermöglich — wenn auch sein Besitz dem Elisabeth's lange nicht gleichkam — und er schien ihr aufrichtige Liebe für sie zu fühlen. Daß auch sie ihm geneigt sei, glaubten wir annehmen zu können. Die Uebereinstimmung in Charakter und Ansichten, wie sie sich bei jeder Gelegenheit kundgab, konnte nicht vollkommener sein, und es war hübsch, zu sehen, wie sie in streitigen Fällen ihre Meinung der seinen unterordnete. Wenn man die jungen Leute beisammen sah, mußte man sagen, es sei ein passendes Paar; Beide waren hoch und schlank gewachsen, in der Gesichtsbildung einander sogar ähnlich, blauäugig und ihr Haar hatte das gleiche Blond. Anfänglich habe ich mich wohl ein wenig gewundert, daß Elisabeth sich so rasch Heidel zugewendet — aber einmal kommt ja jedem Herzen seine Stunde! und kaum wurde sie ihm zu gleich durch ein gemeinsames Gefühl noch gebracht: die Liebe zu Wilhelm.

So standen die Dinge, als Herr von Heidel abreiste — mich plötzlich, er hatte öfter davon gesprochen, daß die Zeit seiner Abreise herannahe — aber ohne daß er seine Werbung, unseres Wissens wenigstens, angebracht hatte. Die Generalin ärgerte sich nicht wenig darüber und auch ich wußte nicht, was davon zu denken. Tag für Tag war Heidel gekommen, und ich hatte das Wachsen und die Entwicklung dieser Neigung mit aufmerksamem Blick verfolgt, soweit sich so etwas erkennen und beobachten läßt. Das gewohnheitsmäßige verliebte Wesen war weder an Elisabeth noch an Heidel zu bemerken gewesen. Der Gegenstand, der in ihren Gesprächen am öftesten wiederkehrte, war der Trud der Fremden, das Unglück des Landes; die Hoffnungen, die man auf Erlösung aus diesem Zustand hegen durfte, und inwiefern der Einzelne dazu beitragen könnte. Der furchtbare Ernst der eisernen Zeit machte sich eben auch in solchem Verhältniß geltend.

Seit so viel Schmerz und Unglück über Elisabeth hereingebrochen, sie so Vieles und Schweres zu tragen gehabt, hatte sie wohl großentheils die kraftlende Heiterkeit eingebüßt, welche durch Anregung ihres Charakters gemessen, sie war ernst geworden; aber es war ein anmuthiger Ernst, und mir erschien sie jetzt noch viel reizender.

Ich hatte mich verpflichtet gefühlt, dem Grafen Friedrich, der denn doch als ältester Bruder von Allem, was vorfiel, meiner Ansicht nach unterrichtet werden sollte, Heidel's Annäherung, die Bedeutung, die ich derselben unterlegte, und die Wendung, welche die Sache genommen zu haben schien, zu melden. Seit meiner Anwesenheit in Orla hatte ich nämlich, nach auf Anregung des Letzteren, mit der linken Hand, wenn auch mühsam, schreiben gelernt. Die Antwort des Grafen Friedrich war so, daß ich fast der Meinung war, ich hätte mich unklar ausgedrückt. Er schrieb, dieser Schwager wäre ihm allerdings vor vielen Andern lieb gewesen, übrigens sei Elisabeth Herrin ihrer Handlungen. Er wußte also glauben, daß in ihr das Hinderniß dieser Verbindung zu suchen sei. Und das konnte ich nun nicht glauben! Die Generalin versuchte es, Elisabeth zu irgend einer Aeußerung zu bewegen, aber sie glitt immer leicht darüber hinweg.

Das Frühjahr kam, aber Elisabeth zeigte keine Neigung, Berlin zu verlassen. Im Gegentheil, wenn über die Zeit, wo wir nach Orla gehen sollten, befragt, entwortete sie geradezu, sie wünsche noch in Berlin zu bleiben. Selbst Quitzow, was ihre Gegenwart dort gefordert hätte, zu berühren, wurde ihr Entschluß. Von Heidel hatten wir seit seiner Abreise nichts gehört, aber unwillkürlich mußte ich dieß Zögern Elisabeth's mit ihm in Zusammenhang bringen. Erwartete sie seine Ankunft? Nachricht von ihm? Es mußte also doch eine Verständigung stattgefunden haben.

Vom ersten Augenblick an, als Elisabeth so ohne Scheu meine verstümmelte Hand berührt, hatte ich das Kind in mein Herz geschlossen, und von Jahr zu Jahr war meine Anhänglichkeit gewachsen. Sie mußte es wissen und fühlte es auch, daß sie keinen treueren Freund besaß, keinen, der williger war, sich für sie aufzuopfern, keinen, der mehr um ihr Wohl und Weh sorgte. Daß sie mir nun in einer sie so nah angehenden Sache kein Vertrauen geschenkt — das that mir unbeschreiblich weh, und ich hatte Mühe, die bittern Gefühle, die dieß in mir hervorrief, zu bekämpfen und zu verbergen.

Etwas Besonderes in Elisabeth's Benehmen und Stimmung konnte ich nicht bemerken, so aufmerksam ich sie auch beobachtete. Manchmal hatten ihre Augen einen träumerischen Blick, den ich seither nicht an ihr gekannt — das war aber auch Alles.

Außer Fassung sah ich sie nur einmal damals, und es war auch überhaupt das erste Mal. Die Generalin wohnte unweit des halleschen Thores in einer Straße, welche als Hauptpassage dahin galt; Nachmittags pflegte ich dort gern am Fenster des Wohnzimmers zu sitzen. Eines Tages — es geschah sonst nur selten — leistete mir Elisabeth dabei Gesellschaft. Es machte gegen vier Uhr sein, als wir der Schill'schen Husaren, ihren Führer an der Spitze, um die Ecke der Straße bedeutenden sahen; sie waren in voller Feldausrüstung.

„Wahrscheinlich ein Uebungsmarsch, den der Major vorhat," sagte ich, das Fenster öffnend, um besser hinausblicken zu können. Elisabeth that ich, wir waren Beide mit Schill bekannt geworden, und als dieser unter dem Fenster angelangt war, blickte er heraus, hielt sein Pferd einen Augenblick an und grüßte, erst Elisabeth und dann mich. Als ich später von seinem Tode hörte, erinnerte ich mich, daß es vermuthlich die letzten Grüße gewesen, die er in Berlin gewechselt hatte.

Des andern Tages, wir saßen noch beim Frühstück, brachte einer der Diener abgemüdet die Kunde, die sich eben zu verbreiten anfing, daß Schill nicht, wie man geglaubt, einen längern Uebungsmarsch bei seinem Anzug beabsichtigt hatte, sondern wie der Mann sich ausdrückte, „geradenwegs auf die Franzosen losmarschire!" Die Generalin und ich schrieen vor Erstaunen auf, und als ich mich zu Elisabeth wandte, sah ich, daß sie noch viel tiefer bewegt war als wir und vergeblich nach Worten, mir zu antworten, rang. Endlich legte sie den Kopf auf den Tisch und brach in so heiße und leidenschaftliche Thränen aus, wie ich sie solche selbst nach dem Tode ihres Oheims nicht vergießen gesehen, und es dauerte lange, ehe sie sich zu beruhigen vermochte. —

Eines Morgens, als ich zufällig etwas später als gewöhnlich zu Elisabeth ging, begegnete ich einem nach mir gelandten Diener auf der Treppe.

„Das gnädige Fräulein wünsche augenblicklich mit mir zu sprechen," bestellte er und fügte hinzu, es müsse eine schlimme Nachricht gekommen sein, das Fräulein wie die Generalin sähen schneeblech aus.

Beim Eintreten sah ich mein Auch gleich, daß Elisabeth böse Zeitung erhalten.

„Hier, Vetter, lesen Sie," sagte sie, mir ein Zeitungsblatt reichend. Es war ein ausführlicher Bericht über die Begebenheiten im Königreich Westphalen, den Schill'schen Zug u. s. w. Am Ende waren die Namen Derjenigen genannt, welche in die Hände der Franzosen gefallen, und der Bericht schloß mit den Worten, daß es gelungen sei, in der Person des ehemaligen preußischen Offiziers von Heidel eines der hervorragendsten Mitglieder des Komplotts, einen genauen Freund des Obersten Dörnberg, festzunehmen. Unter Denen, welchen es gelungen, sich durch die Flucht der Verhaftung zu entziehen, wurde auch Graf Friedrich von Hillesheim angeführt.

Nun hatte ich alle diese Wochen her gehangt, ähnliche Kunde zu erhalten — wie ich Graf Friedrich und auch Heidel kannte, hatte ich an

Digitized by Google

einer Betheiligung ihrerseits an der verfluchten Erhebung kaum gezweifelt, aber wenn auch nicht ungeahnt, überraschend und erschreckend wirkte es doch auf mich. Ich starrte das unglückselige Blatt an. „Gottlob, daß Graf Friedrich gefangen, hoffentlich ist er in Sicherheit," sagte ich.

„In einer Anmerkung weiter unten steht, daß er die Küste erreicht hat," erwiderte Elisabeth, „er ist gerettet, aber Heideck" — sie stockte einen Augenblick tief; „Heideck ist in der größten Gefahr und Heideck ist mit mir verlobt. Seien Sie mir nicht böse, Vetter," fuhr sie dringend fort, „daß ich es Ihnen vorheimlicht, der Sie doch auf mein volles Vertrauen Anspruch machen dürfen. Ich konnte nicht reden! Und wie gern hätte ich es doch gethan! Ich bemerkte ganz wohl, daß Sie und die Tante gekränkt und ungnädig mit mir waren, und die quälende Erwartung, in der ich seither lebte, wurde mir dadurch noch geschärft."

Ich hatte mich indessen gefaßt. „Elisabeth," sagte ich, „Sie sind vollkommen Herrin Ihrer Handlungen, daß sagte auch Ihr Bruder, ich habe mir nicht angemaßt —"

Sie ließ mich nicht ausreden. „Nicht diesen Ton, Vetter," rief sie, „jetzt, wo ich Ihrer Liebe und Theilnahme mehr als je bedürftig bin. Die Tante stürnt mir nicht und auch Sie werden begreifen, daß mein Schweigen Nothwendigkeit war, wenn Sie Alles erfahren." Sie erzählte nun, daß Heideck, als er ihr seine Gefühle eröffnete — er hatte nur einmal darüber gesprochen, das erste und letzte Mal, kurz vor seiner Abreise —, gesagt, er könne jetzt nicht mehr sie werben, da seiner gelobt drohenden Zukunft entgegengehe und Niemand an sein Schicksal knüpfen wolle —

„Da hätte er ganz schweigen sollen," unterbrach sie die Generalin bittee.

„Das sagte er, aber es ging über seine Kräfte. Er fragte mich, ob er wiederkommen dürfe nach der Entscheidung? Ich sagte ihm, daß, komme was da wolle, ich mich von diesem Augenblicke als seine Braut betrachte und er zu jeder Zeit unsere Verlobung erklären könne. Er reiste ab und ich habe bis heute nichts von ihm erfahren."

„Wußten Sie, Elisabeth, also um seine Verbindung mit Dörnbeeg und Schill?" fragte ich, mich ihrer Bewegung bei der Nachricht vom Ausgang Schill's erinnernd.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich wußte, daß etwas zur Befreiung Deutschlands vorbereitet wurde — mehr sagte er nicht; auch über den Zeitpunkt nichts, und so saß ich denn hier, wo Nachrichten mich doch früher erreichen konnten, und harrte und harrte, bis die Last meines Geheimnisses mich manchmal schier erdrückte. — Aber nun gilt es zu handeln — ich muß fort, so schnell als möglich. Besorgen Sie Päße für uns, Vetter. Ich darf wohl annehmen, daß Sie mich begleiten werden?"

„Gewiß, Elisabeth, wohin Sie immer gehen."

„Wohin soll' ich gehen, als zu Heideck? Als seine verlobte Braut ist es mein Recht, meine Pflicht, Alles zu versuchen, was ihn retten könnte. Wir haben am Hof zu Kassel einige Verwandte, deren Verwendung für Heideck von Nutzen sein könnte. Vielleicht kann das Aergste abgewendet werden."

„Elisabeth, Du glaubst doch nicht, daß Heideck's Leben in Gefahr ist?" rief Frau von Wegelieb.

„Ja, Tante ich glaube es; mißliebig mag er schon lange gewesen sein, ebenso wie Friedrich. Gott sei Dank, daß ich sie diesen wenigstens nicht zu sorgen habe!" —

Den drittfolgenden Tag reisten wir ab. Frau von Wegelieb und Elisabeth waren bei allen Freunden des Generals und Herrn von Orla's umhergefahren und hatten von diesen und durch sie Empfehlungsschreiben nach Kassel, an mehrere französische Generale und hohe Beamte erhalten. Auch war ihnen von Einigen kräftige Verwendung für Heideck versprochen worden. Ich veranlaßte das Nöthige wegen der Päße und des schnellen Herbeischaffung einer starken Summe Geldes. Man hatte Elisabeth zu verstehen gegeben, daß Geld zu Kassel viel vermöge, und sie war entschlossen, diesen Wink zu benützen und es nicht zu schonen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Wie war die schöne Sommernacht
So dunkel, mild und warm —
Wie schwiegst Du so still und sacht,
Gelehnt auf meinen Arm!

Es klang aus weiter Ferne kaum
Musik mit leisem Schall,
Im blütenduft'gen Gartenraum
Sang eine Nachtigall.

Ein holdes, schweigendes Verstehn
War zwischen mir und Dir —
Ein selig Beieinandergehn —
Und glücklich waren wir.

Die schöne Zeit — sie liegt so weit ...
Verwebt wie ein Schatten.
Sie liegt, so weit — die schöne Zeit,
Verfunken wie ein Traum.

Wie schreitest Du so still und sacht,
Gelehnt auf meinen Arm ...
Wie war die schöne Sommernacht
So dunkel, mild und warm!

Heinrich Seidel.

Ernstes und Heiteres.

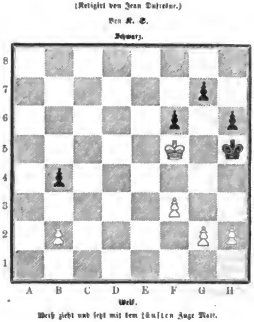
Das Wort Streike. Für die Arbeitseinstellungen, eine aus Amerika und England importirte Sitte, wird das aus dem Englischen stammende Wort streike — Arbeitseinstellung in Masse angewendet. Nicht allein die Arbeiter, sondern auch die Mehrzahl der Leute aus der sogenannten besseren Klasse sprechen das Wort streike gerade so aus, wie es geschrieben wird, und nicht so (Straik), wie es seiner Abstammung gemäß ausgesprochen werden muß. Auf diese Art hört man jetzt fast hundertmal des Tags vom Streik, von den Streikern u. s. w. reden, während es doch eigentlich vom Streif (Strike), von den Streikern (Strikern) heißen muß. Viele falsche Aussprachsweise gibt zu allerlei schlechten Witzen Veranlassung, die durch eine richtige Aussprache vermieden werden würden.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **K. S.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 187:

Weiß.	Schwarz.
1) T. B 3 — D 3 ?	1) K. D 7 — E 8 a. Besten oder A und B
2) S. G 4 nimmt F 6 ? . .	2) K. E 8 — E 7.
3) T. D 5 — D 8 ?	3) K. E 7 nimmt D 8.
4) S. D 4 nimmt C 6 und gibt Matt.	
A.	
1)	1) K. D 7 — E 7.
2) S. D 4 nimmt C 6 ? . .	2) K. E 7 — E 8.
3) S. B 5 nimmt F 6 und gibt Matt.	
B.	
1)	1) F. G nimmt D 5.
2) S. B 5 nimmt F 6 ? . .	2) K. D 7 — D 6.
3) T. E 2 — E 6 gibt Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 18. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **van Dewall.**

(Fortsetzung.)

Siebenzehntes Capitel.

Das Fest zu Ehren der Großfürstin im Palais des Grafen P. war glänzend ausgefallen. Die Faktenzeit hatte begonnen in der strengen Weise, wie sie der griechisch-katholische Ritus vorschreibt. Alle Lustbarkeiten waren zu Ende — und wohlweislich, die Zeit war wenig genug zu solchen angethan. — Da draußen in allen Theilen des Königreiches floß das Blut in Strömen, fast tägliche Gefechte fielen vor, mit einer Hartnäckigkeit und Grausamkeit geführt, wie sie eben nur ein Raffenkrieg in seinem Gefolge zu haben pflegt.

Mieroslawski hatte wie erwähnt nur einen schwachen Anhang gefunden, als er die preußische Grenze überschreitend in Polen erschien. Bei Krzywosanz von den Russen geschlagen, war er über dieselbe wieder zurückgejagt worden, dieser blutrothe Stern fiel und erlosch schnell wie eine ungefährliche Sternschnuppe.

An der galizischen Grenze kommandirte als unumschränkter Diktator Langiewicz und suchte die zerstreuten Insurgentenhaufen zu sammeln. Abenteurer aller Nationen, namentlich viele Franzosen, fochten unter seinem Kommando, und Henriette Poskowotoff, eine jener glühenden polnischen Frauenseelen, theilte als getreuer Adjutant des Generals mit diesem Gefahren und Entbehrungen. Anfangs in einzelnen Gefechten Sieger, erlag Langiewicz später aus Mangel an Artillerie und weil er sich selbst konzentrirend die russische Uebermacht bewog, ein Gleiches zu thun. Seinen Fehler einsehend, theilte er zwar seine Macht auf's Neue und begann von Neuem den kleinen Guerillakrieg, aber schon war es zu spät, — von den Russen überfallen, wurde er am 17. und 18. geschlagen und am 19. März über die österreichische Grenze gedrängt. Er verschwand vom Kriegsschauplatz nach kurzer Wirksamkeit, verfolgt von dem bitteren Tadel Mieroslawski's und seiner Anhänger. Mit dem Siege über Langiewicz war aber nur der erste Akt des großen Dramas beendet, der kleine Krieg währte überall mit unerhörter Hartnäckigkeit fort, für jeden Kopf, den man der Schlange abschnitt, wuchsen schnell zehn andere aus dem blutenden Leibe hervor. Die Feuerwürfnisse unter den Parteien wuchsen mit dem Allgemeinwerden der Bewegung zum Nachtheil Polens, die Russen zogen immer neue Truppen in's Land, und ohne eine Intervention seitens Frankreichs oder Englands konnte man schon damals die Sache Polens als hoffnungslos ansehen — alle die Ströme edlen Blutes flossen vergeblich. Auch auf die Stimmung in Waschau warfen diese Ereignisse ihre unheimlichen Reflexe. —

Je weniger die Bevölkerung hier durch offene Gewalt etwas ausrichten konnte, um so mehr wirkte das Gift im Stillen. Hinterlistige Mordanfälle waren an der Tagesordnung und unterbrachen den passiven Widerstand, welcher sich sonst nur in zähneknirschenden, aber unschädlichen Demonstrationen sichtbar machte.

Die russischen Damen zupften Charpie und nähten Bandagen für die

Gustav von Bernek (Brend von Gusek). Originalzeichnung von Rt. Neumann. (S. 207.)

Digitized by Google

verwundeten Soldaten, die Polonnen gingen in Trauer und legten ihr letztes Scherflein auf den Altar des Vaterlandes nieder.

Die Gräfin P., eine der Vorsteherinnen eines Vereins zur Pflege der Verwundeten, ging häufig, fast täglich in das Haus der Generalin Banjutoff, die ebenfalls zum Komite gehörte — darin konnte Niemand etwas finden, auch darin nicht, daß Mengden dort häufig verkehrte, denn auch er gehörte zum Komite.

Die Stille in der Stadt war erdrückend, sie wurde nur unterbrochen von Wagen mit verwundeten Soldaten, Verhaftungen und Erschießungen.

Während der Hof fleißig in die Kirche ging und die Gräfin P. ihre schönen Hände mit Juwelen von Chopin beschäftigte, entschädigte sich Prinz Wittgenstein durch kleine pikante Herrenbineos in seiner eleganten Junggesellenwohnung für den äußeren Zwang.

Der alte Epikuräer versammelte da beinahe täglich einige Bevorzugte zu einem ausgesuchten zwanglosen Mahle, deren Tritte auf den dicken Teppichen verstummten und deren lustiges Lachen die schweren Vorhänge für die Außenwelt begruben.

An einem regnerischen Mittage fliegen Mengden und Prinz Mussa, in dicke graue Mäntel gehüllt, die breiten Treppen des guthurchwärmten Vorsaales hinauf, um „einen Teller Suppe" beim Prinzen zu essen.

Ein schneidender, vielzugroßer Lakai empfing sie, nahm ihnen ihre Umhüllungen ab und schickte sie in das Empfangszimmer. In dem halbdunkeln, mit prachtigen Möbeln verzierten Gemach fanden sie außer dem Wirth des Hauses nur noch zwei Personen, einen kleinen dicken Husarenoffizier und einen preußischen Major vom Generalstabe mit einem offenen, gescheidten Gesicht.

Zwischen der Zahl der Musen und Grazien — das war auch des Prinzen Grundsatz.

„Ah — charmant, daß Sie kommen, meine Herren" — trat dieser ihnen entgegen und reichte ihnen beide Hände, „militärische Pünktlichkeit — es geht nichts darüber, namentlich bei einer guten Mahlzeit. — Ich hoffe, die Herren bringen einen echten Falstenhunger mit — ich habe einen prachtvollen Lachs direkt aus Biberich bekommen von dem alten Minister Steiner Excellenz von Nassau und eine Schachtel voll Beefsteaken von meinem Gütern in Kurland."

Der Bediente meldete, daß aufgetragen sei, und man begab sich in den Speisesaal, einen kleinen ovalen Salon mit Oberlicht und prachtvollen Fresken an den Wänden.

Der Koster und die Küche des Prinzen waren berühmt, aber die Hauptmahlzeit seiner Mahlzeiten war die dabei herrschende Ungezwungenheit und der liebenswürdige Humor des Wirthes.

„Als ich noch Kadet war, speiste ich Sonntags regelmäßig bei einem alten Oheim," sprach der Prinz. „Setz' Dich mir gegenüber, mein Sohn," sagte er jedesmal, wenn es zu Tische ging — „es ist eine Freude, Dich essen zu sehen. Du bist appetitverzeihn — ich sitze Sie, Oelzen (so hieß der Husarenoffizier), thun Sie mir den Gefallen und setzen Sie sich mir heute vis-à-vis."

Unter schallendem Gelächter nahm man Platz.

Als dann das Mahl zu Ende war und die Flasche kreiste und die Havanna ihren bläulichen Rauch zur Decke hinauf sandte, zogte eine Geschichte, ein Witz den andern.

„Was meinen Sie, Durchlaucht," frug der Major — „welches Alter ist das geeignetste für den höchsten Lebensgenuß?"

„Pro primo, sagen Sie mir gefälligst, welches ist der höchste Lebensgenuß überhaupt, won brave prussien?"

„Meinen Sie etwa den Ehrgeiz?" sprach er, mit dem Finger neckisch drohend — „das ist ein Geizhals, welcher ewig einsichert, ohne zu genießen und nie genug bekommt, flößen ihm auch die Millionen nur so zu."

„Nix von die Ehrgeiz!" rief Prinz Mussa.

„Wein, Weib und Gesang nennt der Dichter und als schönste Gaben dieser Erde" — sprach Oelzen — „wie ist's mit dem Wein?" —

„O die Zunge, sie ist der Trost des Alters," sprach Wittgenstein mit einem dankbaren Blick nach oben — „wenn alle anderen Sinne des Menschen schlafen gehen, dann erwacht sie, dann wird sie unser einziger Trost — es gibt keine Feinschmecker unter sechzig Jahren, behaupte ich."

„Gut," sprach Mussa, „wenn wir sein alt, schmecken gut der Wein und die Trüffeln — wann aber am besten schmeckt der Kuß von kleinigel Mundchen?"

„Beginnen Sie doch mit Ihren eigenen Erfahrungen, Prinz," forderte ihn Mengden heraus.

„Ei, ei, Mengden — das ist die erste Sylbe, welche Sie heute sprechen," neckte der Major, „dieses Thema gibt Ihnen Worte wie es scheint; ich traue Ihnen gerade ein recht kompetentes Urtheil in diesem Fache zu — möchten Sie nicht die Güte haben, unsere Erfahrungen ein wenig zu berichtigen?"

„Keine Abschweifungen, meine Herren!" wehrte sich Mengden. „Es handelt sich darum, zu bestimmen, welches Alter für die Liebe am meisten geschaffen ist — da bin ich nicht kompetent, ich zähle erst sechsundzwanzig Sommer." —

„Ich auch nicht, ich auch nicht!" riefen die Andern zugleich — „was urtheilen Sie, Durchlaucht!"

„Hm" — erwiderte Jener etwas zögernd — „ich bin leider der Aelteste unter Ihnen, meine Herren. Ich habe alle Lebensstädien durchschritten. — Die Jugend ist ein Verschwender, der blühende Apfelbaum läßt seine Blüten freigebig den Winden, die sie überallhin wehen — die letzten Aepfel aber werden am theuersten bezahlt, man wägt sie mit schweren Golde auf."

Es trat eine kleine Pause ein — dann erhob sich ein hartnäckiger Streit wider den Prinzen Aufsprach, denn jeder der Herren behauptete eben selbst in dem Alter zu sein, wo man am besten zu lieben verstände.

„Sie beweisen hartstens, daß ich Recht habe, meine Herren," sprach der Prinz zuletzt. „Mengden's Schweigen ist zu beredt — er und Oelzen sind etwa von gleichem Alter und geben diesem die Arme — Prinz Mussa zählt dreißig und erkennt seinen Jahren den Preis, ebenso macht es der Major mit sechsundbreißig Lenzen; wenn Sie so alt sein werden, wie ich, wenn Sie vom Thurme herab schauen werden, nicht an demselben hinauf, dann werden Sie sich meiner Worte erinnern und ihnen beipflichten — jetzt können Sie es allerdings noch nicht."

Das Gespräch lief dann in andere Bahnen — man sprach von den jüngsten Ereignissen, von den wichtigsten Persönlichkeiten. Mussa spöttelte über Langiewicz' weiblichen Generalstab, Wittgenstein nannte Wielopolski le Machiavelliste de la décadence, man sprach über den neugestalteten Frauenverein und erwähnte auch der häufigen Besuche der Gräfin P. bei der Generalin Banjutoff. Mengden sitzt dabei Blut in die Wangen — Wittgenstein, der scharfe Menschenkenner, sah es und dachte sein Theil. — Er that aber später, was er selten that, er ertheilte ihm einen Rath.

Im Billardzimmer zog er Mengden in ein Fauteuil neben dem Kaminfeuer und wandte ihn ernstlich vor der Cheminée.

„Hören Sie sich vor diesem Weibe, Baron — wahrlich, Sie sind zu gut für sie. Sie sie kennen diese Russinnen nicht. Sie lieben nicht, sie fodern, das asiatische oder orientalische Blut in ihnen kennt nur den raffinirtesten Egoismus. Sie leiden es mit ihren Liebhabern wie der Uhu mit der Krähe, sie preßen sie an ihr Herz, bloß um ihnen das Blut auszusaugen und sie dann fallen zu lassen. — Noch einmal — hüten Sie sich — Sie kennen diese Petersburgerinnen nicht so, wie ich! Gehen Sie der Gräfin aus dem Wege, so lange es noch Zeit ist — sie hat alle bösen Instinkte einer verdorbenen Mutter, sie ist kaltherzig, teeuloß, eitel und sinnlich wie jene — ihre Schönheit ist die einer glänzenden Schlange, glauben Sie mir, sie hat Gift. Glauben Sie mir auch, lieber Mengden, daß ich Ihnen herzlich wohl will — sprechen Sie kein Wort des Dankes, aber folgen Sie meinem Rathe und nun lassen Sie uns à la poule spielen." —

Mengden befand sich in einer eigentümlich peinlichen Lage. Wiederholt hatte man ihn gewarnt und diese Warnungen fanden ein nur zu lautes Echo in seiner Seele, aber ohne daß er es vermocht hätte, denselben zu folgen.

Es war eine entschiedene Charakterschwäche des schönen Adjutanten, mit sehenden Augen zu träumen, den Abgrund sich zu verhehlen, welchen man ihm zeigte, und an seinem Rande weiter zu tändeln.

War er allein in seinem Zimmer, dann machte er sich die bittersten Vorwürfe — aber ein Blick der Gräfin vermochte ihn schnell zu ihren Füßen zu bannen.

So ging auch heute Mengden gedrückt und mißgestimmt nach Haus, aber der Abend fand ihn wieder bei der Generalin Banjutoff in den Armen der Geliebten.

Während Mengden beim Prinzen speiste, saß Mademoiselle Juliette in ihrem eleganteften Anzuge in einer Droschke und fuhr nach der Krakauer Vorstadt, wo Oberstlieutenant von Morosekoff wohnte. Der erste Adjutant war nicht wenig erstaunt, als die Zofe sich bei ihm anmelden ließ. Er war ein verheiratheter Mann und vermuthete anfänglich, sie wollte zu seiner Gemahlin, um vielleicht wegen Aufertigung eines Kleides mit Jener Rücksprache zu nehmen, aber Mademoiselle Juliette bat um ein wichtiges Privatgespräch mit dem Oberstlieutenant selbst.

„Wenn kann ich Ihnen dienen? — Bitte, nehmen Sie einen Stuhl, Mademoiselle," sprach der glatte Russe, als die Zofe hereinrauschte.

Juliette schlug züchtig die Augen nieder und begann nach Worten zu suchen. „Ach, Monsieur le Colonel — ich hatte schon längst die Absicht, mich Ihnen in einer gewissen Sache mitzutheilen, indessen — —"

„O sprechen Sie ganz ungenirt — so lesen Sie sich doch —"

„Dieselbe ist allerdings von der größten Wichtigkeit," fuhr Mademoiselle Juliette schon gelassiger fort und schaute auf mit ihren großen kalten Augen, welche durch einen schwarzen Strich unter denselben noch größer erschienen — „ich muß Ihnen, so schwer es mir auch an-

Digitized by Google

kommt, eine Mittheilung machen, aber vor Allem, ehe ich dieß thue, bitte ich Sie um die allerstrengste Verschwiegenheit. — Ach, Sie glauben nicht, wie sauer es mir wird, einen solchen Schritt zu wagen," sprach sie scheinheilig.

Moroseljoff zog sich einen Stuhl heran und setzte sich der Zofe gegenüber: „Sprechen Sie nur frei von der Leber weg, Mademoiselle, und seien Sie meiner strengsten Discretion gewiß," erwiederte er; „um was handelt es sich?" —

„Sie wissen, daß ich die Ehre habe, um die gnädigste Gräfin zu sein, und ihr Vertrauen genieße. Meine Dame ist so edel, so gut, sie ist eben noch ein Kind an Unschuld und Lebenserfahrung."

Der Adjutant nickte ermuthigend, die Zofe fuhr fort: „Der General ist ein vortrefflicher Mann, der galanteste und zuvorkommendste aller Gatten — kein Wunder, daß die Gräfin ihn vergöttert." Mademoiselle Juliette flocht hier einen tiefen Seufzer ein. — „Seit einiger Zeit bemerke ich einen Umschwung in ihrer Gesinnung, und darüber muß ich mit Ihnen sprechen, Monsieur le Colonel, sollte es mich auch meine Stellung kosten — ich kann es nicht länger ruhig mit ansehen — ich liebe den Grafen und die Gräfin zu sehr, um —;" hier übermannten sie die Thränen.

Ueber das gelbe Gesicht Moroseljoff's glitt ein Schimmer von schadenfroher Erkenntniß — schöne Seelen finden sich! — er ahnte bereits beim Beginn dieser Komödie, wo das Mädchen hinauswollte, hier bot sich ihm ein willkommenes Werkzeug, entweder seine Ziele zu erreichen, oder sich zu rächen; sein Auge funkelte daher lebhaft vor Erwartung, das Licht spielte grünlich in der kleinen Pupille, wie in denen einer Katze.

„Fassen Sie sich, Mademoiselle," sprach er theilnehmend — „ich ehre Ihre Motive — Sie dürfen sich mir unbedingt anvertrauen."

„Nun, so sei es," erwiederte die Zofe, ihr Taschentuch einsteckend und einen Entschluß fassend. „Ich glaube, die Gräfin hintergeht ihren Gemahl — sie hat eine Liebschaft mit Baron Mengden — —"

„Um Gotteswillen — was sagen Sie da! — — — Sind Sie Ihrer Sache gewiß!" rief Moroseljoff und wider seinen Willen wurde sein Gesicht fahl vor Neid.

„Ach, Monsieur le Colonel — leider nur zu sehr!" erwiederte diese mit seufzerlichen Mienen — „jener falsche Mensch hat es nur zu gut verstanden, die junge, barmlose Frau zu überlisten — ach Gott, wer hätte das gedacht — hier lesen Sie!"

Sie zog aus einem eleganten Taschenbuche ein Zettelchen hervor. — „Ich fand dieses am Erbboden, auf dem Korridor — denken Sie nur, welche Unvorsichtigkeit, wo vielleicht hätte es gerathen können!"

Hastig ergriff der Offizier den Papierstreifen und trat zum Fenster. Er erkannte die Handschrift der Gräfin in den Worten: „Komm' so früh als möglich zur B., ich muß Dich sprechen, ehe die Anderen kommen. Tausend heiße Küsse! Verbrenne dieß!"

Seine Hand zitterte, während er las, sein Herz krampfte sich zusammen vor Neid, Groll und Aufsicht. Mademoiselle Juliette beobachtete ihn — sie triumphirte, als sie den unheimlichen Glanz seiner Augen sah, als sie bemerkte, wie er die Farbe wechselte.

Moroseljoff fuhr sich mit der Hand nochmalslich über die Stirn, dann sich faffend sprach er streng und abstoßend: „Kein Zweifel, es ist ihre Handschrift. Da — jener Abschiedskuß!" — lassen Sie mich von allen Dingen dieses verrätherische Papier hier vernichten!" Er preßte es und verließ einen Augenblick das Zimmer, um gleich darauf wieder zurückzukehren. „Ich habe nur gethan, was jener Elende verlaumdete — es ist verbrannt." — Dann trat er zu seinem Schreibtisch und nahm einige Goldstücke heraus.

„O Monsieur le colonel, was thun Sie!" rief Mademoiselle Juliette beleidigt aufspringend.

„Ich weiß, Sie werden schweigen, Mademoiselle, um der Ehre Ihres Hauses, Ihrer Herrschaft willen, — aber urthmen Sie immerhin, — solche Treue ist selten in unseren Tagen und muß belohnt werden. Schweigen Sie auch fernerhin wie das Grab und berichten Sie nur mir, was Sie bemerken — ich bin stets für Sie zu Haus, verstehen Sie, und werde mich Ihnen dankbar erweisen. — Lassen Sie mir Zeit, zu überlegen, was hier zu thun ist — diese Angelegenheit ist eine sehr delikate, eine sehr böse — — Mein armer General!"

„Meine gute Gräfin!" — — —

Die Zofe fand nichts Besseres nunmehr zu thun nach diesen Worten, als zu gehen.

„Infamer Kuider!" murmelte sie draußen im Vorsaal, „drei Goldstücke für ein solches Billet! — — Mais ça ne fait rien, — Rache ist süß, mein schöner Baron!" Damit verließ sie das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Gustav von Berneck.

(Vide S. 205.)

Am 8. Juli ist in Berlin einer der fleißigsten und anmuthigsten Erzähler verstummt: Gustav von Berneck, der als Schriftsteller unter dem Namen „Brand von Gusek" seit langen Jahren dem deutschen Lesepublikum wohl bekannt gewesen. Diese stille, sinnige Natur hat aufgehört zu sein; diese poetische, immer an den Gebilden der literarischen Kunst sich erfreuende Geist ist nicht mehr; diese gute Feder, aus der kein schlechter Gedanke fließen konnte, wird nicht mehr die Novellen und Geschichten schreiben, welche ihm in den belebtesten deutschen Leitschriften so viele Freunde gewannt. Sein Haus ist öde und verwaist; sein Platz in der Literatur ist leer; aber schon schlagen die Wellen des Lebens darüber und bald wird das Publikum nicht mehr, daß Berneck von Gusek ihm so manche anregende Stunde verschafft. Ein Rare für die Gogen des Tages, ist das Publikum immer undankbar gegen die bescheideneren Talente, die ihm ehrlich die Nahrung für den Geist gereicht haben. Und dazu war Berneck von Gusek in erster Reihe zu rechnen. Er war keine Genialität, aber er wollte auch keine sein und aus sich durch die Mittel der Reflame nicht mehr machen, als er Werth besaß. Diesen Werth jedoch kannte er und ihn bewies die Anhänglichkeit der Zeitschriften, mit denen er in Verbindung gekommen war. Jede neue, mehr anständige und reelle Revolte für einen guten Geschmack des Publikums begehrte, nach um seine treue Feder, und jede Zeitschrift, welche seine Mitarbeiterschaft besaß, hielt sie in Ehren. Diese Novellen, diese Romane geberdeten sich nicht als großartige Schöpfungen eines philosophisch-grübelnden Geistes oder einer in's Problematische sich verirrenden Phantasie, welche zuweilen Effekt machen und ihren Autor flugs emporschwingen auf die Höhe, einen noch reft zu bekommenden Ruhmes; Gusek's Dichtungen waren schlicht und einfach, natürliche Geschichten, kunstlos, aber geschickt in der Zeichnung. In allen steckte ein guter Kern, und wenn nicht jener Funke, der elektrisch zündet, so doch jenes Feuer einer echten Dichternatur, welches erwärmt und wohlthut. Nicht alle Berge sind Montblancs, aber auch die kleineren haben ihre Schönheiten, und gerade die kleinen Alles, was sie bieten, zu unbeeinträchtigtem Genuß. Nicht alle Schriftsteller können Genies sein, was ja auch ein Unglück für die Welt sein würde; aber man muß auch Denen dankbar sein, welche nicht so viel Glück als Verdienste gehabt haben. Namentlich in unseren Jahrhundert des literarischen Eygionenthums ist es mit dem Ruhm der Schriftsteller einer eigene Sache; er hört auch sehr oft auf, wenn das Licht ihn nicht mehr bescheint, welches gute Freunde, große Verleger oder die Mode des Tages hinter ihm geholten. Die Mission der Großen wie der Kleinen von heut geht doch nicht darüber hinaus, die Barren unserer literarischen Väter zu münzen und unter die Leute als den Schatz zu bringen, den ihnen diese Väter vererbt haben. Der Eine prägt viel, der Andere wenig; Dieser gibt reines Silber, Jener Scheidemünze; der Eine kolettirt mit seiner Politur, der Andere begnügt sich mit dem stillen Bewußtsein, das Beste, was er geben konnte, redlich gegeben zu haben.

Berneck von Gusek war überdieß noch Einer von den Alten, und er bekleidet seine literarische Arbeit weniger und Chrzeit, denn auch Liebhaberei, auch Trieb seiner poetischen Natur. Am 25. Februar 1803 zu Potsdam in der Niederlausitz geboren, erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung erst in einem Privatinstitute zu Dresden, dann trat 1817 im beginne Kadettenhaus, von wo er 1820 als Kavallerieoffizier in die preußische Armee trat. Sein Lebensberuf sollte dem Dienste des Mars gewidmet sein; doch in seinem Herzen huldigte er dabei den Musen. Schon in den Jünglingsjahren gab er seinen Phantasiegebilden Gestalt mit der Feder, und sie blieben ihm Studien und Material für später. Indem er gewissenhaft und seinen Instinkten Schwingen gebietend seinen Dienst als Garnisonsoffizier leistete, beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit den ernsten Studien, die er für seine Ausbildung als Militär wie als Literaturfreund für nöthig hielt. Er war einer von den gelehrten und ästhetisch gebildeten Offizieren, wie man sie häufig in der preußischen Armee findet und die besser für das Bureau oder die Schule, als für den Exerzierplatz passen. Es geschah daher ganz den Neigungen Berneck's gemäß, daß er, als er 36 Jahre alt war, als Lehrer der Geschichte an die Divisionsschule zur Offizierabspirantun nach Frankfurt a. d. O. versetzt wurde.

Inzwischen hatte er schon die ersten Lorbeeren als poetischer Dilettant gepflückt. Seine literarischen Neigungen, anstatt, wie so häufig, unter der Bürde eines denselben fremden Lebensberufes zu leiden, hatten sich vielmehr in historischen Novellen betriebigt, welche dem damaligen Geschmack besonders mundeten. Es war die Zeit der Romantiker, da Tied, Heine und Achim von Arnim das Feld beherrschten. Das Publikum war außerordentlich empfänglich für literarische Unterhaltung, und man kann gerabzu sagen, daß damals erst die Literatur Eingang in die bürgerlichen

Digitized by Google

Familien fand. Bei diesem wüsten Lesehedürfniß war es natürlich, daß die Produktion von Romanen deutschen Genäge thun wollte und dem romantischen Hang der Geister gemäß sie mit getadumten Wirklichkeiten zu sättigen suchte. Diese Belletristik breitete sich strichweise mit großerer oder geringerer Eigethkeit aus. Eine Zeitung war Dresden eine Art von Mekka dafür. Dort schrieben Gustav Schilling, ein längst vergessener Modegötze jener Zeit; Friedrich Kind, Theodor Hell, A. von Tromlitz, Friedrich Laun u. A. Einen in diesen Kreisen bes Publikums sehr beliebten Mittelpunkt ihres Wirkens fanden diese Unterhaltungsschriftsteller in der von Kind und Hell redigirten „Abendzeitung", die in der Zeit ihrer Blüte 2000 Exemplare absetzte, was, wie ein damaliger Literaturhistoriker bemerkt, bei der eigenthümlichen Scheu des deutschen Publikums, für seine literarischen Bedürfnisse etwas zu bezahlen, schon für eine außerordentliche und sonst kaum erreichte Verbreitung angesehen werden mußte. Auch die Taschenbücher mit Holzschnitt kamen um jene Zeit in Flor und schmuggelten die deutsche Literatur auf den Salontischen ein. Es war eine Blütezeit der deutschen Belletristik, welche erst dreißig Jahre später wieder in ihren besseren Bahnen und höheren Tendenzen erreicht wurde.

In diesen hier angeführten Kreis trat der junge Berned ein und debütirte im Jahre 1832 als Verein von Gusek in der „Abendzeitung" mit einer historischen Novelle, welche wegen ihres mehr gediegenen Gehalts vom Publikum nicht unbemerkt blieb. Es war doch immerhin eine schmackhaftere Kost, die ihm der junge Neuling vorsetzte; er verwies, wiewohl er den historischen Hintergrund durch romantische Gestalten im Sinne der damaligen Modeschriftsteller belebte, auf die Wirklichkeit der Ereignisse, und man merkte seiner Arbeit an, daß sie nicht in die Klasse der gewerbsmäßigen Erzeugnisse gehörte, sondern aus Liebe zur Gestaltung der die Phantasie erfüllenden Bilder hervorgegangen war. Schlicht und gebildeten Geschmacks, wie Gusek schrieb, kam ihm die Gunst des Publikums durch seine Wahl geschichtlicher Stoffe entgegen. Man war es am Ende schon satt, immer die Wolke statt der Göttin zu umarmen und in einer fremden Welt sich mit den größten romantischen Seltsamkeiten zu beschäftigen, wohin die produktiven Schriftsteller wegen des geringen Anhalts an nationalgeschichtlichem Stoff und an wirklichen Lebensereignissen in dem damals so krankhaft-stillen Deutschland getrieben worden waren. Gusek gab wenigstens saßbaren historischen Stoff und er gehörte mit zu den Ersten, welche versuchten, die nationale Geschichte in Erzählungen vorzuführen. Aber da es mehr aus seinen Studien als Militär hervorging, als daß er dabei sich von bestimmten Ideen leiten ließ, wie z. B. sein Zeitgenosse Willibald Alexis, so eröffnete Gusek seine neue Bahn und charakterisirte sich nicht in besonderem Maße.

Aber gleichwohl war er schnell bekannt geworden; seine Beiträge fand man in den meisten deutschen Taschenbüchern und belletristischen Zeitschriften schon von Mitte der dreißiger Jahre an. Er sammelte diese Novellen und Erzählungen später unter verschiedenen, etwas romantisch gesuchten Titeln, wie „Vom Boene der Zeiten", „Schaumperlen der Gegenwart", „Wullenstiene"; auch größere Romane ließ er in seiner ersten Zeit erscheinen, welche dem Boden der deutschen Geschichte anmuthige Blumen abzulesen verstanden, so „Die Stedinger", welche die Geschichte des friesischen Aufruhrs gegen den bremer Erzbischof im dreizehnten Jahrhundert zum Gegenstand haben; ferner „Das Erbe von Landshut" (1842) und „Der Sohn der Mark".

Rastlos thätig blieb er mit der Feder, auch nachdem er als Mitmeister und Mitglied der obersten Organisationskommission, sowie als Lehrer am Kadettenhause und an der Kriegsschule nach Berlin versetzt worden war. Es gewährte ihm ein Vergnügen, seine Geschichten zu schreiben, und er trieb diese Arbeit so gewissenhaft, als sei er durch einen stärkeren Zwang, denn seinen freien Willen, dazu verpflichtet. Dieß geschah, während er noch sein ziemlich beschwerliches Lehramt versah, und dieß hörte nicht auf, als er sich mit dem Range eines Majors hatte pensioniren lassen. Er schien es bis zu seinem Tode nöthig zu haben, sich geistig durch die Schriftstellerei zu laben, und er that es zugleich in der ernsten Ueberzeugung, mit seinen Schriften ein Lehramt für das Volk zu versehen, zu welchem ihn die Gunst des Publikums berufen. Und in Bezug auf sittlichen Ernst, Treue der geschichtlichen Erfindungen, gewissenhafte Ausbenutzung des Stoffs und Natürlichkeit der Erfindungen waren alle seine Schriften wohl gute Lesebücher für das Volk zu nennen. Klar und verständlich erzählte er, und seine feiner Novellen, gingen sie auch nicht in die Tiefe der Empfindungen und Ideen, ließen ästhetisch unbefriedigt. Er war und blieb ein Schriftsteller von Ernst und Geschmack, wie ihn jede gute belletristische Zeitschrift als einen ständigen Mitarbeiter, als einen Theil ihres geistigen Hausbaltes bedarf, weil das Publikum eine gewisse Stetigkeit seiner Unterhaltung verlangt und einen bekannten Namen immer gern wieder begegnet, zu vorzugsweise seine Beiträge mit jener Gemüthsruhe herausschlägt, die aus einem erprobten Vertrauen entspringt. Nun wird der Name Bernd von Gusek nicht mehr in all' den Zeitschriften getroffen werden, in denen er so lange seinen verdienten Platz eingenommen; aber dieß bescheidene Denkmal, welches mit ihm hier an einer Stelle seines Wirkens stehen, möge in manchen seiner Leser wenigstens ein Andenken an einen treuen Soldaten des Geistes aufrufen, welcher, nach als Greis auf seinem Posten, für deutsche Bildung, Gesittung und Vaterlandsliebe so wacker mit eingestanden hat!

Schmidt-Weißenfels.

Die Fischauktion im Hafen von Treport.

(Bild S. 209.)

Der Hafen von Treport zwischen Dieppe und Boulogne ist schon einmal bas Ziel unserer Wanderungen gewesen. Wir haben (1871, S. 621) an der Küste einen Sturme angewohnt, den uns Theod. Weber ergreifend zu zeichnen gewußt. Heute führt er uns auf den Fischmarkt von Treport, der ein Hauptstiefernngsplatz dieser Waare für Paris ist. Oktober und November ergreift den ganzen Treport eine außerordentliche Lebhaftigkeit, denn es ist die Zeit des Heringsfangs, der dieß Jahr besonders ergiebig ausgefallen. Von früh bis spät läutet die Glocke des Ausrufers mit der vom Scheien hiefer gewordenen Stimme: a la vente! a la vente! An den inneen Hafendämmen reihen sich vor den angelommenen Booten die Weiber mit den Tragkörben dicht gedrängt, und nun werden die Fische an die Hochstbietenden versteigert, die sie dann im Einzelnen weder verkaufen oder verpachten, um sie nach Paris zu senden. Die freudige Kehrseite jenes Sturmbildes, das uns lebendig die Gefahr vor Augen geführt, der die Fischer in den Novemberregen stündlich ausgesetzt sind, wenn sie hinauszichen, um die Lockerbissen für die Tafeln der Reichen einzufangen.

Triumphstraße, Schlachtplatz und Richtstätte in Konstantinopel.

Von

Gustav Rasch.

(Fortsetzung.)

Der Geanit des Urgebirges hat von den Denkmälern des Alterthums, welche heute noch den Atmeidan zieren, die Stürme des Jahrtausende am besten überdauert. Er schaut mit seinen Hieroglyphen so frisch und neu aus, als wenn er erst vor wenig Monaten und nicht vor so und so viel Jahrtausenden aus dem Urgebirge herausgehauen worden sei. Welches Bild der Zerstörung der Zeit bietet uns dagegen in ihren äußeren Konturen die Porphyrsäule, welche sich in gleicher Linie hinter dem Obelisken befindet! Jedes Jahrzehnt scheint in den röthlich schimmernden Porphyr seine Furchen gezogen zu haben, wie auf einem alten, verwitterten Menschenantlitz. Seine Gestalt erscheint so gebrochen, daß man fürchten muß, der nächste Tag werde ihn auf den Boden stürzen. Daß der Porphyr einst mit vergoldeten Platten bedeckt war, belehrt uns eine Inschrift. Die Spuren der vergoldeten Platten sind kaum hie und da noch an einigen Streifen zu erkennen. Welche Bedeutung die Porphyrsäule eigentlich gehabt hat, erzählt und die Geschichte nirgends.

Zwischen dem Obelisk und der Porphyrsäule ragt noch ein Denkmal uralter Zeit halb aus der Erde hervor. Die untere Hälfte, rings von einer Bertiefung umgeben, steckt in der Erde und verkündet zugleich, wie hoch der Schutt der Jahrtausende, seitdem das Denkmal hier aufgestellt wurde, den Hippodrom erhöht hat. Das Denkmal besteht aus einer grünschimmernden Bronzesäule, um welche sich drei große Schlangen schneckenförmig herumwinden, die Köpfe nach oben gestreckt. Die Schlangensäule stand einst im Tempel zu Delphi und soll das Fußgestell des goldenen Dreifußes gewesen sein. Alle drei Schlangenköpfe fehlen. Einen von ihnen hat einst Mohammed der Zweite mit seiner Streitaxt herumtergehauen; er glaubte, die Schlangenköpfe besäßen eine zauberische Kraft und er dachte auf diese Weise den Zauber zu zerstören. Die andern beiden Köpfe sind noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf den beiden Schlangenleibern gesehen worden. Wer sie herumtergehauen hat oder ob sie gestohlen worden sind, wußte mir Niemand in Stambul anzugeben.

Die Achmedja ist nicht allein die größte aller Moscheen von Stambul, sondern auch die imposanteste. Wenn man von Pera oder von Galata, oder von der Perabrücke nach der Hauptstadt des türkischen Reiches hinüberschaut, so teitt in dem orientalischen Bilde, welches sich vor dem Auge entrollt, die Achmedja immer in den Vordergrund. Unmillkürlich verwechselt man sie mit der Aja Sofia — der Sophienkirche — denn von der Sophienkirche hat Jeder gehört und weiß, daß sie die prächtigste

Digitized by Google

Fischauktion auf dem Markt von Arpent. Originalzeichnung von Th. Weber. (S. 305.)

Digitized by Google

Moschee von Stambul ist. Das ist die Aja Sofia auch im Innern; in der äußern Erscheinung tritt sie aber hinter die Achmedja zurück. Theils ist die höhere Lage der Achmedja daran Schuld, theils die sechs hohen, schlanken Minarets, welche rund um die mächtige Kuppel der Achmedja aufragen. Sultan Achmed der Erste erbaute die Moschee im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht „vom Mark und vom Lösegeld christlicher Gefangenen", wie der Koran dem Bau der Moscheen vorschreibt. Der Islam hob Halbmonds begann unter der Regierung Achmed's des Ersten allmälig zu erbleichen. Jeder Sultan, der vor Achmed regierte, hinterließ in Stambul eine Moschee als Denkmal seiner blutigen Siege; so Bajazeth der Zweite, Selim der Erste und Suleiman der Zweite; Mohammed der Eroberer hat nicht weniger als zwölf Moscheen zur Erinnerung seiner Menschenschlächtereien, welche der Kriegsruhm „Siege" tauft, stehen. Fünf Moscheen baute er neu auf, nach Vorschrift des Korans wirklich „aus der Christen Mark und die Gefangenen Lösegeld"; sieben christliche Tempel wandelte er in Moscheen um, unter ihnen die Aja Sofia. Achmed der Erste erfocht seine Siege; die Achmedja ist nur ein Zeichen seines Glaubens und seiner Anbetung. Keine Moschee hat einen so prächtigen und räumlichen Vorhof, wie die Achmedja. Dieser Vorhof, den der Besucher zuerst betritt, wenn er vom Atmeidan kommt, wird auf ihn mit seinen Fontänen, mit seinem Marmorpflaster, mit seinen prachtvollen, mächtigen Platanen, mit der aus sechsundzwanzig Bogen bestehenden offenen Gallerie, über deren Bogen sich sechsundzwanzig bleigedeckte Kuppeln erheben, in wirklich imposanter Weise. Auf einer mächtigen, breiten Freitreppe steigt man zu der Eingangspforte hinan. Alle äußeren Dimensionen dieses Vorhofes sind riesig. Eben so riesig erscheinen dem Beschauer die innern Dimensionen der Achmedja, sobald er die Schwelle der Eingangspforte überschritten hat. Sie ist die eigentliche Staatsmoschee des Islam; am Beiramsfeste, sowie am Geburtstage des Propheten begibt sich der Sultan, umgeben von den kirchlichen und weltlichen Großwürdenträgern, in feierlichem, mit orientalischer Pracht geschmücktem Zuge in die Achmedja. Auch bei der feierliche Ausübung der jährlich nach Mella ziehenden Pilgerkaravanen findet von der osmanischen Staatskirche aus Statt. Die innern räumlichen Verhältnisse der Achmedja-Moschee sind noch großartiger, als die innern Dimensionen der Sophienkirche; der Eindruck, den das Innere der Sophienkirche macht, ist aber doch imposanter. Die vier Säulen, welche die Kuppel der Achmedja tragen, sind von einem ganz kolossalen Umfange; aber gerade diese kolossalen Massen schwächen den Totaleindruck, den das Innere der Kirche sonst machen würde, während der Totaleindruck des Innern der Sophienkirche durch nichts gestört wird. Wie ist es wenigstens so ergangen, während andere Schriftsteller das Gegentheil behaupten. Vielleicht haben sie die Achmedja vor der Aja Sofia. Ich habe die Achmedja auch so Statt besucht. Auch mochten die weiten Räume der Achmedja mit ihrem weißen Kalkanstrich, mit ihren weißgetünchten Kolossalpfeilern, mit ihren gewaltigen Bogen, die sich sämmtlich gegenseitig stützen, noch frisch in der Erinnerung hatte, eigentlich einen wüsten Eindruck. Dieser wüste Eindruck wird auch vermehrt durch die Leere dieser gewaltigen Räume. Der Fußboden ist, wie in allen Moscheen, mit feinen Strohmatten bedeckt. Zwei kolossale Leuchter von Bronze erheben sich wie zwei Riesen neben dem Hochaltar, dem Mihrab. Die hohe Kanzel ist nach dem Muster der Kanzel von Mella gebaut und ein Meisterstück von Steinarbeit. Zwischen den vier Kolossalpfeilern, auf denen die Kuppel ruht, befinden sich eine Menge aus Straußeneiern und Lampen gebildete kouventrische Kreise. Damit ist der Schmuck der innern Räume der Achmedja zu Ende. Die neben der Achmedja sich erhebende Moschee Bajazeth's des Zweiten habe ich nicht gesehen. Der Besuch der Moscheen in Stambul wird den Fremden sehr schwer gemacht und ist äußerst kostspielig. Die türkische Geistlichkeit, welche sich vielleicht im Besitz von zwei Dritteln des Grund und Bodens der ganzen europäischen Türkei befindet und ein Erbrecht am Nachlaß sämmtlicher Muselmänner beanspruchi, welche ohne Hinterlassung von direkten Erben sterben — sämmtliche Seitenverwandte werden durch die Geistlichkeit ausgeschlossen — beutet auch die Besichtigung der Moscheen aus, um sich Geld zu machen. Ich habe es vorgezogen, statt erst in der weitläufigen Stadt behufs der Beschaffung des Firmans zur Besichtigung der Moscheen umherzulaufen, mit dem Kutscher — dem Kaime, der die Lampen in der Moschee anzündet und für die Reinlichkeit der Räume Sorge trägt — vor dem Thore jeder Moschee, welche ich zu sehen wünschte, selbst zu unterhandeln. Diesen Weg erklärte ein mir aus Bukarest bekannter Architekt, Herr Hartel, den ich in Konstantinopel wiederfand und der so freundlich war, mich in dem engen Streberegewirr der türkischen Hauptstadt über Wochen lang spazieren zu führen, für den einfachsten und für den billigsten. Er nahm seinen türkischen Diener auf unsern Spaziergängen mit sich und vor jeder Moschee begann derselbe den Handel mit dem Kaime. Ob dieser Kaime die Geldsäcke, welche die Besichtigung der Moscheen gekostet hat, an einen seiner Vorgesetzten, an den Scheich, den Chatib oder den Imam abgeliefert, um sie dem Vermögen der Moschee einzuverleiben, oder ob er sie in seine eigene Tasche eingesteckt hat, ist mir natürlich unbekannt und auch gleichgültig. Jede Moschee hat einen Unzahl von Geistlichen, welche gewöhnlich mit drei und vier Weibern und deren Sklavinnen recht vergnügt leben. Dasselbe von Kindern haben und mit Weibern und Kindern von den Einkünften der Moschee, der sie angehören, im Nichtsthun obgeben. Jede Moschee hat fünf verschiedene Arten von Geistlichen. Da sind die „Scheiche", die obersten Geistlichen, welche die Freitagspredigten abhalten, da sind die „Chatibs", welche am Freitag auf die Kanzel steigen und die Gebete für den Sultan herleiern, da ist die Schaar der „Imame", welche bei den Gebeten der Gemeinde vorbeten, welche die Trauungen, Begräbnisse und Beschneidungen vornehmen, da sind die Gebetausrufer, die „Muesins", welche dreimal des Tages auf die Minarets klettern und die Gläubigen zum Gebet rufen. Man sagte mir in Konstantinopel, daß die „Muesins", um zu ihrem Amte zu gelangen, zwei Eigenschaften besitzen müßten: ihr Eigenschaft einer wohltönenden Stimme und die Eigenschaft der Blindheit, und zwar letztere, damit sie von der Höhe der Minarets die Frauen nicht sehen könnten, welche vielleicht auf dem Dache eines Hauses frische Luft schöpften. Das ist so recht muselmännisch! Um den Harem zu bewachen, bedient man sich der Verschnittenen; um die Frauen nicht zu sehen, blinder „Muesins". Die untersten Geistlichen an einer Moschee sind die Küstee, die „Kaime".

Besuchen wir nun die schönste und interessantiste Moschee am Atmeidan, die Aja Sofia. Für mich ist sie die schönste Kirche der Welt. Eine Reise nach Konstantinopel würde sich einzig und allein durch den Besuch der Aja Sofia lohnen. Von dem Bau der Aja Sofia berichtet August Theodor von Grimm in seinem interessanten Buch über die Türkei folgende Einzelnheiten:

„In Tralles, einer Stadt Lydiens (bekannt aus Cicero's Briefen), lebte ein Bürger, der das seltene Glück hatte, der Welt fünf ausgezeichnete Söhne zu hinterlassen. Einer derselben war ein großer Rechtslehrer, zwei andere waren vortreffliche praktische Aerzte. Ein vierter war berühmt als Grammatiker und Rhetoriker, und der fünfte endlich, Anthemius, ist der Erbauer der heiligen Sophia. Der Lehrer dieser Männer, Proklus, war der Architektur jener Zeit, und dem Meister wie dem großen Schüler werden die größten Kenntnisse in der Mechanik zugeschrieben; ja, es scheint sogar, daß Anthemius die Kraft des Dampfes gekannt und angewandt habe. Diesen Anthemius rief der Kaiser Justinian nach Konstantinopel, als der vom großen Konstantin erbaute Tempel der „ewigen Weisheit" zum zweiten Mal abgebrannt war, und vierzig Tage nach dem letzten Unfall begann schon der Bau dieses Wunderwerks nach Anthemius' Plane oder, wie die Sage will, nach jenem, welchen ein Engel dem Kaiser im Traume übergeicht hatte. Zehntausend Arbeiter wurden zum Werke verwendet. Da die jährlichen Einkünfte des Reiches nicht langten, eine solche Menge zu erhalten, so erfolgten neue Steuern und allen öffentlichen Lehrern wurden die Gehalte entzogen; das Bei zur Bedeckung der Kuppel nahm man aus den Wasserleitungen und erfetzte diese durch Röhren aus Sandstein, wie man sie noch heute sieht. Die Arbeiter wurden jeden Abend in seiner Silbermünze bezahlt; der Kaiser selbst, in der Tracht eines Taglöhners, überwachte den Bau und ermuthigte durch Ueberlnahme an allen Lasten die beständig Menge. Außerdem wurden zum Bau verwendet alle Einkünfte Egyptens, eine silberne Bildsäule des Kaisers Theodosius, 7400 Pfund schwer, acht prächtige Porphyrsäulen aus Anatolien's Sonnentempel, acht andere von grünem Jaspis aus dem Dianentempel zu Ephesus; weißen Marmor mit rosenfarbenen Adern schenkte Thessalien, — geitnen gab das alte Lakonien, — den blauen schickte Libyen, — den schwarz- und weißgetreiften Steuern die keltischen Länder. Die Ziegeln zur Kuppel wurden in Rhodos von besonders leichtem Thon gebraunt; zwischen dieselben wurden Aetiquien eingemauert, und während dieser Arbeit stimmten die Priester Hymnen an für das Gedeihen des Tempelbaues. Da der Umfang der Kirche viel größer als der der abgebrannten werden sollte, so mußten mehrere Besitzer der umliegenden Gegend ihre Häuser und Gebäude dem großen Unternehmen aufopfern; ein Schüler verlangte und erlangte dafür große Vorrechte; eine Wittwe, Anna, vom Kaiser selbst ersucht, schenkte Haus und Grund der Kirche für das Versprechen, da einst begraben zu werden, wo sie gewohnt hatte. Die Tischplatte des Altars wurde mit Edelsteinen und Perlen ausgelegt; alle Kirchengefäße wurden aus reinem Gold verfertigt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Im Feld.

Eine Thierfabel.

(Mit S. 212.)

„Das ist eine schöne Bescherung!“ sagte der alte Hase zu seinen Jungen, „wie wird mein feines Lebend froh, kaum ist Gras, Kraut und Getreide so hoch gewachsen, daß es Einen gegen Wind und Wetter schützt, den Augen der Feinde verbirgt und Labsal und Nahrung dem hungrigen Magen darbietet, da kommen gleich die abscheulichen Menschen daher und schneiden's weg mit Stumpf und Stiel. Seht, unser Nachbar beuden, der muß schon Federngeld geben, und um's Haar hätt' ihm der Sensenbauer sein langes Messer durch den Leib gerannt. Ja, horch nur gut auf, Kleiner! Sch—schh! Sch—schh! Wenn Du das hörst, dann merk' Dir, ist's höchste Zeit, sein Bündel zu schnüren, die Ohren zu schultern und: Adje, Wiese!“ Ich hab' mir's neulich schon drum betrachtet — weil ich weiß, wenn die weißen Todtenhemmen einmal bläuen, hält's so nimmer lang. Wir ziehen jetzt hinüber in den großen Kartoffelacker, den schneiden sie noch nicht so bald um, und da ist auch noch ein schöner hoher Hanfacker, ein Weißbohnenfeld und junges Kraut — mist ihr, wo wir uns neulich schon einmal einen Imbiß gehalt haben.“

Wie der Alte so sprach, da raschelt's leis und macht „tipp, tipp!“ Er wollte sehen die Laute einziehen, um sich davon zu machen, da rief das Rebhuhn: „Laßt euch nicht inkommodiren, Herr Hase! Wir sind's! Ihr habt schon noch eine Weile Zeit, eure Glieder zu recken, eh' Die mit ihren Sensen daherkommen. Wie gehen da nur der armen Wachtel 's Geleit. — Sagt, ist das ein Unglück!?“

„Was ist denn passirt?“ fragte der Hase das Rebhuhn. „Ihr Gesicht sieht freilich traurig genug aus.“

„Nun, die Zwei hett drüben haben's gethan! Ein so schönes Nest hatte die Wachtel auf der oberen Wiese mit dreizehn der schönsten nußbraun gesprenkelten Eier. — Ich hab's ihr aber auch neulich gleich gesagt, als ich sie besuchte, sie soll noch Eines dazu legen, die Zahl dreizehn bringe kein Glück; aber sie lachte — wißt ihr, sie ist eben auch auf ihren Wanderreisen von der Zeitgelehrei angesteckt worden und glaubt nicht mehr an Zeichen, Zahlen und Träume. — Nicht wahr, Freund Lampe, wir halten's mit dem Spruch: „Bleib' im Lande und nähre dich redlich'! Und was hat die Wachtel denn auch von dem Lagabundenleben? Zu was? Wenn sie alle Jahre über's Meer nach Afrika zu fliegen? Bloß, daß sie dort einmal die Leute wohlschlagen — Sie hat mir's einmal selbst erzählt, wie's da gegeht, wenn sie alle miteinander matt und müd am Strand auffallen, daß keine mehr ein Glied rühren könne, wie da die Menschen in hellen Haufen mit Stöcken, Netzen, Gewehren, Hunden daherkommen und Alles umbringen; sie begreife selbst nicht, sagte sie, wie sie damals mit heiler Haut davongekommen — ja, und auf dem Heimweg sei es gerade wieder so, wenn sie herüberkommen in's italische Land. — Ich hab' es oft gesagt: Es sieht ihr gar nicht gleich! wir Hühnervolk sind sonst nicht so leichtsinnige Springinsfeld. — Ich weiß aber schon, was dahinter steckt! Der Sirokko von Wachtelkönig, der jedes Jahr dort unten auf der Wiese herum Krgr. her hat ihr den Kopf verrückt. 'S muß schon deshalb was drau sein, weil die Beiden den gleichen Reck tragen und im Frühjahr immer miteinander kommen. Ueberhaupt möcht' ich wissen, was der Wachtelkönig hier bei uns auf der Weide und im Acker verloren hat! Seine ganze Freundschaft lebt weit drunten am Wasser: die langschnäbligeRalle, das Sumpfhuhn mit dem weißgesprenkelten, zitzenen Leibchen, Rohr- und Teichhuhn — da gehört der Wachtelkönig hin. Und diese Anmaßung „Wachtelkönig“! als ob wir Hühner einen König brauchten!“

„Aber, Frau Nachbarin! die Geschichte von der Wachtel ihrem Unglück!“ unterbrach der Hase den Strom ihrer Rede.

„Ja, gerade davon kommt's! von der verdammten Freigeisterei! Warum hat sie nicht noch ein Ei dazu gelegt! hätt' sie ja nicht viel Mühe gekostet. Lacht mich, die ich doch besser wissen muß, was auf unserer Markung vorgeht, als sie — lacht mich aus! Ja, und noch Eins — 's kommt auch wieder von der Landstreicherei. Ja was braucht sie ihre Eier erst um die Heurt zu legen? Da seht her: meine Kinder sind schon längst aus den Windeln und können sich selber nähren; warum? weil ich meine Eier schon im Mai lege und dann in drei Wochen mit Beiden fertig bin!“

„Aber das Unglück, Frau Nachbarin!“ Der Hase wurde nämlich ungeduldig, weil's immer näher kam: Sch—schh! sch—schh!

„Ja ja, das Unglück? was wird's denn sein! — Wär' sie wenigstens früher davongelaufen, aber so: — Bleibt auf ihren dreizehn — unbegreiflich! auf ihren dreizehn Eiern sitzen und: Sch—schh! grad eben noch über ihren Kopf weg fährt das lange Messer — Eins war noch ein Glück! Wär' nicht ein alter Maulwurfshaufen daneben gestanden, der das Messer abwies — wir geht's jetzt noch durch Mark und Bein! — wurz weg wär' der Kopf gewesen! und doch so kopflos! Wär' sie nur vollends sitzen geblieben, der Stoffel hätt' sie wahrscheinlich gar nicht bemerkt. Aber nein, schnurrt weg! und natürlich, der Grobian macht einen Satz, schlägt auch ihr — fast hätt' er sie getroffen — und plumbs! — das hat mich übrigens noch bei all' dem Unglück gefreut: der Tolpatsch ist den langen Weg auf die Eier hingefallen, daß ihm die gelbe Brühe am Brustlatz hinabfief. So war's doch wenigstens mit dem Eierkuchen nichts!“

Mittlerweile war die Lerche dazu gekommen. Auch die wußte ein Lied davon zu singen, wie sie ein harthöriger, fuchsbauriger Rollenkopf die Jungen — beinahe schon flügg — fortgenommen; sie tröste sich nur damit, daß er sie wenigstens nicht umgebracht und gefressen, sondern sorgfältig in ein Säckchen gesteckt habe; aber ihr gefalle es jetzt nicht mehr da herum; sie habe mit ihren Kameraden ausgemacht, daß sie im Deckbt auch fortziehen.

„Jetzt hört eben noch!“ sagte der Hase, „wir sitzen freilich in einer Patsche. Aber wenn ich's mir so recht überdenke, ist's eigentlich doch nicht so schlimm um uns bestellt. Wer pflanzt für mich Kraut, Rüben und Kohl, für euch Hühner den schmalzigen Hanf und das mehlige Korn? Ja, und ich weiß noch mehr: Neulich hab' ich euch einmal gewarnt, auf eurer Hut zu sein, weil ein Jäger in der Dekle hause, die unter der Straße vom obern Wald herunter weggeht. Wir hatte es der Wiesenschnarre verrathen, der den ganzen Tag auf den einzelnen Baumschwingt, das dort im Feld drin steht. Neulich hör' ich einen Heidenspektakel: Menschen haben gelchrieen und Hunde gebellt, daß ich mich eiligst aus dem Staube machte; aber weit von Schuß, daß mich doch die Neugier getrieben, und da sah ich, wie Einer den Fuchs an einem Steden auf dem Rücken hängen hatte, und ein Anderer trug einen Sad: da waren, wie wir der Wiesenschnärre sagte, des Fuchsen all' seine Jungen drin. Ich sag' euch, seit der Zeit trag' ich meine Ohren wieder höher, denn so lange solche Schlingel ihre Hecke im Feld haben, da gebe ich keine Weise Baumschnuptabak um all' unser Leben. Aber jetzt nur Eaurage!“

Die war aber doch nicht des Hasen Sache: auf einmal macht's ganz nahe „Sch—schh!“ und da nahm er zuerst Reißaus, so schnell, daß er das Abschiednehmen vergaß. Rebhühner und Wachtel besannen sich noch eine Weile, dann ging's auch bei ihnen auf und davon. Nur die Lerche nahm sich des Hasen Wort zu Herzen, sie hob sich schmetternd in die Lüfte und über des Mähders Haupt sang's:

„Toujours fitel et sans souci!
Sing' Abends ich und Morgens früh!
Was kümmert Den der Erde Plag',
Der sich zum Himmel schwingen mag.
Traun sing' ich eben früh und früh:
Toujours fidel et sans souci!“

Jäger.

Hrn. J. B. in B. (Brief und Stockhalm). Wir können Ihnen die Adresse des Engländers, der jenen Preis ausgesetzt, nicht angeben. Wir glauben auch nicht, daß ohne ihren wissenschaftlichen Nachweis der Preis zu erlangen sein würde.

Hrn. H. M. in A. Die gesammte zeitgenössische und bezügliche Literatur, die uns zu Gebote steht, hat uns Ihren Namen nicht finden lassen. Wenden Sie sich an den Herausgeber des Siebmacher'schen Wappenbuchs, das in Nürnberg erscheint.

Frl. B. v. R. in A. Ein kleines, ganz hübsches Büchen über dieses Thema ist: „Was sich schickt und was den Leuten gefällt. Von J. Jungen. 2. Aufl. Stuttg. Krüner.“ Lassen Sie sich dadurch nicht stören, daß P. Ihnen die Papiere nicht gesandt. Sie wurden dadurch nichts genommen haben.

Hrn. A. v. S. in W. Sie haben gar nichts zu thun, als das Dokument durch den beeidigten Dolmetscher übersetzen und beurkunden zu lassen.

Hrn. Kammerdir. N. in L. Lilien Sie die Frage einfach dadurch, daß Sie ihm die Summe zum Geschenke machen. Das muß die Sache zur Entscheidung bringen.

Frl. B. v. R. in A. Ueber Schönheitsmittel haben Ruf und Klenke geschrieben, deren Werke, da sie bei Erlaubte vom Unerlaubten und Gesährlichen zu scheiden wissen, ganz ohne Anstand in jeder Buchhandlung auch von einer sehr scheutragenden und verschämten Jungfrau“ gefordert werden können.

Hrn. Rth. K. in St. Der Orten hat vier Klassen: 1. Greifstammadore. 2. Greifstrump. 3. Kommandeure. 4. Ritter. Er unterscheidet sich durch diese Eintheilung von allen andern.

Hrn. Naturalienkab.-Dir. F. in L. Lehnen Sie das Anerbieten nicht ab; wir wissen aber nicht, ob wir Ihnen behilflich sein können. Unserseits soll Alles geschehen.

Digitized by Google

ಮೂಲ ಚಿತ್ರಕೃತಿ: ಬೆಂಗಳೂರಿನಲ್ಲಿರುವ ಚಿತ್ರಕಲಾ ಪರಿಷತ್ತಿನಲ್ಲಿ (ಪು. 211)

Digitized by Google

Die Herrin von Orla.

Eines alten Mannes Erzählung.

Von

L. A. Weinsterl.

(Fortsetzung.)

III.

Heidek war nach Magdeburg gebracht worden, und dort blieb ich mit Elisabeth, während Frau von Wegelieb ohne Aufenthalt den Weg nach Kassel fortsetzte. Wir waren natürlich im ersten Gasthof abgestiegen, aber der Wirth bedauerte, uns nur Zimmer im Hinterhause anweisen zu können, da die andern besetzt und zwar die Belege von einem französischen General und dessen Gemahlin. Er nannte auch seinen Namen: de Cercy.

Ich achtete nicht weiter darauf, aber Elisabeth kam er bekannt vor. Eine entfernte Verwandte ihrer Mutter hatte in zweiter Ehe einen Offizier dieses Namens geheirathet, zum großen Verdruß der Familie, welche sich ganz von ihr zurückzog; nur Frau von Hillesbosen, die sie auf der Taufe gehoben, hatte sich ihr bis zu ihrem Tode, der freilich nicht lange darauf erfolgte, freundlich gezeigt.

„Wenn es nur dieselbe wäre," meinte Elisabeth, „welch' glücklicher Zufall, Vetter, könnte das für mich sein! Vielleicht ist sie geneigt, sich der Freundschaft meiner Mutter zu erinnern, und wie nützlich dürfte dann die Verwendung General de Cercy's und hier werden!"

„Wie hieß denn die Dame, ehe sie sich wieder vermählte?" fragte ich.

„Ihr erster Mann war Ludwig von Orla, ein Geschwisterkind meines Oheims. Sein Bild hängt in der Bibliothek zu Orla. Sie soll nicht glücklich mit ihm gewesen sein, er starb aber schon nach kaum zweijähriger Ehe."

Am Tag unserer Ankunft konnte begreiflicherweise nichts mehr unternommen werden, aber zeitlich früh des andern Morgens ging ich aus, Erkundigungen über den Stand der Dinge einzuholen, und für's Erste wenigstens zu erfahren, ob es möglich, Heidek zu sehen, wonach Elisabeth heftig verlangte. Elisabeth wollte indessen sich bei Madame de Cercy melden lassen.

Als ich nach vielen Stunden — ich hatte die ganze Stadt abgelaufen — ermüdet und niedergeschlagen, denn man hatte mir alle Hoffnung benommen, daß es möglich sein werde, vor Beendigung der Verhöre mit Heidek in Verkehr zu treten, in den Gasthof zurückkehrte, wurde ich unter dem Einfahrtthor von dem Wirth angehalten. Er sagte mir, daß er den Auftrag hätte, mich augenblicklich in die Apartements der Frau Generalin, wo auch das Fräulein sich befinde, zu führen. Elisabeth hatte also mit ihrer Vermuthung Recht gehabt! Madame de Cercy mußte die besprochene Verwandte sein.

Bei meinem Eintritt wurde ich von ihr auf das Freundlichste empfangen. Sie nannte mich Vetter, schüttelte mir die Hand und sprach auf das Herzlichste ihre Freude aus, die Tochter ihrer Pathin kennen lernen und ihr nützlich sein zu können.

„Frau von Hillesbosen," sagte sie, „war die einzige aus meiner Verwandtschaft, die sich nicht meiner Verbindung mit Monsieur de Cercy's wegen von mir wandte. Auch sie versuchte anfänglich mir Vorstellungen dagegen zu machen — als ich ihr aber sagte: ‚ich liebe Henry!' stand sie davon ab. Sie war in tiefer Trauer um ihren Gemahl, und ihre Gesundheit schiene genug, aber das hielt sie nicht ab, meiner Trauung beizuwohnen. Der Anblick der französischen Uniform Henry's und der Offiziere, die als Zeugen anwesend, machte ihr peinlich genug sein, aber sie blieb, bis ich den Wagen bestieg, der uns Neuvermählte fortführen sollte. Ich gelobte mir damals, ihr diese Güte und Freundlichkeit zu vergelten, wo und wie ich könnte. Vielleicht ist jetzt der Augenblick gekommen, mich dankbar zu erweisen."

Als der General kam, sprach er von einer Zusammenkunft Elisabeth's mit Heidek, welche, nach den von ihm getroffenen einleitenden Schritten, schon morgen oder übermorgen vielleicht stattfinden konnte. Damit hätten wir uns nun allerdings begnügen müssen, wäre Frau von Cercy nicht gewesen. Sie schalt heftig über die Barbaren, welche einer Braut, die in Todesangst so viele Meilen hergereist, wehren wollten, den Geliebten zu umarmen, und unsonst versuchte der General, diesen ruhige Haltung gegen die quecksilberne Lebhaftigkeit seiner Frau sehr abstach, ihr die Unmöglichkeit der Sache vorzustellen. Elisabeth verhielt sich ganz ruhig dabei und sprach kein Wort; auch als Frau von Cercy sie aufforderte, ihre Worte zu bekräftigen, sagte sie nichts, aber der Blick, den sie auf den General richtete, war so flehend, daß dieser die Waffen streckte und sich zu noch einem Versuch bereit erklärte. Frau von Cercy bestand darauf, ihn zu begleiten, um im günstigen Falle gleich bei der Hand zu sein, und so fuhren wir denn alle Vier zusammen nach Heidek's Gefängniß.

Der General stieg aus und hieß uns warten. Nach einer Weile kam er wieder — mit guter Nachricht, wie Madame de Cercy bei dem ersten Blick, den sie auf ihn warf, versicherte. In der That ließ er Elisabeth aussteigen und bot ihr den Arm; ich folgte mit seiner Frau. Wir passirten einen Hof, mehrere Gänge und kamen endlich zu einer Art Kanzleizimmer, wo einige Schreiber ihrer Arbeit oblagen, und der General bedeutete uns, daß wir hier ruhig warten müßten, bis ihm die Meldung würde, daß Heidek's Verhöre beendet sei. Dann werde er es so einrichten, daß wir ihm auf dem Weg zu seinem Gefängnißzimmer begegnen würden. Er machte bemerklich, daß man den Gefangenen nicht anreden dürfe. „Sie werden ihn heute nur sehen und von ihm gesehen werden — für morgen wollen wir trachten, daß Sie ihn auch sprechen dürfen, Fräulein von Orla," sagte der General, als gemeldet wurde, das Verhör sei zu Ende, und die Damen sich rasch erhoben. Jetzt hatte Elisabeth den Arm von Frau von Cercy gefaßt und im Fortschreiten nahm sie den ihr ab und hing ihn an den Arm. Der General ging vor den Damen und ich folgte.

Bald wurden wir Heidek's ansichtig; er kam den langen Gang herauf mit der üblichen Wachbegleitung. Da er die Augen auf den Boden gesenkt hatte, bemerkte er uns nicht sogleich, sondern erst als der nebenhergehende Schließer ihn aufmerksam machte. Da sah er auf und Damen unnerwuthet so nahe erblickend, grüßte er maschinenmäßig. Im selben Moment erkannte er auch Elisabeth. Eine Sekunde sahen sie sich voll in die Augen — dann ging er mit sester Verneigung ruhig weiter, während Elisabeth mit zitternden Knieen sich an die Wand lehnte. Doch währte diese Schwäche nur einen Augenblick, im nächsten bat sie bestimmt um Entschuldigung und erklärte, sich schon erholt zu haben.

„Chère enfant," rief Madame de Cercy, „wozu die Entschuldigung! Sie sind eine Heldin, eine Römerin, eine Spartanerin — ich an Ihrer Stelle wäre ihm um den Hals und dann in Ohnmacht gefallen. Wenn Sie doch nur weinen wollten, aber nein! Sie versuchen mit Ihren blassen Lippen sogar zu lächeln."

Der General hielt Wort und verschaffte Elisabeth wirklich schon des andern Tages die Gelaubniß, einige Worte mit Heidek sprechen zu dürfen. Die Zusammenkunft war nur sehr kurz; einige Tage später jedoch, nachdem Elisabeth und ich nach dem Rathe des Generals bei vielen Personen von Civil und Militär umhergefahren, durften wir täglich eine Stunde lang mit Heidek verkehren, freilich nur in Gegenwart von zwei Soldaten und unter der Bedingung, daß nur französisch gesprochen werden sollte.

Immerhin war dieß eine große Vergünstigung und wir erkannten dieß auch als solche. Von Heidek's persönlichen Erlebnissen konnte natürlich kaum andeutungsweise die Rede sein, und wir erfuhren nichts weiter über seine Verhaftung, als was uns von französischer Seite gesagt wurde: daß er als der Theilnahme an dem von Dörnberg und Katte eingeleiteten Aufstande, der Verbindung mit Schill und so weiter, verdächtig eingezogen und durch Papiere und Zeugen überführt sei; er solche Handlungen und Gesinnung aber auch keinen Augenblick geleugnet habe, wenn auch Weiteres auf ihn nicht herauszubekommen gewesen. Man sprach auch bezüglich der bisherigen Schritte, die wir unternahmen, daß, falls der Gefangene mittheilsamer wäre, die Aussicht auf Gnade wachsen würde, und rieth Elisabeth und mir, ihn dazu zu bewegen, — ein Ansinnen, dem wir nur Schweigen entgegensetzen konnten.

Elisabeth schien eigentlich nur diese eine Stunde des Tages, wo sie mit Heidek sein durfte, zu leben. Da die Gegenwart der Zeugen jeder irgendwie bezüglichen Eingehen auf Verhältnisse und Personen nicht rathsam erscheinen ließ, da dadurch sowohl Heidek wie Andere möglicherweise kompromittirt werden konnten, so wurde das Gespräch nur über solche Gegenstände geführt, die vollkommen unverfänglich waren, und auch da verhinderte die Anwesenheit Fremder jede Gefühlsäußerung. Heidek hatte das erste Mal, da er mit Elisabeth zusammenkam, versucht, sie zu bereden, Magdeburg zu verlassen; aber sie hatte geantwortet, daß er unmöglich glauben könne, sie werde das thun, und dabei blieb es. Jedes bestrebte sich, die vergönnte Zeit bei Besammenkeins in froher, dem Andern wohlthuender Weise verstreichen zu lassen, und ich glaube, sie faßten sich auch Beide dann glücklich. Die Siegen und Niederwerfen Heidek den andern Vormittag wenige Stunden des Tages aufbehalten. Dann brachten sie aber Elisabeth auch schwer und ich zegnete die Gegenwart von Madame de Cercy, deren Freundlichkeit, Güte und lebendige Laune sich mir verlegnete.

Unsern mannigfachen offenen und geheimen Bestrebungen, eine Heidek günstige Stimmung bei seinen Richtern und der Untersuchungskommission zu erzeugen, waren nicht unwirksam geblieben. Der Prozeß gegen ihn, anfänglich sehr hastig und eifrig betrieben, wurde nun viel lässiger ge-

Digitized by Google

führt; ein den Gefangenen sehr gravirendes Schriftstück verschwand aus den Akten und wurde um den Preis von fünfhundert Louisd'ors Elisabeth ausgeliefert, welche es eigenhändig verbrannte. Wie wir später erfahren, wurden dann an an auch die Fragen im Verhör sichtlich schonend gestellt.

Als die Verhöre endlich für beendet erklärt wurden, bewilligte man Heidect auch viel mehr Freiheiten, uns als die Generalin von Wegelieb von Kassel zurückkehrte, wurde auch ihr der Zutritt gestattet. Auch war von da an kein fremder Zeuge mehr gegenwärtig. Frau von Wegelieb war sehr thätig gewesen, aber viel Hoffnung hatte man ihr nicht gegeben, und sie war schwer bekümmert. Obgen Elisabeth sagte sie nichts von ihren Besorgnissen, aber gegen mich sprach sie es aus, daß sie ein unglückliches Ende von Heidect's Prozeß fürchte. General de Cercy zuckte auch die Achseln und sprach auch der unnachsichtlichsten Strenge, die der Kaiser anbefohlen habe.

Und an Beweisen unerbittlicher Strenge fehlte es mir, wohin man auch blickte. Harte, Genausamkeit sogar, Ungerechtigkeit waren an der Tagesordnung. Die Soldaten des Brigant Schill schickte man auf die Galeeren nach Frankreich. — Das Haupt des Helden bewahrte König Jerome in Weingeist und machte sich damit „lustig". Bauern wurden auf bloßen Verdacht hin erschossen.

Heidect selbst war sich der äußersten Gefahr, in der sein Leben schwebte, bewußt, und jetzt, wo vertraute Gespräche möglich, machte er Elisabeth und mir manche Mittheilung über Tisch und Bett, daß wir uns belauert werden sollte, falls er nicht mehr im Stande sein würde, es selbst zu thun. Es waren nur persönliche Dinge, die er ihr und mir vertraute; über die Angelegenheit, für die er Gut und Blut eingesetzt, schwieg er. „Es ist besser so," sagte er; „verdächtig werden Sie Alle werden durch den Verkehr mit mir. Meinen Freund dazu will ich nicht gehen." Sein Testament hatte Heidect auch mir übergeben, daß meinte er, die Feanzosen würden mich wohl der Vollstreckung überheben, da voraussichtlich sein Vermögen lanfsichert würde, wie es auch mit Graf Friedrich's Gütern hätte geschehen sollen. Dieser hatte aber Anstalt getroffen, daß in diesem Falle die Rechte seines Bruders als Erben gewahrt würden, und wirklich wurden sie Walkern zuerkannt.

General von Cercy hielt sich in Magdeburg mit seiner Gemahlin wegen einer Erbschafts- und Vermögensangelegenheit derselben auf. Die Geschäfte waren jedoch nun schon ziemlich abgewickelt und ich glaube, der endliche Abschluß derselben wurde nur darum verzögert, weil Frau von Cercy sich sträubte, den Ort zu verlassen, so lange Elisabeth sich da in so kummervoller Lage befand. Als der General denn einst Tages von seiner Abreise als nahe bevorstehend sprach, ahnte ich, daß über Heidect's Schicksal bereits entschieden worden sei.

Elisabeth, in deren Gegenwart diese Aeußerung geschah, schien sie auch als Vorbereitung einer wichtigen Nachricht zu nehmen, und als der General kurze Zeit darauf mich ersuchte, ihm auf sein Zimmer zu folgen, da er mit mir reden müsse — sah ich, wie sie erbleichte und ihre Blicke ängstlich auf dem General hafteten, bis er mit mir das Zimmer verließ.

Ich hatte mich nicht getäuscht, die Eröffnung, die der General mir machen wollte, bezog sich auf Heidect.

„Und wie lautet sein Urtheil?" fragte ich, als der General nach den einleitenden Worten innehielt.

„Nun, ein eigentliches Urtheil ist nicht gesprochen," erwiderte er, „und Sie können sich Glück dazu wünschen, denn dieses hätte nicht wohl anders als auf den Tod lauten müssen. Da aber ein Hauptbeweisstück, dessen in der Voruntersuchung kurz Erwähnung geschah, sich nicht finden will, und erst wieder neue Nachforschungen darnach gepflogen werden müssen, so wird die Ueberlieferung aufgeschoben und Herr von Heidect nach Frankreich abgeführt und dort in Gewahrsam gehalten.

Ich hatte den Worten des Generals mit großer Spannung gelauscht und mit der halben Hoffnung, daß die Nachricht, die er mir mittheilen wollte, doch vielleicht nicht so schlecht sei; aber was er sagte, traf mich erschütternd. Abführung nach Frankreich war unter solchen Umständen kaum besser als der Tod; ich wußte mich Niemandes zu erinnern, der zurückgekehrt aus französischen Kerker, sa Viele auch darin verschwunden waren. Ich wußte auch, daß diese Nachricht Elisabeth vernichtend treffen werde, weil ihre Vorstellungen von Heidect's Lage als Gefangener in einer französischen Festung nur sehr traurig sein konnten.

„Guter Gott," sagte ich, „wie soll man Fräulein von Orla dieß mittheilen!"

„Das ist's, worüber ich mit Ihnen zu Rathe gehen wollte," sagte der General. „Die Mittheilung muß bald geschehen, denn schon in drei Tagen erfolgt die Abführung Heidect's. Wollen Sie versuchen, die Kunde dauen Fräulein von Orla beizubringen?"

„Nein," sagte ich, „das kann ich nicht thun. Mein Anblick müßte ihr ja sortan verhaßt sein. Mon général, sie liebt Heidect mit aller Kraft ihrer starken Seele."

Während wir uns noch bereiteten, öffnete sich die Thür und Elisabeth trat mit Frau von Cercy herein. Sie war einen schnellen Blick auf unsere bestürzten Gesichter und wandte sich dann an den General. „Ihre Benehmen," sagte sie, „läßt mich muthmaßen, daß etwas von besonderer Wichtigkeit angefallen ist, und Justine bestärkt mich in diesem Glauben. Ist dem so, dann seien Sie barmherzig und machen Sie dieser tödtlichen Ungewißheit ein Ende. Reden Sie! Bielleicht sind meine Befürchtungen schwärzer noch als die Wirklichkeit."

„Parlez, mon ami, parlez," drängte Frau von Cercy, „elle se meurt d'angoisse."

Elisabeth hatte sich in einen Sessel gesetzt und veränderte ihre Stellung nicht, ja bewegte sich kaum, während der General mit schnellen und knzen Worten seinen Bericht machte; er schlug damit, daß der Fall keineswegs hoffnungslos, sorauf sich dann die Richter spräten mit Heidect wieder urtheilen.

„Wo Leben ist, da ist Hoffnung," sagte Frau von Wegelieb, und wir drängten uns Alle um Elisabeth und versuchten ihr Trost zuzusprechen. Sie schien ganz erstarrt und erst als Frau von Cercy, erschreckt über diese steinerne Ruhe, sich ihr weinend an den Hals warf, fingen auch ihre Thränen an zu fließen. Aber es waren nur wenige schwere Tropfen, von denen sie wahl keine Erleichterung ihres Schmerzes spürte. Nach einer Weile bat sie um den Wortlaut des Urtheils und fragte dann, ob es nicht möglich wäre, einen Aufschub zu erlangen? Der General verneinte es, und nun hat sie, ihr die Erlaubniß zu erwirken, den nächsten Tag vom Morgen bis Abend mit Heidect zuzubringen, und zog sich dann auf ihr Zimmer zurück.

Frau von Wegelieb wechselte mit mir ab in der Begleitung Elisabeth's, wenn diese Heidect besuchte; heute war die Reihe an ihr und ich benutzte die freien Stunden, um unsere Abreise von Magdeburg vorzubereiten. Ich glaubte zu wissen, daß Elisabeth nach der Trennung von Heidect wünschen würde, den Ort zu verlassen. Sie sprach dieß auch denselben Abend nach ihrer Rückkehr aus Heidect's Gefängniß aus. Heidect hatte sie zu bestimmen gewußt, einen Tag vor ihm abzureisen; sie hatte es ihm versprechen müssen, und so blieb ihr denn nur noch ein Tag mit ihm zu verleben.

Arme Elisabeth, aemer Engel! Sie hatte nur einen Gedanken: die Bitterkeit des Abschiedes von ihr, von Vaterland und Freiheit, dem Manne, den sie liebte, durch keine Schwäche ihrerseits zu schärfen. Sie weinte nicht und sie klagte nicht, und Heidect's männliche Fassung war nicht größer als die ihrige. Sie nahmen das Abendmahl zusammen und wechselten Ringe, da dieß bis dahin nicht geschehen war. Ich hatte dazu ein paar breite eiserne Reife besorgt, statt der goldenen, da Heidect nicht sicher sein konnte, ob man ihm einen Gegenstand von Werth nicht entziehen würde.

Elisabeth ging diese Nacht nicht zu Bette; so oft ich meine Zimmerthür öffnete, sah ich Licht in der Schwelle ihres großen gegenüber gelegenen Gemachs hervorschimmern. Mir blutete das Herz, wenn ich sie so allein mit ihren bittern Schmerzen dachte. Aber endlich muß Jeder allein mit seinem Leid fertig werden; das innigste Mitgefühl, die besorgteste Liebe sind in den meisten Fällen machtlos. Das empfand ich tief.

Die Dienerschaft sollte mit dem Reisewagen schon Morgens abgehen und an einer bestimmten Station und erwarten; zeitlich früh also begannen schon die Vorbereitungen zur Abreise, aber ohne den Lärm oder die Aufregung, die sonst bei solchen Gelegenheiten herrschen. Die Leute verrichteten ihre Geschäfte still und geräuschlos, und sprachen nur flüsternd zusammen wie bei einem Begräbniß. Der Wirth kam und brachte die letzte Rechnung, und gab noch guten Rath in Betreff des nächsten Nachtquartiers. Als endlich alle Geschäfte abgewickelt, war es mehr als zehn Uhr, und ich ging Elisabeth holen, welche bei Madame de Cercy frühstückte.

Die gute Justine! Sie soh aus, als ob sie die ganze Nacht gewacht hätte; ihre Augen waren roth und die Lider geschwollen. „Ich habe statt ihr geweint," flüsterte sie mir zu, als sie mich begrüßte, auf Elisabeth deutend, welche mit trockenen Augen am Tische saß. Auch hielt wie die Generalin war sie nicht, sondern ein runder rother Fleck brannte auf jeder Wange. Nur über ihre Lippen hatte sie keine Gewalt, die zuckten und zitterten und verriethen die Anstrengung, die es sie kostete, so ruhig und gefaßten zu bleiben.

Ich dankte dem General für alle Freundlichkeit und alle die Dienste, welche er uns erwiesen, ich dankte Frau von Cercy. Frau von Wegelieb verabschiedete sich von ihnen, und jetzt erhob sich auch Elisabeth. Sie reichte dem General die Hand, sie legte die Arme um Justinens Nacken und küßte die schluchzende Frau; doch versuchte sie nicht zu sprechen und dieses Schweigen brach sie auch auf dem Wege in das Gefängniß nicht.

Heidect hatte rücksichtsvoll und in kluger Weise Manches, was er noch zu sagen hatte, auf dieses letzte Zusammensein aufgespart, so daß durch

Digitized by Google

das nothwendige Aufmerken auf die Wünsche, die er noch aussprach, und die Notizen über diese und jene Sache, welche er Elisabeth gab — auf die natürliche Weise von der Welt es ihr sowohl wie ihm ermöglicht wurde, ruhig zu bleiben. Auch war er es, welcher das Zeichen zum Aufbruch und zur Trennung gab.

„Unsere Zeit ist um, Elisabeth," sagte er, als die Mittagsglocken geläutet wurden, „und ich müßte Dir auch nichts mehr zu sagen, als das Eine, daß ich versucht bin immer wieder zu sagen, daß ich Dich liebe, mehr und stärker, als ich jemals Jemand geliebt habe!"

Er zog sie in seine Arme und preßte sie heftig an sich. Ah, dachte ich, wie wird er's vermögen, sie aus seinen Armen zu lassen?

Er vermochte es aber und zurücktretend winkte er mir, Elisabeth fortzuführen. Ich wollte ihr meinen Arm bieten, aber sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht schwach," sagte sie und wandte sich zum Gehen. Au der Schwelle jedoch blieb sie stehen und streckte nochmals die Hand nach Heideck aus. Zum langen, letzten Drucke schlossen sich seine und ihre Hände in einander. „Auf Wiedersehen, Heinrich!" rief sie, indem sie zu lächeln versuchte. — „Auf Wiedersehen!" wiederholte er. Im nächsten Augenblick fiel die Thüre knarrend hinter uns in's Schloß.

IV.

Der Winter verfloß uns still und traurig auf Orla. Elisabeth nahm sich eifrig der Geschäfte an, deren viele durch ihre lange Abwesenheit in Rückstand und in's Stocken gerathen waren. Wir verwunderten uns, wie gut sie ihr Unglück zu tragen vermochte, nur Abbé Lachat schüttelte den Kopf und meinte, dies könne nicht so dauern, solch' übernatürliche Kraft sei dem Menschen nur für kurze Zeit gegeben und sie werde auf einmal zusammenbrechen; wir hofften, es täusche sich, aber er behielt Recht. Nur nicht plötzlich geschah es, sondern ganz langsam und allmälig. Das erste Mal, daß ich eine Veränderung an Elisabeth bemerkte, war am Weihnachtsabend, wo alle Bewohner des Schlosses in der Halle versammelt waren um die großen Christbäume, und, einem alten Gebrauch in der Familie der Orla zufolge, nach dem Weihnachtsevangelium ein Gebet verlesen wurde, darin auch der armen Gefangenen Erwähnung geschah. Elisabeth geriet dabei in ein krampfhaftes Schluchzen, hob erhoben und faßte sie sich bald wieder. Als aber das Frühjahr heraukam und trotz aller Bemühung wir keinerlei Kunde vom Heideck zu erlangen vermochten, verfiel Elisabeth sichtlich und ihre Geistesstärke ließ ebenso nach. Sie kämpfte tapfer und versuchte jeden Tag von Neuem Arbeit und Geschäfte in gewohnter Weise vorzunehmen, aber sie wußte Stück für Stück anderen Händen übergeben; ihr Gedächtniß, ihr Klarheit des Blickes verließ sie immer mehr. Bald tritt sie auch nur mehr kurz und selten aus und endlich gab sie es ganz auf. Halbe Tage lang saß sie am Fenster und schaute auf die Straße in der Richtung nach G., von woher ein Bote mit Nachrichten ihr kommen sollte. Wenn man sie dann ansprach, schien sie sich erst besinnen zu müssen, ehe sie verstand und Antwort zu geben wußte. Die Augen nahmen einen unbeschreiblichen, sehnenden, suchenden Ausdruck an, daß ich mich oft abwenden mußte von dem stummen Ziehen, das in ihnen lag.

Eines Tages kam sie nicht zu Tische — sie fühlte sich schwächer und müder noch wie gewöhnlich und ihre Frauen hatten ihr zugeredet, in ihren Zimmern zu bleiben. Dort lag sie denn auf dem Sopha und nach einigen weiteren Tagen konnte sie auch das Bett nicht mehr verlassen. Sie weigerte sich nicht, die Mittel zu nehmen, welche der Schloßarzt verordnete, aber Wirkung war keine zu spüren, und Doktor Peters verlangte bald, daß ein bresslauer Arzt von großem Ruf zugezogen werde. Er kam auch, blieb einige Tage, beobachtete, stellte seine Fragen und sagte schließlich haßelbe wie Doktor Peters: seine Kunst könne da nichts machen, das sei keine Krankheit, der man zu Leibe gehen könne mit bieser oder jener Arznei — das sei ein leises stetes Dahinschwinden. „Sie wird nicht sterben," sagte er, „sie wird aufhören zu leben. Wie eine Schneeflocke an der Sonne zerrinnt, so vergehen ihre Kräfte."

Im Grunde hatte ich auf diesen Ausspruch vorbereitet sein sollen und in jedem andern Falle wäre ich es auch gewesen — aber hier traf er mich wie ein Donnerschlag.

„Es ist unmöglich, sie kann nicht sterben," rief ich.

„Sie kann nicht leben," wiederholte der Arzt bestimmt. „Wie sollte sie auch? Der ganze Organismus leidet, muß in's Stocken gerathen, wo solche Abspannung sich manifestirt, und die Schwäche ist zu groß, als daß man wagen dürfte, körperliche Reizmittel anzuwenden; das Ende würde dadurch nur beschleunigt werden. Wissen Sie ein moralisches Reizmittel, dann versuchen Sie es in Gottes Namen! Ein Chor, der diese Apathie zu brechen im Stande wäre, könnte vielleicht wohlthätig wirken.

Ich hatte Elisabeth, seit sie das Bett hütete, noch nicht gesehen; jetzt machte ich mich auf, sie zu besuchen. Gleich, augenblicklich wollte ich sie sehen, denn mich ergriff eine Angst, als ob sie in jeder Minute, die ich zögerte, sterben könnte.

In dem langen, mit den Gewehren der von den Herren von Orla erlegten Hirsche verzierten Gang, der zu Elisabeth's Zimmer führte, begegnete ich Frau von Wegelieb; sie hatte ihre Bibel in der Hand und mußte mir nur zu, ohne zu sprechen. Sie sah sehr hart und streng aus, aber ich kannte sie jetzt genug, um eben daraus zu ersehen, wie schmerzlich sie fühle.

Elisabeth's Kammerfrauen ließen mich eintreten. Die Fenster des großen Gemaches und die auf einen Altan führende Thüre standen weit offen. Der Duft der Blumen drang mit der milden Luft des schönen Sommertages herein, in den Linden draußen zwitscherten die Vögel, und der Sonnenschein legte sich golden über die Gegend. Elisabeth schien aber alles Das nicht zu achten. Still und regungslos lag sie in dem Bette, dessen weiße Vorhänge zurückgeschlagen waren; die Augen hatte sie geradaus gerichtet, aber nicht in die Welt blickte sie hinaus, sondern weit über alles Irdische hinweg schien diese Augen, die im Gegensatz zu früher so ruhig und unirdisch blichen.

Elisabeth schien mich nicht zu bemerken und mich überfiel plötzlich eine Scheu, diese Ruhe zu stören und sie anzureden; aber ich schüttelte sie ab. „Elisabeth," sagte ich, „Elisabeth!" und langsam wandten sich mir die Augen zu, aber immer noch mit dem fremdartigen Blick. „Elisabeth," und es war das erste Mal, daß ich Du zu ihr sagte, „wann wirst Du genesen? Gräme Dich nicht so, ergib Dich doch in den Willen Gottes!"

Sie schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie: „Ich sehne mich nicht dagegen auf, ich bin ganz ergeben. Der Kampf des Lebens ist vorüber!"

Ja so schien es — aber mit dem Widerstand hörte auch das Leben selbst auf.

Ich begann wieder: „Elisabeth, Du lässest Dich sterben — und wenn Heideck zurückkommt, findet er nur Dein Grab."

Sie bewegte leise das Haupt. „Heideck wird nicht zurückkehren," sagte sie. „Er ist todt, sie haben ihn zu Magdeburg erschossen, darum drangen er und Alle auf meine Abreise."

Ich erschrak. Konnte sie wohl Recht haben? Unmöglich war es nicht, manchertei Umstände, die mir jetzt einfielen, schienen es zu bestätigen, schienen ihr Fühle mich gewaltsam und sagte: „Nein, er ist nicht todt, dieß ist eine thörichte Einbildung; er wird zurückkehren und was sollen wir ihm dann sagen? Daß Du nicht stark genug warst, in der Prüfung auszuhalten, daß Du sein Leben aufs dem Spiele gesetzt —"

„Zeig!"

Es war ein anderer Ton, mit dem sie das Wort aussprach.

„Du seige, weil es Dir zu schwer ward. Wenn Du jetzt stirbst, bist Du nicht Die, für die Heideck Dich gehalten. Er hatte den Muth und die Kraft, Alles, das größte irdische Glück, dem Vaterland zu opfern. Er that, was er für Pflicht hielt zu thun, und als es mißlang, ja, als er sah, daß es ein unpflicht Opfer gewesen, ergab er sich auch darein. Elisabeth, es kann nichts mehr thun, aber Du kannst noch leiden und schaffen, und darfst die Hand nicht vom Werke thun. Halt Du bedacht, was mit dem großen Besitz geschehen soll, den Dein Oheim Dir hinterlassen! Daß das Wohl und Wehe von Vielen in Deine Hand gegeben? An wen werden die Güter übergehen, wenn Du todt bist? Graf Hillebohsen ist ein verbannter Flüchtling — Walter ein kränklicher Knabe — mehr noch: ein Unterthan des Feindes. Und wer weiß noch, ob die Erbschaft ihm zufällt; ob nicht hieher Pflichten dereinst, die unfangsk auf Dir gelastet ist, es möglich macht, sie sich zuzusprechen zu lassen. In Deiner Hand liegen Mittel, viel zu thun, aber Du siehst sie weg vom Pflüge; Du, die Du auch Samen der Zukunft streuen könntest, Du geberdest Dich wie ein schwaches Weib. Pfui, Elisabeth!"

Elisabeth hatte mehrmals versucht, mich zu unterbrechen, aber ich hatte es nicht gelitten. Je mehr Ueberwindung es mich kostete, so zu sprechen, um so schärfer klangen meine Worte.

„Heideck wird zurückkehren," fuhr ich fort, „und man wird ihm sagen: Sieh', sie war Deiner nicht würdig."

„Vetter Michael!" schrie Elisabeth jetzt auf — sie wollte sich aufrichten, fiel aber ohnmächtig zurück.

Viele, viele Tage verzweifelten die Aerzte faß an Elisabeth's Leben, trotzdem sie jetzt eine wirkliche Krankheit zu bekämpfen hatten — und ich ging unher und zählte, wie ein Mbdeke fühlen mag. Endlich aber brach sich die Gewalt der Krankheit, wir begannen eine zitternde Hoffnung zu hegen, welche jeder folgende Tag verstärkte, bis endlich vollkommene Genesung eintrat. Als Elisabeth das erste Mal ihr Zimmer verließ, war es mein Arm, der sie stützte; sie hatte es so verlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Hütte am Iltishag.

Von

Eduard Oſenbrüggen.*)

Nicht weit von Stein ſteht auf einem Bergvorſprung eine Alphütte, die mir nicht aufgefallen wäre, wenn ſich daran nicht eine Geſchichte knüpfte, die mich in hohem Grade intereſſirten mußte. Das Lokal heißt Iltishag und mag wohl dem darin beſchäftigten Geiſter ſeinen Namen verdanken. Für Menſchen iſt ſie im Winter unwohnlich, hat aber doch einmal in kälteſter Jahreszeit als Familienwohnung dienen müſſen, und das iſt ein Stück der Geſchichte.

In der Gegend lebte ein junger Mann mit Namen Boxler als Keſſelflicker. Er hatte zu einem andern Beruf die Fähigkeit gehabt, aber er machten ihn die Umſtände, wie es ſo oft der Fall iſt, auch nicht Selbſtbeſtimmung zu dieſer Hantierung geführt haben, welche weder einträglich iſt, noch auch ſehr geeignet, zu einem geregelten Leben hinzuleiten. Um dem unſtäten Treiben ein Gegengewicht zu geben, wollte Boxler ſich einen Hausſtand gründen, und fand auch ein Mädchen, das ſeine Liebe erwiderte; aber der ehelichen Vereinigung ſtellten ſich in ſeiner Heimatsgemeinde Hinderniſſe entgegen, denn die Verlobten waren arm und es war Ausſicht, daß die Ehe reicher an Kindern als an Glücksgütern werden würde, und die Geſahr, daß der Gemeinde eine Laſt zufallen könnte, war entſchieden. Als die Heirathsbewilligung von der Gemeinde verweigert war, rekurrirte Boxler an die Kantonsregierung, aber ohne Erfolg. Das konnte die beiden Leute nicht beſtimmen, von einander zu laſſen, denn die Lebensgemeinſchaft war ſeit geſchloſſen und ſetzte ſich nun in einer wilden Ehe fort. Dadurch liebte ihnen und den raſch nach einander geborenen Kindern ein Makel an, der es ihnen bald unmöglich machte, einen feſten Wohnſitz zu behaupten. Sie führten ein Zigeunerleben, aber ihre Hand in Hand ging es nun doch ziemlich gut, denn man hat den braunen Volk anzunehmen pflegt. Oft, bald die bald da, ſah man, wenn die Nacht angebrochen war, im Walde ein kleines Feuer, und da wußte man, daß die Boxlers dort ihre Lagerſtatt für die Nacht gewählt hatten, und man ließ ihnen dieſe Freiheit, die ja keiner Gemeinde Koſten verurſachte. Kam für die junge Frau die ſchwere Zeit des Wochenbetts, ſo hatte ſie zwar kein Bett, aber in einer unbewohnten Heuſcheuer lag ſie im Trager, und hatte ſie auch für ihr Kindchen keine Wiege, ſo wurde ihr Schooß zur Wiege, und auch das blutende Mutterherz hat noch ein Wiegenlied. Oft kam ihnen der Wunſch, nach Amerika auszuwandern, um durch ihre Arbeitskraft ſich ein menſchenwürdiges Daſein zu bereiten, ſtatt hier in der Heimat wie die Thiere des Waldes zu leben; aber zur Auswanderung bedurfte es des Reiſegeldes, und die Heimatsgemeinde ſah ſich, in Erwägung ſeines leichtſinnigen und unmoraliſchen Lebens im Konkubinat, nicht veranlaßt, die helfende Hand zu reichen, die auch von andern, makelloſen Armen begehrt wurde. Boxler kam wieder darum ein, man möge ihm denn wenigſtens die Heirathsbewilligung geben, es könne ihm doch Niemand etwas Strafwürdiges vorwerfen, er könne und wolle arbeiten und er habe noch Niemand angebettelt; gute Leute hätten ſeinen hungernden Kindern wohl hinweilen ein Stück Brod gegeben, aber das Betteln ſei den Kindern durchaus verboten. Das Geſuch wurde wieder abgewieſen, wie der Rekurs an die Regierung. Mittlerweile war die Zahl der Kinder auf fünf angewachſen und es kam ein harter Winter, der im Oberoggenburg oft recht lange anhält. Die Boxlers hatten, ohne zu fragen, aber, wie ſie glaubten, nach naturrechtlicher Befugniß, ſich in jener Hütte am Iltishag einquartiert, welche feſt genug ſchien, um den Winterſtürmen Stand zu halten, denn die Bretterwand war mit einem Schneewall umgeben und das Dach war mit Steinen beſchwert. Vorſorglich hatten die Frau und die beiden älteſten Kinder, während der Mann auf Verdienſt ausgegangen war, noch vor dem großen Schneefall im Walde Holz aufgeleſen, um kochen zu können, wenn ſie etwas zu kochen hätten. Feuerung für den Ofen war nicht nöthig, denn es fand ſich kein Ofen in der Hütte. Wenn ein Vater von einer Reiſe zurückkehrt und von den Kindern erſchaut wird, ſo rennen ſie ihm entgegen und fragen, ob er ihnen etwas mitgebracht habe; die Kleinen rechnen auf einen Lederbiſſen in irgend einer Form, und die Freude im Hauſe iſt groß. Als Boxler eines Tages von einem Rundgang heimkehrte, wurde er auch von ſeinen Kindern erſchaut, die beiden älteſten rannten baarbeinig und haarhäuptig durch den Schnee abwärts ihm entgegen und fragten auch nach Lederbiſſen, denn alles Eſſbare war ihnen Lederbiſſen und ſie waren ſehr hungrig. Aber obwohl die nun eintretende Kälte den Hunger ſchärfte, mußte mit dem Proviant ſehr geſpart werden, und die täglichen Rationen wurden allmälig winzig klein. Da hörte der Eigenthümer des Iltishages vom Aufenthalt der Keſſelflickerfamilie in ſeiner Hütte, und obgleich ein Weg hinauf nicht mehr exiſtirte, machte er ſich doch dahin auf, denn man hatte ihm geſagt, er thue gut, die Leute herauszutreiben, da das Bretterhaus, welches ja keinen Rauchfang habe und leicht Feuer fangen könne, gewiß einmal abbrennen würde. Als er aber oben anlam, dachte er nicht mehr daran, die Inſaſſen der Hütte herauszutreiben, denn ein ſolches Elend einer Familie hatte er noch nicht geſehen; er kann vielmehr darüber nach, wie da zu helfen ſei, und ging geradenwegs zum Pfarrer der verſtorbenen Kirche in Alt-St. Johann, von dem er wußte, daß ihn ſolche Noth erbarmen würde. Der Pfarrer J. hatte zwar im erſten Augenblick Bedenken, ſich einzumiſchen, da die Boxlers als Katholiken nicht zu ſeiner Pfarrgemeinde gehörten, aber er zögerte auch nur einen Augenblick, im nächſten ſtand er bereit, zur Augenſcheinnahme auf den Iltishag zu ſchreiten. Sein Beruf führte ihn oft über Schnee und Eis in die Höhe, und er iſt auch ſonſt ein gewaltiger Bergſteiger, dem die Erſteigung des nahen Säntis eine Kleinigkeit iſt. Als er zu der Alphütte heraufam, trat ihm Boxler an der Thür entgegen, die Frau und die Kinder kauerten im Innern zuſammen, bedeckt mit allen Lumpen, die noch etwas Wärme geben konnten. Und da erbarmte es den wärmſten Mann, und wie er thatkräftig war im Bergſteigen, ſo war er es auch in der Seelſorge, die es hier nicht bei Worten bewenden laſſen konnte. Er ſorgte, daß der dringendſten Lebensnoth abgeholfen wurde, und als er in ſein Pfarrhaus zurückgekommen war, ſetzte er eine Eingabe an die Regierung von St. Gallen auf, ſchilderte in kräftigen Zügen den Sachverhalt und betonte, wenn je der Satz Wahrheit habe, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen würden, ſo ſei es hier der Fall, wo zwei Leute in der bitterſten Noth treu zu einander gehalten hätten. Die Eingabe wirkte, die Ehebewilligung wurde von hoher Stelle ertheilt. Aber der gute Pfarrer ging weiter, er veranſtaltete eine Kollekte für die nunmehr legitimirte Familie Boxler, gab ſelbſt den erſten Beitrag und brachte 800 Franken zuſammen. Die Boxlers ſollen in ihr urſprüngliches Rheinthal gezogen ſein; wie es ihnen in dem neuerwachten Leben ergangen, habe ich nicht erfahren, aber in Alt-St. Johann ging ich in das Pfarrhaus, um einem Mann die Hand zu drücken zum Zeichen meiner Verehrung, die nicht zu Worten kommen konnte, denn ich hatte einen Mann der That vor mir, der kein Weſen machte aus dem, was er nur für ſeine Pflicht hielt.

*) Wir entnehmen dieſe kleine Geſchichte dem trefflichen „Wanderbuchen aus der Schweiz“, von welchen wir eben einen dritten Band erhalten. Intereſſant iſt, wie dieſe Geſchichte in ihren Grundzügen mit einer andern aus den tyroler Bergen zuſammentrifft, welche Herm. Schmid einer Preisbewerbung zu Grunde gelegt.

Rösselsprung.

kann	der	spaz	dem	Ba-	und	wie	der
die	mit	gen	ſpi	zus	ner	hirn	
bild's	ge-	ſtu	chen	ſuche	chen	kopf	ſteh
ger	auf	ſe	ends	une	ſpren	im	wels
wäs	ab	bren	ſen	kopf	ſe	wäge	bed
chen	wie	re	wuchs	chen	wald	gu	ſchwer
b	ſo	wun	gern	ſtehn	gern	buſch	lich
der	manns	a	und	und	ihn	in	ſanz

Auflöſung des Rösselſprungs Seite 168:

Unterländer Heimweh.

3. Kalt iſt's im Oberland,
Drunten iſt's warm;
Oben ſind d'Leut' ſo reich,
D'Herzen ſind gar net weich.
Bſchaut mi net freundlich an,
Verdet net warm.

4. Aber da unten umm,
Da ſind d'Leut' arm,
Aber ſo fred und frei
Und in der Liebe treu;
Drum ſind im Unterland
D'Herzen ſind warm.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illuſtrirte Welt.

Zwanzigſter Jahrgang. № 19. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **Dan Devall.**

(Fortſetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Mengden ritt in den nächſten Tagen beinahe alle Morgen mit ſeinem General hinaus, um zu rekognoszíren oder Inſpektionen abzuhalten. Der alte Herr war ausnehmend freundlich und geſprächig zu ſeinem Adjutanten, ganz wider ſeine ſonſtigen Gewohnheiten, er fand offenbar Gefallen an ihm, und während er früher meiſt ſeinen erſten Adjutanten zu ſolchen Ausflügen mitgenommen hatte, überließ er dieſem allmälig immer mehr die Bureauarbeiten und hielt Mengden um ſeine Perſon.

Zwei- oder dreimal in der folgenden Zeit mußte dieſer gefährliche und längere Ritte unternehmen, um Depeſchen von beſonderer Wichtigkeit an einzelne Befehlshaber zu befördern. — Es geſchah dieß zum nicht geringen Aerger und Kummer der ſchönen Gräfin, während ſich Mengden wie froher fühlte, als im Sattel und fünfzig gut beritene Koſaken hinter ſich; bis dahin hatte übrigens der Offizier nur Beſchwerden, aber keinerlei Gefahren zu beſtehen gehabt.

*

Es war in der Mitte des März, als Mincia eines Tages mit rothgeweinten Augen in ihrem Stübchen am Fenſter ſaß und kummervoll in den grauen Regentag hineinſtarrte.

Wenn ſie eine Weile ſo brütend in ihrem Schmerze geſeſſen hatte,

Eine große Dame. Der Wagen hielt vor einer kleinen, **ziemlich** Kutſchenspannung. Originalzeichnung von G. Bartſch. (S. 293.)

Digitized by Google

dann hob sich ihr Busen und neue Thränen stürzten unaufhaltsam heraus und tropften auf ihre Hände und ihren Schooß.

Ach, Mincia war sehr unglücklich und bekümmert!

Ein Brief von der Hand ihres Geliebten hatte sie in die äußerste Bestürzung versetzt, derselbe lag jetzt offen auf dem Fensterbrett neben ihr und enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Theuerste Mincia!

„Was ich längst vorausſah, iſt nun ſchneller eingetroffen, als ich es erwartete. Die unſeligſten aller Zerwürfniſſe gefährden meine Sicherheit und binden mir die Hände. Ich gehe auf einige Wochen, wohin ich Dir gelagt habe, und hoffe heute Abend ſchon in Sicherheit zu ſein. Ich laſſe Dich allein — hoffentlich nur auf eine kurze Weile. Morgen ſchreibe ich Dir ein Näheres. — Ich kann mich abreiſen, ohne Dich in Gedanken wenigſtens tauſendmal zu küſſen und zu ſegnen, da die Zeit, welche drängt, zu kurz gemeſſen iſt, um Dir perſönlich Lebewohl zu ſagen, oder vielmehr auf Wiederſehen! Ewig Dein St."

Dieſen Brief hatte ihr am Morgen der Portier gebracht, und ſeitdem ſaß Mincia in Thränen. Das arme Geſchöpf! Mit einem Herzen voll Frohſinn geboren, mit allen Mitteln, glücklich zu ſein und Andere zu beglücken, verdammte ſie ein grauſames Geſchick dazu, eine der ſchwerſten Bürden zu tragen, die je einem Weibe zugemuthet wurde. —

Gegen Mittag hörte ſich der Himmel auf und Mincia verließ das Schloß. Sie ſchritt lebhaft die Gaſſen hinab, mit herabgeſlochtenen Schleier, und bemerkte ſo Niemanden nicht, welcher ihr entgegenkam.

„Ah, Mademoiſelle — gelingt es mir endlich einmal, Ihrer habhaft zu werden!" redete er ſie gut gelaunt an.

Mincia wandte ihm ihr großes, von Thränen feuchtes Auge zu und ſchaute ihn mit einem Blick an, ſo voll Schmerz, daß er ihm bis tief in die Seele drang.

„Was iſt Ihnen? — Haben Sie Kummer?" frug er, ſeinen Ton ſogleich umſtimmend, voller Theilnahme.

„Ich habe ſehr großen Kummer," antwortete das Mädchen traurig.

„Kann ich Ihnen irgendwie beiſtehen, Mincia? Sie wiſſen, ich war ja einſt Ihr Sklave," fuhr er gutmüthig fort.

„Nein — ach nein! O bitte, laſſen Sie mich gehen! Ich habe Eile."

„Verzeihung — es ſchmerzt mich, Sie leiden zu ſehen —"

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Baron," ſprach Mincia mit einem Blicke der Erkenntlichkeit und ging weiter.

„Armes Kind!" murmelte Mengden — „was mag ihr nur fehlen? Ich verlar ſie ganz aus den Augen und dem Gedächtniſſe ſeit jenem Abende. — Schade drum — ſie iſt ſo ſchön und voll Feuer und Geiſt! Welche Schickſale brachten ſie nur in das Haus Alexandrow's — und in eine dienende Stellung; ſie würde, in ſchöne Kleider geſteckt, eine Zierde eines jeden Zirkels ſein!"

Mincia hatte mittlerweile die Wohnung erreicht; ſie fand dort den alten Jan bei der Motta. Beide ſaßen niedergedrückt am warmen Ofen und tranken Kaffee. Von ihnen erfuhr ſie Folgendes: Als Stephan am Abende vorher zu Hauſe gekommen war, hatte er einen Brief vorgefunden, welcher ihn offenbar in große Aufregung verſetzte. Er war lange Zeit allein, mit ſich ſelbſt redend, im Zimmer herumgegangen, dann hatte er Jan befohlen, ihm Kleider und Wäſche einzupacken, da es nothwendig für einige Tage verreiſen müſſe.

Er habe dann beinahe die ganze Nacht wachgeſeſſen und geſchrieben, auch habe er eine Menge Papiere verbrannt. Gegen Morgen habe er ſich endlich ein wenig niedergelegt und ſei dann mit dem Schnellzuge in der Richtung nach Thorn abgereiſt.

„Und hat er nichts hinterlaſſen?" frug Mincia aufgeregt, „nicht wo er hingeht, nicht wann er wiederkehet?"

„Nichts," erwiederte der Alte. „Er gab mir nur die Briefe zu belangen und befahl mir, das Haus feſt zuzuhalten und Alten, die nachfragen ſollten, zu ſagen, er ſei auf einige Zeit verreiſt."

Mincia ging auf Stephan's Zimmer und durchſuchte daſſelbe mit ängſtlicher Haſt, ob ſie vielleicht irgend eine Spur von dem entdecken könnte, was des Geliebten Abreiſe ſo ſeltſam beſchleunigt hatte, aber ſie bemühte ſich vergebend.

Endlich ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb einen langen Brief voll zärtlicher Vorwürfe, welchen ſie in einen andern an ihre Mutter einſchloß.

Nachdem ſie ſo ihren Empfindungen Luft gemacht hatte, fand ſie den Muth, in das Palais zurückzukehren.

Sie wartete den nächſten und den zweiten Tag vergeblich auf eine Nachricht; erſt am dritten Abend bekam ſie einen Brief. Er lautete:

„Ihre Mincia!

„Ich bin glücklich auf preußiſchem Grund und Boden. Dank ſei es dem Paſſe des liebenswürdigen Barons, angelommen. Ich beabſichtige morgen in aller Frühe zu Taczanowski aufzubrechen, welcher bei Pyſtern, unmittelbar an der Grenze, ſteht; dorthin kann mich eine unaufſchiebbare Verpflichtung.

„Wir Alle ſtehen in Gottes Hut, mein geliebtes Mädchen, und unſere Geſchicke, ob hell aber dunkel, kommen aus ſeiner Hand, darum ängſtige und beſorge Dich nicht um mich und hoffe allezeit das Beſte.

„Es könnte leicht ſein, daß es mir in den nächſten Tagen unmöglich wäre, Dir wieder Nachricht zu geben — ſollte ich länger wie acht Tage nichts von mir hören laſſen, dann reiſe nach Poſen zur Mutter, dort erfahre Du Näheres aus mir.

„Ich bin vielleicht nur wenig dazu geſchaffen, ein Weib zu beglücken, noch gar ein Mädchen von Deiner Schönheit, Deiner Güte und Vortrefflichkeit; aber deſſen ſei gewiß, Mincia — niemals, ſo lange ich Dich kenne, hat eines andern Weibes Angeſicht ſich in dem Spiegel meiner Seele beſchaut. — Dich küſſe und Dich ſegne ich mit meinem reichſten Segen.

„Gott gebe uns ein fröhliches Wiederſehen!

Dein Stephan."

Anſtatt durch dieſe ſo heiß erſehnte Nachricht über das Geſchick ihres Geliebten beruhigt zu werden, erhöhte dieſelbe nur noch ihre qualende Unruhe und verſetzte ſie in einen faſt unerträglichen Zuſtand von Seelenangſt. Ihre Phantaſie war nur zu geſchäftig, ſich die ſchrecklichſten Bilder auszumalen, der Schlaf floh ihr Lager — Tag und Nacht ſtehte ſie zu Gott um Erlöſung aus dieſer Pein.

Endlich kam ſie zu dem Entſchluſſe, Mengden um einen zweiten Paß für ſich ſelbſt zu bitten, ſich bei der Grafin einen Urlaub zu nehmen und ſo ſchnell wie möglich nach Poſen zu eilen, obgleich dieß gegen Bobrowski's Befehl ging.

Gedacht, gethan. Sie beſah ſich in dem Spiegel, glättete ihr Haar und wuſch ſich die Augen mit kaltem Waſſer, dann ſtieg ſie langſam die Treppe hinauf und bat den Bedienten, ſie der Gräfin zu melden.

„Ich darf Niemand hineinlaſſen, Fräulein," erwiederte dieſer flüſternd, „die gnädige Frau liegt auf dem Sopha mit ganz verweinten Augen."

„O — das bedaure ich! — Was iſt ihr denn widerfahren?" ſprach Mincia, einen Augenblick ihr eigenes Leid vergeſſend.

„Ich weiß es ſelbſt nicht genau," erwiederte Jener achſelzuckend, — „ſie ſagen, ſie hätte heute Mittag eine unangenehme Nachricht bekommen, und ſeit der Zeit iſt ſie ſo."

„Sie tolle!" murmelte Mincia, — „haben Sie Anuſcha nicht geſehen, Pierre?" frug ſie dann laut.

„Sie iſt hier drüben im Garderobenzimmer — gehen Sie nur hinein," verſetzte dieſer.

Mincia fand die Amme in einer troſtloſen Stimmung und mehr wie je in der Nothwendigkeit, ſich mitzutheilen.

„Ach — gut, daß Sie kommen, Herzchen!" — Damit watſchelte ſie der Wöchnerinnenthron entgegen — „denken Sie ſich meinen Kummer — da liegt mein Liebling, meine Seele, da drüben im Zimmer und weint und ſtößt ſelbſt mich von ſich, can deren Bruſt ſie gekrunken — a, alle Heiligen und mein Schutzpatron, wo ſoll das hinaus?" —

„Mein Gott, was hat es denn gegeben?" rief Mincia ganz erſchroken, obwohl ſie die exaltirte Weiſe der Amme hinlänglich kannte.

„Ach — ich ſollte es eigentlich Niemanden ſagen, denn ein jeder Menſch hat nun einmal ſeine Geheimniſſe, aber Sie ſind ja eine aernünftige Perſon, nicht ſo ſchwatzhaft und neugierig, als die Anderen — Ihnen kann ich's wohl ſagen: Denken Sie ſich — unſer Baron ſoll morgen eine große Reiſe machen, an die preußiſche Grenze, durch alle die blutgierigen Polen und Mordbrenner da draußen in den Wäldern, der arme, ſchöne junge Mann, denken Sie ſich! — O, ich weiß, wer ihm das eindrockt, wer aar Eifersucht brennde plagen will, auch die Alexandra Paulowna weiß es gut genug, aber was hilft's! — Und wenn ihm was paſſirte! — Ach, wir überleben das nicht, ſo ein prächtiger Menſch, und ich bringe hinzuzugen bei dieſem Wetter!"

Mincia horchte hoch auf — ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ſie, ſie hörte weiter nichts von dem Geſchwätz der Alten, als die Worte: „Mengden reiſt an die preußiſche Grenze," mehr brauchte ſie nicht zu wiſſen. „Gott ſei Dank!" murmelte ſie, ihr Entſchluß war gefaßt.

Geſchickt begann ſie die Amme immer mehr zum Sprechen zu bringen und erfuhr durch jene, daß der Adjutant mit wichtigen Depeſchen zum General Brunner beordert war, und daß er ſich bei der Länge des Weges nicht eines Pferdes, ſondern einer Kutſcherbrüſke bedienen würde, eines kleinen Fahrzeuges mit Federn von Holz und ſtarken Rädern. Die Generalin hatte nicht den Muth gehabt, ihrem Gemahl um Gegenbefehl zu bitten, eine ſolche Bitte hätte ja Alles verrathen, und ſo lag ſie nun weinend vor Zorn und Schmerz, daß man ihr ihr liebſtes Spielzeug zu rauben wagte, und wünſchte Meeresgeſpann alles Böſe, denn ſie wußte trog ihrer Abgeſchiedenheit, von wem ſolche Anordnungen ausgingen.

Die Fragen wegen der Reiſeroute des Adjutanten und wo der General Brunner kommandire, vermochte die unwiſſende Amme nicht zu beantworten. Als Mincia eine halbe Stunde ſpäter wieder ihr Zimmer betrat, war ſie feſt entſchloſſen. Sie ſchrieb zwei Briefe, einen an Meng-

Digitized by Google

den, einen an die Generalin, und ging dann aus, um Jan aufzusuchen.

Spät am Abend fuhr auch die Gräfin aus zur Generalin Banjukoff.

„O meine beste, theuerste Freundin!“ empfing sie diese mit ausgebreiteten Armen, „ich habe mit Bedauern vernommen, was unserem jungen Freunde bevorsteht, er ist bereits seit zehn Minuten im Salon — kommen Sie! Er zählt die Augenblicke und schmachtet nach Ihrem Anblicke!“

Die Gräfin nahm sich nicht einmal die Zeit, um abzulegen.

„Ist er allein?“ frug sie hastig, und als die Generalin dies bejahte, eilte sie in's Zimmer.

„Georg — mein geliebter, mein theurer Freund!“ rief sie außer sich und schlang ihre Arme um den Nacken des jungen Mannes — „man will Dich mir rauben — ich ertrage es nicht!“ — Seine Antwort erstickte sie mit ihren glühenden Küssen. Sie sog ihn dann auf einen Sessel nieder, und immer noch in Hut und Mantel, kniete sie neben ihm auf den Teppich und barg ihr Haupt in seinem Schooße.

Mengden, hingerissen von dieser plötzlichen Glut und Heftigkeit der Empfindungen der jungen, reizenden Frau, gerieth in eine süße Verwirrung — zum ersten Male, überwältigt von so viel Zärtlichkeit und Gefühl, glaubte er die Gräfin wirklich zu lieben und erschöpfte sich in beredten Worten und feurigen Betheurungen.

„Ich bitte Dich — beruhige Dich, Alexandra!“ — sprach er, seine Lippen auf ihre Augen pressend, die so sprechend und thränenfeucht zu ihm aufblickten — „o meine nicht, Geliebte — flechte nichts, wenn Deine heißen Lippen für mich beten, so bin ich gerettet gegen jede Gefahr. — In spätestens drei oder vier Tagen hoffe ich gesund zurückzukehren!“

„Ich kann — ich will Dich nicht von mir lassen — ich mag ohne Dich nicht eine Stunde lang leben — ich ertrage es nicht!“ — schluchzte die Gräfin.

Mengden nahm ihr den Hut ab und öffnete die Halen des Mantels. Die Gräfin hatte nicht Zeit gehabt, Toilette zu machen in ihrem Schmerze, sie war in einem jener Kleider von persischer Seide, ohne alle engenden Fesseln, ein einfacher Gürtel umspannte ihre feine, biegsame Taille.

Er hob sie empor und führte sie zum Divan.

Seinen Worten und Liebkosungen gelang es endlich, Alexandra zu beruhigen. Sie begann zu sprechen und Pläne zu spinnen für die Zukunft. Sie entwarf tausend Projekte, wie sie es verhindern könnte, jemals von Mengden wieder getrennt zu werden, dann folgten wieder jene stürmischen Umarmungen und Küsse, die dem Geliebten beinahe den Verstand raubten.

Dieses Weib hatte eine Seele von Feuer und einen Körper von Stahl.

Noch einer Stunde etwa klopfte die Generalin Banjukoff leise an die Thür und mahnte zum Aufbruch.

Alexandra vermochte nicht sich loszureißen, und nur das Versprechen Mengden's, sie noch einmal vor der Abreise zu sehen, konnte sie endlich bewogen, in den Wagen zu steigen.

Während sie davonfuhr, ging Mengden langsam, noch ganz benommen und träumerisch dem Palaste zu.

Gegen elf Uhr betrat er sein Zimmer.

Mincia in fieberhafter Ungeduld saß oben an ihrem Fenster und erwartete ihn. Als das Licht der Lampe seine Vorhänge erhellte, athmete sie erleichtert auf. Sie hatte lurz vorher den Wagen der Gräfin ankommen sehen und ahnte Alles.

Mengden fand auf seinem Tische den Brief der Geliebten Stephan Bobrowski's.

Anfangs las er nur die Adresse und legte ihn gleichgültig wieder aus der Hand, ohne ihn zu öffnen. Aufgeregt ging er im Zimmer umher, noch schwelgend in der Erinnerung an die seligen Minuten — sein Glück dünkte ihn übergroß — er glaubte dessen nicht werth zu sein und seine Lippen murmelten den Namen Alexandra's unzählige Male.

Allmälig aber kühlte sich sein erregtes Blut mehr und mehr ab und seine Brust schlugen weniger heftig.

Zufällig lenkten seine Augen noch einmal auf das ungeöffnete Billet, dabei erinnerte er sich der letzten Begegnung mit dem hübschen Mädchen, sein Mitgefühl wurde rege — er erbrach das Siegel und las.

Während er dies that, prägte sich Staunen und eine keinesweges freudige Ueberraschung in seinen Mienen immer deutlicher aus.

„Sie muß mich sprechen — sie bittet mich, meine Thüre vor Mitternacht nicht zu schließen — sie will auf mein Zimmer kommen! — Was bedeutet das?!“ — unwillkürlich schüttelnd. — „Sie beschwört mich bei der Liebe meiner Mutter! — Das ist stark — eine ganz neue Ueberraschung — was mag sie nur von mir wollen — ist denn nur dieses ganze Schloß hier verhext!?“ —

Er klingelte seinem Diener und befahl ihm, schlafen zu gehen, dann setzte er sich in einen bequemen Lehnstuhl und dachte nach. Sein Hund kam heran und legte vertraulich den Kopf auf sein Knie, er streichelte ihm mechanisch das zottige Fell.

Plötzlich wandte das kluge Thier sich nach der Thüre und knurrte leise — Mengden schaute auf, gleich darauf klopfte es. Auf sein „Herein!“ öffnete sich die Thüre und zögernd überlaut Mincia die Schwelle des Zimmers.

Offenbar lohete sie dieß einen großen Entschluß, ihr Gesicht war bleich, ihr Auge unnatürlich weit geöffnet und starr, sie hatte fast das Aussehen, als wandelte sie im Schlafe.

Mengden erhob sich und trat ihr entgegen — ihm entging der aufgeregte Zustand des Mädchens keineswegs, er schloß die Thüre hinter ihr und bat sie, Platz zu nehmen — er reichte ihr die Hand — mechanisch legte sie die ihre hinein, — sie war kalt wie Eis.

„Ich fand Ihre Zeilen erst soeben, als ich nach Hand zurückkehrte; es ist gewiß etwas sehr Wichtiges, welches Sie veranlaßte, mir dieselben zu schreiben — womit kann ich Ihnen dienen?“ — sprach der Baron, seine Blicke aufmunternd auf der zitternden Mincia ruhen lassend.

Diese rang eine Weile mit sich selbst, ehe sie ihrer Unruhe und Beklemmung Herr wurde — ihr Busen hob und senkte sich krampfhaft, ihre Wangen wechselten einige Male schnell die Farbe — endlich vermochte sie es, Mengden anzuschauen. Ihr Blick war so voll Weh und Scham zugleich, daß Zetter sich im tiefsten Herzen davon gerührt fühlte.

„Was fehlt Ihnen, Fräulein Mincia?“ sprach er mit jener Herzlichkeit und Wärme, welche den Hauptreiz seines Gemüthes bildeten. — „Sprechen Sie sich aus, Sie sind bei einem Freunde. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ach, Herr Baron, — ich muß Sie noch einmal — hoffentlich zum letzten Male, mit einer Bitte belästigen!“ begann Mincia endlich, und Thränen überfluteten ihr Gesicht. — „Wie viel mir an der Erfüllung derselben liegt, das vermessen Sie an dem ungewöhnlichen Schritte, der mich zu Ihnen führet.“

Mengden ergriff auf's Neue die kleine Hand des Mädchens und drückte sie mit aufrichtiger Theilnahme.

„Sehen Sie,“ sprach er gutmüthig und versuchend, demselben durch einen halben Scherz über das Peinliche der Situation hinfort zu helfen, „ist es denn nicht ganz in der Ordnung, daß die Herrin ihren Sklaven ruft, wenn sie seiner bedarf?“ —

Mincia schüttelte traurig den Kopf.

„Darf ich wissen, was Sie so tief betrübt?“ fuhr er dann wieder ernster werdend fort.

„Ich bin so namenlos unglücklich!“ schluchzte sie beinahe fassungslos, — „mein Herz ist so beklommen!“ und nun begann sie, erst stockend, dann immer fließender und beredter, Mengden ihre Bitte vorzutragen. — Es entstand eine Pause.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie belog,“ fuhr das Mädchen fort, „Stanislaus Wimiewski ist nicht mein Bruder — er ist mein Bräutigam — seit mehr als zwei Jahren bin ich seine Braut. — — — Ich fürchte, seinem unverweilten Gehen liegen tiefere, mir unbekannte Motive zu Grunde — ich bin nicht im Stande, Ihnen zu sagen, weßhalb ich dieses glaube, — ich bitte Sie nur, erfüllen Sie mit dieser eine Bitte noch, — nehmen Sie mich mit, damit ich unter Ihrem Schutze so schnell wie möglich die Grenze erreiche.“

Mengden war betroffen, doch war er nicht im Stande, dem Flehen Mincia's auf die Dauer zu widerstehen. Er hatte gewiß sogleich ein gewilligt, hätte er überhaupt eine Möglichkeit gesehen, wie dieß geschehen konnte.

„Und wohin gedenken Sie augenblicklich zu gehen?“ frug er.

„Nach Posen, zu meiner Mutter.“

„Aber ich fahre ja gar nicht nach jener Richtung, mein Weg führet auf Pesseren zum General Brunner, welcher Tarjanowski gegenüber kommandirt.“

„Nach Posen?“ rief Mincia aufspringend mit blitzenden Augen und tief Athem schöpfend, — „o — dann erst recht beschwöre ich Sie — nehmen Sie mich mit sich und Gott und die heilige Jungfrau werden es Ihnen tausendfältig lohnen!“

„Wie soll ich das verstehen?“ frug Mengden ganz überrascht, „erst wollen Sie nach Posen und nun nach Pesseren.“

„Hier lesen Sie — o bitte, lesen Sie!“ Sie gab ihm, ohne zu zögern, Bobrowski's Brief.

Mengden machte ein sehr ernstes Gesicht. — „O Fräulein, Sie haben mich hintergangen!“ sprach er verwundrend, ihr das Schreiben zurückgebend; „jener Paß, um den Sie baten, war nicht für einen friedlichen Bürger bestimmt.“

Mincia schlug die Augen nieder — sie war in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Einen Augenblick überlegte sie — dann nur ihrem feurigen Naturell folgend, ergriff sie Mengden's Hand und preßte sie an ihren Busen. — „Ich will, ich kann Sie nicht mehr belügen!“ sprach sie fast.

Digitized by Google

— „Bei meiner Seligkeit — bei der meiner Mutter, welche ich über Alles liebe, schwöre ich Ihnen, Sie sollen die ganze Wahrheit wissen — nur diesmal noch vertrauen Sie mir und thun Sie, um was ich Sie bat, mein ganzes Lebensglück hängt davon ab!“ —

Mengden schwankte noch. „Aber ich kann Sie ja doch nicht so in meinem Wagen mit von hier fortnehmen?“ sprach er, sich nur schwach noch sträubend.

„Besorgen Sie nichts — ich habe an Alles gedacht. — Wann werden Sie abreisen?“

„Heute Abend zwischen sechs und sieben Uhr.“

„Auf welchem Wege?“

„In der Richtung auf Lowicz.“

„Wohlan — wenn Sie mir einen Platz einräumen wollen, vor dem Thore, etwa zweihundert Schritte hinter der Stadt, zur rechten Hand liegt eine Judenwirthschaft, zwei hohe Akazien stehen vor der Thür, dort will ich auf Sie warten. Ich werde meine Frauenkleider ablegen und Männertracht anziehen, ich will kein Wort unterwegs sprechen und keine Bewegung machen, ich will nicht hören und sehen — fordern Sie oon mir, was Sie wollen — nur gewähren Sie mir meine Bitte!“ Sie sank abermaltigt auf ihre Kniee und ihre Blicke hingen mit einem Ausdrucke von Angst an seinen Lippen, als erwartete sie Leben oder Tod von denselben.

„Mincia,“ sprach Mengden beflugt und sah das Mädchen auf, „ich kann Ihnen Ihren Wunsch nicht abschlagen, wenn Sie so mich bitten — in Gottes Namen denn, ich will an jenem Wirthshause eine Viertelstunde auf Sie warten.“ —

Ehe er es vorhindern konnte, drückte die Polin ihren Mund auf seine Hand. — „Sie werden es nicht bereuen, was Sie an einem unglücklichen Mädchen thun, — so lange diese Lippen lallen können, werden sie für Ihr Wohl beten — Gott segne Sie!“ —

Als Mincia hinausgegangen war, wurde Mengden wieder nachdenkender.

„Meine verhammte Gutmüthigkeit hat mich wieder einmal zu einem dummen Streiche verleitet,“ sprach er halblaut, „aber wer kann diesem Mädchen etwas abschlagen, sie hat eine Art zu bitten, die unwiderstehlich ist, sie bittet mit dem Herzen — armes Kind!“ — —

Neunzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen war Mengden sehr beschäftigt; der General hielt ihn lange Zeit auf und gab ihm Depeschen und mündliche Instruktionen, dann hatte er die verschiedene Zusammenkunft mit der Gräfin. Gegen zwölf Uhr ließ er sich bei ihr anmelden und blieb bis zwei Uhr in ihrem Gemache. Als er ging, hielt die Gräfin in ihren Händen ein reiches, geschmackvolles Medaillon, welches ihr der Geliebte mit seinem Bilde darin verehrt hatte. Sie drückte dasselbe immer auf's Neue an ihre Lippen, und ihre Thränen blitzten zugleich mit den Brillanten.

Währenddessen ging Mengden aus, um noch einige Besuche zu machen, und speiste dann mit Mussa zusammen bei den Gardehusaren. So wurde es Abend. Mengden wurde noch einmal zu seinem General gerufen, welcher ihm noch mancherlei Verhaltungsmaßregeln gab und ihn beinahe väterlich ermahnte, vorsichtig zu sein und unnöthige Gefahren zu vermeiden.

Kurz nach sechs Uhr fuhr dann ein niedriger Wagen mit drei kräftigen Pferden bespannt in den Hof, Michael, der Kosak, legte einen kleinen Koffer und einige Decken unter die wasserdichte Plane auf dem Strohsack, welcher den Sitz dieses sehr unfreundlichen, aber praktischen Fuhrwerks bildete.

Nun mehreren Offizieren begleitet, trat Mengden aus dem Palast, warf nach einen letzten Blick nach den Fenstern der Gräfin und stieg in den Wagen. Gleich darauf setzte sich dieser in Bewegung, draußen schwenkte eine Sotnie Kosaken ein unter dem Befehl eines Offiziers, und so ging es durch die Straßen Warschaus in lebhaftem Trabe dem Thore zu. Es regnete, was vom Himmel herunter wollte, dazu wehte ein rauher Wind und trieb den Pferden und Reitern die schweren Wassertropfen in's Gesicht.

Gleich hinter dem Thore gab Mengden Michael, welcher neben dem Kutscher saß, einen leisen Befehl und der Wagen hielt vor einer kleinen, elenden Ausspannung mit zwei Bäumen neben der Thüre.

Kaum stand derselbe, so öffnete sich diese und zwei Personen traten heraus, wovon die eine mit einer Laterne leuchtete.

Die vordersie derselben, ein kleiner Offizier in Kosakenuniform, den Mantelkragen weit über das Gesicht herabgezogen, um dem Regen Trotz zu bieten, legte seine Hand auf den Schlag und murmelte einige Worte, dann stieg sie auf das Rad und setzte sich neben Mengden auf den Strohsitz. Eine Reisetasche ward hinten in den Wagen geworfen, dann setzte sich dieser wieder in Bewegung und die Kosaken auf ihren kleinen, dauerhaften Pferdchen trotteten rasselnd hinterher.

Mengden hatte seinem Reisegefährten bereitwillig, so weit es die Umstände erlaubten, Platz gemacht und war nun bemüht, denselben so gut wie möglich gegen die Nässe zu schützen.

„Hier, nehmen Sie sich diese Decke und den Pelz über die Kniee, Kameral!“ sprach er laut, „und ziehen Sie das Sprühleder heraus. So — das ist ein leidliches Wetter, doch à la guerre comme à la guerre; rauchen Sie vielleicht eine Cigarre?“

Der Kosakenoffizier schlug ein wenig seine Kapuze zurück und brachte eine kleine, zierliche Hand zum Vorschein, welche, anstatt das dargebotene Etui zu berühren, die Hand, die dasselbe hielt, ergriff und lebhaft an sich preßte. Mengden fühlte durch die schweren Falten des Mantels hindurch die zarten Umrisse eines weiblichen Busens.

„Der Himmel lohne Ihnen diesen Dienst!“ flüsterte Mincia's Stimme zitternd vor Empfindung.

„Nehmen Sie eine Cigarre und rauchen Sie ein paar Züge, es ist wegen der Leute hier vorn — ich kenne den Kutscher nicht,“ sagte ihr Mengden in's Ohr; — „im Uebrigen seien Sie ohne Sorgen und spielen Sie Ihre Rolle so gut wie die der schönen Unbekannten.“

Mincia nahm in der That eine Cigarre, wie Mengden ihr gerathen, und rauchte ein paar Züge, dann warf sie dieselbe fort, starrte hinaus in die dunkle Märznacht und hing ihren Gedanken nach.

Wer jemals auf einem Strohsack sitzend auf schlechten Wegen gereist ist, der weiß, daß es damit seine eigene Bewandtniß hat: — ihren Inhalt darauf, so rutscht der von Beiden, welcher das leichtere Gewicht hat, unwiderstehlich immer wieder zu Dem hinüber, welcher vermittelst seiner Schwere das Stroh am meisten niederdrückt.

So ging es auch der Polin. — Mitten in ihren Nachdenken wurde sie plötzlich gewahr, daß sie Mengden so nahe saß, daß dieß für beide Theile gleich unbequem und peinlich sein mußte. Hastig rutschte sie, so gut es gehen wollte, zur linken Seite, aber schon nach fünf Minuten mußte sie plötzlich dieselbe Wahrnehmung wie vorher machen.

Mengden seinerseits, ebenfalls mit allerhand Gedanken und Erinnerungen beschäftigt, bemerkte diese unfreiwilligen Annäherungen und lächelte still vor sich hin; als das Mädchen aber ihre Hand frei machte und sich von Mengdenhaum anklammerte, um ihren Sitz zu behaupten, legte er ohne Weiteres seinen Arm um ihre Schulter, zog sie beinahe zärtlich an sich heran und flüsterte ihr in's Ohr: „Sie werden sich erklären, nehmen Sie Ihre Hand herein und lehnen Sie sich getrost an mich an, — wir müssen nun einmal enge Freundschaft mit einander schließen für vierundzwanzig Stunden; lassen Sie mich die Freude haben, zu sehen, daß Sie sich wohl fühlen unter meinem Schutze.“

Mincia widerstrebte nicht länger. Sie ließ es vertrauend, daß er ihren Kopf leise an seine Schulter drückte, sie war so müde und matt von Kummer und schlaflosen Nächten, sie ließ ihm ruhig ihre linke Hand, er that ihr wohl, der sanfte, herzliche Druck, unter dem Schatten der schweren Mantelfalten hervor schauten ihre Augen zu ihm auf ohne eine Spur von Furcht oder Mißtrauen.

So saßen sie und unterhielten sich flüsternd mit einander. So fuhren sie wohl eine halbe Meile weit die aufgeweichte Straße entlang, das Gerassel des Wagens und die Hufschläge der Pferde machten ihre Worte für Jedermann außer ihnen unverständlich.

„Sie wissen, Mincia, daß Sie mir noch Aufklärungen schuldig sind,“ sprach Mengden, sich an das Mädchens Versprechen vom vorigen Abend erinnernd. „Sie wollten den Schleier lüften, welcher über Ihrer Person und Existenz ausgebreitet liegt. — Ich leiste Ihnen einen Dienst, der vielleicht weit über meine Befugnisse hinausgeht — nicht wahr, Sie gestehen mir das Recht zu, Sie an Ihre Zusage zu erinnern?“

Mincia richtete sich auf. „Wie lange haben wir zusammen?“

„Ich denke, vierundzwanzig bis sechsundreißig Stunden.“

„Wohlan — ich werde dann Zeit haben, Ihnen Alles, was Sie interessirt, mitzutheilen — warten Sie bis morgen früh; nicht Mangel an Vertrauen, nur große Erschöpfung hindert mich augenblicklich, Ihnen zu willfahren — aber leien Sie überzeugt, mein Freund,“ fügte sie mit Nachdruck hinzu, „daß Sie keiner Unhanklbaren sa viel Güte erwiesen — Sie dürfen mir vertrauen.“

„Stop!“ rief plötzlich draußen eine gebieterische Stimme durch die finstere Nacht und aus dem Dunkel eines Gebüsches tauchten Bewaffnete auf — Bajonnette blinkten und eine Patrouille näherte sich.

Mincia verbarg ihr Gesicht noch tiefer in ihre Kapuze und lehnte sich zurück, während Mengden sich vorbeugte und seinen Grad und seinen Namen nannte.

Der Führer der Patrouille trat an den Wagen heran und gab dem Abjutanten auf seine Fragen über die Stellung der Truppen und etwaige Nachrichten von den Insurgenten die nöthige Auskunft; auch der Kosakenoffizier der Eskorte kam herangeritten. Man erfuhr, daß Blonie, der nächste Ort, von einem russischen Detachement besetzt sei und auf dem Wege dahin keine Gefahr vorhanden war, den Banden der Kastyniers zu begegnen.

Digitized by Google

In der Sylvesternacht. (S. 223.)

Dessen ungeachtet befahl Mengden, eine Spitze von einem Unteroffizier und zwölf Kosaken auf einige Entfernung vorauszureiten. Der Offizier ritt zurück, ein kleiner Trupp Reiter löste sich von der Masse der anderen los und trabte vor, die langen Gewehre schußbereit im Arme, dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Mengden fühlte, wie das Mädchen an seiner Seite zitterte. Er schlang wieder seinen Arm um ihre Hüfte und flüsterte ihr zu: „Fürchten Sie nichts, Sie sind unter sicherer Obhut."

„Ob ist nicht die Furcht, welche mich durchschauert — nur die Aufregung und die Schwäche machen mich so kindisch — ich habe in den letzten Nächten nur wenig Ruhe gefunden."

„So versuchen Sie jetzt ein wenig zu schlafen, Mincia; aber erst nehmen Sie einen Schluck Wein zu sich."

Er zog eine Flasche und der Wagentasche hervor und ließ das Mädchen trinken. Dann hüllte er sie sorgsam in die schützenden Decken, lehnte ihren Kopf an seine Schulter, und seine Cigarre rauchend, den Trost der Krieger, saß er so still, als ob das kostende Gefährt gestanden, um seine Begleiterin nicht zu stören.

Bald sank deren Haupt schwer und schwerer auf seine Schulter und er vernahm die regelmäßigen, tiefen Athemzüge derselben — die Natur forderte ihre Rechte.

Weiter und weiter trabte der Zug auf dem schmutzigen Pfade dahin, noch immer goß der Regen in Strömen vom dunklen Himmel herab.

„Welch' eine Nacht!" dachte Mengden. Seine Phantasie begann zu schweifen, sie führte ihn den Weg, den er durchmessen, schnell noch einmal zurück nach Warschau, er durchlebte noch einmal die letzten Wochen mit ihren Aufregungen, so reich an Ereignissen. Er dachte an Alexandea, — ob ihre Gedanken wohl ebenfalls jetzt bei ihm weilten? — Sie lag nun schon in ihren seidenen Kissen, während er in die kalte Nacht hinausreselte. Was würde sie wohl sagen, wüßte sie, wer hier in seinen Armen schlummerte? Er kannte ihre Eifersucht und Heftigkeit bereits zur Genüge, um zu wissen, daß sie ihm auch einen Schimmer von Untreue nie verzeihen würde. Welch' ein Unterschied zwischen diesen beiden Frauen!

So saß er eine lange Weile zwischen Träumen und Wachen — da regte sich Mincia — sie richtete sich verwundert auf und schlug den Mantel zurück. „Wo bin ich?" murmelte sie und strich sich über die Stirn, als wollte sie ihre Gedanken ordnen.

„In freundlichen Arm!" erwiderte Mengden freundlich.

Das Mädchen lächelte und drückte ihm die Hand. „Wie gut Sie sind!" murmelte sie.

Bieber wurden sie angerufen, sie hatten die kleine Brücke vor Blonie erreicht, welche über ein unbedeutendes Flüßchen geht, das der Bzura sein schmales Wasser zuführt.

Nach einem kleinen Aufenthalt fuhren sie in die dunkle, schweigende Stadt hinein, über ein schlechtes Pflaster, und gelangten auf den weitläufigen Marktplatz.

In der größten Schänke des Ortes brannte noch Licht und einige Kosakenpferde standen trotz des schlechten Wetters draußen angebunden und lauten fröstelnd an ihren Zäumen.

Die Thüren, strupprigen Thiere spitzten die Ohren und wieherten freudig, als sie den klappernden Hufschlag der Autommenden vernahmen.

Michael stieg vom Bock, einige Kosaken klopften mit ihren Kantschuhstielen an die Fenster. Die Thüre öffnete sich und ein Mann in einen Schafpelz gehüllt trat in's Freie.

Mengden rief ihm heran und frug ihn, wo der die Truppen kommandirende Offizier wohne. Der Jude kratzte sich verlegen den Kopf und antwortete fein: «nie rozumien *).

„Spricht Jemand hier polnisch?" frug Mengden.

„Ich, Herr Baron," sprach der Kutscher, ein alter durchwetterter Kerl, und stieg vom Bock; Michael hielt die Zügel und dieser begann ein kurzes Gespräch mit dem Judenwirth.

„Der Offizier liegt hier im Hause," sprach er dann zum Baron gewandt, „soll ich ihn melden lassen?"

„Jawohl, auf der Stelle!" befahl der Adjutant und machte sich fertig, aus dem Wagen zu steigen.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Kamerad, ich komme gleich zurück," damit sprang er auf den Erdboden und trat in's Haus, während die Kosaken aus den Sätteln kasselten und sich stampfend und schlagend die steifen Glieder erwärmten.

Der alte Kutscher trat an den Schlag und sprach — sich vorsichtig vorher umsehend, ob ihn Niemand beobachte, einige Worte leise mit dem Kosakenoffizier im Wagen. Aus der offenen Thür fiel ein Lichtschein auf sein Gesicht — es war Jan, der Diener Bobrowski's.

Gleich darauf beschäftigte er sich wieder mit seinen Pferden und plauderte dann, seine Pfeife rauchend, mit Michael und den Kosaken. Der Judenwirth und ein anderer Mann gingen ab und zu, den Soldaten ihr Lieblingsgetränk, den Raky, herumtragend.

Mengden trat unterdessen in die dunstige, überhitzte Stube, welche von einem dünnen Talglichte in einem eisernen Leuchter spärlich erhellt wurde.

Neben dem Ofen auf der Stren schnarchten in ihren Kleidern drei Kosaken.

Mengden befahl zwei Glaser heißen Thee, nahm dann sein Taschenbuch hervor und machte einige flüchtige Notizen.

Mittlerweile wurde der Thee gebracht und kam nach einer kurzen Zeit mit ungekämmtem Haar und sehr derangirter Toilette in die Schenkstube herab.

Wiederum nannte Mengden seinen Grad und seinen Namen. Er frug, welche großeren Detachements in der Nähe standen und ob irgend etwas vom Feinde gemeldet worden sei. Die Antworten, welche er erhielt, verzeichnete er ebenfalls in seine Brieftasche und bat dann den verschlafenen Infanterielieutenant, sich nicht weiter durch ihn in seiner Nachtruhe stören zu lassen, worauf dieser verschwand.

Der Thee wurde hereingebracht, Mengden trank ein wenig von dem warmen und starken Getränk und ging mit dem andern Glas hinaus an den Wagen.

„Wollen Sie einen Augenblick aussteigen?" frug er leise, „die Luft ist rein — trinken Sie ein wenig Thee, er wird Sie erwärmen."

Mincia dankte und trank — Mengden reichte dann dem Wirth das Glas nebst einigen Rubeln und stieg in den Wagen.

„Zu Serocki halten Sie an!" befahl er dem Kutscher.

Die Kosaken schwangen sich in die nassen Sättel und auf's Neue ging es vorwärts.

„Wie spät ist es?" frug Mincia mit einem Seufzer.

Mengden lieh die Uhr repetiren — „Ein Uhr," antwortete er, „drei Meilen haben wir bereits zurückgelegt — in Serocki wollen wir die Pferde wechseln."

Hinter Blonie konnte man der schlechten Wege halber nur langsam, oft nur im Schritt vorwärts kommen. Mengden bemerkte Mincia's Unruhe.

„Weshalb ängstigen Sie sich eigentlich so?" sprach er, sie beschwichtigend, „ich finde, Sie reinigen und härmen sich ohne Grund. Jener Peiel sagt ja nur, daß Ihr Bräutigam zu Tschanowski gegangen ist. Nehmen wir an, daß er bereits dort ist, — so ist dies immer noch kein Grund zu schwerer Beunruhigung, ich weiß bestimmt, daß dort bis heute nichts Ernstliches vorgefallen ist und spätestens morgen früh erreichen wir die preußische Grenze. Kommen Sie, Mincia, seien Sie versländig! Ich weiß nicht, warum es mir so wehe thut, Sie leiden zu sehen — machen Sie mir die Freude und lassen Sie sich ein wenig aufheitern. Wären die Umstände nicht gar so ernst, wir könnten eine ganz romantische Reise miteinander machen! Wie Mancher würde mich um meinen kleinen Kameraden hier gar sehr beneiden!"

Ohe Mincia noch zu antworten vermochte, fiel vorn ein Schuß und gleich darauf knallte es noch einige Mal hintereher wie eine unregelmäßige Salve.

Augenblicklich hielt der Wagen an, Mengden machte seine Arme frei und griff nach seinem Revolver.

Der Kosalenoffizier der Bedeckung sprengte vor. — Es war ein peinlicher Moment, man hörte rufen, fluchen und Pferdegetrappel.

„Sitzen Sie ganz still," sprach der Adjutant kaltblütig zu seiner Begleiterin, „mir werden sogleich wissen, was es gibt."

„O fürchten Sie nicht für mich," erwiderte Jene ruhig, „ich bin eine Polin und zittere nicht vor einer Kugel."

Der Offizier sprengte zurück.

„Was gibt's?" frug Mengden.

„Blinder Lärm," erwiderte derselbe gelassen, „diese Kalpaks sehen Gespenster. Paschol!" und weiter ging es. (Fortsetzung folgt.)

*) Ich verstehe nicht.

Triumphstraße, Schlachtplatz und Richtstätte

in Konstantinopel.

Von

Gustav Rasch.

(Schluß.)

„Der große Baumeister der Aja Sofia war schon im Beginn des Werks gestorben; es fand sich ein würdiger Nachfolger, Isidor aus Milet, der in der genannten Zeit das Ganze getreu dem ersten Plane vollendete. Am 27. Dezember 537 wurde der Tempel durch Justinian und den Patriarchen eingeweiht, und der Kaiser rief am Altare die Worte: Nun habe

Digitized by Google

ich Dich, Salomon, übertroffen!“ Die Feste der Einweihung dauerten zwölf Tage, und in dieser Zeit wurden dem Volke Korn und Gold ausgetheilt. Sechstausend Lampen erleuchteten des Nachts, an den großen Festen, den inneren Raum, dessen Fußboden von den seltensten Marmorarten glänzte. Innenhalb der Kirche waren zwölf Fontänen, mit Löwen- und Pardelköpfen versiert, und im Vorhofe prangte ein Wasserbecken aus Jaspis zum allgemeinen Gebrauche. In diesem Tempel wurden die Kaiser gekrönt, Triumphe gefeiert, Synoden wie Konzilien gehalten, von denen die berühmtesten 553 nach zu Justinian's Zeiten, 681 unter Konstantin V., ein drittes 869 unter Basilius zu nennen sind. Das letzte wurde im Jahre 1341 gegen den Mönch Baarlam gehalten, den die versammelten Väter als Ketzer verdammten. Das geschah in der Zeit, wo die Türken die ohnmächtige Pforte am Fuße des Olymps in Brussa errichteten und das Korps der Janitscharen schufen. Als die Lateiner, d. h. die Venetianer und Franzosen, Konstantinopel erobert hatten, sa erlebte die heilige Sophia Greuel, welche mit den Unmenschlichkeiten der späteren türkischen Eroberer wetteiferten. Alle Kostbarkeiten wurden geraubt und den Räubern vertheilt, so daß Pferde wie Maulesel unter den Lasten zusammenstürzten. Daß über die Marmorplatten das Blut der gemordeten Priester floß, war, genau genommen, nichts Neues; aber ein entarteter Weib besteg den heiligen Stuhl des Patriarchen, und eine bestialische Menge verspottete tausend die Geremonien der orientalischen Kirche.

Von den Schändlichen dieser Kirche nach der Wiedereroberung durch die griechischen Kaiser ist uns weniger bekannt; die Schmache und Armuth des byzantinischen Reiches machen es aber unwahrscheinlich, daß sie von Neuem mit solcher Pracht ausgeschmückt wurde.“

Etwa zwölf Stufen führen von der Straße zu einer hohen Vorhalle hinab, deren Wände, Pfeiler und Bogen mit Mosaiken bedeckt sind. Durch die Vorhalle betritt man in die Kirche. Die Vorhalle, welche die inneren Räume auf den Eintretenden hervorbringen, ist imposant. Man glaubt, die Unendlichkeit des Ewigen verdorpert zu sehen. Je mehr man nach der Mitte des Domes vorschreitet, desto mächtiger wird dieser Eindruck, desto mehr wächst er. Die räumlichen Verhältnisse der Peterskirche in Rom sind in der That größer — der Hauptdom der Sophienkirche hat eine Höhe von 180 Fuß, während sein Durchmesser 115 Fuß zählt; die Länge des inneren Raumes ist 269, die Breite 143 Fuß — aber Alles vereinigt sich in der Sophienkirche, ihre Dimensionen weit größer erscheinen zu lassen, als sie wirklich sind. Die gleichmäßige Entfernung des Mittelpunktes von allen Punkten der Umgebung, die durch nichts unterbrochene Ebene des kostbaren Fußbodens, der ungeheure, ganz leere Raum, die mit Mosaik bedeckten, sonst leeren Mauern, der freisrunde Dom in der Mitte, die nicht durch Pfeiler, sondern nach allen Seiten hin durch Halbdome geteagen wird, welche wieder auf andern Halbdomen ruhen, erscheinen in ihrer Totalwirkung als die verkörperte Unendlichkeit. Wenn man in die Höhe, in den Hauptdom, hinaufschaut, so muß man bei diesem Blick unwillkürlich den griechischen Schriftsteller beistimmen, welcher sagte: „Diese Kuppel ist fertig vom Himmel auf das Gebäude gekommen.“ Um diese Wirkung noch zu vergrößern, fällt das ganze Licht durch vierundzwanzig Bogenfenster von oben in den ungeheuren Raum, der sie dreißigtausend Menschen Platz hat. Auch die Dekoration der Hauptkuppel, sowie der Halbdome, welche die Hauptkuppel stützen, greift harmonisch in diese Totalwirkung ein. Sie sind sämmtlich mit Mosaiken ausgelegt, welche aus dicht vergoldeten Glaswürfeln zusammengesetzt sind. Blickt man nur von unten nach oben, so kann man glauben, daß die Kuppel und die sie stützenden Halbmonde aus massivem Golde aufgeführt sind. Die völlige Schmucklosigkeit der Räume macht hier nicht die Wirkung des Reeren und des Kasten, sondern sie unterstützt den harmonischen Eindruck des Ganzen. In der Aja Sofia gibt es keine Bilder, keine Statue, keine Bildsäulen, keine Sitze, kein Schnitzwerk. Die Wände haben einen weißen Anstrich, auf dem hie und da in blauen Schriftzeichen Sprüche aus dem Koran flimmern. Die weiße Kalkuberzug bedeckt die kostbaren Mosaikbilder, welche in der christlichen Zeit die Wände der Sophienkirche schmückten; hie und da schimmern die vergoldeten Mosaike unter der dicken, weißen Kalkschicht hervor.

Die weiße Kalktünche ist die Barbarei, womit der Islam die Wände der Sophienkirche bedeckt hat. Aber man schreite oieebundert Jahre in die Vergangenheit zurück, um andere türkische Barbareien und Greuel zu sehen, deren Zeuge die Sophienkirche gewesen ist. Am 26. Mai 1453 ersthien bei Sonnenaufgang der letzte Kaiser Konstantin in der Sophienkirche zum letzten Mal, um noch einmal für den Sieg gegen die osmanischen Barbaren zu beten, welche schon vierzig Tage lang gegen die Mauern von Konstantinopel anstürmten, ohne in die Stadt eindringen zu können. Die Frauen, Mädchen und Kinder, welche den heiligen Ort als Zufluchtsstätte aufgesucht hatten, vereinigten ihr Flehen mit dem Gebet des letzten Kaisers von Byzanz. Als das Gebet beendigt war, ertönten die Glocken des Domes und riefen alle kampffähigen Männer zum letzten Kampfe auf die Wälle. Einige Stunden später überflutete rauschende Janitscharenmusik das Geläute der Glocken. Der letzte Palaiolog und Gustiniani, der Führer der Galata bewohnenden Venetianer, waren gefallen. Die Barbaren waren durch eine Bresche in die Stadt gedrungen. Die Hauptpforte der Sophienkirche öffnet sich. Auf hohem, schwarzem Rosse reitet Mahmud der Eroberer, gefolgt von seinen Janitscharen, zum Hochaltar. Er schlägt mit seiner Streitaxt das Kreuz vom Hochaltar und ruft mit donnernder Stimme durch den Dom: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ Alle kostbaren Weihgeschenke werden unter die Janitscharen vertheilt. Die Kinder werden getödtet und alle Frauen, Jungfrauen und Nonnen vor dem Hochaltar der Reihe nach geopfert. Die heilige Sophienkirche hat sich in ein mit Blut überströmtes, bestialisches Lustlager der Barbaren verwandelt. Die Thorengloden wurden in Kanonenrohre umgegossen; das goldene Kreuz auf der Hauptkuppel wich dem Halbmond; vier Minarets wurden rund um die Kuppel errichtet. Die Mosaikwände wurden mit Kalk überkuncht; der Hochaltar mußte dem Mihrab weichen. In der großen Kuppel, „welche vom Himmel auf die Erde herabgekommen sein soll“, erblickt man noch heute auf der christlichen Zeit wie Seraphim, geflügelte Engelsgestalten, in der Luft, aber neben ihnen haben die Türken in Kolossalzügen die Namen der ersten Kalifen geschrieben: Abubekr, Osman, Ali, Omar, und in Riesenbuchstaben schaut uns aus der Höhe der Kuppel der Koranspruch an: „Allah ist das Licht des Himmels und der Erde“. Und treten wir nun auch der Kirche, schreiten wir durch die Vorhalle und steigen wir die breite Treppe wieder hinauf, welche auf die Straße führt. Wie haben noch wenige Schritte zu machen, um nach einem Brunnen zu gelangen, der an die Südseite der Moschee stößt. Düstere Cypressengruppen schauen über die Umfassungsmauern und verlänben seine Bestimmung. Es ist der zur Moschee gehörende Friedhof. Im Schatten der Cypressen zwischen den Denksteinen der hier Bestatteten erheben sich mit vergoldeten Halbmonde geschmückte Kapellen. Es sind die Grabmäler mehrerer Sultane und ihrer Verwandten. Treten wir in eine von diesen Grabkapellen. Dort ruht Sultan Murad der Dritte in einem von ihm selbst erbauten Grab. Das Grab ist umgeben von siebenzehn andern Grabstätten. Und wer schlaft hier? Die siebenzehn Söhne Sultan Murad's des Dritten, welche sein ectgeborener Sohn nach Nachfolger, Sultan Mohammed der Dritte, sämmtlich am Tage seiner Thronbesteigung hinrichten ließ. Ein osmanischer Despot ermordet aus Furcht, Angst und Eifersucht auf seine Gewalt an einem Tage seine siebenzehn Brüder. Welch' unerhörter Frevel! Der Frevel ist türkisch, wie alle Menschenschlächtereien, welche der Anmelon seit den vier Jahrhunderten der türkischen Herrschaft in Byzanz gesehen hat. Trinmphstraße, Schlachtplatz und Hinrichtungsstätte! Die Atmeiden hat seinen Charakter auch auf dem düstern Friedhofe der Aja Sofia nicht verleugnet.

In der Sylvesternacht.

(Bis S. 221.)

An dem hohen Erkerfenster
Sieh'n in der Sylvesternacht
Schwestern zwei, so wunderlieblich,
Daß aus froh das Auge lacht.

Sieh'n und warten ängstlich lauschend,
Bis der erste Schlag erschall:
Was wir wünschen hie zum letzten,
Sich im Jahr erfüllen soll.

Horch! schon tönt es durch die Stille —
Wie das Herze pocht und bebt!
Ueber ihre holden Lippen
Leis' ein süßes Amen schwebt.

Charade.

Wer das, was uns zwei Silben sagen,
Es sanft wie Du, so freundlich führt,
Den sieht der weis unzerstöret!
Wer weiter nicht selbst Abenteuer wagen,
Um nur die Freude zu ertagen,
Den Dir das, was die Dritte nennt,
Sich zu verdienen; wärt auch nur
Es lange, wie des Ganzen Spuie
Verweilt, das Jedermann als kleinstes Zeitmaß kennt!

Auflösung des Räthsels Seite 192:

Der Schuer.

Digitized by Google

Die Rekruten.

Nach Skizzen von M. Haider.

I.

Der Abschied von der Heimat.

Der Ritter zieht zum blut'gen Kampf hinaus.

Heldenthaten auf dem Wege.

Das erste Wirtshaus wird mit Sturm genommen, jedoch der Feind, bis auf das Haupt geschlagen, flüchtet zur hintern Thüre hinaus, sammelt sich wieder und läßt seine Wuth an andern Gegenständen aus.

Digitized by Google

Die Herrin von Orla.

Eines alten Mannes Erzählung.

Von

L. A. Weigiert.

(Zerstreuung.)

V.

Und das Jahr ging zu Ende, ein neues folgte und verrann, und auf Orla war Alles noch im Alten.

Heibed war und blieb verschollen, und mit Generat de Cercy's Abgang nach Spanien schwand auch die letzte Möglichkeit, durch ihn Kunde zu erhalten.

Nach und nach hörten wir auf, von Heibed zu reden, selten nur, daß sein Name erwähnt wurde. Elisabeth trug tiefe Trauer und diese legte sie nur einmal im Jahr ab, an des Königs Geburtsfest, wo sie dem zu G. abgehaltenen Balle beiwohnte. Es war dies auch das einzige Mal, da sie Orla verließ, um ein anderes Haus zu betreten.

Seit ihrer Rückkehr aus Magdeburg hatte Elisabeth keinerlei Besuche in der Nachbarschaft mehr gemacht, wenn sie solche auch stets auf das Freundlichste empfing; die Gastfreundschaft wurde im Schlafe, bei jedem gebotenen Anlaß, in derselben ausgebreiteten Weise wie zu des alten Herrn Zeit geübt.

Es fehlte auch nicht an Gästen, willkommenen und unwillkommenen. Zu letzteren gehörte der Chevalier d'Orla, dessen ich vorhin erwähnt hatte. Eines schönen Tags war er erschienen und hatte sich als Stamm- und Namensvetter präsentirt. Er wollte von einem Orla abstammen, welcher in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in pfalz-zweibrücken'schen Diensten gestanden und später im Elsaß gelebt hatte. Wir hatten aber die bestimmtesten Nachrichten, daß dieser unvermählt gestorben; Elisabeth weigerte sich demnach, die Verwandtschaft anzuerkennen, und der Chevalier bestand auch nicht darauf, sondern meinte: gelegentlich werde sich die Richtigkeit seiner Angabe schon herausstellen. Inzwischen kam er häufig genug von Breslau, wo er lebte, nach G. und zu uns herüber. Wer er eigentlich war, erfuhr man nicht. Er selbst sagte, er sei 1791 emigrirt, doch sei er bald zurückgekehrt, um sich in die Armee einreihen zu lassen; wäre bis zum capitaine in den chevaux-legers gestiegen, durch eine schwere Verwundung jedoch dienstunfähig geworden. Die Bäder von Teplitz hatten ihn wieder herzestellt — sogar gänzlich dem Anschein nach, doch behauptete er, noch zäßesich seine Badekur wiederholen zu müssen, und zog deßhalb den Kurfenthalt in Deutschland vor.

An Bildung und Kenntnissen setzte es Monsieur d'Orla nicht, auch schien er mit Geld wohl versehen zu sein; es gab Leute, die ihn in Etiketten für einen französischen Emissär oder Spion hielten, aber das war ein Grund mehr, höflich mit ihm umzugehen; und solcher Art war denn auch seine Aufnahme in Orla, wenngleich merklich kühl.

Anfänglich hatte ich geglaubt, monsieur le chevalier, der vielleicht von der linken Seite der Orla war — er hatte in der That ein wie die Familie — habe es auf die Erbschaft abgesehen, daß wurde mir jedoch klar, daß, was auch zuerst seine Absicht gewesen, er jetzt seine Ansprüche von der Erbschaft auf die Erbin übertragen habe. Oöglich die eingeladen, kam er oft und öfter und versuchte, wenn auch mit großer Vorsicht, sich Elisabeth zu nähern. Sie, das arme Kind mit dem verwundeten Herzen, mochte davon lange nichts. Daß irgend Jemand den Kreis, den ihr Gram und ihre Trauer um sie gezogen, zu überschreiten hoffen könnte, fiel ihr nicht im Traume ein, und es war auch unglaublich Staunen, mit dem sie meine erste Anspielung darauf — ich hielt für nöthig, sie zu warnen — aufnahm.

„Es ist unmöglich!“ sagte sie und wandte sich verletzt ab.

Aber sie war doch aufmerksam geworden und eigene Beobachtung ließ sie bald die Richtigkeit der meinigen erkennen. Ich muß dem Chevalier Gerechtigkeit widerfahren lassen: es war wirklich Elisabeth, die er begehrte, und nicht nur ihr Reichthum. In diesem mißverdeten Lichte versuchte ich auch die Sache darzustellen, denn sie war sehr entzeitet und ihre gewöhnliche ruhige Gleichgültigkeit verlieh sie in etwas. Schließlich sieh sie sich bestimmen und die Frage war nur, wie man den Mann oder doch seine anstößige Bemerbung fernhalten könne? Als die gelindeste Art der Abweisung beschloß Elisabeth, ihn nie mehr zu empfangen; sa oft er kam, war sie nicht sichtbar, und die Generalin, der Abbe oder ich theilten und in die Rolle der höflichen, aber kalten Gastgeber. Der Chevalier wurde auch bald stutzig, aber mit französischer Unverschämtheit gab er das Spiel nicht verloren und versuchte, da eine Belagerung nicht wohl möglich, einen Ueberfall. In anderer Gemüthsstimmung hätte es müssen Elisabeth zum Lachen bringen, wie vielerlei Wege er versuchte, um bis zu ihr zu deingen. Er zeigte sich da als erfindungsreicher Kopf und es geschah mehr als einmal, daß Elisabeth vor ihm fast flüchten mußte, wenn er auf einem Spaziergritt oder Kirchgang plötzlich neben ihr auftauchte.

Endlich einmal gelang es ihm doch, sie zu sprechen. Er war nach Tisch gekommen und hatte nach meinem Diener verlangt; während nach diesem erst in meinem Zimmern und dann in den Stallungen, wo er sich häufig umtrieb, gesucht wurde, verließ der Chevalier das Zimmer, wo man ihn zu warten geheten, und begab sich auf dem kürzesten Wege — er mußte gut unterrichtet sein — in das Gemach, in dem Elisabeth gewöhnlich saß aufhielt, aber nie nach jemand Andern als ihre Hausgenossen und wenige der vertrautesten Freunde empfangen hatte. Das Gemach war getäfelt, und der einzige Schmuck der vor Alter braunen Wände die Bildee aller Jener aus der Familie, welche seit 1792 im Kampfe gegen die Franzosen geblieben.

Zufällig befand auch ich mich dort, und diesmal war ich es, der in Zaen gerathen wollte, als die Thüre aufging, der Franzose eintrat, seine Verbeugung machte und auf das Unbefangenste, als wäre er des freundlichsten Empfanges sicher, das Wort an Elisabeth richtete. Diese hatte erst eine Bewegung, sich zu entfernen, gemacht, dann aber war sie schnell gefaßt sitzen geblieben und hatte ruhig Wenigeß geantwortet, während ich sprachlos meiner Galle Meister zu werden versuchte. Am liebsten hätte ich den unverschämten Kerl an der Gurgel gepackt und zum Fenster oder mindestens die Treppe heradgeworfen. Das ging aber belanders im Elisabeth's Gegenwart nicht wohl an, und so würgte ich denn an meinem Aerger, der mich die ersten Sätze der Unterredung ganz überhören ließ.

Das Erste, was ich vernahm, war Elisabeth's glockenhelle Stimme. „Sie zeigen so eifrigen Antheil an der Familie der Orla, deren einzig lebende Repräsentantin ich bin,“ — sagte sie — „daß ich billig voraussetzen kann, die Betrachtung der Bilder hier werde von Interesse für Sie sein.“ Sie stand auf und deutete von einem zum andern.

„Hier mein Vater; mein Vatersbruder; der Bruder meines Oheims und Vicepräsident, Ludwig von Orla; mein Heim General Wegeleb; mein Vetter Stellton und meine drei Brüder, Leo, Robert und Wilhelm. Sie alle sind im Kampfe gegen Frankreich gefallen. Lesen Sie nur, monsieur le capitaine, Sie werden alle die Siege der französischen Armee an den Bildern verzeichnet finden.“

Sie schwieg und eine Pleite schwieg auch der Chevalier. Dann aber die Augen fest auf das von unterdrückter Erregung jetzt etwas gerdthete Antlitz Elisabeth's heftend, sagte er geschmeidig: „Madame, der Frühling blüht auch über Gräbern und das Herz behält immer seine Rechte.“

Elisabeth sah ihn eistalt an, er schien unter dem Blicke förmlich kleiner zu werden. „Monsieur's Frühe spreist sich nicht zu verbergen,“ sagte sie und den Handschuh von der Linken abziehend, legte sie ihr Recht auf dem schweren eisernen Ring an ihrem Finger: „Mein Frühling hat geblüht.“

Sie wandte sich und verließ das Zimmer mit dem langsamen, mäßen Schritt, der ihr jetzt nun schon zur Gewohnheit geworden.

Monsieur hatte damals das Schloß sehr eilig verlassen, aber er schien die Schlappe schnell vermunden zu haben, denn wenige Tage darauf präsentirte sich ein Abgelawter mit einem großen Schreiben. Diesmal war Elisabeth schonungslos. Sie erbrach es, warf einen Blid darauf und sagte: „Ah, wohl eine Bitte um Unterstützung,“ und ehe der verblüffte Kammerdiener — so nannte er sich — etwas erwidern konnte, hatte sie aus dem Schreiblosten eine Rolle Gold genommen und ihm eingehändigt: „Hier, es langt wohl zur Heimreise.“

Von da an sahen und hörten wir nichts mehr von dem Chevalier. Nur einmal noch, nach Jahren, wurden wir an seine Existenz erinnert, und glaubten wir seine Hand zu erkennen in einem Steeich, der Elisabeth in's Herz traf. Ich hatte geglaubt, er werde mir, dem Vertreter Elisabeth's, vielleicht ein Kartel schicken, aber es verlautete nichts von ihm, nicht einmal das Gold wurde zurückgelandt, und wenige Wochen später verließ er auch Breslau mit Sad und Pack.

VI.

Es waren lange, schwere Jahre, die wir nach einander durchlebt hatten, aber das längste und bängste war das von 1812. Drückender und schwerer als je lasteten wir das feurde Joch auf uns lasten, da die Aussicht auf Erlösung mehr und mehr schwand. Wie hatten uns mit unsern Hoffnungen an jeden Strohhalm geklammert, aber als die am 24. Februar zu Paris geschlossene Allianz mit Frankreich bekannt wurde, da schienen alle aufgelockt und das Elend auf weiter hinaus, als wir zu blicken vermochten, besiegelt.

Wieder bedeckten die Franzosen das Land, und von Kolberg bis Breslau zehrten sie Alles wie Heuschrecken aus. Ich war während dieser Zeit in Breslau gewesen und hatte staunend von dem ungeheuren Heere — o der vielen Deutschen, die es enthielt, — a der schönen preußischen

Digitized by Google

Regimenter, welche zähneknirschend den fremden Fahnen folgten! — das Napoleon gegen Rußland führte, gehört, natürlich auch davon gelesen, und von dem alles Maß übersteigenden Uebermuth der Franzosen, vom Marschall angefangen bis zum Trommelschlager.

„Es muß ein Heer sein, wie es einst Xerxes mit sich geführt; aber ach! es sind keine Griechen, die sich entgegenstellen werden," — seufzte unser alter Pfarrer, als er am Abend meiner Rückkehr der Gruppe lauschte.

„Aber in einem Punkte können Barbaren und Griechen gleich fühlen und vielleicht das Gleiche erreichen: in der Liebe zum Vaterlande!" sagte Elisabeth.

„Wie, Elisabeth!" rief ich. „Du hoffst noch?"

Sie schüttelte das Haupt. „Nein," sagte sie, „ich hoffe nichts mehr, ich kann mich nicht mehr so hoch erheben. Aber ich glaube — und das ist: nicht zweifeln an Dem, was man nicht sieht! Die Erfahrung der Völker, die Weltgeschichte zeigt mir, daß es immer wieder noch Tag wurde, auch nach dunkelster Nacht des Elends; daß jedes Eroberers Herrschaft und Reich nur vorübergehend. Aber werd' ich die Erlösung erleben? Und werd' ich nicht, wenn sie endlich kommt, alt und stumpf sein, und mein Auge zu blöd, um das neue Licht zu sehen. Und er, er! Wird noch eine Spur von ihm aufzufinden sein?"

In dieser Zeit zeigte sie mir auch die ersten weißen in ihren schönen Haaren. Ein kleinfingerbreiter Streifen zog sich von der linken Schläfe aus durch die Flechte. Locken trug sie nicht mehr, sie waren in zwei lange Zöpfe gewunden und auf das Stückchen um den Kopf gewickelt; ein schwarzer Band, über der Stirn in eine Schneppe wie die altdeutschen Mittwendhauben aufgehend, hielt sie fest.

Woche auf Woche ging vorüber. Im Herbst, wo die Regenflüsse, der Sturm, die schlechten Waldwege zu Hause hielten, hatte Elisabeth ihre jahrelang vornachtsälligsten Geschichtsstudien vorgenommen. Sie hatte es ausgesprochen, wie sie im Spiegel der Vergangenheit das Bild der Zukunft suche und dadurch Beruhigung, Trost für die Gegenwart. Sie liebte es jetzt vor Allem, sich in die Chroniken und Geschichtserzählungen jener Zeiten zu versenken, wo Deutschland viele Bunde der Bunden gewesen, und endlich durch die starke Hand jenes ersten Heinrich's, welcher das Volk erst zur Einheit und dann zum Siege geführt, befreit werden. Ich suchte ihr die Schlachtfelder auf der Karte, und wenn ich die Gegend zwischen Merseburg und Leipzig betrachtete, mit dem weitumfangen ebenen Plan, recht wie gemacht, daß das Fußvolk sich ausbreiten, die Reiterei zum Angriff anspringen konnte — da kam mir oftmals der Gedanke, daß hier viel mehr der Ort sei, die Schlacht um die Freiheit und um das Bestehen oder Untergang der Deutschen zu schlagen, als wie die, seit uralter Zeit im Munde des Volks lebenden Sagen es wollten: am Birnbaum am Wallenfeld, oder nächst der Birke zwischen Wert und Unna in Westphalen.

Aber allzulange Muße zu solcher Beschäftigung ward uns nicht; auf die Schlacht, aber auch Siegesberichte der Franzosen in Rußland folgten seltsame Gerüchte. Man unmöglich lange schon, es stehe weitaus nicht so glänzend um die Armee, wie die prahlenden französischen Bulletins es verkündeten. Das Volk erinnerte sich der beim Ausmarsch der Franzosen besprochenen Vorzeichen: der Pferde, die nicht wiehern, wenn man sie aus den Ställen herausführte; der Krähen- und Rabenschwärme, die nicht wie normals der großen Armee entgegenflogen, sondern ihr mit Geschrei von übler Vorbedeutung nachzogen. Bald waren es nicht nur Gerüchte, sondern bestimmte Nachrichten, die sich verbreiteten und die man sich zuflüsterte. Der Riesenbrand von Moskau erschien Vielen wie die Leichenfackel von des Imperators Glück.

Täglich saudten wir zur Post nach G. einen reitenden Boten; die Zeitungen erschienen wohl nur drei Tage in der Woche, und knapp und vorsichtig berichteten sie über die Ereignisse; viel mußte zwischen den Zeilen gelesen werden, was man aus Furcht vor den französischen Machthabern nicht aussprechen wagte. Aber nicht nur durch die Zeitungen, auf anderen Wegen kamen uns Nachrichten zu. Geliebt, verehrt, gelegnet und bewillkommt, wie Elisabeth in weiten Kreisen war, war Jeder bereit, ihr gefällig zu sein, ihr mit Aufopferung von Zeit und Mühe zuerst die Kunde zu bringen, von der man wußte, daß sie mit Spannung erwartet werde. Nicht viele Tage später, als es geschehen, wußten wir schon, daß Napoleon auf seiner Flucht von der Armee, am 13. Dezember Morgens, in der alten Burg zu Hainau auf der Post eingekehrt und bei der grimmigen Kälte einen warmen Trank verlangt habe. Trotz der Verhüllung hatte die Postmeisterin ihn erkannt; nicht einen Tropfen wollte die entschlossene Frau ihm gönnen und nur auf vieles Bitten der erschrockten Tochter und Mägde gab sie nach und kochte Kamillenthee.

„Und nicht wenig bitter wird der geschmeckt haben — dazu kenne ich Frau Krauthals," meinte die Generalin, als wir Alle, selbst Elisabeth, uns des Lächelns nicht enthalten konnten über die seltsam komische Situation des Erwähnten.

Weihnachten — Neujahr — auch der letzte Festtag, Dreikönig, wurden in bangen, gewöhnlicher Aufstimmung unähnlichen Gefühlen verbracht. Furchtbar waren die Erzählungen von dem Zustande, in dem die Trümmer der Armee zurückgekehrt, und nicht ohne Grausen und Erschütterung konnte man hören von dem Aussehen der Unglücklichen, von der Kälte in ihren Gliedern, die nicht zu bannen, von ihrem Hunger, der nicht zu stillen schien. Weit hinein in's Land breiteten sich die Seuchen, die sie mitbrachten. So ist's immer: mit dem Schuldigen leidet auch der Unschuldige.

Mit Entsetzen hatten wir von York's Konvention gehört; bald gedämpft ward es durch die Verleugnung, die er erfuhr.

„Nach dem Gesetz ist er freilosbar," sagte ich kopfschüttelnd, als ich zuerst von dem Vertrag in der Mühle von Poscherun hörte, „er hatte nicht das Recht, so zu handeln, wer gab es ihm?"

„Es war sein Menschenrecht, zu retten," sahe Elisabeth auf, „und das durfte er sich nehmen. Nicht nach von Menschenhänden gesetzlichen Satzungen mußte er handeln, nein, wie's ihm der Geist eingab. Das Höchste und Größte geschieht nicht auf Menschenbefehl, in uns selbst müssen wir den Drang dazu fühlen und ihm folgen."

Es war das erste Mal, daß sie wieder lebhaft sprach, daß ein Schimmer dessen, was sie früher gewesen, sie überflog.

Und nicht nur vorübergehend war dies gewesen, täglich kehrten ihr Eifer und ihre rührsame Thätigkeit mehr zurück. Unverdrossen, aber nur auf Pflichtgefühl hatte sie bisher der reichen Besitz verwaltet, jetzt hatte sie Freude daran. Sie arbeitete einen Uebersichlag dessen aus, was die Güter an Lasten zu tragen vermochten; die Pfandbriefe in der englischen Bank, von Herr von Orla vorsichtig die reichen Erspornisse seiner Einnahmen hinterlegt, wurden gelöndet, und an verschiedenen Orten und Handelsbanken die Auszahlung verfügt. Trotz den namhaften Verlusten, der Unzunft der Zeiten waren es große Summen, über die verfügt werden konnte.

Und jetzt kam die Zeit, sie anzuwenden. Ein Jubelruf, der Echo im fernsten Thal fand, flog durch das Land, als des Königs Erlasse, der erste am 3. Februar, erschienen; und die Antwort waren die zahllosen Gaben, die dargebracht wurden, die Streiter, welche sich verbündeten. Von der Kanzel hielt Elisabeth verlünden, daß jeder Mann von ihren Gütern, der der Ausrüstung ermangle, sie von ihr erhalten werde, und wen die Sorge um die Noth der zurückbleibenden Seinen zurückhalte, dem wolle sie sie erleichtern. Was möglich, wurde nach einem von und Dreien gemeinsam entworfenen Plane an Kleidung und Sonstigen auf dem Gute selbst beschafft, wodurch den Weibern und Frauen Verdienst erwuchs. Die Generalin mit dem bucklign Oreschneider, dem mein Bursch manchen Wutz zu geben wußte, und die Handschusterinnen leiteten die Arbeiten; Elisabeth die Anfertigung des Verbandzeugs. In allen Räumen des Schlosses wurde zugeschnitten, genäht, ausgewählt, geordnet, verpackt. Im großen Hofe exerzirten und übten sich und Kampf die Leute. Elisabeth war die Erste auf früh Morgens und die Letzte, welche Nachts, wo sie noch Rechnungen und Briefe schrieb, ihr Licht löschte. Aengstlich wehrte sie jedes Lob ihres Thuns ab.

„Ich verdiene es nicht, wirklich nicht!" rief sie; „ist mir's denn nicht bei jeder Gabe, bei jeder Anstrengung zu Muthe, als wenn es für ihn wäre?"

Es war ein Sonntag, an dem sich die Freiwilligen sammelten, um auszuziehen nach Breslau. Zeitlich war Gottesdienst gehalten worden; sie hatten das Abendmahl mit ihren Lieben genommen, und unter Glockenklang, die Pfarrer im Ornat, die blütengeschmückten, singenden Schulkinder an der Spitze, zogen sie aus. In langen Reihen folgten die Eltern und Frauen, angeführt von der Generalin und Elisabeth. Einer der Kinder hatte ihr einen Strauß Frühlingsblumen in die Hand gegeben; im schwarzen Gewand, den Spitzenschleier über Haar und Schultern gewoffen, schritt sie daher, ein liebliches Bild sanfter, nicht hoffnungsloser Trauer. Eine halbe Stunde vor Orla auf einer Anhöhe, wo man den Weg noch eine Weile übersehen konnte, theilte sich der Zug. Nochmals sprach der Pfarrer den Segen, und wie die Männer und Burschen grüßend und Hut und Mützen schwenkend einzeln an Elisabeth vorüberzogen, um unter dann in Reih und Glied zu fallen, reichte sie Jedem die Hand.

„Seid tapfer, seid menschlich!" sprach sie. Es hat Keiner ihrer Ermahnung vergessen.

VII.

Und nun war der Krieg da, der lang ersehnte, vom Himmel erfleht! Mit fieberhafter Sehnsucht und Erwartung folgten unsere Gedanken dem Heere, und wie banghar schlugen die Herzen, als uns die Botschaft von dem ersten unzweifelhaften Sieg der preußischen Waffen im Treffen von Zehdenick wurde! Weit und breit wurden die Glocken geläutet und Akes eilte in die Kirchen. Mit Stolz lasen wir die Einzelheiten des Kampfes und besprachen sie: die tapferen Kanoniere, welche mit Geschütz

Digitized by Google

und Munitionswagen durch das brennende Leitzlau, unbekümmert um die zusammenschlagenden Flammen, auf den Feind aufnahren; die schwarzen Todtenkopfhusaren, welche die französischen Reiter, enfants de Paris, beim ersten Ansprengen geworfen.

Mit banger Sorge gedachte man nun auch der Gefahr, der die Lieben im Felde ausgesetzt. Einzelne Trauerbotschaften kamen. Der tag verwundet und krank, Jener war vermißt, wohl gefangen, ein Dritter im ersten Gefecht gefallen. Vier teine Nachricht, keinen Brief, keinen Gruß, und das war bei den Meisten der Fall, sorgte und grämte sich, aber ruhig und im Stillen. Ging denn nicht das Allgemeine vor dem Besonderen? und wußte man nicht, daß Opfer fallen mußten? Wenige nur machten Ausnahme.

Unter den früheft Gefallenen — anfänglich kamen die Nachrichten rasch, später, als die Treffen und die Verwundeten und Todten sich häuften, dauerte es Monate — war ein junger Bursche, der eben erst Hochzeit gemacht, als der Aufruf zum Heere erschienen; die Wittwe war achtzehnjährig, eine Waise.

Als Elisabeth sie aufsuchte, waren schon der Pfarrer mit trostendem Zuspruch, die Nachbarn mitleidig und bedauernd um sie. Sie achtete Aller nicht, und mit strömenden Thränen wiederholte sie immer nur: „Mein Heinrich, mein Heinrich!“

Elisabeth war stille herzugetreten. Endlich legte sie den Arm um den Nacken des armen Weibes und den Kopf an den ihrigen. Dieses blickte auf: „Ach, Fräulein, weiß Ihr Euren Liebsten verloren habt, warum muß da mein Heinrich sterben? Mein Heinrich lebte noch, wär't Ihr nicht gewesen.“ —

„Weberin, was spricht Sie da?“ rief Frau von Wegeleb; sie sah, wie Elisabeth erblaßte.

„Ja, wenn mein Heinrich nicht genußt hätte, daß mir nicht abgeholfen werde, wäre er nie ausgezogen. Aber gleich wie der Herr Pfarrer verkündige, daß das Fräulein für uns beyden wolle, hat er gesagt: ‚Nun muß ich auch mit!‘ daß' weiter keine Ursache, zu Hause zu bleiben.‘ Und da ging er — mein Heinrich!“

Elisabeth hatte ihren Arm nicht zurückgezogen; jetzt antwortete sie leise, aber deutlich, so daß wie's Alle hören konnten: „Meinen Heinrich betraute ich mehr Jahre, als Du Deinen nur gekannt. Aber wäre er nie durch ein Wunder wieder geschenkt, ich ließe ihn willig aus meinen Armen, und wollte ihn nicht hindern, daß zu thun, was er für seine Pflicht hielt: für das Vaterland zu streiten.“

Die Wittwe hatte einen Augenblick aufgehört zu weinen und Elisabeth starr angesehen, dann schüttelte sie den Kopf, als verstünde sie nicht, und begann wieder ihre Klage: „Mein Heinrich, mein Heinrich!“

Als wir rückkehrend am Friedhof vorbeiginzen, blieb Elisabeth an der eisernen Gitterthür stehen und blickte hinein. Eine üppig grüne Decke breitete sich über den Gräbern aus, und wo sich das Erbbegräbniß der Orla an die Kirche lehnte, blühte in dem geschützten Winkel ein Fliederstrauch. Der golbene Duft des Sonnenuntergangs lag darüber und auch Elisabeth's Haar erglänzte schimmernd, aber das Antlitz sah milder und bleicher aus, als je. — „Wie sie so sanft ruhen!“ flüsterte sie, und in den Augen krachtete das unruhige, lohende Licht auf, das mich immer mit solcher Angst erfüllte — es gab ihnen so unirdischen Ausdruck. — „Komm, Elisabeth, komm,“ bat ich, sie berührend.

Sie wandte schwermüthig lächelnd den Kopf, und als errathe sie meine Gedanken, sagte sie: „Noch nicht, Vetter, noch nicht. So ein Herz braucht lang zum Brechen.“

VIII.

Als das Kriegsglück sich wendete und eine Nachricht nach der andern erst die Erfolge der Franzosen, die Schlachten von Bautzen und Wurschen und dann ihr Vorrücken und den Rückzug der Unsern meldeten, war es doch wieder Elisabeth, die sich am wenigsten niedergedrückt davon zeigte.

„Mag der Sturm noch so groß sein, mit einem Zuge bläst man die Franzosen nicht aus dem Lande,“ sagte sie, „und das Ende jedoch ist mir nicht bange! Die Glocken von Orla werden den Sieg und den Frieden einläuten.“ —

„Wann?“ fragte Frau von Wegeleb.

„Morgen, übermorgen, oder nach Monaten. Fragt den Vetter Michael, Tante, er ist Soldat gewesen, er wird Euch sagen, daß eine Niederlage kein Hinderniß zum endlichen Sieg einer Sache sei, und eine Niederlage erlitten die Unsern ja nicht einmal!“

Unruhig und begierig nach bestimmten Nachrichten — denn was wir bisher gehört, war doch nur mehr oder minder Gerücht gewesen — war sie jedoch nicht weniger als wir, und hauptsächlich ihretwegen entschloß ich mich eines Morgens, zeitlich früh nach G. zu reiten. Am Postamte dort, beim Kreisvorstande mochte man doch mehr wissen, vielleicht auch Tröstliches. Richtig erzählte man mir auch von einem Gefecht, einem Ueberfall, den die Franzosen irgendwo in der Gegend — die übereinstimmenden Gerüchte nannten Hajnau — erlitten und dabei den Kürzeren gezogen hätten. Daß der König wieder in oder bei Berlin sei, wollte man auch wissen.

Ich beeilte mich denn auch, mit meinen Neuigkeiten nach Hause zu kommen, und mit Lust zurück, sobald mein und des Reitknechts Pferd nur halbwegs ausgeruht. Mittag war jedoch schon vorüber, als wir die Thürme Orlas in Sicht bekamen. Vor dem Dorfe schon riefen mir einige Jungen entgegen, man suche mich seit zwei Stunden in allen Richtungen. Ich hatte nämlich Niemand von meiner Absicht, G. zu besuchen, gesagt, sondern war fortgeritten, wie ich es häufig that, und wie Die im Schlosse glauben mochten, nach dem Walde oder den Vorwerken.

Ich gab meinem Pferde die Sporen und sprengte so rasch als möglich durch den Ort und den Schloßberg hinauf.

Im Hofe lief Alles durcheinander. Die Wagenremisen standen offen und ich sah Frau von Wegeleb in einer derselben stehen. Sie winkte mich hastig herbei, als sie meiner ansichtig wurde.

„Was ist geschehen?“ rief ich, so schnell es nur immer ging, absteigend. „Elisabeth —“

Frau von Wegeleb rang die Hände: so hoffnungslos hatte ich sie nie gesehen. „Ja, was geschehen ist eigentlich,“ sagte sie, „weiß ich Ihnen nicht zu sagen, ja ich weiß nicht einmal, was ich denken, was mir vorstellen soll. Vor einigen Stunden ging Elisabeth aus, die Frau des Schmieds, die in den Wochen liegt, zu besuchen. Nicht sehr lange darauf kommt ein Bauer, der, wie er sagt, hereingeritten mit dem Fräulein von Orla zu sprechen hatte. Da er durchaus nur an sie sein Anliegen zu haben erklärt, sandte ich ihn mit einem Diener ihr nach. Nach einer halben Stunde sind Beide wieder da und der Diener erzählt, Elisabeth wäre durch den Bericht des Bauers in die größte Aufregung gerathen; habe verlangt, der Schmied solle augenblicklich einspannen und sie mit seinen Pferden nach Riethorf — von dort ist der Bauer — fahren; der Unterhalt, bis Pferde und Wagen vom Schlosse geholt worden wären, schien ihr zu groß —“

„Und die Ursache dieser Eile?“ drängte ich.

„Hier ist sie!“ und die Generalin öffnete die Hand und zeigte mir den eisernen Reif, den sie darin gehalten. „Den brachte der Mann, und Sie, Vetter, werden ihn so gut erkennen, als ich ihn erkannte.“

Es war Heidel's Ring, derselbe, den ihm Elisabeth damals im Gefängnisse zu Magdeburg gegeben, als sie von ihm Abschied nahm. Wir sahen uns an. „Und der Mann brachte ihr den Reif?“ fragte ich endlich. „Von wem? woraus?“

„Es geschah im Auftrage eines verwundeten russischen Offiziers, welcher, inzwischen, sich wieder bringen zu lassen, bei ihm, dem Schulzen des Dorfes, liege. Der Offizier wollte schreiben, war jedoch damit nicht zu Stande gekommen; so hatte er ihm den Ring gegeben und gebeißen, denselben der Herrin von Orla zu bringen. Mehr weiß der Mann nicht. Durch den Diener ließ Elisabeth nur sagen, daß man ihr einen Wagen nachsenden solle, und Sie, Vetter Udem, sowie den Arzt bitten, mitzukommen. Bis jetzt waren er sowohl wie Sie nicht zu finden.“

Auf den Arzt wollte ich auch nicht warten, der mochte mir mit dem Wagen folgen; ich ließ frische Pferde satteln für mich, meinen alten Kamp und den Bauer, und brach auf. Ich ritt wie im Traume dahin. Meine Gedanken waren so verworren als möglich. Ich blickte immer wieder auf den Ring, den ich angesteckt hatte, und trieb dann mein Pferd an. Die einzige Lösung aller Zweifel und Verwuthungen war ja doch nur in Riethorf zu finden.

Der Bauer erzählte nun Dasselbe, was ich schon von der Generalin gehört hatte, und konnte mir nicht einmal eine Beschreibung von dem Offizier geben. Nur daß er in dem Gefecht bei Hajnau verwundet worden, glaubte er versichern zu können. Er hätte wollen durchaus sich weiter bringen lassen, daß jedoch sei unmöglich gewesen; denn er verlor ein über das andere Mal die Besinnung. Seine Leute hatten dann noch einen Führer verlangt und waren mit dem Gefährt, das ihn gebracht, querfeldein gefahren.

Endlich erreichten wir Riethorf, einen kleinen Ort, der nicht mehr zu den Orla'schen Besitzungen gehörte. Von Weitem erkannte ich schon das Wägelchen des Schmieds und sah den Mann vor einem Hause stehen. Ich hielt mich nicht auf, mit ihm zu sprechen, sondern eilte nur, hineinzukommen.

In der Stube saß die Frau des Schulzen mit den Kindern und wollte mich nicht weiter lassen. „O Herr,“ rief sie, als sie uns eintreten sah, „stört die armen Seelen drin im Zimmer nicht! Die brauchen nichts und Niemand jetzt. Wenn Ihr nur gehört hättet, wie die Dame aufgeschrieen, als sie den Herrn erkannt! Ich hatte gedacht, ihn trotz alles Reibens und Spritzens mit Essig nicht mehr aus seiner tiefen Ohnmacht zu bringen — aber da machte er gleich die Augen auf, als er die Stimme hörte. ‚Ich sterbe in Deinen Armen,‘ sagte er; aber das Fräulein schrie,

Digitized by Google

sie wolle ihn dem Tode abringen, und fiel über ihn — und dann konnt' ich's nicht mehr aushalten und ging hinaus."

Ich öffnete doch die Thüre; sie konnten ja Hülfe brauchen, alle Beide! Elisabeth lniete am Bette und wandte sich auch nicht, als die Thüre knarrte. Erst als ich herumtrat, hob sie den Kopf und sah mich an. So mögen die seligen Geister blicken und aufsehen! Ganz ruhig, ganz befriedigt! Als läge alle Sorge und Noth des Lebens weit weg! Und doch, der da vor ihr lag, das Haupt an ihrer Schulter, seine Hände in den ihren, sah wohl nur wie ein Gegenstand der größten Sorge aus. War er todt, — besinnungslos? schlief er? Nach einer Weile erst merkte ich, daß es das Letzte war, und nur nach und nach sah ich Heidek's Züge heraus. Das kurzgeschnittene Haar war an manchen Stellen ergraut, das tiefgebräunte Gesicht auf's Aeußerste mager, die Augen eingesunken, die Nase scharf wie ein Messerrücken geworden. Ein Arm war mit Binden umwickelt und die Lücher unter dem blutbefleckten Hemde zeigten, daß er auch eine Wunde in der Brust haben mußte.

Ich trat an die andere Seite des Bettes und setzte mich schweigend nieder. Auch Elisabeth sprach nicht, und so saßen wir, bis Getrappel vor dem Hause und Räbergerassel die Ankunft des Wagens mit dem Arzte anzeigte und dieser denn auch rasch hereintam. Während er Heidek's Wunden untersuchte und den Verband erneuerte, versuchte ich etwas über sein wunderbares, plötzliches Erscheinen von Elisabeth zu erfahren. Aber sie wußte nichts, das arme Kind, als daß er da war, er, um den sie so lange Zahre getrauert! und daß er viel gelitten.

Wir mußten dann an den Transport des Verwundeten denken; eine bedenkliche Sache, wie mir schien, wenn ich Heidek's völlige Erschöpfung betrachtete. Doktor Peters meinte aber doch, es sei besser, gleich daran zu gehen, jetzt würde Heidek wenig fühlen, als später.

„Wir haben Pferde genug da und Leute, um auch über die schlechtesten Wegstellen leicht hinüber zu kommen," sagte er; und so machten wir uns denn in Gottes Namen noch vor Sonnenuntergang auf den Weg. Es mochte das Fieber sein, das Heidek aufrecht hielt; er verlor jedoch nicht ein einziges Mal die Besinnung, wie wir gefürchtet hatten, sondern lag da mit weitgeöffneten, glänzenden Augen, die er unablässig umherschweifen ließ, als könne er sich nicht sattsehen an Allem, was ihn umgab: die deutsche Erde, die er, ein „elender Mann", so lange nicht gesehen, den Himmel, dessen Anblick vielleicht Jahre hindurch Kerkergitter ihm entzogen hatten!

Als wir in den Wald kamen und die Laubkronen der Bäume im Abendwinde über ihm rauschten, athmete er einen Seufzer unaussprechlicher Befriedigung, und zwei Thränen, von Elisabeth aufgeküßt, flossen aus seinen Augen. Bergißmeinnicht wuchsen an einer feuchten Stelle; er verlangte nach ihnen, und als ich ihm eine Handvoll der blauen Blumen brachte, legte er sie fein eine warme wunde Brust und flüsterte: „Sie kühleten so sehr!"

„Er wird nicht sterben!" hatte Elisabeth gesagt, als der Arzt auf die Frage Frau von Wegelieb's nach Heidek's Wunden nur die Achseln zuckte. „Er wird nicht sterben!" wiederholte sie mit ruhiger Zuversicht alle die vielen Tage hindurch, wo sein Leben nur wie an einem Haare hing. Sie wich nicht von seiner Seite und die Welt versprühte des Krankenzimmers schien nicht mehr für sie da zu sein. Sie frogte nach nichts, und die Generalin und ich hielten auch Alles ferne, was ihr eine vermehrte Sorge sein konnte, also daß weder sie noch der Kranke Kunde vom Kriegsschauplatz, der sich immer näher zog, und von dem Vordringen der Franzosen, auch nicht von dem Waffenstillstand, der Alle beseligte, erhielten.

Nach und nach, bruchstückweise nur, wie Heidek eben Kraft, etwas mitzutheilen, hatte, erfuhren wir die Geschichte seiner Gefangenschaft und endlichen Flucht. Anfänglich ging es ihm nicht gas so schlecht; während der Transportirung nach Frankreich sowohl, als auf der Festung, wo er die erste Zeit in Haft saß, war man doch rücksichtsvoll mit ihm verfahren. Später änderte sich das, vermuthlich mit dem Abgange General De Clercy's nach Spanien, wo dieser auch bald fiel und dann Niemand mehr sich um den Gefangenen kümmerte. Das letzte Jahr in Toulon wurde er nicht anders als wie ein gemeiner Verbrecher behandelt und litt jede Entbehrung, während er die härtesten, schwersten Arbeiten verrichten mußte. Einmal erfaß er die Gelegenheit, sich in's Meer zu stürzen, schwamm aber nicht in die offene See hinaus, wo man, wie er wußte, ihn leicht entdecken und einholen konnte, sondern verkroch sich in das erste Fischerboot, das er an der Küste fand. Der Eigenthümer desselben, als er nach einigen Stunden ihn entdeckte, hatte Mitleid, bedeckte ihn mit Netzen und ließ ihn bis zur Nacht ruhig liegen. Er hörte den Kanonenschuß, welcher die Flucht eines Sträflings ankündigt, aber er hatte Glück, so nahe suchte ihn Niemand. Um Mitternacht fuhr der Fischer, der eigentlich ein Schmuggler war, aus, englische Waaren zu holen von einem Kutter, der trotz der strengen Art, in der die Kontinentalsperre gehandhabt wurde, einige Male im Monate sich heranwagte. Auf Fürsprache des Schmugglers nahm der Kapitän Heidek an Bord und brachte ihn nach England, wo er viele Wochen in einem Hospital krank lag. Von allen Mitteln entblößt, wußte er nicht, wie sich in Verbindung setzen, wie den Aufenthalt der geflüchteten Freunde in England zu erfahren; so nahm er denn nach seiner Genesung Dienst als Matrose auf einem Schiffe, das nach Petersburg ging. Dort gelang es ihm bald, sich als Den, welcher er war, zu legitimiren, da er schon die ersten Tage auf Bekannte stieß. Der Feldzug war im Gange und er bekam gleich eine Lieutenantsstelle, die er mit der ausdrücklichen Bedingung annahm: daß er, sobald es die Umstände erlauben würden, in preußische Dienste übergehen konnte. Vor kurzer Zeit nur war dies geschehen, so daß Heidek bei dem Besuch von Hannau noch russische Uniform trug. Geschrieben hatte er von Petersburg aus und auch später, mehrmals freilich nicht unter seinem Namen, aber doch so, daß Elisabeth den Schreiber wohl erkannt hätte. Er schickte die Briefe auf verschiedenen Wegen ab, sie mußten aber alle verloren gegangen sein. Nach Jahren nur, als es schon Friede war, kam einer doch nach Orla, natürlich nicht durch die Post, sondern er war von einer Hand in die andere gewandert. Als Heidek nach dem Treffen von Haynau lampfunfähig geworden, dachte er, es könnte ihm vielleicht gelingen, bis Orla zu kommen. Sein russischer Diener und ein Wachtmeister trieben ein Gefährt auf für ihren Mittmeister — das war er indeß geworden — und versuchten ihn fortzubringen — das Weitere wußten wir schon. Wunderbarerweise war im Grunde in seiner Erzählung nicht viel, es hatte sich eben Eins zum Andern gefügt, wie die Glieder einer Kette in einander greifen. In jenen Tagen kam Einem freilich wohl nicht leicht Etwas wunderbar vor; das Unerhörteste gewöhnte man bald und nahm es wie selbstverständlich hin. Die Personen traten ab vom Schauplatz und wieder auf, und nur die Nächsten merkten darauf, wenn die Bühne wurde nie leer. Das Allgemeine nur ward allgemein empfunden, alles Besondere verschwand in den großen Wellen der Tagesgeschichte. So kam es, daß Heidek's Wiederkehr und plötzliches Erscheinen gar nicht das Aufsehen wie sonst wohl machten. Ich weiß nicht, ob nur die nächsten Nachbarn alle — im Grunde hatten sie nur entfernte — Kenntniß davon erhielten. Verwundete gab es allüberall, und daß ein solcher auch auf Schloß Orla verpflegt wurde, konnte nicht auffallen. Den Dienstleuten gab ich wohl einen Wink, wenn sie nach G. gingen, nicht davon zu erwähnen, da die Franzosen sich der Gegend immer mehr näherten, aber eigentliche Gefahr für Heidek oder uns sah ich nicht voraus.

(Schluß folgt.)

Kruses und Heiteres.

Während des Brandes in Chicago hat ein Geschäftsreisender, das seinen kranken Vater in seinen Armen vom dritten Stockwerk nach der Straße getragen hatte, einem Fuhrmann 15 Dollars, wenn er ihn ein paar Häuserquartiere weiter außerhalb der Gefahr fahren wolle. „Sprech nicht von 15 Dollars mit mir, sagt 1000 Dollars, und ich will mit euch sprechen." Die Kinder besahen nicht mehr Geld und versuchten, ihren Vater fortzutragen, der in sie drang, ihn preiszugeben, um sich selber zu retten; aber sie wollten nicht und wurden von den Flammen ergriffen, in denen sie umkamen.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 168:

Je länger je lieber.

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hadberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 20. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **van Dewall.**

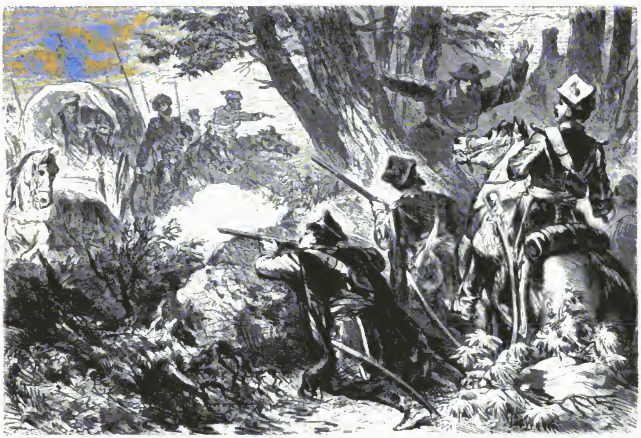
(Fortſetzung.)

In Serocki ſpannte man um, ohne den Kutſcher zu wechſeln, welcher mit Michael abwechſelnd die Zügel führte. Die Geliebte Bobrowski's, von Mengden's Arm gehalten, ſchlummerte tief, ihre zarten Finger hatten ſich feſt um deſſen Hand geſchloſſen und preßten dieſelbe bisweilen krampfhaft im Schlafe, wie es die Kinder thun; auch Mengden ſchlief manchmal eine lange Weile lang. Zögernd begann endlich der Morgen heraufzudämmern, die Gegenſtände am Wege wurden allmälig dem Auge erkennbarer, dunkle Fichtenwälder, einzelne Ortſchaften und Gehöfte, Sümpfe und Bäume. Ein grauer, feuchter Nebel lag wie ein dichter Schleier unten am Boden. Der Regen hatte etwas nachgelaſſen, langſam trabten die dampfenden Roſſe dahin, das ſchmutzige Waſſer ſpritzte hoch unter ihren Hufen auf.

Müde trabten auch die Koſakenpferde vorwärts mit geſenkten Köpfen, bis auf die Haut durchnäßt kauerten die eben ſo müden Reiter in den hohen Sätteln, die Lanze am Ellenbogen hängend.

Endlich tauchten die Thürme von Lowicz aus dem Dufte hervor, die Pferde griffen kräftiger aus mit einer letzten Anſpannung ihrer Kräfte und warfen die Köpfe, als witterten ſie den nahen Stall.

Mimia ſchlief noch immer. Ihr Haupt war tief und tiefer herabgeſunken, bis es auf dem Schooße des Adjutanten einen feſten Ruhepunkt



Eine große Dame. Der Ueberfall im Walde. Originalzeichnung von G. Bartſch. (S. 230.)

gefunden hatte. Nur ungern entschloß sich Mengden, sie zu wecken. Vorsichtig schob er den Mantel zur Seite und betrachtete das Gesicht der Schläferin mit den weißen, hohen Haarflechten, den glühenden Wangen und den halbgeöffneten Lippen. „Wie schön sie ist!“ murmelte Mengden unwillkürlich.

Die kalte Morgenluft, welche über ihr erhitztes Gesicht strich, weckte sie, sie schlug die großen tiefblauen Augen auf und sah sich erstaunt um. Mengden verglich in seinen Gedanken diese sanften Sterne mit den heißen Augen der Gräfin.

„Wachen Sie auf, Kamerad,“ sprach er aufmunternd, „die Rosse wittern Morgenluft und drüben kräht der Hahn!“

Mincia fuhr ein wenig verwirrt empor.

„O tausendmal Verzeihung — ich habe Sie wohl sehr belästigt?“ sprach sie erröthend wie eine Mairose.

„Nicht der Rede werth,“ erwiederte dieser und drückte ihr die Hand. „Dort liegt Lowiez,“ fuhr er dann leise fort, während Mincia ihre Kapuze herabzog, um nicht ihr Geschlecht zu verrathen. „Wir haben daselbst einigen Aufenthalt und müssen die Cokorte wechseln, die armen Kerls werden müde genug sein. Spielen Sie Ihre Rolle gut! — Wie soll ich Sie nennen? — Petrowski etwa? — Gut. Verstellen Sie Ihre Stimme und machen Sie große Schritte. — Sie waren in Warschau im Spital und kehren kaum genesen zu Ihrem Korps zurück — ist's so recht?“

Man erreichte die Stadt und hielt vor dem ersten Gasthofe. Der Ort war mit Truppen überfüllt, doch gelang es Mengden, zwei Zimmer im Hotel zu bekommen. Während Mincia sich in dem einen derselben auf das Bett warf, ganz in ihr Kokettenkostüm gehüllt, verließ Mengden den Gasthof, um sich bei dem kommandierenden Offizier zu melden, seine Depeschen abzugeben und eine neue Cokorte zu fordern.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe er zurückkehrte; trotzdem er Alles nach Möglichkeit beschleunigte, wurde es neun Uhr, ehe sie weiterfuhren.

Die Cokorte, welche sie bis Kutnow begleiten sollte, bestand wegen der Unsicherheit der Gegend aus hundert Kosaken unter einem bewährten Offizier.

Hinter Lowicz beginnen ausgedehnte Sümpfe und Wälder zu beiden Seiten der Straße, welche unzählige Schlupfwinkel enthalten, in denen sich kleinere Trupps, welche mit den Verhältnissen der Gegend genau bekannt sind, leicht gegen weit größere Abtheilungen mit Erfolg vertheidigen können.

Mengden hatte erfahren, daß eine Menge solcher Guerillabanden die Wege unsicher machten, welche bald hier bald dort hervorbrechen, um eben so schnell, je nach Umständen, wieder spurlos zu verschwinden.

Er traf daher besondere Vorsichtsmaßregeln für seine weitere Reise. Er theilte seine Begleitung in zwei Haufen zu je fünfzig Mann, von denen der eine dreihundert Schritte vor, der andere dicht hinter dem Wagen ritt. Umgehungen konnen sie so bis an den kleinen Ort Pleca. Dicht hinter diesem Orte senkten sie den Weg über einen kleinen schlammigen Bach al ztragen und mußten denselben durchfahren, was nicht ohne Schwierigkeit von Statten ging. Die Kosaken setzten theils watend, theils springend hinüber, der Wagen aber blieb stecken und mußte erst durch einige mit Kantschuhieben herbeigeholte Bauern wieder in Gang gebracht werden. Als man kaum dieses Hinderniß überwunden hatte, sah Mengden, wie vorne seine Begleitung plötzlich anhielt. Augenblicklich hielt auch der Wagen still. Mengden sprang herab und stieg, seinen Säbel umschnallend, auf eine kleine Erhöhung neben der Straße. In der nächsten Minute befand sich der Kosakenoffizier auf schäumendem Pferde an seiner Seite.

„Herr Kapitän, dort vorne im Walde ist's nicht richtig, ich sah Bärtlinge ein und her galoppiren und erblickte einige Menschen unter den Bäumen.“

Mengden nahm seinen Krimstecher aus dem Futteral und schaute aufmerksam nach einer Baumgruppe hinüber, welche als die Spitze eines größeren Gehölzes auf etwa tausend Schritte Entfernung vor ihnen lag.

Durch sein vortreffliches Glas nahm er allerdings einige Berittene wahr, deren sieredige Mützen dieselben als Insurgenten kennzeichneten, sodann erblickte er einzelne kleine Abtheilungen hier und da im Walde, welche theils mit Gewehren, theils mit Sensen bewaffnet waren.

Die Anzahl derselben schien ihm indessen keinesweges groß genug, um ihn an einem weiteren Vorrücken verhindern zu können. Er theilte diese Bemerkungen dem Offizier mit, befahl ihm, nach fünfundzwanzig Mann von den hinter dem Wagen haltenden Kosaken nach vorn zu senden und sodann den Durchgang mit Waffengewalt zu erzwingen.

Nicht zehn Minuten später fielen vorn die ersten Schüsse und der Zug rückte langsam vorwärts. Mengden, neben dem Wagen herschreitend, beobachtete so gut er es vermochte den Gang des Scharmützels. Mincia saß blaß, mit klopfendem Herzen im Wagen. Michael war herabgesprungen und ging neben den Köpfen der Pferde her, während der alte Kutscher oben auf dem Bock ruhig seine Pfeife rauchte und keine Miene verzog.

Es erreichte man langsam das Gehölz und näherte sich einem einzelnen größeren Gehöfte, welches rechts hart am Wege lag.

Die Straße dahin bildete eine Art von tief abfallendem Hohlweg und war auf beiden Rändern mit dichtem Gebüsch bewachsen, man konnte von dem höchsten Punkte derselben aus ganz deutlich übersehen, was vorn sich ereignete.

Ein Theil der Kosaken war abgesessen und plänkelte gegen die nächsten Baumgruppen, sie feuerten lebhaft aus ihren langen einläufigen Gewehren und trieben den Gegner, der im Besitz nur weniger Feuerwaffen zu sein schien, langsam vor sich, her, die Uebrigen begannen jenes Gehöft zu umreiten und Eingang in den Hof zu suchen.

Derselbe war scheinbar unbesetzt, indessen die Kosaken, den kleinen Krieg und die Tücke der Polen wohl kennend, beobachteten alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln, bedten sich so gut wie möglich durch das Terrain und hielten in einiger Entfernung eine Reserve von etwa zwanzig Reitern.

Sie thaten wohl daran, denn mit einem Male schanten überall die Pelzmützen über die niedrige Mauer herüber, Gewehrläufe wurden sichtbar und ganze Salven wurden auf die Soldaten abgefeuert.

Mengden, sein Feuer kaum noch zügelnd, war eben im Begriff, nach vorn zu eilen, als Schüsse ganz in seiner Nähe feitwärts im Walde ihn zum Bleiben bewogen. Er sprang die Böschung am Wege hinauf, den Revolver schußbereit in der Hand, und bemerkte mit Schrecken, wie die zu Fuße kämpfenden Kosaken eiligst zurückgingen. Seine Kurufe waren vergeblich, die Insurgenten, welche schnell, ihnen beinahe auf den Fersen folgend, vordrangen, gaben ihnen keine Zeit, denselben Folge zu leisten.

Die Lage des Detachements war hierdurch überaus kritisch.

Mengden befahl deshalb, den Wagen umzukehren und mit dem Rest der Kosaken sich schnell auf dem Feuerbereich zu begeben; ehe man aber hiermit zu Stande kam, hatten schon aus nächster Nähe Schüsse — eine Kugel streifte das Deichselpferd nicht, eine andere schlug durch die Wagendecke. Michael, ohne sich eine Minute zu besinnen, riß sein Messer heraus und begann die Stränge zu durchschneiden, während Mengden voller Besorgniß den Ausgang herabsprang, um selbst mit Hand anzulegen, damit der Wagen mit dem erschrockenen Mädchen in Sicherheit käme; aber Alles war umsonst, die Kosaken kamen schon eilig auf die Chaussee zugeritt und auch die Berittenen vorn machten Anstalten, sich schleunigst zurückzuziehen, um nicht abgeschnitten zu werden.

In diesem gefahrvollen Augenblicke sprang Jan, welcher bis dahin die Leinen der unruhigen Pferde fest in seinen Händen gehalten hatte, vom Bock herab, — Mengden, welcher auffangs glaubte, daß er ihnen davon wollte, den Wagen herumzudrehen, war nicht wenig erstaunt, ihn ohne Weiteres die Bahnung hinaufkaufen zu sehen, wo er schnell hinter den Büschen verschwand.

„Der Feigling — seine Angst treibt ihn den Koffonies gerade in den Rachen,“ brummte verächtlich der Adjutant über das Geschirr gebückt.

„Durad,“ rief auch Michael ingrimmig mit der Faust hinter ihm her drohend aus, aber was half es, der Kutscher war fort, man mußte sich ohne ihn behelfen!

Mit der größten Anstrengung hatte man das Fahrzeug endlich einige Schritte unter dem Feuer des Feindes zurückgebracht, da zeigte sich ganz dicht in der Flanke eine neue stärkere Abtheilung.

Die Kosaken, nicht im Stande, die Seite Böschung hinauf zu attakiren und schlechte Kämpfer zu Fuß, gerieten hierdurch in die größte Verwirrung, sie schossen nach allen Richtungen und schrieen wild durcheinander, die Pferde drängten sich auf der schmalen Straße und schlugen hinten aus, hier und da brach auch ein Thier zusammen und wurde ein Sattel leer durch eine feindliche Kugel, der Offizier bemühte sich vergebens, Ordnung in dieses Gedränge zu schaffen, und die Gefahr stieg auf das Aeußerste.

Mengden sah kaum den Wagen in Bewegung, als er auch schon, die ganze Größe derselben erkennend, einen Theil der Reiter abzuführen befahl. Sich an die Spitze derselben stellend und den Säbel ziehend, warf er sich furchtlos dem Feinde entgegen.

Diese Attake, eigentlich nur zu dem Zwecke unternommen, dem Detachement Luft zu schaffen, hatte einen ganz ungehnten Erfolg; ohne einen bemerkbaren Grund nämlich zog sich der Gegner nach einer kurzen Weile, fast ohne einen Schuß zu thun, vor demselben zurück und verschwand bald im Dunkel des Waldes.

Die Gefahr war somit vorüber. — Staunend sah Mengden, wie die weit überlegenen Insurgenten vor ihm die Flucht ergriffen; doch hielt er es nicht für gerathen, sie weiter als nöthig zu verfolgen.

Anfangs glaubte er an eine List, aber nach einer Viertelstunde bemerkte er ganz deutlich, wie der Feind über eine Waldblöße ziehend rubig von dannen marschirte.

In Folge dessen befahl auch er den Rückzug und zog sich langsam auf seinen Hauptrupp zurück.

„Dießmal hat uns der Himmel noch gnädig beschützt,“ sprach er zu

Digitized by Google

dem Kosakenoffizier, welcher ihm entgegengeritten kam und Mengden zu seinem taken Vorgehen gratulirte. „Gehängt will ich werden, wenn ich eine Ahnung habe, weßhalb jene Burschen sich von mir werfen ließen."

„Vielleicht haben sie Nachricht bekommen, daß irgendwo in ihrem Rücken nicht Alles in Ordnung ist, es stehen hier überall einzelne Kommandos in der Gegend," erwiederte dieser — „leider haben wir nicht unerhebliche Verluste durch diese verd . . . . . H . . . . . gehabt, vier Mann sind todt und elf mehr oder weniger verwundet."

„Bindet die Leichname auf die Pferde und dann so rasch als möglich vorwärts!" befahl Mengden mit einer Miene des Behauerns.

Einen Augenblick später stand er neben dem Wagen.

„Nun, Kamerad, das Feuer ist vorüber!" rief er in dessen Inneres hinein; der kleine Offizier, der darin, nichts langsam mit dem Kopfe. — „Armer Freund! — verlieren Sie den Muth nicht," fuhr er mit Bedauern fort, „ich denke, man geht es lustig wieder vorwärts, die Gefahr ist vorüber."

In diesem Augenblick wuede er Jan gewahr, der ruhig wieder neben den Pferden stand und dem frisch eingelspannten Kosakengaul die Zügel einschnallte.

„O sieh doch, mein Freund, — ist er wieder da?!" sprach er, sich zornig zu Jenem wendend und ihn am Aeme erfassend, „wo waren wir denn so schleunig hin verschwunden?"

Jan drehte sein eiserues Gesicht dem Abjutanten zu und rührte sich nicht von der Stelle. „Ich wollte nur dem Kerl eins ausdwischen, der uns den Gaul erschoß," erwiederte er trocken.

„Was, ohne Waffen?" rief Mengden ärgerlich über eine so handgreifliche Lüge.

Ruhig schlug Jan den Mantel zurück und brachte ein altes Reiterpistol zum Vorschein, dessen Mündung und Schloß noch schwarz waren von einem frisch abgefeuerten Schuffe: „Hier!" sprach er ingrimmig und ließ den Mantelschoß wieder herabfallen.

„Ah, mein Bruder!" lachte Mengden — „nimm nicht übel, wir hielten Dich für einen Russerser, — ein andermal bleib' aber hübsch bei Deinen Pferden und überlaß uns das Andere." Jan lachte noch ingrimmiger und seine kleinen, grauen Augen funkelten, während er auf den Bod zu Michael kletterte.

Ohne weiteren Aufenthalt setzte sich der Zug abermals in Bewegung.

Armes Mädchen, welche Angst haben Sie ausgestanden!" sprach Mengden leise, indem er Mincia's Kapuze ein wenig entfernte und einen Blick von ihr zu erhaschen suchte. Es sah ihr liebliches Gesicht, bleich, aber doch gefaßt, in ihren Augen prägte sich eher Freude und Dank als Furcht aus.

„Gottlob, daß der himmel Sie behütete," sprach sie mit Innigkeit und ergriff seine Hand — „o möchte er alle guten Menschen so beschirmen!"

„Possibly, Kamerad, Sie haben ausverordentlich kaltes Blut," sprach er laut, „denn, genau genommen, saßen wir in einer schönen Patsche und auf meine Ehre, ich weiß bis jetzt noch nicht, warum und die Insurgenten nicht in dieser Mausefalle sämmtlich gefangen nahmen. Fast möchte ich an ein Wunder glauben, — sie zogen ab beinahe ohne einen Schuß zu thun und ohne einen irgendwie sichtbaren Grund. „Haben Sie vielleicht wie Aaron uns einen Stab empor gehalten?"

Mincia lachelte ganz eigenthümlich bei diesen letzten Worten: „Und wenn dem so wäre!" sprach sie nach einigem Zögern.

„O ich weiß wohl, daß Sie zaubern können!" erwiederte Mengden in seinen scherzenden Ton zurückfallend — aber Mincia's eigenthümlichen Gesichtsausdruck bemerkend, hielte er schnell und frug: „Was haben Sie? — Sie verbergen mir Etwas?"

„Dieses Mal wachte wirklich ein Schutzengel über Ihnen und den Ihrigen — dort sitzt er!" sie zeigte auf Jan.

„Wie soll ich das verstehen?" frug Mengden, dessen Neugierde rege wurde, das Mädchen erstaunt und unglaubig anschauend.

„Sie verlangten heute Nacht von mir die versprochenen Aufklärungen über meine Person — ich bin bereit, sie Ihnen jetzt zu geben, in der Hoffnung, daß Sie mir Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen nicht entziehen. Dafür, daß Sie schweigen und mich nicht verrathen werden, bürgt mir Ihr edler Charakter. So hören Sie denn —" und an seine Schulter gelehnt begann Mincia zu erzählen, von ihrer Kindheit, ihrer Heimat, von ihren Eltern und ihrer ersten Velanntschaft mit ihrem Bräutigam. Sie nannte ihm ihren wirklichen Namen, den einer der ebelsten Familien Polens, — den ihres Geliebten verschwieg sie, doch sagte sie Mengden, daß derselbe unter einem angenommenen Namen in Warschau gelebt habe und daß ein Eid ihr verbiete, etwas Weiteres hierüber zu verrathen. —

Mengden hörte ihr mit der größten Spannung zu, ohne sie zu unterbrechen, aber ihre Hand ruhte in der seinigen.

„Stanislaus Wienjewski," fuhr sie fort, „hatte Medizin studirt und beabsichtigte, sich im Großherzogthume eine Praxis zu suchen und einen Hausstand zu gründen, um mich zu heirathen, denn mein Vater war todt und meine Mutter besaß nur ein geringes Vermögen, mein Vater hatte es leider nicht verstanden zu sparen.

„Da kam im Jahre 1861 die nationale Bewegung in Russisch-polen in Fluß. Mein Geliebter, eng befreundet mit einigen Mitgliedern der europäischen Revolutionspropaganda und von einem glühenden Patriotismus beseelt, gab seine ursprünglichen Pläne auf deren Drängen auf und reiste nach Warschau. Bald war er dort einer von den Männern, welche an der Spitze der Bewegung standen und im Geheimen Alles vorbereiteten zu einer Befreiung unseres zerrissenen und gedrückten Vaterlandes."

Mengden horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und Unruhe. Sie erzählte weiter, wie sie, seinen dringenden und fortgesetzten Bitten nachgebend, endlich ihm nachgereist sei und einige Zeit bei einer betagten weitläufigen Verwandten gelebt hätte und wie sie endlich in das Haus der Gesin N. gekommen sei.

„Die Wogen der Revolution schlugen über und Beiden zusammen," — — fuhr sie fort, „aus seiner Geliebten wurde ich seine Gehilfin. — O sehen Sie mich nicht so strafend an, lassen Sie mir diese Hand und glauben Sie mir, daß ich meine Stellung in jenem Hause nur benutzt habe, um Thränen zu trocknen und unnützes Blutvergießen zu verhüten. Von den Menschen bin ich freilich, verschieden, ich weiß es wohl — vor Gott aber und meinem Gewissen bin ich rein!

„Fehlte ich, so fehlte ich aus Liebe zu einem vielleicht irregeleiteten, aber edlen Manne und meine Fehler habe ich mit blutigen Thränen gesühnt.

„Mein Geliebter denkt groß. Er ist es, der Verräther bestraft, aber Verbrechen verhütete, er benachrichtigte an jenem Ballabende den Ehef der Polizei von dem beabsichtigten Blutbade, er selbst in den Kleidern eines Domestiken befand sich im Schlosse, um Unheil zu verhüten und jene Rasenden zurückzuhalten mit Gefahr seines Lebens.

„Wienjewski hatte Feinde. Die Zwietracht im Schoose der leidenden Parteien wurde bitter von ihm getadelt, die kleinlichen Ränke und Intriguen hirnloser Ehrgeiziger und Abenteurer schonungslos blosgelegt — er begann für seine eigene Sicherheit zu fürchten.

„Damals war es, als ich Sie um einen Paß für ihn bat, das Uebrige wissen Sie. Es entwich aus Warschau, er floh nicht von den Russen, sondern vor seinen eigenen Landsleuten. — Gott allein weiß, was Alles in seinem Herzen vorging und welche Gründe ihn bewogen, so eilig abzureisen — mich zu verlassen, ohne einen Kuß, ein Wort des Abschieds! — Ich nur kann es empfinden, was er gelitten hat, kann wissen, wie beingend jene Ursachen gewesen sein müssen, um ihn so plötzlich und seiner zweien Heimat fortzutreiben. —

„Ein Glück, ein Trost, daß ich Sie kennen lernte! — Man hatte mir einst aufgetragen, seine Mittel, seine Wege zu scheuen, Sie ausfpurschen — ich vermochte es nicht, nachdem ich erkannt hatte, daß unter Ihree Uniform das Herz eines edlen Menschen schlug, — — Nun sagte ich Ihnen Alles; alles Andere wissen Sie," sprach Mincia zitternd — „nun erwarte ich von Ihren Lippen mein Urtheil!"

Es trat eine lange Stille ein zwischen Beiden.

„Und Jener dort?" frug Mengden.

„Jener Mann ist Jan, der Bediente, der Vertraute meines Geliebten — er ist treu wie Gold, in tausend schwierigen Lagen erprobt. Ich nahm ihn mit mir in der Hoffnung, daß er uns nützlich sein könnte. — Als er vorhin im Augenblicke der Gefahr davon zu laufen schien — da rettete er Sie und die Ihrigen vor dem Tode oder Gefangenschaft, er eilte in die Reihen seiner Landsleute — gar Viele kennen ihn — ein Wort von ihm und Sie ließen von und ab und zogen von dannen."

Mengden sah unwillkürlich hinüber zu jenem Alten, der ruhig in seinen gewaren Mantel und die Pelzmütze vor ihm auf dem Strohsitz saß, und betrachtete ihn mit leicht erklärbarem Interesse und Staunen.

Endlich wandte er sich wieder zu Mincia — er begegnete ihrem flehenden Blicke —

„Wunderbares Mädchen!" sprach er ernst — „ich will nicht richten zwischen Dir und mir — wenn Dein Herz, Deine Liebe zu jenem Manne Dich irreleitete — wir fehlen ja Alle und Gott allein vermag zu sagen, was Recht, was Unrecht ist. — — Ach, glücklich der Mann, der so geliebt wird!" —

Der Busen Mincia's hob sich stürmisch, ein verklärtes Lächeln glitt über ihre Züge, dann alles Andere um sich her vergessend schlang sie ihre Arme um Mengden's Hals und preßte ihr Haupt an seine Brust. „O Dank, tausend Dank!" stammelte sie — „o möge der Allmächtige mir gestatten, Ihnen Alles zu vergelten, was Sie an mir gethan in diesem Augenblicke — o laß mich Deine Schwester sein, Deine treue, zärtliche Schwester!"

Mengden richtete sanft ihr schönes Haupt empor und nickte ihr zu, auch in seinen Augen standen die Thränen, er streich ihr leise die Haare aus dem Gesicht und küßte sie sanft auf die Stien. „Es sei so — ich nehme Dich beim Wort, meine kleine Schwester," sprach er herzlich, dann zog er die Kapuze vorsichtig wieder über ihr Gesicht und schlang seinen

Digitized by Google

Arm um sie. In diesem Augenblicke dachte er an Alexandra und wieder machte es unfreiwillige Vergleiche. — Wie so verschieden waren sie doch, diese beiden Frauen, wie verschieden ihre Schönheit, ihr Charakter und ihre Art, zu fühlen und zu denken!

Traulich sahen diese beiden Menschen dann nachbarlich bei einander, sprachen sie und, ihre Schleusen einmal geöffnet, ergossen sie sich schrankenlos in einander. Wie verschieden waren doch ihre Lebenswege, ihre Wünsche und Interessen, aber auf der kleinen Strecke desselben, den sie das Geschick zusammengehen hieß, schlossen sie den Bund der innigsten Freundschaft, der russische Offizier und die Gelichte des geheimen Stadtchefs. — Ja, in der That, es gibt eine Freimaurerei edler Seelen und geheime Zeichen, an welchen sich die Guten erkennen unter jedem Kleide der Welt!

•

In Kuno wurde wieder gerastet und zu Mittag gegessen, Pferde und Ochsen gewechselt; um fünf Uhr Abends ging es weiter und um zehn Uhr wurde Kolo erreicht, ohne daß etwas Bemerkenswerthes sich ereignet hätte. Kolo ist nur noch acht Meilen von der preußischen Gränze entfernt, wenn nicht besondere Hindernisse ober Vergögerungen eintraten, durfte man rechnen, am nächsten Morgen mit Tagesanbruch das Hauptquartier des Generals Brunner in Jagorow zu her Woethe zu erreichen, doch machte das Herumtreiben zahlreicher Banden in jener Gegend die Fahrt wiederum gefährlich und mahnte dringend zur Vorsicht.

Je näher sie dem Ziele ihrer Reise kamen, desto mehr steigerte sich Mincia's Aufregung trotz Mengden's Beruhigungen, dieselben zu verscheuchen. Die Jagorow wußte man sich trennen, auch diese Trennung sied dem Mädchen schwer. Sie hat Mengden wohl hundertmal, ihr zu schreiben, und gab ihm die Adresse ihrer Mutter, sie versprach ihm ebenso Nachricht von sich selbst zu geben. Gern hätte sie ihn schließlich noch vor der Gräfin gewarnt, deren Charakter sie durchschaute, das Verhältniß Mengden's zu derselben schien ihr verhängnißvoll und gefährlich, aber sie schwieg aus Zartgefühl, der Name der Generalin wurde nicht genannt zwischen ihnen.

Beide schliefen nur wenig — ein paarmal gab's auch wieder blinden Lärm, indessen erreichten sie, ohne angegriffen zu werden, den Ort Lavel, eine halbe Meile von Jagorow.

Mengden ließ halten und trat mit Mincia in die kleine Schenke am Wege, Michael folgte mit dem Mantelsack des Kosakenoffiziers. In der niedrigen, dumpfigen Stube fagten sich die Beiden Lebewohl. Mincia hing lange schluchzend an dem Halse ihres neugewonnenen Bruders und konnte sich nicht losreißen. „O, möchten wir und glücklich wiedersehen!“ rief sie mehrere Male mit halberstickter Stimme. — —

Endlich trat Mengden wieder auf die Gasse. Er befahl Michael, die Zügel zu nehmen, und Jan, zu dem kranken Offizier zu gehen, da er der Einzige wäre, der Polnisch verstände und mit dem Volke hier reden könnte; dann setzte er sich in den Wagen und fuhr davon.

Eine halbe Stunde später verließ auch Mincia mit Jan auf einem Bauernwagen den Ort. Unter ihrem langen Soldatenmantel trug sie Frauenkleider, und während Mengden gen Süden fuhr, eilte sie nach Westen der Gränze entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Deck eines Personendampfers
zwischen Amerika und Europa.

(Vgl. S. 233.)

Unsere freiste Zeit mit ihrer hochentwickelten industriellen und künstlerischen Thätigkeit hat Manches in's Leben gerufen und verwirklicht, was früher nur der Fabelwelt und der schöpferischen Phantasie der Dichter angehörte. Wie schreiben mit dem Blitz, wie fahren ohne Pferde wie auf Windesflügeln, wir sehen große Städte, wie Chicago, in einem so kurzen Zeitraum entstehen, als ob sie durch Aladin's Lampe hervorgezaubert wären, und wohnen auf dem rauhen Meere in Schiffen, welche Fernpalästen gleichen und mit einer Eleganz und einem Comfort ausgestattet sind, welche auch dem Verwöhntesten nichts von dem vermissen lassen, womit unsere reichentfaltete Kultur das Leben behaglich und reizvoll macht.

Virgil erschöpft seine Phantasie in der Beschreibung eines fabelhaften, prachtvoll ausgeschmückten Riesenschiffs, aber wie erblassen seine Farben, wenn wir sie mit dem vergleichen, was an Großartigkeit und luxuriöser Pracht einer unserer heutigen größeren Dampfer in Wirklichkeit bietet! Sehen wir uns etwa solch' einen 350 Fuß langen Riesendampfer der hamburg-amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft, der gleichsam eine fliegende Brücke zwischen Europa und Amerika bildet, in seinen kolossalen Verhältnissen und seinen gewaltigen Maschinen an, welche dem festgefügten Schiffe die Kraft geben, herghohe Meereswogen zu durchbrechen und mit stolzer Sicherheit über das gefährliche, trügerische Element dahinzugleiten, so erfaßt uns Staunen und Bewunderung über die Leistungsfähigkeit des menschlichen Geistes. Und durchwandeln wir dann die mit fürstlicher Pracht ausgeschmückten Räume der ersten Kajüten und des Salons mit ihren Wänden vom schönsten, polirten Ahorn- und Nußholz, ihren goldstrahlenden Säulen und Gesimsen, ihren reich mit Arabesken gezierten Möbeln und ihren von Meisterhand gemalten Genre- und Landschaftsbildern, so sagen wir uns, daß die Kraft des Bauwerks überall durch Schönheit gejagt und verklärt und damit ein vollendetes Meisterwerk ist. Neben dem Nothwendigen und Nützlichen, als Küchen, Apotheken, Wohnung des Arztes und Hospital, zweckmäßigen, gut ventilirten Räumlichkeiten für Bäcker und Metzger, ist auch für die Behaltnisse des höher entwickelten Geisteslebens auf's Umsichtigste gesorgt, und wir finden neben einer reichhaltigen Bibliothek auch musikalische Instrumente und eine gutgewählte Sammlung von Musikalien. Ebenso ist auch für die Behaglichkeit und das Wohlbefinden der Passagiere des Zwischendecks mit Wohlwollen und Umsicht gesorgt. Das Zwischendeck ist sehr geräumig, mit guten Betten, guter Ventilation und Abends mit ausreichender Beleuchtung versehen und läßt, was Gift der Speisen und Aufmerksamkeit der Bedienung betrifft, nichts zu wünschen übrig; stets befinden sich Stewards unter den Zwischendeckpassagieren, welche bei Tage und Nacht den Wünschen der Reisenden bereitwillig entgegenkommen. Wenn das peinliche, aber bald vorübergehende Uebel der Seekrankheit, welches besonders in den ersten Tagen der Reise sämmtliche Passagiere auf's Haupthed treibt, um die wohlthätigen Einwirkungen der frischen Luft zu genießen, überwunden ist, pflegt im Zwischendeck ein fröhliches und gemüthliches Leben vorzuherrschen. Man singt, tanzt, spielt und zecht, daß es eine Lust ist, und häufig die Passagiere der ersten und zweiten Kajüte ihre ihnen zu einsam und langweilig werdenden eleganten Räume verlassen, um die „lustigen Zwischendecker“ zu besuchen und fröhlich mit den Fröhlichen zu sein. Morgenwache werden schneller Freundschaften geschlossen, als unter den lustigen Passagieren des Zwischendecks, und Manchem erscheint das sonst ersehnte Land zu früh, weil er nun das ihm lieb gewordene Schiff und die neuen Freunde verlassen muß.

Das enge, gemüthliche Zusammenleben in diesen schwimmenden Palästen bringt auch Menschen der verschiedensten Stände und Bildungsstufen einander näher und weckt die mannigfachsten Berührungspunkte. So vereinigt bei günstigem Wetter das Hauptdeck den reichen Kaufmann und den schlichten Arbeiter, den wohlhabigen Farmer und den sinnigen Künstler und Gelehrten, die arme Dienstmagd und die elegante Dame zu einem von gegenseitigem Wohlwollen getragenen, geselligen Zusammensein. Man tröstet und ermuntert die Verzagten, theilt den Verdrießigen vom Ueberfluß mit und sucht sich überhaupt in diesee kleinen schwimmenden Welt die Last des Lebens möglichst zu erleichtern.

Glückliche Fahrt diesen zwischen Europa und Amerika schwebenden, fliegenden Brücken, mit Ehre und Anerkennung ihren wohlwollenden und umsichtigen Begründern!

K. S.

•

Aus dem Weisheitsschatz der Sprüdwörter.

I.
Der Heirathszeitschluß.

Könnten die Sprichwörter Italiens, die Sprichwörter aller Völker, aller Zeitalter gesammelt und unter passende Ausschriften geordnet werden, mit den Adarten der Phantasieschlemmen und Einfälle, so wäre dies noch der Adel das gedankenreichste Buch, Tausende.

„Paul, ich will heirathen!“ rief mein Freund, indem er sich in einen Lehnstuhl bei meinem Feuer niederließ. Das Geschäft, welches er bei diesem Ausruf machte, war so ernsthaft, so feierlich, daß ich keinen Augenblick zweifeln konnte, in seinen Worten liege wirklich etwas Wahres, und da er auf eine Erwiderung meinerseits zu warten schien, antwortete ich endlich: „Ja, wenn Deine Wahl gut ist, so habe ich nichts dagegen; nur sage auch gleich, welche ist die Glückliche, auf der Deine schönen Augen mit Wohlgefallen ruhten?“

„Wenn ich das erst sagen könnte, wäre ich nicht bei Dir — denn wisse, ich kam um Rath. Du sollst über mein Loos entscheiden, sollst sagen, welche von Zweien Die ist, durch welche Dein Freund am glücklichen werden kann. — Unterbreche mich nicht! ich weiß längst, was Du sagen willst; höre mich geduldig aus, dann entscheide, und wenn Dein Rath mit mir gut ganz zuwider ist, so nehme ich ihn dankbar an.“

Er hatte mich gebeten, ihn nicht zu unterbrechen, ich blieb deßhalb stumm bei ihm stehen, und nachdem er eine Cigarrette mit großer Kunst

Digitized by Google

Auf dem Deck eines Dampfers. Originalzeichnung von P. Kievert. (Ob. 244.)

Digitized by Google

verfertigt, fündete er sie an und sprach weiter: „Die erste der zwei Damen, die mir im Sinne liegen, die erste und schönste ist — Marie Lessing —"

„Die reizendste Blondine in Frankfurt!" konnte ich nicht umhin auszurufen.

„Eben dieselbe —" antwortete er gelassen. „Da Du sie kennst, brauche ich Sie nicht erst zu beschreiben, brauche nichts zu sagen von ihren himmelblauen Augen, die sich neben ihrem blonden Haar wie blaue Kornblumen im reifen Roggen ausnehmen — brauche nicht ihrer Sanftheit und Milde Dir anzupreisen. Du denkst Dir das Alles beim Namen — Marie Lessing. Die Andere hingegen kennst Du nicht. Sie ist schwarzäugig und frohen Muths, wie der Vogel, der sich des Lenzes freut; ihr rosiger Mund weiß immer etwas Liebliches, wenn es auch manchmal neckisch klingt; ihr hübscher Name ist Renée d'Auvers. So viel für den Theil, der mich persönlich angeht; was meinen Vater interessiren kann bei meiner Wahl, die sogenannten weltlichen Gründe, sind bei den Zweien so verschieden, als die Farbe ihrer Augen, ihrer Haare. Marie, wie Du weißt, ist aus guter Familie, jedoch arm. Renée ist das Kind eines überaus reichen Weinbesitzers in der Bretagne. Mir sind sie Beide gleich lieb, eine Frau will ich haben und glücklich möchte ich auch sein. So viel ich nachgedenken und gegrübelt habe, bis jetzt konnte ich mich zu nichts entscheiden — da dachte ich, wenn guter Rath so theuer ist, geh' zum klugen Paul, der hilft Dir gewiß aus der schwierigen Lage. Bedenke Dir die Sache und entscheide! Blond oder Schwarz? — Marie oder Renée?"

„Ich habe aufmerksam zugehört, Ernst," gab ich zur Antwort, „und konnte aus Deinen Worten keine Vorliebe für eines der zwei Mädchen bemerken. Du hast unrecht gethan, in dieser Sache zu mir zu kommen; unpassirt Du doch, daß ich gerade zur verzweifelt primitiv bin, daß ich niemals zur Heirath rathen würde, wo nicht Liebe das Gefühl ist, welches den Gedanken dazu eingab. Zwei kannst Du nicht zugleich lieben. Du liebst also Keine — Freund Ernst, mein Rath ist — heirathe Keine! Oder halt — mir kommt ein Gedanke."

„Jetzt weiß ich's!" rief sich mir Archimedes aus, „die ganze Menschheit soll Dir rathen, Ernst. Sich' mich nicht so betroffen an, ich bin nicht von Sinnen — höre nur geduldig zu. Was die Menschheit an Glück und Leid, so lange sie besteht, erfuhr, hat existirt noch in ihren Weisheitssprüchen, die sie nicht hinterlassen hat, damit sie auf staubigen Pergamenten vermodern, sondern im Menschenherzen wuchern, damit Jeder, der im Zweifel, was zu thun, unsicherlich daſteht, sich darin Raths erhole, sich vom traurigen Ausgang abschrecken, vom Erfolg ermuthigen lasse. Ja, Ernst, Alles, was in der Frage, die Du jetzt zu entscheiden Dich unfähig fühlst, von fühlenden Menschen im kurzen Ausruf, der dann später zum Sprüchwort wurde, gesagt worden ist, wollen wir zusammen zu Rathe ziehen."

Ich war, während ich die letzten Worte sprach, an meinem Schreibtisch gegangen, hatte aus einem Fache einige Hefte genommen, aus denen ich nun das aussuchte, in welchem in buntem Durcheinander die Sprüchwörter standen, die auf die Lage meines Freundes Bezug haben konnten. Sie gehörten zu einer Sammlung von Leibesitzsprüchen, die ich einige Jahre vorher in meinen Mußestunden zusammengebracht hatte, für die sich jedoch keine Abnehmer hatten finden wollen.

Ich öffnete das Heft, und was mir zuerst unter die Augen fiel, waren die Worte, welche bei Longfellow die alte Indianerin Nokomi zu ihrem Enkel spricht, als er ihr laut thut, er wolle ein Mädchen aus dem benachbarten Stamme freien:

„Frei die Tochter Deines Volkes,
Gieb' nicht Dich ab, geh' nicht weithin
Nach der Fremden, Unbekannten.
Denn wie Fremd auf dem Pferde
Ist den Nachbarn diese Tochter;
Wie das Sternlicht, wie der Mondschein,
Die aus fremdem Land Du wählest!"

„Was hat denn der Junge braus geantwortet?" frug Ernst.

„Genau weiß ich's nicht," war meine Antwort, „aber ich glaube, er sagt' ihr, natürlich sei das Feuer auf dem Herde, er ziehe jedoch den Schein des Mondes und der Sterne vor."

„So?"

„Er ist Aehstheiler, zieht die Schönheit dem Nutzen vor, und später bringt er der Großmutter auch Die, welche durch lichte Augen, freundliche Blicke mehr als durch Reichthum oder Arbeitsliebe ihm das Herz abtäuhl." —

Ernst saß nachdenklich da; endlich sagt' er: „Du, aber höre, ich weiß nicht, ob die Alte so ganz Unrecht hat; mir war das nie aufgefallen, wenn ich Renée bewunderte, ich hatte nie daran gedacht, daß sie nicht meine Landsmännin ist; am Ende könnte die Sache Folgen haben, die mich verdrießlich machten, schon der Sprache wegen. Nun, ich will sie jedenfalls einmal fragen, ob sie weiß, was gemüthlich heißt — wenn nicht? Wer weiß, Marie Lessing?" —

„Was die alte Nokomi spricht, ist eigentlich kein Sprüchwort, ich las Dir's bloß vor, weil es in wenig Worten den Inhalt vieler Kapitel des großen Sprüchwörterbuchs, der Bibel, gibt, die alle darauf hinausgehen — Wähle zur Lebensgefährtin die Tochter Deines Volkes!"

„O, meine arme Renée, da sieht's schlecht aus! — Nun weiter, wie muß Deinen Sprüchwörtern nach die Landsmännin sein, zu der sie rathen? Muß sie schön sein?"

„Kann sich das Auge nicht waiden, seufzt das Herz nicht."

„Gut — weiter!"

„In Toskana heißt's: Nimm die Frau jünger als Du bist, willst Du Herr im Hause bleiben."

„Damit bin ich auch wieder einverstanden — die Leutchen, die Deine Sprüchwörter machten, waren so dumm nicht!"

„Hier hab' ich eins, das allerdings die Wahl problematisch macht — es sind wieder die Landsleute Dante's, die sprechen: Nimmst Du sie groß, so ist sie faul, nimmst sie klein, so ist sie schlecht, schön ist sie eitel, und häßlich ist sie unfreundschaftlich." Das bringt uns in der Wahl nicht weiter — höre nun dieses: „Wie Du die Tochter wünschest, wähle die Braut."

„Ach, dann müßte es Marie Lessing sein, denn das Töchterchen dacht' ich mir immer echt germanisch, ein Gretchen mit blonden Zöpfen und beschiedenen Augen."

„Und als Mittel zu diesem Zwecke willst Du Dich einer schwarzäugigen Französin bedienen?"

„Ich hatte eben nicht an Deine Sprüchwörter gedacht; nun habe ich fast Lust, der d'Auvers nutzen zu wenden. Aber laß hören, was noch kommt; bis jetzt war ihr Alles zu ungünstig." —

„Und hier ist noch eins, das für Marie stimmt: Gleich und gleich gesellt sich gern." — In Toskana heißt's: Mädchen, die dem Gott widerstehen, sind als große Schätze anzusehen." —

„Dieſmal spricht Du für die Französin, Freund Paul, denn ich weiß aus sicherer Quelle, daß sie vor kurzer Zeit einen steinreichen alten Bankier, der sie vergeblich würbe, schnöde abgewiesen hat. Freilich ist sie selbst wohlhabend und der Abgott ihres Vaters, der sich lieber ruiniren würde, als seiner Renée was verweigern."

„Die wird in den Spiegel schaut, spinnt nicht viel." Haſt Du hierüber Erfahrungen? Sind Deine Schönen häuslich?"

„Ja, leider, das ist eine der Hauptschwierigkeiten, daß man beim Heirathen meistens die Katze im Sack kauft — wie kann Unkenins wissen, ob sie ein nettes Dingchen eine gute Hausfrau abgeben wird oder nicht. Nach den verschiedenen Resultaten, die man links und rechts sieht, ist es unter dieser Hinsicht immer eine gewagte Sache."

„Hierin kann ich Die nicht beistimmen, denn wer nur eine mittelmäßige Beobachtungsgabe besitzt, kann aus dem allabendlichen Beisammensein mit einem Mädchen, ist er nicht von Liebe blind geschlagen, hinreichend Stoff sammeln, um aus demselben auf ihren Charakter schließen zu dürfen. — Auch die Alten dachten wie ich, denn es besitzt ein Sprüchwort: Wer sehen will, was eine Frau werth ist, schaue zu, wenn sie Licht oder Feuer macht."

„Halt! ich glaube mich zu erinnern, daß ich selbst schon mit Renée das erloschene Feuer wieder in's Leben bringen wollte, und wir Beide gewiß eine halbe Stunde am Boden hockten und es bei unaufhaltsamem Gelächter nicht weiter brachten, als die Stube mit Rauch zu füllen. Das Licht zünde ich ihr immer an, wenn kein Diener zur Hand ist, weil sie sich einmal ihr allerliebstes Fingerchen arg verbrannte, als sie's selbst besorgen wollte. Ich weiß noch wohl, wie sie's den ganzen Abend wehmüthig ansah, das arme Fingerchen." —

„Warte, hier ist ein Sprüchwort, das gerade auf den Fall paßt — nein, doch nicht — nun ich's aber einmal habe, will ich Die's auch sagen: Wer einen ungeschickten Finger hat, besieht ihn immer; wer eine ungeschickte Frau hat, läßt's Seufzen nimmer."

„Was hast Du nur gegen die arme Renée, ich glaube fast, Du willst sie mir verleiden — warum thust Du's nicht offen — sprich!" —

„Ich rede bloß durch Sprüchwörter; wenn sie Deiner kleinen Französin nicht günstig sind, so ist's nicht meine Schuld. Ganz ungern sehe ich's aber nicht, daß das Mädchen meines Volkes den Vorzug erhält. Auch die Türken kommen der kleinen Marie zu Hülfe, denn — des Auges Bläue bedeutet Treue, doch eines schwarzen Auges Gesunkel ist stets wie Gottes Wege dunkel."

„Gott behüte mich davor!"

„Und auch Heine liebt vor Allen die Augen, die er blauen Veilchen vergleichen kann. Nun habe ich aber einen Spruch, der gegen eine von Mariens Eigenschaften gerichtet ist. Nicht mahr, sie ist ein wenig Blaustrumpf? Kind im Wein und Frau im Latein nahmen noch nie ein gutes Ende."

„Ach, das Latein vergeht ihr bald, wenn sie einmal Frau und vielleicht gar Mutter wird; das treibt sie bloß, weil ja Mädchen eigentlich keine ernstlichen Beschäftigungen haben. Und am Ende ist mir's doch

Digitized by Google

sicher, wenn sie nicht erst Alles von mir lernen muß. Du begreifst nicht, mit welcher Wonne, mit welchem Stolz ich an ihren Lippen hänge, wenn sie mit der größten Einfachheit der Welt Worte großer Dichter zitirt, die ich selbst oft längst vergaß."

„Du, Ernst," sprach ich nach einer kurzen Pause, während welcher er mit zurückgelehntem Haupt und selig geschlossenen Augen das Bild der schönen Blondine vor seinem Geist rief, und in dieser Beschäftigung so vertieft war, daß ich nochmals rufen mußte: „Ernst, ich weiß jetzt ein Sprüchwort, das auf Dich paßt, wenn Du mir's nicht übel nimmst — ‚Amore, sonno e tosse non si nascondono!"

„Die Liebe, der Schlaf und der Husten sind nicht zu verbergen? Paul, glaubst Du, ich sei verliebt? Und warum nicht in die hübsche kleine Renée?"

„Weil Du Marie Lessing liebst und es vielleicht selbst nicht wußtest. Die Sprüchwörter halfen Dir jedenfalls zur Erkenntniß, denn Du glaubst nicht, wie zufrieden Du bei jedem schmunzeltest, das Renée d'Auvers vorwarf und die Wahl auf Marie Lessing fallen hieß. Uebrigens bin ich von Herzen froh über die Entdeckung, denn es heißt: Wer gestebt sein will, muß lieben!" und Salomo selbst hat Dem, der klagte, daß er trotz großer Abbthaten nur wenig Dank ernte, geratben: ‚Liebe!' Und erst durch die Liebe wird die Ehe so, daß man von ihr sagen kann: ‚Getheiltes Unglück ist schon halber Segen."

„Wenn sie, wenn Marie mich nun aber nicht gern hat?"

„Bezagt Herz freit keine schöne Frau'n; nur frisch draus los: Frischer Muth und frisches Wagen kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen, und dem Muth'gen hilft das Glück."

„Lieber Paul — ich danke Dir," rief jetzt Ernst aus — „Du hast mir einen Freundesdienst erwiesen. Es ist mir, als wachte ich von einem Traum auf, in dem sich die weibliche Eleine Französin zwischen mich und meine Marie drängte, um mir für einen Augenblick das Bild dieser zu verdunkeln. Wie froh bin ich, daß ich meinen Irrthum eingestehen, Dich zu Rath zog, ehe ein entscheidender Schritt unwiderbringliche Folgen heraufbeschworen hätte! Hier, diesen Druck der Hand für Deinen wertbvollen Rath, und Marie soll erfahren, wie lauter sie durch das Feuer Deiner Sprüchwörter ging."

„Weiß Du sie wieder zu Rath ziehen, wenn Du unentschlossen bist?"

„Vielleicht! Adieu," sprach er, indem er seinen Hut nahm — „ich eile zu Marie!" —

Das Frauenheim zu Berlin.

Von

Emma Loddey.

Lange, lange waren es nur kriegerische Bilder, die unsern Geist, unsere Phantasie zu fesseln vermochten, und wer den Wünschen seiner Leser gerecht werden wollte, mußte von Krieg und Kriegsthaten berichten. Jetzt ist das anders: der Engel des Friedens berührte die Erde, und unter seinem milden Kusse werden die blutigen Scenen, die wir erlebten, von denen wir antheilsvoll und doch schaudernd vernahmen, zur wehmüthigen Erinnerung, und mit neu erwachtem Interesse wendet sich der geistige Blick auf Werke des Friedens.

Ein echtes Friedenswerk, nicht durch den Frieden entstanden, aber in sich friedlich und für den Frieden geschaffen — ist das neue Frauenheim in Berlin, das unter dem Namen „Frauengenossenschaftshaus" vor einem Jahre in der Alexandrinenstraße 75 gegründet wurde.

Dieses Frauenheim gewährt alleinstehenden Mädchen und Frauen der gebildeten Stände ein freundliches Asyl; die Bewohnerinnen leben hier, getrennt in ihren Interessen, jede ihrer eigenen Beschäftigung nachgehend, und doch vereint in dem angenehmen Gefühle, einem Hause anzugehören, in welchem Friede, Sitte und Anstand die Grundpfeiler bilden. Ueber vierzig Damen bewohnen bis jetzt diese Stätte, und die Gründerin und Oberin der Genossenschaft, Fräulein Bertha Jacobi, gedenkt im Verein mit andern Frauen und namhaften Männern das gedeihliche Unternehmen zu erweitern und mehrere Häuser zu diesem Zwecke zu erwerben. Wie sehr zeitgemäß und willkommen dieses Frauenheim ist, beweisen wohl am besten die Tausende von Anfragen, die der Gründerin aus allen Theilen Deutschlands zugingen, die sämmtlich von Damen herrührten, die ein dauerndes Asyl ersehnen. Wir wollen nun für Solche in kurzen Worten sagen, was das Frauengenossenschaftshaus will und unter welchen Bedingungen man in demselben Aufnahme findet.

In einer so großen, so stark bevölkerten Stadt wie Berlin ist es ganz naturgemäß, daß die Miethen von Jahr zu Jahr steigen und daß es immer schwerer wird, kleinere Wohnungen oder gar einzelne, unmöblirte Zimmer zu erhalten. Nun aber gibt es gerade in der neuen Kaiserstadt so unendlich viel alleinstehende Damen, die nach des Tages Arbeit — sei es, daß sie diese Arbeit in den Schulen als Lehrerinnen, in den Comptoirs als Buchhalterinnen oder in den Gewölben als Verkäuferinnen fanden, — ihr kleines eigenes Heim ersehnen, in dem sie ausruhen können von den des Tages Mühen, und Kraft und Muth zu sammeln vermögen für die gleichen Pflichten des Morgen. Wie schwer aber wird es dem alleinstehenden Mädchen gemacht, ein solch' ruhiges Plätzchen zu finden! Wer in Berlin Zimmer vermiethet, will so viel Geld als irgend möglich aus diesen ziehen, und sieht dabei in vielen Fällen mehr auf das Zahlungsvermögen, als auf die Solidität der Mietherin! Davon schon gänzlich zu schweigen, welchen Bildungsgrad derartige Vermiether besitzen und welchen Unannehmlichkeiten die betreffenden Mädchen dadurch ausgesetzt sind. Für solche erwerbende Alleinstehende ist ein solches Frauenheim ein wahrer Segen, und jeder Billigdenkende muß dem Wunsche beistimmen, daß es so bald als möglich an Ausdehnung gewinne, um allen Meldungen um Aufnahme gerecht werden zu können.

Bisher war das Verhältniß der Bewohnerinnen des Genossenschaftshauses zur Oberin desselben wie das von Miethern zu Vermiethern; das soll jedoch jetzt anders werden, und Schulze-Delitzsch selbst, der große Menschenfreund, hat die Statuten zu dem neuen großen Frauenheim entworfen. Wer künftig ein oder mehrere Zimmer in dem Hause beanspruckt, muß sich hierselben kaufen, wie man sich sonst ein Haus kauft, das Geld wird hypothekarisch sichergestellt, verzinst und kann gelündigt werden, sobald die Eigenthümerin desselben es für wünschenswerth hält, das Genossenschaftshaus zu verkaufen. Das finstere „für immer" der Klöster ist in diesem Asyl der Humanität und des Fortschritts nicht bekannt! —

Eine Kündigung, die von der Oberin ausgeht, kann nur dann stattfinden, wenn der sittliche Wandel der Miethern den Statuten des Hauses zuwider ist.

Außer der Annehmlichkeit einer unkündbaren Wohnung um mäßigen Preis gewährt die innere Einrichtung des Hauses durch Gemeinsamkeit manches Angenehme, dem Alleinwohnende fern bleiben. Vor allen Dingen ist es nützlich und bequem, daß eine Frauenküche im Gebäude selbst das Mittagsessen liefert, und zwar von dem sehr geringen Preis von 3 Silbergroschen an bis zu 10 Silbergroschen. Das Essen wird in den dazu bestimmten, einfach, aber wohnlich eingerichteten Restaurationszimmern eingenommen und können an demselben auch außer dem Hause wohnende Frauen und Mädchen Theil nehmen.

Wie sehr eine solche Einrichtung den Wünschen des weiblichen Geschlechtes entspricht, geht daraus hervor, daß die Frauenküche Abonnementinnen aus den entferntesten Stadttheilen zählt, die den weiten Weg nicht scheuen, um die Annehmlichkeit zu haben, in einem nur den Frauen geöffneten Raum ihre Mahl einnehmen zu dürfen, und nebenbei die kurze Freistunde mit der dort ausgelegten Lektüre auszufüllen.

Vorderhand besteht diese Lektüre nur aus einigen der bedeutendsten Zeitungen; es ist jedoch bereits beschlossen, ein Damenlesezimmer zu errichten und die Hausbibliothek so zu vergrößern, daß kein gutes Buch und keine Zeitschrift, die für Frauenbildung förderlich sind, in dieser fehlen sollen.

Gerade dadurch, daß das Frauenheim neben den materiellen Bedürfnissen seiner Bewohnerinnen auch für ihre geistige Nahrung und Fortbildung besorgt ist, verspricht es ein echtes Heim den Alleinstehenden zu werden, und manches Elternherz, das besorgt an die ferne Tochter denkt, die in der großen Weltstadt ihren Beruf gefunden, wird ferner beruhigt schlagen, wenn sie das geliebte Kind in dieser Genossenschaft weiß! —

Zur Annäherung der Bewohnerinnen unter einander bietet die Oberin Gelegenheit, indem sie denselben allmonchentlich einmal ihre Gesellschaftszimmer öffnet; durch das hübsche gesellige Leben, das sich durch diese Zusammenkünfte bildet, empfiehlt sich diese Frauenstätte auch besonders für Wittwen und ältere Damen, denen Anschluß an ihresgleichen ein Bedürfniß ist. —

Wir wünschen dem jungen Unternehmen das beste Glück und wollen hoffen, daß sich bald in jeder größeren Stadt als Asyl für gebildete, alleinstehende Frauen ein solches „Frauenheim" erschließen möge!

Bellis perennis.

(Bild S. 236.)

Gänselieschen herrscht mit milder Hand
In ihrem Königthume,
Sie ist im ganzen weiten Land
Die schönste Gänseblume
Selbst ihre weiße Gänseschaar;
Doch einem Herzensdiebe,
Der früher Gänsehirte war,
Gilt sie schon als Mosliebe.

W. Wintler.

Digitized by Google

Die kleine Gänsehirtin. Originalzeichnung nach seinem Gemälde von Th. Hosemann. (S. 235.)

Digitized by Google

Die Herrin von Orla.

Eines alten Mannes Erzählung.

Von

L. A. Wienzkel.

(Schluß.)

IX.

Wir dachten, wie gesagt, an keinerlei drohende Gefahr, als eines Tages Kinder, die draußen vor dem Dorfe Vieh hüteten, in das Dorf gestürzt kamen mit der Nachricht, Franzosen zögen heran. Wir wußten, daß diese so ziemlich alle die Orte, die sie einst inne hatten, wieder besetzt hielten, und heftig Requisitionen machten und Kontributionen einhoben, theils auf Gebeiß der Beschlshaber, theils aber auch auf eigene Faust, wo immer sie sich stark genug dazu fühlten. Einen solchen Fall dachten wir nun gewärtigen zu müssen, vielleicht ein Bischen Plünderung. Der Schulze des Orts, der Pfarrer, der Schulmeister (der alte; der junge, welcher schon seit ein oder zwei Jahren das Amt vom Vater übernommen, war unter den Ersten gewesen, die ausgezogen) sammelten sich nach den ersten Haufern, um durch höfliche Ansprache und Empfang die unwillkommenen Gäste besser zu stimmen, und durch zuvorkommende Herbeischaffung Dessen, was die Franzosen verlangen würden, zu verhindern, daß sie Gewalt brauchten. Im Schlosse bereite man sich, ein tüchtiges Mahl zu rüsten, und während der Kellermeister eine Batterie Flaschen nach der andern herausschaffen ließ, hielten die Generalin und ich Rath, was mit Heidek zu geschehen habe. Es schien uns das Beste, wenn er ruhig in seinem Zimmer bliebe, dessen Zugang durchaus nicht auffällig und für Fremde in dem weitläufigen Schlosse sogar schwer zu finden war. Es stieß an Elisabeth's getäfeltes Wohnzimmer, bildete eigentlich eine Art Altanen beffelben, wenn auch mit Fenstern in's Freie hinaus, und wenn man wollte, schlossen die nicht in Angeln gehenden, sondern verschiebbaren großen Thüren so genau, daß nur eingehende Untersuchung sie entdecken konnte. Frau von Wegeleid und der Abbé schlossen sich mit dem Kranken ein, da Elisabeth als Schloßherrin nicht wohl abwesend sein konnte, also einwilligen mußte, Heidek zu verlassen.

Ich selbst blieb zum Thor hinaus, und als die Franzosen — es war nur ein Detachement Kavallerie — heranrückten, ging ich ihnen entgegen, begrüßte den Kommandanten und sragte nach seinem Begehren, indem ich ihm zugleich die Gastfreundschaft des Schlosses anbot.

Der Kommandant, ein junger hübscher Offizier, schien etwas frappirt von dem ruhigen Empfang und antwortete kurz und zurückhaltend, wenn auch durchaus nicht barsch.

„Sind Sie der Hausherr?“ frug er, als ich neben seinem Pferde hiezing.

„Nein,“ sagte ich, „aber ich vertrete die Stelle desselben, da die Gutsherrschaft eine Dame ist.“

Der Offizier nickte: «Ah, oui, Mademoiselle d'Ilessore la dame d'Orla!» sagte er.

Ich war erstaunt, daß er Elisabeth bei ihrem Familiennamen nannte; in der Gegend hieß sie ausschließlich die Herrin von Orla, doch konnte er immerhin den andern Namen erfahren haben. Mehr fiel mir auf, daß am Schlosthor angelangt, er einige Reiter um das Gebäude herumjandte, etwaige andere Eingänge zu besetzen. Posten hatte er am Eingange in das Dorf zurückgelassen, und ein Theil seiner Leute blieb am Fuße des Schloßberges zurück. Im Hof stieg er und mehrere Andere ab, ein alter Unteroffizier kam heran und zog eine Beiefstasche mit Papieren hervor.

„Sie haben einen Fremden im Hause,“ begann der Offizier.

Ich hatte die Frage nun schon erwartet und konnte ohne Zögern antworten. „Nein,“ sagte ich, „es ist Niemand anwesend, als wir Hausgenossen: Fräulein von Orla, ich Michael von Udern, Doktor Peters, der Schloßarzt —“

„Leugnen Sie nicht, ich weiß es bestimmt.“ unterbrach er mich. „Derjenige, nach dem ich frage, befindet sich seit zehn Tagen hier.“

„Sie meinen den russischen Offizier, welcher durch mehrere Tage hier verpflegt wurde,“ sagte ich so ruhig als möglich. „Mein Herr, als Ihre, die französischen Truppen immer tiefer nach Schlesien einmarschirten, hielt er es geratben, sich zurückzuziehen, und verließ das Schloß. Und er that wohl daran, wie ich sehe.

„Ich muß Sie auf das Bestimmteste auffordern, nicht zu leugnen,“ wiederholte der Franzose. „Der Mann, den ich suche und finden muß, ist ein entsprungener Sträfling, ein gefährlicher Mensch, an dessen Habhaftwerdung der Regierung Seiner Majestät des Kaisers viel liegt. Ich wollte mit Schonung vorgehen; da man ihn jedoch nicht ausliefern will, muß ich ihn mir holen. Niemand rührt sich von der Stelle! Sie, mein Herr, bleiben an meiner Seite!“

Er stellte nun noch die gleichen Fragen, wie an mich, an einige Diener; da die Leute aber ebenfalls verneinten, befahl er eine Hausjuchung, und während diese unten ausgeführt wurde, leitete er zu gleicher Zeit eine in den oberen, den eigentlichen Wohnräumen. Es wurde ein Mann von guter Herkunft und Erziehung sein, denn er hinderte jede Rohheit dabei und benahm sich gegen Elisabeth, die bleich, aber gefaßt, ihn oben an der Treppe empfing, ganz chevalereck.

„Das sind meine Gemächer,“ sagte sie, als der Franzose, nachdem er in seine Papiere aufmerksam geblickt und mit seinem Begleiter einige Worte gewechselt hatte, geraden Wegs auf diese losschritt.

Er zudte die Achseln. „Meine Ordre, Madame,“ sagte er entschuldigend, und folgte dem voranschreitenden Begleiter.

Was Elisabeth dachte und fühlte in diesen Augenblicken, konnte ich wohl errathen; äußerlich jedoch gab sie so wenig ein Zeichen, wie ich es that. Wir wußten Beide, was kommen würde, und daß nur nach Minuten bis zu Heidek's Entdeckung vergehen konnten. Es geschah auch sehr bald. «Ici,» sagte der Führer ohne Zögern, als er in das getäfelte Zimmer kam, und ging daran, die Thüren zu suchen, was ihm auch ziemlich schnell gelang.

«Heure d'Heideck?» sragte der Franzose, auf das Bett zuschreitend, von dem die Generalin und der Abbé in stummer Bestürzung sortwichen.

„Heinrich von Heidek,“ erwiederte der Kranke mit fester Stimme.

„Heinrich von Heidek, Rittmeister in der russischen Armee, im —ten Dragonerregiment, —te Schwadron, Korps des Generals Winzigerode!“ rief Elisabeth. „Monsieur, das Patent des Herrn von Heidek kann vorgewiesen werden.“

Der Franzose zuckte wieder nur die Achseln, aber er warf einen mitleidigen Blick auf Elisabeth.

„Ich sehe, mein Gefangener ist krank,“ sagte er zurücktretend und mir winkend, nahe heranzukommen. „Ich werde ihn wohl nur zu Wagen transportiren können.“

„Monsieur,“ rief ich, „Sie denken doch nicht daran, einen Menschen, der solche schwere Wunden hat, durch die Brust geschossen ist und sich im Bette nicht aufrichten kann, fortzuschaffen?“

„Es muß geschehen. Ich werde nichts einwenden, wenn man ihm im Wagen jede mögliche Bequemlichkeit bereitet; Sie können selbst die Anstalten treffen.“

Ich versuchte nochmals in meiner Angst zu bitten, obgleich ich überzeugt war, es sei nutzlos. Er schnitt mir auch kurz das Wort ab. „Unmöglich!“ wiederholte er nur.

Wir hatten Beide, er wie ich, mit gedämpfter Stimme gesprochen, aber Elisabeth hatte uns doch gehört und stand plötzlich neben uns.

„Was ist unmöglich?“ rief sie heftig, „und wozu sprechen Sie so zum Wagen mit Transportiren? Herr von Heidek ist todtkrank, er darf nicht gerührt werden; der Arzt, jeder Arzt wird Ihnen das bestätigen, Sie selbst werden es einsehen! Sie sind jung, Monsieur, aber Schlachten und Wunden sind Ihnen wohl nicht fremd. — Sie können Heidek nicht fortführen wollen!“

„Ich muß, Madame, es ist meine Ordre.“

„Sie können doch nur menschliche Ordre ausführen — diese ist wohl ohne Voraussicht des Zustandes Heidek's erlassen. Mein Herr, mein Herr, Sie haben wohl eine Mutter? Im Namen dieser Mutter, bei ihrem Andenken flehe ich Sie an! Denken Sie, Ihre Mutter müßte zu bitten, und für Sie! Mein Herr, was soll ich thun? soll ich niederknien?“ und Elisabeth wäre auf beide Knie gesallen, wenn der Franzose, der bestürzt und bewegt aufsah, sie nicht bei den Händen gefaßt und daran gehindert hätte. „Mein Herr, ich leiste Bürgschaft mit Leib und Leben, und Hab' und Gut. Bewachen Sie Ihren Gefangenen, schalten und walten Sie im Schlosse, lassen Sie nur nur den Winkel an seinem Bett und die Möglichkeit, ihn zu pflegen! Mein Herr, Sie wissen nicht, daß ich ihn, a, so viele Jahre betrauert habe, daß er mir jetzt zurückgekehrt ist wie von den Todten! Mein Herr, mein Herr —“

„Assez! — Es kann nicht sein, Sie müssen sich fügen, wie ich meiner Ordre gehorchen muß,“ sagte der Offizier, sich gewaltsam losmachend und abwendend.

Elisabeth trat zurück. „Sie werden ihn nicht fortführen,“ sagte sie langsam und nachdrücklich. „Es wird nicht geschehen —“

Heidek hatte vergeblichte Versuche gemacht, sich hörbar zu machen, sich aufzurichten im Bette; jetzt gelang es ihm dach. „Elisabeth!“ rief es mit starker Stimme.

Elisabeth blickte nur einen Augenblick nach ihm um. „Nein, Heinrich,“ sagte sie, „es nützt nichts! Ich gehe Dich nicht her! Einmal haben sie Dich von mir gerissen, ein zweites Mal wird es nicht geschehen.“

„Madame,“ schrie der Franzose, „machen Sie ein Ende, machen Sie mich nicht toll! Ich kann, ich kann, ich darf nicht nachdenken! Zwingen Sie mich nicht, Gewalt zu brauchen gegen eine Dame —“

Digitized by Google

„Verfluchen Sie es!“ Und Elisabeth richtete sich hoch auf. „So lange Leben und Athem in mir ist, werde ich nicht von ihm lassen, werden Sie ihm nicht nahe kommen!“

Der Offizier wandte sich zu mir; er war außer sich. „Schaffen Sie Ruhe!“ herrschte er mir zu. „Sie sind ein Mann, Sie begreifen doch wohl, wie nutzlos diese Szene ist. Reden Sie mit der Dame vernünftig, an Ihnen ist es, der Sie Ihr Haushexen vertreten.“

Er hatte Recht, es war nutzlos. Aber als ich jetzt auf Elisabeth blickte, wie sie dastand, bereit, jedes ihrer Worte Wahrheit werden zu lassen, mit blitzenden Augen, aus denen die Seele hervorleuchtete — so muthig und furchtlos, daß, wäre Napoleon, und seine ganze Armee hinter ihm, dagewesen, sie ebenswohl seiner Macht getrotzt hätte — da verkehrten sich mir die Worte im Munde.

„Elisabeth,“ sagte ich, meine verstümmelte Rechte emporhaltend, „ich bin nur ein armer Krüppel, aber einen Streich werde ich doch noch für Dich thun können, für Dich, in Deiner Vertheidigung sterben können!“ —

„Er stirbt! Heiland und Erlöser! Er stirbt!“ drang der Schrei der Generalin vom Bette her, während sie und der Abbé sich um Heidel, der zurückgesunken, beschäftigten.

Elisabeth stürzte hin. Ein breiter Blutstrom floß von Heidel's Brust über das Bett herab, die Wunde mußte aufgegangen sein. Blaß und kalt lag er da, ohne Hauch und Lebenszeichen. „Heinrich! Heinrich!“ rief Elisabeth mit einem herzzerschneidenden Tone. Sie fühlte nach dem Herzen, nach den Schläfen — es fand still, es schlug kein Puls.

Alles drängte sich um das Bett. „Er ist todt,“ sagte der Abbé, indem er die Hand, an der er immer wieder den Puls gesucht, sanft sinken ließ, und niederkniend begann er die Gebete seiner Kirche zu beten.

Auch Elisabeth trat jetzt von dem Todten zurück. Einen Blick warf sie noch auf ihn, dann wandte sie sich und schritt auf den französischen Offizier zu, der vor ihr bis an die Wand zurückwich. Sie war furchtbar schön in diesem Augenblick, und er starrte sie wie verzaubert an. Sie hob die Rechte wie anklagend gegen den Himmel und versuchte zu sprechen, aber kein Laut drang über ihre Lippen, und langsam die Hand wieder sinken lassend, spritzte sie das von ihren Fingern herabtröpfelnde Blut, Heidel's Blut, dem Franzosen in das Gesicht.

„Madame, Madame!“ schrie der junge Mann auf und fuhr nach dem Degen, um eben so schnell loszulassen und zu versuchen, Elisabeth's sinkende Gestalt aufzufangen. Aber er kam ihr zu spät, und Elisabeth schlug schwer zwischen uns zu Boden.

X.

Die Verwirrung, die nun folgte, war unbeschreiblich. Von Heidel weg drängte sich Alles zu Elisabeth, die in todtenähnlicher Ohnmacht lag. „Pauvre femme! pauvre enfant!“ sagten die Franzosen mitleidig und ein grandbärtiger Sergeant legte mit Hand an, sie vom Boden aufzuheben. Indem fingen, wie mit einem Schlage, die Glocken von Orla an Sturm zu läuten, Geschrei und Getümmel erhob sich draußen, Schüsse krachten, Schloßbewohner eilten, jetzt Alle durcheinander.

„Die Bauern stehen auf! — Mord und Todtschlag! — Aus der ganzen Umgegend kommen sie herbei! — Wir sind verloren! — Trauf, Lieutenant, lassen uns sie zu Paaren treiben!“ — So schallen die Rufe durcheinander. Der Offizier war an das nächste in's Freie blickende Fenster getreten, ich folgte und riß es auf. Vor dem Schloßthore, den Berg herauf wälzte sich eine Menschenmenge, bunt bewaffnet; wenn der alte Förster und der Schmied mit seinen Gesellen, die große Eisenstangen trugen. Die Heiterprossen unten am Berg hatten sich rasch zurückgezogen und wurden eben zum Schloßthor eingelassen. “

„Was soll das bedeuten?“ schrie der Offizier. „Verrätherei! Das soll das Volk büßen!“

Wie er sich aus dem Fenster lehnte, zielte der Förster nach ihm. Ich riß den Franzosen zur Seite.

„Das Fräulein! unser Fräulein!“ riefen sie unten, da sie mich erblickten.

„Ruhe, um des Himmels willen! Ruhe!“ schrie ich hinab. „Alter Schwede, hist Du des Teufels?“

Der Förster schmeckte nur grimmig den Stutzen; was die Andern antworteten, verstand ich nicht.

Indeß hatte der Franzose mit einem donnernden Fluche Ruhe im Zimmer hergestellt, so daß er den Rapport seiner Leute entgegennehmen konnte. Anfangs hatten diese nichts Feindseliges bemerkt, bis daß ein Reitknecht — ich erfuhr dann, daß dieß mein alter Kamp gewesen — mit ein paar Stalljungen in das Dorf gestürzt kamen und schreiend und etwas mittheilend von Haus zu Haus liefen. Wie und woher dann alle die Menschen gekommen, der Tumult entstanden, wußten sie nicht zu sagen; als das Sturmläuten begann, zogen sie sich zurück, da die einigen Mann unmöglich mit Erfolg Stand halten konnten. Von den Kameraden unten im Dorfe wußten sie nichts.

Ich erschöpfte mich in Bemühungen, die Franzosen zu beruhigen. Das Ganze mußte ein Mißverständniß sein, und Niemand, wenn dieß aufgeklärt, denke ihnen ein Haar zu krümmen, sich zu widersetzen. Da der Offizier mich nicht fortließ, erbot die Generalin sich, hinabzugehen, mit den Bauern zu sprechen, ihnen zuzureden, die Ursache der Zusammenrottung zu erfahren.

Man hatte Elisabeth in Gefahr geglaubt, Kamp's Ruf: die Franzosen wollten das Fräulein fortführen, war wie ein Funke in die erregten Gemüther gefallen. Da war nicht Einer, der nicht sein Leben für sie lassen wollte. Der Förster, welcher eine Axt mit Holzhauer abzuholen im Begriff gewesen, eilte zuerst mit ihnen herbei und führte sie nach dem Schlosse. —

Die Franzosen fühlten sich bewogen, so rasch als möglich abzuziehen. Ich begleitete sie stundenweit, als Geisel, um etwaige Blutsbestrafungen gegen die kleine Truppe durch meine Anwesenheit zu verhindern. Ich ließ es mir auf's Aeußerste angelegen sein, den Offizier dahin zu stimmen, daß sein Bericht in der für Orla unverfänglichsten Weise abgefaßt werde. Ich glaube, meine Worte und alle die Beweisgründe, die ich beibrachte, hatten nicht so viel, als der erschütternde Eindruck, den der Offizier von der Katastrophe und von Elisabeth empfangen. Mehr als einmal frug er mich, ob ich glaube, daß auch sie sterben würde, und wenn er sich unbeachtet meinte, fuhr er mit der Hand über sein Gesicht, als wenn die Spur der Blutströpfen, die lange schon weggewischt waren, nicht zu tilgen sei. „Cela me portera malheur!“ hörte ich ihn vor sich hinmurmeln. Gewiß ist, daß die ganze Sache ohne Folgen blieb und kein Franzose sich weiter blicken ließ, mochte die Ursache nun welche immer gewesen sein.

Endlich stand ich mit frei, mein Pferd zu wenden und heimzureiten, durch denselben Wald, den wir passirt, als wir Heidel heimbrachten. Wird sie auch sterben? fragte auch ich mich immer und immer wieder — und ich wußte nicht, wie ihr Leben zu wünschen nach dem Schlag, die sie getroffen. Ja, es war besser so, wenn man sie und Heidel in ein Grab schaufelte, zusammen, Elisabeth, o Elisabeth! — und meine Augen füllten sich mit Thränen, und ich weinte, wie ich als Kind geweint haben mochte. Ich schäme mich dieser Thränen bis auf den heutigen Tag nicht.

Todesmatt kam ich nach mehreren Stunden im Schlosse an. Ich wagte nicht, nach Elisabeth zu fragen, und ohne mit Jemand gesprochen zu haben, schlich ich die Treppen hinan, in mein Zimmer, wo ich meine Kleider bei Elisabeth eingetreten, und hatte nicht Frau von Wegeleb, die Thüre öffnend, mich erblickt und hineingezogen, ich wäre wohl noch eine Weile dagestanden. Ich schöpfte Muth, als ich in ihr Gesicht blickte. „Gott ist gnädig! Gott ist gnädig!“ sagte sie, mir die Hand drückend. Vom Sopha her streckte Elisabeth mir die Arme entgegen, und als ich mich zu ihr herabbeugte, schlang sie sie um meinen Hals und flüsterte: „Er lebt, er lebt!“ —

Er lebte wirklich. Als ich endlich das Ueberwältigende, das Wunderbare dieser Worte zu fassen vermochte, theilten sie mir mit, wie Doktor Peters, nachdem die Franzosen das Zimmer verlassen, sich an die Untersuchung der verwundeten Leiche Heidel's gemacht und Spuren von Leben an ihm entdeckt hatte. Jetzt schien es sogar, als wenn das Aufgehen der Wunde nicht gar so schädlich eingewirkt. Heidel war sehr schwach, aber Doktor Peters gab durchaus nicht alle Hoffnung auf, und er täuschte sich nicht, als er einige Tage später zuversichtlich von dessen Herstellung sprach. Langsam, langsam erholte er sich.

Natürlich hielten wir Alles so geheim, als möglich. Wir wurden auch nicht weiter behelligt, Orla hat keinen Franzosen wieder gesehen. Kamp erzählte mir, er habe in dem Führer der Truppe den sogenannten Kammerdiener jenes Chevalier d'Orla erkannt. Möglich, daß dem so war; wir legten auch dem Chevalier die Schuld an der Heimsuchung zur Last, denn wir erfuhren später, daß man ihn in Breslau und weiter in der Gegend gesehen, unter anderen Namen und mit höhern Vollmachtsstempeln in der französischen Armee bekleidet. Wie er von Heidel's Rückkehr und Anwesenheit im Schlosse Kunde erhalten und durch welche Veranstaltungen und unter welchen Vorwänden er die Expedition nach Orla ermirkt, von dem nächsten, immerhin aber entfernten französischen Korps aus, blieb unaufgeklärt. Heidel's Persönlichkeit war doch wieht so gar wichtig, daß, ohne mächtige Hebel in Bewegung zu setzen, es dem Chevalier gelungen wäre, zu seiner Verfolgung aufzubieten; — doch, wie gesagt, Näheres erfuhren wir da gar nichts, konnten ja auch erst, als die französische Armee Schlesien wieder verließ, darnach forschen.

Als das Dankfest für den Sieg bei Leipzig in Oels gefeiert wurde, konnte Heidel schon mit Elisabeth, auf ihren Arm gestützt, zur Kirche gehen, und einige Wochen später wurden sie getraut, und nach dem neuen Jahr folgte er dem Heere nach Frankreich.

Auch nach das zweite Mal, da Napoleon von Elba entfloh, zog er aus, dann aber war es mit seiner Kraft zu Ende. Vergeblich hatten wir ihn das zweite Mal zu halten gesucht, es war umsonst; er gestand, daß nicht nur Vaterlandsliebe, Kampfesluft, sondern der Racheruf ihn treibe. Er war erfüllt von dem glühenden Verlangen, zur Vernichtung Dessen

Digitized by Google

mitzuwirken, in dem er die Ursache seines gekürzten Lebens, seiner vernichteten Jugend, seines größten Glückes sah. Er lebte nur einige Jahre noch, der furchtbar angestrengte, geschmächte Körper, die alten Wunden machten, daß es nur ein steches Dasein war. Tagelang verbrachte er in seinem Zimmer in tiefster Abgeschiedenheit; oft vermochte er nicht einmal Licht zu ertragen und Elisabeth saß bei ihm in der Dunkelheit.

Denn Elisabeth widmete sich ihm ganz. Wochen hindurch haben wir Andern sie nur, wenn sie herüberschlüpfte, ihren Knaben, im ersten Jahr ihrer Ehe geboren, zu herzen und zu küssen, oder wenn sie das Kind doch für einen Augenblick holen kam, es dem Vater zu zeigen. Die Sorge für den kleinen Heinrich wußte sie der Tante, für alles Andere mir überlassen. Sie sah's nur für den Gatten, und als er starb, wunderten wir uns, daß sie ihn, wenn auch kurz, überlebt. Die Vornundschaft über den Sohn wollte sie mit übertragen, aber ich sagte ihr, er gehöre dem Leben an, was sollte seine frische Jugend bei uns Alten verdüstert werden? So kam er zu Graf Friedrich Hillesheim und wurde mit diesen Kindern erzogen.

„Legt mich nicht in die Gruft, legt mich in die freie Erde!“ hatte Heidek gebeten, und wir hatten ihn unter die alte Linde gebettet, dort, wo Elisabeth's Blick von ihren Fenstern aus das Grab erreichen konnte. Auf schlanker Säule ließ sie ein schönes Standbild dahin errichten, die Hoffnung, die auch über Gräbern lächelt. Unter die Linde, zwischen Immergrün und Blüten, an Heidek's Seite, legten wir auch Elisabeth, auch wie sie zu dem Grabe gegangen, zu lange sie nur Kraft dazu noch gehabt, so ging ich dann oft und oft und dachte ihrem Leben nach, das so hellen Aufgang gehabt und so kummervoll geendet — dachte des holden Wesens, würdig jedes Glückes, und wie fast nur Thränen und Schmerzen Elisabeth zu Theil geworden in den kurzen Jahren ihres Lebens.

Ob ich das Menschenleben ein großes Räthsel, und ich wundere mich nicht, daß so Viele in der Welt herumlaufen, gähnen und das Geheimniß zu ergründen suchen, auf allen Wegen, wo sie ihm nur beizukommen glauben. Wäre ich noch jung gewesen an Körper wie an Geist, da das Räthsel so groß und drauend vor meine Seele trat — wer weiß, ob auch ich mich nicht schwer abgequält hätte, es lösen zu wollen. Aber ich war ein alter Mann, grau und gebeugt und mein Leben war mir kein Räthsel mehr. Ich suchte nicht nach Neuem, sondern gedachte, daß wir jetzt nur sehen durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, daß unser Wissen und Weissagen nur Stückwerk; wenn aber kommen wird das Vollkommene, wird aufhören das Stückwerk. Und ich getröstete mich der Verheißung, daß die Thränen von allen Augen abgewischt werden und der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen.

So habe ich denn fortgelebt lange Jahre, und habe mein Alter hoch gebracht. So lang ich's vermochte, hab' ich zum Rechten gesehen; nun habe ich Alles wohl eine Weile schon andern Händen übergeben. Wenige der alten Gesichter nur seh' ich noch um mich, Wenige sind nur noch da, mit denen ich von Elisabeth sprechen kann, als mit Solchen, die sie gekannt, die sich ihrer lebhaft erinnern. Ein neu Geschlecht ist herangewachsen; sie sprechen von der Herrin von Orla wie von einer Gestalt aus längstvergangenen Zeiten und meinen, das Marmorbild auf ihrem Grabe, die lächelnde Hoffnung, sei ihr Bild.

Daß ich diese Blätter begonnen zu schreiben, ist auch schon viele Jahre her. Ich hatte den Entschluß dazu, weil ich dachte, ich würde es nicht erleben, Elisabeth's Sohn zu mannbaren Jahren kommen zu sehen. Und ich todt, wer sollte ihm dann von seiner Mutter erzählen, so getreu und so ausführlich, wie ich es nur konnte? Und ich wollte, daß ihr Andenken dereinst auch ihres Sohnes Kindern überliefert werde.

Nun bin ich mit meiner Erzählung zu Ende gekommen. Ich will die Locke von Elisabeth's Haaren, die man mir von ihrem todten Haupte geschnitten, um die Blätter schlingen und die zwei Eisenreife dazu legen, und das soll mein Vermächtniß sein an den jungen Heinrich von Heideck. Er schreibt, daß er kommen wird zum Pfingstfest, das erste Mal wieder nach fünf Jahren; er sei nun fertig mit den Studien und gedenke auf Orla zu wohnen und zu wirthschaften.

Es ist nicht mehr lange bis dahin — aber ich bin müd und matt, und wie ich den Glocken lausche, die da Ostern einläuten, ist mir's, als riefen sie: Komm heim, komm heim! Und so werde ich wohl auch heimgehen, ehe denn Elisabeth's Sohn sein Erbe antritt.

Ein großes Bild und ein kleines Lied.

Von

Wilhelm Petsch.

Wir haben in der Kunst und Literatur Männer, die mit einem großartigen Talent ausgestattet waren, wie dieß uns einzelne Werke glänzend beweisen, und die dennoch wenig Bleibendes und Herrliches geschaffen, sondern ihr eigenes Leben und ihren Ruhm wild zerstört haben. Das sind stets interessante Menschen mit einem lehrreichen Leben, bei dessen Betrachtung unser theilnehmendes Herz mit tiefem Weh erfüllt wird. Ein Mann dieser Art ist der Maler Simon Meister.

Der Name wird selten genannt, und doch hatte sein Träger einst das größte Anrecht auf die Unsterblichkeit. Simon Meister, wenig von der Mauge gelannt, ein Mann, verloren und verdorben, war dennoch ein mächtiged Talent, von riesiger Arbeitskraft, ein Künstler mit einem großen Streben, dessen Hauptkraft jedoch von Anderen benutzt, zu Anderer Nutzen verwerthet wurde. Meister war in der That wieder ein junger Titane, der mit Gott Vater, noch in der Blüte der Kraft, in seiner Leidenschaft sich selbst vernichtet.

Im königlichen Schlosse zu Berlin hängt von ihm ein Reiterportrait Blücher's; noch schöner, charakteristischer jedoch ist das Bild, welches den Feldmarschallstab im Kabettenhause zu Berlin schmückt und den Kampf des Albrecht Achilles mit den Nürnbergern darstellt. Das ist eine Meisterschöpfung, die uns immer wieder Stunden hindurch fesselt, so eigenartig, welche Kraft der Bewegung liegt in dieser Szene! Da ist der Burggraf; wie wuchtvoll führt er den Hieb! Und die Rosse! Wie drückt der Schenkel des Reiters die Flanken seines Pferdes, wie schnauben und stampfen diese wildmuthigen Schlachtrosse! Ja, das hat eine Meisterhand geschaffen! Dieß Bild ist in Aberlichtlicht ein Schmuck des berühmten Saales, ein Obelisken der Kunst. Für Eingeweihten ist es zugleich höchst charakteristisch für den Maler — es ist der ganze Simon Meister, mit seinem Leben und Streben. Man sieht es, die Leinwand war zu klein für den gewaltigen Gegenstand, für die wundervolle Phantasie des Malers — das Bild will über seinen Rahmen hinaus. Immer Simon Meister! Die Szene des Glückes hat ihn wie gelacht, er lebte stets in beengenden, kummervollen Verhältnissen. Er hatte nur ein kleines Atelier, der Künstler von Gottes Gnaden, während Andere in den herrlichsten Kunststätten sehr Vergängliches zu derselben Zeit schufen. Er hatte sich zu diesem Bilde, das allein seinen Namen unsterblich macht, die größte Leinwand gekauft, die sein kleines Atelier gestattete — doch wurde ihm sich bald zu klein für seine schaffenden Gedanken, der Raum wurde ihm zu eng unter seinen Händen.

Und darum ist dieses Bild so bedeutungsvoll für den Kenner seines Lebens. Wie hier mit diesem Gemälde, so ist es Simon Meister im Leben stets gegangen — dieß Bild ist ein Spiegelbild seines ganzen Daseins.

Er war 1803 zu Koblenz geboren. Noch sehr jung, in dem Anfange der jungvierziger Jahre hatte sich Simon Meister, kaum er zu Ausbildung durch Empfehlung und Unterstützung nach Paris. „Verdorben zu Paris!“ Das ist eine alte Geschichte, von der so Manche'ein Lied singen kann. Der große Maler Horace Vernet war damals die allmächtige Sonne, die alle Künstler anzog; es galt für das höchste Glück, Schüler dieses Mannes zu sein. Vernet malte gerade damals seine ersten großen Schlachtengemälde, seine berühmten Zentemälde, Szenen aus dem Leben Napoleon's. Nun, Simon Meister aus Koblenz hatte das Glück, ein Schüler dieses Genies zu werden und von ihm zu lernen. Der junge Preuße hatte bald genug Gelegenheit, unter den Schülern sich bestens auszuzeichnen. Horace Vernet erkannte sehr bald das eigenthümliche, bedeutende Talent seines jungen Mitstudenten, und aus dem Schüler erwuchs ihm unter diesen Verhältnissen ein Freund, ein Liebling, der von Allen, auch von Vernet, nur der petit prussien genannt wurde. In den Kreisen seiner Schüler, in den Salons, überall sprach es der große Maler kund aus, daß, wenn ihm einst von allen seinen jüngern Einer gleichkommen würde, so könne dieß nur der petit prussien sein. O wie manche höchst Wort den jungen Simon Meister stolz! Diese Stunden bei Horace Vernet waren die schönsten seines Lebens.

Vernet liebte es, in riesengroßen Bildern seine Gedanken wiederzugeben. Bei diesen Arbeiten stellte er gewandt die Pinsel seiner besten Schüler für sich in Dienst — am meisten half ihm dabei unser Simon Meister, der sich mit Geschick ganz die Technik seines Lehrers angeeignet hatte. So behauptet man, und wohl nicht mit Unrecht, daß das große Reiterportrait des duc d'Angoulême, bei dem von Kennern besonders das Pferd bewundert wird, nicht von Horace Vernet, sondern von unserem Simon Meister sei.

Während ihm unter solchen Umständen bereits in Paris eine prächtige Existenz geschaffen war, lehnte dennoch der eigensinnige Maler der glänzenden Hauptstadt und seinem großen Lehrer den Rücken zu. Horace Vernet verlor den petit prussien, den er tief in's Herz geschlossen, höchst ungern, doch er bemühte sich nur vergebens, nach beigelegtem Zwiste den Bildern zu halten. Meister kehrte an den Rhein zurück und suchte sich in Köln seine Existenz zu gründen. Auch in Berlin hielt er sich längere Zeit auf. Außer den beiden bereits genannten Gemälden besitzen wir von ihm noch eine Löwenjagd, ein großes Bild Friedrich Wilhelm's IV. als Kronprinzen, ebenfalls zu Pferde, umgeben von seinem Stabe, mehr-

Digitized by Google

rere Szenen und dem griechischen Befreiungskriege und dann die Schlacht bei Ligny.

Er hatte sein Atelier in Köln. Nicht weit von ihm hatte die düsseldorfer Malerschule ihren Sitz aufgeschlagen und entwickelte sich eben zu ihrer ersten Blüte. Der große Wilhelm von Schadow forderte Simon Meister auf, nach Düsseldorf zu übersiedeln. Hatte er leichten Herzens einst dem Horace Vernet sein Nein entgegengerufen, so wurde ihm dieß bei Schadow noch viel leichter. „Was wollen denn diese Düsseldorfer?“ sagte Meister mit verächtlichem Lächeln. „Ich bin ihnen durch meine Bejahungen zu Horace Vernet, zu Delacroix, Ingres, La Roche und den andern Meistern weit voraus. Sie und ich — das paßt nicht zusammen! Diese sentimentale Romantik der Düsseldorfer — pah, die widert mich an!“

So ging er denn nicht nach Düsseldorf, sondern blieb in Köln und isolirte sich ganz, leider zu seinem eigenen Verderben und Untergang. Die feinen Kreise blieben dem sonderbaren Künstler verschlossen, indem der Patrizier ihn nicht zuließ in ihre Gesellschaft. Da aber doch auch der Einsamste zu Zeiten Genossen haben muß und auffucht, so fand Simon Meister diese sehr leicht da, wo er sie nicht hätte suchen sollen — im Wirthshause!

Doch diese Abirrung blieb leider nicht die einzige: auch in seiner Kunst betrat er einen Abweg, wo ihn doch sein deutsches Gefühl hätte warnen müssen, und wo ihn Niemand entschuldigen kann in dieser Sünde gegen das deutsche Vaterland. Hineindenken in seine Lage kann man sich schon, und seinen ganzen Trotz kann man ihm nachfühlen — dennoch bleibt die That selbst unentschuldbar. Simon Meister ist nicht die erste Künstlernatur, die in dieser Weise zu Grunde ging. Im Gegensatz zu den Düsseldorfern wollte er nun einmal Gewaltiges schaffen und der staunenden Welt zeigen, was sein Talent vermöge, was er in Paris bei Horace Vernet gelernt. So schuf er denn, vereint mit seinem Bruder Nikolaus, 1840 das kolossale Panorama, das den Rheinübergang des Generals Hoche bei Neuwied darstellte.

In der That, das war eine Riesenarbeit, dieses riesengroße Panorama, in dem Simon Meister sein ganzes Können und Wissen gab. Der ganze Entwurf des schon bekannten Schlachten- und Roffemalers zeichnete sich wirklich durch seine Großartigkeit aus, die Durchführung des Planes bekundete gewaltige Energie und die Einzelheiten des Riesenbildes bezeugten Gewissenhaftigkeit und echte Naturwahrheit. Dieß Bild und sein Erfolg sollten ihm beweisen, was er von seiner Kunst, von seiner Zukunft zu hoffen habe. Es war der Wurf auf Eine Karte!

Und der Erfolg?

Nun, das Panorama erregte in seiner Rheinprovinz zunächst die größte Sensation, es fesselte das Erstaunen der Kunstfreunde.

Im berselben Zeit, wo Herz ganz erfüllt von den deutschen Gedanken seiner Tage, saß der Dichter Nikolaus Becker in seinem Stübchen und schrieb sein kleines geharnischtes Lied:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
Ob sie wie gierige Raben
Sich heiser danach schrei'n!“

Das Lied flog in die Welt hinaus, packte Aller Herzen und jede Lippe sang es. So fühlte damals der Deutsche. Und in diese Stimmung ward Meister mit seinem Trotz sein Panorama, das es wagte, die Franzosen, den Erbfeind der Deutschen, zu verherrlichen. Was sragte die Menge danach, daß der Maler in Deutschland die Ehre und Anerkennung nicht fand, die ihm bereits in Frankreich in so großartiger Weise geworden? Man fühlte diesem Bilde gegenüber nur den verbissenen Hohn gegen das Vaterland, der hier den Pinsel geführt. Wozu hatte dieses Talent, das den Franzosen Hoche verherrlicht, nicht denselben Fleiß dem Uebergange Blüchers'ö bei Kaub gewidmet? Das wäre ein dankbarer Stoff gewesen, das hätte gepaßt; doch dieses Bild war eines Deutschen unwürdig. So sang man denn das kleine Lied von Nikolaus Becker, und das Riesenbild von Simon Meister wanderte, zusammengerollt, auf einen Speicherboden, um vergessen zu werden.

Und Simon Meister?

Um den Künstler war es gethan, er konnte nichts mehr schaffen. Seine Thatkraft, hier bis auf's Aeußerste angestrengt, erschlaffte. Dem häuslichen Kummer, seinen trüben Gedanken zu entfliehen, eilte er in's Wirthshaus und suchte Hülfe bei der verderblichsten Leidenschaft, die sicher so Viele vernichtet hat. Er fand, was er suchte, schon 1844. So schlief er mit dem wilden, verfehlten Bilde ein wildes, verfehltes Leben — von Einem jedoch lange und aufrichtig bedauert und betrauert, nämlich von Horace Vernet in Paris, der den talentvollen, so Großes versprechenden petit prussien nie vergessen hat.

Rösselsprung.

singt	herr-	so	tag	des	brust	tet	nacht
mag	te	von	lich-	klom-	und	früh-	singt
klingt	heit	ge-	schla	ne	von	ihr	fin-
jah-	auch	klei-	ded	nie	hat	präch-	klingt
tie	frühe	fend	er	den	lieb'	gen	gott
ihr	und	lie-	und	tau-	wig	fort	sein
ihr	mag	ge-	blue	nur	lang'd	die	fort
macht	get	last	vers	weit	viel	klingt	so

Hrn. Hofm. L in R. Die beste Bezugsquelle ist Wien, wo Ihnen die von Ihnen genannten Firmen das Nöthige und Beste liefern.

H. H. Schlesinger, P. in W. Die Gewerbehalle bringt eine Menge derartiger Möbel, die Sie sich nur von Ihrem Tischler nachfertigen lassen dürfen. Die Raumzahl der acht Jahrgänge ist mir gerade nicht gegenwärtig.

Hrn. Adam W. in J. Die Reclamsche Universalbibliothek gibt das beste Material zu Lesebenden mit vertheilten Rollen. Die Hefte sind so wohlfeil (7 Kr.), daß man für seren der Mitlesenden ein Exemplar kaufen kann, ohne zu verschwenden.

Frl. Dania Maria C. in S. Wir danken Ihnen für die eben so liebenswürdige als höfliche Art, mit der Sie uns Ihre Adressänderung an unseren Beiträgen zu erkennen geben und bitten Sie, uns diese Imrrestie zu erhalten.

Frau D. B. in R. Sie fragen etwas viel. Beim Taufe hat jedes Kind seine Vorreisepunkt. Wegen A. M.'s muß noch Berathung gepflogen werden. A. W. ist in Wien, wir werden Ihre Grüße bestellen; ist aber Ihr Name kein erfundener? Karl Beck lebt in Wien, R. Wagner in Luzern.

Hrn. A. B. in Rady-Om. (Kubl.). Gräfe's Nachfolger an der berliner Universität Prof. Dr. Schweiger hat die Universitäts-Politklinik für Augenleidende im November in der Charité eröffnet, wenden Sie sich an diesen.

Hrn. Joh. W. in St. (Brief und Stockholm). Wir kennen die Adresse jener Leute nicht, glauben auch kaum, daß die Firma anders als auf streng wissenschaftlichem Boden geführt werden kann, aber vielmehr, daß sie schon gelöst ist.

Hrn. Kanzleir. W. in A. Zur Zufriedenheit des Betreffenden längst besorgt.

Hrn. Al. P. in R. Der Beitrag zur Shakspere-Gesellschaft beträgt 3 Thlr. jährlich, dafür erhalten Sie ein Exemplar des Jahrbuchs; der zur Literar. Gesellschaft in Stuttgart 11 Gulden, wofür mehrere Bände werthvoller Schriften geliefert werden.

Hrn. Math. K. in M. Einen der Tagesklasser zum Abreißen können wir Ihnen empfehlen, der mehr als die blogen Zahlen enthält: es ist der Deutsche Reichskalender (Heidelberg, Sommer-Günther). Das Datumpaket ist auf einen hübschen Bauerkalender aufgeklebt.

Hrn. Mühlenbes. C. in A. Sie wählten dann am besten zulverfeinsten K.

Frln. Julie R. in M. Wie können uns nicht dazu einlassen, die Wahl der Lose zu leiten. Denken Sie, wenn Sie nichts gewännen, welche Verantwortung auf uns fiele!

Hrn. Kais. P. in L. Ihren Wünschen dürfte am meisten die Volksausgabe „Dem Kriegsbesuchte“ (Stuttg., Hallberger) entsprechen. Dort finden Sie das anschaulichste Bild vom Krieg und das reichste Material, anregend und unterhaltend.

Hrn. Baron v. P. in L. Das ist unrichtig. Das Statut des Ordens ist neueren Datums und derselbe hat jetzt drei Klassen, statt jedoch nur einer.

Frl. K. L. in M. Für Ihre Kleinen als eine schöne Erinnerung an die große Zeit empfehlen wir Oskar Höcker, Soldatenleben im Krieg (Stuttg., Schmidt & Spring).

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 21. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **von Dewall.**

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

An dem Abende, an welchem der Adjutant mit seinen Depeschen Warschau verließ, saß die Gräfin in ihrem üppigen Schlafkabinet und ließ sich von der Amme die Haare für die Nacht frisiren, während die blonde Saschinka, vor ihr am Boden kniend, ihre kleinen, wachsweißen Füße mit einem wollenen Lappen frottirte.

Alexandra starrte trübe vor sich hin und hörte nicht auf das Geschwätz der Amme, sie dachte an Mengden.

Nicht, daß ihre Gedanken ihn mit jener zarten und hingebenden Frauenliebe begleitet hätten, die jedem Schritte, jedem Gedanken des Geliebten folgt, die ihm nacheilt über Berg und Meer mit einem heißen Gebet oder einer zärtlichen Sorge im Herzen — nein — man hatte ihr Mengden genommen — er war nicht da, sie konnte ihn nicht fassen, nicht schauen, ihre Hände konnten ihn nicht an sich ziehen, ihre Lippen ihn nicht küssen, man hatte ein himmelschreiendes Unrecht an ihr begangen — sie war mehr noch zornig als betrübt.

Wer sollte nun die langen Stunden ausfüllen, bis er wiederkehrte, und wenn ihm nun gar etwas zustieß unterwegs! — Sie trug das schwere goldene Armband unter den weiten Falten des Nachtkleides hervor, öffnete die Kapsel und schaute das Bild des geliebten Mannes an, welches dieselbe verbarg. Ihr Auge wurde schmachtend, ihr Busen hob und senkte sich lebhafter. — Plötzlich flog eine finstere Wolke über ihre Züge, ihr ganzer Ausdruck schien mit einem Schlage verändert. Ihre Augen schossen Blitze, die Brauen zogen sich zusammen und der Mund verzerrte sich, so daß man die weißen Zähne schimmern sah. „Abscheuliche Kreatur!“ rief sie zornig und schleuderte Saschinka mit einem kräftigen Fußstoße zurück, „wie kannst Du so ungeschickt sein, mir Schmerz zu machen! Nimm Deine groben Hände von meinem Knöchel, pack' Dich!“ —

Die kleine Russin erhob sich ganz verwirrt vom Erdboden und ging wehmend hinaus. Die Gräfin betrachtete ärgerlich einen kleinen rothen Fleck an ihrer Ferse und sahe fort, das Mädchen zu schmähen, während Annuschka sie zu beschwichtigen suchte, indem sie ebenfalls auf dasselbe schalt und der jungen Frau gut zuredete, wie man dies bei kleinen Kindern thut.

Friedrich Kapp. Originalzeichnung von Fritz Kriebuber. (S. 240.)

Bald darauf trat der General herein. — Er pflegte alle Abende seine schöne Gattin noch einmal zu sehen, ehe sie sich niederlegte. Stiff ging ihm knurrend entgegen, Alexandra betrachtete ihn mit gerunzelten Augenbrauen und untergeschlagenen Armen.

Wie alt, wie häßlich dünkte er sie gerade heute, wie ordinär waren seine Gesichtszüge! Und an diesen alten Mann war sie geschmiedet, thät hatte man ihr blühendes Leben verhandelt für eine Pension von zweitausend Rubel!? — — Sie schauderte.

Der General bemerkte gar wohl ihre Gisesaltc und ihre gereizte Stimmung, aber er war viel zu klug, um diese Launen durch begütigende Worte noch mehr zu schüren — er besaß die ganze Feinheit und Verschlagenheit des Russen, an seiner tadellosen Höflichkeit prallten alle jene Pfeile machtlos ab. Er liebte das schöne junge Weib, wie

Digitized by Google

ein Bettler die Sanne liebt, er hütete sie wie einen kostbaren Schatz — er wußte recht gut, sie kannte einen Manne von fünfundzwanzig Jahren nicht mit der Glut ihrer Jahre zugethan sein, aber er wollte sein schönstes Kleinod sich unter allen Umständen bewahren! Der geringste häusliche Streit hätte bei Alexandra's heißblütigem Naturell leicht die unberechenbarsten Folgen haben können — er mich demselben stets mit einer bewundernswürdigen Ruhe aus. Er stritt niemals mit seiner Frau. Er war der gütigste und galanteste Ehemann — seine stahlblank polirten Formen gaben niegends einen Punkt zu einem Angriff für Alexandra's Geschosse. Sa war es auch heute. — Der Graf kam nur, um seiner Frau die Hand zu küssen und sich nach ihrem Befinden und nach ihren Befehlen für den folgenden Tag zu erkundigen.

Er sand ihr Aussehen entzückend, und ohne Platz zu nehmen sagte er ihr nach zehn Minuten Gute Nacht.

Mit ernster Stirn, aber ruhigen Schritten ging er auf sein Zimmer und setzte sich in einen hohen ledernen Stuhl.

Er ergriff die Zeitung und las eine Weile, dann legte er dieselbe wieder bei Seite.

Seine Gedanken kehrten zu seiner Frau zurück. Er fand sie seit einigen Wochen auffallend verändert. Er wußte, daß sie sich für Mengden interessirte, aber er war viel zu klug, um zu glauben, daß er ein Monopol auf die Gefühle seiner Gattin habe. Mengden war ein charmanter und liebenswürdiger Kavalier, warum sollte sie nicht Gefallen an ihm finden? Gefiel er ihm doch selbst. War sein Benehmen, sein Eifer für den Dienst und für seine eigene Person nicht ohne allen Tadel, sah seine Frau nicht zum Entzücken schön aus, wenn sie mit dem stattlichen Offizier tanzte oder lebende Bilder stellte? schwoll sein Herz nicht vor befriedigter Eitelkeit, das Kleinod Alexandra in einer so prächtigen Fassung zu besitzen und bewundert zu sehen — der alte Herr war seinem Abjutanten nur dankbar, es kam ihm auch nicht einen Augenblick der Gedanke in den Sinn, daß sie Beide ihn hintergehen könnten.

Er verlangte von seiner Frau nur, daß sie seinen Lebensbedarf verschonerte — seine alten Augen wadelten sich an ihren strahlenden Reizen — sie ihrer Sprödigkeit entschädigte er sich leicht bei der gefälligeren Zofe.

Diese zu sehen hatte er in der letzten Zeit nur wenig Gelegenheit gehabt — als sie heute noch spät in seinem Zimmer erschien mit einem Präsentirteller in der Hand, auf welchem ein Palal mit heißem Thee-punsch dampfte, hielt er sie eine Weile zurück und plauderte mit ihr — die gesterrge Excellenz zeigte die Löwenhaut sür eine Weile ab und zeigte sich im Hausstoffim.

Man erkannte den gefürchteten General in dieser Kalle kaum wieder. Er wurde beredt, witzig — er lächelte erst, dann lachte er, das blendende Wortgepränge der pariser Puhmacherinnenstil amüsirte ihn und regte ihn an wie eine Flasche Cliquot, er fing selber an zu sprudeln, und sein derber Soldatenhumor wurde bisweilen unterbrochen durch wahre Gedankenblitze. — Excellenz schien um zehn Jahre jünger zu — Mademoiselle Julkette sagte um fünfundzwanzig Jahre. Auf laufenderlei Arten versuchte es dann die intriguante Person, als sie den General in guter Laune sah — das Gespräch auf seine Gattin zu bringen, sie war unerschöpflich in allerhand Umschweifen und wand sich wie eine Schlange hin und her, um diesen Zweck zu erreichen; aber der Graf war ein überlegener Kämpe, er wort sie auf allen Linien zurück, er ließ es nie, daß die Zofe ihrer in solchen geheimen Stunden erwähnte, und so schwer es Jener auch wurde, dieses interessante Kapitel unerwähnt zu lassen — sie wußte ihrer Zunge auch diesmal einen Zaum anlegen. Dafür wußte es aber am anderen Mittage schon der Oberstlieutenant von Moorfeestaff, daß die Gräfin von Mengden ein prachtvolles Medaillon bekommen hatte, — er gab ihr für diese Nachricht abermals drei Goldstücke und schwoll vor Neid und Zorn wie eine giftige Kröte.

Am vierten Tage früh war Mengden glücklich zurückgekehrt. Der General empfing ihn herzlich und war wahrhaft froh, den jungen Mann gesund wieder vor sich zu sehen, Mutta wart sich ihm jubelnd um den Hals und lud ihn zum Frühstück ein, die Gräfin empfing ihn holsich, denn sie hatte Besuch — aber am Nachmittage sah er sie insgeheim bei der Generalin Banjataff — da entschädigte sie ihn und sich.

Sie fand Mengden anfallend ernst und verändert. Sie schob das auf die Anstrengungen der Reise und hoffte, er würde in kurzer Zeit sich wieder erholt haben.

In der That war Mengden seit jener Reise wie verwandelt. Seine Gedanken beschäftigten sich viel mit jenem kleinen Kosakenoffizier, der so vertrauend an seinem Herzen geruht hatte — mit dem Schicksale seiner neugewonnenen Schwester. Er sah immer noch ihr liebliches, bekümmertes Gesicht und die sprechenden, unergründlichen Augen, er fühlte noch den Druck ihrer kleinen Finger, wie sie ihn im Schlafe preßten, er vernahm ihre sanfte, zu Herzen gehende Stimme.

Eine Welt von Gefühl — ein tiefes, edles Frauenherz hatte sich ihm in den wenigen Stunden erschlossen, er hatte hinabgeschaut in den unergründlichen Born der Seele eines liebenden Weibes. „Dreimal glücklicher Bienewski!“ dachte er und seine Gedanken wanderten dann zur Gräfin und machten wieder Vergleiche, und sie fielen keineswegs immer zu deren Gunsten aus.

Alexandra empfand mit dem Instinkte eines verliebten Weibes, daß etwas Fremdes in ihrem Innern ihres Gelichten vorgehe, und erschöpfte sich in Bezeichnungen, daßselbe nicht aufkommen zu lassen. Mit seherhaftem Eifer schürte sie die herabgebrannte Glut, sie war unerschöpflich in ihren Liebesbeweisen, und so gelang es ihr auf kurze Zeit. Mengden wieder in den Taumel hineinzuziehen, der ihn anfänglich machte, sich mit einer Anderen zu beschäftigen, als mit ihr, und sie zu sehen. — Wo er auch hinschauen mochte — überall schaute er in ihre Augen, sie hieß ihn nirgends entschlüpfen aus diesem Zauberkreise.

Nur wenn Mengden Abends auf sein Zimmer zurückkehrte, hielt er Einkehr und dachte an Mincia, und so setzte er sich denn hin und schrieb ihr den versprochenen Brief. Nach wenigen Tagen brachte ihm ein Kommissionär als Antwort einen schmucklosen Brief ohne jede Adresse. Er erbrach denselben mit einer tiefen Verbeugung und erkannte Mincia's Handschrift. Es war ein herzzerreißender Schmerzensschrei des schwer geprüften Mädchens. Sie schrieb ihm, daß sie ihren Gelieben bei Zacjanowski nicht gefunden habe, in Folge dessen sei sie nach Posen zu ihrer Mutter geeilt und habe dort erfahren, daß das Entsetzliche geschehen war. Ihre Nachforschungen hatten sie nicht gekränkt.

Stanislaus Wienewski war im Walde von Lazjczin von einem politischen Gegner im Duell erschossen worden.

„Auf dem kleinen Kirchhof des Dorfes in einer Maurecke liegt der edelste der Menschen begraben —“ so schrieb sie — „ich habe auf seinem Grabe gebetet und Gott gebeten, mich zu sich zu nehmen; er hat mein Flehen nicht erhört, ich bin verdammt zu leben, zu leben ohne ihn!“ — O unglückseliges Polen, wo sich die unnatürlichen Brüder selber abschlachten! Wie kann aus solchem Blute ein Segen aufsteimen!“ —

Tief gebeugt zu ihrer Mutter zurückgekehrt, hatte sie dort Mengden's Brief gefunden. Sa hatte er doch wenigstens an sie gedacht! — Ueber ihr kindliches Schicksal hatte sie nun noch nichts beschlossen. Sie wollte die Generalin um Entlassung aus dem Dienst bitten und in einiger Zeit nach Warschau zurückkommen, um dort den Nachlaß ihres Bräutigams in Empfang zu nehmen, der sie als Erbin eingesetzt hatte. Sie sprach endlich Mengden ihren tiefgefühlten Dank aus für alle seine Liebe und bat ihn, ihr zu schreiben.

Mengden war im tiefsten Herzen erschüttert durch diesen Brief, er liebte Mincia wirklich wie eine Schwester — er erschöpfte sich nicht in Trostesworten, denn er wußte, wie wenig in einer solchen Lage zu trösten ist, wenn die Wunde noch klafft — aber er beklagte mit ihr den herben Verlust, er bat sie, sich nicht zu sehr ihrem Schmerze zu überlassen und zu bedenken, daß es noch andere Menschen auf Erden gäbe, welche auf sie ein Anrecht hätten, und daß er selbst zu jenen gehörte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

So rückte das Ende der Fastenzeit mit schnellen Schritten heran und Ostern kam, das russische Ostern mit seinem Jubel. Hier in Warschau feierte man es nur in den Kirchen und Beamtenkreisen, die katholische Bevölkerung nahm natürlich keinen Theil daran.

Wenn der Pope die Speisen gesegnet hat, dann ist die lange Zeit der strengen Enthebrung vorüber, man küßt sich auf beide Backen und ruft freudig: «Christos woskres», man empfängt und macht Besuche, überall erhält aber macht man Geschenke, welche meist in Eiern aber sonstbar gemalten Nachahmungen bestehen, die bisweilen wertvolle Gegenstände enthalten — so will es die russische Sitte.

Wenige Tage vor dem Feste sah die Gräfin in großer Verlegenheit in ihrem Bandoir und berieth sich eifrig mit der Amme. Sie beabsichtigte ihrem Geliebten ein Ostergeschenk zu machen und hatte kein Geld. Wie gar viele Damen der russischen Aristokratie liebte sie das Spiel, selbst in den geselligen Kreisen gewann und verlor sie große Summen in Carté und Macao. Alexandra spielte mehr gern als gut, ihr Gemahl, der sie mit Schmuck und allen Gegenständen einer kostbaren Garderobe überhäufte, hielt sie doch mit Geld ziemlich knapp — so kam es, daß sast immer Ebbe war in ihrer Schatulle.

Mengden hatte ihr jenes kostbare Medaillon geschenkt mit seinem Bilde. — Ach, Bilder von ihr besaß ihr Geliebter wohl genug, denn die Gräfin hatte die Schwäche, fast allemal, wenn sie eine neue Robe trug oder ihr Haar anders ordnete, den Photographen in Nahrung zu setzen — aber sie fühlte die Verpflichtung, ihm ein werthvolleres Zeichen der Erinnerung zu schenken.

„Dascha — wie haben ja noch die schöne, mit Türkisen besetzte Uhr!“ rief plötzlich die Amme ganz glücklich über ihren guten Einfall.

Alexandra erschrak — sie selbst hatte auch schon daran gedacht, aber

Digitized by Google

dieses Gedankten als unmöglich gleich wieder verworfen. Jene Uhr war ein altes, kostbares Erbstück in der Familie ihres Mannes, ein Vorfahr von ihm hatte sie einst von der Kaiserin Katharina zum Geschenk erhalten. Es war ein altes Kabinettstück von englischer Arbeit, massiv wie jene bekannten nürnberger Eier und reich mit Türkisen und Brillanten besetzt. Ihr Gemahl legte einen ganz besonderen Werth auf dieses Erbstück. Er hatte es ihr als Bräutigam in einer zärtlichen Stunde verehrt, nachdem er dasselbe durch sein Porträt verziert oder verunstaltet hatte, welches in einem geheimen Fache verborgen war.

„Amme, was hist Du so einfaltig — wie kann ich ihm eine Sache schenken, die mein Gemahl schlieslich bei mir vermissen würde und in der sein eigenes Bildniß sich befindet!“

Annuschka verliet wieder in Nachdenken. — „Ja, dann weiß ich keinen Rath,“ sprach sie nach einer Weile betrübt, „Du müßtest denn zu einem Galdarbeiter fahren und Die etwas kaufen.“

„Ohne Geld?“ — versetzte die Gräfin heftig.

„Er wird leihen.“

„Er wird leihen, und nachher erfährt es der General! Wie dumm Du bist!“

„Ja, dann weiß ich nichts,“ — brummte die Amme mürrisch. „Vielleicht leibt die Banzuoff.“

„Willst Du mich denn geradezu zur Verzweiflung bringen, Amme!“ rief die Gräfin zornig. — „Die Banzuoff und Geld leihen! — a welche Thorheit! — Sie leiht schon Geld — aber nicht Anderen, Du Närrin! Geh, Du bist mir lästig — sende mir Juliette aber Mincia!“

„Die Mincia ist ja gar nicht mehr im Hause und die Juliette ist ausgegangen!“ grollte die Alte. — „Nun gehe ich auch!“ Damit watschelte sie in komischer Wuth zum Zimmer hinaus und ließ die Gräfin allein.

Eine ganze Weile verblieb diese in tiefes Nachdenken versunken — endlich fand sie auf, öffnete ihren Sekretär und nahm eine schwere Kassette von künstlicher Arbeit heraus. Sie begann darin zu wühlen, reicher Schmuck aller Art blinkte zwischen ihren Fingern und die verschiedenen Leder- und Sammetetuis thürmten sich neben ihr zu kleinen Bergen auf.

Plötzlich hielt sie inne, sie hatte ein Armband von schöner Filigranarbeit in der Hand; sie öffnete die Feder des Schlosses; unter dem Mosaik desselben zeigte sich ein Miniaturporträt, vortrefflich auf Elfenbein gemalt — ihr eigenes Bild, welches einer der renommirtesten pariser Künstler auf ihrer Hochzeitsreise gemalt hatte. — Das Pendant besaß ihr Gemahl. Sie lächelte vor befriedigter Eitelkeit — aus dem kleinen goldenen Rahmen schauten sie ihre eigenen Augen mit stolzer Freundlichkeit an. Eine Weile wendete sie sich an ihrer eigenen Schönheit, dann holte sie die Uhr mit den Türkisen aus der Schatulle, öffnete eine verborgene Feder und schaute ein anderes Portrait an. Der Anblick schien ihr Pein zu verursachen — daß junge, schöne Weib — der alte, häßliche Gemahl! — Festen Schrittes ging sie an einen kleinen Nebentisch, ergriff eine feine Scheere, — ein paar schnelle Bewegungen ihrer Hand und das Fach in der Uhr war leer. —

Die Gräfin räumte Alles wieder fort bis auf die Uhr und das Armband, und zog dann heftig die Klingel. „Meinen Wagen!“ befahl sie.

Ostern kam. Der Großfürst mit seiner Familie, — alle guten griechisch-katholischen Christen und Alles, was zu den Hofkreisen oder den höheren Beamtenklassen gehörte, gleichviel, welchen Glauben sie bekannten, befanden sich heute Nacht in der erleuchteten Kirche. Die Damen strahlten in reicher Toilette, die Männer in Uniformen und Ordensternen. — Derrlicher Chorgesang zog in leisen Wellen über der andächtig stehenden Versammlung hin, der Pope (Archimandrit) in seinen goldbeladenen Gewändern, mit seinem weißen, wallenden Barte stand vor dem Altare. — Nun legnete er die Speisen, nun plötzlich schwoll der Chor zu mächtigen Akkorden an, die hellen Knabenstimmen klangen wie Engelszungen und «Christos voskres!» (Christ ist erstanden!) jubelte es durch die gewölbten Räume, und «woistinna voskros» (er ist wirklich erstanden) antwarteten es zurück. Die bange, ahnungsvolle Stille war vorüber — der Festesjubel erklang. Alle Augen strahlten, man sank sich an die Brust — Männer und Frauen. Der Großfürst küßte den Grenadier, ebenso wie den General, auf die bärtige Wange.

Die Kirche war aus! Am Mittag rollten die Wagen zur Caur zum Brühl'schen Palast, wo der Großfürst residirte, die Truppen marschirten mit Musik und fliegenden Fahnen zur Parade und dann in die Kasernen zurück zu Kaiserkohn, Reisbrei und Schweinefleisch.

Uebkrall erblickte man zu Wagen und zu Fuß Gratulanten, die eilends von Haus zu Haus gingen, beladen mit Düten und Schachteln.

Nach dem Großfürsten empfingen die Generale und ersten Würdenträger, nach diesen die Obersten und Räthe und so herab die ganze Skala der Militär- und Beamtenhierarchie bis zum Letzten — überall gab es Eier, Umarmungen und Geschenke.

„Wisse was, Kamerad,“ sprach Prinz Mussa, welcher in höchster Gala mit Mengden Arm in Arm die Schlosstreppe herunterstieg, „jetzt hole und stoße von schöne Generalin — ich sein Oberst, ich komme vor Ihne.“

Mengden lachte.

„Wenn ich gleich nach Ihnen käme, ließe ich mir das gefallen, aber wer weiß, welchen Vordermann Sie bekommen — ich wünsche Ihnen Moroffestoff.“

„Sarrament — welch' eine diabolische Wunsch!“ schüttelte sich der kleine Tscherkesse — „was für eine böse Sitte mit das Gelüfige — o sa sa!“

Sie stiegen ein und fuhren nach dem Z . . . .'schen Palais.

Die Räume der Gräfin waren bereits ziemlich angefüllt von Menschen, der General stand neben seiner Gattin und bielt eine Art kleiner Cour ab. Er stiste mit der sinischen Ruhe eines Automaten den Einen nach dem Andern. — Die Gräfin reichte in der Regel ihre weiße Hand zum Kusse, nur den strengglänzigen Attessen bot sie die Wange dar. Hinter ihnen standen einige Köche mit Geschenken.

Nachdem beide jungen Männer die Aufsprozedur mit dem Grafen durchgemacht hatten, wandten sie sich zur Gräfin. Sie umarmte eben Marschkoff mit einer Miene, so ernst wie eine Steinfigur, und wandte sich dann um, ein Geschenk für ihn aufzusuchen. Mengden tauschte ein bedeutsames Lächeln mit Mussa. Der Oberstlieutenant bemerkte es und runzelte die Brauen, aber nur einen Augenblick, dann drückte er Einen nach dem Andern an seine Wangen und murmelte: «Christos voskres».

Die Gräfin reichte ihm ein peachrothes Ei mit einem kleinen goldenen Vogel darauf, dann empfing sie die Glückwünsche Mussa's und Mengden's. Sie reichte Beiden die Hand zum Kusse, so daß die Absicht des Kleinen Obersten vereitelt wurde, und bescheinte Beide mit zwei Eiern von Porzellan; Mussa schenkte ihr ein Körbchen mit Konfekt, Mengden eine Ateaye von Stroh mit einem prachtvollen Veilchenstrauß, der das ganze Zimmer durchduftete — Sie bedankten sich und traten ab, nachdem die Gräfin sie zum Mittagessen eingeladen hatte.

„O verdammtigest!“ — sprach Mussa draußen eifrig, „wenn ich wäre Liebhaber oder Mann von schönes Generalin — solst mir schmeck nach Kuß von Oberstlieutenant, als wenn von ein rosiges Ouelt hätte gegossen ein schmutziges Schwein. — Was wie sein body Alle sie Eiel in die Nieht!“ Na sa! Und schöne Generalin, o wie bumm! küssen mit schöne Mussa, schöne Mengden, tiefen ehrige Reel — uns nit! O ja!“

„Es gehr Ihnen wohl sehr zu Herzen, alter Freund?“

„O — Sie habe gut reden — spien immer an das Cuell', aber wo ich?“ —

Mengden warf einen blitzschnellen, fragenden Blick auf den Prinzipe. „Was wollen Sie damit sagen?“ frug er streng.

„Nun — glaube Sie Kamerad, Mussa sein blind? — Hab' zwei Augen — sehe Alles; schönes Generalin schau'n gern seine schöne Rhjntaut, tanzen mit es, machen lebendiges Bild mit es, singen mit es und gehen in die Komite vor die Wunden und die Charpie.“

„Sa — das nennen Sie an der Cuelle sipen? — Das Bild scheint mir wenig gut gewählt.“

In diesem Augenblicke begegneten sie Prinz Wittgenstein. Sie tauschten ihre Glückwünsche mit ihm aus und wurden zum nächsten Tage zum Diner eingeladen. — „Wir küssen und durch ein Zöschen Austern hindurch, meine Herren. Ça vaut mieux — au revoir!“

Noch einige Visiten und die beiden Freunde saßen auf Mengden's Zimmer und betrachteten ihre Geschenke.

Auf den Eiern, welche ihnen die Generalin gegeben hatte, stand ein einfaches «Souvenir». Mengden schien das seine auffallend schwer von Gewicht, er vermuthete eine Ueberraschung und suchte nach einer Feder. Der Punkt über dem i war ein wenig erhaben, er drückte darauf und ein in Papier gehüllter schmerer Gegenstand fiel in seine Hand. Ohne daß Mussa es gewahr wurde, schlug er schnell das Ei wieder und legte es in seinen Seletäe. Als er es später allein zu untersuchen Gelegenheit fand, war er nicht wenig überrascht durch das kostbare Geschenk, welches es enthielt. Diese Ueberraschung vermandelte sich erst dann in eine feurdige, als er nach der Anleitung eines kleinen beiliegenden Zettels mit den Worten «Oberchez-moi» das Portrait der Gräfin fand — zeigt erst preßte er das Kleinod an seine Lippen.

Nach dem Diner fand er eine Gelegenheit, Alexandra seinen Dank auszusprechen; er that es in den wärmsten Ausdrücken und verbrach der Geliebten, keinen Tag seines Lebens hingehen zu lassen, ohne an sie zu denken. —

„Ich wünsche, theurer Georg, daß Du mein Bild allezeit in und auf Deinem Herzen trägst, darum schenkte ich Dir jene Uhr. Trage sie mir zum Andenken, doch insgeheim, zeige sie Niemanden. — So oft Du nach der Zeit siehst, denke an mich, und möge bald die Stunde schlagen, wo wir uns völlig einander angehören und nichts mehr geheim zu halten haben.“

Digitized by Google

Diese letzten Worte kühlten Mengden's Gluten so plötzlich ab, als würde er mit kaltem Wasser übergossen. Es lag so viel Unzartes in diesem Wunsche, so viel Unweibliches! — Sollten sie Beide auf den Tod des alten Gemahls spekuliren? — Konnte er sich überhaupt Alexandra als sein Weib, als die Mutter seiner Kinder denken?! — Der Gedanke, ewig an sie gefesselt zu sein, stieß ihn ab. Sein ganzes innerer Mensch gerieth in die heftigste Aufregung, es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, das Bewußtsein, daß er jene Frau nicht liebte, nie geliebt hatte, durchzuckte ihn mit einem Male — sein ganzes Beginnen schien ihm ein großer Frevel, er war eine Beute der peinlichsten Gewissensbisse und Vorwürfe. Mechanisch versprach er der Gräfin Alles, was sie von ihm forderte, die Uhr geheim zu halten, aber stets bei sich zu tragen Tag und Nacht. —

Alexandra bemerkte wohl seine Aufregung, doch legte sie dieselbe nur zu ihren Gunsten aus.

Noch an demselben Abende schrieb Mengden an einen Freund in Petersburg und bat ihn, ohne spezielle Gründe anzugeben, seine Abkommandirung aus Warschau so geheim und so energisch wie nur möglich zu betreiben — er wollte fort. Er fühlte sich zu schwach, um offen mit Alexandra zu sprechen, um mit ihr zu brechen, jene Bande zu lösen;

Mont Cenis-Bahn. Das Dorfchal bei Lans. (S. 246.)

andererseits aber wollte er unter jeder Bedingung jenes sträfliche Verhältniß abbrechen, nachdem er erkannt hatte, daß ihm selbst die einzige Entschuldigung für dasselbe fehlte — daß er die Frau seines Chefs nicht einmal liebte.

Eifriger als je widmete er sich seitdem seinen dienstlichen Geschäften und wich den Begegnungen mit der Gräfin aus, so weit er dieß nur irgend vermochte, ohne deren Schmollen scheinbar zu bemerken.

Seinem Versprechen gemäß trug er zwar die kostbare Uhr stets bei sich, aber die kleine goldene Kette, an welcher sie befestigt war, dünkte ihm eine schwere Last, eine Sklavenkette, von welcher er strebte, sich je eher je besser zu befreien.

Wenige Tage nach Ostern bekam er einen zweiten Brief von Mincia, in welchem ihm dieselbe mittheilte, daß sie in der nächsten Woche nach Warschau kommen würde, um ihre Angelegenheiten zu regeln. Sie theilte ihm auch mit, daß sie sich nur kurze Zeit dort aufzuhalten gedenke, und sprach ihre Freude aus, ihn wieder zu sehen.

„In der nächsten Woche?“ sprach Mengden, den Brief zusammenfaltend, „wer weiß, ob ich dann noch hier bin, mein kleines Schwesterlein! So sehr ich mich freuen würde, Dich wiederzusehen — ich wollte doch, meine Abberufung käme vor dieser Zeit an!“ (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Deutsch-Amerikaner, der ein Deutscher geblieben ist.

Eine Lebensskizze.

(Bild S. 241.)

Es ist schwer, in fremden Ländern seiner Nationalität treu zu bleiben, und am schwersten wird es dem Deutschen, diesem geborenen Kosmopoliten, dessen Vaterland oftmals eine Austernschale, d. h. nicht viel größer als solche, war. Die Kleinstaaterei war es, die uns im Osten die Sprachen und Sitten, die Tracht und die Denkweise der Orientalen annehmen ließ, und im Westen die der Amerikaner. Deutsche, die gewohnt waren, an der nächsten Grenze andere Uniformen, andere Gesetze, eine andere Sprache und Manieren zu finden, gewöhnten sich leicht im Osten oder Westen, im Süden oder Norden an die größeren Unterschiede anderer Nationen. Wir hatten kein Vaterland, weil wir so viel Vaterländer hatten! Wenn trotzdem Männer in fremden Landen eine hohe Liebe für ihr Vaterland bewahrten, sie daselbst lebten und webten und endlich nach langer Abwesenheit für immer dahin zurückkehrten, so wollen wir ihnen das zwar nicht allzu hoch anrechnen, aber wir wollen sie deßhalb auch nicht minder

Mont Cenis-Bahn. Das Tunnelloch bei Salbertrand. (S. 246.)

achten, als Jene, welche z. B. in der neuen Welt ausharren, gleichviel aus welchen Gründen.

Friedrich Kapp ist der Deutsch-Amerikaner, der ein Deutscher blieb. Er ist nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit aus der neuen Welt zurückgekehrt und lebt in diesem Augenblick in Nieder-Walluf im schönen Rheingau, drei Viertelstunden von Wiesbaden, wird aber später seinen festen Aufenthalt in Berlin nehmen.

Friedrich Kapp wurde am 13. April 1824 zu Hamm in der preußischen Provinz Westphalen geboren, wo sein Vater, ein durch verschiedene Schriften bekannt gewordener tüchtiger Pädagoge, Gymnasialdirektor war. Auf dessen Anstalt gediehg vorgebildet, bezog Kapp im Frühjahr 1842 die Universität Heidelberg, um Jura zu studiren, ging Ostern 1844 nach Berlin, wo er zugleich sein Jahr als einjähriger Freiwilliger abdiente, und kehrte 1845 im März in seine Vaterstadt zurück, an deren Gerichten er zuerst als Auskultator und seit Sommer 1846 als Referendar arbeitete. Im Herbst 1847 nach Unna, einer kleinen westphälischen Landstadt, versetzt, wo er als Hülfsrichter fungirte, traf ihn hier die Nachricht der Februarrevolution. Schon früher in Opposition zu der herrschenden Bureaukratie und dadurch in Konflikt mit einzelnen Vorgesetzten gerathen, nahm Kapp jetzt seinen Abschied aus dem preußischen Justizdienste und wandte sich zunächst nach Frankfurt am Main. Hier war er als Korrespondent mehrerer liberaler deutscher Zeitungen, wie der Augs'schen Reform und der

Digitized by Google

Löning'schen Neuen deutschen Zeitung, thätig, bis er durch seine Betheiligung am Aufstande des 18. September 1848 gezwungen wurde, die Stadt zu verlassen. Kapp ging zunächst nach Brüssel und im November nach Paris, wo er bis Ende Juni 1849 blieb. Eine Reise, die er im Mai 1849 nach der Pfalz unternommen hatte, um sich der dort aufgebrochenen Bewegung anzuschließen, blieb erfolglos, weil Kapp die Hoffnungslosigkeit des dortigen Aufstandes sofort erkannte und deßhalb nach Paris zurückreiste. In Paris verkehrte Kapp außer mit deutschen Gesinnungsgenossen u. A. auch viel mit Alexander Herzen, dessen ältesten Sohn er theilweise unterrichtete und dessen erste Schriften er von Juli bis Ende Dezember 1849 in Genf in's Deutsche übersetzte. Ohne jede Aussicht für die Zukunft verließ Kapp zu Anfang des Jahres 1850 diese angenehmen Verhältnisse und wanderte nach Amerika aus, wo er sich in New-York als Rechtsanwalt niederließ und in seinen Mußestunden geschichtliche Studien trieb.

Kapp schrieb in den zwanzig Jahren seiner Abwesenheit verschiedene höchst verdienstvolle Werke, die sämmtlich im Interesse Deutschlands und seiner deutsch-amerikanischen Landsleute entstanden. In seinen Biographieen (Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben. Berlin, Duncker und Humblot 1858, und Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb. Stuttgart, Cotta 1862) zeichnete er Lebensbilder, die auf Herz und Gemüth der Deutsch-Amerikaner günstig einwirken mußten. Diese in's Englische übersetzten Werke teugen auch nicht wenig dazu bei, dem anfänglich sehr verachteten Deutschthum mehr Ansehen in den Augen der Amerikaner zu verschaffen. Seine „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika" (Hamburg, Otto Meißner, 1860) erleichterte ungemein das Verständniß der Ursachen und Wirkungen des ersten Konfliktes zwischen Norden und Süden, während seine „Geschichtliche Entwicklung der Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten" (Göttingen, Wiegand, 1854) schon lange vorher der guten Sache der Anitsklavereipartei Boden in deutschen und deutsch-amerikanischen Herzen genommen hatte. Mehr für Europa und gegen die Kleinstaaterei berechnet, deren heftigster Widersacher Kapp war, weil sie ihm die Wurzel aller Uebel schien, war sein vielgelesenes und sehr verschieden beurtheiltes Buch: „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika" (Berlin, Franz Duncker, 1864), welchem 1868 die höchst werthvolle „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" folgte; ein mit tiefen Quellenstudien durchaus nicht trocken gehaltenes Werk, welches schon 1870 seine dritte Auflage erlebte.

Während seines Aufenthaltes in Amerika stand Friedrich Kapp stets auf der Seite der Fortschrittspartei und hat sich mündlich und schriftlich bei den Präsidentschaftsdemagogen Fürst Fermont, Lincoln und Grant bethätigt, nicht weil er sich für amerikanische Politik speziell interessirt, sondern weil er fühlte, daß die Deutschen in Amerika unter diesen republikanischen Präsidenten die meiste Aussicht hatten, diejenige Stellung einzunehmen, welche ihnen vermöge ihrer Anzahl und Intelligenz zukam. Im Jahre 1868 wurde Kapp, dessen Bedeutung Amerikaner und Deutsch-Amerikaner gleich sehr anerkannten, Einwanderungskommissär, ein Amt, welches ihm gestattete, vielen Mißständen in Bezug auf Einwanderungsfragen abzuhelfen. Aus dieser Zeit leiner schlecht bezahlten und oft mißverstanden, mit Unbank belohnten Wirksamkeit für das Deutschthum datirt das verdienstvolle Wort Kapp's: «Immigration and the Commissioners of Emigration in the State of New York. N. Y. 1870.»

Friedrich Kapp, der deutsch-amerikanische Rechtsanwalt, Redner und Geschichtschreiber, der soziale Mensch, der gute Deutsche, hat, wie gesagt, manches gute Buch geschrieben und in diesen guten Büchern manche Wahrheit gesagt, aber er hat nie mehr aus unserem Herzen gesprochen, als in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" (C. Steiger, New-York, und Quandt u. Händel, Leipzig), an deren Schluß er sagt:

„Die Amerikaner haben, wie jede große Nation, das natürliche und völlig berechtigte Streben, alle ihnen zuströmenden fremden Kräfte ausschließlich im eigenen Interesse zu verwerthen.

„Ich bin bisher aber noch nicht dazu gelangt, und werde schwerlich je dazu gelangen, meine eigenen Zwecke mit den ihrigen zu identifiziren, und am allerwenigsten bin ich gewillt, ihnen als bisher Tannengwyg zu dienen, den der Wirth sich, aber nicht ihm zum Nutzen, über seiner Thür aufhängt, um recht viel Gäste anzuziehen. Daß dieß die politische Stellung ist, welche man den „gebildeten Deutschen" am liebsten anweist, wird mir jeder unbefangene Beobachter zugeben; man braucht sie eben, um die Massen zu gewinnen, auf deren Stimmen es ankommt. Es gilt aber, die Dinge zu sehen, wie sie sind, nicht wie sie scheinen oder vielleicht sein könnten.

„Andererseits weiß ich, daß es hier zu Lande für einen denkenden Mann verhältnißmäßig leicht ist, seinen Einfluß geltend zu machen. Er findet hier ein ausgedehntes Feld, ein dankbares Volk, einen kaum noch bearbeiteten Boden, und was das Lockendste und Lohnendste, er sieht die Früchte seines Schaffens schnell reifen. In Deutschland sind die Bedingungen weniger günstig; es ist schwerer, sich dort einen geeigneten Wirkungskreis zu schaffen, der Einzelne fällt bei dem Reichthum an Kräften aller Art weniger in die Wagschale, er hat namentlich, wenn er lange im Auslande war, mit Mißgunst und Mißtrauen zu kämpfen; allein trotz alledem ziehe ich meiner fremden Thätigkeit einen Wirkungskreis in Deutschland vor, denn wie es nun auch sein mag, was man dort schafft und wärt, es kommt doch dem eigenen Volke, dem Vaterland zu Gute."

Das, was ja so Mancher in Amerika gedacht hat, ohne es aussprechen zu können oder zu wollen, das ist das Glaubensbekenntniß eines Mannes, der zwanzig Jahre jenseits des Ozeans lebte und in dieser langen Zeit, für das dortige Deutschthum gewirkt hat, wie kein Zweiter.

Wenn wir in dem genialen Redner und gründlichen Geschichtsforscher Kapp etwas verehren, so ist es seine Wahrheitsliebe, die sich überall kundgibt, wo wir ihm begegnen, und die rücksichtslos „Farbe bekennt," gleichviel, wem er gegenübersteht. Kapp ist keiner jener Schriftsteller, die sich jedem Klugheitsmaxime bekennen: „Alles, was Du sagst, sei wahr, aber sage nicht Alles, was wahr ist", sonst würde er sich wohl gehütet haben, den stirken Satz auszusprechen. Er hat gleichsam die Strune damit sich verbrannt, denn er hat den Amerikanern gesagt: „Für uns sind ja die Deutschen doch nichts als „Stimmvieh", und zu den Deutschen: „Im Ganzen seid ihr doch schlechte Söhne eures Vaterlondes, denn ihr habt dem eigenen Volke eure Kräfte entzogen."

Diese Wahrheitsliebe und besonders den hohen Glauben an seine Heimat, an das schöne Deutschland, hat man ihm dem auch jenseits des Ozeans wohl sehr übel genommen, und die Presse prophezeit ihm schreckliche Enttäuschungen.

Nun, Nehnliches hat man auch dem Schreiber dieser Zeilen gesagt, und ihm als besonders abschreckend, die vom vielen Grüßen abgegrissenen Hutkrämpen hingestellt. Warten wir ab, wer Recht hat, ob Jene, die Deutschlandsverächter gewonnen sind, oder Manner wie F. Kapp, der mit am Schluß eines Briefes schreibt: „Es freut mich, daß Sie wieder hier sind; in Deutschland ist's doch besser für einen anständigen Kerl, der etwas mehr als Geld wachen will." Gott weiß es!

W. W.

Eine Alpenbahn.

(Siehe S. 241 u. 245.)

Hoch überragt von himmelanstrebenden Schneehäuptern, erhebt sich auf der sardinisch-französischen Grenze, zwischen den Thälern Maurienne und Susa, in imposanter Alpenwildnis das Plateau des Mont-Cenis, welches den Gebirgsknoten der kottischen und grauen Alpen bildet. Das bis zu 6350 Fuß über der Meeresfläche aufsteigende Plateau behnt sich breit und wächtig aus und bietet noch gute Weiden, welche einen vielbesuchten See umschließen, dessen Gewässer zwischen malerischen Ufern in Kastaden durch die Cenis in die Dora-Ripera abströmen.

Schon in früher Zeit fand man in der ringsum unübersteiglichen Alpenwildnis das Plateau des Mont-Cenis zu einem Paß geeignet, und der Sage nach soll schon Hannibal diesen Weg gewählt haben; gewiß aber ist es, daß Pompejus den Mont-Cenis überschritt, und daß Karl der Große und Ludwig der Fromme auf ihren Zügen nach Italien bereits Vorbereitungen getroffen haben, um diesen für den Verkehr außerordentlich wichtigen Paß wegsamer zu machen.

Indeß blieb doch jahrhundertelang die durch die Schlucht der Cenise führende Straße nur sehr schwer paßirbar, bis Napoleon I. zwischen den Jahren 1802 und 1811 den rauhen Weg zu einer Landstraße erweiterte, die für ihre Zeit als ein Meisterwerk der Wegbaukunst gelten konnte, und den Personen- und briefischen Verkehr zwischen Frankreich und Italien so wesentlich förderte, daß von der Zeit ihrer Benutzung an ein bedeutender geschäftlicher Aufschwung in beiden Ländern fühlbar wurde. Auch für die Nachbarstaaten hatte der gesteigerte und vervielfältigte Verkehr in merkantiler Hinsicht erfreuliche Folgen, und ließ die Wichtigkeit einer guten Mont-Cenis-Straße immer deutlicher in's Bewußtsein treten. Man wandte deshalb große Mittel auf, um die Straße in guten Stande zu erhalten und von Jahr zu Jahr zu verbessern. Allein als mit der Anwendung der Dampfkraft das Verkehrsleben eine ganz neue Gestaltung gewann, und die kulturstörenden eisernen Schienen ein immer festeres und engeres Band um die Völker schlangen, erwies sich die Landstraße bald als sehr ungenügend, und man sann auf Mittel, den als so wichtig erkannten Paß in das alle kultivirten Länder umspannende Eisenbahnnetz einzubeziehen.

Eine englische Aktiengesellschaft sah sich gezwungen, nach welche kühner und scharfsinniger Ueberwindung der widerstrebenden Hindernisse eine Eisenbahn über den Mont-Cenis legte, und damit sofort auch den Postverkehr weit überflügelte und ganz zurückdrängte.

Digitized by Google

Da indeß auf dieser Eisenbahn nur Personenzüge von geringem Umfang, Güter aber gar nicht befördert werden konnten, so blieb der merkantile Werth dieses Schienenweges doch weit hinter den Anforderungen der Zeit zurück, und das Bedürfniß rascherer und umfassenderer Beförderung von Gütern und Personen führte endlich auf den kühnen und großartigen Plan, den Bergeskoß behufs Anlage eines Tunnels zu durchbohren.

Cavour war's, dessen energischer Geist diesen Plan zuerst faßte und mit seiner Ausführung schon im Jahre 1857 begann. Der große Staatsmann erlebte auch noch ein rühriges Weiterschreiten der Riesenarbeit, nicht aber ihre erst am Schluß des vorigen Jahres meisterhaft zu Stande gebrachte Vollendung.

Wahrhaft zurückschreckend waren die Schwierigkeiten, welche die rauhe, bisher unbewältigte Natur der menschlichen Kraft entgegenstellte; eine Strecke von beinahe zwei deutschen Meilen war durch eine Felswand von harten Kalkgeschiefern zu brechen, und ganz neue Mittel mußten ersonnen werden, um den ungeheuren Widerstand zu lähmen. Diese Mittel erfand der piemontesische Ingenieur Sommeiller und hier ist es durch die von ihm konstruirte Bohrmaschine mit siegreichem Erfolg wirken.

Vvor aber die Maschine in Wirksamkeit trat, begann man nach Ermittlung des möglichst kürzesten Durchwegs die Arbeit gleichzeitig auf italienischer Seite bei Bardonnèche in einer Höhe von 1335 Meter, und auf französischer Seite bei Modane in einer Höhe von 1302 Meter. Zunächst gemäßte das beim Anbruch von Schachten und überhaupt beim Bergbau übliche Verfahren, dodß arbeitete man von vornherein nach dem Plane, den Tunnel in der Mitte so hoch zu legen, daß nach beiden Seiten hin das Wasser abfließen könne; und dieser Plan, vorzüglich aber das genaue Einhalten derselben Richtung von beiden Seiten, machte Berechnungen und Vermessungen in einem Umfange und von einer Genauigkeit nöthig, wie sie die Markscheidekunst der Welt bisher noch nicht gezeigt hatte: Wäre man im Anfang auch nur um ein Haar breit von der durch die Meßwerkzeuge festgestellten Richtung abgewichen, so hätten im Verlaufe oder gar am Ende der Arbeit die beiden Einbohrungen um viele Meter weit auseinander gelegen; so aber wurde es durch unabsichtige Nachlässigkeit und Berechnungsfehler möglich, daß sich die Mündungen der beiden ungeheuren Röhren, welche man in den Berg bohrte, stets ohne Abweichung gegenüberstanden und schließlich, nach dreizehnjähriger Arbeit, kongruent auseinander fließen.

Nimmer aber wäre die Durchführung dieser ausgezeichneten Vermessung und die Herstellung des Tunnels ohne die neuerfundene Bohrmaschine Sommeiller's möglich gewesen. Anfangs konnte man freilich mit den gewöhnlichen bergmännischen Mitteln die Stollen nach der vorgeschriebenen Richtung in den Berg eintreiben, aber es war vorauszusehen, daß bei weiterem Vordringen sowohl der Rauch des Sprengpulvers, als auch die entstehende Stickluft überhaupt das Athmen und Leben in diesen langsamgedehnten Höhlen unmöglich machen würden. Die Anwendung einer Dampfmaschine beim Bohren der Sprenglöcher, schien man weiter, würde durch ihren Dampf die Erstickungsstoffe nur vermehren, darum mußte eine neue Kraft benutzt werden, welche die Doppelaufgabe zu lösen vermochte, die zur Sprengung nöthigen Löcher zu bohren und durch beständige Zuführung von frischer Luft das Leben in den unterirdischen Räumen möglich zu machen. Diese Kraft fand Sommeiller einfach in der Luft, welche er zusammengepreßt (komprimirt) vermittelst Röhren auf beiden Seiten in die Tunneleingänge leitete und auf die Bohrmaschinen wirken ließ. Komprimirte Luft setzte die Stahlspitze in Bewegung, welche die Löcher für das Sprengpulver eingrub, und leitete zugleich einen dünnen Wasserstrahl auf diese Spitze, um eine zu große Erhitzung zu verhüten; komprimirte Luft war es ferner, welche nach der Sprengung den Pulverdampf vertrieb und den Arbeitern ein neues, frisches Lebenselement zuführte. So wurde es ermöglicht, daß man mit der Maschine von beiden Seiten getrost immer weiter vorrücken und sich, nachdem die letzte Scheidewand gefallen, nach dreizehnjähriger, trefflich gelungener Arbeit, tief im Innern der Erde triumphirend die Hände reichen konnte. –

Der Tunnel hat tiefenbestehe Verhältnisse, er liegt 3873 Fuß über dem Meeresspiegel und hat eine Gesammtlänge von 12,843 Meter oder 38,544 Fuß. Die Durchfahrt auf der Eisenbahn, welche jetzt auch die schwersten Güterwagen befördert, dauert von der italienischen Seite her nicht über 20 Minuten, von der französischen in Folge der Steigung etwas länger; sie ist für die Durchfahrenden mit keinerlei Beschwerden verbunden.

Am 17. September d. J. wurde dieser neue Weg durch die Alpen, in welchem die Civilisation einen ihrer größten Triumphe feiert, dem Weltverkehr unter Festlichkeiten übergeben, welche an Großartigkeit den bei Eröffnung des Suezkanals kaum nachstanden. Jeder intelligente Festtheilnehmer fühlte, daß er vor einem großen kulturhistorischen Ereignisse stehe, und ahnte die Tragweite, welche dieser mit so großem Aufwand menschlicher Geisteskraft und Energie hergestellte neue Weg für die Entwicklung aller der Elemente haben müsse, die der Civilisation und damit der geistigen und materiellen Wohlfahrt dienen. Hatte sich, wie oben erwähnt, schon die einfache, noch mit unzähligen Schwierigkeiten und Hindernissen kämpfende Landstraße Napoleon's für die merkantilen Interessen von der größten Bedeutung erwiesen, um wie viel mehr muß sich in Kürzester Zeit diese Bedeutung in weit umfassenderer Weise frühlbar machen, da durch den so bedeutend verkürzten Mont-Cenis-Weg eine Handels- und Verkehrsstraße entstanden ist, die allen Anforderungen genügt, welche man heute von der Höhe unseres Handels und unserer Industrie aus an die Raschheit und Präzision der Beförderungsmittel von Menschen, Ideen und Produkten zu stellen gewohnt ist!

K. B.

Auf dem grünen Platz von Antwerpen.

(Bild S. 248.)

Die interessanteste und für uns die theuerste, weil deutscheste Stadt Flandern's bleibt doch immer Antwerpen. Mag sie auch von ihrer frühern Höhe herabgesunken sein, sie streckt doch noch immer ihre Arme weit hinaus in's Meer, tief hinein in's Land. Ihr Hafen ist noch immer ein mächtiges Emporium des Handels, ein Sammelplatz der Fremden aus aller Herren Ländern, ein Kunstheiligthum voll der köstlichsten Juwelen.

Die Stadt, sagt Schnaase, ist in ihren sehr verschiedenen Hauptheilen leicht übersichtlich, obgleich eine durchgehende Hauptstraße fehlt. Im Mittelpunkte, um den Dom herum, liegen ziemlich nahe bei einander mehrere große Plätze: die grande place, unregelmäßig, aber mit dem Rathhause und von bedeutenden, alten, hochstehenden Häusern umgeben; die place verte (grüner Platz), der ehemalige kirchhof des Doms, jetzt ein freundlicher Spaziergang mit der Aufsicht auf den Dom und dem Denkmal P. P. Rubens'; endlich die place Meir mit großen palastartigen Gebäuden in modernem Style.

Diese beiden Punkte im Plan der Stadt trennt vom Strome und den schönen Kais ein Labyrinth von verwickelten, engen Straßen. Dieß ist der ältere, jetzt von den höheren Ständen verlassene Theil der Stadt, in dem Schiffer hausen und was zu ihrem Gewerbe gehört, nautae atque canones. Auf der andern Seite jener im Mittelpunkte gelegenen Plätze ziehen sich nach den nach ziemlich entfernten Thoren nicht ganz so alte, auch nicht ganz so unregelmäßige Straßen hin, welche, da auch die Böse in diesen Stadttheile liegt, von den reichen Kaufleuten zu ihren Wohnungen gewählt werden. Neue, geschmackvolle, größere und kleinere Häuser, durch deren offene Flügelthüren freundliche Gärten, Säulenhöfe oder zierlich angelegte, mit Blumen besetzte und mit Teppichen belegte Treppen sich zeigen, geben hier neben niedrigen Häusern oder Gartenmauern, über welche Bäume hervorragen, manchmal einen ganz pittoresken Anblick, der an italienische Städte erinnert. Indessen sind die besseren Gebäude vereinzelt und im Ganzen auch diese ungleich und hinten bemahnten Straßen nicht erfreulich.

Der Fuß des Wanderers wendet sich zuerst der Place verte, dem grünen Platze zu, wo der Dom den malerischsten Eindruck macht. Hier erhebt sich Rubens' Standbild, von Wilhelm Geefs modellirt und 1840 enthüllt. Es repräsentirt den Maler, Stadtbeamten, Diplomaten und Staatsmann. Darauf deuten Rollen und Bücher neben Palette und Pinsel. Im Hintergrunde aber taucht die Kathedrale, die größte und schönste der gothischen Kirchen der Niederlande, empor mit ihrem mächtigen siebenschiffigen Langhause, mit ihrem reichen Bilderschmuck, mit ihrer brillanten Fassade und ihrem mächtigen Thurmbau, aus dem der 444 Fuß hohe fertige Thurm himmelanstrebt.

Räthsel.

Das edle Herz tüt mich mit Freuden,
Die schwer die Beddeit es auch kränkt,
Der Sveler kann mich nicht vermeiden,
Wenn er um fremde Dinge benkt;
Ich schaffe tödlich bittres Leiden.
Wenn tückischen Feindes Hand mich lenkt.
Auch für Dich selbst kannst Du mein Wörtlein meinen,
Kannst Dich entschuld'gen, tödten, Andere einen.

Auflösung der Charade Seite 223:

Augenblick.

Digitized by Google

Der grüne Platz in Antwerpen. Nach einem Gemälde von L. Read. (S. 247.)

Digitized by Google

Medea.

Novelle von **Marie Glese.**

I.

Der östliche Abhang der Heimwehfluh lag schon im Schatten, denn es war gegen sechs Uhr Abends. Die gewundenen Wege, welche unter dem üppigen Gezweig der Buchen und Nußbäume zum Gipfel hinaufführen, waren nur noch von einzelnen verspäteten Fußgängern belebt, die im Steigen auf den Ton der Schalmei lauschten, welcher mit lieblichem Widerhall von den Matten des nachbarlichen Abendberges herüberdrang.

Auf dem feuchten Erdboden neben den rohgearbeiteten hölzernen Bänken, die hier und dort zum Ruhen für müde Füße angebracht sind, saßen zu Zweien, zuweilen auch verreinzelt, bettelhaft gekleidet und verwildert, die Kinder aus dem Thal mit ihren unreifen, verkümmerten Früchten oder dem armseligen Spielkram von grobgeschnitzten Bären, Gemsen und Affen, Vögeln auf Lampen und schlecht gefärbten Federn, und hätzernen, mit flimmernden Quarz- oder Glasstückchen besetzten Kästchen und Schachteln. Mürrisch und hastig, wie es ihre Weise ist, rasten die Hausbettelnden kleinen Vagabonden ihren Bettel zusammen, um nach dem Städtchen und den benachbarten Dörfern heimzukehren, oder den Touristen unten wegelagernd aufzulauern, wenn ihr plumper Kosb nach Reste von dem geschilderten Plunder und eine Handvoll saftreifer Pflaumen und Aprikosen enthielt.

Auf einem hohen und flachen Stein, der wie ein Schemel aus der moosigen Felswand vorsprang, saß eine verspätete Obst- und Blumenhändlerin. Ein laubreicher Buchenzweig wölbte sich wie ein Baldachin über ihrem Kopf; am Fuß des Steines, der die Stelle: „Zur Heimwehfluh" trug, stand ihr Fruchtkorb auf seinem, weißen Weidengeflecht. Zwischen ihren zarten Fingern bewegte sich emsig ein winziger, stählerner Häkelhaken, und ein weißer Streifen von der Feinheit einer brüsseler Spitze fiel von ihren arbeitenden Händen bis auf ihren Schooß hinab. Die malerische Tracht des berner Oberlands schien zu Gunsten des jungen Mädchens geschaffen zu sein; das knappe schwarze Sammetmieder zeigte die schlanke Rundung und Geschmeidigkeit ihrer Gestalt, die weiten weißen Aermel waren kurz genug, um die Zierlichkeit der Handgelenke sehen zu lassen. In tiefen, weichen Falten floß der einfache, dunkelblaue Wollenrock herab, ohne die schmalen, kleinen, mit niedrigen Lederschuhen bekleideten Füße zu verbergen. Da sie den Kopf über ihre Arbeit gebeugt hatte, konnte man in diesen Augenblick nur die feine Form desselben und die beiden lang über die Schultern hinabfallenden, kastanienbraunen Flechten bewundern. Einmal seufzte sie und ließ den Blick an der weißen Spitze hinabgleiten, als wollte sie deren Länge ermessen, und ihre Augenlider zuckten von dem angestrengten Sehen, denn in dem Baumschatten dämmerte es noch mehr, als sie von dem schmalen Wege, der hart an ihrem Plätzchen vorüberführte. Ein zweiter hastiger Blick galt dem Korbchen, das noch ein Dutzend lachender Aprikosen und drei oder vier Blumensträuße enthielt. Flinker noch als zuvor flog der Stahlhaken durch das Gewebe der Maschen, bis sie nach etwa fünf Minuten das Köpfchen erhob und lauschte. Nun zeigte sich ein jugendlich rundes, kindliches Gesicht mit einem dunkelgrauen, sanften, mattglänzenden Augenpaar. Der kleine Mund mit den schmalen Lippen von hellem Roth belaß einen sorgenvoll schwermüthigen Ausdruck, der nicht zu dem weichen Kinn und dem Grübchen stimmte, das auf der Wange mehr angedeutet, als sichtbar war.

Ein Geräusch von Menschenstimmen könte jetzt deutlich an ihr Ohr: schnell legte sie die Arbeit zur Seite, erhob sich von ihrem Stein, ergriff den Korb und trat einen Schritt tiefer in das Moos zurück, um den Platz für die Kommenden zu erweitern.

Durch das Gebüsch schimmerten bunte Gewänder und Hüte mit blauen Schleiern. „Vielleicht gibt Gott mir doch noch Glück," murmelte sie mit klopfendem Herzen und hielt ihre Schätze gefangen Blickes den Fremdlingen entgegen.

„Nadine, geh' nicht so rasch," hörte sie eine verdrossene Knabenstimme rufen, „das Mädchen da hat Obst zum Verkauf, und ich bin hungrig!"

„Kaufe so viel Du Lust hast," erwiederte eine andere Stimme von so tiefem und weichem Klang, daß das Blumenmädchen, ihre Schüchternheit besiegend, die Augen aufschlug.

An der Spitze des Zuges schritt die hohe, herrliche Gestalt einer jungen Frau oder einer jungen Mädchens mit einer Hast dahin, als sei sie es endlich überdrüssig, ihren Begleitern zuliebe langsam zu gehen. Das rabenschwarze Haar thürmte sich auf ihrem Kopfe zu dem Riesenbau einer modischen Frisur empor, doch ein Theil desselben rieselte in langen, weichen Locken über ihren stolzen Nacken und die sluthfarbene Seide ihres Kleides hinab. Die Blässe ihres klassisch geformten Gesichtes hatte einen Anflug von dem kräftigen Olivenbraun der Töchter des Südens, doch dem sammetschwarzen Auge fehlte das strahlende Leben, das man unter einer heißeren Sonne zu sehen gewohnt ist. Dieß Auge war tiefliegend und feucht, verschwiegen und geheimnißvoll; wer es mit einem Forscherblick prüfte, sah, daß es Thränen kannte, und oft in das Dunkel schlaflofer Nächte gestarrt hatte. Der vorherrschende Gesichtsausdruck war eine abwesende Herbe und Gleichgiltigkeit — wenigstens in diesem Augenblick, wo sie stillstand und nach der zögernden Gesellschaft zurückschaute. Die Falten ihres Gewandes unter dem Gürtel zusammenraffend, schritt sie noch dem Zaudern einige Sekunden auf dem steilen Wege vorwärts, ohne das Blumenmädchen mit einem Blick zu streifen, das, von der Erscheinung geblendet, ihr bedrosten nachsahnte. Eine Hand, die den Inhalt des Korbes zu durchwühlen begann, erschreckte sie.

„Da hast Du fünfzig Centimes und gib mir dafür Deine Pflaumen!" rief ein vornehm gekleideter, etwa zehnjähriger Knabe, indem er eine von den Früchten gierig zu essen begann und die andern in seinen Taschen unterzubringen versuchte.

Das junge Mädchen hob den Korb so hoch empor, daß er ihm nicht erreichen konnte, und sprach in gelassenem Tone: „Die Aprikosen kosten einen Franken und zwanzig Centimes."

„Nichts von Franken! Ihr Schweizer seid Betrüger, das hab' ich in allen Reisehandbüchern," entgegnete der Knabe ungeduldig.

Dem Mädchen stieg das Blut in die Wangen; sie warf einen halbfeuchten Blick umher, als eine krankhafte, nahende Stimme den Buben in russischer Sprache etwas zurief, worauf derselbe die geforderte Münze murrend in den Korb warf. Da die Früchte nicht alle in seinen Taschen Platz fanden, warf er eine Handvoll davon einer in Decken und Pelze gehüllten alten Frau zu, die, in einer Portechaise lauernd, eben an dem Blumenmädchen vorüber getragen wurde. Die Alte drohte ihm mit ihrer dürren, mageren Hand und rief, indem sie sich bemühte, aufrechter zu blicken: „Herr Teufner, so sehen Sie doch nach Ordner, er thut wieder nicht gut!"

Ein junger, hellblonder Mann mit klugem Gesicht, dem man die philosophische Bildung ansah, eilte auf ihren Ruf herbei.

„Der Junge macht wieder dumme Streiche," murmelte sie verdrießlich.

„Streiche, Durchlaucht!"

„Gut, gut! Sie wissen schon, was ich meine; man kann Ihr absichtliches Deutsch nicht begreifen. Man ist schon zu alt für Sprachen."

„Durchlaucht sind noch jung genug zum Lernen. Niemand kann sagen, daß er zu alt dazu sei. Ihr ein Jahr vergeht, werden sich Ihnen alle Geheimnisse unseres Deutsch enthüllt haben." Der junge Mann blickte hinter sich, und als er bemerkte, daß ein Jüngling von schlanker Gestalt und edler, leichter Haltung an einem Baum lehnte, um auszuruhen, setzte er seinen Weg fort, erwischte den Knaben am Schopfe, rüttelte ihn und verwies ihm mit derben Worten seine Unart.

„Was wollen Sie? Soll man mit diesen Bestien Umstände machen?" rief der kleine Unhold und strändte sich gegen den Griff seines Erziehers.

„Ich weeße Ihnen später darauf antworten," versetzte Herr Teubner, indem er ihm seine Freiheit schenkte.

„Seit Sie mein Gouverneur sind, darf ich nicht den Mund aufthun, ohne daß Alles über mich herfällt," murmelte der Knabe mit einem tückischen Blick.

„Es wird noch schlimmer kommen, wenn Sie sich nicht bessern," lautete die ruhige Antwort, und ein Liedchen summend, wischte sich der Erzieher unter die Gesellschaft der Touristen, welche sich beeilten, den Gipfel des Berges zu erreichen.

Der zurückgebliebene junge Mann sah dem Zuge nach, bis derselbe seinen Augen entschwunden war, und trat dann schnell zu dem Blumenmädchen. Einer von den Sträußen war bei dem Angriff des russischen Knaben zu Boden gefallen und mit Füßen getreten, die andern schienen unversehrt zu sein.

„Sind Deine Blumen noch frisch? Es sind wilde Rosen, nicht wahr?" fragte der Fremde hastig.

„Wilde Rosen in Moos; sie duften noch," erwiederte das junge Mädchen, und eine schwere Thräne rollte über ihre Wange, während sie ihm den schönsten ihrer Sträuße reichte.

„Was fehlt Dir, daß Du weinst?" sprach er mit einem Tone voll unsäglichen Mitleids, doch ohne ihr Gesicht mit einem mehr als flüchtigen Blick zu prüfen.

„Ich war nur ein unverständiger Knabe, und ich bin thöricht, mich darüber zu kränken, daß er mich schmähte," sprach sie und versuchte zu lachen.

„Hättest Du niemals anderen Grund zu Thränen!" entgegnete er mit leichtem Achselzucken. „Nun aber sage mir, wie ich's mache, daß die zwei Rosen — er betrachtete den Strauß mit einem sinnigen Blick und athmete ihren Duft ein — daß diese holdesten unter allen Liebesboten nicht verwelken, bis wir vom Berge niedersteigen? Oben ist es heiß und sonnig. Bewahre mir das Sträußchen, und ich will Dir's lohnen."

Digitized by Google

„Wenn ich nicht zu meiner Mutter heim müßte," — sie zögerte und rief dann fast frohlockend: „O, das ist ein guter Gedanke! Hier unter dem Busch zwischen Blättern und Moos findet Ihr Euer Sträußchen, wenn Ihr zurückkehrt." Sie kniete neben ihrem Stein nieder und verbarg es sorgsam an der bezeichneten Stelle. Der Fremdling nickte zustimmend und eilte den Anderen nach. Plötzlich kehrte er aber zurück und ließ ein Frankenthal in ihren Korb gleiten.

„Verzeih', Kind; fast hätte ich vergessen, daß Rosenstraße nicht oom Himmel fallen, obgleich die Deinen das Ansehen haben, als stammten sie aus dem Paradiese. Leb' wohl!" Und mit einem flüchtigen Gruß verfolgte er seinen Weg.

Sie setzte den Korb auf die Bank, trat um die Biegung des Waldpfades und sah ihm nach. Die Hände glitten langsam an ihrer schlanken Gestalt hinab, die milde glänzenden Augen öffneten sich weiter. „Was soll doch Klopfen?" fragte sie nach einer Minute mit heller Stimme und legte die Hand auf das Herz. „Hat er mir denn etwas zu Leid' gethan?" Sie sog den Kopf weiter oor, und als sie ihn nicht mehr erspähen konnte, bewegte ein schwermüthiges Lächeln ihren Mund. „Was fehlt Dir, daß Du weinst?" und „Leb' wohl, mein Kind!" murmelte sie in Gedanken verunten. „Was faßte er nur noch mehr? Es klang, als käm' es aus einem guten Herzen — — und die Blumen liebt er auch! Warum kränkt es mich denn, daß er mich nicht angeblickt hat? Er ist doch nicht auf die Flur gestiegen, um nach mir zu schauen!" Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie ihre eigene Thorheit strafen, legte ihre Arbeit zusammen und lenkte ihre Schritte langsam dem Thale zu. — — —

In wenig Minuten erreichte der junge Mann die Plattform des Bergs. Unter dem Pavillon und auf den unterstehenden Bänken saßen die Besitzenden aller Nationen, um die Landschaft im Schein der untergehenden Sonne zu bewundern. Ausrufe des Entzückens und Staunens gingen von Mund zu Munde, hergebrachte Phrasen, oder auch aus bewegtem, begeistertem Herzen kommend. Der verspätete Wanderer blieb stumm. Er zog seinen Hut ab, daß die Luft das natürliche Gekräusel seines dunklen Haares um die eheisgekrumte Stirn wehte, und die Wonne, welche eine tiefempfindende Seele beim Anblick ungewohnter, überwältigender Schönheit durchzieht, begann aus seinen gedankenvollen, ernsten Augen zu strahlen. Unwillkürlich schmeckte er den Hut zum Gruße nach dem Thale hin, und als sein schweifender Blick die weiße Riesengestalt der Jungfrau über der smaragdgrünen Schlucht von Lauterbrunn traf, prallte er zurück und ein Ruf der Bewunderung entfuhr seinen Lippen. Die Menschen in seiner Nähe wurden durch seine Erscheinung angezogen; manches Auge wandte sich oon dem Naturbilde ab, um ihn zu betrachten. Doch er gewahrte es nicht; über seine Stirne zog es wie Sonnenschein; die festen und energischen Linien seines Mundes ließen allmälig ein Lächeln sehen, das in anmuthiger Harmonie zu der Jugendfrische der Lippen stand und den Ernst bannte, welchen die starkentwickelten, strengen Formen des übrigen jungen Gesichtes aussprachen.

Die Stimme eines Kameraden störte ihn in seiner Verzückung. „Was sagst Du zu diesem Bilde?"

Er schüttelte den Kopf und eine Handbewegung nach dem Panorama zu seinen Füßen bedeutete dem Anderen, daß er am besten thäte, zu schweigen. „In diesem Augenblick glaube ich an Deinen Beruf als Landschaftsmaler," sprach er lächelnd und zog sich zurück. Sein Freund — er hieß Werner — ließ seine leuchtenden Augen wieder über das Paradies des Thales gleiten.

Kaum in einer Höhe von tausend Fuß erhebt sich in einem schwachen Zusammenhang mit dem Abendberg und Augen die Heimwehfluh aus der Thalsohle von Interlaken. Wie der letztere malerische Hügel ist sie mit üppigem Laubholz bedeckt, doch auf der Plattform des Gipfels findet nichts den Blick in das zauberische Thal. Zur Rechten flutet meilenweit hingedehnt das grüne, glasartige Wasser des Thunersees. Weit hinter den schongeschwungenen Abhängen des Beatenberges senkt sich der klare, mattblaue Horizont auf die kryftallhelle Fläche. Am entgegengesetzten Ende des Thales glänzt im Silberschein der See von Brienz; das breite, zitternde Band der Aar verbindet die brüderlichen Gewässer. Am rechten Ufer des rauschenden, raschfließen Stromes starrt eine Felsklette empor und bildet den nördlichen Rahmen des Thalbildes. In dem saftigen Grün des Smaragdes taucht der schwellende Wiesenteppich zwischen den beiden Spiegelflächen auf. In seinem Mittelpunkt, hart am Gestade des Stromes und vor rauhen Lüften durch die Gebirgswand geschützt, liegt das liebliche Städtchen, das dem Thal seinen Namen gibt. Kaum erkennt man es in seinem Verstek von Nußbäumen, Kastanien und Nüstern. Nur hier und dort ragt ein Thürmchen oder das hohe Dach eines palastartigen Gasthauses aus ihren grünen Kronen hervor. Tausende von herrlichen Bäumen, einzeln stehend oder anmuthige Gruppen bildend, erheben sich aus der breiten Rasenfläche, um die Blumen des Grases zu beschirmen und dem Wanderer schattige Ruheplätze zu bieten. Es glitzert das Wasser im Abendstrahl, die Weiden der Aar bringen mit Klingen und Singen dem grünen See die Grüße der silberbläulichen Fluten von Brezgen. Die scharfen Konturen der Bergleiten an den südlichen Gestaden verdämmern in dem Sommerduft des abendlichen Himmels. Das sind Linien und Farben für das Auge des Malers, und schweben nicht Gedichte über der zarten Silhouette des Beatenberges, der wie ein verzaubertes Inselschloß träumerisch still aus der klaren Tiefe des Thunersees emporsteigt? Und doch wenden sich die Augen der Schauenden alle dem Süden zu. In steckenlosem Schneeschimmer ragt dort die Jungfrau in den Himmel hinein; Eiger, Mönch und Silberhorn, ihre Wächter, stehen ihr stumm und strenge zur Seite.

Die Sonne senkt sich tief über den westlichen Seefspiegel und verklärt Wasser und Wiesengrund mit ihren purpurnen Tinten, nur die Jungfrau bleibt blaß und kalt in all' den Glanz des warmen Abends. Je mehr das Blau des Himmels verbleicht und sich in das Stahlgrau der Dämmerung wandelt, um so näher scheint eine unsichtbare Hand sie dem Thal zu rücken, um so höher strebt sie zu den Aetherreich empor. Zwei wohe, aufgezogene Wolken ziehen langsam an ihrer starren Stirn vorüber und verhüllen auf Minuten ihre Blässe; sie verschwinden und geisterhaft drohend steht sie da wie zuvor.

Der junge Fremdling stand tief verloren in ihren Anblick an der Barrière der Platform. Allmälig hatte sich ein Schatten auf seine Stirn gelagert; die Kälte der Herrscherin der Berge schien seine Brust zu bezingen; mit einer plötzlichen Bewegung wandte er sich ab und ließ seine Blicke unter dem Touristenschwarm umherschweifen. Sie trafen die Augen der schwarzlockigen Frau. Lange schon hatten dieselben auf seinem Gesicht gehaftet und ihre Lider senkten sich nicht, als der Jüngling, von einer geheimen Kraft gezogen, sich durch die Menge drängte und ihr nahte.

„Haben Sie sich endlich satt gesehen?" fragte sie mit kaum merklichem russischen Accent in reinem Deutsch, während sie das leichte Gewebe eines blauen Schleiers oon ihrem Hut über das Gesicht zog.

„Wenn ich tausend Augen hätte, könnte ich doch diese Schönheitsfülle nicht auf einmal fassen! Ich preise Gott, daß er mich auf diesen Berg geführt hat! Dieses Bild in das Paradies — er deutete mit der Hand in das Thal — hat mir den Weg gezeigt, welchen ich gehen soll. Landschaftmalen ist meine Bestimmung! Der Zweifel ist gelöst; ich weiß, was ich will."

Seine gebräunten Wangen erglühten; der Schleier hinderte ihn zu sehen, daß sich auch auf den ihren eine Farbe zeigte, die einem Titian verschmähte, als er die Palette nahm, um Lavinia's Gesicht als sein Vermächtniß auf die Nachwelt zu bringen.

„Es ist ein Glück, wenn der Mensch sich selber klar wird," erwiederte sie in ruhigem Tone.

„Und der Anblick dieser wunderbaren Landschaft läßt Sie kalt, erhebt Ihre Seele nicht in den Himmel?" preßte er mit einer Miene, als könne er sich diese Möglichkeit nicht vorstellen.

„Bis in den Himmel!" ein bitteres Lächeln begleitete den Blick, welchen sie zu der Nachtblaue des Firmamentes aufsichtig. „Was verstehen Sie unter dieser Bezeichnung, die in Jedermanns Munde ist?"

„Den Gipfel der Begeisterung für das Schöne," erwiederte er fast unwillig.

„Schöne Gegenden sind mir nichts Neues," fuhr sie in mildernem Tone fort. „Seit zehn Jahren habe ich mit meiner Familie die halbe Welt durchreist, weil meine kranke Mutter das kalte Klima in Rußland nicht ertragen kann. Ich kenne Spanien, Frankreich, Italien und Griechenland, Ihr langweiliges Deutschland nicht zu rechnen. Die Natur allein ist nichts, und die Menschen sind überall gleich."

„Gleich schlecht, wollen Sie sagen! Warum sprechen Sie es nicht aus?"

„Wie sollte ich dazu kommen, mich in ein so tiefes Gespräch mit Ihnen einzulassen? Wir Russen schließen uns nicht so leicht an Fremde an, wie die Deutschen es gerne thun."

„Die Deutschen zeigen ihre Thränenkyne, wo dieselbe erweckt wird; die Ehrlichkeit ihres Charakters bringt es so mit sich," erwiederte er heftig. „Verzeihung, Prinzessin Menzikoff, daß ich Ihre stillen Betrachtungen gestört habe." Mit diesen Worten und einer flüchtigen Verbeugung verließ er sie und suchte seinen Freund Teubner auf, der mit seinem Zögling am Rande der Plattform stand und ihm den Lauf der Aar beschrieb. Der hübsche Knabe mit den muthigen Lippen und aufgeschwemmten Wangen hörte ihm gähnend zu, und als er den Maler kommen sah, blinzelte er listig mit den kleinen Augen. „Wie kommt es, daß der vornehme junge Herr, der oorhin mit Nadine redete, Ihr Freund ist?"

„Du meinst Herrn Werner, den deutschen Maler?" erwiederte der Erzieher, den die Unverschämtheit der Frage nicht im mindesten zu verletzen schien. „Es spricht für Dein Inneres, daß Du die Künstler unter die Aristokraten rechnest."

„Jedor komm, Nadine will nach Hause!" ließ sich die widerliche

Digitized by Google

Stimme der alten Fürstin hören, während ihre Träger sich auf ihren Weg in Bewegung setzten. Teubner reichte Werner die Hand zum Abschied.

„Flaumenlehen!“ sprach dieser mit einem leichten Achselzucken. Der Ersicher lächelte gezwungen.

„Komm morgen zu mir, damit Du die Gründe meiner abhängigen Lage erfährst. Ich müßte mich in Dir irren, wenn Du sie nicht ehren, anstatt bespötteln wirst.“

Die junge Fürstin verließ den Gipfel des Berges, ohne sich nach Werner umzusehen. Sie hielt ihren Fächer weit ausgespannt an die Wange und ging mitten im Schwarme der Touristen die Stufen hinab. Als der letzte Schimmer ihres Kleides verschwunden war, folgte Werner langsam dem Zuge. Der Strauß blieb in seinem kahlen Versteck; er dachte nicht daran, ihn mitzunehmen und zu verschenken.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller's erste Hose.

Skizze von R. Sch.

Es war ein sonnenklarer, hellleuchtender Ostermorgen. Früher als sonst hatte die Erde, unter der durchwärmenden Umarmung der Sonne, ihr Winterkleid abgestreift, um in neuer Verjüngung das Auferstehungsfest des Auferwachten mitzufeiern. —

Auf allen Straßen und zu allen Thoren der Stadt Ludwigsburg pilgerten freudig erregte Menschen hinaus, um ihren doppelten Schöpfungsmorgen fern den engen Häusern zu begrüßen. —

Weit zurück in jenen Tagen, wo noch keine Wege dem Christenthum bahnten, feierte man um diese Zeit das Fest der Frühlingsgöttin

[illegible]

nche Mutter trug auch heute ein Körbchen mit den bunt gefärbten [illegible]nanus in den Garten, aber auf eine Wiese, aber auch nur in ein [illegible] Eckchen im Hause, um sie in einem Nestchen zu bergen, das von [illegible]inen mit freudiger Ungeduld gesucht und jubelnd aufgefunden — Wer erinnert sich nicht mit fröhlichem Herzschlag jener reinen [illegible]en der Kindheit? Wie arm muß eine Menschenseele geworden [illegible] nicht in späteren Tagen nach dieses Glück den kleinen nach- [illegible] —

[illegible] andern Weg, als den der meisten früh Hinausspromenierenden, eine Mutter mit ihren zwei Kindern, einem Mädchen von fünf [illegible]m Knaben von etwas über drei Jahren.

[illegible]s vom Schloß bog sie in einen Weg des sehr schönen romantischen [illegible]ein, bis derselbe auf die Marbachersteige auslief, da wo eine hohe [illegible]erhöhe hinaus nach der Gmichsburg führt, deren unterirdische Ge- [illegible] von schrecklich willkürlichen Behmgerichten der Vergangenheit erzählen, während oben in der Burghalle Becherklang rauschen, und ihre [illegible]harmonisch sanft sich verschmelzenden Töne wie Laute aus einer andern Welt uns umwehen. — Die Frau war an Einsamkeit gewöhnt und liebte dieselbe, um ungestört mit ihren Gedanken da zu sein, wohin das Herz vorauseilte, — zu dem theuren entfernten Gatten, der seiner Pflicht folgend, Monate, ja oft Jahre lang im Felde stand und alle Beschwerden, Leiden und Entbehrungen eines Lagerlebens zu ertragen und dem Tode in's Auge zu sehen hatte.

Viel war ihr zu dulden auferlegt, aber auch in reichem Maße Kraft gegeben, den Kampf mit den mancherlei Lebensbühnen muthig aufzunehmen. — Manchen Sonntag pilgert sie mit den Kindern hinüber nach Marbach; es ist ja der Ort, wo ihre Jugenderinnerungen wurzeln, der Ort, wo die Wiege ihrer Kinder gestanden und wo sie mit dem vermählten Mann den Herzensbund geschlossen zu Glück und Leid, für dieses und ein anderes Leben. — Wohl nicht beseligen kann die gute Tochter das herbe Geschick der Eltern, da alle Bekümmisse im eigenen Hause, das sie mit Anstand führen wollte, auf die gar bescheidene Besoldung des Gatten angewiesen waren, die in jenen Zeiten nicht selten noch im Rückstand blieb. Dennoch aber gewinnt sie mit ihrer erfinderischen Sparsamkeit immer so viel, um bei jedem Besuch den Eltern Freude in Haus und Herz zu bringen. Auch heute wieder empfindet sie den Druck des Körbchens auf ihrem Arm mit wahrhaft befriedigender Seligkeit.

Mit den Kindern plaudernd, wandert sie die von Obstbäumen in hellem frischem Grün prangende, begrenzte Straße hin. Einige wahl von der Rinderkralle noch leidende Stämme waren in Sackleinwand eingebunden. „Sieh einmal, Mutter,“ ruft der Knabe, „die Bäume haben Hosen an,“ — und indem er an sich hinabsieht, traurig hinzufeufzend — „und ich habe noch keine.“

„Die Bäume, die eine Hose tragen, sind krank, liebes Kind,“ erwidert lächelnd die Mutter, „und behalten diese nur so lange, bis sie wieder erstarken, um Wind und Wetter trotzen zu können. Dich hält Dein Kleidchen warmer, als eine Hose, mit dieser will der Knabe aufhören ein Kind zu sein; in Deinem Röckchen bist Du mir viel lieber.“ — „Aber immer kann ich doch nicht in einem Kleid bleiben, wie die Schwester!“ eifert der Knabe. „Das wirst und sollst Du auch nicht, aber geborsam sein und warten, bis Dein Vater für Dich einen neuen Anzug bestimmt.“

Um das Kind von diesen Gedanken ab und auf sein Lieblingsthema überzuführen, erzählt sie eine biblische Geschichte, die sofort die ganze Aufmerksamkeit der Kinder und besonders die des Knaben fesselte. Die Mutter, leicht erregt, führt mit Begeisterung die Wunder jener Zeit noch wunderbarer aus, sie schildert und malt den Kindern farbenreiche Bilder und Gestalten. Ihre Phantasie läßt sie sagar in ihren Gedankengang Wunder in ihren eigenen Lebenswog verflechten. In glückverheißende, traumummobene Gedanken versunken, steht sie, auf der Höhe des Wegs angekommen, still. Noch nie, glaubte sie, habe die Sonne so freundlich geschienen, noch nie ihr ganzes Innere so beseligend durchdrungen, wie an diesem Morgen.

Die Glocken tönen aus den umliegenden Orten hell und melodisch zu ihr herauf, sie laden die Beter in die Gotteshäuser — sie steht in dem prächtigsten Tempel, die ewigen Wunderwerke mit den frischesten Farben geschmückt! — Unwillkürlich faltet sie wie zu einem Gebet die Hände. Die Kinder folgen still dem Beispiel der Mutter. Da bricht der Knabe plötzlich mit Pathos in die Worte aus: „Lieber Gott, gib meinem Vater viel, recht viel Geld, daß er mir Hosen kaufen kann.“ — Die profane Bitte des Kindes unterbrach den hohen Gedankengang der Mutter, den ihre Seele an diesem Morgen so behaglich durfte, wie das kleine Herz des Kindes das Verlangen nach einem neuen Anzug erfüllte. Kaum hatte sie sich gesammelt und lächelte noch über die Worte des Kindes, da sprengte ein Reiter, der seine Morgenpromenade zu Pferd machte, um die Biegung der Straße, und hielt bei der Gruppe still, die Mutter fragend, wohin sie mit den Kindern wolle. „Nach Marbach hinüber,“ war die Antwort.

„Und Du, Kleiner, hast wohl gebetet?“ fragte er den Knaben, auf dessen gebeinen Lacken, die sein Gesichtchen umrahmten, ein Sonnenstrahl spielte. Der Kleine, dessen Gedanken noch bei der eben ausgesprochenen Bitte sein machten, wiederholte dieselbe mit den nämlichen Worten. — „Wie heißt Du, Kleiner?“ fragte der Unbekannte unter herzlichem Lachen. — „Jörnmi Schiller.“ — „Ah so, nun Du sollst bald die schönsten Hosen haben, verlasse Dich darauf.“ — Der Reiter sprengte fort, die Mutter sah ihm noch eine Weile nach, sie wußte jetzt, daß er zur nächsten Umgebung des Herzogs gehörte, dann setzte auch sie ihre Wanderung mit den Kindern nach Marbach fort.

Das Himmelsschlüsselfest fiel auf den neunten Mai im Kalender. Die Mutter hat mit den Kindern am Frühstückstisch, wo der Vater erwartend, der nach längerer Abwesenheit den Seinen wiedergegeben war. Sie hatte auf das Fest Kaffee gekocht und selbstgebackenes Weißbrod dazu aufgestellt. In Ausstcht auf diese seltenen Genüsse, deren die Kinder nur bei Anwesenheit des Vaters sich erfreuten, begrüßten sie das Eintreten desselben mit doppelter Freude, und brunch wurde das kostbare Frühstück nach eine Weile vergessen, denn der Vater hatte, wie es schien, noch eine andere Ueberraschung vorbereitet. Mit einem Paletchen in der Hand wandte er sich an sein Söhnchen. „Du hast einen dringenden Wunsch nach einem neuen Anzug ausgesprochen, Friedrich, Deine Bitte ist erfüllt, ich bringe Dir Deine erste Hose.“ Das Gesicht des Knaben verklärte sich bei dieser Freude in wunderbarer Anmuth — doch fand er kein Wort, sie auszudrücken; da nahm ihn sein Schwesterchen in eine Ecke des Zimmers, um ihm heim Anlegen des neuen Anzugs behülflich zu sein, während der Vater, nicht weniger beglückt als die Kinder, ein Papier aus der Brusttasche zog und zu der Mutter sich wandte: „Dieses, liebes Weib, ist mein Geschenk vom Herzog, denke Dir, ich bin Hauptmann geworden mit 400 Gulden Besoldung, und der Herzog will die Gnade haben, mir meine vom letzten Krieg rückständige Gage noch nachzubezahlen. Jetzt hört die Noth auf, liebes Weib, die Du mit den Kindern so manches Jahr still getragen.“

„Wer sagt Dir denn, daß ich einmal Mangel hatte. Du lieber Mann, mit und den Kindern sei immer zu, was wir brauchten, um zufrieden sein zu können. Du aber entbehrtest so oft des Nothwendigste,“ entgegnete die gute Gattin, ihrem Arm um den Hals des geliebten Mannes legend, „und jetzt habe ich Dich zu wieder und wohl für immer bei uns.“ — „So Gott es will und der Herzog,“ bestätigte der Gatte.

Nach einem langen, beschwerlichen Krieg gab es damals noch keine reichen Dotationen, aber bei den bescheidenen Ansprüchen an das Leben reichte eine kleine Gunst des Schicksals hin, diese einfach gesinnten Herzen hoch zu beglücken. Weniger dem Aeußeren angehörend, als eine Innenwelt sorglich pflegend, und diese im Stillen mit farbenreichen Bildern zu beleben und zu schmücken — so konnten jene seltenen, großen Geister sich entwickeln. —

Digitized by Google

„Dir diese unerwartete Freude zu bereiten," fuhr der Gatte fort, — „wählte ich den neunten Mai; Du denkst wohl nicht mehr daran, ich aber habe es in meinem Gedächtniß aufbewahrt, daß es auch ein neunter Mai war, an welchem Du einst in's Lager wandertest, mich zu besuchen. Du brachtest damals unser erstes Kind, die Christophine, mit und vertrautest mir, daß Du eine zweite liebe Sorge unter Deinem Herzen bewahrest, unsern Knaben, den Friedrich." — Still amarmten sich die Eltern, und ein heller Blick der Mutter, im Gedanken an ihre Wanderung am Ostermorgen, flog zum Himmel. — „Gelt, Vater, jetzt bin ich ein Mann!" — ließ die Stimme des Knaben sich vernehmen, der wohlgefällig in seinem neuen Anzug herbeitrippelte.

„Dacht' ich's doch, nun will der Knabe schon kein Kind mehr sein," — scherzte die Mutter.

„Der Anzug macht den Mann nicht, liebes Kind," belehrte der Vater jetzt. — „aber durch Gehorsam und Fleiß kannst Du Deinen Eltern zur Freude ein brauchbarer Mensch einst werden." — „Soll ich so werden, Vater, wie der Mann, dessen Liedre Du Abends so gerne vorlieseſt?" — „Ah, Du meinst Klopstock, liebes Kind, ja, solche Männer werden selten geboren," betonte der Vater stark, sein Söhnchen in die Arme schließend und es zärtlich küssend, unter den wohl verzeihlichen stillen Wünschen eines Vaterherzens: Möchtest Du, mein Kind, auch so werden. — „Aber was habe ich denn in meinen Taschen?" murmelte der Knabe, nachdem er diese durchsucht und zwei kleine Papierpäckchen herausgenommen, die er sofort auf den Boden warf. Die Mutter nahm sie auf und entwickelte sechs blanke Dukaten. Das Kind kannte den Werth derselben noch nicht, die Eltern aber erstaunten nicht wenig über das reiche Geschenk, das die Gnade des Herzogs beschieden. Nach den damaligen Begriffen und Bedürfnissen präsentirten die Gobilitäte eine nicht zu unterschätzende Summe. Die Mutter bewahrte das dem Kinde so unerwartet zugefallene Geschenk auf, und es blieb unberührt, ob auch manchmal Sorgen, kaum zu beseitigen, an sie herantraten. Aber als Streicher einst das Lebewohl des Sohnes vor seiner Flucht aus Stuttgart der Mutter überbrachte und um ihren Segen bat, da erlöste die Mutter den lang verborgenen Schatz und schickte ihn mit dem Segen eines schwer bekümmerten, aber nie ganz verzagenden Mutterherzens dem geliebten scheidenden Sohn. —

So mußte die Gabe des Herzogs für das Kind das Mittel werden, dem Manne den rauhen Weg in's Leben zu erleichtern und die Freiheit aus den Fesseln des Gewaltigen dem Genius zu retten, der das Ideal einer Welt werden sollte! —

„Aber jetzt, Friedrich, danke auch dem Vater!" erinnerte die Mutter, nachdem die Aeußerungen der Freude über die vielen Ueberraschungen dieses Morgens sich eingenommen beruhigt hatten. — Ohne sich lange zu besinnen, — als ob die erste Hose ihm auf einmal Energie gegeben, — stellte der Knabe sich auf einen Stuhl und begann mit feierlichem Pathos ein Gedicht herzulagen, das der Vat r selbst verfaßt und Morgens in der Familie laut zu beten pflegte. — Der matte Funke Poesie, welcher der Seele des Vaters entsprüht, wurde im Geist des Sohnes zu einer herzerwärmenden, weiterleuchtenden Flamme! — Das Kind hatte zum Staunen der Eltern mit seiner leichten Fassungsgabe das Gedicht fast ganz in seinem Gedächtniß aufgenommen; wo ihm ein Wort fehlte, half der Vater nach; wir wollen hier nur den Schluß des sehr langen Gebets erwähnen, das der Knabe eben vollendete:

„Alles, was ich bin und habe,
Uebergeb' ich Deiner Hut —
Mach' es gut mit meinem Leben,
Mach's mit meinem Ende gut!"

Diese Worte betete an einem neunten Mai das Kind, und der Geist des Mannes nahm an einem neunten Mai Abschied vom Leben, die irdische Hülle abstreifend, die — wie er selbst sich einmal ausdrückte — nie eine rechte Behausung für seine Seele war, um seinen hohen, hier nur geträumten Flug in andern Welten freier fortzusetzen! *) —

Ernstes und Heiteres.

Ein Brief Blücher's. Als Blücher die erste Nachricht von dem Dahinscheiden der Königin Luise von Preußen erhielt, schrieb er an den damaligen Rittmeister Eisenhart wenige Zeilen, die gerade in ihrer Einfachheit den tiefen Schmerz und das patriotische Gefühl des biedern Helden aussprechen. Sie lauten:

Stargardt den 22. Juli 1810.

Lieber Eisenhart

Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Welber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor was zu gute gewesen sein.

*) Der Autor dieser kleinen Skizze ist im Stande mitzutheilen, wo sich der Anzug befindet, der vielleicht für das Schillerhaus in Marbach zu erwerben wäre.
Die Red.

Schreiben Sie mich so, alter Freund, ich bedarf aufmunterung und unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staats so viel auf einander vollgendes unglück treffen kann, als den unsrigen.

Uebrigens gebe der himmel, daß sich alles, was ihr letzter Brief enthält, bestätiget, in meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Enden.

Immer derselbe Blücher.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **G. B. Cook.**

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 204:

Weiß.	Schwarz.
1) D 2 — G 3	1) B 4 — B 3.
2) H 2 — H 3	2) G 7 — G 8.
a) T F 5 — F 4	3) G 6 — G 5.
4) T F 4 — F 5	4) G 5 — G 4.
b) F 3 nimmt G 4 † gibt Matt.	

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 228:

Wer das Gute stets thut, erfährt fast immer Undank dafür.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 22. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **von Tewall.**

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Unterdessen setzten die Polen, auf europäische Unterstützung hoffend, ihren Verzweiflungskampf fort.

Trotz der strengen Grenzbewachung, die preußischerseits geübt wurde, erhielt der Aufstand von dorther nachdrückliche Hülfe. Derselbe entfaltete, nachdem Langiewicz geschlagen war, seine größte Kraft in dem nördlichen Theile des Königreichs, um hierdurch, wenn möglich, über Samogetien die Küste zu erreichen und von England her Zufuhren zu erlangen.

Bei Konin, Kolo und Kalisch standen beträchtliche Korps unter Seifried, Zamiecjel und Malczewski, im Sieradzer Kreise unter Sirwid.

Den meisten Zulauf aus Posen fand Taczanowski in Pestern.

Aber auch im warschauer Gouvernement standen Insurgentenschaaren, ganz in der Nähe der Hauptstadt, so in der campinoser Haide unter Kuczki, bei Jablonna und zwischen Modlin und Praga.

Man kämpfte mit wechselndem Glück, ohne etwas Entscheidendes zu leisten. — Es bildete sich eine ganz eigenthümliche Taktik mit der Zeit heraus. Gewitzigt durch die Vorgänge im Süden, beschränkten die Polen sich darauf, die Russen fortwährend zu necken und zu ermüden. Gefechte wurden vermieden oder schnell abgebrochen, und die eben geworfenen In-

Eine große Dame. „Reiten Sie hinüber, Baron Mengden!“ Originalzeichnung von G. Bartsch. (S. 304.)

Digitized by Google

furgenten verschwanden schnell in den Waldern, um am nächsten Tage an einem andern Punkte von Neuem anzugreifen. Diese erbitterten Guerillakämpfe hielten die Russen und selbst die Garnison von Warschau fortwährend in Athem und kosteten ihnen viele Leute.

Auch Mengden kam wenig aus dem Sattel in jenen Tagen und fand es dadurch leicht, sich der Gräfin gegenüber wegen seines seltenen Erscheinens zu entschuldigen.

Die Nähe der Insurgenten setzte die ganze Stadt in eine fieberhafte Bewegung und Aufregung, und die Niederlage einer russischen Abtheilung in der camposinder Heide, unmittelbar vor den Thoren der Stadt, erregte bei den Polen großen Jubel, während sie das Gouvernement zu größeren Anstrengungen anspornte.

Die Sicherheitsmaßregeln wurden verdoppelt und zahlreiche größere und kleinere Streifkorps und Patrouillen streiften längs der Weichsel und gegen Modlin; Warschau glich einem großen Feldlager.

Man war bewußt, diesen Verhältnissen ein Ende zu machen.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen ritt der General mit seinem Stabe und einer starken Kavallerieabtheilung zum Thore der Vorstadt Praga hinaus, um in der Richtung auf Jablonna eine größere Rekognoszirung vorzunehmen.

Prinz Mussa befand sich an der Spitze seiner Reiter und ließ seinen kleinen Kraberschimmel neben Mengden vorbeitraben. Vor ihnen ritt der Graf mit Moroslefsky und einigen Ordonnanzen. Jenseits der Barriere setzte sich derselbe in Trab und in lebhaftem Tempo folgten ihm die bunten Reitergeschwader in zweier langen, glänzenden Linie auf der Chaussee.

Der General beabsichtigte, sich eine genaue Kenntniß von der Stellung der Insurgenten zu verschaffen, um wo möglich heute noch oder am nächsten Tage einen umfassenden Angriff auf dieselben einzuleiten, dieselben zu umzingeln und völlig zu vernichten. Durch Spionage war bei der Erbitterung der Bevölkerung nur wenig zu erreichen, auch hatte die geheime Regierung einzelne Fälle von Verrätherei so schnell und nachdrücklich geahndet, daß sie dadurch einer Wiederholung wirksam vorgebeugt hatte, man war daher gezwungen, sich ganz auf eigene Beobachtung zu verlassen.

„Will machen eine Wette zehn gegen eins — reiten wiedre ganz umsonstig," sagte Mussa halblaut zu Mengden. — „Komme mit große Spektakel mitten auf die große Straße. Wenn Jagee will haben den Fuchs, muß er sein listig — nicht machen so viel Lärm."

„Nun, so machen wir wenigstens einen angenehmen Spazierritt und holen uns Appetit zu Mittag," erwiderte Mengden lachend.

„Darf auch bissel Durst, Kamerad?" frug Mussa dann und schlug seine Pelzschabrade zurück, um an seine Satteltasche zu gelangen. „Ihr immer nix in die Taschen, als Karten und viele Papier, ich Flaschchen mit gutes Rum."

Beide tranken.

Gleich darauf wurde gehalten. Man hatte die Spitze eines Waldes erreicht, der sich von der Weichsel her quer über den Weg zog wie eine dichte Barriere, und sich mit seinem dunklen Grün meilenweit in's Land hinein erstreckte.

Hier bötte das Terrain für Kavallerie beinahe vollständig auf, denn wenn auch der Forst aus hochstämmigen Fichten ohne Unterholz bestand, so hinderte doch der dichte Baumwuchs die Bewegung geschlossener Massen und jede Uebersicht, zugleich machte derselbe es aber einer feindlichen Infanterie sehr leicht, sich unbemerkt heranzuschleichen und durch ihr Feuer der Kavallerie bedeutenden Schaden zuzufügen, ohne daß man im Stande gewesen wäre, dieselbe wirksam zu attakiren oder zu zersprengen.

Der General befahl, die Schwadronen absitzen zu lassen, und rief dann die Kommandeure zu sich, um ihnen seinen Operationsplan mitzutheilen und die nöthigen Anweisungen zu geben. Er beabsichtigte, bis an den Kreuzungspunkt der Straßen nach Modlin und Sierod vorzurücken, sich dort zu theilen und dann von beiden Seiten in das Dreieck zwischen beiden vorzudringen.

Die Gardehusaren unter ihrem Oberst sollten die östliche, Mussa mit seinen Tscherkessen die westliche Richtung einschlagen, eine starke Kosakenabtheilung verblieb beim General selbst.

Während so neben dem Wege berathschlag wurde, hielten die abgesessenen Reiter auf der Chaussee bei ihren Pferden. Einige gurteten ihre Sättel nach, andere lagen bequem am Erdboden und rauchten, ein großer Theil aber, namentlich die Gardehusaren, umstand ein kleines, elendes Marketenderfuhrwerk, welches wenige Minuten, nachdem Halt befohlen wurde, angekommen war, um den Soldaten Brod, Branntwein und Cigarren zuzuführen.

Ein alter Jude, in einen schmutzigen Pelz eingehüllt, stand am Hintertheile des Wagens und leitete das Geschäft, während ein anderer bejahrter Mann, mit einem Flaschrock und hohen Stiefeln bekleidet, den mageren Kleppern ein Bündel Heu vorwarf.

Der General wurde dann des Marketenderkarren gewahr, als er auch schon in heller Wuth im Sattel aufsuhr und, mit der Faust hinüberdrohend, seinem Unwillen Worte gab: „Reiten Sie hinüber, Baron Mengden, und fagen Sie jenen Leuten, wenn sie nicht binnen fünf Minuten ihren Heimmarsch angetreten haben, so werde ich ihnen den ganzen Kram verbrennen lassen und sie in Eisen legen! — Wie ist es möglich, irgend eine Unternehmung gehrim zu halten, wenn Einem dieses Geschmeiß überall nachläuft — diese Kerle spionieren alle, auch am besten knüpfte man sie sofort an den ersten besten Baum!" Er blickte Mengden ungeduldig nach, wie dieser über den Chausseegraben setzte und auf den Gegenstand seines Zornes zureit. Er sah, wie Jener den Soldaten befahl, in ihre Glieder zurückzukehren, und mit den beiden Männern sprach, die unter heftigen Gesticulationen ihren Kummer über eine solche Behandlung, wie sie ihnen hier zu Theil wurde, zu erkennen gaben, und sein Zorn nahm erst ab, als er den Wagen in einem kurzen Trott unter dem Hohnlachen der Soldaten den Rückweg nach Warschau nehmen sah.

Mengden kehrte, nachdem er seinen Auftrag ausgeführt hatte, zu seinem General zurück. Dieser fuhr in seiner Befehlsertheilung fort.

„Ich habe genaue Nachrichten, meine Herren, daß eine starke Reiterabtheilung unter Kuzyut und Puttkammer gleich hinter der Wegkreuzung vorige Nacht biwouakirt hat. Insurrektionsposten sind im Laufe des Morgens auf beiden Straßen etwa eine Meile weit vorgeschoben worden. Da ich noch keine Meldung bekommen habe, so hat bis jetzt ein Zusammenstoß nicht stattgefunden und es ist möglich, der Feind in seinem Lager zu überraschen.

„Es wird daher auf beiden Straßen so weit vorgerückt, bis Sie die Spitzen der Infanterie erreichen, sodann bringt Alles, die Infanterie als Deckung auf dem Flügel behaltend, so schnell und geräuschlos wie möglich in den Wald und verfährt den Umständen gemäß. — Ich selbst werde an der Wegkreuzung stehen bleiben und erwarte dort Ihre Meldungen."

„Haben Sie mich verstanden, meine Herren?" — wandte er sich dann noch an die beiden Obersten speziell.

Diese bejahten es.

Der General zog seine Uhr.

„Es ist jetzt neun Uhr vorüber, in einer Viertelstunde brechen wir auf, — um zehn Uhr sind wir an der Kreuzung. Ich rechne darauf, daß Punkt elf Uhr auf beiden Seiten von der Chaussee abgebogen wird; Sie werden mir den Feind entgegenreiten, im Falle er überhaupt noch vor uns steht. — Wollen die Herren Ihre Uhren jetzt genau nach der meinigen stellen, — ich habe neun Uhr und fünf Minuten."

Die ganze Suite tauchte mit ihrer rechten Hand in die Brusttasche. Auch Mengden entfernte dieselbe, um seine Uhr zu vergleichen, und zog seine Uhr hervor. Er aeesuhr hierbei ein wenig hastig und — war nun zwei zweite Uhr, das zarte Souvenir der Gräfin, — beim schnellen Ritte, ohne beim Springen vorhin über den Graben ihrem Verstecke entglitten, oder war es eine andere Schickung, Unsinn, ohne daß er es gemahr wurde, brachte er dieselbe unvorsichtiger Weise zu gleicher Zeit mit zum Vorschein, und während er nur, mit seiner Taschenuhr beschäftigt, den Zeiger derselben stellte, hing die andere Uhr an ihrer Kette, ohne daß er die geringste Ahnung davon hatte, in ihrer ganzen auffallenden Größe und funkelnd von den Juwelen, in welchen die Sonnenstrahlen spielten, an seiner Brust herab. — Der General faßte eben an seine Feldmütze, zum Zeichen, daß die Herren entlassen seien, als Moroslefsky, welcher dem zweiten Adjutanten gerade gegenüber hielt, mit einem Gesichte, in welchem hämische Bosheit und Eifersucht wild durcheinander zuckten, durch die karkastisch gesprochenen Worte: „Herr von Mengden, Sie verlieren etwas sehr Werthvolles!" Alter Aufmerksamkeit auf das Geschenk der Gräfin richtete. Mengden schaute betroffen an seinem Körper herab und wurde im nächsten Augenblicke erblaßt. — In der namenlosesten Verwirrung suchte er mit zitternden Händen seine unverantwortliche Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen, dann glitt sein Auge im Fluge hinüber nach dem Gesichte des Grafen, — derselbe hatte aber bereits sein Pferd herumgedreht und war im Begriff, langsam der Straße zuzureiten, so daß Mengden zweifelhaft blieb, ob derselbe die Uhr überhaupt gesehen und erkannt hatte oder nicht. Daß Moroslefsky dieselbe kannte und nur zu gut gesehen hatte, las er klar genug in seinen Augen, in dessen kalten, höhnischen und fast drohenden Mienen.

Mengden war in Verzweiflung. — Er hätte vor Scham und Unwillen aber sich selbst sich das Leben nehmen können. Er war eine Beute der peinlichsten Empfindungen, die je in eines Mannes Busen tobten, — nur mit der größten Mühe gelang es ihm, einigermaßen seine äußere Haltung zu bewahren. — Wäre es jetzt zum Gefecht gekommen, er würde sich freudig in den dichtesten Haufen der Feinde geworfen haben, um seinen Tod zu suchen.

„Was ist, Kamerad?" frug ihn Prinz Mussa leise, als sie ein paar Schritte aus dem Kreise gritten waren — „was wollten Moroslefsky mit seine Frage? — Sie bleich sein wie Schimmel meinigtes, Baron — wir gut, was? Nehme's bissel Rum!"

Digitized by Google

Mengden krank in der That, — er war in Verzweiflung.

Hätte er nur das Gesicht seines Chefs einen Augenblick sehen können! Aber dieser ritt, nur von einer Ordonnanz begleitet, langsam vorwärts und blieb dann mit abgewandtem Gesichte halten.

Prinz Moffa vermandte sein Auge von Mengden, er war ein scharfer Beobachter, der kleine Oberst — wenn er auch nicht Alles begriff, so ahnte er doch Manches. Jenes auffallend kostbare Juwel, Morosiekoff's Schadenfreude und Wuth — Mengden's maßlose Verlegenheit — —, er traf mit seinen Schlüssen halb so ziemlich das Richtige und sah ein, daß jedes Wort hierüber jetzt verloren sein würde. — Er hielt den Vorfall für fatal, aber konnte ihm bei Weitem nicht so viel Gewicht beilegen, wie Mengden dieß zu thun schien. —

„So so!“ sprach er nach längerem Ueberlegen, „rubig Blut, wird nie so warm gespeist, wie kommt auf den Tisch, mon ami.“ — Doch dieser war für seinen Trost zugänglich.

„Gott sei Dank,“ dieß war sein lebhaftester Gedanke, — „daß jeden Tag deine Abberufung eintommen kann! Dieß soll mir eine Lehre sein für mein ganzes Leben — ich werde Alexandra heute noch bitten, die Uhr zurückzunehmen. ich darf und will sie nicht behalten!“

Die Trompete rief zum Aufsitzen — die Reiter rafften in der Sättel, schwenkten zu Dreien ab und der Zug setzte sich in Bewegung. — Es wurde lebhaft vorwärts getrabt, um die behobene Zeit einzuholen. Mengden beobachtete die ganze Zeit seinen Chef, der etwa zwanzig Schritte vor ihm schweigend neben Morosiekoff herritt. — Vielleicht waren seine Befürchtungen zum Theil wenigstens grundlos — vielleicht hatte der General nichts bemerkt und außer Morosiekoff konnte Niemand etwas von dem eigentlichen Werthe jener Uhr ahnen. Diesen nöthigenfalls zum Schweigen zu bringen, war sein erster Entschluß. „Man hat mich vor diesem Menschen gewarnt, es ist Zeit, daß ich ihn einmal in Augenschein zeige!“

Man erreichte die Wegkreuzung, die Truppen trennten sich, die Kosaken allein — drei Sotnien — blieben halten.

Mengden näherte sich seinem General und sah zum ersten Male nach dem Unfalle von vorhin in sein Gesicht — das Aussehe war vollkommen ruhig. Sein Auge haftete mit seinem gewohnlichen kalten und strengen Blicke auf den Schwadronen, die an ihm vorüberstraben — keine Muskel regte sich.

Als die letzten Rotten an ihm vorüberpassirten, gab er Mengden den Befehl, sich der Abtheilung des Obersten Mussa anzuschließen, mit dem Hinzufügen, sich nicht zu sehr zu exponiren.

Mengden sah eine Last von seinem Herzen, er war jetzt überzeugt, der Graf hatte nichts bemerkt. — Er hatte vielleicht sein Gesicht schon abgewandt gehabt oder Morosiekoff's gleichgültige Bemerkung gar nicht beobachtet; — er athmete auf und mit einem Blicke des Dankes nach oben gab er seinem Pferde die Sporen, um die Spitze der Kolonne des Prinzipe zu erreichen. —

Diesem sei seine veränderte Wesen auf, aber jetzt war nicht Zeit, darüber viele Worte zu verlieren, die Aktion begann. Der kleine Oberst, eine Spitze von sechs seiner gewandtesten Leute vorschickend, ließ seine Tscherkessen beinahe lautlos in den mit Gras bewachsenen Gräben reiten und linkS vom Wege reiten und vermied jedes Geräusch. Die kampfesgewohnten Reiter und den schwarzen Bergen, denen jede Ueberfalle ein ebensolches Vergnügen bereiteten, wie dem Fuchshäger die Parforcejagd, saßen tief, mit vornüber gebeugten Köpfen, spähend auf ihren sehnigen, dauerhaften Stuten, die Waffen zum Gebrauch bereit.

Prinz Mussa war hier ganz in seinem Element. Waren die Polen überhaupt noch da, so konnten sie ihm nicht entgehen, denn er bewegte sich mit einer solchen Schnelligkeit vorwärts, daß hiefellen im Walde unmöglich mit ihm gleichen Schritt halten konnten, — aber er zweifelte durchaus an dem Gelingen der ganzen Unternehmung. Als er endlich den Infanterieposten, welcher am weitesten vorgeschoben war, erreicht hatte und erfuhr, daß hieher noch keinen Schuß gethan, brehte er sich ruhig zu Mengden um und sagte: „Verdrießen Sie Ihre Abspeisnerie, wenn sein so dumm sind zu lassen gresie. Alles kundschaften vor sie; — müssen kommen bei der Nacht oder machen großen guet-a-pens, um Pole zu erwischen — sonst nicht.“

Er behielt Recht. Zur beschlenen Zeit wurde von beiden Seiten in den Wald eingedrungen, aber man fand nur die Spuren ihrer Bivouaks — von ihnen selbst war weit und breit nichts zu sehen. — Um zwei Uhr Nachmittags wurde der Rückmarsch unverrichteter Sache angetreten.

Der General rist sehr verstimmt über diesen Schlag in's Blaue hinter den Truppen her und war so wenig gesprächig wie immer. Er paffte in kurzen Zügen aus einer kleinen Feldpfeife und schien ärgerlich über den Staub, welchen seine Reiter aufwirbelten. Dicht vor Praga ritten sie noch einmal an dem Marketenderschirmerte vorüber. Der alte Reb mit den hohen Stiefeln zog ehrfurchtsvoll seine Mütze. — Mengden stutzte und beinahe wäre ihm ein Ausbruch der Ueberraschung entschlüpft, — er schaute in die eisernen Gesichtszüge Jan's, des Bedienten und Vertrauten Wieniewski's. — Was bedeutete das? — Seine Gedanken belamen mit einem Male eine ganz neue Richtung: er dachte an Mineia, an jene Reise. Es that ihm leid, daß es ihm nun wahrscheinlich nicht mehr vergönnt sein würde, seine kleine Schwester zu sehen — daß er abreisen würde, ohne sie noch einmal gesprochen zu haben.

Doch die Hufe klapperten bereits auf dem Pflaster, man ritt durch die Werke der befestigten Vorstadt Praga — verstaubt und hungrig zogen die Truppen ihren Kasernen zu.

Der Graf mit seiner Suite ritt langsam die neue Welt hinab durch die gaffende Bevölkerung hindurch, bog dann in die Gitter seines Palais ein und hieß vom Pferde; eine dankende Bewegung mit der Hand und seine Umgebung war entlassen.

Mengden warf Michael die Zügel zu und ging in sein Quartier; er bemerkte den Kopf der Gräfin hinter den zurückgeschobenen Gardinen und sah, wie sie ihre weiße Hand an ihre Lippen hob zum Willkommen

Auch noch ein Anderer sah es und lächelte höhnisch.

Nur wenige Minuten später trat Oberstlieutenant von Morosiekoff in das Palais und schritt, anstatt zu den Bureauzimmern, den Korridor hinab zu den Zimmern, welche der zweite Adjutant bewohnte. Er klopfte an diesen Thür und trat ein.

„Der Gemah meines Erscheinens, Herr Rittmeister,“ sprach er, während seine zuckenden Gesichtsmuskeln seine Schadenfreude nur schlecht verbehlten, mit ironischer Höflichkeit, „ist für beide Theile sein angenehmer. Der General ist über Ihr Benehmen bei der heutigen Exkursion im höchsten Grade ungehalten. Er hat mich beauftragt, Ihnen sein Mißfallen auszusprechen und Ihnen in seinem Namen einen fünftägigen Studenarrest anzukündigen!“ — Nachdem er sich dann einen Augenblick an Mengden's genzenloser Bestürzung gewaidet hatte, fügte er hinzu: „Ich muß Sie bitten, mir Ihren Säbel zu überliefern.“

Mengden, — eben im Begriffe, sich umzukleiden, um so schnell wie möglich der Gräfin zu sprechen und sie zu bitten, ihr gefährliches Geschenk zurückzunehmen, — war im Anfange mehr unangenehm überrascht als erschrocken über Morosiekoff's unerwartetes Besuch gewesen; dessen Worte aber trafen ihn wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel.

Er sahlte nur zu wohl, daß jene Rüge wegen seines Verhaltens am heutigen Tage nur ein untergeschobener Grund für eine Strafe war, welche ihn der Freiheit seines Handelns und seiner Person beraubte. Er konnte nicht einen Augenblick länger in Zweifel sein, der General hatte nur zu wohl seines wahrhaftigen Geschenk der Gräfin erkannt — der beleidigte Gemahl hegann bereits sich zu rächen.

Mengden war außer sich. Er hatte seinen Mund schon geöffnet, um Aufklärungen zu fordern, aber des Oberstlieutenants schadenfrohes Lächeln ließ ihn schweigen. Er maß den Sprecher mit einem Blicke, in welchem Verachtung so klar ausgesprochen war, wie im Spiegel einer menschlichen Seele dieß nur vermag. Dann langsam schonnte seine ganze Gestalt, dann aber mit sicheren Schritten das Gemach durchmessend, ergriff er die im gegenüberliegenden Winkel lehnende Waffe und übergab sie ruhig seinem Vorgesetzten, ohne ein Wort der Entgegnung oder eine Frage.

„Ich bedaure nochmals, der Ueberbringer eines so unangenehmen Auftrags gewesen zu sein,“ sprach der glatte Russe mit einer Verbindlichkeit, die Mengden beinahe alle Fassung raubte, „ich hoffe, daß unsere kameradschaftlichen Beziehungen in Folge dessen nicht leiden werden — au revoir!“ Er verneigte sich spöttisch und ging. Gleich darauf hörte Mengden das Niederfallen eines Gewehrkolbens auf den feinwernen Fliesen des Ganges vor seinem Zimmer, er öffnete erstaunt die Thüre, ein Posten stand vor derselben.

Wäre Mengden noch einen Augenblick im Zweifel gewesen über die Ursache dieses brutalen Verfahrens seitens seines Chefs, dieser Anblick hätte ihm allein schon sagen müssen, daß viel tiefere Beweggründe maßgebend gewesen waren bei dieser unpolitischen Beraubung der Freiheit — dieß war kein gewöhnlicher Studenarrest, das war Gefangenschaft — diese Wache umschlossen nicht mehr ein Privatzimmer, sondern ein Gefängniß, und nicht ein gegebenes Wort hielt ihn mehr zurück, sondern eine Schildwache, die ihn niederstoßen würde beim ersten Versuche, dasselbe zu verlassen. — Und zu allem dem war Morosiekoff sein Gesangenwärter!

Einen Augenblick war Mengden sprachlos vor Schrecken und Entrüstung. Er stürzte zum Schreibtisch, ergriff einen Bogen Papier und begann zu schreiben. Sein Brief war an den nächstältesten General der Garnison gerichtet und enthielt eine Beschwerde über die ihm angethane Behandlung. — Plötzlich mitten im Schreiben hielt er inne. — „Alexandra! — Um Gotteswillen, wenn sie erfährt, was sich ereignet hat! — Ich habe ihren Ruf vernichtet, ihre Liebe mit schwarzem Undank gelohnt!“ — Er stürzte zum Fenster und schaute hinüber, aber Niemand war zu sehen dort drüben, die meisten Bewhänge waren herabgelassen und nur an einem Fenster lehnte ein goldbetreßter Lakai; dagegen erblickte er

Digitized by Google

einen zweiten Posten unter seinem eigenen Fenster, welcher im Hofe schilderte.

Mengden prallte zurück. Er warf sich in einen Lehnstuhl und hing seinen finstern Gedanken nach. — Die Wuth wich, ihr giftiger Rachen ließ ab von seiner Seele, dagegen kam die Reue und nagte mit dem scharfen Zahn der Maus an derselben, die Vorwürfe kamen und bohrten sich mit spitzem Stachel in sein innerstes Mark unbarmherzig hinein! —

Ach, daß die Reue und Erkenntniß gewöhnlich im Leben zu spät kommen, daß wir nicht bei Zeiten auf das leise und wiederholte Mahnen hören, welches tief aus unserem Gewissen zu uns spricht! — Die Worte jenes treuen Warners verhallen leider meist ungehört im Gerassele des Lebens, die wilde Lust drückt ihre rauhe Hand auf seinen Freundesmund und übertönt ihn. —

„Was wird nun geschehen?“ — so frug sich Mengden. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Wie wenig konnte er doch die Russen! Hätte er sie gekannt, er wäre aufmerksamer auf die Worte seines Generals heute Morgen gewesen: „Exponiren Sie sich nicht zu sehr!“ (Fortsetzung folgt.)

Der Hellebardier.

(Vid. S. 257.)

Mit großer Lebendigkeit und Naturwahrheit führt uns unser Künstler längst dem Leben entrückte Gestalten wieder vor. Wie er leibte und lebte, steht der fürstliche Leibwächter auf seinem Posten und schaut sicherlich nicht gleichgültigen Herzens zu der niedlichen, mit einem opulenten herrschaftlichen Frühstück beladenen Kammerin auf, welche den mannhaften Kriegsmann wohl auch nicht ungern in seinem vollen Waffenschmucke an der einem Prachtbau angehörenden Säule lehnen sieht. Daß wir in dem Hellebardier einen fürstlichen Leibwächter vor uns haben, sagt uns nicht allein die ihn umgebende Architektur und der über dem Geländer der Gallerie herabhängende prachtvolle Teppich, welche nur einem reich ausgestatteten Schlosse angehören können, sondern auch seine prunkvolle Waffe.

Die Hellebarde, ursprünglich ein mit einer einfachen Beilklinge versehener Spieß und damit zugleich Hieb- und Stoßwaffe, war neben dem Morgenstern lange Zeit eine Lieblingswaffe besonders der Schweizer, ward aber im sechzehnten Jahrhundert durch den langen Spieß der Landsknechte verdrängt, und diente dann an fürstlichen Höfen meist nur als Prunkwaffe für die Leibwachen. Als solche zeigte sie in ihrer Beilklinge oft ganz wunderliche, zum kriegerischen Gebrauch ungeschickte Formen, und um den Prunk noch zu erhöhen, brachte man unter dem Eisen eine bunte Quaste von Wolle oder Seide, zu selbst von Gold- und Silberfransen an. Nicht selten verlor sich die Beilklinge, wie auf unserem Bilde, ganz in die erbreiterte, mannigfach verzierte Speerspitze, und führte eine Waffe dann auch den Namen Partisane, der sich bis zum Anfang unseres Jahrhunderts bei der preußischen Armee erhielt, in welcher Offiziere und Unteroffiziere mit solchen Partisanen bewaffnet wurden.

Unser Hellebardier gehört, seinem Kostüm und seiner Waffe nach, der Zeit des dreißigjährigen Kriegs an und ist künstlerisch vortrefflich aufgefaßt. Früher sah man es den Künstlern nach, wenn ihre Bilder im Kostüm und Szenerie die naivsten Anachronismen aufwiesen, heute aber verlangt man in dieser Beziehung die genaueste Kenntniß der Zeit und ihrer Mode, in welche der Künstler zurückgreift. z. e.

Der Salon der Hofräthin Herz.

Berliner Zeitbild
von
Ferd. Meyer.

1.

Es war im Jahre 1775. In dem comfortabel eingerichteten Wohnzimmer eines Hauses der Neuen Friedrichsstraße zu Berlin saß der berühmte Arzt Benjamin de Lemos mit seinem Kollegen Markus Herz beim Kartenspiel. Nicht leicht konnte ein größerer Kontrast gefunden werden, als der zwischen diesen beiden Männern. Der Erstere, imposant von Gestalt, mit vollendet feinen Manieren, sieh den Portugiesen jüdischer Abkunft nicht verleugnen; er trug seine gewohnte Hauskleidung, einen rothseidenen Schlafrock und eine gleiche turbanartige Kopfbedeckung. Der Andere, nur klein von Person, war überdieß durch eine schiefe Schulter verunstaltet; sein Gesicht konnte nichts weniger als Anspruch auf männliche Schönheit machen, wenngleich das dunkle Auge von hoher Intelligenz zeugte. Aber sein Scharfblick in schwierigen Krankheitsfällen, vereint mit dem wahren menschenfreundlichen Eifer, den er auf seine Berufsgeschäfte verwendete, hatten dem erst siebenundzwanzigjährigen Arzte einen Ruf verschafft und eine nicht unbedeutende Praxis geschert. Und alles Dieß verdankte Herz seinem rastlosen Streben unter Noth und Entbehrungen in den Worte bitterster Bedeutung. Von unbemittelten jüdischen Eltern zu Berlin (am 17. Juni 1747) geboren, mußte er sich dem Handlungsstande widmen; aber überdrüßig dieser ihm nicht zusagenden Berufsthätigkeit, wendete der fünfzehnjährige Handlungsdiener, angezogen von dem großen Philosophen in Königsberg, dessen Bekanntschaft er auf einer Geschäftsreise dorthin gemacht hatte, sich dem Studium der Philosophie und der Medizin zu. Mit Empfehlungen Kant's, der ihn liebgewonnen, kehrte er dann nach Berlin behufs Fortsetzung seiner Studien zurück und machte, zur Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse, als Sekretär des Geheimeraths Veitel Ephraim eine Reise nach Polen, um dort unter der Hand enorme Getreidevorräthe aufzukaufen, die der große Friedrich für seine Unterthanen ausgebrandschatzt hatte. Dann in Halle seine medizinischen Studien beendend, ließ Herz in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt sich nieder.

Mit seinem Kollegen de Lemos in ein engeres Freundschaftsverhältniß getreten, hatte er an dem heutigen Abend um die Hand der ältesten Tochter desselben geworben und solche auch zugesagt erhalten. Henriette zählte zwar erst zwölf Sommer, aber nach der damaligen Sitte ihres Volkes erfolgte die Verlobung mit dem fast dreifach so alten Doktor.

Jndessen war das unmaßliche „Kind“, wie dieser seine unzweifelige Verlobte stets genannt, der physischen Entwicklung früher entgegen und zur Jungfrau gereift; aus den vielleicht etwas zu appigen, reigenden Zügen und Formen hatte sich eine geistigere Jugend herausgebildet, die das Mädchen weit über ihre Altersgenossinnen erhob. Ihr Gesicht zeigte ein edles Profil, das große strahlende Auge ruhte unter hohen Bogen, und um die Schläfe wallte das schwarze Haar in üppiger Lockenfülle.

Henriette wohnte auch heute, nach dem Willen ihres Vaters, dem ihr langweiligen Kartenspiele bei. Das sinnende Haupt auf den Arm gestützt, schweiften ihre Gedanken zurück in die Tage einer kaum überschrittenen Kindheit. Sie sah sich — schon als sechsjähriges Mädchen wegen ihrer auffallenden Schönheit angestaunt — in den höchsten Kreisen der Gesellschaft; sie stand im Geiste vor der Schwester Friedrich's des Großen, um derselben bei festlicher Gelegenheit ein Gedicht zu überreichen. — sah sich auf einem der Laubthronsessel der hier zum Besuch verweilenden Königin Ulrike von Schweden vorgestellt. Dann wieder hörte sie mit sinnlichem Entzücken den rauschenden Beifall, der ihr in einem öffentlichen Konzerte als Klavierspielerin, und in dem ferzentralenden Ballsaal, nach Aufführung eines Tanzes mit einem französischen Tanzmeister, gespendet wurde. Die verschiedensten Empfindungen bestürmten ihre Seele bei der soeben in patriarchalischer Weise über ihre Hand und damit über ihr Lebensglück getroffenen Entscheidung des Vaters. Alles war anders gekommen, als ihr Köpfchen es sich ausgedrätzt, ihr Herz geträumt hatte.

Die Lemos baggen fand die Bewerbung seinen Wünschen entsprechend; ihm galten äußere Schönheit und Romantik in der Ehe, trotzdem er in seiner eigenen Häuslichkeit gerade das Gegentheil empfinden mußte, als nebenständlich. Herz war ein gebildeter und gelehrter Arzt, der sich bereits einer einträglichen Praxis erfreute und — de Lemos hatte noch mehrere Kinder zu versorgen. Hieju kam noch eine bittere Enttäuschung, die er wenige Monate vorher hatte erleben müssen, als ein jüdischer Abenteurer, prahlend mit seinen unermeßlichen Reichthümern und Besitzungen jenseits des Ozeans, ebenfalls um die Hand Henriettens in unlauterer Absicht angehalten und dann unter Mitnahme einer goldenen Tabatiere auf Nimmerwiedersehen verschwunden war.

Drei Jahre später führte Herz seine schöne junge Gattin heim, deren höhere geistige Ausbildung er sich inzwischen mit dem größten Erfolge hatte angelegen sein lassen. Dann von einer Badereise aus Pyrmont zurückgekehrt, woselbst ihn der Fürst von Waldeck zum Hofrath und Leibarzt ernannt hatte, widmete er in seinen Mußestunden sich fortgesetzt dem Studium der Philosophie, über welche er — unter Allen der Erste — vor einem gemischten Publikum bedeutende Geschichts-Vorlesungen hielt. Jm Jahre 1791 ernannte ihn dann die berliner Universität zum Professor der Philosophie.

2.

Nichts war natürlicher, als daß ein Mann jener aufgeklärten Richtung, die in Mendelssohn und Lessing ihre großen Verkteter fand, der damals auftretenden Romantik mit der Geißel des Spottes und der Satyre entgegentrat. Nichts aber auch erklärlicher, wenn eine Frau, wie Henriette, jener Zeitströmung sich um so lebhafter überließ, je verwandter sie sich derselben in dem Umpflanzen einer unbefriedigten Sehnsucht fühlte. Und so wußte sie mit scharfsinniger Feinheit für die seligende Romantik der Liebe in ihrer überdieß kinderlosen Ehe einen Ersatz in dem freundschaftlichen Umgange mit geistreichen Männern und Frauen anzuſtreben

Digitized by Google

Der Hellebardier. Gemälde von Karl Becker. Nach einer Photographie im Verlag von Gustav Schauer in Berlin. (S. 256.)

Digitized by Google

und zu erlangen, wo in den reinsten Entfaltung gegenseitiger schöner Seelenzustände nahverwandte Geister sich so bald verstehen, schätzen und lieben lernen.

So schuf die Gattin des Hofrathes Herz das Ideal einer höheren Geselligkeit, und ihr Salon ward bald ein Sammelplatz bedeutender, talentvoller und vornehmer Männer, welche, den verschiedensten Loosen und Ständen zugehörig, mit Eifer ihre Freundschaft suchten und aus dem unversiegbaren Quell ihres Gemüthes und Geistes Nahrung schöpften. Außerdem gestattete die reiche Praxis ihres Gatten, der sich bald in diesem Ziele heimisch fühlte, denselben ein glänzendes Exterieur zu verleihen.

Und welche Geister begegneten sich in diesen Räumen — zuweilen als entgegengesetzte Pole sich am meisten anziehend, indem sie ihre geheimnißvollen Kräfte mit einander austauschen und sich gleichsam zu ergänzen suchen! Da war es der bekannte Professor Johann Jakob Engel, außerordentlicher Professor der Philosophie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Lehrer Friedrich Wilhelm's III. Zu den beliebten und charaktervollen Köpfen zählend, ein feiner Beobachter und Charakterzeichner, besaß dieser treffliche Zeit- und Sittengemälde „Lorenz Stark" ihn zugleich als eleganten Stylisten kennzeichnet, wußte er die Unterhaltung durch seinen treffenden Witz und heiteren Scherz zu würzen. Und diesen geistigen Vorzügen korrespondirte ein höchst elegantes Aeußere, verbunden mit einem freundlichen Anstehen. Später zum Oberdirector des Nationaltheaters ernannt, legte er diese Stellung 1794 nieder.

Nicht minder glänzten durch den Reichthum ihrer Kenntnisse wie durch eine herrliche Sprache in der Konversation die beiden Schlegel, August Wilhelm und Friedrich — die Verleger der romantischen Schule. In diese Zahl fiel das Erscheinen des „Athenäum", welches beide Brüder bis zum Jahre 1800 herausgaben.

Dann finden wir, verfunken im Anschauen der schönen Jüdin, die beiden jugendlichen Humboldts. Alexander, der schon frühzeitig den Trieb hatte, die Dinge in einem brillanten Lichte zu sehen, und dessen Neigungen wie seine Abneigungen etwas Ueberschwängliches hatten, gefiel sich namentlich in diesem geistreichen Kreise, wie er allmalig seinen „Schlosse Tangewalle" — das einsam gelegene Tegel — an Henriette schrieb. Und hier, wo bedeutende Worte und tiefer Ernst mit unbezwingener Heiterkeit, Gesang und auch zuweilen Tanz abwechselten, hatte es mit der Fremdin einen Abends sogar eine neue Mennet eingeübt. Der ältere Bruder hielt glänzenden Diodoxenpaaren am deutschen Geistesthrone, Wilhelm, der Staatsmann und Sprachforscher, machte nicht in diesem Kreise ebenfter Humanitätsbildung vor der Einseitigkeit einer blosen Verstandesbrichtung behütet.

Eine absonderliche Erscheinung war der verführerische, hypergenialе Friedrich von Gentz, als deutscher Publizist und Aktenträger gleich sehr bekannt. Damals Sekretär bei dem Generaldirektorium (Kriegsministerium), verband er mit einer nicht gewöhnlichen Schönheit eine weltmännische Tournüre und Gewandtheit in den ritterlichen Künsten. Dabei einen Aufwand treibend, der weit über seine Kräfte ging, besaß er auch das Talent, seinen finanziellen Bedürfnissen abzuhelfen, indem er seine besseren geistigen Kräfte so hoch als möglich verkaufte. Zur Zeit der französischen Revolution den sanguinen Jakobiner zur Schau tragend, ward er 1802 bei der Hof- und Staatskanzlei in Wien als Hofrath angestellt und spielte lange eine große politische Rolle.

Dann gesellte sich zu den Gästen ein musikalisches Gestirn am deutschen Himmel, Rael Friedrich Zelter. Welchem Kieser wäre dieser Name unbekannt! Und wie Viele haben nicht in seinen Liedern, die zu den auswendigsten Perlen ihrer Art in Deutschland gehören, den Zondidate gefeiert in dankbarer Erinnerung! Der jugendliche Musikenthusiast, dessen angeborne Neigung zur Tonkunst sich schon frühzeitig offenbarte, mußte freilich nach dem Willen seines Vaters in dessen Gewerk eintreten, um ein tüchtiger Maurer zu werden; doch widmete er als 25jähriger Meister seine Mußestunden dem Studium der Musik mit einem Ernst und Eifer, daß er nach dem Tode seines Lehrers Fasch (1800) dessen Stelle als Direktor der Singakademie übernehmen konnte, worauf ihn der König wegen seiner Bedeutsie in demselben Jahre zum Professor der Tonkunst ernannte, in welchem sein berühmter Schüler Felix Mendelssohn-Bartholdy das Licht der Welt erblickte — 1809.

Gleich angenehm berührt und angezogt fühlte sich in diesem Kreise eine andere Notabilität der Kunst, der Direktor des königlichen Bildhauerateliers, Schadow; eine eben so bedeutsam angelegte als ausgezeichnet persönlichkeit von hoher, gedrungener Statue, in der ganzen äußeren Erscheinung einfach, ruhig und fest, mit schaefbliedendem Künstleraage unter der hochgewölbten Stien — wie wir den Schöpfer der Siegesgöttin auf dem brandenburger Thore uns nicht anders vorzustellen vermögen. Auch er hatte, der Sohn eines armen Schneiders, im Kampfe mit den äußeren Einflüssen, aber mit einer Entschiedenheit der Anregie, die ohne Schwanken und Zaudern auf das Ziel lossgeht, sich sie daselbe erreicht, zu jener Höhe sich emporgeschwungen, auf welcher den Auserwählten die Palme des ewigen Ruhmes winkt. Das eminente Talent Schadow's erregte die Aufmerksamkeit des Hofbildhauers Tassaert, welcher ihn in seinem Atelier weiter ausbildete. Doch schon 1785 verließ Schadow, um einer Verbindung mit der Tochter Tassaert's zu entgehen, mit seiner verlobten Braut, einer jungen für das Kloster bestimmten Oesterreicherin, bei Nacht und Nebel seine Vaterstadt und begab sich nach Rom, wo er dem Studium der Antike mit einer nur echten Künstlernaturen eigenen Begeisterung nachhing. Als Tassaert mit Tode abgegangen war, berief der Minister von Heinitz 1788 den Flüchtling als Direktor nach Berlin, und hier war sein erstes bedeutendes Werk das Grabmal des Grafen von der Mark (einer natürlichen Sohnes König Friedrich Wilhelm's II.) in der Dorotheenkirche.

Außer den Genannten gehörten noch hierher: der berliner Horaz, Ramler; Reichardt, der berühmte zmusikalische Scheiftsteller und Tonkünstler, welcher nach Gram's Tode dessen Stelle bekleidete, — der Erfinder des Liederspiels und Verfasser von 177 musikalischen Werken. Dann der geniale Moritz, Professor am berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster und eine Zeitlang Redakteur der Vossischen Zeitung. Eine schwärmerische Verehrung sie eine schöne Frau drohte ihm das Schicksal „Werthers" zu bereiten; er ging nach Italien, wo es Goethe kennen lernte, auf dessen Verwendung er 1789 zum Mitgliede der Akademie ernannt wurde. Seine zahlreichen Werke: mythologischen, philologischen und grammatischen Inhalts zeugen von einer gründlichen Kenntniß des Alterthums. Schon frühzeitig, 1793, ward Moritz seinem Wirkungskreise entrissen.

Auch Wilhelm von Dohm, der Staatsmann und historische Scheiftsteller, gehörte diesem Kreise an.

Eine glänzende Erscheinung war der ritterliche Burggraf Alexander zu Dohna-Schlobitten, der leidenschaftliche Verehrer der schönen Hofdatlin. Zur damaligen Zeit Kriegs- und Domänenrath, beliebter er nach Stein's Austritt (1808) die Stellung eines Ministers und nahm als solcher an den Reformen in der Gesetzgebung und Verwaltung Theil.

Eine wegen ihrer wissenschaftlichen Bildung und großen Sprachkenntniß geachtete und beliebte Persönlichkeit war der schwedische Legationsrath Gustav Adolph Brinckmann. Nicht ohne sonderliche Eigenthümlichkeiten, die ihn auch von einer ehelichen Verbindung abhielten, zeichnete er sich im geselligen Zirkel durch spendenden Witz.

Als eine eigenthümliche Beigabe des Herr'schen Salons konnte eine hohe, beeitschaftige Gestalt gelten, deren übergroßes Haupt mit den, durch Blatternarben auch stäheter Kindheit verunstalteten Gesichtszügen eine tiefere Furche in's Ungeheuerliche vergrößerte. Diese Gestalt des Mannes zeigte eine übertriebene Nachäffung der Tagesmode, seine Hastlichkeit äußerte sich in übertriebenen Verbeugungen, seine Begrüßung in gekreizten und gewöhnlichen Komplimenten. Und doch wohnte eine hohe Begabung diesem Manne — dem gewandten, geistreichen Mirabeau, inne. Bei dem französischen Hofe wegen seiner früheren exzentrischen Passionen wenig beliebt, hatte man, seinen unablässigen Drängen, im Staatsdienste ein Amt zu erhalten, nachgedenk, ihn ohne jede Bollmacht oder Beglaubigung mit der Sendung nach Berlin betraut, den großen Prozeß zu beobachten, der sich eben in dem Uebergang der Regierungsgewalt Friedrich's des Großen an seinen Neffen vollzog. Bald ward er hier der Begünstigte des Prinzen Heinrich und des Herzogs von Braunschweig, auch sah ihn der König selbst nicht ungern. Als er schließlich aber, angeachtet seiner Thätigkeit und der eingesandten Berichte, welche das neue Regiment unter Wöllner und Bischofswerder in scharfen Zügen schilderten, seitens des französischen Hofes keine Anerkennung fand, wurde Mirabeau seines zweifelhaften, von all' den kleinen und großen Intriguen beschwerten Amtes überdrüssig. Und nun begann er gegen den französischen Gesandten zu intriguiren, um dessen Posten zu erlangen. Doch umsonst. So verließ er denn nach einjährigem Aufenthalte 1787 Berlin, als die schweren Geschiitterwolken in Frankreich heraufzuziehen begannen und der König sich zur Einberufung der Ständeversammlung gezwungen sah. Inzwischen hatte Mirabeau, von allen Subsistenzmitteln entblößt, die Manuskripte seiner Berichte über den Hof an einen Buchhändler verkauft, welcher sie unter dem Titel: «Correspondence secrete sur la Cour de Berlin» erscheinen ließ; doch wurde das Werk, auf Requisition Preußens, durch den Henker confiscirt.

Doch kehren wir zu unserem Salon zurück.

Es konnte nicht fehlen, daß manche der jüngeren Männer nicht ungetroffen der schönen Heerin sich näherte und, abermaltigt von dem Eindruck, den ihre hohe, jumonische Gestalt, die klassischen Formen und besonders das leuchtende Auge auf ihn machten, von einer tieferen Leidenschaft ergriffen wurde.

Den mächtigsten Eindruck übte ihre Schönheit auf einen sechzehnjährigen Jüngling aus, der, nur klein und hager von Gestalt und linnsich in seinen Manieren, noch nicht den Frauegeist ahnen ließ, der in dem gesittund charaktervollen, freisinnigen Ludwig Börne sich später offenbarte. Der junge Baruch, wie er noe seinen Uebeeritt zum christlichen Glauben hieß, war der Sohn eines reichen Bankiers in Frankfurt am Main, und sollte in dem Hause des Doktors Herz den medizinischen Studien sich

Digitized by Google

widmen. Bald aber verfiel er in eine scheinbare Trägheit und vernachlässigte seine Studien, so daß er im Kreise des Hauses für einen kleinen Faullenzer gehalten wurde. Aber hinter dieser scheinbaren Trägheit glühte eine verzehrende Leidenschaft für jene Frau, die um so heftiger empor schlug, wenn darnach den Huldigungen der Männer beiwohnte, denen er sich nicht zu vergleichen wagte. So war das Gelben ihm zu einer drückenden Last geworden; und wie in jener Zeit der „Werther" ein Vorbild vieler „weichgeschaffenen" und „zerrissenen" Seelen geworden, so auch hoffte Ludwig, im Tode die Erlösung von seinen Qualen zu finden. Er wollte sterben durch Gift. Zu Henriettens Schrecken enthüllte sich das Geheimniß; und wie der Einfluß edler Frauen auf begabte Männer zu den wohlthuendsten Erscheinungen in der Geschichte wie im Leben der Gegenwart gehört, so auch gebührt jener Frau der Nachweis Dank, die mit ihrem Herzen und Verstand den von verderblicher Leidenschaft erfaßten Geist eines Börne auf die richtigen Bahnen zurückzuführen, ihn zur Thatkraft zu erheben wußte und so einen Kämpfer für Wahrheit, Recht und Freiheit dem deutschen Volke in seinen großen Publizisten gleichsam wiedergeboren hat.

In einem gleich lauteren, wenn gleich oft bespöttelten Verhältniß stand Henriette zu dem berühmten akademischen Lehrer und Kanzelredner Schleiermacher. Nur klein von Gestalt, verwachsen und schmächtig, war sein Körper doch ein gelenkes Organ des Geistes und spiegelte die Kraft desselben ab. In dem äußerst lebendigen, durchdringenden Blick, in dem edlen, harmonischen Gesichtsausdruck, wie in seiner sicheren Stimme offenbarte sich stets die rege Thätigkeit und Harmonie des Innern. Dabei im persönlichen Verkehr, trotz der scharfen Dialektik und des oft sarkastischen Witzes, eine durchaus gesellige Natur mit liebreichem, oft weichem Gemüth, ließ er gern die verschiedenen Anregungen einer bunten Gesellschaft auf sich einwirken. Denn „wie abgerissen und elend würde eine Existenz sein, wenn man nicht durch, in und mit besseren Menschen leben könnte." Dieser seiner Ueberzeugung nach sehen wir ihn auch im Salon Henriettens, welche mit ihm einen Seelenbund, der erst mit seinem Tode endete und unter allen Verhältnissen sich ungetrübt erhielt.

Schleiermacher, schon seit 1796 mit der Familie Herz eng befreundet, war damals noch Prediger an der Charité und wohnte vor dem oranienburger Thore. Wenn er dann Abends den Heimweg von der Herz'schen Wohnung antrat, hing er sich die kleine Laterne in das Knopfloch, welche Henriette ihm verehrt hatte, und wandelte so „wie ein Glühwürmchen" durch die dunklen Straßen . . .

Eine Anzahl edler, durch Geist und Liebenswürdigkeit hervorragender Frauen schloß sich dieser Gesellerie bedeutender Männer an. Eine dieser galt Elisa von der Recke, geborene Reichsgräfin zu Medem — eine Dame aus dem kurländischen Adel und Schwester der schönen Herzogin Dorothea von Kurland, die spätere Gönnerin Henriettens, — als eine der ebelsten Frauen ihrer Zeit. Die poetischen Erzeugnisse dieser nicht unbedeutenden deutschen Schriftstellerin zeichnen sich durch Tiefe und Wärme des Gefühls bei reiner, harmonischer Sprache aus. Von ihrem, für ein feineres Leben völlig unempfänglichen Gatten getrennt, lebte sie anfänglich zurückgezogen in Mitau und überließ sich nach dem Tode ihrer einzigen Tochter, angeregt durch Cagliostro und Starf, einer religiösen Schwärmerei, bis sie auf einer Reise nach Karlsbad (1784) mit Spalding, Zöllner, Teller, Nikolai und den beiden Stolberg zc. bekannt wurde. Und nun, geläutert in ihren Ansichten, schrieb sie ihre viel besprochenen Schriften über jene beiden Betrüger. Dann bis 1801 in Dresden lebend, erlangten ihre literarischen Zusammenkünfte in kurzer Zeit eine Berühmtheit, zumal Tiedge, der Dichter der „Urania", und Karl Maria von Weber — Ersterer als beständiger Hausgenosse — bei der Reichsfreiin verweilten. In dem vorgenannten Jahre siedelte sie dann nach Berlin über und schloß sich dem Herz'schen Kreise an.

Dann war es Dorothea Mendelssohn, die geistvolle, aber schwärmerische Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn und Gattin Friedrich von Schlegel's. Vor Allem aber die in ihrer äußeren Erscheinung leichte und graziöse Rahel, die spätere Gattin Varnhagen von Ense's, in ihrer stets dunklen Kleidung, das Antlitz von reichem schwarzen Haar umfloßen, sah schattenartig sich bewegend. Ihre eigenthümliche Organisation, eine hohe klassizität des Geistes, Naivität und Witzes, ihre wunderbare, auf innerster Seele emportönende Stimme, und die gleiche Art ihrer Rede zogen einen glänzenden Männerkreis in ihr beschiedenes Mansardenzimmer in der Jägerstraße. Jeden Menschen, namentlich aber die Kinder mit Innigkeit umschließend, faßte sie in ihrer Jugend eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem genialen Prinzen Louis Ferdinand, der mit seinen großen und schönen Eigenschaften den edelsten Genuß in geistesherger, gemüthsvoller Freundschaft fand.

So gestaltete sich in jenem glänzenden Salon die Fülle und Kraft persönlicher Lebensentwicklung mit der Schönheit und Erhebung dichterischen und philosophischen Geisteslebens zu einem engen Bündniß. Und im Kreise einer solchen Freundschaft gedieh die Liebe und Verehrung für Henriette Herz zu einer Art Kultus, wie nur wenige Frauen einer gleichen Huldigung theilhaftig geworden sind.

3.

Die größte Poesie, mit der eine Frau sich umgeben kann, ist der dreifache Glanz, den ihre Schönheit, ihr Adel und — ihr Unglück um sie verbreitet. Auch Henriette sollte von dem letzteren nicht unberührt bleiben. Nach dem plötzlichen Tod ihres Gatten, am 19. Januar 1803, beinahe mittellos dastehend, hatte sie überdies die Sorge um ihre hochbetagte Mutter und eine jüngere, noch unverheirathete Schwester zu übernehmen. Niemandem aber enthüllte sie ihre eigentliche Lage — ihr Leben trug eine Maske, die nur eine starke, heroische Seele vornehmen kann. Zwar waren die ihr Freunde treu geblieben, zwar hatte der edle Graf von Dohna für seine Hand und sein bedeutendes Vermögen angehalten, weder seinen hohen Stand noch das Vorurtheil beachtend, daß Henriette mit Rücksicht auf ihre strengjüdische Mutter sich nicht taufen lassen wollte, — es schien, als ob sie entschlossen war, keine zweite Ehe einzugehen.

In den Jahren 1812 und 1813 mit äußerer Noth kämpfend, schöpfte die geachtenhundige Frau, wie W. von Humboldt sie in einem Briefe aus dem Jahre 1832 charakterisirt hat, Trost und Hülfe in dem Schatze ihres reichen Wissens, unterstützt von dem treuen Freunde Schleiermacher. Merkwürdig genug nahm sich das seltsame Paar auf seinem Spaziergange durch den Thiergarten aus, wo Henriette ein kleines Tuchalum bezogen hatte. Die Jungfrau, gleich der tragischen Muse in imponirender Gemessenheit daherschreitend — an ihrer Seite der kleine, bewegliche Schleiermacher. Es erschien einmal eine Karrikatur, welche die „große" Herz und den „kleinen" Schleiermacher auf einem Spaziergange darstellt, und zwar so, daß sie ihn in ihrem Strickbeutel (Ridikule genannt), aus dem nur der Kopf Schleiermacher's heraussah, mit sich führte. Unter diesem Bilde stand: „Die Hofrathin Herz hat sich einen Ridikule (zugleich etwas Bücherliches bedeutend) angeschafft."

Nach dem Tode ihrer Mutter, und nachdem sie zum Christenthum übergetreten, begab Henriette 1817 sich nach Italien, wo sie während eines anderthalbjährigen Aufenthaltes mit Overbeck, Schadow (dem Maler), Cornelius und Veit, dem historischen Schriftsteller die „deutschen Hofe", zusammenlebte. Diese Zusammenleben schöner Geister war zu bedeutigen Zeit überhaupt nichts Alltagsgewöhnliches, das dem öffentlichen Urtheil Stoff zur Bekrittelung hätte geben sollen. Dem Dichter Tieck schloß sich eine Tochter aus dem gräflich Zieb'ingen'schen Hause an; Frau von Stael machte ihre berühmten Reisen in der Verbannung mit A. W. von Schlegel; Tiedge lebte im Hause der Frau von der Recke, und sogar in neuster Zeit zog Frau Ida von Hahn mit ihrem Freunde Geibel nach Athen.

Nach dem Berlin zurückgekehrt, trat Henriette in genauere Beziehung auch zu Jean Paul, Fichte, Heinrich Steffens, dem weit über das deutsche Vaterland hinaus berühmten Philosophen, Naturforscher und Dichter, und endlich zu der Herzogin Dorothea von Kurland, in deren Hause sie, als Lehrerin der später so berühmten als schönen Herzogin von Sagan, sorgenlose Tage verlebte. Bis acht Jahre vor ihrem Tode machte sie kaum diesen Unterricht zu ihren Lebensberufe, theils unentgeldlich, theils, wenn sie von Begüterten Bezahlung nahm, zur Unterstützung wohlthätiger Anstalten. Aber Alter und Krankheitsleid bereiteten der Greisin jetzt manche bittere Stunde und entlockten ihr den Seufzer: „Wäre ich jetzt so reich und vornehm, wie ich früher schon war, so würde ich nicht zu verlassen, sondern noch allgemein gefeiert sein!"

Doch sie sollte nicht so verlassen bleiben. Auf Anregung des edlen Jugendfreundes, Alexander von Humboldt, erhielt Henriette aus der Privat-Schatulle Friedrich Wilhelm's IV. eine jährliche Pension von fünfhundert Thalern, auch erfreute sie der leutselige Monarch durch einen Besuch in ihrer Sommerwohnung im Thiergarten.

Noch immer liebenswürdig, hoch und stattlich von Gestalt, bewahrte Henriette ihre geistige Frische bis wenige Wochen vor ihrem Tode, der am 22. Oktober 1847 erfolgte . . .

Wohl oft mochte Henriette die bedeutende Veränderung der gesellschaftlichen Zustände schmerzlich berührt haben im Rückblick auf jene Zeit, welche mit der Blüte der deutschen Poesie, mit der sittlichen Veredlung der Ideen der Freiheit im Lichte der Schönheit und Wahrheit zusammenfollt. — Und unsere heutigen Salons? Ist es Genialität, was sich in ihnen breit macht? O nein; es ist ein Haschen nach geistreichen Phrasen und ästhetischen Urtheilen unserer verkümmerten und vornehelten Tull- und Flozgesellen mit ihren unwahren Gefühlen und den anddeckstoten oder mit künstlichen, mehr oder weniger edlen Masken umhüllten Gesichtern. Die gesellschaftlichen Formen bestehen trotz eitler, menschlicher Vornehmthuerei zumeist nur in peinlicher Bewegung oder in einem gesuchten Wesen . . . Verstand und Poesie sitzen heutzutage bei der Lellampe!

Digitized by Google

Die Rekruten.

Nach Skizzen von M. Haider.

II.

In der Stadt.

Aufpaßt, Stiefelwichser! d'Stiefel werd'n, g'wichst und d'Hos'n tatirt!

Da ſieht: Frih er; wer wird denn ſo dumm ſein und wird Haar freſſn!

Jud! Jud! Juuuuhuhu!

Kamerad'n, glaubt's? Da (ein) Taufzopf langt net in der ganz'n Kompagnie!

Schauſpieler. Heiß, zum Satan mit Deinen Rekruten! Rekrut (laut). Sapprament! Was ſchimpft Der über d'Rekrut'n?

Digitized by Google

Medea.

Novelle von Marie Giese.

(Fortsetzung.)

II.

In dem Lesesaal eines der prächtigen Hotels, vor denen die dreifache Reihe der herrlichen Wallnußbäume und edlen Kastanien von Interlaken sich hinzieht, teilen sich die beiden Freunde aus Deutschland. Die hohen Fenster waren weit geöffnet, um die frische Abendluft einzulassen, welche um so wohltuender wirkte, als die Flammen der beiden Gaskronleuchter eine drückende Wärme erzeugten. An den Büchertischen sah man nur wenig Leser. In einem weichen Polstersitze vergraben studierte ein ältlicher Engländer mit lahlem Schädel die Times; durch das Glas seiner Lorgnette; zwei blonde Damimen studierten eine Eisenbahnkarte und gingen mit sich zu Rate, ob sie über Luzern oder Montreux nach den italienischen Seen reisen sollten. Am Pianino klimperte ein langaufgeschossener, schmalschultteriger Gymnasiast aus Berlin eine bis zum Ueberdruß abgeleierte Melodie aus der neuesten Posse eines vorstädtischen Theaters. Sein Vater, ein Fabrikbesitzer, dem der Ausflug nach Heidelwald gestangweilt und ermüdet hatte, schnarchte in einer Sophaecke, das buntseidene Taschentuch, mit dem er sein Gesicht bedeckt hatte, war halb auf seine Brust hinabgeglitten und man konnte bemerken, wie seine festen Wangen sich mit jeder Minute stärker rötheten und sein Mund sich weiter öffnete.

Die beiden Freunde saßen in tiefem Gespräch an einem der geöffneten Fenster, von dem aus der großen Flügelthür gegenüber lag.

„Mein edler Zögling pflegt schon der Ruhe, und so fehlt uns nichts im Wege, nach dem Kursaale zu gehen und das Konzert anzuhören," sprach Teubner, indem er seine Uhr hervorzog; „morgen dürfte die Gelegenheit nicht wieder so günstig sein."

„Nemer Bueche! Erklärе mir, wie Dir's möglich ist, Dich in diese Abhängigkeit zu finden. Ich kenne meinen Augen nicht, als ich Dich auf dem Dampfschiff, das uns von Thun hieherbrachte, im Gefolge einer russischen Familie bemerkte, eine Stellung, in der Du Dich so wohl zu befinden scheinst —"

„Ich dächte, es wäre sehr begreiflich, daß ich, anstatt meinem Vater, der Recht hat, mit dem Gedeiht eines Tuchfabrikenbaumes seine übrigen Kinder durchzubringen — zur Last zu fallen, mir jährlich sechshundert Thaler verdiene, wie ein Fürst reise, und neben meinen Berufspflichten noch Zeit genug finde, mich zu meinem philologischen Examen vorzubereiten und mir die Welt anzusehen, wozu sich schwerlich Gelegenheit finden dürfte, wenn ich erst wohlbestallter Schulmeister und im Besitz meines Hausherd bin, das eben so arm an Geld und Gut, wie reich an liebenswürdigen Eigenschaften ist."

„So früh hast Du Dich gebunden? Möchte es Dich nie gereuen!" sprach Werner kopfschüttelnd.

„Ich vermuthete, daß es Dir unbegreiflich sein würde. Aber sieht Du, sicher ist sicher. Hätte nicht Jemand kommen und mir ihr Herz abwendig machen können, wenn ich in die weite Welt gegangen wäre, ohne ihr meine Gefühle und Absichten zu offenbaren? Mein Leben — so weit ich selber die Macht habe, es zu gestalten — liegt klar und offen vor mir, mich ich bin dessen froh. Will's Gott, so sieht's Du mich bei Deiner Rückkehr aus Italien in Amt und Würden, und als glücklichen Ehemann wieder."

„Nach Italien? Vielleicht gehe ich nach dem Süden Frankreichs," erwiderte der Andere und wich dem staunenden Blick seines Kameraden aus. „Die wundervollen Küsten des Mittelmeeres würden mich zu Studien anregen oder —"

„So plötzlich nach Frankreich? Nun, mir ist es gerade recht. Da wir den Winter in Nemenz zubringen wollen, kreuzen sich unsere Wege dort vielleicht. Ich kann mich nur noch gar nicht darein finden, daß Du Dein Fachstudium aufgeben und Künstler werden willst? Wenn Dein geiziger Stiefvater es wüßte, er kehrte sich im Grabe um."

„Warum zwang er mich, Jura zu studiren, um einst Advokat zu werden, wie er? Meine einzigen Bitten, mich auf die Malerschule zu schicken, blieben umsonst; mein Drang zur Künstlerlaufbahn war der Grund zu stetem Zwist und Groll zwischen uns. Die Proben meines Talentes würdigte er keines Blickes; freilich war ihm das Reich der Poesie und Kunst verschlossen! Doch, Du kennst genug von dem Druck, unter welchem ich gelebt habe, um nicht schlecht von mir zu denken, daß ich nicht anders kann, als seinen Tod —"

„Nicht bis zur Verzweiflung zu beklagen!" lachte Teubner. „Ich hoffe, Du bist zum Universalerben seines Mammonos eingesetzt?"

„Er hat sein Vermögen unter weitläufige und nahe Verwandte in gleiche Theile zerspittert — mit weiser Absicht, wie in seinem Testamente stand — damit Keiner von uns sein Kapital an eigener Kraft brach liegen lassen könne. Die Summe, welche auf mich fällt, reicht kaum zu meiner weiteren Ausbildung und der Reise nach Italien aus. Doch sie genügt mir und ich sehne ihn für das Vermächtniß."

„Was sprichst Du von Ausbildung? Haben nicht sowohl das Landschaftsbild wie der Studienkopf, die Du zur Ausstellung schicktest, das Lob der Kritik und einen Käufer gefunden?"

„Freund, so gering ist meine Begabung nicht, daß ich nicht deutlich erkennen sollte, wo mir noch fehlt, um den Namen eines Künstlers mit Ehren zu tragen! Ich will und muß eine hohe Stufe meiner Kunst erklimmen, und sollte es im Schweiß meines Angesichtes geschehen, bis ich ein Werk hinstelle, das die Herzen der Menschen ergreift und begeistert. Ich fühle, daß es mir gelingen wird! In der Herrlichkeit dieser Natur ist mir der Blick für die Größe meines Berufs aufgegangen. Der Umgang mit den Menschen aller Stände beginnt einen Reiz auf mich auszuüben, den ich früher nicht ahnte. Meine Anschauungen erweitern, meine Empfindungen steigern sich —"

„Was sie in der guten Stadt Gerisswald ärgerlichen Abgrund nicht vermochten. Für eine Künstlerphantasie fand sich dort freilich nicht viel Zündstoff, allein das Nest bot doch Manches, wofür Du mehr Sinn hättest haben können: angenehmen Familienumgang, Bälle, Kränzchen, selbst gute und hübsche Mädchen. Du gingst nur an allen vorüber, ohne die Augen aufzuthun. Deine Farbenversuche, Zeichenhefte und die —"

„Die Venus von Milos —" unterbrach Werner ihn lächelnd.

„So ist es, gerade auf sie wollte ich kommen! Also dieß Bildes ließ Dir keine Zeit für die alltäglichen Freuden der Jugend."

„Die Venus von Milos! Ich habe nicht vergessen, wie ihr mich verhöhntet, als ihr mich nach einem meiner vielen Zeichenjahren in meiner Klause überfielt und mich in Betrachtung ihres Götterbildes fandet."

„Seit jenem Abend datirt Dein Name Tannhäuser, und Deine enge Stube, die Du mit allerlei heidnischem Kunstteam ausgeschmückt hattest, hieß nie anders als der Venusberg. Damals dächte ich übrigens, hätten Dich Portraits am meisten beschäftigt. Wie kommt es, daß Du Dich auf den Landschaft gewerfen hast?"

Werner machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern und sprach, indem er das Fenster in seiner ganzen Breite öffnete: „Es drückt mich mit Centnerlast, daß ich über meine Richtung noch nicht ganz entschieden bin. Die nächste Zeit wird es heben. Morgen verlasse ich Interlaken und beziehe eine einsame Pension am Thunersee, um ungestört meinen Studien zu leben."

„Und Freund Teubner darf kein Zeuge der Kämpfe einer Künstlerseele sein, wenn ich Dich recht verstehe?"

„Wenn eine meiner Arbeiten weit genug gediehen ist, daß sie ein freundes Auge ertragen kann, soll Du zuerst es wissen, bis dahin —"

Eine rauschende Tanzmusik, die sich in einem Saal des ersten Stockwerks erhob und ihren Strom durch das ganze Haus ergoß, unterbrach das halblaut geführte Gespräch.

Der mißvergnügte Kopf des alten Engländers wurde über der Times sichtbar. Nach einigen Augenblicken legte er das Blatt auf den Tisch, stellte pantomimisch nach dem Fenster, an dem die beiden jungen Männer sich der Kühle erfreuten, und machte Miene, es zu schließen.

„Dieses Hundrum stört mich," sagte er in gebrochenem Deutsch.

„Aber, mein Herr, wie können Sie den reizenden Walzer der Neuzeit, den Faustwalzer von Gounod, mit einem so unharmonischen Wort benennen. Hören Sie das zarte Piano! gerade dieser Theil ist unvergleichlich. Und bitte, schließen Sie doch die kühle Luft nicht von diesem Backofen aus!"

„Dieses Hundrum stört mich," wiederholte monoton der Engländer und drängte sich zwischen die beiden Freunde, um seinen Vorsatz auszuführen.

Diesmer räumte das Feld. „Komm hinaus auf die Promenade, ich wächte die Jungfrau im Mondschein sehen."

„Nein, wir wollen nach dem Kursaal gehen. Auf den Terrassen sollen alle Abend mehr als schattenhaft Menschen versammelt sein. Das müßte Dich doch reizen; es sind gewiß merkwürdige Schönheiten unter einer solchen Menge."

Werner ging schon der Thüre zu, in welcher jetzt der Gymnasiast stand. Derselbe eilte an seinem Strohhütchen und hielt seinen Spazierstock mit dem Bewußtsein eines Stutzers zierlich in der Hand; drei oder vier junge Männer, welche eben die Treppe herabkamen und unter fröhlichen Scherzen dem Speisesaal zueilten, blieben auf dem Wege stehen und wandten ihre Köpfe nach dem entgegengesetzten Ende des breiten, marmorgetäfelten Flurs, den zwei Gasampeln fast tageshell erleuchteten. Unwillkürlich beschleunigte Werner seinen Schritt und stand schon auf der Schwelle des Lesesaals, während sein Freund immer noch den Engländer zu überzeugen versuchte, daß der Faustwalzer kein Hundrum sei. Er folgte den Blicken der jungen Leute und blieb plötzlich stehen wie sie.

Digitized by Google

Aus einer weitgeöffneten Thür im Hintergrunde des Flurs trat eine weibliche Gestalt und schritt langsam der Treppe zu. Ueber den weißen Atlaß ihres Schleppkleides wallte ein Ueberwurf von Spitzen, deren nebelgleiche Durchsichtigkeit dem Gewebe glich, in welches die Märchendichter ihre Feenlöniginnen hüllen; zwei Agraffen von auffallbaren Rubinen funkelten auf den schmalen Achseln ihres Gewandes, das Hals und Arme in ihrer vollen Formenschönheit sehen ließ. Das dichteste Gitter hier und dort in den Wellen ihres schwarzen Haares glitzerten, bemerkten wohl kaum die Augen, welche staunend auf ihr hafteten, weil die Pracht des Naturschmuckes sie zu sehr beschäftigte. Anhig, stolz und ohne nur einen halben Blick nach rechts oder links zu wenden, war sie bis an die offene Thüre des Speisesaals gelangt, auf deren Schwelle Werner und der Gymnasiast standen. Eine Lampe mit zwei Lichtern, ein Schirm, den er rückwärts hielt, ohne es zu wissen, machte der Braut klar, daß sie den Kopf zur Seite wandte. Ihr Blick traf ihn und ihre Wimpern zuckten über den schwarzen Augen; ein kurzes Zaudern, als wolle sie ihn grüßen oder anreden, dann aber faßte sie sich und ging kalt und gemessen weiter. Bei der Wendung, die sie machte, um den Treppenaufgang zu gewinnen, bemerkten die neugierigen Beobachter, daß ein warmes, gedämpftes Roth die Marmorblässe ihres Gesichts verschönerte. Einige von ihnen wandten die Köpfe nach Ernst um, und sein Herz schlug mit stillem Triumph, den er hinter einer gleichgiltigen Miene zu verbergen bemüht war.

„Die junge Fürstin Menzikoff," flüsterte der Gymnasiast in wichtigem Tone. „Sie geht zum Ball bei ihrem Schwager, der die Hälfte der zweiten Etage gemiethet hat. Sind Sie zufällig mit ihr bekannt?"

„Flüchtig," erwiederte Werner und drehte dem Burschen den Rücken, um in den Garten zu eilen. Die erleuchteten Fenster des Gasthauses raubten dem blumenreichen, traulichen Platze nicht seine Verborgenheit. Es wölbte sich eine Gruppe von Platanen und Akazien über dem kleinen Springbrunnen, aber sie war nicht dicht genug belaubt, um einen sicheren Zufluchtsort zu gewähren. Nur die Baumreihen der Promenade, die sich vor den Palästen hinzog, boten ihm unter ihren Wölbungen ungestörte Einsamkeit.

Eine Ausgelthür öffnete sich aus einem kleinen Atlan, den Myrtenbüsche, Palmen und Orangenbäumchen in einen kleinen schwebenden Garten verwandelten. Durch die Lücken zwischen den Zweigen trieb sich's in den Ballsaal blicken, in ein Gewoge von schönen Frauen und ihren Tänzern; farbige Seidenschleppen und weiße Gazewollen streiften das glänzende Parket, Diamanten und Perlen funkelten im Strahl der Gasflammen. Der Wiederhall rauschender Musik drang bis über die Baumwipfel hinweg und erstarb weithin auf den stillen Matten des Thales.

Auf der Brüstung des Altans hielt versteckt hinter blühenden Rhododendron, lehnte Nadine, die russische Prinzessin. Der weiße Ueberwurf von weichem Kaschmir war von der rechten Schulter geglitten; die eine Hand stützte den Kopf, die andere zerstörte einen der großen, rosenrothen Blatenbälle der Hortensie, die aus dem Blättergrün hervorsahen. Ein Seufzer, tief und lang, kam über ihre Lippen, und den Kopf in den Nacken zurückgebogen blickte sie zum Himmel auf, als suche sie in dem Gewimmel der goldenen Punkte einen verlorenen Stern. So stand sie mehrere Minuten grübelnd da, dann trat sie ungestüm den weißen Kaschmir empor und wandte sich zu den jungen Männern, die aus dem Saal auf den Altan traten und sie anredeten. Es entstand ein Gespräch, das der Lauschende nicht zu verstehen vermochte. Als die Musik schwieg, übertönte Nadine's Stimme tief und leise vibrirend die der Uebrigen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Versicherungen, aber ich lange heute Nacht nicht!" Mit diesen Worten trat sie in den Saal zurück. Die beiden Augen, welche aus dem Dunkel des Gartens zu ihr aufgeblickt hatten, leuchteten zum zweiten Male in einem unbewußten Triumph. Warum lachte der deutsche Maler ohne Namen spöttisch und warum schüttelte er den Kopf, indem er das Wort „Narrheit" murmelte? Was kümmerte es ihn, ob eine diamantenstrahlende russische Fürstin erröthete und sich wegerte, heute Nacht zu tanzen? Hatte sie ihm nicht mit schönden Worten erklärt, daß es außer ihren Wünschen lage, ein tieferes Gespräch mit ihm zu führen? Nicht einmal einen Gedankenaustausch hielt sie ihm für werth? Und was wurden es überhaupt für Worte, die sie während ihrer flüchtigen Bekanntschaft gewechselt hatten? Keine, die über die Grenzen des Alltäglichen hinausgingen!

Auf der Fahrt über den Thunersee hatte er nur beobachtet, wie sie am Bord des Schiffes saß und gedankenvertieft in das Wasser blickte oder zu den Bergen aufsah, als könne sie ihre Augen nicht von ihnen losreißen. Am Landungsplatz waren es einige flüchtige und gleichgiltige Fragen, die sie an ihn und Teubner richtete, Fragen, welche die Weiterbeförderung nach Interlaken betrafen. Das zweite Mal sah er sie mit der alten Mutter im Lehrzimmer bei seinem Freunde, das in dem Gasthaus Beroedeer, wo die Familie wohnte, eingerichtet worden war. Die Frauen kamen, um eine französische Lektion mitanzuhören, fanden die Aussprache des deutschen „Gouverneurs" nicht nach ihrem Geschmack und äußerten den Wunsch, diesen Unterrichtsgegenstand von seinem Lehrplan gestrichen zu sehen, was den Philologen nicht im mindesten verletzte, da die Form der Bitte eine sehr höfliche war. Er sagte, daß er der pariser Bonne mit Vergnügen das Feld räumen wolle, und eilte sogleich nach der Thüre, um durch das auf dem weißen Platte stehende Wort „Fraxösisch" einen rothen Strich zu ziehen. Werner war stummer Zeuge dieses Vorganges; Niemand kümmerte sich um seine Gegenwart, weshalb er in seiner Skizzenmappe zu blättern begann, ohne die Folge, fremdländische Schönheit zu betrachten. Was ihn besremdete, war nur der Umstand, daß sie bei ihrem Fortgang aus dem Zimmer auf einmal wie in der Zerstreuung stehen blieb und nach ihm zurückblickte, was ihre Mutter veranlaßte, sie in leisendem Tone daran zu erinnern, daß sie ihr den Arm geben und sie auf ihr Sopha schaffen oder einen Domestiken holen müsse, wenn jene Dienstleistung zuviel verlangt sei.

Auf der Heimwehfluh — freilich, dort hatte es ihn mit unerklärlicher Gewalt zu ihr gezogen, doch es war nichts als der Drang nach einer gleichgestimmten Seele! Er suchte ein Herz, das wie das seine in Begeisterung für die Größe und Lieblichkeit der Naturbilder wallte, und fand nicht nur kein Echo in dem ihrigen, sondern sie hielt es für angemessen, ihm zu erklären, daß er kein Recht habe, einen Gedanken mit ihr auszutauschen.

Sein verletztes Selbstgefühl, dieß und nichts Anderes, trieb ihn jetzt dazu, sich jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke in's Gedächtniß zurückzurufen und wieder von vorn zu beginnen, wenn er beim Schluß angelangt war. Ja, er fand noch im Dunkeln an das Gitter des Gartens gelehnt, als die Musik längst nicht mehr tönte und die Front des großen Gebäudes schon finster war.

*

Seit einer Woche hing ein dichter Wolkenschleier über dem Thal von Interlaken und noch wollte sich kein Lüftchen erheben, um ihn zu zerreißen und über die Berge zu wehen. Von den Nußbäumen rieselte in schweren, trägen Tropfen der Nebel und die Blumen in den Gärten senkten die Köpfe. Manchen schlanke Lilei schmonkte schon gebückt über der Einsaffung des Beetes, und die bunten abgefallenen Blätter lagen mit feuchtem Sande vermischt in den Steigen und auf der Terrasse. Die höchsten unter den Baumwipfeln waren vom langsam ziehenden Wolkenmassen umwoben, während die Spitzen der Berge sich in unburchdringliches Grau gehüllt hatten, und nur der Fuß der Gebirgsketten umzog wie eine schwarzbraune Mauer das trübe Bild. Zwar schimmerte hier und dort das Grün der Thalsohle lieblich durch die Dünste, welche aus dem nassen Erdreich emporstiegen, und ein Buch winkte mit laubreichen Zweigen und der Eindse hervor, in welche sie einmal übergingen, aber Oede lag sogar soweit, daß der Fuß des dichtbewadeten, regelförmigen Nugen wie ein Siegeskranz über den dampfenden Wiesen erschien, doch schon nach wenig Minuten waren diese holden Farben verschwunden, gleich einem Hoffnungstraum in der Nacht eines öden Lebens.

Am schwellen lagerte das dicke Grau der Atmosphäre über dem Thunersee, wo der Abend- und Stoßseelfug auf dem Wasser emporstiegen. Nur ein schmaler Streifen der grünlichen Flut war heute an der Stelle sichtbar, wo im Schuß des steilen Abhanges ein kleines Haus steht, dessen feste Bauart darauf hindeutet, daß in den rauhen Jahreszeiten Sturm und Schnee hier gefürchtete Gäste sind. Unten den Fenstern des zweiten Stockes zog sich eine breit gezimmerte Gallerie hin, auf der sich eine breite, grün angestrichene Thür öffnete. Sie führte in ein geräumiges Zimmer, das nicht das Ansehen hatte, als ob ein ruhiger Geist in ihm waltete.

Skizzenbücher und lose Blätter bedeckten den Tisch. Eines derselben zeigte ein weibliches Brustbild in Wasserfarben; die Falten eines Ueberwurfs schmiten die nackten Arme in einer Weise ab, daß die Büste täuschend herzeigen gleicht, welche man von der Venus von Milos sieht, doch der Kopf mit seiner Wucht schwangen Haares senkt sich nach vorn; träumend, grübelnd blickt das feuchte, dunkle Auge zur Erde, wo gequält im Suchen nach der Lösung eines unergründlichen Räthsels. Derselbe Kopf befand sich im Profil mit Kohle gezeichnet auf einem andern Blatt, das mit einer starken Nadel an der Tapete der Wand befestigt war. Daneben hing, mit wenig Strichen hingeworfen, das Schneehaupt der Jungfrau; unter ihm im Nebel die Thalenge von Lauterbrunn. Bücher, gelehrte Manuskripte bedeckten die hölzernen Stühle; ein Band mit den Liebesgedichten des Horaz lag aufgeschlagen auf dem Sofhas, unbequemen Andenken.

Der Bewohner des Zimmers stand in der offenen Thüre und hieß seine Bücke nach dem nebelbedeckten See steigen, eilte dann die Treppe hinab und überredete seinen Wirth, der in den Schuppen hinter dem Hause arbeitete, zu einer Bootfahrt nach Weißenau. Er habe nothwendige Geschäfte in Interlaken, sagte er. In sein Gemach zurückgekehrt, ergriff er einen Brief, der in deutscher Sprache mit festen Lettern geschrieben war und dessen korrekter Styl einen sonderbaren Gegensatz zu der fehlerhaften Orthographie bildete. Er lautete:

Digitized by Google

„Geehrter Herr! Da Sie bei dem schlechten Wetter verhindert sind, Naturstudien zu machen, so werden Sie es hoffentlich als kein zu schweres Opfer betrachten, wie heute und so lange die Sonne nicht scheint, einigen Zeichnenunterricht zu geben. Ueber die ersten Anfänge Ihrer Kunst bin ich schon hinaus und verspreche Ihnen, eine ausnehmende Schülerin zu sein.

Nadine Menzikoff."

„Es kann mir nur lieb sein, endlich eine bestimmte Beschäftigung zu finden," murmelte der junge Mann, indem er sich, trotz seiner Hast, sorgsam ankleidete. „Seit vier Tagen habe ich nichts als thörichte Dinge gethan, die zu keinem Zweck führten."

Die Fahrt über den See, die kaum ihm lange und er hat seinen Wirth, ihm die Nader zu überlassen, was der Mann, welcher seinen Zeichens kein Schiffer war, ohne Widerstreben that. Bei der Ankunft in Weißenau war Werner von der ungewohnten Anstrengung erhitzt und schien es beshalb rathsam zu finden, in schnellem Schritt bis nach Unterstaden zu gehen, um sich bei dem leisen Regengerieselt nicht zu erkälten. Erst in der Halle des fürstlichen Hotels und nachdem er dem Domestiken seinen Mantel zugeworfen hatte, stand er stille und sammelte sich einige Minuten. Herr Tendner sei auf drei Tage nach Been gereist, um einen Universitätsfreund zu besuchen, erfuhr er von dem dienstbaren Geist; der junge Fürst leide am Husten und hüte das Bett. —

Das Zimmer, in welchem er geführt ward, war mit allem Luxus, der in den Gasthäusern ersten Ranges üblich ist, ausgestattet. An einem Tisch, dessen seidene Damastdecke schief zur Erde hinabhing, saß die alte Fürstin und legte Karten. Ihre Monschetten sahen zerknittert aus den Aermeln eines schwarzen Juchtleids hervor, das seit langen Zeiten in keine engere Beziehung zu der Bürste gekommen sein mußte; die Spitzenhaube saß hart vergibt und verkehrten auf dem ergrauten Scheitel. Als Werner eintrat, nickte die Alte verdrießlich mit dem Kopf und sah ihn mit ihren tiefsenden Augen scharf an, indem sie ihrer ältesten Tochter, einer etwa dreißigjährigen Frau von beschränktem, schläfrigem Aussehen, einige Worte in russischer Sprache zumurmelte, worauf diese sich zur Seite wandte und den Fremden mit einfältiger Neugier betrachtete.

„Ihnen Sie nehenan, da sist Nadine und wartet," sagte die Alte und deutete auf die Seitenthür.

Die schweren, dunkeln Portièren waren halb zurückgeschoben und gestatteten den Blick in ein kleineres Zimmer, das eine dunkelgrüne, sammetartige Tapete und Polstermöbel von derselben Farbe, trotz der reichvergoldeten Spiegel- und Bilderrahmen, leicht hatten unfreundlich erscheinen lassen können, zumal an einem Regentage wie der heutige, wäre nicht die große Glasthür, die in den Garten führte, so hoch und breit gewesen, daß die Beleuchtung selbst bei der grauen Luft noch hell war. In der Nähe dieser Thür stand ein großer, runder Tisch, über dessen glänzende Platte die Pringessin den Kopf gebeugt hatte, um die Blätter zu prüfen, welche in einer prächtigen Mappe von russischem Leder lagen. Sie war so vertieft in ihrer Beschäftigung, daß sie erst aufblickte, als der Maler seinen Gruß wiederholte.

„Verzeihen Sie, daß ich Ihren Eintritt nicht bemerkt hatte," sprach sie mit der Haltung einer vollendeten Weltdame. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie den Weg bei dem schlechten Wetter nicht gescheut haben."

Diese Anrede war so unbefangen, daß der junge Mann, nachdem er heimlich einen tiefen Athemzug gethan hatte, mit einer Verbeugung erwiederte: „Ihre Voraussetzung, daß mir unter diesem genauen Himmel eine Arbeit lieb sein würde, war begründet. An einem sonnigen Tage hätte Ihre Aufforderung mich nicht in meiner Klause erreicht."

„Peter Iwanowitsch und Monsieur Vernon, meine Lehrer beginnt," sprach sie.

Zwei Männer, die Werner noch nicht bemerkt hatte, erhoben sich von einem Divan, der in einer Nische unweit der geoßen Glasthür, halbverborgen von einem Vorhang, stand. Der eine, ein schlanker, junger Franzose, dessen Anzug und Manieren ihn als ein Glied der Aristokratie von Paris kennzeichneten, drehte die Spitzen seines Schnurrbartes, daß die Lippen zusammen und verlieh das Zimmer mit einer mustergültigen Verbeugung. Der Andere gähnte, warf sich wieder in die Ecke des Divans und begann eine Melodie zu pfeifen.

„Hören Sie nicht, Peter Iwanowitsch, daß ich meine Zeichenstunde anfangen will?" fragte Nadine, und Werner, der an den Tisch getreten war und in der Mappe blätterte, sah mit einem schnellen Blick, daß die seinen Adern an ihren Schläfen stärker hervortraten, während ihre Augen unter den halbgeschlossenen Lidern einen Blitz nach dem Russen schossen.

„Seit wann beschäftigen Sie sich mit den schönen Künsten, liebe Schwägerin? Lange kann es noch nicht sein, denn in Rom und Neapel wußte ich Sie zu stürmlich in die Gallerien steigen," fragte der Andere in spöttischem Tone.

„Ich lasse mich wieder hinbringen, wo ich nicht zu sein wünsche, noch fühle ich mich geneigt, Rechenschaft über meine Geschmacksmandelungen abzulegen," versetzte sie, und es war Werner, als höre er ihren Fuß den dicken türkischen Teppich stampfen.

Der Russe erhob sich wieder und seiner Ede. Er war von stämmiger, mittelgroßer Figur und ein tintenschwarzer, strupiger Bart bedeckte sein Gesicht fast bis unter die engaeschlitzten, funkelnden Augen, die einen lauernhaft lauernden, etwas scheuen Blick besaßen. Seine machtgebeute, glatte Stirn erhob sich kaum bei Zoll hoch über den schmalen, scharfen Backichtnase. Zuweilen blitzten zwei heiße Reihen, weißer, kurzer Zähne in dem Mittelpunkt des ermähnten buschigen Bartes, was ein Lächeln seiner unsichtbaren Lippen vermuthen ließ und dem Gesicht etwas unbeschreiblich Wildes, Thierisches gab.

Plötzlich schien Nadine ein neuer Gedanke zu kommen. Sie betrachtete ihn eine halbe Minute aufmerksam, und ein kaum merkliches, verächtliches Lächeln zucke um ihre Mundwinkel.

Peter Iwanowitsch sprang von seinem Divan auf. „Was haben Sie? Wollen Sie mich vielleicht malen? Bei Ihren romantischen Einfällen wäre es kein Wunder!"

Sie schwieg und wandte sich dem Maler zu, den die Szene peinlich berühren mußte, denn seine vorhin blassen Wangen hatten sich gefärbt und ein Stirnrunzeln bewies seine Erregung. Aufmerksam, wie das Gesicht ihres Schwagers, prüfte sie jetzt das seine, doch anstatt des halbverborgenen Spottes lag es ernst und todumwölkt über ihr. Züge und ein Zucken funkelte an den schmalen Lippern. Sie drehte den Kopf langsam nach dem Fenster um, daß die Männer ihr nicht in's Gesicht sehen konnten. „Kommen Sie, Herr Werner, und lassen Sie sich diese Störung nicht verdrießen; wir wollen beginnen, ehe es Abend wird." Sie sprach diese Worte mit weicher Stimme und wintte ihm, sich auf einen Stuhl neben ihren der Glasthüre zu setzen. Als er es gethan hatte, nahm sie dicht neben ihm Platz und breitete ihre Blattee vor ihm aus.

„Ich glaubte, Sie zeichneten Landschaften," sprach er, durch Alles, was er sah und hörte, wieder aus der Fassung gebracht.

„Landschaften, Herr Maler?" schnarrte Peter Iwanowitsch. „Bewahret! Dazu ist sie zu sehr Russin. Solche Dinge sind nicht start genug für sie. Was sie liebt, sind Köpfe, besonders solche, in denen etwas vom Teufel oder von Engeln steckt. Meine Mappe hat sie längst von allen Seiten verewigt. Gestehen Sie, Peingeslin, daß das Gesicht Ihres Schwagers Ihnen viel zu schaffen macht!"

Sie schwieg und seine Linie ihres Gesichtes zuckte, während sie die Spitze eines Bleistiftes preßte.

„Adelio, lieber Engel; an revoir bei besserer Laune!"

Mit diesen Worten ging der Russe spornklirrend hinaus und Werner hörte, wie er mit den beiden Kartenlegerinnen ein Gespräch führte und die Blonde — seine Gemahlin — zum Lachen brachte. Nadine stand auf und schloß die Thür.

„Ich sehen hier, daß ich nicht zu beschelden bin, wenn ich mich eine Anfängerin nenne," sprach sie, an ihren Platz zurückkehrend. „Es sind Jahre vergangen, seit ich keinen Stift in der Hand gehabt habe. Ich mochte Köpfe zeichnen lernen. Auf unsern ewigen Reisen sieht man zu weiten Gesichter, die man immer um sich haben, und andere, welche man aus's Ende der Welt wünschen möchte. Diese beiden Gattungen ziehen mich an. Von den gleichgültigen, und das sind die meisten, rede ich nicht. Glauben Sie nach diesen Proben, daß ich Talent besitze?"

Einen Augenblick, noch nicht längez, zögerte er. „Diese Skizzen und Studien sagen nicht viel," sprach er mit dem Ernst eines Lehrers. „Sie schreinen eher das Ergebnis einer Laune, als einer Arbeit zu sein, wie Genie und Thatkraft sie hervorzubringen pflegen."

„O, Sie schmeicheln wenigstens nicht, und ich danke Ihnen dafür!" versetzte sie mit einem Lächeln, welches ihre Lippen so entzückend bewegte, daß Werner die Skizze mechanisch seitlich und sich vorbeugte, um das wunderbare Gesicht genauer zu betrachten.

„Von allen Männern, die ich kenne, schmeicheln einzig und allein Sie nicht," wiederholte sie.

„Weil es mir heiliger Ernst mit der Kunst ist."

„Und Sie verlangen ihn auch von Ihren Schülern?"

„Nur Denen, die ihn besitzen, würde ich meine Zeit und Mühe widmen."

„So muß ich also mit aller Energie zu Werke gehen? Nun, es ist schon ein Gewinn, daß Jemand diese Foederung an mich stellt." Sie stützte nachdenklich den Kopf in die Hand und suhe nach einer Pause fort: „Ich gebe Ihnen das Versprechen, eine fleißige und gehorsame Schülerin zu sein. Es wäre wunderwoll, wenn ein verborgenes Malertalent in mir stedte!"

„Ich zweifle daran," erwiederte Werner lächelnd, indem er das Profil eines Männerkopfes genau betrachtete.

„Sie sprechen mir gleich zu Anfang der Stunde das Talent ab; wollen wir nicht erst eine gründliche Probe machen? Welch' ein Triumph für mich, wenn ich Ihre Besorgnisse mit einigen Strichen zu nichte machte!

Digitized by Google

Erkennen Sie aber wirklich nichts Bedeutendes in mir, so will ich meine Skizze wieder bei Seite werfen und mein Leben mit Nichtsthun verbringen, wie bisher."

„Oder Sie widmen Ihre Kräfte einem andern Ziel. Jede redliche Anstrengung und Arbeit bringt ihren Lohn mit sich."

„Arbeit! Ich habe auch schon öfter daran gedacht, aber ich bin eine Fürstin aus altem Geschlecht und habe ein jährliches Einkommen von zehntausend Rubeln. Nach dem Tode meiner Mutter gehen sogar — ich glaube weitere fünftausend auf mich über. Wo gibt es denn für mich und meinesgleichen etwas zu thun? Wer verlangt, daß ich die Hände rühre? Um doch etwas in der Welt zu nützen, gebe ich den Armen auf unsern Gütern alle Neujahr tausend Rubel und tausend einem Hospital in Moskau. Meine Verwandten halten mich deßhalb für überspannt. — — Peter Iwanowitsch — Sie thäten besser, das Horchen zu lassen!" fuhr sie mit erhobener Stimme fort. „Tod Horchen ist eine sehr gemeine Angewohnheit!" Werner glaubte im Nebenzimmer leise Fußtritte zu hören, die sich von der Zwischenthüre entfernten.

Nadine sprang auf und schien hinausstürzen zu wollen, faßte sich aber und sprach mit einem schnellen Blick auf den jungen Mann: „Werlieren Sie nicht die Geduld bei diesen Störungen; ich will jetzt im Ernst beginnen. Haben Sie nichts in Ihrer Mappe, das ich kopiren könnte?"

Er begann zu suchen. „Da ich glaube, Sie wollten Landschaften malen, nahm ich nur einige Vorlegeblätter von Calame mit mir."

„Doch ich sehe dort etwas wie ein weibliches Brustbild," sprach sie und deutete sich über seinen Arm.

„Wenn Sie wagen wollen, es zu kopiren, werde ich ermüdete Gelegenheit haben, über Ihr Talent zu urtheilen," erwiederte er lächelnd, indem er ein feines Aquarellblatt nahm und es ihr reichte. „Ist es nicht ein gelungenes kleines Werk? Ich bin stolz darauf!" Er stand auf und drehte das Bild mehr dem Licht zu. Seine Züge leuchteten auf mit hinreißendem Schwung in Stimme und Geberden fuhr er fort: „Ich will nichts von den Formen sagen, — selbst unter der Hand eines Stümpers hätte ihnen der Abglanz ihrer olympischen Schönheit nicht ganz verloren gehen können, — aber das Auge, ich hab' es studirt und erfaßt! Sehen Sie den halben Blick unter dem Schleier der träumerischen Wimper, — die Welle über den schwarzgezeichneten Brauen? Was lasen Sie für Geheimnisse in den Wellen, als das Schiff und im Dämmerlicht des Frühlingsabends über den grünen Seefspiegel trug?" Er wandte seine Augen von dem Bilde nach der lebenden Gestalt.

Sie hatte sich heraht in den Sessel zurückgelehnt und ihr Gesicht zeigte keine merkliche Erregung, nur erschien es ein wenig bleicher als sonst. Anstig und aufmerksam sah sie nach ihrem Bilde hinüber.

„Mir dünkt, es ist ein fremder Zug um den Mund, ein halbes gezwungenes Lächeln —"

„Wie es Ihnen in manchen Augenblicken eigen ist — jetzt, eben jetzt! Blicken Sie in den Spiegel! Es ist der herbste Widerspruch zu jenen Augen auf dem Bilde. Sie sind ein verwirrendes Räthsel für den Physiognomen!"

Er schob den Vorhang von der Glasthür zurück, der die eine Seite des Spiegels beschattete. Sie blieb unbeweglich an ihrem Platz; er sah nicht, daß die Hand, welche in ihrem Schooß lag, den Stift zerknickte, welchen sie eben zum Zeichnen hatte ansetzen wollen.

„Wozu soll ich mein eigenes Gesicht studiren, da ich doch keine Freude daran haben kann?" sprach sie bitter und hielt mit gereizt durch seine ehrliche Bewunderung, „es kümmert mich nicht, ob ich höhnisch oder lieblich lächle."

„Und Sie verstehen sie nicht zu schätzen, diese wundervolle Gabe der Schönheit, die der Himmel über Sie ausgegossen hat, damit die Augen der Menschen durch ihren Anblick beglückt, gefesselt würden? Es erhebt Sie nicht der Gedanke —"

Sie winkte ihm achselzuckend mit der Hand und schüttelte den Kopf. „Wenn meine Schönheit nicht dazu dient, mir das zu verschaffen, was jeder fühlende Mensch als die Krone des Lebens betrachtet, so ist sie mir nicht mehr werth, als der Staub auf der Straße," murmelte sie. Ihre Stimme bebte, zwei große Thränen stürzten aus der schwarzen Tiefe ihrer Augen. Mit einer ungewöhnen Bewegung zerdrückte sie die verrätherischen Zeichen und heftete einen langen Blick voller Wehmuth und Schmerz auf den Jüngling. Auch lächelten ihre Lippen nicht mehr verächtlich, wie vor wenig Minuten noch, sie zuckten und öffneten sich, als wollten sie ein Zauberwort aus dem Heiligthum der gefangenen Seele ertönen lassen. Sprachlos ließ der Maler seinen Blick auf ihr haften, ließ ihn von der stolzen, zeitkummervoll gesenkten Stirn über ihre Gestalt gleiten, die sich, von dem schwarzen Sammetkleide umschlossen, nur drei Spannen weit von ihm erhob in dem unvergleichlichen physischen Ebenmaß ihrer Formen. Die Kundgebung ihrer Schmerzes veränderte den Charakter ihrer ganzen Erscheinung, der Wechsel riß ihn hin. Ihre Thränen waren an der Glut einer verborgenen Zärtlichkeit verlorgt, die aus ihren Augen schimmerte und ihn zu fragen schien: „Willst Du mich nicht verstehen, oder bist Du blind für die Wahrheit, daß ich, die Kalte, Unbesiegbare, meine Liebe für den armen deutschen Studenten aufsewahrt habe, der nichts besitzt, als seine mannhafte Schönheit und ein fast unerprobtes Talent?"

„Nadine!" rief er in einem Tone, als öffnete sich vor seinen trunkenen Blicken plötzlich die Aussicht in ein ungeahntes Paradies, — „ist es ein Traum, was mir der Zauberspiegel Ihres Angesichts offenbart? Wie soll ich wissen, was ich empfinde? Was willst Du von mir, Sphinx, Sirene, Dämon — Engel? —"

Es war ihm, als sähe er, wie sie ihm ihre weiße Hand entgegenstreckte, er legte diese Hand sich heiß auf seine hämmernde Stirn, — sein Knie beugte sich vor ihr, Feuersterne, der Wiederschein ihrer strahlenden Blicke, tanzten vor seinen Augen, — da weckte ihn der herbe, kühle Ton ihrer Stimme.

„Was wandelt Sie an?" sprach sie und trat wie entsetzt einen Schritt zurück. „Sie vergessen, wo Sie sind! Meine Worte haben falsche Voraussetzungen in Ihnen erweckt, — ich bedaure, daß ich gendthigt bin —"

Ein Blick ließ ihn die Verwandlung in ihren Mienen erkennen. Er sammelte sich eine Sekunde. „Sie haben Recht," unterbrach er sie dann, „es war ein Traum!" Er schlug mit der Hand vor seine Stirn und erhob sich. „Ich danke Ihnen, Prinzessin, daß Sie zuerst daraus erwacht sind! Ich hatte die Fabel von dem krystallenen Berg vergessen — soll ich sie Ihnen erzählen? Es ist ein deutsches Märchen; im Russland kennt man es wohl nicht —"

„Ich wenigstens verstehe mich schlecht auf Allegorieen," entgegnete sie mit einer Kälte, die ihn fast schaudern machte und hinter der sie die Erschütterung ihres Wesens verbarg, „auch war literarische Beschäftigung nicht der Zweck unserer Zusammenkunft. Geben Sie mir mein Bild! Ich habe Ihnen nicht erlaubt, mich zu malen. Damit diese Stunde aber doch einen Zweck hat, werde ich versuchen, es zu kopiren. Sie wählen den Rückweg antreten, wenn Sie noch vor Nacht über den See wollen."

Der Zauber war verflogen. Ruhig — so schien es — ruhig legte Werner das Aquarellbild in seine Mappe zu den übrigen Blättern. „Sie haben hier zu befehlen und können mich enttassen, wenn es Ihnen beliebt; aber über mein Eigenthum verfüge ich selber. Ich male schöne Lippen und Augen, wo ich sie sehe; ob sie einer Fürstin Mengikoff oder einer Bettlerin gehören, ist mir so gleichgiltig, wie — der Staub auf der Straße," sprach er. Und mit der Ueberlegenheit eines Mannes, der sich seiner Würde bewußt wird und sie zu wahren entschlossen ist, verließ er das Zimmer.

Als er aus dem Hotel trat, goß der Regen in Strömen aus den Wolken und er sah, daß eine Nachtfahrt über den See unmöglich war. Daher beschloß er, über Nacht in dem ihm bekannten Hotel Lasuna zu bleiben, das, von grünen Gärten umgeben, anmuthig am Ende der Promenade liegt. Im Lesesaal erheiterte ein italienischer Taschenspieler die Gesellschaft durch seine Zauberkünste; dort war seines Bleibens nicht. Das Zimmer, welches man ihm anwies, lag im zweiten Stock und war so klein, daß das Kopfende des eisernen Bettes sich nahe am Fenster befand. Die Jalousien waren geschlossen und er hörte während der halben Nacht, wie die Regentropfen an die Sprossen schlugen und zerschellten. „So," sagte er, „soll die erste Leidenschaft meiner Jugend zerschellen; frei will ich aus dem Kampf hervorgehen! Ich will meinen Nacken nicht unter das Joch der slavischen Despotin beugen; der deutsche Mann hat der Leibeigenschaft und ich an ihnen. Mich haben gehört der Kunst; ein kurzer, toller Traum soll mich nicht von dem Ideal abwendig machen, welchem ich nachwandle."

Am Morgen um acht Uhr erwachte er aus einem bleischweren, kurzen Schlaf. Der Regen hatte nachgelassen und er schiffte sich eiligst nach Bregeng ein, wo einer von seinen Studiengenossen aus München Urlaub genommen hatte. Mit diesem wollte er Motive für Landschaftsgemälde sammeln. Arbeiten mußte er, um die Scham und den Zorn zu bannen, welche die Erinnerung an das Geschehene in ihm erregte. Er wollte den Anblick der Sphinx fliehen, dann mußte sich der Nebel lichten, der seine Vernunft umwob, so oft ihr gefährliches Bild vor sein Auge trat.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthselsprungs Seite 216:

Fuchs und Jäger.

Schwer, in Waldes Busch und Dufte
Fächten auf die Ehre gelangen;
Hatt's der Jäger mit dem Fuchse,
Ihr unmöglich, ihn zu fangen.

Und so wäre manches Wunder
Wie R. O., Ad auszusprechen,
Aber welches wir gesunder
Kopf und Hirn im Kopf zerbrechen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 23. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **Ivan Tewall.**

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Gräfin stand noch hinter den Vorhängen halb verborgen. Sie hatte Mengden in's Haus treten sehen und erwartete, daß er ihr ein Zeichen geben würde, oder wenigstens an's Fenster träte, damit sie ihm ein solches machen konnte. — Sie berechnete nach ihrer eigenen verliebten und leidenschaftlichen Ungeduld die Gefühle des Adjutanten. Sie brannte vor Sehnsucht, ihn zu sprechen, seit beinahe einer Woche hatten sie sich nicht insgeheim gesehen und sie vermochte diesen Zustand kaum noch länger zu ertragen.

Während sie so auf dem Teppich stand, mit vorgebeugter Gestalt, die Augen starr auf das Parterre gerichtet, in welchem Mengden wohnte, während sie sich ungeduldig auf ihren Hüften hin und her bog und allmälig dem eigenen Fenster immer näher kam, ergreelich auf Mengden, der so lange zauderte, hörte sie hinter sich ein leises Geräusch, ein gedämpftes Räuspern. Sich umwendend und die Gardine fallen lassend, gewahrte sie den Lakaien dicht neben der Thüre stehen.

„Was gibt's, Wassili?" frug die Gräfin hastig.

„Seine Excellenz" flüsterte dieser sich verneigend.

Die Gräfin ließ schnell einen Blick über ihre Toilette schweifen. Sie runzelte kaum merklich die schön geschwungenen Brauen, aber trotzdem

Eine große Dame. Sie erhob sich eilig und strich die Haare zurück. Originalzeichnung von G. Bartsch. (S. 368.)

Digitized by Google

trat sie erst vor den Spiegel und besah sich in demselben vom Kopf bis zu den Füßen und strich über ihr glänzendes Haar, ehe sie Wassili den Befehl gab, Seine Excellenz zu bitten. Sie ging langsam zum Divan und ließ sich nachlässig auf denselben nieder, dann schlug sie die Arme übereinander und umschlang ihre Ellenbogen mit den schlanken Fingern.

„Was in aller Welt mag er nur wollen, zu so ungelegener Stunde?“ — Sie bohrte mit ihrem hohen Stiefelabsatz in den Teppich. „Seine Neuigkeiten würden bis zum Diner auch nicht kalt geworden sein — nous verrons!“ —

Der Graf trat ein, noch ganz bekleidet und erhitzt von dem Marsche. Er schritt lebhaft auf seine Frau zu, welche sich mit einem affektirten Schmachten ein wenig aus ihrer halbliegenden Stellung aufrichtete und ihm die Hand reichte.

Mit der unbefangensten Miene von der Welt und einer Grazie, die den Hofmann verrieth, beeilte sich der Graf, vielleicht zu seine Lippen zu ziehen.

„Bezezie, Alexandra, daß ich so mit Stiefeln und Sporen zu angewohnter Zeit in Dein friedliches Gemach eindringe,“ sprach er verbindlich — „die Schuld, Dich zu sehen, treibt mich zu Dir, Du sagst heute Morgen noch im Bett, als ich fortritt, und ich wollte Dich nicht stören.“

Er zog sich einen Sessel herbei und nahm ihr dicht gegenüber Platz.

„Das ist eine Aufmerksamkeit, für die ich Dir sehr dankbar bin, Nikolaus — doppelt dankbar, weil Du mir dieselben meinem eigenen Wunsche entgegenkommst,“ erwiderte die Gräfin mit einem Lächeln, welches, obgleich gut einstudirt, keineswegs ganz natürlich war.

Sie hatte mit Staunen bemerkt, wie der General sich den Sessel herbeiholte — „was führt ihn nur her — wozu diese Umschweife?“ dachte sie und fuhr flüchtig mit der Hand über die Falten ihres Kleides, um zu verbergen, daß sie darauf die häßlichen Stiefeln ihres Gemahls beschmutzt wurden.

„Hast Du Deinen Morgen angenehm verbracht, Alexandra?“

„Mereci! — o ja, — ich empfing einige Besuche und machte zu Wagen einige Einkäufe in der Stadt, das Wetter war so verlockend. — Und Du? . . .“

„Ich war bis halbwegs Wodlin auf einer vergeblichen Rekognoszirung — es war ein coup-de-vent, ich glaubte ein Rudel Wölfe zu fangen und erlegte nur einen glänzenden Bruthpelz,“ sprach der General sarkastisch.

„O schweig mir — ich bitte Dich, von solchen häßlichen Geschichten,“ erwiderte die Gräfin haftig und mit beiden Händen von sich abwehrend, „ich werde denselben niemals ein Interesse abgewinnen lernen — ich will nichts von ihnen hören! — War es sehr heiß? . . . Die Sonne hat Dich ordentlich gebräunt in den wenigen Stunden, dünkt mich. . . . Ich bitte Dich, brauche ein wenig Puder. Wann willst Du hinein?“

„Ich bedarfe lebhaft, heute Dich allein lassen zu müssen, belle amie, Du vergißt, daß ich eine Einladung zu Graf Berg angenommen habe. Das ist so gut wie ein Befehl, denn Seine Kaiserliche Hoheit ist sehr fallsüchtig erwartet. — — Da ich noch zeitig genug von meiner Exkursion zurückkehrte, so kann ich dieses Diner nicht wohl umgehen . . . Hast Du mir irgend welche Befehle zu geben für heute Abend? — Wirst Du in's Theater fahren und womöglich Du meine Begleitung? — — — Doch nein, es ist ja heute Dein Empfangstag,“ fügte er gleich darauf sich verbessernd hinzu.

Die Gräfin machte ein bedauerndes Gesicht, sie schmollte allerliebst — sie war eine so poetrefflich Komödiantin, die junge Frau! — Innerlich aber jubelte sie und war kaum im Stande, ihre Ungeduld zu verbergen: Der Gemahl ging fort, — so konnte sie mit dem Geliebten einige Stunden in köstlichem Alleinsein verbringen . . . Ach, sie ahnte nicht das Geringste von Allem, was mittlerweile vorgefallen war. Sie überlegte in ihrem Geiste, wie sie Mengden wohl am schnellsten zu sich herüber zaubern konnte, sie konnte den Augenblick kaum erwarten, daß ihr Gemahl sich entfernte.

„Wie fatal,“ sprach sie mit einem vollen Blicke ihres dunklen Auges, „ich hatte bestimmt gehofft, Dich heute bei mir zu haben. So muß ich mich denn gedulden bis zum Abend, Nikolaus . . . Aber willst Du nicht ein wenig ruhen noch vor dem Essen, bist Du nicht angegriffen von dem weiten kurzigen Ritte?“ — und sie legte ihre schlanken schneeweißen Finger zutraulich auf die große gebräunte Hand, welche auf dem Degenknauf ruhte.

Der General schwieg einen Augenblick. Die Berührung dieser glatten Haut, diese freundlichen, mit so einschmeichelnder Stimme gesprochenen Worte verletzten den gehärteten, sturmgewetterten alten Soldaten wie der Stich einer Schlange. Ein eisiges Gefühl legte sich um dieß strenge, aber keineswegs gefühllose Herz und schnürte es unter Foltergualen zusammen.

Er hatte dieß junge, schöne Mädchen zu seiner Frau genommen, weil er sich binden wollte in ihrer Schönheit und Jugendfrische, er wollte der feste Stab sein für die schlanke Winde und seine Freude haben an den sprossenden Blättern und den buntfarbigen Blüten, die sie trieb. Er hegte und pflegte sie, er gab sich alle nur erdenkliche Mühe, sie so glücklich zu machen wie nur möglich. Er hatte es mit Freuden gesehen, wenn man seine junge Frau bewunderte und umschwärmte: „Mag sie ihr Leben genießen, sie ist so jung und lebenslustig — sie soll nicht den Trud der Greisenstein kennen lernen.“ so dachte er. — Er hatte bemerkt, wie Alexandra gegen Mengden nicht gleichgültig war, er hatte mit einem Augenblick scheel oder mißtrauisch dazu gesehen — er glaubte seine Ehre gehorgen in den dunkharen Herzen seines Weibes gegen alle Bechtelfälle, er hatte eben so gut an seinem Muthe als an ihrer Ehrenhaftigkeit gezweifelt. Er hatte ihr vollkommen vertraut, alle leisen Einflüsterungen hier und dort waren an seinem zuverschichtigen Glauben in die Rechtschaffenheit seines Weibes abgeprallt, wie eben so viele Pfeile an einem Stahlpanzer; — ach, mit einem Male waren ihm die Augen heute geöffnet worden!

Wie so oft im Leben hinter der festen und rauhesten Hülle das zarteste Gefühl sich verbirgt, so gab es in diesem verknöcherten, verhärteten Herzen einen Punkt, welcher um so verletzlicher war, je tiefer er eben unter jener Schale verborgen lag; — das Gefühl sür Ehre.

Als er heute Morgen, durch Moroschkoff's hämische Bemerkung aufmerksam gemacht, seine Augen auf Mengden richtete und jenes Kleinod, das er einstmals dem jungen Mädchen, der Braut, geschenkt hatte, nun an einer Anderen Brust sah — da hatte es ihn durchzuckt wie ein Dolchstich, wie ein Hammerschlag aus einem Hinterhalte; — er brach beinahe zusammen und hatte nur noch so viel Geistesgegenwart behalten, rasch sein Pferd zu wenden und abseits zu reiten. — Er hatte Mengden gelitten wie einen jüngeren Freund, wie einen Sohn beinahe, und gerade dieser war es, welcher ihm das Liebste entreißen hatte auf dieser Erde! — Er hatte jenes schöne Weib gehegt und gepflegt mit aller Liebe seines alten Herzens, und sie betrog ihn. Sie gab einem Anderen das Anrecht seiner Liebe, jene Ehre mit seinem Portrait! — Unmöglich! — Also hatte sie es beabsichtigt genommen, vielleicht verstohlen?! — O wie das wogte an dem Herzen des alten, strengen Offiziers! . . . Und Mengden, dieser Bube! — nicht genug, daß er ihn im Stillen bestahl, mußte er ihn auch noch öffentlich der Verachtung preisgeben?! War es nicht seine Pflicht, ein solch gefährliches Geschenk an tiefsten Schreine zu verbergen, wo es Niemand sehen konnte — hing doch seine Ehre und sein Glück und die Ehre seiner Frau an jener Heinen goldenen Kette!

Als der erste jähe Schmerz vorüber war, den er schweigend getragen hatte, drängte er sich aus seinen tiefsten Herzen empor in jene strengen Augen, welche seit langen, langen Jahren keine Thräne mehr gekannt hatten, und brachte seine graue Wimper unter Höllenqualen.

Er war im Begriff, den Degen zu ziehen und sich auf Mengden zu stürzen, ihn zu vernichten wie ein schädliches Gewürm, aber der Gedanke, daß damit seine Schmach nur noch offenkundiger würde vor aller Welt, hielt ihn zurück. Er sandte ihn fort mit Musta, um von seiner Gegenwart befreit zu sein. — Während er in strenger Haltung standenlang an der Wegkreuzung hielt, kam er nach. Nicht einmal die Anfregung eines solchen Gefechtes konnte ihn einen Augenblick lang aus seinem Brüten herausreißen.

Was war zu thun — wie sollte er handeln? Wie konnte er einen öffentlichen Skandal vorbeugen? — Das Moroschkoff jene Uhr kannte und erkannt hatte, wußte er. — Sein Blick ruhte einen Augenblick voll unsäglicher Verachtung und Ekel auf dem Oberstleutenant, seine ganze Gestalt erbebte, seine Hände ballten sich, seinen heimtückischen Mann zu zerschmettern — ein furchtbare Aufruhr durchbebte Seele und Körper — dann sank sein Haupt noch einmal vornüber, von Neuem erwog er und ging er mit sich zu Rathe.

„Oberstleutenant Moroschkoff!“

„Excellenz!“ —

„Kündigen Sie hernach dem Rittmeister v. Mengden einen sünfstägigen Stubenarrest an,“ sprach er barsch, den Gerufenen sixirend mit seinen stechenden Augen und an seinem Barte nagend. — „Sagen Sie ihm . . . jene Marketenderei . . . ist meinerseits oft genug getadelt worden . . . verboten worden mit aller Strenge. Jene Leute sponiren, reagen Alles weiter, was sie erfahren können. — Es ist Sache der Majoranen, diesem Unwesen vorzubeugen; war besonders Sache des Rittmeisters. — . . . Ich kann Sie indessen ebenfalls von Schuld nicht freisprechen, Oberstleutenant Moroschkoff — ich ertheile Ihnen hiermit einen strengen Verweis wegen Mangels an dienstlichem Takt, Sie mußten den Rittmeister darauf aufmerksam machen als älterer Kamerad, — ich muß verlangen, daß dieß in allen Gnaden geschieht . . . dankt! —“

Der Oberstleutenant trat bei Seite bleich vor Wuth, der General nagte weiter an seinem Barte und folgte ihm mit seinen Blicken — er haßte — o nein, er verachtete den ersten Adjutanten, seine rechtschaffene Natur erkannte in ihm auf tausend Schritte weit die gemeine Natur.

Im nächsten Augenblick bemerkte er Prinz Musta und Mengden, welche unverrichteter Sache an der Spitze ihrer Leute dahergeritten kamen. Der Oberst sprengte auf seinem wiehernden Rosse heran und machte seine Meldung, der Graf hörte ihn kaum, er beobachtete Mengden, wie er, der

Digitized by Google

schöne, liebenswürdige Offizier, sonst heiter und voll Leben, jetzt so tiefsinnig und trübe heranlam.

„Die Schuld drückt ihn," murmelte er. „Ich hatte ihn einst lieb — ich achtete ihn — — — o falsche Welt ohne Treue und Glauben, o Alexandra!" er riß allein, seiner Odonnanz abwinkend, eine Strecke weit in den Wald hinein.

„Wie kann es nur sein — wie mag das nur Alles gekommen sein!" brach es in ihm los. Er stemmte beide Hände auf den Sattelknopf und saß vornübergebeugt da — er starrte auf einen kleinen Sonnenfleck, welcher durch das Birkengrün hindurch goldig auf den Rasen schien — vernichtet, gebrochen.

Und nun saß er vor seiner Frau; er wußte, sie war schuldig, wenn auch nicht, wie sehr. Er saß vor ihr und studirte sie mit dem peinlichen Gefühle eines Arztes, welcher forschend in sein eigenes Fleisch schneidet, sein eigenes Gebein seciert.

Er sah, wie sie gewandte mit ihm spielte, wie ihre Freundlichkeit nur Maske, ihr Lächeln Heuchelei war, er bemerkte, wie sie ihn los sein wollte, wie ihre Augen nach dem Fenster schweiften, hinüber, wo Mengden's Zimmer lagen. — Sein Herz blutete, es kam ein Gefühl bitterer Verachtung gegen jenes Schöne, perfide Weib über ihn, aber in einer strengen Lebensschule graa geworden, vermochte er zu verbergen, was in ihm vorging.

Einen Augenblick zögerte er noch in gleichgiltigem Gespräch, dann erhob er sich langsam. Nur ein aufmerksamer Beobachter hatte vielleicht das Zucken seiner Brauen und das Beben seiner Lippen wahrgenommen und das leise Zittern seiner Glieder, als er schwerfällig sich aufrichtete.

Zögernd reichte er seiner Frau die Hand: «Au revoir m'amie!» sprach er mit scheinbar heiterer Stirn und war schon halb zum Gehen gewendet, als er sich plötzlich noch einmal umdrehte: «Pardon, ma chère!» sprach er mit ruhiger Artigkeit — „ich muß Dir noch mit einer Bitte zur Last fallen!".

Die Gräfin horchte hoch auf. „Also doch! . . . Ich wußte es ja, er kann nicht umhin . . . er führt etwas im Schilde!" Sie fühlte sich etwas unbehaglich, denn sie hatte kein gutes Gewissen. Sie setzte sich also von vornherein in Position und machte sich bereit, den Hieb zu pariren, sie fühlte gleichsam das Schwert über ihrem Haupte schwirren. Unwillkürlich tauerte sie sich in dem weichen Polster zusammen und umfaßte fester ihre Elfenbogen, sie schloß ihre dunklen, langen Wimpern zur Hälfte und unter diesen Verschleiern hervor beobachteten ihre Augen lauernd die Mienen ihres Gemahls.

„Womit kann ich Dir gefällig sein, Nikolaus?" erwiderte sie mit einem leichten fragirten Gähnen.

O, nur eine Kleinigkeit, m'amie, ich bitte Dich, gib mir doch auf einige Stunden jene Uhr mit den Türkisen, welche ich Dir als Brautgabe zu Deinem achtzehnten Namenstage schenkte. Ich reclamirs sie dem Grafen Berg bei Gelegenheit zu zeigen und möchte sie ihm heute mitbringen."

Die Gräfin erfaßte ein eiskalter Schrecken — sie zuckte innerlich zusammen, sie war auf alles Andere vorbereitet, nur hierauf nicht. — Wie kam er zu diesem Wunsche? Zufall war es sicherlich nicht, aber was denn? — Hatte er eine Ahnung? . . . Hatte er etwas erraten oder entdeckt durch eine Unvorsichtigkeit des Juweliers — oder sollte gar Mengden . . .?

Sie erbleichte ein wenig, kaum merklich, aber sie verlor ihre Fassung keineswegs. Sie mußte Zeit gewinnen. — Sie faßte sich augenblicklich auf. Der Graf blickte starr. Alexandra begann zu lächeln, sie vermochte es sogar, ihrem Manne unbefangen in das Gesicht zu schauen. Sie erhob sich langsam aus ihrer lauernden Stellung.

„Bitte, jetzke die Klingel" — sprach sie unbefangen.

Der General klingelte, Annuschka kam hereingewandschelt und blickte etwas erstaunt den Grafen an, als wunderte sie sich, wie dieser zu so ungewohnter Zeit hier hereinkam.

„Hole meine Schlüssel!" befahl die Gräfin.

„Gedulde Dich nur einen Augenblick, Nikolaus, ich werde Dir die Uhr sogleich schicken," sprach sie, ohne mit der Wimper zu zucken.

Der Graf verbeugte sich und ging. Sie sah ihm nach, bis er verschwunden war — sie hörte, wie er die Thüre schloß, dann sprang sie auf.

Sie eilte nach ihrem Schreibtz, sie warf ein paar flüchtige Zeilen auf ein Blatt Papier und verschloß es mit einer Oblate, dann klingelte sie heftig. Die Amme erschien wieder. Ohne auf ihre Worte zu achten, gab ihr die Gräfin das noch feuchte Billet.

„Geh' — schicke augenblicklich Wassili hiermit zu Baron Mengden, er soll sich sputen und auf Antwort warten — geh'!" damit schob sie die verblüffte Annuschka zur Thüre hinaus und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Bisweilen blieb sie stehen und wandte sich zum Fenster, dann ging sie wieder auf und ab — die Zeit wurde ihr lang, Wassili blieb lange. Sie klingelte wieder, die Amme kam noch einmal mit geröthetem Gesicht herein.

«Mojo moj,*) wo bleibst Du," fuhr sie dieselbe an, „ist Wassili noch nicht zurück?" —

Diese wackelte erstaunt mit ihren Haubenbändern.

«Njet, njet, Milinka maja,**) er ist noch nicht zurück."

„Wo bleibt der Kalpak, ich stehe wie auf Nadeln," herrschte sie die Frau an und runzelte die Augenbrauen, „wo sind meine Schlüssel?" —

„Hier, Seelenkätzchen,***) hier sind sie ja," erwiderte diese mit Staunen und ließ ihre kleinen Aeuglein verwundert auf der Gräfin ruhen.

Die Gräfin trat auf's Neue heftig zum Fenster und schob die Vorhänge bei Seite, dann drehte sie sich plötzlich herum.

„Oeffne meinen Schrank dort und nimm die Schmuckschatulle heraus!" herrschte sie der Alten zu.

«Da — da!» †) benmmte diese ängstlich und suchte unter den Schlafsesseln herum. Sie öffnete den Schrank, dann die Schatulle, die Gräfin warf allen Schmuck heraus, er lag in bunter Unordnung auf dem Teppich herum, Gold, Juwelen — Perlen. Die Gräfin riß Alles heraus, ohne sich an die erstaunten Mienen der Amme zu kehren . . . Wollte sie sich selbst bedienen? . . .

In derselben Zeit trat Morosiezoff mit einem Briefe in das Gemach des Grafen.

„Excellenz," stammelte er — „ich komme, um mir Verhaltungsmaßregeln von Ihnen zu erbitten." — Der Graf runzelte die Stirn und stand auf. —

„Was gibt's?" —

„So eben erhaltet ich die Meldung, daß der Laki der gnädigsten Gräfin mit einem Billete bei Baron Mengden Einlaß begehrte — ich glaubte . . ."

„Genug," erwiderte der General barsch und riß Jenem das Billet aus der Hand, er trat zum Fenster und las mit aufgewandtem Gesicht.

Er zitterte am ganzen Leibe, während er dieß that — nach einer Weile drehte er sich herum und trat auf den Oberstlieutenant zu.

Morosiezoff war durchaus nicht wohl bei der ganzen Sache — er schamte in das blasse, finstere Gesicht des Grafen und schlug die Augen nieder.

„Wo wissen Sie von Alledem?" frug der General mit einer Stimme wie ferner Donner.

„Excellenz! —"

„Sprechen Sie — ich befehle es Ihnen!"

„Excellenz!! —"

«Sdsak!» ††) brüllte der Graf ganz außer sich, „sprich — oder . . .!"

„Excellenz!" — rief der Oberstlieutenant erblassend mit unsicherer Stimme, „was soll ich sagen?" — Er warf einen flüchtigen, kriechenden Blick auf seinen vornehmsten Chef, der mit geballten Fäusten drohend vor ihm stand . . . „Dieser Baron Mengden hat es verstanden . . . er ist ein Elender."

„Heraus, heraus! Alles heraus!!" —

„Die gnädigste Gräfin hat eine Schlange an ihrem Busen genährt. — Schon seit Wochen weiß ich, daß er es gewagt hat, seine Blicke zu ihr zu erheben — daß er es verstanden, sich in ihr Vertrauen einzuschleichen. — Seit jenem Abende, wo die lebenden Bilder gestellt wurden! — . . . Er hat die Unvorsichtigkeit begangen, ihr zu schreiben, ihr ein Medaillon zu schenken mit seinem Bilde — — Er verlockte sie, ihn bei der Generalin Banjutoff insgeheim zu treffen . . ."

„Von wem wissen Sie dieß Alles — schnell?!" —

„Excellenz, ich berichte nur — . . . was — — — außedem erfuhr ich Einiges durch Leute aus dem Hause."

„Durch wen?" —

„Durch Mademoiselle Juliette, welche mir ohne meinen Willen Mittheilungen machte."

Der Graf erbebte wieder und seine Fornader schwoll. Mit großen Schritten mußt er einige Male das Gemach.

„Genug!" rief er plötzlich, entstellt von Leidenschaft — „entfernen Sie sich, ich habe genug gehört! — Aber wehe Ihnen, wenn ein Laut, eine Silbe über Ihre Lippen kommt — ich würde Sie zerschmettern wie ein schädliches Gewürm!" und dabei hob er einen schweren Stuhl empor und zertrümmerte ihn mit einem Stoß auf das Parket.

Der Graf hielt noch immer jenes Billet in seinen bebenden Händen. Er blieb stehen, er las es noch einmal. Er fuhr sich krampfhaft mit seiner Hand über die Stirn.

„O Gott, o Gott!" murmelte er und nach einer Weile sprach er dumpf: — „Es muß sein!"

So ging er abermals hinauf zur Gräfin.

Er fand sie am Boden knieend, mitten zwischen ihren Schmuckſachen, die Amme und Mademoiselle Juliette waren zugegen.

*) Mein Gott.
**) Nein, nein, mein liebes Herzchen.
***) Seelchen.
†) Ja, ja.
††) Hund.

Digitized by Google

Sie erschrak heftig, als sie ihren Gemahl mitten im Zimmer stehen sah, seine strengen, durchdringenden Augen starr auf sie geheftet, sein Gesicht ehern und doch so gramverzerrt.

Sie erhob sich eilig und strich sich die Haare zurück, welche beim Baden über ihr Gesicht herabgefallen waren. Eine Ahnung der Wirklichkeit kam über sie, aber immer noch verlor sie die Fassung nicht. „Ich kann sie mit dem besten Willen nicht finden, Nikolaus!“ sprach sie breit mit gemütlicher Stirn, kam schlug sie vor seinen Blicken die Augen nieder.

„Seltsam,“ sprach er kalt. „Sie muß sich indessen finden.“

„Ich habe Alles vergeblich durchsucht — ich weiß mir keinen Rath — sie ist fort, je suis au désespoir.“

„Es wäre ein unangenehmer Verlust,“ erwiederte der Graf, ohne sich vom Fleck zu regen — „wann hast Du sie zum letzten Male gesehen, Alexandra, bestime Dich!“

„Es war kurz vor Ostern, als ich meinen Schmuck zum Feste heraus-nahm — Annuschka weiß, damals war sie noch da.“

„Und seitdem ist sie fort? — Sie kann doch nicht von selbst verschwunden sein, bestime Dich doch! Gabst Du sie vielleicht zum Uhrmacher oder zum Goldarbeiter?“ —

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete die Gräfin in peinlicher Verlegenheit, wenn sie sich nicht findet, muß ich leider annehmen, daß man sie mir entwendet hat.“

„Gestohlen also?“ frug der Graf hastig und seine Lippe bebte vor Entrüstung, die Röthe der Scham stieg in sein Gesicht.

„Ja gestohlen,“ sprach noch einmal Alexandra, „was sonst!“ Sie wagte es sogar, ihren Gemahl trotzig anzublicken. —

Das hohe Wort war gesprochen, was sie für ewig schied. —

„Feiles, elendes Geschöpf!“ wollte der General ihr zurufen, ihr den Brief, der ihre Schuld enthielt, vor die Füße schleudern, aber er dachte an seinen Ruf und seine Stellung, an den namenlosen Skandal — er wandte sich ab und ging.

Die Gräfin sandte ihre Dienerinnen heraus und warf sich auf den Divan. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. — Welch' ein Unglück! Sie wußte nicht, was sie beginnen, was sie glauben sollte. Die Mahnungen ihres Gewissens waren ihr so unbequem — die Vorwürfe, welche aus ihrem Inneren herausstiegen, kränkten ihre Eigenliebe so sehr, daß sie unaufhörlich marterten sie — sie stürzte der ganzen Welt, so aus ihrem Gleichgewicht, ihrem egoistischen Behagen herausgedrängt zu sein, und begann zu weinen wie ein Kind.

Sie dachte nur an sich und an alle die Unbequemlichkeiten, welche noch folgen konnten. „Es wußte sein, es mußte sein, ich konnte nicht anders,“ murmelte sie — „er wird sich schon zu helfen wissen!“

Ach — wie wenig kannte sie Menschen!

Der Graf wandte mittlerweile auf sein Zimmer. Lange ging er dort auf und ab. Endlich blieb er stehen: „Es muß sein — ich kann nicht anders,“ sprach auch er und klingelte.

„Oberstlieutenant von Moroselzoff!“ befahl er und ging langsam wieder im Zimmer herum.

Der Genannte erschien.

„Lassen Sie mit Dunkelwerden ganz im Stillen Rittmeister von Mengden als Arrestant auf die Hauptwache bringen! Sorgen Sie dafür, daß Niemand etwas davon erfährt!“

„Noch Eins,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Mademoiselle Juliette, die Zofe meiner Frau, wird noch heute Abend unter sicherer Begleitung über die Grenze gebracht, hier sind dreihundert Rubel für dieselbe — ihre Sachen wird man ihr nachsenden. Sie bürgen mir dafür, daß Alles schnell und in aller Stille geschieht.“

Der Offizier verbeugte sich und ging rückwärts zur Thüre hinaus voller Hast und Schadenfreude. — Der General machte Toilette und fuhr dann zum Diner des Grafen Berg.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Lieblingsmärchen in Bildern.

Die Höhle von Steenfoll. *)

Von W. Hauff.

(Bild S. 269.)

Auf einer Felseninsel Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fischer in glücklicher Einigkeit. Sie waren Beide unverheirathet, hatten auch fonst keine Angehörigen, und ihre gemeinsame Arbeit, obgleich verschieden angewendet, nährte sie Beide. Im Alter kamen sie einander ziemlich nahe, aber von Person und an Gemüthsart glichen sie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

*) Lies Steenfoll.

Kaspar Strumpf war ein kurzer, dicker Mensch mit einem breiten, fetten Vollmondsgesicht und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu sein schienen. Er war nicht nur fett, sondern auch schläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauses, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fischfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Bestellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war sein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnase und scharfen Augen, war er als der thätigste und glücklichste Fischer, der unternehmendste Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigste Feldarbeiter auf den Inseln, und dabei als der gelegentigste Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt; aber da seine Waaren gut und sein Wandel frei von Betrug war, so handelte Jeder gern mit ihm, und Wilm Falke ist genannten ihn seine Landsleute) und Kaspar Strumpf, mit welchem Letterer trotz seiner Habsucht gerne seinen schwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, sondern waren auch auf gutem Wege, einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falke's habsüchtigem Gemüthe zusagte; er wollte reich, sehr reich werden, und da er bald einsehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege das Fleißbed das Reichwerden nicht sehr schnell vor sich ging, so verfiel er zulegt auf den Gedanken, er müßte seinen Reichthum durch irgend einen außerordentlichen Glücksfall erlangen, und da nun dieser Gedanke einmal von seinem heftig wallenden Geiste Besitz genommen, fand er für nichts Anderes Raum darin, und er ging an, mit Kaspar Strumpf davon, als von einer gewissen Sache, zu sprechen. Dieser, dem Alles, was sagte, für ein Evangelium galt, erzählte es seinen Nachbarn, und bald verbreitete sich das Gerücht, Wilm Falke hätte sich entweder wirklich dem Bösen für Gold verschrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürsten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke diese Gerüchte, aber allmälig gefiel er sich in den Gedanken, daß irgend ein Geist ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widersprach nicht länger, wenn ihn seine Landsleute damit anzogen. Er trieb zwar noch immer sein Geschäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er sonst mit Fischfang oder anderen nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zwecklosem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden sollte. Auch wollte er dieses Unglück, daß, als er einst Tangd am einsamen Ufer stand und in bestimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als solle ihm von dorther sein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge lodgerissenen Mooles und Gesteines eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold zu seinen Füßen rollte.

Wilm stand wie bezaubert; so innen beim seine Hoffnungen nicht leere Träume gewesen, das Meer hatte ihm Gold, schönes reines Gold geschenkt, wahrscheinlich die Ueberreste einer schweren Barre, welche die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Zitronkugel abgerieben. Und nun stand es klar vor seiner Seele, daß einmal irgendwo an dieser Küste ein reich beladenes Schiff gescheitert sein müsse, und daß er dazu ersehen sei, die im Schoße des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dieß ward von nun an sein einziges Streben; seinen Fund sorgfältig, selbst vor seinem Freunde verbergend, damit nicht auch Andere seiner Entdeckung auf die Spur kämen, versäumte er alles Andere und brachte Tage und Nächte an dieser Küste zu, wo er nicht sein Netz nach Fischen, sondern eine eigens dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand nichts als Armuth; denn er selbst verdiente sich nichts mehr, und Kaspar's schläfrige Bemühungen reichten nicht hin, sie Beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verschwand nicht nur das gefundene Gold, sondern allmälig auch das ganze Eigenthum der Junggesellen. Aber so wie Strumpf früher stillschweigend von Falke den besten Theil seiner Nahrung hatte erwerben lassen, so ertrug er es auch jetzt schweigend und ohne Murren, daß die zwecklose Thätigkeit desselben sie ihm jetzt entzog; und gerade dieß sanftmüthige Dulden seines Freundes war es, was Jenen nur noch stärker ansporute, sein rastloses Suchen nach Reichthum noch länger fortzusetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, so oft er sich zur Ruhe niederlegte und seine Augen sich zum Schlummer schlossen, etwas ihm ein Wort in's Ohr raunte, daß er zwar sehr deutlich zu vernehmen glaubte, und das ihm jedesmal dasselbe schien, das er aber niemals behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieser Umstand, so sonderbar er auch war, mit seinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie das Wilm Falke's, mußte Alles wirken, und auch dieß geheimnißvolle Flüstern half ihn in dem Glauben bestärken, daß ihm ein großes Glück bestimmt sei, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Einen Tages überraschte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit desselben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu nehmen. Diese Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, besteht aus einem langen unterirdischen Gange, welcher sich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den

Digitized by Google

Deutsche Lieblingsmärchen in Bildern. **Die Bähle von Gretzsch. „Schone Dich, schone die Kuh!"** Originalzeichnung von Th. Weber. (S. 270.)

Digitized by Google

Wellen einen feuten Durchgang läßt, die ſich beſtändig mit lautem Brüllen ſchäumend durch denſelben hinarbeiten. Dieſe Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber ſelten von jemand Anderem, als muthwilligen Knaben, betreten wurde, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes ſich noch der Ruf eines Geiſterſpuks geſellte. Mit Mühe ließ Wilm ſich in denſelben hinab und nahm mitgebrachte zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorſpringenden Stein und unter einem überhängenden Felſenſitz Platz, wo er mit den brauſenden Wellen unter ſeinen Füßen und dem wüthenden Sturm über ſeinem Haupte in ſeinen gen himlichen Gedanken gen verſiel, nämlich von dem geſcheiterten Schiff, von wo es wohl ein Schiff es wohl geweſen ſein möchte; denn trotz aller ſeiner Erkundigungen hatte er ſelbſt von den älteſten Einwohnern von ſeinem an dieſer Stelle geſcheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können; wie lange er ſo geſeſſen, wußte er ſelbſt nicht; als er aber endlich auf ſeinen Trämmerein erwachte, entdeckte er, daß der Sturm nachüber ſei, und er wollte eben wieder emporſteigen, als eine Stimme ſich aus der Tiefe vernehmen ließ und den Wort Carmithan ganz deutlich in ſein Ohr drang. Erſchroden fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab. „Großer Gott!“ ſchrie er, „das iſt das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt! Wo, um's Himmels willen, mag es bedeuten?“ — „Carmithan!“ ſeufzte es noch einmal aus der Höhle heraus, als er ſchon mit einem Fuß die Spalte verlaſſen hatte, und er ſtand wie ein geſchlagen Roß ſeiner Hütte zu.

Wilm war indeſſen ſeine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und ſein Gehgeiz war auch überdieß zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anſchein von Gefahr hätte abſchrecken können, auf ſeinem gefahrvollen Platze fortzuwandern. Kaum, als er ſpät in der Nacht beim Mondſchein der Höhle einen Steinwurf gegenüber auf ſeinen Schauſt nach Schätzen ſichte, blieb dieſelbe auf einmal an etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Maſſe blieb unbeweglich. Inzwiſchen erhob ſich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig ſchwelte das Boot und drohte umzuſchlagen; aber Wilm ließ ſich nicht irre machen; er zog und zog, bis der Widerſtand aufhörte, und da er kein Gewicht hörte, glaubte er, ſein Seil habe gebrochen. Aber gegen oft die Wolken ſich über dem Monde zuſammenziehen wollten, erſchien eine runde, ſchwarze Maſſe auf der Oberfläche, und es erklang das ihm verfolgende Wort Carmithan! Haſtig wollte er nach ihr greifen, aber eben ſo ſchnell, als er den Arm darnach ausſtreckte, verſchwand ſie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben ſo ſchnell ſich erhebende Sturm trieb den nahen Felſen Zuflucht zu ſuchen. Hier faßlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe, von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, auf's Neue die Qualen zu erdulden, die ihn ſein raſtloſes Streben nach Reichthum am Tage leiden ließ. Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jetzt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falte erwachte. Eben wollte er ſich wieder an die gewohnte Arbeit machen, als ihm von Ferne etwas auf ſich zukommen ſah. Er erkannte es bald für ein Boot, und in demſelben eine menſchliche Geſtalt; was aber ſein größtes Erſtaunen erregte, war, daß das Fahrzeug ſich ohne Segel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin ſitzende Geſtalt ſich im Geringſten um das Steuerruder zu bekümmern ſchien, wenn es je eines hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilm's Fahrzeug ſtille. Die Männchen, in demſelben zeigte ſich jetzt als ein kleines, verſchrumpftes, altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet war und mit rothen, in die Höhe ſtehenden Nachtmütze, mit geſchloſſenen Augen und unbeweglich wie ein getrocknetter Leichnam daſaß. Nachdem er ſich vergebens angerufen und geſtoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befeſtigen und es wegführen, als das Männchen die Augen aufſchlug und ſich zu bewegen anfing, auf eine Weiſe, welche jedem lebenden Fiſcher mit Grauſen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf Holländiſch. Falte, welcher von den holländiſchen Haringsfängern etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Inſel und fragte, wer er denn ſei, und was ihn hieher gebracht. — „Ich komme, um nach dem Carmithan zu ſehen.“ — „Dem Carmithan? Um Gottes willen! Was iſt das?“ rief der begierige Fiſcher. — „Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf dieſe Weiſe thut,“ erwiderte das Männchen mit ſichtbarer Angſt. — „Nun,“ ſchrie Falte, „was iſt der Carmithan?“ — „Der Carmithan iſt jetzt nichts, aber einſt war es ein ſchönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“ — „Wo ging es zu Grunde, und wann?“ — „Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht genau, ich komme, um die Stelle aufzuſuchen und das verlorene Gold aufzuſiſchen; wilſt Du mir helfen, ſo wollen wir den Fund miteinander theilen.“ — „Mit ganzem Herzen, ſag' mir nur, was mußt ich thun?“ — „Was Du thun mußt, erfordert Muth; Du mußt Dich gerade vor Mitternacht in die wildeſte und einſamſte Gegend auf der Inſel begeben, begleitet von einer Kuh, die Du dort ſchlachten und Dich von Jemand in ihre friſche Haut nähen laſſen muß. Dein Begleiter muß Dich dann niederlegen und allein laſſen, und ehe es ein Uhr ſchlägt, weißt Du, wo die Schätze des Carmithan liegen.“ — „Auf dieſe Weiſe ſie' der alſo Geiſt mit Leib und Seele in's Verderben!“ rief Wilm mit Entſetzen. „Du biſt der böſe Geiſt,“ fuhr er fort, indem er haſtig davonarbeitete, „geh' zur Hölle! Ich mag nichts mit Dir zu thun haben.“

Das Männchen lniſchte, ſchimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fiſcher, welcher zu beiden Ruderen gegriffen hatte, war ihm bald auch dem Geſichte, und nachdem er um einen Felſen gebogen, auch aus dem Geſichte. Aber die Entdeckung, daß der böſe Geiſt ſich ſeinen Geiz zu Nutze zu machen ſuchte, und mit Gold in ſeine Schlingen zu locken ſuchte, hielte den verblendeten Fiſcher nicht, im Gegentheil, er meinte, die Mittheilung des gelben Männchens benützen zu können, ohne ſich dem Böſen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der oben Küſte nach Gold zu fiſchen, vernachläſſigte er den Wohlſtand, den ihm die reichen Fiſchzüge in anderen Gegenden des Meeres darboten, ſowie alle anderen Mittel, auf die er ehemals ſeinen Fleiß verwendet, und verlud von Tag zu Tag mehr ſeinem Gebahren in tiefere Armuth, bis es oft an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen zu fehlen anfing. Aber obgleich dieſer Verfall gänzlich Falte's Haloſtarrigkeit und falſcher Begierde zugeſchrieben werden mußte, und die Ernährung Beider jetzt Kaſpar Strumpf allein anheimfiel, ſo mochte ihm doch dieſer niemals den geringſten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieſelbe Unterwürfigkeit, daſſelbe Vertrauen in ſeinen beſſern Verſtand, als zur Zeit, wo ihm keine Unternehmungen allzeit geglückt waren; dieſer ilmſtand vermehrte Falte's Leiden um ein Großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu ſuchen, weil er dadurch hoffte, auch ſeinen Freund für ſein gegenwärtiges Entbehren ſchadlos halten zu können. Falte verlobte ihn das teufliſche Geſtändniß des Wortes Carmithan noch immer in ſeinen Schlummer. Kurz, Noth, getäuſchte Erwartung und Geiz trieben ihn zuletzt zu einer Art von Wahnſinn, ſo daß er wirklich beſchloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, noch der alten Sage, wohl wußte, daß er ſich damit den Mächten der Finſterniß übergab.

Alle Gegenvorſtellungen Kaſpar's waren vergebens. Falte warb nun ſo heftiger, je mehr Zeuer ihn anfletzte, von ſeinem vorzweifelten Vorhaben abzuſtehen. Und der gute ſchwache Menſch willigte endlich ein, ihn zu begleiten und ihm ſeinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen ſich ſchmerzhaft zuſammen, als ſie einen Strick um die Hörner einer ſchönen Kuh, die ſtets Eigenthum, legten, die ſie zum Kalbe aufgezogen und die ſie zu verkaufen ſich immer geweigert hatten, weil ſie's nicht über's Herz bringen konnten, ſie in fremden Händen zu ſehen. Aber der böſe Geiſt, welcher ſich Wilm's bemeiſterte, erſtickte jetzt alle beſſeren Gefühle in ihm, und Kaſpar wußte ihm in Nichts zu widerſtehen. Es war im September, und die langen Nächte des ſchottländiſchen Winters des Nachts einbrechen an die Gewalt. Kaſpar wollte ſich ſchon vor den kalten Abendwinde und thürmten ſich die Eisberge im Elyhefirom, tiefer Schatten füllte die Schluchten zwiſchen dem Gebirge und den feuchten Torfſümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten ſchwarz und furchtbar wie Höllenſchlünde. Falte ging voran und Strumpf folgte, ſchaudernd über ſeine eigene Kühnheit, und Thränen füllten ſein mattes Auge, als es auf den ſchönen Thier anfah, welches ſo unſchuldsvoll und bewußtlos ſeinen halbigen Tode entgegen ging, der ihm von der Hand werden ſollte, die ihm bisher ſeine Nahrung gereicht. Mit Mühe kamen ſie in das enge, ſumpfige Bergthal, welches die und da mit Moos und Haidekraut bewachſen, mit greßen Steinen überſäet war, und von einer wilden Gebirgsſtette umgeben lag, die ſich in grauen Nebel werfen, und wohin der Fuß eines Menſchen ſich ſelten verirbeg. Sie näherten ſich auf mantchem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte ſtand und von welchem ein verſchiedener Ader krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne ſie die Schreckniſſe des Ortes und das ihr bevorſtehende Schickſal. Kaſpar wandte ſich weg, um ſich die ſchnellfließenden Thränen abzuwiſchen. Er blickte hinab durch die Felſenklüftung, durch welche ſie herausgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte, und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche ſich ein lohfchwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Alle er ſich wieder nach Wilm umwandte, hatte dieſer bereits die arme Kuh an den Stein gebunden und ſtand mit aufgehobener Axt im Begriff, das gute Thier zu fällen.

Dieß war zu viel für ſeinen Entſchluß, ſich in den Willen ſeines Freundes zu fügen. Mit gerungenen Händen ſtürzte er ſich auf die Kniee. „Um Gotteswillen, Wilm Falte!“ ſchrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „ſchone Dich, ſchone die Kuh! ſchone Dich und mich! ſchone Deine Seele! — Schone Dein Leben! Und mußt Du Gott zu verſuchen, ſo warte bis morgen und opfere hier einen anderen Thier, als unſere liebe Kuh!“ — „Kaſpar, biſt Du toll?“ ſchrie Wilm wie ein Wahnſinniger, indem er noch immer die Axt in der Hand ſchwang, „weißt Du nicht mehr, daß Du Kuh ſchonen und verhungern?“ — „Du ſollſt nicht ver-

Digitized by Google

hungern," antwortete Kaspar entschlossen. „So lange ich Hände habe, sollst Du nicht verhungern. Ich will vom Morgen bis in die Nacht für Dich arbeiten. Nur bring' Dich nicht um Deiner Seele Seligkeit, und laß mir das arme Thier leben!" — „Dann nimm die Axt und spalte mir den Kopf!" schrie Falke mit verzweifeltem Ton, „ich gehe nicht von diesem Fled, bis ich habe, was ich verlange. — Kannst Du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können Deine Hände mehr erwerben, als die elendesten Bedürftige des Lebens? — Aber sie können meinen Jammer enden — komm', und laß mich das Opfer sein!" — „Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! Es liegt mir nichts daran, es ist mir ja nur um Deine Seligkeit zu thun. Ach! dieß ist ja der Pilgermantar, und das Opfer, das Du bringen willst, gehört der Finsternis." — „Ich weiß von nichts dergleichen," rief Falke wild lachend, wie Einer, der entschlossen ist, nichts wissen zu wollen, was ihm von seinem Vorsatz abbringen könnte. „Kaspar, Du bist toll und machst mich toll — aber da," fuhr er fort, indem er das Beil von sich warf und das Messer vom Steine aufsuchte, wie wenn er sich durchstechen wollte, „da behalte die Kuh statt meiner!"

Kaspar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, erfaßte das Beil, schwang es hoch in der Luft und ließ es mit solcher Gewalt auf das geliebten Thieres Kopf fallen, daß es, ohne zu zucken, todt zu seinen Herrn Füßen niederstürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerschlage, folgte dieser raschen Handlung, und Falke starrte seinen Freund mit Augen an, wohin ein Mann ein Kind anstannen würde, das sich zu thun getraut, was er selbst nicht gewagt. Strumpf schien aber wedee vom Donner erschreckt, noch durch das starre Entsetzen seines Gefährten andre Fassung gebracht, sondern fiel, ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her und fing an, ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm sich ein wenig erholt hatte, half er ihm in diesem Geschäfte, aber mit so sichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig gewesen war, das Opfer vollendet zu sehen. Während dieser Arbeit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, der Donner brüllte laut im Gebirge und furchtbare Blitze schlängelten sich von den Steinen und aus den Wolken hin, während der Wind, welcher diese Höhe noch nicht erreicht hatte, die unteren Thäler und das Gestade mit wildem Heulen erfüllte. Und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Schiffer sich schon bis auf den Leib durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaspar wickelte und band Falken, so wie dieser es ihm gebeihen, in derselben fest ein. Dann erst, als dieß geschehen war, brach der arme Mensch das lange Stillschweigen, und indem er mitleidig auf seinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch etwas für Dich thun, Wilm?" — „Nichts mehr," erwiederte der Andere, „lebe wohl!" — „Leb' wohl," erwiederte Kaspar; „Gott sei mit Dir, und vergebe Dir, wie ich es thue!"

(Schluß folgt.)

Die Wallachin auf dem Markte.

Von M. Bucano.

(Fortsetzung S. 272.)

Die Bäuerin und ihr Pferd haben sich gestärkt für den Markt. Das Pferd hat das saulende feuchte Gras im Schatten der Kirchenpappeln abgewaidet, die Bäuerin hat ihren Schnaps geschlürft und ist in der Kirche gewesen, während ihr Klepper zwischen so und so viel Leidensgefährten graste. Sie ist an der Kirchenthüre niedergekniet, mit ganzer Länge, mit ausgebreiteten Armen über den Steinboden gekreuzt, und hat das Kreuzeszeichen gemacht; so ist sie auf Händen und Füßen, fortwährend das Kreuzeszeichen über Brust und Antlitz schlagend, vorgekrochen bis an den Hauptaltar, dessen alter byzantinischer Jesus mit dem Evangelienbuche und der Segenshand wunderthätig wirkt.

Dann tritt sie hinaus auf den Markt, mit einer Hand das Pferd im Gewühle an sich bannend, mit der andern ein Muster ihrer Waare schwingend.

O das lebendige Bild dieses Gewühls! So viele Verkäufer und so wenig Käufer!

Ein wallachischer Markt hat stets zu viel Waaren und zu wenig Geld. In der Wallachei will Jeder verkaufen und Niemand braucht etwas. Man hat da stets zu viel Sachen und zu wenig Geld. In der Wallachei gibt es eigentlich kein Geld, es gibt da nur den Reichthum. Das Goldstück hat dort keinen Uebergang zum Heller. Der Bauer hat Alles, was er braucht, selbst wenn er verhungert; nur der Schnaps sie den Bauer und die Koralien für das Weib fehlen manchmal. Der einzige Käufer, der nie genug hat, ist da der Gutsherr, und der Markt im kleinen Fleden wird thatsächlich für die zwei, drei Herrenhäuser der Umgegend gehalten. Das Landvolk bringt seine jungen Pferde, sein Getraide, sein Geflügel, seine Schweine mit. Mitten unter der wandelnden Waare geht langsam die Verkäuferin einher in ihrem besten Putze: das Leinwandhemd über den Mannerstiefeln aschfarben reingewaschen, den braunen, schlanken Hals mit dicken, blod-ziegelfarbigen Korallen behängt, daß er beinahe blaue Flecke zeigt, so oft sich die saftende Schnur verschiebt; das dunkelbraune, sammetartige Auge blitzt in der Sonne, und die Perlreihen der Zähne werfen gelbgräne, pfeilartige Schatten in dieses Gazellenblick. Die weißen Zähne blitzen zwischen dicken Lippen zu groß hervor, um weiblich schön zu sein.

Sie bietet ihre Waare feil mit einem trotzigen, wilden, rauhen Tone, als ob sie eine Beleidigung in die Luft schleudere. Es liegt etwas Räuberartiges in der Christlichkeit des Rumänen. Die Wallachin wirft Dir das Huhn, das todte Lamm und den Mais zum Kaufe in den Schooß, als habe sie die Sache gestohlen und wolle sie los werden um jeden Preis. Sie schreit ihren Preis und flucht Dir, wenn Du kein Käufer bist. Sie ist zornig, wenn Du schackerst, und sie ist verachtungsvoll, wenn Du kaufst. Die Waare ist der Wallachin nicht die Hauptsache auf dem Markte, sondern eine lästige Bürde, die sie los werden will um jeden Preis — um jeden Preis — um jeden Preis und so bald als möglich!

Wenn Du nicht kaufst, schimpft sie. Wenn Du handelst, ruft sie den Fluch des Himmels auf Dich herab. Wenn Du kaufst, lacht sie Dir in's Gesicht. Sie hält vor jedem Fenster, vor jeder Hütte, vor jedem Vorbeigehenden. Sie lacht, und dann flucht sie. Die Käufer sind der Apotheker, der Amtmann, der Schloßverwalter und die Küchenbienerschaft. Der Apotheker wird in die Herrenhäuser geladen, und er hat also seine Zeit, ein Feld zu bestellen, und seine Frau darf nicht wissen, was ein Huhn in Federn ist. Sie spielt auf einem Piano von Pleyel. Der Amtmann ist voller Würde und seine Frau ist im Herrenhause wohlgelitten als Falschsängerin, welche die dünne, fächerliche Stimme der Prinzessinnen angenehm hervorhebt.

Die Dienerschaft des Schlosses endlich kann zahlen was sie will für die Lebensmittel: sie hat plein pouvoir, ihre Herrschaft zu betrügen; das sind die Käufer der wallachischen Bachemmärkte. Sie freilschen wie die Juden, aber sie müssen endlich doch zahlen wie die Narren.

Ein Jahrmarkt in der Wallachei ist kein Tauschhandel von Geld und Waare, sondern von kreiertem Fleisch und beschnittenem Golde.

Die Wallachin hat die Waare angebracht. Jetzt ist sie frei! Sie hat das Geld der Herrschaft, und sie hat noch ihre Spindel und sie hat ihr Pferd.

Nun geht sie daran, sich den eigenen Bedarf zu kaufen. Der ist an Wochenmärkten nicht in offenen Buden ausgelegt, sondern er bleibt in den Verkaufsgewölben des Städtchens. Jeder dieser Gewölbe enthält Alles, und die Bäuerin braucht nur in ein einziges zu treten, um ihren ganzen Bedarf zu bekommen.

Diese Gewölbe sind finstere Löcher, die von einer Tonne verfaulter Pökelfische parfümirt werden.

Man tritt da einen Schritt abwärts, auf feuchte, weiche, schwarze Erde, und man sieht nichts als ein leeres, finsteres Rattenloch, in welchem ein alter Raitenkopf unter einer schmutzigen und verschobenen Griechenmütze schlummernicht. Dein erster Gedanke ist: „Man erhält hier alte Häringe, deren Duft ihren Verkäufer vergiftet und erstickt hat." — Aber sobald der Raitenkopf aufwacht, und er trägt Dich, was Du — begreift, kann kaum Du auch versichert sein, daß er Dir Alles darreicht, was nur die Phantasie erfinnen kann: einen pariser Tamenhut mit Federn, einen chinesischen Topf für Pflumen, einen Pflug, einen Seidenstoff aus Lissa und Haschis aus Petrapol. Wo er das Alles herauszuschütteln, das mögen die Götter wissen! — Ich behaupte, er gräbt es aus der schwarzen, feuchten, dumpfigen Erde heraus.

Aber die Bäuerin, die mit dem beschnittenen Dukaten oder dem angenagten Silberstücke aus der Zeit des vorigen, ermordeten Herrschers in das Gewölbe tritt, weiß, was sie begehren soll.

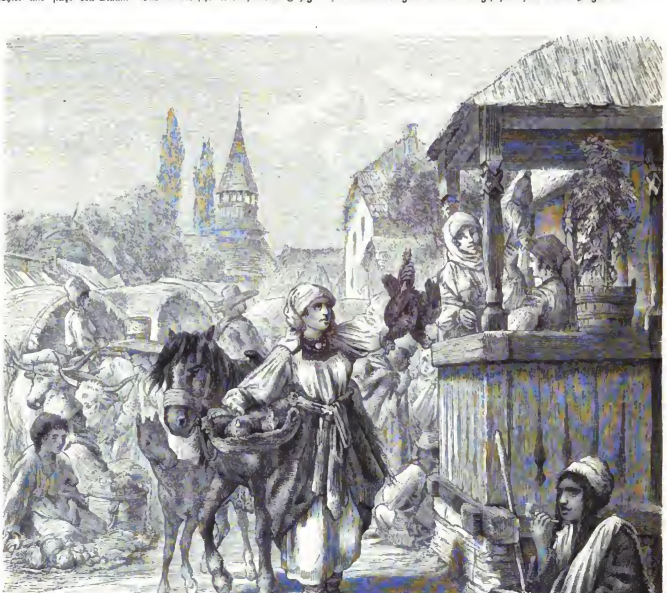
Zuerst kommt ihre Eitelkeit daran; zuerst will sie eine sechste Reihe Korallen zu den fünf eugerrihten Zentnerlasten auf ihrem Halse wissen. Dann denkt sie an ein Holzgeräth für die saure Milch (die Hadanka) in ihrer Wirthschaft; endlich und zuletzt sieht sie die Aufgabe für einen Schlud gefaschten Sorbets. Sie weiß, daß sie geprügelt wird daheim, unter jeder Bedingung. Und die Eigenheit der Slaven ist es, die Medizin für ihr unausbleibliches Leiden im Voraus zu nehmen.

Beim Beggehen aus den Gewölbe denkt sie daran, schon auf der Schwelle, noch eine kleine Thonpfeife für ihren Gatten zu kaufen . . . . „Denn er wird schon Alles vertrunken haben, was er auf dem Binbermarkt eingenommen hat!" — Dieser Gedanke des Pfeifenkaufs kommt ihr aber nur, wenn sie noch kein ganzes Jahr verheirathet ist.

Nun geht es an's Nachhausefahren. Sie stärkt ihr Pferd mit Hafsel, und ihr Haupt mit Schnaps. Vor der Schenke ist der Versammlungsort aller Verkäuferinnen, die ihre Waare los geworden sind. Die Männer kommen später vom Rohmarkt her nach. Sie sind ungeschickter und sorgloser gewesen. Sie kommen also in dem Augenblick, wo die Weiber schon lustig sind. Darüber kommt ihnen der Aerger. Sie trinken.

Digitized by Google

Und bald ſind ihnen die nüchternen Weiber die Retterinnen. Die eheliche Liebe erwacht. Sie trennt die Streitenden, ſie bebt die Gefallenen, ſie tröſtet die Weinenden. Das Pferd des Weibes wird als Fuhrwerk benützt für den Mann. Das Weib ſchreitet daneben her. Es ſtützt ſich auf das Thier und ſtützt den Mann. Das rumäniſche Weib hat eine Zähigkeit der Liebe, die beinahe ſeiner amazonenhaften Rohheit gleichkommt. Das wankende Gefährte bewegt ſich vorwärts im Straßenkothe (denn an jedem Marktnachmittage regnet es in Strömen) wie ein Schilfrohr im Winde. Der feuchte, lumpfduftende Abend ſenkt ſich über den verkrüppelten Weidenbaum am Wege und über den gefahrdrohenden Straßengraben.



Bulgariſche Bäuerin auf dem Markt. Originalzeichnung von Vincenz Mirka (S. 271.)

Der Klepper, der ſchlafende Bauer und das kothbeſpritzte, wankende, tobtraute Weib wanken weiter. Endlich ſteht das Pferd ſtill, von ſelber. Der Bauer erwacht. Das Weib fällt im Kothe auf die Kniee. Sie hält dabei trotz ihres Schwindels den ſinkenden Mann. Die Hütte, vor welcher der Klepper ſtillgehalten hat, iſt ſtumm in der Finſterniß. Die Hühner ſind ja verkauft und das Schwein auch. Das Holzgeräth, welches man im Städtchen gekauft hat, iſt verloren und der Branntwein iſt aus den wüſten Köpfen verraucht; der arme rohe Bauer und ſein Weib kommen ärmer und roher zurück.

Es iſt „Markt“ geweſen.

Digitized by Google

Medea.

Novelle von **Marie Giese.**

(Fortſetzung.)

III.

Von ſeiner ſchweren Ladung befreit, ſchwankte »L'étoile«, das ſchöne Dampfboot, am Bollwerk von Neuhaus, als ein leichter Kahn aus der Gegend von Dürlingen über die Flut tanzte und ſich allmälig der Hafte nahte, die im Gebüſch halbverſteckt zwiſchen Weißenau und Neuhaus lag. Der Fiſcher hatte ſeine Netze, deren ſpinnwebartige Lobpreiſung nur ihm bekannt waren, auf den langen glatten Stangen im Sonnenſchein ausgehängt und eilte an's Ufer, um den jungen Mann, der das leichte Fahrzeug ruderte, zu bewillkommnen und letzteres an der Pfahlkette zu befeſtigen.

Mit leerer Mappe und hageren Wangen war Werner aus Bregenz in die Einſamkeit jenſeits des Sees zurückgekehrt. Er ſpürte keinen Trieb zur Arbeit in ſich; dieß gehörte an ſeiner Geſundheit, wenigſtens ſagte er es ſich am Abend jedes unbefriedigten Tages. Auch zu neuen Ausflügen hatte er ſich nicht geſtimmt gefühlt. Nach durchwachter Nacht faßte er heute den Entſchluß, ſich durch einen Gang nach der Heimweiſtuh oder einem andern Berge zu erfriſchen. Geſtern Abend hatte ſein Wirth von der Poſt in Zuteralen einen Brief ſie ihm mitgebracht; dieß war die Urſache ſeiner Schlafloſigkeit geweſen, aber der junge Mann dachte nicht darüber nach, er fühlte nur, daß er etwas wußte.

Das ungewohnte Blau des Himmels zog ſeinen Blick zu den Spitzen der Gebirgsketten auf, die ſich mit ſcharfen Umriſſen in der klaren Luft abſetzten. Die Schneedecke ragten in funkelndem Silberglanz über den grünen Matten und Vorbergen von Lautebronnen empor, blendended Licht ſtrömte von der jungfräulichen Königin der Berge aus. Von dem warmen Südwind bewegt, wallte und glitzerte im Morgenſchein der See. Die Felſen an den ſüdlichen Buchten warfen tiefe Schatten über den Uferrand. Dort ſpielte die Flut in den dunkeln Zinken des Moorwaſſers, in hellem, unaigrirtem Kryſtall brach ſie ſich an der Küſte, wo die Dampfſchiffe und Segelboote aus Thun landen. Seit geſtern wölbte ſich wieder ein heiterer Himmel über dem Oberland.

In einer Stunde erreichte er den Fuß der Heimweifluh. An ihrem Abhang zauberte das Sommerlöfchen liebliches Leben hervor. Leiſe zitterten die Wipfel der Buchen und Aufbäume; die Sonne ſchoß mit goldenen Pfeilen in die dunkeln Gründe und ließ phantaſtiſche, bewegliche Schattenbilder auf den ſchlangenhaft gewundenen Pfaden ſpielen. Manchmal wehte der Athem des Südwindes lebendiger durch das Meer der grünen Zweige, und vom Stiel fallend huſchten gelbe und weiße Blüten auf den verſteckten Treibhäuſern der Wildnuß über den Pfad, um dort zu wellen oder wieder in's Dickicht zurückzuflattern; auch ein Zweiglein, von ſüßen, rothen Himbeeren ſchwer, drängte ſich zwiſchen dem wilden Schneeball am Wege hervor und lockte freundlich zum Genuß ſeiner ſüßen Frucht. In das Geſang des Windes und der Blätter miſchte ſich das Zwitſchern der Vögel im heimlichen Neſte, und das Geſumme der Käfer ſchwirrte als leiſer, endloſer Grundton durch die Laute des Waldes. Auf den kleinen, ſonnenbeglänzten Lichtungen flüſterten müde, rothglühende Nelken auf ſchlanken Stengel dem hohen Ried- und Zittergras ihre Sommerträume zu, beſonders von den ſtummen Libellen, die hier am liebſten das Florgewebe ihrer Flügel durch die grünen Halme ſchimmern ließen, um im Nu zwiſchen denſelben zu verſchwinden.

Der kranke Wanderer ſah es Alles, denn er war ein Maler mit dem Auge eines Dichters. Er athmete die friſche Morgenluft, als ſolle ſie ihm Heilung bringen für ein geheimes Leid, er richtete ſeine Blicke zu dem Aetherblau über den Wipfeln empor, und die Wolke auf ſeiner Stirn lichtete ſich mehr und mehr, je näher er dem Gipfel kam. „Du Schöpfer dieſer ſchönen Erde, deren Dunkele meine Seele untee dem Druck des Lebens allezeit mit neuer Begeiſterung erfüllt und ſie erquickt haben, gib, daß meine Augen die die Große Deiner Werke offen bleiben,“ ſeufzte er, „daß ich in Anbetung meine ganze Kraft finde, mich aus den Schlingen finnebetäubender Schönheit zu retten, die mein Herz entnervt und zu Boden zieht, die meinen Geiſt verwirrt hatte, daß Deine Offenbarungen ihm verſchloſſen waren wie das Buch mit den ſieben Siegeln, von dem der Seher auf Patmos erzählt!“ So ſprach er und ſetzte mit feſterem Schritt ſeinen Weg fort, auf dem nichts ihn ſtörte, als das Geklöpel von Blumen, Laub und Morgenwind, bis er an dem ſich verengenden Gehölz bemerkte, daß er von ſeinem eigentlichen Wege abgeirrt ſei. Bald verſperrte den letzteren ein geſtürzter Stamm, und er ſah ſich genöthigt, eine kleine Strecke weit durch das Dickicht zu dringen. Als er die letzten Sträucher auseinanderzog und den Fuß auf den wiedergefundenen Pfad ſetzen wollte, blieb er ſtehen und ein leiſer Ruf der Verwunderung entglitt ſeinem Munde.

Wenig Schritte entfernt und durch das ſäuſelnde Gezweig einer Hagebuche halb verborgen ſaß auf dem vorſpringenden Stein das junge Mädchen mit dem Korb voller Früchte und Blumen, ganz wie wie es früher geſehen, nur nicht in der Abendbämmerung, ſondern im friſchen Morgenduft, umſpielt von huſchenden Sonnenſtrahlen. Wieder blitzte der fleißige Stahlhaken in den zierlichen Fingern; auf das ämliche Röckchen fiel wie Spinnengewebe die weiße Spitze. Sie mußte zeitig auf ihrem Platz angelangt ſein, denn auf ihren Blumen lag noch der Thau des Gartens und der Wieſe. Zu dem Jasmin geſellte ſich die Erdbeere und weiße Roſe, das Goldgelb der Aprikoſe leuchtete ſchwetterlich neben dem duftigen Blau der Nemophilla und dem Ulteamarin des Genſian. Ein zartes Geranke von Epheu und Moos breitete ſich ſchützend über das Ganze.

Der junge Mann betrachtete Mädchen, Blumen und Baum, und ein Sonnenſchein von Hoffnung und Freude begann auf ſeinem trüben Geſicht zu erglänzen. Mehrere Minuten ſtand er ſtumm an ſeiner Stelle und zwang ſeine Bruſt, ohne es zu wiſſen, zu leiſerem Athmen. Dann warf er den Kopf empor und rief mit dem Tone, wie ein Geſangener, der. plötzlich aus der Haft ſeiner Mauern geführt, die weite, freie Welt vor ſich offen ſieht: „Ich hab' es gefunden! Ein Bild, ein ſchönes, liebliches Bild!“

Das junge Mädchen zuckte zuſammen gleich dem Reh, welches aus ſeiner Ruhe am einſamen Quell von dem plötzlichen Schrei eines Raubvogels erſchreckt wird. Die Arbeit fiel in ihren Schooß; ſie lehnte ſich an den Fels und ſchloß die Augen. In den nächſten Sekunde ſtand Werner vor ihr.

„O mein wie konnt' ich ſo grauſam ſein, Dich in Furcht und Schrecken zu ſetzen! Zürne nicht, denn es geſchah aus Unbedacht, nicht aus böſem Willen! Verzeihſt Du mir, gutes Kind, oder ſoll ich —“

Sie machte eine Handbewegung, als möge er ſich entfernen, blickte dabei aber auf und ſagte mit furchtſamer Stimme: „Ich zürne nicht, es iſt nur ſo ſeltſam, daß ich Euch doch noch wiedertehe.“

„Wiedertehe?“

„Ja,“ ſprach ſie mit einem ſchüchternen und halb verwunderten Blick. „Dort im Gebüſch liegt noch das Sträußchen, welches Ihr von mir kauftet — wilde Roſen und Moos — aber es iſt lange verdorrt! Ihr habt es Alles vergeſſen.“

„Ich trift Dich, Kind,“ ſprach er longſam, und die Erinnerung an jenen Abend trat in ſein Gedächtniß. „Ich entſinne mich wohl, daß ich Dich ſchon einmal ſah. Es war, glaube ich, bei Sonnenuntergang, als ich zuerſt dieſe Inſel beſuchte —“

„Und es waren Viele mit Euch. Ich weiß es noch Alles. Heute ſind es drei Wochen,“ fügte ſie leiſer hinzu.

„Drei lange, verlorene Wochen,“ murmelte er, und ein Ausdruck der Stirn verjagte den Hoffnungsſchein auch ſeinem Antlitz. „Wie Du Dir die Zeit gemeſſen haſt!“ ſchloß er mit einem zerſtreuten Blick.

„Es geſchah wegen des armen Sträußchens,“ verſetzte ſie ſchnell und mit tiefem Erröthen. „Und hier oben gibt es ſo wenig, um darüber nachzudenken. Ein Tag vergeht wie der andere.“

„Mir nicht,“ erwiederte er. „Es geht in ewigem Wechſel. Dinge, die Einem den Kopf ſchwer und das Herz leer machen, ſpielen ſich ab. — Doch was ich rede — und zu Dir!“

„O, ich verſtehe Euch!“ verſetzte ſie unbefangen, als ee verſtummte. „Auch mein Kopf iſt manchmal ſchwer. Wenn mein Korb voll bleibt und der Abend kommt — ſie beutete auf das winzige Werkzeug — „nicht ſo ſchnell fliegen will, als er ſoll, kommt mir's ſauer an, hinabzuſteigen nach Unterſeen.“

„Die Sorgen der Armuth!“ murmelte er. „Es ſind die einzigen, welche ihr genaht ſind. Wohl ihr!“ Er ſtand in Gedanken verloren vor ihr und betrachtete ſie von den goldbraunen Haarwellen über ihrer Stirne und den wattgerötheten Wangen bis zu den Spitzen ihrer kleinen Füße. Sie ſaß wiedee in ihrer alten Stellung auf dem Stein, als müſſe ſie die verſäumte Zeit doppelt einholen und habe keine Sekunde mehr für ihn übrig.

„Emſame Arbeit, ſoll es heißen,“ murmelte der Jüngling vor ſich hin. „Mit prüfendem Blick betrachtete er den Platz, welchen ſie innehatte, und beſſen nächſte Umgebung, ſeßte ſich auf einen Stein, der am Fuß eines Baumes lag, und legte ſeine Mappe auf die Kniee.

„Laß hatte ich vergeſſen, Dich zu fragen, ob Du geſtattelt, daß ich dieſes freundliche Ruheplätzchen zeichne,“ fragte ee.

Sie ließ zum zweiten Mal ihre Arbeit in den Schooß ſinken und klatſchte vor Vergnügen in die Hände. „Es gefällt Euch alſo auch? Und wie ich's liebe! Ich hab' es mir als Eigenthum ausgekauft! Am ſchönſten iſt es in der Früh', wenn noch kein Wanderee mich in meinem Gedanken ſtört. Mir iſt nie wohler, als wenn ich das Dorf hintee mir hab' und auf die grüne Höh ſteige. Und der Baum, iſt er nicht ſchön und gut? Was wir für Freunde ſind, verſteht keine See! in Unterſeen — auch meine Mutter nicht! Keinee weiß, was mir und ſie erzählen!“

„So ſag' es mir! Ich bin auch einer von Denen, die mit dem Walde

Digitized by Google

und Allem, was in ihm lebt, auf gutem Fuß stehen," erwiederte Werner und begann seinen Stift in Bewegung zu setzen.

Sie betrachtete ihn prüfend und sprach dann halblaut zu sich selber: „Ich wußt' es längst, daß er ein absonderliches Menschenkind ist." Lächelnd und befriedigt griff sie wieder zu ihrer Arbeit.

„Und was sind es für Dinge, die Dir Dein Baum anvertraut, wenn ihr allein seid?" fragte er, während er den Zweig ins Auge faßte, der seinen Blätterschirm über ihren Köpfchen wölbte.

„Er tröstet mich, wenn mir's übel geht, und freut sich, wenn ich Glück hab'. Ist am Abend mein Korb leer und zählt' ich mein Geld in die kleine Schachtel hier, so rührt er die Blätter und murmelt: „Das war ein guter Tag, nun mach', daß Du heimkommst, und nimm der Mutter ein Weißbrod vom Bäcker mit oder ein Gläschen mit Honig, den sie so gern hat."

„Und Du befolgst den menschenfreundlichen Rath?" fragte er lachend und eifrig zeichnend.

„Jedesmal, wenn ich Alles verkauft hab'. Mit leerem Korb geh' ich niemals heim."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß Jemand bei Dir vorübergeht, ohne zu kaufen."

„Leider doch! Es sitzen schon so viel Kinder auf der Aluh; ich bin die Letzte und nahe am Gipfel. Dazu bring' ich's nicht über's Herz, den Fremden meine Waaren anzupreisen, wie die Andern es thun. Das Geschäft kann mir zuerst sauer an, doch da ich meine Handvoll hier oben so gut machen kann, wie in Unterfeen, hielt ich's für Sünd', aus Hoffart daheim zu bleiben. Der erste Tag war bös'. Kaum die Hälfte hatt' ich verkauft, und als es Nil ward auf der Aluh, saß ich mit meinem Korbe da und weinte. Da zupfte der Baum seinen Zweig und klopfte mir sanft auf die Stirn, und mit mir's, als hört' ich ihn säuseln: „Sei unverzagt, armes Kind, und laß die Hoffnung nicht fahren! Der den Bäumen und Blumen Thau und Sonnenschein schickt und milde Lüfte, der wird nicht wollen, daß eine kranke Mutter und ihr Kind vor Hunger vergehen!' Und er hat wahr gesprochen. Am nächsten Abend hatt' ich die letzte Rose verkauft, eh' der Schatten über dem Moosgrund lag! Und der Baum? Er flüsterte so viele und lustige Dinge, daß ich's gar nicht Alles behalten hab', und als ich ihm zurief: „Adieu, schlaf' wohl!" warf er mir schelmisch drei grüne Blätter in den Schooß. Die aber nahm ich mit nach Unterfeen und legte sie in mein Gebetbuch. Will ich nun wieder einmal verzagen, so blick' ich sie an und denk': sie sind ein Wahrzeichen, daß Gott im Himmel auf mich niederspieht und mir hilft, wenn es Zeit ist."

Sie verstummte und nahm ihre Arbeit wieder auf, die sie im Eifer der Rede hatte ruhen lassen. „Laß Alles erzählt' ich Euch, damit Ihr begreift, wie ich mich freu', daß es Euch in den Sinn kam, meine kleine Buche zu malen," fügte sie wie zu ihrer Entschuldigung nach einer Pause hinzu.

„Baum, Stein, Dank, Korb und was darin ist, vor Allem aber das Beste, Dich, will ich verewigen."

Sie lachte herzlich und mit hellem Klange. „Dazu ist Euer Blatt zu klein und Ihr macht nur Euren Scherz mit mir. Was sollt' ich auf dem Bilde?" —

„Begnügen wir uns also mit dem Uebrigen," sagte er, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

„Nehmt auch noch den Wegweiser mit der Inschrift „Zur Heimwehfluh", dann vergeßt Ihr nicht, wo das Bild herstammt," sprach sie mit einem leisen Seufzer. Er hörte ihn nicht, und da er sie nicht weiter zum Sprechen ermuthigte, hätelte sie mit gesenktem Nacken fort, ohne aufzublicken. So verging mehr als eine halbe Stunde. Endlich stießen sich auf dem festen, breiten Pfade Fußtritte hören.

„Nun sieh zu, daß Du einen Theil von Deinen schönen Früchten verkaufst," sprach Werner, ohne sich nach den Ankömmlingen umzusehen. Es waren zwei deutsche Studenten. Sie hatten ihre Sommerröcke ausgezogen und hier die Schulter gehängt. In dem Weidenkorb des Einen baumelte ein rothledERner Tabaksbeutel und die Mütze saß ihm schief auf dem Ohr. Das Steigen schien ihm seiner Leibesfülle halber nicht leicht zu werden und er trocknete im langsamen Schreiten sein rothes, rundbackiges Gesicht, während sein Kamerad, ein sonnenverbrannter, schlanker Bursche, lustig pfeifend mit elastischen Tritt voranseilte. „Ah, wie reizend!" rief er und schwenkte seinen Hut, als er das junge Mädchen erblickte.

„Der Tag fängt gut an!" sagte der Ermüdete phlegmatisch hinzu, indem er sich auf die hölzerne Bank niederließ. Das junge Mädchen erhob sich und bot den Studenten ihren Korb dar. „Frische Blumen und Früchte, wenn Ihnen gefällig ist," sagte sie in französischer Sprache, ohne den Bemerkungen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

„Das abscheuliche Französisch! Als ob wir im Waadtland nicht schon genug davon gehabt hätten; ich bin nicht im Stande, schöne Redensarten darin zu machen!" rief der Andere, dessen leckes Gesicht mehrere Narben zeigte. „Donnez-moi de vos fraîs, bel enfant!»

„Des fraises," verbesserte sie unwillkürlich und reichte ihm auf einem großen, frischgepflückten Weinblatt ein Häufchen purpurrother Erdbeeren.

„Denn Du mir eine legon francaise geben willst, so kannst Du mir keinen größeren Gefallen thun," sprach er und wollte sich zu dem erhitzten Kameraden setzen, der sich mit seinem Taschentuch Kühlung zufächelte.

„Unsinn, laß das Päppchen in Ruh'! Ich habe nicht Lust, auf dem Rückweg in der Mittagshitze zu braten."

„Nun denn, donnez-moi wenigstens un baiser zum Abschied!" rief Jener, indem er dreist an das Mädchen herantrat.

Sie wich flumm einige Schritte zurück und es lag etwas in ihrer Miene, das ihn bewog, von seiner Absicht abzustehen. In gleicher Zeit sprang Werner von seinem Platz auf und rief: „Sie werden gut thun, Ihren Weg so bald als möglich fortzusetzen; wie Sie sehen —"

„Za wohl, ich sehe! Ein Idyll im Grünen sehe ich, und es sei ferne von mir, zu stören. Sie hätten sich nur eher melden sollen; ich bin, wie gesagt, kein Umwerfch! Adello — addio!" sang er, schwenkte wie vorhin seine Mütze, und noch lange, nachdem er verschwunden war, tönte der Wiederhall seiner frischen, fröhlichen Stimme durch die Büsche.

„Armes Kind, der leck Bursche hat Dich erschreckt; aber Du hast es vortrefflich verstanden, ihn abzuwehren. Ich hab' mich über Dich gefreut. Welche Enthaltsamkeit und Würde lag in Deinem Blick! Es ist wunderbar, welche seltenen Eigenschaften in Dir verborgen sind. Wie, Thränen? Lege dem kleinen Vorfall keine zu große Bedeutung bei!"

„Es ist das erste Mal, daß sich Jemand eine Freiheit gegen mich erlaubt hat," erwiederte sie und suhr mit der kleinen weißen Hand über die Augen.

„Ich hätten nicht hier oben sitzen, der Platz ist einsam, besonders in den Mittagsstunden."

„So sagt meine Mutter; sie hat sich lang nicht dazu verstehen wollen, mich aus dem Haus' zu lassen. Erst als die Noth bei uns anklopfte —"

„Und Dein Vater? Du hast mir noch nichts von ihm erzählt. Lebt er noch oder?"

„Ich habe ihn nie gekannt," erwiederte sie seufzend. „Meine Mutter sagt, daß sie ihn verloren hat, eh' ich geboren wurde. Sie hat es nicht gern, wenn ich nach ihm frage. Vielleicht war sie nicht glücklich mit ihm."

„Laß uns nicht an so trübe Dinge denken! Zeige mir lieber Dein schönes Gesicht! Sorgen passen nicht zu diesem Sonnenschein. Wie kommt es, daß Du so gut französisch sprichst?"

„Meine Mutter ist aus dem Waadtland. Als mein Vater starb, zog sie nach Unterfeen zu ihrer Schwester, die dort eine Pension hielt. Meine Tante gab uns ein freies Stübchen, und mit dem Geld, das meine Mutter für französischen Unterricht erwarb, hat sie uns Beide ernährt. Als ich heranwuchs, konnte ich durch Handarbeit ein wenig verdienen helfen und mit hatten keine Sorgen. Von den Damen, die bei meiner Tante in Wohnung und Kost waren, lernte ich Deutsch, und jetzt sparen wir jeden Centime, damit Mutter mich im Winter nach Bern zu einer Freundin schicken kann, die eine Schule hat und mich in den Dingen unterrichten soll, von denen ich noch nicht genug weiß, um mein Brod als Lehrerin zu erwerben. Es wäre Alles gut gegangen, wenn nicht vor drei Monaten meine Tante gestorben wäre. Mit ihrem Tode verloren wir die Wohnung, und die Miethen im Ort sind theuer."

Sie seufzte und lehnte den Kopf nachdenklich an den Baumstamm.

„Du warst vorhin so heiter, sei es wieder!" bat sie der Maler, nachdem er sie einen Augenblick betrachtet und seine Aufmerksamkeit wieder der Skizze zugewandt hatte. „Und damit Du der Sorge für heute enthoben bist, kaufe ich Alles, was in Deinem Korbe ist. Wenn ich genug gezeichnet habe, wollen wir uns an Deinen schönen Früchten laben."

„Ihr seid sehr gütig, aber wenn Ihr es nur thut, um mir den Verdienst zu geben —"

„Also auch stolz bist Du! Ich verdenkelte es! Du kannst indessen in Bezug auf mein Anerbieten ruhig sein; ein Theil der Früchte soll mich auf meinem Wege nach Thun erquicken. Ich werde an Dich denken, wenn ich eine Pfirsiche an meine Lippen führe, er wird mich an Deine sammetweiche Wange erinnern. Wenn ich das Kolorit doch träfe! In Unterfeen wohnt Deine Mutter?"

„Ja! Das Häuschen steht mit dem Giebel nach der Aar. Man kennt es an den gelben Rosen, die an der Wand ranken. Doch kleine Stück Garten haben wir gepachtet; ich ziehe darin die Blumen zu meinen Strauß'chen."

„Nun sieh Dir das Blatt an!" sprach er und fuhr noch einige Striche hinzu. Sie stand auf und näherte sich ihm mit schüchternen Zeitten und einem Gemisch von Spannung und bescheidener Zurückhaltung, das sein Auge hatte entzücken müssen, wäre dasselbe nicht völlig von seinem Werk

Digitized by Google

gefestet gewesen. „Ist es gelungen — hat es Deinen Beifall?“ fragte er begierig.

Sie stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. „Ich sehe, daß es Dir Freude macht! Dieß ist ein Triumph. Doch Du mußt wissen, daß es nur das Motiv zu einem großen Oelgemälde sein soll, dessen Hauptpunkt Du selber bist, einsame, kleine Arbeiterin, Blumenmädchen der Heimwehkluft! Du bist es, Sie mir dessen wiedergibt! Das Bild soll mir Alles bringen: Ruhm, Gold, Befreiung, — ja Befreiung von den Ketten, mit denen ich mich gefesselt habe, seit der Sirenenblick über den Wellen jenes Meer mich traf! Zufriedenheit, Ruhe werden unter der Arbeit zu mir zurückkehren! Hier spreche ich den hohen dem Zauberspiel, das mein Herz bestohlen hat,“ — er zog ein rosenfarbiges Papier hervor und zerriß es in tausend Fetzen, die der Wind aufwob und über Busch und Baum in die Weite wehte, — „mein Fluß hat den Grund gefunden, auf dem er zu seiner Bestimmung gelangt!“

Sie stand neben ihm und sah mit heimlichem Bangen bald auf sein erregtes, verdüstertes Gesicht, bald auf das Blatt, welches er wie eine Siegesfahne mit erhobenem Arm schwenkte. In ihrer Beewirrung wußte sie kein Wort zu sagen und er schien auch keines zu erwarten.

„Jetzt will ich Dich nicht länger stören, Kind,“ sprach er eilfertig. „In zwei Stunden geht das Dampfschiff nach Thun und ich muß es benützen, um mir ein Bild Leinwand und einige fehlende Farben zu holen. Leb' wohl, und tausend Dank für dieses schöne Zeugniß Deiner Güte! In drei oder vier Tagen sehen wir uns wieder.“ Mit einem flüchtigen, aber herzlichen Händedruck wollte er enteilen. „Eure Früchte — nehmt sie, damit Ihr in der Hitze nicht verschmachtet!“ — wagte sie ihm nachzurufen. Er wandte sich um und sie brachten die Pfirsiche und Aprikosen in seinen ledernen Reisesack unter, die über seiner Schulter hing. In der Eile vergaß er nach dem Preise zu fragen und warf einen Franken in den Korb. Sie lächelte mit stiller Freude, als er verschwunden war: dem nichtlichen Werthe nach hätte er das Doppelte zahlen müssen. Es überkam sie eine süße Befriedigung bei dem Gedanken, daß er, ohne es zu wissen, in ihrer Schuld sei. In ihren Füßen lag einer der rotenvorten Papierfetzen. Sie bückte sich und hob ihn auf; das Wort „Madine“ stand darauf, sonst nichts, und sie ließ es wieder dawonflattern, um den Kopf in die Hand zu stützen und den geschehenen Dingen nachzudenken. Was hatte der Fremde mit dem Bilde sagen wollen, dessen Mittelpunkt sie sein sollte, und warum brauchte er es, um den Frieden zu erlangen, welchen er suchen hatte? Aber Augen wandten sich, wenn sie sich vorstellte, wie verstört und trübe er in die Ferne geblickt hatte, als das zarte Rosenpapier unter seinen Fingern davongeflattert war. Träge lagen ihre Hände in ihrem Schooß und es währte Stunden, ehe der kleine Halen wieder durch die Maschen flog. Ein Gedanke hatte ihn endlich in Bewegung gesetzt, ein ernstlicher, ruhebringender: „In drei oder vier Tagen sehen wir uns wieder!“ —

Das zerrissene Blatt hatte nur wenige Zeilen enthalten, und sie lauteten: „Sie sind in gerechtem Zorn von mir gegangen; wäre es anders, so würden Sie nie wieder etwas von mir gehört haben. Ihr Stolz ist groß, — der meine auch. Was Sie mir gesagt haben, gibt mir viel zu denken; es ist ein Stachel in meiner Brust zurückgeblieben. Sie forderten von mir Fleiß, nützliche Arbeit, die mir Befriedigung bringen sollte. Eine Sie aber Andern den Weg zum Glück zeigen, leisten Sie selber etwas, das den Namen einer That verdient. Und wenn es Ihnen ein Sporn sein kann, so hören Sie ein letztes Wort: stellen Sie der Welt ein Werk hin, das Sie zu einem wirklichen Künstler stempelt, und es gibt kaum einen Wunsch, den Ihnen versagen wird. Nadine Menzikoff.“

IV.

Das Fenster, um welches sich die goldgelben Kletterrosen rankten, stand offen. Unter ihm auf den schmalen Rabatten des Gärtchens blühte es in allen Farben des Sommers, aber die Dämmerung war schon so tief, daß sich Blume und Blatt nicht unterscheiden ließen, und nur ein Dufte erkannte man, daß Lilien, Reseden und Goldlack dort in friedlicher Genossenschaft den Abendthau tranken, ehe sie die Häupter zum Schlummer neigten.

An Fensterkreuz lehnte das Mädchen von der Heimwehfluh; ihr Blick war in das Blumendunkel gesenkt. Zweimal hatte sie den Kopf nach dem Hintergrunde des Zimmers umgewandt und auf ihren Lippen schien eine Frage zu schweben, doch mußte ihr der Muth fehlen, den Gedanken in Worte zu fassen, und sie blieb stumm sinnend an ihrem Platz. Endlich zog eine lichtumflossene Wolke ihr Auge an, welche im Steigen heller und durchsichtiger ward, bis eine andere, die ihr wie eine dunkle Schattengestalt nachgezogen war, sie ereilte und mit ihrem gespenstischen Grau überflutete.

Sie sah es und ein leichter Frostschauer erfaßte sie. „So bricht das Unglück über eine helle Seele herein und beschattet sie mit seinen schwarzen Flügeln,“ murmelte sie.

„Schließe das Fenster und zünde das Licht an, daß ich den Abendsegen lese, ch' Du zur Ruh' gehst!“ ließ sich eine tiefe Stimme vom Kamin her vernehmen.

„Ich bin nicht müde, Mutter, und die Luft ist so warm und rein —“

„Schließe das Fenster, es zieht kühl vom Steom bis in meinen Winkel herein, und müde mußt Du sein, denn es sind schon drei Nächte, daß Du unruhig und wenig geschlafen hast. Gott verhüte, daß eine Krankheit bei Dir im Anzuge ist.“ Ein Gemurmel, vielleicht ein Gebet, folgte diesen Worten.

„Gott grüß' Dich! Endlich bin ich hier!“ rief eine jugendfrische, melodische Stimme draußen am Fenster.

Ein Freudenschrei war die Antwort. Im nächsten Augenblick klopfte es an die Thür, und ehe noch das „Herein“ aus dem Kaminwinkel ertönt und verhallt war, öffnete sie sich.

„Hast Du gezweifelt, daß ich kommen würde? oder — bist Du mir böse über die späte Stunde?“ rief der Fremde, indem er seinen Hut auf den Tisch warf und ihr die Hand zum Gruße hinstreckte.

Das junge Mädchen hielt regungslos am Fenster und ließ ihn bis dicht in ihre Nähe kommen. „Die Anlage meines Bildes hat länger gedauert, als ich glaubte, aber jetzt ist es weit genug gediehen. — Doch was ist geschehen? Nennst Du mich nicht mehr?“

Sie streckte nach der Ecke am Kamin, und ihrem Winke folgend sah Werner, wie sich eine hohe, steife Gestalt aus demselben erhob und mit abgemessenen Schritten auf ihn zukam.

„Was wollen Sie von meiner Tochter, und wodurch hatten Sie sich zu diesem späten Eindringen in meine Wohnung berechtigt?“ fragte sie mit einer Kälte und Ruhe, die den Fremdling in eine peinliche Stimmung versetzten.

„Vergebung, daß ich eine Abendstunde für meinen Besuch wähle; erlauben Sie daraus die Wichtigkeit der Angelegenheit, die mich zu ihnen führt.“

„Ich begreife Ihre Worte so wenig, wie Ihren ungezimenden Ueberfall; lagen Sie mir kurz, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Es ist der Herr, Mutter — es ist ein fremder Herr, der mein Plätzchen auf der Heimwehfluh gemalt hat, — malen will, und auch ich soll mit auf dem Bilde sein, Mutter!“ tönte die ängstliche Stimme laum verständlich vom Fenster herüber.

„Ja, dieß Bild treibt mich noch so spät zu Ihnen,“ nahm Werner das Wort. „Ich komme vom jenseitigen Ufer, um Sie zu fragen, ob Sie nichts dawider haben, daß Ihre Tochter mir zu der Figur steht. Hast Du Deiner Mutter nichts von unserem großen Vorhaben gesagt, Therese?“ fragte er verwundert.

„Ich hab' den Herrn nicht genau verstanden, nur daß ich ihn wiedersehen sollte —“

„Schweig, bis Deine Mutter Dich auffordert zu reden!“ sprach Knorf und drohend die hohe Gestalt, während ihre Hand nach der Lampe tastete, die auf dem Tisch stand, welcher die Mitte des Zimmers einnahm. Als der Jüngling seinen Blick von dem Mädchen abwandte, sah er das Gesicht der alten Frau grell beleuchtet sich über dem grünen Schirm der Lampe erheben. Das Weib war so überzeugt, daß es unwillkürlich einen Schritt näher trat, um es besser betrachten zu können.

Die schwarzseidene, große Haube der Wandlländerinnen umgab ein welkes, bräunlichrotes und scharfgeschnittenes Gesicht; über der eckigen, hohen, von zahllosen feinen Runzeln durchzogenen Stirn hämmte sich eine Welle zurückgekämmten flachsgrauen Haares. Mit der Schärfe eines Holzes wuchs die Nase zwischen den tiefliegenden, glänzenden Augen heraus, die mit einem Farbenblick auf dem Gesicht des unwillkommenen Gastes hafteten. Das Kinn war breit und männlich und auch ihm fehlte nicht der leichte Bartwuchs, welcher von dem Gesicht der alten Frauen des Waadtlandes umzeetreunlich scheint. Die Lippen waren so schmal, daß sie nur einem nach dem Mittelpunkte zu aufwärts gekrümmten Einschnitt glichen. Ihre hagere Gestalt mit dem schmalen, langen Halse hatte die Größe eines stattlichen Mannes, jede ihrer Bewegungen war sicher und abgemessen.

„Wenn ich Sie recht verstehe, soll meine Tochter Ihnen zu einem Bilde als Modell dienen?“ fragte sie, und ihr Blick hatte während der Prüfung etwas von seiner früheren Strenge verloren. Der Jüngling hatte ihn mit unbefangener Miene ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Wie ich Ihnen sagte, und mir liegt so viel an der Erfüllung meiner Bitte, daß ich mit Freuden bereit bin, der Kleinen eine reichliche Entschädigung für die Zeit zu geben, welche sie genöthigt sein wird, mir zu opfern.“

„Genöthigt sein wird!“ wiederholte die alte Waadtländerin. „Glauben Sie mir, daß meine Tochter weder Ihnen, noch irgend einem Maler der Welt als Modell dienen soll.“

„O, ich flehte es, als ich Ihre Stimme hörte und diesen Blick

Digitized by Google

sah!" rief er in schmerzlichem Tone und wandte sich von ihr ab. „Kind, was soll ich thun?"

Das junge Mädchen kam zaghaft in den Kreis des Lichtes, der von dem Tische ausging. Einige Schritte von der Mutter entfernt stand es still. Den Blick zu Boden geschlagen, die Hände unter dem Gürtel gefaltet, schien auch sie einen Urtheilsspruch zu erwarten.

„Und diese Unlust und Unmuth soll mein Pinsel nicht verherrlichen?" murmelte er, und seine Erregung nicht mehr beherrschend, begann er heftig im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Wissen Sie, was Sie thun, indem Sie mir meine Bitte verweigern?" fragte er und stellte sich plötzlich der ihn beobachtenden Mutter gegenüber.

„Gewiß," erwiderte sie laut, „ich bringe Sie um ein Bild."

„Und um weich' ein Bild! Die Menschen sollen sich in den Galerieen vor ihm schaaren und rufen: ‚Der Maler hat sich auf den Grund der jungen Seele gelauscht, die in jenen dunklen Augen liegt; diese Stirn ist weich und klar, aber sie birgt sich über eine mühselige Arbeit; sorgende Gedanken ziehen darüber wie ein Nebelflor über den Mond. Die weiche, schmale Hand — wie lange wird es dauern, so stählen sich ihre Muskeln und die zarten Gelenke verlieren ihre Geschmeidigkeit, der schlanke Nacken wird sich krümmen, ehe das Alter ihn drückt —"

„Genug!" unterbrach ihn die alte Frau und wandte den Kopf mit einer gleichgültigen Bewegung der Wanduhr zu, deren Zeiger auf die neunte Stunde deutete. Er hielt diese Bewegung für eine Kundgebung der Ungeduld, doch er irrte sich. Die gestrenge Mutter wollte ihm nicht zeigen, daß die Wimpern ihrer durchdringenden Augen zuckten, um eine Thräne zurückzudrängen.

„Ich will Euch nicht mehr mit Worten behelligen," fuhr er mit glühenden Wangen fort; „geht auf die Heimweh stub und seht dieß Kind bei seiner Arbeit; vielleicht werdet Ihr mir dann gestatten, es zu malen."

„O Mutter! willigt in seine Bitte, denn er sagt, daß an dem Bilde sein Glück hängt!" bat das junge Mädchen und erhob die Hände zu der Mutter. Dann wandte sie sich und wie von einem unwiderstehlichen Drang getrieben ihr Gesicht dem Jüngling zu. Niemand sah das Gemisch von mädchenhafter Schüchternheit, Bewunderung und Hingebung, mit der sie an seinen Zügen hing, während die Mutter sich wieder zu dem Fremden kehrte und mit erhöhter Stimme fortfuhr: „Nein, und abermals nein! Sie ist ein Schatz, nach dessen Gob hein fremder Finger tasten darf. Ich will nicht, daß der Nachwelt zusammenlaufen, um meine Tochter auf Eurer Leinwand abkonterfeit zu sehen, und über ihr Bild reden wie über ein Stück Waare auf dem Markt. O, ich kenne die Welt besser, als Ihr glaubt! Zu meiner Heimat am Leman habe ich Maler gesehen und ihre Reden gehört. Manche haben den Frieden der jungen Dirnen und den Thalesi mit in die weite Welt genommen, den Frieden und auch den guten Namen. Mein Kind und ich gehören zu der Kirche, welche die freie heißt, weil sie sich frei hält von der Gemeinschaft der Gottvergessenen und der Lauen, die der Herr am Tage des Gerichts wird ausspeien aus seinem Munde! Und nun geht, da Ihr meine Meinung wißt. Die Stunde, in der mein Haus verschlossen wird, ist schon vorüber."

„Nein!" rief er mit einer Stimme, in welcher gestaufte Hoffnung und gerängtes Selbstgefühl bebten, „ich werde nicht gehen, ehe ich mich gegen Eure Anschuldigungen gewahrt habe. Daß Ihr in meiner offenen Bitte einen heimlichen Fallstrick für Euer Heil lauern seht, ist ein Gedanke, den ich nicht verstehe. Eure Gottgerichtet vernichtet die begeistrete Hoffnung einer frechenden Künstlerseele. Wenn Eure gerühmte Gottesfurcht Euch nicht Liebe gegen Eure Brüder lehrt, werdet Ihr einst damit zu Schanden werden. Lebe wohl, Theresie, ich zürne Dir nicht; Dein reines Herz hat sich gütig dem Wunsche des Fremdlings geneigt, und wenn die Leinwand, welche schon in flüchtigen Umrissen Dein liebliches Bild zeigt, in Rauch und Flammen aufgeht, ehe sich Eurem See verlaste, in meinem Gedächtniß werde ich es mit mir durch die Welt tragen, bis ich ein ander Menschenbild sehe, das schön genug ist, mich zu seiner Verherrlichung zu treiben!"

Bei den letzten Worten war die alte Baadländerin aufgestanden. Ein unmeldbisches, hartes Lachen folgte seinen Worten; stannend blickten die kummervollen Augen der Tochter zu der Mutter auf. So hatte die ernste Hüterin ihrer Jugend nie gelacht.

„Bis Euch ein ander Menschenbild vor die Augen kommt!" wiederholte sie. „Ihr habt Euch selber das Urtheil gesprochen. Die Schönheit ist der Stern, den das unstäte Gemüth des Künstlers nachzieht! Die Schönheit heißt der Gott, auf welchen Altar er seinen Weihrauch verbrennt. Und wenn Ihr wißt, daß der Stern ein Irrlicht ist, das über giftigen Sümpfen zittert und nicht in den Wolken der himmlischen Hohen, Ihr folgt ihm, denn sein Glanz bethört Euer Auge! Tausende von Euch haben nicht gerubt, bis sie in den Abgrund tanmelten, zu den das falsche Licht ihnen vorangankelte. So ist es, und wenn Ihr es leugnet, kennt Ihr Euch selber nicht. Es wird aber ein Tag kommen, wo Ihr an meine Worte denkt, und können sie Euch als Warnung dienen, so soll es mich nicht reuen, daß Ihr unsere Ruhe an diesem Abend gestört habt."

Der Maler ergriff seinen Hut und wandte sich ab, ohne noch ein Wort zu erwidern. Es war etwas in den Worten der Predigerin, das sein Herz getroffen hatte, auch fühlte er, daß alles Bitten bei ihr umsonst sein würde. Auf der Schwelle wandte er den Kopf noch einmal nach dem jungen Mädchen um. Sie hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, und es war ihm, als hörte er sie leise weinen.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, zog die alte Frau einen Schemel an den Tisch und setzte sich, denn ihre Kniee zitterten. Zweioder dreimal rang sie tief nach Athem, rückte die Lampe näher heran, daß sie ihr Gesicht beschattete, und begann mit dem früheren, festen und lutzen Ton: „Meine Tochter, warum hast Du mir verschwiegen, daß der fremde Jüngling auf der Flub Dein Bild gezeichnet hat? Komm her und sieh mir in's Gesicht!"

Theresie ließ die Hände sinken und blickte scheuend zu der Alten empor.

„Jeden Abend bei Deiner Heimkehr von der Flub," fuhr die Mutter fort, „hast Du mir erzählt, was Dir begegnet ist, und was die Künstler mit Dir getrieben haben. Seit drei Tagen bist Du verschwiegen und nachdenklich, und die Furcht hat mich beschlichen, daß die mühselige Handarbeit zu viel für Dich wäre, obschon es mich immer getröstet hat, Dich in der frischen Waldluft zu wissen. Nun frage ich Dich im Namen Gottes, der das vierte Gebot zur Richtschnur für alle guten Kinder aufgestellt hat, warum hast Du mir Deine Bekanntschaft mit dem deutschen Künstler verschwiegen?"

„Ich weiß es nicht, Mutter! So oft ich Dir von ihm erzählen wollte, war mir's, als seien meine Lippen versiegelt, und mein Herz begann zu klopfen, daß die Stimme mir ausging. Nicht mit Absicht habe ich Dir's verhehlt —"

„O, o!" murmelte die alte Baadländerin, „Dein Gewissen hat Dir gesagt, daß Du Unrecht thatest, dem Unbekannten Rede zu stehen und ihn in Deiner Nähe zu dulden!"

„Nein, Mutter!" rief das junge Mädchen und richtete die Stirn frei zu den forschenden Augen der Alten empor, „ich weiß von keinem Unrecht! Er hat nur liebe, freundliche Worte gesprochen, sein Blick von ihm hat mich gerührt oder betrübt. Du selber wardest Dein Ohr nicht von uns Beiden zugewendet haben; wir redeten kein Wort, zu dem Du nicht hättest Ja sagen können!"

„Und was sollen diese Thränen, die Du dem beeisten Fremdling gezeigt hast?"

„O, Mutter! sagst Du nicht, daß er sein Herz daran gelegt hat, das Bild zu malen?"

„Und ich bin grausam, daß ich's ihm wehrte?"

„Ja, Mutter, grausam!" rief sie und aus ihrem sanften Auge brach eine Empfindung, vor der die alte Frau erschrak. Eine Weile blickte sie stumm und betroffen zum Himmel auf, dann sprach sie langsam und wie zu sich selbst: „Es mag grausam scheinen, aber ich thue, was ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Mein Kind," fuhr sie fort und wandte sich zu ihrer Tochter, „Du hast heute zum letzten Mal Deinen Blumenkorb nach der Heimweishub getragen. Du bist nicht länger das stille Kind, dem ich ohne Sorgen seine Freiheit lassen konnte, und ein Mädchen, wie man auf allen Straßen findet, mit sich nicht zur Tochter haben. Noch ist es Zeit, Dir die thörichten Gedanken aus dem Kopf zu treiben. Geh' hinauf in Deine Kammer und bitte Gott, daß er Dir ein neues, gehorsames Herz gibt!"

„Ich soll nicht mehr den Fuß auf die Heimwehhub setzen?" fragte das junge Mädchen mit kraftloser Stimme.

„Nein! gib mir Dein heiliges Wort, daß Du es nur thust, wenn ich Dir's heiße!"

„Ich soll —"

„Ich gelobe," unterbrach sie die strenge, feierliche Stimme der Alten.

„Ich gelobe, den Fuß nicht eher auf die Heimwehstub zu setzen, als bis meine Mutter es mir heißt," murmelte sie mit erstickten Thränen.

„Du hast mich noch nie belogen, und ich weiß, daß ich auf Dich bauen kann," sprach die Alte in milderem Tone. „Folge stets dem Willen Deiner Mutter, und es wird Dir wohlgehen, nach der Verheißung der Schrift."

Theresie ergriff die dargebotene Hand und drückte sie mit plötzlicher Heftigkeit an die Brust.

„Was fehlt Dir? Hast Du mir noch etwas zu sagen?"

„Nein, nein!" lief das gedrängte Wesen und eilte in seine Schlafkammer.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von G. Hasberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 24. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **von Dewall.**

(Fortsetzung.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Oberstlieutenant Morosetzoff's Lakaienseele triumphirte. Kichernd rieb er sich die Hände und schritt den langen, hallenden Korridor hinab, sein gelbes, abstoßendes Gesicht leuchtete von gemeiner Freude, hämische Rachsucht blitzte aus den grünlichen, geschlitzten Augen — er war geradezu abscheulich.

Er ging auf sein Bureau und setzte sich in eine Ecke, um zu überlegen, wie er jene Befehle des Generals so ausführen könnte, daß sie Mengden und Mademoiselle Juliette am unangenehmsten und verletzendsten würden. Er kaute an seinen Nägeln und rutschte unruhig hin und her auf seinem Lederstuhle.

Er hörte den Wagen des Generals davonfahren, — frohlockend hatte er die kleine Faust hinterher. — „Wart nur, Balwan, Dir will ich den Sabat schon noch austreiben!“ Dann kicherte er wieder und rieb sich die Hände. „Welch' alter Narr, welch' alter Hahnrei er ist!“ — frohlockte er in sich hinein.

Wie schön konnte er sich nun rächen! An Mengden durch größte Härte und erniedrigendes Mitleid, an der Gräfin, ha! — indem er alle seine Maßregeln so traf, daß sie nicht aus der Aufregung und dem Aerger herauskam. Quälte er Mengden, so quälte er auch sie, zwei Fliegen mit einer Klappe und — vielleicht ließ sie sich sogar zu Bitten, zu Flehen herab! . . . Nun dann? . . . Und der General, der sollte es am bittersten empfinden — er wollte Alles so schnell und geheim betreiben, daß es die ganze Stadt erfuhr und die Schuld doch nur auf die Schultern des Alten fiel, nebenbei quälte er dann auch noch ein wenig Mademoiselle Juliette; — welch' reiches Feld für seine Thätigkeit!

Mengden saß noch immer in seinem Zimmer, eine Beute der schmerzlichsten Vorstellungen. Er hatte an Alexandra geschrieben, einen langen Brief mit Selbstvorwürfen, sie um Verzeihung gebeten wegen seiner begangenen Unvorsichtigkeit und ihr geschworen, alle Schuld auf sich zu nehmen. Er hatte ihr verhängnißvolles Geschenk in ein Paket gesiegelt, er bat sie, es wieder an sich zu nehmen und ihm nur das Bild zurückzusenden.

Dann hatte er einen zweiten Brief an Prinz Mussa angefangen, derselbe lag noch unvollendet vor ihm.

Es dunkelte. Er klingelte nach Licht, vom Schlag 6 ihm ab. So saß er, den Kopf in die Hände gestützt, gekränkt, gedemüthigt, leidenschaftlich vor Zorn, ein Opfer namenloser Aufregung.

„Noch ahnt sie nichts,“ — das war sein einziger Trost; von ihrer Botschaft durch Wassili hatte er natürlich nichts erfahren; ebensowenig ahnte er, daß die Uhr und sein Brief niemals ihre Bestimmung erreichen würden, sondern sogleich von Morosetzoff in Empfang genommen wurden.

Wohl tausendmal schaute er hinüber nach den Fenstern der Gräfin, ob sie sich nicht zeigte. Er sah endlich, wie die Rouleaux herabgelassen wurden, wie ein heller Lichtschein durch dieselben drang, aber nichts regte sich hinter denselben.

Jovocus Tunnus Hubertus Temme.
Originalzeichnung von Fritz Kriebuber. (S. 378.)

Digitized by Google

Plötzlich fuhr er auf aus seinem Hindrüten, er vernahm schnelle Männertritte auf den Fliesen des Ganges, gleich darauf öffnete sich die Thüre und anstatt seines Dieners trat Morosiekoff herein, gefolgt von zwei Unteroffizieren.

Eine hohe Stunde stand so Mengden, durchzuckt wie ein gemeiner Verbrecher, seiner Habseligkeiten entledigt, fest hinter den Traillen eines obscönlichen Loches der Hauptwache.

„Glatt ausgeschalt wie ein Aal, hinter den eisernen Gardinen," wie Morosiekoff sich dessen später rühmte.

Während Mengden in volle Muße erhielt, etwas spät seine Reflexionen zu machen, tramte der Oberstlieutenant begierig in diesen Sachen herum — Es war ihm ein wahres Fest, seine Spürnase in alle Privatbriefe und Dokumente zu stecken. Er fand auch jene Briefe von Mincio, andere von der Gräfin, von seiner Mutter, seinen intimsten Freunden, auch ein Streifchen Papier mit den zierlichen Schriftzügen Mademoiselle Juliette's fand er und steckte es zu sich. Er steckte das Alles zusammen zu dem Paket mit der Uhr, dazu noch etwa ein Dutzend Photographieen der schönen Generalin in allen nur denkbaren Stellungen und Toiletten. — „Worte nur, alter Einfaltspinsel, das soll Dich titeln!" frohlockte er. Endlich ging er auf sein Zimmer und ließ Mademoiselle Juliette kommen.

Nachdem er eine halbe Stunde lang zu seinem Privatvergnügen mit ihr gespielt hatte, wie die Katze mit der Maus, zeigte er ihr den kleinen Zettel mit dem „Je vous aime!», und quälte sie damit so lange, bis sie ihm ihre intimsten Beziehungen zu dem General mitgetheilt hatte. — Dann richtete er seinen Auftrag an sie aus, kurz, mit aller Härte. Er sagte ihr im Namen des Grafen einige gemeine Injurien, welche die Zofe schäumen machte vor Wuth, und sondre sie so mit zweihundert Ruthen, anstatt mit dreihundert, zur Bahn, unter dem sicheren Geleite eines brutalen Polizeimannes.

Gegen 1 Uhr in der Nacht kam der Graf zu seiner Frau herauf und legte schweigend Mengden's letzten Brief und die Uhr auf ihren Nachttisch, die Cigarette war so gestimmt, daß man das Porträt der jungen Frau erblickte. — Alexandro fuhr erschrocken empor und fiel in Ohnmacht.

Der Graf sprach kein Wort, er ging holzgerade wieder zur Thüre hinaus, aber alle seine Mienen drückten die tiefste Verachtung aus.

Die Gräfin kam sogleich wieder zu sich, — sie war noch in den elegantesten seidenen Kleidern, welche sie heute Abend ihren Gästen zu Ehren angelegt hatte, in welchen sie so unbefangen wie immer die Honneurs des Hauses gemacht hatte. — Sie ergriff die Uhr und warf sie mit einem Krach in eine Schublade, dann nahm sie den Brief. Sie erkannte Mengden's Handschrift, das Siegel war erbrochen, sie biß vor Wuth die kleinen, scharfen Zähne aufeinander und las. Allmälig wurden ihre Züge immer starrer, ihre Augen starrten sich übergroß. „Ah, du maladroit! — „also das war es?" murmelte sie. — Sie eilte an's Fenster und sah hinüber. Alles war dunkel und still. — Sie rief Annuschka, gab ihr leise Anfträge, sie sprach hastig mit ihr und eilte dann auf das Zimmer ihres Gemahls. — Erst nach einer vollen Stunde kehrte sie von dort zurück, und noch klangen die letzten höhnischen Worte des Grafen in ihren Ohren. —

„Also nehmen wir denn an, Madame, die Uhr sei Ihnen gestohlen worden. — Der Dieb ist entdeckt und bereits gefänglich eingezogen — man wird ihm einfach den Prozeß machen. Bitte, verwahren Sie künftighin Ihre Juwelen etwas gewissenhafter! Bonne nuit, Madame! — Noch eins: was werden Sie übermorgen zum Ball bei der Großfürstin anziehen? — Ein weißes Kleid mit Federbewigen garnirt — noch einmal bonne nuit! » —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wer einigermaßen mit den russischen Verhältnissen vertraut ist, der wird begreifen, in welch' einer gefährlichen Situation sich Mengden befand.

General Graf P., obwohl mit einigem Bedauern, hatte sich entschlossen, die ganze Strenge des Gesetzes für sich in Anspruch zu nehmen. Man hatte die Uhr bei Mengden gefunden, seine Frau gab an, sie sei ihr gestohlen worden, die Ehre und Stellung des Generals erheischten, daß kein anderer Gedanke über die Art und Weise kam werden konnte, wie sein Adjutant zu jenem Familienjuwel gekommen war, als durch einen Diebstahl, — er war das Opfer, welches fallen mußte.

Was nutzte es Mengden, daß jene Annuhme Niemand glauben würde, daß es ganz absurd war, ihn, den reichen Sohn einer geachteten Familie, als einen gemeinen Dieb hinzustellen! — —

Noch ahnte ja Mengden gar nicht, weshen man ihn eigentlich zieh' — er wußte gar nicht, wo man eigentlich hinaus wollte mit ihm.

Er hatte der Gräfin sein Wort gegeben, sie nicht zu kompromittiren in jenem Briefe, und war sich entschlossen, sein Versprechen zu halten.

Als er spater einsah, wohin dieses Versprechen führte, war es leider zu spät.

Mittlerweile war, Dank Morosiekoff's übergroßer Eile, die ganze Geschichte bereits stadtkundig geworden, überall raunte und flüsterte man von dem Unerhörten.

Als der General am Morgen zum Grafen Berg kam, ihn von dem Diebstahl in Kenntniß zu setzen, fand er diesen zu seinem größten Staunen und Schrecken bereits völlig informirt über das, was ihm herfuhrte — er knirschte vor Wuth.

„Aber meine liebe Excellenz, Sie werden das doch selbst nicht glauben, daß Baron Mengden — mag er sonst gethan haben was er will — jene Uhr gestohlen hat?" hatte ihm der Hochstommandirende erwidert.

„Excellenz," hatte Graf P. mit gerunzelten Brauen sich hoch aufrichtend erwidert — — „dann gabe es nur noch eine Lesart und die wäre noch unglaublicher. Ich selbst sah die Uhr beim Rittmeister von Mengden, Anderer sahen sie ebenfalls — meiner Frau ist dieselbe gestohlen worden, ihre ganze Dienerschaft bezeugt es, — ich verlange Gerechtigkeit, um allen bösen Gerüchten vorzubeugen. Mag sich Baron Mengden vertheidigen so gut er kann."

Prinz Wittgenstein und selbst der Großfürst — Alle verwandten sich für Mengden, aber umsonst, der Graf war eisern, unerschütterlich. — So mußte denn das Gesetz seinen Gang gehen.

Es kam nun Alles darauf an, was Mengden selbst über die Art und Weise, wie er in den Besitz der Uhr gelangt war, anssagen würde; — seine vielen Freunde verhehlten sich darüber keineswegs ihre großen Besorgnisse und baten Prinz Maffo, entschieden auf ihn einzuwirken, seine falsche Reticotesse zu zeigen, da sein ganzes Lebensglück von seinen Worten abhinge.

In seinem ersten Verdor hatte sich Mengden auf das Bitterste über die ihm widerfahrene Behandlung beklagt und die Folge davon war eine Schrei der Entrüstung gegen den alten General und Morosiekoff, dem eine sehr unangenehme Untersuchung folgte, welche damit endete, daß Morosiekoff auf die Festung wanderte. — So erntete Jener seinen verdienten Lohn und fiel mit in die Grube, welche er einem Andern gegraben hatte.

Als man in der Stadt erfuhr, die Gräfin behaupte, man habe ihr jene Uhr gestohlen, brachen alle Schleusen mit einem Male auf und von allen Seiten warf man den Stein auf sie. Die Großfürstin ignorirte sie gänzlich und ließ den nächsten Ball, die Damen wieden sie wie auf ein gegebenes Uebereinkommen, kein Kavalier forderte sie zum Tanzen auf. — In Thränen aufgelöst kam sie heim. — Wollte Gott, diese Behandlung hätte sie gebeffert und zu einem ehrlichen Gestandnisse bewogen, wo ohnehin nichts mehr zu verbergen war. — Noch wäre Alles gut zu machen gewesen, ja sie würde sich damit selbst einen Theil der Achtung ihres Gemahls wieder gewonnen haben, — allein, sie verharrte sich immer weiter, sie sah allein, litt nur ihre Ahme um sich, die ihr nichts Unangenehmes sagen durfte, und klagte über die Ungerechtigkeit der Menschen.

In Folge seiner Beschwerde hatte man Mengden sofort in ein anständigeres Zimmer gebracht und ließ ihm eine seinem Stande gebührende Behandlung angedeihen. Er durfte Besuche und Briefe empfangen. So kam es, daß er wenig allein war, und war er dieß, so brauchte er sich keineswegs zu langweilen, sondern nur, durch die allerdings vergitterten Fenster, hinabzuschauen auf die Gasse, wo von früh bis spät mitleidige und neugierige Seelen auf und ab gingen, die sich obmüßten, einen Blick von dem interessanten Baron, dem Helden des Tages, zu erhaschen.

Drollige Welt! —

(Fortsetzung folgt.)

J. P. H. Temme.

(Vgl. S. 277.)

Ein Liebling des deutschen Volks, ein politischer Märtyrer und einer der begebrtesten Erzähler, der sich trotz seines hohen Alters die ganze Frische eines jugendlichen Geistes, die volle Gunst der Lesewelt bis heute erhalten, Jodocus Donatus Hubertus Temme, stammt aus einer alten katholischen Beamtenfamilie des Münsterlandes und wurde geboren zu Lette in der Grafschaft Bheda (Westphalen) am 22. Oktober 1798. Sein Vater, damals Amtmann des adeligen Norbertinerklosters Klarholz, wurde wenige Jahre später als Stadtrichter nach Wiedenbrück im benachborten Osnabrückischen berufen, und zugleich, nach Auflösung des Klosters Klarholz, vom dem Grafen (späteren Fürsten) zu Bentheim-Tecklenburg als Justitiar bei dessen Domänenkanzlei angestellt. In Wiedenbrück erhielt Temme seinen ersten Schul- und wissenschaftlichen Unterricht, zum Theil von seinem Vater, hauptsächlich von seinem Oheim, einem Geistlichen bei dem Kollegiatstifte in Wiedenbrück, einem Manne von hoher wissenschaftlicher Bildung und einer Freiheit der Lebensanschauung, zu deren Ausrechthaltung, namentlich in jener Zeit, der Geist und der Muth des ausgezeichneten Mannes gehörten. Zu Michaelis 1813 war Temme so weit

Digitized by Google

vorbereitet, daß er auf dem Gymnasium zu Paderborn in der obersten Klasse aufgenommen wurde. Michaelis 1814 erhielt er das Zeugniß der Reife zur Universität als Primus exertus der Schule. Er studirte von Michaelis 1814 bis 1817 die Rechte zu Münster (damals noch Universität) und Göttingen. Nach Absolvirung seines Trienniums machte er sein Examen bei dem preußischen Oberlandesgerichte zu Paderborn (Stadt und Amt Wiedenbrück waren 1815 von Hannover an Preußen abgetreten) und wurde am 17. Oktober 1817, noch vor Vollendung seines neunzehnten Jahres, zum Auskultator bei dem erwähnten Oberlandesgerichte ernannt. Im Jahre 1821 wurde er bei dem fürstlich Bentheim'schen Land- und Stadtgerichte zu Hohen-Limburg als Assessor angestellt. Von 1822 bis 1824 begleitete er dann einen Prinzen von Bentheim, der Jura und Cameralia studirte, auf die Universität. Im Jahre 1832 machte er das sogenannte große Staatsexamen, und nun trat für ihn ein beamtliches Wanderleben ein, wie wohl nur die preußische Beamtencarrière es mag aufzuweisen können. 1833 wurde er als Assessor an das Hofgericht zu Arnsberg versetzt; in demselben Jahre zum Kreisjustizrath in Ragnit (Litthauen) befördert; 1836 zum Director des Inquisitoriates der Altmark in Stendal ernannt; 1838 zum Mitgliede des Hofgerichts zu Greifswald, 1839 zum zweiten Dirigenten des Kriminalgerichts zu Berlin. Im Jahre 1844 wurde er von Berlin versetzt. Er hatte gegen das damals von Friedrich Wilhelm IV. projektirte Ehegesetz geschrieben; er hatte ferner in dem bekannten Nachdruckprojesse Schelling gegen Paulus zu Ungunsten Schelling's sich ausgesprochen. Der König nahm das schon vollzogene Patent zurück, das Temme zum ersten Director des berliner Kriminalgerichts ernannt hatte, Temme wurde als Director des Land- und Stadtgerichts nach Züllichau geschickt. Der Märzsturm brachte ihn im März 1848 nach Berlin zurück. Der damalige Justizminister Bornemann, bei mit Temme befreundet war, befolgte System des preußischen Gnadenrechts Temme zur letzten Hälfte in zweiter Ausgabe bearbeitet hatte, berief ihn als Staatsanwalt nach Berlin. Zwei Monate später, Juli (1848), wurde Temme zum Director (zweiten Präsidenten) des Oberlandesgerichts zu Münster ernannt. Dieß war die letzte amtliche Stellung Temme's in Preußen.

Sehr bald begannen die politischen Verfolgungen gegen ihn.

Im Mai 1848 gleichzeitig in das Parlament zu Frankfurt und in die preußische Nationalversammlung gewählt, hatte Temme auf Bitten Bornemann's, der ihn in Berlin zu behalten wünschte, die Wahl nach Frankfurt abgelehnt und sich für Berlin eingenommen. In der berliner Nationalversammlung stand er sofort auf der Seite der entschiedensten demokratischen Linken. Er gehörte zu den wenigen (15 oder 16) Abgeordneten, die bei der Eröffnung der Nationalversammlung durch den König nicht in dem weißen Saale des königlichen Schlosses erschienen, indem er betonte, der König müsse zu den Vertretern des Volkes kommen, diese nicht zu ihm.

Die Reaktion hatte von dem Momente an einen bitteren Haß auf Temme geworfen. Seine amtliche Führung war tadellos, bot nicht die geringste Handhabe gegen ihn dar, und zu einer politischen Verfolgung hatte man erst den Muth, als die preußische Nationalversammlung aufgelöst, durch Gewalt der Waffen gesprengt war. Dann aber auch verfuhr man sofort gegen den Mann, der sich nicht beugen wollte.

Temme war im Dezember 1848 kaum auf seinen Posten nach Münster zurückgekehrt, als er hier plötzlich overhastet und in das Zuchthaus zu Münster eingesperrt wurde, wie es hieß, auf ausdrücklichen Befehl von Berlin. Die Anklage gegen ihn lautete auf Aufruhr und Hochverrath, begangen dadurch, daß Temme „die Steuerverweigerungsbeschlüsse der preußischen Nationalversammlung vom 15. November 1848 zur Ausführung und Geltung gebracht, wenigstens dieses versucht und darauf hingewirkt habe". Das Verbrechen sollte dadurch begangen sein, daß Temme eine Proklamation der Mitglieder (der Linken) der Nationalversammlung vom 27. November 1848 mit unterschrieben habe. Diese Proklamation enthielt von dem Steuerverweigerungsbeschlusse der Nationalversammlung kein Wort; 180 Mitglieder der Nationalversammlung hatten sie unterschrieben, Temme allein wurde zur Untersuchung gezogen. Das Oberlandesgericht war in der Sache nicht kompetent, sondern nur das Kriminalgericht zu Berlin. Temme hatte die Proklamation gar nicht einmal unterschrieben. Die Justiz hatte lediglich einen Akt von Willkür und Gewaltthätigkeit ausgeübt. Die Untersuchung dauerte ging durch ganz Deutschland, Temme wurde sofort an mehreren Orten in das deutsche Parlament gewählt. Er nahm für Neuß an. Das Parlament forderte sofort seine Freilassung auf der Haft; die preußische Regierung gewährte sie nicht; der preußische Bevollmächtigte beim Parlament, Minister Camphausen, setzte sie zuletzt, Ende Januar 1849, durch. Temme ging zum Parlament nach Frankfurt. Die Untersuchung gegen ihn wurde darauf an das kompetente Kriminalgericht zu Berlin abgegeben; dieses schlug durch einfaches Detret vom 11. Oktober 1849 die Untersuchung, zu der nicht der geringste Grund vorhanden gewesen, nieder. Freilich zu einer Zeit, da schon eine neue Verfolgung gegen Temme begonnen hatte.

Die Tage des deutschen Parlaments waren damals bald gezählt. Die deutschen Regierungen erklärten das Mandat der Abgeordneten des Volkes für erloschen; die preußische Regierung rief diejenigen Abgeordneten, die preußische Beamte waren, nach besonders zurück. Das Parlament befahl nach Stuttgart über. Temme war ihm dahin gefolgt, blieb bei ihm, bis es am 20. Juni 1849 durch Militär gesprengt wurde.

Temme wurde sogleich nach seiner Rückkehr in Münster, am 4. Juli, wieder verhaftet und wieder in das Zuchthaus gebracht. Die neue Anklage gegen ihn lautete wieder auf Hochverrath, begangen durch die Theilnahme an dem Beschlusse des deutschen Parlaments zu Stuttgart. Am 6. April 1850 endlich wurde er vor das Schwurgericht zu Münster gestellt. Die Geschworenen sprachen ihn frei.

Die Regierung hatte dieses Resultat erwarten können, erwartet. Eine neue Verfolgung gegen Temme war schon vorbereitet.

Bereits am 10. Juli 1849 hatte die Regierung, wie laut gelegt wurde, in besonderer Beziehung auf Temme und Waldeck eine Disziplinarverordnung gegen richterliche Beamte erlassen. Auf Grund dieser Verordnung wurde alsbald gegen Temme vom Oberlribunal zu Berlin ein Untersuchungsverfahren eingeleitet, und derselbe endlich durch Disziplinarurtheil vom 17. Februar 1851 zur Entlassung aus seinem Amte und zum Verlust seiner Pension verurtheilt.

Er hatte dreiundzwanzig Jahre lang dem Staate treue und ausgezeichnete Dienste geleistet. Er war ohne Vermögen; er hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren; seine Gesundheit war erschüttert. Er verlor den Muth nicht. Er übernahm die Redaktion der Oderzeitung in Breslau. Er mußte nach kaum Jahresfrist auch diese aufgeben. Häufige Konfiskationen seiner Blätter, Hausuchungen und Arrest zeigten, daß die Verfolgungen gegen ihn nicht aufhören sollten. Er war auf schriftstellerische Thätigkeit angewiesen; er bedurfte dazu der Ruhe. Er wanderte nach Zürich aus, wo ihm eine Professur in der juristischen Fakultät (ohne Gehalt) angeboten war. Hier lebt er noch, mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Eine Vernichtung des gegen ihn ergangenen ungerechten Disziplinarurtheils hat er noch nicht bewirken können.

Hat der Staat durch jenes Verfahren einen tüchtigen Beamten verloren, so gewann die Literatur dadurch einen angenehmen Erzähler, den sein früherer Beruf als Kriminalist, sein vielfach wechselnder Wirkungskreis in außerordentlicher Weise befähigte, die tiefen Schäden der Gesellschaft in ergreifender Weise bloßzulegen und unter der ansprechenden Form der Erzählung manches auf die Gemüther des Volks zu wirken, das er zu packen verstanden hat, wie Wenige.

Eine Hochzeit in Jemtland.

(Vgl. S. 281.)

Die Hochzeit sollte am Sonntag gefeiert werden. Das war ein Scheuern und Putzen die ganze Woche, als ob der König käme. Im festen Zimmer war Alles zugerichtet; Buchs und Blumen schmückten die Wände und in der Mitte stand ein großer Tisch, mit dem feinsten Linnen bedeckt, und über dem Platz, wo die Braut zu sitzen kommen sollte, hing ein ungeheurer Kranz. Schon am Sonnabend kamen die Musikanten vor das Haus der Braut, um die Hochzeitsgäste, welche der Reihe nach anlangten, mit heiteren Weisen zu begrüßen. Die Ankommenden wurden freilich traktirt; aber sie brachten auch dafür alsbald ihre Geschenke zum Vorschein: die kostbarsten und seltensten Eßwaaren, die man auftreiben konnte, unter denen sich auch die sogenannte Hochzeitsbutter durch ihre Zuckerhutform und die daran angebrachten Schnörkeleien auszeichnete.

Am Morgen des Sonntag setzte sich der Zug in Bewegung. Zuerst die Musik auf ihren Pferden, ein paar junge Burschen, die wie angezaubert im Sattel saßen und ihre Violine trotz aller Sprünge und Kapriolen der Pferde spielten.

Die Kirche war von oben bis unten mit Laubgewinden überzogen und Blumenfestons hingen rings an den Bankreihen und bildeten Bogen über dem Gange. Vor der Kirche angekommen, stieg der ganze Zug, der bereits hier war, — selbst die mit einem Gedächtnisrappel geschmückte Braut — von den mit Bändern reich herausgeputzten Pferden. Das Brautpaar betrat nun die Kirche, die Musik voran, die trotz des heiligen Ortes einen Heidenlärm machte.

Der Geistliche trat vor den Altar, die „Brautpelle", ein großer Seidenschaal, wurde von den jungen Mädchen über den Häuptern des Brautpaares ausgespannt, und die Einsegnung der Ehe ward mit feierlicher Ansprache vollzogen. Endlich gaben die Musikanten wieder das Zeichen zum Aufbruch und man zog zur Kirche hinaus, um die „Möllotterna" auszutheilen. Das ist Landessitte; Möle sind nämlich verschiedene Arten von Brod: Erbsenbrod, gelb wie Wachs, aber sehr gut

Digitized by Google

zu eſſen für Den, der es nicht für etwas Rares hält, Gerſtenbrod, Bierwürzenbrod, Eſenkuchen und Buttergebackenes, bildet zuſammengelegt ein Möl-toit, das jedem in der Kirche Genoſſenen ausgetheilt wird, weßhalb ſich die Leute auch nach der Sabrifter drängen.

Dieſe Vertheilung währte lange. Endlich iſt auch ſie vorbei. Die Braut wird von ihrem Mann in den Sattel gehoben, und der ganze Zug ſetzt ſich wieder unter den Klängen der Muſik in Bewegung.

Zu Hauſe ſteht bereits auf dem Hof ein geſchmückter Tiſch, der einen Vorſchmack gibt, ehe man in den Hochzeitsſaal eintritt, indem ſich nun Alle um den Tiſch reihen. Es iſt nun ein echt nordiſches Mahl, bei dem es an keinem ſeltenen Gerichte fehlt, das die Mutter zu bereiten im Stande iſt: Alles wurde ſo reichlich aufgetiſcht, daß man doch zuletzt ſich nach dem Schluſſe ſehnte.

Jetzt ſetzten ſich Braut und Bräutigam zuſammen, und es kam die Reihe an die Gäſte, ihre Gaben darzubringen. Zuerſt brachte die Mutter der Braut eine zinnerne Schüſſel, dann trat der Bruder der Braut vor und gab einige hundert Reichsthaler in Geld nebſt zwei Stück Vieh, die ſie nach Belieben wählen durften; alle näheren und ferneren Verwandten gaben nach Verhältniß und ſchließlich die Jugend, ein Knabe wenigſtens zwei Reichsthaler, ein Mädchen einen, Alles in Banko, manchmal auch in Silbermünze.

Nach dieſer eintönigſten Ceremonie begann wieder ein Traktament mit leichteren Gerichten: ſüßen Käſe und andere Käſearten, die nach einem ſo üppigen Mahle ſehr wohlthätig ſind. Darauf begann der Tanz, der damit ſchließt, daß man der Braut den Kranz abtanzt. Wir wollen ſie uns einen Augenblick näher betrachten — doch wir haben in der Eile ein Bild entworfen, als ſie noch zu Pferde ſaß, und legen das dem Leſer vor, dem wir nur noch ſagen, daß das Kleid von ſchwarzer Seide iſt, das Band um den Leib hellroth und weiß.

Die Spielleute haben ihre Inſtrumente geſtimmt und beginnen mit den Fäßen ſtampfend den Takt anzugeben. Der Tanz beginnt.

Die arme Braut mit ihrem ſchweren Schmuck und der Bräutigam ſind nun verurtheilt, mit Jedem von den Gäſten, vom älteſten Greiſe bis zum jüngſten Buben, zu tanzen. Und nun kommen auch die Mitſchmäcken auf der ganzen Umgegend, die ein beſonderes Recht haben, auf jeder Hochzeit zu tanzen. So wird getanzt, bis es Tag wird, das heißt bis zwei Uhr Nachts, und nun erſt geht man zur Ruhe. Aber die dauert nicht lange, denn die Muſikanten laſſen ſich ſchleunig wieder hören, der Länghand ſoll beginnen. Die Jugend macht ſich, ſo gut ſie kann, und die ſämmtlichen Hochzeitsgäſte ziehen unter Muſik und Lärm nach allen Höfen, wo man auf Beſuch vorgeſehen iſt und wo wieder getanzt wird; aber nach dieſem Langtanz trennen ſich Braut und Bräutigam, und er bewirthet die Burſchen in einem beſondern Zimmer, ſie die Mädchen in ihrem Zimmer, und dabei wird getanzt, ſo viel in das Gelag paßt.

Mittwoch iſt der letzte Tag der Hochzeit, für den jedoch eine beſondere Ceremonie vorbehalten iſt. Es werden nämlich alle Knochen der üppigen Fleiſchmahlzeiten in großen Pfannen und dergleichen geſammelt, und nun in großer Proceſſion unter Vorantritt der Spielleute nach einem freien Platz im Walde getragen, wo ſich ein großer Stein befindet, auf den die Knochen verbrannt werden. Die Hochzeitsgäſte, des fürchterlichen Geruches nicht achtend, tanzen um die brennende Beiumaſſe, worauf man wieder nach Hauſe zieht und noch einmal ſchmauſt. Bei dem Mahle tritt der Bräutigam ein und bringt jedem Burſchen eine geſtopfte Thonpfeife, die Braut dagegen den Mädchen Schnupftücher, Servietten und Halstücher.

Die Jugend aber bleibt und tanzt, bis die Sonne am Himmel ſteht und die Muſikanten die Gäſte zum Hofe hinausblaſen, wo endlich Ruhe und Friede eintritt.

Outel Adam.

Ein letzter Tag in den Bergen.

Von

Friedrich Lampert.

Dieſe Blätter treiben keine Politik, deßhalb ſollten wir eigentlich nichts davon ſagen, daß die Politik es war, die den Anlaß gab, den Tag durchleben zu können, den wir in flüchtigen Umriſſen in dieſer Skizze an uns vorüberziehen laſſen wollen. Wer ſich für die bayeriſchen Kammerverhandlungen in den Oktobertagen dieſes Jahres intereſſirt hat, der wird leicht herausgefunden haben, daß es einem liberalen Abgeordneten nicht immer ſonderlich heiter zu Muthe war, und es begreiflich finden, daß mein Vorſchlag, ſo einmal nach einem beſonders erregten Sitzungstage, draußen in der freien Alpenluft all' dieſe Mißre abſtreifen und zu vergeſſen, ein lolegiales Echo fand. Und galt mir es beſonders doch ein Anderes noch: was hatte ich den Bergen und ihrer wunderthätigen Kraft in dieſem Sommer nicht Alles zu danken gehabt! Neuen Lebensmuth, neue Lebenskraft — da war es billig, noch einmal, und ſei es auch nur auf Stunden, zu ihnen zu kommen und von ihnen Abſchied zu nehmen, ehe ſie ſich in ihr Barres, ſchönes Winterkleid hüllten. Und ſo fanden ſich denn wirklich in der zehnten Morgenſtunde eines echten und rechten Oktobertages am münchener Bahnhofe ein paar Vertreter des kleinen bayeriſchen und des großen deutſchen Reiches zuſammen, um zunächſt ein Retourbillet nach Schlierſee zu löſen und dann kraft dieſes Billets in einem Waggon der „München-Holzkirchen-Roſenheimer" Bahn Platz zu nehmen. Der Kondukteur ſchien mit einer wahren Freude uns einſteigen zu laſſen: es kommt ihm, am allerwenigſten zu der Jahreszeit, nicht mehr vor, ſo viel Fremde, Weſentlich und derartige Geſichter wie jenen luſtigen Augen vorüberwandeln zu ſehen, als in früheren Jahren, da noch nicht der neue direkte Schienenweg nach Salzburg dieſer Linie faſt alle Lebensadern abgeſchnitten hatte. Nur wer nach Tegernſee, Schlierſee, alſo in dieſen Theil des bayeriſchen Hochlandes, wo zene freundlichen Gemäſſer ſtoken, will, fährt noch hier auf dem alten Weg, wo man erſt über die gemaltige großſtettelldorer Brücke mit ihrer überraſchenden Rückſchau auf die Reidenzſtadt und den prächtigen Einblick in die waldbekrönten, hohen Iſarufer kommt, dann durch den für die Eiſenſtraße ſehr unbequemen „Teufelsgraben" dampft und an der Station Holzkirchen den „tegernſeer Omnibus" vorgnügten Herzens darüber abfahren ſieht, daß wir wenigſtens heute bis zum letzten Ziele dieſer ſchauderhaften Beſtiefel entkehren und die, allerdings ſich auch möglichſt gemächlich vorwärts bewegende, „Bahn" benuhen können. Zwei Stunden vergehen, ehe wir Miesbach, die große „Sommerfriſche" der edlen Münchener, erreichen. Die weite Vorhalle des dortigen Bahnhofs ſteht heute leer, wir ſind wahrhaftig die einzigen Paſſagiere des ganzen Zuges: wer wird jetzt noch in's Gebirge reiſen! Wir ſind heute die Letzten. Und ſo ſind wir denn auch an dieſe Berge, wie wir, gerade hier und gerade dieſelbe zuſammengeſtimmte, heitere Geſellſchaft, vor Jahresfriſt an einem herrlichen Frühlingstage die erſten waren. Damals lag auf den Bergen ringsum tief herab noch der Schnee, aber unten im Thal — der reizendſte Kontraſt — blühte und grünte es ſchon in voller Lenzeskraft; auch heute war's wieder ſo ganz anders: noch ſtanden Alles grün mit zierlich friſch, aber der ſaftige Ton des Herbſtes lag doch auf Wald und Wieſe; geſtalteten ſich auch manche Buſch, manche Matte in dem bunigefärbten Laub ſaft noch maleriſcher dem Auge, man fühlte es eben doch Allem ab, daß es zu Ende ging, daß es höchſtens nur noch wenige Wochen währen konnte, bis das große Schneetuch von den Bergen herniederſich immer tiefer und tiefer breiten wird, bis es auch die ſonnigſte Thalmulde, das friſcheſte Wieſenplätzchen in Schlaf und Tod gebannt hat. Der Himmel hing wolkig, grau und düſter über den Bergen, wir hüllten uns fröſtelnd in unſere Ueberzieher, die Sonne ſchien wenig Luſt zu haben, uns die Gegend zu beleuchten — aber das war Alles vielleicht gerade recht für die Orte, zu denen wir gingen. Sie verlangen ſchon auch den Sommerflitter, aber ſie erſcheinen ganz beſonders eigenartig in dem dunkeln, ernſten Rahmen, der ſie heut umfangen ſollte.

Noch eine halbe Stunde von Miesbach — dann war Schlierſee erreicht. An jenem ſchon genannten Frühlingstage fuhren wir im offenen Wagen auf der alten Straße zwiſchen den blühenden Hecken und grünen Triften hin, heute galt's uns, ſchneller zum Ziele zu kommen. In Schlierſee lud's die Eiſenbahn an; was ſoll ſie auch da weiter thun? Wenn die Kohlen nicht wären, die ſie da hinaufbringen müßte in's Land, es wäre faſt der Bergpoeſie ſchon zu viel Abbruch gethan, daß ſie ſich nur bis hierher gewagt hat, aber noch weiter in dieſe Gebirgsidylle, an dieſe Seeeinfaumlet ſie vorbringen laſſen, das konnte nur jener unſelige Commis voyageur verlangen, der und einmal die Nothwendigkeit eines Dampfboots auf dem Königsſee vordemonſtrirt hat.

In der Poſt zu Schlierſee langen wir gerade zur Mittagsſtunde an. Das treffliche Gaſthaus hat ſeinen guten Ruf auch der alten Zeit zur Stunde noch. Aber dieſe alte Zeit ſelbſt, von der das Gemälde auf dem Wirthshausſchilde — drei Künſtler im leichten Kahn, von einem hübſchen Mädchen gerudert — Kunde gibt, in der die ſchöne, heitere, ſangesfrohe „Fiſcherlieſel", die Lieſel des Hauſes, dieſes ſelbſt aber noch nicht ſo touriſtenüberflutet, wie heutzutage, war, iſt längſt dahin. Es klingt uns freilich wie Märlein, was uns Wos in ſeinem hübſchen „Seebuch" von der „Fiſcherlieſel" und dem frohen, feſtlichen Leben um ſie herum erzählt. Es wundert einen manchmal, daß die Berge noch immer dieſelben ſind, wo doch die Menſchen, die ſo ſchnarrenweis nun zu ihnen kommen, ſo ganz anders, ſo viel unſichenswürdiger geworden ſind, als ſie damals waren, wo es noch nicht Modeſache war, „in's Gebirg zu gehen". War freilich damals auch ſchwerer, da mußte man ſchon mehr als Einen Tag darauf wenden, bis man nur von München bis nach Schlierſee kam, und wir waren jetzt in zwei und einer halben Stunde mitten aus dem Kampfgewühl der großen Stadt und des Tages in die Friedensſtille genauert worden. Denn ſtill, anmuthend ſtill war's im Gaſtzimmer zu Schlierſee, die „Fremden" und Touriſten, die länger oder kürzer ſeßhaften Sommerfriſchler waren fort, wir ſollten wirklich die Letzten ſein. Wie zog es uns,

Digitized by Google

nun da erſt recht ſitzen zu bleiben und in behaglichem Stillleben etwas von jenen „alten Tagen“ zurückzuzaubern! Allein wir gehörten einmal im eigentlichſten Sinn den Drängen und Stürmern der Gegenwart an, darum durften wir nicht einmal der nöthigen Behaglichkeit bei dem trefflichen Mahle pflegen, ſondern mußten mit der knapp zugemeſſenen Zeit ernſtlich rechnen, wenn wir dem eigentlichen Tagesziele gerecht werden und Abends zur rechten Stunde am Bahnhof zurück ſein wollten.

Kaum ließen die Gefährten mir die mir ſo unentbehrliche Taſſe Kaffee noch zu und hinaus traten wie an das eigentliche Seegeſtade. Unſere Alpen bergen größere und großartigere Seen in ihrem Schooße, als der Schliersee iſt, aber mit dem Prädikat „lieblich“ haben ihn noch Alle, die

Eine Jrrlichtbraut (Schweden). Originalzeichnung von Georg Ludwig. (S. 279.)

je die Feder zum Ruhme des bayeriſchen Hochlandes und ſeiner Seeſpiegel erhoben haben, bezeichnet. Und das eignet ihm auch mit vollem Recht. Gerade, daß ihn die umſtehenden Berge noch nicht ſo, wie manche ſeiner Genoſſen, umragen, daß ſie an ihrem Fuße noch anmuthig zum Waſſer niederſteigenden Hängen und Matten Raum laſſen, dann aber an Einer Seite, namentlich dort, wo die gewaltige Pyramide des Wendelſteins über alle emporſteigt, doch zu einer mächtigen, enggeſchloſſenen, hochanſtrebenden Gruppe ſich zuſammenſtellen, verleiht ihm ſeinen eigenen Reiz. Bis zu 6000 Fuß ſchon meſſen die Höhen, die zu ſeinem Spiegel niederſchauen. Sein eigenthümliches Wahrzeichen, ſein landſchaftliches Charakteriſtikum, was für den Traunſee der Traunſtein, für den Tegernſee der Wallberg iſt, iſt für den Schliersee die „Brecherſpitz“; gerade im Süden ſteigt

Digitized by Google

sie auf, vor allen andern Spitzen und Giebeln der Gebirge in die Augen fallend. Die Volksage weiß Mancherlei von ihr. Auf der Brecherspitz tummeln sich die Hexen. In dem „Ring", wie die Leute den auf der Höhe des Berges sichtbaren, der Umrichtung eines Rundberggipfels nicht unähnlichen Wall nennen, den wahrscheinlich die Einwirkung der Stürme und der Gewässer gebildet hat, tanzen sie ihren Reigen. Eine wundersame Geschichte weiß Nos von diesen unholden Gästen des seltsamen Berges zu erzählen. Als die bayerischen Soldaten in jenen Zeiten häufigen Angedenkens in Rußland marschirten und herüber mußten, fiel es einmal einer russischen Bäuerin ein, einen todmüden Mann zu fragen, welches seine Heimat wäre. Er antwortete: „Ich bin aus Bayern, auch den Gerichte Miesbach." — „Das ist ja nicht weit von der Brecherspitz," antwortete die Bäuerin. — „Jetzt weiß ich schon, was Du für Eine bist!" rief der erkannte Soldat. Die Russin aber schwieg, wie wir schweigen wollen von den sonstigen Sagen und Märlein, die dort am Schlierfee im Volksmund gehen, von den Ruinen des Rohnbergs, die hoch über dem See liegen, oder den Feuerflämmchen, die des Nachts von jenen hinüber zur großen Insel fliegen, oder auch der „Alrunke", welche an den Kreuzen und Marterstöcken an den Hecken und Wegen die „armen Seelen" klagen, als zur Zeit des bayerischen Auflösungsministers Montgelas gegen jene ein das Volksbewußtsein tief verletzender Vertilgungskrieg geführt wurde. Wir hatten heut nicht einmal Zeit, nur gründlich von all' Dem zu hören, die Romantik des Spitzingsees verlangte auch noch ihr Theil, darum ging's diesem nun rüstigen Schrittes zu. Im Sommer fährt man wohl im leichten Kahn über die grüne Seeflut, aber uns war's heut zu traurig dazu, auch lagen die Schifferkähnen am Strand schon so winterlich geschlossen da, daß uns gar nicht die Lust kam, den Fährmann zu einem bedenklichen Kopfschütteln ob der verspäteten Seepligrime zu veranlassen. Dazu ist auch der Weg am Seeufer hin anmuthig und schön: je weiter man an ihm hinzieht, desto mehr entfaltet der See seine Reize, tiefstill, er scheint gefroren, ausgebreitet zu weilen, keines Windes unbedürfte er einen meiner Begleiter, der anfänglich einen etwas kühnen Vergleich mit einem Seelein seiner flachen Heimat anstellen wollte, zur alsbaldigen Rückkehr seiner kühnen Behauptung. Unweit des südlichen See-Endes theilte sich unser Weg: der geradeaus ging nach Bayerisch-Zell, von wo aus man weiter in's Zillthal gelangen kann; der unsere führte rechts, d. h. westlich ab, an dem einsonnen, freundliche Rast bietenden Wirthshaus Neuhaus, wo wir einst an kühlen Sommerabenden manch' labende „Halbe" köstlichen Biers wettigt haben, vorbei, in das einsame, waldumfriedete Josephsthal und dann bald aufwärts, auf schmalem Fahrweg, viele, fast zu hohere, herrliche Aussichten gewährende Windungen entlang, dem Bergsattel zu, jenseits dessen, aber in bedeutender Höhe noch, der Spitzingsee seine stillen Fluten treibt. Vor uns hot der Weg wenig Wechsel: immer derselbe schöne, schon ganz hochgebirgliche Wald im herbstlichen, die buntesten Farben des fallenden Laubes in das ernste, bleibende Grün der Tannen und Fichten mischenden Schmuck; aber rückwärts gewendet, da hatte das Auge der wandelnden Bilder genug: bot man uns ganz zu unsern Füßen ausgebreitete Josephsthal mit seinen verstreuten, traulich Wohnstätten verrathenden Höfen, Mühlen und Schwaigen; weit draußen die Ebene, aus der uns der Dampfwagen an den Gebirgsrand geführt, vor Allem aber drunten den prächtigen See, der von dieser Höhe aus gesehen werden muß, um erst ganz zu seinem vollen Rechte zu gelangen. Man glaubt fast nicht, daß es derselbe Schlierfee ist, an dem man eben herzugangen: sein langes Oval scheint noch mehr gerundet, die Ufer scheinen sich noch harmonischer zusammenzureihen, die Inseln größere Anziehnung gewonnen zu haben. Der Spitzingsee wird Reih haben, diesem Bild die Waage zu halten. Doch neiu, er kann's: eben blinkt der erste Streifen von ihm herüber unter vor; wir stehen an seinem Rand, gehen an seinem Gestade weiter hinab. Er mahnt uns fast etwas an den Wolchensee, aber freilich wäre er eine sehr diminutive Ausgabe von diesem; aber so einsam, so träumerisch ernst wie dieser ist er gewiß: nur sind seine Uferhänge niedrig, bald sind es feuchte Wiesen, bald ist's Laub- oder Nadelholz, an dem seine grünen Wasser sich brechen. Er schaut uns anbetangen und anspruchslos an, als ob er selbst nicht recht wüßte, was er eigentlich so hoch oben hier zu thun habe, wo doch so wenig Menschen zu ihm kommen, wieder Badegäste noch Berlepsch einen besondern Sermon aus ihm machen, keine Gondel seine Flut durchschneidet, kein Badehuttchen sein reinliche Mündchener oder Münchenerinnen seine Gestade ziert, nicht einmal ein fischerumhiger Englander seine Angel in das verlassene Wasser wirft.

Aber er hat doch sein ganz eigenthümliches romantisches Leben, der Spitzingsee: von seiner „Wurzerhütte" und der „Wurzerburgert" in ihr ist doch schon viel in Büchern und Zeitungen mit und ohne Bilder geschrieben worden. Gleich dort unten am Westrand des Sees, wo seine Gewässer durch eine Klause springen und mit ziemlichem Getöse den Wanderer einladen, ihnen weiter zur Waldeinsamkeit der „Felepp" zu folgen, steht inmitten der schönsten Widmiß, hart am Rand des Wassers, fast verdeckt von dem über das niedere Dach sich neigenden breiten Geäste der schwarzen Tannen und grünen Buchen, jene vielberühmte Hütte, in der einst die zillerthaler Burgei und ihr Vorgel von den Bergtonnen des Volksfestnahes, welcher ihrer heißen Liebe keine Einigung und kein Obdach gönnen wollte, sich verbargen, immer wieder aufgetrost und auseinander getrieben, immer wieder sich zusammenfanden und, als endlich jene ermüdeten, ruhig ihren Erwerb forttrieben und forttreiben, als Wurzeln und Kräutern, sonderlich aus Kalmus, Brunnenkresse und Enzian, geistige Wasser zu brennen, wie sie der Hochheit bei der kalten Winterarbeit nicht nungern trinkt. Aber auch andern, höherer Genüsse fähigen Menschenkindern wundet der Wurzei schärfer Trank, und wie weiland Seine Majestät Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, als er einmal von Tegernsee aus hierherkam, großes Gelüsten nach einem Gläschen Enzian getragen haben soll, das aber seine grausamen Höflinge dem kranken Herrn verweigerten, so nahmen auch wir, etwas weniger besorgmuthet, als der arme König, die Labe der „Wurzerhütte" dankbar entgegen: that Einem der wärmende Feuergeist doch wohl nach dem starken Marsch von drittthalb Stunden, bei der Oktoberkühle, die hier am Seeufer einen ziemlich hohen Grad erreichte. Ja wahrhaftig, der Schnee wirbelte schon etwas herab, trieb auch tief herabgehend ihnen die Wolken über dem Wasser, es war fast Nacht in der engen Wohnstube Burgei's, durch deren niedere Fensterchen überhaupt wenig Licht hereindringen kann; aber das Alles paßte gerade zusammen, ich hätte fast die Wurzerhütte und den Spitzingsee in keinem andern als diesem kühlen Herbstkleide sehen mögen.

Es war spät am Nachmittag, der Rückweg weit und der Abendgang heimwärts durfte nicht verstimmt werden, darum legen auch, früher als es uns lieb, die Enzianbrüste und der Spitzingsee bald wieder hinter uns; des Schlierfees freundlicher, von der etwas die Wolken durchbrechenden Abendsonne leicht gerötheter Spiegel glänzte und wieder entgegen, schneller, als wir aufwärts gestiegen, kamen wir wieder zu ihm hinab, und als sie im Dorf das Ave Maria läuteten, zogen auch wir wieder unter das gastliche Dach der „Fischerieß" ein. Aber nur eine kurze Stunde noch war zur Rast gegönnt; noch galt's eine energische Anspannung unseres natürlichen Orientirungssinnes, uns in dem völlig finstern, der Straßenbeleuchtung, scheint es, gänzlich abholden Schlierfee zum Bahnhof hinausfinden, dann sollen wir wieder im unpoetischen Eisenbahnwagen, und alle Poesie der Berge und beider letzten Tage in ihnen soh mit jeder Stunde weiter zurück, bis die Prosa ganz und voll wieder da war: — am selben Abend noch im Klub der Forschritteparteien die Berathung der „Revision der Geschäftsordnung des bayerischen Landtags".

Deutsche Lieblingsmärchen in Bildern.

Die Höhle von Steenfoll.

Von W. Hauff.

(Schluß.)

(Mit S. 281.)

Dieß waren die letzten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächsten Augenblicke war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verschwunden und in demselben Augenblicke brach auch einer der fürchterlichsten Gewitterstürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er ging an mit einem Bilde, welcher Falten nicht nur die Berge und Felsen in seiner unmittelbaren Nähe, sondern auch das That unter ihm, mit dem schäumenden Meere und den in der Bucht festvertäuten Fischerkähnen zeigte, zwischen welchen er die Erscheinung eines großen, fremdartigen und entmasteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der schwärzesten Dunkelheit verschwand. Die Donnerschläge wurden ganz betäubend. Eine Masse Felsentrümmer rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu zerschlagen. Der Regen ergoß sich in solcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Tamyschal mit einer hohen Flut überströmte, welche bald bis zu Wilm's Schultern hinaufreichte, denn glücklicher Weise hatte ihn Kalpar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, sonst hätte er auf einmal ertrinken müssen. Das Wasser stieg immer höher, und je mehr Wilm sich anstrengte, sich aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien, desto fester umgab ihn die Haut. Umsonst rief er nach Kalpar. Kalpar war weit weg. Gott in seiner Noth anzurufen wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er sich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Wasser in die Ohren, schon berührte es den Rand der Lippen. „Gott, ich bin verloren!" schrie er, indem er einen Strom über sein Gesicht hinstürzen fühlte — aber in demselben Augenblicke drang ein Schall, wie von einem nahen Wasserfall, schwach in sein Gehör, und sogleich war auch sein Mund wieder unbedeckt. Die Flut

Digitized by Google

hatte sich durch das Gestein Bahn gebrochen, und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels sich etwas verzog, so ließ auch seine Verzweiflung nach, und es schien ihm ein Strahl der Hoffnung zurückzukehren. Aber obgleich er sich wie von einem Todeskampfe erschöpft fühlte und sehnlich wünschte, aus seiner Gefangenschaft erlöst zu sein, so war doch der Zweck seines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verschwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habsucht mit all' ihren Furien in seine Brust zurück. Aber überzeugt, daß er in seiner Lage anschauen müsse, um sein Ziel zu erreichen, hielt er sich ruhig und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen festen Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Gesicht fuhr, und ein Rauschen, wie von herannahenden Meereswogen, aus seiner glücklichen Selbstvergessenheit aufrüttelte. Der Himmel hatte sich auf's Neue verfinstert. Ein Blitz war der, welcher den ersten Sturm hereingebrochen, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals das fremde Schiff zu erblicken, das jetzt dicht vor der Steinschlußlinie auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu schießen schien. Er harrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Beben hielt jetzt das Meer erleuchtet, als sich auf einmal eine berghohe Wasserhose aus dem Thale erhob und ihn mit solcher Gewalt gegen einen Felsen schleuderte, daß ihm alle Sinne vergingen. Als er wieder zu sich selbst kam, hatte sich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, wohlig dieses Thal umschließt, und er fühlte sich so zerschlagen, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Es hörte das stillere Brausen der Brandung und mitten drinnen eine feierliche Musik, wie Kirchengesang. Diese Töne waren anfangs so schwach, daß er sie für Täuschung hielt; aber sie ließen sich immer wieder auf's Neue vernehmen und jedesmal deutlicher und näher, und es schien ihm zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Psalms unterscheiden, die er im vorigen Sommer an Bord eines holländischen Häringfängers gehört hatte.

Endlich unterschied er sogar Stimmen und es däuchte ihm, als vernehme er sogar die Worte jenes Liedes. Die Stimmen waren jetzt ist dem Thale, und als er sich mit Mühe zu einem Steine hingeschoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug von menschlichen Gestalten, von welchem die Musik ausging, und der sich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angst lag auf den Gesichtern der Leute, deren Kleider von Wasser zu triefen schienen. Jetzt waren sie dicht bei ihm, und ihr Gesang schwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Musikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter diesen kam ein großer, starker Mann in altwäterlicher, reich mit Gold besetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite, und einem langen dicken spanischen Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand. Ihm zur Linken ging ein Negerknabe, welcher seinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that und dann weiter schritt. Er blieb vergenerade vor Wilm stehen, und ihm zu beiden Seiten stellten sich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche Alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht so hoffnbar schienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter diesen traten andere Personen auf, warunter mehrere Frauenspersonen, von denen Einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, Alle in sehr feiertäglicher Kleidung. Ein Haufen holländischer Matrosen schloß den Zug, deren jeder den Mund voll Tabak, und zwischen den Zähnen ein brauned Pfeifchen hatte, das sie in düsterer Stille rauchten.

Der Fischer blickte mit Grausen auf diese sonderbare Versammlung; aber die Erwartung dessen, was da kommen werde, hielt seinen Muth aufrecht. Lange Rauchen sie so um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob sich wie eine Wolke über sie, zwischen welcher die Sterne hindurch blinkten. Der Kreis zog sich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger, und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorstieg. Falke war ein kühner, verwegener Mann; er hatte sich auf Außerordentliches vorbereitet; aber als er diese unbegreifliche Menge immer näher auf ihn eindringen sah, als wolle sie ihn mit dieser Masse erdrücken, da entkam ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne, und er glaubte, vor Angst vergehen zu müssen. Aber man denke sich erst seinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und bald an seinem Knopfe das gelbe Mannchen steif und aufrecht sitzen sah, wie er es zum ersten Mal erblickt, nur daß es jetzt, wie zum Spotte der ganzen Versammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangst, die ihn jetzt ergriff, rief er, zu der Hauptperson gewendet: „Im Namen Dessen, dem Ihr dienet, wer seid Ihr, und was verlangt Ihr von mir?" — Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife seinem Diener und antwortete mit schrecklicher Kälte: „Ich bin Alfred Franz van der Zwelber, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amsterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieser Felsenklüfte zu Grunde ging; dieß sind meine Offiziere, dieß meine Passagiere, und jenes meine braven Seeknabe, welche Ihr mit mir ertranken. Warum habt Du uns aus unsern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum störtet Du unsere Ruhe?" — „Ich möchte wissen, wo die Schätze des Carmilhan liegen." — „Am Boden des Meeres." — „Wo?" — „In der Höhle von Steenfoel." — „Wie soll ich sie bekommen?" — „Eine Gans taucht in den Schlund noch einem Häring; sind die Schätze des Carmilhan nicht eben so viel werth?" — „Wie viel davon werd' ich bekommen?" — „Mehr als Du je verzehren wirst." Das gelbe Männchen grinste und die ganze Versammlung lachte laut auf. „Bist Du zu Ende?" fragte der Hauptmann weiter. — „Ich bin's. Gehab Dich wohl!" — „Geh' wohl, bis auf's Wiedersehen!" erwiederte der Holländer und wandte sich zum Gehen, die Musikanten traten auf's Neue an die Seite, und der ganze Zug entfernte sich in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demselben feierlichen Gesang, welcher mit der Entfernung immer leiser und undeutlicher wurde, bis er sich nach einiger Zeit gänzlich im Geräusche der Brandung verlor. Jetzt strengte Wilm seine letzten Kräfte an, sich aus seinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste und sich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne sich umzusehen, eilte er nach seiner Hütte und fand den armen Kaspar Strumpf in starrer Bewußtlosigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu sich selbst, und der gute Mensch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor sich sah. Aber dieser begleitende Strahl verschwand schnell wieder, als er von diesem vernahm, welch' verzweifeltes Unternehmen er jetzt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle stürzen, als diese nackten Wanden und dieses Elend länger anschen. — Folge mir oder nicht, ich gehe." Mit diesen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil und eilte davon. Kaspar eilte ihm nach, so schnell er's vermochte, und fand ihn schon auf dem Felsstück stehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schutz gefunden, und bereit, sich an dem Stricke in den brausenden Schlund hinabzulassen. Als er fand, daß alle seine Vorstellungen nichts über den tollen Menschen vermochten, bereitete er sich, ihm nachzueilen, aber Falke befahl ihm zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anstrengung, wozu nur die blindeste Hoffnung den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab und kam endlich auf ein vorspringendes Felsstück zu stehen, unter welchem die Wogen schwarz und mit weißem Schaume bekränselt brausend dahinseilten. Er drückte begierig umher und sah endlich etwas gerade unter ihm im Wasser schimmern. Er legte die Fackel nieder, stürzte sich hinab und erhaschte etwas Schweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eisernes Kästchen voller Goldstücke. Er verkündigte seinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf sein Flehen hören, sich damit zu begnügen und wieder heraufzusteigen. Falke meinte, dieß wäre nur die erste Frucht seiner langen Bemühungen. Er stürzte sich noch einmal hinab — es erscholl ein lautes Gelächter aus dem Meere, und Wilm Falke ward nie wieder gesehen. Kaspar ging allein nach Hause, aber als ein anderer Mensch. Die seltsamen Erschütterungen, die sein schwacher Kopf und sein empfindsames Herz erlitten, zerrütteten ihn die Sinne. Er ließ Alles um sich her verfallen und wanderte Tag und Nacht gedankenlos von sich hinstarrend umher, von allen seinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fischer will Wilm Falke in einer stürmischen Nacht mitten unter der Mannschaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derselben Nacht verschwand auch Kaspar Strumpf.

Man suchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können; aber die Sage geht, daß er oft nebst Falke mitten unter der Mannschaft des Janterschiffes gesehen worden sei, welches seit dem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoel erschien.

Charade.

Mit raschen Schritten führt von Ort zu Ort
Mein Erstes Dich bedeutte fort.
Wie jedes zu Thrym emsig eilt bei der Griechen Spielen,
Das Herz je strebig Dem, der sich — der Erste unter Vielen —
Zum Ziel der Zweiten sah.
Mitzieh Du das ganze Heer begleitet durchkreuzen,
Und edler Selbstgefühl am Ende Dich begleitet!

Auflösung des Räthsels Seite 247:
Vergessen.

Digitized by Google

Deutſche Lieblingsmärchen in Bildern. **Ilſe Höhle von Steenfoll. Er blickte begierig umher.** Originalzeichnung von H. Weber. (S. 283.)

Digitized by Google

Medea.

Novelle von Marie Giese.

(Fortsetzung.)

V.

Noch an demselben Abend fuhr Werner über den See nach seiner abgeschiedenen Wohnung zurück, und am nächsten Morgen in aller Frühe erhob er sich, zweifelhaft, was er beginnen solle. Das Bild stand auf der Staffelei und lockte ihn unwiderstehlich zur Arbeit. Bisher hatte er an seine Bestimmung und Berufes für den Landschaftsmaleri gedacht, — wie kam er nun auf den Gedanken, ein Genrebild anzufangen und seine Zukunft davon abhängig zu machen? Der Gegenstand hatte ihn begeistert, wohlan, er wollte ihn und der Erinnerung malen. Ohne Zaudern nahm er den Pinsel und legte ihn nicht eher aus der Hand, bis die Sonne hoch am Himmel stand. Die Alingel in dem kleinen, bäuerlich-einfachen Wohnzimmer zu ebener Erde hatte schon zweimal geläutet, als er sich erinnerte, daß es Mittagsheit sei. Nach flüchtig eingenommenem Mahle legte er sich unter einen schattigen Baum in dem Gärtchen, dachte über sein Bild nach, zanderte sich das Original in die Erinnerung zurück und schlief darüber ein. Als er nach zwei Stunden erwachte und die Treppe hinaufrannte, um sein Werk zu prüfen, stieß er einen Ruf der Enttäuschung aus. Das war nicht das Mädchen von der Heimwehkluft, wie es mit sorgenvollem Auge auf den Blumenkorb zu seinen Füßen hinabblickte; so hatte er sie gestern gesehen, als sie im Abendschein am Fenster stand und träumerisch zu der Wolke über der Felskuppe aufsah. Und wo war die Unschuld und kindliche Anmuth der Gestalt, die Treuherzigkeit und Sanftmuth des Mundes? Er zerfetzte die Leinwand in tausend Fetzen und gab den Zügen einen andern Charakter. Der Abend kam und er gönnte sich nicht Zeit zu einem Gang in die Berge, sondern malte, so lange die Farben sich unterscheiden ließen.

Der nächste Morgen fand ihn wieder vor der Staffelei; als er gegen zehn Uhr unter die Thüre trat, um sich an der leichten Brise zu erfrischen, die von der See über den See blies, sah er seinen Wirth in dem Boot aus Neuhaus zurückkehren, begleitet von einem jungen Mann, der schon von Weitem lustig den Strohhut schwenkte. Es war Teubner, der Insormator des kleinen russischen Fürsten.

Er ging ihm entgegen, langsam und scheinbar ohne die geringste Ueberraschung, aber seine Pulse begannen schneller zu fliegen, und er besann sich auf eine Ausrede.

„Wie, Du machst seinen Freudensprung, daß ein Bewohner des civilisirten Welt Dich in Deiner Einsiedelei aufsucht?“ rief der junge Schulmann und sein ehrliches, lebensfrohes Gesicht strahlte vor Vergnügen, während er dem Freunde die Hand schüttelte. „Schon fürchtete ich, Du hättest eine Wolfsjagd nach den Höhen der Schneeberge oder in einen der verschwiegenen Thäler an diesem Ufer gemacht, um Dich zu Deinem Beruf zu heiligen. Mit Interlaken scheinst Du abgeschlossen zu haben?“

„Ich arbeite vom Morgen bis in die Nacht — das heißt, ich bin im Begriff, mich mit Ernst an die Staffelei zu setzen. Interlaken hat im Gegentheil viel Anziehendes für mich, aber mir bleibt keine Zeit für mein Vergnügen,“ erwiderte Werner mit erzwungenem Lächeln.

„So geht es mir, und ich wäre auch heute nicht gekommen, wenn ich nicht auf drei oder vier Tage in Freiheit gesetzt wäre. Meine Herrschaft ist nach dem Vierwaldstädtersee gereist und mein hoher Schüler hat es bei seiner Schwester durchzusetzen gewußt, die Gesellschaft zu begleiten. Du scheinst, nebenbei gesagt, bei der Prinzessin in Gunst zu stehen, trotzdem sie Dir den Abschied als Lehrmeister gegeben hat.“

Ein kurzes Lachen war die einzige Antwort des Malers, während er die Thür seines Zimmers öffnete und in der Zerstreuung zuerst hineintrat, ohne seinem Gast zum Vorangehen aufzuforden.

„Ich spreche von dem Zeichenunterricht, der sich auf eine Stunde beschränkte.“

„Weil ich nicht Lust hatte, meine Zeit an eine talentlose Schülerin zu verschwenden,“ entgegnete Werner und machte sich an seiner Staffelei zu schaffen. Er fürchtete, der Freund könne die Röthe sehen, welche die letzte, nicht ganz wahrheitsgetreue Aeußerung ihm in's Gesicht trieb.

„Das glaube ich gern, und ich muß Dir nur gestehen, daß ich mich unter jenen Menschen, hinter deren angstvoller Verschwiegenheit zuweilen die asiatische Barbarei hervorsieht, nicht in meinem Element fühle. Gestern erlebte ich eine Szene bei Tisch, die ich Dir als Beweis meiner Behauptung in Kürze schildern will. Peter Iwanowitsch reizte die Prinzessin durch einige Bemerkungen über die Zeichengeschichte zum Zorn. Den Anfang des Gespräches hörte ich nicht, und wende erst aufmerksam, als die Mutter ihre kreischende Stimme erhob und sich hineinmischte.

„Wenn Sie nichts thun wollen, als sich mit Nadine schranken, so wäre es besser, Sie reisten ab und bekümmerten sich nicht um uns. Ich weiß überhaupt nicht, warum Sie sich an uns hängen; gehen Sie doch mit Ihrer jungen Frau Ihren eigenen Weg. Die Welt ist groß genug.‘

„Peter Iwanowitsch ließ eine Reihe von seinen weißen Zähnen durch seinen Bart blitzen und sprach mit einem Blick auf die Prinzessin: ‚Nein, edlere manan, ich fühle mich zu sehr an Ihre Familie attachirt, als daß ich mich schon jetzt lodreißen könnte.‘

„Es ist nicht sehr höflich von Ihnen, Mutter, uns den Abschied zu geben; übrigens bezahlt Peter Iwanowitsch seine Rechnungen aus eigener Kasse,‘ bemerkte die junge Frau und ein Zug von Empfindlichkeit belebte ihre stumpfes Gesicht. ‚Ich bin überzeugt, daß sie sich bis zum Jahrern verspeisen kann, wenn sie einmal tüchtig zugegriffen wird.

„‚Wir wollen ohne die Beihen nach Luzern fahren!‘ rief mein hoffnungsvoller Schüler dazwischen, Peter Iwanowitsch kneipt mich jedesmal in die Ohren, wenn ich ein Glas Champagner trinke.‘

„‚Trägt man Dich auch um Deine Meinung?‘ rief die alte Fürstin. ‚Du sollst leinen Wein trinken, weil er Deine Strapazen reizt.‘

„Er schmeckt aber besser als der Lebertran. Herr Lehrer sagt auch, daß das Zeug nur für Gröndsüder und Lappen gut genug ist.‘

„‚Sie sollten den Jungen nicht gegen mich aufhetzen, er ist ja schon ein Unkraut!‘ murmelte die Alte, indem sie sich erschöpft in den Sessel zurücklehnte.

„‚Ich führte zu meiner Entschuldigung an, seine Ahnung davon gehabt zu haben, daß der junge Herr eine Thrantur gebrauche.‘

„‚Gut, gut,‘ dachte sie und winkte mir mit der Serviette Schweigen zu, ‚ihr habt es Alle darauf angelegt, mich vor der Zeit in's Grab zu bringen.‘

„Peter Iwanowitsch murmelte einige Worte, die ich nicht verstand. Lassen Sie doch Ihr obscheinliches Zicherlesisch; Sie wissen recht gut, daß ich es nicht verstehe,‘ fuhr die Alte ihn an. Statt der Antwort schenkte er ein Glas Selt ein — von dem er jeden Mittag saft eine Flasche trinkt — und reichte es der alten Frau. ‚Nun versöhnt er mich auch noch zu thun, wod mir nicht gut ist!‘ rief sie, indem sie hastig und mit zitternden Händen nach dem Glase griff, um es auf einen Zug zu leeren, worauf sie sich wieder in ihren Polsterstuhl zurücklehnte und mit dem Kopfe zu nicken und zu wackeln begann, bis sie einschlief.

„Peter Iwanowitsch füllte ein zweites Glas mit Champagner und reichte es über den Tisch der Prinzessin Nadine. ‚Wollen Sie mir die Ehre anthun, Schwägerin?‘ frogte er in höflichem, fremdem Tone. Sie bedeutete ihm durch einen flüchtigen Fingerzeig, er möge es vor sie hinstellen, und er hob sich gemüthigt, seinen Platz zu verlassen, um ihren Wünschen zuvorzukommen. „Während der ganzen Unterhaltung hatte sie scheinbegend dagesessen und auf dem Fenster geblickt, das ihrem Platz gegenüberlag.

„‚Deiner Frau gibst Du zulegt,‘ sagte Peter Iwanowitsch's Gemahlin mit demselben gereizten Tone wie vorhin.

„‚Mor, mon enfant, so etwas übel zu nehmen!‘ entgegnete er achselzuckend. ‚Bei unserer Intimität müssen und solche Kleinigkeiten gar nicht alterieren.‘

„‚Wissen Sie schon, daß Peter Iwanowitsch eigentlich Nadine heirathen wollte?‘ flüsterte mein Schüler mir in's Ohr. ‚Sie hat dafür gesorgt und das hätte ich auch gethan, weil ich ihn nicht aufstehen kann.‘

„Eben wollte ich mir seine Erklärungen verbitten, als ich Nadine meinen Namen nennen hörte.

„Hat Ihr Freund die Gegend schon verlassen?‘ frogte sie und blickte mich über die Schulter ihrer Schwester an. Als ich erwiderte, daß ich seit saft zwei Wochen nichts von Dir gehört habe, bemerkte Peter Iwanowitsch: ‚Er hat vielleicht an der Migräne gelitten, wie Sie, Prinzessin.‘ — ‚Das sollte mir leid thun,‘ sprach sie rasch und warf einen wohrhaft verächtlichen Blick auf ihren Schwager. Sie ist eine sonderbare Person; gewiß fühlt sie sich unter ihren Verwandten nicht glücklich.“

Teubner hatte während dieser Erzählung auf einem Stuhl am Fenster Platz genommen, seinen Hut abgenommen, das Halstuch lose gelüftet und begann jetzt sich im Zimmer umzusehen. Sein Freund bemühte sich eben, die Staffelei in eine Ecke zu rücken und allerlei Blätter und Zeichnungen zu ordnen, bis ihm endlich nichts mehr zu thun übrig blieb. Er setzte sich seinem Freunde gegenüber, sprang aber im nächsten Augenblick wieder auf und begann sein Haar mit einer Bürste zu bearbeiten, die er aus einem Schubfach hervorsuchte.

„Dein Freund hat sich griert —“

„Wer?“ unterbrach ihn Teubner aufhorchend.

„Peter Iwanowitsch, wollte ich sagen; ich bin so gesund gewesen, wie ein Fisch im Wasser, und habe gearbeitet, daß es eine Lust war.“

„Arbeit macht das Leben süß, heißt ein altes Lied.“

„So ist es, und wenn meine Ansten nur das Geringste in der Welt zu thun hätten, würden sie sich eher mit einander Fröden halten. Die Prinzessin scheint übrigens von anderem Schlage zu sein.“

„Sieh nur zu, daß Dich ihre Schönheit nicht bethört!“ sprach laut

Digitized by Google

lachend Werner, indem er seinen Freund scherzhaft an der Schulter ertuchte.

„Behost! Dann müßte ich nicht mit meinem guten Hannchen verlobt sein. Die echte Liebe schützt vor solchen Verirrungen. Somit nichts," sagte er nachdenklich hinzu. „Ich habe von einer Art Frauen reden hören, die den Männern Gefahr bringen, und denen man meilenweit aus dem Wege gehen muß, wenn man nicht in ihre Schlingen fallen will. Diese Russin, glaube ich, gehört zu der Gattung."

„Nach Allem, was Du von ihr erzählst, scheint sie aber an sein Schlingenlegen zu denken, und so viel ich gesehen habe, liegt ihr kein Deut an den Männern."

„Bis die rechten kommen! Ich will aber nichts gegen sie gesagt haben; es steht mir in diesem Punkt an Erfahrung."

„Wir auch!" lautete die Antwort, und die Frühstücksglocke beendete das Gespräch.

VI.

Am folgenden Tage gegen fünf Uhr Nachmittags saß Werner ermüdet vor der Staffelei und betrachtete sein Werk. Er hatte seinen Freund gestern nach Interlaken zurückbegleitet, und mit ihm das Konzert im Kursaal besucht, dann am nächsten Morgen war die Schwüle nach der Nebelt wieder so stark in ihm erwacht, daß er alle Aufforderungen zum Bleiben standhaft ausschlug. Der See ging bei dem Ostwind in hohen Wellen und es kostete ihm Mühe, sein Boot ohne Hülfe eines Anderen hinüberzubringen, auch brannte die Sonne und erhitzte ihn, daß der Kopf ihm schwer ward. In Faule angelangt, wurde er von der alten Mühlsfeselt belchichen, und er betrachtete sein Bild, bis er tuskend Fehler darin fand, als einen voller Verzweiflung aufsprangen und in's Freie eilen wollte, als ein leises Klopfen an seiner Thür ihn zurückhielt.

„Herein!" rief er so laut und ungeduldig, daß er selber davor erschrak und das Wort in mildeten Ton wiederholte. Doch Niemand trat ein, und nun sich zu überzeugen, ob er sich geirrt habe oder nicht, eilte er nach der Thür und öffnete sie. Es war das Mädchen von der Heimwehflub. Mit einem Ruf des Staunens prallte er zurück. „Kind, bist Du es? Was willst Du? — was führt Dich hieher?"

„Das Bild!" war die kaum hörbare Antwort. „In Unterseen weiß es Keiner; ich bin heimlich gekommen." Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie zitterte an allen Gliedern und begann zu schwanken. Er führte sie nach einem Stuhl und trib den Vorhang von der Thür, die sich auf die Gallerie öffnete. Ein frisches Lüftchen wehte von der Seefläche herein und milderte die Schwüle im Zimmer.

Er beugte sich nieder und kunnte kopfschüttelnd das erschöpfte Kind an. Der Wind hatte ihr Haar verwirrt, das dunkelblaue Nöckchen war zerrissen, und in den verschobenen Falten haftete ein häckliger Dornenzweig. Die groben Lederschuhe waren beschäbt, die weißen Leinwandärmel stark zerknittert; der eine zeigte am Saume eine kleine Blutspur.

„Bist Du über den See gekommen, und weiß es Deine Mutter?" fragte er und strich über seine Stirn, als wisse er nicht, ob er seinen Augen trauen solle.

„Nein," flüsterte sie und ließ einen scheuen Blick im Zimmer umhergleiten, „nein! ich kam auf einem wilden, heimlichen Wege über die Flub. Kein Mensch ist mir begegnet, und es darf's auch Niemand wissen! Ihr dürft es Keinem verrathen; Ihr thut es nicht, das weiß ich."

Sie schloß die Augen und lehnte sich, nach Athem ringend, in den Stuhl zurück. Ihr Gesicht war nicht erhitzt, sondern bleich, viel bleicher, als im Baumschatten der Heimwehflub, und der junge Mann sah ihre Adern zucken und hörte ihren unregelmäßigen Herzschlag.

„Du bist krank, armes Kind; Du ängstest erschöpftest Deinen Leib wie Deine Seele! Doch hier kannst Du ruhig sein; kein Mensch betunscht uns. Mein Wirth ist auf dem See, die Köchin wird wie gewöhnlich um diese Zeit über ihrem Gemüse nicken. Komm zu Dir und fasse Muth! Jetzt wird mir Alles klar!" rief er und sein Staunen wie seine Besorgniß gingen in einen Jubel über, der aus ihrem Gesicht die Furcht und Scheu zu bannen begann. „Der Gedanke an meine Enttäuschung hat Dich hergetrieben und ich will Dir auf meinen Knieen dafür danken! Nicht? Nun so laß mich's ein ander Mal thun!"

Sie wehrte ihm mit den Händen, sich ihr zu Füßen zu werfen, und er sprang wieder auf und deutete nach der Staffelei. „Sieh' doch die roben Anfänge unseres Gemäldes! Doch erst laß mich für Deine Sicherheit sorgen," setzte er hinzu, indem er nach der Thür eilte und sie verriegelte. „Und nun lasse ich Dich nicht eher aus meinem Käfig, bis Du mir eine Stunde gesessen hast, wie damals, als Dein Anblick mich trieb, Dich auf der Leinwand zu verewigen, damit die Augen der Menschen sich noch daran freuen können, wenn Du einst nicht mehr — doch fort mit jedem Gedanken an die Flüchtigkeit des Schönen! Du stehst Zu warm und blühend vor mir, und meine Farben sollen Dich wiedergeben, daß Du lebendig aus Deinem schattigen Versteck herausstrittst. Das sinnige Auge soll glänzen, der ernste Mund soll sprechen —"

„Und die Blumen werden dursten und ausblehen, als kamen sie eben vom Strauch!" unterbrach sie ihn mit einem Ton des Entzückens, indem sie zu ihm an die Staffelei eilte. „Da sind sie ja, und auch den rothen Punkten werden meine Erdbeeren. Vergeßt auch nicht den Kranz von Weinlaub, aus dem sie hervorschimmern! Und das Alles kannt Ihr malen, ohne es von Augen zu haben!"

„Es ist ohne Bedeutung, wenn Du im Mittelpunkte stehst. Aber nun erfüllt sich mein Traum und mein Glück kommt mir im Schlaf!"

„Und mir!" rief sie und blickte mit einem liebevollen Lächeln zu ihm auf. „Nun Ihr glücklich seid, bin ich es auch! Seht, es ließ mir Tag und Nacht keine Ruh' in meiner Kammer; immer rief es mir in's Ohr: ‚Ihr habt das erste Streben einer Künstlerseele gehört, und müßt es verantworten!' Wie viel hab' ich gebetet, Gott solle mir Euer machen, ob ich sündigte, wenn ich zu Euch ginge und Euer Koch' ein Ende machte, oder ob Zweifel nahmen kein Ende! Nie habe ich meine Mutter belogen, nie ist mir's schwer gewonnen, ihr zu gehorchen, und wenn die Nachbarinnen flüsterten: Sie ist zu fromm, und denkt nicht daran, daß sie auch einmal jung gewesen ist,' daß' ich gelagt: ich bin froh, daß ich von fromm bin in den Abend arbeiten kann, wenn sie mich nur lobt und sich nicht so viel zu plagen braucht.' So ging ich dahin, bis Ihr auf die Flub kamt. Es war seltsam, aber ich konnt' es meiner Mutter nicht sagen, daß ich Euch gesehen hatte — mir war's, als würde sie zürnen, wenn ich Euren Namen —"

„Deine Mutter!" sprach er und ein Schatten flog über sein Gesicht. „Wir hintergehen sie, aber ich will ihr Alles sagen, wenn das Bild bevendet ist."

„O, laßt es Euch nicht bekümmern! Es soll meine Sache sein. Jetzt ist mir ja Alles klar. Ob' ich Euch sah, wagte es in meinem Koyfe auf und ab, wie die Wellen im See, und o! auf dem Wege hieher durch das Wasser und über die Felsen —"

„Zurück geht Du ihn nicht allein!"

Sie daufte durch ein Kopfnicken und Lächeln und fuhr fort: „Auf dem wüsten Wege durch die Schluchten und über das rollende Gestein, sitzte mir eine Stimme zu: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden!' Kehre um, du schlägst gegen das vierte Gebot!' Seit ich Euch aber vor mir sehe, ist alle Angst vergessen und ich weiß, wie ich meine Sünde gut machen will. Wenn Ihr nicht mehr hier seid" — hier senkte sich ihre Stimme und sie fuhr mit zögerndem Tone fort: „Wenn Ihr nicht mehr hier seid, will ich meiner Mutter zu Füßen fallen und ihr Alles bekennen. Ich werde ihr sagen, daß Ihr glücklich geworden seid, und sie anflehen, und zu verzeihen. Die Nachbarn werden nicht sprechen und sagen: ‚Die eitle Dirne läßt sich von dem fremden Maler abkonterfeien!' denn Niemand soll unser Bild sehen —"

„Aber wieb Deine Mutter Dich nicht strafen, wenn Du später heimkehrst als sonst?"

„Nein, nein, sie hat sich aufgemacht und ist in ihre Heimat am Leman gereist, und erst in zwei Wochen kehrt sie zurück. Sie will in Mouteux oder Clarens eine Wohnung für uns suchen, denn der rauhe Winter im Oberland thut ihr nicht gut, auch glaubt sie, daß wir unser Brod dort leichter erwerben werden. Eine von den deutschen Damen, die früher die Pension meiner verstorbenen Tante zu besuchen pflegte, lange unverheirat in Unterseen an und da sie kein Zimmer fand, überließ meine Mutter ihr das unsere, und übersiegte mit ihr die Reise nach dem Waadtland. Kommt sie wieder heim, so zieht sie zu mir in die Kammer, denn die Fremde bleibt sechs Wochen. Sie zahlt uns einen guten Miethpreis und hat es gern, wenn ich am Tage mit meiner Arbeit an ihrem Fenster sitze."

So waren mir denn aller Besorgnis enthoben" rief Werner, und ich selber will Deiner Mutter einen Brief schreiben und sie um Verzeihung für meine Schuld bitten. Wenn sie hört, daß unser Bild Ruhm erntet, wird ihr Zorn sich vielleicht beschwichtigen. Aber nun dürfen wir keine Zeit verlieren."

Er sprang nach der Gallerie, um einen niedrigen Schemel als Sitz für sie zu holen. „Jetzt müssen wir Deinen Anzug ordnen," sprach er eifrig. „Er ist durchaus nicht in seiner gewöhnlichen, tadellosen Verfassung. Komm schnell vor den Spiegel!" Er zog sie an der Hand von dem Bilde fort, in dessen Beschauen sie mit ernsthafter Miene versunken war. „Hier ist ein Kamm und eine Bürste, um Dein schönes Haar in seine gewohnten, leichten Wellen zu bringen."

„Ist es schön?" fragte sie mit freudiger Ueberraschung und einem halben Blick in den kleinen Spiegel.

„Hast Du es wirklich noch nicht gewußt?"

„Nicht genau; doch habe ich es schon oftet sagen hören, ohne darüber nachzudenken. In Unterseen sind mehrere Mädchen mit noch längeren Flechten."

Digitized by Google

„Ich bewundere hauptsächlich die Farbe des Teinigen. Es ist echtes Kastanienbraun.“ Er streift mit der Hand über ihren Scheitel. „Nein,“ sagte sie errötehend, „ich werde es selber ordnen.“

„Wie Du willst!“ rief er und eilte nach der Staffelei, um Farben auf seine Palette zu legen.

„O weh, ich habe meine Arbeit daheim vergessen! Was wird nun daraus?“ fragte sie betrübt.

„Sie darf nicht fehlen; heute geht es nach ohne diesen wichtigen Theil Deiner selbst, aber morgen mußt Du ihn mitbringen.“

„Morgen?“ fragte sie, als habe sie ihn nicht recht verstanden. „Morgen?“

„Ja, freilich; mit einer Stunde ist es nicht gethan und, liebes Kind, da Du mit dem Opfer großmüthig begonnen hast, so vollende es und beglücke mich noch ein- oder zweimal!“

Sie erschrak und unterdrückte einen Seufzer. Er sah sich nach ihr um und bemerkte, daß eine heimliche Besorgniß in ihren Augen zitterte.

„Vergeß Du, daß Du wie ein Engel des Friedens gekommen bist, um einer armen Seele —“

„O nein!“ rief sie mit dem Bemühen, heiter und zuversichtlich zu erscheinen, „ich hatte mir nur nicht vorgestellt, daß es öfter sein müßte. Ja, ich werde wiederkommen!“

„Gott lohne Dir Deine Güte,“ sprach er, und eine tiefe Rührung überkam ihn, als er sah, daß ihre Zweifel einer stillen, geduldigen Ergebung wichen. Und so begann er seine Arbeit.

VII.

Es war Spätsommer geworden und auf der Promenade von Interlaken begann das bunte Gettümmel von Fremden allmälig abzunehmen. Das Klingeln der Glöckchen an dem Geschirr der Wagen- und Saumpferde, welches die Schlummernden in den Hotels und Pensionen sonst schon am frühen Morgen zu wecken pflegte, verstummte mehr und mehr; der Ruf: „Die Jungfrau ist da!“ trieb die früh erschrockenen Touristen nicht mehr vom Lager, denn schon seit zwei Wochen stand sie unverhüllt am klaren, dunkelblauen Himmel über dem grünen Thal, das sie beherrscht, und das jetzt nur noch selten von einem verspäteten Wanderer besucht ward, da feine kühleren Luftströmungen vor dem Eindringen in seine Tiefe warnten. In den Gasthäusern wich der Tumult des ununterbrochenen Kommens und Gehens dem gemüthlicheren Verkehr ruhigerer Gäste, welche den Rest der schönen Jahreszeit hier zu ihrer Erholung verbleiben wollten, ehe sie sich wieder in das bunte Treiben der Hauptstädte Europas stürzten.

Das Parterre des Hotel Belvedere strahlte im hellsten Licht der Gasflammen; der englische Gesandte aus Petersburg gab seinen Freunden ein Abschiedsfest, ehe sein Beruf ihn an das kalte Ufer der Newastadt zurückrief. Die Gesellschaft hatte sich an der Tafel erhoben und ging jetzt in Gruppen vertheilt auf der Terrasse oder im Salon. In einer fensternische lehnte der Gastgeber in lebhaftem Gespräch mit der Prinzessin Menzikoff. Ihre königliche Gestalt und selbst die marmorglatte Wange hatten etwas von ihrer früheren, schönen Fülle verloren, und wer sie genauer kannte, mußte auch in ihrer Haltung, in ihren Zügen eine merkliche Abspannung wahrnehmen. Ein flacher Gedanke, der ihr handgelenk umschloß, glitt, wenn sie den Arm bewegte, fast bis zur Hälfte der Hand hinab, und sie schob ihn mit einer gewissen Ungeduld wieder an seinen richtigen Platz, während sie den Versicherungen des englischen Lords zuhörte.

„Ach,“ sagte sie und strich das Haar mit einer hastigen Bewegung aus den Schläfen, „was nützen diese höflichen Reden; beweisen Sie mir Ihre Ergebenheit durch die That und zeigen Sie mir das Gemälde!“

„Sie wollen mich zwingen, mein Lyzeumwort zu brechen; es ist der einzige Wunsch, den ich Ihnen abschlagen muß, Prinzessin,“ erwiederte der Engländer, ein großer, blonder, ältlicher Mann mit vornehmem Manieren und einem feinen, klugen Gesicht. Nadine lehnte sich wie ermüdet an den Fensterrahmen und verstand in Nachdenken.

„Ich würde stolz sein, Ihnen meinen Schatz zeigen zu können, aber der grillenhafte Maler hat ihn mir nur unter der Bedingung verkauft, ihn keinem Auge in Interlaken zu enthüllen.“

„Wo haben Sie das Bild entdeckt?“

„Eine Zufreise in das Kanderthal führte mich zufällig in das Haus, worin er sein Atelier hat. Es liegt am südöstlichen Ufer des See's, zwischen Leissigen und Darligen. Eben fällt mir etwas ein: besuchen Sie die Ausstellung in Wien, dort werden Sie das Bild sehen, ehe es nach England geht. Sind Sie eine Liebhaberin von Gemälden?“

„Keine besonders; was mich an diesem reizt, ist nur das Geheimnißvolle. Ist es übrigens ein so großes Meisterstück, wie Sie sagen?“

„Im anderen Fall würde ich nicht 800 Pfund Sterling dafür geboten haben. Ein sonderbarer Mensch, der junge Maler. Anstatt sich über die Summe zu freuen, fragte er mich erstaunt, ob ich auch wüßte, daß er noch keinen großen Namen habe? Das scheint mir ein echt deutscher Charakterzug zu sein.“

„Die Deutschen sind stolze, selbstbewußte Menschen; hintee ihrer Bescheidenheit versteckt sich der Hochmuth,“ erwiederte sie mit Gereiztheit. Hier unterbrach der Hinzutritt einer dritten Person das Gespräch. Nadine wandte sich ab und ging.

Es gibt vielleicht eine Möglichkeit, daß Sie den Ehestein sehen,“ rief der Gesandte, ihr nachteilend. „Eben sah ich den Maler mit einem blonden jungen Menschen in das Hotel gehen. Wenn Sie es wünschen, rufe ich ihn; es ist unmöglich, daß er der Prinzessin Nadine Menzikoff einen Wunsch abschlägt.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, aber ich denke gar nicht mehr an das Bild,“ sprach sie und ging mit schnellen Schritten davon. Ein Lächeln sollte das Herbe dieser Worte verlüßen, aber es war so flüchtig, daß der betroffene Diplomat es nicht bemerkte. Nadine ließ einen Blick durch den Salon fliegen, und als sie die alte Fürstin in einer Ecke am Kartentisch sitzen sah, verschwand sie aus dem Salon. —

In dem Zimmer ihrer Mutter herrschte tiefe Stille. Das grüne Boudoir, Nadine's Lieblingsaufenthalt, war nur von dem Schimmer einer Ampel sanft erhellt, während der süße Duft einer Essenz, wie die Blumenfelder von Montpellier sie liefern, es hier in seine stillen, von seidenen Vorhängen halbverhüllten Ruheräume brachte. Sie trat ein und ward sich auf einem Divan. „Nein!“ rief sie im nächsten Augenblick und sprang wieder auf, „es muß ein Ende nehmen! Unendlich glücklich will ich sein, oder unendlich elend, wie der deutsche Dichter sagt! O, hatte er sein Meisterstück stolz und wichtig vor mich hingestellt und gesagt: ‚Da ist es, ich fordere den verschrobenen Wohn!‘ so hatte mein Gefühl für ihn sich vielleicht erhalten. Aber sein Trotz, seine Gleichgültigkeit treiben mich hin zur Narrheit, sein kühles, verächtliches Wesen. Sein Stolz ist größer als der meine; das ist eine Natur, die der meinen gewachsen ist, darum bin ich seine Sklavin geworden, habe ihm Gesundheit und Freiheit geopfert, so daß sein Gedanke in meinem Gehirn lebt, der nicht ihm gehört. Unendlich glücklich, oder unendlich elend! Geh' hin, Nadine Menzikoff, und bitte den deutschen Knaben — wie heißt er doch? — um seine wicht Vielleicht verschmäht er sie, dann — dann — nein, er verschmäht sie nicht!“ rief sie und trat plötzlich vor den bis zur Decke reichenden Spiegel. Nur einen Blick warf sie hinein, dann griff sie nach einer weißen Sppenmantille, die auf einem Fauteuil lag, und warf sie über ihre Schultern, und ging schnell durch einen kurzen Korridor nach dem Zimmer ihres jungen Bruders.

Eine Nachtlampe brannte dort, und hinter dem Bettvorhang ließ sich das leise Schnarchen des Knaben hören. „Schläft Du, Fedor?“ fragte sie mit lauter Stimme.

Bei dem Klange derselben verstummte im Nebenzimmer ein lebhaftes Gespräch; die angelehnte Thür ward geöffnet und das heitere Gesicht des Junkermanns blickte herein.

„Erlauben Sie, daß ich eine Minute in das Lyzeizimmer trete?“ sprach sie, ohne seine Verbeugung und sein Stammen im mindesten zu beachten.

„Mein Freund, der Maler, ist drinnen, aber er wird sich entfernen, falls —“

„Er ist es, den ich zu sprechen wünsche.“

Teubner trat schnell bei Seite und ließ sie ein. Werner hatte sich von seinem Stuhl erhoben. Sein der Thüre zugewandtes Gesicht war im Schatten, die Hand, welche sich auf den Tisch stützte, zitterte.

„Ich bin gekommen, um Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen; wollen Sie mich vielleicht in das Zimmer meines Bruders begleiten?“ Das Bild, welches der englische Gesandte von Ihnen gekauft hat, veranlaßt mich zu diesem Wunsch.“

Teubner riet sich heimlich die Hände.

„Aha,“ murmelte er, „kein Stern ist im Steigen; gewiß will sie ein Gemälde bei ihm bestellen.“

Sie sah Werner kühn in's Gesicht, und nur ein fein gebildet Ohr, das ihre Stimme studirt hatte, konnte eine leise Befangenheit in derselben entdecken. Er verbeugte sich stumm und folgte ihr. Sein Freund wunderte sich, daß er hinausging, ohne ihm auch nur durch einen Blick ein Zeichen des Einverständnisses zu geben. „Es geht Seiten an ihm, die ich nicht begreife,“ dachte er kopfschüttelnd; „die Künstler sind wunderliche Menschen! Indessen freut es mich, daß er meinen Anstoß gegenüber einen gründlichen Stolz beweist.“

Werner's Bild folgte den Windungen, welche die weiße Schleppe von Nadine's Kleid auf dem Parket beschrieb; die Bestürzung, sie konne die lauten Schläge seines Herzens hören, ließ ihn einige Schritte hinter ihr zurücktreten. Als er die Thür des Lyzeizimmers geschlossen hatte, wandte sie sich plötzlich nach ihm um.

„Sie begreifen nicht, wieher mir der Muth kommt, nach der absichtlichen Verachtslässigung, mit der Sie mich strafen, noch einmal Ihre Gegenwart zu suchen?“

Digitized by Google

„Der Mutz? Ich habe nie geglaubt, daß die Prinzessin Nadine Menzikoff zu den schichteenen Naturen gehört.“

„Und die breiten stoßen Ihnen Abneigung ein?“

„Die launischen und hochmüthigen Liebe ich,“ sprach er und hob im Gefühl des erlittenen Unrechtes stolz seinen Kopf empor.

„Wenn diese Fehler aber einer Quelle entsprungen, auf deren Gemalde Edelsteine glänzen, die nur ein nachsichtiges, liebevolles Auge entdecken kann?“

„Ich habe keine Zeit gehabt, mich in die Mysterien des Frauenherzens zu vertiefen, aber ich weiß zu schätzen, was mir Nae und schon entgegentritt.“

„Waren die Worte meines Briefes geheimnißvoll?“ fragte sie bitter und preßte die Augenlider zusammen, um eine Thräne des beleidigten Stolzes zu verbergen. Er sah es, und die Naturlichkeit dieser Gefühlsäußerung überwältigte seinen Trotz, seine erkünstelte Ruhe.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben —“

„Und ich will keinen Dank, der nicht aus aufrichtigem Herzen kommt. Wofür sollten Sie mir auch erkenntlich sein?“

„Sie tadelten mich in jenem Briefe, daß ich noch nichts Großes geleistet hätte. Der Tadel ist zum Sporn geworden — nicht allein die Liebe für meine Kunst — ich fühle in diesem Augenblick, daß der Gedanke, Ihren Beifall zu erringen, mich heimlich bei meiner Arbeit geleitet hat. Ich glaube —“

Sie unterbrach ihn, indem sie einen Schritt näher an ihn herantrat und mit bebender Stimme rief: „Und mit kalter Ruhe legen Sie ein Zeugniß Ihrer Größe ab, ohne sich darum zu kümmern, daß Diejenige es sieht, welche Tag und Nacht darauf gewartet hat! Sie haben ein kaltes, grausames Herz!“ Ein Blitz flammte aus ihren großen, weitgeöffneten Augen, ein wunderbares Gemisch aus Zärtlichkeit und Zorn, das ihm die Bestimmung nahm.

„Die Sphinx! Der Blick der Lorelei!“ murmelte er, und drückte seine Hände an die heiße Stirn. Nichts als ihre schnellen Athemzüge ließ sich in der Stille der ganzen Zimmerreihe hören; sie machte eine Bewegung, als suche sie einen Halt, und eilte, um sich auf die Lehne eines Sessels zu stützen. Die weiße Spitzenhülle glitt von ihren Schultern; er bückte sich mechanisch, um sie aufzuheben, während seine Blicke wie durch einen Zauber gezogen von dem wundervollen Profil ihres halb abgewandten Gesichts an ihrem Nacken, ihren Armen hinabglitten.

„Was sagen Sie von Räthseln, wenn Ihre eigenen Augen tausend verrathen, was wollen Sie mit diesem Lächeln, wenn Sie mich hassen?“ flüsterte sie mit halber Stimme und mehr und mehr von der Qual verschmähter Liebe verwirrt.

„Hassen!“ rief er mit einem Ton, der ihr Herz durchschauerte. Es klang wie Hohn und Trotz, wie Schmerz und Entzücken, es waren Töne der Leidenschaft, die sie zu dem letzten Schritte fortrissen. Einem plötzlichen Impulse folgend, wollte sie nach der Thür ihres Boudoirs eilen, dann aber blieb sie stehen und ergriff die Hand, welche er, ohne es zu wissen und zu wollen, ausgestreckt hatte, um sie zurückzuhalten.

„Leben Sie wohl!“ flüsterte er mit stockendem Athem, „leben Sie wohl! morgen fliehe ich diesen Ort und Sie.“

Unmittelbar preßte sie seine bebende Hand stärker. „Was würde Ihnen Ihr Herz jetzt eingeben, wenn ich nicht die Prinzessin Nadine Menzikoff wäre?“ rief sie und ihre flammenden Augen hafteten auf seinen Zügen, als hinge ihr Leben an der Antwort.

„Ich würde Ihnen zu Füßen fallen,“ rief er, vor ihr niedersinkend, „und Ihnen schwören, daß Sie mich um meine Ruhe bringen, daß Ihre Schönheit meinen Kopf verrückt, daß —“

„Daß ich Sie liebe!“ jubelte sie und drückte sich zu ihm nieder, um seinen Hals mit ihren Armen zu umschlingen.

„Lieben? — lieben? Ist es Liebe, Nadine?“

„Nenne es Leidenschaft, tödtliche Leidenschaft, wenn jener andere Name Dir zu zahm dünkt! Ich weiß es nicht — was liegt auch an dem Worte? Komm!“ rief sie und zog ihn mit sich fort. „Komm! unter den Akazien des Gartens, wo ich wochentang von diesem Augenblick geträumt und mit tausend Seufzern an ihm gezweifelt habe, dort sollst Du das Wort hören, daß mir die Brust zersprengt, wenn es nicht endlich in Deine Seele klingen darf, daß sie in Flammen der meinen entgegenschlägt!“

„Und wie heißt das Wort?“ murmelte der Jüngling, indem er den Druck ihrer heißen Hand heftig erwiderte und sich willenlos von ihr fortführen ließ.

„Nadine liebt Dich und will Dein Weib werden; sie weiß ihren Reichthum und Rang vor Deine Füße! Nimm es oder wirf es weg, sie weiß von keiner Wahl!“ — —

Als es in dem Zimmer still geworden war, öffnete Leubner die Thüre, um von seinem Freunde das Ergebniß der Unterredung zu erfahren. Er fand es leer, und in den Gaeten hinausschlendernd, hörte er Geräusch von Fußtritten und sah er das weiße Gewand der Prinzessin sich in dem Halbdunkel der Akazien und Platanen neben dem Springbrunnen bewegen; die Gastammen aus den Fenstern strahlten aber nicht genug, um ihm zu entdecken, ob sein Freund noch in ihrer Gesellschaft sei.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

tert	tät	tuft	wüt	es	und	und	wer
wir	den	glü	gen	ab	den	und	er
bild	nur	teri	ber	der	ſa	reb	ſtill
in	im	ab	bein	wo	de	ſeſe	cher
neb	wem	gen	der	ſo	ſtill	ge	wan
weil	wel	eige	deß	lieb	cher	als	und
das	herz	dem	wan	gern	ſchät	deſt	du
him	mein	wie	er	an	deiß	ſie	bert

Auflösung des Rösselsprungs Seite 240:

Ihr lieben Vöglein, singt nur fort,
So lang's vermag die kleine Brust!
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings Lieb' und Lust

Und singet ihr auch ewig fort,
Viel tausend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könntet singen nie genug! —
So schön hat Gott die Welt gemacht!

O. v. Redwitz.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 252:

Es ist kein Wehe so groß als Herzeleid.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 25. Stuttgart und Leipzig

Eine große Dame.

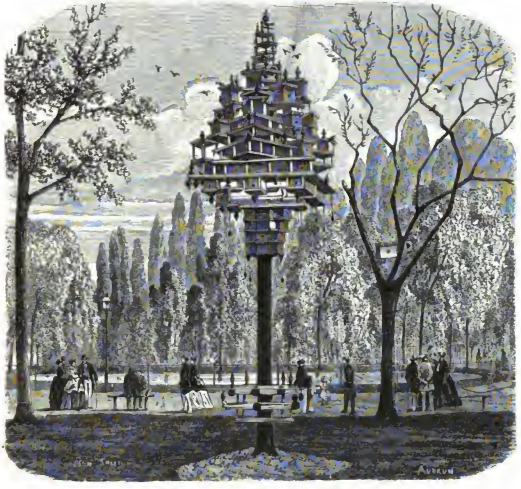
Novelle von **van Dewall.**

(Fortsetzung.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mit jedem Verhör indessen wurde Mengden seine eigene Lage klarer, ward seine Stirn sorgenvoller. — Er hatte es anfangs nicht fassen, nicht glauben wollen, als man ihm die Aussage Alexandra's vorlas. — Nun mit einem Male war es ihm klar: konnte er nicht nachweisen, wie er sonst in den Besitz der Uhr gelangt war, so war er ein gemeiner Dieb. Schwieg er, so konnte sich Jeder sein Theil denken, aber verurtheilt wurde er dennoch, es gab nur eine Rettung — die Wahrheit zu gestehen, und eben das konnte und wollte er nicht. —

Irgend eine geheime Triebfeder mußte übrigens bei den Untersuchungen mitwirken, man stellte ihm die verzweifeltsten Fragen, um ihn zu dem Ge-



Ein Sperlingshaus in den Parkanlagen von New-York. (S. 784.)

Digitized by Google

Räuschs zu bringen, daß es in einem näheren Verhältniß mit der Gräfin gestanden hatte, um daraus zu folgern, daß sie ihm die Uhr geschenkt hatte; aber er verspach sich niemals, er that genau, was ihm seine Uhre vorschrieb, nur wunderte er sich, wie es möglich war, daß Alles, was sie zu verbergen getrieben hatten, nun auf einmal vom hellen Tageslicht beschienen wurde — es schmerzte und verletzte ihn tief.

Aber gerade der Umstand, daß er begriff, wie offenkundig selbst die Einzelheiten ihres unerlaubten Verhältnisses bereits geworden waren, ließ ihn nicht daran zweifeln, daß Alexandra, die ihn ja mit einem Worte aus seiner verzweifelten Lage erretten konnte, endlich dieses Wort doch nach sprechen würde. — Wie wäre das anders möglich gewesen! — Sie war jung, unerfahren — sie hatte sich die Tragweite ihrer Ausfage unmöglich klar gemacht. — Wie so tausendmal hatte sie ihm gesagt, wie sehr sie ihn liebe — unmöglich würde sie ihn jetzt hartherzig in's Verderben stoßen — unmöglich!

In seinen Verdrüren verbarrte er daher betreffs des Besitzes der Uhr in hartnäckigem Schweigen und wies alle zu seiner Rettung unternommenen Versuche mit einer Halsstarrigkeit von sich, welche einer Tollheit ähnlich sahen; — seine Freunde waren in heller Verzweiflung.

So fanden wir-Menschen eines Abends kurz vor seinem Schlusverhöre in seiner engen Zelle sitzen neben dem Ofen, in welchem heute ein Feuer prasselte, denn draussen wehte ein kalter Nordostwind. Er saß in einem altmodischen, hohen Lederstuhl an einem schweren eichenen Tische und schrieb an seine alte Mutter. Ganz versunken in diese Beschäftigung, achtete er nicht auf alles Andere, was um ihn vorging, er hörte es nicht, wie die Thüre sich langsam öffnete und eine weibliche Gestalt hereinschwebte in dunklen Trauerkleidern.

Erst als eine weiche, warme Hand sich zärtlich auf seine Haare legte, schaute er verwundert in die Höhe und im nächsten Augenblick lag Mincia an seiner Brust.

Lange hielten sie sich schweigend umschlungen, Mincia weinte, als wollte ihr das Herz brechen, auch Mengden's Auge feuchtete sich.

„Müssen wir uns so wiederfehen, mein armes, armes Schwesterchen!“ sprach er tief ergriffen, dann führte er sie mit zarter Aufmerksamkeit zu dem Stuhl und drückte sie leise in die alten Polster.

„Gestern erst erfuhr ich das Entsetzliche,“ sprach sie ergriffen, „Dan's Brief kam auf Umwegen erst spät zu mir und ich eilte herbei, um Sie zu sehen, um Sie zu retten, Mengden; — meine arme Mutter wird nun auch ohne mich genesen — sie war sehr krank.“ —

„Liebe, treue Schwester,“ sprach Mengden und seine Stimme vibrirte, und seine Blicke, jene schönen, ehrlichen, guten Augen hatten mehr noch als alle Worte, „wie kann ich Dir das vergelten?“ — Sieh mich an, Thorr, laß mich Dich ansehen, — in welch' ein Trost ist es für mich, Dein liebes Gesicht noch einmal zu sehen und Deine Stimme zu hören! — Was hast Du nicht Alles gelitten und erlebt, seitdem wie uns zum letzten Male die Hand reichten!“ — Er nahm ihr den Hut mit dem langen schwarzen Schleier ab, er wollte ihr auch das Tuch abnehmen, aber sie litt es nicht und ließ es nur leicht von ihrer Schulter herabgleiten. — Dann hatte er sich einen Stuhl und setzte sich ihr dicht gegenüber. — Jetzt mit einem Male empfand er klar, warum ihn dieses Mädchen vom ersten Begegnen an so sehr angezogen hatte, es war die echt weibliche Seele, welche aus ihren tiefen, innigen Augen sprach, der herzliche Ton ihrer Stimme, welche ihn, damals wie heute, so sympathisch berührte.

„Und nun erzähle mir, wie ist das Alles gekommen?“ sprach er, ihre Hand ergreifend, nur an den Kummer und die Trauer denkend, welche Mincia jene dunklen Gewänder aufgenöthigt hatten.

Sie trocknete ihre Thränen und begann zu erzählen: wie sie damals in Pyrsern vergeblich nach ihrem Bräutigam gesorscht hatte und einige Tage später erst, nach der peinlichsten Ungewißheit, die Nachricht von seinem Tode erhielt, wie sie mit gebrochenem Herzen an sein frisches Grab geeilt war und dann nach Posen zurückkehrte, um ihre schwer erkrankte Mutter zu pflegen.

„Und wie ist das Alles so plötzlich hereingebrochen, was war die Veranlassung zu jenem unseligen Duell?“ —

„Er starb als ein Opfer seiner Ueberzeugung. Er war gereizt und krankhaft aufgeregt, die fortdauernden politischen Streitigkeiten hatten ihn die letzten Wochen vor seinem Tode namenlos verbittert. Er war ein hartnäckiger Widersacher der Czartoriskis und ihres Werkzeuges Langiewicz. Als er mir damals in seinem zweiten Brief schrieb, er sei nach Posen gegangen, befand er sich bereits in Krakau. Am Abend seiner Ankunft war daselbst eine größere Beratschlagung — dort bekam er Streit mit einem Herrn von Gradowski; sie waren verschiedener Meinung über die Art und Weise, wie der Kampf fortgesetzt werden sollte. Mit Mühe nur versöhnte man sie scheinbar. Am anderen Morgen trafen sich die beiden Männer zufällig vor dem Hotel. Gradowski reichte Stephan die Hand hin, dieser legte kalt seine beiden Arme auf den Rücken — es konnte so schwer vergessen, ach so schwer! — Er war ein Kopf von Eisen! — Das Duell war unvermeidlich. Man traf sich jenseits der Grenze. Mein Bräutigam selbst forderte seinen Gegner — dann schoß ihn dieser durch die Brust, er war beinahe augenblicklich todt.“

Mincia weinte bitterlich.

„Armes Mädchen!“ sprach Mengden weich und strich ihr sanft über das volle Haar . . . „Gott möge Dir Trost verleihen und die Zeit Deinem Schmerz den Stachel rauben!“

Mincia lehnte ihr Haupt an seine Schulter und starrte traurig eine Weile vor sich hin, von ihrem Schmerze übermältigt.

„Aber Du! — Was wird nun aus Dir!?“ — rief sie, plötzlich sich aufraffend und Mengden's Arm erfassend. „Man sagt mir, Deine Lage sei gefährlich — Du verharretest in einem verhängnisvollen Schweigen — und jenes Weib, jenes feige, falschherzige Weib, würde es ruhig mit ansehen, daß Du Dich ihretwegen opferst! . . .“

„Mincia! . . .“

„Schweig', schweig', unterbrich mich nicht, sag' mir nur das Eine, liebst Du sie, liebst Du sie wirklich?! — Sie sah ihm forschend bange in das Gesicht.“

Mengden schwieg eine Weile und blickte zu Boden.

„Ich glaubte einstmals, sie zu lieben,“ sprach er endlich trübe, aber seidem weiß ich, daß es anders ist . . . Seit dem Tage . . . doch genug davon, sag' mir lieber, woher bist Du so genau von meiner Lage unterrichtet, Schwesterlein?“ Er versuchte zu lächeln. „Hat Du wieder ein Zaubermittel gefunden?“

„Frage mich nicht,“ unterbrach sie ihn heftig, „antworte mir, — Du liebst sie also nicht?“

„Nein — ich liebe sie nicht.“

„Und wethalb wüllst Du Dich zum Opfer bringen für sie?“ —

„Du siehst zu schwarz, — es wird so schlimm nicht werden.“

„Unsinn, ist es das? — O! täusche Dich nicht, es handelt sich um Alles! Sind Deine Stellung, Dein Rang, Dein guter Name, Deine Freiheit ein Kinderspiel? Wüllst Du das Alles, Dein ganzes Lebensglück, einem herzlosen, koketten Weibe opfern, die Dich listig in ihren glänzenden Netzen fing, die es ruhig mit ansieht, daß sie Dich hier einsperren, daß verurtheilen!“

„Glaube mir, so weit wird sie es niemals kommen lassen. Sie hat im ersten Augenblicke der Ueberraschung gelagt, die Uhr sei ihr gestohlen worden — sie wußte damals oder überlegte vielleicht nicht, was sie sprach . . . Glaubst Du denn, sie wird es zugeben, daß man mich wie einen gemeinen Dieb verurtheilt; glaubst Du, sie würde nicht sofort noch, jetzt, wo so nichts mehr zu verschweigen ist, denn auch den Alten weiß ich, daß man und mit Spionen völlig umgeben hatte — die Wahrheit sagen?“

„Ach! ich Dich nicht vor ihr gewarnt, habe ich Dir nicht gesagt: Du kennst diese petersburger Damen nicht, sie streifen Dich ab wie einen Handschuh und kennen Dich nicht mehr, wenn Du ihnen unbequem wirst! — O ich bitte, ich beschwöre Dich, komme zu Dir! sieh' die ganze Tiefe des Abgrundes, in welchen Du Dich stürzen willst! Jene Hoffnung ist ein morsches Brett, welches Dein Vertrauen in eine feste Brücke verwandelt. — Im Namen Deiner alten Mutter, im Namen Aller, welche Interesse an Dir nehmen — bane nicht auf das Herz jener Frau, glaube nicht an ihre Liebe — die Liebe eines Weibes ist ganz Aufopferung und Selbstvergessen — jenes egoistische, stumpfe Engländen, welches bei der ersten Prüfung zu kurzem Stahl sich erkältet, bei Gott, das ist nicht Liebe!“ —

Sie ergriff mit flehender Geberde Mengden's beide Hände und hielt sie in den ihrigen fest.

Mengden kämpfte einen harten Kampf. Er verglich das warmherzige, vielgeprüfte Mädchen mit der großen Dame, die ihn verrieth, es kam zum ersten Male eine volle Ahnung ihres Wesens über ihn und er schauderte.

„Ich kann's nicht glauben,“ sprach er dumpf, „ich will's nicht glauben . . . Wäre es aber so, wie Du sagst . . . ich kann nicht anders! — Meine Ehre zeigt mir nur den einen Weg in dieser peinlichen Lage . . . ich muß ihn gehen und wäre es mein Verderben!“

„O Mengden, Mengden!“ jammerte das edle Mädchen, „wohin treibt Dich Deine Verblendung! . . . Du wirst bereuen, wenn es zu spät ist! . . . Während Du hier sitzest und leidest um ihretwillen — — —“

„Um meiner Schwachheit und Charakterlosigkeit willen.“

„Um Deiner- und ihretwillen, — sag', hat sie Dir schon ein liebendes, theilnehmendes Wort geschrieben? Kann sie zu Dir, Dich zu trösten, hat sie je mit einem Gedanken nur an Dich gedacht!!! — Nein, ich weiß es gewiß, sie denkt nur daran, wie sie selbst dem Sturme entgeht, sie schleicht sich ein mit ihrer alten dummen Amme — sie ist gebeten, gewarnt, — umsonst, sie bleibt bei ihrer frevelhaften Lüge!“

Mengden stand auf und begann aufgeregt im Zimmer hin und her zu gehen.

Digitized by Google

„Kann denn nichts Dich erweichen, nichts Dich zur Einsicht bringen?“ flehte Mincia, welche den Eindruck bemerkte, welchen ihre Worte hervorbrachten — „denk' an Deine alte Mutter!! — — —“

„Es ist Alles umsonst,“ sprach Mengden trübe, „sie hat mein Versprechen, ich werde es halten . . . Das andere setze Gott zum Besten! —

„O ihr Thoren!“ rief Mincia aufgebracht mit thränenden Augen, „wie kann Gott Euch helfen, wenn Ihr selbst Euch verderbt! — Glaubst Du denn, er wird ein Wunder thun? — — So bleibt denn nur ein Mittel . . . sieh', noch ist es Zeit!“ —

Mengden stellt plötzlich ein in seinem ruhevollen Umhergehen. Es war ein ganz eigenthümlicher Blick, mit welchem er das glühende Mädchen anschaute.

Er lächelte wehmüthig. „Ach, Mincia,“ sprach er traurig, „hätte mir doch das Geschick die Liebe solch' eines edlen Weibes geschenkt, wie Du es bist, in einer Hütte würde ich mit ihr glücklich gelebt haben! — Vielleicht habe ich alle Deine Güte und Theilnahme nur verdient!! — Du hast Recht . . . sie sieht mich nicht . . . Verandra hat mich nie geliebt, ich war ein Spielzeug — ein augenehmer Zeitvertreib für ihr blasirtes Herz . . . Und Du? — Du selbst noch in tiefer Trauer, Du eilst herbei, Du bringst mir Trost, warmes Mitgefühl — Du kommst hierher in die Felde des Gefangenen, ich sehe, ich fasse Dich . . . während sie keine Zeile, kein Wort für mich hat, vielleicht nur das Gefühl des Zorns!“ — Er starrte vor sich nieder in stummem, bitterem Schmerze.

Mincia stand auf und lehnte sich still an seine Brust, sie sah zu ihm auf mit ihren schimmernden, thränenfeuchten Augen, aus welchen eine Welt von Theilnahme sprach.

„Mengden — theurer Freund . . . ihr' auf, sieh' mich an . . .“

„Schau!“ fuhr Jener fort, als gäbe er unbewußt seinen innersten Gedanken Raum, — „des Menschen Wege sind oft wunderbar. Ich glaubte einmal . . . ach nur kurze Zeit, zu sterben — ich war ein Thor . . . es war ein Taumel des Glückes, ein Sonnenschein des Leuzes . . . Der Glanz verwirrt und die Sonne blendet. — — Und nun im Dunkel des Kerkers geht es mir auf wie ein Licht am fernen Horizonte, ernährend und beseligend, meine ganze Seele erfassend, eine Morgenröthe besserer Tage . . . oder ein verglühendes Abendroth . . .“ Er wandte sich plötzlich, abermaltigt von seinen Gefühlen, zum Fenster, und ergriff die Stäbe mit beiden Händen, sein ganzer Körper wankte unter dem Gewicht seiner stürmischen Empfindungen. —

Mincia ward bleich wie die Wand. Mitten im Zimmer stand sie, die Hände gefaltet und starrte hinaus in die Leere. So blieb sie eine ganze Weile, bis die heiße Glut ihr wieder in die Wangen stieg. Sie strich sich über die Haare, dann wandte sie sich um, trat langsam zu Mengden und legte ihre Hand leise auf seine Schulter.

„Ah bonn soir — ich doch nicht Ihren?“ — Beide fuhren zugleich empor. Prinz Mussa stand mitten im Zimmer und schaute lächelnd auf das Pärchen, welches traulich dort am Fenster stand und in die Dämmerung hinausschaute.

„Sacre nom!“ er prallte ordentlich zurück, als er Mengden's verstörtes Gesicht erblickte und in der Dame die ehemalige Wäschebewahrerin der Gräfin erkannte, in tiefer Trauer.

Mengden faßte sich zuerst. Sich gewaltsam aufraffend trat er dem Freunde entgegen und reichte ihm die Hand.

„Sein Sie herzlich willkommen, Prinz . . . Fräulein von P. ist Ihnen bekannt — seit Sie sie nicht mehr gesehen haben, begrub sie ihren Bräutigam. Sie traf heute erst wieder in Warschau ein und sah ihr erster Weg führte sie zu mir . . .“ Er faßte ihr die Hand und führte sie zum Sopha.

Prinz Mussa war ein vollkommener Weltmann; mochte er innerlich auch denken was er wollte, er behandelte von diesem Augenblicke an das junge Mädchen mit der zartesten Aufmerksamkeit.

Mussa kam täglich ein-, auch zweimal zu Mengden, so oft es seine Zeit nur erlaubte.

Er war es, bei mit einer Schlauheit und einer Unermüdlichkeit ohne Gleichen die Untersuchungscommission immer wieder auf neue Fährten leitete und sie namentlich auf die Zusammenkünfte bei der Generalin Banjutoff aufmerksam machte. — Er sah ein — da auch seine Vorstellungen alle vergeblich waren — der einzige Weg zu Mengden's Rettung war, das Verhältniß zwischen ihm und der Gräfin möglichst klar zu legen, damit sich daraus den Richtern von selbst die völlige Ueberzeugung aufdrängte, daß jene Ihr ein Liebesband der Gräfin war und Mengden nur aus Delikatesse verweigerte, die Wahrheit zu sagen.

Er wüthete gegen den alten General, er korrespondirte mit aller Welt, selbst mit Mademoiselle Juliette in Paris, die geschwollen von Nachsucht die skandalösesten Dinge berichtete, dagegen Mengden herausstrich und über ihre Behandlung seitens des Generals und Moroffelsoff's Klage führte.

Mengden zur Vernunft zu bringen, hatte er bereits aufgegeben, dagegen konspirirte er zu seinen Gunsten mit allen seinen Kameraden, mit allen seinen Freunden und deren waren nicht wenige. Die Folgen blieben nicht aus.

Der Graf war in wenigen Tagen ein Greis geworden, aber die Gräfin schloß sich mehr wie je ein — sie gethaan nicht, mit einem grausamen lindischen Eigensinn blieb sie bisher fest bei ihrer ersten Aussage.

Trotzdem gab Prinz Mussa seine fieberhafte Thätigkeit nicht auf.

Man hatte sich um den Eichentisch gesetzt, Mengden hatte die Lampe angezündet und, um sicher zu sein vor allen Störungen, die Thüre zugeriegelt. Das Gefurcht wollte aber zu Anfang nicht recht in Gang kommen, Mincia fühlte sich äußerst unbehaglich unter den Blicken des fleinen Oberstens und wäre gern gegangen, wenn sie nicht gehofft hätte, dennoch Mengden umzustimmen; Mengden dagegen war so erregt, daß es ihm beinahe unmöglich wurde, sich zu beherrschen, ja nur still auf seinem Stuhle zu sitzen. Prinz Mussa strich an seinem Barte und besah sich seine Nägel.

„Ja, ja — in der Noth erkennt man seine Freunde,“ begann er endlich, um der peinlichen Stille ein Ende zu machen — „hübsch von Sie, daß Sie kommen! — Großiges Malheur passirt“ — ihre er dann fort, vor sich hinnickend und ein Bein auf den Stuhl heraufziehend . . . „Alles ganz plötzlich . . . na na, wer hätte das gegloubt! — Haben uns lang nit gesehen, drei, vier Wochen seit vor die Ostern, hohe Trauer, sage Ihne mein herzlichstes Beileid.“

Mincia dankte, Mussa dachte, während sie es that: „Wie schön das Mädchen ist, wie kommt es, daß du das früher nie bemerkest!“ Vielleicht stehen ihr nur die Trauerkleider so gut . . . Dieser Mengden, was für ein Thor will? . . .“

Allmälig kam dann das Gespräch in Fluß, es konnte natürlich nur die eine Richtung nehmen, Beide begannen noch einmal Mengden seine Lage klar zu machen und in ihn zu bringen, sein Verfahren zu ändern. — Sie erschöpften sich umsonst in Bitten und Vorstellungen, Mengden blieb fest in seinem einmal gefaßten Entschlusse.

„Ich sehe es schon so freiglich auf seine Kopf, nichts zu sagen, wie schöne Gräfin auf seine Kopf, nichts zu revocriren,“ sprach endlich Mussa ärgerlich zu der weinenden Mincia — „lasse Sie ihn — er spielt den Ritter aus die alte Ritterage — lassen immer, seine Ehre läßt nicht anders zu. — — Pah! . . . Was nennt ihr Ehre? klingt wie große Glocken und ist doch nur ganz kleine blechene Schelle, auf jeden Narren seine Kappen. Weiß ihnen sein zu spotzig zu holten die ganze Moral von die Religion und das Gesetz, schneiden sich ein Stückchen ab und nennen es Ehre. Lassen sich brauf todtschlagen,-thun aber alles Andere. Sehr lommod das — sehr bumm bisweilen! Steht in der Bibel, du sollst nicht ehebrechen. Gut — gleich dawoben, du sollst nicht stehlen; sind wie'n Andere. Will aber doch lieber sein ein gemeiner Dieb, als ein Ehebrecher. Steht ganz worn, du sollst Vater und Mutter ehren, will lieber sein ein Dieb, verlieren Alles und tödten seine arme Mutter, als sprechen einziges Wort gegen seine Ehre! — Ist das zu verstehen?! — Wenn ich hab' schlechte Gaul vor meine Wagen, spann' ich aus und sahr' mit zwei weitre, lieber einer gehn auf der Wildbahn, als reinin ganges Gespann! Wenn ich immer hersl, talomigs Pferd werden nicht lassen laufen von selbe — sehr bumm das, komme nicht mehr vom Fleck und bleiben ganz liegen.“

Mengden saß mit zusammengepreßten Lippen, die Hände auf den Tisch gestemmt, und starrte finster vor sich nieder.

Beider Augen hingen mit der peinlichsten Erwartung an seinen Mienen — endlich senkte er tief: „Ich danke euch,“ sprach er müde, „ihr meint es gut und habt vielleicht Recht — aber thäte ich, wie ihr es wollt, ich würde mir vorkommen wie ein gemeiner Verbrecher — man würde mich freisprechen . . . aber ich selbst müßte mich verurtheilen.“ Er knickte zusammen.

„Es ist Alles vergebens!“ rief Mincia ganz außer sich — „Alles vergebens!“ Plötzlich sprang sie auf — sie hatte einen Entschluß gefaßt, wie ein Blitz zuckte ihr derselbe durch den Kopf. — Das war die einzige Art, ihn zu retten. —

„Ich muß gehen,“ sprach sie leichter athmend und sah nach der Uhr. „Meine Verwandten werden um mich besorgt sein!“ Sie griff nach Hut und Tuch.

„Gehe mit,“ sprach Prinz Mussa — „nig gut könne gehen allein zu spätige Stunde über die Steafse.“

Sie brachen auf.

Langsam gingen sie die steile Treppe hinunter, an dem Posten vorüber und gelangten durch ein seitet Thor in's Freie.

Mussa sing das Mädchen, welche Richtung sie einschlagen wollten — Mincia war einen Augenblick unschlüssig, dann erwiderte sie: „Dort drüben sehe ich Licht in jener Kulturnia (Kombuteei), lassen Sie uns hineintreten, ich habe noch etwas Nothwendigs mit Ihnen zu sprechen, Durchlaucht.“ —

Digitized by Google

Sie gingen in den Laden, Mussa bestellte bei der glutäugigen, sehr geputzten dame du comptoir, die hinter dem Ladentische eine Cigaarette rauchte, zwei Gläser Thee, dann setzten sie sich in ein leeres Nebenzimmer.

„Verzeihung, daß ich Sie noch aufhalte," sprach Mincia, ihren Schleier zurückschlagend, „aber ich möchte nichts in der Welt versäumen, was Mengden retten könnte. Betrachten wir ihn als einen Kranken, der zehn Medizin zurückweist — man muß sie ihm mit Gewalt einflößen, damit er genese."

Mussa nickte zustimmend. —

„Ich sehe nur ein Mittel," sprach sie energisch . . . „er muß fliehen."

„Geht nicht, geht nicht — haben es auch schon übelegen," antwortete der Oberst ernst — „kann nig sein — sitzen so gut wie auf Ehrenwort . . . unmöglich." —

Auch diese Hoffnung war also vergeblich! — Was nun? — Mincia seufzte schmerzlich. —

„Wäre nur ein Augenblick" — fuhr Mussa nach einer Weile wieder fort — „nur einmal möglich, — wann gesprochen sein keine Sentenz und kommen aus Kriegsgericht."

„Großer Gott!" — stammelte das Mädchen.

„Nicht anders möglich." —

„Aber dann?!" —

„Dann bringen ihn mit Eskorte nach der Citadelle, . . . dann einzige, einzige Moment . . . aber wie ihm anfangen?" —

Mincia saß eine Weile stumm und überlegte. —

„Wo ist das Gerichtszimmer?" frug sie flüsternd, denn eben kam der Thee und die Kellnerin machte sich neugierig in ihrer Nähe mancherlei zu thun.

„Auf der Hauptwache," erwiderte Prinz Mussa eben so leise auf Französisch.

Sie flüsterten eine Weile geheimnißvoll mit einander, Mincia's Augen begannen allmälig zu leuchten, ihre Züge belebten sich, ihre Bewegungen wurden kühner und energischer. — Mussa sah sie einige Male erstaunt an, Ausdrücke der Ueberraschung entschlüpften ihm wider seinen Willen.

Endlich standen sie auf.

„Erlauben Sie mir, Mademoiselle, zu küsse diese kleine Hand, à présent nous sommes des alliés fidèles — soyez bien sûre que je ferai tout ce que vous souhaitez!» Der kleine Oberst zog galant ihre Fingerspitzen an seine Lippen, gab ihr das Tuch um und reichte ihr den Arm.

Sie verließen die Kuliernia. Es schien, als habe sich ein neuer Hoffnungsstrahl in ihre Herzen gelaucht und sie neu belebt. Sie gingen aufrechter und elastischer in lebhaftem Gespräch das Trottoir entlang bis zur neuen Welt.

Plötzlich blieb Mincia an einer Querstraße stehen. — „Also, Prinz, Sie werden mich benachrichtigen?" —

„Verlaße Sie sich darauf!"

„Sie wissen meine Adresse?" —

„Ich wissen ganz genau."

„Dann gute Nacht und auf Wiedersehen!"

«Da swidanije!» *)

Sie trennten sich.

„Braves Mädchen, kluges Mädchen!" murmelte Mussa im Weitergehen — „wolle Gott, Alles werden noch gut!" —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Es war am Tage vor dem Schlußakte unseres Dramas.

Mengden war zum letzten Male vernommen worden und hatte über sich selbst den Stab gebrochen, getreu seinem Begriffe von Ehre — wer wollte ihn deßhalb verdammen? —

Sachen fuhr der General Graf P. in den Hof seines Palais.

Er stieg aus dem Wagen und schritt langsam die breite Freitreppe empor. Der Mann war in wenigen Tagen sichtlich gealtert. Sein Haar war beinahe weiß geworden, seine Züge verdüstert und eingefallen, seine sonst so rüstigen Bewegungen und die straffe soldatische Haltung waren verschwunden, er ging wie müde, unter einer Last, die Schärpe hing ihm schräg am Körper herunter.

Er kam vom Grafen Berg, welcher ihm noch einmal die dringendsten Vorstellungen betreffs seines Vorgehens gegen seinen Adjutanten gemacht hatte. Derselbe hatte ihm geradezu zu verstehen gegeben, daß die Ungnade des Großfürsten einer Verurtheilung Mengden's auf dem Fuße nachfolgen würde, er hatte ihn verpflichtet, noch einmal mit seiner Gemahlin zu sprechen und seinen ganzen Einfluß auf dieselbe geltend zu machen, um sie zu einer wahrheitsgemäßen Aussage zu bewegen, man wollte dann die ganze Angelegenheit niederschlagen und Mengden verzeihen. — Der Graf hatte in den letzten Wochen zu viel gelitten, — dieß Letzte stieß seiner Geduld den Boden aus. — Seine ganze wilde Natur war losgebrochen mit einem Male, es hatte eine fürchterliche Szene gegeben zwischen den beiden hohen Offizieren — entschlossen, seinen Abschied zu fordern, lehnte er jetzt heim. Dort fand er Prinz Wittgenstein, welcher kam, um ein Wort für Mengden einzulegen. — Die Gräfin hatte sich verleugnen lassen. — Er erklärte diesem rund heraus mit matter Stimme, er könne in der Angelegenheit durchaus nichts mehr thun, als der Gerechtigkeit ihren Weg zu lassen. „Mehr nehme ich für mich selbst nicht in Anspruch!" hatte er bitter hinzugefügt.

Der Graf, gebeugt durch alles Das, was er in der letzten Zeit erfahren und durchgemacht hatte, voll Groll, daß man den Stein auf ihn warf, weil er nicht im Stande war, seine Frau zu einem freimüthigen Geständnisse zu bewegen, welches er selber wünschte, ging jetzt den Korridor entlang und trat bei seiner Gemahlin ein.

Sie lag wie gewöhnlich im Morgenkleide auf dem Divan und langweilte sich mit einem französischen Roman.

Was hätte der alte Mann darum gegeben, wäre dieses glänzende Geschöpf dort aufgesprungen, hätte seine Hand ergriffen und ihm zugerufen: „Ich habe gefrevelt, Dich hintergangen, Nikolaus, ich war zu feige, es zu gestehen! — Ich kann Deine Verachtung nicht ertragen, ich will die Wahrheit sprechen, aber verzeihe mir!" Ach — er wußte das Alles empfangen haben an sein Herz und ihr vergeben haben mit Freuden.

Statt dessen fand er sie gewappnet mit Trotz und eisiger Kälte.

Sie begann ihm etwas über ihre Nerven vorzuklagen — sie erzählte ihm, daß sie schlecht geschlafen habe. Der Graf bezwang kaum noch seinen Unwillen.

„Ich komme, um Dir mitzutheilen, daß morgen über Mengden das Urtheil gesprochen wird — das Kriegsgericht ist heute beisammen. Wenn Du irgend noch etwas anzuführen hast, was den jungen bemittleidenswerthen Mann retten kann, dann sprich, heute ist es noch Zeit," — er sagte dieß langsam, jedes Wort betonend.

Die Gräfin richtete sich auf — sie strich sich das dunkle Haar aus ihrem Gesichte und sah einen Augenblick erschrocken um sich — sie war sehr blaß, ihr Auge hatte etwas Starres und Unheimliches.

„Und glaubst Du wirklich, daß man ihn verurtheilen wird, Nikolaus?" frug sie, den Mahnungen ihres Gewissens ausweichend.

„Man wird es — nach dem Wortlaut des Gesetzes wird er als gemeiner Verbrecher wegen Diebstahls verurtheilt werden."

Der Gräfin Augenlider zuckten ein paar Male auf und ab, wie im Krampf, sie umfaßte fest ihre Ellenbogen und sah vor sich wieder. „Und wozu wird man ihn verurtheilen?" frag sie mit unsicherer Miene.

„In unserer Kastation, Ausstoßung aus dem Offizierstande und Degradation zum Gemeinen," sprach der Graf mit einem Blicke unsäglicher Verachtung und bebender Lippe. — Er ging und ließ sein Weib allein.

— „Unglücklicher junger Mann!" murmelte er, den Gang hinabschreitend, „sie betrog mich und Dich!"

Kaum war er fort, so schaute das dicke, glänzende Gesicht der Amme vorsichtig durch die Portière in's Zimmer.

Sie erblickte die Gräfin, welche in finsterem, unentschlossenen Brüten vor sich niedersah, und war einen Augenblick zweifelhaft, ob sie dieselbe stören sollte oder nicht. Ihre Aufenthalte gewann aber bald die Oberhand über alle Bedenken und sie trat hinein.

„Milinka moja, was bekümmert Du Dich?" sprach sie leise in dem kindischen Tone der Amme, welche einen Säugling beruhigen will; „was thun Dir, mein Aujel, meine Schönheit?" — O Durchsicht, ich glaube gar, Du weinst, komm, trockne Deine Thränen, Boze moj, sie wird sich die schönen Aeuglein verderben."

„Laß mich in Ruhe, einfältiges altes Weib," herrschte sie die Gräfin an, „geh' hinaus, Du dummes Thier — beleidige meine Blicke nicht!"

Aber die Amme machte nicht mehr Umstände mit ihr, als eine Wärterin mit einem schreienden, ungezogenen Kinde.

„Komm, Gsüumitschka, ruhig, Sertzitschka," sprach sie, den ganzen Vorrath von Schmeichelnamen erschöpfend, an welchen die russische Sprache so reich ist, und so groß ist die Macht der Gewohnheit, so groß war ihr Einfluß auf die Gräfin, daß es ihr nur gar bald gelang, die Stimme des Grafen vergessen zu lassen.

„Bei Leibe nichts sagen — nur der Jungfrau von Katan willen, daß wäre schön! Daß die ganze Stadt es erfuhre und der Graf einen Scheidungsgrund in die Hand bekäme! O ja doch, — daß Du uns die 12,000 Rubel entzogest und uns heimfichten konntest zur Baronin-Mutter so fahr! — pah, so einfältig werden wir nicht sein. 'S wird auch so schlimm nicht werden mit unserem schönen Baron, der hat viele Konnexionen, der geht ihnen durch das Garn — sollst mal sehen, aber nur nicht sangen lassen!" — so schwatzte die Alte und überkaufte alle besseren Regungen der schlechten Frau.

(Schluß folgt.)

*) Auf Wiedersehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Sperlingshäuser von New-York.

(Mit 2. 293.)

In den öffentlichen Spaziergängen und Baumalleen von New-York, Jersey-City und Brooklyn hatte die Wasse der Insekten und Würmer, welche von den Zweigen der Bäume herabhingen und beständig auf die Spaziergänger fielen, in solchem Grade zugenommen, daß jede Abhilfe willkommen war. Und diese fand man in den Sperlingen. Man importirte deßhalb eine kleine Anzahl solcher; diese vermehrten sich aber so rasch, daß man an manchen Orten sich fragen mußte, ob sie nicht lästiger eine Last seien. Aber sie sind jedenfalls den Würmern vorzuziehen, und der Stadtvorstand hat unserer Ansicht nach richtig gehandelt, indem er den Sperlingen, um sie an New-York zu fesseln, solch' hübsche Häuschen erbaute, wie sie unsere Abbildung in dem auf dem Unionsquare befindlichen zeigt. Die Vögel werden im Winter auf kosten der Stadt gefüttert, im Sommer aber läßt man sie ihre Nahrung selbst suchen. Solchergestalt wird man unsren deutschen Freund auch bald in Amerika heimisch finden.

Jesus bei Levi.

Nach dem Gemälde von Paul Bronsse.

(Mit 2. 293.)

Einen Meister frohen Lebens, seichen Genusses, blühenden Reichthums, so dürfen wir wohl den vermeinten Maler Paolo Caliari, — von seinem Geburtsort Veronese gebeißen, — mit vollem Rechte nennen, denn in seinen zahllosen Bildern, die über die ganze Welt verbreitet sind, spiegelt sich das heitere Genußleben, der Reichthum stolzen Patrizierts, das damals Venedig bot, vor Allem. Am berühmtesten sind ja seine Gastmähler geworden, begreiflich er vom kleinsten bis zum ganz kolossalen Maßstab gemalt hat. Sie erschienen, laut Burckhardt, als nothwendige höchste Früchte der Existenzmalerei, welche hier die letzten historischen Fesseln abschüttelte und nur noch einen Rest von Vorwand braucht, um in ungehemmtem Jubel alle Pracht und Herrlichkeit der Erde, vor Allem ein schönes und freies Menschengeschlecht im Vollgenuß seines Daseins zu feiern. Indem Paolo für Klosterrefektorien, nicht für Speisesale von Fürsten malte, ergab sich als sichere Basis ein biblisches Mahl, dessen verwandelter Inhalt er durch die schönste Einzelbehandlung aufheben konnte. Die prachtvollsten architektonischen Oertlichkeiten und Perspektiven bieten den Schauplatz, auf welchem sich die stehende Gesellschaft und die bewegten Episoden in vollem Reichthum und doch ohne Gedränge ausbreiten können. Die besten und größten dieser Bilder (im Louvre von Paris) sind vielleicht die ersten Gemälde der Welt in Betreff der sog. malerischen Haltung, in dem vollkommenen Wohlklang einer überhaupt unerhörten Farbenfülle; allein die Stala der zu Einem Ganzen vereinigten Persönlichkeiten ist im Grunde ein noch größeres Kunstwerk. Die heiligen Personen und die an sie geknüpften Ereignisse bleiben freilich Nebensache. Zwei Bilder treten in dieser Richtung in den Vordergrund: die Hochzeit zu Cana (jüngst von „Ueber Land und Meer", Bd. 27, Nr. 6, gebracht) und das Mahl Jesu bei Levi, in der Akademie zu Venedig, das wir unmittelbar in einer treuen Kopie bringen und mit dem Texte aus dem Lukas-Evangelium 5, 27—32 begleiten: „Und darnach ging er aus, und sahe einen Zöllner, mit Namen Levi, am Zoll sitzen, und sprach zu ihm: Folge mir nach. Und er verließ alles, stund auf und folgete ihm nach. Und Levi richtete ihm ein groß Mahl zu in seinem Hause, und viele Zöllner und andere saßen mit ihm zu Tisch. Und die Schriftgelehrten und Pharisäer murreten wider seine Jünger, und sprachen: Waeum esset und trinket ihr mit den Zöllnern und Sündern? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin kommen zu rufen die Sünder zur Buße, und nicht die Gerechten."

Eine Seefahrt auf der Eisscholle.

Nach Mittheilungen des Oberstenmanns der „Hansa", R. Hildebrandt.

Von **G. Wirth.**

Am 15. Juni 1869 verließen der Dampfer „Germania" und das Segelschiff „Hansa" Bremerhaven. Hervorragende Gelehrte und bewährte Seemänner bildeten ihre Besatzung, es galt ein kühnes und gefahrvolles Unternehmen, die zweite deutsche Nordpolexpedition. Die Schiffe waren auf's Beste ausgerüstet und mit allem Nothwendigen reichlich ausgestattet. Von den Glückwünschen des Königs Wilhelm i., der in diesen Tagen in Bremen verweilte, der ganzen Einwohnerschaft Bremens und einer großen Menge in der Nähe und in der Ferne, welche sich lebhaft für das Unternehmen interessirte, begleitet, gingen die kühnen Männer mit unerschrockenem Muthe in den Kampf mit Eis, Kälte, Schnee und Nebel. Der Kapitän Koldewey war der Führer des Unternehmens.

Am Tage des Sieges von Sedan langte die Besatzung der „Hansa" ohne ihr Schiff in Hamburg an, einige Tage darauf, am 11. September, lief die „Germania" in Bremerhafen ein. Wohlbehalten waren die muthigen Polarfahrer zurückgekehrt, nicht Einer fehlte. Die großen, so unausfüllsam sich folgenden Ereignisse jener Tage nahmen alle Gemüther in Anspruch, und das Interesse an den Fahrten der Nordpolexpeditionen trat in den Hintergrund. Und doch war das abenteuerliche Schicksal besonders der Männer von der „Hansa" im höchsten Grade dazu angethan, das allgemeinste Interesse zu erwecken.

Staunend hörte man den Bericht der glücklich heimgekehrten Nordpolfahrer an; was so schon erhört worden, daß 14 Männer unter den Schrecknissen eines arktischen Winters auf einer Eisscholle eine Fahrt vom 972 Seemeilen (243 deutsche Meilen) zurückgelegt hatten?

Beide Schiffe, die „Germania" und die „Hansa", mußten bald nach ihrem Anklaufen hart mit widrigen Winden kämpfen, in der arktischen Region waren besonders Nebel und Eis die größten Hindernisse. Nur vier Wochen lang segelten beide Schiffe in Gemeinschaft, in Folge eines dichten Nebels griffen sie auseinander und fanden sich nie wieder zusammen. Wir wollen unsern Lesern in gedrängter Kürze nur die Schicksale der „Hansa" verfolgen und begleiten allein dieses Schiff. Für den voraussuseenden Fall der Trennung beider Schiffe war zum nächsten Rendezvous-Ort die Pendulum-Insel an der Küste Grönlands bestimmt. Trotz aller Anstrengungen aber gelang es der „Hansa" nicht, die Küste Grönlands zu erreichen. Eisfelder verwehrten sehr oft jedes weitere Vordringen. In solchem Falle mußte man das Schiff an die Eisscholle festlegen und es so lange mit derselben nach Süden treiben lassen, bis sich wieder offenes Fahrwasser zeigte. Tagelang war die Mannschaft genöthigt, ihr Fahrzeug zwischen den Eisschollen hindurch zu schieben und zu ziehen. Unter den vergeblichen Anstrengungen, die Küste Grönlands zu erreichen, brachte der arktische Winter mit aller Macht heran, am 19. Sept. war das Schiff mit einer zolldicken Eisdecke an das große Eisfeld, an welchem es lag, festgefroren. Wenn auch diese neugebildete Eisdecke leicht durchbrochen werden konnte, wohin sollte sich das Schiff wenden? Die Rathwendigkeit gebot, an dieser Stelle den Winter unter sich zu überwintern. Die Aussicht auf den langen Winter (im glücklichsten Fall konnte das Schiff erst Ende Mai auf seinem Eisgefängnisse erlöst werden) schreckte weniger, als die gefährliche Lage, in welcher sich das Schiff befand. Wenn auch das Eisfeld ziemlich groß war, so wußte doch die Mannschaft nur zu gut, daß durch heftige Stürme oft selbst die größten Eisfelder in eine starke Strömung gebracht und zertrümmert werden. So oft, als in ihren Kräften stand, suchten sie das Schiff zu schützen; um aber auch für alle Fälle gesichert zu sein, wurde auf dem Eisfelde auf Steinhöhen ein Haus gebaut. Eine Mischung von Schnee und Wasser diente dabei als Mörtel. Möglichst viel Bevoiant und Feuerungsmaterial, ebenso auch die Boote, wurden auf das Eisfeld gebracht. Gar bald zeigte es sich, wie nothwendig diese Vorsichtsmaßregeln gewesen waren. Mehrfache Stürme setzten das Eis in Bewegung, das Schiff hatte von der Pressung der benachbarten Schollen viel zu leiden, so daß es oft in allen Fugen krachte, doch ging stets Alles glücklich vorüber bis zu dem Unglückstage am 19. Oktober.

Ein gewaltiger Sturm, verbunden mit einem starken Schneefall, brach aus. Hohe Eiswälle thürmen sich am Bord des Schiffes in die Höhe, sie pressen es von allen Seiten zusammen und heben das Fahrzeug und in allen Fugen krachende Fahrzeug immer höher und höher. Wird es diesem gewaltigen Andrang widerstehen? Aengstlich sind die Augen auf die mächtigen Schollen, welche von allen Seiten heranbringen, gerichtet, aber die Hände sind nicht müßig; die nöthigsten Sachen, das Leben in einer solchen Lage zu fristen, werden auf das Eis geworfen. Da geben sich die Schollen auseinander und das Schiff sinkt allmälig, bleibt aber auf einer unter ihm sich vorschiebenden Scholle liegen. Jetzt schwindet jede Hoffnung, es zu erhalten. Nur um den gewissen Untergang aufzuhalten und Zeit zu gewinnen, so viel als möglich von den nothwendigsten Dingen zu bergen, werden die Pumpen in Bewegung gesetzt; denn das Schiff hatte nicht nur ein Leck bekommen, auch alle Jugen und Nähte waren gelöst und ließen das Wasser eindringen. Aber alles Pumpen ist vergeblich, das Schiff sinkt mehr zu halten. Die Masten und Taue werden gekappt, die Bretter abgerissen, sie sollen als Brennmaterial dienen. Zum Glück war es gelungen, den größten Theil des Proviants zu bergen. Die Mannschaft hegte das Steinhöferhaus, das ihr für lange und bange Monate zum alleinigen Aufenthalte dienen sollte; an andern Morgen war das Schiff verschwunden.

Vierzehn Männer lesen sich also auf eine Eisscholle festgebannt, und wahrlich, die Aussicht, auf derselben den langen arktischen Winter mit all'

Digitized by Google

seinen Schrecknissen zu durchsehen, konnte wohl auch den Kühnsten und Muthigsten erbeben machen. Woher sollte in dieser Lage eine Rettung kommen? Nur auf wunderbaren Wege, das mußte sich Jeder sagen.

Die Schiffbrüchigen eichteten sich in ihrem Steinkohlenhause ein, so gut es gehen wollte. Es hatte eine Länge von 20, eine Breite von 14 und eine Höhe von 5 bis 6 Fuß. Die Schiffe, auf welcher es stand, betrug im Umfang 5 bis 7 Seemeilen (1 bis 1½ deutsche Meilen, und wurde auf 40 bis 50 Fuß Tiefe geschätzt. Nur die Schanzen sich hoch aufgethürmte Eismassen, welche sich wie Gebirgsketten hinzogen. Begreift war sie theils von kleineren, theils von oben so großen Eisfelbern, welche sich dicht zusammengepackt hatten und nur zuweilen einzelnen treibenden Eisbergen Platz machen mußten.

So lebten die Armen als Eisfieber in einer Schnee- und Eiswüste. Um alle sentimentalen und treiben Gedanken fern zu halten, wurden Wachtdienst und Arbeitszeit streng innegehalten, die Geretteten beschäftigten sich mit astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, auch die Jagd auf Walrosse, Seehunde und Eisbären drohte Zerstreuung und Abwechslung. Der größte Wunsch Aller wurde vorläufig der sein, daß die Schölle ihre Größe und Festigkeit beibehalte, denn leicht konnte ein harter Sturm sie zertrümmern, und mit Angst und Schrecken sah man jedem Unwetter entgegen. So kam das Weihnachtsfest heran. Aus einem Stück und Besenreisern wurde ein Weihnachtsbaum, den das deutsche Gemüth nun einmal in keiner Lage gern entbehren mag, hergerichtet, und 30 Lichter, aus einem Wachsstock geschnitten, erleuchteten festlich das Innere der Hütte. Gleich nach dem Weihnachtsfest trat eine heftige Sturm los, der acht Tage anhielt; die Hütte wurde bis über die Hälfte zugeschneit. Am 2. Januar schreckt eine heftige Erschütterung der Scholle alle Bewohner des Hauses auf; die Scholle sängt an zu schwanken und zu zittern, ein eigenthümlicher Lärm erhebt sich. Niemand kann ergründen, was dieß zu bedeuten habe, der furchtbare Sturm und Schneefall verhindern jede Untersuchung. Der nächste Tag brachte Aufklärung. Als man nämlich so weit sich gelegt hatte, daß man wagen konnte, das Haus zu verlassen, zeigte es sich, daß dieses nur noch 200 Schritt von der Grenze der Scholle entfernt stand. Der Sturm hatte sie in Stücke zertrümmert; zum Glück war daßenige, welches das Haus trug, noch das größte geblieben. Es letzte sich nun in Bewegung und ging mit dem Strome und Sturme unaufhaltsam weiter nach Süden. Hier und da erblickten die unfreiwilligen Seefahrer die Küste Grönlands, aber auf welche Art sollten sie dorthin gelangen? Glücklicherweise war bei der Zertrümmerung ihres Grund und Bodens ihnen sämmtlicher Proviant erhalten geblieben. Die Scholle gerieth bald in feries und offenes Wasser, durch dessen hohen Wellenschlag sie in ein beständiges Schaukeln gerieth. Es war so, wo die Welle sie in die Höhe nimmt, bricht jedesmal durch die Schwere des Eises ein Stück ab, sie wird immer kleiner — der Sturm nimmt zu, immer mehr Stücke werden abgelöst — die Mannschaft besetzt die Böte, entschlossen, wenn nun auch das letzte Stück in Trümmer gehen sollte, in diesen den letzten Rettungsversuch zu machen, obgleich voraussehen ist, daß dieser bei der widhausgetegten See und den treibenden Eis schwerlich gelingen kann. Wieder bricht ein großes Stück ab, jetzt dicht vor dem Hause, nimmt das aufgestapelte Brennholz mit fort — jeden Augenblick steht zu erwarten, daß auch das Haus, der letzte Zufluchtsort außer den Böten, in die Tiefe verstinken werde — da sangen die benachbarten Schollen an, sich zu drehen, sie legen sich an, die hohe See nimmt ab, und ehe es noch die Ausgelassen glauben können, segeln sie wieder inmitten zusammenhängender Eismassen ruhig weiter südlich. Wer aber möchte wohl diese bangen Stunden mit den Armen durchleben? Wahrlich, wohl selten sind Menschen in einer ähnlichen Lage gewesen. Die größte Gefahr ist vorüber, aber kann jeder Augenblick nicht noch Schlimmeres bringen? Ist die augenblickliche Rettung nicht vielleicht bloß ein Aufschub des traurigen Schicksals, das unausbleiblich ihrer harrt?

Kaum wenige Tage erfreuen sie sich einer verhältnißmäßigen Ruhe, da beginnt das Eis wieder so stark an die Grenzen der Scholle zu pressen, daß die Gefahr mit jeder Minute wächst. Der Sturm nimmt zu, zwei Mann müssen beständig, trotz Kälte, Schnee und Sturm, die Wache die Scholle machen, um sich von ihrer Größe zu überzeugen. Plötzlich ein Krach — die Scholle ist geborsten, der Riß geht mitten durch das Haus, die eine Hälfte desselben treibt auf dem abgelösten Stück fort. Das große Boot, welches auch schon losgerissen wurde, kann nur mit der größten Anstrengung wieder geborgen werden. Bewunderungswürdig war in solcher schrecklichen Lage der Muth und die Ausdauer der vierzehn kühnen Männer. Nachdem das Unwetter endlich ausgetobt hatte, gingen sie sogleich daran, aus den Trümmern des alten Hauses ein neues, freilich viel kleineres zu bauen. Die Scholle war nunmehr nur noch ein Stück Treibeis von etwa 200 Schritt im Umfange. Zum Glück brachte der Februar durchgängig gutes Wetter, und die weitere Fahrt nach dem Süden wurde durch nichts gestört. Immer nur wenige Seemeilen von der grönländischen Küste entfernt trieb die Scholle fort; aber sie auf den Böten verlassen zu können, dazu bot sich keine Gelegenheit. Beinahe einen Monat lang wurde sie beständig in einem großen Kreise herumgedreht, bis ein Sturm sie endlich aus diesem Maelstrome löste und sie wieder auf ihren Kurs nach Süden brachte. Ohne weiteren Unfall auf der Reise kam der Mai heran. Da die Kälte nicht mehr so groß werden konnte, auch sich schon einzelne Krankheitssymptome zeigten, so wurde ernstlich beschlossen, die erste gute Gelegenheit, d. h. sobald sich zwischen den Schollen fahrbares Wasser bilden würde, zu landen und mit den Booten aufzubrechen, um, wenn irgend möglich, die Missionsstation Friedrichsthal zu erreichen. Am 7. Mai zeigte sich diese Gelegenheit. In kurzer Zeit waren die Böte in das sich bildende freie Wasser gezogen und mit Proviant für zwei Monate versehen. Mit lautem, freudigem „Hurrah" stießen die Seefahrer ab, der Küste zu. Vom 19. Oktober bis zum 7. Mai, in einer Kälte, die einigemal bis auf — 40° C. stieg, unter den schrecklichsten Stürmen, in beständiger Gefahr, den Grund und Boden unter ihren Füßen zu verlieren, hatten diese kühnen Männer auf der Scholle zugebracht und mit ihr einen Weg von 972 Seemeilen (243 deutschen Meilen) zurückgelegt.

Die Noth und Gefahr waren aber noch nicht zu Ende. Nachdem sie, stets im Zickzack um die Schollen, Eisfelder und Eisberge herumfahrend, einige Seemeilen weit vorgedrungen waren, packte sich das Eis wieder zusammen, es zeigten sich keine Kanäle mehr zum Hindurchfahren, und die Mannschaft war genöthigt, die Böte auf eine Scholle zu ziehen und auf derselben ein neues Boot auszuschlagen. Bezeichnend hierbei war, daß das Eis sich wieder öffnen wurde; der Proviant nahm schnell ab, und doch war die Station Friedrichsthal noch über hundert Seemeilen entfernt. Man mußte um jeden Preis vorwärts kommen, und sollte es auch nur Schritt für Schritt sein. Es wurde beschlossen, die Böte täglich eine Strecke weit auf den Eisschollen fortzuziehen, um auf diese Weise vielleicht die Küste zu gewinnen. Wie langsam und beschwerlich aber war diese Art des Vorwärtskommens! Alle mußten mit Hand anlegen, um einen Wagen nach das eine Boot mit unsäglicher Anstrengung in großen Umwegen um die vielen hohen Eisbänke 100 Schritt weiter gebracht worden war, wobei die Männer oft bis an die Hüften in den Schnee einsanken, so mußte diese fürchterliche Anstrengung bei den anderen beiden Booten wiederholt werden, und ein gute Fortschritt war es, wenn man an einem Tage 300 Schritt vorwärts gekommen war. Drei Wochen wurde mit solcher äußersten Anstrengung bei halben Rationen geoebeitet; zu allen vorhandenen Beschwerlichkeiten gesellte sich noch ein sehr schlimmer Feind, die Schneeblindheit, an welcher immer Mehrere der Gesellschaft zu leiden hatten. Endlich erreichte man die Insel Hakluit, an deren Küste am 5. Juni das Pfingstfest gefeiert wurde. Von jetzt ab nun hatte das Glück günstiger, denn den südlichen Winde trieben den Eisgärtel von der Küste ab, und die Böte konnten nun im freien Fahrwasser ihren Kurs noch Süden weiter verfolgen.

Am 13. Juni gewahrte man die Dächer der Missionsstation Friedrichsthal. Wer kann beschreiben, wie den schwer geprüften Männern bei diesem Anblick zu Muthe war! Alle Freundlichkeit wurden sie von den Missionären empfangen und auf's Beste bewirthet. Hier hörten sie, daß ein Schiff in Julianeshnab läge, welches demnächst nach Kopenhagen aufbrechen wolle. Noch drei Tagen der Ruhe und Erholung machten sie sich unter der Führung einiger Eskimos und unter der Begleitung zweier Missionäre vorthin auf den Weg, und das Schiff „Constance" nahm sie ein. So sehr aber auch nach den ausgestandenen unsäglichen Strapazen und Gefahren das Schnen eines Jeden nach der Heimat stand, so hieß es doch immer noch, sich in Geduld fassen. Der Eisgürtel lag an der Küste Grönlonds noch so dicht, daß das Schiff erst nach mehreren Wochen den Hafen verlassen konnte. Ende August passirte es das Stagerrad. Volle Verwunderung gewahrte man hier eine Menge Schiffe, aber kein einziges, welches die nordeuropäische Flagge führte, dagegen eine Anzahl französischer Kriegsschiffe. Was das bedeuten sollte, konnte sich Niemand erklären; denn selbst die Führer der „Constance", die erst vor einigen Monaten von Europa gekommen war, versicherten, daß tiefer Friede in Deutschland sei. Das Räthsel wurde bald gelöst. Am 1. September kam das Schiff vor Kopenhagen. Der Lootse erschien mit den Worten: „Es ist Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, den Deutschen wird es schlecht ergehen." Er wußte außerdem noch viel zu erzählen von der unglücklichen Lage Deutschlands, und diese Nachrichten dämpften die Freude über die glückliche Heimkehr gewaltig. Durch den nordeuschen Konsul in Kopenhagen wurden die richtigen und besseren Nachrichten mitgetheilt, und die Geretteten konnten sich nun der herrlichen Siege ihrer Landsleute und ihrer Heimkehr im vollen Maße freuen. Noch einer langen Erholung in Kopenhagen langten die kühnen Nordpolfahrer in Hamburg an, zu derselben Stunde, als dort die Nachricht von dem Siege bei Sedan eintraf, und in den notionalen Jubel mischte sich das Aufjauchzen ihrer dankerfüllten Herzen über die glückliche Heimkehr und die Errettung aus den schrecklichsten Lagen und Gefahren.

Digitized by Google

Die Rekruten.

Nach Skizzen von **M. Holder.**

III.

In der Stadt.

Feierlicher Zug auf das Rathhaus.

Nei wahr, Herr Einjährigmann, 1000 Gulden is er ja werth, mei Kajl!

Zu guter Letzt macht's mir noch an Nutzwalzer auf!

Die Ehr'! Na, die Ehr' widerfahrt mir meiner Lebtag nie mehr!

Verhängnißvoller Match in die Kaserne.

Medea.

Novelle von Marie Eiese.

(Fortsetzung.)

VIII.

Der Mond spiegelte sich zitternd auf dem Wellengekräusel der rauschenden Aar. Sein Schein durchdrang das Laubgewimmel der herbstlich gefärbten Bäume, die den Abhang am rechten Ufer bedeckten. Die Helle war so groß, daß der Nebel nur einem Hauche glich, zu matt, um Busch und Baum nach seiner sanftigen melancholischen Weise zu umweben. Aus dem lauterbrunner Thal zog er in schweren Massen weiß und dicht auf die Wiesenfläche herab und wallte sich bis an das Ufer des bregenzer See's, wo er wie silberner Staub über dem dunkeln Wasser schwebte und endlich in klare Luft aufging. Mit vollem Rauschen zog die grüne Aar unter dem Karlen Pfahlwerk der Brücke dahin. Manchmal durchzitterte ein zartes Klang die Majestät der Wellenhymne und leichte Schaumperlen träufelten sich zwischen den tiefen Wasserfurchen. Es war wie süßer Nymphengesang, der vom Bett des Stromes schlichtem anstieg und von der rauhen Stimme des Wassergottes übertönt ward, welcher sein Ohr vor den Bitten und Klagen der Liebe verschloß. —

Zwei Gestalten standen am Gestader und lauschten; sie, das sanfte Geschöpf dem Himmel zugewandt, — er die Augen auf ihre Züge geheftet, als lese er darin die Worte zu der Melodie des Stromes.

„Noch acht Tage, und es ist Alles aus," murmelte er in Gedanken versunken. Sie schrak zusammen und blickte ihn an.

„So bald?"

„Ein Brief von Peter Iwanowitsch hat meine Pläne durchkreuzt."

„Peter Iwanowitsch? wer ist das?"

„Ah, ich vergaß mich. Er ist — er ist ein Mann, der auf die Entschlüsse meiner hiesigen Freunde Einfluß hat."

„Und das neue Bild, welches Ihr malen wolltet — die Kinder bei dem Bruderchen, das mit ihnen gespielt hatte und vor ihren Augen in der Aar ertrank?"

„Ich werde es in der Fremde malen und Deiner dabei gedenken, denn Du hast mir das Trauerspiel geschildert, daß mir's war, als sähe ich es mit eigenen Augen."

„Vergeßt nur nicht das jüngste Kind, wie sich's zu seinem Gespiel, das kalt und starr auf dem Rasen lag, hinabbückt und es lachend an den nassen Locken zupft, als wollte es sagen: steh' auf und laß uns wieder lustig sein! indeß die größere Schwester mit starren Augen in das weiße Gesicht blickt und das dritte von dem großen Fischer zurückgehalten wird, damit es die Mutter, welche besorgt aus der Hausthüre sieht, mit seinem Geschrei nicht gleich in Todesschreck versetzt. Seid nur nicht böse, daß ich wieder davon rede. Ich sollte doch frohere Dinge erzählen, denn Ihr seid so still und finster! — Ah, wenn unser Bitz gelänge, wolltet Ihr glücklich sein, so sagtet Ihr damals oft! Nun ist es schon wie ein Wunder aus Eurer Hand hervorgegangen, aber das Glück hat es Euch nicht gebracht!"

„Komm," sagte er und faßte ihre Hand, „der Thau fällt und der Nebel zieht aus den Büschen herüber, Du darfst nicht länger draußen sein."

Sie folgte ihm mit dem schweigenden Gehorsam eines Kindes. Als sie das Ende der Brücke erreichten, zog sie das dünne weiße Tuch, welches ihren Kopf umhüllte, tiefer in die Stirn. Er bengte sich zu ihr hinab und sah, daß sie weinte. „Ueberes," sagte er mit dem weichen Ton einer Mutter, die ihr Kind tröstet, „das Leben ist schwer; es gibt Menschen, die nicht zum Glück geboren sind."

„Wie ich," flüsterte sie; „aber Ihr, warum seid Ihr nicht glücklich?"

„Weil ich das Glück auf falschen Fährte gesucht habe!" rief er mit einem rauhen Lachen. Sie wich einen Schritt vom ihm zurück; er beachtete es nicht.

„Arbete Deine Mutter nicht zum Irrsinn, das über Sümpfen sittet und den Wanderer in's Verderben lockt? Sie sprach die Wahrheit! Aber Du, unschuldige Seele, sollst keinen Blick in den Spiegel thun, der ein wüstes und zerrissenes Leben wiederzieht!"

„O, sagt mir Alles; wir ist's, als könnte ich Euch helfen! Und kann ich es nicht mit meiner schwachen Kraft, so sollen meine Gebete den Himmel durchdringen, bis Gott sich hört und Euch Glück schenkt."

„O, der Gedanke, daß sich mir ein Herz voller Glauben und Unschuld zum Eigenthum ergeben hatte, und ich blinder Thor stierte in den Glanz des Irrlichtes, bis ich taumelnd im Abgrunde lag!" murmelte er und wandte den Kopf ab, um sie den Kampf nicht sehen zu lassen, der ihn erschütterte.

„Gute Nacht!" rief er plötzlich, „und geh' nicht wieder allein des Abends hier am Ufer umher —"

„Warum nicht? Ich bin so gerne draußen, wenn Alles still ist und der Friede der Nacht sich mit dem Thau des Himmels auf die Erde herabsenkt."

„Weil ich Dich nicht suchen und meinen Frieden bei Dir nicht finden darf!" hätte er rufen mögen, aber er schwieg.

„Gute Nacht," sagte sie schüchtern und durch sein so verändertes Wesen beängstigt. „Mögen die Engel mit weißen Schwingen an Eurem Lager wachen, daß die bösen Träume keine Macht an Euch haben!"

„Und Dennit Du, frommes Kind, nicht die Nein durchwachter Nächte? Ist Dein Schlummer sanft und ohne bange Traumbilder?"

Sie seufzte. „Einst war es so; jetzt ist es anders geworden. Aber denkt nicht daran! Wenn Ihr wir lagt, daß Ihr glücklich geworden seid, werde ich wieder ruhig schlafen." Und als könne und wolle sie nun mehr sagen, entelte sie und verschwand zwischen den dunkeln Gärten am Ufer des Stromes.

IX.

Am Tage nach dem Feste, das der englische Gesandte gab, trat Peter Iwanowitsch mit seiner Frau eine Reise nach den italienischen Seen an; der Knabe und sein Gouvernenr begleiteten das Paar. Die alte Fürstin war in der Nacht nach der Festlichkeit erkrankt und Nadine hatte sich mit Eifer bereit erklärt, zu ihrer Pflege zurückzubleiben. Die Krankheit nahm bald eine gute Wendung, doch Schwache und Trägheit hielten die alte Frau noch immer an ihr Zimmer und ihren Divan gefesselt. Stundenlang saß ihre Dienerin — eine frühere Leibeigene — in der Fensternische und las ihr mit monotoner Stimme einen französischen Roman vor, gleichviel, ob die russische Hoheit darüber einschlief oder nicht.

Heute Abend war es in dem grünen Boudoir so still, daß das Ticken der Uhr, die auf dem Marmorsims des Kamins stand, bis in den Salon tönte, durch dessen Thür nur angelehnt war. Am Tisch, über den sich das helle Licht einer Lampe ergoß, saß Werner und entwarf die Skize zu einem Gemälde. Er hatte den Kopf über das große Blatt gebeugt und sein Gesicht war vom Eifer der Arbeit gerötet und belebt. So oft er die Augen erhob und das Blatt aus der Entfernung prüfte, glänzten seine Blicke und den Mund umzog ein Lächeln der Befriedigung. In die Poesie des Tiraus zurückgekehrt, den Kopf in die diamantenfunkelnde Hand gestützt, folgte Nadine seinen Bewegungen, dem Spiel seiner Mienen. Keine Spur vorangegangener Kämpfe, heimlicher Reue oder versteckter Unruhe sprach aus ihren Zügen, und die stolze Gestalt prangte wieder in der früheren Kraft und Frische. Das Ueberfleid aus schwarzen Spitzen ließ die plastische Schönheit ihrer Arme und Schultern hinreichend erkennen; jwanglos wallten die Ringel ihrer, Locke über das Weiß ihres Nackens, als sie ihn tiefer senkte, um den vollen Anblick seines Gesichtes zu gewinnen. So verging eine halbe Stunde, bis sie den Fächer von sich schleuderte und rief: „Wie lange soll ich noch warten, eh' Du mir einen Blick gönnst?"

Werner vollendete eilig den Umriß einer Figur, ließ den Stift sinken und schlug die Augen auf.

„Willst Du die Skize ansehen?" sprach er und reichte ihr das Blatt.

„Ach, die Zeichnung! Wie kann ich mich für jene blosen Bleistiftzüge begeistern!"

„Es ist der Grundriß des künftigen Bildes. Sieh' das Köpfchen des todten Kindes, wie es so still auf dem Rasen liegt! Die Wellen haben ihm ein sanftes Schlummerlied gesungen; sein Zeichen einer qualvollen letzten Minute!"

„Immer wieder Deine Bedmuth bei der schauerlichen Geschichte! Mein Bild tritt immer mehr in den Hintergrund. Vielleicht willst Du es überhaupt nicht vollenden?"

„Der bittere Tau schreckte ihn aus seinen kunstlerischen Grübeleien auf. „Dein Bild? Soll ich es nicht in Italien beendigen, wo ich mich ungestörter an die Staffelei halten kann?"

„Wer stört uns hier? Wen kümmert unser Thun und Treiben? Kommst Du am Fursdt nor der Nachrede einiger elender Domestiken jetzt seltener? Ich sehe der Vollendung meines Bildes ungeduldig entgegen, weil ich es nach Moskau schicken und ausstellen lassen will, ehe wir unsern schönen Saal in meinem dortigen Palast damit schmücken. Es soll eine Art Erklärung für meine Verbindung mit dem deutschen Maler sein."

Es lag nichts in dem Ton dieser Worte, das ihn beleidigen konnte; nein, die ungeschmückte Kraft ihrer Leidenschaft durchzitterte ihn, und der Blick, welchen sie auf ihn heftete, war keineg wie an dem Abend, an dem sie ihm ihr Herz und ihre Hand anbot; doch er faßte nur den Sinn jener Rede. Er wollte ein unbedachtes Wort erwidern, doch zwang er sich im rechten Augenblick zur Fassung.

„Was hast Du, Geliebter? Du bist gereizt! Ist meine Gegenwart Dir störend, so lasse ich Dich allein."

„Das Urbeil Deiner ausgezeichneten Freunde in Moskau wird sich nicht ganz auf die Wahrheit gründen können, denn ich besaß Deine Liebe, ehe ich Dir eine Probe meines Talentes gegeben hatte. Es lag Dir so

Digitized by Google

wenig daran, Dich davon zu überzeugen, daß Du die Fahrt über den See scheutest!“

„Morgen aber an einem andern sonnigen Tage sollst Du selber mich in Deinem Boot nach dem Tempel rudern, in dem Du Dein Götterbild verschlossen hältst. Bist Du nun zufrieden?“

„Zufrieden! O Nadine, wie hätte es mich beglückt, bei Dir ein Verständniß für meine Arbeit zu finden! Der Beifall seiner Gattin ist der nächste, nach dem der Künstler trachtet und dessen er bedarf, wenn seine Ehe nicht zu dem Niveau der Alltäglichkeit hinabsinken soll!“ Den Kopf gesenkt und die Stirn bewölkt, hatte er die letzten Worte mehr zu sich selber als zu seiner Geliebten gesprochen.

Kaum waren sie aber über seine Lippen gegangen, als ein jähes Roth in ihr Gesicht flieg. Sie erhob sich vom Divan, eilte mit heftigen Schritten zum Kamin, kehrte ihm den Rücken und blickte in die Glut. Er sprang auf und ging ihr nach.

„Wenn meine Worte Dich beleidigt haben, so verzeih' mir. Vielleicht haßt Du mich nicht ganz verstohlen —“

„Zum Niveau der Alltäglichkeit!“ murmelte sie und ließ ihre Augen, die bei dem magischen Schein des verglimmenden Feuers wie schwarze Diamanten funkelten, spöttisch und noch mehr schmerzlich entrathet so lange auf seinem erregten Gesicht haften, bis der Blick ihn peinigte.

„Ich habe sagen wollen, daß unserer Ehe der höhere geistige Reiz fehlen würde; das ruhige Glück mittelmäßiger Naturen kann weder Dich noch mich befriedigen.“

„Wer spricht denn von ruhigem Glück? Ich kenne es nicht! Warst Du ruhig, als Du die ersten Striche an jenem Bild machtest?“ — sie trat vor die Staffelei und deutete mit erhobenem Arm nach ihrem Porträt, — „warst Du ruhig, als ich in dem weißen Gewande, wie Du es wolltest, in jene Tempelhalle, um Dir zu sitzen? Hast Du das Gedicht vergessen, eine Dithyrambe zur Verherrlichung meiner Schönheit nannte Du es? — O, mein Gedächtniß ist treuer!“ rief sie in schmeichlerischem Tone. „Kein Wort aus Deinem Munde, das ich mir nicht wiederhole und mich daran halte, wenn Du nicht hier bist, wenn Deine Kunst“ — sie betonte das Wort mit Bitterkeit — „Dich halbe Tage von mir fern hält!“

Er fühlte, daß sie litt, er hörte durch die Empfindungen, welche sie zerrissen, als alten Grundton die Liebe klingen, die Glut ihres Wesens, Mitleid, Bewunderung ihrer Schönheit begannen ihn allgemach wieder dem früheren Zustand der Extase zu nähern.

„Das Gedicht? Ja, ich war glücklich, als ich es für Dich las. Muß Du nicht dem Dichter als Traumbild erschienen sein, ehe er von Dir erzählen, Dich in seinen Versen malen konnte? Nein, ich habe es nicht vergessen!

„Es lebt ein Weib im Norden,
Ein schönes Weib, königlich schön.
Die schlanke Cypressengestalt
Umschließen ein lästern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht
Von dem rothergoldrönten Haupt sich ergießend,
Ringelt sich träumerisch hin
Um das süße, blasse Antlitz;
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,
Groß und glänzend, strahlt ein Auge
Wie eine schwarze Sonne.
O Du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft trank ich aus Dir
Die wilden Begeisterungsflammen,
Und stand und taumelte, feuertrunken! —
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen
Hauchten Worte, süß wie das Mondlicht
Und zart wie der Duft der Rose,
Und meine Seele erhob sich
Und flog wie ein Aar hinauf in den Himmel!“

Seine Empfindung steigerte sich mit jeder Zeile; von der lebenden Gestalt schweifte sein Auge zu dem noch schattenhaften Gebilde auf der Leinwand. Nadine war auf die Kniee gesunken und hatte das Gesicht in die Kissen eines Fauteuils gedrückt.

„Es ist anders geworden, als in der ersten Zeit unserer Liebe!“ schluchzte sie und entzog ihre Hand, als er sich wiederbeugte, um sie mit einer Liebkosung zu trösten.

„Ja,“ sprach er leise, „es ist anders geworden, aber laß uns hoffen, daß die alten Zeiten wiederkehren. Wenn unser Bündniß durch die Hand des Priesters gesegnet sein wird, wenn wir Freund und Feind frei in's Gesicht sehen können, dann gelellt sich der Friede —“

„O,“ rief sie aufspringend, „sollte es dies sein, was Deiner Liebe ihren Glanz genommen hat? Das sind die engherzigen Anschauungen des Kleinbürgerlichen, sentimentalen Deutschen. Wem verlürzt unser Glück den Genuß des Lebens, wer leidet durch unser süßes Geheimniß, wer? Kennst Du noch nicht das Glaubensbekenntniß des persischen Dichters der Liebe?

„Ich gebe Dir ein gut Gesetz.
Ein rothes, ein treues hier:
Genieße, was Dein Herz erkürrt,
Doch Deuterthum kränke nie!“

Sie stand vor ihm, so nahe, daß er die Schläge ihres Herzens hörte. Vor wenig Wochen noch hätte ihm der Ausdruck ihrer Leidenschaft, ihre blonde Gegenwart vielleicht in einen Rausch des Entzückens versetzt. Dem Besitz ihrer Schönheit wäre Gleichgültigkeit, Entsagung gefolgt, und kein glühendes Phrasenspiel eines Hafis hatte die Grundanschauung seiner sittlichen Natur mehr verwirren. Es trat vor seine Seele das Bild einer edlen Mutter und das eines unschuldvollen Mädchens, dessen Herz ihm gehörte mit einem unergründlichen Schatz selbstloser Liebe — — — er wandte sich ab und preßte seine brennende Stirn an den kühlen Marmor des Kaminsimses; es drängte ihn hinaus in die freie Luft, in den Abendwind, hinweg von dem Feuer, an dem die Kraft seiner ungezähmten jungen Seele sich zu verzehren anfing. — —

Als Nadine sich nach ihm umwandte, war ihr Geliebter verschwunden; Stizze und Stift lagen auf dem Tisch, seine Handschuhe am Boden. Sie stürzte aus dem Boudoir in das Nebenzimmer, von dort auf die Terrasse. Das kühle Mondlicht ergoß sich über die Steinstufen und bis in jeden Winkel des schon halb entlaubten Gartens. Auch er war leer und unbesonnt rief sie den Namen des Entflohenen. Eine Dienerin ihrer Mutter kam, um sie hineinzuholen. Es war ein Brief an die alte Fürstin angelangt, in dem Peter Iwanowitsch unerwartet seine Rückkehr für den nächsten Tag anmeldete.

X.

Am zweiten Morgen nach dem geschilderten Vorgang schrieb sie an ihren Geliebten. Ihr Brief enthielt keinen Vorwurf. Sie fühlte, daß ihre Gleichgültigkeit gegen sein Streben als Künstler ihn gekränkt hatte, und suchte sich zu dem Glauben zu überreden, daß nur dieß eine Entfremdung von seiner Seite herbeigeführt habe. Sie bat ihn um eine schnelle Zusammenkunft. Peter Iwanowitsch's Rückkehr vereitelte Nadine's Plan, mit ihrer Mutter nach Rom zu gehen und so ein Zusammentreffen mit den Geschwistern zu vermeiden. In Rom hatte sie die alte Frau zu der Einwilligung in ihre Heirath mit Werner bewegen wollen, der sich unterwegs schreibar zufällig zu ihnen gesellen sollte. Bei der Wachsamkeit ihres Schwagers sah sie keine Möglichkeit, ihren Zweck zu erreichen. Es blieb ihr anderer Weg zu ihrer Vereinigung, als die Flucht, schrieb sie, und sie sei jeden Augenblick bereit, sich in Alles zu fügen, was der Wille ihres Geliebten über sie verhängen würde. Damit der Brief in keine unrechten Hände fallen konnte, schickte sie sich an, ihn selbst auf die Post zu tragen. Als sie durch den Salon ging, fand sie ihre Mutter in vertraulichem, lebhaftem Gespräch mit Peter Iwanowitsch, und sagte den Beiden, daß sie den schönen Morgen zu einem Spaziergang benutzen wolle.

Im Portal des Hotels lehnte der Oberkellner; als sie an ihm vorüberkam, machte er ihre eine ehrerbietige Verbeugung. Einer der Burschen, welcher die Blumenrabatten mit frischem Wasser besprengte, blinzelte ihr spöttisch lachend nach und wechselte mit dem Kellner ein sittiges Zeichen des Einverständnisses. Peter Iwanowitsch sah dieß geringschätzige Lächeln, denn er hatte sich in die Fensternische geschlichen und spähte durch die Gardine. Seine kleinen schwarzen Augen quollen fast aus ihren Höhlen, während seine weiten Nasenflügel sich schnaufend bewegten. Mit dem Brief einer Kahe schlich er in ihr Boudoir, und als er ihr untermaltes Bild auf der Staffelei entdeckte, nickte er wohlwend mit dem Kopf und ballte die Faust. Die Thür zu Nadine's Schlafzimmer, das neben dem Boudoir lag, war nur angelehnt; er ließ sie mit dem Fuß auf und trat ein. Ohne sich durch die Dienerin, welche es in Ordnung brachte, stören zu lassen, sah er sich in dem Gemache um und ging nach dem Schreibtisch. Das Tintenfaß war geöffnet, die Wachskerze, welche sie zum Versiegeln des Briefes gebraucht hatte, brannte noch. Nach diesen Entdeckungen begab sich Peter Iwanowitsch, seinen großen Strohhut auf dem Kopf — er haßte den Sonnenschein — in's Freie.

Etwa eine halbe Stunde später stand er auf der Rasbrücke und lauerte Nadine auf, die zwischen Gärten und zerstreut liegenden Häusern auf den Strom zukam.

„Ein schöner Morgen!“ rief er ihr entgegen; „wollen Sie mir erlauben, Ihnen auf Ihrem frühen Spaziergang Gesellschaft zu leisten?“

„Warum nicht, der Weg ist breit genug für Zwei,“ erwiederte sie kalt.

„Ja, an Raum fehlt es hier ist leider nicht. Die Hotels werden nächstens leer sein und auf der Promenade begegnet man kaum noch einer Katze. Es ist ein wenig selbstsüchtig von Ihnen, Schwägerin, daß Sie uns Ihres Bildes wegen hier festhalten. Lassen Sie doch den Menschen

Digitized by Google

kommen, damit er sich beeilt; man kann das ausgesetzte Honorar lieber erhöhen, das wird ihm Finger machen."

„Von welchem Menschen reden Sie, Peter Iwanowitsch?" fragte Nadine in vollkommen gleichgültigem Tone, indem sie die Augenlider halb zudrückte und auf das murmelnde Wasser blickte.

„Von Ihrem Maler, der sich herumtreibt, anstatt in Ihrem Boudoir zu sitzen und zu pinseln."

„Herumtreiben? Sie belieben sich recht gewählt auszudrücken," sagte sie und wandte den Kopf ab, denn der Zorn begann ihr das Blut in die Wangen zu treiben.

„Ereifern Sie sich nur nicht! Ich begegnete ihm mit einem allerliebsten Püppchen in blauem Rock und großem Strohhut am andern Ufer. Eben ist sie in dem kleinen Häuschen mit dem Blumengarten verschwunden; wenn Sie sich hierher bemühen wollen, können Sie es deutlich sehen."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, aber mein Interesse für das erwähnte Gebäude ist wirklich nicht so groß, daß ich meine Augen danach anstrengen sollte." Bei diesen Worten ging sie weiter. Er folgte ihr und suchte mit einem höhnischen Spähertblick den Ausdruck ihres Gesichts zu erforschen, doch ihr schwarzer Maskenschleier gestattete es nicht.

„Es war wirklich ein liebliches Geschöpf von deutschem Typus; vermuthlich eins von seinen Modellen. Diese Spürhunde von Künstlern haben eine Witterung für hübsche Gesichter. Sehen Sie den grauen Hut über den Büschen? Das ist Ihr Maler; er bereit sich, nach Untersee zu kommen. Der nächste Weg nach Hotel Bellevue ist es nicht." Ungeduldig hatte er sie einen Weg geführt, der sie in die Nähe des kleinen Hauses brachte. „Interessen langen an Euch Euch zu werden," sagte er, als sie beharrlich schwieg, „es ist Zeit, daß wir nach dem Süden von Frankreich gehen. Nicht wahr?"

„Was sagen Sie?"

„Interessen fangt an kalt zu werden."

„Kalt? Es ist gewitterschwül, wahrscheinlich wird mitten im September sind," entgegnete sie mit einer Ruhe, die Peter Iwanowitsch nur noch mehr reizte.

„Gewitterschwül? O, glauben Sie mir, Nadine, das liegt mehr in Ihrem Blut, als in der Luft. Kein Mensch kann es heute heiß finden."

„Sie würden mir eine Gunst erweisen, wenn Sie mich mit Ihren Alberneiten verschonen. Es führen mehrere Wege noch dem Hotel zurück."

„Wenn ich nicht schon an Ihre schmeichelhaften Bezeichnungen gewöhnt wäre, so würde ich Ihrem Wunsch, mich zu entfernen, nachkommen; übrigens," — setzte er flüsternd hinzu, — hier ist ja das Bauer hat blauen Vogelchens. Ah, gelbe Rosen um das Nest! Recht hübsch! Wie?"

Den Blick auf das offene Fenster gehestet, schritt Nadine langsam an dem Gärtchen vorüber; Peter Iwanowitsch folgte ihr dicht auf dem Fuße. Der weiche Kies dämpfte das Geräusch ihrer Tritte.

Der beiden Fensterflügel in dem Rahmen der rankenden Rosen waren weit geöffnet, daß die Morgensonne voll in das saubere, einfache Zimmer bringen konnte. Jetzt schlug das Mädchen die Augen zum Himmel auf und faltete die Hände: welche Inbrunst in Blick und Geberde, welch' heiliger Ernst, der plötzlich jede andere Regung dämpfte und Besitz von der glaubigen Seele ergriff! „Morgen," flüsterte sie, „verläßt er das Thal, aber ich soll nicht weinen, aber ein Jahr kommt er wieder!"

„Das sieht ja beinah aus wie Beten," murmelte Peter Iwanowitsch und zog Nadine an der Hand hinter einen am Zaune wachsenden Jasminstrauch. Ohne Widerstand ließ sie es geschehen, und ihr Blick lag wie gebannt auf dem Bilde am Fenster. Sie hörte nicht, was er ihr zuflüsterte; nur einmal machte sie eine Bewegung, als wollte sie eine Schlange abschütteln, die ihr Handgelenk umzingelt hielt, verfiel aber im nächsten Augenblick wieder in die frühere Starrheit. Peter Iwanowitsch sah längst nicht mehr in das Fenster; seine kümmernden, triumphierenden Blicke hafteten auf Nadine's halbgeöffnetem Munde, auf ihren Augen, die ihm nie so schwarz, so groß und unergründlich tief erschienen waren, wie in dieser Minute. Ihren Arm mit der Rechten umklammert haltend, streckte er die Linke nach ihrem Kopf aus und zog eine von ihren glänzenden Locken zwischen seinen glatten, gelbbraunen Fingern hin und her. Sie duldete es in völliger Gleichgültigkeit, vielleicht fühlte sie es nicht. Fußtritte und das Geräusch einer sich öffnenden Thüre brachten sie zu sich. Eine Frau von freundlichem Aussehen trat aus einem angrenzenden Stübchen in das Gemach, an dessen Fenster das junge Mädchen saß, und rief die Worte: „Guten Morgen, Therese!" Sie drückten einander die Hände, schienen herzliche, theilnehmende Reden auszutauschen, und die Frau — es war die deutsche Pensionärin — deutete auf die sonnenbeglänzte Landschaft. Die beiden Lauscher entfernten sich auf verschiedenen Wegen. Peter Iwanowitsch hatte zweimal leise die Frage wiederholt: „Was geben Sie mir für diesen Anblick?" Ein Blitz, den Nadine's Augen ihm zuschleuderten, machte ihn verstummen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Weisheitschatz der Sprüchwörter.

II.

Der Jugend Hort.

Eine Schaar Knaben, von denen keiner über fünfzehn Jahre alt war, hatte sich mitten im Walde unter einen mächtigen Eichenbaum gelagert. In Blätter verlesenen war ein weißes Tuch ausgebreitet, auf dem Speisen verschiedener Art standen. Zu Häupten, den Rücken an den Baum lehnend, saß der Lehrer, dessen gemüthliche Miene der Knaben Fröhlichkeit eher aufmunterte, als dämpfte. Sechen hatten Zwei, welchen das Mundschenkenamt übertragen war, die zinnernen Becher gefüllt und jedem Knaben einen gereicht. Da gebot ein hübscher blonder Junge, dem man den Schalk offen im Gesicht sah — Stille, welche auch noch einigen Aufrufungen, wie — Karl Weigand macht einen Trinkspruch — Hört! Hört! — Es gibt was! u. s. w. alsbald eintrat. —

Der blonde Knabe, den man Karl Weigand genannt hatte, hob sein Glas in die Höhe und sprach so feierlich als sein rosiges Gesicht und seine schelmischen Augen es erlaubten: „Herr Lehrer und Kameraden! — ich schlage vor, daß wir an diesem lustigen Tage, wo wir nur Freude erleben, etwas Anderes leben lassen, als unsere oder der Eltern Gesundheit. Ich sage, wir trinken auf die Ferien! Seid ihr einverstanden?"

Von allen Seiten her erklang es: — „Bravo! — So ist's recht, Karl! — Es lebe die Freiheit —!" und ganz zuletzt rief eine Stimme: „Es lebe das Nichtsthun!" —

Ein Glas erhob sich nach dem andern, und der zuerst dazu aufgefordert hatte, bereitete sich, das Zeichen zum vielstimmigen Hoch zu geben. — Schon war seine Hand erhoben, schon öffneten die Kameraden den Mund zum Ruf, da erklang des Lehrers Stimme rein und klar, und sein Glas stieß an das des Nächstsitzenden: „Es lebe die Arbeit!" —

Ein Knabenschauer war es erfolgt, daß sie nicht sogleich zu Worte kam; bald erhob sich jedoch eine allgemeine Protestation, und der Lehrer wurde um Rechenschaft für seinen Ausruf gefragt, konnte jedoch nicht sogleich zu Worte kommen, da Fragen und Protestiren noch eine geraume Weile dauerten. Endlich wurde es ruhig, und er sah an: — „Ich verhaltete eine Unbefonnenheit, indem ich euch nicht zu dem Ausruf kommen ließ, daß wir für auf der Jugend hatte; denn wir wollen, daß ihr hoch leben lassen wollet — das Unglück, die Langeweile, die Demoralisation!"

„Aber Herr Lehrer," unterbrach einer der Knaben, „wir sind's ja nicht bloß, die uns das Nichtsthun wünschen — bei jedem Volke der Welt wird die Arbeit ein Fluch genannt, und jedes beschreibt den Himmel, das ewige Leben, als einen Ort, eine Zeit, wo nicht Sorge noch Arbeit sein wird. Warum sollen wir das erwünschte Ziel nicht hoch leben lassen?"

Zustimmendes Gemurmel kam von den Knaben — der Lehrer antwortete: „Die Arbeit nennen Einzelne — allerdings aus allen Völkern — einen Fluch; eine Wohlthat, das größte Glück der Menschheit nennt sie die allgemeine Stimme aller Völker und aller Zeiten. Lehrtest Beispiel ist uns das Vieh und Weh der Väter, denn erstered kam stets vom Fleiß, von der Arbeit, letzteres von der Trägheit, der Ueppigkeit. Ich brauche euch nichts anzuführen, ihr wißt, was ich meine, selber. Eben aus solchen Erfahrungen im Großen nahm das Volk aber die Weisheitssatze, die es heutzutage noch im Munde führt, und die von den sogenannten wohlerzogenen Klassen lange nicht genug geschätzt werden."

„Wenn Sie die Sprüchwörter meinen, Herr Lehrer," platzte hier Karl Weigand heraus, „so weiß ich eins, das gerade das Gegentheil von dem, was Sie da sagen, anräth. Es heißt: — „Von der Arbeit wird der Ochs nicht fett!"

„Nicht fett, aber stark und kräftig. Der vollkommene Zustand des Menschen ist nicht, so fett als möglich und so groß als möglich — es kommt auf den Körper gar nicht viel an, die Hauptsache ist der Geist, also — so zufrieden als möglich — und wahrhaft zufrieden kann der träge Mensch nicht sein. Das ist eben noch der größte Lohn der Arbeit, diese Behaglichkeit, dieses Selbstbewußtsein, das sie zur Folge hat. Sie gehen gerade dem trägen Menschen am meisten ab; und er weiß es selbst nicht einmal. Darum hält man den Spruch so hoch: ‚Die Morgenstund hat Gold im Mund.'"

„Was sagen Sie aber dazu, Herr Lehrer," rief Karl, „daß ein lustiger Landwehrmann mir kürzlich einen ganz andern Spruch verrieth: — „Wer früh aufsteht, sein Geld verzehrt, wer spät aufsteht, den Gott ernährt!"

„Der Humor, mein kleiner Schelm, hat das Recht, sogar die Faulheit zuweilen mit seinen Kontrosten zu verherrlichen. Aber selbst der sau laul

Digitized by Google

gelende Italiener weiß darauf zu erwiedern: — „Wer sich satt schläft, hat nicht satt zu essen' — sagt er, und in Deutschland heißt es: — ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.'" —

„Mancher Mensch möchte aber gerne arbeiten," wandte ein Schüler ein, „weiß jedoch nicht, was er thun soll; werden's ihm die Sprüchwörter rathen?" —

„Der Italiener sagt: ‚Der guten Mäßcherin fehlt niemals Wasser! Dem guten Ritter fehlt nie die Lanze!'" erwiederte der Lehrer.

„Andere, die gerne arbeiten würden," hub ein Anderer an, „wissen nicht, zu welchem Zwecke; so in's Blaue hinein wirken, ermuthigt nicht!"

„Gethaner Arbeit fehlt's nicht am Käufer!" —

„Wenn aber Einer so reich ist, daß er Andere seine Arbeit thun lassen kann, und diese noch recht froh darüber sind, weil sie bezahlt werden?"

„Es gibt immer noch Etwas zu thun für Den, der arbeiten will, und das Sprüchwort sagt: ‚Wer Etwas will, thue es selbst, will er's nicht, so laß er's Andere thun'; und ‚Schlecht geht's Dem, der nicht bei der eig'nen Hochzeit zugegen ist', d. h. der sich nichts um seine Geschäfte kümmert, nicht nur im Speziellen, sogar im Allgemeinen, behauptet das Sprichwort — fördere der Fleiß die Wissenschaft, die Faulheit hingegen die Dummheit.' Ein frommes altes Wort kommt dem zuvor, was ihr saget über Solche, die nicht zu arbeiten brauchen. Es heißt: ‚Arbeite, als wär's um Dein tägliches Brod, — bete, als wär' schon ganz nahe Dein Tod!' — Das ist doch schön!" —

„Ja, Herr Lehrer, aber es muß recht angenehm sein, nicht arbeiten zu müssen, und doch das Tischchen gedeckt zu finden."

„Nein, dem ‚Keine Suppe schmeckt schlechter, als die der Mönche'; sie ist geschenkt, und nur das kann mahre Freude machen, was wir uns selbst verdienten."

„Aber alles Das gilt für später, wann wir groß sind; jetzt können wir immöglich unser Brod verdienen."

Ein Knäbchen, der jüngere Bruder eines der Schüler aus der Klasse, rief hier: „Die Mutter sagt immer: — ‚Was Hänchen versäumt, holt Hans nicht mehr ein'."

„Bravo, Hans!" sagte der Lehrer, „Du hast mir 's Wort aus dem Munde genommen. Ihr sammelt jetzt, Knaben, den Blumenseim, den ihr später zu Honig verarbeiten werdet; und wohl dem Knaben, der die sonnige Jugendzeit, wo Alles leicht wird, nicht versäumt. Und dann habt ihr Unrecht, zu glauben, daß ihr noch nichts Nützliches vollbringen könnt. — Es heißt im Sprüchwort nicht umsonst: — ‚Ein kleiner Schmann kann viel Wasser halten' — ‚kleine Räder treiben große Ladungen' — ‚kleine Nadel löst große Knoten.'"

„Aber das Faulenzen ist gar zu behaglich," sagte nach kurzer Pause ein schöner blauäugiger Knabe, — „sehen Sie, Herr Lehrer, ich bin nie so glücklich, als wenn ich nach den Lehrstunden hierher in den Wald komme, mich so in's Moos ausstrecke und mit der größten Gemüthsruhe den blauen Himmel anstarre, bis mir die Augen zufallen und ich selig einschlafe."

„Nach den Lehrstunden, hast Du gesagt? Das glaube ich Dir wohl, denn ‚nach gethaner Arbeit ist gut ruhen!' Aber versuche Du einmal in aller Frühe herauszukommen und den Tag über Deine wonnige Ruhe zu pflegen. Du wirst mir erzählen, zu welcher frühen Stunde Du es satt besamst. Du erstehst am ersten Tage schon Langeweile, unerträgliche Schlaffheit und Unzufriedenheit. Versuche es dann wochenlang am Faulenzen, und Dein Sinn wird schon weniger harmlos, die Gedanken Deines Gehirns werden weniger rein sein. Ich wette, was Du willst, das Ergebniß des zweiten auf diese Art verbrachten Tages ist ein dummer Streich, den dann in schönster Reihenfolge Tollheiten, zu Bergehen nachkommen, denn ‚Müßiggang ist aller Laster Anfang'. Hast Du gearbeitet und ruhst aus, so verweilen Deine Gedanken in der müßigen Stunde beim Geschehenen, und neue Vorsätze zum Weiterschreiten im Begonnenen sind das Ergebniß. Verwechsle also das Ausruhen nicht mit dem Faulenzen, denn ein gequälter Geist kommt aus dem letztern hervor, vollkommene Gemüthsruhe aus dem ersteren. — Glaube den Jahren!" Bei den letzten Worten hatte der Lehrer die Hand zum eigenen ergrauten Haupte geführt. —

„Ich glaube, daß Sie Recht haben, Herr Lehrer, so faßte ich die Sache noch nie auf — und was mich überzeugen hilft, ist auch eine Beobachtung, die ich in der letzten Zeit gemacht habe, die vielleicht hierher paßt. — Ich habe mir die Freude des Faulenzens noch nicht durch übertriebenen Genuß derselben verleidet, deßhalb sehnte ich mich stets nach mehr. Dadurch kam mir die Beobachtung in den Sinn, von der ich eben sprach. Schon als kleines Kind träumte ich die ganze Woche durch vom Sonntag — hatte den Kopf zum Zerspringen voll von Projekten, was ich am ersehnten Tage Schönes vollbringen wollte. Und kam der Samstag Abend, so erreichte meine Freude den höchsten Gipfel — das Bertrauen, morgen einen vergnügten Faulenzertag zu verbringen, machte mich so seelenfroh, daß ich selten ungezogener war, und Jedermann seine Freude an mir haben mußte. Damit endete aber auch die Herrlichkeit, denn der Sonntag entsprach nur höchst selten den Erwartungen. Entweder es regnete und dann war's von selber aus, oder ich stritt mit den Geschwistern, wußte von der Freiheit nicht den rechten Gebrauch zu machen, wurde ausgelassen, und Strafe war meistens das Ende des beiserhnten Tages. Erst später sah ich ein, daß ich mich eigentlich hatte auf den Samstag Abend freuen sollen."

„Das ist eine große Wahrheit, die Du da sprichst," sagte nachdenkend der Lehrer, „und Leopardi, der talentvolle italienische Dichter, muß dasselbe wie Du empfunden haben, als er seinen ‚Samstag Abend im Dorfe' dichtete. Ja, Knaben, er vergleicht eure Jugend mit dem Samstag Abend; ihr ersteht mit Aufgebot alles Knabenteuers den Sonntag des Lebens, in dem ihr schaffen sollt, es zu was Rechtem bringen, und erst später seid ihr ein, daß eben jene Zeit des Hoffens und Sehnens, jener Samstag Abend, der wahre Sabbath war, in dem euer Glück am vollkommensten leuchtete. — Aber einstweilen müßt ihr schaffen, nicht mit eitlen Träumen der Zukunft die Zeit vergeuden, schaffen so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, wo Niemand schaffen kann. Nicht mit Wünschen sollt man den Sack!' Alles versprechen euch die Sprüchwörter, wenn ihr fleißig arbeitet, — ‚aide toi et le ciel t'aidera!' und ‚Arbeit macht das Leben süß.' ‚Wer die Arbeit nicht scheut, baut sich ein dreistöckiges Haus!' während sie den Müßiggänger mit drohendem Finger warnen: ‚Trägheit begräbt lebendig!' ‚Das Blut im Körper des Faulen läuft langsam um!' und — ‚Wer sich nicht hilft, der ersäuft.'"

„Aber, Herr Lehrer," protestirte der einzige, erst halb überzeugte Knabe, „wenn die Arbeit als das Höchste betrachtet werden soll, warum wird dann der vollkommenste Ort, der Himmel, als der Sitz des Nichtsthuns beschrieben — warum freuen sich alle Christen auf die ewige Ruhe?"

„Weil sie das im Grunde ist," antwortete der alte Mann, „was dem Kamerad im Kleinen, Unvollkommenen hier im Walde genießt — die Ruhe nach der Arbeit nämlich — aber nur der Thätige wird sie genießen; ‚wer sanft ruhen will, muß hart arbeiten.'"

„Und ich, der ich mir vorgenommen hatte, durch's Leben recht behaglich zu faulenzen, was sange ich nun mit meinen Zukunftsträumen an?" frug der Blaudugige.

„Zur Reue war's niemals zu spät!" schloß der Lehrer.

Schach.

(Bearbeitet von Ivan Dufresne.)

Von **G. N.**

Schwarz.

Weiß zieht und macht das 2tes mattsetzen.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 252:

Weiß.	Schwarz.
1) T. C 5 nimmt A 5 † . .	1) T. D 4 nimmt A 5 oder A.
2) T. F 4 — B 4	2) Beliebig.
3) T. oder T. gibt Matt.	

A.

1)	1) F. A 3 — B 2.
2) T. F 4 nimmt B 4 † . .	2) F. B 2 — A 1.
3) T. D 3 — B 1 gibt Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 26. Stuttgart und Leipzig.

Eine große Dame.

Novelle von **van Dewall.**

(Schluß.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Um dieselbe Zeit — es war gegen Mittag — wo dieses im Zamoiski'schen Palais sich ereignete, kam Marie heim von einem Ausgange. Die Alte öffnete ihr die Thür und Jan stand wartend auf dem Hausflur, sie gab diesem einen Wink, ihr zu folgen, und trat in das uns bekannte Zimmer, welches sonst dem Stadtchef gehört hatte. —

Ohne abzulegen, zog sie einen Brief aus der Tasche ihres Kleides. Derselbe enthielt nur wenige Zeilen in französischer Sprache. Sie las ihn mit Aufmerksamkeit ein, zwei Male; dann öffnete sie den Schreibtisch. — Mit beinahe hastiger Hast schrieb sie zwei Billets und siegelte sie in zwei verschiedene Couverts. Auf das eine schrieb sie eine Zins, auf das andere eine Zwei.

Dann wandte sie sich zu Jan.

„Geh diese beiden Briefe sogleich an ihre Adresse," befahl sie ihm, sage, sie sollen eilen, und komm dann sogleich zurück und bringe mir Bescheid."

Jan nahm die beiden Briefe, betrachtete die Nummern auf denselben und das Siegel mit dem eingeschnittenen Adler, der eine Schlange in seinen Krallen hielt, er steckte sie beide in die Falten seines weiten Kittels und verschwand.

Gegen zwei Uhr Nachmittags fuhr ein kleiner, mit drei flinken Pferd-

Eine große Dame. Neben seinem Lager kniete ein blasses Weib in Trauerfedern. Originalzeichnung von E. Bayard. (S. 393.)

chen bespannter Bauernwagen im munteren Trabe zum Thore von Prag hinaus auf dem Wege nach Tabłona.

Auf demselben saßen ein älterer Mann, welcher die Zügel hielt, und zwei junge, ziemlich angeheiterte Bauernburschen. Wenn sie die Patrouille anhielt, was einige Male geschah, zeigte der Alte mürrisch einen vielfach gebrauchten Passirschein vor, während die Burschen sich noch betrunkener stellten, als sie wirklich waren.

Unterwegs an einem Holzwege stieg einer derselben beamter von dem Fuhrwerke und verschwand im hohen Gebüsch.

Der Zweite blieb in Tabłona selbst, während der Wagen mit Men beladen am Abend wieder heimkehrte nach Warschau.

Spät am Nachmittage sehen wir Mincia noch einmal in jener Kutiernia mit Heinz Muffa zusammen.

Sie beriethen und verabredeten noch Mancherlei mit einander, dann ging der Oberst hinüber zu Mengden, um diesem Gesellschaft zu leisten und ihm die bangen, peinvollen Stunden verbeingen zu helfen.

Man schien frühschweigend übereingekommen zu sein, nicht über Dasjenige zu sprechen, was Beide gerade am meisten beschäftigte; so war es denn wohl natürlich, daß Mincia der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung wurde, welche in den letzten Tagen das Interesse Heinz Muffa's im hohen Grade erregt hatte. Es war beinahe Mitternacht, als er aufbrach.

«A propos,» sprach er im Gehen — „hab' Sie Geld — viele Geld?“ —

Mengden war etwas erstaunt über diese Frage und ging an eine Schublade, um Muffa sein Taschenbuch anzubieten.

„Nein, nein, nein, nee compreney — möchte wissen, ob gut bei Kasse, sonst ich Ihne gebe!“

„Ich bin reichlich versehen — ich danke!“

„Nun dann vergesse ja nich, liebe morgen alles Geld in Ihre Taschen, wenn Sie gehen in die Kriegsgericht — muß mir das seh versprechen.“

„Darf ich nicht fragen, weshalb?“ fenig Mengden erstaunt und beunruhigt.

„Sein nix nöthig, werden Alles sehe,“ erwiederte Muffa eifrig, „kann Alles, was ich sage, und rechne auf Ihre Freunde. Gute Nacht, Kameead!“

„Gute Nacht!“

Muffa hielt Mengden's Hand noch in der seinen. In seinem Gesichte fing es an zu zucken und zu arbeiten, plötzlich, einem inneren Drange folgend, warf er sich dem Freunde um den Hals, dann verließ er eilends das Gemach. —

*

Auch das zerrissbarste, egoistischste Herz kann jenen inneren Regungen des Gewissens sich nicht ganz verschließen.

Es ist die nimmer ruhende Mahner, der in uns aufsteht und alle unsere selbstgemachten Entschuldigungen über den Haufen wirft — die tief in unserer Brust wohnt.

Es half der Gräfin nichts, daß sie sich verbarrete und unerschöpflich war im Selbsttrösten, daß sie sich mit einem künstlichen Panzer umgab, der alle äußeren Unannehmlichkeiten von ihr abweisen sollte.

Jene innere Stimme sprach zu ihr immer auf's Neue, immer lauter und eindringlicher — unentlig warf sie sich auf ihrem seidenen Lager hin und her, der Schlaf floh sie. Finstere Bilder, schreckliche Phantasieen umgaukelten sie und ängstigten sie. Umsonst vergrub sie ihr trotziges Haupt in ihre Kissen, umsonst rechte sie sich ein, nicht anders handeln zu können. Sie hatte Frucht, sie begann zu weinen wie ein Kind. — Dann zogen alle die Bilder der Vergangenheit an ihr vorüber; sie sah Mengden, den schönen, lebensfrohen Mann, kühn und stattlich stand er vor ihr. Aber seine Züge verfinsterten sich, sie klagten sie an und warfen ihr ihre Feigheit, ihre niedrige Selbstsucht vor, ihre schändliche Besteundung. Sie hatte ihm Liebe gelogen, sie hatte ihn gewaltsam auf jene gefährlichen Bahnen geleitet und nun vernichtete sie ihn durch ihre scheußliche Anklage.

Morgen wurde er verurtheilt — ein Wort von ihr konnte ihn retten!

Sie sah ihn gefangen, gerichtet um ihretwillen, nicht einmal ein Wort der Liebe, der Entschuldigung hatte sie ihm gegönnt, nicht gerührt hatte sie sein Edelmuth, seine Selbstverleugnung, nun ging er um ihretwillen seinem schrecklichen Loose entgegen.

Sie weinte, eubelos schwankte sie hin und her zwischen ihrer feigen Selbstsucht und ebleren Entschlüssen.

Langsam verrannen so die qualvollen Stunden, aber als der Morgen heraufdämmerte, der erste Schimmer eines verhängnißvollen Tages, und die Schreckgebilde der Nacht von ihrem Lager scheuchte, erloschen allmälig auch ihre guten Vorsätze, das Opfer schien ihr nun mit einem Male minder zu groß, ihre eigene Zukunft lag ihr mehr am Herzen, als die des armen Gefangenen, sie zog die Decke über ihr Gesicht und schlummerte ein.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Endlich stieg die Freiheitssonne über den Horizont empor.

Warschau war in einer fieberhaften Aufregung, Gerüchte der beunruhigendsten Art flogen hin und her, es hieß, bedeutende Insurgentenschaaren befinden sich ganz in der Nähe der Stadt.

Von Goen und Rieporent bee, zwei kleinen Orten ganz in der Nähe von Warschau, sollten starke Massen im Anmarsch sein. Anzeit mit seinem Reiterkhanaren habe sein Bereitet in der lampinoser Haide verlassen und räche denen, und alle Bäder in der Umgegend wimmelten von den Banden der Aufständischen.

Die Truppen waren sonstiger, Abjutanten eilten hin und her und die Bevölkerung sah mit schwer Furcht oder höhnischem Trotz diesem Treiben zu.

Unter diesen äußeren Einwirkungen versammelte sich kurz vor zehn Uhr das Kriegsgericht in einem Zimmer des Gebäckhofes der Hauptwache. Bei Betreten dieses finsteren Raumes bandte die Männer, welche das Urtheil sprechen sollten über den unglücklichen Mengden, in den kahlen Wemache und unterhielten sich flüsternd. Noch fehlten der Oberst, welcher als Präses zu fungiren hatte, und der Auditeur; mit dem Glockenschlage traten diese herein.

Dann wurde der Gefangene vorgeführt.

Die Augen seiner Richter hafteten mit der innigsten Theilnahme auf ihm. Sie wußten im Voraus, was ihm bevorstand, der Fall war in den militärischen Kreisen so oft und vielfach in den letzten Tagen besprochen worden, daß sein Zweifel übrig blieb.

Und nun stand er vor ihnen, der schöne, vielbeneidete Mengden, der begünstigte Liebhaber der schönsten Frau Warschaus, vor wenigen Wochen noch ein Schoßstand des Glückes — heute des harten, unwiderruflichen Spruches gewärtig, welcher ihm zerschmettern mußte, ihn zum tiefsten Elende verdammte, und das Alles, weil er als Mann von Ehre sich selbst zum Schweigen verdammt hatte.

„Mag sie denken wie sie will — das ist kein Grund für mich, mich ebenfalls zu erniedrigen!“ Das waren seine letzten Worte gewesen, und so stand er nun blaß, aber aufrecht vor seinen Richtern — seine Brust hob und senkte sich sichtbar unter den peinlichen Gefühlen, welche ihn bewegten, sein schönes Auge war umflort.

Der Auditeur begann seine traurige Pflicht.

Er trug den Gesangenen, ob er gegen die Besehung des Gerichts etwas einzuwenden habe.

Tiefre verneinte.

Dann wurden die Richter beeidigt und nahmen Platz.

Die Akten wurden verlesen. Die monotone Stimme des Auditeurs wurde einige Male unterbrochen durch den Tumult auf der Gasse, noch mehr durch das Signal der Trompete, welche Alarm blies, und durch den Ton der Trommeln.

Endlich schloß der Auditeur das Aktenstück zusammen und frug Mengden, ob er noch irgend etwas zu seiner Vertheidigung anzuführen habe.

Aller Augen hingen mit athemloser Spannung an seinen Lippen.

Einen Augenblick zögerte er — draußen blies die Trompete heil und helles, dirkelle Trompete, die ihn so oft hinausgerufen hatte an die Spitze seiner Schwadron, hinaus in's freie Feld, draußen schien die helle Frühlingssonne so lustig. —

Er hielt sich an der Lehne eines Stuhles fest — dann sprach er ein lautes und deutliches „Nein“ — sein eigenes Verdammungsurtheil.

Mit einer Stimme, der er sich vergebens bemühte einen Ton der Strenge beizumischen, befahl der Oberst dem Gefangenen, abzutreten.

Die Berathung begann, sie währte nur wenige Minuten, dann rief man Mengden wieder herein, um ihm sein Urtheil zu verkünden.

„Laut kriegsgerichtlichen Erkenntniß,“ sprach der Auditeur feierlich, „sind Sie, Georg Baron von Mengden, Rittmeister im Garde-Husaren-Regiment, Adjutant des Kavallerie-Corps, Ritter ꝛc., wegen dringlichen Verdacht des Diebstahls zur Kassation, Auflösung aus dem Offizierstande und Degradation zum Gemeinen ordentlich verurtheilt worden — aus besonderen Rücksichten sieht sich außerdem das Kriegsgericht veranlaßt, ein beinglichen Gnadengesuch an Seine Majestät diesem Urtheile beizulegen; bis die Antwort auf dieses Gesuch eintrifft, werden Sie als Gefangener auf der Citadelle in strengem Gewahrsam gehalten werden. . . .

Mengden wurde bleich wie die Wand, einen Augenblick taumelte er, als träfe ihn ein Stoß von unsichtbarer Hand, dann plötzlich richtete er sich hoch empor.

Er vermeigte sich und ließ sich schweigend dem Offiziee übergeben, welcher bestimmt war, ihn auf die Citadelle zu geleiten — es ging, den Tod im Herzen!

Vor der Hauptwache hielt ein geschlossener Wagen, neben dem Kutscher saß ein Unteroffizier auf dem Bock. Der Offiziee ließ Mengden hineinsteigen und nahm dann neben ihm Platz, das Fuhrwerk setzte sich langsam in Bewegung — Mengden sah und hörte nichts, er hatte nur eine Empfindung, die eines großen, unerträglichen Deudes, welche auf seiner Seele lastete.

Der Wagen konnte meistens nur im Schritt fahren in den engen

Digitized by Google

Gaffen, welche heute ganz besonders belebt waren. Eben bog derselbe auf einen kleinen Platz hinaus, als plötzlich ganz in seiner Nähe ein Tumult entstand. Im nächsten Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und Mengden fühlte sich herausgerissen, während der Wagen in wüthendes Eile davon fuhr.

Ein kleiner Mann in einem jüdischen Talar hielt seine Hand wie in eisernen Klammern und kerte ihn wider Willen mit sich fort, während ein Anderer ihm seinen Säbel reichte und ihn zu einer Thorfahrt drängte. Mengden wußte gar nicht, wie ihm geschah.

„Fort, fort, — reiten weg nach Jablona. Hier sein Michael, Jan Sie begleiten!“ — sprach der kleine Jude heiß und eindringlich.

Mengden erwachte wie aus einem Traume.

„Mussja — bester, theuerster Freund!“ rief er und seine Augen flammten, — „ha — Ihr kommt zur rechten Zeit!“ —

„Still, still, nir Mussja hier, bloß alte Jud,“ — damit erreichten die Drei den Thorweg und Mengden erblickte Michael mit seinem Pferde.

Ein Freudenschrei entrang sich seiner gepreßten Brust, er sprang, wie man ihm den Säbel umgürtete, im nächsten Augenblick sprang er in den Sattel, „frei — frei!“ rief es aus tiefster Brust mit einem Aufjauchzen seiner ganzen Seele, dann stob er davon, Michael und Jan hinter ihm her.

Die Menge gab rechts und links Fersengeld, die Gasse flogen die Drei hinab, daß die Funken stoben. Ueber die Brücke jagten sie und zum mobilen Thor hinaus. Niemand hielt es nutzbringend ein, den Offizier aufzuhalten. Man vermuthete, er hatte sich verspätet und eilte seiner Truppe nach, die Gardeulanen hatten ja vor einer Stunde schon die Stadt verlassen.

So erreichte Mengden das freie Feld und ritt im schärfsten Trabe vorwärts, ohne das blasse Gesicht zu bemerken, welches hinter den trüben Scheiben der kleinen Judenschenke am Wege ihm mit seinen Augen verfolgte.

Jan trieb sein Pferd an, daß es mit einigen Sprüngen neben dem des Offiziers hielt.

„Herr Baron,“ sprach der Bediente des Stadtchefs — „hier können wir nicht weiterreiten, der ganzen Wälder stecken voller Truppen und Insurgenten, wir müssen rechts abbiegen — hören Sie nur, vorn ist schon Alles im Aufstande — ich muß Sie nach Jablona bringen, dort weiß ich einen sichern Verlieck, von wo aus wir noch morgen die preußische Grenze gewinnen.“

Mengden schien ihn kaum zu hören.

„Je r Baron — hören Sie nicht das Schießen dort vor uns? — hier rechts, um Gotteswillen, sonst ist Alles umsonst!“

Mengden sah ihn starr an.

„Ah, Ihr seid es, mein Freund? — Wie kommt Ihr hierher?“ —

„Ich habe Auftrag, Sie in Sicherheit zu bringen nach Jablona.“

„Nach Jablona? — sagte man mir nicht, wir seien angegriffen, die Insurgenten stünden ganz in der Nähe?“ —

Der Alte wurde ungeduldig.

„Wenn Sie so sorterten, werden Sie sie bald genug zu sehen bekommen,“ rief er ärgerlich — „hören können Sie sie jetzt schon.“

Mengden's Augen leuchteten auf, er hatte die Schüsse ebenfalls vernommen und spornte sein Pferd zu größerer Eile.

Bald erblickte er einzelne Schwadronen russischer Reiterei, welche in der Reserve standen, neben einer leichten Batterie, die eben ihr Feuer eröffnete. An dieser vorbei jagte er einem Gehölz zu, aus welchem dichte graue Massen hervorbrachen und sich zum Kampfe fertig machten.

Bald befand er sich mitten auf dem Schlachtfelde.

Soeben wurden zwei Schwadronen feines Regimentes von einer starken Abtheilung Lanciers unter Panklammer attakirt. Jetzt krafen sie auf einander und die Husaren wurden geworfen. Eine dritte Schwadron greift in das Gefecht ein und brachte es zum Stehen. Die Geworfenen sammelten sich und wüthend über den ihnen angethanen Schimpf, griffen die braven Truppen zum zweiten Male an.

Ihnen weit vorweg sprengte ein einzelner Offizier, gefolgt von einem Rosaken und einem großen Wolfshunde.

Verwundert sahen ihm Alle nach. Wer konnte der Tollkühne sein? Jetzt stürzte er sich mitten hinein in den dichtesten Haufen der Feinde. „Mengden!“ rief Einer zweifelnd nach — „Mengden, Mengden!“ riefen Andere, „um Gotteswillen, rettet ihn!“

Die Schwadronen kommen heran, die Lanciers fliehen dem Walde zu, mit Blut überströmt bleibt ein einzelner Reiter immer dicht an ihren Klingen.

Jetzt erreichen die Fahnenträger den schützenden Bäume, die Schwadronen lassen nach, athemlos hatten sie ein und sammeln sich zum zweiten Male, nur jener einzelne blutende Reiter folgt allein auf schweißtriefendem edlen Renner, den Säbel in der Faust.

Die Polen flüchteten einen engen Waldweg entlang, ganz zuletzt ein einzelner Offizier; auf diesen kam Mengden ein und verletzte ihm einen schweren Hieb in den Hinterkopf, im nächsten Augenblick sank er selbst, von einem Revolverschuß in die Brust getroffen, tödlich verwundet vom Pferde.

So fand ihn Michael, so fuhren ihn die Kameraden. Auf vier Gewehre gebettet trägt man ihn zurück.

Manches Auge wurde feucht, manche Brust lob sich schmerzlich, als man den zu Tode Getroffenen die Glieder entlang trug.

„Armer Kamerad,“ — armer Mengden!“ flüsterte man, und doch dachte es ein Jeder: Das war das Beste, was ihm treffen konnte, eine mittelmäßige Kugel, mittelmäßiger als der Tod in jenes Weibes Stunde.

„Wen bringt Ihr da?“ frag ein General die Träger, als sie bei ihm vorüberschritten mit ihrer traurigen Last.

„Meinen armen Herrn!“ sprach Michael mit Thränen in den Augen.

Der General verlor plötzlich alles Blut aus seinen Wangen. „Mengden!...“ rief er, als das Heftigste erschüttert — weiter sprach er nichts.

Man fand einen Wagen und legte den Sterbenden darauf. Man fuhr ihn nach der Stadt, zurück in sein altes Quartier, nach dem J...'schen Palast.

Die Gräfin schlummerte noch nach einer unruhigen Nacht, sie erfuhr so erst später, was vorgefallen war, und schlief sich fester ein wie je.

Man legte Mengden auf sein Bett und rief den Arzt herbei. — Neben seinem Lager hielte ein bleiches Weib in Trauerkleidern, in stummem Schmerze.

Der Arzt kam und schüttelte den Kopf — „Er hat nur noch wenige Stunden zu leben, hier ist unsere Kunst zu Ende!“ flüsterte er betrübt und ging.

Am Nachmittage gegen halb drei Uhr gab Mengden seinen Geist auf, ohne noch einmal zur Besinnung gekommen zu sein. Er schlummerte so sanft hinüber in das Jenseits, daß es die Umstehenden kaum bemerkten.

Am demselben Abend lag er schon in seinem Sterbekemde in dem engen Sarge, an welchem Mussja und Mircia mit stummer Klage hielten.

Den darauf folgenden Morgen wurde er begraben.

So starb der Mann, welcher ein besseres Loos verdient hätte — ein Opfer seiner Aufopfrung des Begriffes von Ehre — und wir Vorsehung selbst schien sich seiner Verirrung zu erbarmen, da sie dieselbe zu verdammen nicht vermochte.

Ganz Warschau war in namenloser Aufregung und Bestürzung. Der Graf hat noch an demselben Tage um seinen Abschied, die Gräfin ging auf Reisen. — Ein halbes Jahr später war sie Wittwe und trat in den unbeschränkten Besitz ihrer Pension von zwölftausend Rubeln.

Verachtet, mit Verwünschungen beladen, verließ die Frau, für welche Mengden sein Leben opferte, die Stadt und das Land, um nie wieder dahin zurückzukehren; heimatlos irrt sie seitdem umher.

*

Im vorigen Jahre lernte ich in Homburg eine junge polnische Dame kennen, welche ihre Mutter begleitete, die das Bad gebrauchte. Wie wohnten in demselben Hause und der Zufall brachte uns einander näher. Eines Tages ging ich mit derselben durch den Park. Eine Kavalkade, aus einer Dame und vier oder fünf jungen Dandys bestehend, kamen uns entgegengeritten. Die Dame schien etwa dreißig Jahre alt zu sein; aus einem bleichen, mit Poudre-de-riz dicht bestreuten Gesicht hervor schauten ein paar große schwarze Augen. Die schönen Züge hatten etwas Abgelyanntes und Verlebtes, ihre Gestalt entbehrte jener zarten Rundung, welche Frauen in jenem Alter meist eigenthümlich ist. Ich bemerkte, wie die Polin an meiner Seite bei ihrem Anblicke plötzlich erbeben blieb und erbleichte — ich hörte mit Erstaunen, wie sie eine Verwünschung hinter jener Reiterin der murmelte.

„Wer ist jene Amazone?“ frug ich fast erschrocken.

„Ein fluchtes Weib!“ antwortete sie mir rauh.

Dann erzählte sie mir diese Geschichte. — Ihr Lohr ich sie nachersählt.

Freund Lampe.

Eine Thier- und Kulturstudie

von

Theodor Bendi.

Läßt Matten de Haf'
De maf ist en Spaß,
Hr weer dr' Stuvezen
Dat Tanzen te verbeit (ferwirr)
Un dann ganz allein
Op de achterſten Been.

Keen Mensch de Deß,
Wu dat: dat's een Fest!
Un segal: Lüttje Matten
De Flink reppe Padden?
Un dansk hier allein
Oppe achterſten Been?

Digitized by Google

Kumm, sat uns tosam!
Jy kann aß de Dam!
De Kreh (Kröhe) de spelt Fiedel,
Denn geit dat randerbel,
Denn geit dat wal schön
Oy de schönsten Been!

Eist Matten grey Pet,
De Deß boet em dot;
Un leit ßich in Schatten,
Verspirkt lütt Matten!
De Krei de kregeen
Kum de adverſten Been."

In dieſer reizenden, umfangſt komponirten und illuſtrirten humoriſtiſchen Dichtung unſeres mit Recht geſeierten Poeten, Klaus Groth, wird uns in tragi-komiſcher Weiſe das traurige Geſchick des armen, vielfach verfolgten ſchnellfüßigen Geſellen vorgeführt, den auch unſer deutſches Volksliedt nicht vergeſſen hat. „Ich armer Haſ' im weiten Feld," ſo beginnt ein Klagelied des siebenzehnten Jahrhunderts, das in vielen Strophen uns erzählt, ein wie gequältes Daſein „Martin (Matten)" oder „Lampe" führe, bevor er als ſchmackhafter Braten in die Küche wandert.

Wenn iſt außerdem nicht das allerliebſte Liedchen von den „Zwei Haſen" bekannt, die „zwiſchen Berg und tiefem, tiefem Thal" einſt ſaßen und das grüne Gras gemächlich abfraßen, bis der böſe Jägersmann ihrer Luſt ein Ende machte?

Das deutſche Volksliedt, das oft „wie das leidige Unterm den Scheimen hinter ihm hat, nach die Löffelträger", welche, als der Schuß knallt, ſich ſchon verloren glauben und erſt ſpät ſich überzeugen, daß „die ſüße Gewohnheit des Daſeins" für ſie noch nicht dahin.

Sie ergreifen alſo „das Haſenpanier", was wir ihnen freilich nicht verargen wollen; allerdings mußten ſie ſich gefallen laſſen, als überaus furchtſame Thiere zu gelten, weßhalb ſelbſtverſtändlich ängſtliche Menſchen, die ſich ohne Grund fürchten, mit ihrem Namen bezeichnet werden, mitunter allerdings auch verſtändige Männer, deren Vorſicht zugendlichen Draufloſpen als Furchtſamkeit gilt.

Als der einſichtsvolle Freſſerr von Haſenlaus den verſchenkten öſterreichiſchen Adel vor den tapfern Gidgenoſſen warnte und ſeine Genoſſen zum Rückzuge aufforderte, da ſpotteten die hochmüthigen Ritter: „Haſenburg hat ein Haſenherz" und rannten in ihr Verderben.

Auch das deutſche Sprüchwort: „Die Beisheit auf der Gaſſe" hat ſich den Haſen nicht entgehen laſſen, deſſen Thun und Treiben zu vielen originellen Redewendungen Anlaß gab.

Kapelle auf Hohenſtaufen. Nach Skizzen von J. J. Beed. (7. Juli.)

Weßhalb die Nama-Hottentotten, die ſolche Thiergeſchichten gleich den alten Germanen, Finnen, Letten und Slawen in großer Menge beſitzen, das Haſenfleiſch verſchmähen, und waeum Lampe die Scharte in ſeiner Lippe tragen muß, erzählt uns ein originelles Thiermärchen. Wir haben es einer anziehenden Sammlung hottentottiſcher Fabeln und Erzählungen entlehnt, die vor ſieben Jahren Doktor Bleul unter dem Titel: „Reineke der Fuchs in Südafrika" in's Engliſche übertrug.

„Der Mond," ſo erzählt die Sage, „landte einſt ein Inſekt zu den Menſchen mit den Worten: ‚Geh' zu den Menſchen und ſage ihnen: wie ich Herde und ſterbend lebe, ſo ſollt auch ihr ſterben und ſterbend leben?"

„Das Inſekt machte ſich mit dieſer Botſchaft auf den Weg, wurde aber unterdeſſen von dem Haſen eingeholt, welcher fragte: ‚Auf welcher Botſchaft biſt Du begriffen?'

„Das Inſekt entgegnete: ‚Ich werde von dem Monde zu den Menſchen geſandt, ihnen zu melden, daß, wie er ſtirbt und ſterbend lebt, ſo werden ſie ſterben und ſterbend (im Tode) leben.'

„Der Haſe ſprach: ‚Da Du ein unbeholfener Läufer biſt, ſo laß mich die Botſchaft ausrichten.'

„Mit dieſen Worten rannte er fort, und, wenn er Menſchen antraf, ſo ſprach er: ‚Ich bin vom Monde geſandt, euch zu melden: wie ich ſterbe und ſterbend unkomme, auf dieſelbe Weiſe ſollt ihr auch ſterben und gänzlich zu Ende kommen' (d. h. es wird mit euch aus ſein).

„Dann kehrte der Schalk zum Monde zurück und erzählte ihm, was er den Menſchen geſagt hätte.

„‚Der Mond erwiderte ihm zornig und ſprach: ‚Wagteſt Du dem Menſchen etwas zu ſagen, was ich nicht geſagt habe?'

„Bei dieſen Worten nahm er ein Stück Holz und ſchlug ihn an ſeine Naſe. Seit jenem Tage iſt des Haſen Maul geſpalten. Lampe, erzürnt, eine ſolche Behandlung erfahren zu haben, hob ſeinen Lauf auf und zerkratzte des Mondes Geſicht; die dunklen Flecken, welche wir jetzt auf der Oberfläche des Mondes ſehen, ſind Schrammen, welche er bei dieſer Gelegenheit erhielt.

„Wegen der böſen Kunde, welche den Namaß alle Hoffnung auf ein zukünftiges Leben rauben ſollte, wollen die Nama Haſenfleiſch nicht eſſen (wahrſcheinlicher jedoch, weil ihnen der Haſe als Götterbote heilig iſt).

„Die Knaben jedoch dürfen den letzern Braten bis zum Eintritt ihrer Reife genießen. Iſt aber einer nach dieſer Zeit davon, ſo muß er ſich zur Reinigung einer beſtimmten Strafe unterwerfen." —

Den Juden galt der Haſe für unrein. „Der Haſe wiederkäuet auch (was übrigens falſch), aber er ſpaltet die Klauen nicht, darum iſt er unrein", heißt es im 11. Kapitel des 3. Buchs Moſe, und daſſelbe Unterdikt wird auch auf Kaninchen und Kameel ausgedehnt, im 14. Kapitel des 5. Buchs wieder eingeſchärft und von Mohammed in ſeinen Koran aufgenommen. Beiläufig bemerkt, handelte man in Syrien und Arabien ſehr verſtändig, den Genuß des Haſenfleiſches zu verbieten.

Gleich dem Schweinefleiſch iſt es in dieſen beiden Ländern äußerſt ungeſund, was jene Geſetzgeber mit richtigem Takt erkannten.

Bei den Völkern Nordeuropas galt der Haſe lange Zeit für nicht recht gebeuer; man brachte ihn mit Zauberern und Hexen in enge Beziehung, und war der Anſicht, daß dieſe ſeine Geſtalt annehmen könnten.

Die Unruhe des Thiers, ſein raſtloſes Umherſtreifen ſchien auf einen übernatürlichen Grund hinzudeuten; man war der Anſicht, daß er niemals ſchlafe, wahrſcheinlich deßhalb, weil er, wie bekannt, mit offenen Augen ſchläft.

Schon in frühen Zeiten galt er für ein Thier von böſer Vorbedeutung, ſo daß ein Arbeiter, welcher ſein Tagewerk beginnen wollte, ſofort umkehrte, ſobald ihm ein Haſe quer über den Weg lief.

Die antike Welt theilte theilweiſe dieſen Aberglauben.

So würde Cyrus auf ſeinem Zuge nach Armenien ſofort ſeinen Rück-

Digitized by Google

Der Scharfschütz. Nach Gétigny von J. J. Brandt. (S. 304.)

zug angetreten haben, weil ihm ein Hase über den Weg lief, hätte nicht ein schwebender Adler das böse Omen sofort in ein gutes Vorzeichen umgestaltet.

Noch heutzutage halten, wie H. von Berg berichtet, die Waladen des Banats ein Rencontre mit einem Hasen für unheilvoll.

Während in Wales der Hase sammt dem Fuchs und Rehbock für „Ungeziefer" galt, kannten unsere germanischen Ahnvorden besser von ihm gedacht zu haben.

Er erscheint als Lieblingsthier der altheidnischen Göttin Fria, die in einer niedersächsischen Sage den Namen „Waldmindchen", d. h. Waldnymphe, führt.

Wieder andere Sagen lassen unsere Göttin Nachts in Gesellschaft eines silbergrauen Hasen durch die Fluren wandeln, dann zündet sie sich auf einem Baume ihr Licht an.

Gilt in der altdeutschen Mythologie der Storch als Bringer des Blitzes und liegt dem Glauben, daß er die Kinderseelen herbeitrage, die doppelte Anschauung zu Grunde, daß die Seele ein Lufthauch sei und im Blitzstrahl als Feuer zur Erde komme, so gilt nicht minder auch der Hase als Blitzträger und Bringer der Kinderseelen.

Der Hase soll, dem Kinderglauben nach, wie er sich in vielen Gegenden Norddeutschlands erhalten hat, die süßen Ostereier legen als Osterhase, welche die Eltern für ihre Kosekl liebenden Kleinen in Gärten und Höfen zur Osterzeit versteckten und von den Kindern suchen lassen. —

Da man in altenglischen Gedichten Hasenmuscheln entdeckt hat, so ist der Hase in England wohl schon zu den Zeiten der Römer, wenigstens von diesen, genossen worden, welche die Abneigung der Britten gegen solchen Stammes gegen den wohlschmeckenden Braten nicht theilten.

Sicher ist, daß die Angelsachsen gegen die siebenten Jahrhundert eifrig Jagd auf Lampe machten, so daß der fromme Mönch Alkuin sich bewogen fand, seine Zöglinge wegen ihrer rohen Passion zu schelten.

Zur Zeit Julius Cäsar's hatten, wie dieser berichtet, die alten Britten die wunderliche Sitte, Hasen zu züchten, während es doch für ein Verbrechen galt, ihr Fleisch zu verzehren.

Mit der Zähmung und Zähmung des Hasen wird es übrigens wohl gute Wege gehabt haben; Freund Lampe ist und bleibt ein Wildling, der sich nicht so civilisiren läßt wie sein Vetter, das Kaninchen, welches aber auch sofort entwischt, sobald es den günstigsten Moment dazu findet.

Bei dieser Gelegenheit machen wir darauf aufmerksam, daß, trotz der großen Abneigung breier zur selben Sippe gehörigen Thiere, es doch vor wenigen Jahren in Frankreich gelungen ist, eine Kreuzung beider hervorzurufen, die fortpflanzungsfähig ist, auch vortrefflich schmeckende Bastbrut liefert.

Dieß führt uns auf die alten Römer, welche als passionirte Gourmands Hasenbraten sehr zu schätzen wußten; dafür zeugen ihre Thierparks (Leporarii), zunächst Einzäunungen für Hasen, später auch für größeres Wild. Solche Parks wurden in der Nähe der Landhäuser gehalten, zur Versorgung des Tisches, zur augenblicklichen Befriedigung der Jagdlust, auch als Vorrathskammern für den Verkauf.

Auch auf Hasenbeize müssen sich die Römer, bekanntlich mit die größten Thierbändiger (unumstritt) der Welt, vortrefflich verstanden haben, da bei ihren Thierkämpfen und Thierspielen (venationes) nicht selten wohldressirte Hasen nicht kunstgerecht dressirten Löwen die Zuschauer in Erstaunen setzen. Wir gedenken dabei der Dichtung des römischen Epigrammatikers Martial, der, uns die Kampfspiele der Arena vorführend, von wunderlamen Löwen erzählt, „die der heutigen Hasen Furcht ermüdet":

„Sie entlaufen und halben ihr Beute.
Die ganz sicher ernch ihren Rachen knirschtirt;
Sie, noch triefend vom Blut erwürgter Stiere,
Halten ferglam die Zähne ben einander.
Scheu so zarte Gefangene zu zermalmen."

Tritt bei den Hasen als Nagethieren schon eine fühlbare Verwandtschaft der Intelligenz ein, und gehören sie bereits zu den Saugethieren mit glattem Gehirn ohne Windungen, so gibt es allerdings auch unter ihnen besonders befähigte Individuen, die sich noch zu Kunststücken, z. B. zum Trommeln, zum Abfeuern einer Pistole und, wie wir eben sahen, zur Ueberwindung ihrer Furcht vor reißenden Thieren u. s. w. abrichten lassen, aber im Ganzen sind Hasen lassen sie sich nicht zähmen.

Raunten wir vorhin den Hasen ein schlaues Thier, so müssen wir hier auch seiner Listen gedenken.

Da Xaillour berichtet von einem, der, so oft er das Hifthorn hörte, in einen Teich schwamm und in dessen Mitte auf den Busen ruhte, ohne sich von den Hunden anfassen zu lassen.

Andere Hasen setzen durch zwei bis drei große Teiche, oder trocken unter der Thüre durch in einen Schafstall.

Einer verbrach sich in die Erde, als er die Hunde laufen hörte; ein Anderer sprang abweichend durch eine Hecke, bald auf deren rechte, bald linke Seite, immer die Hecke zwischen sich und den Hunden lassend.

Noch andere Hasen betreten auf eine Manier und verbergen sich in einer mit Epheu überwachsenen Schießscharte; manche sprangen auf einer Distanz von zwanzig Schritten wohl zwanzigmal bald auf die eine, bald auf die andere Seite eines kleinen Flusses.

Hackenschlagen nennt der Jäger, wenn der Hase, wie es häufig vorkommt, plötzlich seitwärts springt, um den verfolgenden Hunden zu entgehen.

Die Jungen lockt die Häsin durch geräuschvolles Zusammenschlagen der Löffel und verscheucht es oft trefflich, wie Zinzer berichtet, sie gegen Nachstellungen zu vertheidigen. „Frau Lampe," berichtet er, „bekanntlich ist, wie sie in der Mitte ihrer Sprosslinge leidenschaftlich hascht und mit wunderbarer Schnelligkeit den mir wohlbekannten Hauskater der nahen Dorfschenke manövrirte.

„Die bekannte Mutterzärtlichkeit mußte unterliegen vor der Ohrfeigen-Virtuosität der aufgeregten Hasenmutter, und sobald Hinze abkommen wollte, drückte er sich mit voranmem Katzenbuckel durch's Korn.

„Vom Zeit zu Zeit drehte er sich wieder nach den Gegenständen seiner Sehsucht um, machte aber ein bitterböses Gesicht und spuckte, sobald er die Mama erblickte, welche auch immer kampfbereit auf ihrem Posten saß und, gleichsam um nicht aus der Uebung zu kommen, in etwas langsameren Tempo fortkommelte.

„Die jungen Hasen hatten fast gar keine Notiz von dem Vorgang genommen, sie waren wohl schon an dergleichen Szenen gewöhnt; wenigstens hörte ich von einem Freunde, dem ich den Sachverhalt erzählte, daß er einem ähnlichen Gefecht zwischen einer Häsin und einem Hausshahn zugesehen, in welchem Freund Heaning ebenfalls den Kürzeren gezogen." —

Sehr ergötzlich hat der Volkshumor des neunzehnten Jahrhunderts „das Wettlopen von den Swinegel (Schweinigel) mit Matten dem Has" und de Burtelnber Heid" geschildert, dessen Aufzeichnung wir dem unverzeßlichen eldenburger Humoristen, Theodor von Hobbe, verdanken. „Beide wetten um'n gulden Lindwur (Lowsch'en) un 'ne buttel Braunwin."

Auch klaus Groth hat denselben Stoff trefflich in seiner Dichtung: „Da Swinegel un Matten Has" in 'ne Wett topen" behandelt:

„De Has' de lep, as weert en Pfeil (Schwalbe),
As weert en Schatten von en Wint (Wolke).
He ter de lange Bein (Beine) derbal,
Un weer ick' plegen bet an Mal.

Sich dar! in't Dal enn Peerkenpel (Wühlenkumpf),
Wat sit dar rapen Packerstedt (Kartoffeln)? —
— De Has' de dacht, de wert wul bun (trunken) —
Swinegel und un en Stum (Stummel)! — "

Der Swinegel hat nämlich seine kleine Gattin, „de Swinegelsch", die ihm so ähnlich, wie ein Ei dem andern sah, dort seine Stelle vertreten lassen. —

„Wat? büst al antam?" fragt de Has':
„Ja," sagt Swinegelsch, „dat's ja'n Spaß."
De Has' de leeg (lief lud) wat em dee,
— He deel ehr vör Herr Stackelswin! — (Ihr hielt
sie für Herrn Stachelschwein.)
Se sag he as en Dieg bestaat,
Un kem ick's Heil ick's Dorpstatt an.
Sieh dar! dar dacht al an een Paht
Sin Stadelswinsche ehr Gemaht!"

Diese Täuschung wiederholt sich nun verschiedene Male, bis die tragikomische Geschichte folgendermaßen endigt:

„Se leep de Dreemal op un af,
Nu leg en Pil (Hügel) mit natter Kraf;
Teleg in Angst un Sweet un Neth,
Un as de Andern — weer he bet!"

Leider fehlt Klaus Groth's Dichtung die unvergleichliche Moral des obenerwähnten Volksmärchens. „Freien ist kein Pferdekauf", sagt ein altes Sprichwort, und drum ermahnt es „jeden Swinegel, wenn he frigen (freien) will, so schall he dorup sehe, ack 'ne richtige Swinegelsch to nehmen, de to em passen deht."

Eine Rundfahrt auf der schwäbischen Alb.

(Fortsetzung S. 304, 305 u. 308.)

Wir haben den Leser ein, mit uns einen Zug der Remsbahn zu besteigen und uns über Waiblingen und Schorndorf nach der Station Lorch zu geleiten. Zwischen Schorndorf und Lorch hört der Weinbau

Digitized by Google

auf. Statt durch saftige Wiesengründe, umsäumt von mäßig hohen Bergzügen, deren sonnige Hügel das üppigste Rebenlaub umkleidet, zieht sich die Eisenbahn nunmehr in dem enger werdenden Thal längs der sanftlen, süssernen Rems durch düstere Tannenwälder, die aus den grünen Matten ernst an den Bergeslehnen hinaufsteigen. Die Rems hat hier in unvordenklichen Zeiten das Waldgebirge durchbrochen, das sich an die rauhe Alb anschließt und nun rechts der Rems „weilheimer Wald“, links des Flusses das „Welzgebirge“ (Ausläufer des Rauhuch) heißt. Ueber dem stattlichen, ehedem durch die Fabrik auf der kunstgerechl nordöstlicher Straße ungemein belebten Orte mit dem hübschen Bahnhofe erhebt sich, das weite Kloster Lorch, die Grabstatte der Hohenstaufen, gegründet im Jahr 1102 durch Friedrich, Herzog der Schwaben und Franken. Trotz der im Anfrahr des armen Konrad (1525), der bekanntlich im Remsthal losbrach, unter der Anführung des Pfarrers Ziegenhirt von den Bauern verübten barbarischen Verwüstung unter dem wie durch ein Wunder unversehrt gebliebenen schönen Grabmal des ersten Staufenherzogs. Der Fremde historischer Denkmale wird sich noch weiter durch die an den acht Säulen des Langhauses der Klosterkirche angebrachten realten Freskogemälde mit Darstellungen aus der Hohenstaufengeschichte und die Grabdenkmale der Oheim vom Wolfmarth angezogen fühlen. Vor allen werden sachen wir besonders auf die Fresko aufmerksam, welche Konradin's Tod darstellt. Man sieht hier, daß der Kopf des blondlockigen Jünglings durch eine Maschine vom Rumpfe getrennt wird, welche die frappantesle Aehnlichkeit mit der verhängnißvollen Erfindung des Dr. Guillotin hat. Nichts Neues unter der Sonne! Von den Wolfmarth'schen Grabdenkmälern will vor allen die Statue des „Ehein und Besen Ulrich von Wolwarth“ in's Auge: mit zerfressenem Bauche, auf dem Haupte eine Schlange, ein Frosch und eine Eidechse kriechend: so wurde 1505 der Ritter im Waldesdickicht gefunden, und so hat ihn mit gräßlicher Naturtreue der Künstler dargestellt. Vor der nrasten rieffgen Linde am Thore, diesem lebenden und jedes Jahr frisch grünenden Zeugen der Vorzeit, machen wir Halt und blicken nieder in das ammuthige Waldthal der Rems. Kehrt man sich links um und wandelt an der Mauer hin, an welcher mühsam gepflegte Reben emporklettern, so erblicken wir über der jenseitigen Hügelwand und ihren Tannen die schönen Spitzen der mittern Alb: Stuifen, Hohenstaufen, Rechberg, Roseffstein ꝛc., mit jedem Schritt wieder andere; mit jedem Sonnenblick wieder andere, bald kühn gethürmt, bald ahnend beschaltet, bald traulich, bald in stiller Würde breitbergrüßend. Und dort drüben, auf rauher Hochebene, mitten in laubfreiher Waldeinsamkeit, liegt, so nahe ihrem Grabe in der düsteren Klosterkirche, die Wiege der Staufer, das Waiblingerschlößchen, erbaut aus mächtigen Buckelquadern, die fast unberührt vom Zahne der Zeit noch Jahrtausenden Trotz bieten. Aber auch dieses Heiligthum des deutschen Volkes ließen die rasenden Bauern nicht unentweiht, es wurde ausgeraubt, ausgebrannt und nun wohnen Habicht und Eule in den öden Räumen und des Himmels Wolken schauen hoch hinein. — Durch üppiges Waldgehege, große Bethwasden und wogende Frucht selber schreiten wir von dem Staufen, dem Wohnsitz kaiserlicher Macht und Größe, zu. Je weiter man sich dem Berge nähert, desto höher steigt der Weg. Anfangs hat der Hinaufblick gegen den Weg etwas Finsteres und Wildes. Man steht nun schon auf einem hohen Bergrücken am Fuße des Steckes, der sich über dem Dorf Hohenstaufen erhebt. Wenige Häuser des Dorfes saßen in's Gesicht. Links, an einem die Spielbung gewannen Hügel die jungen Staufer sollen hier ritterliche Spiele geübt haben! Langen Kastellruinen, als wenn sie Loos wären, die ein Wallen bewundergerichtet hätte. Ringe ist Alles still, kaum tont aus dem aus Berg hingetretenen Dorfe das Gebell der Hunde, um die Höhe tummelt sich in Tregelionen eine gewaltige Bundsbrunst und ernst schaut die Bergspitze auf das Ganze. Nun noch die Straße bis zum Dorfe hinauf, dann öffnet sich zur Linken eine schöne, lockende Aussicht auf die Thäler und Höhen des westlichen Umkreises. Dieß, sprach uns, ist die Stelle, die Uhland so innreißend schildert, wenn er in seinem Fragmente „Konradin“ sagt:

„O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufgethürmt, aller schwäbischen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel hahn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewunden Thäler,
Von Strömen schimmernd, bereberwichte Triften,
Laubhaltig Waldgehieg, und aus der Tiefe
Des nahen Klosters ahndlich Gelänt!
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Geisanten Geschlecht, treuteste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie nun Walther sang, den Engeln gleich.“

Doch sehen wir uns zuerst im Dorfe um. Es ist ein stattlicher Marktflecken von etwa 1200 Einwohnern, an sich von wenig Interesse. Aber oben an der Spitze des Ortes fesselt den Blick ein schön restaurierter uralter Kirchlein. Daselbe birgt ein Bild des Kaisers Friedrich Barbarossa, von dem die Sage erzählt, daß er öfter zu Fuß von der Burg herab zur Kirche gestiegen sey. Hierauf beziehen sich die einfachen, aber in ihrer Einfachheit ergreifenden Strophen, die über dem Hauptte des den Kaiser in Helm, Panzer, Scepter und Schwert darstellenden Bildes zu lesen sind:

Me translabat Caesar.
Der greimächtig Kaiser wohlbekannt,
Friderieus Barbarossa genannt,
Das hemälzig edel deutsche Blut
Ueth ganz und gar sein' Liebermuth,
Auf seinem Thron er hoh sein saß,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in diese Kirch' ist gangen,
Thät alle Pracht, ehr' Stolz und Prangen,
Durch diese Thür, wie ich berichl',
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Durch das alte Kirchlein, des Kaisers Bild und seine Inschrift gehörig vorbereitet, betreten wir den Pfad, der sich den mit grüner Wolde bewachsenen Kegel hinaufschlängelt, und in einer Viertelstunde haben wir die Spitze erreicht. Auf dem kahlen, wie von Menschenhand gerundeten Gipfel ist nichts übrig geblieben, als ein kleiner Mauerstück am äußersten südlichen Rande der obersten Bergkuppe. Die Aussicht ist die allermeiteste, die man sich denken kann; sie geht bis zu den Alpen, dem Schwarzwald, dem Odenwald und dem fränkischen Hügelland. Am treffendsten schildert wohl die Eindrücke, die der Wanderer an dieser oben und traurigen, aber doch gewaltig fesselnden Statte erhält, der tübinger Chronist, Professor Martin Crusius, der im Jahr 1588 mit seinen Söhnen und zwei Freunden den Berg erstieg. „Lieber Gott,“ so schreibt er u. A., „soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem solchen Anblick gediehen sein? Alles ist verschwunden, wie ein Rauch; Alles ist hinweggestogen, wie ein Vogel. Wir waren bei zwei Stunden auf dem Berg und betrachteten Alles steißig. Da erbarmte uns des menschlichen Elends, daher ich auch das Lied gesungen: ‚Mag ich Unglück nit widerstan‘ und M. Eusebius Stetter schrieb, anstatt eines Abschieds, sein Feuerrohr über die Mauer ab.“ — Schon 1471 wird das Haus Hohenstaufen, damals in öffentrechtlicher Pfandschaft, „als an Mauern und Dächern gar schädlich brechshaft“ geschildert. Später kam Berg und Schloß in württembergischen Besitz. Im Bauernkriege trübte dieselbe Rotte, die Lorch und das Wäschenschlößchen verbrannt hatte, auch vor die alte Kaiserburg. Drinnen lag Michael Reiß von Reißenstein auf Filseck mit 32 Mann. Als die Bauern zu schießen begannen, warf Herr Reiß denselben die Schlüssel zu und entwich. Darauf wurde die Burg eingeäschert. Seine Steine wurden später zum Bau des herzoglichen Schlosses in Göppingen verwendet. Dieß ist der Ursprung des Hauses Hohenstaufen.

— Mag ich Unglück nit widerstan. —

Durch einen langen Erdrücken mit dem Staufen verbunden, erhebt sich der auch zwei Kuppen bestehende Rechberg. Die niederere trug bis zum 6. Januar 1865 die Stammburg des erlauchten gräflichen Geschlechtes der Rechberge.*) Am genannten Tage fiehlig der Blitz in das Schloß. Weit in's Land hinaus leuchtete die Flamme. Wohl eilten die Bewohner der benachbarten Orte, die Feuerwehren aus Gmünd und Schorndorf, zur Rettung herbei. Aber es fehlte in dieser Höhe am Nöthigsten, was zum Löschen erforderlich ist: am Wasser, und die Burg, eine der ältesten und schönsten Schwabens, brannte bis auf die Grundmauern nieder. Ob die am Fuße des Berges, zu Donzdorf, residierenden Grafen sie wieder aufbauen werden, darüber ist zur Zeit nichts bekannt.

Eine große steinerne Brücke führt über eine Schlucht auf die hohere Kuppe, den sog. Kirchberg. Hier steht eine im 17. Jahrhundert von Graf Franz Albrecht von Rechberg erbaute Kirche mit einem wunderthätigen, aus Lindenholz geschnitzten Marienbilde. Die Aussicht ist von hier aus eben so großartig, wie auf dem Staufen, kann aber dadurch besser genossen werden, daß in dem neben der Kirche befindlichen Pfarrhause ein guter Tubus den Fremden zur Verfügung steht. Hat sich das Auge an der herrlichen Gegend satt gesehen, so hat man hier oben, nach der Mühe des Bergsteigens, Gelegenheit, sich auch leiblich zu laben. Der Pfarrherr ist nämlich jederzeit so eingerichtet, daß er die Hungrigen speisen und die Durstenden tränken kann, und mit besonderem Vergnügen

*) Jetziges Haupt der Familie, Standesherr und Besitzer der Grafschaft (in Württemberg 2½, in Bayern 1½ Quadratmeilen) ist Albert Graf von Rechberg und Rothenlöwen, Präsident der Kammer der Standesherren in Württemberg. Sein Bruder ist Graf Bernhard von Rechberg und Rothenlöwen, bis 1865 österreichischer Minister des Aeußern.

Digitized by Google

wird der Nichtwürttemberger die Bekanntſchaft eines im Lande hohen Rufes genießenden Bieres, des weiſſenſteiner, machen. Die an Staufen und Rechberg ſich knüpfenden Sagen vom Geiſterſtammchen, das nächtlich, beſonders im Herbſt, zwiſchen beiden Bergen hin und her wandelt, von der Schlacht im Chriſtenthal, in der ſich die Rechberg hervorthaun, und vom Klopferle, dem den Tod jedes Rechberg durch Klopfen vorher ankündigenden Hausgeiſte der Familie, laſſe ich der Touriſt an Ort und Stelle erzählen.

Jetzt ſteigen wir in nordöſtlicher Richtung hinab nach der alten ehemaligen Reichsſtadt Gmünd, deren aus dem Thale aufſteigende zahlreiche Kirchen- und Thorthürme ſchon lange unſere Aufmerkſamkeit erregten. Abgeſehen von den modernen Vorſtadten mit eleganten Privathäuſern, Fabriken, dem ſchönen Bahnhof ꝛc., hat dieſe alte Hohenſtaufenſtadt noch ganz das mittelalterliche Gepräge bewahrt. Ein Gang durch die belebten, teutſchen Straßen mit den alten Patrizierhäuſern, den Ecken in reichſter Gothik, den mehrfachen Thorthürmen und Mauern, der rührigen, gewerb- und induſtriereichen Bevölkerung gewährt viel Unterhaltung und Anregung. Von den Kirchen nennen wir beſonders die herrlich reſtaurirte Hauptkirche, deren Inneres namentlich eingehender Beſichtigung werth iſt. Die Lebhaftigkeit der Stadt, welche Sie einer bedeutenden Bijouterie-Induſtrie iſt, wird noch erhöht durch hier garniſonirendes Militär, das, was die Infanterie betrifft, das nahe Zuchthaus Gotteszell zu bewachen hat, während die Artillerie ihren Schießplatz in der Nähe alljährlich bezieht. Auf dem ſüdlich gegen die Stadt und die Remd abfallenden Ausläufer des weſtheimer Waldes liegt der vielbeſuchte Wallfahrtsort Sankt Salvator. Derſelbe beſteht aus zwei in den Felſen gehauenen Kapellen, die den erſten Chriſten der Gegend als Zuflucht vor den Verfolgungen der Heiden gedient haben ſollen. Später habe ein Einſiedler die Höhlen als Kapellen benützt. Urkundlich aber gehört die Erbauung der jetzigen Kapellen mit den hinanführenden Leidensſtationen dem Jahre 1616 an. Jetzt noch werden wöchentlich fünf Meſſen geleſen und ſteht St. Salvator bei den Gläubigen der ganzen Umgegend in hohem Anſehen.

St. Salvator bei Gmünd. Nach Skizzen von J. J. Breck. (S. 306.)

Damit wäre nun unſere erſte Tour nach der ſchwäbiſchen Alb geſchloſſen. In kaum $1^1/_2$ Tagen haben wir eine Gegend kennen gelernt, die an landſchaftlicher Schönheit, an Großartigkeit der Gebirgslinien und Ausblicke ihresgleichen in Württemberg ſucht. Was aber mehr iſt: unſere Hände haben die Mauern berührt, die dem hohenſtaufiſchen Löwen zur Wiege dienten, unſer Fuß hat die Stätte betreten, von welcher aus er ſeinen Zug begann, der ſo gewaltig war, daß die Welt erzitterte, und überall, wohin wir blicken in dieſen gottgeſegneten Gau, tönt der ſtolze Ruf: «Ilic transibat Caesar».

(Schluß folgt.)

Wallfahrtskapelle auf Hohenrechberg. Nach Skizzen von J. J. Breck. (S. 308.)

Medea.

- Novelle von Marie Giese.

(Fortsetzung.)

XI.

Die Jalousieen im ersten Stockwerk des Gasthauses Belvedere waren niedergelassen; die alte Fassion schlief in ihrem verdunkelten Zimmer einen kleinen Rausch aus, den sie sich durch Peter Iwanowitsch's Schnaps zugezogen hatte, wie sie ihrer Kammerfrau versicherte, die sie auf einem Divan zur Ruhe brachte. Der Russe nichte in einer Sophaecke des Salons; er hatte bei der Tafel eine merkwürdige Lustigkeit an den Tag gelegt und mehr als eine Flasche getrunken.

Gegen fünf oder vier Uhr öffnete sich die Thür, welche aus dem Boudoir auf die Terrasse führte, und Medea trat vorsichtig hinaus und schlug den Weg nach Unterfeen ein; nicht die herrliche Nußbaumallee, sondern einen der vielen anmuthigen Pfade, die zwischen Gärten und Hotels hindurch nach dem Orte führen. Die Hitze war so stark, daß sie keinen Shawl über ihr schwarzes Gazekleid geworfen und den runden schwarzen Strohhut, an dem eine Granatblüthe wie eine Feuerflamme leuchtete, tief in die Augen gezogen hatte. Anfangs ging sie langsam und wich schon von Weitem den wenigen Spaziergängern aus, doch in der Nähe der Brücke beschleunigte sie ihren Schritt und erreichte in fünf Minuten das Gärtchen mit den gelben Rosen und den bunten, in der Sonne herbstlich duftenden Blumenbeeten. Leise drückte sie im Vorübergehen das Pförtchen auf und huschte hinter den Jasminstrauch am Zaune. Das Fenster stand offen und das Zimmer war leer, wie sie von ihrem Versteck aus sah. Mit zitternder Hand zog sie ein Billet aus ihrem Busen. Es hatte die Aufschrift: „An Therese.“ Die Handschrift war Werner's. Sie entfaltete das Blatt, ließ die Augen darüber hinfliegen und las folgende Worte:

„Geliebte, dem Bündniß zufolge Herzens droht Gefahr. Ich beschwöre Dich, eile auf den nächsten Weg zu den Dei, wo wir gewohnt sind zu losen. Mit brennender Ungeduld erwartet Dich Werner.“

„Die Fälschung ist gelungen, — ein Betrug, um den Betrüger zu entlarven oder seine Unschuld zu beweisen. Gewißheit, Gewißheit, oder ich sterbe! Mein Zweifeln muß enden, sonst komm' ich um meinen Verstand. Schnell — schnell! Alle Heiligen des Himmels, steht mir bei! Lust zu Mognib gelungen!“

Sie faltete das Papier wieder zusammen, warf durch die grünen Blätter des Strauches noch einen Blick nach dem Fenster, schlich in den kleinen Garten und warf das Billet auf das Arbeitstischchen des jungen Mädchens. Dann stürzte sie in ihren Schlupfwinkel zurück und starrte hinüber, bis ihre Sehnerven anfingen zu schmerzen und schwarze, feuerumflammte Flocken vor ihren Augen tanzten.

Der Himmel begann sich zu verdunkeln und ein grauer, rauchähnlicher Dunst erfüllte die Luft, während die Schwüle sich steigerte und selbst das leiseste Säuseln der Blätter in todte Ruhe überging. Endlich hörte sie ein Geräusch im Hause; das offene Fenster begann sich vor ihren Augen zu drehen, doch war es ihr, als ob eine kleine weiße Hand nach der Wolle von Spitzen taste. In der nächsten Minute erschall ein Aufschrei, ein Ton, der einem halbunterdrückten Hülferuf glich. Dann bewegte sich ein flüchtiger Schritt bald hier bald dort im Hause; jetzt wurde die Hausthür heftig geöffnet und das junge Mädchen erschien. Ein dreieckig zusammengelegtes weißes Musselintuch verhüllte ihren Kopf, und als sie den Fuß auf der Pforte setzte, zog sie es tief in die Augen. Ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen, eilte sie durch ein schmales Gäßchen, eine Art Hecteweg, nach der Hauptstraße von Unterseen. Langsam, aber mit großen Schritten folgte ihr Medea. Ihr Auge haftete auf der Gestalt, die mit der Flüchtigkeit und dem sicheren Fuß der Gazelle ihren Weg verfolgte. Jetzt verschwand das weiße Tuch hinter der leichten Biegung der Straße; die Verfolgerin verdoppelte ihren Schritt, bis es wieder vor ihr leuchtete. Die Wiese war flach und kahl; ein Blick rückwärts mußte der Fliehenden zeigen, daß man ihrer Spur nachjog. Die Prinzessin sah sich gezwungen, auf der Fahrstraße zu bleiben, die von einzelnen Fußgängern und Wagen belebt war. Nach dem See! hieß die Losung.

Es begann zu dämmern und eine unheimliche Stille brütete in der heißen Luft; die Bergkette, welche sich jenseits des Stromes hinzieht, ragte in so ungewöhnlicher Nähe empor, daß Nadine einen alten Fischer, der mit einem Kober auf dem Rücken sie einholte, verwirrt ansah und ihn fragte, ob es der richtige Weg nach Neuhaus sei.

„Gewiß,“ erwiederte er, „die Häuser dort zwischen den Bäumen sind Neuhaus, aber die Dame beeilte sich umsonst dahin, denn da ein Unwetter heraufzöge, ginge das Dampfschiff heute Abend auf keinen Fall.

„Ein Unwetter!“ schrie oder lachte sie ihm in's Gesicht.

„Ja, ein Unwetter, ob sie es nicht sähe?“

Aber sie hatte ihm schon den Rücken gekehrt und eilte vorwärts, als fürchte sie, von dem Donner und Blitz überfallen zu werden. —

Auf dem Landungsplatz ist es einsam, nur der Obenleyer des Dampfbootes und ein Arbeiter stehen auf dem Deck, beschäftigt, die letzten Stühle in die Kajüte zu tragen. Nadine glaubt das Wort Sturm und Gewitter zu hören, während ihr Auge am Ufer umherspäht. Zwischen Neuhaus und Weissenau auf einer kleinen Landzunge, die sich scharf abgegrenzt in den See hineinstreckt, steht ein Fischerhaus. Sie schlägt den Fußsteig ein, der dahin führt. Unter den Zweigen am Giebel der Hütte schimmert etwas Weißes; es nähert sich dem Rande des Wassers, auf dem wie ein schwarzer Schatten zwei Kähne liegen. Im Nu ist die Kette des einen vom Pfahl gelöst, doch ehe das junge Mädchen in das Fahrzeug springt, wirft es sich am Ufer auf die Kniee und streckt die Arme zum Himmel empor. In der nächsten Minute stößt das kleine Boot vom Lande. Ein hohnisches, nein, ein Lachen der Verzweiflung erdönt aus dem Gebüsch in der Nähe der Hütte und des Unterstabes.

„Glückliche Fahrt und grüße Deinen Liebsten!“ — „Deinen Liebsten!“ hallte das Echo zurück. Der Schall ihrer eigenen Stimme flößte ihr Furcht ein und sie verstummt. Sie wirft einen scheuen Blick umher und sieht den alten Fischer, der ihr auf der Landstraße begegnete, mit den Geberden des höchsten Schreckens nach dem Unterplatz seiner Boote rennen.

„Grundgütiger Gott, steh' mir bei, daß das wahnwitzige Kind mein Ansen hört! Holla ho! Zurück! Thereſina! Holla ho!“ Er trocknet den Schweiß von seiner Stirne und sammelt sich, um Athem zu holen. „Komm' zurück! — zurück!“ ruft er noch einmal mit der äußersten Anstrengung seiner Stimme. Dann sinkt er die Hände sinken und schweigt.

„Hat es Gesahr mit der Ueberfahrt?“ fragte eine dumpfe Stimme neben ihm. Der alte Mann fuhr erschrocken zusammen. Er erkannte die Fremde, die ihn vorhin nach dem Liebsten gefragt hatte.

„Wie kommt Ihr hieher und was wollt Ihr?“

„Ich habe mich beim Spazierengehen verirrt,“ sprach sie mit einem irren, ärgilitigen Lächeln. „Die Gegend ist so malerisch; ich liebe diesen See. Was saget Ihr vorhin vom Wetter?“

„Ehe Ihr denn nicht, daß Sturm im Anzuge ist? In den Schluchten jenseits des Wassers rollt schon der Donner!“

„Und sie?“ — hat es Gefahr!“ fragte sie und deutete nach dem Boot, daß sich immer weiter vom Ufer entfernte.

„Wenn Gott kein Wunder thut, ist sie verloren!“ Er murmelte ein Stoßgebet und legte dann die Hand über die Augen, um den Bewegungen des Kahns zu folgen.

„Der See ist ruhig und das Ufer, nach dem sie steuert, liegt nicht weit entfernt.“

„Eine halbe Meile; das weiß ich besser als Ihr.“

„Es scheint sehr nahe; man sieht sich die Fenster des Hauses drüben.“

„Zum Unglück! Wenn die Ufer so dicht zusammenrücken, kommt ein fürchterliches Wetter herauf. Das unglückliche Geschöpf hat sich nicht auf die Anzeichen verstanden. Was mag es bisher getrieben haben? Ich hab' sie nie hier am Ufer gesehen. Gnade Gott der armen Mutter! Sie sieht das Kind nicht wieder!“

„Das Kind?“

„Nun ja, weil sie so gut und unschuldig ist, sag' ich das Kind. In ganz Interlaken und Unterseen zusammen findet Ihr kein Mädchen wie sie. Ihre Mutter ist 'ne arme Wittwe, aber sie nähren sich ehrlich.“ Und er nahm die Mütze vom Kopf und murmelte ein zweites Gebet.

„Ha, ha, ha!“ lachte die fremde Gestalt neben ihm, das es gellend über das Wasser hallte. „Und das Unglück bricht doch herein!“

In die wilden Töne mischte sich das erste Grollen des Donners. „Hört Ihr es, Alter? Das Unglück ereilt sie Beide, ihn und sie, Beide!“

„Hilf Himmel, weib' ein Weib!“ murmelte der Fischer und betrachtete sie erschrocken von der Seite. Ein Lächeln zuckte um ihre blassen Lippen, die schwarze Iris ihrer Augen stedmte ein Licht aus, vor dem der Mann sich entsetzte. So lächelte einst Medea, als sie Kreusa in Jason's Armen sah; diesen Blitz schoß ihr Auge, als sie den Fluch über das Haupt des Verräthers herabrief.

„Warum lacht Ihr an dem Grabe eines armen Geschöpfes, das Euch nichts zu Leide gethan hat?“ stotterte der Alte und trat einige Schritte zurück.

„Wer hat gelacht? Ich nicht! Das lügt Ihr, auch Ihr lügt, wie die ganze Welt. 'S ist eine tragische Geschichte, das sag' ich Euch! Holla ho! Zurück! zurück! Laß ihn fahren dahin, es bringt Ihr keinen Gewinn, er ist ein Teufel, wie sie Alle sind! Zurück!“

„Es muß eine Wahnsinnige sein, die ihren Wachthorn davongelaufen ist,“ sprach der Schiffer zu sich selbst.

„Da, da! seht Ihr's?“ rief sie, als ein fahler Blitz über das Wasser zuckte.

Digitized by Google

Regungslos und träge, wie eine ungeheure Masse grauen, geschmolzenen Bleis, lag der See da, und kleigrau, wie er, spannte sich der Himmel über ihm aus. In der dunstigen Atmosphäre riesenhaft groß erscheinend, gleich lotosblatten Thürmen einer räthselhaften Stadt, stiegen die Berghippen und Hörner an seinem Ufer empor. Selbst der lauterer Schneeglanz der Jungfrau und des Silberhorns war von einem unreinen Hauch angestogen; um die Gipfel des Eigers und Mönchs flatrte eine trübe, schneckenfarbige Lohe. Aus den Schluchten neben der Blümlisalp und dem Stoffelberg rollte der Donner langsam anschwellend hervor und verhallte rollend über dem See. Kein Windzug, kein Gekräusel des Wassers hob die grauenvolle Stille und Oede der langen Pausen. Plötzlich verschoß sich das Grau des niederhängenden Himmels, und von dem Bateneberge ausgehend, der sich wie ein Riesenarm in den meilenweiten Spiegel des Sees erstreckt, stürzte eine Woge sich blutigrauch, Bräunlich und violett sich ihr Wiederschein auf das Wasser. Ein breiter Streifen, im tiefsten Blau des Ultramarins schimmernd, zog sich von der Spitze des Borgeberges deutlich in einem Bogen nach dem südöstlichen Ufer.

„Der Sturm! Seht Ihr ihn?“ schrie der Fischer und deutete auf eine schwärzliche, zitternde Linie, welche den See von einem Ufer bis zum andern durchschnitt. Hinter dieser Linie schwankte und rauschte das Wasser in turzen, schäumenden Wellen, die einander wie riesige Blasen überstürzten, und langsam aber gleichmäßig vorrückten; der größere Theil des mundlichen Seebeckens war noch glatt wie ein Spiegel. In den oberen Luftregionen ließen sich hin und wieder schnelle, zerzackmige Blitzstöße hören, doch keiner von ihnen erreichte die immer noch tief bolligrende Wasserfläche hierselbst der regelrechten, zitternden Wellenscheide.

„In zehn Minuten ist der ganze See toll! Barmherziger Himmel, mach' es kurz mit ihr!“ rief der Fischer und trat bis auf die äußerste Spitze der Landzunge.

Nadine war mit einem Sprunge an seiner Seite: „Was gibt es hier zu beten und zu schreien? Seht Ihr nicht, daß sie das Ufer beinah erreicht hat? Ihr Liebster steht am Strande und winkt ihr, daß gibt den Armen Kraft. Seht, wie das Ruder siegt! Gott schützt die Unschuld und die Liebe! Ja, ja, der liebe Himmel zeigt einmal, was er kann! Ha, ha, ha!“

In dem blauen und violetten Schein, der von der Welle auf das Wasser fiel, erblickte man das Boot, doch es schien sich nicht zu bewegen, sondern auf ein und demselben Punkt zu haften; das weiße Tuch des Mädchens spielte in einem magischen Schimmer von Azur und Grün, ihre Gestalt verschwamm im Duft des Wassers und der Luft. Jetzt begann das Fahrzeug zu schwanken; der alte Mann zog seine Mütze über die Augen und ging in das Haus.

Nach einer oder zwei Minuten rief er aus einer Bodenluke, deren höhlernen Boden er verschließen wollte, der Fremden einige Worte zu, und bedeutete ihr durch ein Zeichen, in die Hütte zu kommen. Sie hörte es nicht. Trällernd sang sie im Ton eines albernen Kindes ein Lied und schwang ihr weißes Taschentuch wie zum Gruß über das Wasser hin.

„Zecken, Schnecken,
Durch die leichteweiche Flut,
Bieget, süße Wellen,
Ihr der Sterne gott'ner Glut,
Töne, Liedchen, durch die Nacht,
Wo die Liebe harrt und wacht.
Liebe steht am Strande,
Reichend eilte sie herzu! — —“

Ein Krachen und Brausen in der Luft schnitt ihr das Wort auf der Lippe ab. Es war, als führen rasende Wirbel aus allen Richtungen der Windrose auseinander los, um einen wahnsinnigen Tanz aufzuführen; das Wort Sturm ist nicht ausreichend für diese Naturerscheinung. Selbst den Donner verschlang sich. Pfeifen, Heulen, Pfeifen und Poltern.

Nadine stand auf der Landzunge und stierte in den Strudel der Wogen zu ihren Füßen; der Sturm hatte das weiße Tuch, mit dem sie winkte, aus ihrer Hand gerissen und sie sah es über dem wüsten Wasserschwall flattern.

„Möven!“ murmelte sie heimlich. „Ah, ja, Möven bedeuten Schiffbruch. Er liebte das Gedicht — aber nur den Abschnitt, der von dem schönen Weib handelt! Den Schluß lasen wir nie! Hoffnung und Liebe, Alles zerträmmert! Und ich selber gleich einer Leiche, die grollend ausgeworfen das Meer, lieg' ich am Strande. — —

„Ja, ja, ich komme schon und die Polizei kann mir gar nichts anhaben! Ihr könnt es glauben, Gott belohnte die Liebe und die Treue!“ Der Fischer war wieder herausgeeilt und rief ihr in die Ohren, sie solle in die Hütte flüchten. Sie folgte ihm und setzte sich in einen Winkel am Kamin, den er ihr bezeichnete.

„Ihr dürft aber nicht singen oder lachen, meine Frau liegt krank im Bett,“ sagte er mit halber Stimme.

„Sei! Sei! kein Wort,“ erwiderte sie noch leiser, „es ist unser Geheimniß.“ Und sie legte den Finger auf die Lippen. Er verschloß Fenster und Thüren und setzte sich in einen Winkel, von dem aus er sie Meile beobachtete. Sie hatte sich an die Wand gelehnt und schien schlafen zu wollen, denn sie regte kein Glied und ihre Augen waren geschlossen. Als er sah, daß sie völlig ruhig war, nahm er eine wollene Decke, die an einem großen, holzernen Nagel an der Thür hing, legte sie in einen Ballen zusammengewickelt auf die holzerne Bank in seinem Winkel und streckte sich auf derselben aus.

Draußen war es finster geworden und der Aufruhr in Luft und Wasser wahrte fort. Der Wind dachte im Schornstein und rüttelte an den Dachziegeln, daß klatschte der Regen auf sie herab und rann in Strömen aus den Rinnen von First und Gallerie. Das Brausen des Sees glich dem Brausen der Meereswogen, nur war der Klang schärfer, schneidender, nicht so feierlich und langgezogen. Nach einer Stunde ließen Blitz und Donner nach, während die Wellen ihre Wasserkraft in den See ergossen. In der Hütte war es still; die Gestalt am Kamin saß wie ein Steinbild da, der Fischer und seine Frau schliefen. — — —

Beim ersten Dämmern des Morgens erhob sich der Alte von seiner Bank. Er rieb sich die Augen, da er das Fenster nicht deutlich erkennen konnte. Die Fremde in dem schwarzen Kleide stand davor und blickte auf den See hinaus.

„Wollt Ihr schon gehen? Es tagt ja kaum?“ fragte er sie. Die Gestalt fuhr zusammen und lehnte langsam nach dem Kamin zurück. Er näherte sich ihr und wiederholte seine Frage.

„Nein,“ sprach sie mit eintöniger Stimme, „laßt mich hier ruhig sitzen und schlafen.“

Er ging nach der Ecke, in deren Dunkel das Bett seiner kranken Frau stand. Nadine folgte ihm heimlich mit gespannten Blicken und hörte, daß Beide mit einander flüsterten. Was die Kranke sagte, blieb ihr unverständlich, doch entging ihr keines von den Worten des Alten.

„In einer Stunde ist der See ruhig und ich fahre hinüber, um nachzusehen, wie es steht. Hat sich ein Unglück ereignet, so kommt ich vor Mittag nicht wieder, sondern rudere nach Neuhaus und geh' von dort nach Interlaken, um es der Mutter zu sagen.“ Hier unterbrach ihn das unverständliche Geflüster der kranken Frau. „Ja, ja; verlaß Dich d'rauf, ich laß Dich nicht mit ihr allein im Haus,“ fuhr er fort, „es scheint nicht richtig mit ihr zu sein.“

Er ging hinaus und schöpfte das Wasser aus seinem Boot, gab den Ziegen ihr Futter und kehrte darauf in die Hütte zurück. „Trinkt, wenn's Euch gefällig ist,“ sprach er und stellte ein Töpfchen Milch auf die Kaminplatte. Sie schüttelte mit dem Kopf und schauerte zusammen wie vor Frost. „Soll ich Feuer anzünden?“ fragte er.

„Nein, ich wünsche nichts weiter,“ sprach sie matt und laut.

Der Alte verzehrte sein Frühstück und winkte ihr dann, ihm aus der Hütte zu folgen. Sie sah ihn fragend an.

„Es ist Niemand drinnen, als meine kranke Frau; ich muß die Thüre verschließen.“

Sie stand auf und wankte hinaus. Eine blaßliche, verdrossene Luft lag über dem See, der immer noch zitterte und brodelte und sich in unregelmäßigen Schwankungen hob und senkte. Moose und Rauken, die noch nie das Licht des Himmels gesehen hatten, tänzelten abgerissen auf den Wellen und ein silberglänzender Fisch lag auf einem Binsel grüner Seemoose am Rande der Landzunge.

In einiger Entfernung vom Strande zeigte sich schon wieder ein Schein der glasgrünen Farbe, die diesem schönen Gewässer eigen ist. In einer weiten Schlucht, die sich auf den See öffnet, schwebten leichte, von mattem Sonnenglanz durchschimmerte Nebel und zogen wie goldene Florschleier dem Wasser zu. Hin und wieder schoß ein Sonnenstrahl pfeilschnell durch diese phantastische Gewoge von Wasser, Duft und klarer Luft, und hoch über dem See entblößte sich die glänzende Krone eines Schneeberges und sah stolz auf die Stätte hinab, wo die entfesselten Naturgewalten sich nach dem Kampfe der Nacht besänftigten und Frieden machten. Nadine ging mit raschlosem Schritt auf der Landzunge hin und her, während ihr Auge dem Boot des Fischers folgte, das langsam und sicher seinen Weg über die Flut nach dem Punkte des südöstlichen Ufers nahm, wo ein Haus aus dem Schatten der Bergwand mit ihrer Mimite deutlicher hervortrat. Endlich entschwand es ihrem Blick, und sie setzte sich auf einen Stein und stützte den Kopf in die Hand, bis er endlich wieder in der Ferne sichtbar ward. Nun stand sie auf und begann auf's Neue ihre Wanderung. Es kam allmälig näher, so nahe, daß sie die Gestalt des Fischers unterscheiden konnte. Aber nicht nach der Hütte zu lenkte er die Fahrt; nein, nach der Bucht von Beatenau, wo Neuhaus im Morgenlicht klar hervortrat. Es war kein Schrei, den sie ausstieß, als ihr diese Wahrheit nicht mehr verborgen bleiben konnte, nur einen matten, tiefen Seufzer und sie lehnte dem See den Rücken. Nicht weit von dem Fischerhaus, wo die Netze zu hängen pflegten, lagen mehrere niedrige Felsblöcke unter dem dunstigen Schatten dichter Tannenbäumen. Der eine bildete eine Art Dach, eine kleine Höhle, in der die Kinder des Fischers gespielt hatten, als sie noch

Digitized by Google

klein und unter dem Schutz ihrer Eltern waren. Dort suchte sie sich einen Platz, streckte sich auf den Boden hin, kämte den Kopf an die Steinwand und versank in Bewußtlosigkeit oder Schlaf. —

Nach einer oder anderthalb Stunden kam vom Laudungsplatz in Neuhaus ein Mann in langem Regenmantel und einer Pelzmütze auf die Fischerhütte zugeeilt. In der Nähe derselben stolperte er über einen Gegenstand, der auf dem schmalen Fußpfade lag. Es war Nadine's Strohhut mit der rothen Blume. Der Mann stieß einen lauten Schreckensruf aus und blickte sich, um ihn aufzuheben. Bei dieser Bewegung glitt sein Blick zufällig nach links, und er entdeckte einen halbnackten Arm, der hinter dem Vorsprung des feuchten Felsblocks hervorschimmerte. Er stürzte nach der Stelle hin.

„Jesus Maria!“ lallte er und kniete auf den Boden nieder. Eine Minute blickte er mit Entsetzen die regungslose Gestalt an und horchte auf ihren Athem. Dann strich er mit der Hand leise über ihre Stirn und nannte flüsternd ihren Namen.

Ein schwaches Lächeln glitt über ihre Lippen. „Werner, Werner!“ murmelte sie und schlug wie im zärtlichem Traum die Augen auf. Eine Sekunde betrachtete sie den Mann, dann drückte sie sich mit einem furchtbaren Ruf tiefer in die Felsnische und stieß ihn mit beiden Händen zurück. Es war das bleichgelbe Gesicht Peter Iwanowitsch's, welches sie vor sich sah.

„Werner! Werner!“ höhnte er sie und benutzte sich, sie von der Erde emporzuziehen. „Sind Sie wohnwitzig? Was wollen Sie hier?“

„Ich will allein sein,“ sagte sie und blickte durch die langen Strähnen ihres wirren Haars mit verstörten Augen zu ihm auf.

„Allein! Sie haben wohl den Weg zu dem Hause Ihres Liebsten verfehlt? Ihr Abenteuer scheint üble Folgen gehabt zu haben! Warum zogen Sie mich nicht lieber in's Geheimniß? Ich habe Ihnen ja schon lange angedeutet, daß Sie mit Ihrem Adonis von Plater schlecht fahren würden. Was soll nun auß der Sache werden? So reden sie doch endlich, damit man sieht, ob Sie den Verstand verloren haben oder nicht!“ Und indem er ihr diese Worte in's Ohr rief, rüttelte er sie unsanft am Arm.

Sie krümmte sich und sah heimlich zur Seite, ob eine Möglichkeit zur Flucht sei.

„Bleiben Sie, Prinzessin, ich beschele es Ihnen! Vergessen Sie nicht, daß Sie sich schon ohne meinen Schutzbrief Ihrer Liebesgeschichte lächerlich genug gemacht haben?“

Ein Blick des Abscheus und der Furcht war die einzige Antwort.

„Na,“ rief er und die entsetzliche Leidenschaft verlieh seinem Gesicht eine Energie, vor der seine angeschminkte slawische Häßlichkeit fast verschwand. „Ich weiß, daß Sie bis an's Ende aller Tage nichts von mir wissen wollen! Und doch,“ fuhr er zähneknirschend fort, „haben Sie bis jetzt trotz alles Suchens noch keinen gefunden, der ein Zehntel meiner Passion für Sie hat! Trotz alles Suchens keinen! Zuhörte halten Sie mir für jedes Liebesgeständniß gelten mögen, sonst nichts! Nun wissen Sie, wie es thut!“

Sie wandte sich stumm und starr von ihm ab und strich das Haar aus dem Gesicht. „Sind Sie einem Boot begegnet, Peter Iwanowitsch?“ fragte sie nun ihn an zu zittern.

„Nadine, was fehlt Ihnen? Heiliger Himmel, was geht Sie das Boot an?“

„Also nicht?“

„Ja, ich sah bei Neuhaus ein Boot mit einem alten Fischer anlegen,“ sagte er mürber, denn es kam ihm plötzlich im Ernst die Furcht, sie sei von Sinnen.

„So kommen Sie, Peter,“ flüsterte sie mit listigem Ausdruck, „wir wollen uns hinter den Steinen verstecken, daß er uns nicht sieht! Wenn er vorbei ist, stehlen wir uns sachte heraus und fliehen über die Wiese — Sie wissen schon! — nach dem Fahrweg, und von dort nach den Pyrenäen, und so immer weiter und weiter! Dann laß die Andern uns suchen, sie finden uns doch nicht.“

Der Angstschweiß trat Peter Iwanowitsch auf die Stirn, er faßte die Unglückliche an der Hand und zog sie mit sich fort.

„Nadine, sei ruhig; kein Mensch soll Dich anrühren oder ich erwürge ihn!“ In Neuhaus steht mein Wagen, der uns im Fluge nach Interlaken bringt, am Abend sind wir zwanzig Meilen und weiter von hier. Wir reisen, wohin Du befiehlst, ich bin Dein Sklave, ich lebe nur für Dich. Glaube mir, Du wirst es endlich einsehen, wer es am besten mit Dir meint. Das Leben ist noch lang, wir werden uns schon verständigen — — — — aber lassen Sie doch nicht so, ich kann ja kaum folgen —“ keuchte er atemlos.

„Schnell, schnell!“ rief sie und winkte ihm zu eilen; sie hatte kein Wort von seinen Reden verstanden.

„Nehmen Sie sich zusammen, daß die Domestiken nichts merken,“ flüsterte er; „es wäre schrecklich, wenn es ruchbar würde; hier ist der Wagen. So hören Sie doch!“

Sie antwortete keine Silbe, sondern stieg, ohne die Thüre eines Blickes zu würdigen, in den Wagen, und als Peter Iwanowitsch ihr dabei behülflich sein wollte, lehnte sie seine Dienstleistungen in heftigem Französisch ab. Es hülfte sich erleichtert. „Ihre gute Natur wird siegen,“ dachte er. „Veränderung des Schauplatzes ist jetzt das Wichtigste.“

Wie oder fünf Stunden später befand sich die russische Familie auf dem Wege nach dem südlichen Frankreich. (Schluß folgt.)

Heim als Student.

Von

Wilhelm Petsch.

Der Vater des „Reichsmarschalls der Doktoren“, wie der alte Blücher, der Haupt-Feldmarschall, den berühmten Heim nannte, war ein ehrsamer, schlichter Dorfpfarrer zu Solz in der Grafschaft Henneberg seligen Angedenkens, und, wie die meisten Landpastoren noch heutzutage, reich mit Kindern gesegnet. Trotzdem ließ er unter Noth und Entbehrungen, die er deshalb auch sich nehmen mußte, seine sämmtlichen Söhne studiren. Daß diese als Studenten bei der oft so leeren Kasse des Vaters kein flottes Burschenleben führen konnten, wie so viele Andere, die aus reichen Häusern kamen, daß jedoch auch sie in dieser Zeit der Jugend, der echten Lebenspresse, „wilde Blut hatten wie Einer“, das sind zwei selbstverständliche Thatsachen. Namentlich machte der Sohn Ernst, der später der berühmte „alte Heim“ wurde, und der zu Halle Medizin studirte, dem Vater viel zu schaffen. Es sind sür Bücher, für Tuter und Bälle, seine beneidenswerthen Jahre gewesen, und doch ist diese kollektive Studienzeit das schönste und interessanteste Kapitel seiner didaktischen Biographie.

Die Herren Studenten damals, heißen die Straße der kleinen Stadt allein gehörte, hielten bekanntlich etwas auf ihre Respektion, und da ist in Halle viel Tabak verpafft worden. So wurde denn unter diesen Verhältnissen der Tabaksschmuggel ein einträgliches Geschäft. Deshalb nahm die Regierung auch den Tabak in Monopol und verpachtete für eine erkleckliche Summe den Handel an französische Unternehmer. Da in den umliegenden Dörfern, wo dieß Monopol sortlief, der Tabak viel wohlfeiler war, und die lustigen Studenten gern Vorreisen nach den Nachbardörfern unternahmen, wo sie viel freier schalten und walten konnten, so liegt es auf der Hand, daß sie ihren Tabak dort einkaufen und mit Vorliebe denselben einschmuggelten. Es galt für eine Ehrensache, geschmuggelten Tabak zu rauchen, und auch Ernst Heim zahlte zu den Schmugglern.

Als er einst Tages mit lustigen Genossen im nahen sächsischen Dorfe Reideburg eingekehrt hatte, verkaufte er, wie Andere, ein Pack Tabak in seine tiefe Rocktasche. Doch beim Zechgelage wurde er festgehalten, im Thore auf frischer That ertappt, und aus dieser kleinen, unbedeutenden Geschichte, die für uns heut lächerlich klingt, erwuchs ihm eine ganze Tragödie. Die wenigen Pfennige, die er dabei ersparen wollte, kamen ihm theurer zu stehen und kosteten manchen Brief, manche Demüthigung und manche unruhige Stunde.

Die Tabaksschänder, sorglam für Monopol hielend, erhoben ein unächtiges Halloh und brachten die Sache vor den Senat. Ernst Heim bekam Klage und Verhör, und wurde, so schon tief in Schulden, ohne Aussicht, diese zu tilgen, zu 50 Thalern Strafe verurtheilt. Das Päckchen Tabak schmeckte recht bitter!

Was sollte er thun? Er geriet in Verzweiflung und schrieb an seinen Vater und an die Brüder die dringendsten Briefe, ihm Geld zu schicken und ihn zu retten. Da sah es im Pfarrhause zu Solz hoch aus. Das Geld war so schon knapp, und nun sollte der Vater für eine Dummheit so mir nichts dir nichts 50 Thaler hergeben, ein kleines Kapitel für solche Verhältnisse. Doch alles Bramnen führte zu keinem Ziele. Der Vater ging wieder, da seine Kasse Ebbe hatte, zu dem Herrn Scheele Hermann und borgte sich hundert Gulden.

Aber das Geld darf er dem leichtsinnigen Sohne nicht mit der Post schicken, das geht doch nicht — seine Glaubiger würden den Geldbrief sofort mit Beschlag belegen, und dann stiebe die Sache doch unrechtmäßig. Er packt also die 50 Thaler ein und schickt sie dem ältesten Sohne Ludwig in Meiningen, der die Universität hinter sich hat und stets ein solider, prächtiger Sohn war. Ludwig erhält den Auftrag, „wegen der weltverborgenen Sicherheit“ das Geld auch noch nicht direkt, sondern es erst dem zweiten Bruder Anton in Jena zuzusenden, „daß es in Halle auf der Post weder von dem Provisor, noch von den Kreditoren in Empfang genommen werde“. Ist die Sache nicht verjeckt? Als Vadung das Geld abgeschickt hat, thut ihm dieß sehr leid. Er, der bereits seit zehn Jahren seine Studien beendet hat und ein Erzphilister geworden ist, denkt sehr praktisch über den Werth des Geldes und über die Carcerstrafe, die den jüngeren Ernst nicht schlafen läßt. Er schreibt dem Anton nach Jena,

Digitized by Google

daß es doch eigentlich Unsinn wäre, das schöne Geld zu opfern, und daß Ernst sehr gescheidt thäte, die Strafe — abzusitzen, um so mehr, wenn der Caecer nur vierzehn Tage oder drei Wochen dauern sollte. Einmal mit seinen Gedanken auf diesem Wege, schickt er schnell einen zweiten Brief hinterdrein und verbietet Anton, dem Ernst das Geld überhaupt jetzt auszuhändigen.

„Ich würde mich jetzt mit kaltem Blute," schreibt er, „in ein ekelerregendes Caecer stecken lassen. Und wenn es auch alle Welt in seinem Vaterlande erfahren sollte, daß er um einer so nichtigen Ursache willen auf dem Caecer gesessen, so würde es ihm zu keiner Schande gereichen." Das Geld, einmal für Ernst bestimmt, soll ihm nicht entgehen — er soll es nur erst dann erhalten, wenn die Geschichte abgewickelt ist. „Wie wohl wird es ihm thun, hernach 50 Thaler zu haben!" Doch Ernst hat die Besürchtung ausgesprochen, im Falle der Nichtzahlung ein halbes Jahr Caecer zu erhalten. Der junge Sausewind, meint der Philister, steht wohl durch eine schwarze Brille; sollte jedoch seine Besichtigung sich bewahrheiten, nun, so möge der Medizinar, damit er seine Gesundheit nicht schädige, einfach — entwischen!

So hatte der arme Ernst Heim in Halle wohl schöne Rathschläge, doch kein Geld. Das lag in Jena. Bezahlen konnte er also die Strafe nicht, und in den Caecer oder fliehen mochte er nicht. In seiner Noth eilte er denn zu seinem Lieblingslehrer, zu dem Professor Niehty, bei dem er seines Talentes und seines Fleißes wegen in großer Gunst stand, und der dsthalb gern die tollen Streiche seines Schülers übersah. Professor Niehty war Hausarzt bei der sogenannten „Frau Marquisin", der Gemahlin des ersten Tabaksyächters, und mit dieser eng befreundet. Dieß wußte Heim und darauf baute er seinen Plan. Freilich war's ein saurer Gang, hinzugehen und Abbitte zu leisten. Doch was half's? Niehty nahm seinen Schüler sogleich bei der Hand, ließ sich bei seiner Freundin anmelden, stellte ihr seinen talentvollen jungen Freund vor und schilderte ihr höchst eindringlich die Noth des armen und doch so hoffnungsreichen Studenten. Heim hat ebenfalls, und seine schönen Augen wirkten bei der Frau Marquisin vielleicht mehr, als seine beredten Bitten und Schmeicheleien. Das Mittel, das Niehty vorschlug, wirkte prächtig. Die schöne, reiche Frau fühlte Mitleid mit Ernst Heim und versprach ihm ihre entschiedene Hilfe. Bald darauf nahmen die Tabaksyächter ihre Klage zurück, und die Sache war damit todt, Geldstrafe und Caecer drohten nicht mehr.

Als Ernst den Sinnen dieß jubelnd angezeigt hatte, schickte ihm Bruder Anton die 50 Thaler. Leider lag bei dieser Summe ein Brief des Vaters, der unsern Hallenser heftig erregte. Der einfache Dorfpfarrer zu Soly schrieb nicht in christlicher Milde, sondern seine Briefe waren „gepfeffert". In diesem Briefe hieß es: „Ich habe Dir 100 Gulden geschickt; Du bist so flegelhaft und schreibst nichts davon, viel weniger bedankst Du Dich. Du bist von Jugend auf ein leichtsinniger und liederlicher Mensch gewesen, und wie man sonst hört, ist Deine Haushaltung sehr unordentlich. Du hältst nichts zu Rathe. Du hast mir im abgewichenen Jahre einen Brief voller Aufschneidereien geschrieben. Von dergleichen Zeug wird meine Seele matt."

Es ist nicht nur interessant, daß in diesem Tone ein „Diener des göttlichen Wortes" schreibt, sondern es ist auch zu beachten, daß der Vater dem Sohne Unrecht thut; Ernst Heim verdiente diese Vorwürfe nicht. Als er diese „Lobrede" das erste Mal las, da weinte er. Dann setzte er sich hin und schrieb dem Bruder Ludwig, den sie den „Advokaten der Familie" nannten. „Mein Vater," schrieb der Student, „muß mich ja für den gottlosesten Menschen ansehen, indem er mir nicht das Geringste mehr glaubt. Wahrlich, dieß geht mir nahe und zwingt mich, meinen Zustand zu bewinnen."

Es dauerte jedoch nicht lange, so wußte sein unverwüstlicher Humor diese Thränen wieder zu verwischen, und Ernst Heim zählte auf's Neue zu den lustigen Studenten. So ging denn auch für ihn die Studienzeit zu Ende.

„Ich habe neulich zweimal öffentlich opponiret," schreibt er seinem Lieblingsbruder Anton. Er hatte sich dazu kostlich herausgeputzt, „wohl zwölf Locken auf jeder Seite", mit schwarzen Atlasshosen und seidenen Strümpfen, den feinen Hut nachstehmäßig unterm Arme. „Meine Kleidung und Putz betrug Summa Summarum aller Summen 144 Thaler 21 gute Groschen. Hast Du also bisher eine geringe Meinung von mir gehabt, so stelle Dir nun Deinen Bruder in diesem Pump vor, und dazu seine ernsthafte Miene — welche Liebe, welche Hochachtung mußt Du empfinden! Ja, Du kannst ihm Deine völlige Bewunderung nicht versagen!"

Indem er in diesem langen, drolligen Briefe seinem „Herzensbenber" Anton die Posten und Kosten des Pump-Pomps einzeln aufführt, ist die eine Bemerkung höchst interessant. Es heißt da: „Ein vortrefflicher Oberhemd, schön und lieblich, 5 Thaler," und mit schalkhaftem Humor setzt er hinzu: „Ein Unterhemd, mein eigen, ziemlich durchlöchert und gut, in die Papiermühle zu wandeen — 2 gute Groschen!"

Trotzdem er mit der erst so „fatalen" Tabaksgeschichte 50 schöne Extrathaler „erpreßt" hat, muß er doch sehr bald wieder um eine neue Sendung den Vater bitten. Er spricht ihn um 40 bis 47 Thaler an. Damit seine Bitte auch fruchte, wendet er sich an den Advokaten und erfucht diesen, seine nothwendige Sache zu befürworten. Bruder Ludwig thut dieß sie den „bedrängten" Ernst. Da rückt denn auch der Vater auf's Neue mit Geld heraus. Allein statt der erbetenen, nothwendigen und genau verrechneten 47 Thaler bringt die Post ihm nur 27 Thaler, und für die fehlenden 20 Thaler liegt ein Begleitbrief bei, der noch gröber ist, als die früheren. Der arme geplagte Dorfpfarrer kann das Knurren nicht lassen. Waren seine Klagelieder wie seine Briefe, so müssen seine Predigten an seine Bauern Originale gewesen sein, Predigten voll von „göttlicher Grobheit". Der väterliche Brief lautete einfach: „Machst Du Schulden, so bezahle sie auch, und wo Du es nicht kannst, so lasse Dich nach Spandau in die Karre bringen und sieh, wie es thut!"

Dabei verbot er ihm streng, noch ferner an ihn zu schreiben. Ein gleiches Verbot teat auch den Anton in Jena.

Diesmal weinte Ernst Heim nicht mehr, wie das erste Mal. Er steckte die abschlägigen 27 Thaler achselzuckend in die Tasche, und da er dem Vater nicht mehr schreiben sollte, so schickte er seinem „besten, liebsten Anton" einen Brief — eine köstliche Antwort auf die Grobheit des Vaters. Ernste Leser werden, wie Philister Ludwig, seinen Humor leichtsinn schelten. Er schreibt Halle, 13. 11. 1768: „Drücken die Schulden in Jena auch so wie in Halle? O, verdammte Schulden, verwünschte Skkaverei! Du hast ihrer wohl auch so viele wie Haare auf dem Kopfe! Doch wer kann es ändern? Wir können nichts thun, als bergleichen noch mehrere machen!" —

Dieß ist entschieden eine interessante und lehrreiche Episode aus dem Studentenleben des Mannes, den sein Vater schon in der Strafkingsjahre zu Spandau tarrend erblickt, und der trotz alledem eine populäre, geschichtliche Person Berlins und Preußens, der weltberühmte Arzt wurde! Er, der verloren gegebene, übereifrakt alle andern Heimö, wie die Sonne die kleinen Sterne.

Rösselsprung.

le	uns-	chen	reh	doch	ihm	er	ma-
hisch	ches	ab-	den	jagt	spielt	Klee	im
ver-	biete	wohl	mann-	hes	grü-	he	jetzt
mann-	des	ein	er	kann	gen	hein	nen
ging	letzt	doch	mög-	wohl	wild	Heim	ja-
hole	blickt	in	ter	ging	gerad-	mal	es
ein	wald	ein	wie	ein	wag	der	bös-
er	er	ab-	den	mann	im	flü	einste

Auflösung des Rösselsprungs Seite 288:

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelt Du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur Dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eigned Herz erschüttert.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 27. Stuttgart und Leipzig.

Im Franziskanerthurm.

Erzählung
von
J. D. H. Temme.

1.

Der junge Assessor Rudolph Schröder sah endlich die beiden Thürme seiner Vaterstadt. Er kam aus dem Gebirge, von der Eisenbahn, die an der anderen Seite der Bergkette lief. Die Bahn hatte ihn aus der fernen Stadt hergeführt, in der er seit einiger Zeit angestellt war; auf der letzten Station hatte er einen Miethwagen genommen, der ihn zu der zwei Meilen entfernten Heimat brachte.

Er war seit zwei oder gar drei Jahren in der Heimat nicht gewesen. Er war ungeduldig, sie wiederzusehen. Er fand dort eine alte treue Mutter, die während seiner Abwesenheit Wittwe geworden war; eine Schwester, deren aufopfernde Liebe den Leichtsinn seiner Jugend vor mancher Ueberschreitung bewahrt, vor mancher nachtheiligen Folge geschützt hatte, endlich eine geliebte Braut, die er freilich erst vor sechs Wochen verlassen hatte. Er sehnte sich nach ihnen Allen, nach dem kleinen Orte, der sie ihm Alle barg.

Da hatte der Wagen die Höhe des Gebirges erreicht; die weite Thalebene lag schön in dem reichen Schmucke des Herbstes vor ihm, gleich unten, fast am Fuße des Berges, die Vaterstadt selbst.

Sie war ein kleines Landstädtchen, mit freundlichen Straßen und Häusern, manches der größeren Häuser von Garten- und Obstland um-

Im Franziskanerthurm. „Und Sie, Sophie — o, sei ich Ihnen eine liebe Schwester!“ Originalzeichnung von Ludwig Pfister. (S. 336.)

geben. Aus ihrer Mitte ragten hoch zwei Kirchthürme empor, ein weißer, zu der Pfarrkirche gehörig, und der alte graue der Franziskanerkirche. Auf den weißen Thurm der Pfarrkirche richtete der Blick des jungen Assessors sich zuerst, in seiner Nähe wohnte seine Mutter und Schwester. Seine Augen suchten dann weiter; sie streiften dabei den grauen Franziskanerthurm; über die Dächer des Assessors flog ein leises Roth; eine Erinnerung drängte es wohl hervor; der Blick eilte vorüber; die Erinnerung stehte ihm dennoch zu dem alten grauen Thurme zurück; ein Druck schien sich plötzlich auf seine Brust gelegt zu haben; er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen; es wurde ihm wieder leichter. Ein hohes, schönes, weißes Gebäude zeigte sich ihm am Ende der kleinen Stadt; es war das Amthaus; dort wohnte seine Braut; er schaute mit Glück, mit Sehnsucht hin, mit dem Glücke und der Sehnsucht der Liebe.

Nach einer halben Stunde hatte er die Stadt erreicht.

Er fuhr an seinem elterlichen Hause vor. Man hatte ihn darin erwartet.

Die Schwester kam ihm entgegen. Sie war älter als er. Sie war stets seine Freundin gewesen, seine ernste, aber liebevolle, fast mütterliche Freundin. Sie hatte neben fast strengen Begriffen von Rechtschaffenheit, Tugend und Sitte ein weiches, sanftes Herz.

Sie lebte allein mit der alten und gebrechlichen Mutter zusammen, deren treue Pflegerin sie war, und mit der sie früher viele Jahre lang die Pflege des kränklichen Vaters getheilt hatte.

Sie hatte dem Bruder einige Worte zu sagen, bevor er die Mutter sehe.

„Dein Verhältniß mit der Wilhelmine Hausen ist abgebrochen, Rudolph! Völlig, Rudolph?“

Er wurde doch wieder roth, wie vorhin, als er den grauen Franziskanerthurm sah.

„Wie kannst Du fragen, Sophie!“

„In welcher Weise?“ fragte sie noch.

„Nachher! Laß mich jetzt zur Mutter!“

„Noch Eins. Weiß Deine Braut davon? Ich habe nie mit ihr darüber gesprochen.“

„Daran hast Du wohl gethan.“

„Sie weiß also nichts?“

„Nein!“

Die Stirn Sophiens umwölkte sich doch.

„Rudolph, thatest du wohl daran, es ihr zu verschweigen?“

„Ich werde ihr noch heute Alles sagen!“

„Wirst Du? Ist es nicht ein flüchtiger Einfluß?“

Seine Miene zeigte einen leisen Unwillen.

„Sehen wir, Sophie!“

Sie nahm herzlich seine Hand.

„Rudolph, Du machtest mir früher manche Sorge. In neuerer Zeit hast Du uns nur Freude bereitet. Werde nicht wieder leichtsinnig!“

Er drückte ihre Hand warm und ehrlich.

„Nie wieder, Sophie! Ich schwöre es Dir.“

„Dann sage es Deiner Braut, Alles. Dein Schweigen wäre ein Betrug gegen sie. Den verdient sie nicht. Sie liebt Dich so innig.“

„Sie soll noch heute Alles erfahren,“ wiederholte der Bruder.

Die Schwester unterbrückte weitere Fragen.

Sie gingen zu der Mutter.

Die alte gebrechliche Frau lag auf einem Ruhebette. Aufstehen konnte sie nicht. Sie wollte sich aufrichten.

Der Sohn kniete schon an ihrem Lager, und umarmte die theure Mutter, küßte ihre Thränen. Sie drückte ihre Lippen auf die seinigen.

„Mein lieber Vater!“ sagte sie leise. „Den letzten Kuß gab er mir für Dich!“

„O, Rudolph,“ fuhr sie lauter fort, „könnte er Dich auch so umarmen. Dein Glück, mein Glück sehen!“

Sie mußte dann mit mütterlicher Sorge den Sohn betrachten.

„Wie schön und wie männlich bist Du geworden! Und so vornehm siehst Du aus!“

„Und Deine Braut ist ein Engel!“ jubelte dann weiter ihre Freude. „Sie besucht mich jeden Tag. Sie sitzt stundenlang an meinem Bette, und leistet mir jede Handreichung, und ich muß ihr immer von Dir erzählen; sie will Alles von Dir wissen, von Deiner frühesten Kindheit an.“

Dem jungen Mann schien es doch wieder einen Stich in das Herz zu geben. Er sah fragend die Schwester an. Sie antwortete ihm mit einem Blick, der ihn beruhigte.

Er ging zu der Braut.

„Ihr nehmet es mir nicht übel, daß ich schon so bald euch wieder verlasse.“

Die Mutter fühlte sich in ihrer Freude wieder jung.

„Nein, nein, mein Sohn! Als Dein Vater und ich Brautleute waren — Aber ich will Dich nicht aufhalten. Gehe!“

„Wann wirst Du zurückkommen?“ fragte ihn die sorgsame Schwester.

„Ich werde wohl den Abend dort bleiben müssen.“

„Ich warte auf Deine Rückkehr.“

„Du thatest das ja so oft, meine liebe, treue Sophie!“

Damit schied er.

Sie waren alle Drei so glücklich!

Wie sollten sie sich wiedersehen!

Es war später Nachmittag geworden, als er ging.

Sein Weg führte ihn an der alten Franziskanerkirche vorbei.

Nach jenem grauen Thurme hatte er schon, als er ihn oben im Gebirge zu Gesicht bekam, nur schen hinblicken können. Mit scheuem Blick wollte er jetzt vorübergehen. Er beschleunigte seinen Schritt; er hielt ihn wieder an. Es war, als wenn er etwas besuchte und vermeiden wolle, als wenn er etwas finden und erwarten müsse. Neben der Kirche war der graue Thurm; eine offene niedrige, rundbogige Oeffnung führte hinein; man sah durch sie in einen dunklen Raum. Unmittelbar an dem Thurme, nicht weit von der Oeffnung, war der Weg. Aus dem Thurme, durch die niedrige Oeffnung schien es hervortreten zu müssen, was der junge Mann fürchtete, was er dennoch erwartete.

Es kam nichts; es zeigte sich nichts.

Er athmete auf; er ging ruhiger.

Bald lag das Amthaus vor ihm.

In dem Amthause wohnte der Amtshauptmann v. Haldrung.

Er war erst seit etwa einem Jahre hierher versetzt, aus einer entfernteren Provinz des Landes.

Im verflossenen Sommer hatte er mit Frau und Tochter eine Badereise gemacht.

In der Nähe des Bades hatte Lorz vorher der Assessor Rudolph Schröder bei einer Amtshauptmannschaft eine Anstellung als Richter erhalten. Es war eine einträgliche, eine geachtete Stelle, der Anfang in einer glänzenden beamtischen Karriere. An dem Geburtstage des jungen Mannes hatte die Nachricht davon große Freude gemacht. Der Vater des jungen Beamten war viele Jahre Rektor der Stadtschule gewesen; die Stadt bewahrte dem allgemein geliebten, würdigen Lehrer ein dauerndes Andenken. Rudolph Schröder selbst war den meisten Bürgern ein treuer Schulfreund gewesen, immer in ihrem freundlichen Andenken geblieben. Seine Anstellerung war ein Triumph für die kleine Stadt, wurde allgemein besprochen. Auch die Familie des Amtshauptmanns hatte vielfach davon reden gehört.

„Wir werden,“ hatte der Amtshauptmann zu Frau und Tochter gesagt, als die Anstalten zu der jährlichen Badereise getroffen wurden, „wir werden den jungen Beamten gewiß in dem Badeorte sehen; sein Amt liegt kaum eine halbe Meile davon entfernt.“

Sie sahen ihn in dem Badeorte.

Ein Bekannter zeigte ihn dem Amtshauptmann. Der Amtshauptmann ging auf ihn zu: „Ich bin außerordentlich erfreut, einen so ausgezeichneten jungen Kollegen zu begrüßen.“

Lieber der Begrüßung des angesehenen Herrn war nicht minder der Assessor Schröder erfreut. Er wurde es noch mehr.

„Meine Damen kennen Ihre Fräulein Schwester, und haben so viel Gutes von Ihrer braven Mutter gehört. Es wird ihnen eine große Freude sein, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Er führte den Assessor zu seinen Damen.

Er war der schöne, gestaltvolle junge Mann, bescheiden und liebenswürdig. Er wurde schnell der Liebling des beiden Damen des Amtshauptmannes, der sämmtlichen Damen, mit denen sie im Bade verkehrten.

Dem Fräulein v. Haldrung wurde er bald mehr, wie sie ihm.

Sie war ein reizendes Kind von nicht vollen achtzehn Jahren, unschuldig, schüchtern, bewuchs mit seltenem Geiste, und mit einem Herzen voll Wärme für alles Gute, Schöne, Edle. Sie mußte dem Assessor von seiner Schwester erzählen, die sie kannte; sie sprach mit Verehrung von seiner kranken Mutter, deren Gesitesfolgheit auch fromme Ergebung in ihren langjährigen Leiden die Stadt rühmte. Sie hatte sich damit in sein Herz erzählt, und in ihr Herz senkten sich sanft und tief die Rührung und Zuneigkeit, mit denen er ihr zuhörte. Vorher war er einmal in der Woche, des Sonntags, in dem Bade erschienen. Jetzt war er schon an nächsten Mittwoch wieder da. Dann kam er einen um den andern Tag; dann täglich. Er arbeitete in die Nächte hinein, um nur jeden Nachmittag eine Stunde in der Familie des Amtshauptmanns, an der Seite des Fräuleins Ludowska sein zu können. Und das kleine Fräulein war glücklich und immer glücklicher darüber, und der Amtshauptmann sagte zu seiner Frau: „Er ist zwar bürgerlich und erst Assessor. Aber er ist ein so ausgezeichneter Beamter, daß ihm die glänzendste Karriere nicht entgehen kann. Er wird sicher Präsident und dann auch geadelt.“

„Und zudem, mein lieber Mann,“ sagte die Amtshauptmännin, „ist er ein braver Charakter und ein liebenswürdiger junger Mann, der unser Kind gewiß glücklich machen würde.“

Die Liebe des Fräuleins hatte der Assessor schon in ihren schönen

Digitized by Google

Augen gelesen, wie seine Augen ihr seine Liebe nicht verbergen konnten. Hatten die Augen der Eltern ihm auch das günstige Urtheil über ihn offenbart?

Er hatte den Muth, das Fräulein zu bitten, ob er um ihre Hand bei ihren Eltern anhalten dürfe. Sie gewährte ihm die Bitte stotternd und erröthend. Die Eltern gaben gerührt ihr Ja und ihren Segen.

Es gab kein glücklicheres Brautpaar auf der Welt.

Acht Tage später war die Hochzeit für den Amtshauptmann und seine Familie zu Ende. Sie mußten zu dem Städtchen zurückkehren, in dem sein Amtssitz war.

In sechs Wochen, wenn die Gerichtsferien für ihn begannen, wollte der Assessor ihnen nachkommen.

Eins hatte die Braut gleich nach der Verlobung sich ausgemacht. Er durfte Niemand seine Verlobung mittheilen, auch seiner Mutter und Schwester nicht. Die Braut wollte die Freude haben, selbst die Beiden damit zu überraschen.

Am Tage nach ihrer Rückkehr ging sie zu der Mutter ihres Verlobten. Sie ließ zuerst durch das Dienstmädchen Fräulein Sophie herausrufen, die sie schon kannte.

Sophie war erstaunt über den vornehmen Besuch.

Der Amtshauptmann war der höchste Beamte in der Stadt, in dem ganzen großen Amtsbezirke; er war von Adel und als reich bekannt; so war er weitaus der Erste in der Gegend. Er und seine Familie hatten sich bisher von der Gesellschaft des Städtchens zurückgehalten; weil sie nur bürgerlich sei, rümpften die Leute die Nase. Die sie nahen kannten, fanden keinen Hochmuth. Sophie Schröder gehörte zu diesen. Sie hatte die Amtshauptmännin mit ihrer Tochter Ludowila nur einmal gesehen. Sophie Schröder mit dem klaren Geiste und dem edlen Charakter stand im Alter zwischen Mutter und Tochter; Beide hatten sie liebgewonnen, wie sie sich zu ihnen hingezogen fühlte. Sie hatten dann keine Gelegenheit gehabt, einander wieder zu treffen.

„Kann ich Ihre Frau Mutter sprechen, Fräulein," sagte Ludowila Haldrung.

Sophie sah sie verwundert an.

Was kann sie bei meiner Mutter wollen?

„Ich habe ihr etwas mitzutheilen," sagte Ludowila.

Sophie führte sie in das Stübchen zu der kranken Mutter.

„Fräulein v. Haldrung, Mutter!"

Auch die kranke Frau sah verwundert auf.

Ludowila wollte sprechen. Das Herz war ihr auf einmal so voll.

Thränen stürzten aus ihren Augen; sie ergriff die Hand der alten Frau, küßte sie.

„O, meine verehrte Mutter!"

Mutter und Tochter sahen einander mit Verwunderung an.

Ludowila fuhr triumphirend fort: „Ja, ich darf Sie so nennen. Ich bin ja Ihre Tochter, ich bin die Verlobte Rudolph's! Und Sie, Sophie — o, sei ich Ihnen eine liebe Schwester!"

Auch der Kranken standen die hellen Freudenthränen in den Augen, und Sophie konnte sie kaum zurückhalten.

Ludowila erzählte, und war von dem Tage an fröhlich bei der alten Frau, deren Stolz sie wurde, und weilte mit Sophie, der sie eine liebe Schwester geworden war, die Pflege der Kranken.

Auch in dem Städtchen verbreitete die Kunde von der Verlobung Rudolph's mit der Tochter des vornehmen und reichen Amtshauptmanns allgemeine Freude. Des Rektors Rudolph stand ja bei Allen noch in dem guten Andenken, und das Fräulein v. Haldrung war so schön und so gut gegen Arme und so freundlich gegen Alle.

„Sie bekommt einen braven Mann, und er hat sein Glück gemacht," sagten die Leute.

Das Letztere hatten sie ihm Alle vorhergesagt.

Nur Sophie schüttelte manchmal unruhig und sorgenvoll das Haupt: „Was wird sie sagen? Die Eine, die Eine!"

Immer und immer wieder trat die Frage an sie heran.

Das Verhältniß mit ihr hat er abgebrochen, das ist seine Frage. Auch offen und ehrlich! Er war nie schlecht. Er war nur leichtsinnig. Wenn er das nur nicht jetzt wieder war! Wie mag er mit ihr auseinander gekommen sein? Wie? Wann? Weiß seine Braut davon?

Sie mußte die brennendsten Fragen in ihrer Brust verschließen; ihre Mutter wußte von nichts; mit wem sonst hätte sie ein Wort darüber wechseln können?

Aber ihr erstes Wort an den Bruder wiederholte die Frage.

Konnte die Antwort, die sie erhielt, sie beruhigen?

Daß er nicht schlecht war, zeigte sie ihr; aber das wußte sie ja. War es nicht dagegen Leichtsinn, wenn er der Braut noch nichts von einem Verhältniß mitgetheilt hatte, das sie und ihre Eltern in dem kleinen Orte so leicht jeden Tag erfahren konnten, erfahren mußten?

Er hatte versprochen, der Braut sofort Alles zu entdecken.

Wird er sich und mir Wort halten? Kann auf einmal der Leichtsinn von ihm weichen? War er nicht noch bis heute leichtsinnig gewesen? Wilhelmine Hansen ist hier, und die Braut weiß von nichts!

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

A. Goerdeler.

6. Ein Kongreßmitglied aus New-York.

Es ist noch nicht lange her, da war es eine gar lustige Zeit in New-York, wenn ein Wahltag herankam, es war zur Zeit, als es noch kein Registrirungsgesetz gab und die Politiker, jene korrupte Klasse, ihren Freunden empfehlen konnten, recht früh und recht oft zu wählen. Das wüsteste, roheste Gesindel kontrolirte damals die Wahlurnen und anständige Leute, welche man als Feinde von Geselligkeit, Bestechlichkeit und Zügellosigkeit kannte, wurden insultirt, geschlagen, beraubt und ihnen oft die Kleider vom Leibe gerissen. Neigte sich trotzdem in einem Wahllokale der Sieg den Freunden der Ordnung zu, so stürzte auf ein gegebenes Signal eine mit Knütteln, Messern und Pistolen bewaffnete Bande in das Lokal, zerbrach Stühle und Tische, vertrieb mit Gewalt die Gegner der Anarchie und setzte die Wahl ihrer Kandidaten durch. Die Polizei war nicht nur nicht im Stande, diesem schauderhaften Unfuge zu steuern, sie war Helfershelfer, denn sie rekrutirte sich aus jenem Gesindel und achtbare Bürger fürchteten sie eben so sehr oder noch mehr. Die Sache konnte nicht so bleiben, aber wie eine Aenderung herbeiführen? Ein Gesetz zum Schutze der Wähler ließ sich nicht schaffen, da gerade jene Bande, welche die Gesetze und ihre Diener kreirte, kein solches zu Stande kommen ließ. Nur ein verzweifeltes Mittel konnte helfen, und auf ein solches verfiel Herr Kennedy, der spätere Polizeipräsident von New-York.

Es sollte eine Lokalwahl stattfinden, und die Freunde der Ordnung sahen, sie würden den Sieg davontragen, wenn man ihnen eine ehrliche Chance gäbe. Herr Kennedy wandte sich auf Anrathen einiger Freunde an John Morrissey, als den einzigen Mann, der noch helfen könne.

John Morrissey hatte früher in Troy gelebt, dort eine gemeine Kneipe für schlechtes Gesindel gehalten und sich auch einen Namen als niederer Preiskämpfer gemacht. Als ein so schlechtes Haus war das seinige, der Sammelplatz aller Diebe, Mörder, Spieler, Faustkämpfer und Vagabunden, verschrieen, daß es auf Drängen der Bürger von der Polizei geschlossen wurde, und John ging nach New-York, um sein Glück zu machen, wo er, arm, ohne Freunde, abgerissen und schmutzig, ein Asyl im schlechtesten Theile der Stadt, den damals so berüchtigten Five Points, fand.

Auf ihn fiel Kennedy's Auge, ihn hatte man sich zum Werkzeuge der Einführung von Zucht und Ordnung ersoren. Wunderbare Ironie! Aber es ging nicht anders, verzweifelte Krankheiten verlangen verzweifelte Mittel.

Morrissey, bekommen, abgerissen, ein Mann, der nur noch das Zuchthaus vor sich zu haben schien, griff zu, als sich ihm eine rettende Hand bot, und er versprach, es solle eine ehrliche Wahl zu Stande kommen.

Unter den desperaten Charakteren der Metropolis fand er Elemente genug, die sich von ihm beschligen ließen, er organisirte eine furchtbare Macht, welche sich am Tage der Wahl über die ganze Stadt verbreitete und die am meisten bedrohten Wahlplätze besetzte. Sein Befehl war, keinen Skandal zu provoziren; aber bei dem geringsten Anzeichen von Störungen solle Jeder sich auf seinen Gegner stürzen und ihn den Schädel einschlagen.

Bis um 12 Uhr lief Alles friedlich ab. Da kam an das Lokal, wo Morrissey selbst stationirt war, ein vierspänniger Wagen angefahren, beladen mit den Schlechtesten der Schlechten, die schon von Weitem ihr Nahen durch wüstes Geschrei kund thaten.

Bill Poole, ein gefährlicher Verbrecher, der Anführer der Bande, trat zuerst in das Lokal und übersah im Augenblick die Situation. „Jungens," sagte er, sich umdrehend, „hier ist nichts zu machen, heute scheint in New-York der Teufel los zu sein. — Meine Herren, lassen Sie sich nicht stören, guten Morgen." Das war die erste ordentliche Wahl seit langer Zeit in New-York, und es war der erste Schritt Morrissey's zu einer andern Existenz.

Nach der Wahl wusch er sich, kaufte einen ordentlichen Anzug und eröffnete mit dem Reste des ihm gezahlten Geldes ein Spielhaus. Er hielt in seinem Etablissement streng auf Ordnung und Ehrlichkeit, gewann bald unter der Klasse von Leuten, welche derartige Orte frequentiren, einen guten Namen, und konnte nach kurzer Zeit sein Geschäft erweitern und ein elegantes Haus halten. Später suchte er Saratoga auf, das

Digitized by Google

sationsbefte Bad in den Vereinigten Staaten, und errichtete dort ein Klubhaus, das an Eleganz, aufmerksamer Dienerschaft und vorzüglicher Küche nirgends in Amerika seinesgleichen findet. Richter, Senatoren, Kaufleute und Bankiers wurden seine Gäste; das Haus fiel die Mode und das Klubhaus entpuppte sich als eine elegante Spielhölle.

Morrissey's nächste Unternehmung war die Anlage einer Rennbahn in Saratoga, und diese lockte neue Kunden an, mit denen er schnell intim wurde. In diese Zeit fällt auch seine Verbindung mit dem Eisenbahnkönig Vanderbilt. Diesen und seine haarlemer Eisenbahn zu ruiniren, hatte sich ein Konsen Bösewichter zusammengefunden. Vanderbilt spielte ein gewagtes Spiel gegen sie, und Morrissey setzte damals Alles durch seine Waghalsigkeit in Erstaunen, mit der er an der new-yorker Kursbörse die à tout prix verschleuderten Aktien kaufte. Vanderbilt blieb schließlich Sieger, und sein Freund erhielt für seine Hülfe in einer Operation, welche Tausende zu Grunde richtete, eine halbe Million Dollars zur Belohnung. Jetzt war sein Glück gemacht. Noch immer hält er ein Spielhaus, aber eins, das in hohem Ansehen steht und wo man streng auf Ehre hält — auf Gaunerehre natürlich.

Wer jetzt John Morrissey in seinem weißen Anzuge mit Diamanten vom reinsten Wasser im Park zu Saratoga erblickt, der glaubt gewiß nicht, jenen verwilderten, herschlagenen und zerkommten Vagabunden von ehemals vor sich zu haben — obgleich sein Inneres noch eben so schmutzig aussehen mag, doch da hinein kann man ja nicht blicken —, aber wenn man ihn in seinem schwarzen Anzuge nachlässig an der Thür eines newyorker Hotels lehnen sieht, da hält man ihn vielleicht für einen wohlhabenden Kaufmann, allenfalls für einen aus jener Sorte amerikanischer Prediger, die unter dem Deckmantel der Religion Gelbgeschäfte machen.

Ehre, dem Ehre gebührt!

Unter den Männern des einundvierzigsten Kongresses, welcher sich am 4. März aufgelöst, saß, um Gesetze für die Republik der Vereinigten Staaten zu machen, John Morrissey. Das Gesindel New-Yorks, welches stolz auf den ehemaligen Kollegen ist, hatte ihm sein Vertrauen geschenkt und sich und ihn dadurch geehrt, daß es aus jenem Distrikte der Metropolis, in welchem es noch heute allmächtig ist, den ehemaligen Vagabunden und Faustkämpfer, den jetzigen Spieler Morrissey, in den Kongreß sandte. Aber das schadet ja nichts, ist er doch ein angesehener Mann geworden, und ist er doch, was Hauptsache ist, eine Million Dollars werth.

Der Chiromant.

(Vgl. S. 312.)

Das sechzehnte Jahrhundert, auf dessen zweiter Hälfte und unser Bild eine charakteristische Szene vorführt, war eine bewegte, stürmische Zeit des Sichlosringens der erwachenden Aufklärung und des durch die Pflege der klassischen Literatur geläuterten Geistes aus dem Aberglauben und den Phantasterein des Mittelalters. Aber während dieses Ringens war das Streben nach Wahrheit noch überall durch das Dunkel einer seltsamen, phantastischen Weltanschauung verdüstert, und darum treffen wir in dieser Zeit auch so manche seltsame Faustnaturen, welche bei allem ernsten Streben nach richtiger Erkenntniß doch in Phantasterein und abergläubischen Vorstellungen befangen blieben, die sie zu wissenschaftlichen Systemen aufbauten, und an deren Wahrheit sie fest glaubten. Schwarze und weiße Magie, Alchemie, Astrologie, Nekromantie und Chiromantie waren Gegenstand eines eifrigen Studiums und fanden ihre Vertreter in hervorragenden und von den Zeitgenossen bewunderten, aber auch mit geheimer Scheu betrachteten Männern, wie Agrippa, Paracelsus, Nostradamus, Campanella und andere mit dem Glauben an ihre magische Gewalt über geheime Kräfte der Natur erfüllten Thaumaturgen. Ein mystischer, poetischer Nimbus, welchen Goethe im Faust auf's herrlichste verklärt hat, ruhte auf ihrem Treiben und auf den seltsamen Geräthen und folianten Folianten, welche ihre Studirstube, oder, wie man's gern nannte, ihr Museum füllten. Eine solche Zelle mit ihrem geheimnißvollen Beweghmer giebt unser Bild wieder, und das Kostüm der jugendlichen Gestalten, welche eingetreten sind, um Rath und prophetische Fingerzeige von dem berühmten Chiromanten einzuholen, beweist uns, daß sie Kinder der Blütezeit der geheimen Wissenschaften sind. Das aus der steifen, spanischen Tracht sich bereits nach französischem Geschmack in gefälligerer Form anfangende Kostüm ist daßjenige, welches die vornehme Welt zur Zeit der Katharine von Medicis trug; das war die wilde Zeit der Hugenottenkriege, welche mit harter Faust in Leben und Schicksale der Menschen eingriffen. Vielleicht hat auch unser Pärchen Schweres auf dem Herzen, und sucht nach Licht über eine dunkle, drohende Zukunft! Die Beiden müssen sich vertraut miteinander sein, denn nur im traulichen Einverständniß und auf geheimen Wegen konnten sie verstohlen die Wohnung des weisen Mannes betreten, welchen Wissenschaft ihnen die Zukunft entschleiern soll. Vielleicht stellt der wildwuchernde Glaubenseifer auch den Wünschen ihrer Herzen mächtige Hindernisse in den Weg? Aengstlich gespannt, aber vertrauensvoll reicht die Schöne dem silberhärtigen Chiromanten die schlanke weiße Hand, damit er aus den fünf Hauptlinien und den sieben Nebenlinien derselben erkenne, was der dunkle Schooß der Zukunft birgt. — Wenn nur die Saturn- oder Glückslinie nicht die linea matrimonialis, d. h. die Heirathslinie, eine günstige Stellung zur Lebenslinie haben, so wird, denken wir, das Pärchen beruhigt und mit heiterem Blick in die Zukunft die Zelle des Chiromanten wieder verlassen, die es mit geheimem Schaudern und in ängstlicher Spannung betrat!

K. E.

Der Arzt als Hausfreund.

Von

Dr. med. H. Klencke.

3. Blut und Eisen!

Wären wir den Lesern dieser Zeitschrift nicht alle ein friedlicher ärztlicher Schriftsteller bekannt, so könnte die Ueberschrift, welche an die „geflügelten Worte" eines Rameses erinnert, den die Weltgeschichte als politische Größe unseres Jahrhunderts verherrlicht, leicht der irrigen Voraussetzung Raum geben, als gingen wir auf eine neue Kriegserklärung aus, während wir doch auf Erhaltung des Menschenlebens berufsmäßig bedacht sind, und auch unter der Ueberschrift unseres heutigen Artikels diesem Berufe nach bester Einsicht und Erfahrung Rechnung tragen wollen. Wir sordern Blut, mehr Blut von unsern Zeitgenossen, nicht, damit sie es vergießen, sondern in Frieden und Gesundheit in sich bewahren und sich durch ein reichliches und richtig gemischtes Blut stark und kräftig machen, sowohl selbst die Pflichten und Aufgaben des Lebens erfüllen zu können, als eine gesunde und kräftige Generation aus sich hervorgehen zu lassen, und damit ein starkes Volk, physisch stark nach innen und außen, zu begründen. Wir fordern Eisen, nicht um es als schneidige Klinge vom Blute röthen zu lassen, sondern um mit dem Eisen, in der unscheinbaren Form eines Nahrungs- oder Arzneimittels, in die Saftmasse des Körpers gebracht zu werden, und als Bestandtheil des Blutes dieses selbst zu röthen. — Aber auch eine Kriegserklärung liegt in unserer Absicht, nämlich eine Erklärung gegen die moderne Lebensweise, die mangelhafte physische Erziehung der Kinder, die Einwirkung der Schulluftverhältnisse, die Ehe unter nahen Blutsverwandten, kurz gegen alle diejenigen Kulturreinflüsse, welche heutiges Tages so allverbreitet und von Familie zu Familie fortzuerben, der Grund und Boden wurden, auf welchem eine bleiche, nervöse und unwiderstandsschwache Generation heranwachsen und aus einem wässerigen, blassen Blute ein Geschlecht der Zukunft zu produziren gedenkt. —

Der Leser wird bereits zwischen den Zeilen gelesen haben, daß wir die allgemeine Blutarmuth im Sinne haben, die leider zu einer Krankheit unserer gegenwärtigen Generation geworden ist, immer tiefer in das Leben unserer Jugend eingreift und nicht nur zahlreiche Opfer an Leben und Familienglück fordert, sondern auch mit einer zunehmenden Abschwächung der Kulturvölker droht. —

Was heißt blutarm? Es erscheint das von einem kränkelnden Ernährungsleben dürftig bereitete Blut weniger roth, vielmehr wässeriger als das normale, weil ihm der wichtige feste Bestandtheil fehlt, welcher es röthet, den Sauerstoff im Athmungsakte in sich aufnimmt und diesen Erreger des Stoffwechsels, der Ernährung und Anbildung, der Nerven- und Muskelkraft durch alle Gebiete des Organismus mittelst des Kreislaufes führt; dieser feste Bestandtheil ist in den rothen Blutkörperchen gegeben, die an sich zwar winzig klein, aber in Millionen an Zahl vorhanden sind und in ihrer Hülle oder Rinde das Eisenoxyd (½ Prozent ihres eigenen Gewichtes) enthalten, das ihnen die Färbung gibt und sie konstituiren hilft. Der Mangel dieser Blutkörperchen ist immer Folge eines tieferen Ernährungsleidens, hervorgerufen durch die Einflüsse schlechter Pflege, schlerhafter oder kärglicher Nahrung, Mangels an Licht und frischer Luft, schwerer Krankheiten, der Erschöpfung durch Lebensgenuß, aber auch vielfältig durch die Erblichkeit des schwächlichen Blutes der Eltern. — Man hält das Kind in den ersten Jahren seines Lebens gewöhnlich für skrophulös, wenn es hier schon sich und ernährungskrank erscheint; wenn aber nichts oder das Unrichtige dagegen unternommen wird und der Zustand der Blutarmuth bis in die Jahre der Reife sich hineinzieht, dann macht er sich als schwache Brust (Tuberkel), Auszehrungsschwäche und bei Mädchen als Bleichsucht geltend.

Es ist höchst wichtig, daß so früh als nur thunlich das Richtige zur

Digitized by Google

Der Chiromant. Originalzeichnung von H. Gaſſelt. (S. 316.)

Digitized by Google

Beklämpfung der Blutarmuth gelehrt und dieselbe nicht in die späteren Zeiten der Kindheit verschleppt werde; diese Vorsorgepflicht jetzt aber auch voraus, daß man frühzeitig die Blutarmuth erkenne. — Das äußere Bild derselben muß in den Wirkungen sich aussprechen, welche den Mangel an rothen Blutkörperchen und ihn zu wässeriger Blut hervorbringen, und die Erscheinungen eines unvollkommenen Stoffwechsels, einer geringeren Zunerstoffaktive (Oxydation, Stoffverbrennung) und damit geringerer animatischer Wärmerzeugung zur Begleitung haben. Gleich der äußeren Haut erscheinen auch die sichtbaren Schleimhäute blaß; die äußere Haut ist zart durchscheinend, wachsartig, aber es können selbst Wangen und Lippen bis zur Zeit der Reife noch zart geröthet erscheinen, was dem blutarmen Kinde zwar den Charakter der Schönheit im Teint verleiht, aber in Vergleichung anderer Zeichen nur eine täuschende, „krankhafte Schönheit" ist. Gewöhnlich bald erblassen aber die Lippen, das Zahnfleisch, der innere Augenlidrand und die Karunkel im inneren Augenwinkel, und das Weiße des Augapfels wird bläulich durchscheinend; die Blutadern schimmern klarer durch die Haut der Schläfen, des Halses, der Mädchenbrust und der Hände; der Körper ermüdet leicht, hat eine große Neigung zu Erkältungen und oft kalte Hände und Füße; es ist eine allgemeine Muskelschwäche vorhanden; die Muskeln sind weich, dürn, schlaff, leicht ermüdend und dann oft schmerzhaft; Arme und Beine magern ab, während das Gesicht noch gedunsen bleibt; es erscheint die Haltung träge, nachlässig, trauererlich, oft zur Beugung neigend; auch der Gang gibt seine Schlaffheit durch Gleichgültigkeit, Arbeitsscheu, leichte Ermüdung und Neigung zum Schlafen kund; überall, auf körperlicher und geistiger Seite, fehlt die Energie. Der Schwache des Herzmuskels entspricht ein schwacher Herzschlag und Puls, aber auch die nervöse Reizbarkeit, die sich durch Herzklopfen, leichtes Erröthen und Erblassen und Beängstigung verräth; der Schwäche der Athemmuskeln entspricht die hastige, unvollständige Athembewegung und baldige Abspannung bei lautem Sprechen und längerem Aber haftigeren Gehen, die Neigung zu krampfhaften Erscheinungen, wie Aufschluchzen, Gähnen, Bettemmung, Schwindel und Ohnmacht; der mangelhaften Ernährung des Gehirns und Rückenmarks entspricht die sogenannte Nervenschwäche, die Disposition zu Krampf-, Reizbarkeits-, Gemüthsstörungen (Augenflimmern, Ohrenklingen), Delirien ꝛc. Auch das gestörte Verdauungsleben macht sich geltend durch den Wechsel von Heißhunger und Appetitmangel, Neigung zu absonderlichen Appetitgelüsten, Abneigung gegen Fleisch, Verlangen nach schädlichen Substanzen, wie Kartoffeln, Mehlspeisen, Säuren; ferner durch eine Neigung zu hartnäckiger Leibesverstopfung. Kinder mit erblicher Anlage zur Blutarmuth, meistens als „schöne Kinder" bezeichnet und verzogen, fahren in der Mehrzahl, bei seiner, durchscheinender Haut, blondes, starkes Haar, große, schöne Augen, rothe, umschriebene Rosen der Wangen, lebhaft geröthete, zart behäutete, leicht abschilfernde, üppige, eigentlich wulstige Lippen und waschen schnell in die Länge; wo sie gut gepflegt und abgerundet erscheinen, da ist mehr eine weiche Gedunsenheit. Außer allen diesen Zeichen der Blutarmuth gibt es aber noch ein stets vorhandenes und allmal untrügliches, welches das erste und letzte ist, schon wahrnehmbar wird, die die Erscheinungen der Blutarmuth äußerlich sichtbar werden, und welches, wenn es noch fortbesteht und die Blutarmuth gehoben zu sein scheint, den Rückfall leicht läßt; dieß ist dieß Geräusch nur dann vernehmen, wenn man zugänglich, wenn er sein ärztliches Hörrohr (Stethoskop) auf die Jugularvene, die große Halsvene (zwischen Luftröhre und Kopfnickermuskel) setzt, und hier in dem vom Kopfe rückfließenden Blute ein eigenthümliches Geräusch wahrnimmt, das wie das Summen eines Brummkreisels oder Schnurrkreisels, eines Kinderspielzeugs, in einigen Gegenden „Nonne" gehießen, erscheint und deßhalb den Namen „Nonnengeräusch" in der Wissenschaft erhalten hat. Wir rathen allen Eltern, ihr etwa auf Blutarmuth hin verdächtiges Kind in dieser Weise ärztlich prüfen zu lassen. (Eine Anweisung, wie es verständige Väter selbst lernen und ausüben können, gaben wir in der oben erschienenen dritten Auflage unseres „Hauslexikon der Gesundheitslehre", 1. Theil, S. 206.)

Es ist in hohem Grade nothwendig, daß gegen die überhandnehmende Blutarmuth in unserer Generation nach Kräften von allen Seiten gewirkt werde, denn was sollte aus unserm zukünftigen Geschlechte werden, da statistisch nachgewiesen werden kann, daß in unserer gegenwärtigen Generation zu fünfundsiebenzig Prozent Jungfrauen und junge Frauen blutarm sind, und es ist leicht zu ermessen, was für Kinder sie aus ihrem Blute nähren und gebähren können! —

Wo die erbliche Anlage nicht vorhanden ist, da soll die Entstehung der Blutarmuth verhütet, wo die Anlage angeboren ist, da soll sie in der Ausbildung aufgehalten und im Keime unterdrückt werden, so weit es menschlicher Einsicht und Macht möglich wird. Hier kommt Alles auf eine richtige physische Erziehung des Kindes an, nicht nur vom ersten Augenblick seines Daseins, sondern bereits vor seiner Geburt, durch das richtige Verhalten der Mutter, beginnend. Wollten wir hier alles Nöthige und Unerläßliche in seinen Details, die sämmtlich wesentliche Faktoren des Erfolges sind, mittheilen, so würden wir einen Raum beanspruchen müssen, den eine Zeitschrift nicht zu gewähren vermag; wir haben aber schon in einer besonderen Schrift: „Die Mutter als Erzieherin ihrer Tochter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit" (Leipzig, 1870) die ausführlichste Anleitung gegeben, wie ein Kind gesundheitsgemäß gestillt werden soll, und dürfen die Mütter darauf hinweisen. Da aber die Erfahrung gelehrt hat, daß Kinder, welche bislang unter richtiger Behandlung gediehen, unvermuthet zur Zeit ihres 6.—7. Lebensjahres, wo sie in die Periode des Schulzwanges eintreten, die Erscheinungen der Blutarmuth zu erkennen geben, und es sich bei näherer Untersuchung herausstellte, daß die plötzlich sich geltend machenden Schulkrankheits Ursache jener Erscheinungen seien, so haben wir auch in dieser Hinsicht den Eltern einen Anhaltspunkt für ihr zweckmäßiges Verhalten in einer besonders Schrift dargeboten, welche den Titel führt: „Schulhygienische Gesundheitspflege in Schulen und Schulkrankheitslehre für Knaben und Mädchen in der Schulzeit" (Leipzig, 1871), worauf wir hier gleichfalls verweisen dürfen.

Ist ein Kind mit den Zeichen und Wirkungen der Blutarmuth behaftet, so ist es die nächste Aufgabe, das Verdauungsleben zu regulieren und eine Zeit einzuführen, wodurch das Blut besser ernährt und ihm namentlich das natürliche Material zur Bildung von Blutkörperchen zugeführt wird; da dieß aber auf dem Wege der Verdauung geschehen muß, so ist auch für eine normale Verdauungsthätigkeit zu sorgen, indem Stärkebildung beseitigt, Verstopfung und Appetitmangel gehoben, der Magen angeregt und die Funktion durch größte Regelmäßigkeit in den Zeiten des Essens unterhalten wird. Drei Substanzen sind es nun, die in der Kurdiat eines Blutarmen, mag er Kind oder Erwachsener sein, die wesentlich erste Rolle einnehmen, nämlich Milch, Fleisch und Eier.

Das neugeborne Kind darf nicht an der Brust einer schwächlichen, blassen, nervösen, blutarmen Mutter liegen, sondern muß einer kräftigen Landamme übergeben, und darf auch nicht so früh wie ein gesundes Kind entwöhnt, auch nicht, wie dieß, so früh aus warmen Bädern in kühlere und allmälig kältere übergeführt werden; es bedarf noch längere Zeit der Badwärme, die aber nicht 27 Grad R. übersteigen und worin das Verweilen nicht länger als circa 15 Minuten währen soll; auch sind aromatische Kräuterbäder, oder solche mit Kalmus, Maisprossen von Fichten, zweimal wöchentlich wohlthätig. Nach der endlichen Entwöhnung muß in der Uebergangsperiode der genossenen Nahrung stets für eine reichliche Menge guter, anfänglich mit Zuckerwasser verdünnter Muhmilch gesorgt werden, und der auch und nach in Zwischengaben gereicht wird; sich auf gut ausgebackenen Zwieback mit Zucker, Butter oder verdünnter Milch beschränken. Gegen Ende drei ersten Lebensjahres muß aber nun das zweite Hauptnahrungsmittel, das Fleisch, mit eintreten, und zwar zunächst in Gestalt einer leichten Fleischbrühe, die man nach und nach mit dem dritten Hauptnahrungsmittel, dem Ei, verbindet, indem man die Fleischbrühe mit Ei abreibt. Nach dem Hervortreten der Eckzähne (im 20.—24. Lebensmonate) beginne man mit rohem, zartem, geschabten Fleische, dann gehe man allmälig mit dem Zumachen der Jahre, und mit steter Rücksicht auf die Verdauungsfähigkeit, zu gebratenem Fleische über und menge mehr und mehr das rohe oder stüssig weich gekochte Ei in verschiedener Gestalt in die Diät ein.

Die drei Hauptnahrungsmittel für Blutarme gelten auch für die reifere Kindheit und für Erwachsene. Selbst wenn anfänglich auch kleine Magenbeschwerden stattfinden sollten, so vertragen Blutarme doch in der Regel die Milchkur recht gut; anfänglicher Magendrud oder Magenfäurebildung unter Aufstoßen verschwinden gewöhnlich durch einen Zusatz von etwas gebrannter Magnesia zu jeder Milchportion; Milchungsbeschwerde oder Diarrhöe wird durch Zusatz von etwas Ingwer- oder Zimmtpulver beseitigt; auch empfiehlt es sich bei älteren Kindern und Erwachsenen, während des kurmäßigen Milchgenusses den Magen durch aromatisch-bittere Mittel (einige Tropfen Pomeranzentinktur in schwachem, kaltem Zimtwasser, oder einen Likör genießen oder Tinctura Chinae composita) anzuregen. In dem gleichen Maße, in welchem der Blutarme die Milch vertragen lernt und verdaut, steigt der Heißerfolg gegen die Blutarmuth. Ist dieselbe aber schon bedeutend vorgeschritten, Abmagerung und bei Mädchen ein bleichsüchtiger Zustand eingetreten, dann muß neben der Milch noch eine methodische Diätkur in der Weise hinzutreten, daß täglich eine hinreichende Menge Eier, bedeutend Eiweiß, in die Ernährungswerkstatt eingeführt wird, aber in abwechselnder Form, weil Blutarme leicht Abneigung gegen eine tägliche wiederkehrende Speise bekommen. Man kann das Ei überall, wo es nur thunlich, einmischen, nur darf es nicht gerinnen, weßhalb warme Speisen erst unter 70 Grad Cels. abgekühlt sein müssen, ehe das Ei eingerührt wird. Man läßt täglich 1—1½ Eier konzentrierte Fleischbrühe, mit etwas Liebig'schem Fleischextrakt und mit 4—6 eingequirlten Eiern ordnet, in entsprechend eingetheilten Portionen verbrauchen; man läßt das tägliche Eierquantum theils roh anschlürfen, theils in verschiedenen Wärmber oder verdünnte

Digitized by Google

Chokolade quirlen, oder mit Zucker zu Schaum schlagen; man wechselt in den Fleischarten der Suppen und setzt ihnen Küchengewürzpflanzen, Möhren, auch Spargel zu; man suche jedes Getränk während zu machen. — Guter, nicht zu starker, aber auch nicht zu dünner Kaffee, in einer kleinen Tasse eine halbe Stunde nach der Morgenmilch und der Mittagsmahlzeit getrunken, schadet nicht bei Kindern von fünf Jahren, sondern vermag die Verdauung anzuregen; Chokolade ohne Vanille, gutes, süßes Weißbier, am besten als Gerbier, ist ein erlaubtes Getränk; Lagerbier dürfen Kinder nicht, Erwachsene nur als anregendes Magenmittel, zu $1/_8$ Weinglase, eine halbe Stunde vor der Mahlzeit trinken; Wein ist Kindern schädlich, Erwachsenen nur in den kleinsten Mengen von Madeira, Malaga oder Portwein als anregendes Mittel gestattet; am besten ist guter, alter, leichter Rothwein, denn man auf die Flasche 60 Gramm zerschnittene braune Chinarinde zusetzt, um sie darin ausziehen zu lassen; von diesem Chinawein nimmt der erwachsene Diatarme bei Frühstück und Vesper einen Eßlöffel voll; Kinder von 12 Jahren an können theelöffelweise davon erhalten. Selterswasser und ähnliche Brausewasser, wozu alle Diatarme ein großes Gelüste haben, sind nur selten und in kleiner Menge genossen nicht nachtheilig. Alle stark gesalzenen Nahrungsmittel sind entschieden nachtheilig und verdünnen das Blut noch mehr. Unter den Gemüsen sind die Kartoffeln am meisten zu beschränken und bei Kindern ganz zu meiden; empfehlenswerth sind Möhren, grüne Brechbohnen, weiße und kellower Rüben, mit hinreichendem Fett gekocht, ferner Spinat, Blumenkohl, Spargel und die Hülsenfrüchte in Form von durchgedrückten, hülsenfreier Suppen. Nachtheilig sind Mehlspeisen, alle Säuren, mögen sie als Obst oder Salat genossen werden. Obgleich in manchen Krankheiten das Fett vermieden werden muß, ist es bei der Blutarmuth ein treffliches diätetisches Heilmittel und hilft das genossene Eiweiß verdaulicher machen und den Eintritt des Fiebers in's Blut und die Blutzersetzung verhindern. Am besten eignet es sich in Gestalt von Speck oder fettem Schinken, den man Kindern auf eine Scheibe aller Semmel zum Frühstück und Vesper gibt. Auch Thierblut ist selbstverständlich ein hinlängliches Mittel, z. B. in Gestalt der Rothwurst mit Speckwürfeln. Auch in weinlaunenhafter Form kann man blutarmen Kindern Thierblut geben, ohne daß sie erbrechen, was sie erbrechen, damit sie keinen Ekel empfinden. Man dampft nämlich frisches Rinderblut in einem flachen irdenen Gefäße auf einer heißen Herdplatte, oder es verbrennen zu lassen, bis zu völliger Trockenheit ab, zerreibt dieses feste Blut zu Pulver in einem Mörser und vermischt es gleichförmig mit gepulvertem Majorankraut und Zucker; hiervon gibt man dem Kinde mit Anfang wachsenden täglich, je nach dem Alter, eine Messerspitze bis zu einem Theelöffel voll ein, kann dich Pulver auch in die Fleischsuppe thun, wo es bei Unbemittelten das Liebig'sche Fleischextrakt zu ersetzen vermag.

Wir haben bislang nur vom Essen und Trinken gesprochen; aber was könnte die beste und auserwählteste thutbildende Nahrung nützen, wenn ihr nicht die beiden anderen Faktoren bei normalen Blutleben, nämlich kräftiges Athmen in frischer Luft und angemessene Muskelbewegung zu Hülfe kämen! Beides ist so wichtig und unerläßlich, wie die Nahrung selbst. Viel reine Luft, am besten Landluft, und Sonnenschein, kräftige, die Brust gehörig füllende Athembewegung, Tummeln und leichte Körperarbeit im Freien und ein methodisches, nicht überanstrengendes Turnen in Form gemessener Freibungen — das sind die nöthigen Begleiter des Milch-, Fleisch- und Eierkur blutarmer Kinder und Erwachsener. Der habituellen geringeren Körperwärme und großer Neigung zu Erkältung baut man durch unmittelbare Wollbekleidung der Haut zuvor; lauwarme Bäder, Abreibungen, aromatische Bäder und balsamisch-hpirituöse Einreibungen helfen die Haut beleben. Endlich muß noch gesagt werden, daß Nachtwachen und namentlich langes Schlafen in den Spätmorgen hinein, wozu Blutarme große Neigung haben, die Krankheit vermehren.

Wo aber ist das Eisen? So werden die Leser fragen, die vorhin erfahren haben, daß Blutmangel gleichbedeutend mit Eisenmangel im Blute sei, und täglich die Reklame der unzähligen industriellen Eisenmittel, die als Wasser, Syrup, Zucker, Pulver und Pillen angekündigt werden, in öffentlichen Blättern lesen. Es ist gewiß, daß ohne Eisen die Blutarmuth nicht gehoben, aber, wod daselbe bedeutet, die Bildung von rothen Blutkörperchen nicht stattfinden kann; unter der Zufuhr des Eisens in die Ernährungssäfte erhält sich der Blutarme wie eine welke Blume, die frisch begossen wird. Die Frage ist aber: ob das Eisen, welches wir zuführen, auch wirklich in das Blut eintritt, ob die Verdauung es nicht abweist und auf dem gewöhnlichen Wege mit den nicht verdauten Stoffen wieder ausleert? Das ist aber der schwierige Punkt, der leider oft den Gebrauch und die Wirkung des Eisens verzögert, oft unmöglich macht, und wo das Publikum so häufig das Eisen als kräftigstes Medikament mißbraucht. Das Eisen soll verdaut, assimilirt und in den Mischsaft der Ernährungsmerkstatt und mit diesem in die Blutkörperchenbildung einverleibt werden; hierzu gehört eine willige, hinreichend kräftige Verdauung; da aber Blutarmuth eine Ernährungskrankheit ist, so leidet auch immer die Verdauung an Schwäche, und Eisen ist nicht so leicht zu verdauen. Hieraus folgt also, daß eine Verbesserung der Verdauungskraft immer vorhergegangen und dieselbe auf diätetischem Wege bereits wahrnehmbar geworden sein muß, wenn Eisen wirklich in's Blut gelangen und nicht nur die Verdauung überlasten und stören soll, was der Fall ist, wenn das Eisen Aufstoßen, Magendruck, Appetitmangel, Verstopfung ꝛc. hervorbringt. Außerdem aber ist das Eisen geradezu nachtheilig bei Neigung zu Kopf- und Herzcongestionen, zu entzündlichen Krankheiten, bei Lungenschwindsucht, vorgeschrittener Tuberkulose ꝛc. Aus diesen Andeutungen geht hervor, daß das Publikum, namentlich bei Blutarmuth der Jugend, nicht ohne ärztliche Berathung Eisenmittel, besonders die käuflichen Reklamemittel, geben soll. —

Viele der vorhin genannten Speisen enthalten schon eine größere oder geringere Menge Eisen; so Fleisch, Blut, auch Milch und Eier; unter den Pflanzen besonders Spinat; aber in dieser natürlichen Verbindung wird das Eisen in den Nahrungsmitteln am leichtesten verdaut und niemals belästigen. Bei ausgeprägteren Graden der Blutmangels aber und bei Erwachsenen reicht breß diätetische Eisen nicht aus, zumal in der Blutarmuth das Blut noch obenein die Neigung hat, seine Blutkörperchen zu schnell zerfallen zu lassen und das Eisen derselben durch die Absonderungen auszuscheiden; hier muß dann, nach vollmöglicher Aufbesserung der Verdauungsthätigkeit, das Eisen noch als Medikament zu der Diät hinzugefügt werden. Wie das nun geschehen kann, in welcher Form und unter welchen Bedingungen, und wie auch dem gebildeten Publikum die Einsicht und Wahl bei Anwendung von Eisenpräparaten, natürlichen oder künstlichen Eisenwassern, Stahlbädern ꝛc. verständlich zu machen und bis zu einer gewissen Grenze selbst zu überlassen ist, das möchte hier den Raum dieses Aufsatzes zu sehr anschwellen, und wahlen wir lieber diesen Gegenstand zum speziellen Thema eines nächsten Artikels.

Auf dem Bahnhof von Saarbrücken.

(Bd. I. S. 320.)

Wohl keine Stadt Deutschlands bot ein kriegerisches Leben, kein Bahnhof ein solch' buntes, interessantes Bild, wie der zu Saarbrücken. Ohne nach Frankreich, nach dem Kriegsschauplatze sich zu begeben, konnte man ein lebendiges Bild von den Vorkommnissen daselbst auf dem Bahnhof Saarbrücken erhalten. Jeder, der sich einige Zeit hier aufhielt, war sicher, Neues, Interessantes zu sehen oder zu hören. Bald kamen Züge mit Ersatztruppen, Mannschaften, die irgend ein Kommando hatten, bald Züge mit Munition und Proviant. Militärs aller Grade und Waffengattungen wogten durcheinander, Züge mit Verwundeten, Kranken und Verwundeten, erbeuteten Geschützen, Bagage u. s. w., immer war etwas Neues zu beobachten. Und wie denn die Marketender in diesem Kriege überall zu treffen waren, so hatten auch hier auf dem Bahnhof sich bald eine bedeutende Anzahl eingerichtet. Jedoch nicht wie sonst treiben sie hier die Geschäfte, wo der Soldat nur kalte Waffen bei ihnen bekommen konnte; bald wurden heiße Getränke ertheilt, und man konnte man in jeder Stunde die tapfern Vaterlandsvertheidiger unter diesen Hütten antreffen, wo besonders eben auf dem heißen Waffer hervorgerufene Bürste seine Lieblingsspeise zu sein schienen; manche von ihnen machten sehr wenig Umstände, nahmen die Wurst einfach in die Hand und bissen hinein, daß ihnen der Saft von Fett tropfte. „Ist saucht aber sehr fin," meint freilich ein Westphale, der eben mit großer Zapferkeit in seine Wurst eingebissen hatte. Besonders am Abend machte dieses Treiben einen eigenthümlichen Eindruck, bei dem flackernden Gaslichte, dem Dampf und Qualm der kochenden Kessel, und dazwischen die verschiedenen bunten Uniformen.

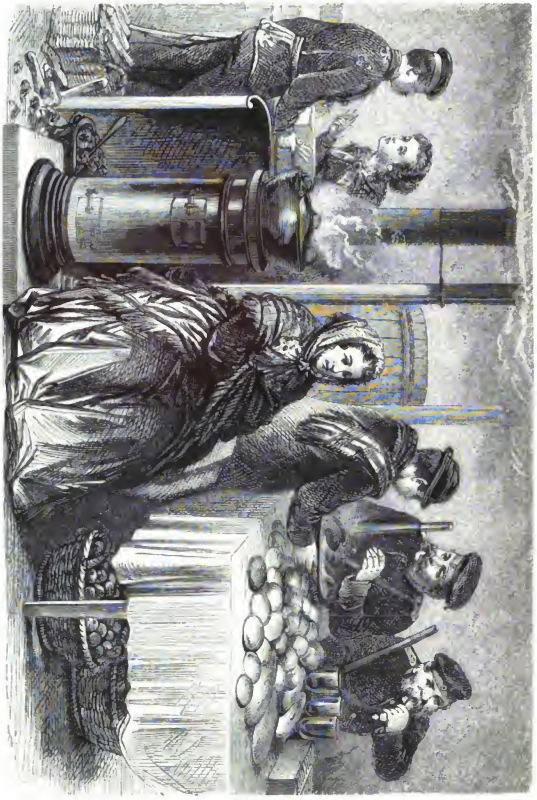
Charade.

Die Erst' ein letzter Zufluchtsort,
Doch kann auch hier schwanken.
Das Zweite sei des Rechtes Hort,
Verwalte, ordne hier und dort.
Beliebte die, die wanken.
Das Ganze einstens grausig war,
Nach Schiller des Erkarmens bar.

Auflösung der Charade Seite 283:

Lanzknecht.

Digitized by Google



Im Herrenhofkeller in Innsbruck. Originalzeichnung von Wh. Müller. (S. 319.)

Digitized by Google

Medea.

Novelle von Marie Giese.

(Schluß.)

XII.

Herbstlich mildes Sonnenlicht spielte auf der rebenumrankten Gallerie des Hauses am Fuß des Staffelberges. Die Thür und das Fenster des Zimmers, das wir kennen, waren weit geöffnet, und erquickend wehte die Luft von der grünschimmernden Seefläche herein. Auf der Staffelei prangte in lieblichem Farbenschmelz das Bild des Blumenmädchens von der Heimmehfluh. Der große Baum über ihrem Köpfchen schien sich flüsternd zu regen, und in der dunkeln Laubfülle zitterte ein Sonnenstrahl, oder vielleicht war es das Blitzen des niedergehenden Tagesfeuers, der sich durch die Weinreben am Fenster stahl, um das Meer des Künstlers zu verherrlichen.

Das Bett, welches sonst hinter dem Vorhang in einer Ecke stand, war in die Mitte des Zimmers gerückt; Kissen und Decke fehlten, und eine weiße, zu beiden Seiten herabwallende Decke gab ihm das Aussehen einer Bahre.

Die Augen geschlossen und den Frieden, der nicht von dieser Welt ist, auf dem bleichen, hohen Gesicht, schlief sie auf diesem Lager den letzten Schlaf. Eine leichte weiße Hülle deckte die erkalteten Glieder; der Rosmarinzweig auf der Brust sagte, daß hier Alles zu Ende sei.

Noch ehe der Sturm gehorn Mann seinen höchsten Grad erreichte, hatten die Wellen das Boot umweit des Hauses an den Strand getrieben. Bewußtlos ausgestreckt und die Arme um die Ruderbank geschlungen, lag sie wie in einer Wiege in dem schaukelnden, der hochgehende See bis zur Hälfte mit seiner lauen Flut gefüllt hatte. Die Bewohner des Hauses sahen mit angstvoller Spannung das Boot bei dem Hereinbrechen des Unwetters auf das Ufer zurücken und mit Macht brausen, um es zu empfangen. Der Fremde trug das ohnmächtige Mädchen hinauf in sein Gemach. Das Lebenslicht flackerte noch einmal auf; mit einem innigen Abschiedswort der Liebe und mit der Bitte, der Freund wolle ihre Mutter trösten, schloß sie auf ewig ihre Augen.

Er saß zu Häupten ihres Lagers, die Arme auf die Kniee gestützt, das Gesicht in die Hände vergraben. Die Wirthin des Hauses, eine ehrliche Seele, die es gut mit ihm meinte, saß als Wächterin auf der Schwelle und weinte, sie wußte nicht, ob mehr um das entsetzliche Leben des jungen Geschöpfes auf der Bahre, oder um ihn, der in jedem Zuge seines Antlitzes den Tod zeigte. Wohl war schon seit Monden ein Schatten auf seine fonst so blühenden Wangen und den Glanz seiner Blicke gefallen, aber welch' ein Wechsel in einer einzigen Nacht! Die Schläfe waren eingesunken, wie nach schwerer Krankheit und langem Seelenleid, die tiefliegenden Augen sahen unter der bleichen, gefurchten Stirn mit einem Ausdruck des Jammers hervor, der die Grundveſten dieser Natur bis zum Zerbrechen erschütterte, das Bewußtsein einer verborgenen Schuld sprach aus dem ganzen verstörten Gesicht und der gebeugten Haltung. Zuweilen fuhr er auf und blickte auf die starre Gestalt, als könne er das Geschehene nicht begreifen und glauben, oder er tastete mit der Hand nach der kalten Wange; doch diese Bewegungen glichen eher denen eines träumenden, als denen eines denkenden Menschen.

So saß er da und die Stunden verzingen, bis das Geräusch der sich öffnenden Hausthüre die stillen Räume durchhallte. Eine gedämpfte, männliche Stimme sprach einige Worte und nach einer kurzen Pause tönten harte Fußtritte auf der Treppe und näherten sich dem Gemach im obern Stockwerk.

„Mein Gott — ihre Mutter!“ murmelte die Wirthin und rückte in die Ecke der Schwelle, indem sie ihr Gesicht mit der Schürze verhüllte. Der Jüngling an der Bahre regte sich nicht; er schien von dem Geräusch im Hause und dem Gemurmel der Frau nichts gehört zu haben. Plötzlich aber hob er langsam den Kopf empor, und sein Leib begann zu beben wie die einsame, junge Eiche, wenn der Sturm über die Haide fährt und an ihrer Wurzel rüttelt. Ihm gegenüber an der Bahre lag auf den Knieen die Gestalt eines Weibes mit grauen Haar, das wie eine empörte Welle unter dem Schirm einer schwarzen Haube emporquoll; die kalte, stolze Stirn, troß der Furchen, welche die Sorge in sie gegraben, fast jäh auf den hölzernen Raub des Lagers, und die Arme umschlangen das todte Kind mit dem Griff einer Löwin, die ihr Junges vor dem drohenden Feinde verteidigt. Kein Laut störte das furchtbare Schweigen, doch ihr Athem arbeitete hörbar in ihrer Brust, bis sie endlich mit einem lauten Schrei aufsprang und im Zimmer umherblickte. Die Wärterin, welche leise herzugetreten war und mit sanftem Tone Trostworte spendete, wich erschrocken zurück bei dem Anblick, der sich ihr bot. Auf der weißen Decke, neben der kalten Hand, die den Rosmarinzweig hielt, lag eine graue Flocke ausgerauften Haares, eine andere zitterte auf dem Fußboden im Luftzuge.

„Hinweg!“ rief die Wittwe und rüttelte den Jüngling hart an der Schulter, „hinweg von meinem Kinde! Du hast mir ihr Leben geraubt, willst Du mir noch ihren todten Leib rauben? Mörder! hinaus!“

Er schloß die Augen, als wolle er sich sammeln, und stützte den Kopf wieder müde in die Hände.

„Hörst Du es? ist es nicht genug, daß Du sie getödtet hast?“

„Ich, sagt Ihr? getödtet? — Kann man tödten, was man liebt, wie sein eigenes Leben?“ murmelte er mit schwacher Stimme und ein brennender Thränenzwell entstürzte seinen Augen.

„Nein,“ sagte sie mit wuthbebender Stimme, „Du bist kein Mörder, den ich dem weltlichen Richter überliefern kann, aber der Herr im Himmel wird Dir Deinen Lohn geben, und seinem Zorn vorest Du nicht entfliehen, und ob Du Flügel der Morgenröthe nähmest und flöhest bis zum äußersten Meer, seine Hand —“

„Stille!“ unterbrach er sie mit einer Milde und einer Wehmuth, die sie auf einen Augenblick betreten machten, „Ihr steht an einem heiligen Ort. Nicht an ihrem Sarge dürft Ihr Verwünschungen über ein unschuldiges Haupt herabbeschwören. Folgt mir und ich will Euch Rede und Antwort stehen.“

Er deckte ein weißes, zartes Tuch — ihm wohlbekannt! — über das Angesicht der Entschlafenen und wankte hinaus.

„Hier ist der Beweis Deiner Unschuld!“ rief ihm die alte Waadtländerin rauh in das Ohr, noch ehe sie die Thür des kleinen, nebenangelegenen Zimmers geschlossen hatte. Sie schleuderte ihm ein dreieckig zusammengefaltetes Papier in's Gesicht. Er bückte sich und hob es vom Boden auf. Einen Blick nur ließ er über das Blatt gleiten und das Licht einer furchtbaren Entdeckung begann unheimlich in seinen Zügen aufzudämmern.

„Ja!“ rief er, „Ihr habt Recht! sie ist gemordet, sie ist durch List und Verrath in den Tod getrieben — aber nicht ich war es — sie — sie — o! die Stelle des Dämmels bricht über mich herein, Ihr habt es gelagt! Sie ist die Schuldige, aber der Schlag fällt auf mein Haupt zurück — —“ er stürzte nach dem Tisch, auf dem ein versiegelter Brief lag, den er gestern geschrieben hatte, ehe das Wetter heraufzog. „Lest und prüfet das Urtheil über zwei Schuldige aus! Dann tödtet mich, — laß mich sterben, o Gott!“ sagte er mit einem dem Blick nach Oben hinzu, „bald, hier an ihrem Grabe! Ich will nicht leben, ich darf nicht —“ sein Gemurmel ging seiner Anklagerin verloren. Mit athemloser Hast durchflog ihr Auge die Zeilen des Briefes. Als sie geendet hatte, drehte sie sich um, ließ die Hand auf die Tischplatte fallen, als suche sie nach einer Stütze, und heftete den Blick mit einem Ausdruck der Verachtung auf den Jüngling.

„Du kannst Dich hier von einem Weibe los, wenn ich Deinen künstlichen Wortkram recht verstanden habe, bietest ihr Freundschaft statt eines andern Gefühls an, was hat diese Dirne“ — sie legte einen schmählichen Nachdruck auf das Wort — „mit meinem Kinde zu schaffen, frage ich Dich?“

„Sie war es, welche jene Zeilen schrieb, die Ihr in Eurem Koffer gefunden habt; — sie sind eine Fälschung. Wielleicht hat ein Verdacht, daß das unschuldige Kind mein Herz von ihr abwende —“

„Und mit Beiden hast Du Dein schändes Spiel getrieben? Darum drängtest Du Dich in mein Haus, darum nahmst Du die Kunst als Vorwand —“

„Mein Gott im Himmel, verlaß mich nicht; es geht über meine Kräfte hinaus! Wie soll ich mich vor Euch rechtfertigen, da Euch das Auge fehlt, um in meine Seele zu blicken?“ stammelte der junge Mann.

Der Ton seiner Stimme, sein Blick, den er aus der Nacht seiner umflorten Augen auf sie heftete, erregten ihr Herz zu einer Anwandlung des Mitleids.

„Kommt herein!“ rief sie, die Thüre öffnend, und winkte der Wirthin und dem alten Fischer, der die Treppe heraufgeschlichen kam, um zu sehen, ob er ihrn etwas nützen könne. „Kommt und hört das Belenntniß mit an; ich will nicht, daß mein Kind mit einem falschen Schein in die Erde gelegt werde. Sagt nur die volle Wahrheit; ich will wissen, was ich zu betrauern habe!“

„Was Ihr zu betrauern habt?“ sprach der Jüngling mehr wie in schmerzlichem Selbstgespräche zu sich selber, als an die zürnende Richterin gewandt. „Ein Kind, das unschuldig, wie Ihr es aus Gottes Hand empfangen habt, in sein Vaterland zurückgekehrt ist; Euer Wunsch hat sich erfüllt! Hätte ich ihr mit einem bösen Gedanken nahen können, die so rein war, wie die Lilien in dem einsamen Bergsee hinter dem Föhrenwald? Du bist so schnell in Lust zerronnen, holder Traum, und ich bin erwacht und soll allein durch die Wüste wandern, die das Leben ohne Liebe heißt? Und nur die Erinnerung an Dich soll der Stern sein, der leinen Schein auf meinen dornigen Pfad sendet? Sie wollen wissen, wie es dahin mit mir und Die gekommen ist, frühgeknickte Blume, die jetzt

Digitized by Google

in einem unerreichbaren Garten blüht? Ihr habt es nicht gewußt und klagt und an? Sie liebte mich Elenden, das war ihre ganze Schuld! Ich glaubte, es wäre Mitleid, das sie zu dem einsam Strebenden zog, als sie kam, um mir Trübe zu bringen, nach langem Kampfe und gegen den Willen Derjenigen, die hier über sie war. Scheu jenes Bild und sagt, ob ihr Opfer gekrönt ward! Schon damals wehte der erste Hauch echter Liebe durch meine genesende Seele, aber ich wähnte, es sei Glück über das Gelingen unseres Werkes, Dank, Mitleid und Bewunderung über Güte und Unschuld. Früher schon war ein Feuerfunke in den Tempel meines Herzens gefallen, den der reine Athem ihrer Liebe nicht zu löschen vermochte. Ich kämpfte, ihn zu dämpfen, ich kämpfte" — fuhr er mit erschütterter Stimme fort, — „und glaubte, ich hätte den Sieg errungen. Dann kam ein Abend, wo die Versuchung ihr stummendes Gebrauch nach mir ausdrauf, und von dem Glanz geblendet taumelte ich hinein. Ich hörte den Sang der Sirenen und er dünkte mir süßer, als das Flüstern des Sommerwindes am Gestade. Genesse! Wenn heißt leben?" murmelten die schmeichelnden Stimmen und ich lauschte ihnen mit gierigem Ohr und ließ mich schaukeln und wiegen, bis die Sinne mir in wirrer Betäubung schwanden. Aber die Wellen im Ozean der Lust trugen mich an kein Ufer; im Grunde lachte ich, daß sie mich hinunterzogen, denn Abgrund zu, mit Narrenhen klippen. Ich öffne die Augen und die rosigen Lüften wandeln sich in Grau, wie Morgenroth in Regenwolken; das süße Murmeln klingt scheill wie das Kreischen der Möven, wenn der Sturm heranfieht, um mich her brechen sich Sandbänke und Felsenriffe. Die heißen Ueberdrüß und Verderben, und die Wogen wälzen mich ihnen entgegen. Ich will mich mit Gewalt den Wellen des Meeres entreißen, aber unsichtbare Ketten ziehen mich einen Fels zu, der drauend aus den Fluten emporragt und höher und höher bis in den Himmel hineinwächst und mich wie eine Mauer aufbarrt, an der ich zerschmettern muß. Neue und Verzweiflung war sein Name und in tödtlicher Furcht sehe ich mich um, ob kein Boden sich öffnet, um mich aufzunehmen. Umsonst! Felsen und zischende Strudel, wohin mein Auge blickt. Da erhebt ich mit letzter Kraft der Strömung entgegen und schreie zum flammenden Himmel: Hilf mir, ich sinke!" Und vor mir dämmert eine schmale Wasserbahn, die zwischen Felsen und Riff an das Gestade führt. Dort steht, vom Abendschein umflossen, die liebe Gestalt, welche meinen Augen so lange entschwunden war, und mein Herz wollt ihr in frohem Erkennen entgegen. Mit dem Lächeln frommer Inverschst wollt sie mir, zu eilen. Sandbank, Strudel und Felsriff verschwinden, ich theile mit ungeborener Kraft das Wasser, den Blick fest auf sie gehetet, und bald breitet sich die Küste vor meinen Blicken aus. Die Wiedergefundene streckt mir die Hand entgegen, und ihr Auge segnet mich mit einem Blick unendlicher Liebe. Durch einen Nebel, der wie ein Strom die Küste umzieht, zeigt sie in weiter Ferne ein Land, wo Kornfelder wogen und die Wiesen im ersten Grün lachen; die Pflugschar durchwühlt die braune Erde, des Sämanns Hand streut edlen Samen in die Furchen, am Wege grünen Oliven und Feigenbaum. Von den Bergen herab ziehen friedliche Heerden dem Thale zu; der Fischer lenkt den Nachen in die Bucht des Stromes und schreitet mit schwerem Netz nach der Hütte, wo eine Schaar brauner Kinder ihm jubelnd entgegenspringt, dem Vater die reiche Beute des Tages tragen zu helfen. Am Horizont ragen die Thürme der Stadt empor; es glänzt der Marmor stolzer Paläste. Vom Laub der Kastanie und des Weinstocks beschirmt, leuchten weiße Göttergebilde; an dunkler Cypressenwand behut sich die Arkade edler, ionischer Säulen.

„Dorthin laß uns wandern!" rufe ich mit freudigem Muth, „dort winkt uns würdige Arbeit und ihr Lohn! Laß uns dem Lande zustreben, und nicht müde werden, ehe wir es erreichen!"

„Ich will Dich führen, wenn der Weg Dir zu weit dünkt," flüstert das Bild an meiner Seite und beginnt mir liebreich die Hände, „und ich will Dich, so will ich Dir helfen den richtigen Pfad finden, bis wir den Tempel finden, wo der Lorbeer grünt und die Quellen der Begeisterung rauschen. Deine Bahn führt über Höhen und durch dunkle Gründe; nur die Liebe erhellt den mühsamen Weg, und ich liebe Dich!" — Sie sieht mich! Nur Du kannst mein Herz, und ich das Deine, seliges Kind in Gottes Schooß! Liebe mich! — lebe wohl! Bald folge ich Dir dahin, wo nichts mehr uns trennen kann. Lebe wohl!" — Die Stimme versagte ihm, und schmerzübermannt wankte er nach der Bahre, um ein letztes Gebet zu senken.

Stumm und mit besorgtem Kopfschütteln hatten der alte Fischer und die Wirthin ihm zugeblickt. Was in der Seele der Mutter vorging, wußte Niemand, denn sie hatte ihr Gesicht verhüllt. Wenige Minuten hatte der Jüngling an der Bahre gekniet, als sich eine Hand schwer auf seine Schulter legte.

„Stehe auf," sprach die alte Wandsländerin mit gebrochener Stimme, „ich habe Dich verstanden. Dein Unglück ist groß, wie das meine! Ich verzeihe Dir und ihr" — sie deutete auf die entseelte Gestalt; „auch ich war einst jung, und heiß und unruhig wie das Deine schlug ein Herz in meiner Brust. Der, welcher es zerkrat, der Vater meines Kindes" — die Worte rangen sich wie ein Schuldbekenntniß über ihre Lippen — „gehörte der Kunst, welcher Du Dich verschrieben hast, und die Macht seiner Rede war groß, größer noch die Kraft und Schönheit seiner Jugend. Weil ich Dich fürchtete, wies ich Dich schnöde aus meiner Thür! Mein Kind sollte nicht das Loos seiner Mutter erleben. Mit strenger Hand habe ich es geleitet; ich wollte seine weiche Seele stählen, damit seine leichtfertige Hand es auf den Weg des Bösen führe. Habe ich Gehörte gethan, statt Weisheit, so verzeihe mir Gott, dessen Gebot ich bestrebt war zu halten, seit ich die Welt und ihre Lust verachten lernte. Stehe auf und laß mich mit meinem Kinde allein; hier endigt das Recht und die Macht Deiner Liebe!"

Er erhob sich vom Boden und reichte ihr mit abgekehrtem Gesicht die Hand; der kalte Tod ihrer Rechten machte ihn schaudern. Noch einen letzten, langen Blick auf die bleiche, theure Gestalt und er ging hinaus. — —

In wenniger als einer Stunde war Alles zu seiner Abreise geordnet. Er wählte nicht die vielbereiste Straße nach den Süden der Schweiz; sein Weg ging durch das stille Simmenthal und über den Paß bei Jaman nach dem mercatigen See, welcher der Heimat heißt. Unweit des Hauses, das er bewohnt hatte, öffnet sich eine Schlucht, die in das Kauberthal führt. Die Felsen bilden zu beiden Seiten ein Thor, deffen Pagen oben durch dunkle Tannen und niederes Gebüsch fast geschlossen erscheint. Dort stand er still und blickte noch einmal zurück. Hinter einem Vorderpunkte von grauem Gestein und grünen Matten streifen behnt sich zwischen die Spiegelfluth des Sees. Sommerfrischen und Flecken am rechten Ufer; weiter nach links hebt sich eine Gruppe berühmter Bäume über der Thalsohle empor. In ihrem Schmmerschatten liegen die Häuser von Interlaken und Unterseen. Alles schwimmt in dem träumerischen Abendlicht des Septembers. Die Hörner und Kuppen der Eshirgsketten hüllen sich in bläuliche Dunstschleier. Ueber das Wasser mit seinem grünen Krystallschimmer gleitet ein Boot, das ein schwarzverhangenes Etwas trägt und eine Gestalt, die regungslos daneben sitzt und traurige Wache hält. Langsam und feierlich bewegen und senken die beiden Fischer ihre Ruder, daß sich die Flut nur mit heimlichem Klagegemurmel theilt, und den Schall seines Ufers nicht zu hören. Das Auge des Jünglings folgt dem gleitenden Schatten, bis er allmählig im Duft und Nebel des Abends verschwindet. Dann wendet er sich langsam und geht. Doch nur mühsam und widerstrebend trägt ihn sein Fuß über Berg und Thal in die Fremde, denn seine glückliche Jugend und seine Liebe sind an dem schönen See geblieben, und der Weg durch die große, weite Welt wandert sich so schwer, wenn das Herz verwaist ist! —

Doch er fand ihn und erreichte das Ziel, das die sanfte Hand der Verlornen ihm in der Ferne gezeigt hatte.

Es währte nicht länger als ein Jahr, so ging sein Name von Mund zu Munde, und in einer Gallerie Rouds drängten sich die Menschen vor einem neuen, wunderbaren Gemälde. Sie nannten es „die neue Medea".

In einfach ländlichem Gewand schlummerte, in den hölzernen Stuhl zurückgelehnt, ein junges Mädchen, fast noch ein Kind; Rosenzweige wiegen zum Fenster hinein. Die Stirn der Schlafenden trägt den Stempel der Güte und Unschuld. In ihrem Schooß liegt ein offener Brief, der Hand in der Vergessenheit des Schlummers entglitten. Vor ihr auf dem Tischchen, von dem ein Spitzengewebe hinabhängt, liegt ein Miniaturbild. Scheint ein Gegenstand ist das Bild, deffen liebe lösigliche Gestalt sich hinter den Augenlidern erhebt, und mit dem Blick der Medusse auf sie niederstellt! Haß, Schmerz und wilde Verzweiflung entstellen die Schönheit ihres Angesichts. Die eine Hand streckt sich zum Fluch oder Schwur in die Luft, die andere hält eine Goldkapsel, deren gewaltsam zerrissene Kette das wohlgeordnete Rund ihres Nackens noch halb umschlingt. Das Feuer des furchtbaren Auges ergießt eine magische Glut über das ganze Bild; der Beschauer fühlt eine Beklemmung bei dem Anblick der Leidenschaft, die zum Verhängniß für die ahnungslos Schlummernde wird.

Die öffentlichen Blätter trugen den Ruhm dieses Bildes in alle Welt hinaus. Briefe und der fast vergessenen Heimat trafen ein, um dem Meister Glückwünsche zu bringen; einer darunter war von Teubner, dem Gouverneur des jungen russischen Fürsten Menzikoff. Er theilte dem Freunde unter Anderem mit, daß er vor einem Jahr in Interlaken plötzlich von der alten Fürstin und Peter Iwanowitsch verabschiedet worden sei, und daß bis die Familie damals in wenig Stunden ihre Sachen gepackt und ohne ihn die Reise nach Frankreich fortgesetzt habe. Derstimm über seine Erfahrungen als Hauslehrer sei er in sein liebes, deutsches Vaterland zurückgekehrt, beliebe jetzt ein einträgliches Schulamt in Creisswald und fühle sich glücklich im Besitz seines guten Hannchens. Aus den Zeitungen sei ihm zufällig bekannt geworden, daß die alte Fürstin in Paris ihr Leben beschlossen habe.

Bald nach Empfang dieses Briefes wurde dem Maler ein anderes Schreiben überbracht, als er eben seine Werkstatt verlassen wollte. Er

Digitized by Google

betrachtete die Handschrift, erblaßte und sagte zu seinen Schülern, daß er verhindert sei, den verabredeten Gang in die Campagna mitzumachen. Niemand wagte, ihn um eine Erklärung zu bitten, so groß war die Erschütterung seines ganzen Wesens. Der Kreis seiner Schüler, der mit bewundernder Liebe an dem ernsten, jugendlichen Meister hing, hätte sich für diesen Abend mit dem Wunsch, es möge mit dem Briefe kein Unheil über die Schwelle dieses Tempels der Kunst gekommen sein. Am nächsten Morgen wurden die Besorgnisse zerstreut; man fand den Maler gelassen und fleißig an der Staffelei, und sein Eifer für die Arbeiten seiner Schüler war derselbe.

Der Brief vom vorigen Abend lautete:'

„Das Bild, welches die Welt ‚Medea' nennt, sollte die Feuertaufe heißen, denn es ist die Feuertaufe des Meisters, der seine Weihe als begnadigter Künstler durch sein Werk bekundet hat. Die Summe, welche diese Zeilen begleitet, ist der Preis für das Gemälde; — verwendet einen Theil derselben nach Ermessen für die Mutter des schlafenden Kindes. Sagt ihr, daß ‚Medea' von den Bilde die Stunden einer verlebten Jugend büßen und sich zu einem edleren Dasein durchkämpfen will, und verzeiht ihr den Jammer, welchen sie über Euer eigenes Leben gebracht hat, wie Gott Euch die Fehler Eurer früheren Tage verzeihen wird." —

Am nächsten Tage verschwand das Gemälde aus der Oeffentlichkeit. Das begierige Publikum brachte indessen allmälig aus Licht, daß es in eine abgelegene Villa am Strande von Neapel gebracht worden sei, die von einer russischen Fürstin und deren jüngerem Bruder bewohnt würde. Die hohe Frau — so hieß es — lebe dort der Erziehung des Knaben und weihe sich edlen Thaten der Menschenliebe, wie dem Dienst ihrer Kirche. Die überreiche Summe für das Bild kam armen, freshamen Künstlern zu Gute; — die einsame Mutter war ihrem Kinde bald gefolgt und eine andere, offene Hand hatte die leibliche Noth ihrer letzten Tage freundlich gemildert, ein anderes Herz sie getröstet und erquickt.

Die Sendung des Bildes begleitete ein Brief des Malers, aber seinen Inhalt hat keine fremde Seele erfahren.

Drei Blätter aus der Geschichte von Metz.

Von Dauch.

1. Die Garderobe der Herzogin.

Metz, die alte freie Reichsstadt, war zugleich eine der reichsten Städte des heil. römischen Reiches. Schon im Jahre 1406 zählte die Stadt nicht weniger als sechzig Geldwechsler, wie denn auch einer der größten Plage vom Weg den Namen der Wechsler führte. Fürsten und Herzoge suchten ihre Hülfe in ihren Verlegenheiten und fanden sie. Freilich endeten derartige Geldgeschäfte nicht immer zum Vortheil der Stadt. Häufig entstanden Prozesse und Streitigkeiten zwischen Schuldner und Gläubigern, wobei jedoch selten die Feder, sondern gewöhnlich das Schwert des Mächtigern die Entscheidung gab.

Ein derartiger Streit war im Jahre 1444 zwischen Metz und dem damaligen Herzog von Lothringen ausgebrochen. René von Anjou, zugleich König von Sizilien und Herzog von Bar, hatte von mehr Bürgern wiederholt bedeutende Geldsummen entlehnt; unglückliche Kriege gegen Burgund und Sizilien setzten ihn jedoch außer Stand, seinen Verpflichtungen als Schuldner nachzukommen. Der Zahlungstermin war abgelaufen und der Metzer, welche nicht Bittens waren, als calendas graecas zu warten, ließen sich von ihrem Unwillen fortreißen und nahmen die Garderobe der Herzogin Isabella von Lothringen in Beschlag. Diese suchte zornentbrannt über diesen unerhörten Schimpf den Herzog auf, welcher freudigst die Gelegenheit zum Rachekrieg ergriff.

Doch vorsichtig gemacht durch die in den letzten Jahren erlittenen Kriegsunfälle, erschien er den König Karl VII. von Frankreich um Beistand. Dieser hatte eben einen Waffenstillstand mit England geschlossen; seine Soldtruppen waren ihm für den Augenblick eine unnütze Last; er nahm daher nicht ungern den Antrag René's an.

Das war eine große Rüstung, als die Nachricht von dem Bündnisse des Herzogs mit dem König von Frankreich nach Metz gelangte. Gerne hätte man da die verhängnißvolle Garderobe wieder zurückerstattet, allein es war zu spät. Alle Maßregeln zu erfolgreicher Abwehr des Feindes wurden sofort angeordnet: man reinigte und erweiterte die Stadtgräben, die von der Seille und Mosel aus mit Wasser angefüllt werden konnten; die Wälle wurden mit Donnerbüchsen, Steinwürfern und Feldschlangen wohl ausgerüstet; an jedes Thor wurde eine starke Wache beordert; 1500 Mann wurden jeden Tag auf die Stadtwauern vertheilt, um jedem Ueberfall vorzubeugen; Tausende von Landbewohnern zogen sich auf der Umgegend in die Stadt zurück. -

Am Donnerstag den 10. September 1444 erschienen 10,000 Franzosen unter der Führung des Connetable Arthur de Richemond und des Karl von Anjou in der Nähe der Stadt. Auf ihrem Zuge durch das metzer Gebiet hatten sie Alles, was ihnen im Wege lag, geplündert, verwüstet und in Brand gesteckt. Erst der Anblick der gewaltigen Festungsmauern von Metz hatte diesem Treiben einstweilen ein Ziel gesetzt. Es entstanden sich ein langwieriges und mit aller Erbitterung geführter Krieg. Der Feind zerstörte der Stadt Metz gehörige Besitzungen, nahm Schlachtvieh und Waarenzüge weg und verursachte so unberechenbaren Schaden. Aber auch die Stadt zeigte einen seltenen Grad von Muth und Ausdauer, außerdem war an Lebensmitteln und Munition kein Mangel und die Bürger waren so fern von jeder Furcht vor dem Feinde, daß sie, wie zur Friedenszeit, auf ihre Weinberge hinaufgingen und die Ernte besorgten, wobei es allerdings oft zu Scharmützeln kam.

Am 22. September versuchte der Feind einen Sturm auf die Wälle; die nutzer Geschütze führten jedoch eine so eindringliche Sprache, daß sie schon nach wenigen Schüssen den Feind zum Rückzug zwangen.

Inzwischen hatten sich Abgeordnete von Metz nach Nancy begeben, um die Beschwerden der beiden Fürsten zu vernehmen und ihnen Genugthuung zu bieten. Die Verhandlungen blieben jedoch resultatlos; Karl VII. forderte nichts Geringeres als den Besitz von Metz, worauf ihm die Vertreter dieser Stadt zur Antwort gaben, daß Metz, von allester Zeit her der Schild, das Thor und Bollwerk des deutschen Reiches, dessen Adler sie verleugnen werde.

Der Krieg nahm somit wieder ungestörten Fortgang; um dem Feinde den Aufenthalt in der Nähe der Stadt weniger angenehm zu machen, zerstörten die Metzer selbst alle Ortschaften ihrer Umgebung. Endlich wurden jedoch beide Theile des Krieges überdrüssig; nach langen Verhandlungen kam ein Vertrag zwischen der Stadt und dem König von Frankreich zu Pont a Mousson am letzten Februar 1445 zu Stande. Demzufolge wurde der Statusquo von dem Kriege aufrecht erhalten; die Stadt wurde die Summe von 74,000 Gulden als Kriegslosten erlegen. Dieser Friedensvertrag sollte für die Dauer von 10 Jahren gültig sein.

In einem Separatvertrage mit dem Herzog von Lothringen am 5. März erließ die Stadt dem Herzog alle Zinsen, welche er seit 30 Jahren bei den Metzern erhoben hatte, was im Ganzen 7 Millionen Franken ausmachte. Was aus der Garderobe der Herzogin geworden, die den Metzern so theuer zu stehen gekommen, davon geschieht weiter keine Erwähnung. Zu Spottliedern feierten sie noch lange das tragikomische Ereigniß.

2. Die Passions- und Heiligenspiele zu Metz.

Zu einer Zeit, wo „die Bretter, die die Welt bedeuten," noch lange ihrer Auferstehung harren durften, wurden bei feierlichen Anlässen in einzelnen größeren Städten auf öffentlichen Plätze Scenen aus der Bibel oder Legende aufgeführt. Auf geräumigen Brettergerüste war links ein ungeheurer Drache mit feuersprühenden Rachen der Repräsentant der Hölle; ihm gegenüber, einige Stufen höher, eine regenbogenfarbige Decoration, welche die Pforte in's Himmelreich bedeutete. Zwischen beiden bewegten sich die Figuranten des Stückes, Gott Vater und Sohn, Apostel und Heilige, Heiden und Juden. Die letzten waren in der Regel von Gerichtsdienern, zuweilen auch von einzelnen Bürgern betreiten, die damit dem Volke eine erbauliche Unterhaltung verschaffen wollten.

Unter den Stücken, welche diese Art von geistlichen Schauspielen besonders pflegten, steht Metz in erster Reihe. So meldet uns die Chronik, daß am 14. September 1412 auf dem Wechslerplatze die Apokalypse des Evangelisten Johannes in höchst feierlicher Weise und zu allgemeiner Erbauung wie Befriedigung aufgeführt wurde. Im Jahre 1437 spielte man zum ersten Male die Passion; hier erregte es sich, daß ein Priester, welcher die Rolle des Christus beklediete, beinahe sein Leben einbüßte; die zuschauende Menge ward vor Rührung ganz außer sich, als bei der Absehung vom Kreuze durch die in Ohnmacht versunkene Heilige ein Leichnam anzuschauen war und kaum mehr in's Leben zurückgerufen werden konnte. Weniger Bedauern erzigte man dem Judas, welcher die Szene der Selbsterhängung mit allzu großer Lebhaftigkeit ausführte und nur durch rasche Hülfeleistung der Nächststehenden vor unfreiwilligem Selbstmorde bewahrt wurde. Das Passionsspiel währte vier Tage.

In denselben Jahre wurde die Verkündigung von Jerusalem aufgeführt; eine Decoration, welche die heilige Stadt darstellte, kam bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in Anwendung.

Am Pfingstfeste des Jahres 1468 wurde das Leben der heil. Katharina von Siena dargestellt; „ein Mägdlein, kaum 18 Jahre alt, spielte die Rolle der Heiligen und wußte ihre Aufgabe so gut durchzuführen, daß sie Jedermann gefiel; trotzdem sie nicht weniger denn 2300 Verse aufzusagen hatte, sprach sie dieselben ohne Stocken vom Finger weg; dabei aber legte sie so viel Wärme und Gefühl in ihren Vortrag, daß sie viele Zuschauer zum Weinen brachte und Allen zur größten Erbauung diente. Daher auch nicht zu verwundern, daß ein anwesender Ebelmann.

Digitized by Google

Henri de Latour, Kriegsmann von Metz, sich in besagtes Mägdlein über die Maßen verliebte und sie zur Frau nahm."

Diese Stelle bietet insoferne besonderes Interesse, als bei den geistlichen Schauspielen damaliger Zeit auch die weiblichen Rollen somit stets von Personen männlichen Geschlechts gespielt wurden. Kein Wunder daher, wenn diese heilige Katharina solch' bezaubernden Eindruck ausübte.

So lange noch Metz unter der Aegide des römischen Reiches stand, wurden diese öffentlichen Volksspiele mit besonderer Vorliebe gehegt und gepflegt; als aber bald darauf unter dem eisernen Regiment französischer Oberschaft Macht und Reichthum dahinschwanden, da ging auch das alte fröhliche Volksleben zu Grabe, und auf dem Platze, wo vordem das naive Spiel der heiligen Katharina die Zuschauer zu Thränen der Rührung gebracht hatte, da stampften französische Soldknechte den ehrlichen Bürger an, welcher sich nicht rasch genug dem neuen Wesen anbequemen mochte. Die goldenen Zeiten von Metz waren verschwunden.

3. Die Hiltertwochen unter französischer Herrschaft.

Nach zweimonatlicher Belagerung sah sich schließlich Kaiser Karl V. genöthigt, das Lager abzubrechen. „Fortuna ist wie alle Frauen; der Jugend gewährt sie ihre Gunst, die weiße Haare verschmäht sie." Mit diesen Worten zog er sich tief verstimmt von Metz zurück; von den 60,000 Mann, die er gegen die Stadt geführt, war nahezu die Hälfte den Strapazen, Krankheiten und der Unguust der Jahreszeit erlegen.

Zur Feier dieses Ereignisses ordnete Franz von Guise, Gouverneur der Festung, welcher seit dem 18. August die Vertheidigungsarbeiten geleitet hatte, eine feierliche Prozession an, die denn auch am 15. Januar 1553 unter allgemeiner Betheiligung des Klerus, der Kriegsobersten und der in der Stadt zurückgebliebenen Bürger stattfand. Einige Tage später verließ der Herzog von Guise die Stadt.

Seine Abreise gab das Signal zur zügellosesten Ausgelassenheit des französischen Kriegsvolks. Die Stadt war nur wenig ein Schauplatz des rohesten Uebermuths einer durch die jüngsten Erfolge in einen Freudentaumel versetzten Soldateska. Offiziere wie Gemeine brachen in die Wohnungen der Bürger ein, nahmen weg, was ihnen gefiel, nicht allein Geld und Geldeswerth, selbst die Ehre der Familie blieb nicht unangetastet. Mädchen und Frauen verschwanden tagtäglich aus den Wohnungen und ließen ihre Väter und Gatten trotz- und hilflos zurück.

Dieses Treiben währte drei Monate, ohne daß der neue Gouverneur Mr. de Gonnor es der Mühe werth fand, dem Skandal ein Ende zu machen. Erst mit der Ankunft seines Nachfolgers, Mr. de Vieilleville, wurde die Lage der Stadt eine bessere. Unter Androhung harter Strafen verbot er den Truppen der Garnison, den Degen gegen Bürgerleute zu ziehen oder sie an Leib und Gut zu schädigen. Er ließ nächtliche Haussuchungen in den Wohnungen der Kriegsleute abhalten, welchen er selbst anwohnte, und führte so viele unschuldige Opfer roher Gewalt ihren Familien wieder zu; auch zweiundzwanzig Mosserfrauen von altem lothringischen Adel wurden auf diese Weise aus den Händen ihrer Entführer befreit und dem stillen Klosterleben zurückgegeben.

Als die Zeit der Schöffenwahl herannahte, stellten sich die sieben Stände von Metz Herrn von Vieilleville vor und ersuchten ihn, die Wahl des Schöffenmeisters mit seiner Anwesenheit zu beehren; darauf erbeiten sie eine gar sonderbare Antwort. Die Herren Bürger, erwiderte der Gouverneur, möchten sich fernerhin mit der Wahl ihrer Vorstände keine Mühe machen; er selbst werde im Namen des Königs die Würdenträger ernennen, gebe jedoch den Bürgern volle Freiheit, ihre Zustimmung auszudrücken. Und in der That ernannte er noch zu selber Stunde Michel Praillon zum Schöffenmeister und entließ die wie aus den Wolken gefallenen Abgesandten mit den Worten: „Ich werde euch fernerhin allen Gehorsam vorzuweisen an den Andreiden: durchlauchtigster Kaiser, heiliges Reich und Reichskammer von Speyer', die ihr so oft im Munde führt; an deren Stelle werde ich die glorreichen Namen einführen: allerchristlichster König, hochzuverehrende königliche Majestät, unbesiegbare Krone Frankreichs und oberster Gerichtshof von Paris'."

Jetzt endlich waren den Bürgern von Metz die Augen geöffnet; bisher hatten sie noch immer in dem guten Glauben gelebt, daß der König von Frankreich sie als Schirmherr ihrer reichsstädtischen Rechte unter seinen persönlichen Schutz genommen habe; aber sie hatten statt dessen einen strengen Herrn und Gebieter gefunden. Alle ihre Freiheiten und Privilegien, ihre Macht und ihr Ansehen, Alles, was ihnen die milde und freigebige Hand der deutschen Kaiser verliehen hatte, das sahen sie vor diesem Anspruche ihres Gouverneurs verschwinden, als wenn es nie bestanden hätte.

Die Besitzung darüber war allgemein, und der leitberige Schöffenmeister, Androuin Rouffel, nahm sich das Schicksal seiner Vaterstadt zu Herzen, daß er erkrankte und nach zwei Tagen eine Leiche ward; er war das letzte Oberhaupt der freien Reichsstadt Metz.

Ein echt französisches Komödienstück möge hier zum Schlusse noch Erwähnung finden.

Der Besitz von Metz war bisher durch keinen Vertrag als rechtsgültig anerkannt. Da nahm die französische Regierung zu dem angeblichen Souveränetätsrechte der Bischöfe ihre Zuflucht. Karl von Guise, Kardinal von Lothringen, und Franz von Beaucaire, Titularbischof von Metz, übertrugen dem Könige von Frankreich großmüthig alle ihre Rechte und Ansprüche auf Stadt und Land von Metz. Diese Schenkung wurde vom königlichen Schöffenmeister Michel Praillon und seinen Rathen, sowie von gesammten Zunftzepitel feierlichst bestätigt. Auf diese Weise glaubte man dem allgemeinen Rechtsgefühl hinreichend genügt zu haben; jedoch erst der Vertrag von Münster am 24. Oktober 1648, in welchem die drei Bisthümer der Krone Frankreichs zugesprochen wurden, löste Metz gesetzlich vom deutschen Reiche ab. *)

*) Vergl. Histoire de la ville de Metz par J. Worms.

Schach.

(Aufgabt von Jean Dufresne.)

Von **Ebenezo.**

Weiß zieht und setzt mit den dritten Zuge Matt.

Ernstes und Heiteres.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Als im Jahre 1788 Talleyrand und Sieyes einen Tages den Tuilerien-garten verließen, wurden sie von einem kleinen Mädchen, welches eine Frau an Krücken geleitete, um ein Almosen angesprochen. Sieyes reichte dem Kinde ein Goldstück, welches ihr bei dem Gewinnen aus der Hand fiel. Die kleine Münze rollte bis vor die Füße eines Pferdes, auf dem ein Soldat des Regiments „Royal-Allemand" saß, dessen Kompagnie hier die Wache hatte. Das Kind eilte verwärts, um die Münze aufzuheben; der Soldat sprengte jedoch — wahrscheinlich um sich durch einen rohen Scherz die Zeit zu vertreiben — sein Pferd, und das erschrockte Mädchen zog sich eilig zurück. Bei jedem erneuten Versuche des Kindes wiederholte sich dasselbe Manöver, welches bald den Unwillen eines immer stärker anwachsenden Volkshaufens erregte. Sieyes hielt es dann für angemessen, der Sache ein Ende zu machen; er gab der Kleinen zwei Sous mit der Weisung, sich sogleich zu entfernen, welchem Gebungen das Mädchen auch augenblicklich nachkam. Sieyes blieb den ganzen Tag in Gedanken versunken und sagte zu Talleyrand, als er am Abend wieder mit ihm zusammentraf: „Ich muß gestehen, daß mich die unbedeutende Begebnis im Tuilerien-garten denken. Wenn wir ein Heer von Bürgern hätten, welchen arme Leute nicht durch Schläge (die heutigen und schreiben Mißhandlungen) insultirt werden." Dieser Gedanke veranlaßte Sieyes beim Beginn der Revolution. Er eine Nationalgarde zu ziehen, die auf 1789 angeordnet und 1790 von Lafayette organisirt wurde.

Die Leibärzte des Kaisers von China. Sir George Staunton, ein vornehmer Engländer, welcher bei dem Kaiser von China eine längere Audienz hatte, wurde von demselben gefragt, in welcher Weise man die Aerzte in England bezahle. Als der Kaiser die gewünschte Auskunft erhalten, sagte er mit spöttischem Lächeln: „Kein Wunder, daß ihr bei solcher Methode oft krank sein müßt und eure Aerzte aus einem unbedeutenden Uebel ein langwieriges Leiden zu machen versuchen. Ich bezahle meine Leibärzte wöchentlich. Sowie ich mich nämlich fühle, höre ihre Bezahlung auf und beginne erst wieder, wenn ich vollkommen hergestellt worden bin."

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 28. Stuttgart und Leipzig.

Im Franziskanerthurm.

Erzählung von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

2.

Rudolph Schröder hatte das Amthaus erreicht.

Es lag am Ende der Stadt. Es war ein Schloß, umgeben von kleineren Gebäuden, in denen die Bureaux des Amtes, Remisen und Stallungen waren, und einem fast parkähnlichen Garten. Das Ganze war von einem breiten Graben umschlossen. Eine Brücke über diesen führte durch ein eisernes Gitterthor auf den geräumigen Schloßhof, an dessen Ende das Schloß lag, Amthaus und Amtshof, sagten die Leute.

Rudolph Schröder hatte der Braut den Tag und die Stunde seiner Ankunft ankündigen müssen. Die Braut erwartete ihn mit Ungeduld, im Zimmer, an der Seite ihrer Mutter. Da sah sie ihn über die Brücke schreiten, auf den Amtshof. Nichts hielt sie mehr.

„Ludowika, was werden die Menschen sagen? Wir sind in dem kleinen Ort! Jedermann sieht auf uns. Die Beamten in den Bureaux!“ — Ludowika hörte nichts. Sie war schon auf dem Amtshofe. Auf ihn gingen die Fenster der Bureaux. Die Beamten schauten wohl hinaus. Was ging das die Liebe, das Herz an? — Mitten auf dem Hofe erreichten die Verlobten sich, lagen sie einander in den Armen, an den Herzen, lachten die Augen sich die Liebe der glücklichen Herzen zu.

Glücklich bewillkommnete dann die Mutter den künftigen Schwiegersohn, fast feierlich der Vater, der doch auch etwas Bureaukrat war.

Der Amtshauptmann wollte ihm sogar gleich die Amtsbureaus zeigen, die er neu eingerichtet hatte. Aber Ludowika meinte, das könne ja morgen oder übermorgen geschehen, jetzt habe sie dem Geliebten etwas Anderes zu zeigen, und die Mutter stimmte ihr zu, und Ludowika führte den Verlobten in den großen Amtsgarten, und zeigte ihm die dunklen Lauben und die schattigen Alleen, in denen sie so oft gewesen und immer nur an ihn gedacht hatte, und dann, wie sie an seiner Seite darin sitzen, an seinem Arme darin umherwandeln werde. Und sie saßen ja jetzt darin beisammen und gingen Arm in Arm darin umher, und sprachen von ihrer Liebe und machten Pläne ihrer Zukunft, und waren so unendlich glücklich.

Konnte Rudolph Schröder hier von Wilhelmine Hansen sprechen? Konnte er die Krallen der Eifersucht ihr in das Herz drücken, das nur Unschuld und Liebe und Treue kannte? Konnte er ihr sagen: Ich habe hier noch eine zweite Geliebte, oder vielmehr, ich hatte sie. Wilhelmine Hansen heißt sie. Sie ist aus dem geringeren Bürgerstande, und ich überzeugte mich nachher, daß es doch so rechte Liebe nicht war, was ich für sie fühlte, oder eigentlich gefühlt hatte. Es kam auch noch Anderes dazu.

Graf Rudolph, österreichischer Ministerpräsident. (S. 328.)

Da brach ich das Verhältniß mit ihr ab, und Du hast nicht die geringste Urſache und wirſt ſie auch niemals haben, eiferſüchtig auf ſie zu ſein! Wüßte ſie nicht bestimmt eiferſüchtig werden, und unglücklich, bente, in der erſten Stunde des Wiedererſehens, in der ſie ſo unendlich glücklich war, und er mit ihr? Freilich hatte er jede Verbindung mit dem Bürgermädchen ſchon ſeit einem Jahre abgebrochen, ehe er wußte, daß eine Ludowila v. Haldrung in der Welt exiſtirte. Aber er hatte unter eigenthümlichen Umſtänden abgebrochen und die verlaſſene Geliebte lebte noch in dem kleinen Städtchen, und wenn ihre und ſeine Geſchichte nicht zu den Thoren der Beamt gelaufen, hieß noch nicht ſtadtkundig geworden war, ſo war auch das wieder ein beſonderer Umſtand, der entweder von einem Ehebruche des Bürgermädchens Zeugniß ablegte, oder auf Nachſucht ſchließen ließ. Mußte er da nicht gleichwohl alle feſter, ehrlicher und offener, ja nur als vorſichtiger Mann der Braut Alles entdecken, auch wenn eine Schuld ihn traf? Aber Rudolph Schröder war wohl ein ehrlicher Mann; als einen ſolchen hatte er ſich bisher nicht gezeigt, und wo die Fehlgleit des Charakters nicht da iſt, da fehlt auch die Offenheit.

Er war gedrückt, ſtill.

Das glückliche Kind an ſeiner Seite gewahrte es nicht ſogleich.

„Es iſt ſo ſchön hier," ſagte ſie. „Der Vater ſagt, es ſei die ſchönſte und eine der beſten Amtsſtellen im Lande, und er hat ſchon davon geſprochen, daß Du ſein Nachfolger hier möchteſt werden können, wenn er einmal den Abſchied nehme."

Hier? fragte Rudolph ſich.

„Hierum nicht, Rudolph? Gefällt es Dir hier nicht?"

„O, ja! O, gewiß!"

„Freilich meinte auch der Vater, Du würdeſt gewiß mehr werden, als Amtshauptmann; eine Präſidentenſtelle könne Dir nicht fehlen; ſie würden Dich gar in die Reſidenz ziehen!"

„Dein Vater urtheilt ſehr gütig über mich!"

Er ſprach ſo gedehnt, faſt theilnahmlos, als wenn ſeine Gedanken anderswo wären.

„Aber was iſt Dir, Rudolph? Du biſt ſo einſylbig!"

„Ich bin glücklich, meine Geliebte!"

„Nein, nein. Ich bin glücklich, und da muß ich plaudern."

„Und ich höre Dich ſo gern plaudern!"

Sie plauderte weiter und er raffte ſich auf zum Sprechen; aber der Muth, ihr das Rechte zu ſagen, was er ihr ſagen mußte, kam ihm nicht.

Morgen ſage ich es ihr!

Morgen! Damit hilft ſich der Leichtſinnige, der Schwache. Damit half auch er ſich, und zum Abend hatte er Wilhelmine Ramin vergeſſen und er fühlte keinen Druck und keine Beklemmung mehr, und fröhlich und glücklich, an der Seite der Braut, vor ſich den guten Wein des Amtshauptmanns, der des Abends gern dem guten Wein in fröhlicher Geſellſchaft zuſprach, machte er mit der Braut und ihrer Mutter von Neuem Pläne für die Zukunft, und als er faſt ſchieden mußte, küßte er der künftigen Schwiegermutter die Hand und rief fröhlich: „Alſo noch vor Weihnachten, liebes Mütterchen.

Und die Mutter ſagte ſchmach — in ſolchen Dingen ſind alle Mütter ſchwach: „Ich denke doch, wir laſſen es bei nächſten Oſtern!"

„Du, Ludowila, Du ſiehſt mir nicht bei!"

Er fragte es zärtlich die Braut.

Sie erwiederte verſchämt: „Ich ſpreche mit der Mutter darüber."

Dafür mußte er ſie küſſen.

Und zum Abſchied dann noch einmal, und dann noch einmal, und dann ging er.

„Wie viel Uhr haben wir?" fragte er den Pförtner, der ihm das Brückenthor öffnete.

„Bald elf!"

Der Abend war dunkel. Aber der Mond mußte ihn bald erhellen. Ein leichter heller Streifen am Horizont kündigte ſein nicht fernes Aufgehen an.

Draußen vor dem Thore ſchied ſich der Weg. Geradeaus ging es in die Stadt hinein, rechts bog ein Pfad um die Stadt herum.

Rudolph Schröder ſtand finnend an der Scheide. Der Weg geradeaus führte ihn wieder an der Franziskanerkirche vorbei, an dem grauen Thurme, der jetzt rabenſchwarz in die dunkle Nacht hinein ſtarrte.

Fürchte ich mich denn? fragte ſich der junge Mann.

Er wollte in die Stadt ſchreiten.

Er bemmte doch ſeinen Schritt.

Sophie wartet auf mich. Sie wird ermüdet ſein, und auch die Mutter hat keinen ruhigen Schlaf, bis ich wieder da bin, und der Umweg um die Stadt iſt weit. Was kann mir denn auch begegnen? Wer könnte da ſein? In dem kleinen Städtchen ſchläft längſt Alles.

Er ging entſchloſſen geradeaus.

Nach wenigen Minuten kam er zu der Franziskanerkirche. Der Weg, der an ihr vorbeiführte, lief ſchmal und eng zwiſchen den Mauern der Kirche und der Mauer, die den Kloſtergarten umſchloß. Am Ende der Kirche hatte er eine ſcharfe Krümmung: links blieb auch immer die Gartenmauer, rechts war der dunkle Thurm. Der Weg war hier breiter, der Thurm lag in einem Winkel hinter der Kirche zurück.

Rund umher war es ſtill, die Stille der aufbrechenden Mitternachtsſtunde. Auf dem dunklen Thurme ſchlug es elf. Rudolph Schröder hörte in dem ſchmalen Gange das Knarren und Knattern des Räderwerks der ſchlagenden Uhr. Weiter hörte er aber nichts.

Der leiſe Streifen am Himmel war heller geworden. In den ſchmalen Gang trat die Helle noch nicht.

Rudolph Schröder machte Halt vor der Krümmung des Ganges. Er horchte, nach dem Thurme hin, nach dem kleinen Winkel vor, neben dem Thurme. Dort mußte es ſein, was ihm noch begegnen konnte, da es ihm in dem Gange nicht begegnet war. Er vernahm nicht den geringſten Laut.

Es iſt Niemand da. Sie wäre mir ja auch in dem Gange entgegengekommen. Da konnte ich nicht an ihr vorbei, und ſie mußte meinen Schritt gehört haben.

Er ging muthig voran. Er wollte um die Ecke biegen, links, nach der Seite der Gartenmauer; nach rechts, nach dem Thurme wollte er nicht blicken.

Da faßte eine Hand die ſeinige.

„Rudolph!" ſagte eine Stimme.

Die Hand war kalt, die Stimme zitterte.

Er ſtand wie feſtgebannt. Er wollte forteilen, ſeine Knie waren wie gebrochen. Er wollte ſich losreißen, ſeine Hand war gelähmt. Er wollte ſprechen, die Zunge verſagte ihm den Dienſt.

Der Mond war aufgegangen.

Ein junges, ſchönes Weib ſtand neben ihm, ſchlank und üppig, das Antlitz blaß wie der Mond, die Hand kalt wie die Herbſtnacht. Alles Blut ihres Körpers mußte ihr zu dem Herzen zurückgetreten ſein, deſſen Zittern er zu fühlen glaubte.

„Rudolph?" ſagte ſie noch einmal mit dem bebenden Herzen, den weißen Lippen.

Mamſell — wollte er ſagen.

Du wußte er zu ihr anſtatt — er hatte es noch nicht gekannt — da ſah er das bleiche Geſicht, die weißen Lippen, den bittenden, flehenden Blick ihrer Augen.

„Wilhelmine" — ſagte er.

Unwillig war er noch.

„Aber laß mich!" rief er.

„Wenn man mich hier ſähe!" ſetzte ſeine Schwäche hinzu.

„Komm!" ſagte ſie.

Sie wollte ihn nach dem Thurme hinziehen, zu ſeiner dunklen Oeffnung, durch die man in die tiefſte Finſterniß trat.

„Nein, nicht das!" raffte er ſich auf.

„Wir waren ſo oft dort, Rudolph!"

„Nicht wieder!"

„Du mußt, Rudolph! Um Deiner Ruhe, um Deiner Ehre willen! Um meiner Liebe willen! Du kannſt nicht Alles vergeſſen haben!"

Vergeſſen hatte er wohl nicht Alles.

Vergeſſen kann auch der leichteſte Leichtſinn für immer nicht. Er kann, was er geſchilt und verdrochen hat, auf Tage, Wochen, Jahre ſich aus dem Sinn ſchlagen; die Erinnerung kommt doch zurück und mit ihr der Druck des Bewußtſeins, der Schuld, und auch den Druck mag er dann auf Tage und Jahre von ſich abzuſchütteln vermögen, einmal kommt es doch wieder über ihn, und er beugt ſich nieder, wie oft durch neue Schuld, die von der alten erzeugt wird.

Rudolph Schröder war als Student in den Univerſitätsferien zum Beſuch der Seinigen nach Hauſe gekommen, das erſte Mal erſt nach Verlauf eines vollen Jahres. Er beſuchte die Spielplätze ſeiner Kinderjahre, die Tummelplätze ſeiner Gymnaſialzeit, in der Umgebung der Stadt, bis zu dem benachbarten Gebirge hinaus. Wenn er in's Gebirge ging, ſo führte ihn ſein Weg an dem Seilergraben vorbei. Gleich auf ſeinem erſten Gange an dem Graben entlang wurde er durch den Geſang einer klaren, reinen Frauenſtimme überrascht, die ſo wunderbar aus der Tiefe zu ihm heraufſtönte. Früher, wenn er über den Grabenwall ging, hatte er nur das Knarren und Schellen des alten Seilermeiſters mit ſeinen Knechten, oder einen Gaſſenbuben aus der rauhen Kehle eines der Knechte gehört. Woher kam jetzt dieſe ſchöne Frauenſtimme mit der weichen, klagenden Melodie eines ihm unbekannten Volksliedes? Er mußte horchen und horchen. Der weichen, klagenden Melodie folgte ein luſtiger, friſcher Geſang, und die Stimme wurde heller, vollklingender, wurde faſt übermüthig.

Der Student mußte wiſſen, was das war. Er ging an den Rand des Waldes; er blickte in den Graben hinunter.

Digitized by Google

Da ſtand gerade unter ihm eine blühende Mädchengeſtalt, hoch und ſchlank und voll; das Geſicht Milch und Blut, die Augen hell und klar und ſanft und keck, wie die ſchöne Stimme.

Das Seilerrad war da unten. Der alte knurrige Seiler war nicht mehr da. Ein Anderer ſpann, der freilich auch nicht mehr jung war, und ein hübſcher junger Mann ging neben ihm rückwärts mit dem Bergſack und ſpann wie er, und das ſchöne Mädchen ſah nicht an dem Rade, ſondern ſtand hoch aufrecht und drehte und ſang ihre herzergreifenden und fröhlichen Melodien in die Welt hinein.

Rudolph Schröder ſtand feſtgebannt, aber wie anders damals, als jetzt, ſieben Jahre ſchon, an dem alten grauen Franziskanerthurme! Er mußte nur ſchauen und horchen, immer von Neuem.

Das Mädchen ſah ihn nicht; auch der ältere Mann nicht. Der hübſche junge Mann richtete zuerſt ſeine Augen in die Höhe und gewahrte ihn, und es war Rudolph Schröder, als werde ihm ein drohender Blick zugeworfen.

Er trat zurück, daß er nicht mehr konnte geſehen werden. Er ſah freilich ſelbſt nichts mehr; aber er hörte noch lange den fröhlichen Geſang, und Erinnerung und Phantaſie ſahen, was die Augen nicht mehr erbieten konnten.

Mit ſeinem Spaziergange war es vorbei. Er kehrte nach Hauſe zurück. Sophie mußte ihm Auskunft geben.

Sie war allein im Garten.

„Sophie, lebt der alte Seiler nicht mehr?“

„Er ſtarb vor einem halben Jahre.“

„Und wer iſt ſein Nachfolger?“

„Hanſen heißt er. Er iſt vom Rhein gekommen und hat die Seilerei gekauft, vor einem Vierteljahre.“

„Hat er Familie mitgebracht, Sophie?“

Sophie war aufmerkſam geworden.

„Haſt Du die ſchöne Seilerstochter auch ſchon geſehen?“

„Seine Tochter iſt es, mit der hellen Stimme und den —?

„Und den hellen Augen? Ja!“

„Du kennſt ſie?“

„Ich? Aber die jungen Männer kennen ſie; ſie verdreht Allen den Kopf, und ich wollte, Rudolph —. Haſt Du ſie geſehen?“

„Ja, Sophie. Iſt es eine Sünde?“

Sophie wurde ernſter.

„Rudolph, Du biſt leichtſinnig. Du warſt es immer. Ich glaube nicht, daß es auf der Univerſität beſſer mit Dir geworden iſt. Dieſe Schwarze im Geſicht —“

„Was hat ſie mit der ſchönen Seilerstochter zu thun?“

„Sie hat mit Deinem Leichtſinn zu thun. Der Vater, als er ſie ſah, wurde ſehr ungehalten, und es koſtete der braven Mutter Thränen, daß Du nicht ſo ſtrenge und harte Worte von ihm zu hören bekamſt. Aber das iſt nun vorbei. Fange nur nicht wieder an, was den Eltern Sorge machen könnte, und vor Allem mit dieſer Seilerstochter nicht!“

Auch der junge Mann war nachdenklich geworden.

„Weiß man Schlechtes von ihr?“ fragte er.

„Gerade Schlechtes habe ich nicht gehört. Aber —“

Sophie ſchwieg.

„Aber, Sophie?“

Sophie mußte mit ihrem Aber heraus. Es war für ſie freilich viel, für den Bruder wohl um ſo weniger.

Wilhelmine Hanſen war ein luſtiges und fröhliches und keckes Ding, und hatte das leichte rheiniſche Blut, und mußte mit dem Allen und mit ihrer Schönheit überall dabei ſein, beſonders wo es zu tanzen und zu ſingen und zu lachen und zu ſcherzen gab, und wo ſie ſonſt die Augen der jungen Männer auf ſich ziehen konnte, und das nicht bloß unter Ihresgleichen, unter den Bürgerstöchtern, den Handwerkern und Geſellen; ſie hatte es gar zu gern, wenn auch die Kaufmannsſöhne und andere Honoratioren des Städtchens auf der Leinwuthe ihrer verführeriſchen Augen und Stimme bleiben blieben.

„Und das bleibe Du nur nicht auch, Rudolph!“

Rudolph lachte, und pfiff dann, und verließ dann den Garten und das Haus und ging wieder draußen vor die Stadt, nicht wieder nach dem Seilergraben, aber in einen Weg, in dem ihm die ſchöne Seilerin, wenn ſie nach beendetem Tagwerk nach Hauſe zurückkehrte, begegnen mußte. Das Ende der Arbeitsſtunde in dem Orte wußte er aus früherer Zeit, und wenn der Seiler Hanſen das Heimweſen ſeines Vorgängers gekauft hatte, ſo konnte er auch den Weg von dem Seilergraben zu dem Hauſe.

Sie begegnete ihm. Sie war allein.

Der Vater und der junge hübſche Mann waren ſchon nahe am Thore bei ihm vorübergegangen. Sie hatte ſich verſpätet. Sie hatte in ihrem Korbe noch allerlei Utenſilien zuſammenleſen müſſen.

Das ſperrte ihm ſtopfen, als er ſie kommen ſah, allein mit ihrem Korbe, an dem ſie eben nicht ſchwer trug.

Er konnte den Blick nicht von ihr abwenden.

Sie ſah ihn; ſie ſah ſeinen Blick, der ihre Schönheit verzehren wollte.

Sie ſah den ſchönen jungen Mann. Kein Anderer in der Stadt war ſo ſchön, ſo ſchlank, ging ſo ſtolz, hatte eine ſo vornehme Haltung, wie er; er trug die leichte elegante Studentenkleidung; die Schmarre in dem friſchen Geſichte ſtand ihm ſo gut, herzergte ſeinen Wuth, gab ihm das Recht, ſo ſtolz aufzutreten, und er ſah ſie an mit dem verzehrenden Blicke.

Sie wurde roth.

Auch er wurde es.

Sie gingen an einander vorüber.

Er wandte ſich, ihr nachzublicken.

In demſelben Augenblicke wandte ſie ſich nach ihm um.

Ihre Blicke begegneten ſich wieder.

Er wurde wieder roth.

Ihre Augen lachten fröhlich.

Und an demſelben Abend ſtand er ſpähend und wartend in der Nähe ihrer Wohnung.

Gleich nach dem Abendeſſen war er von Hauſe fortgegangen. Er hatte das Ende kaum abwarten können.

„Er wolle einen Spaziergang machen,“ ſagte er zu den Eltern, zu Sophie.

Sie glaubten es; er hatte es auch früher gethan.

Es war ein warmer Abend im Anfang September, halb dunkel, halb hell.

Die Wohnung des Seilers Hanſen lag an einer der äußeren Straßen des Städtchens. Hinter ihr war ein kleiner Garten, aus dem man durch ein Pförtchen unmittelbar auf den Stadtwauern in das Freie kam.

An der Hecke des Gartens, vor dem Pförtchen ging er auf und ab. Keine Frau, kein Mal war er vorübergegangen, da ſah er ſie. Sie kam vom Hauſe her, ging in Gedanken, wie es ſchien, ſah ihn nicht, wie es auch ſchien, gewahrte ihn plötzlich, war, wie es wiederum ſchien, im Begriff, in das Haus zurückzukehren, beſann ſich, trat an das Pförtchen, vor dem er ſtand.

„Suchen Sie hier etwas?“

Sie fragte es keck und freundlich.

„Ja, ich ſuchte Sie!“

Der junge Mann antwortete es eben ſo freundlich und nicht minder keck.

„O, und was ſuchen Sie denn an mir?“

„Darüber müßten wir lange ſprechen.“

„Wenn ich aber nicht lange Zeit hätte?“

„So dürfte ich Sie fragen, wann Sie Zeit haben?“

„Das iſt eine ſehr bedenkliche Frage, junger Herr.“

„Dann laſſen Sie mich gleich meine andere Frage an Sie richten.“

„Sie hätten noch mehr Fragen an mich?“

„Sie wollten ja wiſſen, worum ich Sie ſuchte.“

Sie ſann einen Augenblick nach.

„Fragen Sie.“

Aber nun wußte er nicht, was er fragen ſollte.

Sie lachte. Sie errieth ihn.

„Ach, Sie wiſſen es wohl ſelber nicht.“

Da wußte er wenigſtens etwas.

„Ich hörte Sie ſo ſchöne Lieder ſingen.“

„Gefallen ſie Ihnen?“

„Sie waren mir neu, Lieder und Melodieen.“

„Und das Neue gefällt Ihnen?“

„Das Schöne!“ konnte er leider keck ſagen.

„Was war Ihnen denn ſchön daran?“

„Alles! Lied, Melodie, die Stimme, die Sängerin.“

Sie ſah ihn ernſt an; ſie ſchien eine ernſte Bemerkung zu haben. Auf einmal lachte ſie doch wieder.

„Und am welcher von dieſen Schönheiten willen ſuchten Sie mich auf?“

„Um aller.“

„Das iſt viel — zu viel für den Ernſt.“

Sie war ſelbſt wieder ernſt geworden; eine faſt trübe Wolke zog über ihr Geſicht.

Hatte er ſie verletzt?

„Sie wohnten am Rhein?“ fragte er.

„Ja.“

„Und von daher haben Sie Ihre Lieder hierher gebracht?“

„Ja, es ſind die Lieder meiner Heimat, und — und ja, ſie ſind ſchön, die Lieder meiner Heimat, und ich finde ſo vielen Troſt und ſo viele Freude darin. In Einem — ach, in Einem wohl nicht!“

Ihr ſchönes Geſicht hatte den Ausdruck des Schmerzes, ihre Stimme klang wehmüthig.

„Darf ich wiſſen, wie dieſes Eine heißt?“

„Sie kennen es,“ ſagte ſie.

Digitized by Google

Dann sprach sie leise, wie vor sich hin:

„Ein Jahr geht bald vorbei.
Meine Lieder bring' ich wieder
Und mit ihnen meine Treu'!"

„Nein, nein," sagte sie dann wieder traurig. „Es wird nicht wahr werden! Ein Jahr! O wie viele Jahre — und wie lang, wie lang werden sie sein!"

„Ich kenne das Lied nicht," sagte Rudolph Schröder, „wollten Sie es nicht singen?"

Da mußte sie wieder lachen.

„Hier?"

„Nur leise," bat er.

Da war sie wieder ernsthaft, und sah heftig.

„Leise? Nein, wenn ich das Lied singe, dann muß Alles, was mir auf dem Herzen liegt, und was ich im Herzen trage, laut, laut heraus; die Brust müßte mir so sonst springen."

Auch Rudolph Schröder schien etwas auf dem Herzen zu haben, das heraus mußte.

„Auch die Treue hatten Sie in die Heimat zurückzubringen?" fragte er.

„Alles, Alles!" rief sie.

Hinten am Hause wurde ein Fenster geöffnet.

„Wilhelmine!" rief eine Stimme.

Sie fuhr zusammen.

Es war eine Mannsstimme, die den Namen gerufen hatte, aber eine jugendliche. Der Vater des Mädchens konnte es nicht sein. Rudolph Schröder mußte an den jungen hübschen Mann in dem Seitengraben denken, der ihm den brobenden Blick zugeworfen hatte.

Warum erschrak sie jetzt?

„Gute Nacht!" sagte sie plötzlich.

„Noch Ein Wort!" bat er.

Sie blieb stehen.

„Darf ich Sie wiedersehen?"

Sie lachte wieder, aber leise, daß man es am Hause nicht hören solle. Dann sagte sie: „Wiedersehen? Das weiß ich nicht. Aber wenn Sie mich wieder hören wollen — ich bin morgen am Nachmittag wieder auf der Seilerbahn. Sie sollen dann meine Lieder hören. Dann will ich sie bringen."

„Wir —?"

„Nur dürfen Sie sich nicht sehen lassen!"

Sie ging.

Er wollte noch ihre Hand fassen.

Sie sprang lachend fort.

„Gute Nacht!" sagte sie noch einmal.

„Gute Nacht!" sagte auch er, leise, wie sie es gesagt hatte.

In seinem Herzen war es laut, bewegt.

Mir will sie ihre Lieder bringen! Und mit ihnen meine Treu! heißt es in ihren Liedern. Und habe ich sie am Tage gehört, darf ich sie am Abend auch sehen. Und — ach, wer der hübsche junge Mensch sein mag, der mir drohte, den sie fürchtete? —

Erst spät am Abend kam er zu Hause.

Die Eltern waren schon zu Bette.

Seine Schwester Sophie wachte noch und wartete auf ihn, damals schon.

Sie sah den Sturm in seinem Innern.

„Wo warst Du, Rudolph?"

„Ich habe einen Spaziergang gemacht."

„Aber Du bist erhitzt!"

„Ich war in Gedanken zu weit gegangen; da eilte ich zurückzukommen; Du solltest nicht zu lange auf mich warten!"

Sie schüttelte leise den Kopf. (Fortsetzung folgt.)

Graf Andrassy.

(Vgl. S. 325.)

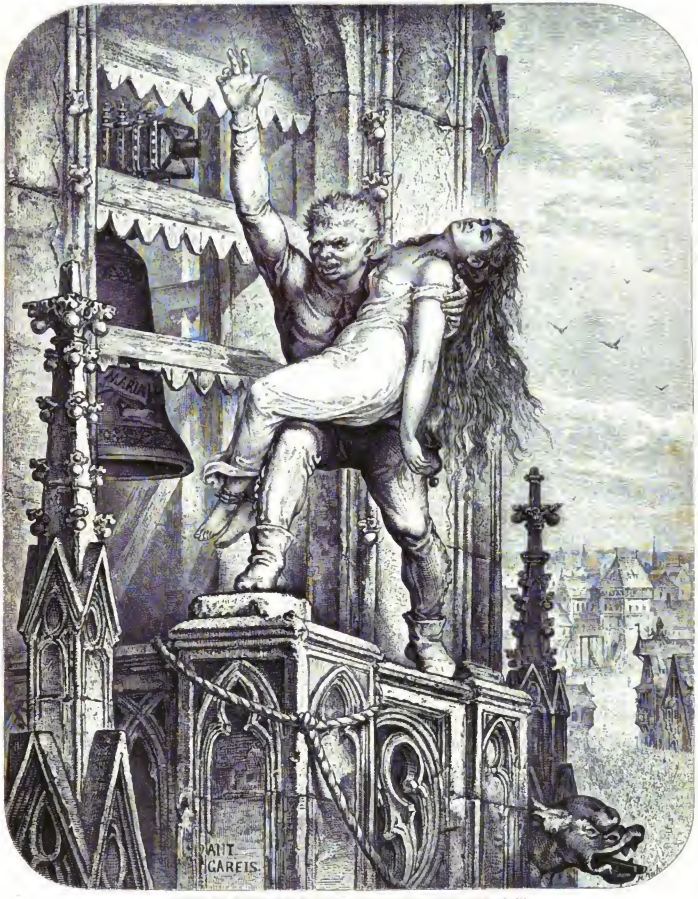
Eine der seltsamsten, unerwartetsten Katastrophen der Politik war wohl der Ministerpräsidentenwechsel, welcher sich in der Mitte des November in Oesterreich vollzog. Noch eben hatte Graf Beust das czechische Ministerium im entscheidenden Momente seiner höchsten Macht gestürzt und im nächsten sollte er selber fallen, und sollte abermals im nächsten Moment vom seinem Kaiser mit Ehren überhäuft, vom Lande mit Huldigungen überschüttet werden. Das Jüngstein der Politik, das eben die Czechen in die Höhe gehoben, blieb bei seinem Sinken nicht im Beust'schen Centrum stehen, sondern hob im nächsten Augenblick die Ungarn und an ihrer Spitze den ungarischen Ministerpräsidenten, der nunmehr an's Ruder trat und wenn auch anfangs mit argwöhnischen Augen von den Mächten betrachtet worden, nun, nachdem er Händedrücke nach Rechts und Links gewechselt, in das Fahrwasser einer friedliebenden Politik einzulenken sucht. Der neue österreichische Ministerpräsident, Graf Andrassy, wurde am 8. März 1823 zu Zemplin in Ungarn geboren. Nach absolvirten Studien und nach längeren Reisen widmete er sich, in sein Vaterland zurückgekehrt, der politischen Laufbahn. Als Mitglied des preßburger Reichstages schloß er sich mit aller Entschiedenheit der Partei der Reformer an, und wurde neben Kossuth, Szemere u. A. Mitglied der Kommission, welche alle Angelegenheiten der Reformpartei vorzubereiten und die Prinzipien der nerschiedenen Fragen festzustellen hatte. Als 1848 Ungarn ein eigenes Ministerium erhielt, wurde er zum Obergespan des zempliner Komitates ernannt, als welcher er die Führung des zempliner Landsturmes gegen die kaiserlichen Truppen übernahm. Er nahm auch weiter an der ungarischen Revolution thätig Theil, und ging zuletzt als Gesandter der debrecziner Regierung nach Konstantinopel. Nach der gänzlichen Niederwerfung des ungarischen Aufstandes wurde Andrassy mit vielen anderen seiner Kollegen in contumaciam zum Tode verurtheilt. Er lebte hierauf als Flüchtling in Paris, bis seine Mutter beim kaiserlichen Hofe seine Begnadigung erwirkte. Als mit dem Oktoberdiplom das konstitutionelle Leben auch in Ungarn wieder erwachte, trat Andrassy als Deputirter des zempliner Komitates in den Reichstag, wo er sich mit Entschiedenheit der Deak-Paetei anschloß und bald zu den hervorragendsten Mitgliedern derselben zählte. 1865 wurde er vom Repräsentantenhause zum zweiten Vize-Präsidenten gewählt, und später zum Vorsitzenden jenes Siebenundsechziger-Ausschusses, der auf Antrag Deak's zur Formulirung der gemeinsamen Angelegenheiten zwischen den ungarischen und nicht-ungarischen Ländern niedergesetzt wurde. Der im Jahre 1866 unterbrach bekanntlich diese Arbeiten für einige Zeit. Als aber nach dem Frieden unter Beust's Leitung auf Grund des Elaborates jener Kommission der Ausgleich mit Ungarn geschlossen und die Bildung eines selbstständigen ungarischen Ministeriums bewilligt wurde, da ward, wie erwähnt, Andrassy, welchen Deak als den beständigste Persönlichkeit bezeichnet hatte, an die Spitze dieses Kabinetes berufen. — Daß Andrassy bei Hof eben so gern gesehen ist, wie seine Gemahlin, ist nicht minder bekannt, als seine Arbeitskraft und seine soziale Liebenswürdigkeit gerühmt wird.

Ah! Ah!

(Vgl. S. 329.)

Wie schon mancher gefeierte Mann, lebt Victor Hugo für die Erhaltung seines Ruhms zu lange; seine jüngsten Produktionen und ganz besonders seine von dem hohlsten Pathos und den verkehrtesten Anschauungen getragenen Aufsprachen an das deutsche Volk, welche er während des letzten Krieges zu veröffentlichen für gut fand, verrathen die Greisenhaftigkeit eines dem Kindischwerden nahen Greisenalters, und lagten uns, daß wir in Victor Hugo nicht mehr den Dichter von „Notre Dame" vor uns haben. Mag auch dieser Roman, aus der Zeit seiner besten Manneskraft, mit den übrigen Schöpfungen Victor Hugo's seine bekannten Schwächen haben, so muß man doch gestehen, daß er uns in ihm mit echt dichterischer Gestaltungskraft und mit einem seltenen Reichthum schöpferischer Phantasie Gestalten schuf, welche unvergänglich sein werden. Ja, der Dichter hat die Hauptfiguren seines Romans so sicher und bestimmt gezeichnet, daß wir uns gewöhnt haben, in ihnen nicht Gebilde der Phantasie, sondern historische Personen zu sehen, die zugleich das Interesse der zeichnenden und bildenden Künstler so lebhaft erregen, daß sie und in charakteristischen Darstellungen und in den verschiedensten Situationen fast täglich entgegentreten. Wer hat nicht schon das von hohem Liebreiz umflossene, anmuthige Zigeunermädchen Esmeralda gesehen, wie sie zu grazidsem Tanz ihr Tambourin schlägt, oder wie sie, von ihrer geliebten weißen Ziege begleitet, ein Kunststückchen mit Affen macht? Wer kennt nicht den mißgestalteten, riesenstarken Gnom, den Glöckner Quasimodo, welcher wie ein Dämon die Glockenstuben und Winkel der Kirche Notre Dame unheimlich belebt und in einer Gestalt einherschleicht, als sei in ihm eines der mosterspeienden Ungeheuer, welche den erhabenen gothischen Bau der Kirche schmücken, zu Fleisch und Bein geworden?! — Beide Gestalten, und mit ihnen den Kontrast vollendeter Häßlichkeit und bezaubernder Schönheit, führt uns unser Künstler aus einer der ergreifendsten Szenen der Bücher Hugo'schen Dichtung vor. Esmeralda ist als Zauberin und angebliche Mörderin unschuldig zum Tode verurtheilt und soll, von einer rohen, fanatischen Menge umbrandet, eben in der Nähe von Notre Dame, das Schaffot besteigen, als, von Daubarkeit und leidenschaftlicher Liebe getrieben, Quasimodo sich wie ein Tiger auf die Henkersknechte wirft, sie mit seinen gewaltigen Fäusten zu Boden schlägt, die Verurtheilte ergreift und sie unter

Digitized by Google



Quasimodo zeigt die befreite Esmeralda dem Volke. Originalzeichnung von Anton Gareis. (S. 328.)

Digitized by Google

dem donnernden Rufe: „Vivat! Vivat!“ der schützenden Freiung der Kirche zueilt. Das Asyl der Kirche Notre Dame ist geheiligt und unverletzlich, es wird von dem eben noch blutdürstigen Volke gewissenhaft respectirt, welches jetzt Beifall klatschend in den Ruf: „Vivat! Vivat!“ mit einstimmt und in enthusiastischen Jubel ausbeauscht, als Quasimodo auf der Gallerie der Kirche erscheint und, die Geweihte schwebend über seinem Haupte tragend, freimuthigend und mit Alle überdonnernder Stimme sein „Asyl! Asyl!“ wiederholt.

„Zum zweiten Mal,“ erzählt der Dichter, „zeigte sich der Zwerg auf der obersten Plattform, das Mädchen im Arme, laufend mit der Eile einer Raubthiers, das seine Beute in Sicherheit bringt, und unter dem jubelnden Rufe: „Asyl! Asyl!“

„Asyl! Asyl!“ wiederholte die Menge.

„Zum dritten Mal erschien der Zweig auf der Spitze des Glockenthurms, doch die Geweihte hob in die Luft, als wollte er sie feinmythisch dem ganzen Stadt zeigen, und scheie mit donnernder Stimme: „Asyl! Asyl! Asyl!“

„Asyl! Asyl! Asyl!“ wiederholte das Volk.“ — A. S.

Die Gürtelsprenge.

Eine Erinnerung aus den Hirtenalpen.

Von

P. A. Rosegger.

Wenn man in Alpengegenden wandert, in einer Hütte einkehrt und den Eigenthümer beobachtet, wie er nach der Anzahl der Bewohner seines Hauses frägt, so mag wohl folgende Antwort geschehen: „Bewohner? Ja, die mag ich nie selber alle zusammenrechnen. Da bin ich; — that nie Festtag nachgählen — ich und mein Weib und unsere fünf Kinder und der Knecht und acht Kindvieher und die Magd.“

Und er meint es nicht anders; das ist ihm all' sein Lebtag nicht eingefallen, daß die acht Kindvieher etwa nicht zu seiner Familie gehören dürften. Schaue sie doch allsinnlumen ein Dach, lebt doch Eines für Alle, wie Alle für Eines leben, und sie ernähren sich gegenseitig und erfreuen sich das Leben, und die Kinder und die Kälber laufen lustig durcheinander herum. — Ist die Kinder hat der liebe Gott die Almen und fetten Waiden erschaffen, den Kindern zuliebe lässt er den blumigen Frühling und üppigen Sommer kommen, denn der Heustadel muß sich füllen zu jedem Herbste. Und wenn er sich gefüllt hat und die Zeit der Heue vorüber ist, so wird in der Hütte des Hirtenbauers ein sinnigeß Fest begangen. Der Bauer gibt den Seinen ein großes Mahl. Und da wird nicht Mehl und Fleisch, Rahm und Butter geschont, ist doch die feierliche Verbrüderung erfüllt, und der Hausbadel voll.

Und besonders der Knecht, dem in letzterer Zeit der Bauchreimen obsehlen schon zu lang geworden ist, lässt sich das Fest in seiner sinnigen Bedeutung sehr angelegen sein, und die Knödeln sind recklich, und die Fleischwaden ausgezeichnet, und die Krapfen unvergleichlich, und so eine Bäuerin wie die unsere, sagt er, gibt's nimmermehr, — und der Rimen wird Lieger und Lieger und die Gruben seines Ringes wollen nicht mehr reichen, und mit Gewalt zusammengeschaufelt springen sie wieder mit Gewalt auseinander.

Darum heißt die Feier dieses Tages auch: Das Fest der Gürtelsprenge.

Wie ist aus jener Zeit, in der ich — in Arkadien gehoren — solche Feste noch mitmachte, ein kleiner Ereignis in Erinnerung.

Die Heue war vorüber und die Bäuerin hatte zwei Tage lang gebacken und geschwoet, und unser Knecht hatte zwei Tage lang nichts gegessen, um sich auf den nahenden Genuß gehührend vorzubereiten. Es waren Stunden aufgeregter Erwartung, bis am dritten Tage zum festen Mittag der Bauer das weiße Tuch, mit dem rothen Streifen in der Mitte, über den Tisch zog. Dann legte er die glanzend gefegten Messer und Gabel und Löffel auf ihre bestimmten Plätze, was nur bei außerordentlichen Festivitäten geschah. Dann begann er in sichtlich gehobener Stimmung — er hatte heute auch reine Wäsche an — durch eine ganze halbe Stunde Weisthum aufzusuchenden. Ich stand neben dem Tisch und war zue selben Zeit noch so klein, daß ich es kaum sehen konnte, wie der Haufen der Brodspeisen immer mehr anwuchs und anwuchs. Zwei Beobachte lagen hier auf weißem Grunde. Der Knecht beobachtete diesen Vorgang nicht ohne Mißtrauen; — wozu das viele Brod hier? Soll das etwa bestimmt sein, die Hauptsächlichkeiten zu füllen, auf daß edlere Bissen nicht unvergebracht werden können sollen? — Endlich kam der dampfende Milchtopf, und der Tisch ächzte, und die Massen der Brodspeisen wurden hineinversenkt, so wie sich bei Eidbevolutionen Berge versenken in die Tiefen des Meeres. Wie betetens: „Was uns gefegt wird auf den Tisch, das gesegn' uns der liebe Herr Jesu Christ, erd' er's weiß' und mit dem göttlichen Wort, auf daß wir laut werden hier und dort in der ewigen Freud' und Seligkeit, Amen.“ Dann setzten wir und Alle zu Tische. Ich saß an der Ecke und hatte meine Noth, daß ich mit meinem kleinen Armen einigen Inhalt aus den Gründen des Topfes herausschöpfen vermochte. Der Knecht begann zu essen, still und langsam, mit einer ehernen Ruhe. Als die Milch und das darauffolgende Speckfraut abgethan war und die Laiben des Roggenbrodes erschienen, fühlte ich die frühere so mächtigen Sympathien für die Gegenstände nach und nach schwinden — ich war gesättigt. Ich sah nur sinnend zu, wie die bedeutsamen Reihen der Speckte vorüberzogen, die Butterschnitten und die Rahmtellerlein und die Fleischknödeln, und das Schottenfach und die Milchkrapfen und das Schmalzmus. Sie aßen und redeten dabei von Dingen, die sich früher bei dem Feste der Gürtelsprenge zugetragen hatten, und in der Zukunft noch zutragen können. Der Knecht redete nicht, er saß und aß still und langsam, mit einer ehernen Ruhe. Es kamen noch fernere Gerichte und fernere Gespräche, und der Knecht aß still und langsam fort. Als sie bei den Butterkrapfen waren, hörte man ein leichtes Schnaufen — es war sein Gürtel auseinander gesprungen. Der Knecht ließ ihn auseinander gesprungen sein, blieb in seiner ehernen Ruhe und aß.

Endlich aber blieb die geleerte Schüssel auf dem Tische stehen und es kam nichts mehr. Der Knecht blickte bekremdet auf; — wo spannt sich's denn? ja, geht's denn nicht allweg so fort? — Er was schweemüthig, er dachte an das Loos alles Irdischen, er erbob sich, er ging in das Freie, er stand eine Weile still und sah hinüber in die Berge und Thäler, er stieg empor zum Heuboden, er legte sich in sein Bett.

Es nahte schon der Abend. Ueber den Almen zogen Nebel, wie sie sich zur Herbstzeit gerne über das Gehöge niederfenken. Ich ging hinaus auf die Halde und eief so lange: „Hoi ho, hoi ho!“ bis die Kuh mit der Glockenschelle auf mich tulaten als die Heerde nachzielte. Dann führte ich sie zum Hause und in den Stall.

Als dieses geschehen, und als gemolken war, gingen wir zur Abendsuppe; ich hatte wieder recht Appetit, und der Bauer sagte, so eine saure Suppe könne er zu jeder Zeit essen und sie sei ihm lieber wie die besten Butterkrapfen. Aber der Knecht erkühnte nicht zur Suppe.

Endlich gingen wir Alle zur Ruhe. Ich hatte meine Lagee im Stalle, um die Rinder zu bewachen, daß sich keines etwa von seiner Kette losmache und die anderen beschädige. Mir war recht behaglich unter der wohl ein wenig steifen Decke, ich ecauicke mich an der Ruhe und dem lauwarmen Stallduft. Die Glockenkuh schelle von eine Weile, weil sie sich an den fernen Leiter, und die Thier schliefen noch dann und wann an der Kette und gaukelte mit den Hörnern. Nach und nach liefen sie sich alle nieder auf die feiche Fichtenstreu und begannen das Wiederkäuen. Einige Zeit hörte ich noch das gleichmäßige Geschnarre der Jähne, dann saulen mir nach und nach die Augen zu. — Noch war mir, als säße auch der Knecht auf der Fichtstreu, und zaffelte mit der Kette und gaukelte wie der Ochse, und kaute, wie alle anderen. Es schnarrte auch mit den Jähnen und kaute lange, und als seine Nachbarleute schon längst damit fertig und in der Ruhe war, hob es ihm noch immer neuen Stoff herauf, und er kaute und kaute und konnte zu keinem Ende kommen. —

Plötzlich weckte mich ein Poltern außen an der Stallthür. „Stallbub, schied' Dich nicht und steh' auf!“ hörte ich rufen; es war des Bauers Stimme und das Poltern an der Thüre wurde heftiger.

Ich kollerte von dem Bette auf die Stren hinaus, stieß in der Verwirrung an die Glockenkuh, daß sie mit einem obrenzerreißenden Geschelle aufsprang, und ich taumelte endlich der Thüre zu.

„Schred' Dich nicht, Bub', und mach' Die nichts heaus,“ rief der Bauer wieder, „stallauf' geschwind in Dein Hölzln hinein, Du mußt einz hinablaufen nach Kirchdorf um den Herrn Pfarrer, 's will uns der Hansjörgl sterben!“

„Der Hansjörgl, der Knecht will sterben!“ sagte ich zitternd und nestelte die Thürkette auf, „ja warum denn und wegen was denn?“

„Zee lieb' Herzgott wird's wissen! Da lugelt er oben in seinem Bett und schielt die Augen über und schgi — und — nein, meiner Tag hab' ich so was nicht erlebt. Geh', Bübl, geh', wenn Du der Pfarrer bei Zeiten bringst, so kriegst einen Sechzer. Und das leyt' Del soll er bewuoh wohl auch mitbringen, — und begeaben laß ich den Hansjörgl mit dem großen Rondoll. Ach, mein gutes, rechtschaffenes Knecht!“

Ich weiß nicht, wie ich's gemacht hatte; ehe noch der Bauer aufgehört zu sprechen, war ich angezogen, und in den nächsten Augenblicken schon eilte ich den Berghang hinab. Zerrissene Wolken hingen am Himmel, man schien der Halbmond, in den Aesten der Tannen zischelte zeitweilig der Wind. Meine Schuhe machten ein Getöse in den Steinen des Hanges, mir wogen und zur Seite kollerten diese hinab und ich kollerte schier auch selbst mit ihnen. Und ich ging durch bewaldete Thäler und Schluchten hinaus, oft hingen Felsen und Bäume derart über mir zusammen, daß

Digitized by Google

ich keinen Boden, keine Wurzel, keinen Stein mehr fand, daß ich im Schwarzen dahinwandelte, stolperte, in Pfützen sprang, an Bäume prallte — in Todesangst war. Nebst mir hin rauschte der Waldbach. Oft lockte ich Gefährte über mir, Schritte hinter mir, und ich meinte, der Knecht sei bereits gestorben und sein irrender Geist folge mir. Ich hatte Angst um meine arme Seele, ich betete im Herzen, ich verflehte den lieben Gott und alle Heiligen, daß ich all' mein Lebtag keine Sünde mehr begehen wolle, wenn ich diesmal in Gnaden davonkäme blieche. Und bis auf einige blaue Beulen an Gesicht und Händen blieb ich in Gnaden bewahrt. Nach drei Stunden kam ich in das weite Thal, in welchem Kirchdorf lag, und da ging die Morgenröthe auf.

Ich eilte zum Pfarrhof und riß mit beiden Händen an dem Drahte der Thürglocke zu heftig, daß ich von innen einen Jammerlaut hörte. Dann wurde ein Fenster aufgerissen, und die alte Haushälterin in schneeweißem Nachtgewande rief alle Namen der Himmel um Antwort an, wer denn Sturm läute in solcher Stunde. Da öffnete ich denn mein bedrängtes Herz: „Der Hansjörgel will sterben — das letzte Oel soll er auch mitnehmen, und begraben läßt er ihn mit dem großen Hombutt!“

Meiner Botschaft war allem nachgebracht, aber ich wurde verstanden. Schwer mag's dem greisen Manne gewesen sein, nun aus den weichen Federn fort, in die frostige Herbstluft hinaus, und nächtern hinein in das Hochgebirge. Aber er ging. Lautlos kleidete er sich an, eilte zur Kirche, läutete selbst das Zugglöcklein, holte das Heilige und ging mit mir. Ich ging voran, trug in der einen Hand die brennende Laterne, in der andern das Metallglöcklein, mit dem ich schellte, auf daß die Menschen in den Häusern und Hütten, an denen wir vorüberzogen, auf die priesterliche Handlung aufmerksam gemacht würden.

Wir gingen denselben Weg, den ich hergegangen war — hinein gegen die Schluchten und waldigen Thäler. Das Wasser rauschte; ich spellte den Fischen, daß nun ihr Schöpfer vorüberziehe, und daß sie aufhören ihre Späße emporrecken sollten aus den schäumenden Wellen. Keine einzige Forelle hat mein Glöcklein gehört.

Als es nach und nach licht geworden war, begann der Pfarrer hinter mir plötzlich zu lachen. „Ja, was hast Du denn gemacht, Steiner, Du hast ja Dein Hösslein verletzet an!“

„Ja gelt's mir einen Stich in mein Herzen; vor meinen Augen tanzten Sterne. — Was hat er gelagt, mein Hösslein verletzet? — Er war wohl so! — Das Hintere war vorne, das Vordere hinten, und kein einzig Knöpflein war zu.

„Ja ja kein Unglück,“ sagte der Pfarrer, „hast es halt ein wenig schnell gemacht. Geh' die Letzere da auf den Stein, und geh' hinauf in den Wald, ich warf' auf Dich.“

Ich ging hinauf in das Dickicht und zog ans und zog an, und eilte, daß doch der Knecht derweil nicht sterbe, und endlich, als Alles recht saß, getraute ich mich erst dann herab zum Pfarrer; ich barg mein Gesicht in den Ellbogen.

Um mich aus der Verlegenheit zu befreien, begann der Greis ein Gespräch und erkundigte sich um die näheren Zustände des Knechtes. Er beschleunigte seine Schritte und sagte mir, daß es für einen Priester sehr peinlich sei, auf seinem Verlebzange zum Kranken nur mehr einen Todten zu treffen, und unverrichteter Sache wieder zurückkehren zu müssen. „Einmal hab' ich das erfahren, mein lieber Steiner. Es war vor mehreren Jahren. Ich wurde hinein in die Klengräben zu einem Holzhauer gerufen, den als Wilderer die Kugel eines Jägers getroffen hatte. Sein einzig Sehnen war nach einem Priester; stundenlang rang er mit dem Tode und in Verzweiflung rief er: „Ich muß warten auf meinen Gott und Richter, muß ihn fragen, ob's ein so großes Unrecht, wenn ein armer Mensch ein herrenloses Thier schießt im Walde!“ — Aber der Weg bis in die Klengräben ist weit, und ich fand den Mann erstarrt, und auf seinen Augen und in seinem gebrochenen Auge lag noch die Todesqual. — Im Chorrock, und auf den Händen das Sakrament, so mußte ich wieder umkehren; und auf dem selben Gang hab' ich keine einzige Vogelstimme gehört im Walde, und mir ist so schwer und weh gewesen, als hätten mich alle unreinen Seelen der Erde verfolgt. Steiner, was das heißt, ein Priester sein — es ist nicht zu sagen!“

Der Pfarrer schwieg, trocknete seine Stirne und wir schritten weiter und weiter.

Wir stiegen den Bergbang hinan gegen unser Alpenhaus. Die Rebet hatten sich aufgehellet und die Sonne stand schon ziemlich hoch am tiefblauen Himmel. Die Almglocken klangen auf den Höhen, und zeitweilig hörte man, in hohen Lüften getragen, das heilige Jauchzen eines freudigen Menschen. — Ei wohl, unser Knecht hatte auch schon gesungen und hell gejauchzt, und an diesem lieblichen Morgen log er gar auf dem Todtenbette.

Das Haus stand still und traurig auf der Anhöhe. Wohl glänzte die Sonne in den Fenstern, aber diese sahen uns entgegen, wie verglaste Augen eines Sterbenden.

Ich zitterte vor Angst; ich hielt die Laterne hoch und das Glöcklein ließ ich klingen. Niemand kam uns entgegen, Niemand leitete vor dem Hause, um sich den Segen des nahenden Heilandes zu erbitten. Die Thüren waren offen, wir gingen in das Haus und durch die Vorlauben in die Stube. Es war Niemand da, nur die Uhr an der Wand tickte und tickte.

Der Kranke ist noch auf dem Heubodem, dachte ich, und sie sind Alle bei ihm. Der Pfarrer stellte das Sakrament auf den Tisch und kauf erschöpft auf die Bank daneben. Ich eilte auf den Heuboden und rief laut, daß wir da seien. Der Heuboden war still und dunkel, nur das frischduftende Heu war da. Und das Bett des Knechtes war leer! — Da erfaßte mich ein Grauen und ich lief zurück in die Stube: „Mein Knecht ist da, und kein Mensch im ganzen Hause; sie haben ihn gar schon fortgetragen!“

Da rebob sich der Priester, sein Antlitz röthete sich und er sah mich an mit strengem Blicke. Ich brach in ein Weinen aus. Wir liefen die Heiligthümer auf dem Tische stehen und gingen vor das Haus, und ich rief, und ich rufen konnte, nach den Leuten.

Endlich hörte ich von dem Schachen herüber halbverhallte Schläge. Ich lief gegen den Wald und schrie, und mein Schreien wurde aus Angst und Furcht schier zum Kreischen.

„Sakra, was ist denn das für ein abscheulicher Lärm da unten? Was hat's denn?“ hörte ich plötzlich eine Stimme von dem Wipfel einer hohen Fichte.

Ich schau' hinauf, hör' ihn, seh' ihn — es ist der Hansjörgel. Und er hackt die Aeste herab, einen nach dem andern, und jetzt hebt er gar an zu singen und zu jauchzen.

Da lauf' ich wohl wieder zurück zum Hause, zum Pfarrer, auf daß ich wiederstelle vor ihm auf die Knie und ihn tausendmal um Verzeihung bitte, daß der Knecht wieder lebendiggrund ist und von den Bäumen die Aeste herabhackt zur Streu für die Rinder.

Aber wie ich zurückkomme, steht schon der Bauer vor dem Pfarrer und bringt Entschuldigungen vor. Der Knecht habe gestern ein klein wenig weite von Sweiten zu sich genommen, weil die Gürtelsprengt' gewesen sei, und drauf habe er in der Nacht so einen heftigen Asthmanfall bekommen, daß schon Alle gemeint, es sei sein letztes Ende. Deswegen habe er gleich um den Priester geschickt, aber die Krankheit habe bald darauf nachgelassen, und der Hansjörgel habe in der Früh wieder rechtschaffen viel Kaltwasser gegessen. Man habe hernach wohl einen zweiten Boten geschickt, daß der Herr Pfarrer nur daheim bleiben möge, aber dieser Bote sei wahrscheinlich einen andern Weg gegangen, und so sei es geschehen, wie es geschehen war.

In der Stube aber brannte das geweihte Wachslicht und stand das geistliche Brod. Sollte nun der Pfarrer wirklich mit dem Hochwürdigsten jenen peinlichen Weg zurückmachen, den er so gefürchtet? Oder will er auf der Alm die Messe lesen und selbst das Himmelsbrod verzehren? Oder will Jemand herbeigeholt werden, auf daß er die bereitete Begzehrung erlange?

Ich kann auf Wege, kann auf Stege, die uns auf der Bertgenheit fahren sollten. Und endlich hatte ich was erkannen. Ich war noch nüchtern. Aus Liebe zum alten Herrn, der mich in der Seele erbarmte, bekannte ich ihm auf der Oberkant meine Sünden, und so konnte ich nun der Kommunion theilhaftig werden.

Und als die Handlung vorüber war, legte der Pfarrer den Chorrock ab und athmete auf. Die Bauerin, die nun auch von der Weide gekommen, gab mir meine Morgensuppe und wollte dem Herrn Pfarrer mit Butter und einer Bertspeise aufwarten; er konnte aber nichts genießen, weil er an demselben Tage noch eine Messe zu lesen hatte. So mußte der gute Mann fasten, weil mir mein Knecht Tags zuvor so ungehörlich gegessen hatte, und so mußte ich eine Beichte ablegen, weil mir mein Knecht Tags zuvor gegen die Mäßigkeit gesündigt hatte, und so endete in demselben Jahre das Fest der Gürtelsprenge.

Dafür hatte ich heute Feiertag und durfte den Pfarrer wieder nach Kirchdorf begleiten. Als wir über den Hang hinabstiegen, hörten wir den Knecht von den Waldwipfeln herüber jauchzen. Der Pfarrer stand still und sagte zu mir: „Was meinst, Steiner, hört sich das nicht besser, wie Todtenklage?“

Auflösung der Schachaufgabe Seite 300:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 4 — G 4	1) T. G 2 nimmt G 4.
2) L 6 — G 7	2) T. G 4 nimmt G 7.
3) F 6 nimmt G 7	3) K. H 8 — G 8.

Weiß ist Matt.

Digitized by Google

Die Rekruten.

Nach Skizzen von M. Haider.

IV.

In der Kaserne.

Rekrut. In der Kaserna muß 'a Scheitln net Brauch sei, weil's Einem d' Haar abschneid'n.

I meld' mi g'horsamst in die Hartitzer, denn da dalt' ich's nimma aus.

O mein Gott, das is die letzt' Ruh'l von der Muatta, sie rennt mi zum ess'n.

Sappraments, schau' Er mich an! Brust heraus und Bauch hinein!

Gerrad aus! Einundzwanzig, zweiundzwanzig! Haalt! — Bomben- und Granaten-Sappraments, halt!

Unteroffizier. Rendt!
Rekrut. Jetzt nemma mir a mal a Prie!

Rekrut. Teufel! Ein Rejatans von Kaiser Karl von Unterberg!

Rekrut. Satra! Das is g'wiß da Herr General selba!

Digitized by Google

Die Gräfin von Belle-Ange.

Erzählung aus dem Kriegsjahre 1870.

Von

W. Bossuet.

1.

Die silberne Pendule schlug elf. Ihre Vormittags. Mit dem letzten Schlage und während das Musikwerk in leisen, schnarrenden Tönen den Choral: Jesus, meine Zuversicht! intonirte, wurden die dunkelroth seidenen Vorhänge des Nebenzimmers auseinander gezogen und die Gräfin Jokephine de Belle-Ange schritt langsam in den vor dem Tageslichte durch weite Fensterrovshänge verschlossenen Saal. Zwei Kammerfrauen folgten.

Die Gräfin wies vorwärtsschreitend mit der Ebenholzstücke nach den Fenstern und stand, als ob die Verhänge langsam und geräuschlos aufrollten, vor einem hohen venetianischen Spiegel. Sie musterte sich kühl, aber aufmerksam, vom Kopf bis zu den Füßen.

Die Frau Gräfin stand noch in den Siebzigern. Aber die elegante, wenn auch ihren Jahren angemessene Toilette ließ sie um zehn Jahre jünger erscheinen. Ihre kleine, in den Schultern merklich gekrümmte Gestalt war mit einer dunkelviolettten Sammetrobe bekleidet, die in eine lange Schleppe auslief. Die weißen, aber noch auffallend vollen Haare bedeckte eine feine Spitzenhaube, feine Spitzenmanschetten ihre sehr kleinen und hohe bagrenen Hände. Das edle Gesicht war von scharfen Linienmenten durchzogen, die Alter, Sorgen und alle Schatten des Lebens hineinzuschreiben pflegen. Nur die dunkeln Augen gaben ihm einen Ausdruck, der zwar von Leben, aber von einem nach innen gelehrten, schmerzlich bewegten, friedlosen Leben Kunde gab.

Die Frau Gräfin sah in den Spiegel und es schien, als ob sie sich ein wenig vor sich selber verneige. Dann trat sie einen Augenblick an eins der hohen Fenster, mehr gewohnheitlich als mit Interesse einen Blick hinauswerfend in die köstliche Herbstlandschaft. Wir dürfen ihr das nicht verdenken. Wer wie sie hinabe vierzig Jahre, in denen sie das Schloß nie verlassen, täglich den Anblick einer und derselben Gegend vor sich hat, mag das Recht erworben haben, sie gleichgiltig zu betrachten, es müßte denn ein Dichter oder ein Maler sein. Beides war sie nicht; sie war dazu zu vornehm. Darum ließ sie der köstliche Anblick auf die fernen, bläulichen Bergzüge der Vogesen, auf das waldbesäumte Thal des kleinen Zuflusses der Mosel kalt, der sein blitzendes Band unmittelbar am Fuße des Schloßberges und hier unten an den Wirthschaftsgebäuden und dem Dorfe vorüberzog.

Aber sie blickte einigermaßen verwundert nach der Thür daraufhin, daß noch nicht geschehen, was doch um diese Zeit seit vierzig Jahren immer geschah.

Endlich!

Ein Bedienter in etwas veralteter, aber reichgestickter Livree meldete: „Der Hausmeister!“ —

Die Gräfin nickte stumm. Sie sieh sich in den hohen, mit dem Wappen ihres Hauses gezierten Lehnstuhl nieder. Die beiden Frauen stellten sich rechts und links daneben und der Hausmeister, Balthasar Andrée, ein grobknochiger alter Lothringer mit einer irdenen Physiognomie voll Gutmüthigkeit und Einfalt, erschien an der Schwelle und trat mit drei tiefen Bückingen vor die Gräfin, stumm ihre Befehle erwartend.

„Die Hühner?“ fragte die Gräfin.

„Alles wohl, bis auf die weiße Lilly, die sich den linken Fuß verstaucht und dahero einigermaßen hinkt!“ antwortete Herr Andrée.

„Arme Lilly — arme Lilly! weiß man nicht, woher dieses Malheur?“

„Leider nein — Pierre meint, sie affektire nur —“

„Pierre ist ein Narr — die Hunde?“

„Mich wohl! — Beim Frühstück hat Gigant die Molly in das linke Ohr gebissen — in einem Anfall von Mißlaune oder Eifersucht — hat zwei Stunden geheult —“

„Gut — sind sie getrennt?“

„Zu Befehl!“

„Die Verwundeten?“

„Der Doktor sagt, es gehe gut; — die beiden Allemands sind munter und bei gutem Appetit. Ich glaube, diese Deutschen haben guten Appetit nach, wenn sie todt sind. Mit dem Frantireur geht's zu End'. Der Doktor reibt sich die Hände und sagt, es sei ein interessanter Kasus. Die Kugel steckt im linken Lungenflügel!“ —

„Hm — habe den preußischen Offizier mit der verwundeten Stirne vom Fenster aus im Park gesehen, an der Fontäne. Sein Gesicht ist mir aufgefallen. Es ist darin — ich weiß nicht was — aber etwas Eigenthümliches — Interessantes! — Wie heißt er? Wo ist er her?“

„Müller — aus Ostpreußen!“ —

„Aus Ostpreußen? Ist das weit?“ —

„Werde mich erkundigen!“ —

„Müller! — Müller hieß der Goldschmied aus Trier — Müller der Tapezierer — heißen alle Ostpreußen Müller?“ —

„Werde mich gleichfalls erkundigen.“

„Gut! — Die Schaden, welche die Kugeln beim Gefecht im linken Schloßflügel gemacht — sind sie repariert?“ —

Herr Andrée zog die Schultern hoch auf.

„Bedaure — die Handwerker aus dem Dorf sind alle mobil —“

„So — miserabel! — Muß gemacht werden, Andrée! Handwerker müssen beschafft werden, Andrée!“ —

Andrée zog die Schultern mit Bedauern nochmals in die Höhe.

„Mein Gott, es müssen doch Handwerker da sein! Man bezieht sie von auswärts! Wozu ist das gemeine Volk auf der Welt? Was lernt denn das Volk? Schulbildung ist unser Ruin. Sobald die Leute ihren Verstand bilden, werden sie unzufrieden, unregierbar und ihre verworrenen Ideen stiften Verwirrung. Man lehre sie arbeiten — arbeiten, aber nicht denken!“ —

Nach einer Pause fuhr sie fort: „Sind neue Siege berichtet? Sind die Deutschen noch nicht über den Rhein zurückgejagt?“

Andrée zuckte wieder stumm die Schultern.

Die Gräfin ward unruhiger. „Mein Gott, wie lang das währt! Was man für Rücksichten auf diese Barbaren nimmt! Diese Rücksicht nahme ehrt die große Nation, aber man gehe darin nicht zu weit! Ich werde deshalb an meine Freundin, die Herzogin von Montmorin, schreiben. Es ist unglaublich! — Wo ist meine Enkelin?“

Die gnädige Comtesse geruhen im Park zu promeniren.“

„Gut — das Promeniren wird ihr gut thun. Die Comtesse ist seit einigen Tagen nicht wohl. Sie ist unruhig und aufgeregt. Der Schrecken des Gefechts, la chrent es, hat sie krank gemacht. Uns alteriert das nicht. Wir haben andere Dinge erlebt, andere Dinge in unserer Jugend. und sind darum nicht krank geworden. Wir hatten dazu nicht Zeit —“

Die Gräfin bedeckte mit der Hand Stirn und Augen.

„Andrée, welches Datum schreiben wir heut?“

„Den 3. Oktober?“

„Die alte Dame fuhr heftig aus ihrem Lehnstuhle auf: „Andrée, Sie sind entlassen! — Wir wollen allein sein!“ —

Andrée und die beiden Frauen blickten sich erschrocken an, verneigten sich und verließen schweigend den Saal.

Die Gräfin blieb allein.

2.

Der Hausmeister Andrée hatte recht: die Comtesse Marion de Belle-Ange promenirte im Park. Aber er hatte unterlassen, hinzuzufügen, obwohl er es wußte, daß sie nicht allein promenirte. Er wollte die Gnädige nicht alterieren. An der Seite der Comtesse war, wie schon seit mehreren Tagen, seitdem sie bei alten Gräfin unruhig und aufgeregt erschienen war, der Offizierdienst thuende Sergeant Gantsch Müller aus Ostpreußen. Sie promenirten übrigens auch ungeheißlichen nicht. Der preußische Sergeant war vor acht Tagen bei dem Gefecht in der Nähe des Schlosses durch eine Chassepotkugel im linken Oberarme und an der Stirne leicht verwundet und mit noch fünf Verwundeten, Deutschen und Franzosen, unter dem Schutze eines deutschen Kommandos von Grenadieren bis auf Weiteres im Schlosse Belle-Ange zurückgelassen. In Folge des Blutverlustes war Herr Müller so geschwächt, daß ihm zu viel Bewegung nicht gut that.

Die junge Comtesse Marion, vor einem halben Jahre aus einer Pension in Paris zur Großmutter heimgekehrt, die die elternlose Waise erzogen, hatte zu viel guten Ton, um nicht den körperlichen Zustand des jungen, kaum vierundzwanzigjährigen Sergeanten zu berücksichtigen. Sie hatten also aufgehört zu promenieren. Beide saßen auf einer Rasenbank vor einem Ballingeren, von welchem man über einige Rasenbeetes hinweg eine freie Aussicht auf die Hinterfronte des Schlosses hatte.

Das Schloß bestand aus einem Hauptflügel mit je einem runden Flankenthurme, aus dem zwei Seitenflügel rechtwinklig vorsprangen. Das Hauptgebäude schien wohl, die Seitenflügel aus der Zeit Ludwig's XIV.

„Ich habe stets eine herzliche Freude an alten Schlössern,“ sagte Herr Müller, die Hinterfronte des Schlosses musternd, „und würde mein Album von dergleichen Bauwerken vervollständigen, wenn mich meine Wunde nicht genierte. In meiner Heimat Ostpreußen haben wir dergleichen wenig oder gar nicht.“ —

„Sie zeichnen, Herr Müllere?“ sagte die Comtesse, mit einer Rose spielend. Sie sprach den Namen mit einem leichten Accent auf der letzten Sylbe aus. Das klang allerliebst.

„Ja wohl, gnädiges Fräulein! Ich habe auf der Universität in Königsberg auch einige Anfänge in Oelmalerei gemacht. Der leidige Krieg hat das freilich unterbrochen.“

Digitized by Google

„O, das ist charmant! — Nun, wenn Sie es gestatten, so würde ich Ihr Album mit einem Versuche vervollständigen — aber —"

„Sie sind so gütig, mein Fräulein! Ein Andenken an dieses alte Schloß von Ihrer schönen Hand wird mir unendlich werthvoll sein, die Erinnerung unvergeßlich, wenn ich in meine ferne Heimat zurückkehre, was ja doch nun bald geschehen muß, da meine Wunde mich vorläufig zum Tienste untauglich macht."

Herr Müller hielt inne. Die Comtesse wandte das feine, schöne Gesicht zur Seite, als zöge etwas ihre Aufmerksamkeit dorthin. Es war aber nichts und Herr Müller fuhr fort, als sie noch einer kleinen Pause sich wieder zu ihm wandte.

„Es ist eigenthümlich," sagte er, „je länger ich das Schloß betrachte, je mehr erwacht es eine Erinnerung in mir an ein Bild — wie im Traume — an ein Pastellgemälde, das ich irgendwo in meinem Elternhause in meiner Kindheit noch gesehen — wie ein Nebelschleier schwebt es mir vor — ich weiß nicht —"

„O Herr Müller, es gibt in unserem schönen Frankreich so viele Schlösser, und der Baustyl eines Schlosses stimmt so in Vielem mit andern aus demselben Jahrhundert überein!" —

„Sie mögen wohl Recht haben — so wird es sein — und doch — aber etwas fällt mir auf — das Schloß ist so wohl erhalten und ein so abgeschlossener, vollendeter Bau. — Woher mag es kommen, daß der westliche Giebel so vernachlässigt ist — fast scheint es, daß dort — sehen Sie, dort, meine Gnädige, links — entschieden ein Vorbau abgebrochen oder verfallen und nicht wiederhergestellt ist. Dort, meine ich, muß zwischen den beiden gothischen verhangenen Fenstern der Epheu sich über das Erdgeschoß so wild und dicht verbreitet und eine Thüre offenbar roh und eilfertig vermauert ist, ohne daß man die Ueberbleibsel der Treppe, die aus ihr in den Vorbau führte, ganz beseitigt hat. — Es ist sonderbar!"

Die Comtesse war unruhig aufgestanden, aber sie faßte sich und erwiderte, die grellen, dunklen Augen senkend: „Ich weiß nicht, Herr Müllère, es ist mir kaum aufgefallen — aber Sie mögen Recht haben — Sie haben Recht. — Doch dort kommt Herr Andrée! — Vielleicht weiß Herr Andrée, — Herr Andrée!" rief sie, da es schien, als ob Herr Andrée mit steifen Schritten vorüber wollte, mit Absicht die Beiden vermeidend. Herr Andrée trat näher, und ehe Marie noch ein Wort an ihn gerichtet, sagte er, den Sergeanten nicht eines Blickes würdigend: „Die Frau Gräfin haben noch Ihnen zu fragen geruht, gnädiges Fräulein!" —

„Schön, schön, Herr Andrée, ich gehe schon! — A revoir! Adieu, Herr Müllère — adieu!" —

Sie ging mit hastigen, leichten Schritten durch die Bosketts. Herrn Müller's Augen wärmten der schlanken, anmuthigen Gestalt gerne noch weiter gefolgt, aber Herr Andrée schien ihm jetzt mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als vordem. Andrée stand vor ihm steif und gerade und in seinem ledernen Gesicht bewegte sich kaum eine Muskel, während er ihn ansprach. —

„Sie heißen Müller und sind aus Ostpreußen?" fragte er.

„Müller, Gottlieb Müller aus Ostpreußen. — Ist Ihnen eine Cigarre gefällig?" —

„Danke — nein!"

Um so besser, dachte Herr Müller.

„Ist Ostpreußen weit?"

„O ja, über 200 Meilen!"

„Gereist es an die Teufel?"

„Nicht unmittelbar, Herr Andrée; haben Sie dort was Liebes oder etwas zu bestellen?" —

„Nein — heißen alle Ostpreußen Müller?"

„Nein, Herr Andrée, es gibt auch Schneider, Gerber und Färber, und ich denke, man hat's hier zu Lande empfunden, sie arbeiten nicht schlecht." —

„Also zweihundert Meilen, Müller, Schneider, Schuster, Gerber und Färber. — Gut!" —

Damit machte er Kehrt. „Herr Andrée!" rief der Sergeant, „um erlauben Sie auch mir eine Frage. Wollen ein wenig plaudern. Wie? Eine Liebe ist der andern werth. — Kommt die Gräfin nie aus ihren Zimmern?" —

„Nein, seit dreißig Jahren nicht." —

„Sie ist wohl sehr steif und reich?" —

„Grausam! Beides!" —

„Hat sie viele Verwandte außer der jungen Comtesse?" —

„Alles wunderbar! Adieu!" —

„Noch Eins, Herr Andrée! Sagen Sie mir doch, warum ist der Westgiebel des Schlosses so vernachlässigt, verwahrlost, die Thür da oben so schlecht vermauert?" —

Herr Andrée sah den Fragenden steif und stier an. Dann sogte er mit einer tiefen Verneigung, wie er sie sonst wohl nur der alten Gräfin zu widmen gewohnt war: „Werde mich erkundigen!" — und ging strammen Schrittes ab.

Der Sergeant Müller sah ihm kopfschüttelnd nach. Die vermauerte Thüre ging ihn ja Nichts an, Interesse lebhaft zu erregen. Aber hier war weiter nichts für ihn. Er ging langsam durch die hohen Buchenalleen des Schlosses zu. Nicht weit von seinem Wege links ab pflückte ein Bursch Aprikosen vom Spalier in einen Korb. Noch einen Versuch wegen der Thür konnte da mochten, sonst's aber schon an, dachte Herr Müller.

„Guten Tag, mein Lieber!"

„Donle!" sagte der Junge, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

„Möchtest Du mir eine Aprikose verkaufen?" fragte Herr Müller und ließ ein Frankenstück in des Jungen Hande gleiten.

„Gewiß, Herr Major," sagte Jener, nun freundlich aufblickend. Herr Müller nahm die dargebotene Aprikose und versuchte sie.

„Die ist schön! — Bist Du schon lange in diesem Schlosse?"

„Gewiß, Herr Oberst, seit sehr lange, schon damals, als ich noch ganz klein und ganz dumm war!" —

„So — aber jetzt bist Du schon klug, nicht so?" —

„Ich bin des Herrn Verwalters Andrée Neffe," sagte der Junge stolz, — „stelle mich auf die Probe!"

„Nun denn, so sage mir, Neffe des Herrn Andrée, weßhalb die Thüre dort oben am Westgiebel so schlecht vermauert, der Giebel so mißraten und ruinirt ist?"

Der Junge sah ihn mit großen Augen an und brach schweigend Aprikosen.

„Nun, mein Lieber, hast Du keine Antwort auf meine Frage?" —

„Ich hätte wohl," — sagte er, seinen Korb aufnehmend. — „Wünschen Sie noch eine Aprikose für einen Frank?" —

„Nein, heute nicht! — Aber eine Antwort möchte ich." —

„Nun," sagte Jener vertraulich, „unser Schulmeister aus unserem Dorfe dort unten hat's uns gesagt —"

„Nun, was?" sagte Herr Müller gespannt, als der Junge zu stocken schien.

„Nun, daß — daß — ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge beantworten!" Damit kehrte er rasch um und war wie ein Blitz zwischen den Hecken verschwunden.

Der tiefe Sergeant lachte laut auf und ging kopfschüttelnd langsam in sein Logarett, unten im Hauptgebäude des Schlosses.

3.

Die Frau Gräfin war allein. Sie begann langsam, aber immer heftiger durch den hohen, mit Plafondgemälden aus der griechischen Götterwelt geschmückten Saal zu wandern, an den großen, goldumrahmten Ahnenbildern, an den Marmorbüsten der Könige von Frankreich bis auf Ludwig XVI. und Marie Antoinette hin, deren schöne Köpfe mit einem schwarzen Flor überhangt waren.

Ihre schmalen, farblosen Lippen bewegten sich heftig. Ihre Gedanken wurden laut. „Wieder ein Jahr ist vorbei — nun sind's beinahe vierzig — beinahe, und noch immer finde ich keine Ruhe, keine Rast, kann nicht sterben. — Theophile — habe ich nicht schon genug gelitten? Bist Du noch nicht versöhnt? — — Heute — heut ist der unselige Tag. — Ich will beten, beten — beten — zu ihm — nein, zu Gott — zu Gott!" —

Sie ging an einem dunklen Schrank vom Ebenholz, der in einem entfernten Winkel des Saales stand, schloß ihn mit zitternden Händen mühsam auf und nahm einen gewichtigen Schlüssel heraus.

Dann ging sie eilig aus dem Saale. Die Furien des Orest aus dem Gemälde zur Linken der Thüre schienen ihre grimmigen Gesichter höhnisch zu verziehen. Sie ging durch zwei, drei Zimmer, über einen schmalen, dunklen Korridor. Sie stand erschöpft, zitternd schob sie den Schlüssel in eine letzte Thüre. Mit großer Anstrengung brehte sie dieselbe auf. Die Thüre öffnete sich knarrend in rostigen Angeln. —

Die Gräfin stand in einem großen, dunklen Zimmer allein, regungslos. Bestaubte Möbel, Geräthe standen und lagen umher, als ob keine Hand in langen, langen Jahren sie berührt, und doch wieder so, als ob die Bewohner sie eben verlassen. Vor dem Sopha auf dem Tische standen silberne Teller, eine Theekanne, Gläser von geschliffenem Krystall; am Fenster ein Stickrahmen, ein umgeworfener Lehnstuhl mit verschiedenem Purpursammet und goldenen Fransen, ein Damenmantel, ein Federhut über einem Stuhl, ein Degen und ein paar Reitkondschuhe daneben. Alles mit Staub bedeckt, mit Spinngewebe überzogen. Die kostbaren Gobelins hingen theilweise in Fetzen losgerissen von der Wand herab, und die schönen Fensterrahmen saßen trotz ihrer zerrissenen Arme und Beine lachelnd und lieblich auf den modernden Brust herab. Ein trüber Schimmer ergoß sich aus zwei mit dunkeln Gardinen verhangenen Fenstern über den Raum; ein Modergeruch über Alles, faßt und schwer wie in einem Gewölbe. Stille war's rings wie im Grabe. —

Digitized by Google

Zwischen einem der beiden hohen Fenster lag es noch wüster aus. Da führten ein paar Stufen, drei oder vier, steil hinunter nach einer breiten, hohen Thüre, über der ein großes goldenes Rappenschild trübe in dem düsteren Schimmer von Wetterleuchten schimmerte. Aber die Thüre war mit rohem Ziegelwerk eilig und nachlässig vermauert. Maurergeräthe, Kelle und Hämmer, Mulden und ein Haufen Sand, Kalk und Ziegelstücke waren noch einmal sorgerährt, als ob die Handwerker hastig ihre unvollendete Arbeit im Stiche gelassen hätten. Ueber Sand und Geröll lag ein niedriger Haufen zertretenes Stroh, und in dem Stroh stand ein Bettschemel mit einfachem dunklem Kissen.

Auf diesen saß ein Knabe in Grün nieder, das graue Haupt tief beugend, die hageren weißen Hände in einander gepreßt. —

Sie betete. —

Sie betete zu Gott. Sie hat nicht um Schätze dieser Erde, nicht um Glück und Ehre für die Zukunft, nicht um langes Leben und Gesundheit, sie betete nicht um das Gedeihen ihrer Felder und Weinberge, nicht um das Glück der französischen Waffen und die Rettung des Kaisers — sie betete um Gnade, um Gnade und Verzeihung eines Verbrechens vor dem ewigen Richterstuhle des Allmächtigen. Ihr ganzes Denken und Bewußtsein lag festgeschmiedet in den unerbittlichen eisernen Fesseln dieser einen Gedanken, ohne daß sie sich von ihnen loszuringen die Kraft besaß. Von ihm wurde sie gemartert, gefoltert seit vierzig Jahren, Tag und Nacht. Er ließ sie nicht ruhig sein, nicht glücklich sein — darauf hatte sie verzichtet, — aber er ließ sie nicht sterben. Der Fluch, den sie hinausgeschrieen durch diese vermauerte Thüre, ihm nach, als er sie durch diese Thür verließ, als sie ihm durch diese Thür hinausstieß in die weite Welt, dieser Fluch sollte getilgt sein, wenn er wiederkäme durch eben diese Thür und ihr vergäbe, durch diese Thür, die sie zu jeder Stunde vor vierzig Jahren hatte vermauern lassen, damit seines Menschen Fuß diese Schwelle berühre. Er kam nicht! Sie hoffte und wartete, sie betete und bangte, ihre Thränen waren vertrocknet, ihr Herz war versteinert sie Alles, nur für ihre Sünde nicht — aber er, der sie lösen sollte, er kam nicht wieder! — die Thüre blieb vermauert.

Eine halbe Stunde war vergangen. Die Gräfin betete. Sie hörte nicht den leisen Schritt ihres Beichtigers, des Abb- aus der benachbarten Klosterkirche zu Tevauy, Bernadin, der ihr gefolgt war. Er wußte, wo er sie zu suchen hatte, wenn er sie in ihrem Zimmer nicht fand.

Er stand an ihrer Seite. Während er sich zu ihr hinabbückte und seine Hand leise ihr tiefgebeugtes Haupt berührte, überfiel sein hageres, unsichtbares Gesicht ein tiefes Erschein, sein Mund verzog sich.

„Frau Gräfin," flüsterte er, „stehen Sie auf und folgen Sie mir!"

Sie half sich, willenlos wie ein Kind, mühsam an seiner Hand empor. Er führte sie schweigend hinaus, schloß die Thüre hinter sich, bis sie in den Saal zurückgelangten, wo sie zitternd in ihrem Armstuhl zusammensiel. Er setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand von Neuem. —

„Frau Gräfin, lassen Sie ab von jenem Zimmer, wenigstens jetzt in dieser unseligen Zeit! Es greift Sie an, Sie werden daran erliegen — ich beschwöre Sie! Es erregt Sie zu heftig, Ihr Puls geht fieberhaft." —

Der Herr Abb' war um die Gesundheit der Gräfin ansrichtig besorgt. Hatte sie sich doch noch immer nicht bewegen lassen, das Testament zu unterschreiben, durch welches ihre Güter bis auf einen kleinen, für die Comtesse Marion vorbehaltenen Theil der Abtei Tevauy zufallen sollten.

„Ja, was Sie sagen! Das mag's, was ich wünsche, Ruhe haben, erlöst sein, sterben — das ist's!" —

„Wissen Sie so bestimmt, daß Sie nach Ihrem Tode Ruhe haben werden?" fragte der Herr Abbé mit bedeutsamem Ernst. „Schonen Sie sich, das Leben besitzt man nur einmal!" —

Die Gräfin ertrug ihm hastig ihre Hand und sah ihn mit aufgerissenen Augen erstaunt und scheu an.

„Sie fragen, was Sie mich lehrten: Gibt es kein Seelenleben nach dem Tode, habe ich die Hoffe umsonst. — Lebt mein Bewußtsein fort, so habe ich die Gelegenheit erlaubt durch das, was ich der Kirche als der Stellvertreterin Gottes gethan! So war's, Hochwürdiger, oder nicht?" — fragte sie scharf.

„Gewiß, so war's und ist's!" — entgegnete Jener geschmeidig. „Schreiben Sie meine Frage auf die Besorgniß um Ihre theure Gesundheit, gnädigste Frau!"

Er lüftete ihre Hand, vielleicht nur, um seine Besorgnißt über das unbedacht gesprochene Wort zu verbergen.

„Doch Eins macht mich besorgt, ich darf es Ihnen, theure Frau, nicht verhehlen. Mir ist es zu Ohren gekommen und eben habe ich mich selbst überzeugt, daß Herr Eulelin mit dem verwundeten Offizier viel verkehrt. Sein Name ist Gottlieb Müller. Ich spreche frei zu Ihnen, meine Tochter in Christo, und ich verhehle Ihnen nicht meine Besorgniß. Der Offizier ist jung, schön, von liebenswürdiger Bildung; Ihre Nichte ist siebenzehn Jahre alt und unlängst aus der Pension in Paris entlassen. Ihr Verwalter Andeée wird bezeugen, daß ein lebhafter männlicher Verkehr zwischen Beiden stattfindet. — Sie werden meine Offenheit und meine Besorgniß nicht mißverstehen, gnädige Frau!" —

„Ich danke Ihnen, hochwürdiger Herr!" sagte die Gräfin, sich mühsam an ihrer Krücke erhebend, mit steengem, kaltem Blick. „Ich muß zum Diner — wollen Sie es mit mir theilen?"

Sie zog die Klingel. —

„Sie scheinen zu vergessen," setzte sie, mit Stolz den Kopf zurückwerfend, hinzu, „daß ich und meine Nichte Gräfinnen von Belle-Ange sind und König Ludwig XVI, den Gott segne, mein Vetter war. Der deutsche Sergeant heißt Gottlieb Müller — war's nicht so?" —

Die beiden Kammerfrauen der Gräfin traten ein. Sie verneigte sich stolz vor dem Abbé und ging, von den Frauen unterstützt, langsam in das Speisezimmer. —

Der Abt stand unbeweglich einen Augenblick; dann storrte er mit finsterem Blick auf den Boden.

„Stolzes, hochmüthiges Weib! — So also geht's nicht — wohl denn!" schgte er boshaft und grimmig, „so wollen wir's auf andeeem Wege zu Ende bringen — mit Eisen und Blut, wenn Wort und Rath nicht helfen — meine Feaustreurs werden weniger beheutlich sein. — Doch jetzt zur Tafel — gute Miene zum bösen Spiel — ich muß die Mitrin begütigen." Er strich mit der Hand über das glatte Gesicht, als wollte er die bösen Züge aus demselben wegwischen, und folgte den Vorausgegangenen zur Tafel.

Nach der Tafel hatte er zunächst eine längere Unterredung mit der Gräfin. Als er das Schloß verließ, traf er Herrn Andrée in der Vorhalle und nahm ihn bei Seite.

„Wie viel Verwundete sind im Schlosse?" fragte er leise.

„Fünf, Hochwürden!"

„Wie viel deutsche Besatzung?"

„Zwölf und ein Offizier."

„Wo schlafen sie?"

„In den Zimmern neben dem Saal, in dem die Verwundeten liegen, unten rechts im Hauptgebäude."

„Gut! Heut Abend stellt eine Lampe an das Fenster des Quartieres! Verstanden?"

„Zu Befehl, Hochwürden!"

So schieden sie. —

4.

Die silberne Pendule schlug elf Uhr. Die Frau Gräfin saß wieder in dem hohen Armstuhle, neben ihr die beiden Kammerfrauen. Sie war sehr über Laune, sehr unruhig, sehr aufgeregt. Die Kammerfrauen warfen sich über ihren Kopf hinweg, hinter ihrem Rücken ganz desperate Blicke zu. Die Mißlaune war ihnen, denen doch sonst im Benehmen der Frau Gräfin schwerlich etwas unerklärlich war, denn wußten sie doch Kammerfrauen gewesen — ganz unverständlich. Hatte sie schlecht geschlafen, schlecht getrümmt? Vielleicht von den deutschen Baebaren, vielleicht von der kranken Lilly? Vielleicht von Gottlieb Müller? Vielleicht war sie zu früße aufgestanden? Vielleicht kam der Haushmeister zu spät? denn es waren schon drei Minuten über die Zeit verstoffen, zu der er zu erscheinen hatte.

Herrn Andeée aber ahnte nichts davon, daß er diese Mißlaune verursacht haben könnte. Wußte er selbst doch eben so wenig von guter Laune als von Mißlaune — das Theemometer seiner Stimmung stand unabänderlich auf Null, und seine Aeudeeung, wenn er hohen noch in tiefen Luftsphären, konnte sie von diesem Nullpunkte abwendig machen. —

Er trat mit demselben drei sofernen Verbeugungen über die Schwelle und repliziete auf die gestrichen, sener submissesten Meinung nach ernste zu flüchtig hingeworfenen Fragen nach dem Befinden Lilly's und Molly's mit dem selben ironischen Gesichte, ohne daß diesmal die Gnädige davon besondere Notiz zu nehmen geruhte.

„Haben Sie sich nach den ostpreußischen Verwundeten erkundigt?" —

„Zu Befehl — Ostpreußen liegt zweihundert Meilen von hier und grenzt nicht unmittelbar an die Türkei. Ich habe dort nichts Liebes, auch somit nichts zu bestellen," sagte es seine Lektion auf. „Die Preußen heißen nicht alle Müller, es gibt allemege auch Schuster, Schneider, Gerber und Färber unter ihnen und sie arbeiten nicht schlecht."

Die Kammerfrauen lächelten. Die Gräfin überhörte es. Ihr Geist schien auf der Reise, vielleicht auf der Tour nach Ostpreußen.

„Wissen Sie somit was von dem Sergeanten Gottlieb Müller?"

Diese soeitere Frage, nachdem er bereits hinlänglich referirt zu haben sich bewußt war, dann Herrn Andrée offenbar unvorbereitet.

„Ich werde mich —" aber nein! er hatte noch keinen Auftrag, sich zu erkundigen. Er brach den Satz mitten entzwei.

Aber er wußte doch noch etwas.

„Der Sergeant spricht französisch. Er ist freigebig und bezahlt für

Digitized by Google

eine Apriskose einen Frank. Gestern Abend war ich zugegen, als sein Arm verbunden wurde. Er hat ein Mirakel!" —

„Ein Mirakel?" fragte die Gräfin verwundert. „Das ist merkwürdig!"

„Ein Mirakel!" sagte Herr Andrée mit Nachdruck und mit ernstem Blick auf die Kammerfrauen, welche wieder einander zulächelten, und zwar sehr unverholen. „Ich nenne ein Mirakel, was nach Gottes Fügung da ist, wo nichts sein sollte. Herr Müller hat ein Mirakel auf der linken Schulter."

Auf die Gnädige schien das Mirakel einigen Eindruck zu machen.

„Erklären Sie sich deutlicher, Herr Andrée!"

„Herr Müller hat auf der linken Schulter einen kleinen Stern mit acht — sage acht Strahlen, sehr deutlich und sehr roth."

„Das ist gerade nicht auffällig," sagte die Gräfin mit kaltem, gleichgültigem Tone, „das lassen sich die Leute aus dem gemeinen Volk häufig einreden."

Ihre dunklen Augen gingen unruhig über die Ahnenbilder des Saales hin und her.

„Sonst wissen Sie nichts von Herrn Müller?" fragte sie, offenbar zerstreut und von einem andern Gedanken befangen.

Herr Andrée erhob die Augen nachdenklich. Sie trafen am Plafond der Tode ein Bild, auf welchem Venus den verwundeten Mars der Waffen entkleidet. Vielleicht meinte das eine gewisse Gedankenreihe in ihm.

„Herr Müller," sagte er, „sitzt in der Laube an der Fontäne und neben ihm die gnädige Comtesse, und Beide zeichnen in einem Buche."

Die Gräfin stand auf.

„Es ist gut — Sie sind entlassen!" sagte sie heftig zu den Kammerfrauen, „Sie bleiben noch!" zu Herrn Andrée. —

Die Kammerfrauen entfernten sich langsam, zögernd. Notarichi blieben sie an der Thüre stehen, um zu horchen. Kammerfrauen horchen gemeinhin an den Thüren.

Die Gräfin ging an das Fenster links.

„Treten Sie hierher, Herr Andrée, hier können Sie die Laube an der Fontäne übersehen. Können Sie?"

„Gewiß!"

„Sitzt meine Enkelin mit Herrn Müller noch auf der Bank? Meine Augen sind schwach, ich kann's nicht erkennen."

„Gewiß sitzen sie!" sagte Herr Andrée, „obwohl auch ich sie nur undeutlich sehe."

Die Gnädige ging an einen Schrank und brachte ein Fernrohr. Sie zog es aus und stellte es.

„Sehen Sie hier durch und sagen Sie mir genau, was sie thun!"

Herr Andrée sah hin.

„Nun?" fragte die Gräfin gespannt.

„Sie zeichnen in dem großen Buche!" —

„Bravo!"

„Nein, nur die Comtesse Marion. — Jetzt hört sie auf zu zeichnen."

„Sie hört auf?"

„Ja, er celaubt es nicht. Er hat ihre Hand gefaßt — er hebt ihre Hand an seinen Mund und beißt — nein, er küßt sie — er nimmt auch die andere Hand — sie sieht ihm in die Augen — sie beugt das Gesicht — er spricht zu ihr —"

„Was spricht er — was erwidert sie?" fuhr die Gräfin dazwischen. Herr Andrée wandte den Kopf vom Fernrohre.

„Das kann ich nicht sehen," sagte er ruhig. Dann sah er wieder durch das Rohr und fuhr fort zu annonciren: „Jetzt spricht sie — jetzt ist es. Jetzt umfaßt er sie —"

Die Gräfin zitterte vor Aufregung und schrie: „Sie stößt ihn von sich!" —

„Nein," sagte Herr Andrée ruhig, — „im Gegentheil — sie umfaßt ihn auch — sie küssen —"

„Genug — es ist genug! — Sie können gehen!" — schrie die Gräfin.

Herr Andrée ging. An der Thüre wandte er sich noch einmal.

„Ich habe noch etwas zu melden. Ich erinnere mich, Herr Müller lod noch dem Verbande gehorn Abend in einem kleinen alten Gebetbuche, mit Gold verziert, mit schönen Sprüchen und viel Geschriebenes drin. Er sagte, seine alte Mutter hätte es ihm gegeben, als er in den Krieg zog, und ihm auf die Seele gebunden, alle Abend darin zu lesen. Den Müttern müsse man gehorchen, sagte er. Er liest alle Abend darin, sagten die Andern, und einmal habe er deutlich geweint. Er hat auch noch einen grausam dicken Brief, aber den hat Niemand gesehen, nur ich zufällig die Adresse —"

Die Gräfin ging an der Krücke unruhig hin und her. Sie blieb stehen.

„Wie lautet die Adresse?" —

„Das weiß man nicht — man kann nicht lesen — aber mit dem Ding da" — auf das Fernrohr deutend — „möchte's vielleicht gehen." —

„Andrée, — ich muß das Buch und die Adresse sehen. Wann kann ich sie haben?"

„Hm — heute Abend vielleicht — ich werde mich erkundigen — vielleicht, wenn die Beiden wieder Zeichenstunde haben —"

„Genug, gehen Sie!" schrie die Gräfin. „Aber heut Abend vergessen Sie nicht!"

Andrée ging. (Schluß folgt.)

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 288:
Amande.

Hrn. D. K. W. in J. Legen Sie auf die Sache kein zu großes Gewicht; wir lesen das Langjährigen redaktioneller Erfahrung, daß das häufig singiert wird, und Sie es ohne Zweifel auch der Fall.

Hrn. W. O. in M. (Dalm.). Gerne, wenn Sie und das Buch einsenden wollen; wir kennen mehrere unbeschäftigte Hände.

Hrn. Math. P. in B. Sie finden das Verlangte in Klenke's Hausbüchern B. 2. S. 15.

Frl. Julie H. in S. (Polen). Das ist uns noch nie zu Gesichte gekommen. Wir glauben kaum, daß man es Ihnen als eine Unverschicklichkeit wird anrechnen können. P. ist im Irrthum, legen Sie uns das nächste Mal eine Handschrift bei.

Hrn. Mill. P. in L. (Staate.). Sie können nicht in den Vorstand der Bahnlandesverräthern kommen, wenn Sie das S. zurückfinden.

Hrn. Geheimer. v. R. in B. Wir danken für die freundliche Zusammenstellung des gewissenhaften Leers. N. wird geändert werden.

Frau Gräfin K. K. auf S. Wir denken und die Stellung wohl sehr angenehm und werden auf den entsprechenden Rann kommen. Das Bild können Sie bei Hanfstängl in München erhalten.

Hrn. W. O. in F. (Posen-Posen). Ganz zu Ihrer Verfügung. Wir haben nach Paris geschrieben und dessen es trey Alten und Alten zu erhalten.

Hrn. A. P. B. in Ober... a. d. B. Richtig erraten.

Hrn. Kanzleirath W. in St. Die Reis war uns um so willkommener, als damit eine bereits erhaltene Sendung bestätigt wurde.

Frl. Jul. P. in O. Die ausführlichen Details über diesen Punkt finden Sie im Gothaischen Hofkalender den 1872 und dem Reichsadler für 1872. Berlin, Schulz.

Hrn. Rud. Th. in F. Die Erinnerung ist ganz gut; es war jedoch bereits besorgt. Dank.

Hrn. Partik. C. B. in A. Schaffen Sie sich das kritische Jugendschriftenverzeichniß, herausgegeben vom pädagogischen Verein in Berlin (Berlin, Gerbaar), an; drei existiren Sie sich am besten über die beste Lektüre für Ihre Kinder.

Frl. Jul. K. in W. Trockene Pomade, in England fabrizirt und in allen Geschäften bei den Friseuren zu haben.

Hrn. Advt. W. in S. In der Uebersetzung des Don Quijote von C. Soller (Hildburgh., Bibl. Inst.) finden Sie in der Vorrede die gewünschte Auskunft.

Hrn. Hauptm. B. L. Leien Sie das nicht, es führt zu nichts und mache nur irre. Die neueste Dante-Uebersetzung ist von F. Notter (Hdlz.). Stuttgart, Neff, 1872.

Frau v. H. in R. Wir werden Ihnen, sobald das Betreffende erschienen, ein Exemplar unter Kreuzband zugehen lassen.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 29. Stuttgart und Leipzig.

Im Franziskanerthurm.

Erzählung von J. D. H. Temme.

(Fortſetzung.)

Er war damals zwanzig Jahre alt; er war Student; leichtſinnig war er immer geweſen; Wilhelmine Hanſen, nach der er ſie gefragt hatte, die allen jungen Männern den Kopf verrücken mußte, kam ihr in den Sinn. Aber ſie fragte nicht weiter.

Und auch er fragte ſie nicht wieder.

Aber an dem andern Nachmittag war er wieder am Seilergraben, und ſchon von Weitem hörte er ihre ſchöne Stimme.

Er hörte ſie lange; ſie ſang immer neue Lieder.

„Sie bringt ſie mir!“

In ſeinem Herzen jubelte es.

Sie waren alle ſo wehmüthig, und die Töne waren ſo weich und ſo traurig; ſie zogen deſto inniger und tiefer in ſein Herz hinein.

Als ihr Geſang aufhörte, vernahm man auch das Schnarren des Rades nicht mehr, das ſie gedreht hatte.

Gleich darauf ſah Rudolph Schröder die beiden Männer ſich aus dem Graben entfernen.

Ob ſie ihnen folgen wird, wie geſtern?

Er trat an den Rand des Walles und blickte hinunter.

Sie ſchien ihn erwartet zu haben, ihre Blicke waren nach oben gerichtet.

„Ah, da ſind Sie ja!“ rief ſie fröhlich.

Im Franziskanerthurm. „Das iſt nicht für Sie!“ ſagte ſie. Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 338.)

„Darf ich zu Ihnen hinuntter kommen?"
„Wenn Sie mir helfen wollen!"
Er sprang schon den Abhang hinunter.
Der Wall war fteil.
„Sie sind leichtsinnig!" rief sie ihm zu.
Auch Sophie hatte es ihm gesagt. Aus dem Munde der treuen Schwester hatte ihn das Wort verdrossen.
Dem schönen Mädchen antwortete er: „Ich glaube, für Sie könnte ich Alles wagen!"
Sie erwiderte ihm nichts darauf.
Sie hatte ihm prüfend ins Gesicht geblickt.
„Sie sind Student?" sagte sie.
„Ja."
„Studiren Sie in Bonn?"
„Nein, in Göttingen."
„Also nicht an den schönen Rhein?"
„Ist Bonn Ihre Heimat?" fragte er sie.
Sie schüttelte den Kopf.
„Höher am Strome hinauf, wo es schöner, o, so viel schöner ist."
Ihr Blick schweifte weit in die Ferne.
Dann sah sie wieder auf ihn, in sein Gesicht.
„Woher haben Sie die Narbe auf Ihrer linken Backe?"
„Aus einem lindischen Duell," antwortete er.
„Und worüber war das Duell entstanden?"
„Poh, über ein Mädchen!"
Sie warf trotzig die feinen Lippen auf.
„Und darum nennen Sie das Duell kindisch?"
Er entwortete nicht sogleich.
Sie fuhr fast zornig fort: „Ja, ich weiß es, wenn die jungen Herren Studenten sind, dann wird jedes Mädchen schlecht gemacht. Das hatten Sie wohl auch gethan, und dafür tragen Sie die Narbe?"
„Bacen Sie in Bonn?" sagte er.
„Ja, ein Vierteljahr, bei einer Muhme, zum Besuch."
Sie sagte es noch trotzig.
Er antwortete ihr dann ernsthaft: „Ja, ich trage die Narbe wegen der Tugend eines armen Mädchens; aber nicht ich, ein Anderer hatte sündlich von ihr gesprochen."
Ihr Gesicht wurde dunkelrothy, aber nicht mehr vor Zorn.
„Geben Sie mir Ihre Hand!" sagte sie jetzt.
Am gestrigen Abend hatte sie ihm ihre Hand entzogen.
Er durfte sie ihr jetzt drücken. Sie drückte die seinige warm wieder.
Dann war sie auf einmal still geworden. Sie blickte träumend vor sich hin.
Dann nahm sie ihren Korb, der neben dem Rade stand. Sie begann darein aufzulesen, was die Männer hatten liegen lassen.
Er wollte ihr helfen.
„Das ist nichts für Sie!" sagte sie.
„Sie hatten mich ja dazu aufgefordert!"
„Das war Scherz!"
„Sie treiben Scherz mit mir?"
Sie erhob sich rasch. Sie hatte sich suchend zur Erde gebückt. Sie sah ihn mit einem so sonderbar ernsten Blicke an.
„Herr Schroder, ich habe Ihnen meine Hand gegeben dafür, daß Sie einen armen Mädchens sich angenommen hatten. Mit Ihnen treibe ich keinen Scherz."
Plötzlich lachte sie wieder.
„Aber was rede ich! Ja, ja, das war noch mein Scherz! Da wußte ich es ja noch nicht von Ihnen. Und nun soll es aber doch mein Ernst gewesen sein. Helfen Sie mir!"
Er half ihr. Sie lasen Aderlei von der Erde auf in ihren Korb, Reste von Kauf, Enden von Bändern, kleine Tüchern, Scheeren; das Kleinste, das noch zu gebrauchen war, entging ihr nicht.
„Man muß nichts verkommen lassen," sagte sie. „Die Männer freilich denken nicht so."
„Sie wußten meinen Namen?" fragte er sie dabei.
„Sie heißen Rudolph Schroder. Ich habe Ihren Namen oft gehört."
„Man hatte wohl nicht viel Gutes von mir gesprochen?"
„Woher vermuthen Sie das?"
„Sie wollten mir gestern Abend die Hand nicht geben."
„Ei, junger Herr, man hatte mir gesagt, daß Sie schon als Schüler ein leichtsinniger Faut gewesen seien, und da Sie nun gleich in der ersten Minute, in der Sie mich sahen —. Nun, wir sind ja fertig. Haben Sie besten Dank!"
Sie hing ihren Korb an den Arm.
„Leben Sie wohl!" sagte sie.
„Darf ich Sie nicht begleiten?"
„Was sollten die Leute sagen, und —"
„Und?" fragte er. „Noch erst Jemand besonders."
Er dachte an den jungen hübschen Seilergesellen.
Errieth sie seinen Gedanken? Sie sagte vergnügt vor sich hin.
Es wollte ihn verdrießen und er wollte schon seinen Weg nehmen.
„Leben Sie wohl!" sagte er frostig.
Sie wandte sich noch ihm sah ihn voll an.
Er wandte die Augen zur Seite.
„Sie können mich nur dreist ansehen," sagte sie. „Nur nicht böse! Ich kann keinen bösen Blick leiden."
Er sah sie schon wieder an, und wie hatte er dem freundlichen und fröhlichen Blick ihrer hellen Augen mit zürnenden Blicke begegnen können?
„So ist es recht!" lachte sie. „Was nun, Sie hatten eine Frage an mich?"
„Ja."
„Und?"
„Kann ich Sie heute Abend wieder sehen?"
„Ich wußte es wohl!" sagte sie. „Nein, junger Herr, heute Abend nicht mehr. Es ist Sonnabend, und da darf ich nicht in den Garten gehen; da habe ich im Hause für die ganze vergangene Woche aufzuräumen und für die ganze künftige zu ordnen; und zudem —" sie setzte es mit einem lustigen Blicke hinzu — „hin ich im Hause ganz allein."
„Ganz allein?" leuchtete es in den Augen des jungen Mannes.
Sie aber fuhr ruhig fort: „Denn am Samstag-Abend gehen mein Vater und mein Bruder zu Bier."
„Ihr Bruder?"
„Nun ja! Fällt es Ihnen auf, daß ich einen Bruder habe?"
„Der hier mit Ihrem Vater arbeitet, ist Ihr Bruder?"
„Sie haben es getroffen!" lachte sie.
„Aber," sagte sie dann weiter, „morgen ist Sonntag, und den ganzen Sonntag Morgen habe ich sie mich, und —"
„Und ich darf zu Ihnen kommen?"
„Nein, nicht zu mir. Aber — kennen Sie Seidenfaden?"
„Ich bleibe die ganze Nacht auf, wenn es sein muß."
„Das muß nicht sein; aber wenn Sie morgen früh um Sechs hier sein wollen, dann — werde ich auch hier sein."
„Ich werde hier sein."
„Bis morgen also."
Er wollte zum Abschiede noch einmal ihre Hand nehmen.
„Heute nicht mehr!" sagte sie.
„Morgen denn!"
„Adieu!"
Sie ging; sie sah sich nicht mehr nach ihm um.
Er mußte ihr lange nachsehen, der schönen Gestalt, ihrem leichten Gange, der Anmuth ihrer Bewegungen.
Noch vor sechs Uhr am andern Morgen stand er in den Seilergraben.
Mit dem Glockenschlage Sechs war sie da, in ihrer Sonntagskleidung.
„Wie schön sind Sie!" rief er bewundernd aus.
„Sie begleiten mich doch?" sagte sie.
„Wir bleiben nicht hier? Es ist hier so still und heimlich!"
„Ich führe Sie anderswohin, wo es auch so ist."
Sie gingen zusammen.
„Ich muß," sagte sie im Gehen, „jeden Sonntag-Morgen, wenn das Wetter schön ist, meinen Rhein aufsuchen."
„Hier?"
„Ja, hier!"
„Und dahin soll ich Sie begleiten?"
„Heute. Ich gehe sonst allein. Mein Vater und mein Bruder schlafen am Sonntag für die ganze Woche. Sie stehen nur auf zur Kirche. Ihr Frühstück habe ich ihnen warm gestellt."
„Sind Sie allein mit Ihrem Vater und Bruder?"
„Ich führe ihnen die Wirthschaft. Ich konnte es schon als Kind von dreizehn Jahren. Meine Mutter war krank gestorben. Eine Magd konnte mein Vater nicht halten."
Sie sprachen im Gehen. Sie hatten den Garten verlassen. Fast unmittelbar darauf begannen die Garten vor der Stadt. Schmale Steinchen, von den hohen grünen Hecken gehindert, störten hindernd. Sie gingen in einem dieser Sträßchen. Es war still und einsam darin, wie das Mädchen gesagt hatte. An den frühen Sonntag-Morgen, vor der Kirche, hatten die Bewohner des Städtchens ihre Neigungen nicht verlassen.
Als sie aus den Garten hinaus waren, war es noch stiller um sie her. Dort hatten sie noch die Morgenvögel gehört. Sie kamen jetzt in einen Hohlweg, der bald sehr anstieg.
Sie gingen auf das Gebirge zu, an dessen Fuße das Städtchen lag.
„Dort oben suchen Sie Ihren Rhein?" sagte er.
„Ja."

Digitized by Google

„Aber Sie sehen ihn doch nicht."
„Gleichviel. Ich kann doch von ihm träumen."
„Macht Sie das nicht traurig?"
„O, man muß auch traurig sein können!"
„Sie waren es auch wohl gestern?" sagte er. „Ich hörte Sie nur schwermüthige Lieder singen."
„Es war so!" sagte sie.
„Und was hatte Sie so traurig gemacht?"
Sie blieb stehen, sah ihn an, schien mit sich zu kämpfen, nein, kämpfte in der That mit sich.
„Sie!" sagte sie dann.
„Ich, ich, Wilhelmine?"
Er sprach zum ersten Male den Namen aus.
Sie antwortete nicht. Sie wollte weiter gehen.
Er hielt sie.
„Warum ich, Wilhelmine? Antworten Sie mir."
Sie antwortete ihm: „Ich will es Ihnen offen sagen. Sie hatten mir nachgesehen, waren mir nachgekommen, als wenn ich Ihnen gefiele —"
„Es war so, Wilhelmine!"
„Und das durfte nicht sein, und es machte mich unruhig."
„Und warum durfte es nicht sein?"
„Warum? Ich hatte schon vorher von Ihnen gehört —"
„Daß ich ein leichtsinniger Gesell sei?" lachte er.
„Auch Anderes; daß Sie immer der beste Schüler gewesen seien, daß Ihnen kein Lernen zu schwer geworden, daß Sie in jeder Klasse der Erste waren, daß Sie einmal ein hoher Beamter werden würden —"
„Und das Alles machte Sie traurig, Wilhelmine?"
„Ja!" sagte sie trotzig, wie sie gestern gesprochen hatte, als von seinem Duell um eines Mädchens willen die Rede war.
„Ja, und ich will Ihnen auch sagen, warum, — weil ich ein armes Seilermädchen bin, aber ein ehrliches Mädchen, und weil ich —"
Sie brach plötzlich ab, sah sich um, wo sie waren.
„Kehren wir zurück!" sagte sie rasch.
Er erriet, was sie nicht aussprechen mochte: Und weil ich Ihre Frau nicht werden konnte und Ihnen doch nachsehen mußte, wie Sie mir, und jetzt hier heimlich mit Ihnen gehe und künftig Ihnen nachgehen müßte.'
„Gehen wir weiter!" sagte er. „Ich bin ehrlich wie Sie!"
Er sagte es ehrlich. Sein treuer Blick bestätigte es.
Sie schüttelte doch den Kopf.
„Sie trauen mir nicht, Wilhelmine?"
„Ihnen wohl!"
„Aber mir nicht!" setzte ihr Blick hinzu.
„So kommen Sie! Hier können Sie von dem schönen Rhein nicht geträumt haben."
Sie hatten einen beträchtlichen Theil der Anhöhe erreicht; aber sie waren in einen dichten Gebüsch, das jede Aussicht hemmte.
Sie ging schweigend weiter.
Auch er sprach nicht.
Er war glücklich und sein Glück erfüllte ihn.
Sie? Trotzig war sie nicht mehr. Glücklich war sie auch nicht. Aber ein Gefühl durchdrang sie, das süß und wehe, himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt, nach Glück eingt und strebt, nach höchster Seligkeit des Lebens, und sie erreichen muß, wenn es nicht in den Tod führen soll.
Sie gingen höher den Berg hinan. Sie kamen dann an einen dunklen Buchenwald. Sie gingen hinein, nur wenige Schritte. An einer hohen Buche war dort das Moos des Waldes zu einer Bank erhoben.
„Hier!" sagte das Mädchen.
Sie setzte sich auf die Bank; sie sah ihn ein, sich neben sie zu setzen. Er that es.
Sie hatten eine weite, eine unbegrenzte Aussicht in die Ebene hinein. Sie selbst waren verborgen vor jedem fremden Blicke; nach drei Seiten umgab sie der Wald; vor ihnen unten war dichtes Gebüsch.
Nach Westen dehnte die Ebene sich vor ihnen aus, weit, in die unabsehbare Ferne.
„Dort, dort ist der Rhein! Dort sind seine grünen Ufer, seine stillen, dunklen Schluchten, seine Berge mit Reben bedeckt, seine alten Burgen, in denen die tapfern Ritter und die schönen Burgfräulein lebten, lebten und liebten. Sie erzählen noch oft davon; des Abends, wenn es dunkel ist und still im Thale wird, wenn man dann allein ist zwischen den verfallenen grauen Mauern, dann kann man sie hören, leise, heimlich —"
Sie schwieg. Sie blickte träumend in die Ferne.
Er unterbrach ihr Träumen.
„Könnten Sie hier das Lied singen, das Sie recht laut singen müssen, damit Ihnen das Herz leicht wird?"
Hatte sie das Lied schon auf den Lippen gehabt? Ohne ihm zu antworten, sang sie:

„Ein Jahr geht bald vorbei!
Meine Lieder
Bring' ich wieder
Und mit ihnen meine Treu'."

Sie sang wehmüthig, traurig, jubelnd, jauchzend.
War nicht auch ihr Herz so?
Dann saß sie wieder lange still.
„Wann müssen Sie zu Ihrer Universität zurück?" fragte sie plötzlich.
„In acht Tagen."
Sie war wieder still geworden.
Aus der Stadt unten tönte das Geläute der Sonntagsglocken herüber.
Es weckte sie aus ihren Träumen.
„Gehen wir! Wir müssen in der Stadt sein, bevor die Leute in die Kirche gehen."
Sie gingen den Berg hinunter.
Der Schritt des Mädchens war eilig.
Sie sprach nichts.
Es mußte etwas Besonderes in ihrem Innern vorgehen.
„Sie sind so still, Wilhelmine!" sagte der junge Mann.
„Man darf Sie nicht bei mir sehen," war ihre kurze Antwort.
„Warum nicht?"
Sie sah ihn fast verwundert an.
„Ich sagte es Ihnen schon."
Sie sei ein armes, aber ein ehrliches Mädchen, hatte sie ihm vorhin gesagt. Vor der Abstand zwischen ihm und ihr ihrem Herzen immer drückender geworden?
Rudolph Schröder mochte darüber nachdenken. Auch er ging still.
Sie kamen in die schmale Straße zwischen den Gärten zurück. Es war darin still und einsam, wie vorher. Als sie bald das Ende erreicht hatten, machten sie Halt.
„Wir müssen und hier trennen," sagte sie. „Ich werde vorausgehen, folgen Sie mir nicht gleich!"
„Ich sehe Sie doch wieder, Wilhelmine?"
„Ja!"
Sie sprach mit einer so eigenthümlichen Entschlossenheit.
„Ja! Ich muß Sie noch einmal sprechen! Am Abend vor Ihrer Abreise."
„Morgen, heute!" bat er.
Sie antwortete nicht darauf.
„An welchem Tage reisen Sie?" fragte sie.
„Am nächsten Sonntage."
„Also zum Sonnabend!"
„Nicht früher?" bat er noch einmal.
Sie wurde doch unentschlossen.
„Am Mittwoch denn!" gab sie nach.
Er drückte dankbar ihre Hand; sie ließ sie ihm.
„Am Mittwoch," wiederholte sie. „Des Abends um halb Neun. Haben Sie dann Zeit?"
„Gewiß! Und wo?"
„Sie waren sicher als Knabe unten in dem alten Franziskanerthurm."
„Wie oft!"
„Dort, in dem dunklen Raum. Ich suchte in ihm einmal Zuflucht gegen den Regen. Am Abend kommt kein Mensch hin. Die Leute glauben, es spuke darin. Dort sieht uns Niemand."
„Ich werde da sein, Wilhelmine."
Sie verließ ihn rasch.
Er kehrte auf einem anderen Wege in die Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Chicagos Verhängniß.

John R. Chapin nacherzählt

von

Lina Freifrau von Berlepsch.

(Mit 2. Bild.)

In solch' furchtbarem Jammer, umgeben von herzbrechenden Scenen, kann nur das Bewußtsein der Wichtigkeit eines unter dem Eindruck des Momentes geschriebenen Berichtes das Nervensystem so weit beruhigen und stählen, daß ein Aufzeichnen der Gedanken überhaupt möglich wird.
Nur meine eigenen Erlebnisse während der Schreckensperiode will ich zu schildern versuchen, und erlaube mir in die ersten Person zu sprechen, um meine Eindrücke klarer wiederzugeben.

Digitized by Google

…le nach Chicago und stieg im
…den Tages fuhr ich mit einem
… wir die prachtvollen Gebäude,
…n des Michiganufers hingezaubert,

…ichkeiten der „Tribune", die für voll-
…en, besuchten die Handelskammer und kehr-
…hof zurück, um zu plaudern von dem Reich-
…internehmungsgeiste Chicagos, dieser großen
…er fabelhaften Stadt von gestern.
…m Laufe des Abends erregte keine Besorgniß, das
…gelitenes, und man vertraute der Feuerwehr. Am fol-
…aber ward uns die Kunde, daß im südwestlichen Theil
…ganzer Straßenkomplex von den Flammen weggefegt wor-
…Gleich tausend Anderen begaben wir uns auf den Brandplatz.
…ten uns dann mit dem Versprechen eines Zusammentreffens am
…Tage. Wenige Stunden später waren wir obdachlose Wanderer,
…haben uns nicht wieder gesehen.

Ich las bis gegen halb elf Uhr und begab mich dann, trotz des
…rausen wüthenden Sturmes und des erneuten Feuersignales, zur Ruhe.
Etwa drei Stunden mochte ich geschlafen haben, als ich durch einen Ver-
…ruch, meine Thüre zu öffnen, geweckt wurde.

„Wer ist da? was gibt's?"

Keine Antwort.

Wieder entschlummerte ich, und wieder weckte mich rasches Hinund-
…herrollen in den Gängen und ein dumpfer Lärm, den ich für Wagenge-
…rassel in der Nebenstraße hielt. Ich lauschte einige Momente und
legte mich wieder zurecht. Eine unerklärliche Angst begann sich meiner
zu bemächtigen und raubte mir die Ruhe. Beinahe unwillkürlich erhob
ich mich und sog die Blende eines Fensters auf.

Mein entsetzter Blick fiel auf ein Flammenmeer, auf einen endlosen
Funkenregen.

Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, kleidete ich mich hastig an
und raffte meine wenigen Habseligkeiten zusammen.

Eine Szene des Schreckens umgab mich, sobald ich das Zimmer ver-
…ließ. Halbbekleidet rannten die Gäste des Hauses durch Hallen und
Gänge, gegen Koffer und Stiften nach sich und wenen Alle erfaßt von
…einer unbeschreiblichen Angst, die sich nur fühlen läßt, wenn man fühl-
los einem Elemente gegenübersteht, vor dessen Macht die Individualität
verschwindet.

In der Straße angelangt, blieb ich einen Augenblick stehen, das
wilde, großartige Schauspiel zu betrachten, dann entfloh ich durch den Feuer-
regen. Wohin? Ich wußte es nicht, aber fort von dem entsetzlichen
Element.

Allüberall drängte sich die flüchtende Menge und schleppte mit sich,
was immer tragbar war.

Der Weg führte gegen den Fluß, und nachdem ich einer armen Mutter
mit einem halben Dutzend Kinder hülfreiche Hand geliehen, erreichte ich
glücklich mit ihnen das andere Ufer.

Hier erst wurde mir des Unglückes und der Gefahr volle Tragweite
klar. Ein Flammenmeer, so weit das Auge reichte, und die Feuermasse
wälzte sich fort mit unlagbarer Schnelligkeit. Keine Hoffnung. Von Süd-
westen blies scharfer Wind das Verderben gegen den reichsten und schön-
sten Theil der Stadt. Keine menschliche Kraft vermochte es aufzuhalten:
— es wurde auch nicht versucht.

Die leichte Windbrehung nach Süden aber hätte die Fluten noch der
meist aus Holz gebauten Westseite getrieben, und die Flucht nach der
Prärie für Tausende und Zehntausende gehemmt.

Rastlos wanderte ich von Straße zu Straße, und befand mich
bald auf der Randolfsstraßen-Brücke, von wo aus meine Skizze genom-
men ist.

Dieser Szene erhabene Größe und furchtbare Majestät vermögen menschli-
che Worte nicht zu schildern. Zur Rechten erhoben sich in einem Umkreis
von mindestens zwei englischen Meilen Rauchwolken und Flammen. Sie
entstiegen den Ruinen der Wohnhäuser, Kirchen, Geschäftslokale und
dem angehäuften Gerümpel, dessen massive Kamine dem Brande des ver-
gangenen Tages widerstanden, und die nun hervortraten gleich riesigen
glühenden Rohren, und Rauch und Flammen wohl tausend Fuß hoch
entsendeten.

Der Feuerlinie folgend war das Neunte-Haus das nächste kolossale
Gebäude, ein Bau aus Ziegelsteinen von sieben Stock Höhe und etwa
hundert Fuß Umfang. Lange Zeit stand es unbetrübt im Flammenmeere,
da erhob sich eine leichte Rauchsäule, eine Flammenzunge folgte, und
wenige Minuten später stürzte das Hotel zusammen.

Man weiß, wie unfähig die Sprache ist, des Niagara Großartigkeit
zu schildern, aber fühlen kann man sie. Was aber ist selbst der Niagara
gegenüber dieser sich thürmenden, zischenden, wirbelnden, wallenden,
losenden Flammenwand, die sich fort und fort wälzte und die massivsten
Steingebäude gleich Kartenhäusern verzehrte.

Unter den Flammen zeigten sich im Augenmeer die Häuser an beiden
Seiten der Randolfsstraße, deren Pracht ich erst am vergangenen Tage
bewundert hatte.

Ein Moment — und aus einem Fenster züngelte eine leichte Flamme,
eine zweite und dritte folgte — ein Feuerlee vermischte sich mit den zischenden
Flammen oben, und — die Straße war verschwunden. Wie Schnee auf
Bergwänden schmalzen die Gebäude faßt spurlos dahin.

Das Getrache der durch Pulver gesprengten Bauten, der Lärm der
stürzenden Mauern, das Toben der Flammen, das Aechzen des Windes,
das Schreien der entsetzten Menge, das schrille Pfeifen der Schiffe, die
dem Verderben zu entrinnen strebten — all' das bildete ein unbeschreib-
liches Chaos von Tönen, das in der Erinnerung fortleben wird, so lange
die Pulse schlagen.

Wagen und Karren aller Art schafften gerettetes Eigenthum über
die Brücken, wofür fabelhafte Preise gefordert und bezahlt wurden.

Eine Spritze!

Die Menge macht Platz, und von vier Pferden gezogen rasselt die
Spritze auf die Brücke. Ihr Führer ist trunken von Entsetzen oder Alko-
hol. Sie holen das Wasser in Kübeln, verschütten die Hälfte, und ge-
brauchen den Pumpensauger, nachdem sie erst mühsam ein Faß gefüllt.
Damit wollen sie ein Kohlenlager von etwa zweitausend Tonnen löschen.
Sie arbeiten mit der Energie der Verzweiflung, die Jemand über den
Fluß herüberruft: „Warum, in Kukuks Namen, steckt ihr den Sauger
nicht gleich in den Fluß?"

Darauf hatte Niemand zuvor gedacht.

Ueber der Brücke sehen wir, wie das Feuer in der Lakestreet ein
Lagerhaus nach dem anderen verzehrte, bis auch das letzte, eine gestalt-
lose Ruinenmasse, in sich zusammensank.

Nun hat das Feuermeer den Fluß erreicht: kann die Brücke gerettet
werden, so mag der Brandplatz sich auf die gegenwärtigen Dimensionen
beschränken. Zahllose Augen bewachen die Brücke. Der Rauch ist so
dicht, daß man nichts zu unterscheiden vermag. Er verzieht sich, und was
erst nur der Widerschein der Flammen gewesen, brennt nun lichter-
loh. Wenige Minuten später ist die Brücke nur eine Glutenguirlande,
die sich über den Fluß zieht und Zerstörung hoffnungslos mit sich
trägt!

Die Menge flutet hin und her.

„Barmherziger Gott! Auf jenem Dache sind Menschen!"

„Nein!"

„Ja. Drei — fünf!"

„Sie sind verloren, sie müssen ertrinken!"

„Seht, sie kriechen an die Ecke."

„Gibt's denn keine Hülfe, guter Gott!"

„Man wirft etwas hinauf."

„Ein Seil."

Die Unglücklichen erfassen und befestigen es, und während die Flam-
men sie umzingeln, gleiten sie nach einander herunter.

„Gott sei Dank!" tönt es von allen Lippen.

Ich wandte mich nach der nördlichen Seite, wo das Feuer leichter
verbaufliche Beute, als Stein und Ziegel findet, und hüpfend und tan-
zend über Meile und Meile rast, bis, so weit das Auge reicht, Alles
Flamme ist und Glut.

Und wer beschreibt die Angst der Flüchtlinge? Allüberall sah man
die Umseligen. Sie schmiegten sich an einander und lagerten sich um das
Bischen Habe, das sie vielleicht gerettet, Entsetzen in den Zügen, Ver-
zweiflung im Herzen.

Eine mächtigere Feder schildere den Jammer dieser Stunden.

Erschöpft von des Tages großen Eindrücken verließ ich gegen Abend
den Schauplatz des Schreckens.

Hinaus auf die Prärie dampfte der Zug. Beim Zurückschen auf
die brennende Stadt vermochte ich erst das Territorium zu benessen,
das dem Verhängniß verfallen war. Noch in einer Entfernung von
vierzig (englischen) Meilen sahen wir die glänzenden Flammen über
der unglücklichen Stadt wallen.

Alte Freunde.

(Zieh S. 344.)

Willkommen Käthchen! scheint uns das freundliche, von Behagen ganz
verklärte Gesicht der Alten zu sagen, während „Miez" gemüthlich schnur-
rend den seidenweich behaarten Kopf an ihrer Wange reibt und Miene
macht, über ihrer alten Pflegerin Schulter nach dem Tisch herabzusteigen,

Digitized by Google

Der Brand von Chicago. Blick der Chicagoer über die Randolphstraße-Brücke. (S. 330.)

Digitized by Google

weil die Nuppernde Kaffeeschale das Kätzchen daran erinnert, daß man Milch zum Kaffee trinkt, und daß seine Pflegerin und Freundin mit einem Schälchen Milch nicht zu geizen gewohnt ist. Ja, „die Beiden kommen mit einander aus", „das sind alte Freunde", erzählt uns unser Genrebild in recht deutlicher, anmuthender Künstlerschrift. Viel Wahrheit und scharfe Beobachtung liegt in dem Bildchen; der Künstler hat es herausgefunden, daß Katzen und Weiber etwas Verwandtes haben und eine gewisse Sympathie ihrer Naturen zu einander hinzieht, während der hurtende, bachesige Hund verzuglweise ein Lieblingsthier des Mannes ist. Wie verwahren uns dagegen, den Frauen ein schlechtes Kompliment mit der Anheutung jener sympathischen Verwandtschaft gemacht zu haben, indem wir daran erinnern, daß unsere heutige genauere naturwissenschaftliche Beobachtung die alten Vorurtheile von der Falschheit der Katzen längst zurückgedrängt und dargethan hat, daß die Katze, wenn sie gut und freundlich behandelt wird, eine fast gleiche Anhänglichkeit an den Menschen wie der Hund bezeigt, und namentlich große Zuneigung zu den Kindern der sie pflegenden Familie an den Tag legt. Dazu liebt die Katze Saubereit und Reinlichkeit wie unsere Hausfrauen, putzt sich gern und weiß, wenn sie eine schmutzige Straße passirt, mit ihren niedlichen Füßchen so geschickt die trockenen Stellen zu finden, wie ein sauber gewaschenes Mädchen; matträtzlich wie ein Hund läßt sie sich freilich nicht, aber das ist brav von ihr und macht ihrem Charakter alle Ehre. L. G.

An der Küste.

Von

Emil Raum.

Hoch oben an der felsigen Küste Schottlands, auf einem der unzähligen Meereszungen, die vom Festlande aus in das Meer hineinragen, — lebt ein armes Fischerehepaar, das in harter, anstrengender Arbeit den Kampf gegen die felsenwütterliche Natur aufgenommen hatte, um ihr den Sieg, — das Leben abzukämpfen.

Hohe, breitschultrige, athletische Männergestalten, die einen auffallenden Kontrast gegen das zarte, oft schwächliche Frauengeschlecht dieser Zone bilden, schlagen sich draußen auf einsamer Meeresfläche gegen Sturm und Wetter, um zwischen den tausend verborgenen Klippen die heimtückischen See hindurch sich ihren kargen Erwerb zu erringen. Schreckliche Stürme durchtoben dieses Meer, dessen Wogen im Osten zur steinharten Klippe, dessen Wellen zum Verderben der sich beim Fischfang verspätenden Küstensiliaren werden. Gigantische Felsen, deren grotteske Abklüfte und Schlüchten Stoff zu unzähligen Sagen und Märchen gegeben hatten, trennen diese Halbinseln von den erwärmenden Strahlen des Südens, der seine üppigsten Fluren schon unmittelbar hinter jener Scheidemauer entfaltet.

Doch daheim in den kleinen Lehmhütten mit den blendend weißen Schornsteinen, da beim heimkehrenden Fischer schon von ferne als Wegweiser leuchten, innerhalb der blanken, von zarten Frauenhänden weißgescheuerten Wände blühte ein reines, inniges Familienleben, still und treu im Schooße einer mürrischen Natur, im herbsten Gegensatze zu dem rauhen Leben auf ihren Meeren.

Am äußersten Ende dieses Eilandes stand ein kleines Häuschen, hart am Meere auf einem Felsen erbaut, dessen Südseite ihm zur Lehne diente, während an der tief abfallenden Nordwauer die harten Wellen des brandenden Meeres ihren schäumenden und brausenden Gischt durchsen. Ein uraltes Mütterchen bewohnte dieß kastellartige, weil auf einem Felsen erbaute, stürmfeste Häuschen seit Menschengedenken in Ruhe, fast bekommender Einsamkeit. Ein hochgebunter junger Mann, von herkulischem Körperbau, der geschaffen war, den Titanenkampf gegen den haßerfüllten Himmel aufzunehmen, war der einzige Gesellschafter dieser Alten.

Mit unbegreifter Sorgfalt und Zärtlichkeit sergte der rauhe, stuemgestählte Klippenmann für die Bedürfnisse seiner Ahne, des steinalten Mütterchens.

Mark war der stärkste Bursche im Dorfe, seine athletische Körperkraft stählte die Muskeln der kräftigen Arme gegen jede Arbeit, während es die besten Schwimmer der ganzen Gegend ihm nicht gleichthun konnten.

Es war an einem hellen Sonntage. Die gesammte Einwohnerschaft des Dorfsends hatte dasselbe verlassen, um auf ihren bunt beflaggten Booten, an deren Segelstangen sie alle ihre farbigen Tücher — gewöhnlich blaue — gebunden, in festlicher Gemeinschaft die Nachbardorfstein zu besuchen.

Nur Mark war zu Hause geblieben bei seiner alten Ahne, denn er hatte seinen Besuch.

Ein Mädchen aus einem Nachbardorfstein, ein heerliches Mädchen, von deffen Absbaltersstirne die stolze Majestät einer Königin strahlte, war zu ihm über Sonntag gekommen. Das stolze, jungfrische Mädchen, mit dem wallenden, buntlen Haar, das ein Paar der schwärzesten Augen der Welt umrahmte, liebte den kanken Fischer, dessen ganze Seele wieder in dem einen Gedanken an seine Elba lebte.

Alljonntäglich, wenn das einsame Thurmglöcklein des friedlichen Weilers zur Kirche rief, brachte sich Mark seine Elba und deren Bräutchen in sein Haus. Hier wußte sie dem kühnen Jäger, dessen liebste Melodie sonst der im Takelwerk seines morschen Fahrzeuges pfeifende und heulende Sturmwind war, eine jener unendlich schwermüthigen Balladen vorsingen, deren Schauplätze die buchmetterten Küstenfessen seiner Heimat waren.

Auch heute war Elba bei Mark und deffen Ahnine. Das schöne Mädchen saß auf einem Schemel und spielte in den Locken ihres Geliebten, dessen Kopf sie in ihrem Schooße hielt. Der gezähmte Löwe hatte die Augen zu ihr aufgeschlagen und blickte sie mit einem Ausdrucke unsäglicher Liebe und Wonne an.

Mutter Nore saß am Fenster und drehte am schnurrenden Rocken. Der kleine Tony gähnte in ein altes Liederbuch hinein, das es schon an hundert Sonntagen durchblättert hatte. Mark's Bibliothek hatte leider keine Auswahl.

Elba duckte sich nieder zu Mark und drückte einen langen Kuß auf dessen Mund, den ihr Mark kaum mehr von den Lippen nehmen wollte.

„Komm', Mark! Es wird spät, laß uns nach Hause eilen, die Mutter wartet schon. Nicht wahr, Tony?"

„Ach — ja!" gähnte der Angesprochene, beide Arme mageredt nach rückwärts biegend, wie um sich die müden, eingeschlafenen Glieder wieder aufzurütteln.

„Haft Zeit, meine Seele!" hauchte Mark zärtlich, während seine Arme sich um ihren Nacken schlangen.

„Nein, Mark," sprach das Mädchen erröthend, „komm', wie ist so bang um's Herz, laß uns gehen!"

„Ach was! Du fürchtest Dich doch nicht, Elba, bin ich nicht an Deiner Seite?"

„Nein, Mark, ich fürchte mich nie, aber mir ist doch so seltsam zu Muthe, komm' — laß mich!"

„Geht, Kinder, ja geht!" sagte die alte Muhme, von ihrem summenden Rocken aufblickend, „macht euch nach Haus!"

Die beiden Angesprochenen sahen sich erstaunt, ja erschrocken an.

„Hörst Du, Mark!" hauchte Elba und Todtenblässe überzog ihre Schwanenstirne, „Mutter Nore hat gesprochen!"

„Ja — Elba," stammelte der junge Mann, vor Scheu bebend, „das bedeutet Unglück, sagen die Leute, wenn Mutter Nore spricht . . ."

Elba wandte sich mit scheuem Blick zur alten Frau am Fenster, um sie anzureden. „Mutter Nore!" hauchte sie leise mit vorgebeugtem Haupte und bebender Stimme, „Mutter Nore! . . ."

Die Alte nickte mit dem Kopfe; ohne vom Rocken aufzublicken, fuhr sie in ihrer Arbeit fort.

„Was meinet Ihr — Mutter, mit dem, was Ihr gesagt habt — sagt, Mutter Nore?"

Die Alte hörte nichts. —

„Ach — Dummheiten," brummte Mark, den lähmenden Alp mit Gewalt abschüttelnd, „komm', Elba, laß uns gehen!" Bei diesen Worten war er aufgestanden und hatte sich, leise auftretend, der Spinnerin genähert. Behutsam bückte er sich nieder und berührte mit sast heiliger Scheu die dürre Hand derselben, die, wie ein Ueberbleibsel einer längst entschwundenen Welt, sast gespenstschaft das Spinnrad drehte.

Auch Elba und Tony stützten der Alten die Hand, bevor sie das stille Gemach der geheimnißvollen Prophetin verließen.

„Geht nur voraus, Kinder, und steigt indessen in's Boot!" rief Mark, „ich will nur der alten Ziege ihr Wasser besorgen; mache aber die Segel nicht los, Tony, denn es geht eine kühle Brise!"

Die Beiden waren bald im Boote. Elba warf sich mechanisch in eine Ecke und brückte über die geheimnißvollen Worte der alten Frau, die sie so sehr in Schrecken gejagt hatten.

Tony spielte im Takelwerk. — —

*

Eine halbe Stunde später eilte Mark mit hastigen Schritten dem Ufer zu, um seine Liebe in's Vaterhaus zu geleiten.

Am Ufer lag kein Fahrzeug. Mark ahnte betroffen nach allen Verstecken der kleinen Bucht, in denen die Dorfjähne Nachts zu ankern pflegten. Dort war Alles leer. Verzweifelnd lief der junge Mann die Küste entlang, überall den Namen seiner Geliebten rufend; — kein Ton — außer dem sast hohnisch klingenden, trockenen Wiederhall der ihn umgrenzenden Felsen — kam an sein Ohr.

Digitized by Google

Wiederholt lief er alle Schlupfen durch, kroch in die natürlichen Baſtionen, die Zeit und Natur in die Uferfelſen gehauen, und die bei ſtürmiſchem Wogengang die letzten Zufluchtsorte der geflohenden Boote waren. Nirgends ein menſchliches Weſen.

Ein Gedanke, eine Ahnung durchzuckte ſein Gehirn, die ſein Blut ſtocken machte. Sollte vielleicht der Wind das loſe Fahrzeug erfaßt und in die hohe See getrieben haben? Die Möglichkeit lag nahe. Elda, das wußte er, konnte kein Schiff führen, und ihr Bruderchen war noch nicht zehn Jahre alt.

Es ſchaute hinaus in die ruhig wallende See. Kein Segel war am Horizonte. Raſch flog er das Häuschen und die Felswand hinan, um die See zu unterſuchen. Mehrere Minuten ſtarrte ſein Auge in die weite Fläche hinaus, anſcheinend reſultatlos. Plötzlich ſchien Mark's Blick durch einen Gegenſtand gefeſſelt, — ja — war das dort — weit — am äußerſten Ende des grünen Meeres, ſchorf wie auf der Scheibe einer Damaſzenerklinge, nicht ſein Fahrzeug? Das fühne Faltenauge des Seemannes durchſchnitt die ungeheure Entfernung wie ein elektriſcher Funke — ja, jetzt ſah es es deutlich, es war ſein Segel, mit dem weißblau geſtreiften Tochtertuche an der Spitze.

Sprachlos vor Schrecken ſtarrte ſein Auge in's Leere, das Bild war vom Horizonte gewiſcht.

„Großer Gott!“ ſchrie er, während ſeine Hände ſein Haar zerzauſten, „dieß alſo iſt es, was Mutter Nore gemeint hatte!“

Ein ungeheurer Sprung brachte ihn in's Meer . . .

Mark war ein ſchnell entſchloſſener Mann. Heiten, das wußte er, mußte er ſeine Elda, und ſollte er ſich dabei aufopfern. Die Gefahr war groß. Ein Gewitter war im Anzuge und die Nacht mit all' ihren Schrecken mußte die unglücklichen Schiffer auf dem ſich ſelbſt überlaſſenen Nachen überfallen.

Dieß ſtorrte ihn zur Eile an.

Mark durchſchnitt die grünen Fluten. Mit ungeheuren Zügen theilten ſeine Arme das Waſſer, deſſen langſame Wallungen ihn wiegten. Nach und nach trat die früher Beſiegte an die Stelle der rückſichtsloſen Bezwingung. Mark wußte ſeine Kräfte ſparen, denn ein ungeheures Feld war zu durchſchneiden, und das Fahrzeug, das er nur ahnte, einzuholen.

Das Meer war indeſſen glatt geworden; wie ein grüner, unendlicher Spiegel lag die klare, kryſtallhelle Waſſerfläche da in der rothen Abendſonne, die ihre Kugel in den Millionen Reflexen der See badete.

Mark durchzuckte es feuerhaft im Rücken. Als Kenner dieſer Meere wußte er, daß ein Sturm im Anzuge war. Das Waſſer blieb ſtille, regungslos wie ein Löwe, der zum Sprunge ausholt. Die blutrothe Sonne war das warnende Signal des Sturmgeſtells.

Mark war ſich ſeiner Aufgabe vollkommen bewußt. Langſam zog er den leichten Pelzrock von den Armen, immer mit dem einen gegelnd, wohrend der andere Arm den Rock abſchnitte.

Langſam, mit mächtigen Hieben die Wellen ſpaltend, glitt er vorwärts; die ſcheidenden Schatten der entfernten Ufer ſchwebten an ihm vorüber.

Mark war ein ausdauernder Schwimmer, er wußte Maß zu halten in den verſchiedenen Arten des Schwimmens; er konnte alle Bortheile beſitzen und ſein athletiſcher Körper mußte ſie ausnützen.

Nach einer Stunde legte Mark ſich auf den Rücken. Um die Arme zu ſchonen, ſpreizte er ſich mit aller Kraft ſeiner Beine gegen das Waſſer, um ſich vorwärts zu ſchleudern. Wie ein Pfeil flog er durch's Waſſer. Die See fing an höher zu gehen und ein kleiner unſichtbarer Gischt raſchelte ſchon an den Kanten der kleinen Waſſerfurchen.

Seine Heimatsküſte entſchwand ſeinen Augen. Er befand ſich mitten drin in hoher See, allein, ohne Kompaß, ohne Führer, einem drohenden Orkan in's Auge ſchauend, bei ſchon eingetretener Dunkelheit im Waſſer. Hier gab es für ihn keine Alternative, das wußte ihm klar. Entweder Elda finden und mit ihr, wenn ſie mittlerweile der Sturm und die Nacht nicht zerſchellt, oder wenn keine Kräfte ihn nicht verlaſſen hatten, nach Hauſe fahren — oder — ertrinken. Ein Zurück gab es nicht mehr.

Ein enges lebernes Beinkleid hinderte ihn. Mit beiden Händen die Waſſer theilend, ſchob er das Miedungsdiekl langſam, unter wechſelſeitiger Hülfe der Beine, hinunter.

Nun war er frei! Ein kräftiger Stoß warf ihn empor, um im letzten Sonnenſtrahle noch nach dem Schiffchen auszuſpähen. Ein purpurrother Strahl küßte die ſchäumende See, und die Feuerkugel verſchwand hinter den hochgethürmten Wolken, die mit raſender Eile heraufgezogen kamen.

Schwere Wogen warfen ſich dem kühnen Schwimmer entgegen, um ſeine Kraft zu lähmen. Bald hohe, brodelte und ſchäumte die See, wie der Schlund eines ſubmarinen Kraters. Ein Pfeifen und Schrillen durchgellte die wiegbar ſchwere Luft.

Mark fühlte ſeine Kraft ſinken. Die ganze Natur verſchwor ſich gegen ihn, um ihm den Sieg abzujagen.

Mit dem Muthe eines Verzweifelnden warf er ſich abwechſelnd auf die rechte und linke Seite, mit der freunn ausgeſtreckten Armen, wie der eherne Schnabel eines Schiffes, die Wogen durchſtechend, während die Füße mit mächtigen Stößen die harten Fluten zurückſtießen, — bald wieder mit beiden Armen die heranbrechende Brandung preſſend, hieb er mit den Beinen die verrätheriſche See.

Fünf Stunden hindurch kämpfte Mark ſchon mit dem feindlichen Element. Seine Kraft begann ihn zu verlaſſen, und zum Tode matt warf er ſich auf das naſſe Bett, das ihn wie einen Ball herumwarf.

Große Nitte durchſchnitten die ſchwarze Nacht, und ihm war's, als antworte denſelben ein tauſendſtimmiges Donnergeſpräche aus dem Buſen des bodenden Strudels.

Schon heulte der Sturm in der Luft und trieb die kreiſchenden Sturmvögel nur ſich her. dem Ufer zu.

Mit aller Macht ward ſich Mark wieder dem Winde entgegen; ſeine eigene entſetzliche Lage brachte ihm die verzweiflungsvolle Situation Jener wieder in's Gedächtniß, denen er nachjagte.

Der Wind antwortete ſeinen Stößen mit entmuthigender Energie. Mark kannte ſich ſeine Antwort auf die Anzahl erſchütternder Gedanken geben, die ſein Gehirn durchkreuzten. Mit mehrer Ausſicht auf Erfolg arbeitete er übrigens jetzt ſchon, wo war Elda nur, und wie konnte er hoffen, die Verunglückten in dieſem Elemente wiederzufinden, wo er ſchon den Todeskampf kämpfte? —

Ein riefiger Wogenberg erfaßte ihn und hob ihn hinauf dem heulenden Sturmgeſtöt entgegen. Mark's Kraft war gebrochen; ein letzter Schrei entrang ſich ſeiner rochelnden, verbrannten Bruſt, dann warf ihn der ungeheure Strudel hinunter in den gähnenden Wogenſchlund. — — —

Der Donner rollte furchtbar durch die Nacht und Blitze auf Blitze zerriſſen den pechſchwarzen Himmel, um ihren grellen, blauen Schein auf die in elektriſchen Lichte krabbelnden brauſenden Wogen bed in ſich ſelbſt brandenden Meeres zu werfen. — —

„Tony! Tony!“ Allmächtige Mutter Maria, ſieh' — dort — dort ein Menſch!“ ſchrie eine Stimme durch den Orkan, — „hiſſ, Tony!“

Das Kind coffte ſich aus der Betäubung auf, in die es die aufgeregte Natur geworfen hatte. „Wo — Elda, — wo!“ ſchrie es ängſtlich, am ganzen Leibe zitternd, — „ja — dort unten!“

Das Mädchen erhob ſich im Nachen, der Sturm riß ſie wieder. „Elda!“ rief das Kind, „komm', ich werde Dich feſthalten!“

Elda erhob ſich und lehnte ſich, das Ruder in den Händen, aus dem Nachen. „Da — da iſt er ſchon wieder,“ ſchrie Tony, „die Welle dort hat ihn!“

Ein durchbarer gellender Blitz fuhr in die Nacht . . .

„Mark!“ ſchrie Elda mit gewaltiger, überirdiſch tönender Stimme, die ſelbſt den dröhnenden Donner übertönte. In dieſem Momente kam eine rieſige Welle auf ſie zugeſtürzt, Elda ſank, vom Wogenprall getroffen, zurück in's Boot, das von den Wogen hagraben wurde.

Nach einigen Minuten wecke ſie den Donner aus der Betäubung, — das Boot hatte den Schlag überlebt. Elda ſah ſich um, ihre Blicke blieben an einem Körper im Boote hängen, es war — Mark!

Ein Schrei der Freude und Glückſeligkeit, ein Schrei überſeliger Wolluſt und Verzweiflung, ein einziger Jauchzer, ein Seufzer bei dieſem Wiederfinden entrang ſich der wallenden Bruſt des herrlichen Mädchens. Nun war Alles vergeſſen; die entſetzliche Vergangenheit der letzten ſechs Stunden, die unge heure Myſtifat des tobenden Orkans — mit einem Schrei warf ſie ſich über die Leiche daß von der Welle in's Boot geſchleudert Geſchehen.

„Mark! Mark! — Wach' auf, ich bin's, hier bin ich, Deine Elda, die Du gerettet haſt! Großer Gott, was mag er gelitten haben! Mark! wach' auf!“

Roſt wahnſinnig in ihrem Schmerze, konnte ſie kaum Worte genug finden, um ihn auszuſchelten. Sie rieb Mark, wärmte ihn, drückte ihn an ſich, küßte ihn wohl hundertmal, während die ſchreckliche Stimm wie wüthend in den Seiten des Bootes riß, um es zu zertrümmern.

Das furchtbar großartige Panorama der ſich austobenden Natur hatte für das ſtarke Mädchen keine Schrecken. Bis auf Bis zerriß den Himmel; der Donner rollte ohne Unterlaß durch die zitternde Luft, um mit ſeinen erderſchütternden Gebrüllen das ſauſende und heulende Schrillen des bei den Wogenzügen zerzauſenden Sturmes zu übertönen.

Wieder fuhr ein Blitz in's Meer . . .

Es war der greelle, der in dieſer Nacht geſtrahlt. Das ganze unbeſchreiblich ſchöne Meer Land in hellem Feuer; minutenlang brannte die Atmoſphäre, als wäre die ganze Maſſe von Elektrizität, die in der Luft über dem Meere ſchwebte, durch dieſen Strahl entzündet; ein intenſiv ſmaragdartiges Licht, das bald in Hellroth, bald in ſonnenklaren

Digitized by Google

Weiß wechſelte, ſchleuderte ſeine Strahlenbündel, wie von einem Mittelpunkte aus, über das Meer.

Faſt ſchien es, als wollte die ſtolze Natur nichts verſäumen, um ſich in ihrer ganzen furchtbaren Schönheit dem erſchütterten Menſchenkindern zu offenbaren.

Der Donner war verſtummt. Aber als das Phänomen erloſch, brach von allen Seiten des Himmels ein Donnerſchlag hervor, wie ihn kein Ohr noch zu hören bekam. Von allen Enden der Windroſe krachte der Himmel, die feſtgebannte Elda glaubte den Donner wie aus einem engen Kreiſe heraus gegen deſſen Mittelpunkt — der ihr Kahn war — anſtürmen zu hören.

Das großartige Doppelphänomen weckte den erſtarrten Mark. — Sie faßen ſich wieder . . .

Alte Freunde. Nach einem Gemälde von Gabor Mickel. (S. 345.)

Drei Stunden ſpäter hatte ſich Mark einen Weg in die kleine Bucht ſeines Häuschens erkämpft.

Drin im Zimmer lag die alte Mutter Nore, wie von überirdiſcher Heiligkeit umſtrahlt, auf den Knieen und — betete . . .

Als Mark an der Hand Elda's und Tony's in's Stübchen trat, blieb er wie feſtgebannt an der Schwelle ſtehen; Mutter Nore erhob ſich langſam, während ihre Hände wie dankend ſich gen Himmel ſtreckten; ihre Lippen bebten wie nach ausgeſtandener Todesangſt.

„Gott ſei Dank! Nicht ganz eingetroffen!“ murmelte ſie deutlich hörbar zwiſchen den fahlen Lippen. Mit dieſen Worten ſchwankte ſie wieder an ihr altes Spinnrad, um den ſchnurrenden Faden aufzunehmen.

Es war das letzte Wort der alten Nore.

Digitized by Google

Die Gräfin von Belle-Ange.

Erzählung aus dem Kriegsjahre 1870.

Von

W. Bassauer.

(Schluß.)

5.

Die Sonne war glühroth hinter den Vogesen untergegangen. Die Nebel stiegen aus dem Thal herauf und umhüllten das Dorf unten und den tiefen Forst drüben mit weißem Schleier. Der Herbstwind, der den Tag über das Laub der Bäume leise bewegt, schwieg und das weite Land umher lag im Abendbraune, friedlich und still. Nur das Schlafe mit den beiden Thürmen, zwischen denen auf der Verbindungsmauer die Bronzestatue eines Engels, der dem Schloß den Namen gegeben, die Hände segnend über die Flur ringsum breitete, ragte klar und hoch in den wolkenlosen Abendhimmel, angehaucht von dem rothen Lichte des Vollmondes, der eben über den Rand des Horizonts getreten war. Von ferner Hangen die Glocken der Abtei vom Devaug herüber. Friede! Friede!

Die Dämmerung, die sich allmälig über den weiten Raum verbreitet, erregte ihr Furcht. Ein leises Zittern überlief sie, wie der Grashalm bebt vor dem ersten Hauche des Gewitters. Sie rief nach Licht, nach ihrer Enkelin und setzte sich ermattet in den Lehnstuhl. Sie senkte die Augen. Es schien ihr, als warteten die Ahnen, Besitzer und Richter zugleich, auf den Spruch, der über die Enkelin ergehen sollte.

Marion pochte leise und trat langsam bis vor den Stuhl der Gräfin. Beide schwiegen. —

„Marion, ich habe Dich rufen lassen — es ist schimm, daß ich es mußte — aber Du kannst nicht aus eigenem Antriebe — warum kamst Du nicht, Mariage?“ —

„Verzeihung, Großmutter, aber ich fühlte mich unfähig, in alter Weise zu plaudern, zu hören und Sie zu unterhalten. Ich war in den letzten Tagen unruhig und erregt — jetzt ist es besser — Sie sehen, Großmutter, ich bin sehr ruhig und gefaßt.“ sagte sie und richtete den Blick ihrer großen, dunklen Augen fest und sicher auf die Gräfin, während gleichwohl die Aethe, die über ihr schönes Gesicht flog, die Worte Lügen strafte.

Die Gräfin sah sie einen Augenblick ernst an.

„Und darf Deine Ahne wissen, Marion, was Dich vordem erregt hat und was Dich jetzt sicher und ruhig macht? Ich meine, ich habe darnach zu fragen das Recht.“ —

„Gewiß, Großmutter — Sie weiß es jetzt nur Einer, und der hat noch ein größeres Recht, nach ihm aber Sie.“

Marion stockte. Sie zuckte zusammen vor dem Blicke der Gräfin, der auf der Enkelin haften blieb, starr und streng. Marion stockte nur einen Augenblick, dann trat sie noch einen Schritt näher und sprach leise, aber fest, die rechte Hand auf das Herz legend und den Kopf ein wenig geneigt: „Ich war unruhig, weil ich nicht wußte, was in mir war und es ich thun sollte, was mein Herz mir befiehlt. Jetzt, da ich gewiß weiß, daß ich den deutschen Offizier Gottlieb Müller liebe und daß er mich liebt und daß ich ihm folgen muß, nun er morgen nach seiner Heimat Ostpreußen zurückkehrt, bin ich ruhig und gefaßt und wäre heute noch ungerufen gekommen, um es Ihnen zu sagen.“ — Sie schwieg, ihre Ahne ruhig anblickend.

Die Gräfin fuhr an ihrer Krücke vom Sessel auf, als ob eine Natter sie gebissen. Ihre Lippen zitterten.

„Marion!“ schrie sie laut auf, „Marion, — das wagst Du mir zu sagen Angesichts der Ahnen unseres alten Geschlechts, Angesichts der Wappenschilde um uns, die Jahrhunderte hindurch der Ruhm und Stolz Frankreichs waren, unseres Geschlechts, um dessen Ehre und Glanz ich mein Mutterglück hingeworfen wie einen werthlosen Scherben! Du wagst es, Marion, Comtesse Marion de Belle-Ange, den Feind Deines Vaterlandes zu lieben, seinen niedern Namen und Stand dem Deinen zu verbinden, ihm willst Du folgen in ein unbekanntes, fernes, feindliches Land — Marion!“ —

Die Comtesse stand unbeweglich. Ein wehmüthiges Lächeln flog über ihr jetzt bleiches Gesicht.

„Großmutter,“ erwiderte sie mit leise zitternder Stimme, — „ich habe in mir ein Recht, zu thun, was ich beschlossen, das weiter reicht und älter ist, als Ihr und meiner Ahnen Anspruch auf mich. Es ist das Recht jedes Menschen auf das Glück des Lebens. Dieses Recht ist mein unveräußerlicher Besitz, mein Recht, das mache ich geltend. Ich bin kein Kind und Sie thun nicht gut, mich an die Ehre und den Ruhm meiner Ahnen und meines Vaterlandes zu erinnern — Ruhm und Ehre liegen begraben, seitdem dieses korsische Geschlecht der Napoleoniden der Fluch unseres Vaterlandes geworden und unser stolzer Adel vor ihm im Staube getrochen und das leichtfertige, gute Volk zertreten und seinen Sinn vergiftet. — Worth, Metz und Sedan heißen ihre Gräber. Großmutter, Sie thun nicht gut, mich an die Stunde zu erinnern, in der Ihr Fluch den eigenen Sohn aus seinem Vaterhause hinausgejagt in die Fremde — denn dieser Fluch hat Ihr Leben vergiftet, das Sie nun verzehren in Reue und Qual Jahre und Jahre lang! Großmutter, hat Sie diese Stunde glücklich gemacht und können Sie vergessen, was Sie seitdem um Ihres stolzen Namens willen gelitten und geduldet?“ —

Die alte Gräfin war in den Sessel zurückgesunken und starrte stumm vor sich hin.

„Sie können es nicht und dennoch verlangen Sie von mir den gleichen Verzicht auf alle Gunst und alles Glück des Lebens. — O, Sie waren eine hohe, hochmüthige und eigenwillige Dame,“ fuhr Marion mit einem Anflug von mitleidigem Hohne fort, „und hatten von den irdischen Dingen einen guten Theil genossen, als das Unselige geschah — Sie konnten zum Leben sagen: ich kenne dich, und zum Tode: ich fürchte dich nicht. — Großmutter, aber ich bin arm und allein, denn unsere Güter sind der Kirche verschrieben, — ich weiß es — und ich weiß, was den Deutschen heute bedeutet, was von Ihnen und von Ihrer von Devaug verübertritt, ohne daß ich's hindern darf, um Ihretwillen nicht, obwohl mein Blut stockt und mein Hirn siedet, — wenn ich daran denke. — Ich bin jung und arm — und nichts ist mein, als seine Liebe zu mir und mein Glaube an ihn. — Großmutter,“ sprach sie weich und ihre Lippen zuckten, und ihren Augen sieh Thräne auf Thräne, während sie der Großin zu Füßen sank, „geben Sie mich auf, ich gehöre nicht in Ihre Welt und schäme mich meines Landes, lassen Sie mich gehen mit ihm in die Fremde, an seinem Herzen, in seinem Blick vergessen, daß ich dereinst ein Vaterland, einen stolzen Namen besessen! Lassen Sie mich — lassen Sie mich mit Ihrem Segen ziehen, nicht in Unfrieden und Zorn — lassen Sie mich —“

In diesem Augenblicke ward die Thüre heftig aufgerissen. Andrée trat hastig über die Schwelle, eine Rolle Schriften und ein Gebetbuch in der Hand. Als er die beiden Frauen erblickte, hielt er an, näherte sich zögerud und legte Beides auf den Marmortisch neben dem Sessel.

„Hier, gnädigste Frau Gräfin, was ich versprochen — aber —“

Die Gräfin hatte kaum das Buch erblickt, als sie es austarrte mit weit aufgerissenen Augen, mit zitternden Händen ergriff. — „Jesus Maria!“ schrie sie — „das ist sein Buch — Theophile — mein Wappen — meine Handschrift —“

„Aber“ — begann wieder Herr Andrée —

„Wie kommt der Mann zu diesem Buche — Theophile von Lavollaine — das war sein Name, unser Name vordem. — Er soll kommen, Müller, hören Sie, Andrée! Seine Handschrift ist's — meines Sohnes Schrift!“ —

„Aber“ — brach endlich Herr Andrée aus — „ein deutsches Kommando Ulanen ist im Anmarsch, gnädigste Frau — —“

Die Gräfin horchte auf. Ihr Gesicht glühte, ihre Hände, in denen sie das Buch hielt, zitterten. „So sende man schnell nach Devaug zum Abte — man melde ihm — o, sein Gesicht, seine Züge, das Zeichen auf dem Arme — meines Sohnes Züge! Weh mir — es ist der Sohn meines Sohnes und ich hab' ihn verrathen, ich bin seine Mörderin! Meinen Sohn bitte ich um Vergebung und morde meinen Enkel! — Man sende nach Devaug — man sage ihm, der Offizier ist mein Enkel — er ist's — er muß es sein — schnell — was warten Sie noch, Andrée, was säumen Sie — und hier, diese Papiere, diesel Schreiben, diese Briefe meines Sohnes, meines Enkels Papiere — dieses Schreiben an Josephine von Lavollaine ist an mich — ich bin die Gräfin Josephine von Lavollaine Belle-Ange — wer wagt es zu bezweifeln? — So gehen Sie doch, Andrée!“ —

„Es ist zu spät!“ sagte Andrée unbeweglich — „hören Sie die Hörner der Franktireurs — hören Sie!“ —

Ein Schuß, ein lauter Todesschrei von draußen scholl herauf. Eine volle Salve von Büchsenschüssen knallte und die Augeln schmetterten unten durch die Scheiben gegen die Mauer, Kommandoworte, Trommelwirbel und das kräftige Hurrah der Deutschen. —

Es war zu spät. — Die alte Gräfin lag ohnmächtig in Marion's Armen, das Gebetbuch ihres Sohnes, ihres Enkels in den krampfhaft geschlossenen Händen. Andrée wandte sich und verließ hastig den Saal.

6.

Die Franktireurs hatten die erste Salve gegeben auf dem Buschwerk des Parks herauf gegen die untern erleuchteten Zimmer der Hauptfronte des Schlosses, in denen die deutschen Gemahlere lagen. Die Schildwache wälzte sich im Todeskampfe vor der Thür. —

Jetzt sprangen und huschten sie einzeln zerstreut aus dem Dunkel der Bäume, blutgierig schreiend, wie eben so viel wilde Thiere gegen das

Digitized by Google

Schloß. Allen voran die riesige Gestalt des Abbé von Devaux, den Säbel schwingend, den Revolver in der Linken. Die Büchsen krachten von rechts und links, sie drangen mit Uebermacht in die Außenthüre zu den untern Räumen. Die Messer, die Bajonnette blitzten im Mondlicht, hier und dort Todesschrei und das Gebrüll der Mordlust; das Stöhnen der Getroffenen drang mit dem weißen Pulverdampf in die mondbeglänzte Nacht empor. —

Drei bis vier der Deutschen waren im ersten Anprall gefallen. Aber nun hatten sie sich an einander geschlossen, die ersten Eingedrungenen niedergemacht. Nun standen sie in den Thüren Schulter an Schulter fest und setzten, die Vordersten mit dem Bajonnet und dem Säbel, der übermächtigen Anzahl einen Damm entgegen. Ein wüstes Handgemenge wogte und rang hier in dem ersten Zimmer. Doch eine Anzahl Franktireurs drohte die Deutschen zu umgehen, geführt vom Abt von Devaux. Gewannen sie den Eingang durch die hintern Zimmer, so war's um die Deutschen geschehen. Der Sergeant Müller bemerkte ihr Vorhaben. Er sprang mit Dreien nach der hintern Thüre und warf Schränke und Betten vor, sie zu verrammeln. Er schoß den Abbé von Devaux, der bereits die Schwelle überschritten, mit dem Revolver durch den Kopf, daß er hintenüber ohne Laut todt zu Boden sank. Es war umsonst, die Uebermacht drängte von vorne unaufhaltsam vor. Dem Gewicht der Menge war nicht zu widerstehen. Enger und enger ward der behauptete Raum. Da drang die Trompete der badischen Ulanen, deren Ankunft Rudvie verkündigt, von dem Schloßhofe her. Mutthiges Hurrah der Grenadiere antwortete — die Franktireurs stutzten und wollten unentschlossen — von Außen und von Innen angegriffen, sprangen sie zur Thüre, zu den Fenstern hinaus — der ganze Schwarm in wilder Flucht suchte zu entkommen und zerstob, von den Säbelhieben und Lanzen der Ulanen verfolgt, zwischen den Gebäuden in den Park, in die Zimmer und dunkeln Gänge des Schlosses.

Die Verwirrung war grenzenlos. Die Zimmer voll Pulverrauch, am Boden die Trümmer der Möbel, Todte, Verwundete. Eine Patrouille bewachte von Außen das Schloß, ein Trupp eben angekommener Ulanen suchte das Innere des Schlosses, ein dritter die Gebäude des Parks ab.

Auf dem Hauptplatze wurden die Todten bei Seite gebracht, die Verwundeten nothdürftig verbunden, die Fenster und Thüren geöffnet und man begann andere, leeren anstoßende Zimmer zu beziehen. Müller leitete die Ordnung, beschlend, selbst Hand anlegend, so weit es der verwundete Arm gestattete, als die Trommel draußen von Neuem wirbelte und die Ulanen-Bedette Allarm blies.

„Das Schloß brennt!“ schrie es hinein. Was sich regen konnte, stürzte hinaus. Eine schwere Rauchwolke wälzte sich aus den obern Fenstern des Hauptflügels, gefolgt von rothen, züngelnden Flammen.

Man rief nach Wasser und stürzte die Treppe hinauf. Der dichte Qualm, der die Korridors bereits füllte, trieb die Hinaufeilenden zurück. Die geringen Wasservorräthe erwiesen sich unzulänglich — man mußte das Dämpfen des Brandes aufgeben.

Da hörte man Rudvie's Stimme: „Die Gräfin, rettet die Gräfin! Die Gräfin und die Frauen sind im Nebenflügel!“ —

Müller stand einen Augenblick gelähmt, dann sprang er nach einmal nach oben. Vergebens. Der heiße, glühende Dampf, die brennenden Holzstücke, das brennende, fallende Gestäel drohten ihn zu ersticken, verfperrten ihm den Weg. Er mußte zurück.

Er stürzte auf den Schloßhof und schrie nach Leitern; schon hatte man sie herbeigeschafft. Sie reichten nicht an die Fenster hinan. Die Gräfin war abgeschreit in dem Nebenflügel, da die verbindenden, holzbeschleideten Korridors in hellen Flammen brannten und der frühere Ausgang, die Thüre nach dem Westgiebel, vermauert, der Vorbau abgebrochen war. Aber die vermauerte Thür lag niedriger, als die Fenster, um sechs bis sieben Fuß. Der Gedanke durchfuhr Müller und er stürzte nach dem Westgiebel. —

Die alte Gräfin hatte während des unten tobenden Kampfes im Lehnstuhl gesessen, Marion vor ihr kniend, den Kopf in ihren Schooß gedrückt. Jeder Schuß, der unten krachte, jeder Schrei, der hinaufscholl, machte sie erzittern und beben. Sie wußte, daß er unten war, daß jede Kugel ihn treffen, jeder Kolbenschlag sein Todesruf sein konnte.

Sie faßen nach regungslos, las das Gesicht schwieg und der Lärm sich verzog. Aber der Rauch, der allmälig immer dichter in das Zimmer drang, trieb sie hinaus; er aerfolgte sie aus dem Saale, dessen Wand glühend heiß ward, in die Nebenzimmer, aus einem in das andere, bis sie in dem letzten Zimmer, mit der vermauerten Thüre, den letzten Schutz erreichten. Hier war es noch still und dunkel. —

Als Marion den Vorhang des Fensters aufzog, rissen die morschen Schnüre und das glühendrothe Licht des Feuers übergoß das Zimmer mit grellem Schein.

Die alte Gräfin war ihrer Führerin bis dahin stumm und willenlos gefolgt, das Gebetbuch ihres Sohnes und seine Papiere in der Hand. Als aber der rothe Feuerschein das Zimmer erhellte, erfaßte sie ein krampfhaftes Zittern. Sie sieß Marion gewaltsam von sich und stürzte vor der Thüre auf die Kniee. Wie im Fieberwahnsinn lachte sie gerll auf: „Hei — hei! nun wird es Tag, nun kommt die Stunde des Gerichts — das sind die Flammen des letzten Tages — zündet die Lampen an, die Fackeln, brennet Asche und hellet euch bereit — denn der Herr kommt mit dem Flammenschwert, gegürtet mit Flamme und Schwert; er wird die Sünder richten, Lebendige und Todte, richten zwischen mir und ihm. Die größte Sünde aber ist meine Sünde — der Mord des Kindes — der Fluch, den die Mutter auf ihren Sohn geschleudert und der ihn hinaustrieb in Verzweiflung und Elend!“ —

„Großmutter!“ rief Marion beschtigend, „beruhigt Euch, man wird und retten, ich bitte, ich flehe unten, sie kommen, sie kommen —“

„Ja, sie kommen!“ schrie die Gräfin — „horch, horch, hört Du das Prasseln und Flammen, das Brausen des ewigen Feuers, hört Du die glühenden Schritte, die feurigen Aexte langen nach mir — komm, umfasse mich, knie bei mir — Du bist jung und unschuldig — bete mit mir! O, sie sagen, Du bist fromm und gut — knie bei mir, laß uns knien und beten — Dich wird Gott erhören, denn Du hast keinen Sohn getrieben in Elend und Verzweiflung — ich aber will nicht verbrennen, erbarme Dich, Marion, ich darf nicht verbrennen — eine Gräfin von Belle-Ange darf nicht verbrennen, wie ein gemeines Weib — horch — horch.“ — Fuhr sie auf, — „durch diese Thür, durch die ich ihn zagte in Elend und Verzweiflung, als er den Degen gegen seinen König mit den Rebellen, gegen seinen König von Gottes Gnaden, und mit ein bürgerlich Weib als Tochter brachte, durch diese Thür, die ich vermauern ließ, daß er nicht wiederkomme in sein Vaterhaus — horch, da kommt der Rächer mit dem Schwert!“ —

Erschöpft sielen aon außen dumpf und schwer gegen das morsche, leicht zusammengefügte Mauerwerk der Thüre. Einzelne Ziegel lösten sich heraus und fielen prasselnd auf den Boden.

„Hörst Du's — die Mauern fallen über mich und die Flammen verzehren meinen Leib — denn aor Gott ist Gnade allen Sündern, nur der Mutter nicht, die ihr Kind verflucht und ihren Sohn getrieben in Elend und Verzweiflung — “

Sie sank mit gefalteten Händen zu Boden. Marion hielt sie aufrecht, ihren Kopf mit den gelösten grauen Haaren in ihrem Schooße.

Immer deutlicher schmetterten aan draußen die Axthiebe gegen die Thüre. Die Ziegel gingen aus den Fugen und lösten sich. Noch einer und einer noch, schon brang Licht und Luft des Himmels durch die Oeffnung. Marion sah die Säule und die Axt, vor deren Schlägen die Ziegel prasselnd auseinander flogen. Sie krug die alte Frau von der Thüre zurück.

Noch ein Schlag und das halbe Mauerwerk wich den gewaltigen Hieben, schwankte einen Augenblick und fiel polternd und schwer in's Zimmer, und durch die Oeffnung schwang sich Gottlieb Müller, die Axt in der Hand, die Kleider abgerissen, voll Blut aon der Wunde, die bei der Anstrengung sich geöffnet, das Gesicht bleich vor Anstrengung und Angst.

Noch einmal hob sich die Gräfin: „Theophile!“ kreischte sie auf, „mein Sohn, erbarme Dich, richte mich nicht nach meiner Schuld — ererbt mir — Jesus mein Heiland!“ dann brach sie besinnungslos zusammen. —

Müller nach stiegen noch zwei Grenadiere durch die Thüre. Marion lag weinend an seiner Brust; er trug sie zuerst nach dem nun vollends geöffneten Ausgange und übergab sie den draußen auf der Leiter Stehenden. Dann wurde die Gräfin hinausgetragen und den Frauen übergeben.

Man geleitete Beide in den Offflügel des Schlosses, der aon Feuer und aom Kampfe unberührt geblieben.

Das Feuer war im Erlöschen, nachdem es die obere Etage des Hauptschlosses innen und das Dach verzehrt. Die biden Mauern leisteten ihm Widerstand. An ihnen verzehrte sich die Glut. Nur ein dunkler Rauch schwoll hoch und gerade empor, mit Funken vermischt und mit Flammen, die hie und da aus glühendem Gebälk emporflatterten. Ringsum ward es still.

Die Schildwache vor dem Schloß wandelte langsam auf und ab. Im Vollmond blitzt das Gewehr des Grenadiers. Er summte leise die Weise aom Abelin. Er denkt an seine Heimat am Pregelstrom. Er denkt an die liebe alte Mutter in der Hütte unter'm Lindenbaum. Gott segne die alte, liebe Mutter! —

7.

Die alte Gräfin hatte die halbe Nacht bis gegen Morgen in Fieberphantasieen gelegen. Dann war sie eingeschlafen. Anfangs noch unruhig, ward ihr Schlaf später tief und fest. Marion und Müller, oder, wie wir ihn nun wohl nennen müssen, Graf Theophile aan Lavollaine de Belle-Ange, saßen an ihrem Bett. Auf dem Tische neben demselben lagen das Gebetbuch und die Dokumente. Marion und Theophile sprachen leise. Er

Digitized by Google

erzählte ihr von dem Schicksal seiner Eltern, von seiner Jugendzeit. Er erzählte ihr, daß sein Vater, daß die Gräfin ihn verstoßen, aus dem Elternhause gejagt, weil er in der Revolution in den Jakobinern des Jahres 1830 für das Volk von Paris auf den Barrikaden gegen die Truppen des Königs gekämpft und voll der Jugendträume von Freiheit und Gleichheit ein bürgerliches Mädchen als seine Braut in das Schloß seiner Ahnen und in die Arme seiner Eltern geführt. Wie der alte Graf, sein Großvater, bei der Nachricht von der Verbrennung der königlichen Familie vom Schlage gerührt und verstorben — und sein Vater nun, zu spät, um all's verlorner Sohn die Gnade der Mutter zu erbitten, in die weite Welt gegangen und unter dem Namen Müller in einem Städtchen in Ostpreußen eine selbstständige Existenz als Sprachlehrer gegründet und seinen Unterhalt erworben. Doch die erste Frau des Vaters starb, verzehrt von dem ruheloseu Heimweh nach dem schönen Frankreich. Er erzählte, wie sein Vater nach einigen Jahren ein nicht unvermögendes deutsches Mädchen geheirathet habe und von der zahlreichen Nachkommenschaft er, der jüngste Sohn, allein am Leben geblieben sei, und von seiner Mutter nach des Vaters frühem Tode eine sorgfältige Erziehung erhalten habe. Den Vater, der in späteren Jahren stets darüber verschlossen gewesen und von seiner Vergangenheit nie gesprochen, habe er nur als einen Sproß der Grafen von Lewallaine gekannt, an diesen Namen sei das Schreiben gerichtet, das ihm seine Mutter mitgegeben. —

Es war fast Mittagszeit geworden, als die alte Gräfin erwachte. Allmälig kehrte das Bewußtsein von den Begegnissen der entsetzlichen Nacht bei ihr zurück. Und wenn auch ihr Blick von Innen Ueberhast flammte, so sah sie auf beide Enkel, Kinder ihrer beiden Söhne, die an ihrem Lager saßen, mit Ruhe und Besonnenheit, als habe diese eine Nacht die düstern Schatten vertrieben, die ihre Sinnen und Denken bis dahin umschleiert. Auch ihr mußte Theophile die Schicksale seines Vaters erzählen. Sie hörte ihm ruhig zu, nur daß sie von Zeit zu Zeit ihre Augen mit der Hand bedeckte. Sie sprach leise und gelassen. Sie ergriff die Hände Beider.

„Mir ist wohl, — o so wohl, wie seit Jahren nicht, so ist es gut. Ich rufe Dich kommen, Theophile, als ein Zeichen, daß Gott mir verziehen und daß ich nun ruhig sterben kann. Wie ich eure Hände jetzt zusammengebe, — so soll es heute noch urkundlich und vor Zeugen geschehen. Gehet denn und schicket mir die Frauen und Andrée, ihnen will ich weitere Befehle geben." —

Marion und Theophile gehorchten, und obwohl nicht ohne Besorgniß, ließen sie die Greisin allein.

Sie kannten sich. Theophile, todmüde von den Anstrengungen der Nacht, von den Schmerzen der Wunde, suchte sein Zimmer. Aber nach einigen Stunden tiefen, erquickenden Schlafes ward er wieder aufgeweckt.

Die von den Ulanen requirirten Ambulanzen waren gekommen, um die Verwundeten unter Bedeckung des ganzen Kommandos nach dem nächsten deutschen Lazareth hinüber zu führen. Kaum waren diese fort, als er von der Gräfin hinaufgerufen wurde. Sie hatte von dem herbeigeholten Notar ihren letzten Willen aufsetzen lassen und ihn als ihren rechtmäßigen Enkel und Erben anerkannt. Nachdem auch dieses Geschäft beendigt, ward beschlossen, nach einigen Tagen Belle-Ange zu verlassen und die Beerdigung des Krieges und die Restauration des Schlosses, dessen Verwaltung dem Hausverwalter Andrée übertragen wurde, in Genf abzuwarten. —

Dorthin begaben sie sich, als der Zustand der Gräfin ihr die Anstrengung einer solchen Reise gestattete. Und das geschah bald, denn der Einfluß ihres wiedergewonnenen Seelenfriedens wirkte mit wundebarer Kraft auf den körperlichen Zustand der alten Frau. In Genf wohnen sie nun. In Genf, an den schönen Ufern des Leman, wach in der Stille die Verbindung Marion's und Theophiles vollzogen. Dort erwarteten sie sehnsuchtsvoll das Ende des Krieges und kehrten vereint nach ihrer Heimat zurück. —

Der Arzt als Hausfreund.

Von

Dr. med. H. Klencke.

4. Die Druchübel des Unterleibes.

Wie glauben den unzählig vielen Personen, welche an einem Unterleibsbeutel leiden und dadurch mehr oder weniger in ihrer Lebens- und Berufsfreiheit beschränkt sind, einen willkommenen Dienst zu leisten, indem wir über das oft sehr bedrohliche Uebel und das richtige Verhalten dabei in guten und schlimmen Tagen ein allgemeines Verständniß voemitteln. Man begreift unter Bruch im Allgemeinen denjenigen Zustand, wo irgend ein Organ des Unterleibes auf seiner natürlichen Lage getreten, sich durch eine Oeffnung der Unterleibshöhle gedrängt hat und die äußeren Hauwände geschwulstartig auftreiben voe sich herschiebt. Speziell versteht man darunter die Lageveränderung des Darms (auch Netzes), der bald durch den Leistenkanal, bald durch den Schenkelkanal schlingenartig niedersteigt und hier eine Geschwulst verursacht. Leistenbrüche kommen mehr bei Männern, Schenkelbrüche mehr bei Frauen vor, was in den anatomischen Verhältnissen dieser Leibesgegend begründet ist. Ein Druck kann dazugeboren oder erworben, er kann beweglich, d. h. durch Druck zurückfahrbar, oder unbeweglich sein, wo er entweder an der neuen Stelle im Verlaufe der Zeit verwachsen oder, was nicht lange ertragen wird, zeitweise in der Eingangsöffnung eingeklemmt ist. Manche Menschen bisponiren zu Brüchen in Folge ihres anatomischen Baues oder durch Geschlaffung der Oeffnungen an der inneren Bauchfläche, wo Darmtheile hindurchtreten können; Gelegenheit hierzu geben alle Ursachen, die durch Druck und Muskelaktion auf den Unterleib die Eingeweide herabpressen, wie z. B. das Heben schwerer Lasten, ein Stoß, ein Sprung, starkes Drängen beim Stuhlgange, heftiges Husten und Niesen, Lachen oder Schreien, Trompetenblasen, Erbrechen. Jeder komplete Bruch (inkomplet wird er genannt, wenn er noch auf dem Wege durch Leisten- oder Schenkelkanal sich befindet) bildet dann an der Stelle seines wahrnehmbaren Hervortretens eine kleinere oder größere Geschwulst, und entsteht der Bruch nicht durch Gewalt plötzlich, sondern langsam, so fühlt die Person oft längere Zeit eine ungewohnte Empfindung an dieser Stelle, namentlich beim Husten, Lachen, Heben; entsteht er aber plötzlich, dann geschieht es mit einem lahmen Schmerz, auch einem Geräusch, und die Person greift unwillkürlich nach der Bruchstelle.

Der schlimmste Zustand eines Bruches ist seine einstandene Einklemmung. Bekanntlich ist es sehr notwendig, jeden Bruch wieder in die Bauchhöhle zurückzubringen (reponiren) und durch eine ungemeine Anhaltung das Vorfallen zu verhüten, indem ein Druck auf die Oeffnung angeübt wird, um gleichzeitig, namentlich bei jüngeren Personen und frischen Brüchen, eine Verwachsung der Oeffnung zu vermitteln. Manche vorliegende Brüche lassen sich aber nicht mehr reponiren, indem sie in ihrer abnormen Lage verwachsen. Ein eingeklemmter Bruch ist aber jedesmal ein höchst lebensgefährlicher Zustand und entsteht, indem ein Bruch austritt und nun durch strangartige Umschlingung oder Umschnürung oder irgend eine Ursache, welche die Oeffnung, durch welche der Darmtheil schlüpfte, zu eng für ihn macht, der Durchgang des Darminhaltes und die Cirkulation des Blutes in der vorgefallenen Darmportion gehemmt wird: die Folge davon ist Reizung, Anschwellung, Entzündung und Brand. Wie bei einem Erhängten, der nur gerettet werden kann, wenn die Einschnürung seines Halses schleunigst beseitigt wird, so ist auch die Rettung eines Menschen bei Einklemmung seines Bruches an die kürzeste Dauer der Einklemmung gebunden, ehe Brand eintritt. Alle und große Brüche klemmen sich weniger leicht ein, als kleine Leisten- oder Schenkelbrüche. Die oft gleich bei ihrem ersten Herausschlüpfen wegen der Engheit und Festigkeit der Oeffnungen eine Einklemmung erfahren und dann höchst gefährlich sind. Es ist deshalb so wichtig, die Entstehung eines Bruches so bald wie irgend möglich zu erkennen. Entsteht er allmälig, so fühlt man in der Regel eine unangenehme Empfindung, ein Ziehen, einen örtlichen Schmerz im Unterleibe; es treten Störungen der Verdauung ein, Uebelkeit, Aufstoßen nach der Mahlzeit oder nach blahenden Speisen, abwechselnd Verstopfung oder Durchfall, stellt, besonders wenn Dorpreiche Anstrengung oder lebhaftere Bewegung vorhergeht; liegt nun auf dem Rücken, dann verschwinden diese Erscheinungen, die man meistens mit Kolikanfällen verwechselt und durch Kamillenthee und bittere Tropfen zu beseitigen sucht. Entsteht ein Bruch aber plötzlich, in Folge einer raschen Bewegung, des Hebens einer Last, bei heftigem Husten oder Niesen, dann tritt unter sofortigem Schmerzgefühl die Geschwulst in Leisten- oder Schenkelring hervor; der Schmerz ähnelt der Kolik, aber es ist nothwendig, daß sogleich Hülfe geschafft werde. Manchmal hat Jemand einen kompleten Bruch, ohne darüber klar zu sein, ob die Geschwulst wirklich ein Bruch ist. Dieselbe bildet in diesem Falle am Leisten- oder Schenkeleinge eine kleinere oder größere rundliche oder ovale Geschwulst, die beim Aufrechtstehen härter hervortritt, in der Rückenlage zurücktritt, auch beim Husten, Niesen Ein- und Ausathmen zunimmt. Die Geschwulst fühlt sich elastisch, gleichmäßig gespannt an, ist gewöhnlich beim Druck ohne Schmerz, läßt sich mit den Fingern zusammenpressen und entschlüpft dabei bisweilen unter Luftgeräusch in die Bauchhöhle zurück. Wird die Geschwulst zurückgebracht, und folgt man mit dem Finger seinem Wege, so fühlt man die Oeffnung des Ringes (äußere Bauchspforte), und drückt man dieselbe zu, so fühlt man beim Husten das Wiedervordrängen des Darms gegen den Finger.

Nicht weniger wichtig ist das frühzeitige Erkennen der Einklemmung des Bruchs; je heftiger dieselbe ist und je nachdem nur der Darm oder auch das Netz mit vorliegt, desto schneller erfolgen die eintretenden Erscheinungen. Liegt ein Darm allein in der Einklemmung, so leidet sich sogleich heftiger Schmerzen ein, als Beweis der Darmreizung, bald folgt Uebelkeit und Erbrechen von dem im Magen befindlichen Speiseinhalt; dabei Verstopfung, gegen die selbst Klystiere bald erfolglos

Digitized by Google

bleiben. Die Geschwulst schmerzt heftig und der Schmerz geht von hier aus über den Unterleib weiter, die Bruchgeschwulst und deren Umgebung sind gegen Berührung sehr empfindlich, der Leib wird hart, gespannt und aufgetrieben, das Gemüth sehr unruhig und angstvoll; es tritt Ziehen hinzu, heftiger Durst, die Zeichen der sich ausbreitenden Darmentzündung. Der Eintritt des Brandes kündigt sich gewöhnlich durch das Gefühl plötzlich Wohlbefindens an, welches mit der Hoffnung auf Besserung täuscht; das Erbrechen hört auf, aber es entsteht ein Aufstoßen, welches das genossene Getränk wieder ausleert; der Leib treibt fast auf, Hände und Füße werden kalt, das Gesicht fällt ein, das Stadium des Todes beginnt. Schon nach 12—24 Stunden kann in schnellen Fällen Alles geschehen sein! —

Jeder, welcher einen Bruch bekommen hat, muß so bald als thunlich die Hülfe eines kundigen Arztes suchen, um den Bruch regelrecht zurückbringen (reponiren) und durch ein geeignetes Bruchband zurückhalten zu lassen; dann hat er stets eine große Vorsicht nöthig, um Alles zu vermeiden, was den Bruch zur Einklemmung bringen könnte. Bei allen nicht verwachsenen, mithin frischen und beweglichen Brüchen ist der Mensch nur durch ein angepaßtes, gutliegendes Bruchband vor dem Herausbrechen und der Gefahr der Einklemmung geschützt, und er muß das richtige Anlegen selbst lernen und mit unausgesetzter Sorgfalt anstühren, denn ein gutes, richtig angelegtes Bruchband ist für ihn der lebenswichtigste Gegenstand. Die Form des Bruchbandes ist bekannt und seine wichtigsten Theile sind: die richtig drückende und danach gerichtete Feder, ferner die in Größe, Gestalt, Lage und Richtung gerechte Pelotte, der Gürtel und Schenkelriemen. Die Hauptbedingungen der Zweckmäßigkeit liegen in der Feder, die aus gutem Stahl sein und in Gestalt und Lage dem Bruche individuell angepaßt sein muß, um fest anzuschließen und die Pelotte unverschiebbar auf der Bruchstelle zu halten. Niemals soll man das Bruchband Abends vor dem Ausziehen, gleichsam als letztes Kleidungsstück, ablegen, sondern es erst im Bette, auf dem Rücken liegend, thun, bevor gleichen nicht nach, sondern vor dem Aufstehen wieder anlegen. Das Anlegen geschieht in der Rückenlage mit angezogenen Schenkeln, wo man mit sanfter Eingreifbewegung, ohne Gewalt, die Geschwulst in den Kanal zurückschiebt, dann die Finger auf die Stelle drückt, wo sich die innere Oeffnung des Kanals befindet, die Pelotte unterschiebt und mit der Hand so lange andrückt, bis sich die Feder richtig angelegt und zum Gürtel- und Schenkelriemen befestigt hat; dann erhebt man sich langsam, überzeugt sich durch mäßiges Husten und Bücken, ob auch der Bruch nicht neben der Pelotte hervordrange, und sieht im Laufe des Tages sogleich nach, wenn sich ein Gefühl von Spannung, Zerren oder schmerzhaftem Druck einstellen sollte. So oft sich das Bruchband verschoben hat, muß es von Neuem in der angegebenen Weise angelegt werden. Oefteres Abnehmen oder gar Wegklassen desselben verwehrt überhaupt die Gefahr einer möglichen Einklemmung. Das anfängliche Blutwerden der Haut durch den Druck beb noch ungewohnten Bruchbandes verbindet der behutsigt man durch Abreiben der Stelle mit einer Citronenscheibe oder Waschen mit Alaunlösung bei jedesmaligem Ablegen des Bandes.

Aber nicht nur auf ein gutes Bruchband und die richtige Anlage erstrecke sich die Sorge des Betreffenden, sondern auch auf strengste Beobachtung eines geregelten diätetischen Verhaltens, das ihn allein vor plötzlichem Todesgefahr behüten kann; selbstverständlich vermeide er alle heftigen Bewegungen und Anstrengungen, die den Druck auf die Gedärme vermehren, so auch Ueberdrängen des Körpers nach hinten, zu tiefes, forciertes Athmen, Zusammenschnüren, fortgesetztes Reiten und Fahren, langes Stehen, Aufwandern bis zur Ermüdung, Bergauf- und Abtreten, steckes Stuhldrängen, heftiges Niesen und Husten; wo dieses aber eintritt, lege man sich sogleich auf den Rücken, ziehe die Schenkel auf und prüfe die mit der Hand inzwischen unterstützte Lage des Bruchbandes. Empfehlenswerth ist es, schon Morgens, ehe man im Bett das Bruchband neu anlegt, die Bruchstelle und Umgebung mit kaltem Wasser und Branntwein zu waschen, um die Spannkraft hier wieder anzuregen.* Man sorge für tägliche, nicht harte Leibesöffnung, bilde keine Verstopfung und nehme für diesen Fall einen Löffel Ricinusöl; man sitze nicht zu lange in gebückter Stellung, mache sich täglich die nöthige Bewegung, hüte sich aber vor jeder Ueberladung mit Speisen, namentlich schwerverdaulichen und blähenden, und genieße sich, Abends nur sehr wenig, am besten eine Suppe oder gekochtes Obst zu essen. Ein sehr mäßiger Genuß von Kaffee, Thee, Bier und Wein wird dem Bruchleidenden nicht nachtheilig sein, doch darf das Bier nicht blähen; vieles Trinken am Nachmittage überhaupt erregt gewöhnlich Luftspannung im Darmkanale.

Ist ein Bruch durch Vernachlässigung oder ein solches schließendes Bruchband allmälig groß und schwer geworden, so hängt viel von seinen genauen Reposition und seiner Zurückhaltkarkeit ab; dieß ist leichter möglich, wenn der Darm allein, als wenn das Net vorliegt, was oft bei alten, ausgearteten Brüchen der Fall ist, wo sich ein Netzknoten, der ohnehin Anfangs wenig Beschwerde veranlaßt, an die Lage außerhalb der Bauchhöhle gewöhnt, immer höher zurückgebracht und zurückgehalten werden soll, indem es oft gelingt, jetzt noch seine Neigung zum Vorfallen zu beseitigen. Man kann große und schwere Darmbrüche, die mit Ausdauer zurückgehalten werden, in die Bauchhöhle zurückgenöhnen und ihr oft widerstehendes Verhalten bei Repositionsversuchen überwinden, wenn man längere Zeit die Rückenlage annimmt, eine leichte und sehr mäßige Diät innehält, durch etwas pflanzer oder seidrohhaltiger Wasser eine leichte Abführung unterhält und täglich, nachdem der Bruchgeschwulst mit warmen Umschlägen bedeckt war, die Versuche zur Reposition wiederholt. Gelingt diese, so muß eine zweckmäßige Bandage den Darm zurückhalten. Nicht mehr reponible Brüche erfordern, neben mäßiger und vorsichtiger Diät und täglicher Leibesöffnung, eine ausgebohlte Pelotte.

Treten aber bei einem Bruche Zeichen der Einklemmung ein, so lasse man sogleich den kundigen Arzt holen, versuche aber die Reposition in der Rückenlage mit erhöhten Gesäß, vorgebeugtem Oberkörper und aufgezogenen Schenkeln, wobei die Schenkel bei Leistenbrüchen nach Innen, bei Schenkelbrüchen nach Außen gedreht werden müssen; aber man übe keine Gewalt oder schmerzhafte Weise auf den Bauch aus. Will die Reposition nicht gelingen und verzögert sich die Ankunft des Arztes, so warte die Umgebung nicht erst die fortschreitenden Erscheinungen, das Erbrechen, Fieber ꝛc. ab, sondern ergreife selbst die weiteren Hülfsmittel, um noch die Reposition möglich zu machen. Gleich im Anfange des beobenden Zustandes lasse man ein warmes Bad vorrichten, da es oft noch in demselben gelingt, den Bruch zurückzudrängen, und auch dem eintreffenden Arzte die Bereitschaft eines warmen Bades nur wünschenswerth sein kann; weil der Bruch dennoch nicht zurück, so lege man auf die Bruchgeschwulst eine Eisblase, und wenn der Schmerz im Leibe zunimmt, auf diesen einen warmen Umschlag von Wasser oder Hafergrütze; kann man Blutegel haben, so setze man mehrere in einiger Entfernung rings um die Geschwulst und gebe Klystiere aus Kamillenthee, mit einigen Löffeln Oel und einem Löffel Kochsalz gemischt. In der Regel lassen sich die Leidenden nach einem Abführmittel, aber mag daffelbe auch auch Kamillenthee mit Ricinusöl bestehen, so wird doch immer die Gefahr durch ein Abführmittel gesteigert. — Trifft nun der Arzt ein, so wird er vielleicht noch die Reposition, etwa unter Beihilfe von Chloroform oder Morphium-Injektion, versuchen, aber doch, wo sein Versuch nicht gelingt, alsbald zur Operation schreiten.

Hinsichtlich der Beschaffenheit ist aber nun Folgendes zu bedenken. Die gewöhnliche Operation, der sogenannte Bruchschnitt, ist, wie die Erfahrung gelehet hat, leider nur in sehr seltenen Fällen ein Rettungsmittel, da sie sehr lange Zeit dauert, den Kranken durch unstillbliche Vorbereitungen und Veranstaltungen beängstigt und auftregt, den Darm lange der innern Berührung der Luft aussetzt und sein Brandgewerden begünstigt, sowie in Gefahr bringt, mit dem Messer eingeschnitten zu werden. Es ist leider nicht wegzuleugnen, daß bei der seitherigen Bruchschnittmethode von 100 Operirten 80—90 starben. Zum Glück für Unzählige erfann Prof. Dr. Max Langenbed zu Hannover eine subcutane Bruchoperation, die bei einer kaum nennenswerthen Hautwunde, unter Abfluß der Luft, binnen kaum 4—5 Minuten und ohne große Vorbereitung den eingeklemmten Bruch sicher, gefahrlos und schnell reponirt und den Operirten, der bei der alten Operationsweise viele Wochen lang in Schmerz und Lebensgefahr liegen muß und dann noch in der Wehrzahl abstirbt,* in den Stand setzt, schon nach wenigen Tagen wieder aufzustehen. Es hat Langenbed unter unseren Augen bis zur heutigen Stunde in Hannover und Umgegend 47 Operationen seiner Art gemacht, von denen nur drei den Tod nicht mehr abhalten konnten, weil der Operateur zu spät gerufen und schon das letzte Stadium eingetreten war, während die anderen 44 Personen halb lebensfroh wieder umhergingen und die Lebensgefahr vergessen haben, auch später nicht mehr nöthig hatten, eine Bandage zu tragen, da der Darm durch ihn völlig mit Heilungskraft gefüllten Kanal nicht mehr vortreten kann. Diese Operation ist eine Wohlthat für die leidende Menschheit, und die Gesetze der Humanität verlangen, daß alle operativen Aerzte sich in dieser neuen Operation, die anatomisches Gefühl bes in den Bruchweg eingebenden Fingers erfordert, die nöthige Geschicklichkeit erwerben. Der Patient foedree die Langenbed'sche Methode und der Staat lasse sie in den ärztlichen Anstalten der Universitäten lehren und üben! —

Schließlich warnen wir Bruchleidende vor Ankauf und Gebrauch der mancherlei Bruchpflaster und Bruchsalben, welche durch Zertheilung eine radikale Heilung verheißen und namentlich aus der Schweiz kommen. Diese Mittel, welche Jeder, der nur eine oberflächliche Vorstellung vom Wesen des Bruches hat, als Charlatanerie erkennen muß, werden dadurch höchst gefährlich, daß sie den Patienten in gläubiger Sicherheit und Selbsttäuschung erhalten und ihn die rechten Mittel und bei herannahender Gefahr die rechte Zeit rationeller Hülfe und möglicher Rettung versäumen lassen!

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Haltenger zu Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 30. Stuttgart und Leipzig.

Im Franziskanerthurm.

Erzählung von J. T. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Mittwoch war er zu der verabredeten Zeit unten in dem grauen Franziskanerthurm.

Es war ein runder Raum, der die ganze Rundung des Thurmes einnahm. Er war leer; nur zur Seite links war eine verschlossene Thür, die auf eine Treppe ging; die Treppe führte zu der Thurmglocke hin. Der Thüre gegenüber, rechts zur Seite, befand sich ein alter Brunnen; er war seit Menschengedenken trocken; ob er früher Wasser enthalten oder wozu er gedient hatte, wußte man nicht mehr. Es hieß, er sei vor Zeiten reichlich mit Wasser versehen gewesen, das man bei Feuersbrünsten in der Stadt zum Löschen gebraucht habe; auch die Feuereimer und Feuerleitern seien in dem Thurme aufbewahrt worden. Eiserne Haken, an denen sie gehangen hätten, wurden in der Mauer noch gezeigt.

Der Franziskanerthurm lag in einem Winkel hinter der Kirche. Die Straße an der Kirche vorüber war nur wenig besucht; der Winkel vor dem Thurm wurde noch seltener betreten, ebenso der Thurm selbst. Die Franziskanerkirche war keine Pfarrkirche. Zu dem Gottesdienste der Mönche läutete ein kleines Glöckchen, das in der Kirche selbst gezogen wurde. Die Glocken des Thurmes läuteten nur bei besonderen, feierlichen Gelegenheiten. Außerdem hatte Niemand in dem Thurme etwas zu thun. Es spukte unten in dem dunklen Raume, hieß es dabei, und selbst die Kinder, die

Im Franziskanerthurm. Sie konnte nicht Nein sagen, in dem ersten Augenblicke nicht. Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 350.)

Digitized by Google

um Kirche und Kloster Verstecken spielten, wieder den Thurm und den einsamen Winkel vor ihm.

In den dunklen Raum führte ein niedriges Portal, das mit leiner Thüre versehen war.

Als Rudolph Schröder durch das Portal schritt, schaute er in eine unberechtigliche Finsternis.

Ein leises Geräusch konte ihm daraus entgegen.

Was sie es, die er erwartete?

Sehen konnte er nichts. Er wollte leise ihren Namen rufen.

Da hatte eine warme Hand die seinige gefaßt.

„Kommen Sie!“ flüsterte Wilhelmine Hausen ihm zu.

Sie hatte ihn erkannt, als er eintrat; draußen war es weniger dunkel.

Sie führte ihn nach rechts in den finsteren Raum, zu dem alten Brunnen.

Der Brunnen hatte eine steinerne Einfassung, breit und niedrig.

„Setzen wir uns!“ sagte sie. „Wir möchten längere Zeit mit einander sprechen müssen.“

Sie setzten sich Beide auf die Einfassung.

„Sie haben doch Zeit?“ fragte sie.

„Vollkommen!“

Dann aber war sie stumm. Sie hatte ihm wohl zu viel zu sagen, und sie wußte den Anfang nicht zu finden. Oder war ihr auch das Herz zu voll und zu hastig?

„Sie wollten mir etwas sagen, Wilhelmine!“ sprach er.

„Ja.“

„Was war es?“

„Ach, ich weiß es jetzt selbst nicht. Ich wollte Ihnen von mir erzählen, von meiner verstorbenen Mutter, von meiner Kindheit. — Aber ich habe Ihnen ja schon davon gesprochen, und das Andere würde Ihnen nur langweilig werden.“

„Erzählen Sie mir!“ bat er. „Ich möchte Alles von Ihnen wissen.“

„Wozu?“ sagte sie, den Kopf schüttelnd.

„Sehen Sie denn nicht, wie — wie gern ich Sie habe?“

Er hätte ein anderes Wort aussprechen mögen.

Sie errieth das Wort.

„Ja,“ sagte sie, „eben darum hatte ich Ihnen erzählen wollen, weil ich sah, daß Sie mich gern haben. Ich wollte Ihnen sagen, Ihnen zeigen, daß Sie das nicht dürfen, daß ich Ihnen nicht angehören kann, daß ich aber auch zu gut bin, um von Ihnen verdorben zu werden —“

Er wollte sie unterbrechen.

„Ich weiß, was Sie mir sagen wollen,“ kam sie ihm zuvor. „Es würde auch Ihr Ernst sein, jetzt, jetzt noch —“

„Immer, Wilhelmine!“ rief er.

Sie schüttelte wieder den Kopf.

„Sie meinen das. Auch jetzt noch. Aber wie lange noch? Sie sind so jung —“

Er mußte ihr doch sagen, was er auf dem Herzen hatte.

„Wilhelmine!“ rief er, „ich bin noch jung, aber Sie sind nicht älter als ich, und — nur Eine Frage noch. Liebt Ihr Herz einen Anderen?“

„Nein!“

„Sie haben auch nie geliebt?“

„Niemals!“

„Und Sie könnten mir angehören?“

„Ich darf es nicht.“

„Ihr Herz, meine ich, Ihr Herz könnte es?“

Sie schwieg.

„Sie können nicht Nein sagen! So darf, so muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie liebe, daß Ihr Herz, daß Sie ganz mir angehören müssen. Sagen Sie ja, Wilhelmine! Ich beschwöre Sie!“

Sie konnte nicht Nein sagen, in dem ersten Augenblicke nicht.

Er umarmte sie mit dem Ungestüm der Jugend, mit der Heftigkeit der Leidenschaft, die in seinem leicht entzündlichen Herzen schnell und mächtig entbrannt war.

Sie wehrte sich auch nicht in dem ersten süßen, die Vernunft betäubenden Augenblicke, in dem nur das Herz Recht und Gewalt hat.

Er war der schöne junge Mann; er war in der ganzen Stadt gerachtet wegen seines Talents, seiner Kenntnisse; er gehörte einer der geachtetsten Familien der Stadt an; er liebte sie; er liebte sie mit einem ehrlichen Herzen ehrlich.

„Wilhelmine, wir sind verlobt, wir sind Brautleute!“ rief er. „Sage Ja, sage Du, sage Rudolph zu mir, meine Wilhelmine!“

Sie sagte leise: „Ja, mein Rudolph!“

Er jubelte; sie war still.

„Sei fröhlich mit mir!“ rief er.

Sie konnte es nicht sein.

„Heute noch nicht, Rudolph. Ich muß erst allein gewesen sein. Es kam so plötzlich. Ich hatte Dich nicht wieder sehen wollen. Und nun soll ich Dir angehören, für immer! Laß mich allein sein, in meinem Kämmerchen. Alles überdenken!“

„Andern kannst Du nichts mehr!“ rief er. „Dein Wort mußt Du halten!“

„Wenn es Dein Glück ist!“

„Mein höchstes Glück. Aber gehe Du in Dein stilles Kämmerchen, und sprich mit Deinem Herzen, und laß Dir von ihm sagen, und immer wieder sagen: er liebt mich, ich liebe ihn. Und morgen, zu dieser Stunde, sehen wir uns hier wieder.“

„Morgen schon?“ fragte sie doch.

„Morgen, morgen! Wir haben nur noch die wenigen Tage. Du mußt, Du gehörst jetzt mir!“

Sie mußte ihm zusagen.

Sie schieden.

Am andern Abend waren sie wieder beisammen in dem alten Thurme.

Wilhelmine war wohl mit der Absicht gegangen, ihm zu sagen, daß sie ihm doch nicht angehören könne, sie sei das arme, ungebildete Mädchen. Ihre Worte wurden durch seine Küsse, seine Liebe, ihre eigene Liebe erstickt.

Aber Eins mußte er ihr doch versprechen.

„Kein Mensch darf davon wissen! Die Menschen würden mich verspotten, daß ich mir einbildete, Du könntest mich lieben, ich könnte Deine Frau werden! Ich dürfte mich auf der Straße nicht blicken lassen, nicht vor meinem Bruder, nicht vor meinem Vater.“

Er versprach es ihr gern.

„Wenn ich hier Assessor bin und heiraten kann, dann sollen sie es erfahren.“

Er war damals zwanzig Jahre alt, sie neunzehn.

Er mußte noch zwei Jahre studiren und dann —!

Sie fragte ihn nicht, wann er Assessor werden könne, und ihm waren, wenn er sich danach fragte, zwei Jahre nur eine Spanne Zeit.

Sie waren jeden Abend in dem alten Thurme beisammen bis zum Sonnabend. Am Sonntag mußte er abreisen.

„Du bleibst mir treu, Rudolph!“ konnte sie schon, mußte sie beim Abschiede zu ihm sagen. „Ich habe mich gewehrt, so lange ich konnte, Dich lieb zu haben. Die es zu sagen. Jetzt ist mein ganzes Leben nur noch Dein. Streifest Du mich wieder von Dir, könntest Du mir untreu werden, höre ich nur ein Wort, sähe ich nur einen Blick von Dir, daß ich Dir nicht mehr Alles bin, wie Du es mir bist, ich könnte keine Stunde mehr leben, und sieh', Rudolph, hier in diesen alten Brunnen, an dem Du zum ersten Male mich in Deinen Arm nahmst und mir Liebe und Treue gelobtest, daß wir uns lieb hatten, lieb auf den Tod, bis in den Tod, in diesen alten Brunnen stürzte ich mich, auf seinen tiefen, nasegrünlichen Boden; unter den häßlichen Thieren, die da hausen sollen, würde ich sterben, und Dir — nein, fluchen würde ich Dir doch nicht.“

„Verfluchen,“ sagte Rudolph Schröder, „verfluchen, auf ewig verfluchen würde ich mich selbst.“

So verließen sie den alten Franziskanerthurm.

Und draußen mußte er doch noch lachen und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Wir schreiben uns, Wilhelmine!“

„Schreiben! Aber mein Gott, ich habe ja seit der Schule nichts mehr geschrieben!“

Sie hatte genebelet und gestickt, für Haus und Garten, auf der Seidenbahn, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und zum Singen und Lachen hatte sie dabei wohl Lust und Zeit gehabt. Aber —

„Schreiben, Buchstaben machen und Tintenkleckse, dazu hatte ich keine Zeit und keine Lust, das habe ich taugt vergessen.“

Das konnte sie ihm noch lachend erwidern.

Und er sagte auch lachend: „So lerne es wieder, mein Herz!“

Da traten ihr doch die Thränen in die Augen.

„Nein, nein, laß mich! Ich kann Deine Frau nicht werden. Nicht einmal schreiben kann ich. Du müßtest Dich meiner schämen. Gib mir mein Wort zurück, Rudolph! Jetzt kann ich es noch verwinden.“

Sie weinte die bittersten Thränen ihres Lebens.

Es schlöß sie in seine Arme.

„Mein Lieb, mein Herz! Meine theuerste Wilhelmine!“

„Und Du wirst wieder leenen, Buchstaben zu machen, und zuerst recht große Tintenkleckse dabei, und ich werde meine helle Freude darüber haben.“

„Und mich auslachen.“

„Ich auslachen, Kind, wenn ich an die Thränen denken muß, die jetzt in Deinen Augen stehen! Und ich werde sie sehen bei jeder Zeile, die ich von Dir lese.“

Sie versprach ihm, zu schreiben.

Digitized by Google

So nahmen sie Abschied von einander.

Am andern Morgen reiste Rudolph Schröder zur Universität zurück.

Seine Schwester Sophie hatte nicht wieder über die Seilerstochter mit ihm gesprochen. Sie mußte nichts Aufallendes mehr an ihm bemerkt haben.

Am Sonntage sah man Wilhelmine Hansen nicht.

Am Montag war sie wieder im Seilergraben am Rade. Aber sie war still, kein Gesang kam über ihre Lippen.

So war sie noch ein paar Tage lang.

Dann kamen ihre Lieder wieder aus dem Graben hervor, die lustigsten Weisen, die fröhlichste, die jubelnde Stimme, weit hinein in die Straßen der Stadt, durch die Gärten, über die Fluren, über die Berge.

Nur einmal des Jahres, in den großen Herbstferien, durfte Rudolph Schröder von der Universität zu Hause kommen.

Mit dem Anfange der Ferien war er da.

Die beiden Liebenden saßen sich jeden Abend wieder in dem alten Thurme.

Sie hatten sich während des Jahres geschrieben. Ihre Briefe hatten ihrer Liebe einen besondern Reiz, eine stets belebende Frische gegeben; die Sehnsucht des Wiedersehens hatte ihr eine herrlichere Innigkeit verliehen.

Sie fragten sich nicht: Liebst Du mich noch? Wirst Du mich immer lieben? Sie hatten es auch ihren Briefen gelesen. Der Ton ihrer Stimme, jeder Blick ihrer Augen sagte es ihnen. Und sonst noch? Eine Veränderung war in den Jahre mit ihnen vorgegangen, mit Jedem besonders.

Rudolph Schröder war gesetzter, ruhiger geworden; sein Aeußeres wenigstens zeigte es.

Und die Seilerstochter?

„Hast Du auch nicht über meine Briefe gelacht?“ fragte sie lachend den Geliebten.

Und er konnte ihr antworten: „Zuerst machte ich mir Vorwürfe, daß ich das Schreiben von Dir verlangt hatte; ich sah, wie Du Dich hattest anstrengen müssen. Aber wie bald war das anders geworden, mußte ich jedesmal mich mehr freuen über die zunehmende Leichtigkeit Deiner Schriftzüge und über den Geist, der Deinem Herzen immer so richtige, so zutreffende, so die Wahrheit und Innigkeit Deiner Gefühle bezeugende Ausdrücke gab!“

Sie war beschämt und glücklich über dieses Urtheil, daß ein so gerechtes war.

Sie sahen sich jeden Abend in dem alten Thurme. Des Sonntags Morgens waren sie auf der Gebirgshöhe, wo Wilhelmine nicht mehr von dem schönen Rhein träumte. Sie machte jetzt Pläne für ihre Zukunft, das war schöner. Noch ein Jahr mußte Rudolph studiren. Dann mochte er sofort sein Examen; dann arbeitete er ein paar Jahre bei den Gerichten, zwei, höchstens drei. Dann konnte er ein Amt erhalten.

„Ich nehme auch ein kleines an, Wilhelmine. Wir können dann gleich heirathen. Wir leben genügsam. Ich arbeite fleißig; ich hoffe, mich auszeichnen zu können; so werde ich bald vorrücken.

Zu drei bis vier Jahren konnten sie Mann und Frau sein. Eine kurze Zeit für junge Liebesleute, die noch träumen!

Sechs Wochen dauerte das Glück ihrer Beisammenseins. Dann mußte Rudolph wieder zu der Universität zurück, und über ein Jahr eseh lehete er wieder.

Ihr Briefwechsel blieb während des Jahres ununterbrochen und athmete die Liebe, die rein und ehrlich in ihrer Beider Brust lebte.

Nach Verlauf des Jahres begab Rudolph sich zuerst in die Hauptstadt, um sein Examen zu machen. Es war der Monath seines Vaters, der ihn als Accessist oder Referendarius wiederstehen wollte; es war sein eigener Wunsch, so sich der Geliebten zu zeigen.

Wie stolz waren sie Alle auf ihn, als er dann in der kleinen Stadt, seiner Heimat, erschien, der Vater, die Mutter, die Geliebte, die Freunde! Er war der schöne, der geistvolle junge Mann; er hatte ein ausgezeichnetes Examen gemacht, das beste, verschreten seine Examinatoren, das sie seit lange abgenommen hatten; eine glänzende Laufbahn konnte ihm nicht fehlen.

Nur in Einer Brust unterdrückte die Trauer den Stolz.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den Harmonisten.

Von Louise Weil.

1. Dem Treiben der Welt entrückt.

Es war im August des Jahres 1868, als ich, einer herzlichen Einladung folgend, nach zehnjähriger Abwesenheit die Harmoniegesellschaft wieder besuchte, welche in dem kleinen Städtchen Economy im Staate Pennsylvanien, an dem malerischen Ufern des Ohio ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Ich hatte die Nacht in einem Schlafwaggon zugebracht, was, beiläufig bemerkt, bei drückender Sommerhitze nichts weniger als ein beneidenswerther Ruhenthalt ist, — ich war- den ganzen Tag unaufhaltsam mit dem Eilzug weiter gebraust und nun endlich — es war bereits Abend — sah ich mich am ersehnten Ziele meiner Reise.

„Economy!“ ertönte es und ich stieg aus an einem niedlichen Bahnhäuschen, das einsam am Fuße eines kleinen Berges steht. „Ist mein Gepäck sicher?“ fragte ich einen Mann, der solches in Empfang genommen hatte und es nun ruhig auf dem Perron stehen ließ, ohne sich weiter darum zu kümmmern. Er lächelte. „Gehen Sie getrost in das Städtchen hinauf,“ erwiederte er, „auf Economys Grund und Boden kommt nichts abhanden.“

Ermüdet stieg ich bergan und nach wenigen Minuten befand ich mich in einem Städtchen, das gewiß auf dem weiten Erdenrunde einzig in seiner Art dasteht. Da lag es vor mir mit seinen niedlichen, rebenumrankten Häusern und den reizenden Gärten, deren herrlicher Blumenflor weithin einen süßen Wohlgeruch verbreitete. Ich blieb stehen und athmete behaglich die würzige Abendluft ein, dann schaute ich um mich. Alles war unverändert, wie es vor zehn Jahren gewesen, ja, es schien mir fast, als ob die hohen Maulbeerbäume, welche sich wie zum Schutze um das ganze Städtchen und den Straßen entlang hinziehen, noch dieselben Blätter und Früchte trügen, wie damals. Und diese Straßen! Gewiß wird man sie nirgends auf dem Lande wie hier finden, so breit und bequem mit den reinlichen Trottoirs, aber auch nirgends wie hier so mit Gras bewachsen, als ob seit Jahren kein menschlicher Fuß sie betreten hätte. Da und dort ragen hoch über den anderen Häusern die großen Woll-, Baumwoll-, Seidenfabriken u. dgl. empor, aber kein Rauch steigt aus den hohen Kaminen zu den Wolken auf, denn seit Jahren ist Alles geschlossen, verödet, wie denn auch ganze Reihen Häuser ausgebrochen, verödet sind! Hörte man nicht das gewaltige Rauschen des Flusses, man würde sich versucht fühlen, ein Märchen von Tausend und einer Nacht vorwirklich zu sehen, aber auch an einen Zauberschlaf glauben, der über die ganze Natur hier ausgegossen sei, denn überall herrscht Ruhe — Grabesfrieden!

Ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, ging ich durch das Städtchen hin, dem schloßartigen „Herrenhause“ zu, in welchem seit Jahren das Oberhaupt der Gesellschaft seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Dieses Haus ist wie alle anderen von prächtigen Bäumen umrankt und von drei Seiten von Garten und Obst umschlossen; zum Eingang aber führt eine allerliebste Rosenallee. Ich trat ein, doch Niemand war zu sehen; auch im Hause herrschte dieselbe Todtenstille wie draußen. Lautlos ging ich auf den weichen Teppichen von Zimmer zu Zimmer, in welch' letzteren ein Halbdunkel herrschte, da die Läden wie immer geschlossen und die Gardinen herabgelassen waren. An den Wänden hingen große Gemälde, biblische Szenen darstellend, und fast schien mir's in der unumterbrochenen Stille und Einsamkeit dieser Räume, als ob die Bilder Leben gewännen und auf mich zukämen. Ich wollte eben das Haus verlassen und in den Garten gehen, als eine Bewohnerin deselben, die fast neunzigjährige Johanna, hereinwankte. Sie erkannte mich sogleich und hieß mich herzlich willkommen, wobei sie mir sanfte Vorwürfe machte, daß ich meine Ankunft nicht zuvor gemeldet habe. Nach und nach kamen auch die übrigen Mitglieder des Herrenhauses, und von jedem Einzelnen wurde mir die herzlichste Begrüßung zu Theil, zum deutlichen Beweise, daß auch diese Leute das Gefühl warmer Freundschaft und Nächstenliebe kennen.

„Armes Kind,“ hieß es von allen Seiten, „wie müde wirst Du sein! Nun ruhe aus in unserer kleinen Oase, hier ist man dem Treiben der Welt entrückt!“ Diese letztere Bemerkung ist in der That für die Economisten eine bezeichnende, denn wissen in der Welt jedoch, haben sie doch nichts mit derselben gemein, wissen nichts von dem wilden Getümmel beaußen und sind völlig abgeschieden von anderen Menschen, gänzlich unzugänglich für fremde Eindrücke und Einflüsse. Wie die Bewohner einer fischeren Insel ruhig dem ungestümen Bogen der empörten Meereswellen zusehen, so blicken auch die Mitglieder der Harmoniegesellschaft mit dem Gefühl der Sicherheit auf das Leben, in die Welt hinaus und preisen sich glücklich, daß sie nicht wie andere Menschenkinder den Wechselfällen des Schicksals unterworfen sind. Und in Wahrheit wissen die harmlosen Leute in dieser Klösterlichen Zurückgezogenheit nicht viel von den Stürmen und Kämpfen des Lebens, denn ihr Dasein schwand meist ruhig und einförmig dahin, ohne Sorgen und äußere Anfechtungen. Die flüchtigen Freuden der Welt sind ihnen fremd geblieben, aber auch die herben Leiden und Täuschungen, welche draußen im Verkehr mit anderen Menschen nie ausbleiben.

Da ich diese merkwürdige Kolonie früher einmal in einer besonderen Schrift geschildert habe, hielt es mir nicht zu, schon einmal Gesagtes hier zu wiederholen. Zur Erklärung der jetzigen Zustände aber sei mir ge-

Digitized by Google

stattet, hier zu bemerken, daß in der Haemoniegesellschaft, welche ein Württemberger, Namens Georg Rapp, im Jahre 1805 gründete, als erstes Gesetz Ehelosigkeit eingeführt wurde. Ein gänzliches Absterben seiner selbst und der Welt, ein freiwilliges Verzichten auf Alles, was dem Menschen das Leben lieb und theuer macht, ein vollständiges Entsagen auf alle Freuden und Genüsse der Erde — dieses sind die Grundsätze, nach welchen die Mitglieder der Harmoniegesellschaft leben und nach welchen sie die ewige Seligkeit zu erlangen hoffen. Ihre ganze Zeit ist eingetheilt in anhaltendes Beten und Arbeiten, und da sie nichts Anderes kennen, fühlen sie sich zufrieden dabei. Wer sich zu dieser düsteren Lebensweise nicht entschließen konnte, mußte aus der Gemeinschaft scheiden, was unter Aufführung des bekannten Schwindlers Proske, alias Graf Maximilian von Laon aus Frankfurt a. M., im Jahre 1832 bei dreihundert jungen Leuten der Fall war. Von dieser Zeit an aber herrschte in Economy ungestörter Frieden, der nie mehr, weder durch äußere noch innere Stürme, getrübt wurde. Industrie und Landwirthschaft wurden in großartigem Maßstabe betrieben; zwei eigene große Dampfboote brachten die verschiedenen Waaren in alle Theile der Vereinigten Staaten, und bei der Mäßigkeit und Einfachheit dieser Leute läßt sich's denken, daß ihr Vermögen sich mehrte. Fragte man aber, für wen sie sich's so sauer werden lassen, so erhielt man stets die Antwort: „Wir wollen für unsere alten Tage sorgen, denn da wir keine Angehörigen haben, die sich einst unserer annehmen, so ist es gut, wenn wir uns anderweitig helfen können. Ueberdieß wollen wir stets unabhängig von der Welt dastehen, denn wehe uns, wenn wir auf die Gutherzigkeit der Menschen angewiesen wären."

Es ist in der That merkwürdig, welch' pessimistische Anschauungen diese Leute von der Welt haben; für sie ist sie weiter nichts, als eine endlose Wüste, und wenn man ihnen andere Begriffe beizubringen sucht, sind sie schnell mit der Frage bereit: „Nun, ist Dir vielleicht das Leben so süß gemacht worden? Lege die Hand auf's Herz und frage Dich, wie viele Deiner sogenannten Freunde in der Welt draußen Dir in Noth und Trübsal beistehen würden? Ach," fügen sie dann seufzend bei, „die Schrift lügt nicht, es ist Alles eitel unter der Sonne, und da ist Keiner, der da Gutes thue, auch nicht Einer!"

Die alten Tage, für welche so reichlich gesorgt wurde, sind für die Gesellschaft nun herangenaht, und die einst tausend Seelen starke Gemeinde ist auf etwa hundertundzehn zusammengeschmolzen, welche fast alle dem hohen Greisenalter nahe stehen. Ganze Straßen sind, wie schon bemerkt, verödet, die Fabriken stehen still und die prachtvollen Ländereien werden meist um die Hälfte des Ertrages an benachbarte Farmer verpachtet. Die Dienstboten aber, welche nun nothgedrungen angestellt werden müssen, sind verpflichtet, die strengste Ordnung einzuhalten, und wer solche nur im Geringsten übertritt, wird sofort entlassen.

Macht man den Economisten Vorwürfe, daß sie so viele schöne Kapitalien todt hier liegen lassen, so heißt es gewöhnlich: „Wir haben für unsere kurze Lebenszeit mehr als genug, nun wollen wir Ruhe und Frieden, dieß ist Alles, was wir Begehren." Aus diesem Grunde werden auch die vielen schönen Häuser nicht vermiethet, und der große, elegant eingerichtete Gasthof ist geschlossen, mag man bieten, was man will. Ruhe, Ruhe, dieß ist das Motto hier.

Druckfabrik. Nach Skizzen von J. J. Brost. (S. 354.)

Im Jahre 1849 starb „Vater Rapp", 92 Jahre alt, und sein Nachfolger wurde Romelius Baker, ein edler Mann von seltenen Geistesgaben, dessen Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit ihm nicht nur in der Gemeinde, sondern auch in weiten Kreisen volles Vertrauen und aufrichtige Freundschaft erwarben. Im Januar 1868 ging auch er heim, wie die Economisten sagen, und als Nachfolger trat Jakob Henrici, ein langjähriges Mitglied der Gemeinde, das beschwerliche Amt als Vorsteher an. Den weiblichen Theil der Gesellschaft vertritt die nun 62jährige Gertrud, einzige Enkelin von Georg Rapp. Dieselbe erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung, und ihre große Schönheit zog in früheren Jahren manchen reichen und vornehmen Bewerber herbei; allein nichts vermochte sie, ihr — im achtzehnten Lebensjahre gegebenes Gelübde zu brechen, und sie hat seitdem bis auf den heutigen Tag alle ihre Kräfte der Harmonie-gesellschaft gewidmet. Eine besonders liebenswürdige Persönlichkeit ist Katharine Baker, die gerade Schwester des letztverstorbenen Vorstehers, eine echte, reine Frauenseele mit einem seltenen Verständniß und warmen Mitgefühl für Andere, auch wenn solche in religiöser Beziehung nicht mit ihr übereinstimmen. Sie ist als letzter Sprößling von einer zahlreichen Familie ängstlich geblieben, hat alle ihre Lieben zu Grabe geleitet, aber dennoch ist sie immer heiter und stets bereit, so viel wie möglich jedem Leidenden, der ihr naht, Trost und Hülfe zu bringen.

Wenige Tage nach meiner Ankunft wurde das Erntefest gefeiert und zu Ehren desselben ein Morgengottesdienst gehalten in der schmucklosen Kirche mit dem blauen Plafond. Aber wie sehr sand ich die Reihen meiner Freunde gelichtet! Es machte einen unbeschreiblich wehmüthigen Eindruck auf mich, die meisten Lieben matt und altersschwach einherwanken zu sehen, alle selbst bald zeit zur ewigen Ernte. Herr Henrici, welcher zugleich das seelsorgerliche Amt verwaltet, hielt sodann, nachdem unter

Digitized by Google

Gertrud's Anleitung ein Lied gelungen worden war, einen Vertrag, und nicht leicht wich ich ein Geistlicher solch' andächtiger Zuhörer zu erfreuen gehabt haben, wie er. Da saßen die alten Leutchen unbeweglich in ihrer eigenthümlichen Kleidung; die Frauen, oder vielmehr alten Jungfrauen, in ihren höchst sonderbaren hohen blauen Atlaßhauben mit den rothgelben Sternchen, und auf den weiten Geschlechtern lag kindliche Heiterkeit und Ruhe ausgebreitet. Nachmittags fand in dem großen Saale des einfachen Museums ein großes Mahl statt, wozu auch die Dienstboten geladen waren. Das Essen war gut und kräftig gekocht, und zur Erinnerung an die alte schwäbische Heimat durfte auch Sauerkraut nicht fehlen. Das Beste aber war Johannisbeerwein, welchen die Economisten ganz besonders gut zu bereiten verstehen.

Auffallend ist es, daß diese Leute, welche allen Neuerungen und insbesondere auch der Mode grundsätzlich entgegen sind, daß sie, sage ich, andererseits nicht verschmähen, die Kunst zu Hülfe zu rufen, wenn die Natur sie nachgerade im Stiche läßt. Sehr Viele, ja sogar die Meisten haben zwei Reihen blendend weißer Zähne aufzuweisen, natürlich falsche. Wenn man sie nun fragt, wie sie dazu kommen, dann erwiedern sie ruhig: „Es geschah nicht aus sündhafter Eitelkeit, sondern aus Noth; wir wollen die Speisen, die uns Gott gegeben hat, auch beißen können!"

Der Wohlthätigkeitssinn der Economisten ist weit und breit rühmlich bekannt, und die Summen, welche sie alljährlich für wohlthätige Zwecke verausgaben, gehen in's Großartige. Unerklärlich ist ihnen aber die häufig an sie gestellte Frage, was wohl einst aus ihren Reichthümern werde? und ihre Antwort ist stets dieselbe: „Darnach fragen wir nicht, dieß ist unsere geringste Sorge, der Herr wird's versehen! Was kümmert auch die armen Menschen die elende Mammon? Sie sollen nach Schätzen trachten, die weder Motten noch Rost fressen, die ewig sind im Himmel!"

An einem schönen Sonntag-Abend besuchte ich mit einigen meiner speziellen Freundinnen den Friedhof der Gesellschaft. Derselbe liegt in dem vierzehn Aker großen Baumgarten und hat keinerlei Auszeichnung, nicht einmal eine Umzäunung. Die Gräber sind dem andern Rasen gleich gemacht, und kein Kreuz, keine Blume bezeichnet die Ruhestätten der Todten. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als mir das Grab meines osterlichen Freundes, des mehrgenannten verstorbenen Vorstehers Bäker,

Ruinen. Nach Skizzen von J. J. Street. (S. 354.)

bezeichnet wurde. Da sahen mich meine Begleiterinnen vorwurfsvoll an. „Warum weinst Du?" fragten sie. „Gönne doch dem Vollendeten, daß er gut der Fremde in die Heimat eingehen durfte; wohl uns, wir folgen ja auch bald nach!"

„Aber," fragte ich tadelnd, „ist es auch recht, daß ihr auf die Gräber eurer Angehörigen nicht einmal eine Blume als Liebeszeichen pflanzt?"

„Wozu?" entgegneten sie, „unsere elende Leibeshülle verdient wahrlich keine solche Auszeichnung; überdieß ist es unser Wunsch, daß man nach unserm Tode selbst die Ruhestätte unserer Leiber nicht mehr erkennen soll. Auch unsere Namen sollen auf Erden vergessen und nur im Himmel angeschrieben sein. Hier aber ist es unser Beruf, auszusterben, ausgestrichen zu werden aus dem Buche der Lebendigen."

So treu und gewissenhaft die Kranken in Economy gepflegt werden, so ruhig und gleichmüthig nimmt man ihren Tod hin. Da ist, bei dem Tode eines Vorstehers ausgenommen, keine Rede weder von innerer noch von äußerer Trauer, und selten fließt eine Thräne um den Verstorbenen. „Er ist heimgegangen," oder „der Herr hat ihn in die ewige Heimat abgeholt," heißt es, und die Beerdigung findet in aller Stille und ohne irgend welchen Prunk statt. Es ist aber auch merkwürdig, wie freudig und getrost diese Harmonisten dem Tode entgegengehen; ich bin schon an manchem Kranken- und Todtenbette derselben gestanden und mußte immer wieder auf's Neue darüber staunen. Diese schlichten Leute sind in dieser Beziehung wahre Philosophen. Der Tod hat alle Schrecken für sie verloren und sie sprechen davon, etwa wie andere Menschen von dem Ablegen eines alten Kleidungsstückes reden. „Ich denke, morgen um diese Zeit werde ich schon daheim sein," sagt der Sterbende, und die Umstehenden hören ruhig zu und geben herzliche Grüße an ihre Lieben im Jenseits auf, denn die Harmonisten kommen natürlich dort alle wieder zusammen. Wahrlich, wenn sonst nirgends in der Welt, so findet man doch hier die Leute frei von Ehrgeiz, Eitelkeit und Berechnung, und ich glaube daher mit Recht sagen zu dürfen: in Economy ist man gänzlich dem Treiben der Welt entrückt.

Eine Rundfahrt auf der schwäbischen Alb.

(Schluß.)

(Vgl. S. 352 u. 353.)

Und wieder an einem herrlichen Sommeraband versammelt sich eine kleine Reisegesellschaft in den geräumigen Hallen des stuttgarter Bahnhofes, um unter unserer Führung einen andern Theil der Schwabenalb kennen zu lernen. Aber statt der Nemsbahn benützen wir heute die Eisenbahn bis Eriskingen. Durch das liebliche Neckarthal mit Cannstatt, den beiden Türkheim, dem Rothenberg und seiner Grabkapelle, in der ein edles Königspaar schlummert; dem altertümlichen, ehemals reichsfreien Esslingen und Plochingen, wo sich die Obernecharthalbahn abzweigt und der Neckar die große Biegung nach Nordwesten macht: lenkt die Bahnlinie in das stillere Filsthal mit seinen Wiesengründen und bewaldeten, sonst anseigenden Höhen. Links herein über dieselben grüßt der majestätische Hohenstaufen; mitten durch das industriereiche Göppingen rasselt der Zug, und ooe und traten immer bedeutender die eigenthümlich geformten Berge tiefen der Alb aus dem Abendduukel hervor. Jetzt Süßen mit der romantischen Ruine Staufeneck, Ramsberg und Scharfenberg und dem kurzen, aber reizenden Thal in das hier ausmündende Lauterthal, dann Aucken und Altenstadt mit den berühmten Strauß'schen Fabriken, und endlich hält der Zug, wir eingeklemmt in die hohen Berge der Alb, auf der Station Geißlingen, wo wir heute übernachten. Wer von uns den Bahnhof verläßt, ohne von den Händlern mit zierlichen Drechslerwaaren zu einem Kauf veranlaßt worden zu sein, hat ein großes Kunstwerk geleistet gehabt. Wer dieß aber nicht von sich rühmen kann, hat wenigstens die Aussicht, bei der Heimkehr viel Freude mit dem ihm fast aufottroirten Gegenstande zu machen. Das im Gasthofe nach Abends bestellte Gefährt ist den andern Morgen früh fünf Uhr zur Stelle, und mit frischem Sinne fahren wir in die Morgenluft hinein, gezogen von zwei munteren, wohlgenährten Pferden, denen der Bauer hier oben schon die stolzere Benennung „Roß" gibt. Wir fahren nach am Obergeißlinger Bad, wo wir uns bei die Gegend zur Nedarebene oerflacht, sondern wir dringen tief in ein enges, von hohen Bergwänden umschlossenes Thal, dessen Sohle oft kaum Platz zu der silberhellen Filß und der reinlichen, wohlgepflegten Landstraße gibt. Hie und da, wo ein Bach aus einer Schlucht steigt, erweitert sich das Thal, und dann ist die breitere Stelle zu einer Ansiedlung, zu einem Hofe oder einem Dorfe benützt. So passiren wir das kleine Bad Ueberkingen, dann Hausen, Deggingen; Bad Ditzenbach mit seinem köstlichen, weithin versendeten Wasser, Mühlhausen und kommen endlich nach dem Hauptorte des Thales, nach Wiesensteig. Wiesensteig war früher die Residenz der Grafen von Helfenstein, und ist von der Pracht und Herrlichkeit vielen großen Dynastengeschlechts, das im Mannsstamm (1425) ein so klägliches Ende nahm, noch Manchertei zu sehen. So z. B. Grabdenkmäler in der interessanten Kirche, auf dem Maekte der alterthümliche Brunnen, das noch bewohnte und mit Verständniß restaurirte Stadtschloß ꝛc. Auch sonst ist das äußerlich noch ganz im Mittelalter steckende Städtchen sehr sehenswerth und die Umgebung reizend. Liebhaber romantischer Partieen finden dort ein unübersehbares Spaziergange, während sich prosaischere Gemüther an den köstlichen Forellen erlaben mögen, die hier trefflich zubereitet werden. Wir haben in Wiesensteig den Wagen entlassen und uns in angedeuteter Weise zu der Fußwanderung gestärkt, die nun beginnen soll. Südlich den steilen, schön bewaldeten Berg hinauf, anfangs auf yeachvolter Chaussee, dann aber auf schmälerem, rauherem Fellwege, haben wir die Hochebene der Alb gewonnen. Wie mit einem Zauberschlage hat sich die Physiognomie der Landschaft verändert. Während in dem schönen Thale wohlbewaßrte Wiesen, herrliche Obstbäume und freundliche Dörfer den Fleiß und das verständige Walten des Menschen verkünden, kann über groteske Felsen der Laubwald bergan steigt, wattet hier oben östere Einsamkeit. Dann bewachsene Felder sind dem magern Boden abgerungen. Vereinzelte alte Buchen stehen zwischen Trümmergefleinen. Allerorten senken sich auf den Rasen sog. „Erdfälle", trichterförmige Vertiefungen, tief. In der Mitte haben sie zuweilen eine Oeffnung; Steine, die man hinabwirft, fallen erst spät und dann weitlin dröhnend auf und verlunden, daß man hier über einem Gebirge von hohlem Leibe wandelt. Da und dort, wie verstreut, liegen an debuskten Abhängen Bauernhöfe, aber selten wandelt ein Mensch. So geht der Weg etwa eine Stunde, dann fällt er steil bergab in die Schlucht, in welche sich das Dörfchen Drackenstein versteckt hat. Dieses Drackenstein ist eines jener Orte, deren Physiognomie durch unzählige bildliche Darstellungen fast Jedermann bekannt geworden ist. Rings von Bergen und Wäldern umschlossen, sieht es die Sonne vom 10. Dezember bis zum 16. Februar nicht. Für diesen Verlust aber entschädigt es reichlich seine ungemein pittoreske Lage, die allzahrlich Hunderte von Fremden hieher lockt. Auf einem nach zu Tage tretenden Tuffsteinfelsen ruht Rieche und Pfarrhaus; das Dorf aber in der Schlucht, die nur den einen natürlichen Ausgang in's Filsthal hat. Der tief und bizarr durchhöhlte Tuff hat eine thorerstenartige Oeffnung auch oben, welche in die Kirche führt. Der Gedanke liegt nahe, daß diese Oeffnung in den wilden, unruhigen Zeiten des Faustrechts zur Rettung von Kostbarkeiten ꝛc. benützt wurde. Ernstins will noch im 16. Jahrhundert „ein schön new Schloß", Oberdrackenstein, hier gefunden haben. Jetzt ist auch die letzte Spur davon verschwunden. Die Burg war heitenseinwuchses, dann rechbergisches Lehen, kam mit Wiesensteig an Bayern und 1810 an Württemberg. Jenseits der Höhe unter der Kirche, dem „Todtenloch", liegt auf der andern Seite der Schlucht das „Drachenloch". Hier soll ein fürchterlicher Drache gehaust haben. Der Zugang ist äußerst schwierig und die Mühe nicht lohnend. Nach starkem Regenwetter oder Schneegang ergießt sich aus dem Drachenloch eine Menge Wasser, was darauf hindeutet, daß sich im Innern des Berges ein großer Wasserbehälter befindet, der, wenn er überfüllt ist, das Zuviel zu Thale schickt. Sonst bietet der Ort nichts Denkwürdiges. Sage und Geschichte ist an ihm nur leise andeutend vorübergegangen, was sich aus seiner so ungemein abgeschiedenen Lage indessen wohl erklären läßt. Um aus der Sachgasse, in welche uns der Griffel des Künstlers und seine lebendige Beschreibung gestührt haben, wieder herauszukommen, müssen wir unbedingt in's Filsthal und zwar entweder nach Geißlingen oder nach Wiesensteig zurück. Wir wählen letzteres, um den uns oertrauenswoll Gefolgten einen neuen und interessanten Heimweg nach Stuttgart zu zeigen.

Wieder erletteren wir die Hochebene der Alb und kommen, in weitern Bogen das Ende des zauberschönen lenninger Thals umgehend, in das wir blicken, wie in das gelobte Land, über die dürftern Trefflide von Schopfloch nach Schlattstall, von da nach Urspringen. Von letzterm hier ganz vor an den scharf und tief eingekerbten südlichen Rand des Gebirges. Weit öffnet sich dem Blick das herrliche Neckarthal, und von den Gebirgen nur durch eine Einsattelung getrennt, erhebt sich, wie eine Schildwache vor der Gebirgsmauer, der Neuffen. Hier, wo das zwar demolirten, aber am großen Ganzen noch wohl erkennbaren Werken von Württembergs bedeutendster Festung, lassen wir uns nieder. Der herrliche Blick schweift nahegrenzt in die Nähe und Ferne. Rechts erhebt sich die herzogliche Teck, fernerher ragt der edle Hohenstaufen. In gewaltigem Halbkreis liegen vor dem Beschauer von rechts nach links die Kapelle Rothenberg, die Schlösser Asberg, Hohenheim, Solitude, Hohentübingen und der Hohenasperg. Links rückwärts die Rauhe und die lichtreinere Gegend, und inmitten dieser Höhen das reiche Hügelland des Neckars mit den Städten Nürtingen, Kirchheim, Göppingen rechts; Metzingen, Reutlingen, Tübingen und Rottenburg links; dazu unzählige Dörfer, Weiler, Höfe, dann die stuttgarter Berge, die Filder, der Schönbuch und fern im Besten schließt der Schwarzwald den Horizont. So vertiert sich die lachende, hügelige Breite in den mannigfaltigsten Farben bis zur bleichen Bläue. Und wie wir so in den Träumereien so fröhlich tagen und bei gutem Neuffener und von der langen Wanderung Beschwerden erholen, wollen wir, uns in der Geschichte dieser alten Veste umschauend, die Bilder von roher Gewaltthat, gewaltthätiger Fehde heraufbeschwören? Wollen wir die Schatten herrschtiger Staatsverbrecher aufsteigen lassen, die hier den Lohn ihrer und Anderer Vergehen erwarten mußten? Nein, wahrlich nicht. Dazu scheint die Sonne zu klar, dazu ist der Himmel zu blau, dazu singen die Vögel zu süß, und dazu grünen Wiese und Wald zu schön. Aber ein anderes Bild steigt vor unserem geistigen Auge auf. Wir sahen es einst in der pergamentenen Handschrift der Minnesänger zu Paris. Gottfried von Neuffen, mit goldenem Kranz in den Locken, grünem, goldbestickten Rocke und rothem Ueberwurf mit silberner Mütze: so steistre er mit seinen Minnebunden durch die „Frauenhardt", dort durch das kühle Waldchen zu unsern Füßen und sang von des Frühlings Pracht und dem rothen Mund seiner Frauc. Und wendete sie ihm, wie es das Pergament zeigt, auch anfangs den Rücken, er gewinnt doch der Minne Sold, und Mechtild wird um 1253 sein Gemahl und die Stammmutter eines Geschlechtes, das sich mit den Zollern-Kürnberg und den Wittelsbachern verschwägert. — — — Der Tag beginnt sich zu neigen, die Sonne eilt zur Küste. Wir steigen hinab zu Thale, nach dem altwürttembergischen Städtchen Nürtingen. In seinem Schlosse vertrauerte Herzog Ulrich's Wittwe, Sabine von Bayern, ihre Wittwenjahre, die Nachfolger der unglückseligen Ehezeit. Hier war es auch, wo eine andere Herzogin-Wittwe von den wüthenden Spaniern an den Haaren im Schlosse herumgezogen und um ihrer angeblichen Reichthümer willen gemißhandelt wurde. Das war die gute alte Zeit! Die neue behagt uns besser. Sie gestattet uns, unbehelligt von Raubrittern und den auffässigen Städten von Reutlingen und Eßlingen, in einem bequemen Eisenbahncoupé in die Heimat zurückzukehren, nachdem wir wieder in anderthalb Tagen eine Reise machten, zu der man früher anderthalb Wochen gebraucht hätte.

Digitized by Google

Vor einem elsäßischen Dorfwirthshaus.

(Nro S. 354.)

Gastlich lädt und her Tisch ein, der vor dem Dorfwirthshause aufgestellt ist und an dem sich Männer und Frauen niedergelassen. Ein prächtiger Schlag Menschen diese Elsäßer: die Franzosen wußten wohl, warum sie diese „Grenzer" so besonders lieb hatten, brachten sie ihnen doch durch ihre Industrie die größten Schätze, stellten sie doch die kräftigsten und intelligentesten Leute unter die Fahnen. Diese Provinz wieder zu gewinnen, dazu bestimmten jene beiden Vorzüge und gewiß nicht: uns lag ein idealerer Grund vor Augen — hier wir werden jene Vorzüge zu nützen wissen. Treten wir näher und betrachten wir uns die um den Tisch Sitzenden und Stehenden. Hat nicht die männliche Tracht den schmächtigen, den schwarzwalder Typus? Der lange Rock, der Zylhut — es ist der gleiche hüben und drüben über dem Oberrhein, und gar die Frauentracht: der Rock, das Brusttuch, das große schwarze Sorgfältige Halstuch, das beim Ausgehen mehrmals um den Hals geschlungen wird, und die Schleifen, die wie Federmausflügel an den Mützen rechts und links hinausstehen — finden wir sie nicht droben am Rhein, wo jener köstliche badische Wein wächst, wieder? Auch solche Aeußerlichkeiten können verbinden, und wenn sich nur erst deutsches Wesen in deutscher Tracht wieder landgehen darf, so wird auch die Eroberung bald eine dauernde sein. Also lassen wir uns freundlich mit unsern Nachbarn und neuen Landsleuten nieder. Die hübschen Gesichter in der schwarzen Haube sind einladend genug.

Wenn zu trocken, wird sie krachen. Eine frische Cigarre ist weich und macht kein Geräusch. Bei unserem Klima genügen zwei bis drei Wochen, um der Cigarre die benöthigte Trockenheit zu geben, eine längere Zeit macht sie nicht besser."

Räthselsprung.

thor	wen	lich	en	ge	lich	hö	ver
ber	wüßt	gen	glück	ten	samt	ne	lo
scheu	heit	keit	den	freis	dich	wusst	heit
du	wohr	ber	leer	be	bire	ben	wüßt
fein	lich	ru	hen	wusst	du	wahren	ten
ren	bei	nach	ar	lese	stra	ne	wüßt
nicht	en	freis	du	chön	du	wohr	die
ne	wüßt	ber	darfst	heit	heit	ren	fein

Auflösung des Räthselsprunges Seite 312:

Es war einmal ein Jägersmann,
Der jagen ging im dürren Tann;
Doch wie er in den Wald ging ein,
Blieb er ein helles Mägdelein.

Wohl mancher Hirsch, wohl manches Reh
Spielt nahe ihm im grünen Klee,
Doch alle bleiben unverletzt,
Ein edler Wild erzogt er jetzt.

Hrn. Jean. P. in W. Die Nennung des Namens ist nicht mehr nöthig, nachdem die Thatsache besprochen.

Frl. Cil. I. in R. Legen Sie den Namen ab, Sie werden doch nicht bloß mit einem getauft worden sein.

Hrn. Kammerj. v. W. in K. Sie werden nicht schlachen, wenn Sie sich an den Chef des K. Hofstaat, Generalmajor H. K. Fleischer in Stockholm wenden.

Hrn. Archit. R. in S. Zur Erinnerung an jene schönen Tage dürfte sich das allerdings eignen. Wir werden es mit einem Vorbertrauf umschlingen, der immer noch frisch ankommen wird.

Hrn. Lehr. W. in E. Der Vers:

„Arbeit ist des Lebens Balsam,
Arbeit ist der Jugend Quell."

ist auf dem Ofen von Herder.

Fr. Pastr. L. in K. Der „chronistische Fürst" — die Wette ist leicht gewonnen — das ist der König von Dänemark, dessen Sohn Friedrich Kronprinzlich auf den dänischen Thron hat, dessen Tochter Alexandra auf den englischen, dessen Tochter Dagmar auf den russischen Thron kommen wird, während sein Sohn Georg bereits auf dem griechischen Throne sitzt.

Hrn. Collectivm W. H. in T. Können Sie dann nicht eine Konzession in Frankreich erhalten? Das müßte selbst bei der jetzigen Stimmung nicht allzu schwer sein.

Hrn. Fr. K. in R. (bei Pers.). Ich schwedische Zündhölzer wird den übrigen praktischen Zündhölzständern können Sie in Ihrer Nähe, d. h. in Berlin bei Rd. Schmidt, 67 Brandenburgerstraße, haben.

Digitized by Google

Ernstes und Heiteres.

Der erste Cafenbourg des Fürsten von Talleyrand. Talleyrand besuchte im Jahre 1775 als junger Abbé (21 Jahre alt) eines Abends den Salon von Madame Geoffrin, um welche sich seit vielen Jahren geistvolle Gelehrte und künstlerische Notabilitäten versammelten. Ja, die Anziehungskraft, welche die liebenswürdige, in der Kunst der Konversation unübertreffene Frau ausübte, war so groß, daß selbst fremde Monarchen an ihren Empfangsabenden erschienen. Talleyrand war sich solches bewußt und noch zwei Stühle in einer Fensternische unbesetzt, auf welchen er mit dem als Komponisten wie als Schachspieler ausgezeichneten Philidor Platz nahm. Bald wurde die Gesellschaft so zahlreich, daß zwei vornehme Damen, welche spät eintrafen, mit Verlangen nach den stillen Sesseln sahen, in dem Talleyrand und Philidor sitzend mit einander plauderten. Die Kavaliere näherten sich den Beiden und begannen in nur zu deutlichen Andeutungen darauf hinzudeuten, wie es ein einfaches Gebot der Schicklichkeit sei, daß ihnen die beiden so lange offenbaren Stühle eingeräumt würden. Philidor erklärte daß seinem Gesichten Talleyrand, daß die Pipe ihrer unerträglich sei und er in einem Nebenzimmer sich ein wenig erholen wolle. Kaum hatte Philidor sich von seinem Platze erhoben, als derselbe sofort von einem der Cissiere eingenommen wurde. Der Andere fragte nun Talleyrand, ob er nicht ebenfalls es in diesem Zimmer zu warm finde und dem Beispiel seines Freundes zu folgen gedenke. Mit großer Höflichkeit dankte Talleyrand für den Rathschl, den man seinem Wohlbefinden widme, lehne jedoch solchen ab, da ihm die Wärme nichts schaden könne, da er genehm sei und er daselbe nicht zu verlassen wünsche. „Es scheint, mein Herr Abbé," entgegnete der Cissier in drohnem Tone, „daß Sie noch sehr jung sind und Ihren Mitmenschen zu wenig Ehrig bleibt." — „Ihre Bemerkung, mein Herr, ist vollkommen begründet," erwiderte Talleyrand mit unerschütterlicher Ruhe, „über das Beschäftigen die ich jedoch ohne Verlegenheit. Ich weiß zum Beispiel, daß nu AB (ein Abbé) nicht nöthig hat à CD (à odeur, nachzuriechen), und daß Ihr EP (epée, Degen) nicht den geringsten Eindruck auf mich macht." Diese gesteigerte Aufregung setzte den jungen Cissier — welcher, wie alle Franzosen, höchst empfänglich für derartige Geistesblitze war — so verzüglich, daß er sich nach dem Namen des jungen Abbé erkundigte. Als er hörte, daß dieser der älteste Sohn des verstorbenen Grafen von Talleyrand-Perigord sei und nur seiner Talentes wegen sich den geistlichen Stande gewidmet habe, brachte er sofort seine Entschuldigungen vor und war selbstlos genug, den Talleyrand des jungen Abbé der versammelten Gesellschaft mitzutheilen. Von dieser Zeit ab galt Talleyrand in den tonangebenden Kreisen für einen sehr beschäftigten Kopf, mit dessen seltsam Geiste man zu rechnen haben würde.

Heirathsthätige Leute. Die das tückige Alter zur Schließung einer Ehe auszuhalten machen wollen, werden auf nachstehende Beispiele hingewiesen. Shakspeare heirathete mit 18 Jahren, Oliver Cromwell und Ben Johnson mit 21 Jahren, Franklin und Bulwer mit 24 Jahren, Dante, Kepler, Mozart, Burke und Walter Scott mit 26 Jahren, Jacko de Brabe, Walpington, Napoleon Bonaparte und Lord Byron mit 27 Jahren, William Penn und Sterne mit 28 Jahren, Nelson mit 29, Burns mit 30, Keffini zum ersten Male mit 30, zum zweiten Male mit 54 Jahren, Schiller und Karl Maria von Weber mit 31, Chaucer, Hogarth, Pfeil und Wieland mit 32 Jahren, Shakespeare und Dryden mit 34, Wilhelm Penn mit 35, Richardson mit 36, Sir William Jones und Wellington mit 37, Jean Paul (Friedrich Richter) mit 38, Talma mit 39 Jahren, Martin Luther mit 42, Milton mit 44, Haydn und Young mit 17, Cowper mit 49, Bossen mit 55 und Goethe sogar erst mit 57 Jahren.

Wann ist die Cuba-Cigarre gut? Die Cubaner lieben eine leichte Cigarre. Die Arbeiter, die es verstehen sollten, rauchen die Cigarren sofort nach der Fabrikation. Wenn man einen gewissen wohlbekannten und wegen seiner Havannah-Cigarren berühmten Cigarrenladen in New-York besucht und dort eine Cigarre kauft, wird der hölzige Cubaner zuweilen mit großer Bedächtigkeit die Cigarre an sein Ohr halten. Fragt man ihn, weshalb er dies thue, so antwortet er: „Um zu hören, ober besser gesagt, zu hören, welchen Grad von Trockenheit sie besitzt.

Eine Verlobtheidt im Freien im Alpen. Originalzeichnung von O. Steinle. (S. 355.)

Digitized by Google

Deutsch und Französisch.

Novelle aus der Gegenwart

von

Karl Faßrow.

Den 15. September 1870.

Da liegt es vor meinem ermüdeten Auge, das stattliche, blendend weiße Gebäude mit den gothischen Thürmen und den geschnörkelten Giebeln, umgeben von einem Gemisch brauner und rother Dächer, die sich, von den lebhaften Farben der herbstlichen Obstgärten malerisch unterbrochen, wie ein reicher Blumenkranz um das Herrenhaus schlingen. Nun lagere ich hier auf dem weichen, grünen Rasen an der Landstraße, welche von Meaux nach Clope führt, mit der Aussicht auf den breiten, glänzenden Spiegel der Marne, deren sühne Wogen hier durch einen Kanal verbunden werden. Nur eine kurze Stunde, Freund! denn es ist kein Bivouak, nur ein Rendezvous; aber diese kleine Frist genügt doch, um die jüngsten Erlebnisse noch einmal dem Auge der Seele vorzuführen und in kurzen Zügen auf das Papier zu werfen. Stimmung und äußere Umgebung können nicht günstiger sein. Trotz der kriegerischen Zeit liegt es doch in diesem Augenblicke wie ein stiller, beseligender Friede über dem lieblichen Thale. Ein leiser Hauch zuckt trömmerisch über die dunkelgrünen Wälder, und darüber spannt der klare Himmel sein blaues Gewebe. Was Wunder, wenn ein mir fast fremdes Gefühl sich in diesem Augenblicke bescheidet? Der tapferste Krieger kann sich oft in Stunden der Sammlung des süßen Wehs nicht erwehren, das beim Anblick lieblich idyllischer Fluren, lachender Felder und üppiger Obstgärten auf ihn einstürmt. Nur wenige Minuten noch und die Kriegsfurie rast ja mit verheerendem Schritte darüber hin, schreckt Thiere und Menschen aus der süßen Ruhe auf, vernichtet laufend Hoffnungen, zerstört Besitz von Glück und Seligkeit, begräbt Millionen von Leben in unburchdringliche Todesnacht.

In geringer Entfernung südwärts zieht sich die Straße in einem weiten Bogen über einen Bergrücken hin. Zwei Infanterieregimenter marschiren in geschlossenen Kolonnen vorüber. Die Gewehre und Helme blitzen nicht durch die Staubwolken, die unter den schweren Tritten der Wanderer emporwirbeln. Das Metall ist mit schwerem Tau überzogen, um nicht dem Feinde durch verrätherisches Blinken aufzufallen. Die Leute haben bereits mit Anstrengung mehrere Meilen zurückgelegt, daher kommt es wohl, daß ihr matter Blick so starr und ohne Theilnahme für die Schönheit der Natur auf dem staubigen Erdboden geheftet sind. Kein Wunder! es sind Westleute, die außer dem schweren Gepäck auf dem Rücken auch noch die schwere Sorge des Herzens sich schleppen, die Sorge für Weib und Kind daheim. Und doch ist nicht Einer, der nicht mit Begeisterung auf den Ruf des Königs zu seiner Fahne geeilt wäre; allein es ist nicht der frische, fröhliche, leichte Muth des Jünglings, der sie treibt, jener Muth, der thatendurstig und noch dem Heldenlorber verlangend sich in das Schlachtgetümmel stürzt; es ist der Todesmuth, der sich der vollen Größe ihres Opfers bewußt ist, und der diese wackeren Krieger ernst und ruhig, aber unaufhaltsam vorwärts schreiten läßt, verwichtend und unerbittlich dem Feinde die schwere Hand auf's Haupt legend, seinen Pardon gebend, Alles niederwerfend, was sich unterstellt, den gewichtigen Schritt der „Alles opfernden" Männer aufzuhalten!

Welch' ein Unterschied, wenn sie meine Cuirassiere ansehe! Da ist fröhliches, leichtes Soldatenblut im brausenden Strome des Lebens. Die alten, immer schön bleibenden Soldatenlieder nehmen kein Ende: „Es ging ein Jäger wohl jagen" oder: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht" u. s. w. Warum sollten sie nicht? sie stehen noch in dem glücklichen Alter der Täuschungen. Ueber 23 Jahre sind, soviel mir bekannt, nur Wenige. Da ist das Herz noch frisch und jugendkräftig und besitzt noch die volle Spannkraft des Lebensfrühlings. In diesem Augenblicke sind sie rauchend und schwatzend beschäftigt, den waidenden Pferden die schweren Sättel für eine kurze Zeit abzunehmen. Dann lagern sie sich wohl in's Grüne, kräftigen sich an den mitgenommenen Mundvorräthen und plaudern von den kriegerischen Ereignissen der letzten Tage. Das ist ein Bild, das auf mich ungeheuer den Eindruck macht, als wolle der milde, stürmische Kriegsgott einen Augenblick im Arme der holden Friedensgöttin ausruhen, um gleich darauf mit großerem Nachdruck sein grausames Zerstörungswerk fortzusetzen. Ich selbst komme mir in diesem Augenblicke ruhiger Sammlung wie ein hoher Geist in seinem Dienste vor. Denn mit der Ruhe, in welcher Schild und Dörfchen eingewiegt scheinen, ist's vorbei, sobald ich an der Spitze meiner Reiter vorwärts sprenge. Und doch muß es sein! Da hat man mir nun ein Requisitionskommando übertragen, ein erbärmliches Handwerk für einen Offizier und Edelmann! Denke Dir: requiriren soll ich, Gott weiß wie viele Centner Hafer, Heu, Stroh, Gemüse u. s. w. Ich wiederhole Dir, Freund! es gibt nichts Peinlicheres für einen Soldaten, als wenn er Krieg führen soll mit armen Landleuten, ihnen die Früchte ihres Schweißes abnehmen soll. Wie viel leichter ist es, sich in offener Feldschlacht mit den feindlichen Reitern herumzuschlagen! Doch — ich will nicht murren! Es muß sein und Gehorsam ist die erste Tugend des Soldaten! Aber Du hättest meinen alten, graubärtigen Regimentskommandanten hören müssen, wie er im gewöhnlichen Konversationstone von der Welt sagte: „Sehen Sie zeneel reizende Schlößchen dort, mein lieber Graf! Das kommt uns hier zu Statten, wie eine Oase einem Trupp ausgedörrter Wüstenleben! Wie wär's, wenn Sie einmal hinüberreiten und nach Fischmaterial fragten? Unseren Pferden thut nach den anstrengenden Mandvern der letzten Tage eine gute Verpflegung Noth, und die Mannschaften haben sich bereits an ihren eisernen Portionen vergriffen. Wählen Sie sich einige dreißig Mann aus Ihrer Eskadron, lieber Graf! aber gewandte Leute müssen's sein, und dann requiriren Sie, was das Zeug hält!"

Ich wagte eine schüchterne Einwendung. „Herr Oberst!" sagte ich, drei Finger der rechten Hand vorschriftsmäßig an die Bärenmütze gelegt. „Ich halte es für meine Pflicht, zu bemerken, daß ich noch niemals auf Requisitionskommando gewesen bin und daher befürchte, dem in solchen Verhältnissen nicht ganz entsprechen zu können."

„Da wird das Vergnügen für jetzt um so größer sein, Herr Rittmeister!" antwortete der alte Herr mit wohlwollendem Kopfnicken, während doch einige ernste Falten auf der Stirn sichtbar wurden, denn er verträgt keinen Widerspruch, „und damit Sie es recht ordentlich genießen und sich zu der Ausübung dieses schwierigen Geschäftes die nöthige Muße nehmen können, gebe ich Ihnen zwei Tage Frist. Das ist einmal, wonach jeder Andere an Ihrer Stelle sich Sporen und Haken ablaufen würde; aber Sie sind in den meisten Fällen zu kurzsichtig, um das Gute zu erkennen, das man Ihnen zu Theil werden läßt. Jetzt lassen Sie sich von unserem Zahlmeister die nöthigen Anweisungen geben und dann reiten Sie in Gottes Namen!"

Er gestikte militärisch und setzte seinen Gaul in Galopp, um in tollester Fest wieder an die Spitze des Regiments zu kommen. Trotz meines Unmuthes mußte ich lachen. Zwei Tage lang mit dreißig ausgehungerten Pferden und Soldaten Schlosserschaft und Bauersleuten zur Last sallen, — das nannte der Herr Oberst ein Vergnügen. Nun, lange wird die Freude nicht dauern. In zwei Stunden kann Alles beendet sein. Dann stoßen wir wieder zur Kolonne und nehmen am Abend mit dem Quartier vorlieb, das uns von Rechtswegen zukommt, nämlich auf bloßer Erde unterm klaren Nachthimmel, den Mantel zur Decke, den Sattel als Kopfkissen. O, ein preußischer Soldat kann Alles! — —

24 Stunden später.

In zwei Stunden, so sagte ich, wollte ich meinen dienstlichen Obliegenheiten Genüge gethan haben und wieder beim Regimente sein. Ich habe mich einmal wieder gründlich verrechnet. Es sind bereits vierundzwanzig Stunden vergangen und ich bin noch immer hier, wohlverstanden in dem stattlichen Schlosse mit den gothischen Thürmen und den großen, stattlichen Bogenfenstern. Die Ereignisse seit gestern drängten sich so rasch, ich weiß, offen gestanden, kaum, wie es zugeht, daß ich noch immer hier sitze in dem mit reichem Luxus ausgestatteten Gemache. Die Wände sind mit dunkelbraunem Sammet ausgeschlagen, auf welchem kunstvolle Goldstickereien hervortreten. Ein reich vergoldeter Kronleuchter hängt von der Decke herab, die mit meisterhafter Freskomalerei gejiert ist. Die Möbel und Polster korrespondiren mit der Farbe der Wände und sind im richtigen Einklang von Symmetrie und Bequemlichkeit aufgestellt. Die schweren Seidenstoffe, mit denen die Sessel und Kanapees überzogen sind, die farbenprächtigen Teppiche, welche den Fußboden bedecken, schimmern in so blendender Frische, als seien sie so eben erst dem Gewölbe des Fabrikanten entnommen. In beiden Seiten der hohen Flügelthür stehen zwei Genien, in karrarischem Marmor gearbeitet, mit Engelsgesichtern von linnenfeiner Schönheit, überhaupt in der Ausführung des Ganzen an den Apoll von Belvedere erinnernd. Sie tragen Blumenvasen auf den lockigen Köpfen, und in der Art und Weise, wie die rechten Hände die Gefäße leicht unterstützen, liegt so unendlich viel Natur, Anmuth und kunstvolle Grazie, daß ein Gefühl von Ehrfurcht sich in die Bewunderung mischt, die ich für den Schöpfer dieser Meisterwerke empfinde. Mit einer sinnigen Genugthuung sehe ich den deutschen Namen, welcher in die Sockel eingeavirt ist, und freue mich in innerster Seele über mein großes, schönes Vaterland, das solche Künstler hervorzubringen vermag. Hier ist Natur und Leben, wie es das Kennzeichen jedes wahrhaft künstlerischen Werkes sein soll, und das schien auch mein Georg zu fühlen, der vorhin die geputzten und gebürsteten Uniformstücke brachte und nicht umhin konnte, seine Bewunderung durch die kurz hingeworfene Bemerkung: „Prächtige Figuren, die da, Herr Rittmeister!" zu erkennen zu geben. Wie wunderbar doch selbst so ein Pferdejunge mitunter den Nagel auf den Kopf trifft, nicht wahr?

Aber ich wollte Dir erzählen, wie es mir seit meinem ersten Betreten dieser reizenden Besitzung ergangen ist. Ich ritt also gestern um die

Digitized by Google

Mittagsrast, nach Verabschiedung unserer kurzen Rast, an der Spitze meiner Husarenabtheilung in den Schloßhof. Von ungefähr einem Dutzend Bedienten in reichen Livreen umgeben, trat mir ein schwarzgekleideter alter Herr mit silbergrauem Haar und würdevollen Gesichtszügen entgegen. Im besten Französisch begrüßte er uns, und mit jener feinen Artigkeit, die den Mann von Erziehung bekundet, fragte er, wonit den Herren Preußen gedient sei. Ich gab den Wunsch zu erkennen, den Besitzer des Gutes sprechen zu wollen. „Den Besitzer?“ sagte er kopfschüttelnd, „den finden Sie nicht, Herr Rittmeister. Er ist General im Dienste Frankreichs und steht im Felde.“

„In Mch oder in Paris?“ fragte ich nicht ohne einen leichten Anflug von Ironie.

Ein leiser Schatten, wie Trauer oder Mißmuth, zuckte über seine gefurchten Züge. „Er war Brigadekommandeur in der Mac Mahon'schen Armee, mein Herr! Seine Brigade schlug sich, wie wir bestimmt erfahren haben, bei Sedan mit beispielloser Tapferkeit; aber —“ er zuckte mit den Schultern, „Ihre Führer sind uns überlegen, und wohl auch Ihre Truppen. Allem Vermuthen nach ist der General in die Gefangenschaft gegangen; denn nie und nimmer würde er sein Ehrenwort gegeben haben, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland fechten zu wollen!“

„Nun — dann könnte ich vielleicht die Ehre haben, die Frau Generalin zu begrüßen?“

Ueber das Antlitz des Alten glitt ein flüchtiges Lächeln, und es war mir, als zucke unter den eisgrauen Brauen ein Blitz hervor, flüchtig und scharf meine Gestalt vom Kopf bis zum Fuße erfassend, als wolle sein Auge bis in die geheimsten Tiefen meiner Seele dringen.

„Ich glaube kaum, daß die gnädige Frau zu sprechen sein wird,“ erwiderte er langsam. „Seit mehreren Tagen unpäßlich, hält sie sich in ihrem Boudoir verborgen. Im Uebrigen, Herr Rittmeister, bemerke ich, daß die gnädige Frau, jedenfalls in der Absicht, nicht gestört zu sein, mich beauftragt hat, Namens des Schloßherrn die Honneurs zu machen, und im Falle, daß wir Einquartierung bekämen, die Herren Preußen mit allem Nöthigen zu versehen.“

„In diesem Falle werden wir rasch mit unsern Obliegenheiten zu Stande kommen,“ erwiderte ich, „und uns hoffentlich auch verständigen. Ich habe leider den für einen Ehrmann höchst schwierigen Auftrag, — einige Requisitionen —“

„Wir werden Alles anbieten, Ihnen die Schwierigkeit dieses Geschäftes nach besten Kräften weniger fühlbar zu machen,“ fiel er mir in's Wort.

„Es handelt sich im Allgemeinen um bestimmte Quantitäten von Heu, Stroh und Hafer,“ fuhr ich zögernd fort, „und um Fuhrwerk, die Fuhrlage fortzuschaffen.“

„Ich werde sogleich Befehl geben, die Thore der Vorrathsspeicher zu öffnen,“ gab er im Tone der Unterwürfigkeit zurück, „nehmen Sie, was Ihnen beliebt. Wir können Ihnen vier Leiterwagen und zehn leichtige Zugpferde stellen. Das übrige Fuhrwerk dürften Sie von den Dorfbewohnern entnehmen können.“

Mit jedem Worte, das ich vernahm, wuchs mein Erstaunen. Ich hatte so viel Zuvorkommenheit und Fügung in das Unvermeidliche, so viel Güte, möchte ich beinahe sagen, bis dato nur bei wenigen französischen Provinzialen gefunden. Doch konnte ich an dem Ernst der freiherzlichen Gesinnungen, die man uns entgegenbrachte, nicht zweifeln, denn der alte Herr gab einen der Bedienten nur einen Wink mit den Augen, worauf dieser sich auch sogleich an die Seitengebäude begab, hurtig die schweren eisernen Riegel an einigen Scheunenthoren bei Seite schob und uns einen Blick auf die verschenken Massen prächtiger Heu- und Kornvorräthe werfen ließ. Ich begnügte mich, dem alten Sergeanten meiner Abtheilung mit den Augen zuzuwinken, und dieser säumte denn auch nicht, die Mannschaften zum Vorreiten und Aufsatzen zu beordern. Im Umsehen waren die Wagen herausgeschoben, die Pferde vorgeschirrt und bald war das Aufsaden im besten Zuge.

„Ich werde für Ihre Leute im Saale des Erbgeschosses decken lassen,“ wandte sich danach der Verwalter an mich, „für Sie, Herr Rittmeister, soll im kleinen Empfangssalon ein Couvert aufgelegt werden. Erlauben Sie, daß ich Sie dorthin führe?“

„Ich bin mit Allem einverstanden!“ erwiederte ich, sah ein wenig beschämt über so viel Zuvorkommenheit und Güte.

„Dann darf ich wohl bitten, mir zu folgen,“ schloß er, und wir schritten nach der mit Orangen- und Oleanderbäumen besetzten kleineren Treppe. Demnächst gelangten wir in den mit Stukpturen und Freskomalereien überreich verzierten Hausflur, und endlich traten wir in einen kleinen achteckigen Saal mit Bogenfenstern von buntem Glase, vermittelst dessen die Mittagssonne eine Menge farbiger Lichter auf dem Boden spielen ließ. Sammetgepolsterte Stühle standen um einen runden, elegant gedeckten Tisch mit blendendweißer Marmorplatte, in der Mitte ein Tafelaufsatz von schwerem, massivem Silber. An den Wänden hingen in schwervergoldeten Rahmen die Meisterwerke der berühmtesten Maler der Neuzeit, und über dem Kamin, in welchem ein mildes Kohlenfeuer loderte, zeigte sich auf überaus zierlich geschnitzter Konsole eine Statuhr in Bronze mit einem Zifferblatt von Alabaster, ein seltenes Kunstwerk. Das Rädergehäuse ruhte auf einem Amboß, vor welchem eine meisterhaft ausgeführte Zigeur saß, welche einen Schmied vorstellte. Die Stunden zeigte diese Figur durch Aufschlagen mit dem Hammer auf den Amboß an, und nach jedem Schlag sprang es wie ein Feuerstrahl empor und überguß das Zifferblatt mit Strömen von elektrischem Licht in allen Farben. Ich blieb, da die Uhr gerade schlug, beim Eintritt in dieses Gemach einen Augenblick wie geblendet stehen, und als ich dann auf meinen Begleiter sah, war es mir, als glitte ein Zeichen der Befriedigung über seine Züge.

„Wie sieht doch der Besitzer dieses Schlosses?“ fragte ich den Alten. Ich hätte gleich von vornherein danach fragen sollen.

„Hippolyt Baldwin, Marquis de Corbillère.“

„Er muß sehr reich sein, mein Herr!“

„Die Familie Corbillère ist eine der angesehensten und reichsten in Frankreich!“ lautete die ernste, beinahe feierliche Antwort.

Ich schnallte den Schleppsäbel los und lehnte ihn in die Ecke, während der Verwalter den Salon verließ. Ich war allein in dem stattlich eingerichteten Gemache und lächelnd in dem Gedanken, daß mein bärbeißiger Oberst mich um diesen Aufenthalt, falls er eine Ahnung von dessen Annehmlichkeit hätte, so recht gründlich beneiden würde, schritt ich einige Minuten im Zimmer auf und ab, mit Muße jede Einzelheit betrachtend, bis ich an einem der Fenster stehen blieb und mein Auge über das reiche, schöne Land zu meinen Füßen schweifen ließ. In sanften Krümmungen zog sich der Fluß durch das grüne Thal, hier eine Mühle, dort eine Hammerschmiede treibend, hin und wieder durch Hügelreihen verborgen, auf deren Rücken zwischen dem grünen Weinlaube die dunkelblauen Trauben winkten. In geringer Entfernung dunkler Buchenwald, hoch emporragend zu schwindelnder Höhe und in seinen Schattenmassen die jäh abfallende Bergwand nur noch greller hervortreten lassend. Darüber hin zogen einige leichte weiße Wölkchen wie Schwäne auf dem blauen Spiegel eines unergründlich tiefen Sees. Ich trat an jedes Fenster und hatte aus jedem ein anderes Bild. Dann erschienen Diener mit Speisen und Wein in köstlichen Geschirren. Der Tisch war in Umsehen gedeckt. Daß es mir nach dem schalen Mitt und simultanen Fasten an Appetit nicht fehlte, wird Du begreiflich finden, und so nahm ich ohne Umstände Platz und ließ es mir vortrefflich schmecken. Als ich meine Mahlzeit beendet hatte, zog ich einen der schweren Stühle wieder an das Fenster, warf mich hinein, zündete eine Cigarre an und blickte rauchend und ganz meinen Träumen hingegeben in die sonnige Landschaft hinaus.

Wie heimisch, wie friedlich war es in dem großen, mit so feinem und sinnigem Geschmack ausgestatteten Zimmer! Es wurde mir schwer, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß ich ein ungern gesehener Gast sei, den das Kriegsobrist hergetrieben und dessen Anwesenheit man sich gefallen lasse, weil es eben nicht anders ging. Mit Gewalt versuchte ich diese Vorstellungen von mir zu weisen, mich angenehmeren Träumereien hin, suchte mir einzureden, daß ich als Gast auf der Besitzung eines lieben Freundes sei, der jeden Augenblick eintreten und mich willkommen heißen könne. Und doch klangen so viele Dissonanzen in diese liebkichen Phantasiemelereien. Von unten herauf tönte das Gewieher der Rosse, die Zurufe und das Gelächter der Husaren, und auf der Landstraße, die in weiter Ferne an dem Schlosse vorüberführte, bewegten sich dunkle Massen, in denen es von Zeit zu Zeit aufblitzte, wenn gleichzeitig helle Strahlen durch die dichten Staubkolonnen sprangen. Das gehörte Auge eines alten Soldaten konnte sich über diese Zeichen des Lebens auf der Landstraße nicht täuschen. Es waren Infanterieabtheilungen, die schweigend dem großen, ersehnten Ziele entgegenzogen, das in dem Namen Paris eine neue Welt voll tausend Schönheiten und Freuden verhieß. Ich wollte eben mein Fernglas ergreifen, um mich über die Truppen näher zu unterrichten, als ich plötzlich das Rücken eines Stuhles im Nebenzimmer vernahm und gleich darauf Pianoklänge an mein Ohr schlugen. Du kannst Dir denken, wie begierig ich lauschte. Schon die ersten Takte belehrten mich, daß es eine deutsche Tonschöpfung war, die hier im aufgeregten Feindesland mich wunderbar und mächtig ergriffen hatte, die Gebursti-Symphonie von Beethoven mit ihrer Fülle von Liebeslockmärmeren und Sehnsuchtsweh. Mit tiefem Verständniß wurde das Adagio sostenuto vorgetragen. Ich hatte es daheim von berühmten Klaviervirtuosen nicht ergreifender und wirkungsvoller gehört. Wer mochte es sein, der hier so sinnig deutsch waltete? Was hinderte mich, es zu erfahren? — „Bist Du nicht Herr im Hause?“ rief plötzlich der tolle Uebermuth des Siegers, die Eitelkeit des „überall gern gesehenen Offiziers“ in mir, und in demselben Augenblick war auch mein Entschluß gefaßt. Ich schnellte von meinem Sitze empor und ging auf den Zehen nach der Thür. Ein rascher Druck meiner Rechten sollte — so wähnte ich — mir den Einblick

Digitized by Google

in ein neues Gleis bei Farben, Geheimnißvollen und Schönen eröffnen; aber einmuthig trat ich einen Schritt zurück. Die Thür war von Innen verriegelt. Wäre ich weniger von der Mondsüchtigkeit enthusiasmirt gewesen, ich hätte es mir denken können.

Indessen wurde das das Konzert unterbrochen, das Stuhlrücken erstönte von Neuem, die Thüe sprang auf und die Musikliebhaberin stand vor mir.

Denke Dir eine jugendliche Frauengestalt nicht viel über Mittelgröße, von ungemeiner Zartheit der Formen und doch in jeder Bewegung Geschmeidigkeit und Kraft verrathend, einen lilienweißen, reifig übergossenen Teint, ein Paar Augen, deren tiefdunkles Blau mich übermüthigen wie zwei Sterne aus rabenschwarzer Wolkennacht trafen, dazu das lichtblonde Gelock, in reicher Fülle den weißen Hals überfluthend, die ganze feine und biegsame Gestalt bis an die Schultern eingehüllt in die wogenden Falten eines schwarzen, reich beletzten Seidenkleides, — ich ging im Geiste mit der Blitzesschnelle des Gedankens die reiche deutsche Frauenwelt durch, in deren Zauberkreise ich mich daheim bewegt hatte, und — — —

Ja, Freund! ich muß der Wahrheit die Ehre geben und frei und offen gestehen, ich habe nie in meinem Leben einen Weibe gegenüber gestanden, das beim ersten Anblick einen so bestechenden Eindruck auf mich gemacht hätte, wie dieses Wesen, das mir — wenn ich mich so ausdrücken darf — gleichsam aus Licht, Purpur und Schatten zusammengeweht schien.

Als Märker von altem Schrot und Korn und somit dem innersten Kern Deutschlands entsprungen und von echt deutschem Patriotismus durchwebt, sollte ich nicht ja sprechen, — ich weiß es wohl; aber warum sollte ich mich andererseits fürchten, eingestehen, daß die elektrischen Batterieen aus den Augen einer Französin mich aus dem Felde geschlagen haben? Ich habe so oft dem Tode fest und sicher in's Auge geschaut, Du weißt, wie wir bei Mißunde daran warrn, dann bei Königgrätz und nun in den Schlachten der jüngsten Tage, wann hätte ich je gezittert vor den Feuerschlünden der feindlichen Geschütze! Und auch jetzt vor magnetischen Feueraugen — es hatte durchaus keine Gefahr — denn mein kühler Verstand sagte mir ja logisch: „Du stehst dem Weibe eines Andern gegenüber.“ Ich auch das Herz bei uns Deutschen nur schwach, so sind doch Geist und Sinn nur so stacker. Daß ich für den Augenblick seelisch in Verwirrung war, wirst Du begreifen, und ich leugne auch nicht, daß ich, bezaubert von der magischen Gewalt der Erscheinung, vergeblich nach Worten rang und nur mit Mühe und Noth eine armselige Entschuldigung in französischer Sprache hervorzustammeln vermochte; allein das währte doch nur diese Zeit und der Dolmetscher wurde zuletzt auch hier Herr der Situation.

„Ah! Sie sind es, Herr Oberstlieutenant?“ redete sie mich im wohlklingendsten Deutsch und mit vollständiger Beherrschung meiner Charge an. „Ich hoffe mich, daß eine Verwandlung zur Ungnädigkeit, die meinen Leuten zur Last fallen konnte, Sie zu wir führt. Ich hatte meinen Verwalter den Auftrag gegeben, Ihnen sämmtliche Wirthschafts- und Verpflegungsvorräthe des Schlosses zur Verfügung zu stellen. Was wir nicht haben, läßt sich möglicherweise herbeischaffen. Unser Geld,“ setzte sie stockend hinzu, „haben wir seitlich in Verbindung mit der ungewissen Zukunft bei der englischen Bank benannt.“

„Aber, Madame!“ rief ich, und ich fühlte, daß mir das Blut flammend in das Gesicht schoß, „ist es wirklich möglich, daß Sie unserem Besuch unsche Bewegründe zuschreiben könnten! Für was — wenn ich mir erlauben darf, zu fragen — halten Sie mich?“

„Für einen preußischen Offizier,“ erwiederte sie einfach mit glockenreiner Stimme, „für einen ehrenwerthen, braven Soldaten, der nicht mehr und nicht weniger nimmt, als er braucht und vorfindet. Es thun das unsere Soldaten eben auch.“

„Madame, gestatten Sie mir die Bemerkung, daß lediglich die meisterhafte Bezitrung unserer Offiziere, gewaltsamen Tondichtungen die Beaufsichtigung war, Ihre friedliche Einsamkeit zu stören. Ich begriff eben die Französin nicht, die bei den gestählten, grazissen Melodieen eines Boieldieu, Gluck und Auber die Waffen, gewichtigen Motive eines Beethoven auf ihre Schultern nehmen kann.“

Einen Moment starrte sie mich wie in vollständiger Verdutztheit fragend an. Dann überfloß ein hinreißendes Lächeln die schönen Züge, deren Ausdruck soeben noch eiserne Kälte und Abgeschlossenheit gewesen war. „Aber bitte, treten Sie doch näher!“ sagte sie mit hoher Freundlichkeit hinzu, und in demselben Augenblick hatte sie auch schon einen der schweren Lederstühle neben den Pianoflügel geschoben, auf den sie mit einer anmuthigen Bewegung niedersank. „Ja — so bin ich nun einmal! — ein echtes Kind der grrrrande nation, mit einer gewissen Vorliebe für die besten Ihres Vaterlandes! Sehen Sie, da liegt auch das Lied von dem Meere, das weit hinaus erglänzt —“ sie nahm mit diesen Worten einige Pieces vom Notenständchen, „da ist das von dem Märchen aus alten Zeiten, das mir nicht aus dem Sinn will! Da das vom Mühlenrade, das in stillen Grunde geht! Ich habe eine unbeschreibe Vorliebe für das deutsche Lied!“

Ich glaube wohl, daß ich ein recht verblüfftes Gesicht gemacht haben muß, denn die Dame sing hinter den vorgehaltenen Musikblatern laut zu lachen an. Nun urtheile aber auch selbst, wir mich alles das ergeeien mußte. Nachdem wir wochen- und monatelang durch Wälder und Felder gejagt, auf gehabten und ungehabten Wegen dahingesprengt waren, in ungemüthlichen Dörfern und Bivouaks die Nächte hingebracht hatten, ständlich von feindlichen Banden umschwärmt, überall mit Mißtrauen und Abneigung empfangen, — und nun mit einem Male in dem comfortabel eingerichteten Salon einer jungen Dame von Stande, an welcher die Schrecknisse des Krieges spurlos vorübergegangen schienen, von all' den tranten Anschmiegsamkeiten und Reizen der Heimat umweht, in einem anziehenden Gespräch mit einer der schönsten Frauen der Erde von unverkennbarem Gemüth begriffen, — — es hätte das Alles wohl auch einen stählernen und gereifteren Kopf als meinen sechsundzwanzigjährigen auf der Zoffung gebracht.

„Ja, so ein Deutscher ist unverbesserlich!“ fuhr sie immer noch lachend fort, „seine eigene Vorliebe für alles Fremdartige begreift er ganz gut, allein der Vorliebe einer Französin für etwas, was deutsch ist, vermag er nicht zu fassen. Gestehen Sie nun ein, Herr Oberstlieutenant, daß Sie einen Niederlage erlitten haben!“

„Madame!“ rief ich, „es fällt mir sehr schwer, Sie für eine Französin zu halten. Sie vereinigen so unendlich viel in Ihrem Wesen, was mich an die Frauen in meiner Heimat erinnert, so viel herzliche Naivetät und warme Empfänglichkeit für das Schöne, so viel schelmische Heiterkeit bei so viel graziöser Beweglichkeit, — dazu das reine Deutsch —“

„Sie, sie, mein Herr,“ unterbrach sie mich lebhaft, „erinnern mich in jeder Beziehung an die Männer meines Landes; so viel Galanterie und Artigkeit, so viel Phrasen- und Komplimentengedrechsel bei so viel Artigkeit, und dabei der unverkennbare französische Accent!“

„Ich begreife, Madame, daß ich Ihnen lästig falle,“ sagte ich aufstehend; „aber glauben Sie mir, daß Niemand mehr die eiserne Nothwendigkeit unseres gegenwärtigen Handelns beklagt, als ich.“

„Nein ich die Unerbittlichkeit des Schicksals beklage, das mir nicht gestattet, einen Mann von Ihrer Gesinnung als Landsch in empfangen.“

Ich war verblüfft, durfte aber gleichwohl diese Worte als meine Verabschiedung betrachten, machte deßhalb eine Verbeugung und daemach Miene, mich zu entfernen.

„O, ich bitte!“ rief sie, mit einer anmuthigen Geberde auf meinen Sitz deutend, „bleiben Sie wenigstens mein Gast. Ohne Umstände, mein Herr! Hier haben Sie in Kürze die Erklärung für all' Dasjenige, was Ihnen in meinem Wesen deutsch erscheint. Meine Mutter war eine Elsäßerin. Ich selbst bin im Elsaß erzogen. Wir beingen einen Theil des Jahres dort zu. Wir haben nicht unbedeutende Besitzungen daselbst.“

Ich fühle etwas wie einen sonnigen, warmen Hauch mir zu Herzen dringen. „Sie glauben nicht, Madame,“ erwiederte ich, „wie sehr es mich freut, Sie als eine Deutsche begrüßen zu dürfen!“

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht!“ unterbrach sie mich rasch. „Ich bin Französin mit Leib und Seele und werde als Französin leben und sterben!“

„Der Herr Gemahl ist Franzose, darin liegt's!“ flüsterte ich in mich hinein, und laut fuhr ich fort: „Sie sind Französin in einem deutschen Lande, Madame! Das Elsaß war von jeher deutsches Land und ist jetzt wieder auf's Neue mit Deutschland verkittet durch das Blut unserer Söhne und Brüder!“

„Mag das Land so deutsch werden, als es will,“ versetzte sie, während die Röthe einer glühenden Begeisterung sich in das Gesicht schoß, „unser französisches Blut werden selbst Ihre bewährten Bajonnette uns nicht aus den Adern treiben!“

Die dunklen Augen sprühten Flammen bei diesen Worten, Stirn und Nacken waren in Purpurroth getaucht. Ich konnte keinen Augenblick zweifeln, dieses Weib mit den deutschen Sinn und Wesen hatte auch das mit uns Deutschen gemein, ihr Vaterland über Alles zu lieben, nur daß dieses Vaterland für sie kein anderes als Frankreich war.

Und dann wieder wie ein echtes pariser Kind in ihrer Stimmung wechselnd, frisch sie mit einer raschen Bewegung das lichtlohne Geloc aus dem Antlitz. Die herrlichen Augen nahmen wieder einen lachenden Ausdruck an. Sie streckte mit einem herzgewinnenden Ausdruck in den heiteren Zügen mir die rechte Hand entgegen und sagte: „Aber wozu wollen wir denn den Kampf da draußen hier in meiner friedlichen Behausung fortsetzen? Ueberlassen wir doch das Elsaß, das ja nun wohl für lange Zeit den Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland bilden wird, den Politikern und Staatsmännern. Sprechen wir von etwas Anderem. Erzählen Sie mir von Ihrer Heimat, Ihrer Familie.“

Das that ich denn auch mit aller Offenherzigkeit, die Du mir so oft

Digitized by Google

zum Vorwurf gemacht hat, und fand eine eifrige Zuhörerin. Ich wollte dann das Gespräch auf ihre Familienverhältnisse lenken, um namentlich etwas über ihren in den Krieg gezogenen Gatten zu erfahren, allein sie schlug meinen ersten Versuch hierzu mit den Worten zurück: „Sprechen wir über Alles, lieber Graf, nur schweigen wir über meine unbedeutende Wenigkeit. Glauben Sie mir, es gibt für eine Französin nichts Langweiligeres, als wenn sie gezwungen ist, über sich selbst zu sprechen. Nun das Eine will ich Ihnen offenherzig bekennen: wir gehören dem ältesten Adel Frankreichs an. Mein Vater ist hochgestellter, geachteter Militär im Besitze fürstlicher Reventen, ein Freund des Kaisers und stets in dessen Nähe. Meine Mutter ist todt. Ein Bruder dient als Major in einem Regiment der Chasseurs d'Afrique. Ich habe über sein Schicksal im gegenwärtigen Kriege bis jetzt noch keine Nachricht. Bei Froschweiler soll sein Regiment stark mitgenommen sein. Wissen Sie vielleicht Näheres über das Schicksal der dabei betheiligt gewesenen französischen Kavallerieregimenter?"

„Noch meinen persönlichen Erfahrungen, Madame," erwiederte ich, „ist die Kavalleriedivision, zu welcher jenes Regiment leider gehörte, an jenem für die französischen Waffen unglücklichen Tage vollständig vernichtet worden!"

„Der arme, arme Bruder! . . . Wie unglücklich wird die bedauernswerthe junge Frau sein, wenn sie's erfährt!" rief sie mit einer Thräne im Auge. „Viktor ist verheirathet, Herr Graf, hat Familie, ein hübsches, goldiges Töchterlein, das mir sehr ähnlich sehen soll. Aber er ist ein tapferer Degen, Herr Graf, es wird ihm gelungen sein, sich durchzuschlagen. Meinen Sie nicht auch?"

Ich konnte in einem Anfluge von satyrischer Laune nicht umhin, ganz leicht mit den Schultern zu zucken. „Mit dem Durchschlagen ist's eine eigenthümliche Sache," erwiederte ich dann; „der Marschall Bazaine zum Beispiel arbeitet daran nun schon vier ganze Wochen und bringt's doch nicht fertig. Indessen wünsche ich Ihrem Herrn Bruder alles mögliche Gute, und wenn er sein Ehrenwort gegeben hat, in diesem Kriege nicht mehr gegen uns zu fechten —"

„Das thut er nicht! das thut kein Cordillere!" unterbrach sie mich mit blitzenden Augen. „Wir Alle sind für den Krieg bis zum Aeußersten!" — Eine Pause entstand. Es war, als wolle sie etwas recht Herbes, Bitteres hinzufügen; doch unterdrückte sie, tief Athem holend, ihre Regung mit den Worten: „Sprechen wir von etwas Anderem, Herr Graf!" — Es schien dieß eine stehende Redensart bei ihr zu sein, wie sie es auch lieben mochte, im Zuge von einem Thema auf das andere zu springen. (Ich spreche selbstverständlich von oberflächlichen Gesprächsgegenständen, weil ich später Gelegenheit hatte, mich von ihren eingehenden Bemerkungen über tiefere Lebensfragen zu unterrichten.)

„Es sind zu auch mehrere Generale in die Gefangenschaft gegangen," spielte ich an, lediglich in der Absicht, zu erfahren, ob sie den Gatten über oder unter den Bruder stellte.

„O ja, ich glaube das schon; aber bitte, sprechen wir nicht mehr vom Kriege!"

In der That sprachen wir denn auch nicht mehr vom Waffenhandwerk, dagegen über manches Andere, und ich muß offen bekennen, einen der reizendsten Abende meines Lebens an der Seite dieses herrlichen, gemüth- und phantasiebegabten Weibes verbracht zu haben. Eben so anregend wie fesselnd in der Unterhaltung, eben so geistlos witzig, wie voll tiefen, schwärmerischen Gefühls, eben so voll ruhiger Gelassenheit, wie lebhaft in ihrer Heiterkeit, schlug sie nicht bloß alle Saiten menschlicher Herzensempfindungen an, sondern berührte auch mit Geist und Klarheit die bedeutendsten Fragen der Zeit, die wichtigsten Interessen der Völker. Der Abend kam heran, ich wußte nicht wie. Eine Kammerzofe erschien und deckte den Tisch. Champagnerflaschen, Pasteten von Gänseleber, Braten, Kompot und Backwerk von schätzenswerther Dunkelzeit zierte die Tafel, und meine schöne Wirthin wurde nicht müde, mich zum Zulangen zu nöthigen. Seltsam, alle meine Pulse flogen der holden Frau entgegen! Ihre Gegenwart benauschte mich und doch aß ich mit ausgezeichnetem Appetit. Setze es auf Rechnung des Unterschiedes zwischen diesem luxuriösen Mahle und den nichtsbereiteten Rindesbeefsteaks des Feldes; aber glaube um's Himmels willen nicht, daß ich verliebt bin. Der Gedanke, daß Hortense das Weib eines Andern ist — und dieß unterliegt keinem Zweifel, denn hätte ich es nicht bereits von dem Bedienter erfahren, so würde es ihre stolze Zurückhaltung mir bestätigen — setzt meinem Herzen Schranken und erhält es zugleich in seiner glücklichen Freiheit. Aber ich wünschte doch, sie wäre frei und mir wäre es vergönnt, um sie zu werben. Hortense ist das Ideal des Weibes, wie ich es in einsamen Stunden mir geträumt habe.

Genug davon! es darf nicht sein und es kann nicht sein . . . und daß mein Herz nicht durchbrennen wird, wenn Moral und Vernunft auf Vorposten stehen, dessen kannst Du versichert sein.

Aber das muß ich Dir noch sagen, ich habe in dem weichen seidenen Daunenbette eine unruhigere Nacht verbracht, als auf dem harten Strohlager des Bivouaks, wenn Regengüsse auf mich niederrauschten und der Herbststurm mir die dünne Decke wegzufegen drohte; und als ich endlich erwachte, war es mir so eigenthümlich leer und öde in der Brust. Eine Art wilder Sehnsucht reinigte mich, ein analysirendes, unbeschwindbares Durcheinander von Mitmuth, Abspannung und Herzensbangigkeit, was Alles erst mich, als ich beim Frühstück der holden Frau gegenüberstand und sie mich mit ihrer süßen Silberstimme fragte, ob ich gut geschlafen und ob die Wolken auf meiner Stirn etwa die Nachwehen eines bösen Traumes seien? — —

Und nun sitze ich hier in diesem reizenden Asyle einer himmelanstrebenden Frauenseele und denke über meine jüngsten Erlebnisse nach. Es war mir Bedürfniß. Die all' das so genau und detaillirt zu schildern, und ich bin dadurch zur Klarheit über meine Empfindungen gelangt. Es wird Zeit, daß ich von hier fortkomme, ehe das alles lebhaft empfindende Soldatenherz sich in gefährliche Träumereien einläßt. Das will dahinbrausende Schiff hat einen Augenblick auf einem grünen, sonnigen Eiland geankert, nichts weiter. Hinaus in's freie, offene Feld! Du glaubst nicht, wie es mich nach Schlachtenlärm und Kanonendonner verlangt. An der Spitze meiner Husaren, über Hecken und Zäune stürmend, ist mir's am wohlsten. Hinter mir die unabsehbaren Infanteriekolonnen der Unseren, vor mir in weiter Ferne den flüchtenden Feind — über Berg und Thal, durch Sumpf und Morast — das ist meine Bestimmung, und wahrlich, für einen Husarenoffizier gibt's keine schönere!

(Fortsetzung folgt.)

Buchstabenräthsel.

Mein Wörtlein wünscht, daß ihr erlaubt,
Es mechte mannigfach sein Hamyt.

1. Setzt eine alte, reiche Stadt,
Die wunderweise Ausschrift hat.
2. Halt Maha und Sünde stets also!
Dein Kopf wird Nar, Dein Herz wird frei.
3. Wird Liebestadt gelordert sein,
Dann willige mit mir stets ein.
4. Scheint ich Dir bitter, 's schadet nicht —
Die Bahrheit ist des Irrthums Licht.
5. Setzt hinten mir ein Hätchen an,
Führt ich Dich auf des Irrthums Bahn.
6. Nun end' ich meinen Wechselkauf
Und führe Euch zum Himmel auf.

Auflösung der Charade Seite 319:
Landvogt.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 336:
Ein Quäker.

Redaktion, Druck und Verlag von Gb. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 31. Stuttgart und Leipzig.

Im Franziskanerthurm.

Erzählung von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Das Liebesverhältniß zwischen Rudolph Schröder und der Seilerstochter Wilhelmine Hansen hatte in dem kleinen Orte ein Geheimniß bleiben können. Es hatten mancherlei Umstände dazu beigetragen. Die Liebenden, denen an der vollsten Heimlichkeit lag, waren vorsichtig gewesen. Sie hatten sich nur in den Ferien gesehen; da nur zu Stunden und an Orten, wo Niemand ihnen begegnen konnte. Der Postmeister des Städtchens war ein alter, knurriger, grober und verschwiegener Beamter, der Jeden aus dem Hause geworfen hätte, der ihn nach der Korrespondenz Dritter hätte fragen wollen; Wilhelmine holte und brachte ihre Briefe selbst, und er nickte ihr bald vertraut und freundlich zu: „Auf mich können

Der Steinmarder. Originalzeichnung von H. Specht. (S. 363.)

Digitized by Google

Sie sich verlassen. Wenn ich jung wäre, hm, dann dürften Sie nur an mich schreiben."

Freundinnen, die ihr Geheimniß ihr hätten entlocken können, hatte Wilhelmine nicht.

Sophie Schröder aber hatte schärfere Augen für den Bruder, als alle Anderen.

Ihr Bruder selbst hatte gleich am ersten Tage, da er die Seilerstochter gesehen, ihren Verdacht geweckt. Der Verdacht hatte sie nicht wieder verlassen, wenn sie gleich nur wenige Nahrung, nur immer wieder Vermuthungen für ihn fand, im Grunde nur seine regelmäßigen geheimen Ausgänge des Abends. Sie schwieg daher lange, beobachtete aber um so genauer. Und da sie ihr Muthen auf.

Wilhelmine Hansen hatte früher mit ihrem Bruder an den Vergnügungen der Gesellen des Ortes Theil genommen, in Tanzsalen, auf den Kirchweihen, an den warmen Abenden im Frühling und im Sommer des Sonnabends und Sonntags, wenn die jungen Burschen und Mädchen singend durch die Straßen der Stadt zogen. Sie war die Schönste, ihre Stimme die reinste und klarste; sie war die Fröhlichste, sie war die Gefeiertste. Sie verrückte allen den jungen Leuten die Köpfe, hatte Sophie zu ihrem Bruder gesagt. Da war Rudolph zur Universität zurückgekehrt. Zwei Tage lang war Wilhelmine Hansen still gewesen; dann erschall ihr Gesang wieder hell und fröhlich wie vorher. Aber man hörte ihn nicht mehr auf den Abendgängen durch die Stadt; die Seilerstochter war nicht mehr dabei; man sah sie nicht mehr auf den Kirchweihen, nicht mehr in den Tanzsalalen. Und wenn man sie einmal auf der Straße sah, so ging sie nicht mehr keck und laut, den jungen Leuten, denen sie die Köpfe verrückt hatte, Blicke zuwerfend; sie schritt still, bescheiden, die Augen gesenkt; und dann war auch ihre Kleidung ausgewählter und bescheidener, und es saß ihr Alles besser und —

„Sie sieht vornehmer aus!" sagte sich Sophie Schröder.

Und sie sagte es sich mit Schrecken, und ihrem Bruder sagte sie nichts!

„Ich würde Oel in's Feuer gießen!"

Da kam er als Referendarius zurück, so schön, mit so reichen Aussprüchen an eine glänzende Zukunft.

Mit der Seilerstochter?

Das Herz wurde ihr beklommen. Sie mußte jetzt mit ihm sprechen.

„Rudolph, wie steht Du mit Wilhelmine Hansen?"

Er wurde doch roth, als er sein Geheimniß verrathen sah.

Aber er wollte nicht leugnen, er konnte die Geliebte nicht verleugnen.

„Sie ist meine Braut," sagte er ruhig.

Sie sagte nichts weiter.

Es war ihm ein Vorwurf, aber er schwieg darauf. Eine Frage hatte er doch noch: „Wissen die Eltern darum?"

„Nein, und es ist auch gut, daß sie nichts erfahren. Es würde sie beunruhigen."

„Warum?" mußte er nun doch weiter fragen.

„Warum? Sie würden fürchten, daß ihr Sohn schlecht gegen das Mädchen handeln könne!"

„Fürchtest Du das?"

„Bewahre Dich Gott davor, Rudolph!"

Damit brach sie das Gespräch ab.

Das war ihre Sorge gewesen.

Sie sprachen Beide nicht wieder darüber.

Rudolph Schröder konnte nur wenige Wochen in der Heimat bleiben; er mußte seine neue, praktische Laufbahn antreten, weiter verfolgen.

Die Liebenden sahen sich täglich, wie früher, auch heimlich. Sie waren glücklich, wie früher.

So kam er noch einmal wieder, im nächsten Jahre.

Sie waren und blieben immer glücklich.

Als er dann schied, sagte er: „Wenn ich jetzt zurückkomme, Wilhelmine, kann ich öffentlich um Dich werben, Dich zu meinen Eltern, zu meiner Schwester führen, Dich der Stadt als meine Braut zeigen."

Er kam nicht wieder.

Doch, er kam wieder, aber um eine Andere der Stadt als seine Braut zu zeigen.

Nein, auch das nicht!

Er arbeitete bei den Gerichten in der Residenz. Er lernte hier das Leben von einer andern Seite kennen, als es in seiner kleinen Vaterstadt, auf dem Gymnasium, auf der Universität sich ihm dargestellt hatte. Er stand anfangs entsetzt davor, vor diesem starren Egoismus, vor dieser Genußsucht, innerlichen Leere, äußerlichen Maßerthest. Sein Leichtsinn half ihm dann bald über das Entsetzen hinweg, er verwunderte sich nur; dann begann er zu bewundern; da war nur noch Ein Schritt zum Verstinken. Vor dem Schritt wurde er bewahrt. Er wurde zu seiner Beschäftigung einem Obergerichte in einer großen Provinzstadt überwiesen.

Hier eröffnete sich ihm wieder ein anderes Leben. In der Residenz war er nur der Gehülfe junger Kollegen und jüngerer Offiziere gewesen; nur mit ihnen, kaum unter ihnen war seine Person in Betracht gekommen. In der Provinzstadt, bei dem Gerichtshofe, dem er zugetheilt war, wurde er bald der Gegenstand einer besonderen, nur seiner Person gewidmeten Aufmerksamkeit. Er zeichnete sich aus durch sein Talent, seine Kenntnisse, seine Geschäftsthätigkeit. „Der wird eine ausgezeichnete Carriere machen," sagten seine Kollegen, die Räthe, die Präsidenten des Gerichts, sagten sich dann die Mütter heirathsfähiger Töchter, sagten die jungen Damen sich selbst, wurde dann ihm selbst klar durch das Zuvorkommen der Väter und Mütter und der jungen Damen. Wie hätte er nicht eitel werden, wie hätte er nicht Betrachtungen manchertei Art anstellen, wie hätte der Versuchungen nicht Vergleiche mancher Art finden sollen? Und die Eitelkeit half dem Leichtsinn, und der Leichtsinn wieder der Eitelkeit.

Das Seilermädchen?

Aber sie war so schön! Ihre Schönheit hatte sich so wunderbar, so ideal entwickelt, als er sie das letzte Mal sah. In der großen Provinzstadt war Keine, die nur entfernt ihr gleich kam.

Aber sie war doch das niedrige Seilermädchen. Sie mußte seiner Carriere im Wege stehen. Und Carriere wollte, mußte er machen, und der Präsident und die Geheimenräthe, deren Töchter alle so freundlich gegen ihn waren, hatten Konnexionen bis in die höchsten Regionen der Residenz, und Konnexionen machen die Carriere.

Er ward den Gedanken anfangs wohl weit von sich; es that ihm dann weh im Herzen, wenn er sich seiner nicht mehr entschlagen konnte. Aber man gewöhnt sich auch an den Schmerz und fühlt ihn zuletzt nicht mehr.

Carriere! war sein Gedanke.

„Ich kann dann desto eher Wilhelmine heirathen!" tog er sich zuerst vor.

„Aber sie selbst steht mir im Wege!" heuchelte er sich dann.

Seine Briefe an die Geliebte wurden seltener und ungleich, bombastisch zärtlich, verdrießlich, mürrisch, unzufrieden mit aller Welt, wieder voll Schwulst, wieder unglaublich.

Wilhelmine Hansen, unbekannt mit der Welt, dem Herzen und seinem Leichtsinne, seinem Wankelmuth, seinen Lügen, seiner Heuchelei, wurde wohl unglaublich über das Unglück, das sich in seinen Briefen aussprach, aber den Grund dieses Unglückes konnte sie nicht ahnen. Sie sah nur die Liebe, die Treue, die er ihr freilich heuchelte. Sie suchte ihn zu trösten, aufzurichten. Sie glaubte, er müsse sich überarbeiten; sie bat ihn, Urlaub zu nehmen und nur auf einige Tage zu ihr zu kommen; es werde dann Alles wieder gut sein.

Noch ein paar Mal antwortete er.

Dann blieben seine Briefe aus.

Sie schrieb dennoch an ihn. Sie beschwor ihn um eine einzige Zeile.

Sie erhielt keine.

Sie dachte, es sei ihm ein Unglück begegnet.

Sie wollte den schwersten Schritt ihres Lebens kaun, bei seiner Schwester Sophie sich nach ihm erkundigen. Sie hätte dadurch das Versprechen des Geheimnisses gebrochen.

Es wurde ihr erspart durch den alten Inurrigen Postmeister.

Jeden Tag ging sie zu ihm, ob noch kein Brief für sie da sei.

Der alte Mann schüttelte lange still den Kopf über ihre Trauer, über den Schmerz, die Angst, die ihren Wangen das Roth, ihren Augen den Glanz raubten.

Einen Tages sagte er ihr: „An seine Eltern schreibt er, und nun hören Sie, Kind, ich habe mich noch ihm erkundigt, hier Sie. Leichtsinnig war er immer. Ich fürchte, er ist jetzt schlecht geworden. Er ist da hinten in der großen Stadt gefund und munter und wohlauf, und läßt sich von vornehmen Damen den Hof machen, und Sie hat er vergessen!"

„Stoßen Sie mich von Dir," hatte sie zu ihm gesagt, „wäre ich Dir nicht mehr Alles, ich könnte keine Stunde mehr leben!"

Sie verfiel in eine schwere Krankheit.

Sie genas.

Sie wurde wieder schön, wie sie je gewesen war; sie blieb nur bleich.

Aber munter, fröhlich wurde sie nicht wieder. Nie hörte man sie wieder singen.

Sie drehte dem Vater das Rad; sie saß stumm, in sich gekehrt.

Ihr Bruder war nicht mehr da, er war auf Wanderschaft in die Fremde gegangen.

So war ein Jahr verflossen.

„Ein Jahr geht bald vorbei!" hatte sie früher gesungen. Das Jahr hatte ihr nicht seine Treue, nicht ihre Lieder wieder gebracht. Ihre Treue und ihre Liebe bewahrte sie ihm immer.

In dem zweiten Jahre war eine Veränderung in ihrem Hauswesen eingetreten. Nach der Abreise ihres Bruders hatte sie mit ihrem Vater allein gelebt. Er hatte sich lange nicht dazu entschließen können, einen fremden Gesellen anzunehmen. Da meldete sich ein Landsmann bei ihm, der auch auf seiner Gesellenwanderung war. Es war zugleich ein entfernter Verwandter, der ihn Vetter nannte. Dem alten Mann wurde die Arbeit allein zu schwer; seinem Sohn gefiel es in der Fremde noch immer gut;

Digitized by Google

er nahm den Vetter an. Der neue Gesell war ein hübsche junger Mann mit lebhaften schwarzen Augen, krausen Locken; er war ein tüchtiger Arbeiter, zu Allem geschickt. Er war vom Rhein, er hatte das fröhliche, leichte rheinische Blut. Er hatte das beste Herz. Aber er hatte Einen Fehler: er geriet leicht in Hitze und Zorn; bei Kleinigkeiten konnte er aufbrausen, und er konnte dann sich selbst nicht. Ein unbedachtes Wort seiner Kameraden brachte das wilde Feuer in ihm zum Aufodern; er hatte oft Streit auf der Herberge. Bei der Arbeit, wenn ihm etwas nicht gelingen wollte, wüthete er gegen den Hanf, gegen die Schnuren, die ihm „nicht parieren wollten". War der Zorn vorbei, so war er wieder der gutmüthigste Mensch; er bat Jeden um Verzeihung, dem er wehe gethan oder nur ein heftiges Wort gesagt hatte. Gegen die schöne, bleiche, stille Muhme war er von Anfang an die Aufmerksamkeit selbst. Sie war ihm gut, so weit er gut zu ihr war. Er fühlte bald mehr für sie. Der Vater übertrug ihm nach und nach die meiste Arbeit. So waren Wilhelmine Hansen und der hübsche Florian Wittmann meist allein in der Seilerbahn; er spann und sie drehte ihm das Rad. Aber er sang dabei und sie laß still. Anfangs sang er die munteren Lieder seiner Heimat, dann die wehmüthigen, traurigen. Ihm war es weh und traurig um das Herz geworden, mit der schönen, bleichen, stillen Muhme, die so unglücklich sein mußte, für sie. Die Liebe zu ihr war in sein junges Herz eingezogen. Ohne Muth zuerst, er liebte, litt und seufzte nur.

„Was fehlt Ihnen, liebe Muhme Wilhelmine?" wagte er dann zu fragen.

„Nichts, lieber Florian," antwortete sie ihm, aber gütig.

„Aber Sie sind unglücklich, Muhme!"

„Ich sehe wohl nur so aus."

Ein paar Wochen später hatte er schon mehr Muth.

„Ich möchte so gern Sie ganz glücklich sehen, liebe Muhme."

„Es wird schon wieder werden."

„Wenn Sie wieder am Rhein wären! Es ist ja doch nirgends schöner, als am Rhein —"

Sie seufzte.

Für sie war auch der Rhein nicht mehr schön.

„Mein Vater hat ein hübsches Heimwesen am Rhein. Ihr Vater kennt es ja. Die Spinnbahn liegt nahe am Ufer; man sieht weit auf den Strom hinaus; man hört das Plätschern seiner Wellen."

„Das muß recht schön da sein," meinte Wilhelmine.

„Ach, Muhme, wenn wir Beide da zusammen wären!"

Sie erwiederte nichts darauf, und auch er schwieg.

Nach acht Tagen aber sagte er: „Ich glaube, mein Vater würde es gerne sehen, wenn ich bald wieder zu Hause käme."

„Ich kann es mir denken," erwiederte sie.

„Er will mir sein Heimwesen übertragen. Sie wissen, ich bin der einzige Sohn."

„Ich weiß es."

„Ach, meine liebe Muhme Wilhelmine —"

Sie sah plötzlich zu ihm auf, so fonderbar, so fremd.

Er konnte kein Wort mehr sprechen.

Drei Wochen lang vermochte er zu schweigen, das Weh und die Heftigkeit seiner Leidenschaft in seiner Brust zu verschließen. Dann mußte er wieder sprechen, und diesmal mußte er ihr Alles sagen.

Von einem Bekannten hatte er erfahren, daß sie mit einem vornehmen jungen Manne eine Liebschaft gehabt habe, aber sitzen gelassen sei; darum sei sie so unglücklich und traurig. Mehr hatte der Bekannte nicht gewußt.

Seine Liebe erlitt dadurch keinen Eintrag. Er faßte nur einen tiefen Groll gegen den vornehmen Schurken, der sie so unglücklich gemacht hatte. Das mußte er ihr sagen.

„Muhme Wilhelmine, ich weiß, warum Sie so unglücklich sind."

Sie erschrak doch bis in das Innerste ihres wunden Herzens.

„Ein schlechter, elender Mensch hat Sie betrogen!"

„Was wissen Sie davon?" rief sie.

„Nichts, als was ich sagte. Aber es ist genug für mich. O, wenn ich den Menschen hätte, ich wollte ihm zeigen, wie ein ehrlicher Arbeiter mit solchen vornehmen Schurken verfährt.

„Sie thun ihm Unrecht, Florian!" sagte sie.

„Sie lieben den schlechten Menschen noch, Wilhelmine!"

„Er ist kein schlechter Mensch, er war nur schwach, er — Aber sprechen wir nicht weiter darüber."

„Welch' ein Engelsherz haben Sie!" mußte er doch noch sagen.

Aber einige Tage später sagte er ihr Alles.

„Wilhelmine, ich habe über Sie nachgedacht, und auch über mich. So wie jetzt, kann es mit Ihnen nicht bleiben. Sie müssen von hier fort. Sie denken hier immer an den schlechten Menschen, den Sie nur schwach nennen, und das zehrt Sie auf. Kommen Sie an den Rhein, — mit mir, Wilhelmine! Ich denke es Ihnen schon einmal an. Jetzt bitte ich Sie geradezu. Werden Sie meine Frau! Ich will Sie auf den Händen tragen. Sagen Sie Ja!"

Er hatte ihre Hände genommen. Sie ließ sie ihm. Aber sie konnte nicht sogleich sprechen.

„Sagen Sie nicht Nein, Wilhelmine!"

Sie sagte nicht Nein.

„Sie sind ein so braver Mensch, lieber Florian!"

„Sie sagen Ja?"

„Liebes Jahr!"

„Dann soll ich Ihr Ja haben?"

„Wenn Sie es noch wollen, ja."

„Immer, immer!"

„Ueber's Jahr liege ich längst im Grabe!" war ihr Gedanke.

„Ein Jahr geht bald vorbei!" war der seinige.

Aber eine Bedingung hatte sie noch.

„Aber nun eine Bitte, lieber Florian! Es ist für uns Beide nicht gut, wenn wir länger beisammen bleiben. Reisen Sie nach Hause zurück, übernehmen Sie das Heimwesen Ihres Vaters, und wenn das Jahr vorbei ist, dann —"

„Hole ich Sie ab in mein Haus, als meine Frau?"

„Ja!"

„Geben Sie mir die Hand darauf!" bat der eheliche Bursch.

Sie gab ihm die Hand.

Darauf?

Dann hatte er noch eine Bitte.

„Sagen Sie Du zu mir. Die Meisterstochter darf es ja zu dem Gesellen sagen."

„Der Bettee darf es auch zu der Muhme sagen," lächelte sie ihm zu. Es war ihr erstes Lächeln seit vielen Jahren. Es war so schmerzlich. Es war bennoch wieder ein glückliches.

Sie hatte ihrerseits eine Bitte an ihn.

„Nun werde auch nicht wieder heftig, jähzornig, lieber Florian! Gib mir Deine Hand darauf!"

Die gern gab er ihr die Hand, und auch darauf; wie ehrlich verschrak er es, wollte er sein Versprechen halten!

Er hielt es auch — lange, bis zu einem schweren Augenblick.

„In sechs Wochen reise ich ab," war dann noch seine Bitte gewesen. „Dein Vater muß erst einen andern Gesellen haben."

Sie war einverstanden.

Acht Tage später kehrte der Amtshauptmann v. Haldrung mit seiner Frau und Tochter aus dem Bade zurück.

Am Tage nachher ging Ludovika v. Haldrung zu der Frau Schröder, um ihr mitzutheilen, daß sie die glückliche Braut ihres Sohnes sei.

An demselben Tage wußte die ganze Stadt das Ereigniß, das Glück des Sohnes der Rektorswittwe, der schon das schöne Amt habe und nun auch noch das vornehme und reiche und schöne adelige Fräulein zur Frau bekommen, und gewiß über einige Jahre mit ihr als der Nachfolger ihres Vaters in das große Amthaus ziehen werde.

Auch Wilhelmine Hansen erfuhr es. Sie wurde nicht stiller und nicht bleicher, als sie schon war.

Sie mußte nur die Braut des Mannes sehen, dessen Braut, dessen Liebe, dessen Alles sie gewesen war. Sie hatte bisher um das Fräulein sich nicht gekümmert.

Sie sah sie, das schöne, das freundliche, das glückliche Kind.

Ihr Herz empfand wohl ein tieferes, ein schmerzlicheres Weh. Aber: „Desto früher wird es ruhig werden, für immer!"

Vier Wochen später kam Rudolph Schröder nach mehrjähriger Abwesenheit in die Vaterstadt, zu seiner Mutter, zu seiner Verlobten, nicht zu der Verlassenen, Betrogenen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Steinmarders.

Von

C. Freiherrn von Thüngen.

(Mit S. 361.)

Wenn der frühlingvorheißende März begonnen, die ganze Natur zu neuem Leben erwacht, und Alles sich anschickt zum Knospen und Sprossen, dann regt es sich auch in der Thierwelt. Gefühle, welche bis jetzt unter der Herrschaft der eisigen Kälte des Winters gefchlummert haben, werden jetzt in den Thieren rege, und dieß Sehnen zu befriedigen, wenn die Gefühle immer mächtiger geworden sind, dazu ist jetzt die Zeit gekommen.

Eine schöne Frühlingsnacht ist angebrochen. Glühend beleuchtet der Vollmond, welcher allmälig hinter dem dunkeln Walde hervorgetreten ist,

Digitized by Google

mit seinem zauberischen Lichte das auf dem besselben liegende Dörfchen, durch welches wir, vom Schneefenanstande heimkehrend, unsern Weg nehmen, um in der Dorfschenke einen kleinen Imbiß einzunehmen. An einem Hause vorübergehend vernehmen wir vom Dache herab ein äußerst durchdringendes, mit einem eigenthümlichen Mureen verbundenes Geschrei; daß es nicht die Herz und Ohr zerreißenden Liebeslaute eines der süßen Minne pflegenden Hauskapenliebhabers sind, soviel läßt und unser geübtes Waidmannsohr unterscheiden. Unser nach dem Dache gewendeter Blick läßt uns zwei unförmige Thiere erkennen, die sich balgend mit einander herumbeißen und sich fast in einander verwickelt haben. Rasch ist die Doppelstinte von der Schulter genommen, der Hahn gespannt, ein Knall durchhallt die Stille der Nacht, welche nur dann und wann vom Gebelle der Hofhunde unterbrochen wird — darauf ein dumpfer Fall — und da wir zu unserer Beute eilen, erkennen wir in derselben zwei prächtige Steinmarder, welche, um den Besitz des Weibchens kämpfend, ihre auch durch das Wiedererwachen der Natur erregten Liebesgefühle nun mit dem Leben bezahlen mußten. Wollen wir die Gestalt und Lebensweise dieses trotz seiner geringen Größe sehr gefährlichen und blutdürstigen Raubthieres in Nachstehendem etwas näher kennen lernen!

Der Steinmarder ist unter den in unserer unmittelbaren Nähe lebenden Raubthieren das interessanteste, ausgezeichnet durch seine Schönheit, Gewandtheit und Klugheit, aber auch edenso gefürchtet und gehaßt vom Jäger, noch mehr aber vom Landmanne, unter dessen Federvieh er oft sehr große Verwüstungen anrichtet. Was seine Gestalt anlangt, so gleicht diese sehr der des Wiesels; es ist nur größer; der runde, eben etwas platte Kopf ist kurz zugespitzt und gleicht dem Kopfe eines kurzschnauzigen Spitzhundes; die schwarze, stets feuchte Nase ragt etwas über der Lefze hervor; die blaulichen „Seher" (Augen) stehen weit von einander, etwas schief und blitzen im Finstern; die kurzen „Lauscher" (Ohren) sind breit und zugerundet; der Leib ist schmäler als der einer Katze und schlank, mit kürzeren wolligen und längeren steifen Haaren besetzt. Die Färbung des im Winter weißgelben Pelzes ist am ganzen Körper kastanienbraun, mit Ausnahme des Halses und der Vorderbrust, welche weiß, und der Kehle, welche schwarzbraun sind. Es gibt jedoch auch Farbenvarietäten; so wurde vor mehreren Jahren bei Gunzenhausen in Mittelfranken, im Königreiche Bayern, ein blendend weißer Steinmarder geschossen, dessen Pupille, Augenlichter und Schnauze von rothgelber Farbe waren und der somit alle Kennzeichen eines Kakerlaken an sich trug.

Der Steinmarder bewohnt vorzugsweise die Scheunen, namentlich solche, welche altes Gebäll haben und an Mauern angelehnt sind oder mit alten Gebäulichkeiten zusammenhängen. Auch lieb er es, auf Böden einzeln stehender Gartenhäuser sein Tagquartier zu nehmen, und zuweilen verschwabt er selbst eine Baumhöhle in der Nähe unserer Wohnungen nicht. Auch in Felsklüften, Steinritzen und Erdhöhlungen bereitet er sich sein Lager. Er obgleich, einsamer und am wenigsten heimtückisch ein Bestied sich vorfindet, desto augenehmer ist es dem Steinmarder; doch siedelt er sich nie an einem Orte an, wo er nicht in seinem Aufenthalte selbst oder in dessen nahe Umgebung Fraß vorfindet. So ist er in Städten viel seltener, als auf dem Lande, theils der Unruhe, theils des Mangels an Beute wegen; in Städten trifft man ihn dahee nur auf den Dachboden großer Gebäude, deren Bewohner einen bedeutenden Vorrath an Federvieh haben.

Ende Februars oder Anfangs März, je nachdem die Witterung noch kalt oder milde ist früher oder später, regt sich im Steinmarder der Begattungstrieb. In der Nähe des Lagers des Weibchens versammeln sich mit einbrechender Nacht mehrere Männchen, dort und da sitzend, sich mit freundlichen Blicken messend, Zwistsüchtigkeit den Gegenstand ihrer Wünsche erwaetend, aber nicht wagend, sich demselben, während es noch in seiner einsamen Zelle ruht, zudringlich zu nähern. Jetzt fährt das Weibchen aus seinem Verstecke hervor, die Anwesenheit der harrenden Anwaten gleichsam unbeachtet lassend, und stuft am Hausdache hin, die Gourmacher rasen der Holden nach, einer den andern an Gie übeehietend. Es entspinnt sich zwischen den Männchen ein furchtbarer Kampf, mit ihm ertönt weit hörbar ein katzenähnliches Geschrei, ein wideig schnurrendes „Zäckern". Unbekümmert darüber setzt das Weibchen sein Dachrennen fort und verschwindet plötzlich durch eine Dachlücke, verfolgt von dem Sieger oder einem schlauen Anwoolo, der sich dem Kampfe glücklich zu entziehen wußte, während die Uebrigen sich noch tüchtig zerzausen und das Zusehen haben, bis der siegreiche Prowenade von Neuem beginnt und ein anderer zum Ziele gelangt.

Sobald das Ende des April oder der Mai herangekommen ist, geht das Weibchen, welches sich schon längst von der Begleitung des Männchens zurückgezogen hat, mit dem Gedanken um, die zukünftigen Nachkommenschaft eine Geburts- und Pflegestätte zu bereiten. Gewöhnlich wird die Scheune oder der Stall dazu erwählt und daselbst aus Stroh und Heu eine Höhle und aus Federn, Wolle und Haarwerk ein Lager gefertigt. In diesem Lager bringt das Weibchen gewöhnlich in der neunten Woche drei bis fünf fast ganz unbehaarte Junge zur Welt, welche neun bis vierzehn Tage blind bleiben und nun den Gegenstand der mütterlichen Zärtlichkeit und Sorge bilden, die ihnen auch die Mutter in größtem Maße zu Theil werden läßt, was sich schon darin bethätigt, daß sie bei der geringsten Gefahr, die den Jungen durch Menschen oder Hunde droht, ein Jungee nach dem andern im Maule fortträgt und sich und ihnen in einem mehr geschereten Winkel nach geschehener Verlegung ein neues Lager bereitet. Diese aufmerksame Muttersorge ist um so nöthiger, als die jungen Steinmarder damme und sehr unbehilfliche Thiere sind, so daß sie in den ersten drei Monaten das Lager nicht verlassen, und schon über halbwüchsig von der Mutter noch gesäugt und mit Fraß verlehen werden müssen, wofür sie aber auch das gefährlichste Mutterherz durch possierliche Sprünge und Spielereien gar sehr erfreuen und es mit der süßen Hoffnung erfüllen, in diesen gewandten Gaunern würdige Rachegee auf der Bahn der elterlichen Raubgewandtheit und Mordlünste zu sehen.

Der erste Ausgang der Mutter mit den Jungen, um diese, wie man im gemeinen Leben sagt, weltklug, das heißt lolallundig und raubgewandt zu machen, geschieht in der Abenddämmerung, allmälig aber immer später, bis die Jungen gestählt und gelibt genug sind, um sich selber ihr Brod zu verdienen, d. h. den jungen Tag auf der Baumhaut zu liegen, dagegen die Nacht hindurch unter bequemem Herumschleichen mit leichter Mühe ein gutes Gestügel- oder Früchtenmahl nebst einem Dessert von verschiedenen Leckereien zu halten und dann im süßesten Wohlbehagen zu verdauen, während die Hausfrau über den entwölferten Hühnerstall, über die aufgeschlürfenen Eier, über den geleerten Honigtopf im Jammergeschrei ausbricht, und während der Jäger den gemeinden Räuber in der Schneise, den tückischen, blutgierigen Mörder so manchen Hasleins, manchen Federwilds mit einem derben Fluche verwünscht. Die jungen Mordee teeten übrigens mit großem Zagen ihre erste Wanderung an, allein die List der Mutter führt die Zögernden spielend aus der Schlupfwinkeln heraus, oder eine Maus, ein Vogel im Maule der Führerin wird sogleich benützt, sie laufzulocken. Jetzt ihrer Hinzahe an das lindliche Spielen und Jagen vergißt die Mutter die nöthige Vorsichtsmaßregel nicht. Ihr feines Gehör hat das Knacken eines Reifes vernommen, oder sie „wittert" die Nähe eines Menschen oder Hundes; plötzlich hält sie inne, „fichert" in gespannter Aufregung einen Augenblick und eilt dann dem Schlupfwinkel zu, gefolgt von den mittraurig gewordenen Jungen. Oft nachdem sie vollkommene Gewißheit erlangt haben, daß weder Hilfe sicher ist, kommen sie zum Vorschein. Sind die Jungen zu den würdigsten Schülern der würdigsten Eltern herangeblüht, dann trennen sie sich von diesen wie unter sich selbst, und nun ist jedes Herr im eigenen Hause.

Auf seinen Raubzügen ist der Steinmarder eben so listig und verwegen, als listig und schlau. Die Natur hat ihm aber auch die dazu erforderlichen Eigenschaften verliehen. Er „vernimmt" (hört) sehr fein und „gewahret" (sieht) und „witteet" sehr scharf; damit verbindet er einen sehr hohen Grad von Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Flüchtigkeit, welcher jedoch nur des Nachts sich zeigt, während er bei Tage träge ist und gewöhnlich sich dem Schlafe hingibt. Er klettert ausgezeichnet, kein Taubenschlag ist ihm zu hoch, er erreicht ihn; eine Oeffnung, welche den Kopf durchläßt, genügt an Weite auch dem ganzen Leibe. Seine Raub- und Freßgierde ist groß; er geht in der Regel aber nur bei Nacht auf Raub aus, ausgenommen die Zeit, wo er Junge hat. Er raubt nicht, um bloß seinen Hunger zu stillen oder sich recht voll zu freffen, es ist die grausamste Blutgierde, die wildeste Mordlust, die ihn beim Rauben beherrscht. Geflügelställe und Taubenhäuser vermag man kaum genug vor ihm zu sichern, er wagt sich zuweilen hinein ohne großes sich unter der Mauer eine Oeffnung in dieselben und ist dann augenblicklich unter dem aus Angst wie unsinnig beeumstatternden Geflügel. Nun beginnt der Blutgierige das Tödten und hört nicht eher auf, bis er Alles, was er zu erreichen vermag, seiner Mordwuth geopfert hat. Es mangelt nicht an Beispielen, daß er in einem Geflügelstalle, worin mehr als dreißig Stück Hühner gewesen, alle gemürgt, allen das Blut ausgesogen, aber nur ein Stück fortgeschleppt hat. Nächtlicher Weile schleicht er sich auf die Saatfelder, in's Getraide, und raubt da junge Hasen, auch Rebhühner, Wachteln, ehe sie flugbar sind, in nahen Teichen die Wildentenbrut, besucht die nicht zu fernen Schneisen und begnügt sich da, findet er keinen gelangenen Vogel, mit den Lockeeen, denen er sieht auch Obst, als Pflaumen, Kirschen, Birnen, Weintrauben u. dergl. als Nahrung. Außer dem Schaden, den er den Geflügelbesitzern durch seine Raubgierde zufügt, wird er noch besonders deßhalb sehr lästig, weil er die bedrohten Thiere so erschreckt, daß sie, d. h. die glücklich entkommenen, lange Zeit gar nicht wieder in den Stall gehen wollen. Besonders ist dieß dann der Fall, wenn er den Stall durch seine „Losung" verunreinigt hat, deren heftigen Geruch insbesondere die Tauben so sehr fürchten und verabscheuen, daß sie nicht eher wieder in den Taubenschlag gehen, als bis dieser von dem entsetzlichen Geruche gänzlich befreit ist.

Digitized by Google

Ein Blick auf Posen. (S. 365.)

Digitized by Google

Der ganze Wandel des Steinmarders ist äußerst geheimnißvoll. Wie ein Schatten huscht er vorüber und weiß die kleinste Erhöhung zu benützen, um sich zu decken. Kommt er einmal in Gefahr, so daß er nicht weiß, wie er sich retten soll, so verläßt ihn alle Geistesgegenwart, und gleichwie der Strauß sich vor seinen Verfolgern gerettet glaubt, wenn er den Kopf bis über die Augen verbirgt, so glaubt auch der Steinmarder sich geschützt, wenn er nur sein Vordertheil verborgen hat. Im Uebrigen vertheidigt er sich, wenn er angefochten, von den Hunden in die Enge getrieben und keine Aussicht mehr möglich ist, sehr muthig und kann dann selbst Menschen durch ein sehr rasches „Anackmen“ gefährlich werden. Verwundungsvoll sind oft die Sprünge des Steinmarders, und um der Verfolgung zu entgehen, aber sich von einer anderen Bedrängniß zu befreien. Er scheut sich nicht, von der Spitze des höchsten Dachfirstes, vom Wipfel des höchsten Baumes herabzuspringen; ist der Boden, auf den er gesprungen, ein Rasen oder eine Steinplatte, gleichviel, er hat sich nicht beschädigt, unversehrt steht er auf den Sohlen der vier kräftigen Branken, schüttelt sich recht tüchtig, als wollte er dadurch die erschütterten Glieder wieder in die alte Ordnung bringen, und hüpft leicht und munter davon, um am nächsten Baume, an einer spiegelglatten Säule mit einer Gewandtheit und Sicherheit aufzuklettern, als ginge sein Weg über eine Zimmerdiele dahin. Wie bereits erwähnt, verläßt er bei Tage nur selten seinen dunklen Verstek, ist aber ein Steinmarder im Anzuge, so fährt er auf den Dachboden, in Scheunen wie rasend umher und eine stark elektrische Luft bringt ihn ganz von Sinnen.

Jung eingefangen und mit Milch und Brod aufgezogen, wird der Steinmarder sehr zahm und erfreut durch seine außerordentliche Beobgigkeit und anmuthigen Bewegungen. Uebrigens gehört es unter die Geschmacksachen, einen Marder zum Gesellschafter zu haben, denn seine Ausdünstung ist ebenso widrig als heftig und, wenn er auch höchst possierlich ist, Anziehung zu seinem Herrn an den Tag legt und in der Nähe von Hühnern, Tauben und anderen Vögeln oft eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung übt, so behält er doch alle seine Bösartigkeit und Tücke; während er die ihn freundlich streichelnde Hand des Arglosen beleckt, verwundet er dieselbe plötzlich mit scharfem Gebisse und wird so wild, daß er Demjenigen, der ihn züchtigen will, nach dem Gesichte fährt und ihn mit wahrer Wuthgierde zerfleischt.

Der Steinmarder wird in ganz Europa, besonders häufig aber in Deutschland angetroffen, dagegen haben die Hoch-Nordländer für ihre Hühner und Tauben von diesem Räuber nichts zu fürchten, da nur die gemäßigten Länder sein Vaterland sind. Landmann wie Jäger rufen dem Steinmarder ein Pereat zu und letzterer sucht diesen Wunsch zu erfüllen mit Geschoß und Fangeisen zu jeder Jahreszeit, obwohl der Balg des Steinmarders nur im Winter vortheilhaft ist.

Man schießt den Steinmarder auf dem Anstande in mondhellen Nächten, wenn er auf Raub ausgeht, von den Dächern, oder läßt ihn bei Tage aus den Gebäuden oder Scheunen, wo er sich aufhält, durch Lärmen heraustreiben („ausbochen“) und erlegt ihn, wenn er aus seinem Schlupfwinkel herauseilt. Hat er seinen Verstek in einen hohlen Baume, so treibt den „Fettgemachten“ nicht selten ein Schlag mit der Axt an den Baum dem auflauernden Jäger zu Schuß, und mitten im Bogensprunge ereilt ihn der tödliche Hagel.

Ein Pilot auf Posten.

(Forts. S. 365.)

An der felsigen, von Wogen umbrandeten Meereskülte steht der wettergebräunte, verwegene und eisenharte Lootse auf Wache, dessen Herz so fest und treu ist, wie die Hand, mit welcher er das Steuer des fremden Schiffs ergreift, um es durch das ihm genau bekannte Fahrwasser der Küste dem sichern Hafen zuzuführen. Sein scharfer, in die weite See starrender Blick, welcher unter dem aller Nässe trotzenden, eingetheerten Südwester hinaufragt, und das Fernrohr, welches er sorgfältig, wie ein theueres Kleinod, im Arm hält, sagen uns, daß er ein Fahrzeug vermuthet, welches seiner Hülfe bedarf; und der dem Blicke des Vaters mit ungem Auge folgende Sohn im rauhen Wollgewande, welcher ihm zur Seite sitzt, kann es kaum erwarten, bis sich ein Segel zeigt, damit er vom Felsen springen und durch rasches und geschicktes Flottmachen des Lootsenboots beweisen kann, daß er an Energie, Pünktlichkeit und Thatkraft seines in Sturm und Noth bewährten Vaters würdig ist. Ja, der braune Junge setzt sicher das Geschäft des Vaters mit derselben Rüstigkeit fort, wenn die Arme des jetzt noch bannstarken Alten zu schwach werden, um sich nachdrucksvoll in „die Riemen zu legen“, oder das Steuer eines entlaufenden, kolossalen Ostindienfahrers zu führen! Der Junge, das sagt uns das energische, willenskräftige Gesicht des Alten, wächst in einer guten Schule auf, und wird sich einst so nützlich machen wie sein Vater, von dessen Muth, Unverdrossenheit und Geschicklichkeit oft Hunderte von Menschenleben abhingen.

A. G.

Aus Straßburg.

Von

August Silberstein.

Auf der Brücke zwischen Kehl und Straßburg hielten sich drei Bursche umschlungen und sangen im Wandern kräftig: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Die gutmüthigen Zöllner unten — nicht mehr Deutschlands Grenze, sondern Deutschlands Strom — rauschten mächtig dazu und zogen in die fernen Lande.

Auf einem Wege in der Stadt Straßburg hörte ich zwei Bonnenmänner halblaut: „Vive la France!“ sagte der Eine. Der Andere erwiderte: „Vive la France!“

Da hatte ich ein volles Bild unseres neuen, lieben, alten Landes!

Als die zwei Bonnenmänner dasselbe taten die Worte mitsammt gewechselt hatten, kamen zwei deutsche Offiziere heran. Hohe, einbruchsvolle Gestalten. Blank, stramm und doch ungezwungen. Ich beobachtete die Wirkung. Die Männer verstummten, ihre Blicke hefteten sich unwillkürlich an den Kriegern. Die Blicke vermochten nicht unbewegt, etwa unverschämt und herausfordernd zu blitzen, es zuckte etwas wie Bewältigtsein und Niedergeschlagenheit über sie, doch erhellten sie sich wieder im Nachblicken und die Bonnenmänner winkten sich schließlich bloß zu.

Wer sagte mir, ob diese Beiden nicht verabschiedete Soldaten der großen Armee waren? Sie mußten zu binnen vierundzwanzig Stunden hier die demonstrative Umkehr eingenommen haben. Ihren Alter nach mußte sie ausmarschirt gewesen sein, ob als Mobiles oder Stadtvertheidiger — gleichgültig! Aber die beiden Szenen eröffneten mir zwei treffliche Einblicke in das geistige Straßburg.

Auf dem ersten Wege durch die Stadt war ich überrascht von dem vollends deutschen Eindruck, welchen sie macht. Da sind die guten ehrlichen, deutschen Vorgewänge auf dem Marktplatze und die Krämer darunter. Diese sämmtlich sprechen deutsch miteinander. Sind nicht etwa Einwanderer, sondern alte einheimische Familien. „Maison Gründeaum“, „Etablissement Niederhuber“ und derlei streng französische Aufschriften sind ich allerorten. Fast des Lachens erwehren mußte ich mich, als ich buchstäblich bei der die Mitte des Marktes einnehmenden Baarenhalle die Namensaufschriften breiter Laden nebeneinander las: „Müller — Gimpel — Zöpfl“. Das sind drei Urfranzosen! dachte ich. Man denke sich einen enragirten Schwärmer für «notre nationalité française», und den Namen hieße Gimpel oder Zöpfl, oder selbst nur Schultze oder Müller!

Die Aufschriften, oder besser gesagt Namen, sind in Straßburg, der überwiegenden Mehrheit nach, deutsch. Und wenn das Volk miteinander spricht, so spricht es deutsch. Ich habe Krämer, die Wanderlieder, die „Gaesons“ belauscht, diese in allen möglichen Cafés, Hotels, Restaurants ꝛc., welche ich absichtlich besuchte, um Leben und Leute kennen zu lernen. Wenn sie unter einander oder mit den Hauslenten schälerten und schwatten — es geschah immer in der deutsch heimischen Volkssprache. Auf den ersten Wink und Ruf sprechen die Leute vortrefflich französisch, ja besser Aechtes und Schönheit zumeilen besser als die des Hochdeutschen, natürlich aus alter Gewohnheit; aber die Sprache ihres Herzens, ihres Geistes, ihrer Träume und also eigenen entfesselten Seele, ist deutsch.

Und als die Glocke vom Münster Mittag schlug, als das wunderbare Gelände der vielen herrlichen Kirchengloken, wie es nur der deutsche Geist in den alten Bürgerstädten so sorglich und reichlich ordnete, erklang — als die „persische“ Wachparade aufzog, da sah ich meine blauen Wunder!

Nebenbei bemerkt, das Volk nennt Alles „prenßisch“. Ob Württemberger oder Badenser, oder Andere da seien, ob es sich um Deutschland im Allgemeinen handelt — es heißt immer „die Preußen!“ — Das erinnert mich an Ungarn. Dort sind alle Deutsche „Schwaben“. Ob Einer aus Posen stammt, oder geradezu mitten aus Berlin — er ist und bleibt ein „Schwab“.

Also . . . als die Wachparade aufzog!

Rasch ließ ich, als ich die Klänge aus einer Nebengasse ertönen hörte, meine Blicke ringsum und über die Menge schweifen. Ob Einer rasch davon geht, um den gräulichvollen Anblick nicht mitgenießen zu müssen? Ob ich keine widermilligen, höhnischen Bemerkungen höre und Gesten sehe! Ob die liebe Straßenjugend, als unwüchtiger Ausdruck der göttlichen «vox populi», nicht ihr gegnerisches Treiben entfaltet?

Nichts von alledem!

Etwas ganz Anderes!

Siehe, da wälzt sich der Menschenstrom aus der dunkleren Seitengasse

Digitized by Google

auf den hellen Platz . . . es kommen zuerst nicht die Soldaten, nicht die Musiker . . . eine ganze Schaar von Jungen schreitet munter, selbst mit den Schulränzlein auf dem Rücken, im Marschtritte voran . . . es wälzt sich die ganze Menge der größeren und kleineren, älteren und jüngeren Bummler mit der „unsichtbaren Wachparade“ herbei . . . voran, zur Seite, hinterher . . . gerade wie anderswo . . . und siehe da, somit haben die „Preußen“ gewonnen!

Das war mir ein großer Fingerzeig. Wenn einmal die Menge sich da ausschließt, wenn die Mägde mit den unschuldsvollen Kindlein stehen bleiben und den „braven Krieger“ anschauen . . . wenn die tausend Fäden und Beziehungen . . . kurz, wenn deckt an grünen Holze oder blauen Tuche geschieht, was wird die Zukunft bringen!

Nur nicht verzagt! Ich hab wohl in den Schaufenster eines Juwelierladens silberne Brochen mit den französischen Trikolorfarben emaillirt, ich sah in France in lithographirter Trauer und im Waschgoldrahmen; aber ich bemerkte keinesweges, daß man sich außerordentlich dafür interessirt hatte, ich nahm keinesweges wahr, daß derlei „patriotische“ Zeichen besser besucht gewesen wären. In Gegentheile sah ich Rüschen und Widerwillen vor den französischen Kriegsgeschichtsbüchern und Fibeln der Kommune, welche nebst den Portraits der jüngst Erschossenen an einem Kunstladen ausgehängt waren, und hörte kein trauendes, mildes Wort. Ich sah in den Buchhandlungen, welche die deutschen Bücher aller Arten, selbst die neuesten kriegerischen nicht ausgeschlossen, zur Schau bringen, immer geschäftige Thätigkeit und Besuch. Allerdings hat ein französischer Pfarrer in Straßburg kürzlich auch seine Predigt «l'Alsace en deuil» als Broschüre herausgegeben und bereits eine zweite Auflage erlebt; aber weßhalb soll diese traurige französische Essay-Broschüre nicht ihre Herren haben, bewegen und rühren? Sprechen die stummen Friedhöfe nicht? Müssen nicht Familien noch Trauer tragen? War die Vergangenheit der Traum einer Stunde und die Belagerung von Straßburg ein Zauzlein auf grüner Wiese?

Nur gemach! Die Schwärmer müssen warten. Aber es wird schon gehen. Seht auf die zahlreichen Ruinen hin. Ganze Häuserblöcke stehen noch mit ausgebrannten Fenstern, mit klaffenden Mauern und mit Trümmerhaufen zu Füßen oder im Innern. Aber es wird zahlreich, es wird viel gebaut. In der berühmten Steinstraße ist es bereits verhältnißmäßig fein säuberlich, der Weg ist vollends geräumt und an Stelle mancher zerschossenen Häuser stehen bereits neue, gewiß viel hübscher als zuvor. Was die neue Staatsmacht gebaut, ist erstaunlich. Straßburgs Wälle sind wieder, als wären sie nie beschossen worden. Bäume sind reichlich gepflanzt, die Laufgräben verschwunden im Acker. Das Steinthor, dieses Siegesthor und diese erste Einzugspforte der Deutschen, steht freischgemauert, fest und Quadern da, Zugbrücke und Graben und Kasematten, Alles in schönster Ordnung. Das Kastell hat manche große und weitläufige neue Kaserne. Allerdings ragt darin noch die Kirche als ein leerer viereckiger Mauern- und Bogenfenster-Rest empor, allerdings steht noch manches Bomben- und Hohlgeschoßspur weitläufiger Art, aber auch Troja und Rom wurden allmälig errichtet. Ueberall wird gebaut und die Baracken reden ihr elsäßisch Deutsch . . . bei dem Festungsbau!

Ich will gar nicht erzählen, wie endlos noch erobrte Lasseten, Brückenmaterial, Wagen, Kanonen rings stehen, wie prächtig und ungeniert ich im großen Artenalwerkstättenhofe die Namen der französischen Generale von den einzelnen Mitrailleusen (denn jede hat einen, und tief eingeprägt noch dazu) herablesen konnte, wie mitleidig es den deutschen Soldaten wird, die Berge französischer Bomben zu zerschlagen, da diese zu den deutschen Geschützen nicht taugen, und ich will nicht meine Empfindungen, als ich bei „wunderschönen Stadt“ und bei Domes ansichtig wurde, auseinandersetzen. Hier und heute ist nicht Raum noch Zeit für des Singelnen Gefühle. Derlei wurde viel gesagt, haben zahlreiche Taufende bereits erlebt und ausgesprochen, ich selbst darf auf meinen Aufsatz weisen, den ich in diesen Blättern noch während des Krieges veröffentlichte: „Elsaß im deutschen Gemüthe“.

Da ist's gelegt, da ist von dem heiligen Boden gesprochen. Und jetzt habe ich gesehen, daß in den Wunderdome, der steinernen Märchenblüte deutschen Geistes, die Glasmalereien wieder eingelegt sind, bis auf wenige Scheiben, an denen raßlos gearbeitet wird. Als ich auf den Thurm stieg, sah ich die Marken des alten Tisches und sah ein neues, wohlgefügtes, sah, wie ein Gerüste eingefahren war, den Glockenstuhl gestreift und der Mauer eine Maske eingepaßt hatte. Sah hoch über der Stadt, schon auf Thurmeshöhe stehend, noch thurmhoch ein wunderbares gothisches Gewölbe über mir . . . Doch hinweg von diesen längst bestehenden Wundern und nur von dem Neuen erzählt!

Sie bauen rings und rastlos. Deutschland hat fünfzig Millionen an die Stadt gegeben, daß die Bürger wieder Haus und Herd und Heimat finden. Jedermann erhält bis achtzig Prozent Entschädigung für seine Verluste! Ein deutscher Zug, welches seine Wirkung auf's Genauste nicht verfehlen kann!

Dort bauen sie wieder das Theater auf. Es ist ein prächtiger Bau mit stolzen, kühn und kräftig aufstrebenden Pfeilern in der Fronte, aus dem rothen Sandsteine die Umgebung Straßburgs, welcher, vom Dome angefangen bis zu allen besseren Gebäuden, so eigenthümlich wirkt. Man sieht am Theater noch, wo die Geschosse an- und eingelegen; eine Seitenmauer trägt merkwürdige, nicht wiederzugebende Spuren des Sprengstoffes einzelner Treffer. Und schauen, daneben der Prospekt, welcher sein Monument den Verdiensten gegen die Deutschen im Befreiungskriege verdankt, hat Wange und Augen eingeschoffen.

Und Theater wird auch gebaut, in Straßburg deutsches Theater. Ein öffentlicher großer Saal mit Galerie ist dazu hergerichtet. Die Lust muß in die Mauue laden, und Hoffe und Lustspiel haben wesentlich herzuhalten. Die Truppe ist ganz anständig, und der Besuch ist es auch, was will man mehr verlangen? Der alte Hopp wird sogar gespielt und der Zettel hat ihn in einen französischen Kopper umgewandelt. Schadet ihm auch nicht!

Die Cafés haben sich gefondert in solche, welche mehr deutsch oder französisch sind. Strenge Theilung findet nirgends statt. Und man sieht Tafeln ausgehängt: „Bayrisches Bier“ — «Bière de la Bavière» — deutsches Herz, verzage nicht! Ja, es wird merkwürdig viel Bier getrunken, sogar in Straßburg selbst erzeugt, und man sieht vielerlei die seltsamen, wie riesige Zuckerhüte ragenden Schiete der Brauhäuser. Wie die Jäger an den Fußspuren das Wild, erkennt man an den Bierspuren die Deutschen und deren fortschreitende Bildung des geselligen Gemüthes.

Was habe ich mich bemüht, in Straßburg Grobheiten zu erhalten! Vergeblich. Ich meine französische Grobheiten. Und ich ging auf politisch-nationale Abenteuer aus. Vorerst sprach ich grundsätzlich nur deutsch! Und wo ich fragen mußte, erhielt ich merkwürdigerweise ganz ruhig gute deutsche Antwort. Endlich frug ich auf der Straße, absichtlich, unruhig, nach Dingen, die ich bereits wußte, nur um Leute anzusprechen. Und siehe da, kein Mensch wollte mich französisch irgendwie übervatschen, bedeutete mich irgendwie um eine Pikanterie zur Mittheilung bereichern. Ein einziges Mal erwiederte mir ein Herr französisch, bedauernd, daß er selbst in der Stadt fremd sei, und ein anderes Mal wollte ich nächtlich in einer finsteren Gasse den Weg wissen und schien auf meine deutsche Frage trotzig keine Antwort erhalten zu sollen. Kaum hatte ich aber rasch meine französische Ueberfetzung nachgesendet, so sagte der Mann: „Sie haben mich ja deutsch angeredet, Sie sind ein Deutschee, und ich überlegte nur ein Bischen den Weg!“ So war ich wieder um mein internationales Abenteuer geprellt.

Ich sah in den «Courier du Bas-Rhin», den straßburger vielgelesenen Niederrheinischen Courier“, und fand, deutsch und französisch, den Namen deutschester Gesinnung, den Poeten und Politiker Dr. Albert Grün, als Redakteur. Seltsames Schicksal! Er war aus Deutschland verbannt, lebte hier zwanzig Jahre „in der Fremde“ und ist jetzt in seiner deutschen Heimat Zürichpreder des Deutschen!

Er auch, der das Land so vortrefflich kennt, sagte mir: „Nur gemach, es wird gehen, es geht stündlich vorwärts, aber Niemand fälle den Baum mit einem Schlage, kaue den Dom über Nacht!“

Ach, in diesem Dome hier hörte ich einen Sonntagsgottesdienst. Wunderbar klang es! Die Sänger saßen im Chore vor dem Altare, an der Seite links, den Domhervorsitzenden gegenüber, in schwarzem Habit und weißem Chorbemde darüber. Und edel französisch begleitete ein Bombardon den Männergesang. Die mächtige Halle wurde von dem lateinischen Gesange eindrucksvoll erfüllt. Das Volk hatte still auf den Bestühlen, die es erst beim Eintritte miethen und sich an Ort und Stelle tragen mußte. Ein großer und dicker Portice mit mächtigem Knopfstocke ging vor dem „Klingelbeutel“ her und klopfte im Gehen immer mit seinem großen Stocke auf's Pflaster. Seltsames Gebahren! Es ist nicht deutsch, nicht andachtsvoll. — Und jede Faser in mir bebte, rief in diesem Dome: Gott segne Straßburg! Gott starke Deutschland! Es war, als könte es mit Geisterstimmen der Vergangenheit aus den geheimnißvollen Wunderhallen zurück: Dein Volk, das hier geschaffen und gelebt und noch lebt, es wird wachsen und gedeihen für und für!

Auflösung der Schachaufgabe Seite 324:

Weiß.	Schwarz.
1) T. C 4 — D 4 . . .	1) K beliebig
2) L. F 8 nimmt G 7 . . .	2) C 3 — C 2.
3) T. 6 7 nimmt D 4 und gibt Matt.	

A.

1)	1) C 3 — C 2.
2) L. F 8 nimmt G 7 . . .	2) E 5 — E 4.
3) L. D 4 nimmt D 5 und gibt Matt.	

(Andere Variationen fehlen.)

Digitized by Google

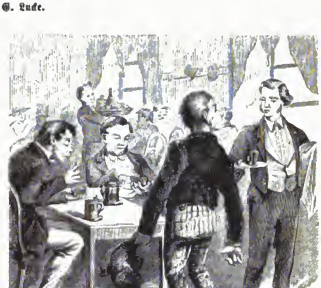
Aus unſerer humoriſtiſchen Mappe.

Nach Skizzen von G. Lucke.

Gute Kameradſchaft.

Erſter. Was dachteſt Du Dir denn, lieber Specl, als Du am andern Morgen nach dem ſchönen Spektakel im Arreſte erwachteſt?

Zweiter. Ich habe mich gewundert, daß Du nicht bei mir warſt.



Ein geduldiger Bettler.

Bettler. Ein armer Mann bittet um eine kleine Unterſtützung.

Kellner (nach einer Weile). Jetzt ſchau' Er aber, daß Er endlich zum Teufel kommt!

Bettler. Na, wenn die Herrn ſo lang brauchen!

Aus der guten alten Zeit.

Feldwebel. Herr Hauptmann, ich melde gehorſamſt, daß der Tambour Dietel ſeit vierzehn Tagen fehlt.

Hauptmann. Ei, der Dietel? Ja, an was hat Er denn das gemerkt, Feldwebel?

Feldwebel. Ei ich ſeit vierzehn Tagen immer eine Menage übrig blieben, und da ſind wir heute auf die Idee gekommen.

Hauptmann. Sieht Er, Feldwebel, da beſtätigt ſich wieder das Sprüchwort: Nichts iſt ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.

Miniatur-Dünger.

Gelehrter. Dem unermüdlichen Forſchen unſerer Gelehrten iſt es gelungen, in der Agrikultur-Akademie ſolche Fortſchritte zu machen, daß man bald den Dünger für ein ganzes Feld in einer Schnupftabaksdoſe wird hinaustragen können.

Bauer. Schon möglich, und das nächſte Jahr darauf kann man die Ernte in der Schnupftabaksdoſe nach Hauſe tragen.

Deutsch und Französisch.

Novelle aus der Gegenwart von Karl Zastrow.

(Fortsetzung.)

Den 4. October 1870.

Allen Respekt vor Deiner scheinungen Nächantwort! Du sagst, es wäre um mich geschehen? Ja sei über Hals und Kopf in meine schöne Wirthin verliebt? Noch nicht, Freund, aber nahe daran war ich! Es war die höchste Zeit, daß ich floh, soeben. Der Zauber, den dieses verführerische Weib auf mich ausübte, war größer, als ich selbst mir einzugestehen wagte.

Ich schreibe Dir diese Zeilen in einem kleinen Dorfe, das ungefähr eine Meile seitwärts von der großen Etappenstraße liegt, die nach Paris führt. Wir selbst sind auf dem Marsche dahin, um das Cernirungskorps zu vervollständigen und ein Quartier gegenüber abzulösen, das zu Operationen nach dem Süden bestimmt ist. Ich benutze eine Stunde der Muße, um Dir die letzten Momente meines Aufenthaltes im Cordillère'schen Schlosse zu vergegenwärtigen.

Es war am Vormittage nach jenem unvergeßlichen Abend, der mir den entzückenden Einblick in eines der reichst ausgestatteten Frauengemächer eröffnete. Ich hatte mein letztes Schreiben an Dich soeben gesiegelt und beschäftigte mich mit den Vorbereitungen zu meinem Aufbruch, als mein Georg eintrat und die Meldung machte, daß Sergeant Williloff, dem ich das Kommando über das Husarenetachement im Hofe anvertraut hatte, mich zu sprechen wünsche. Ich befahl, ihn eintreten zu lassen. „Herr Rittmeister!" begann der alte Kumpan, „es hat sehr schöne Pferde unten. Wir haben ein halbes Dutzend prächtige Hengste vom reinsten Vollblut gefunden, zwei echte Araber darunter. Da wollt' ich nun fragen, ob der Herr Rittmeister nicht Lust hätten, einen von den beiden zu annektiren!"

„Nichts da, Williloff!" unterbrach ich ihn, „das Regiment ist nicht reich genug, um arabische Pferde bezahlen zu können. Laß Er mir die Hand davon, Williloff, und halte Er mir die Leute da unten in Ordnung, oder mit Seiner Beförderung zum Wachtmeister ist's vorbei. Nichts weiter soll genommen werden, als die Pferde zum Transport der Leiterwagen bis zum Regimente. Ein paar Knechte vom Gute können mitgehen und mit den Gespannen nach Beendigung unseres Kommandos hierher zurückkehren."

Der brave Soldiese, den die beiden Araber doch gar zu sehr im Kopfe herumgehen mochten, machte einige Einwendungen. Der Herr Verwalter hätte gesagt, die Pferde ständen sämmtlich zu unserer Dispositionen u. s. w.; ich schnitt jedoch seine Bemerkungen einfach mit der Erwiederung ab, der Verwalter habe ihm gar nichts zu sagen, das Schloß stehe unter dem Befehl des Schloßherren und wir seien nur als Gäste hier und hätten uns als solche zu betragen. Im Uebrigen solle er zum Satteln blasen lassen, in einer halben Stunde müsse Alles zum Abmarsch fertig sein.

Der gute Williloff stürzte mit einem sehr unsinnigen Antlitz zur Thür hinaus. Kaum hatte dieselbe sich hinter ihm geschlossen, als ein silberhelles Lachen neben mir ertönte. Ich wandte mich rasch um und mein Blick fiel auf Hortense, die leise durch eine Tapetenthür eingetreten war und sicher mein Zwiegespräch mit dem zukünftigen Wachtmeister belauscht hatte.

„Wie deutsch das Alles nun wieder war!" rief sie immer noch lachend. „Warum stehen Sie denn dem braven Reitersmann nicht das unschuldige Vergnügen, sich von dem Montalbert auf das Pflaster des Hofes werfen zu lassen?"

„Sergeant Williloff ist einer unserer besten Reiter," gab ich zur Antwort; „was ist aber mit dem Montalbert?"

„Der Montalbert," berichtete sie, mit ernster Miene, „ist einer der beiden Araber, sehr wild und unbändig. Es ist Gefahr dabei, ihn zu besteigen. Lediglich im Hinblick hierauf meine ich, es war gut, daß Sie Ihrem Untergebenen von der Erwerbung der Rosse abgerathen haben."

Sie machte ein so ernsthaftes Gesicht bei diesen Worten, daß ich laut auflachte. „Gefahr für einen preußischen Husaren, ein Pferd zu besteigen?" fragte ich immer noch lachend.

„Gewiß!" rief sie noch ernster als vorher. „Der Montalbert hat die üble Gewohnheit, mit den Hinterfüßen auszuschlagen. Sobald ihm Jemand in der Absicht, ihn zu besteigen, zu nahe kommt, bäumt er sich und macht die seltsamsten Kapriolen. Es haben viele Herren, die bei uns zum Besuch waren, den Versuch gemacht, auf seinen Rücken zu gelangen, allein vergeblich. Ich versichere Sie, Herr Graf, es waren die kühnsten Reiter aus der Gegend, allein Sie glauben gar nicht, wie wild und störrisch der Montalbert ist."

„Ich möchte es auch einmal versuchen, Madame!"

„Um Alles in der Welt nicht, Herr Graf!" rief sie, und dabei wurde ihr Antlitz so blaß wie der Kalk an der Wand, „ich gebe das nimmermehr zu. Nein, nein, man soll nicht mit der Gefahr spielen, Herr Graf!"

Ein unnennbar freudiges Gefühl überkam mich bei diesen lebhaften Anzeichen der Theilnahme für mich. Gleichzeitig aber war auch mein Entschluß gefaßt, der schönen Schloßherrin ein deutsches Reiterstückchen vorzuführen. Ich durfte es wagen, ich hatte es oft ein Vergnügen daraus gemacht, Pferde zu besiegen, die man als absonderlich wild und widerspenstig bezeichnet hatte.

„Ich werde es dennoch versuchen!" sagte ich alsb, und ohne ferner auf die stürmischen Einwendungen meiner besorgten Wirthin zu achten, eilte ich hinunter in den Schloßhof, wo meine Leute bereits mit den Sätteln der Pferde beschäftigt waren. Auch die Fourage- und Proviantwagen standen bereit und einige Leute vom Hofe schirrten soeben die Pferde vor. Der Verwalter befand sich in ihrer Mitte. Er grüßte mich ehrerbietig, als ich in der Richtung nach den Ställen zu vorüberging, und es war mir, als fandte er mir einen langen, forschenden Blick nach.

„Wo haben Sie denn die Araber?" fragte ich einen Bedienten, der mir entgegenkam.

„Ich hole sie, Herr Rittmeister!" rief Williloff, der diese Worte vernommen hatte, und damit schlug er den Weg nach dem Stalle ein.

Ich warf einen Blick nach den oberen Fenstern des Schlosses, allein dort fand ich Hortense nicht. Sie war mir nachgeeilt und stand im Hofportal auf der Steintreppe, welche in den Schloßhof hinunterführte. Die schlanke, edle Gestalt, in der vollen Erregung angstvoller Erwartung, hoh sich wundeherrlich von dem schattenhaften Grunde ab, und wie sie gebieterisch die rechte Hand gegen den Verwalter ausstreckte und ihm auf Französisch zurief, der Herr Oberstlieutenant wolle durchaus den Montalbert besiegen, er solle Acht geben, daß kein Unglück passire, glich sie in Haltung und Geberde einer Königin.

Der Herr Verwalter hatte den Wink wohl verstanden. Er begab sich dienstbeflissen mit langen Schritten nach dem Stalle, und wahrscheinlich hätte er mie den ersten besten Gaul als den gefürchteten Montalbert vorgeführt, wenn nicht in diesem Augenblick Freund Williloff, an jeder Hand eins der wunderherrlichen Thiere am Halfter führend, mit allen Anzeichen des Triumphes aus dem Stall getreten wäre.

„Hier, Herr Rittmeister!" rief er freudestrahlenden Auges, „der Rappe mit den weißen Füßen, das ist der Montalbert, ein verteufelt böser Bursche, wie es scheint!"

Es war in der That ein prächtiges Thier, vom feinsten und durch überaus kräftigen Gliederbau. Unablässig warf es den stolzen Kopf empor, schüttelte die Mähne, warf die Nüstern schnaubend in den Wind und erstampfte mit den Vorderfüßen das Pflaster.

Einer der Husaren brachte einen Sattel, aber nur mit Mühe gelang es, denselben aufzulegen. Das Thier geberdete sich in hohem Grade widerspenstig, schlug unablässig mit den Hinterhufen aus und schien sogar nicht übel Lust zu haben, von seinem kräftigen Gebiß Gebrauch machen zu wollen.

Ich stellte mich dicht vor den Unverschämten und betrachtete ihn, die Arme auf die Brust gekreuzt, einige Minuten lang starr und unverwandt, — meine gewöhnliche Methode unbekannten Pferden gegenüber — die sich auch hier glänzend bewährte. Gebannt durch den Blick meines Auges, gezähmt durch das Spucken von Angst und Scheu. Ein leichtes Zittern überflog den schlanken Bau, und ehe es noch Zeit gewonnen, sich von seiner Unruhe zu erholen, hatte ich ihm bereits eine zweite Ueberraschung bereitet, denn wie ein Wetter sah ich im Sattel und trieb es mit Sporn und Zuruf an. Das widerspenstige Thier bäumte sich hoch empor, machte einige verzweifelte Sätze und die energischsten Versuche, mich abzuwerfen, vergeblich. Es mußte sich der Ueberlegenheit des Reiters beugen. Als es die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsah, senkte es den Kopf zur Erde und stürmte in beausender Karriere wohl einige Dutzend Mal um den Hof herum. Dann hielt es erschöpft und schweißbedeckt stille. Jetzt begann mein Werk. Unbarmherzig setzte ich ihm von Neuem die Sporen ein und jagte zum Hofe hinaus in die große Hauptallee des daranstoßenden Parkes. Sollte mein Sieg vollkommen sein, so mußte der wilde Araber diese Strecke, welche er in seiner Wuth durchlaufen, noch einmal in gezähmtem Zustande durchmachen. Er gehorchte in der That willig dem Schenkeldruck und Zügel. Ich ritt einige Male in der herbstlichen Allee auf und ab, machte die ganze Schule durch, sprengte wieder in den Schloßhof und parirte das nunmehr wunderbar stylsame Roß vor den Stufen der Steintreppe, wo mich die schöne Schloßherrin, deren Augen vor Bewunderung leuchteten, mit den Worten empfing: „Ah, Herr Graf, was sind Sie für ein Mann! Aber, wenn Sie wüßten, wie viel Angst ich während dieses gefährlichen Rittes ausgestanden habe!"

„Madame," versetzte ich im Abkteigen, während ich dem Araber schmeichelnd den Hals klopfte, „dieses Pferd ist so gut und lammfromm, wie irgend eines auf der Welt. Man muß nur mit ihm umzugehen wissen."

„Deutsch mit ihm zu sprechen verstehen, nicht wahr, Herr Graf?" fragte sie schelmisch lächelnd.

Digitized by Google

„Es ist ein herrliches Thier, Madame; aber die Sprache seines Vaterlandes versteht es vielleicht am besten.“

„Nun, Herr Graf, ich weiß für den Montalbert keinen würdigeren Reiter als Sie und bitte Sie inständigst, nehmen Sie ihn mit sich als ein Andenken an Schloß Cordillère.“

„Auch nicht Ihren Heere Gemahl?“ wollte ich fragen, allein der an der Seite des Verwalters herbeieilende Millikoff unterbrach mich. Ich hörte, wie er im Tone freudigen Stolzes zu Jenem sagte: „Ja, unser Herr Rittmeister ist auch der beste Reiter im Regiment. Es gibt Keinen, der sich mit ihm messen kann!“

„Gilbert!“ wandte die Dame sich an den Verwalter, „den Montalbert nimmt der Herr Graf mit sich. Ich habe das Pferd verschenkt.“

„Wie die gnädige Frau befehlen!“ rief der Diener, unterwirrig das Haupt neigend.

„Madame,“ wandte ich ein, „es ist mir unmöglich, ein derartiges Geschenk —“

„Ich bitte, nehmen Sie es an!“ unterbrach sie mich in dringendem Tone, ihre Rechte auf meinen Arm legend, in meinem Interesse, wenn es Ihnen gleichgültig ist, ein schönes Pferd mehr oder weniger zu haben,“ und während dunkle Purpurglut ihr Antlitz bis an die Stirn überflutete, fuhr sie fort: „Paris ist nur vier deutsche Meilen von hier entfernt. Sie werden die Hauptstadt mit einsichtigen Augen besehen, und wenn Sie einen freien Vormittag haben, können Sie mich ja auf dem Montalbert, der ein ausgezeichneter Renner ist, besuchen. Und wenn Sie das recht oft thun wollten, so würden Sie mir recht oft eine große Freude bereiten!“

„Echt französisch!“ klang eine Stimme in meinem Herzen, obwohl es mich wie ein Anflug kalter Feuer elektrisch durchzuckte, „echt französisch!“ Der Herr Gemahl im Felde, und die Frau Marquise wünscht recht oft die Besuche eines deutschen Offiziers!“ Ob sie etwas dem Aehnliches in meinen Zügen las?

„Bitte,“ fuhr sie in leidenschaftlichem Tone fort, „verkennen Sie mich nicht, ich stehe so allein auf der Welt! Ihre Alles überschwemmende Soldatska flößt mir Furcht ein. Wenn Sie sich hin und wieder sehen ließen, möchte doch einzelnen sonst unterwerflichen Ausschreitungen vorgebeugt werden können. Ich rechne auf Sie, Sie werden kommen! Ich weiß es bestimmt, daß Sie mich nicht verlassen werden!“

Der Ton ihrer Worte wie der Ausdruck ihres Gesichts waren gleich rührend. Ich hätte in diesem Augenblicke um Alles in der Welt nicht vermocht, eine abschlägige Antwort zu geben.

„Nun gut,“ rief ich, „ich werde kommen, so oft meine Zeit es erlaubt, und den Montalbert werde ich zum Andenken mit mir nehmen, allein nicht ohne eine entsprechende Vergütung in Gelde, worüber ich mit Herrn Gilbert das Nähere zu vereinbaren mir vorbehalte. Und nun — wir sind marschfertig, die Zeit drängt zur Eile! Leben Sie wohl!“

Ich bestieg das Roß, das Georg mir vorgeführt hatte, während dieser den Montalbert am Zügel ergriff. Die Husaren saßen bereits zu Pferde, der kleine Zug hatte sich geordnet und harrte nur noch des Führers. Ich ritt an die Spitze, zog den Säbel, kommandirte „Marsch!“ grüßte noch einmal, die Waffe senkend, zurück und verließ den Schloßhof.

Wir erreichten in wenigen Minuten die Landstraße, die allmälig bergan stieg. Auf der Höhe warf ich einen Blick zurück und sah Hortense auf dem Balkon des Schlosses stehen. Sie hatte ein weißes Taschentuch in der Hand und winkte mir einen letzten Gruß zu.

Es steht fest, ich werde nicht nach Schloß Cordillère zurückkehren, werde mir nicht den Stachel noch tiefer in die wunde Brust drücken! Der Zahlmeister mag sich wegen des Montalbert mit dem Verwalter in Verbindung setzen. Ich will das Thier aus dienstlichen Rücksichten behalten. Hoffentlich ist noch nicht Alles vorüber. Der Rauber soll mich noch in manche Schlacht tragen. Vorwärts, vorwärts, nur keinen Schritt rückwärts! Hortense hat einen Eindruck auf mich gemacht, wie vordem noch kein Weib. Nur Tir allein will ich es sagen, daß ich sie liebe, mit allen Kräften meiner Seele, mit der ganzen Stärke eines sechsundzwanzigjährigen Herzens! Nun genug! . . . nicht weiter, denn sie ist ja bereits einem Manne für's Leben verbunden.

Den 15. Oktober 1870.

Ich bin an dem Orte meiner Bestimmung angelangt. Wir liegen in einem kleinen Dorfe ungefähr anderthalb Stunden von Paris, und ein langweiligeres Leben, als das, welches ich jetzt führe, gibt's nicht, und gäbe es nicht hin und wieder einen kleinen Ausfall, bei dem man die jugendliche Kraft erproben könnte, so wär's zum Verzweifeln. Niemand bedauert wohl mehr als ich, daß es so bald keine Hauptschlachten mehr zu schlagen gibt. Ich verschiere Dich, es gibt nichts Mitleidloseres fiir einen thatendurstigen Krieger, als so ein ruhmloses Liegen vor der Mauerfalle. Du sagst, es klänge eine verzweifelte Sehnsucht nach dem Tode aus meinen Zeilen? Thatsache ist, daß ich oft mit grenzenlosem Entzücken den Tönen der Allarmtrompete lauschte und mich all' meinen Husaren voran in das Gefecht stürze, das leider nur zu oft ein klägliches Ende für die Franzosen nimmt. Gestern war ich mit meiner Schwadron auf Feldwache. Wir lagerten in einem kleinen Gehölze, das die Besatzung des Forts de Rosny schon lange zur Zielscheibe ihrer Geschütze gemacht hatte. Auf eine weite Strecke hinaus sind die Bäume zerschossen und zersplittert. Die Husaren lagen hinter aufgeworfenen Erdhaufen. Zur Rechten und Linken war freies Feld, auf welchem sich die Vorpostenketten der Infanterie hinzogen. Ich stand in dem Pferdebivouak vor meinem Montalbert und hielt ihm eine lange Rede über das Thema, ob er wohl seine Herrin wieder zu sehen wünsche? Der gute Renker schien aufmerksam zuzuhören, schüttelte aber von Zeit zu Zeit energisch den Kopf. Seine Landsleute, die Turkos, schienen ihm mehr zu behagen, denn als in der Vorpostenlinie sich entwickelnde Gewehrfeuer, mit den Signalen zum schnellen Avanciren untermischt, zu uns herüberdrang, spitzte er die Ohren und begann sein altes, beliebtes Manöver beß Hintenausschlagens zu wiederholen. Ich beruhigte ihn rasch durch leises Streicheln auf dem glatten Rücken und schwang mich dann in den Sattel; denn die Kavalleriefanfaren schmetterten soeben hell und lustig durch den Wald. Wir brachen aus demselben hervor und sahen zwei Infanteriebataillone im Sturmschritt gegen das Fort vorrücken; aber die Mehrzahl der Leute hatten sich bereits zurückgezogen. Wieder einmal war es nichts, und uns blieb nichts übrig, als unsere Position wieder einzunehmen. Es war ein verwünscht langweiliger Tag und ich war mißmuthig, wie nie in meinem Leben, um so verdrießlicher, als ich am Tage vorher vom anstrengendsten Dienste dispensirt war und sehr gut einen Ritt nach Schloß Cordillère hätte unternehmen können.

Fürchte nicht, daß ich meinem Vorsatze untreu werden könnte. Ich werde Hortense nicht wiedersehen, aber ich hatte etwas für sie thun und die schönen Erinnerungen an Schloß Cordillère um eine vermehren können. Das Schloß liegt gar so unglücklich und ich beklagte, es wird von Einquartierung nicht frei werden. Da bewirkt denn ein freundliches Wort zu einem Kameraden viel. Nun gut! sowie ich abgelöst bin, reite ich hinüber. — —

*

Quäle mich nicht, Freund, mit Deinem stereotypen Verlangen nach Kriegsbildern und Schlachtenscenen. Was Alles bei diesem größten Werke des Jahrhunderts auf meinem Theil kommt, werde ich Dir getreulich berichten, wenn in meinem Herzen wieder Ruhe und Frieden eingekehrt sein und — — bei preußische Generalstab die ausführliche Beschreibung dieses glorreichen Feldzuges gegeben haben wird. Was fragen wir Husaren nach Spezialkarte und Strategie, wenn wir von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß unsere Führer das Alles viel besser inne haben, als wir? und wenn unsere obersten Leiter und nur so führen, daß wir den Feind zu Gesicht bekommen, so ist schon Alles gut und wir sind voll kommen mit uns zufrieden. Dann ist unsere Aufgabe auch sinderleicht: sobald wir den Feind sehen, sprengen wir auf ihn ein und schlagen ihn. Das ist so einfach. Man sollte gar nicht so viel Wesens davon machen.

Bis dahin nimm also mit diesen Blättern, die Dir nur die Herzenslämpfe eines Kriegers inmitten der gewaltigen Kämpfe zweier mächtigen Völker schildern, vorlieb, und wenn sie auch an und für sich nur wie Sonnenflecken im Reiche der Unendlichkeit erscheinen, so ist es ja doch auch wieder so etwas Großes und Verrliches um ein Herzensschicksal, daß man Alles, was einen Einblick in ein solches gewährt, nicht achtlos bei Seite legen sollte. Wie trübe mich das nun wieder stimmt! Ach! noch vor ganz kurzer Zeit haben Tausende solcher leben swarmen Herzen gelebt und gedacht, gelieht und gelitten, wie ich, und — jetzt umfängt alle diese Tausende ein gemeinsames Grab! —

Ja, wie doch das Herz so unbeständig und wankelmüthig ist! Und doch habe ich, seit ich den Knabenjahren entwachsen bin, nichts weiter gethan, als meinen Charakter zu bilden gesucht. Nun höre: da rede ich mir zum Beispiel ein, ich werde Hortense, die einem Andern gehört, nicht wiedersehen, und habe ziehe ich ganz ungeheim Erkundigungen über den Marquis Hippolyt Balduin de Cordillère, ihren Gatten, ein.

Sieht Du, das kommt nun wieder von den ewigen Konflikten zwischen Herz und Verstand. Mein Verstand flüstert mir nämlich in seiner trockenen, kalten Manier zu: Wenn der Herr Marquis de Cordillère nicht mehr existirte, so würde Deinee Bewerbung um die schöne, geistreiche und liebenswürdige Frau kein Hinderniß entgegenstehen. Und ferner: Da der Herr Marquis zu seiner reizenden jungen Frau nicht zurückgekehrt ist — und wer kann Hortense's Gemahl sein und nicht Alles daran setzen, sie wenigstens einmal täglich zu sehen? — meine Nachforschungen in Deutschland auch nicht ergeben haben, daß er in einer der dortigen Festungen oder sonstwo sich aufhält, so ist es ja nicht unmöglich, daß er bei einer der mörderischen Schlachten unter dem Herzoge von Magenta gebliehen — Pfui! welch' ein abscheulich egoistischer Gedanke! Nicht wahr? Bin

unwürdig eines Deutschen, den Untergang eines Lebens als Liebesfest für eine glückliche Zukunft zu betrachten! Und darum Nein! ich werde diesen Gedanken keinen Raum verstatten! Es bleibt bei meinem Vorsatz: Ich sehe sie nie wieder, selbst dann nicht, wenn ich bestimmte Beweise erhielte, daß der Marquis auf dem Felde der Ehre gebieben. Ich will das Andenken an Hortense als das Ideal eines Weibes so rein wie die Lilienblüte in meiner Seele erhalten, und dazu gehört vor Allem, daß ich sie mir als ein treues Weib vorstelle, als ein Weib, das die dem Gatten am Altar gelobte Treue auch über das Grab hinaus bewahrt. Lächle immerhin über diese „Schwärmerei eines Phantasten", mit welchem Titel Du als Anhänger der reinen Vernunft so freigebig bist. Die Liebe des Mannes ist ja oft am beständigsten und lautersten, je ferner sie ihrem Gegenstande ist. Die Entfernung webt einen Nimbus um das Haupt der geliebten Person, der sie noch anziehender und fesselnder macht. Und erhalten nicht selbst die Himmelskörper erst durch die Entfernung ihren Glanz?

(Schluß folgt.)

Bei den Harmonisten.

Von

Louise Weil.

2. An den Oelquellen.

Zu den einverleibten Besitzungen der Harmoniegesellschaft gehören deren Oelquellen, welche ebenfalls in Pennsylvanien in Warren County, 100 Meilen nördlich von Pittsburg, am Alleghanyflusse liegen. In diesen wertvollen Besitztum kamen die Economisten nicht etwa durch Spekulation, sondern durch einen Akt der Bobthätigkeit. Vor vielen Jahren nämlich, als noch Niemand ahnte, welch' reiche Quellen in der Tiefe der Erde fließen, kam ein armer Mann zu den Vorstehern der Gesellschaft und klagte denselben, daß man ihn schwöre betrogen habe. Er habe nämlich auf einer Ländereingentur 600 Acker Land gekauft und falsches sei ihm als sehr fruchtbar und ergiebig geschildert worden; nun finde er aber, daß es nur bergiges Waldland sei, aus welchem sich nie etwas erzielen lasse. Die Economisten bemitleideten nicht nur den armen Mann, sondern kauften ihm auch sein Land ab um denselben Preis, den er dafür ausgelegt, weil sie mit Recht der Ansicht waren, daß sie einen Verlust besser ertragen können, als er. Jahrelang ließen sie nun das neue Besitzthum unbesehen, als es endlich den Vorstehern einfiel, dasselbe zu besichtigen. Das Land wurde nun allerdings für landwirthschaftlichen Betrieb fast unbrauchbar gefunden, hingegen war es reich an prachtvollem Tannenholz, weßhalb sie dem Platze den Namen „Schwarzwald" gaben, zur Erinnerung an den schwäbischen Schwarzwald. Den praktischen Leuten kam nun sogleich der Gedanke, auf dem schönen Gebiete Nutzen zu ziehen; sie vergrößerten daher ihr Besitzthum durch Ankauf bis zu 10,000 Acker, siedelten großartige Sägemühlen erbauen, und von nun an wanderten die stolzen Gebirgstannen, in schönes Bauholz verwandelt, den Alleghany, Ohio und Mississippi hinab bis in den fernen Süden.

Als das Petroleum entdeckt wurde, ließen auch die Economisten auf ihrem Grund und Boden bohren, und siehe da, sie fanden reiche Oelquellen, aus welchen sie seitdem ein fürstliches Einkommen erzielen. Als Beweis für ihren Großmuth will ich dabei bemerken, daß sie den einstigen Besitzer längere Zeit an dem Gewinn theilnehmen ließen.

Diese „Oelregion" der Harmoniegesellschaft liegt in einer äußerst wildromantischen Gegend. Meilenweit zieht sich hier — als Ausläufer der Alleghanygebirge — eine hohe, waldige Hügelkette hin, aber es ist nicht mehr die stolze Tanne, welche dieselbe beherrscht, sondern überall nur leichtes Laubholz, das aber in ihre Stelle getreten ist. Den höchsten Gipfel bildet ein 500 Fuß hoher Berg, Mount Enterprise genannt, zu welchem die Economisten eine schöne hölzerne Treppe hinaufsuchen ließen. Oben angekommen, befindet man sich plötzlich in einem Städtchen, das den Namen des Berges theilt und gewiß überall seinesgleichen sucht. Hier, auf einer großen, halbgeschleiften Hochebene, mitten unter wilden Gebirgspe und Baumstumpfen, liegen, welche dieselbe beherrscht, sondern überall nur Block- und Bretterhäuschen, meist auf Walzen ruhend, zum bequemen Transport gut geeignet. Von einer Straße oder nur einem anständigen Fußpfad ist natürlich keine Rede. Man klettert und steigt, so gut es eben geht, über alle Hindernisse hinweg, um von einer Wohnung in die andere zu gelangen. Etwa achtzehn Dutzend Dutzend durchschnittlich im Gang und der Boden ergiebt beständig von dem gewaltigen Pumpen der Maschinen. Bekanntlich geht Alles mit Dampfkraft; es ist daher mit jedem Brunnen ein Maschinenhäuschen verbunden, in welchem Tag und Nacht ein tüchtiger Ingenieur thätig ist. Etwa eben so viele bereits ausgepumpte Oelbrunnen stehen noch aufgerichtet da, ohne daß man sich nur die Mühe geben würde, die hohen Gerüste abzubrechen. Das Oel selbst wird durch eiserne Röhren in Behälter von ungeheurem Umfang geleitet, deren acht am Abhang des Berges angebracht sind. Die Fernsicht, welche man von Mount Enterprise aus genießt, ist zwar begreift, aber dennoch sehr schön. Tief unten im engen Thal — windet sich der Alleghany hin, aus welchem da und dort niedliche Inselchen hervorragen; der Fluß ist aber hier zum Theil sehr seicht, und das Wasser hat, von den vielen Auslüssen der Oelquellen, ein fettes, trübes Aussehen. Am jenseitigen Ufer dehnt sich eine Meile weit das Städtchen Tidioute hin, welches sich von der Vogelperspektive aus sehr hübsch ausnimmt. Zur Rechten ist dasselbe von hohen Hügeln gedeckt, die theilweise angebaut sind und auf welchen es rund und dort lüftige Landhäuschen stehen. Nachts, wenn auf dem Berge aus den Kaminen der Maschinenhäuschen hohe Gasflammen emporsteigen und die wilde Gebirgslandschaft grell beleuchten, ist die Szenerie zauberhaft schön, und das Ganze machte auf mich einen wunderbaren Eindruck. Den rauhen Boden hier oben zu kultiviren, würde sich kaum lohnen, hingegen bringt derselbe Beeren aller Art reichlich hervor, auch findet man zuweilen prächtige zahme Kastanienbäume mit Früchten reich beladen. Die Luft ist in der ganzen Gegend wie mit Petroleum getränkt, so daß man anfangs nahezu erstickt; doch gewöhnt man sich bald daran, und die Leute versicherten mir, daß es für Brust und Lunge sehr gesund sei — eine Behauptung, die ich der Beurtheilung geschickter Aerzte anheimgestellt lassen will.

Da das Quellwasser auf Mount Enterprise salzig und seit schmeckt, wird aller Bedarf mit Dampfkraft den Berg hinauf geleitet; die Nahrungsmittel aber werden aus Tidioute geliefert und auf großem Umweg und unerhört schlechten Pfaden in das Städtchen hinauf geführt. Unten am Abhang des Berges zieht sich eine Anzahl niedlicher Häuser hin, welche theils als Werkstätten, theils als Wohnungen für diejenigen verheiratheten Arbeiter dienen, deren Hauptgeschäft es ist, das Oel weiter zu befördern, entweder per Eisenbahn oder auf dem Flusse. Das größte dieser Wohnhäuser, in elegantem Styl erbaut und äußerst bequem eingerichtet, ist für die ledigen Arbeiter bestimmt, deren vierzig hier Wohnung und Kost haben bei einer aus dem Württembergischen stammenden Bauernfamilie, welcher die guten Economisten nichtsahnend vertrauen. Die Kost selbst ist aber alles Begriffe üppig und komme im besten Gasthofe nicht besser gefunden werden; es geschieht dieß zur Entschädigung dafür, weil sämmtlichen Arbeitern vernünftiger Weise der Genuß des Rauchens, sowie aller geistigen Getränke strenge untersagt ist, was Jedermann begreiflich finden wird, wenn man bedenkt, welch' furchtbare Folgen die geringste Unvorsichtigkeit bei diesem riskirten Geschäft nach sich ziehen könnte. Dieses Gebot, sowie noch manches andere, wird auch immer genau befolgt, so oft Herr Henrici einen seiner zuweilen unangemeldeten Inspektionsbesuche an den Oelquellen abstattet. Dieses Kostsand ist ganz besonders hübsch gelegen, von der Rückseite ist es vom Berge geschützt, und die zwei Nebenseiten grenzen an reizende Gärten, in welche mit ungeheurem Kostenaufwand ein Theil des steinigen Hügellandes umgewandelt worden ist. An der Vorderseite aber, an welcher sich der ganzen Länge nach eine Veranda hinzieht, führt eine prächtige Baumallee bis zum Flusse hinab, der stets ein Bild bewegtesten Lebens darbietet. Morgens und Abends schwimmen ganze Heerden Rindvieh lustig den kleinen Inselchen zu, die als treffliche Weideplätze dienen; den Tag über fahren soeuwährend große Flöße und Oelboote den Fluß hinab, und in freundlichen Nächten treibt sich darauf in kleinen Nachen die junge Welt Tidioutes umher, meist mit Zackelbeleuchtung, was einen sehr schönen Anblick gewährt.

Es sind hier an den Oelquellen im Ganzen etwa 150 Personen im Dienste der Harmoniegesellschaft angestellt, und man findet fast alle Handwerker und Nationen vertreten; doch ist das deutsche Element vorherrschend.

Nach dem Abendessen versammeln sich die jungen Leute, welche nicht durch Nachtdienst abgehalten sind, auf der großen Veranda, und bis in die spate Nacht hinein erschallt dann der heimische Klang deutscher Volks- und Burschenlieder, so daß man sich fast in das ferne Vaterland versetzt fühlt. Selbst die steifen Amerikaner werden dann von der deutschen Gemüthlichkeit angesteckt und suchen in den Gesang ihrer Kameraden einzustimmen, während vom Flusse herauf nach jedem beendigten Lied lautes Beifallrufen und Klatschen ertönt.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß der Nachtwächter hier ein „studirter Herr" aus Deutschland ist, der es aber mit allem gelehrten Wissen bei seiner völligen Unkenntniß der englischen Sprache bis jetzt zu keinem höheren Posten bringen konnte. Indessen in dem freien Amerika ist auch dieses Amt ein anständiges und nebenbei an den Oelquellen ein sehr gut bezahltes, da der Nachtwächter hier eine sehr große Verantwortung hat, indem er stets nachzusehen hat, ob nirgends Feuersgefahr ist, oder ob die Ingenieure auch stets wach bleiben an ihrer gefährlichen Arbeit. Ich sah einen Nachts dem Brande einer großen Petroleumerie in Tidioute zu; es war ein schaurig schönes Schauspiel, das mir stets in Erinnerung bleiben

Digitized by Google

wird. Unbegreiflich war mir's, daß die vielen Kostleute so gleichgültig zusahen, ohne daß es auch nur Einem eingefallen wäre, den Nachbarn in ihrem Unglück beizustehen. Das Räthsel wurde mir aber bald aufgelöst. „So alt es noch in Tidiotte brannte," sagte man mir, „was bei der Unvorsichtigkeit der dortigen Leute sehr häufig vorkommt, eilten wir immer sogleich hinüber und leisteten das Möglichste auf dem Brandplatze. Die lieben amerikanischen Nachbarn aber, an deren Freundschaft wir uns abmühten, überstiegen und dann das Feld der Thätigkeit allein und sahen ruhig zu, wie sich die dummen ‚Dutchmen' um ihretwillen plagten, ohne daß es ihnen auch nur eingefallen wäre, uns für das, was wir gethan, zu danken. Als es nun aber einmal bei uns brannte, war das ganze jenseitige Ufer mit müßigen Zuschauern belegt, doch nicht einer Seele fiel es ein, uns beizuspringen. Dadurch wurden wir gezwungen und — mag man das ganz gut beißen in Flammen aufgehen, wir bleiben ruhig dabei und vergelten somit Gleiches mit Gleichem."

Daß die Entdeckung des Petroleums in dem Schicksale vieler Menschen eine wesentliche Veränderung hervorgebracht hat, ist bekannt; wir wurden unzählige „Oelgeschichten" mitgetheilt, und ich erlaube mir, hier einige wiederzugeben, welche mir darum von besonderem Interesse waren, weil ich die Helden derselben zum Theil persönlich kennen lernte.

Eines Tages ritt eine schöne junge Frau in elegantem Reitkleid auf einem prachtvollen Pferde in Begleitung eines Dieners an mir vorüber. Ich erkundigte mich, wer sie sei, und erhielt die Antwort: „Eine Petroleumprinzessin." Auf weitere Nachforschungen ihn ersuhr ich Folgendes: Vor etwa zehn Jahren starb in Warren County ein armer Farmer und hinterließ seinem einzigen Kinde, einer 20jährigen Tochter, nichts als sein bisschen Land, das aber so rauh war, daß es weder verkauft noch verpachtet werden konnte. Die arme Waise hatte einige Erziehung genossen und war zudem sehr hübsch und brav; es gelang ihr daher, eine Stelle als Kammermädchen in einer reichen und angesehenen Familie der Stadt Erie zu erlangen. Einer der Söhne des Hauses verliebte sich in sie, und da die Eltern sich der Heirath mit dem „Bettelmädchen" widersetzten und solches sogleich aus dem Dienst jagten, liefen sich die Liebenden im Stillen trauen. Die Sache wurde bekannt und der junge Mann von den Eltern verstoßen und mit Enterbung bedroht. Nach unsäglichen Drangsalen und Entbehrungen gelang es ihm, eine kleine Anstellung an der Pennsylvania-Eisenbahn zu erhalten, womit er sich und seine Familie kümmerlich nährte. So vergingen mehrere Jahre in größter Armuth; da plötzlich ertönte der Ruf: „Petroleum!" durch das ganze Land, und kings um das kleine Besitzthum der armen Leute wurden Oelquellen entdeckt. Sie waren überzeugt, daß auch ihr Land reich daran sei, aber woher die Mittel zum Bohren nehmen, da ein einziger Bohrmann Tausende von Dollars kostet? Nachdem ihre Bitte um ein Darlehen bei allen reichen Verwandten und Bekannten vergeblich gewesen war, kreckte ein Schuhreenab des bedrängten Mannes benselben mitleidig all' sein Hab und Gut, aus 3000 Dollars bestehend, vor. Man bohrte, und der erste Versuch erwies sich als geglückt. Im Laufe von wenigen Jahren war der arme Mann — Millionär, und sein edler Freund, der als Assoc angenommen worden war, ein steinreicher Mann! Wie ich höre, sind jetzt auch die vornehmen Verwandten mit seiner Wahl vollkommen ausgesöhnt und haben den ersten Schritt zu einer Wiedervereinigung gethan.

Im Gegensatz zu dieser buchstäblich wahren Geschichte will ich hier eine andere prellgeben, die aber leider weniger befriedigend lautet. In das Kosthaus an den Oelquellen kam jeden Morgen ein reizendes, geschmackvoll gekleidetes Mädchen von etwa zehn Jahren, und es wurde denselben regelmäßig Milch, Gemüse und dergleichen verabreicht. Das Kind interessirte mich lebhaft und ich hatte bald sein Vertrauen erlangt. Bald hernach lernte ich auch die Mutter der Kleinen kennen, eine feine Dame, auf deren blassem Gesicht ein Zug herber Leiden und Entbehrungen lag. Sie war, wie ihre Tochter, mit einfacher Eleganz gekleidet und Jedermann würde auf den ersten Blick eine Dame vom Stand und Vermögen in ihr vermuthet haben. Man sagte mir, daß sie die Frau eines unglücklichen Oelspekulanten sei, welcher im Laufe weniger Jahre ein kolossales Vermögen mit vergeblichem Bohren nach Petroleum eingebüßt habe. Ich wurde mit den Leuten näher bekannt und sie luden mich sogar einst Tages zum Thee ein, was ich natürlich annahm. Sie bewohnten ein elendes kleines Blockhäuschen mit zwei Stübchen, aber wie reinlich sie, als ich bescheidet betrat und das Zimmer wie eine Puppenstube ausgeschmückt fand! Ich traute meinen Augen kaum. Die Wände waren tapeziert und mit einigen kostbaren Gemälden geziert; an den Fenstern hingen gestickte Vorhänge bis zum Boden hinab, welchen ein reicher Teppich bedeckte, und sämmtliches Mobiliar war von der feinsten Qualität, wie man es im elegantesten Salon nicht besser finden könnte. Der Dame entging mein Erstaunen nicht. „Sehen Sie," sagte sie, „dies ist Alles, was mir von großem Reichthum und Luxus übrig geblieben ist, und ich kann mich nicht entschließen, davon zu scheiden, denn wenn mich vollends meine nächste Umgebung an Armuth und Elend mahnte, dann müßte ich sicherlich unter meinen Sorgen erliegen. So aber kommen zuweilen Stunden, in denen ich mich in bessere Zeiten zurückversetzt und selbst in diesen kleinen Blockhäuschen behaglich fühle. Freilich," fuhr sie weinend fort, „wir leben gegenwärtig faß ganz von den guten Conomisten, denn nicht nur gehört diese Wohnung denselben, sondern auch unser nöthigster Küchenbedarf wird uns täglich — einer Meßung der Barschen gemäß — aus dem Kosthause geliefert." Der Thee wurde in feinstem Porzellan servirt und sämmtliches Besteck war von Silber. „Ich will eher hungern," sagte die arme Frau, „als daß ich auf diese kleinen Luxusgegenstände verzichtete, denn ach, sie sind mir zum Lebensbedürfniß geworden."

Das Abendbrod war äußerst geschmackvoll zubereitet und ich mußte mich über Vorzeiten, welche eine gute Hausfrauschaft in der Noth sei; denn diese zarte Dame, aus einer der ersten Familien Philadelphias stammend, die nie in ihrem ganzen Leben zuvor sich mit irgend welcher Arbeit angestrengt hatte, besorgte nun das kleine Hauswesen, ja selbst die Wäsche ganz allein, freilich auf Kosten ihrer Gesundheit, wie ich zu meinem großen Leidwesen bemerkte. Sie erzählte mir, daß sie und ihr Mann nur von Verwandten aber Bekannten Hülfe zu erwarten haben, indem Alle ihrem Gatten nach den ersten mißglückten Bohrversuchen jedwelchen von allen weiteren abgeredet haben; allein sie haben nicht darauf geachtet, das Glück habe sie übermüthig gemacht und es sei ihnen ergangen wie den leidenschaftlichen Spielern, die in trauriger Verblendung Hab und Gut einem Zufall preisgeben und Alles verlieren. Herr Henriet bot dem Manne mehrere Stellen an, allein der dargebotene Hülfe wurde abgelehnt, weil sich Jeder einst so angesehene Herr und thörichterweise Hochmuth nicht entschließen konnte, in die Reihen gewöhnlicher Arbeiter zu treten. Bald hernach zogen die Armen fort und ich habe seitdem nichts mehr von ihnen gehört.

Zum Beweis, daß es auch Leute gibt, welche rasches Emporkommen nicht ertragen können, will ich noch folgende tragische Oelgeschichte hier erzählen. Im Tidiotte lebte seit Jahren ein armer Handwerksmann, der es mit allem Fleiß nie zu einiger Wohlhabenheit brachte, trotzdem ihm Frau und Kinder treulich in der Arbeit beistanden. Die Hauptsache fehlte ihm eben — das Glück, und dieses läßt sich bekanntlich nicht erzwingen. Da die Leute sehr ehrlich und brav waren, wurden sie trotz ihrer bedrängten Verhältnisse dennoch allgemein geachtet, und die Vorsteher der Harmoniegesellschaft nahmen seinen Antrag, ihnen eine nicht unerhebliche Summe Geldes vorzuschreden, damit sie auf ihren paar Ackern Land, das alle Spuren von Oelreichthum zeigte, Bohrversuche anstellen könnten. Dieselben wurden vom besten Erfolge gekrönt, und binnen Kurzem war aus dem armen Handwerker ein steinreicher Mann geworden. Aber mit den äußeren glücklichen Verhältnissen hatte sich leider auch sein Innered merklich umgewandelt. Der stets so madere und bescheidene Mann war im höchsten Grade übermüthig und stolz geworden, und seine Ehe, die jahrelang eine durchaus friedliche gewesen war, wurde nun eine der unglücklichsten weil und breit. Nichts war dem reichen Parvenu mehr gut genug, er schämte sich seiner Angehörigen, und seine arme Gattin, welche bisher alles Leid treulich mit ihm getragen und unter Sorgen und ansstrengender Arbeit frischweg geattert hatte, war ihm nun eine unerträgliche Bürde. Nach einiger Zeit faßte er plötzlich all' sein Geld zusammen und verließ Tidiotte in aller Stille. Der einzige Sohn war eben im Krieg, und die verlassene Frau folgte daher in Begleitung einer ihrer Töchter ihrem Manne nach. Nach längerem Suchen fanden die Beiden mit Hülfe der Polizei den Gatten und Vater in einer prachtvollen Villa, der er im Staate Maine gelebt hatte und wohnhaft er mit einer schönen, ihm vor Kurzem angetrauten jungen Gattin die Flitterwochen zubrachte. Nach einer heftigen Szene zwischen den alten Eheleuten sieß der elende Mann seine rechtmäßige Gattin als ersinnige Bettlerin auf die Straße werfen, und ehe sie das Gericht zu Hülfe rufen konnte, wurde sie in Folge der furchtbaren Gemüthsaufregung von der Hirnentzündung befallen, welche sie wochenlang an's Krankenlager fesselte. Während dieser Zeit setzte der Sohn glücklich aus dem Kampfe zurück und — empört über die groben Verirrungen seines Vaters, klagte er denselben sogleich vor Gericht an; aber es war zu spät! Der Elende hatte sich doch nicht sicher gestellt und daher in aller Eile das schöne Besitzthum wieder verkauft, und war mit all' seinen Schätzen über die Grenze nach Kanada entflohen. Auf Grund und Boden der Vereinigten Staaten wird er sich wohl nie wieder blicken lassen und es würde ihm für seinen Fall auch schlimm genug ergehen. Die so schmählich verlassene Gattin genoß körperlich wieder, ihr Geist aber ist, wie es scheint, unheilbar aus den Fugen gerückt; doch findet sie die treueste Pflege bei ihren Kindern, und ihr Sohn verdient ein schönes Geld an den Oelquellen der Economisten. Ich habe ihn aber nie in die Heimkehr seiner Kameraden einstimmen sehen.

Redaktion, Druck und Verlag von Gb. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 32. Stuttgart und Leipzig

Im Franziskanerthurm.

Erzählung von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

3.

Wilhelmine Hansen saß unten im Stübchen und war mit dem Nähen frisch gebleichter Leinwand beschäftigt.

Es war Abend. Sie war allein im Hause. Ihr Vater war zu Bier gegangen, wie gewöhnlich des Abends. Florian Wittmann besorgte in der Stadt etwas zu seiner Abreise, die in einigen Tagen stattfinden sollte. Florian kehrte früher zurück, als er gesagt hatte. Nahe vor der Trennung zog es ihn wohl nun so mehr zu der Geliebten. Er brachte zugleich eine Nachricht mit.

„Der Assessor Schröder ist hier! Der Elende!“

Sie hatten nie wieder über ihn gesprochen. Wilhelmine nicht, weil er es ja wußte; er nicht, weil es sie verletzen mußte.

Er war in Aufregung.

„Der Elende! Uebermorgen soll im Amthause die Verlobung gefeiert werden. Es wird ein großes Fest werden. Der ganze Adel der Umgegend ist eingeladen.“

Wilhelmine war weißer geworden, als die Leinwand unter ihren Händen; ihre Hände zitterten.

Sie sagte nichts.

Der junge Mann ging mit heftigen Schritten in dem Stübchen umher.

Im Franziskanerthurm. Der junge Mann ging mit heftigen Schritten in dem Stübchen umher. Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 513)

„Der schlechte Mensch! Jetzt ist er bei der Braut im Amthause! Mit seinem falschen Herzen! Ach, man sollte ihn —"

„Wünsche ihm nichts Böses, Alorian!" unterbrach ihn Wilhelmine. „Denn Menschen nicht, der Dir so viel Böses zugefügt hat? Sieh', Wilhelmine, wenn ich ihn —"

Sie ließ ihn wieder nicht aussprechen.

„Alorian, reden wir nicht weiter von ihm. Ich bitte Dich darum. Denke an Dein Versprechen! Du weißest nicht wieder heftig werden."

Ihrer Bitte gab er nach; er konnte es noch.

Sie fragte ihn nach den Vorbereitungen zu seiner Reise. Er erzählte davon.

Der Vater kam zu Hause, legte sich schlafen.

„Ruhe Du jetzt auch schlafen, Alorian!" sagte sie zu dem jungen Mann.

Es war nicht mehr früh.

Er ging. Aber indem er ihr gute Nacht sagte, sah er, wie bewegt sie war. Sie suchte es ihm vergeblich zu verbergen.

„Sie schickt mich fort, sie hat noch etwas vor," sagte er sich wohl.

Er ging hinauf in seine Kammer, aber er hatte sich nicht zu Bette gelegt.

Sie hatte etwas vor.

Als er hinausgegangen war, wartete sie noch eine Weile.

Dann nahm sie ihr Umschlagetuch, legte es um Kopf und Schultern und verließ leise das Stubchen.

Im Flur durchte sie. Es war still in der Stube ihres Vaters, in der Kammer Alorian's.

Sie verließ leise das Haus. Sie legte die Thür nur hinter sich an. Draußen in der Straße ging sie rasch.

Es herrschte die tiefste Dunkelheit in den Straßen der Stadt.

An dem spaten Abend begegnete ihr Niemand mehr.

Wären ihr aber auch Menschen begegnet, man hätte sie nicht erkannt, kaum gesehen. Ihre Kleidung war dunkel, auch das Tuch; es bedeckte ihren Kopf, verbarg den größten Theil ihres Gesichts, hüllte ihre Gestalt ein.

Sie schritt zu der Franziskanerkirche.

Er ist bei der Braut im Amthause, hatte Alorian ihr gesagt.

„Von der Braut wird er erst spat zurückkehren. Sein Rückweg führt ihn an der Franziskanerkirche, an dem grauen Thurme vorüber. Einen Umweg wird er nicht machen. So kann er mir nicht entgehen!"

Was sie von ihm wollte?

Klar wußte sie es wohl selbst nicht.

Sie war aufgestegt, das kranke Herz, der kranke Körper. Sie war des Lebens müde; sie wollte nicht mehr leben; sie fühlte oder sie glaubte zu fühlen, daß sie lange nicht mehr leben könne. Wollte sie vor ihrem Tode noch einmal den Mann sehen, den sie noch immer liebte, der sie betrogen und betrübt hatte zum Tode, und den sie doch nicht hassen konnte, den sie lieben mußte bis zum Tode? Wollte sie Abschied von ihm nehmen? Er hatte sie ohne Abschied verlassen. Wollte sie ihm sagen, daß sie ihn noch liebe? Daß sie ihm verzeihe? Daß sie gar seine neue Verbindung segne? Oder trug sie ungelehrt Gefühle und Gedanken und Pläne der Rache in ihrer Brust, der Rache der verrathenen Liebe, der Eifersucht? Wer kann ein krankes, aufgeregtes Herz ergründen? Das kranke Herz selbst weiß am wenigsten, was es will.

Sie wußte ihn nur leben, sprechen.

Sie konnte nicht anders, und wäre ihr Gang zu ihm ihr Tod gewesen!

Ihr Tod? Das war vielleicht ihr einziger klarer Gedanke: „Möchte ich in seinen Armen sterben!"

Sie stellte sich an das Ende des schmalen Ganges zwischen der Kirche und der Mauer des Klostergartens. Dort mußte er hervorkommen, auf den kleinen Platz vor dem Thurme treten. Zehn bis zwölf Schritte zurück lag der alte graue Thurm.

Sie wartete, daß er hervorkommen werde.

Es war dunkel in dem Gange, auf dem kleinen Platze. Der Mond erschien erst später.

Sie wartete lange.

Gleich nach zehn Uhr hatte sie das Haus verlassen. Sie hörte auf den beiden Thürmen der Stadt ein Viertel, Halb, drei Viertel schlagen. Zu dem Franziskanerthurm vernahm sie das Knarren des Räderwerks der Uhr.

Sonst hörte sie nichts, keinen Schritt, keinen anderen Laut in dem Ruhen der Mitternachtsstunde. In den kleinen Stadtkien schlief und ruhte Alles.

Nur sie nicht, und Der nicht, den sie erwartete, und seine glückliche Braut nicht.

Und noch Einer nicht.

Einmal glaubte sie in ihrer Einsamkeit ein Geräusch zu vernehmen.

Es war an dem Thurm, nicht nach dem Winkel zu, an dem sie stand. Auf der entgegengelegten Seite schien sich leise etwas zu bewegen. Aber im Augenblick nachher war es wieder vorbei. Sie mußte sich geirrt haben, oder ein Thier, eine Katze oder dergleichen war herumgeschlichen. Wie sollte ein Mensch dort hinter den Thurm kommen? Eine Straße war dort nicht.

Sie horchte wieder auf den Schritt, den sie erwartete. Sie konnte ihn. Sie hatte ihn so oft erwartet, gehört; auch hier, an dieser nämlichen Stelle, auf der sie jetzt stand. Wie glücklich war sie dann gewesen, wenn der Geliebte kam, wenn er sie umfaßte, wenn sie Arm in Arm zu dem grauen Thurme gingen, durch seine thürlose, runde Pforte in sein rabenschwarzes Innere traten, sich auf den niedrigen Steinstang des alten Brunnens setzten, von ihrer Liebe und von ihren Plänen für die Zukunft plauderten, sicher vor jedem Zeugen, wenn nicht unten auf dem Boden des Brunnens, hundert und mehr Fuß tief unter ihnen, Molche und Eidechsen ihren Worten und ihren Küssen lauschten. Damals wohnte nur Liebe und Glück in ihren Herzen, in Beiden.

Liebe war auch jetzt in dem kranken Herzen der Seitendstehter. Das Glück war längst von ihr gewichen.

Aber was wollte sie denn hier?

Sie hatte es nicht gewußt, als sie ging; sie mußte nur gehen. Sie mußte nur noch einmal ihn sehen, ihn hören, wenn auch ihr Auge nur Umrisse seiner Gestalt sah, ihr Ohr nur seinen Schritt vernahm.

Ein anderer Gedanke bewegte jetzt ihre Brust. Aber klar konnte auch er ihr nicht werden in der Unruhe und Ungeduld des Wartens, in der Aufregung ihres Innern, die von Minute zu Minute, dann von Sekunde zu Sekunde sich steigerte.

Da begann in dem grauen Thurme wieder das Knarren der Uhr. Sie begann die elfte Abendstunde zu schlagen. Es übertäubte jedes andere Geräusch in der Nähe.

Wenn er jetzt käme! Sie konnte ihn nicht mehr hören!

Sie stellte sich mitten in das Ende des schmalen Ganges. Er mußte, wenn er kam, unmittelbar an ihr vorüber, er mußte sie streifen.

Der Mond war aufgegangen. Auch in dem Gange war es heller geworden, nur wenig, aber man konnte sehen, wenn ein Mensch sich darin bewegte.

Da erschien eine menschliche Gestalt darin.

Er war es, der Geliebte, der sie verlassen, verrathen hatte.

Erwarten konnte sie ihn da, wo sie stand, nicht.

Er konnte umkehren, wenn er sie sah, und sie wollte jetzt mehr, als seine Gestalt sehen, seinen Schritt hören.

Sie hörte den nahenden Schritt; die Uhr hatte ihre Elf zu Ende geschlagen.

Sie trat hinter die Mauer zurück, rechts von ihr, nach dem Thurme hin. Ihr Herz klopfte hörbar, in entsetzlicher Angst.

„Es zerspringt mir!" hätte sie ausschreien mögen.

Aber auch nicht!

Sie drückte beide Hände fest darauf.

„Noch nicht! Noch nicht! Aber wenn er da ist! Ich will sterben in seinen Armen!"

War es das, was sie wollte?

Er kam. Er hatte sie nicht gesehen, nicht gehört.

Er wollte an ihr vorübergehen.

Sie faßte seine Hand.

„Rudolph!" sagte sie leise.

Er wollte fliehen; er war wie gelähmt.

„Rudolph!" sagte sie flehend noch einmal.

„Mamsell! — Wilhelmine!"

Ueber sie war eine furchtbare Gewalt gekommen; es war, als wenn der Wahnsinn sie erfaßt habe. Klar war wohl nichts mehr, gar nichts mehr in ihrem Innern.

Nur dunkle Erinnerungen und Bilder standen und jagten sich verwirrt und verworren in ihrer Seele; Liebe und Glück, Verrath und Zorn und — jetzt Haß?

In den dunklen Thurm mußte sie mit ihm, zu dem alten Brunnen, zu seinem steinernen Sitze, wo sie die glücklichen Stunden mit ihm verlebt hatte, wo ihre Herzen nur in Liebe und Glück an einander gerückt, an einander geschlagen hatten.

Sie zog ihn hin. Er hatte keine Widerstandskraft gegen sie. Die Gewalt, die über sie gekommen war, bezwang auch ihn. Sie bezwang ihn doppelt.

„Sie ist wahnsinnig! Sie wird Lärm machen, wenn ich ihr nicht folge. Welch' ein Schauspiel für die Stadt in der Mitternachtsstunde! Welche Folgen für mich!"

Dazu die Vorwürfe seines Innern, sein Leichtsinn, seine Untreue, sein Verrath!

Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn.

Digitized by Google

Und die Unglückliche? Der Zorn war nur auf einen Moment in ihr Herz getreten; für den Haß war kein Raum darin, auch jetzt nicht.

Er hatte ihr ist das Innere des Thurmes folgen müssen, hin zu dem alten Brunnen. Man sah in der tiefen, undurchdringlichen Finsterniß sein schwarzes Gemäuer nicht. Sie fand es; sie war so oft in dieser Finsterniß da gewesen. Sie fand es trotz, sie fand es in ihrer Aufregung.

„Gehen wir und hier, Rudolph!“

Sie setzte sich auf die niedrige Mauer; er mußte sich zu ihr setzen.

„Lege Deinen Arm um mich, wie früher!“

Sie legte selbst seinen Arm um ihre Hüfte.

Sie schlang ihre beiden Arme um seine Schultern.

„Nun sage wieder Wilhelmine zu mir!“

Er war willenlos in seiner furchtbaren Angst, des Gewissens, des nächtlichen Lärms.

„Wilhelmine!“ sagte er wie mechanisch.

Sie ruhte mit dem Kopfe an seiner Brust, schweigend anfangs, dann mußte sie sprechen.

Töne leiser Klage entschwebten ihren Lippen.

„Warum liebst Du mich nicht mehr, Rudolph?“

Konnte er es ihr sagen? Konnte er ihr sagen: „Mein Leichtsinn hatte mich zu Dir geführt, mein Herz entzündet, vielleicht nicht einmal mein Herz. Du warst das erste schöne Mädchen, mit dem ich bekannt wurde. Deine ganze Erscheinung war fesselnd für mich; Du warst mir etwas Neues. Das Verhältniß mit Dir hatte etwas Pikantes! Das Geheimnißvolle, dieser alte Thurm mit seinem Brunnen und dessen unergründlicher Tiefe! Selbst Deine sonderliche Stellung. Du, die arme und ungebildete Seilerstochter, die ihrem Vater und seinen Gesellen das Rad drehen mußte, und ich, der Student, der Assessorsdavid, den die glanzendste Carrière erwartete! Das Alles hatte mich gefesselt und dann — ernüchtert. Ich sah auch andere schöne Damen. Das Neue wurde mir alltäglich, das Pikante schal, und nun gar der Unterschied des Standes, Dein Mangel an Bildung —!“

Konnte er ihr das Alles, von dem Allem nur ein Wort sagen?

Er hatte gar keine Antwort.

„Liebst Du mich doch noch?“ klammerte sich das arme Herz an eine wahnsinnige Hoffnung. „Liebst Du mich doch noch, warum kann ich denn nicht Deine Frau werden? Warum versprichst Du es mir denn? Warum ausstieß Du mich so unglücklich machen? O ja, nur auf drei Tage, nur auf einen, nur auf eine Stunde hätte ich Deine Frau sein wollen. Dann wäre ich ja gern gestorben. Dann hättest Du das reiche, vornehme, gebildete Fräulein im Amthause heirathen mögen. Ich hätte Dir meinen Segen dazu gegeben!“

Und das arme, kranke, so lange in sich zusammengezogene und zusammengepreßte Herz mußte sich endlich Luft, Athem, Freiheit verschaffen, von dem entsetzlichen Druck sich erlösen. Sie wußte wohl kaum, was sie sagte.

Er saß mit der glühenden Stirn, mit den kalten Schweißtropfen darauf, mit dem in Angst und Entsetzen bebenden Herzen neben ihr. Sie hielt ihn umschlungen. Er konnte sich nicht rühren.

Verstückte er seinen Leichtsinn? Oder saun der Leichtsinnige nur nach, wie er seiner Lage entrinnen könne?

Eine Antwort für sie hatte er nicht.

Da vernahm er ein Geräusch.

Draußen am Thurme, nahe an der runden Oeffnung, schlich etwas. Sein Herz erbebte in lautem, wildem Pochen.

„Herr des Himmels, wenn ich hier mit ihr überrascht würde! Morgen müßte es die ganze Stadt, meine Verlobte, ihre Eltern! Wohin? Wohin? Mit ihr, ohne sie!“

Das Geräusch verstummte.

Wilhelmine wendte sich an seiner Seite.

„Gehen wir, Wilhelmine!“ bat er. „Ich führe Dich zu Hause.“

Sie antwortete nicht in ihren Weinen.

„Es ist gleich Mitternacht, Wilhelmine!“

Sie hatte wieder eine Antwort.

„Früher mahntest Du mich nicht an die Mitternacht. Ich mußte es, meine Liebe zu Dir.“

„Wilhelmine, ich beschwöre Dich —“

„Schwöre, Schwöre!“ rief sie laut, heftig.

Ihr Schmerz war heftig geworden. Der heftige, scharfe Schmerz muß in lauten Tönen sich aussprechen.

„Deine Schwüre haben mich unglücklich gemacht. Ich traute ihnen und sie waren falsch, o, so falsch!“

Sie weinte, sie schluchzte laut.

Das härteste Herz, das ihre Worte, ihr Weinen gehört, hätte der Armen sein Mitleiden, ein Erbarmen nicht versagen können.

Rudolph Schröder hatte nur Todesangst in der Brust.

„Gehen wir, Wilhelmine! Ich bitte Dich!“

Er erhob sich gewaltsam; er hob sie mit sich empor; er zog sie mit sich, wie sie vorhin ihn.

Er zog sie zu der Oeffnung.

Er hatte dort kein Geräusch weiter vernommen. Er mußte fort, mit ihr, ohne sie, nur fort aus diesem Thurme, der seinen andern Ausgang hatte, in dem er mit ihr ein Gefangener war, wenn Jemand kam, in dem ihr Weinen und Schluchzen von Jedem, der in der stillen Mitternacht nahe kam, gehört werden mußte.

Er zog sie zu der einzigen Oeffnung.

Sie folgte ihm, sie widerstrebte ihm nicht mehr. Ihrem lauten Schluchzen konnte sie nicht gebieten.

Sie waren noch drei Schritte von dem Ausgange.

Da war wieder Geräusch an dem Pförtchen; aber es war kein leises, langsames Schleichen.

Ein hastiger, ungestümer Schritt stürzte vor. Eine zornige Stimme rief: „Unmensch! Schurke! Habe ich Dich?“

„Florian, Florian!“ rief die Unglückliche.

Es war Florian Wittmann.

Er war nicht schlafen gegangen.

Er hatte ihre Aufregung gewahrt, als sie ihn hat, zu gehen. Er mußte oben in seiner Kammer beobachtet haben, was sie thun werde. Daß sie etwas vorhabe, hatte ihm nicht zweifelhaft sein können. Sie ging aus. Er war ihr gefolgt. Er hatte sich am Thurm in ihrer Nähe verborgen gehalten, vor ihr, dann auch vor Rudolph Schröder.

Er hatte das Gespräch der Beiden angehört, die Klagen, die Bitten, das Weinen, das Schluchzen der Unglücklichen, die er über Alles liebte, die Angst, die Selbstsucht, die Härte des Mannes, der sie so unglücklich gemacht hatte. Sein Groll erwachte, sein Haß, seine Feindschaft gegen den Verräther. Sie entzündeten seinen Zorn, sie entflammten seinen Jähzorn, sie entflammten ihn zu wilder Wuth, zum Wahnsinn.

Er stürzte in das Innere des Thurms.

„Schurke, habe ich Dich!“

Sie flohen vor ihm zurück, Beide.

Wilhelmine umklammerte den Geliebten, den Verräther.

In ihrem Innern war es plötzlich wieder klar geworden.

Sie kannte den Jähzorn Florian's; sie sah die Wuth, die ihn beherrschte. „Hätte ich den Elenden!“ hatte er drohend gerufen.

Sie wollte, sie mußte den Elenden, den Geliebten, vor dieser Wuth schützen.

Sie floh mit ihm nach dem Hintergrunde des Thurms zurück. Ein Ausgang, ein sicherer Versteck war auch da nicht. Aber in dem undurchdringlichen Dunkel wird er uns nicht finden, hoffte sie.

Aber er war ihnen auf den Fersen.

„Florian, zurück!“ rief sie, bat sie.

Er hatte sie fast erreicht.

„Der Elende soll sterben!“ schnaubte er.

„Unglücklicher, begehe keinen Mord!“

„Er muß sterben!“

Er hatte den Assessor schon gefaßt.

Er war der starke, kräftige Mensch. Die Wuth verdoppelte seine Kräfte.

Der Assessor konnte sich ihm nicht entreißen.

Wilhelmine ließ den Geliebten los, warf sich auf den Rasenden.

Sie waren an dem alten Brunnen mit dem niedrigen Gemäuer.

„Zurück, Florian!“ rief sie.

Er hörte sie nicht.

Er mußte mit ihr ringen.

Sie klammerte sich an ihn.

Er wollte sich von ihr befreien, sie von sich werfen, nach dem Brunnen hin.

Er sah den Brunnen nicht. Er war in jenem Zustande, in dem er nichts mehr sah und nichts mehr hörte.

Sie schrie auf.

Rudolph Schröder sprang hinzu. Er wollte sie von ihm befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Schmugglerwegen.

(Bd. S. 377.)

An den lachenden Ufern des reizenden Gardasees spiegeln sich schroffe Felsen und Höhe, mehr als 6000 Fuß hohe Bergeshäupter, die Grenzwächter von Stämmen verschiedener Nationalität und verschiedenen Gepräges. Die österreichische Regierung, als ehemalige Besitzerin des lombardisch-venetianischen Königreiches, ließ es sich angelegen sein, die schwierigsten

Digitized by Google

Wege möglich und den Verkehr zwischen Tyrol und Italien von dieser Seite aus lebhaft zu gestalten, führte Koch auch der Weg hier in die Festung Peschiera.

Von der kühnen Brennerstraße an, oder vielmehr bereits von Niederösterreich an über Steiermark, den berühmt gewordenen Semmering dahselbst überwältigend, zog sich eine Reihe der schwierigsten Straßen durch Deutsch- und Welschtirol, und von da über die Grenzgebirge in's italische Feuchtland und Gebiet der Ebenen, die sich bis zur Adria erstrecken.

Daß eine solche Grenzscheide und Landstraße, welche zu Freibaten und anderen Zollgebieten führte, das Augenmerk der Schmuggler auf sich ziehen mußte, ist selbstverständlich.

Die Straße selbst hatten die Oesterreicher auf doppelten Gründen streng bewacht. Der eine dieser Gründe war die Sicherheit im Bereine mit dem Zollgefälle, der andere wird für alle Zeiten bleiben müssen, die forgliche Aufsicht über den Straßenbau selbst, denn dieser war einer der schwierigsten.

Der Weg, welcher mit vollem Rechte den einst Kunstwegs benannt werden darf, ist vollends den Felsstürzen und Felsenabhängen mit aller Gefahr und Schwierigkeit abgerungen. Er zieht sich in Kurven an den schroffen Wänden hin; hier muß er einen vorspringenden Felsenkoloß umringen, dort greift er sich mit einem Tunnel in's Innere des Ungeheuers. Bald bedurfte es eines schweren Galeriewerkbaues, damit weder der Untergrund abrutsche, noch das überhängende Gestein zerschmetternd und erdrückend auf die Passagiere falle. Bald wieder mußten Quellen abgeleitet, Abgründe überbrückt, kurz jene Schwierigkeiten überwunden werden, an welchen der Eisenbahnreisende anderwärts staunend und nicht ohne leichte Grausen vorüberfliegt.

Bei Nina beginnt die Kunststraße, welche von einem Fluß, der „Ponal", den Namen hat, der im Gebirge mit einem schenswerthen Falle aus dem Lebrothale dem Gardasee zueilt. Diese Ponalgebirgsstraße, oder vielmehr das Ponalgebirge, einerseits vom Gardasee, andererseits vom Lebrothale begrenzt, muß von Schmugglern beschrieben werden bei dem Versuche, Waaren aus einem Zollgebiete in's andere zu schmuggeln. Aber auf dem Kunstwege lauern die Häscher und selbst von den schroffen Höhen darüber lugen sie auf die Schlupfwinkel und jene Reste eines Weges, welche möglicherweise beschritten werden können.

Die Gefahren eines Schmugglerweges steigern sich hier auf's Höchste und fast auf jedem Schritte lauert der Tod auf Jenen, welcher einen unsicheren Schritt macht und entgleist. Oft zerschellt und rollt in den fast unermeßlich tiefen See hinab, der ihn für immer begräbt!

Vorerst gilt es, unbemerkt zu Schiffe der schroffen Felswand nahe zu kommen und hier das Emporsteigen zu versuchen. Dann heißt es sich klammern, emporschieben, zuweilen mit allen Vieren vorwärts bringen, mit Stockhaken und Stricken befestigen und derlei mehr. Es gehören Sehnen unendlicher Kraft, fest Füße der Gemsen dazu und eine Unerschrockenheit, welche das Leben auf's Spiel setzt.

Kaum kann eine dunkle Nacht zur Ausführung des Planes benützt werden. Die Lichtflamme wird verrätherisch. Am besten leuchtet der Mond mit seinem verstärkenden Gegenlichte vom Seespiegel empor. Diese gefahrvolle Zeit und Situation ist in unserem Bilde wiedergegeben, das Gemüth erregend und ergreifend dargestellt. Wenn der Wächter hoch oben die Büchsen setzt, fällt vielleicht ein Schuß, und wenn dieser nicht trifft, so allarmirt er alle Posten!

Skizzen aus Schweden.

I. Gothenburg und das Elfthal.

Gothenburg, die zweite Stadt Schwedens, an der Südwestküste am Ausflusse der Göta-Elf gelegen, ist, gleich Hamburg, durch seine außerordentlich günstige Lage: am Ausfluß eines bedeutenden, bis in das Herz des Landes schiffbaren Stromes und von allen Seiten gleich bequem erreichbar, von der Natur angewiesen, alle schwedischen Handelsbeziehungen in sich zu konzentriren. Dadurch hat sich die Stadt selbst schnell und glänzend entwickelt und in den Comptoirs der Groß- und Kleinhändler zeigt sich das rührige Leben einer Handelsstadt. So läßt sich Gothenburg mit seinen brillanten, von breiten Kanälen durchzogenen Straßen, seinen Palästen, dem Gewimmel von fremden und einheimischen Schiffen im Hafen und in den Kanälen, außerdem im Besitze einer prächtigen, mitunter reizenden Naturumgebung, den bedeutendsten Handelsplätzen und den schönsten Städten der Welt an die Seite stellen.

Die Stadt liegt nicht dicht am Meere, sondern eine Meile aufwärts an der Göta-Elf. Wild und nackt hervortragende riesige Granitkegel in den verschiedensten zerrissenen und zerspaltenen Formen, auf welchen man äußerst selten nur eine kese Ihre von Vegetation entdecken kann, begleiten den Strom. Rasen und Seevögel hausen in den zahllosen Schlnchten und Löchern und machen die Gegend durch ihr schauerliches Geschrei nur noch unheimlicher.

Der Eindruck erhöht sich, je weiter wir vorrücken. Amerikanische oder englische Riesendampfer kreuzen mit allen nur denkbaren Sorten Fahrzeugen in eilendem Laufe, und es bedarf hier schon eines kundigen Lootsen, um sich durch die offenen und verborgenen Klippen sicher hindurchzuwinden.

Bald sagen uns die weiter zurücktretenden Berge, wie die hier und da auf Ihre aufstanchenden Holzhäuser, Magazine, Villen mit den obligaten Gärtchen davor, daß wir uns dem Ziele nähern. Belehrt wird es auf dem schmalen Ufer, wo die Vorstadt Majorna anfängt; winzige Passagierdampfer winden sich um und herum, unzählige Fischerboote und Kähne kreuzen das Wasser nach allen Richtungen.

Ueber einem Riesenwald von Masten ankernder Schiffe erhebt sich die schöne und regelmäßig gebaute Stadt, die ihre Vorstadte, wegen Mangels an Platz auf dem wenig breiten Ufer, auch hinauf in die zerklüfteten Felsen gelegt hat; — der Völker donnert über den Hafen und wir legen an der weit hinausgebauten Landungsbrücke an.

Gothenburg ist in Beziehung auf physische Größe und Einwohnerzahl nicht bedeutend; mit seinen Vorstädten zählt es vielleicht nur gegen 50,000 Bewohner. Groß aber ist es in seinen Handelsbeziehungen mit aller Welt, in seiner beginnenden Industrie und einer großartigen Entwickelung einer reichen, fruchtbaren Intelligenz. — Der Einfluß des in Gothenburg außerordentlich starken deutschen Elements auf alle Fragen des täglichen Lebens und Treibens ist ganz bedeutend und wird, wie es scheint, mächtiger mit jedem Jahre. Unter die reichsten und angesehensten Firmen des Großhandels zählen wir verschedene Deutsche; bekannt und geachtet sind die deutschen Handelsgästarzierer; in industrieller Thätigkeit haben Deutsche die tonangebende Macht, die meiste Frequenz, die tüchtigsten Mittel; der Handwerkerstand hat sich kräftig und gesund entfaltet mit Hülfe von deutschen Meistern und Gesellen; — kurz, überall, wohin wir unser Auge wenden, treffen wir auf den fleißigen Deutschen, der mit Geschick und Ausdauer sich eine neue Heimat zu gründen und sie mit der wohlerworbenen deutschen Gemüthlichkeit und Behaglichkeit auszuschmücken gewußt hat.

Wenn aber Gothenburg keine große, so ist es doch eine schöne, schön und regelmäßig gebaute und reinliche Stadt. — Unter den für Bequemlichkeit und Dauer gebauten Straßen nehmen die Oestra- und Westra-Hamngata östliche und westliche Hafenstraße) durch den hier herrschenden regen Verkehr und durch Glanz und die Größe ihrer Kaufläden als Hauptverkehrsadern einen wichtigen Rang ein. Beide sind durchzogen von auch größeren Fahrzeugen zugänglichen Kanälen, und es entwickelt sich tagtäglich dort ein buntes und interessentes Leben und Treiben, das, trotzdem es das von allen Seiten erschallende Rufen, Schreien, Rasseln, Knallen und Donnern — nichts weniger als melodische Laute — zur Begleitung hat, auf den aufmerksamen Beobachter gerade deßhalb einen angenehmen Eindruck macht, weil er bemerkt, daß Jeder, vom festen Patrizier bis hinab zum zerlumpten Arbeiter, das Seine leistet, um Fortgang und Bewegung zu fordern. — Da sieht man keinen auf den Arbeitenden herabblickenden Stolz, kein verächtliches Lächeln über einen in der Arbeit schnaufig gewordenen Kod, keinen ironischen Blick auf die schwieligen Hände eines Genossen. — Man weiß eben hier überall, daß sich Niemand weder in seinem Vergnügen noch seiner Arbeit durch einen Andern stören läßt.

Wir geben dem allgemeinen Drängen straßenaufwärts nach und kommen schließlich auf die die Stadt vom Hafen aus quer durchschneidende Norra- und Södra-Hamngata (nördliche und südliche Hafenstraße), beide von einander getrennt durch einen breiten, auch die größeren Schiffe tragenden Kanal, an dessen Ufern alle möglichen, nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden zu zählenden Fahrzeuge liegen und laden, oder sie entladen ihre Waaren, die sie aus den entferntesten Ländern wie aus dem Norden von Schweden, Stockholm und aus den an dem Göta-Kanal liegenden wichtigen Handelsplätzen zum geeigneten Umschlage hieher getragen.

Nähern die beiden genannten im Allgemeinen als Eine zu betrachtenden Straßen mehr einander, so würde man die wirkliche Pracht und Eleganz ihrer Anlage zu bewundern Gelegenheit haben. In gerader Richtung, überhaut von, ich glaube, fünf beweglichen Brücken, läuft der Kanal hinein in das Herz der Stadt, an seiner nördlichen Seite die reichsten Magazine in espeltablen Fronten, an der südlichen Seite die brillantesten Etablissements des Groß- und Kleinhandels aufzuweisen, wahre Prachtkasten in ihrer äußern Erscheinung, wie in ihrer innern Einrichtung. — Geschlossen wird der Kanal an seiner Ostseite durch Hotel Göta-Källare und fortgesetzt durch einen Seitenkanal, der, vorbei an dem großartig angelegten Garten und Park des Gartenvereins, sich hinzieht bis unter die bergige Vorstadt Redbergsläd.

Inmitten dieses bunten Werkstattgetriebens fallen uns ausgesuchte Toiletten auf, hin und her streifende Damen und Herren aus der Handelsaristokratie, seine und meist schöne Gesichter und schlanke Formen — eine Promenade, ein Rendezvous gönbral, ein Korso auf der arbeitsthätigsten Straße, inmitten des handelnden und lärmenden Volkes, unter der

Digitized by Google

Wälschtyrolische Schmuggler überklettern die Ponalstraße. Nach einer Skizze von Theodor Harfetter. (S. 375.)

Digitized by Google

gemütstheilen, aus allen Klassen der Bevölkerung zusammengesetzten Menge. Hier ist Niemand stolz, und der elegante Sohn des Millionärs darf scheut sich nicht mit zuzugreifen, um den schweren Leib des eben angekommenen vollbeladenen Schiffes an die Uferstreine ziehen zu helfen.

Kommt man aus der Sodra-Hamngata und biegt zur Linken ein auf den Hafendamm, so ist man erstaunt und überrascht von dem interessanten, an buntem Wechsel übereichen Bild, was sich vor uns entrollt. Vor unseren Füßen wird der breite Hafendamm fortgesetzt durch den dicht an einander angelegten Fahrzeuge, auf welchen die geräuschvollen Arbeiten des Ein- und Ausbeschaffens in weitestem Umfange geübt werden. Während weiter nach links der Hafen sich nach der See ausdehnt, haben wir gerade vor uns eine mit in das Wasser hinausgebaute Dammbrücke, an welcher die riesigen englischen, holländischen und amerikanischen Dampfboote anliegen, und welche durch die ein Dutzend Nationalitäten verschiedene Menschenmenge, die man zu jeder Tageszeit hier trifft, interessant ist. — Von hier aus können wir den Hafen mit seinen Tausenden von buntbewimpelten Fahrzeugen überschen; wir erhalten einen Einblick in das Getriebe der Maschine, die Gothenburg zu dem gemacht hat, was es ist.

Inmitten diesen majestätisch ruhenden Massen, diesen ab- und zugehenden Schiffen, trotz sich der ganze Trotz der Passagier-Verkehrsmittel. — Besonders interessant sind die winzigen Dampfer, die, kaum größer als ein mäßiged Handboot, mit immenser Geschwindigkeit, gelenkt mit der gewandtesten Geschicklichkeit, sich durchwinden durch all' diese bewegliche, gefährliche Welt, zuweilen so hart am vorbeisausenden Kiel eines gewaltigen Dampfers vorüber, oder an den protzenden Rädern eines Holländers vorbei, daß man glauben sollte, in der nächsten Sekunde sei es übersahren oder mit seinen zahlreichen Passagieren zu tausend Stücken gerädert.

Der Personenverkehr, besonders da, wo die Magazine, Schiffswerften, Schuppen u. s. w. liegen, ist von dem einen Ufer des Hafens zum andern so bedeutend, daß die offiziellen Beförderungsmittel niemals ausreichen, und daß daher jeder Handlahn, der halbwegs eine Minute Zeit zu verwenden hat, gegen Trinkgeld mit hinein in die Priosat-Passagierbeförderung gezogen wird. — —

Wenden wir unsern Blick nach rechts, so liegt, als Fortsetzung des Hafens, die breite Göta-Elf vor uns, die geduldig Schiff auf Schiff hinauf- und herabträgt, und ohne Ende sehen wir sie, ein Riesenpanorama, nur mit vorüberfliegen, eilend, ohne Raststreift zu nehmen in der einladenden Stadt, den günstigen Wind benützend.

Alles dieß, umrahmt von den steil emporsteigenden Bergen, die in ihren Hochthälern, Halden und Terrassen mit dem saftigsten hellleuchtenden Grün geschmückt sind, während der Gipfel in seiner ewigen Kahlheit mit eisiger Ruhe auf das bunte Gewühl herniederschaut, macht auf den Fremden einen tief sich einprägenden Eindruck.

Die Göta-Elf ist bekanntlich der Anfang des wundervollen Göta-Kanals, der, durch die großen Seen Schwedens, Gothenburg mit Stockholm verbindet, also für Handel und Schiffahrt ganz außerordentlich wichtig, aber auch der herrlichen Gegenden, durch die er führt, des immer Neuen wegen, das er dem Auge bringt, berühmt ist.

Folgen wir ihm stromaufwärts. Die Ufer sind zuerst noch mit dem Etablissements der Industrie bedeckt: rechts und links treten gewaltige Magazine aus dem Häusergrund, die ihre Landungsbrücken weit hineinstrecken in die rollenden Wogen der Elf; ein mächtiger, gewaltiger Citadellenthurm zur Rechten beherrscht Fluß, Stadt und Hafen; die bergige Vorstadt Redbergsted, unter deren Füße der Bahnstrang der Hochholmer Bahn sichtbar, sich, von hier aus betrachtet, mit ihren geschmackvollen Holzhäusen reizvollst genug aus, obwohl sie, besonders zur Nachtzeit, sich eines guten Rufes in Bezug auf Sicherheit durchaus nicht erfreut. — Hier macht der Strom ein Knie gegen Norden, die Umgebungen werden ländlicher und reizender.

Entzückt schweift das Auge stromaufwärts, und so weit es reicht, erblickt es das Wasser bedeckt mit weißglänzenden, großen und kleinen Segeln, die still und majestätisch, wie nachtige Falter, dahin zu schweben scheinen; Hunderte dieser schwer belasteten Fahrzeuge lassen wie hinter uns, und immer von Neuem reizt es unser Auge, von dem belebten, rauschenden, larmenden und stoßenden Treiben des Dampfers hinüber zu schauen zu den idyllischen Stille und Ruhe des lautlos dahinziehenden Seglers.

Da und dort sehen wir die Matrosen hingebreit, wohl auch Einen, den halben Körper aus der Kajütenluke emporgehoben, den leausen Kopf auf die auf das Deck gestemmten Arme gestützt, sich der ausgedehntesten Ruhe und den Eindrücken überlassend, die jedes aus der Menge der vorübereilenden Dampfboote macht. Wie sehen gleichmäßige Schiffe zu zweien und dreien seit in ihrer Breite aneinandergekettet, um dem treibenden Winde eine größere Segelfläche darzubieten, und kaum ist der gewigte Steuermann im Stande, unsern „Eilboten" sicher vorbeizubringen.

Unaufhörlich mahnt die schrille Schiffspfeife zur Vorsicht, besonders wenn wie einem oder mehreren von oben kommenden Dampfern auf der steil schmaler werdenden Bahn begegnen; — die Kapitäne begrüßen, die Passagiere winken sich und die Matrosen werfen sich in der Eile einige der gangbarsten Redensarten zu — vorbei! — Da sieh', welch' reizendes Dampfboot, wie für den Nippisch geschaffen, so klein und nett, so zierlich und elegant präsentirt es sich, kommt es in den glattesten, abgerundetsten Bewegungen nähee auf der spiegelglänzenden Fläche des Sees! — Wie ein Fisch windet es sich durch die Hunderte von Fahrzeugen, die in ihrer Breite und Masse den kleinen gewandten Burschen durchaus nicht durchzukassen wollen scheinen — und dort, wo kaum man sich vermuthet, bedeutend näher schon, taucht er wieder auf, vorsichtig und geschickt jedem Schiffe aus dem Wege gehend, wenn auch vielleicht eine haarbreit an ihm vorüber. — Das ist Skyndsek, das nach der nächstliegenden Stadt benannte Passagierschiffboot, das regelmäßig dreimal täglich Gothenburg mit seiner unbedeutenden Schwester verbindet. — Da rollt es an und vorbei, wir müssen fast seekrank hinunter sehen, um es zu erblicken, denn es muß, um zwischen uns und einem Dreimaster durchzukommen, beinahe hart an die Schiffswände sich heranpressen. Dabei bewundern wir seine wirklich großartige Geschwindigkeit, die es ihm möglich macht, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen auch die als schnellfahrende Dampfer bekannten Boote sämmtlich zu übersahren. — Da liegt er schon weit hinter uns und kaum noch vermögen wir das einsame Taschentuch eines winkenden Passagirrs zu erkennen.

Doch vergessen wir über dem interessanten Verkehr auf dem Wasser die Ufer nicht. Die rechts und links steil sich erhebenden Bergketten sind näher getreten, und auf dem schmalen Landstreifen bis zum Strome hat der Landmann sich angesiedelt. — Nicht sehen wir hier zusammenliegende Flecken, Dörfer, Städtchen, seine größeren Häusergruppe — sondern, soweit wir fahren, erblicken wir, bald hart an der Elf, bald weiter zurück, bald am Fuße der Berge, bald in einer waldbestandenen Schlucht, da am steil sich senkenden Abhange, dort auf dem höchsten kahlen Gipfel jene baulustigen kleinen Häuser aus gezimmertem Holz mit ihren, ist es ein größeres Besitzthum, mittunter weit abliegenden Scheunen und Ställen. Jeder Besitzer wohnt auf seinem Ackerland und, wo möglich, in Mitte desselben. Dieser Grundsatz gilt in der Provinz Gottland, mit Ausnahme einiger größerer Dörfer und der Städte, überall wohin wir kommen, denn über die ganze Provinz liegend die einfachen Gehöfte, die einzelnen Wohnungen der Besitzer, deren prangendes Grün, das, uns an die hängenden Gärten der Semiramis erinnernd, wie schwebend an einer Felskplatte, mitte sich die Wohnungen dieses idyllischen Aufenthalts beschattet; wiederholt blicken wir tief hinein in eine weit geöffnete Schlucht, die schützend die terrassenförmig sich an ihr hinaufziehenden Häuschen der Landbewohner birgt, aus hier tritt eine im Styl der Schweizerhäuser erbaute Villa mit den in seinen verschlungenen Wegen und schattigen Gängen, mit seinen einladenden Lauben und Pavillons sich fast herabneigenden prächtigen Garten bis hart an den Strom heran.

Das Ufer und zur rechten Hand erscheint und noch viel interessanter. — Hier erheben sich die den Strom begleitenden Bergketten steil und jadig in die Höhe, am Fuße aber ist das Ufer geschmückt mit langhingezogenen buttenden Laubgehölzen, aus denen neugierig die eleganten und grazisen Villen der reichen Stadt-Aristokratie, umgeben von den reizendsten Garten, hervorleuchten.

Wie ein bis in die feinsten Nüancen hinein wohlgeschulter Parl stellt sich das Ufer uns zur Rechten und entzückt somit sich das Auge hinein in das dunkle Grün seiner nahen Büsche, unter die natürlichen Wölbungen seiner verschlungenen Laubgänge. Leider hin zieht sich das Grau der Riesenfelsen mit dem Schwarz seiner Höhlen und unzugänglichen Schluchten, mit dem blitzenden Glanz seiner herabrinnenden Wasser empor und sticht von dem Grünen und Blühen einer üppigen Vegetation gar seltsam ab.

Wir fahren an einem geschmackvollen Schloß und der nach dem Strome zu weit geöffneten Flucht seiner Gebäude vorbei — sofort unterscheiden wir eine bessere Kultur und ein besseres Gedeihen der Aecker und erfahren, daß dieß reiche Besitzthum einem Deutschen gehört. — Ein schwedisches, ziemlich vernachlässigtes Patronat Rittergut nach deutschen Begriffen!

Digitized by Google

fakt; — wir blicken hinein in die bis hinauf in die Felsenschlachten sich ziehenden Gärten eines bedeutenden Handelsgärtners und bekannten Garteningenieurs — ein Deutscher — und jetzt treten die Berge so dicht an das Wasser, daß die enkelte Landstraße kaum Platz genug findet, sich am Strome herumzuwinden. — Noch eine Wendung, und wir haben links vor uns, in einem schmalen Thale, reizend gelegen und fast in die Felsen hineingebaut, die — im Uebrigen kleine und ärmliche Stadt stongeff mit der imposanten Ruine einer stattlichen Burg.

Von hier aus werden die einschließenden Berge niedriger und zeigen Bewaschung. Nadelholz tritt an die Stelle von Laubholz, und der Handwerker, besonders der Schiffbauer und Zimmermann, an die Stelle des Ackerbauers, der seinen Platz mehr findet zu einer bedeutenden Ausdaut.

Wir wenden uns von dem großern, durch seine bedeutenden Sägemühlen bekannten Dorfe Villa Chil wieder zur Rechten und zwar wälzen wir den Landweg.

Die Gegend ist dieselbe, welche wir zu schildern versucht haben, weil der Landweg sich immer hart an der Seite der Eisenbahn hält. — Kommen wir aber näher an Gasbenburg heran, so werden wir aufmerksam durch die bis zur zahllosen Menge sich vermehrenden hier gebräuchlichen zweispännigen, mit einem Pferde bespannten Karren, die in langen Zügen von 10—50, collgeschoppt mit Naturalien aller Art, zur Stadt, oder ist es Nachmittag, in kolster Carrière von der Stadt zurück eilen. — Nicht nach Hunderten, sondern nach vielen Tausenden muß man sie zählen. Das Gerassel, Geschrei, Gejohel ist für Den, der dieß nicht gewohnt, wahrhaft betäubend, und gefährlich ist es, wenn man nicht zeitenten oder gedarrt werden will, die Straße zu traversiren. — Schaut man aber zuweilen durch eine Baumöffnung hindurch hinunter zum Wasser, sieht man, wie, in Gegensatze zu der lautbelebten Landstraße, still und mächtig ein Fahrzeug nach dem andern vorbeizieht, alle die weißen Segel weit ausgespannt gleich gewaltigen Flügeln, und sieht man dann weiter auf das anliegende andere Ufer mit seinen zerstreuten Häusern, seinen Laubenthälern und Bergschluchten hinein in die leis und großartig wallende Schöpfung: so weiß man zugleich, daß man niemals den Eindruck einer prächtigen Natur verlieren wird, durch die hindurch der brausende Strom des industriellen und kommerziellen Lebens führt.

Gedenken wir an dieser Stelle des Winkers, in dem die zugefrorene Eis des Schiffeverkehr unterbricht, so entstellt sich unserem Geist ein neues seltsames Bild. — Das Leben auf der Landstraße ist nun so bedeutender, als alle Artikel, die den Sommer über aus der nahren und weiteren Umgebung der Stadt auf dem Wasser expedirt werden, auf die Karre resp. auf den Schlitten geladen werden müssen.

Ist der Strom fest gefroren, so nimmt man hierzu zu Hülfe und es entwickelt sich auf dessen glatter Eisfläche dasselbe beunruhigende, rastlose, rasende Treiben; unaufhörlich, auf dem Lande wie unten auf der fest gefrorenen Wasserstraße jagen sich die Karren, Wagen und Schlitten nach der Stadt und zurück.

„Wohin dieß Alles?“ fragt man immer und immer wieder, wenn man bedenkt, daß auf den andern drei Seiten Gotthundsegg ihr als Centrale gleichmäßig dieselben ungeheuren Vorräthe zugeführt werden. — Wo soll dieß hin? — Welch' ungeheurer Export also auch von Naturalien auf dieser Stadt stattfinden muß, davon erhalten wir, stellen wir uns nur eine halbe Stunde lang auf eine nach ihr führende Landstraße, einen wenigstens annähernden Begriff.

Paul Häntg.

Auf Vorposten in Gedanken.

(Vitt. S. 380.)

Es ist nicht der dankbarste und doch vielleicht der schwerste Theil, den unsere Vorposten an den Mühen des Kampfes haben. Wenn das Schlachtgewühl sich im Dunkel auflöst und die ermatteten Scharen das Bivouak beziehen, dann gibt es kein schrecklicheres Wort, als nun „auf Vorposten“. Die letzten Lebenskräfter, die noch in der Truppe liegen, werden zusammengerafft, wie ein Bleigewicht liegt der zerrissene Mantel und das heiße Gewehr über der Schulter, aber dennoch gilt es nun jeden Preis noch vorzudringen bis an den vorbezeichnen Waldsaum, bis hart an die Grenzen der drohenden Gefahr. Für Einen, der wacht, können Hundrede sicher schlafen; erst dann wird die feindliche Erde zum sicheren Lager. Nicht bloß ein gutes Gewissen, sondern gute Vorposten sind für den Soldaten das beste Ruhekissen. Mann um Mann liegen sie dahingestreckt, die harten, trotzigen Züge werden mild, sie sind im Traume daheim bei den Ihren, der Krieg ringsum ist vergessen. Er lastet meilenweit auf dem Lande, auf Haus und Hütte, auf Fluren und Wäldern, nur auf der Seele des Schlafens nicht. Dort wohnt für Minuten lang der Friede, die Erinnerung der Traum der Heimat. Ganz anders draußen vor den dunklen, unheimlichen Waldrand. Hier steht die Wache und horcht; so oft es sich drüben in den Zweigen regt, muß er gefaßt sein, daß eine feindliche Patrouille durchbricht, bei jedem Schuß, der in der Ferne auftönt, daß es ein Lärmsignal sür gehrne Uebelsalle sei.

So geht die erste Hälfte der Nacht dahin, langsam und dennoch von jener federnden Hast bewegt, die wir dann empfinden, wenn jede Stunde Neues bringen kann. Die Spannung macht müde, aber ein Posten darf nicht müde werden, bis 4 Uhr Morgens muß er noch auf dem verhängnißvollen Platze ausharren.

Auf das Gewehr gestützt, schaut der junge Soldat in die hellen Flammen des Wachtfeuers, das immer tiefer herunterbrennt und seine spielenden Rauchwolken zum dunklen Himmel emporschickt. Und je tiefer er in die Flammen schaut, die knisternd zu ihm sprechen, desto tiefer sacken sich die Flammen an, die er im eigenen Herzen trägt. Os ist den Posten das Schlafen verboten, aber das Träumen nicht, und wie die Kameraden, die er beschützt, so träumt auch er — wenn schon mit offenen Augen und jenem scharfen Ohr, das hinter den eigenen Gestalten die Feinden nahen fühlt.

a

Vor seinen Augen steht der Eindruck der Scheidestunde, sein Weib und die Wiege seines Kindes. Alles mag ein Soldat vergessen, jeden anderen Laut aus der Heimat mag der unersättliche wirre Lärm des Krieges übertönen, aber das Bild der Abschiedsstunde, der letzte Nachruf und das letzte Schluchzen, das sind Laute, die unvergeßlich und unabänderlich in der Seele haften. Sein schlichtes Stubkein und die Wiege, die eintönig sachte schaukelt, wie oft erschienen sie ihm so arm, und wie reich und überglücklich würde er sich heute fühlen, wenn er nur einen Augenblick dort weilen dürfte! Der flüchtige Rauch, der ihm dieß Bild geschaffen, zerfließt, eine neue dichte Wolke stößt empor und neue Bilder gestalten sich aus dem lustigen Stoff. Er fühlt die Erinnerung der ersten Schlacht, jenen unbeschreiblichen Ton, den die ersten Feuersalven im Herzen wachrufen, und dann das langsame, sumvivuartige Wachsen des Schlachtgetöses, wenn sich die Zahl der Kämpfer um Tausende vermehrt, wenn das Gebeul der schweren Geschütze und der Schmerzensruf der Verwundeten deran erschallt.

Das Alles sieht er wie in einer Fata Morgana wieder, und unwillkürlich richtet er das Haupt empor und lauscht, ob nicht die Feinde plötzlich durch's Dunkel brechen.

Auch der kriegerische Morgen nach der Schlacht wird wieder auf, wo im Laufe des großen feindlichen Schlossed die Ehrenzeichen vom Kommandanten ertheilt wurden. Damals vernahm man nur Glockengeläut und leichte Worte, aber der Ruhetag war von kurzer Dauer, in jedes Fest reicht die harte Arbeit des Krieges herein.

Hier ein Leichenzug und dort liegende Fahnen, Jubel und Thränen in buntestem Wechsel, so bringt es der Krieg und so stimmert es vor den Augen des jungen Soldaten, der müde auf dem Gewehr lehnt.

Es ist zwei Uhr Nachts, die letzten Reste des Feuers sind verloht, die letzten Kräfte sangen an zu weichen. Sieben Stunden währte das Gefecht, dann noch ein langer Marsch und dann erst „auf Vorposten“. Mit wahrhaft übermenschlicher Gewalt zwingt er sich zum Aufhaeren, der Stachel der Ehre und der Stachel des Geführ marteet das müde Soldatenblut. Denn wer auf dem Vorposten schlafend gefunden wird, der wird nur mehr zum letzten Gange geweckt, und Mancher, von dem sie zu Hause „nichts Näheres“ erfuhren, ist auf diese Weise in der Ferne geblieben. Auch die Gefahren eines Ueberfalls sind bedeutend, jede Stunde kann eine räuberische Schaar aus den Wäldern brechen und dann ist das Erste, daß man die Vorposten niedermacht. Um 4 Uhr Morgens kommt die Ablösung, aber sie Manchen kommt sie zu spät und die Berufsstelle welket trocken: Gefallen auf Vorposten. **M.**

Preisfylbige Charade.

Mit den beiden Ersten kann man jede Größe fest bestimmen;
Sind sie leidig an sich nicht groß, machen sie gleich Schneckenwinen,
Wenn man mehrere zusammen konfigemäß in Reihen stellt.
Drum auf geht, oft reih und blau, ja sogar in allen Farben
Kleiden Schöpferin Natur lieblich meine dritte Spitze;
Schwarz und weiß bemalt's der Mensch, und so kommt es, daß es oft
Spielwerk ist den Frühlingswinden, oft den Menschenhand sich bricht.
Auf dem Ganzen geh'n zwei dürre, kurz, trock'ne Hülsenfrüchte;
Kauft der Eine gleich viel schneller, als sein kleinerer Bruder,
Kommt er deshalb doch nicht weiter, sondern zeigt mit schnellem Laufe
Oester nur die gleiche Bahn. Beide müssen immerfort
Eine und dieselbe Bahn, die, wenn sonst auf dem Ganzen
Sie mit steifem Arm gezeigt, schon darumgelaufen ist.

Auflösung des Sunstbaumeräthsels Seite 360:

Born, Fren, Gern, Lern', Kern, Stern.

Digitized by Google

Auf Vorposten in Gedanken. Nach einer Skizze von Lorenz Tutt. (S. 379.)

Digitized by Google

Deutsch und Französisch.

Novelle aus der Gegenwart

von

Karl Zastrow.

(Schluß.)

Den 31. Oktober 1870.

Mit diesem Briefe erhältst Du eine wahre Sturmflut von Neuigkeiten. Großes, Herrliches ist geschehen, Freund! Ich meine nicht die endlich erfolgte Kapitulation der tapfern Festung Metz für uns Husaren gibt es ja keine anderen Triumphe, als die in offener Feldschlacht errungenen), nein! ich nenne die schönste Palme mein, die jemals das Herz eines Kriegers erfreut hat. Horetense ist — —

Doch nein, ich will der logischen Erzählung nicht vorgreifen. Beginnen also in richtiger Folge, was sich zugetragen. Der einigen Tagen führte ich meinen längst gehegten Plan aus. Schloß Cordillière noch einmal in Augenschein zu nehmen. Montalbert trug mich in kürzester Frist hinüber. Wie ich richtig vermuthet hatte, war nicht bloß der Hof, sondern auch der Park zu einem wahren Feldlager hergerichtet. In den Ställen und Scheunen lagerten die Landwehrtente der Infanterie, gemüthlich ihre Pfeifen rauchend oder in träger Ruhe von den neuesten kriegerischen Ereignissen plaudernd. Den herrlichen Damilton im Park hatte man zum Wachtlokal eingerichtet. Kalt und ruhig blickten die weißen Marmorstatuen von ihren Postamenten auf die braven Pommern und Westphalen nieder, die zu ihren Füßen saßen oder lagerten und, jede Kunstgegenstände bar, sich mit realeren Dingen beschäftigten. Ich schritt rasch an dem mit angefachter Büchse stehenden Posten vorüm Gewehr vorüber und betrat den Steinen, nach vor Kurzem so allerliebst eingerichteten Gartensalon. Beim ersten Eindlick sief mir eine majestätische, stolze Dame auf. Die biedere Landwehrfrese, welche, zu ihren Füßen kauernd, die freie Gde des granitnen Postamentes als Tisch benutzend, mit Vleistift einen Brief an Muttern schrieb, hatte der Gottin den schmeren Heim auf die Lalen, glänzenden Locken gedrückt und die den schweren Tornister mit den Kochgeschirr darauf auf den Rücken befestigt. Eine weltlagende Niobe hatte die modernde Zündnadelbüchse im Arm. Sämmtliche Göttergestalten waren in den olympischen Nebel eingehüllt, drei dreißig wohlgestopfte Knasterpfeifen emporweideten. Der junge Sekondelieutenant, welcher die Fellwache kommandirte, lag auf dem Divan und blickte, eine etwas bessere Zigarre rauchend, mit träumerischem Auge nach der kunstvollen Freskomalerei verlehenen Decke. In den Alleen des Parkes sah man hier und dort Soldaten, in ihre langen grauen Mäntel gehüllt, langsam auf und ab promenieren. Noch hunter sah es auf dem Hofe aus. Zwischen zerschossenen Mauerstenen brannte ein wohlunterhaltenes Feuer, über welchem die bleckernen Feldkessel zischten und brodelten. Dort, wo die Stallgebäude in einem rechten Winkel zusammenstießen, waren mehrere Gartenbänke nebeneinander geschoben, auf welchen ein ansehnlicher Fleischvorrath in kleinere Portionen zertheilt und diese letzteren von einem langen, entsprechtigen Unteroffizier an die verschiedenen Korporalschaftsgranaten mit strenger Gewissenhaftigkeit vertheilt wurden. Es geschah rein unwillkürlich, daß ich meinen Blick über die Fensterfront der dem Hofe zugekehrten Fassade des Schlosses schweifen ließ, aber ich verspüre Dich, ich habe nur die Köpfe und Brustbilder preußischer Militärpersonen, kein einziges weibliches Gesicht wahrgenommen, selbst nicht an denjenigen Fenstern, wo ich sie zu sehen bestimmt hatte erwarten können. Ich begab mich in die Parterreräume. Auch sie waren sämmtlich mit Militär angefüllt. Doch hatte man hier die Möbel, Teppiche, Gemälde und sonstige Luxusgegenstände nicht entfernt. Im Gerken und Ganzen hatte ich den Eindruck, als sei man trotz alledem überall mit großer Schonung verfahren. Ich sah mich nach dem Verwalter um, er war nirgend sichtbar. Zwei Stallbediente in abgetragenen Livreen standen bei einer Truppe Soldaten, mit denen sie angelegentlich zu fraternisiren schienen. Ich wollte den einen der beiden Burschc zu mir heran und fragte nach dem Verwalter Gilbert. „Er ist auf einige Tage verreist, mein Herr, wohin, weiß ich nicht!“ — „Und die Frau Marquise,“ fragte ich weiter, „ist sie noch im Schloß?“ — „Ich kenne die Herrschaften im Schlosse noch gar nicht,“ lautete die Antwort, „ich bin erst seit Mitwochs hier.“ — Der Hauptmann der Kompagnie, welche das Schloß besetzt hielt, ein alter, würdiger Degen, kam auf mich zu und ertheilte mir bereitwilligst Auskunft über das, was ich zu wissen wünschte. „Ich denke, wir sind Dennen da drinnen noch nicht lästig gefallen,“ meinte er, auf das Schloß deutend, „wir haben nur den nothwendigsten Raum beanspruchi. Was wir sonst brauchen, wird uns durch den Zahlmeister zugestuhrt. Wozu das ewige Reanitren? wir haben ja die Bahnlinien bis in Deutschland frei. Es wird von da aus eine Menge Proviant eingeführt.“

Ich wollte den Alten nicht erst neugierig machen und gab daher nur einfach zu verstehen, daß man „von oben herab“ die Erhaltung und Schonung des Schlosses Cordillere besondes wünsche, da die Bewohner sich stets entgegenkommend und deutschfreundlich gezeigt hätten.

„Sie können sich in dieser Beziehung ganz auf mich verlassen, Herr Mittmeister!“ meinte der Hauptmann, „ohne meinen speziellen Befehl wird keiner hatte ein Haar gekrümmt!“

„Und wenn Sie ausbrechen, mein lieber Hauptmann, und weiter marschiren —“

„So werde ich,“ unterbrach er mich, „einen Sicherheitsposten zurücklassen, der meinen Nachfolger mit dem allerhöchsten Wunsch bekannt macht.“

Ich konnte beruhigt das Schloß verlassen, für immer, wie ich hoffte. Vor dem breiten Portal mit den gewaltigen Thorflügeln stand der Araber, in leichter Unruhe den Grund zerstampfend mit dem von Zeit zu Zeit seine Freude über die heimatlichen Anklänge durch helles Gewiehre kundgebend. Ich schwang mich rasch hinauf und sprengte quer über die feuchten, herbstlichen Wiesen dem Dorfe entgegen. Auch hier waren Häuser und Stallgebäude stark mit Mannschaften der Infanterie, — sämmtlich Mehrkrotten, — belegt, und neue Zuzüge wurden stündlich erwartet. Eine beträchtliche Anzahl der Bauern hatten ihre Wohnstätten mit dem besten Theil ihrer Habe verlassen. Die wenigen Zurückgebliebenen ließen es sich angelegen sein, mit ihren ungebetenen Gästen in Frieden zu leben. Wenigstens hatte es den äußeren Anschein. Daß Manchet im Verborgenen eine Faust in der Tasche gemacht haben mich, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Die Leute haben zu viel gelitten.

Die Sonne war im Untergehen, als ich auf dem Wege, der um das Dorf herumführte, wieder zurückritt und alsbald die nach Paris führende Landstraße gewann. In Gedanken verloren kradte ich zwischen den kahlen, bestellten Feldern und grünen Wiesen hin. Mein Geist beschäftigte sich mit Hortense, die ich, meinem Versprechen getreu, nicht aufgesucht hatte. Was würde sie sagen, wenn sie erführe, daß ich im Schlosse gewesen und ihr vorübergegangen war? Wie würde sie mein Benehmen auffassen? als eine Beleidigung? Das durfte sie nicht! Aber wer bürgte mir dafür, daß sie eine so rein Erkenntnis meines Wesens besaß, um, was ich gethan, als Zaetsinn, entkunden mit ehrenhafter Charakterstegkeit, auszulegen? Wußte sie überhaupt, daß ich sie liebte? Sie mußte es, wenn sie einigermaßen scharfsichend war, erraten haben, denn auch bei der größten Selbstbeherrschung vermag der Mann, welcher wahrhaft und innig liebt, sich nicht mit einem so undurchdringlichen Panzer zu umgeben, daß die Geliebte nicht doch einmal einen Strahl seines innern Lebens aufzufangen vermöchte. Und daß Hortense einen ungemein scharfen Blick neben einer außerordentlichen Divinationsgabe besaß, — davon hatte ich bereits zur Genüge in Händen. — —

Ich dachte an alles dies, und neben der Unruhe, die mich bei der Erinnerung an Hortense solterte, empfand ich zene Genugthuung und Befriedigung, wie sie das Bewußtsein, recht und gut gehandelt zu haben, zu erzeugen pflegen.

Mehrmals wandte ich den Kopf zurück und blickte nach den Thürmen des Schlosses und dem der Dorfkirche zurück, die allmälig im Grau der Dämmerung versanken. Noch spiegelten die glattlichen Fenster das glänzende Gold des im Purpurglanz schwimmenden westlichen Himmels wieder; aber je mehr das leuchtende Roth dessellen in dunklere Tinten überging, desto mehr schwanden die Lichtreflexe, und bald waren es nur noch die Spitzen der Thürme von Corbillere, welche sich von dem weißgrauen Abendhimmel abzeichneten. Bald verblich auch der letzte farbige Streif im Westen. Die Dunkelheit senkte sich tiefer herab und die Gegenstände in Nähe und Ferne nahmen unbestimmte Farben und Formen an. Ich rief den Montalbert zum schnellsten Galopp an, um noch vor vollständigem Einbruch der Nacht zum Regiment zu gelangen. Auf der Höhe der Landstraße hielt ich einen Moment und warf zum letzten Male einen Blick nach der Himmelsgegend, in welcher das Schloß lag. Es war mir, als hätte der Horizont dort eine heller Färbung angenommen, in welcher sich die dunkle, kompakte Masse des alten gothischen Schlosses in schärferen Linien abgrenzte. „Der aufgehende Mond!“ dachte ich und galoppirte weiter. Immer mehr verschwammen Felder, Schätze und Gebäude in der Dunkelheit, und in gleichem Grade verdichtete sich die Gegend unter dem magischen Schleier der Nacht, verdünnte sich dergestalt, daß ich zuweilen besorchtete, ihre gerillten zu sein. Niemand war auf der langen Landstraße sichtbar und in geheimnißvoller Stille flogen die Bäume, flogen Hecken und Felder an mir vorüber. Die ein Vogel schoß der Montalbert vorwärts, den Kopf zur Erde gesenkt, die Mähne gesträubt. Die flachtigen Hufe berührten den Boden kaum. Noch einmal warf ich einen Blick zurück, um den Mond zu beteachten, der mir auf meinem einsamen Wege leuchten sollte, aber ein jäher Schreck durchrieselte mich. Ein schmaler, glührother Streifen zog sich unheilverkündend am westlichen Horizont hin. Das war der Mond nicht, der im bleichen Silberglanze heraufzusteigen pflegt. So konnte sich höchstens der Aufgang der Sonne ankündigen.

Digitized by Google

aber dazu war diese Nörte wieder zu unnatürlich, zu grell, zu brennend. Sie hatte nichts von jenen sanft ineinander fließenden Purpurwogen der Morgenhämmerungen, die allmälig in lichtes Goldgestimmel übergehen und schließlich den blendenden Glanz des Tages über die Berge und Thäler streuen. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte mich der Gedanke: „Feuer auf Schloß Gerbillere?“ Ungeläum warf ich den Araber herum und spornte ihn zu neuer gewaltiger Anstrengung an. Ich konnte nicht irren. Es lagen in jener Richtung auch andere Dörfer. Warum sollte es gerade Gerbillere sein? In brausender Carrière flog der Mondalbert mit mir dahin. Es war, als ahne er die Gefahr, die seine Heimat bedrohte. Die unheimliche gelbliche Röthe am Himmel nahm mit jedem Augenblicke größere Dimensionen an. Ein falber, gespenstischer Schimmer lag über der Straße und den Feldern und Wiesen rechts und links ausgegossen. Endlich erreichte ich die Anhöhe und gewahrte nun einen hellen Feuerschein, der heiße Funken und Strahlenbündel zum glühenden Nachthimmel in entsetzlicher Menge emporspringen ließ. „Auf Schloß Gerbillere kann es nicht brennen!“ dachte ich mit einem Gefühl eigenthümlicher Beruhigung. „Das Feuer ist zu nahe!“ Und in der That boben sich eine Menge Bäume und die kleinen Häuschen eines vor dem Feuerschein sie liegenden Dorfes so klar und bestimmt aus dem tagesbellen Scheine heraus, daß es vollständig den Anschein hatte, als brenne das Dorwerk, das umgestalte eine deutsche Ackermeile hinter diesem Dorfe lag. Erst als ich den Ort erreichte und ihn vollständig in Schweigen und Grabesruhe versunken fand, regte sich die Angst in mir von Neuem.

Die glühende, zum Himmel emporschlagende Lohe vergrößerte sich mit jeder Sekunde. Je näher ich dem Orte des Schreckens kam, desto mehr sühlte ich, wie eine furchtbare Beklemmung meine Brust zusammenkrampfte. Noch eine kurze Minute und ich hatte die Anhöhe erreicht, von welcher herab ich Schloß Gerbillere in allen seinen Theilen erkennen mußte. Mit verhaltenem Athem galoppirte ich den Hügel hinauf und fand meine dunkle Ahnung im weitesten Umfange bestätigt. Das Schloß, das mir und vielen Hunderten braver Krieger eine gastfreundliche Aufnahme gewährt hatte, stand in vollen Flammen. Silbernich schlug die wilde Glut aus allen Fenstern und loderte in riesigen Säulen zum farbigen Himmel empor. Dunkle, mit Caulm und Dungar gedeckte Wollen hüllten sich, alle Augenblicke die Form wechselnd, über dem brennenden Schlosse zusammen und zogen langsam nach Süden, während die hier gothischen Thürme noch immer stolz und unversehrt wie düstere, unheilschwere, eiserne Riesengestalten in dem tageshellen Feuerscheine standen. Nur einen Moment verweilte ich bei dem furchtbaren und doch prächtigen Anblick. Dann ging es sausend zu Thale und in der Richtung nach Gerbillere weiter, das ich endlich, unsähsam nach Athem ringend, erreichte. Das Pfarrhof stand weit offen. Die Spritzenmannschaften aus dem Dorfe und der nächstgelegenen Stadt waren darin aufgefahren. Die Flaschenzüge und Blumentöpfe waren durch die tief einschneidenden Räder zerstört, durch Menschen und Thiere zertreten. Ein wirres, buntes Gewimmel herrschte überall. Mein Verdacht, das Feuer könne durch unsere Truppen angelegt sein, schwand sofort, als ich eine Menge Wehrlente eifrig an den Rettungsanstalten betheiligt sah. Ich übergab den Mondalbert einem dienstbereitig mir entgegenkommenden Dragoner und trat auf den Schloßhof. Eine glühende, sich unerträglicher Hitze sching mir entgegen. Man war eben beschäftigt, die Stallgebäude einzureißen, um das Weiterumsichgreifen des Feuers auf die benachbarten Gebäude zu verhindern.

Der Verwalter mußte soeben zurückgekehrt sein. Er stand noch in Reitkleidern auf einem mit Brettern überdeckten Wasserkübel und leitete von hier aus mit Ruhe und Besonnenheit die Maßregeln, mittelst deren man des Feuers Herr zu werden gedachte.

Eben wollte ich auf ihn zueilen, ihn nach der Entstehung des Feuers, vor Allem nach der so hart von Unglück betroffenen Besitzerin des schönen Schlosses zu fragen, als der alte Landwehrhauptmann, welcher noch vor Kurzem das Vorpostenamt, das Schloß zu schonen, in meine Hände gelegt hatte, in voller Marschuniform auf mich zukam. „Böse Geschichte das, lieber Rittmeister!“ rief er schon von Weitem. „Sie glauben nicht, wie ich mich ärgere und grämе über dieses entsetzliche Unglück. Mann eine Streichholzdose, mochten die Hunde hergekommen sein, trotz meiner Abstant die Order, mit meinen Detachements so schonend als möglich zum Ziele zu stoßen. Ich lasse allarmiren und wir rücken im Eilmarsch aus. Kaum ist mein maroder Flügelmann vom zweiten Gliede, welchem die schlecht vernarbte Schußwunde im rechten Bein das rasche Laufen noch verbietet, als letzter Nachzügler zum Schloßhofe hinausgehumpelt, als eine Bande Frankireurs einbringt, mit dem vollen Ungestüm, welches diese Leute charakterisirt, zu essen und zu trinken begehrt, die eine Heerde Zollhammel tödt und lärmt und wirthschaftet, und schließlich den Feuerbrand in das Schloß und die mit Stroh und Vorräthen gefüllten Scheunen und Stallgebäude wirft, lediglich aus dem Grunde, weil „Verrath im Spiele“ sei und die Bewohner des Schlosses mit den verruchten Preußens zusammenhielten. Als Hülfe zur rechten Zeit war nicht zu denken. Die Bande hielt das Schloß besetzt. Der Wind, welcher sich schlimmer machte, sachte das Feuer zur wildesten Flamme an. Wir wußten nichts davon, bis ein Stallknecht vom Gute auf ungesattelten Pferde uns nachgetrieben kam und uns um Hülfe bat. Nun sage ich Ihnen, was konnten wir thun? Unser Befehl lautete bestimmt, wir konnten jede Minute in's Gefecht kommen. Ich sandte die Pionnierkorporalschaft hierher und sowie ich abkommen konnte, kam ich selbst. Nun — wir haben die Schandbuben abgefaßt. Verdientermaßen hätten sie in's Feuer gestellt, aber — wir stehen Gnade für Recht ergehen und sistiren sie. Da haben Sie die ganze Geschichte,“ und nun leben Sie wohl, ich habe Eile!“

Er reichte mir die Hand und schritt nach dem Stallgebäuden, an welchen sein Apfelschimmel gebunden war. Ich hatte ihn noch drei und das fragen mögen, allein er war zum Schloßhofe hinaus, ehe ich mich von dem Eindruck, den das Erzählte auf mich gemacht, noch einigermaßen hatte erholen können.

Indessen kam der Verwalter, der mich bereits seit einigen Minuten verstohlen, aber aufmerksam beobachtet hatte, auf mich zu. Er hatte den Anschein, als wolle er mir irgend etwas von Wichtigkeit in diesem Augenblicke mittheilen, doch sief ich ihm gleich in's Wort: „Wie geht es der Frau Marquise?“

„Sie war soeben noch hier, Herr Graf!“ klang es zurück. „Vielleicht ist sie noch einmal in's Haus getreten, um Sachen von Werth oder wichtige Papiere zu retten!“

„Und das sagen Sie mir mit einer solchen Nonchalance, mein Herr?“ fragte ich im ausbrechenden Zorn, „und lassen es zu, daß die Arme sich noch einmal in diese entsetzliche Gefahr stürzt?“

„Meine Obliegenheit läßt sich von mir keine Vorschriften machen,“ erwiederte der Verwalter achselzuckend mit ruhiger Würde. „Ich würde mir ihr ernstliches Mißfallen zugezogen haben, hätte ich mich erdreistet, sie in ihrem Beginnen aufzuhalten!“

„Aber, mein Gott! sehen Sie denn nicht, daß das Haus soglich zusammenstürzen muß!“ rief ich heftig, während ein entsetzliches Krachen an unsere Ohren schlug, dem ein Hagel von sprühenden Funken folgte, knisternd und prasselnd den ganzen Schloßhof überstiegend. Es bestätigte meine Worte. Ein Theil des glimmenden Gebälkes war eingestürzt. Der dunselbon sieroude Thurm krachte, in tausend Trümmer zerstiebend, auf das harte Pflaster nieder, mehrere werthvolle Stücke des zerstörten und hier aufgeschichteten Mobiliars in seinen jähen Falle zerschmetternd.

„Sie sind ein Unmensch, Mann! Bedenken hatten Sie sich sollen mit aller Ihnen zu Gebote stehenden Kraft!“ rief ich, „Sie sind schuld daran, daß dem dieser bisherige junge Leben in den Flammen seinen Untergang findet!“

„Sie kennen meine Gebieterin nicht, Herr Graf!“ rief der Verwalter, wurde aber in diesem Augenblicke durch den Schrei einer weiblichen Stimme unterbrochen. „Da! dort!“ rief gleichzeitig ein Wehrmann, nach dem gegen Süden vorspringenden Erker des Schlosses zeigend, in dessen oberen Fenster das bleiche, angstvolle Gesicht Hortensiens sichtbar war, hin und wieder durch die schwarzen Rauchwolken verdunkelt, welche pfeilschnell vorüberzogen und zuweilen brennende Holzsplitter mit sich führten. Der Verwalter erblickte und warf einen flehenden Blick auf mich, dessen Entschluß mit Blitzesschnelle gefaßt war. Ich trieb die vier Soldaten, welche mit einer langen Leiter herbeikamen, zum äußersten Geschwindschritt an. Es war bei höchste Zeit, denn schon neigte sich der südliche Thurm, und mit seinem Sturze war jede Aussicht auf Rettung dahin, da er in seinem jähen Falle auf die Decke des Erkerzimmers stürzen und die unglückliche Frau unter Schutt und Flammen begraben mußte. Endlich nach zwei qualvollen Minuten, die meine Ueberhaste Ungeduld zu Stunden ausdrunn, war die Leiter angelehnt. Die braven Leute unten hielten sie fest, während ich unter Caulm und einem gefährlichen Funkenregen rasch emporstieg. „Geben Sie mir die Hand, Hortensie!“ rief ich, „geschwind! jede Minute ist kostbar!“ und damit umklammerte ich mit dem linken Arm das Fensterkreuz, während ich mit dem rechten die ängstlich zitternde Gestalt umfaßte und mit Aufgebot aller meiner Kräfte aus dem Fensterrahmen herausholte. Mit schwindendem Bewußtsein umklammerte sie meinen Hals, und als ich sie leichte Last fest in meinen Armen ruhen fühlte, wußte es mir in seiner Blöse schwer, die Leiter hinabzusteigen. Von dem Jubel der wackeren Soldaten begrüßt, erreichte ich den Erdboden und hatte nur eben noch Zeit, den gefährlichen Sprung des Südthurmes und den damit in Verbindung stehenden Schloßgiebeles auszuweichen. Es war die größte Gefahr im Vergnügen gewesen.

Wir ließen die Ohnmächtige auf eine der aus dem Schlosse geschafften Kanapees nieder und spritzten ihr Wasser in's Gesicht, um sie dem Bewußtsein wiederzugeben, was erst nach einer entsetzlich langen Viertelstunde gelang. Ihr erster Blick sief auf mich, ihr zweiter auf das regellose Gewirr und Getreibe um sie her, und damit kehrte auch die ganze Erinnerung an all' das Entsetzliche, was sie an dem heutigen Tage durchlebt, in ihr zurück. „Bringen Sie mich fort von hier, Herr Graf!“

Digitized by Google

flüsterte sie: „gleichviel wohin nur fort von diesem unheilvollen Orte.“ Mir sei der Pavillon ein, der jetzt, nach dem Abmarsch der Landwehrkompagnie, frei geworden war, und so reichte ich ihr in einem wunderbaren Gemisch von Glück und Entsagungsschmerz meinen Arm. „Es war thöricht,“ sagte sie, während wir dem Parke zuschritten, und ihre Stimme klang beinahe flüsternd, als spräche sie zu sich selbst, „ich hätte nicht sollen noch einmal in den Erker gehen, der Rauch war bereits zu dicht, und ich habe nun doch die Papiere nicht gefunden!“

Sie hielt inne und erst, als sie meinem fragenden Blicke begegnete, fuhr sie fort: „Es sollen wichtige Papiere sein, Herr Graf, Aufklärung gebend über manche Punkte in unserer Familie, die man mir bisher aus Rücksichten der Delikatesse vorenthalten hatte. Sie waren in einem eisernen Kästchen im Erkerzimmer aufbewahrt, zu welchem der Vater den Schlüssel bei sich trägt, und er bandt mir beim Abschied das Kästchen auf die Seele. Nun ist es doch wohl vom Feuer zerstört worden, — aber es waren ja nur Papiere!“

„Ihr Herr Vater, Madame?“ wollte ich fragen, und hatte schon auf der Zunge, um Auskunft zu bitten, warum denn der Monsieur père solche wichtige Papiere in der Behausung seines Schwiegersohns belasse, oder ob der Herr Papa denn im Schlosse genannt habe und warum er, wenn das der Fall war, sein Töchterlein in solch' unheilvoller Zeit allein ließ? was mir nun so Alles durch den Sinn fuhr.

Ich war so zerstreut, daß ich es beinahe übersehete, als sie fortfuhr: „Und wer ist nun an alledem schuld? Sie, mein Herr, nur Sie allein!“

„Ich, Madame? Wie so denn? wenn ich fragen darf.“

„Hätten Sie meinen Wunsch erfüllt, — wären Sie hin und wieder bei mir eingesprochen, — so hätte es auf keinen Fall kommen können. Ich setze den Fall. Sie wären hier gewesen, als die Räuberbande einbrach, Ihr bloßes Erscheinen hätte das Volk in die Flucht gejagt. Die sogenannten Franktireurs laufen wie die Hasen, wenn sie eine preußische Uniform erblicken.“

Ich hätte die Gefahr vielleicht nur vergrößert, „Madame!“ entgegnete ich so ruhig, als es mir möglich war. „Ihre eigenen Leute hätten den Verkehr mit einem Deutschen, selbst wenn er sich in den Formen der strengsten Gemessenheit, der kältesten Höflichkeit bewegte, doch anders auffassen können, als es Ihnen lieb ist.“

„Meine Leute haben mir nicht zu befehlen, in diesem Augenblicke hat Niemand auf Schloß Cordillère zu gebieten, als ich allein!“ rief sie stolz, während ihre schlanke Gestalt sich höher hob.

„Wäre es Ihnen in der That gleichgültig gewesen, wenn man Sie als Spionin oder als Preußenfreundin verdächtigt hätte?“ fragte ich.

„Niemand hätte es wagen dürfen!“ gab sie mit funkelnden Augen zur Antwort, „Niemand, so wahr ich eine Cordillère bin! Wenn alle Sträuße fielen, würde ich den letzten Weg nicht verschmäht haben, der mir offen stand, den Sprung zum Fenster hinaus in den Abgrund!“

Wir hatten den Pavillon erreicht. Ich öffnete die Thüre und bot meine schöne Enthusiastin mit einer Verbeugung zum Eintritt ein. Mit einem raschen Rundblick erfaßte sie die mancherlei Spuren von Unordnung, welche die Einrichtung der Fellwache veranlaßt hatte, aber kein Zug in dem schönen, regelmäßig und fest gezeichneten Antlitz verriet eine unliebsame Mißstimmung, als die durch meine Worte hervorgerufene. Sie nahm auf dem Piedestal einer herabgestürzten Bacchantin Platz und stützte, wie in mißmuthigen Sinnen verloren, den Kopf in die Hand. Ich hatte keine Veranlassung, den Divan zu verschmähen, auf welchem wohl wer ganz kurzer Zeit mein Kamerad, der junge Kommandeur der Fellwache, seine müden Glieder gedehnt hatte, und ließ mich daher gemächlich darauf nieder, so ruhig als möglich erwartend, bis meine Geschäftin das Schweigen unterbrechen würde.

„Nein!“ rief sie endlich, aus ihrem Nachdenken auffahrend, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, aber Sie werden mich niemals überzeugen, daß Sie edel, ja, daß Sie nur gerecht gehandelt haben, mich so ganz allein, ohne Rath, ohne das kleinste Zeichen freundschaftlicher Theilnahme zu lassen. Wären Sie nur einmal während dieser grauenvoll langweiligen vierzehn Tage herübergekommen, ich würde doch das Eine wenigstens daraus entnommen haben, daß ich Ihnen nicht so ganz gleichgültig, nicht so ganz die Feindin Ihres Vaterlandes bin!“

„Sie sind mir weder das Eine noch das Andere, Madame!“ versetzte ich, während mein Herz in heißer, freudiger Aufwallung höher schlug. „Sie sind mir nicht im Geringsten gleichgültig! . . . und wenn Sie mich nun doch einmal zwingen, mich offen auszusprechen, so mögen Sie es in dieser Stunde erfahren, daß meine Zuneigung zu Ihnen größer ist, als selbst die freundschaftliche Form, welche Sie die Güte hatten, mir vorzuschreiben, es gestattet, und daß Sie lediglich diese Zuneigung als Grund anzusehen haben, weshalb ich den Entschluß gefaßt hatte, Sie nie wieder zu sehen.“

Sie sah mich verwundert, mit großen Augen an. „Aber ich versehe das nicht!“ rief sie in einem Tone, aus welchem eben so viel Erstaunen wie Raivität klang. „Bei meiner Ehre, ich weiß nicht, was Sie sagen wollen!“

„Sehr begreiflich, Madame, ich spreche ja deutsch, und Sie sind trotz der korrekten Aussprache des Deutschen und trotz der elsässischen Abstammung immer noch zu sehr Französin, um mich vollständig verstehen zu können. Verzeihen Sie also, wenn ich auf die Gefahr hin, gar nicht verstanden zu werden, so offen und deutsch zu Ihnen spreche, als es mir möglich ist. Bei mir daheim kennt man nämlich die Sitte nicht, wonach eine verheirathete Frau in Abwesenheit ihres Gatten den Besuch eines Fremdes wünscht und diesen Wunsch, sei es auch aus Motiven der lautersten und unschuldigsten Art, zu erkennen gibt. Thäte sie es, Tausende von Zungen würden bereit, sie zu verdammen. Zum Schutze ist ja, wenn nicht eine Mutter, doch immer eine ältliche Verwandte da, und so verzeihen Sie, wenn deutsche Frau ihre Tage in Einsamkeit, obwohl nur Fremde einen Hauses nicht mit dem leisesten Hauche eines Gedankens die Bedeutung hat, wie er sie — leider nur allzu häufig — in vielen Kreisen der französischen Hauptstadt repräsentirt. Für immer gebrandmarkt aber würde die deutsche Frau sein, welche während der Zeit, in welcher der Gatte Vaterland und Herd verscheidet, einen feindlichen Offizier zu ihrem Schutze herbeischeine. Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, Madame, daß ich frei und offen Ihnen zu Füßen lege, wie es dem deutschen Manne, vor Allem dem Soldaten ziemt. Nun urtheilen Sie selbst: Ich hatte Sie für eine sinnige, fromme und deutsche Frau, für eine Frau, die, ihrem innersten Wesen nach deutsch angelegt, auch deutsch gebieben ist, obwohl die Verhältnisse sie bis in das Herz Frankreichs geführt haben, und ich achte Sie viel zu hoch und verehre Sie zu innig, um jene größere Gefahr über Sie heraufbeschwören, von der ich soeben sprach und von welcher die Verwirrung Ihres herrlichen Besitzthums nur der Anfang gewesen ist.“

Sie war während meiner eifrigen Rede dicht vor mich hingetreten, und die großen, glänzenden Augen überliefen mit einem halb forschenden, halb verwunderten Ausdruck meine in der Kundgebung meines Gefühls wohl unwillkürlich großer gewordene Gestalt. „Nun endlich verstehe ich Sie!“ rief sie dann laut aufjauchzend und in fast kindlicher Fröhlichkeit die Hände zusammenschlagend, „Sie halten mich für eine verheirathete Frau!“

Da kannst Du denken, daß ich bei dieser unerwarteten Wendung des Gespräches wie vom Blitze getroffen stand. In einem einzigen Augenblicke sogen Betreffenheit, Beschämung, eine Welt voll sonniger Hoffnung mir durch die Seele. Nur mühsam vermochte ich die Worte hervorzustoßen: „Aber wie denn? sind Sie denn das nicht? Der Marquis Cordillère —“

„Ist mein Vater! was weiter?“ unterbrach sie mich.

„Aber der Verwalter sagte mir doch — —“

„Ich sei die Gemahlin des Generals Cordillère, der im Felde stehe? . . . Der Lügner! er glaubte mich in seiner Weise dadurch vor mancherlei Zudringlichkeiten geschützt. Wie sehr Recht er hatte mit seiner Meinung, hat der Erfolg bewiesen. Daß er auch Sie betrogen, davon hatte ich keine Ahnung!“

Da fand ich nun in meiner ehrlichen deutschen Plumpheit wie ein Schulknabe, der Wunder wie klug zu sein geglaubt und sich gründlich hatte hinter's Licht führen lassen. Ich hätte mich in das Gesicht schlagen mögen, daß ich nicht gesehen, wie mädchenhaft, wie kindlich und unbefangen Alles an der schönen, jugendlichen Schloßherrin gewesen war. Nun begriff ich es wohl und hätte jetzt darauf schwören mögen, sie sei das schuldlosteste, liebenswürdigste Kind von der Welt.

Ihr mußjam wurde ich Herr meiner Besangenheit. „Aber, mein Fräulein,“ preßte ich endlich heraus, „warum verboten Sie sich nicht von vornherein die Anrede ‚Madame‘, die ich mir in Folge der mir von Herrn Gilbert gemachten Mittheilung unausgesetzt zu Schulden kommen ließ?“

„Diese Anrede klingt allerdings etwas kalt, das vermag ich nicht in Abrede zu stellen; allein es ist hier zu Lande nichts Ungewöhnliches, daß die Herren junge Mädchen mit ‚Madame‘ anreden. Ich fand darin am allerwenigsten etwas Anfälliges.“

„Ich konnte den wahren Sachverhalt nicht errathen, mein Fräulein! Sie vermieden es ja mit unerbittlicher Konsequenz, von Ihren Familienverhältnissen zu sprechen.“

„Ich vermied es, von dem Herrn Marquis de Cordillère, meinem Vater, zu sprechen, und das hat seinen guten Grund. Die Zuneigung zu meinem Vater ist, offen gestanden, nicht so groß, wie sie eigentlich sein müßte. Er hatte meine Mutter, als sie noch lebte, nicht gut behandelt. J, liebe aber meine gute Mutter über Alles, und die Kränkungen, die sie vom Vater erfuhr, schmerzten mich tief in der Seele. Sie glauben nicht, welch' unerquickliche Familienszenen vor meinen Kinderaugen spielten, und ein Kind empfängt derartige Eindrücke sehr leicht und trägt sie dann lebenslang mit sich herum. Verzeihen Sie mir, Herr Graf! ich sprach von dem Herrn Marquis de Cordillère einfach aus dem Grunde

Digitized by Google

nicht, weil — weil ich längstbegrabene Erinnerungen nicht auffrischen wollte — nein doch — weil überhaupt nicht viel von Papa zu erzählen ist. Sie werden mich am besten verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater bei manchen vorzüglichen Eigenschaften doch die Veranlassung zu dem von mir gethanen Gelübde war, nie einen Franzosen zu meinem Gatten zu wählen!" —

Nun, mein Freund, was soll ich Dir noch weiter sagen? Wie es kam, daß ich die holde jungfräuliche Rose in meinen Armen hielt, sie in wonnig zitternder Erwartung fragte, ob sie, wenn der Herzogin mich gesund aus diesem Kriege in die Heimat zurückkehren läßt, mein geliebtes, treues deutsches Weib werden wolle? Wie sie in anmuthig verschämter Befangung dieser Frage das Lockenköpfchen an meiner Brust barg und den ersten Kuß reiner, treuer Liebe duldete, — das Alles zu beschreiben, erlaß der ungeübten Feder. So etwas läßt sich nur fühlen, nicht schildern! — —

Hoffentlich ist in sicherem Geleit auf dem Wege zu meiner Mutter. Auf unserem kleinen, idyllischen Landgute in Schlesien wird sie das Ende des Krieges abwarten. Jetzt spotte nicht länger mehr über meine Verbohrung des Liebesgottes. Auch ich habe nun ein treues deutsches Mädchenherz errungen, von dem ich bestimmt weiß, daß es mit Sehnsucht der Rückkehr des Geliebten entgegenharrt. Zur Stunde, wo ich dieses schreibe, ist freilich der heiße Kampf noch nicht zu Ende. Der Allmächtige allein weiß, wer noch kommen kann. Nur nach schweren, blutigen Ringen wird das junge Deutschland die Braut — das gefegnete Eisaß — sein nennen. Daß dieß aber endlich der Fall sein wird, dafür bürgen die siegreichen Banner unserer Heere und das auf unserer Seite stehende Recht. Hoffen wir, Freund, wie ich auch hoffe, nach gethaner Arbeit in glücklicher Häuslichkeit an der Seite meiner lieben Elisabeten vom allen Stürmen und Anstrengungen auszuruhen.

Seelenwanderung.

Polizeiroman
von
Dr. F. Ch. B. Avé-Lallemant.

Die letzten Töne der Orgel verhallten durch das von hohen, schlanken Säulen getragene Schiff der stattlichen Petrikirche. Schon lange vor Beendigung der Fuge von Johann Sebastian Bach hatte die Menge der andächtigen Zuhörer die herrlichen Räume verlassen. Das Klappern und Poltern der eben auf der Orgel zurückgestoßenen Ventile und Register hallte noch laut durch die Kirche, als von der Orgel herab eine mächtig prahlende Stimme herunterkomte: „Strach sagt: Ich wolle lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem grimmigen Weibe. Wenn sie böse wird, so verkehret sie ihre Geberde und wird so schasslich wie ein Tod!"

Die laute Stimme wurde urplötzlich gedämpft, indem der Sprechende die von der Orgel herabführende hohe steinerne Wendeltreppe betreten hatte. Nur bei den einzelnen langen Lichtkörpern in der Umfassungsmauer der Treppe wurden noch einzelne abgebrochene Worte vernehmbar, bis nach langer Zeit unten die schwere, knarrende Treppenthür schallend mit dem Handgriff aufgeschlossen wurde und der Redner mit den lauten Worten: „Die Sünde kommt her von einem Weibe und um ihretwillen müssen wir Alle sterben", — von der letzten Stufe auf den Flur der Kirche herabtrat und seinen Begleiter durch die lange Aufzählung aus dem fünfundzwanzigsten Kapitel des Strach eine sehr genaue Bekanntschaft mit diesem biblischen Schriftsteller verrieth.

Der laute Sprecher war ein sehr schmächtiger Mann von Mittelstatur und schien die mittlerlebhaft Jahre erreicht zu haben. Das Gesicht, welches aus dem sehr hochstehenden und an den Hutrand stoßenden Kragen des schwarzgrünen, rauhhaarigen und schon ziemlich abgetragenen wollenen Mantels heraushlickte, konnte durchaus keinen Anspruch auf Schönheit machen. Die Stirn wurde durch eine nachlässig gehaltene und fast bis zu den Augenbrauen herabgegangene Fuchsperücke fast gänzlich verdeckt; die etwas gerötheten Nase war klein und charakterlos und sagte nur wenig über die eingefallenen Wangen hervor. Desto mächtiger traten die mit gesunden, vollen Zähnen bewehrten Kiefer heraus, so daß der Mund des Mannes nicht selten von seinen rüschästolzen Freunden mit einem Pferdemaul verglichen wurde. Nur die lebhaften grauen Augen hatten einen fast schelmischen Ausdruck, namentlich wenn sich der Mann seinen individuellen Hange zur Heiterkeit hingab, welcher sich sogar nicht selten bis zur Ausgelassenheit steigern konnte.

Trotzdem der Organist Gottfried Gerstenfeld schon eine sehr lange Reihe von Jahren in der norddeutschen Handelsstadt lebte, hatte sich sein mitteldeutscher Dialekt doch auch nicht im Geringsten verändert, und sein ganzer Stolz bestand darin, als Preuße, speziell als Magdeburger zu gelten, die er nahe bei Magdeburg geboren war. Als Sohn eines armen Dorfschullehrers hatte er eine harte Jugend durchlebt, dabei aber doch eine tüchtige Gymnasialbildung erhalten und nebenbei sich sehr bedeutende, gründliche musikalische Kenntnisse erworben. Der frühe Tod des Vaters hatte seine Hoffnung, die Hochschule zu besuchen, um Theologie zu studiren, gänzlich vernichtet. In tiefster Armuth zurückgelassen, hatte er keinen anderen Ausweg gewußt, als an das Theater zu gehen, wo er als fester, wenn auch keineswegs mit einer guten Stimme begabter Sänger im Chor mitwirkte und zuletzt sogar den Chor zu führen hatte. Schon glaubte er es noch weiter und sogar zum Solisten bringen zu können, als bei der schwierigen Partie des ersten Sprechers der Priesters in der Zauberflöte, welche er sehr sorgfältig eingeübt hatte, das schlotterige, hemdenartige, schmutzigweiße Kostüm mit der phantastischen Pappmütze seine ohnehin unvortheilhafte, dürre Figur allzu kümmerlich erscheinen ließ und er vom unbandbaren Publikum ausgelacht wurde.

Dieser unglückliche Erfolg drückte den armen Debütanten ganz darnieder. Er verlieh, trotz allen Zuredens seiner Freunde und Gönner, das Theater und ergriff die undankbare und schwierige Carrière eines Klavierlehrers. Obschon ihm bald einige Unterrichtsstunden zugewiesen wurden, war die Noth, in der er sich mit seiner Familie befand, bei dem geringen Honorar, welches er in seiner falschen Bescheidenheit forderte, äußerst groß. Seine Gattin hatte er beim Theater kennen gelernt, war sie als Figurantin engagirt war und sogar einmal, wie sie sehr gern und oft rühmend erwähnte, die erste Hexe im Macbeth gespielt hatte. Wie er zu dieser Herzensmahl gekommen war, das konnte eigentlich Niemand recht begreifen, denn wenn Herr Gottfried Gerstenfeld gewiß nichts weniger als hübsch zu nennen war, so konnte doch auch die mildeste Kritik seine Ehegenossin nicht anders als häßlich bezeichnen, wie wenn sie dazu auch noch gerade jänkischen Gemüthes war, so durfte sie doch eben auch nicht für einen Engel des Friedens gelten; auch konnten die mancherlei häuslichen pikanten Szenen zwischen den beiden Eheleuten leicht auf die Vermuthung führen, daß eben das eheliche Leben mit seiner Noth und Sorge den ohnehin durch stetige Lektüre der Bibel zu religiösen und philosophischen Reflexionen sich hinneigenden Herrn Gottfried Gerstenfeld auf ganz besondere Studium des Lebensphilosophen Strach und vorzüglich des fünfundzwanzigsten und sechsundzwanzigsten Kapitels vom bösen und frommen Weibe hingeleitet haben möge.

So war ihm denn der Strach ganz besonders geläufig geworden und selten führte er ein Gespräch, in welchem er nicht diesen seinen Lieblingsschriftsteller eingeflicht hatte. Seine Ueberzeugung mit dem lebensfrischen und praktischen Strach übereinstimmend, sah er nun auch, daß er, wenn er seiner individuellen Lebensanschauung Ausdruck verlieh, sehr häufig den Strach als Autorität unterschob, und somit bei der gern bis zur Derbheit ausschweifenden Form seiner Ausdrucksweise sich häufig recht glücklich hinter seinen kraftvollen Gewährsmann flüchten konnte.

So kümmerlich nun auch das Honorar ausfiel, welches Herr Gottfried Gerstenfeld für seine Unterrichtsstunden bezog, so wenig vorsichtig verfuhr er doch, um sich seine Unterrichtsstunden zu erhalten. Ohne Rücksicht konnte er den Eltern talentvoller Schüler in's Gesicht sagen, daß die Kinder zu dumm und zu faul seien, um jemals auch nur eine Note spielen zu lernen, worauf dann die empfindlichen Eltern gewöhnlich den Unterricht aufgaben. Zu einem Prospector, dessen zahlreichen Kindern er Unterricht ertheilte und gegen den er eine heimliche Abneigung hatte, sagte er einmal Tages geradezu in's Gesicht, daß Leuten, welche beim Geben zuviel auf die Ferse und dann erst auf die Zehe träten, nicht zu trauen sei, da sie den Teufel im Leibe hätten; worauf denn der Prosessor, welcher vielleicht mit großer, pedantischer Würde die Füße so setzte, wie Herr Gerstenfeld angedeutet hatte, andern Tages schriftlich unter einem höflichen Vorwande die Fortsetzung des Unterrichts seiner Kinder absagte und bald darauf einen andern Lehrer wählte. So wäre denn Herr Gottfried Gerstenfeld bei dieser offenherzigen Philosophie mit seiner Gattin und seinen beiden leanlichen Kindern in Noth und Elend untergegangen, wenn er nicht sich einer wohlthätigen geheimen Gesellschaft angeschlossen hätte, die ihn unterstützte, ihn zum Vorsänger bei ihren feierlichen Versammlungen ernannte und ihm als solchem ein kleines Gehalt zusies, endlich aber durch ihren Einfluß bewirkte, daß er bei eingetretener Vakanz der Organistenstelle an der Petrikirche zum Organisten mit einhundert und sechzig Thalern Gehalt erwählt wurde.

So kümmerlich hier Gottfried Gerstenfeld sich nun einschränken mußte, so sehr wußte er sich doch seine philosophische Lebensanschauung zu bewahren, die sich denn auch besonders rührend bewährte, als der unerforschliche Rathschluß des Himmels ihm in kurzer Zeit seine von Hause aus schwächliche Gattin und seine beiden nur kümmerlich genährten Kinder an einer schlimmen, ansteckenden Krankheit dahinsterben ließ, welche nur zu bald in seine schlechte, ungesunde Wohnung Eingang gefunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 33. Stuttgart und Leipzig.

Im Franziskanerthurm.

Erzählung von **J. D. H. Temme.**

(Fortsetzung.)

Sie rangen Beide mit dem Wüthenden. Er faßte sie Beide; sie hielten Beide ihn. Er wollte sich von ihnen losreißen; sie wollten sich von ihm befreien. Es entstand ein Gedränge in dem dunklen Raume, in der Nähe des Brunnens.

Auf einmal waren sie frei von ihm. Sie fühlten ihn nicht mehr, sie hörten ihn nicht mehr. Sehen konnte man nichts in der Finsterniß. Aber sie hörten einen Fall, unten in der Tiefe.

„Allmächtiger Gott! Florian!“ schrie sie auf.

Es fiel tiefer, immer tiefer; es war im Brunnen. Man vernahm nichts als das Fallen.

Sie horchten sprachlos.

Es wurde still endlich da unten. Kein Laut, kein Geräusch mehr. Der Gefallene mußte auf dem untersten Grunde des Brunnens angelangt sein, er mußte todt da liegen.

Aber war der Unglückliche gefallen? War er nicht in dem Ringen und Drängen von der Hand eines der Beiden hinuntergeworfen, in die Tiefe geschleudert?

Und welche Hand hatte es gethan, ihm den Tod gegeben?

„Begehe keinen Mord!“ hatte Wilhelmine dem Wüthenden zugerufen. Jetzt war gegen ihn ein Mord verübt.

Im Franziskanerthurm. „Rudolph! Du kommst von seiner Hand, Du kommst von einer Leiche!“ Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 396.)

Sie Beide waren seine Mörder!

Beide, weil Keines wußte, daß die Hand des Andern es nicht gethan, daß keine Hand es gethan hatte.

Das Alles wußte Jedes von ihnen sich selbst sagen, sagten sie sich wohl. Sie standen erstarrt und sprachlos an dem Brunnen, der jetzt ein entsetzliches Grab für sie geworden war.

Sie hatten so oft im Glück und in den Träumen der Liebe auf seinem Rande gesessen.

Sie standen lange stumm. Sie wagten nicht in die Tiefe zu blicken, nicht um sich, nicht Eines nach dem Andern.

Sie horchten nur noch immer in die Tiefe. Es war vergebens. Das Grab gibt nichts heraus, auch keinen Laut, kein Aechzen, kein Stöhnen.

„Tod ist gräßlich!“ sagte Wilhelmine zuletzt.

Weiter sprach sie nichts.

Rudolph Schröder stand stumm neben ihr.

Die Thurmuhr über ihnen schlug knarrend und dröhnend Mitternacht.

„Er ist todt!“ sagte Wilhelmine.

„Und wir sind seine Mörder, Wilhelmine!“

„Aber weiß etwas von Dir!“ fragte sie.

Sie sprach die Worte mit einer Kälte, die eisig und schneidend war. Er erwiderte nichts.

„Gehen wir!“ setzte sie in demselben Tone hinzu. „Du zuerst. Man darf uns nicht zusammen sehen, Dich gar nicht.“

Er zögerte.

„Gehe!“ sagte sie befehlend, fast Strenge.

Er ging.

Zehn Minuten später folgte sie ihm. Sie nahm den entgegengesetzten Weg von dem seinigen.

Was ging in der Seele des unglücklichen Mädchens vor?

Er suchte die Wohnung seiner Mutter auf seinen Umwegen auf, auf denen er sicher war, Niemanden zu begegnen.

Seine Mutter schlief.

Sophie, seine Schwester, machte ihm die Thüre auf, wie früher. Wie früher, wenn er aus dem Franziskanerthurme von Wilhelmine Hansen kam. Aus dem Thurme, von der Seilerstochter, kam er auch jetzt.

„Du kommst spät, Rudolph. Aber heute verdenke ich es Dir nicht.“ Sie hatte ihm im Dunkeln die Thür geöffnet. Sie fürchtete ein Licht an, mit dem er in sein Schlafgemach gehen solle. Da sah sie sein Gesicht. Sie erschrak.

„Um des Himmels willen, Rudolph, was ist Dir?“

Er war bleich, wie der Tod; das Licht flog in seinen Händen.

„Nichts!“ antwortete er.

„Rudolph! Du kommst von seiner Braut, Du kommst von einer Leiche!“

„Wie sprichst Du, Sophie?“

„Kommst Du gewiß vom Amthause?“

„Woher sollte ich sonst kommen?“

„Was ist denn dort geschehen? Was hat man Dir gethan?“

„Du bist eine Thörin, Sophie! Gute Nacht!“

Er ging in sein Schlafgemach. —

Wilhelmine Hansen ging den geraden Weg nach ihrem Hause zurück. Sie hatte nur Einen Gedanken, an den unglücklichen Geldbeten, der elend, verstümmelt da unten in dem tiefen Brunnen lag. An sich dachte sie am wenigsten.

Sie fand die Hausthür unverschlossen, nur angelehnt, wie sie sie verlassen hatte. So mußte auch Florian bei seinem Ausgehen sie gelassen haben.

Am anderen Morgen war sie früh auf, wie gewöhnlich, bereitete das Frühstück, schickte sich dann an, zur Seilerbahn zu gehen.

Sie war auch bleich und still, wie immer.

Aber Florian fehlte, beim Frühstück, bei dem Gange zur Arbeit.

Der alte Hansen ging zu der Kammer des Gesellen hinauf, nach ihm zu sehen.

Er fand die Kammer leer, das Bett unberührt.

Er theilte es kopfschüttelnd seiner Tochter mit.

Sie schwieg, wie sie auch sonst wohl nichts gesagt hätte.

Der Alte konnte nicht begreifen, wo der Bursch sein möge.

„Er wollte zwar in seine Heimat zurück; aber erst in einigen Tagen. Und alle seine Sachen sind noch da, und er hat keinen Abschied genommen. Auch von Dir nicht, Wilhelmine?“

„Nein!“

Unbegreiflich blieb das Verschwinden Florian's auch ferner. Niemand hatte ihn mehr gesehen; er hatte in der letzten Zeit mit Niemandem Streit gehabt. Er war freilich ein sonderbarer Mensch, der, wie er plötzlich in den Jahren gerathen konnte, auch zuweilen andere plötzliche und überraschende Einfälle gezeigt und ausgeführt hatte.

„Wenn er nicht in seiner Heimat angekommen ist, werden sie wohl von da schreiben,“ sagte der alte Hansen.

Er packte die Sachen des Gesellen zusammen und bewahrte sie treulich auf.

Aber auch der Heimat Florian's kam kein Schreiben; man erhielt auch anderswoher keine Nachricht von ihm. Der alte Hansen dachte nur noch an ihn, wenn er das zusammengepackte Bündel der Sachen des verschwundenen Gesellen sah, und er schrieb an seinen Sohn, er möge zu Hause kommen, er wolle sich zur Ruhe setzen und ihm die Seilerei übertragen.

Im Städtchen war Florian Wittmann bald ganz vergessen.

Nur Ein beängstigtes Herz mußte immer und immer an ihn denken.

4.

Mord! sagte sich Rudolph Schröder mit dem schuldbeklasteten Gewissen.

Mord? Lächerlich! sagte sich dann wohl der scharfsinnige Jurist. Zum Morde gehört der Wille, gar der vorbedachte Wille, einen Menschen zu tödten. Wollten wir ihn denn tödten? Ich? Sie? Lächerlich! Es war ein Unglück! Ein Unglück, das er selbst herbeigeführt hatte! Warum überfiel er uns? Warum gerieth er in jene wahnsinnige Wuth? Wir waren im Zustande der Selbstvertheidigung gegen ihn, der gerechten Nothwehr!

Aber dann fiel ihm wieder Anderes siebenheiß auf das Herz. Er war auch Inquirent.

Wer kann denn Zeugniß für uns, für unsere Unschuld ablegen? Wir Zwei waren allein mit ihm. Er ist todt. Er ist getödtet. Er ist getödtet, während wir allein mit ihm waren! Wird man uns glauben, wenn wir sagen: Wir thaten ihm nichts? Er überfiel uns; wir gerietben freilich in ein Handgemenge mit ihm. Aber wir wehrten uns nur gegen ihn. Wir wehrten ihn nur von uns ab. Er selbst stürzte sich in seiner wilden Wuth in die Tiefe hinunter, in der er den Tod finden mußte! Wird nicht im Gegentheil alle Welt glauben und sagen: Die Beiden hatten eine heimliche Zusammenkunft in dem alten Thurme? Sie waren so oft heimlich am späten Abende da gewesen. Der Gesell, der neue Liebhaber, hatte jetzt Verdacht geschöpft. Seine Eifersucht trieb ihn in den Thurm. Er überraschte sie. Er begann Streit mit ihnen; er feindselig, allerdings! Aber er drohte Lärm zu machen, am andern Morgen, in der Stadt, im Amthause; zu dem Fräulein zu gehen, ihr zu sagen: Der Elende hat auch noch seine alte Geliebte; gestern Abend, als er von Ihnen kam, selbst da konnte er nicht von der Andern lassen; er mußte noch erst die heimliche Zusammenkunft im Thurme mit ihr haben. Das durfte das Fräulein nicht erfahren, die Welt nicht. Da ergriff er den Unglücklichen und warf ihn in den Brunnen, in dem ihm der Mund auf immer verschlossen war, und sie half ihm dabei. Das werden die Leute glauben. Und muß nicht auch nach allen Kriminalgesetzen die Nothwehr bewiesen werden? Ach, wieder ich da nicht als der Hauptthäter, als der eigentliche Mörder bestraft werden, und sie nur als meine Gehülfin, die von mir verführte Gehülfin?

Und, fiel es ihm dann fast nicht minder heiß auf die Brust, wenn ich auch von den Gerichten freigesprochen würde, könnte die Verlobte noch meine Frau werden? Ich hätte mit der alten Geliebten die geheime Zusammenkunft gehabt, gleich am ersten Abende des Wiedersehens der Braut? Würde man mir die Vaterlosigkeit glauben? Würde man mir nicht den schimpflichsten Abschied geben, geben müssen, schon um des Skandals willen? Und würde ich, als Mörder verfolgt und inquirirt, noch Beamter bleiben können? Ach, es wäre mit Allem aus, mit der Braut, mit der Carrière!

So dachte Rudolph Schröder, seinen Leichtsinn verfluchend, jetzt!

Aber die Leiche liegt so tief unten in dem Brunnen, in den noch Niemand hinabgestiegen ist! Wer wird sie dort suchen, finden? Wer wird sie dort nur ahnen?

Das war sein Trost, der aber nur für Momente die namenlose Angst nicht von ihm nehmen, ihn nur unter ihr aufathmen lassen konnte. —

Im Herbst, gegen Ende September, war er in der Heimat gewesen, hatte in dem alten Franziskanerthurme jenes Entsetzliche soll ereignet.

Noch vor Weihnachten sollte im Amthause des Städtchens die Hochzeit Rudolph Schröder's mit Ludowika v. Haldburg stattfinden. Die Mutter hatte es bestimmt versprechen müssen; der Vater hatte nicht Nein gesagt.

Rudolph Schröder hatte damals nur acht Tage in der Heimat zubringen können. Seine Amtsgeschäfte riefen ihn zurück.

Die Verlobten korrespondirten fleißig mit einander. Jede Woche sah zwei bis drei Briefe hin und her gehen.

Im Anfang Dezember erhielt Rudolph Schröder einen Brief von der Braut, der ihn erstarren machte.

Er hatte jedes Schreiben von ihr nur mit bebenden Händen erbrechen können. Als er in dieses einen Blick warf, ward er bleich wie weißer Marmor, alle seine Glieder flogen.

Sie schrieb ihm:

„Unsere kleine Stadt ist heute in einer sonderbaren, unheimlichen Aufregung. Gestern hatte der Küster des Franziskanerklosters unten in dem alten Thurme der Kirche eine Arbeit. Du erinnerst Dich wohl der runden, unverschlossenen Oeffnung in der Thurmmauer, die in den dunklen Raum

Digitized by Google

führt. Es kommt selten Jemand hinein; vielleicht wird er manchmal monatelang nicht betreten. Als der Küster gestern hineintritt, kommt ihm der Geruch wie von einem verwesenden Körper entgegen. Er sucht nach der Ursache, kann aber keine entdecken. Er ruft Leute herbei; sie holen Lichter, um auch den dunkelsten Winkel zu durchsuchen. Sie finden nichts. Da fällt ihnen auf, daß der Geruch am stärksten in der Nähe eines alten, tiefen, aber ausgetrockneten Brunnens ist, der sich zur Seite hinter in dem Raume befindet. Sie gehen näher zu ihm, beugen sich über den Rand und überzeugen sich, daß der Geruch aus der Tiefe des Brunnens kommt. Anfangs meinte man, irgend ein Muthwilliger oder Böswilliger habe den Körper eines todten Thieres hineingeworfen. Bald aber kommen Andere, die andere Vermuthungen, die einen schweren Verdacht aufstellen wollen; ein Mensch muß in den Brunnen geworfen sein. Nun wollte man auch vor einiger Zeit in einer Nacht Hülfsrufe gehört haben, die vom dem Thurme gekommen seien, und auf die man nicht geachtet habe, oder aus Furcht nicht habe achten wollen, weil es in dem Thurme des Nachts nicht geheuer sei. Aber es wurde in der ganzen Stadt kein Mensch vermißt. Die Franziskaner mußten freilich einen der Mönche hineingeworfen haben, hieß es dann. Aber auch in dem Kloster fehlte Niemand, weder von den Vätern, noch von den Brüdern einer. Da fiel Jemandem ein, daß vor mehreren Wochen oder Monaten plötzlich ein Seilergesell verschwunden sei. Einige wollten zwar wissen, er sei nach seiner Heimat zurückgekehrt; Andere aber behaupteten, es sei Nachricht von da gekommen, daß er dort niemals eingetroffen sei, und man lobte man dabei, der Geselle, der ein streitsüchtiger Mensch gewesen, müsse in einer Schlägerei umgekommen und seine Leiche in den Brunnen geworfen sein. So wurde die Sache dem Amte angezeigt, und mein Vater hat zunächst angeordnet, daß der Brunnen untersucht werden solle. Man ist in hohem Grade auf den Ausgang gespannt. Ich weiß, wie sehr die Ereignisse unseres kleinen Ortes Dich interessiren; darum glaubte ich dieses Die mittheilen zu müssen; ich werde Dich auch von dem Weiteren benachrichtigen."

Der Assessor Rudolph Schröder war wie betäubt, als er den Brief gelesen hatte.

Noch vor einer Stunde — der getödtete Seilergesell kam ihm zu nie und dem Sinne — vielleicht noch vor wenigen Minuten, hatte er sie auf der Hoffnung aufgerichtet gehabt: man wird die Leiche nicht finden! War sie schon gefunden, in den Augenblick, da er den Brief las?

Alle Ruhe war von ihm, der Schlaf, die Lust zum Leben. Dann kam dem Leichtsinnigen, dem Egoisten — der Leichtsinn entspringt so oft aus dem Egoismus und erzeugt ihn so oft — dann kam ihm wieder die Hoffnung, aber eine Hoffnung, die die Angst nicht verscheuchen konnte.

Mainte doch endlich ein zweiter Brief.

Er kam. Die Brant schrieb:

„Der Brunnen in dem Franziskanerthurme ist untersucht. Es war eine mühsame, beschwerliche Arbeit, aber sie brachte ein Resultat, leider ein entsetzliches. Die verpestete Luft des Brunnens mußte mit großer Vorsicht gereinigt, es mußten Proben gemacht werden, ob sie den Leben nicht mehr gefährlich sei. Dann mußten Leitern, immer neue, hinuntergelassen und an einander gebunden werden, bis sie endlich den Boden erreichten. Dann ließen sich Menschen mit Seilen und mit Lichtern in die Tiefe. Sie brachten einen schrecklich verstümmelten Leichnam herauf. Der Anblick soll ein gräßlicher gewesen sein, und, heute Die die Aufregung, das Entsetzen der ganzen Stadt, der Seilergesell wurde erkannt. Florian Wittmann ist sein Name. Der Name ist in Aller Munde. Man spricht nur von seinem Mörder — oder waren es mehrere? — Man kennt ihn, sie nicht. Man hat keine Ahnung. Man steht vor einem furchtbaren, grausigen Räthsel. Mein Vater hat selbst die Untersuchung in die Hand genommen. Möge es seinem Scharfblick und seiner Energie gelingen, das Verbrechen und den Verbrecher an das Tageslicht zu bringen!"

Wo ich nicht der Verbrecher? tief der unglückliche Leser des Briefes aus. Und seine eigene Verlobte sprach den Wunsch aus, daß er als Mörder entlarvt werden möge!

Was thue ich? Was bleibt mir übrig? Der Selbstmord? Aber noch nicht! Ich würde Wilhelmine kompromittiren! Wird man auf mich, auf sie kommen? Niemand sah uns! Niemand hörte uns! Man dachte an an einen Streit, einen Raufhandel zwischen den Handwerksburschen, im Wirthshause, auf der Straße. — Warte ich ruhig das Weitere ab!

Er wartete das Weitere ab, ruhig wohl nicht.

Der dritte Brief der Verlobten kam!

„Es liegt mir so schwer auf dem Herzen, lieber Rudolph. Es ist mir, als wenn ein großes Unglück vor uns stünde. Und das so nahe vor unserem Hochzeitstage! Die Einladungen sollten in diesen Tagen versandt werden. Da kam die Unglücksgeschichte des alten Franziskanerthurmes. Wir durften dem Vater von nichts sprechen. Seit gestern Abend hören wir gar kein Wort mehr von ihm. Er ist wie tiefsinnig. Der Mord ist es, und es ist, als wenn der Mord ihn persönlich anginge. Aber man darf ihn nicht fragen, man darf ihn nicht einmal darauf ansehen. Wer der Mörder sei, weiß man noch immer nicht. Aber Spuren muß man entdeckt haben und weiter verfolgen. Die Leute sagen es; mein Vater und die übrigen Beamten müssen natürlich das tiefste Stillschweigen beobachten. — Auch Deine Schwester Sophie ist so sonderbar still, verstimmt und gedrückt; sie, die sonst stets das schöne, ruhige Herz, das heitere Verstand zeigt, hat jetzt trübe Ahnungen, blickt schwarz in die Zukunft, kann nicht sagen, was sie hat, macht auch mich dadurch um so unruhiger. Möge ich in meinem nächsten Briefe Dir bessere Nachrichten geben können!"

Der Brief hatte noch eine Nachschrift:

„So eben wird die Todtee eines Seilers hier verhaftet. Sie soll die Mörderin des Franziskanerthurmes sein, wenigstens ist ihre Aussage des Verbrechens. In derselben Nacht, als der Ermordete verschwunden ist, hat Jemand, ich glaube der Nachtwächter, die Beiden gesehen, entweder beisammen, oder nahe hinter einander denselben Weg gehend, in der Nähe des Thurmes, wenigstens in der Richtung zu diesem; man spricht Allerlei durcheinander. Meinen Vater habe ich noch nicht wieder gesehen. Er hat die Verhaftung des Mädchens befohlen; er verhört sie schon seit einer Stunde, und er hat uns sagen lassen, es könne später Abend werden, bis er zu Hause komme. Ich wollte bis morgen diesen Brief nicht aufhalten. Die Mörderin heißt Wilhelmine Langen. Sie soll sehr schön sein, noch immer, obwohl sie nicht mehr ganz jung ist; in früheren Jahren soll sie sehr gefallsüchtig gewesen sein und mancherlei Liebschaften gehabt haben."

Die Leiche gefunden! Wilhelmine verhaftet! Das Entsetzlichste, das ich befürchtet hatte, ist da!

Aber Rudolph Schröder war noch nicht vernichtet.

Sie wird meinen Namen nicht nennen! Wer kann dann an mich denken? Nie, nie wird sie mich verrathen. Sie hat einen festen Charakter; sie hat den edlen Sinn; sie liebt mich, noch immer!

Darauf verließ er sich jetzt.

Hat der leichtsinnige Egoist nicht immer etwas, woran er sich festzuklammern sucht, meint es zu können, wenn es zuletzt auch nur noch der Strohhalm ist?

Aber war er nur noch leichtsinnig? Sie wird mich nicht verraten! Und er hatte sie so rücksichtslos verlassen und verrathen! Und durch ihn war sie die Mörderin geworden, war sie jetzt als Mörderin verfolgt und verhaftet, und er dachte nur an sich, daß sie ihn nicht verrathen werde, daß sie alle Schuld auf sich allein nehmen werde, am feinetwillen, mit ihrem feinen Charakter, mit ihrem edlen Herzen, mit ihrer Liebe zu ihm, zu ihm, dem Leichtsinnigen, der sie betrogen und verrathen hatte! Sie konnte als Mörderin gerichtet werden, wenn er nur frei und unversehrt blieb.

Aber die Angst, es sie ihn doch nicht nennen werde, diese Todesangst konnte er dennoch nicht überwinden.

Am zweiten Tage nachher — er saß in seiner Schreibstube am Arbeiten — wurde eine fremde Dame bei ihm angemeldet, die ihn sprechen wollte. Er fährt auf bei der einfachen Meldung. Jeder Schritt, der die Treppe zu ihm emporsteigt kam, jeder Ton einer Stimme, die er nicht sofort erkannte, jagte ihm das Blut von den Wangen, den Athem aus der Brust.

Er mußte die Fremde empfangen, wenn er sich nicht verdächtig machen wollte, und in seiner Todesangst glaubte er sich durch Alles verdächtig zu machen.

Die Frau verschleiert zu ihm ein. Sie schlug den Schleier zurück. Es war seine Schwester Sophie.

„Sophie, Du?"

„Nenne den Namen nicht. Niemand darf wissen, daß ich hier bin." Sie war bleich, aber klar und gefaßt, wie sie immer war.

„Hört man uns hier nicht?" fragte sie.

„Ich wohne hier ganz allein."

„Sprechen wir dennoch leise."

„Was bringst Du mir?"

„Höre mir zu. Ich habe Dir nur wenige Worte zu sagen. Aus Ludowika's Briefen weißt Du, was bis vor drei Tagen geschehen war. Das Weitere wußte ich Dir persönlich mittheilen; dem Papiere durfte ich es nicht anvertrauen. Vorgestern tröstete ich heimlich ab; auch die Mutter erfuhr nicht, wohin. Es hätte die arme Frau auf einen Gedanken bringen können, der ihr Tod gewesen wäre. Auch Deine Verlobte durfte meine Reise zu Dir nicht erfahren."

„Aber was hast Du mir mitzutheilen, Sophie?"

„Rudolph, als Du an jenem Abend spät nach Hause zurückkehrtest, mußte ich Die fragen, Du kamst nicht von Deiner Braut, sondern von einer Leiche. Es war so. Du kamst gar von einem Mordo —

„Sophie!" rief er.

Unterbrich mich nicht. Am andern Morgen wurde der Seilergesell Florian Wittmann vermißt; er war seit der Nacht verschwunden. Vor wenigen Tagen ist seine Leiche zum Vorschein gekommen. Sie war in

Digitized by Google

den Beamten des Feuerlöschwesens geworfen von seinen Mördern. Von einem Morde sprach sofort die öffentliche Meinung. Auch von den Mördern sprach sie. Von zweien! Wilhelmine Hansen, die sich wenige Tage vorher gewissermaßen mit ihm verlobt hatte, war in jener Nacht in seiner Nähe gesehen, auf dem Wege zu dem Thurme. Dich, den Assessor Rudolph Schröder, den ehemaligen Geliebten des Mädchens, hatte Niemand gesehen. Aber Du warst an dem Tage nach längerer Abwesenheit zurückgekommen; Du warst nicht zu ihr zurückgekommen; Du hattest die neue Braut aufgesucht; da suchte sie Dich auf. Euch überraschte der eifersüchtige Liebhaber. Es wurde sein Tod. So sagte die öffentliche Meinung des Ortes. War es so?"

Er hatte keine Antwort.

„Es war so!" sagte sie. „Dein Schweigen bestätigt es."

„Wir wurden keine Mörder, Sophie!"

„Wer glaubt es end?"

Hatte er das nicht selbst sich sagen müssen?

Sie fuhr fort: „Wilhelmine Hansen wurde verhaftet."

„Ihre Rhnung hatte ihr gesagt, daß es geschehen werde."

„Am späten Abend vorher war sie bei mir, heimlich, Niemand hatte sie kommen sehen; Niemand sah sie zurückgehen."

„Fräulein," sagte sie mir, „bevor ich Ihrem Bruder, daß nie sein Name über meine Lippen kommen wird. Niemals! Ich würde sterben, ehe ich ihn aussprechen könnte."

Weiter sagte sie nichts. Sie war bleich, wie der Tod. Aber klar und ruhig, wie Du mich hier siehst. Aber auch eben so fest entschlossen."

Ein finsterer Entschluß leuchtete aus ihren Augen.

Er ahnte ihn. Er erschrak.

„Ja, Bruder," sagte sie. „Ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe: Den Eid muß ich schwören, wenn ich gefragt werde. Ich kann keinen Meineid schwören. Ich glaube an Gott, daß ist meine Ruhe. Ich kann meine Herzensruhe, ich kann die Hülfe Gottes nicht abschwören."

Rudolph Schröder kannte den edlen Sinn, den festen Willen der Schwester. Der kalte Schweiß rann ihm von der Stirn.

Er wagte es, sie zu bitten.

„Es gilt das Glück meines Lebens, Sophie!"

„Ich kann nicht anders."

„Das Leben unserer Mutter!"

Eine Entrüstung wollte sie ergreifen.

„An unsere arme Mutter hättest Du früher denken sollen. Bitte mich nicht mehr. Ich war gekommen, Dir zu sagen, was ich Dir gesagt habe, was ich Dir sagen mußte, von der unglücklichen Wilhelmine Hansen, von mir. Lebe wohl! Trage, was fernen kommen muß, wie ein Mann. Werde ein Mann, Rudolph, wenn es auch spät ist."

Sie ging. (Schluß folgt.)

Die Hinrichtungen in Salory.

Ein Nachspiel des pariser Dramas.

(Vgl. S. 369.)

Unter den zahlreichen Verurtheilungen von Mitgliedern der pariser Kommune hat keine die Aufmerksamkeit der Welt in höherem Grade auf sich gelenkt als die von Rossel, Bourgeoid und Ferré.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, eine Geschichte der Kommune zu geben oder das Urtheil des versailler Kriegsgerichts einer Kritik zu unterziehen, wir haben es hennal nur mit den letzten Tagen jener drei Männer zu thun, welche in der öffentlichen Meinung gewissermaßen als die verkörperte soziale Revolution der Neuzeit erscheinen.

Unter den drei Genannten ist es nun wieder vorzugsweise Rossel, der sich selbst bei den prinzipiellen Gegnern dieser Revolution einer gewissen Sympathie zu erfreuen hatte, und so mag es gerechtfertigt sein, wenn auch unser Künstler gerade ihn zum Hauptgegenstande der vorliegenden Illustration machte.

Man weiß, daß Rossel sich nur auf den dringenden Wunsch seines Vaters hatte bewegen lassen, bei Thiers ein Gnadengesuch einzureichen, und daß dieser verstarb, daßselbe bei der Gnadenkommission zu befürworten. In der That wußte man sich sagen, daß seine Hinrichtung eine unermeßliche Aufregung verursachen würde, wie denn die Gestalt dieses jungen Mannes die einzige anständige und interessante unter den Karikaturen war, welche an der Regierung des 18. März Theil genommen.

Die Gnadenkommission, bekanntlich selber erst spät zusammen gerufen und auch dann noch nur sehr spärlich und allmälig mit Berathungsmaterial versehen, arbeitete für die Angehuld der Betheiligten und ihrer Freunde begreiflicherweise nur allzu langsam. Verschiedene Mitglieder derselben erhielten anonyme Drohbriefe des verschiedensten Art, welche eine schreckliche Rache in Aussicht stellten, falls in den Entscheidungen der Kommission nicht die weitestgreifende Milde vorwalte. Selbst der alte Guizot sah sich veranlaßt, bei Thiers einen Schritt zu thun, um diesen zu bestimmen, sich der Kommission gegenüber für den zweimal zum Tode verurtheilten jungen Obersten Rossel zu verwenden. Obwohl über ihren Berathungen das strengste Geheimniß waltete, wollten die unheilerkundenden Gerüchte dennoch nicht verstummen. Es hieß, die Kommission habe sämmtliche Todesurtheile in den Kreis der nämlichen Diskussion. Nach dem Einen hat sie damit Zeit gewinnen und endlich den Augenblick erreichen wollen, da die Nationalversammlung ihr wenigstens einen Theil ihrer furchtbaren Verantwortlichkeit mit abnehmen konnte. Nach den Andern war das Schicksal der Verurtheilten schon um den 20. November entschieden. Wenn auch die Begnadigungskommission noch stumm war, so konnten doch gewisse Befehle und Anordnungen nicht geheim bleiben. Das Divisionskommando hatte bereits militairische Vorkehrungen getroffen. Eine Kompagnie von jeder in Versailles garnisonirenden Waffengattung war angewiesen, sich für den nächsten Freitag und Sonnabend früh im Lager von Satory bereit zu halten, und es verlautete, daß die Mittheilung der Verwerfung der Gnadengesuche den Verurtheilten erst wenige Augenblicke vor ihrer Hinrichtung verliehen werden solle. Der Siècle erklärte am 24. November Abends, die Hinrichtung Ferré's sei gewiß. Bezüglich Rossel's aber sollte die Kommission noch geschwankt haben, aber das Jünglein der Wage neige sich entschieden zu seinem Nachtheil.

In der «cocin de médecines» sotte am 23. November einer Anzahl von Studenten nach Schluß der Vorlesung des Professor Robin den Beschluß, zu Gunsten Rossel's eine friedliche Kundgebung zu unternehmen. Sie erließ in der «République française» einen Aufruf, worin es hieß, Rossel sei noch jung wie sie und aus diesem Grunde müßten sie für ihn um Gnade bitten und Herrn Thiers und der Begnadigungskommission den Schmerz ausſprechen, den die Jugend über der Hinrichtung Rossel's empfinden würde. Eine zahlreiche Studenten, welche Tags darauf in Versailles erschienen, wurden auf der Place d'Armes von der Polizei zerstreut und schickten dann eine Deputation an Thiers, die ihn auf der Präfektur in dem Augenblicke antraf, als er im Begriffe stand, nach der Gnadenkommission zu fahren. Einer der Studenten richtete das Wort an ihn und überreichte eine Adresse. Thiers aber lehnte es ab, die Adresse anzunehmen, weil die Sache der Begnadigungskommission unterbreitet sei. Später nahm Barthelemy de St. Hilaire die Adresse gleichwohl entgegen und sendete sie sofort an die Kommission, in welcher Thiers über eine Stunde verblieb.

Noch am 26. November gab man der Hoffnung Raum, daß die Gnadenkommission jede Entscheidung offen gehalten habe und mithin, da es Niemand in Absicht sein könne, die Verurtheilten auf nächsten Tag auf die Folter zu spannen, eine Aufhebung sämmtlicher Todesurtheile zu gewärtigen sei.

Ueber die Haltung der Verurtheilten erfuhr man, daß sie fast durchgängig eine sehr bescheidene und zeumüthige sei. Die Meisten von ihnen, darunter auch Ferré, so sagte wenigstens der Aufseher des Gefangnisses, hätten selbst nach dem Geistlichen verlangt, und Jeder mit großer Aufmerksamkeit die ihnen gebotenen Andachtsbücher. Von anderer Seite freilich ward behauptet, die Letztere Ferré's sei keine kanonische, sondern vielmehr: Eugénie Grandet, der bekannte Roman Balzac's. Was Rossel betrifft, der bekanntlich dem protestantischen Bekenntniße angehört, so richtete nun auch sein Seelsorger eine Bibitte für ihn an die Begnadigungskommission. Theodore Foisse, Pastor der reformirten Kirche von Versailles und Almosenier der Militärschule von Saint-Cyr, sagte darin unter Anderem: „Haben Sie Mitleid, meine Herren, haben Sie Mitleid mit diesem Kinde, welches über das Unglück seines Vaterlandes den Verstand verloren hat! Sie haben die Jugendliste vernommen, die es in so hohem Grade ehren. In Ihren Händen Tribunals lege nun auch ich das Zeugniß des Beichtigers ab: man ist aufrichtig Angesichts des Todes. Ich glaube bis in's Innerste der Seele Rossel's gelesen zu haben und ich wüßte ihn liebgewinnen wie einen Bruder. Haben Sie Mitleid mit ihm! Mitleid mit uns! Mitleid mit einer Familie, deren einziger Sohn und einziger Bruder er ist!"

Alles blieb umsonst.

Rossel und Ferré wußten aber ahnten doch wenigstens, daß ihr Dasein nur noch Stunden zu messen sei.

Die Begnadigungskommission verließ am 26. November Nachmittags 4 Uhr Versailles, nachdem sie ihre unmittelbare Entscheidung gefällt hatte. Rossel's Vater hatte bei Herrn Martel, dem Präsidenten der Kommission, Schritte gethan, die für beide Theile unter den obwaltenden Umständen schrecklich sein mußten. Die Familie des Verurtheilten hatte sich in Anstrengungen erschöpft, welche allenthalben auf Sympathien, aber auch nur auf Sympathien stießen. Rossel, dessen Energie und ruhige Entschlossenheit sich seinen Augenblick verleugnete, hatte jeden Akt der Milde selber unmöglich gemacht, indem er einige Tage vorher an den Präsidenten der Republik schrieb: „Ich weiß, daß man auf einen Ausweg sinnt, mir das Leben zu schenken. Ich muß aber der Kommission und dem Präsidenten der

Digitized by Google

Republik für diese Absicht herzlich danken. Es ist mein unerschütterlicher Entschluß, mein Leben nicht mit Schande zu erkaufen. Wenn Sie mir also nicht das Leben und die Nichtdegradation zugleich bewilligen können, so nehmen Sie lieber meinen Kopf. Ich gestehe Ihnen offen: ich würde niemals Demjenigen verzeihen, welcher, wer es auch sei, eine Degradation über mich verhängt hat, die ich nicht ertragen kann. Meine Offenheit darf

Rastel's Abschied auf dem Wege nach Saint. Originalzeichnung von Louis Braun. (S. 388.)

den Herrn Präsidenten nicht verletzen; es ist besser, wenn kein Mißverständniß zwischen uns obwaltet."

Rossel und Ferré mußten das Schicksal, das ihrer harrte, schon aus einer Förmlichkeit ahnen, die im Gefängniß unerläßlich ist: der Greffier verlangte von ihnen ihren genauen Civilstand. Daraus mußten sie erkennen, daß es sich um ihren Todtenschein handle.

Digitized by Google

Rossel traf auch alsbald seine Anordnungen; er holte den Anzug hervor, den er in der Freiheit getragen: an einen Hemd, Rock, Weste und Beinkleider von schwarzer Farbe. „Sehen Sie," sagte er zu seinem Seelsorger, „wenn ich mein Hemd öffnen werde, um zu sagen: Zielt hierher! so wird es wenigstens mein Hemd und nicht das eines der Gefangenen-Anstalt sein." Dann übergab er Herrn Passa ein Exemplar seines kleinen Werkes: „Die Vertheidigung von Metz und der Kampf um's Aeußerste" mit der Widmung: Herrn Theod. Passa, Geistlichen des reformirten Bekenntnisses, als Zeichen der Dankbarkeit und Freundschaft. C. Rossel. Siehe, Du hast Viele unterworfen und lasse Hände gestärkt. Hiob, Kap. 4, Vers 3.

Louis Nathanael Rossel war nur 27 Jahre alt. Er stammte aus den Cevennen und ward nur zufällig in der Bretagne, nämlich in Saint Brieuc, geboren. Sein Vater steht in der Armee, seine Mutter ist eine Schottin. Er hatte zwei Schwestern, von denen die ältere, zwanzigjährige, ihm auffallend ähnlich sieht; die jüngere zählt erst zwölf Jahre. Am Freitag, 21. November, sah er in Gegenwart des Gefängnißdirektors die Seinigen zum letzten Male. Es war eine herzzerreißende Szene. Der Verurtheilte schloß Mutter und Schwestern an seine Brust und rief dann, sich von ihnen losreißend: „Nehmt sie! Nehmt sie! Ach, daß ich nur zwei Schwestern habe!" Als sein Vater ihn mit den Worten segnete: „Gott sei mit Dir und behüte Dich!" verbarg er sein Antlitz und seine Thränen und erwiderte: „Ja wohl, Vater, Gott sei mit uns und mit Euch!" — „Wir werden morgen wiederkommen —" — „Morgen?" seufzte Rossel bedeutungsvoll und ergriffen.

In den letzten Tagen hat Rossel Gustav Adorsfeld's Karl XII., Noaille's Richelieu, in Calvin's und Corneille's, seiner Lieblinge Schriften, ferner in Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges in der Originalsprache, welche ihm vollkommen geläufig war, und in einem alten Gebetbuche aus der Zeit der Cevennenkriege. Außerdem beschäftigte er sich mit den Gedichten Lemynton's, welche er gleichfalls im Original las und mit einer vergleichenden Studie über die Armen der heutigen Zeit. Mit seinem Vertheidiger Albert Joly erging er sich gern in philosophischen und politischen Gesprächen, wobei er die größte Seelenruhe und Heiterkeit an den Tag legte.

Ferré dagegen befand sich in ueberhaster Aufregung, welche ihn nur hie und da verließ, während er sich mit dem Abbé Folley, dem Almosenier des Gefängnisses, unterhielt. Er schrieb in den letzten Tagen an den Präsidenten und die Minister der Republik, um eine mildere Behandlung für seinen ebenfalls unter den Gefangenen befindlichen, angeblich in Geisteskrankheit verfallenen Bruder zu erwirken. Auch sein Vater befindet sich auf den Pontons; seine Schwester war gleichfalls eine Zeitlang verhaftet und erspurte sich von ihrer Handarbeit wochentlich 20 Franken, um sie ihrem Bruder zu bringen. Ihre Aufführung wurde in Versailles allerorten hoch gerühmt. Ihre Mutter starb in Wahnsinn.

Das kriegsgerichtliche Urtheil gegen Rossel, Ferré und Bourgeois ward am Dinstag, 28. November, früh sieben Uhr im Pförgon auf dem Felde von Satory vollzogen. Die Gefangenen wurden um halb sechs Uhr aus ihren Gefängnissen abgeholt. Die Straße war von Gardefüsilieren besetzt. Rossel wurde von den Herren Passa und Joly begleitet; er war ruhig und fest, wenn auch sein Antlitz bleich. Sein Schritt hatte nichts von seiner alten Elastizität verloren. Der Sergeant Bourgeois kam hinter ihm drein, seine Cigarre im Munde, mit herausfordernder Miene, die einen peinlichen Eindruck machte. Ferré sprang mit der Miene eines Mannes auf den Wagen, der es auf den Effekt abgesehen hat. Auch er hielt seine Cigarre zwischen den Lippen und trug das Lorgnon in's Auge geklemmt.

Der halbstündige Weg vom Gefängniß zur Ebene von Satory war bald zurückgelegt. Ein dichter Reif bedeckte sie und es war empfindlich kalt. Etwa dreitausend Mann bildeten ein an der einen Seite offenes Viereck. In der offenen Seite sah man in angemessenen Zwischenräumen von einander drei Pfähle in den Boden gerammt und gegenüber jedem derselben eine Abtheilung von zwölf Mann unter dem Kommando eines Offiziers aufgestellt. Etwa dreißig Schritte von dem nächsten Pfahle entfernt bemerkte man eine Gruppe von Offizieren und Civilpersonen nebst Trommlern und Hornisten.

Ein Trommelwirbel verkündete die Ankunft der Verurtheilten. Die Wagen hielten hie in die Mitte des offenen Platzes vor und die Verurtheilten stiegen aus. Rossel näherte sich mit seinen genannten Begleitern und einem Gendarmen dem nächsten Pfahl. Er war ganz ruhig und der Ausdruck seiner Züge ein vollkommen friedlicher, gleich entfernt von Furcht wie von Prahlerei. Als ein Offizier an ihn herantrat und ihn anfragte, erklärte er, falls etwa einer von denen, die ihn verurtheilt hätten, zur Stelle sei, wünsche er ihm noch die Hand zu reichen zum Zeichen, daß er ihm nicht zürne. Ueberhaupt war sein Benehmen das eines Mannes, der nicht daran denkt, daß er noch Minuten zu leben habe. So sah man ihn sich gegen die Morgenluft die Hände reiben u. s. w. Er wollte sich die Augen nicht verbinden lassen, gab aber schließlich doch den Vorstellungen des Obersten Boisenemet's nach. Dann stand er regungslos an den Pfahl gelehnt.

Ihm zunächst befand sich Bourgeois, Ferré der dritte in der Reihe. Auch jener ließ sich die Augen verbinden und wartete mit übergeschlagenen Beinen auf die tödtlichen Kugeln. Ferré endlich wies die Binde mit Entschiedenheit zurück und stellte sich, nachdem er seinen Hut sorgsam auf den Boden gelegt, die linke Hand in der Hosentasche, an seinen Pfahl, des Feuers gewärtig. Von zwölf Kugeln gingen, obwohl die Peletons bis auf zehn Schritte an die Verurtheilten vorgerückt waren, zehn fehl, und Ferré blieb aufrecht, bis er den Gnadenschuß empfing. Dann sank er langsam in die Kniee und stürzte zu Boden, noch die glühende Cigarre in der Hand. Rossel stand einer Abtheilung des Genieckorps gegenüber, in dem er selber gedient hatte. Sie zielte gut: er machte, von ihren Kugeln getroffen, einen kleinen Sprung und stürzte todt nieder. Auch Bourgeois starb im Feuer, doch zeigte sich's, daß er noch athmete, und so trat denn, wie das unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, ein Soldat des Exekutionspelotons zu ihm heran und zog ihm, die Mündung des Gewehrs an seine Schläfe haltend, eine mitleidige Kugel durch den Kopf, nachdem er schon vorher drei Kugeln in den Arm, eine in den Kopf und mehrere in den Rumpf erhalten hatte.

Der Vater Rossel's erfuhr, wie die „Constitution" erzählt, die entsetzliche Neuigkeit von einem Milchmann, der ihm in Versailles die tägliche Provision in's Haus zu bringen pflegt. Darauf eilte er zu Herrn Passa, dessen Dienstmädchen ihn glauben macht, ihr Herr schlafe noch. Obrist lehrte er nach Hause zurück, da trat Herr Passa bei ihm ein und verkündete ihm tief erschüttert: „Ihr Sohn ist nicht mehr."

Die tiefe Erregung, welche in den Arbeitervierteln in Folge der Hinrichtungen herrsche, veranlaßte ein im Geruche Thiers'scher Inspirationen stehendes Journal zu einem Artikel, der die Verantwortlichkeit für die Hinrichtung Rossel's und Eremieux' der Begnadigungskommission in die Schuhe schob, was eine sehr entschiedene Verwahrung seitens des Herrn Pau, des Berichterstatters der Kommission, und mehrerer seiner politischen Freunde zur Folge hatte, welche sie an Herrn Thiers richteten. Namentlich wurde darin hervorgehoben, wie gehässig solche Insinuationen seien, da sie von den Parteigängern der Kommune nach Zeit und Umständen in unangenehmer Weise verwerthet werden könnten. Zudem sei es weder passend noch loyal, dem Gerichte Bestätigung zu geben, daß die Begnadigungskommission den Präsidenten der Republik gezwungen habe, die beiden Leute hinrichten zu lassen. Sicher ist, daß Herr Thiers in dieser Angelegenheit eifrigst bestrebt war, seine Hände in Unschuld zu waschen. Viele Blätter tadelten es offen, daß man Todesurtheile noch nach sechs Monaten vollzog. Die nachträglichen Exekutionen haben alle Nachgefühle wieder wachgerufen, und es steht zu befürchten, daß die Erinnerung daran noch lange im Andenken des Landes bleiben werde. Billiger Herr Thiers dieselben wirklich nicht, so durfte er ja nur den Delirien seine Unterschrift verweigern und die Sache am 4. Dezember vor die Nationalversammlung bringen.

Eine moderne Blathochzeit.

Die Aufhebung der Sklaverei machte im Süden der Vereinigten Staaten das Bedürfniß billiger Arbeitskraft fühlbar, und spekulative Kapitalisten griffen auf die Idee, sich chinesische Kulis zu importiren. Ich sage „importiren", weil der Begriff „Einwanderung" doch nur Anwendung finden kann, wenn der Betreffende seine Ueberfahrt bezahlt und als freier, unabhängiger Mann seinen Bestimmungsort erreicht.

Des beschiedenen Zuschlages einiges Kapital aber besteht in der Kraft seiner Hände und seiner unermüdlichen Thätigkeit. Und so verdingt er sich gewöhnlich an einen Schiffsherrn oder Menschenexpedteur für Rechnung eines Industriellen oder eines Plantagenbesitzers. Der Kontrakt lautet meistens auf fünf Jahre, während welcher Zeit er sich um einen Lohn zu arbeiten verpflichtet, bei dem selbst der wenig verwohnte, aber leichtsinnige Neger zu leben nicht im Stande wäre. Dem nächtenen Sohne Asiens aber gelingt es, von dem Benigen noch zu ersparen. Bei seinem ausgeprägten kaufmännischen Geschick fängt er später mit dem kleinen Kapital irgend einen selbstständigen Erwerb an, welcher ihn nicht selten, nach einer weiteren Reihe von Jahren, als verhältnißmäßig wohlhabenden Mann am Strand des himmlischen Reiches landen läßt.

Bei so bewandten Umständen begreift sich, daß die genügsamen Menschen von jenseits des stillen Ozeans, wo immer sie in größerer Menge sich zeigen, den farbigen und weißen Arbeitern Amerikas ein Dorn im Auge sind und daß dieselben jede Gelegenheit ergreifen, sie zu beschimpfen, des sonst Erwerbenen sie zu berauben, ja selbst ihnen nach dem Leben zu trachten.

Digitized by Google

Und so ereignete sich in den letzten Tagen des Oktobers 1871 ein scheußliches Chinesenmassacre, dessen Schauplatz das seither nur um seiner Orangenhaine und Weingarten berühmte Los Angelos in Südkalifornien war, und das einen Strich des Entsetzens und Abscheus in der gesammten Presse Amerikas machrief. Für derlei Vorgänge gibt es nur einkommige Beurtheilung, und was immer man gegen die Chinesen und zu Gunsten der am Pazific allgemeinen Opposition der niedrigen Bevölkerungsclassen gegen den mongolischen Eindringling sagen mag, man kann zu keinem anderen Resultate kommen, als daß hier einer der verruchtesten Massenverbrechen begangen worden, deren ein roher Pöbel sich je schuldig gemacht. Diese in der „Stadt der Engel" begangenen Greuel bieten nicht die mindeste Entschuldigung für jene weißen Teufel, welche durch ihre Unthaten das Gemeinwesen von Los Angelos im neunzehnten Jahrhundert nicht minder entehrten, als die Fanatiker der Bartholomäusnacht das Paris des sechzehnten Jahrhunderts schändeten. Negro-Alley ist der nichts weniger als verdorbene Name jenes Stadttheils, welcher den Auswurf von ganz Südkalifornien, Arizona und Neu-mexik-Mexiko beherbergt. Mörder, Pferdediebe, Wegelagerer, Verbrecher aller Art haben dort in erbärmlichen Spelunken ihr Stelldichein und ihre Absteigquartiere, wenn sie nicht an den Landstraßen oder in den Minen ihr Unwesen treiben.

Dicht daneben befindet sich das Viertel der gleichfalls, wenn auch aus anderen Gründen und mit ungleich weniger Berechtigung, aufgeregten Chinesen. Die Unterdrückung, welcher die Söhne Asiens in Kalifornien nun einmal preisgegeben sind, veranlaßt sie, eng zusammengedrängt, in eigenen Straßen und Häusern zu wohnen, aber sie verbindet sie nicht, sich gegenseitig zu beschützen. Das chinesische Los Angelos zerfällt in zwei Lands, die einander alle möglichen Konkurrenz bereiten. Mehr denn einmal schon hatte das in offenen Kampfe im Schooße der Kolonie geführt, ohne daß eine äußere Einmischung, welche die Chinesen mehr als Andere fürchten, erfolgt wäre. Am 23. Oktober ereignete sich wieder ein solcher Familienkampf, der, wie lebhaft er sich auch gestaltet haben mochte, doch nur das Vorspiel der Tragödie bilden sollte, die ein so blutiges Licht auf die sozialen Verhältnisse der Hauptstadt Südkaliforniens geworfen. Die beyeiten Hauptparteien, im Aufstandel, bei den sogar, freilich ohne Blutvergießen, Revolverschüsse gewechselt wurden, hatte man, behufs vorläufigen Verhöres, vor den Friedensrichter gebracht. Sie gehörten zu gleichen Theilen der Ah Coy- und der Yo Hong-Fraktion (die Namen der chinesischen Gueffen und Ghibellinen) an, und so begnügte sich der Richter, je einen Radelsführer unter Bürgschaft zu stellen. Da ihm die Zahlungsfähigkeit aber zweifelhaft erschien, durfte er einen Gesammten mit ihnen, der ihre Inventarien aufnehmen sollte. Bei der Gegenheit stellte sich heraus, daß die Beschosteten fähig waren, mehrere tausend Dollars Bürgschaft in Gold und Werthsachen zu stellen. Das Gerücht von diesen in den chinesischen Hütten verborgenen Schätzen machte die Raubsucht des benachbarten Gesindels reizen.

Ein Gerücht kommt nie allein. Schon am folgenden Tage hieß es, daß eine ganze Horde Chinesen von San Francisco als Hülfstruppen für eine der beiden Parteien aufgebrochen sei und demnächst in Los Angelos landen werde. Die Aufregung in der Stadt wuchs. Die Polizei rückte aus, und schon am Abende des dritten Tages, bevor der schwebende Prozeß zwischen den feindlichen Brüdern noch entschieden war, kam es zwischen ihr und den Chinesen, die den Streit aus dem Gerichtssaal nach den Häusern ihres Viertels verpflanzten, zu einem Zusammenstoß, in Folge dessen die Chinesen sich in ihren Wohnungen verbarrikadirten. Schüsse wurden abgefeuert, und ein Polizeidiener und ein Mann aus dem Volke, das dicht geschaart die Szene des Tumultes umgab und über die verwinkelten Heiden schimpfte, getroffen.

Damit war das Signal zum Angriff gegeben. Alles, was Los Angelos an schlechten Elementen besitzt, war im Nu auf dem Platze, und wenige Minuten später umringte eine festgeschlossene Phalanx bewaffnete Gestalten die in ihren Häusern Verschanzten. Die Luft wiederhallte von Flüchen und Drohungen, Steine wurden geschleudert, Revolverschüsse knallten, und wenn nicht noch im letzten Augenblick ein besonnenes Wort gesprochen worden wäre, hätte man an die Lehm- und Holzhütten der Belagerten die Brandfackel gelegt, und die flammende Zerstörung würde ihr Banner über die Stadt der Orangen und Oliven geschwungen haben. Von Minute zu Minute wuchs die Aufregung; die Polizei, die sich gegen das Volk hätte wenden sollen, fand rathlos.

In diesem Augenblick sprang aus einem der unzingelten Häuser ein Chinese, in der offenbaren Absicht, den Kreis der Belagerer zu durchbrechen und zu entfliehen. Die Polizei ergriff ihn und wollte ihn in's Gefängniß abführen, als ein Amerikaner auf ihn losstürzte und ihn mit einem Messer in den Rücken stach. Sofort ertönte der Ruf: „Hängt ihn!" Ein Dutzend wilde Fäuste packten den armen Zopfträger, und unter gellendem Geschrei wurde er an einem nahen Thorweg gehängt.

Die Bestie war erwacht. Sie hatte ihr erstes Opfer und kehrte heulend dahin zurück, wo sie noch mehrere zu finden wußte. Der Sturm auf die einzelnen Häuser der Chinesen begann. Die Thüren wurden mit Aexten bearbeitet. Einige Mordgesellen stiegen auf die platten Dächer und schlugen Löcher in dieselben, um von oben auf die Verschanzten zu schießen. Jeder Schmerzens- oder Hülferuf, der in Folge dieser Schüsse aus den Häusern ertönte, wurde mit Triumphgeheul begrüßt. Endlich wurde an verschiedenen Stellen der Eingang erzwungen, und eine allgemeine Schlächterei begann. Trotz der einbrechenden Dunkelheit wußten die Mörder sich Fackeln zu verschaffen, bei deren grellem Reflex sie ihre zusammenden, zum Theil bereits verwundeten Opfer auf die Straße schleppten, wo der Strang ihrer harrte. Mit dem Thorweg, an dem das erste Opfer geendet, wurden noch fünf aufgeknüpft. Vier starben an dem Querbalken eines großen Frachtwagens, der in der Nähe stand. Da nicht genug Stricke vorhanden waren, verfiel einer der Henker auf die Idee, drei Chinesen, von denen Einer in Folge einer Schußwunde im Leibe bereits dem Tode nahe war, mit einem Stricke zu hängen. Die Polizei hatte keine Macht mehr. Nachdem sie durch zu scharfes Vorgehen zuerst den ganzen Tumult hervorgerufen, überließ sie das Chaos sich selbst. Und es tobte bis in die Stadt hinein in seiner wüstesten Gestalt. Zum Morde gesellte sich der Raub. In den erbrochenen Häusern plünderte das Gesindel Kisten und Kasten und beraubte selbst die Ermordeten nach ihrer Kleider und etwaigen Werthsachen. Ein chinesischer Arzt, der in der ganzen Gegend ein hohes Ansehen genoß, wurde von einigen ersoffen Weibern (denn auch Los Angelos hatte, wenn gleich ohne Petroleum, seine Petroleusen) an dem improvisirten Galgen entleidet.

Doch genug des Grauens. Wenige Stunden reichten hin, um das entsetzliche Gesindel sein entsetzliches Werk vollbringen zu lassen. Als endlich gegen Mitternacht die besseren Elemente der Bevölkerung, welche, eine allgemeine Plünderung befürchtend, sich in ihren Häusern gehalten hatten, mit verstärkter Sicherheitsmannschaft auf dem Schauplatz des Greuels erschienen, zestob das Gesindel, und es war nicht mehr möglich, eine nennenswerthe Anzahl der schuldigen Bluthunde dem Arme der Gerechtigkeit zu abzuliefern. Das Verbrechen hat volle Ernte gehalten, die Gerechtigkeit aber wird — und das ist der schwärzeste Schatten in der dunklen Geschichte — leer ausgehen.

Einem amerikanischen Blatte entnahm ich die Einzelnheiten der trostlosen Katastrophe, die auf's Neue den Beweis liefern dürfte, daß der Pöbel, sich selbst überlassen, zur Hyäne wird und folglich, zu seinem eigenen Wohle, ein starker Arm ihn zügeln und leiten muß in der neuen wie in der alten Welt.

Lina Freifrau von Berlepsch.

Antwort.

Noch birgt der Zukunft undurchsicht Schleier
Das Bild, das Deinem Ihnst entspricht.
Er sinkt, — in Deinem Herzen wird es licht,
Du fühlest selig, größer Dich und freier!

Wie zu des Lenzes lebenweisender Feier
Die Rose sahn den Bäumriesen durchbricht, —
So auch die Lieb' im tiefsten Innern spricht:
Der schönste Tau aus einer goldnen Leier!

Und findet dieses wundervolle Tönen
Den Wiederhall in der gelichten Seele, —
Weiß Du einst wohl und ganz verstanden worden:

So tönt sich frohe Dein dann empfund'nes Sehnen,
Gleich dem Gesang der holden Philomele,
Harmonisch auf in reinen Schlußakkorden!

Klara Cron.

Jüdische Hochzeiten in Algier.

(Mit 2. 392.)

Während bei den europäischen Völkerschaften die fortschreitende Kultur nach und nach die Kennzeichen ursprünglicher Abstammung in Sitten und Gebräuchen bis auf die geringsten Spuren verwischt und ausgetilgt hat, findet sich hinggegen bei den Orientalen, deren zähes Festhalten an dem Ueberlieferten und Hergebrachten in der genereellen Trägheit beruht, noch heutzutage fast dieselbe Lebensweise, Denkart und Anschauung in Sachen des öffentlichen Lebens und noch mehr und ganz besonders in den religiösen Kultusakten und rein privaten Obseoanzen. Während bei uns Modernen der feierliche Hochzeitsakt allenthalben nach dem gleichen Ritus des Aeußerlichen gehandhabt wird, und die da und dort noch gebräuchlichen Abweichungen nur mehr beim Laudvolke, und bloß als nebensächliche schwache Anknüpfungsmomente an die Zeit von ehedem gang und

Digitized by Google

gabe sind, finden wir bei den Völkern des Orients in ihrer nahezu bermetischen Abschließung gegen die abendländische Kultur-Propaganda noch heutzutage dieselben Feierlichkeiten, Opfer und Gebräuche, wie in den ältesten Zeiten ihres Entstehens. Das Volk der Juden, so lange Zeit geächtet und besonders von den Mauselmännern bis in die neueste Zeit herein verächtlich behandelt, hat sich eben in Folge dessen an ein festes Zusammenhalten gewöhnt, und diese Isolirung inmitten regsten Völkertreibens erhielt den Stamme Israel, unbeleckt von der abgewendeten Außenwelt, seinen ganzen Kultus unveränderlich in allen Formen aufrecht. Als eine Folge dieses starrgläubigen Festhaltens an den überlieferten heiligen Einrichtungen der Väter erscheint die Thatsache, daß wir noch heute in ihren Kultusfesten die ursprüngliche Lebensanschauung wie in einem hinterlassenen Bilde erkennen. Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten der Juden von Algier und Marocco ist die der Braut zugewiesene Rolle ganz bezeichnend für die in alter Zeit herrschende Behandlung des Weibes als eines unterdrückten, geplagten und gänzlich willenlosen Wesens, kaum viel verschieden von einem willkürlich zu verhandelnden Hausgeräthe.

Die Ceremonien einer solchen jüdischen Hochzeitsfeier Afrikas tragen größtentheils fünfbildlichen Charakter. Die Verlobung findet bereits längere Zeit vor der eigentlichen Hochzeit statt und bildet, wie diese selbst, eine willkommene Gelegenheit zu allerlei Belustigungen für die Eltern, Verwandten und Freunde der Verlobten. Die Hochzeitsfeier an und für sich dauert einige Tage und bildet für die Braut eher eine Reihe ermüdender, uns Europäern selbst analoll erscheinender „Proben“: sie ist recht eigentlich das Opfer allen Pompes und aller Zurüstungen, deren Details unendlich sind. Während das Haus ihrer Eltern von ab- und zugehenden Freunden und Bekannten erfüllt wird, während Musik und Tag und Nacht dauernde Tänze zuter den Gästen zu Vergnügen und Lust anregen, ist die Braut selbst dazu verurtheilt, in einem abgesonderten dunklen Gemache in einer Ecke auf dem Divan zu kauern, die ganze Gestalt bis zur Unkenntlichkeit in ein weites Gewand gehüllt, umgeben von ihren Gespielinnen und Freundinnen, die in ihrem schönsten Schmuck und Putz zur Seite und vor ihr sitzen, ohne jedoch sich, im Geringsten mit ihr zu beschäftigen oder zu unterhalten. Dabei muß sie stets die Augen geschlossen

Hochzeitsfest in einer jüdischen Familie zu Tanger. (S. 394.)

haben und überhaupt den Eindruck machen, als sei sie für Alles todt und unempfindlich, was um sie her sich ereignet. Häufig befindet sich am entgegengesetzten Ende des Gemaches eine lange, gedeckte Tafel, welche die Verwandten und Freunde des Hauses zum breiten Gastmahl um sich versammelt, während Hof und Gallerieen von Hochzeitsgästen wimmeln, die sich an dem — einem europäischen Ohre barbarisch klingenden — Gesang und Lautenspiel der Musiker und dem aufregenden Tanze der Bajaderen ergötzen. Gegen Abend des letzten Tages schmückt man die Braut zum Einzuge in das Haus ihres Mannes. Hieher sitzt sie auf einem Tische, den Rücken an die Wand gelehnt, steif und stumm mit geschlossenen Augen gleich einer egyptischen Statue, umgeben von brennenden Flambeaux. Eine Anzahl alter Frauen schlagen Tambourin, Andere färben der Braut Stirne, Wangen und Nägel mit Zinnober oder Hennah. Es klingt wie eine Fabel, ist aber nackte Wahrheit, daß die Arme hiebei stets die Augen geschlossen halten muß — selbst wenn deren Lider mit kohl gefärbt werden, was mittelst eines silbernen Stiftes geschieht. Würde sie dem Reverency folgen und die Augen aufschlagen, so wäre das ein schlechtes Omen für die Zukunft des Brautpaares!

Schließlich hebt man die Dulderin von ihrem Sitze und der Zug zum neuen Hause beginnt. Aber auch hier muß die gänzliche Willenlosigkeit zum augenscheinlichen Ausdruck kommen: nur zur Hälfte ruht ihr Körper auf den Füßen, halb auf den Armen der Begleiterinnen. So geschleppt und stets die Augen geschlossen, langt sie im Hause des Mannes an. Dort findet noch eine kleine, rein religiöse Ceremonie statt — und die Frau ist von ihren Leiden erlöst!

Ein geduldig willenloses Geschöpf, eine erkaufte Waare erscheint die Braut, als sollte sie nie vergessen, welches Loos ihrer harrt. Die Hauptpflicht ist für sie, mit keinem Blick, mit keiner Miene und Bewegung zu verrathen, daß Leben in ihr pulsirt; todt und stumm ist ihr Eintritt in die neue Existenz! Man erzählt, daß manches Mal kleine körperliche Quälereien zur Anwendung gebracht würden, um die Standhaftigkeit des Opferlammes zu erproben — nie aber hört man, daß Eine nur im Geringsten mit der Wimper gezuckt!

„Und er soll Dein Herr sein,“ sagt die Bibel; diese Paraphrasirung aber nöthigt uns zu dem mitleidigen Ausruf: „Sonderbare Schwärmer!“

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Polizeiroman

von

Dr. J. Ch. B. Aste-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Im Kampf gegen die bittere Lebensnoth hatte es zwar nicht an Einigkeit mit der Gattin, wohl aber an jener wahren, tiefen Innigkeit gefehlt, mit welcher doch immer in Noth und Elend Eins auf das Andern sieht, und gerade in diesem Mich auf den Anderen sich an ihm aufrichtet und kräftigt und wahrhaft Eins mit ihm wird an Leib und Seele. Herr Gottfried Gerstenfeld hatte die Seinen sehr lieb gehabt, aber die Entbehrung und herbe Noth der Familie hatte dieser den Blick in das weite, tiefe Herz des Vaters getrübt, und die mancherlei Schwächen, welche in der Lebensnoth immer schärfer hervorgetreten waren, ihnen als Härte und Ungerechtigkeit erscheinen lassen.

Wie eigenthümlich und auffällig die Erscheinung des Mannes war, wenn man ihn zu jeder Jahreszeit mit langlamen und wiederholten Schritten einsam durch Flur und Wald dahingehen sah, so wunderbar tief waren seine Empfindungen in der freien Natur, und die Betrachtungen, die er darüber anstellte, waren fast immer überaus zutreffend und rührend, so daß man gerade bei solchen Gelegenheiten den Mann von Herzen achten und lieben lernen und es tief bedauern mußte, daß auch hier, wie so oft, Noth und Elend eine so schneidende Gewalt auf einen von Geburt aus geistig und gemüthlich reichbegabten Menschen auszuüben im Stande gewesen war.

Die sonderbarste Eigenthümlichkeit des Herrn Gottfried Gerstenfeld war aber die treue Bewahrung eines Glaubens, mit welchem er von allen seinen wohlwollenden Bekannten und Freunden ernstlich zurückgewiesen wurde, an welchem er jedoch mit unverrückbar fester Treue hing; es war der Glaube an eine Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene thierische und menschliche Körper. Schon früher hatte er den Grund zu diesem Glauben an eine Seelenwanderung aus den theosophischen Werken mystischer Schriftsteller des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts gewonnen, die er bei einem heterodoxen Antiquar aufgefunden und eifrig studirt hatte. Als er nun nach seinem unglücklichen Debüt als erster Priester in der Zauberflöte die Bühne verlassen hatte, blieb doch die Zauberflöte mit ihrem Libretto der Gegenstand seiner eifrigsten philosophischen Forschungen, da er gerade darin, daß Mozart sich in so hoher Vollendung des Textes bemeistert hatte, den Beweis geführt fand, daß der Verfasser derselben, Schikaneder, einer der größten Denker des achtzehnten Jahrhunderts gewesen sei, und daß in der Zauberflöte eine nur von Wenigen geahnte und allein nur erst vom inspirirten Mozart begriffene tiefe, mystische Bedeutung liege. Tamino war ursprünglich ein Feuersalamander und Pamina die von der namenlosen Königin der Nacht geborene und aus Thautropfen zusammengelesene Tochter eines namenlosen Wassergottes. Beide hatten sich einmal unter dem „sternenflammenden Himmel der Königin der Nacht" erblickt und Liebe zu einander gefaßt; Beiden wurde nun auf Flehen des liebeglühenden Feuersalamanders Tamino durch den weisen Magiers Sarastro Zaubermacht menschliche Gestalt und der im Urstoff einander widersprechenden Natur beider Liebenden durch angemessene Behandlung mit Feuer und Wasser eine harmonische Ausgleichung und überdieß noch aus besonderer Gunst Unsterblichkeit verliehen, bis denn endlich nach vielen Jahrtausenden die Seele des Tamino in die Photographie und die der Pamina in den Elektromagnetismus verklärt wurde.

Aus diesem Beispiel einer für den ganzen Weltverkehr höchst bedeutungsvoll gewordenen Metempsychose konnte Jedermann nicht nur über den Ursprung und das Wesen zweier so äußerst wichtig gewordener Erfindungen Klarheit, sondern überhaupt auch die Ueberzeugung gewinnen, daß die von den Brahmanen, Buddhisten, Egyptern, Griechen, Römern und Rabbinen kultivirte alte Lehre von der Seelenwanderung bei Herrn Gottfried Gerstenfeld eine ganz außerordentliche Dehnbarkeit erhalten und den Seelen eine Freizügigkeit verschafft hatte, welche selbst den liberalen Charakter der nordamerikan Bundesgesetzgebung bei Weitem übertraf. In konsequenter Durchführung dieser durch eifrige Studien und Betrachtungen gewonnenen Grundsätze hatte unser eifriger Jünger der Brahmanenlehre einem ihm bald nach dem Tode seiner Tochter geschenkten hübschen, schwarzgelben Wachtelhunde den Namen Florinde gegeben, weil er glaubte, daß die Seele seiner verstorbenen Tochter Florinde in das hübsche Thierchen übergegangen sei, obschon der Hund männlichen Geschlechts war, und ebenso hatte er einem ihm zugelaufenen schmerzwinselnden Kätzchen, dem der hartartige weiße Rand von den Ohren um das Maul herum ein sehr ehrwürdiges Aussehen gab, den Namen Priamus gegeben, obschon Priamus nachgerade hochmals mehrmals im Jahre mit großer Treue Mutterpflichten erfüllte.

Wenn nun auch Herr Gottfried Gerstenfeld seinen Freunden gegenüber ziemlich zurückhaltend mit seiner absonderlichen Philosophie sein mußte, da diese, und namentlich der wackere alte Kontrabassist Meyer, ihn gradezu einen „alten Narren" schalten, und wenn er nun gerade vor diesen Freunden ganz besonders den Stachel im Munde führte, um sie glauben zu machen, daß seine wirkliche Ueberzeugung im Grunde doch eine durchaus praktische Richtung habe, so setzte er doch im Geheimen seine Studien sehr eifrig fort und trieb auch praktisch und, so oft sich ihm Gelegenheit darbot, dieß insbesondere oder ungefähr bewerkstelligen zu können.

Zur Grundlage der praktischen Ausführung mußte begreiflicherweise die Physiognomie dienen, und zur Beförderung seiner Forschungen und Kenntnisse in diesem speziellen wissenschaftlichen Zweige hatte er mit seinem Opfern drei Handbücher vom hetzvorragenden Antiquar gekauft, welche eine Hauptzierde seiner kleinen Bibliothek bildeten. Das erste war: „Die vom Aberglauben, Vorurtheilen und Täuscherey gereinigte Chiromantia und Physiognomia Christian Schaltzens" von 1729; ferner: „Abhandlung der Physiognomie, Metopostopie und Chiromantie u. s. w. von C. A. Peuschel" von 1769, und endlich: „Johann Kaspar Lavater's Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" von 1787. Obwohl das letztere Werk mit seinen zahlreichen Kupferstichen weit und breit bekannt war, so galt Herrn Gottfried Gerstenfeld das Ganze doch nur wenig gegen die sechs Kupferstafeln, welche Peuschel zu seinem „ersten Hauptstück" gibt und auf welchem er menschliche Gesichter mit den daneben befindlichen Thierköpfen: „Nashorn, Bock, Ochs, Hund, Farrnvieh, Fuchs, Adler, Hirsch, Katze, Löwe, Ochs und Kranich" vergleicht. Diese Kupferstafeln bildeten eigentlich die ganze Grundlage seiner Theorie.

Mit nicht ganz fehlerhaftem Blicke hatte er ferner gefunden, daß besonders der obere Theil des menschlichen Gesichtes dem charakteristischen Ausdruck eines Thierkopfes entspreche. Erstatte ihm nun irgend ein Spotter oder auch ein Andrer der Seelenwanderung um eine Auskunft, so legte er ihm mit prüfendem Blicke die flache Hand unter die Nase, so daß der untere Theil des Gesichtes verdeckt wurde, und gab dann in ernstem, geheimnißvollem Tone sein Votum ab: „Adler", „Dogge", „Aule", „Kuh", „Widder" u. s. w.

Stieß ihm auf seinen einsamen Spaziergängen irgend eine besonders interessante Physiognomie auf, so faßte er seinen Rockstock mit beiden Händen an den Zwinge und Krücke, hielt ihn mit ausgestreckten Armen horizontal vor sich hin und nahm mit der geraden Linie des Stockes das Visir unter die Nase des Begegnenden, wobei das mit freundlichem, schlauem Lächeln über den Stock weg blinzelnde Auge fast immer dem verwunderten Visirobjekt ein verschämliches Lächeln aber den selbstsamen Kauz abzumöthigen wußte, wodurch ihn auch schon manfändliche Leute wegen der auffälligen Manipulation zur Rede gestellt hatten.

Kaum hatte Herr Gottfried Gerstenfeld den Fuß auf den Kirchenflur gesetzt, als er den ihm besonders wegen seiner Fistelstimme widerwärtigen Küster erblickte, der mit seinem singenden Organe in etwas beschleunigtem Tone den Kirchentrauen Anweisung gab, die im Hauptchiff zu weit vorgerückten Kirchenstühle für den Nachmittagsgottesdienst weiter zurück zu setzen. Der alte Organist schien heute, wo man bereits nach den scharfen Citaten aus dem Strech vom bösen Weibe schließen durfte, ganz besonders übler Laune zu sein; sein Antlitz seines anmaßlichen Widerspruches steigerte sich aber diese Mißlaune noch mehr. Nach einem stechenden Blick auf den widerwärtigen, vornehmthuenden Küster, vom dem er behauptete, daß er schon einmal als der Dichter Hoffmann-Knallan dagewesen sei, wandte er sich wieder an seinen jungen Begleiter und sprach mit lauter Stimme, daß es mächtig durch die Kirche wiederhallte: „Strech sagt: Wie der Schellenhengst schreiet gegen alle Mähren, also hänget sich der Hexuchter an alle Spötter und spricht: Warum muß ein Tag heiliger sein, denn der andere, so doch die Sonne zugleich alle Tage im Jahre macht!"

Mit diesen Worten schritt er, ohne den Eintritt des Küsters zu beachten, und dessen Umgebung abzuwarten, in würdevoller Haltung zur Hauptthür, trat gemessenen Schrittes auf den Kirchhof, wo ein eifriger Wind von den Thürmen her wehte, machte Halt und wandte sich an seinen Begleiter, einen jungen, blühenden Mann von etwa neunundzwanzig Jahren, mit den Worten: „Sie, junger Leo, haben heute die Fuge von Johann Sebastian Bach recht brav gespielt, nur die Pedalen für das Pedal bedürfen noch einiger Uebung. Thun Sie daher, wie Strach sagt: Gehe eilend heim, und spiele daselbst, und thue was Du willst, doch daß Du nichts Uebles thust und Niemand pochest."

Ohne Weiteres verließ er den jungen Mann, welcher nach kurzer Verabschiedung um die Ecke der Kirche davoneilte, und nahm nun, anstatt den gewohnten steilen Weg zur hohen Wohnung in der engen und düsteren Tiefengasse einzuschlagen, die Richtung zur Hauptstraße, verfolgte dieselbe eine ziemlich lange Strecke und wandte sich dann links in die zum Haken hinabführende Fischergasse, ging die lange Straße fast ganz hinab und machte dann vor einem der letzten Häuser auf der linken Seite Halt.

Digitized by Google

Einen Augenblick blieb er hocherend vor der Hausthür stehen, schritt dann aber hypnisiert mit zufriedenem Lächeln in's Haus hinein, da er horte, daß oben, zwei Treppen hoch, ein Kontrabaß gestimmt wurde.

Als er den langen Vorplatz erreicht und im Vorübergehen bei der Küche die alte, mürrisch blickende Haushälterin höflich begrüßt hatte, vernahm er, daß sein Freund Meyer, welcher in der ganzen Stadt nicht anders als „der Baßmeyer" genannt wurde, das fugirte Thema in C-moll zum Gesang der beiden feurigen Männer seiner letzten Alte der Zauberflöte auf dem Kontrabaß intonirte.

Er kannte die eigenthümliche Lieblingsgewohnheit seines alten Freundes und Landsmannes, daß dieser in seinen einsamen Stunden sich daran erbaute, die Baßpartie irgend einer ernsten, besonders kirchlichen Komposition auf dem Kontrabaß spielend und dabei die Hauptgesangsstimme und dazwischen auch eine besonders hervortretende Orchesterstimme mit seinem trotz der hohen sechzig Jahre noch immer klaren, wenn auch schon schwachen Tenor zu singen.

Diese Eigenthümlichkeit war es aber gewiß nicht, welche den alten Baßmeyer zu einem weit und breit bekannten Originale machte. Schon seine ganze äußere Erscheinung hatte etwas auffallend Kruftiges, ja sogar Strenges und Hartes. Seine Statur ging beträchtlich über die Mittelgröße hinaus und war eher derb als hager; das kräftig gerundete Kinn des blatternarbigen, buschaus gleichmäßig fast gerötheten Gesichtes stedte beständig in den breiten, dicken, hohen, glatt und zierlich geschlungenen Schneeweißen Halsbinde; auf dem Kopfe ruhte eine hellblonde, äußerst sorgfältig gepflegte Perrücke. Die etwas starke und lebhafte, gerade Nase mit dem feingeschlossenen Munde deutete auf Energie, der strenge Ausdruck des Gesichtes wurde jedoch durch das klare graublaue Auge gemildert, das bei ruhiger Stimmung des alten Musikers freundlich und wohlwollend blickte, in der Erregung aber feurige Blitze schleudern konnte.

Was aber den wackern, geraden Mann wirklich zum auffallenden Original machte, das war die ungemein derbe und oft bodenlos grobe Weise, mit der er völlig rücksichtslos seine Meinung sagte, sobald er eine seinem klaren Verstande und seinem unbestechlich redlichen Sinne widersprechende Aeußerung oder Begebenheit wahrnahm.

Selten oder gar nicht gerieth er trotz seiner inneren sittlichen Entrüstung in offenen Zorn: im Gegentheil kam sein derber, grober Tadel mit einer solchen absoluten Ruhe und apathischen Besonnenheit aus seinem Munde, daß Jedermann einsehen mußte, der alte Baßmeyer habe es niemals auf eine persönliche Beleidigung, sondern stets nur auf die Rüge des Unrechts selbst abgesehen.

So war man es denn schon gewohnt, die drastischen Formen: „Narre", „dummer Junge," „Mamsell", „Spitzbube", „Hallunke", „Schw—hund" u. dergl. wie Lesezeichen oder Erholungspausen in seiner Rede zu benutzen.

Ungeachtet der auffälligen Eigenthümlichkeit des alten Baßmeyer's genoß er doch wegen seines höchst ehrenwerthen Charakters und wegen seiner künstlerischen Tüchtigkeit allgemeine Achtung und Anerkennung. Von seinen Eltern hatte er ein kleines Vermögen ererbt, welches er in seinen einfachen Hagestolzenleben durch große Sparsamkeit nicht unerheblich vergrößert hatte. Niemesmags war er daher geizig, im Gegentheil waren viel rührende Züge seiner großen Mildthätigkeit bekannt geworden, obschon er dabei stets die größte Heimlichkeit beobachtete. So hatte er bei Sohn eines in Armuth gestorbenen Kollegen ganz auf seine Kosten erziehen lassen und ihn nachgehends selbst zum tüchtigen Musiker ausgebildet, was denn der durchtriebene Geiger Fritz Hausmann zwar mit Dankbarkeit vergalt, wogegen er aber auch, im Bewußtsein der großen Liebe seines Pflegevaters ihm, manchen bösen Streich ausführte und zum Erstaunen des ganzen Orchesters der einzige Mensch in der Welt war, der mit der Mähne des Löwen zu spielen wagte.

Zu seiner alten, mürrischen Haushälterin stand der alte Baßmeyer in einem eigenthümlichen Verhältniß. Sie war beinahe vierzig Jahre in seinem Dienst und durfte sich Manches gegen ihn herausnehmen. Oft stellte sie ihn wegen seiner verschwenderischen Ausgaben zur Rede; wenn sie es ihm aber in ihrer äußerst lebhaften Zurechtweisung zu arg machte, so nahm er, ohne ein Wort zu sagen, die Baßposaune von der Wand, und wußte stets durch die gewaltigen Klänge, theils durch das stoßweise Auf- und Abziehen des Posaunenbogens die heftig erregte Dame nicht nur zu übertönen, sondern sie auch überhaupt sich vom Leibe zu halten und zur Thür hinauszujagen.

Kaum hatte der im alten Schlafrock hinter dem Kontrabaß mitten in der Stube stehende Baßmeyer auf der hohen G-Saite seines Kontrabasses das fugirte Thema c, d, es, f, g, d, g, f angefangen, so kam der alte Organist Gerstenfeld in Hut und Mantel hereingestogen, warf den Stock in die Ecke, hatte im Nu die Geige von der Wand genommen und setzte korrekt mit dem Themo ein, so daß der alte Baßist sich auf die zweite A-Saite zum richtigen Einsatz des Kontrabasses zurückziehen konnte. Unthadelig und wie wenn die felsfame Aufführung vorher gründlich einstudirt wäre, spielten Beide das Ritornell durch, wobei der eine mit „Wumm, wumm, wumm, wumm" u. s. w., und der andere mit „Bumm, bumm, bumm, bumm" u. s. w. die Einsätze der anderen Instrumente singend markirte, bis dann der alte Baßmeyer mit seinem dünnen Tenor und gleichzeitig der alte Organist eine Oktave tiefer zum rechten Text mit dem Gesang der beiden „feurigen Männer" klar und korrekt einsetzten: „Der, welche wandelt diese Straße voll Beschwerde" u. s. w., und mit Baß und Violine den Gesang begleiteten.

Erst als das ganze Tonstück beendigt war, stellte der alte Meyer den Kontrabaß in die Ecke und sagte sehr ruhig in seinem magdeburger Dialekt, indem er dem Freunde die Hand reichte: „Guten Morgen, Gerstenfeld."

„Guten Morgen, Kambyses," erwiderte der Organist ebenso, indem er die Geige wieder an die Wand hängte.

„Hore, Gerstenfeld, sei kein Narre und laß die Dummheit mit Deinem verstuchten Kambyses."

„Du bist Kambyses gewesen, eigentlich in altperschischer Namensform Kambujiya; Zu hast den Pharaonen bei Pelusium geschlagen, die Hauptstadt Memphis erobert und daselbst den Phammunt gefangen und Dich nach Deiner Rückkehr nach Egypten dem Traute ergeben, woher auch Deine rothe Gesichtsfarbe."

„I, meinst Du dummer Narre denn, daß ich so 'n verstorfenes L—r bin, wie Dein Schw—hund von Kambyses oder wie der Lump heißt?" sagte Meyer in zwar ruhigem Tone, doch mit sichtlicher Empfindlichkeit und aufgeregeter Röthe.

„Du bist sieben und zwölfundsechzig dreihundert Jahren des üblen Lasters allmälig entwohnt, und nur die Röthe behalten. Später bist Du auch Sebastian Bruni gewesen, der das Kartenschiff geschrieben hat, und im siebenzehnten Jahrhundert warst Du der Antmann Christoph von Grimmelshausen zu Renchen, der den Simplicius Simplissimus herausgegeben hat."

„Höre mal, Gerstenfeld, nun weiß mir doch denn doch zu bunt: ich glaube, Dir ist heute die Galle auf den Kopf gefallen" — Da tritt' ein Glas Madeira mit mir, der reinigt das Gehirn."

Mit diesen Worten hatte er zwei Gläser und eine halbgefüllte Flasche Madeira aus dem Geschrank geholt und blickte mürrisch und verlegen zur Stubenuhr, als sofort nach den Klängen der Geschrankthüre die alte mürrische Haushälterin zur Thür hineinblickte, sofort aber bei dem sichtbaren Verdruß des alten Herrn den Kopf zurückzog.

„Strach," erwiderte der Organist auf die Einladung, „sagt im zweiundbreißigsten Kapitel: Was ist das Leben, da kein Wein ist? Der Wein ist geschaffen, daß er den Menschen fröhlich soll machen. Der Wein zur Nothdurft getrunken erfreuet Leib und Seele. Aber so man das zu viel trinkt, bringt er das Herzeleid. — Prosit!"

„Das ist nur ebensoviel," sagte der alte Baßmeyer, „zwei oder drei Gläser schaden auch nicht, wenn man das Maul hält und nicht so laut aufstoh. — Laß und sachte noch eins wegtrinken, ehe anzustoßen," fuhr er mit einem lauernden Blick auf die Stubenthür fort, „und sage mir, was Du willst, denn ich muß zur Stunde bei dem dicken Kaufmann da unten zum Tenne Esse herum am Hasen, der auch kein Lebenslang kein Cello lernen will."

„Ein Kaufmann — sagt Strach — kann sich schwerlich hüten vor Unrecht und ein Krämer vor Sünden."

„Laß mir doch den Strach weg, und nimm noch eins und thu' das Maul auf, was Du willst!"

„Strach sagt: Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steht, also steht auch Sünde zwischen Käufer und Verkaufer. Seit zwei Tagen bekomme ich keinen Reis und Kaffee und Zucker mehr, weil das Alle noch nicht bezahlt ist, und ich erst in acht Tagen mein Quartalsgehalt beziehe und zu gratuliren anfangen darf."

„Das verfluchte Gratuliren hole der Teufel schnillionenmal! Ist das nicht eine Lumpenwirthschaft, jährlich beliebten Kirchenleute alle Weihnacht und Neujahr in Trauermantel und dreieckigen Pudelmützchen auf dem Kopf das ganze kirchspiel Haus bei Haus durchbetteln zu lassen, um den lumpigen Gehalt zu verbessern, und sonst doch das Betteln zu verbieten?" rief der alte Kontrabassist, in vollem Unmillen sein Spitzglas leerend.

„Pars salarii est res justa," sagte der Organist in selbstgemachtem Latein, „und Strach sagt: Der Gerechten Opfer macht den Altar reich und sein Geruch ist süße vor den Hochsten."

„Und Strach sagt auch: Du sollst dem Ochsen, der da dreschet, nicht das Maul verbinden. Wie viel willst Du haben?"

„Ich bin Dir schon so viel schuldig, und Strach sagt —"

„Strach sagt: Halt's Maul! Wie viel brauchst Du?"

„Zwei Thaler bis zum heiligen Christabend heute über acht Tage," sagte der Organist seufzend.

„Du bist ein Narre," sagte der alte Kontrabassist, trat dann mit einem lurzen forschenden Blick auf die Thür zum Organisten heran, drückte

Digitized by Google

ihm schnell und geheimnißvoll ein Schlüsselbund in die Hand und flüsterte: „Der kurze dicke, — da in der Schreibklappe, — in der Schublade oben rechts, gleich vorne, liegen Fünfthalerscheine. Nimm, mach's gelehrig und vorsichtig und klappere nicht mit den Schlüsseln!“

Damit langte er behende die Baßposaune von der Wand, setzte das Mundstück auf und intonirte mit kräftigem Anlaß das Posaunensolo in Cmoll zu Anfang der Ouverture von „Robert der Teufel“, wobei er etwas ängstlich die Augen bald auf die Thüre, bald auf den Freund geheftet hielt, dessen peinlichen Zögern er durch unwillkürliches Stampfen mit dem Fuße ein Ende machte, so daß dieser denn endlich bei Wiederholung des Meyerbeer'schen Posaunensolos hastig aus- und zuschloß und den herausgenommenen Fünfthalerschein so hurtig in die Tasche steckte, als habe er einen Diebstahl begangen.

„Da ist noch ein Rest drin,“ sagte der Wirth, nachdem er die Posaune wieder an die Wand gehängt und dem Freund das Schlüsselbund abgenommen und in die Tasche gesteckt hatte, „in die verstuchten Zinkennäpfe geht ja gar nichts drin. Komm, Gerstenseel, die Neige! Na, was hast Du denn?“ setzte er hinzu, indem er verwundert auf den Freund blickte, dem eine stille Zähre über die Wange rann.

„Du bist so gut, Kamhofer, und ich schulde Dir schon so viel und Sirach sagt —“

„Halt' doch das Maul mit dem verstuchten Kamhofer! Komm her, alter Narre! Deine und Gretchens Gesundheit!“

„Ja, meine Margarethe, meine absolute Seele, soll leben!“ rief der bereits vom guten Wein wohlthätig erwärmte Organist in unaussprechlicher Verklärung und Rührung aus. „Heute ist gerade der neunzehnte Jahrestag, an welchem die reine absolute Seele irdische Gestalt angenommen hat.“

„Gretchen's Geburtstag?!“ rief der Wirth mit freudigem Lächeln; „J, das ist ja prachtig! — Höre 'mal, Gerstenseel, nimm den Kontrabaß und spiele recht forte das Zugenthema aus der Ouverture zur Zauberflöte.“

Verwundert ergriff der alte Organist den ihm aus der Ecke entgegengeschobenen Kontrabaß, zog den Bogen zwischen den beiden mittleren Saiten heraus und begann das Thema tempo allegro.

«Forte! I'ii forte! — Fortissimo!» drängte der alte Kontrabassist, „die verstuchte Schraubthür knarrt ja so toll. Fortissimo! Fortissimo!!“

Unter diesem lauten ermunternden Rufe, den der Organist denn nun auch gehorsam und in gesponnener Erwartung Folge leistete, öffnete der Kontrabassist vorsichtig die knarrende Eckschrankthür, nahm drei Flaschen Rothwein heraus, schloß behutsam wieder zu, stellte die Flaschen in die weiten inneren Mantelaschen des Freundes und nahm ihm den Kontrabaß mit den Worten ab: „Nun mache, daß Du fortkommst; aber klappere draußen nicht mit den Flaschen; heute Abend nach der Konzertprobe komme ich hin.“

Damit schob er ohne Umstände den Freund zur Thür hinaus, der nun behutsam mit ängstlich beide Hände mit dem Stock gegen den Bauch drückte und langsam und höflich grüßend bei seiner in der Küchenthür kauschenden und beschaft gegen ihn unverschämten Fairbun vorbeiging, weil er ihr einmal vor Jahren gesagt hatte, sie sei vor tausend Jahren ein Krokodil, dann eine Boa constrictor gewesen und werde nach Vollendung ihrer menschlichen Laufbahn zuschaft wieder eine Brillenschlange werden.

2.

Der stattliche junge Mann, mit welchem der Organist Gerstenfeld von der Orgel herunterge kommen war und den der Alte mit „junger Leo“ angeredet hatte, führte keineswegs den Namen Leo, sondern war nur nach seinem kräftigen Bart- und Haarwuchs sowie nach dem physiognomischen Ausdruck seines sehr hübschen männlichen Gesichtes und nach den manchen Jügen wackerer und hochherziger Gesinnung, die er an den Tag gelegt hatte, als vormaliger und dermaleinstiger Löwe vom Alten getauft worden. Der junge Mann hieß vielmehr Otto von Seelen, war seines Zeichens Polizeidirektor und nicht nur als ein sehr kenntnißreicher und scharfsinniger praktischer Jurist und Verwaltungsbeamter bekannt, sondern hatte auch nebenbei recht achtungswerthe musikalische Kenntnisse erworben und suchte jetzt auch warmer Liebe für das mächtigste und herrlichste Instrument, die Orgel, sich unter des alten Organisten Anleitung im Spielen derselben zu vervollkommnen.

Alle Sonntag fand er sich pünktlich auf der Orgel ein und begleitete zur Erleichterung des Alten nicht nur den Gesang der Gemeinde, sondern spielte besonders beim sogenannten Anégang, wenn die Andächtigen die Kirche verließen, die Werke bedeutender Orgelkomponisten, mit deren Vortrag der strenge Organist meistens recht zufrieden war.

Gleichen Schrittes entfernte sich der junge Mann vom Kirchhof, über den der kalte trockene Ostwind in diesem Winter nun so empfindlicher strich, als bis jetzt noch immer kein warmender Schnee den Erdboden bedeckt hatte, nahm dann die Richtung quer über die Hauptstraße nach der östlichen Seite der Stadt hin, und ging die steile St. Lorenzstraße hinab, welche schon nach etwa hundert Schritten rechts und links in stumpfen Winkeln zu einem großen dreieckigen Platz, dem St. Lorenzplatz, sich erweiterte.

Von der Mitte des Platzes lag mit der Fassade gerade aufwärts gegen den Lauf der ziemlich steil abfallenden Straße gerichtet ein altes hohes, finsteres, mit einer mächtigen spitzgewölbten Eingangsthür versehenes Gebäude, dessen zwei gleich hohe, kurze Seitenflügel sich in parallelen schrägen Linien mit den rechts und links gegenüber gelegenen und in stumpfen Winkeln zurücktretenden Häusern hinzogen, so daß die Straße gerade an der Stelle, wo sie sich zum öffentlichen Platz erweiterte, eigentlich in zwei Arme getheilt wurde, soweit das Gebäude mit seinen Seitenflügeln reichte.

Das alte Gebäude war ursprünglich von einer geistlichen Kongregation erbaut und bewohnt worden. Nach Einführung der Reformation wurde es zu einer Bürgerschule umgestaltet; wegen der ungesunden Lage und anderer Unzuträglichkeiten war diese jedoch schon vor einer guten Reihe von Jahren in ein neues zweckmäßigeres Gebäude verlegt worden. Schon man nun mit dem alten Moment nicht recht etwas anzufangen wußte, man mann sogar schon an den Abbruch dachte, um noch einen schönen Marktplatz zu gewinnen, so hielt man es einst schon Tages doch noch für gut genug, den Zwecken der Polizei zu dienen, so wenig auch die Lage und Einrichtung des Hauses dafür geeignet war.

Die bei dieser Einbürgerung vorgenommenen Einrichtungen und Verbesserungen eingerechnet, vertrat das Gebäude alle möglichen Baufrige, seitdem die Gemeinheiten in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gelöst worden war. Das durchgehends gewölbte Erdgeschoß hatte selbst in den beiden kurzen Flügeln sehr hübsche Spitzbogen aufzuweisen, von denen man zunächst auf der linken Seite der Haupthür nichts wahrnehmen konnte, da die ganze Seite mit einer langen Mauer abgefangen und die so gewonnene Räumlichkeit zu Gefangenenzellen mit einer Reihe kleiner niedriger Thüren eingerichtet worden war. Nur der mittlere Raum allein, welcher den schmalen Flur bildete, ließ den Blick unverwehrt auf die Reihe hübscher Bogen hinausschweifen, bis das Auge wieder ganz hinten auf eine ziemlich breite spiralförmig gewundene runde Treppe fiel, deren aus Ziegelsteinen in der hohen Kante gemauerte Stufen bereits so stark weggetreten waren, daß sie, namentlich sobald draußen Schnee und Thauwetter herrschte, wirklich nicht ohne Gefahr des Ausgleitens betreten werden konnten.

Die rechte Seite des Erdgeschosses war ebenfalls bis zum Hintergiebel mit einer Mauer abgefangen, und zu mehreren größeren Räumen eingerichtet; zunächst der Eingangsthür das Wachtzimmer für die Kanstabler, daran das Büß-, Gefinde- und Meldebureau in einem für diese vielen Zwecke durchaus unzureichenden Raum, und dahinter das kleine Zimmer des vielgeplagten Inspektors für alle diese Branchen polizeilicher Thätigkeit.

Im ersten Stod befand sich rechts nach vorne das nur durch ein Fenster erhellte Exzimmer für den Kommissär, daneben das große Sitzungszimmer für den Direktor. Hinter beiden waren rechts und links eine Anzahl Bureauzimmer für die verschiedenen Kanzlisten, Registratoren, Schreiber u. s. w. eingerichtet, in denen auch die sogenannten „anständigen Parteien“, in Ermangelung eines besonderen Wartezimmers, Unterkunft fanden, während das übrige wartende Publikum sich unten auf dem Flur oder oben auf dem Korridor behelfen mußte. Das sogenannte Archiv befand sich hinter dem Zimmer des Registrators in einem großen weiten Saale und nahm den ganzen oberen Raum des linken Seitenflügels ein. Für die Aufbewahrung größerer Gegenstände war der über diesem Archiv befindliche wüste Raum mit dem darüber befindlichen Dachboden bestimmt, zu welchem ersteren vom Archiv her eine steile Treppe mit verschließbarer Thür herabführte. Im linken Flügel unterhalb des Archivs befand sich die Rachtwache, im rechten Flügel die Feuerwache; beide mit besonderen Ausgängen nach der Straße hin. Ueber dem rechten Flügel war der als Kastellan und Gefangenwärter fungirende Beamte Ignaz Thymian seine Wohnstuben und ökonomischen Einrichtungen, wie denn auch der darüber befindliche zweite Stod mit dem noch höher gelegenen großen Dachboden ihm für die Aufbewahrung von Brennmaterial und anderen wirthschaftlichen Bedürfnissen zugewiesen war.

Das Treiben in diesem Lokale war so bunt, verworren und heillos wie aller Orten, an welchen die Polizeiverwaltung noch eine Stafgewalt ausübt, und besonders unter dem euphemistischen Titel der „Kriminalpolizei“ ohne Rücksicht und begrenzte Formen in die ersten und empfindlichsten Rechte des bürgerlichen Lebens eingreifen darf, dabei aber die Beamten, wenn sie vorher noch ertraglich waren, verdirbt und das Vertrauen des Publikums in Mißtrauen und Abneigung verwandelt.

Die Direktion war eine Reihe von Jahren hindurch in völlig unfähigen Händen gewesen, und kaum konnte ein Gemeindewesen übler mit der Polizei berathen gewesen sein. Ein glückliches Ereigniß für das unter dieser Polizei schwer leidende Publikum war daher der jähe Tod des

Digitized by Google

Direktors und ein noch glücklicheres die Berufung des jungen Otto von Seelen auf den Posten, welcher dort unter den Augen des tüchtigen Präsidenten länger als fünf Jahre als Assessor und sodann als Polizeirath mit Auszeichnung gearbeitet und reiche Erfahrungen gesammelt hatte. Diesem wurde nun die schwere Aufgabe, die ganz verfahrene Behörde zu reorganisiren und allmälig die äußerst wünschenswerthe Auflösung der Strafgemalt von der Administration praktisch vorzubereiten.

Wenn nun auch der junge Polizeidirektor schon seit einem Jahre mit allem Eifer der Lösung dieser seiner Aufgabe oblag, wenn er dazu auch schon einige allzu unbrauchbare Beamte entfernt und eine Anzahl arger Mißbräuche abgestellt hatte, so waren doch noch immer Beamte vorhanden, bei denen der alte Adam noch häufig genug zum Durchbruch kam.

Der einzige durchaus zuverlässige Beamte war der wackere und tüchtige Paß- und Gesindeinspektor Westenberg. Leider war aber in der Reihe von Jahren seine Gesundheit durch die übermäßig ungerechte Zubürdung von Arbeiten, von denen eine große Zahl nicht einmal zu seinem Ressort gehörte, die aber weder der Direktor selbst, noch der Ressortbeamte zu behandeln verstand, schon sehr geschwächt worden.

Der Kommissar war von Hand und nicht zu gebrauchen und war in dem schlechten, feuchten Lokale noch kränklicher geworden, als er schon bei seiner Anstellung gewesen war. Am wenigsten hatte er eine umsichtige und energische Aufsicht über die untern Beamten zu führen gewußt und deßhalb nicht wenig zum Verfall der Disziplin beigetragen.

Waren nun auch schon, wie gesagt, die schlimmsten Beamten vom neuen Direktor entfernt worden, so blieben doch unter der ziemlich großen Menge immer noch einige übrig, welche theils wegen ihrer Originalität, theils aber wegen ihrer Verdächtigkeit die Aufmerksamkeit des neuen Direktors auf sich gerichtet hielten. Obenan stand der Kastellan Ignaz Thymian, über den die ehrlichen und unabhängigen Unterbeamten gerade heraussagten, daß er den vormaligen Direktor gänzlich beeinflußt und daß er es eigentlich gewesen sei, der das Regiment in Händen gehabt habe. Der Kastellan Thymian war jetzt beinahe siebenzig Jahre alt, und trotz seinen weißen Haaren und seinem gerümmten Rücken doch noch ziemlich rüstig. In seinen jungen Jahren hatte er als Advokatenschreiber gearbeitet und war dann durch Protektion in die jetzige Stellung eingeschoben worden, in der er, wie es allgemein hieß, ein sehr wohlhabender Mann geworden war. Alle Beamte konnten ihn als heimlichen Schleicher und tückischen Angeber, der eben so freundlich thun, als auch bodenlos grob sein konnte. Seit zwanzig Jahren Mittwoch, hatte er mit seinen beiden jetzt verblühten Töchtern Wendula und Martha die Oekonomie des Hauses verwaltet und namentlich zum vorigen Direktor in einem Verhältniß gestanden, das Jedermann kannte, aber auch nicht einmal im Entferntesten angedeuten wagen durfte. Wirklich konnte aber der Kastellan Thymian ein wohlhabender Mann geworden sein. Die Einkäufe an Viktualien, Brennmaterial, Wäsche und sonstigen Verwaltungsbedürfnissen waren niemals vom Direktor monirt worden, obschon dieser alljährig häufige Revisionen in der Wohnung und den Vorrathsräumen abhielt, noch öfter noch den Stuyngen das Essen für die Gefangenen untersuchte und sich dabei faft immer sehr lange beim Kastellan verweilte.

Eine besondere Einnahme wußte sich der alte Thymian auch noch dadurch zu schaffen, daß er den knapp bestehenden Beamten Geld auf schmähliche Zinsen vorschoß, wenn sie in Noth geriethen waren. Allmälig gewann dieß Geschäft größere Ausdehnung, und Jedermann in der Stadt wußte, daß gegen gebührliche Sicherheit und gewisse Zinsen jederzeit Geld beim Kastellan Thymian zu haben war. Bei Eintretung der Torschen war ihm der Konstabler Schulze III., von dem es hieß, daß er sein Schwirgersohn werden solle, von ehrlichen Juden, und schon mehrere Male hatte dieser einem säumigen Schuldner mit Verhaftung unter irgend einem Vorwande gedroht und sogar schon einmal einen in bitterer Noth lebenden Familienvater auf die Dauer von zweimal vierundzwanzig Stunden ohne Wissen des Direktors gefangen gehalten, gegen welche brutale Gewaltthat der Verhaftete seine Beschwerde wagte, weil er wußte, daß solche Sache gegen den Kastellan Thymian durchaus nichts fruchten würde.

Ein unbeugbar ehrliches Gebeimniß, welchem selbst der wegen seines Scharfblickes und seiner rücksichtslosen Laune und Satyre vom alten Kastellan und seinen Töchtern tödtlich gehaßte, helle und lebensfrische Kondukteur Müller II. nicht auf den Grund kommen konnte, war aber auch, daß der alte Thymian zur Aufung jedem Jahres eine nicht geringe Menge der verschiedenartigsten Werthsachen im Pfandhause versetzte, diese aber niemals wieder einlöste. Einige meinten, daß diese Dinge vom Thymian selbst als Pfand auf sehr kurze Frist angenommen und nach nicht erfolgter Einlösung sogleich weiter und zu höheren Preisen versetzt würden. Müller II. aber hatte seine eigenen Gedanken dabei, ließ diese jedoch nicht laut werden, obschon er auf alle Fälle in dem neuen Direktor, der seine Befähigung und Redlichkeit recht wohl erkannt hatte, einen sicheren Rückhalt besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

er-	bläh-	ne	ge-	tel	fen	dies	ses
wor	fal-	glück	wird	die	kriegs-	ene	fund
doch	weckt	nen	gangs-	fass-	schlacht	dies-	sem
sen	bes	bad	bess	nicht	streit	und	der
nicht	thäle	hen	ge-	ver-	weint	ges	ser
sse	die	er	macht	kame	bles-	rund	ge-
die	steht	die	tobs-	lendd	was	ope-	be
ach	ten	auf	die	alt	mens	den	ter

Frl. Franz. K. in W. Sie finden das in dem zum Brockhaus'schen Konversationswerke gegenwärtig erscheinenden Ergänzungsband S. 611 ff.

Hrn. Julius P. in F. (Schwed.). Gerne in Umfang genommen und an die richtige Adresse befördert, von der Sie sicher ein günstiges Resultat zu erwarten haben.

Hrn. Rent. P. P. in K. Ihrem Wunsche wird eben willfahrt, indem seit 1. Januar in Berlin bei Gerschel ein Journal: „Die gefiederte Welt“ erscheint, red. von K. Russ, welches Ihnen namentlich durch die Rubrik „Der Vogelmarkt“ alles Nützige an die Hand gibt.

Fr. Prof. S. in H. Sie werden, wenn Sie sich den neuen Gothaischen Hofkalender (2 fl. 48 kr.) kaufen, auch das Gewünschte finden.

Hrn. Kommerzien. D. H. in T. Durch einen der Annoncenbureaux: Mosse, Daube, Haasenstein & Vogler, die überall Agenten haben, ganz leicht und bequem zu bewerkstelligen. Sie haben alle auch Zeitungsverzeichnisse vorräthig. Die engl. Monatsschrift „London Society“ liefern die Preise zu 4 Thlr. 12 Sgr.

Hrn. J. Sch. in B—n. Sie sollten auch das Bild dazu einsenden, da wir nicht Zeit haben, uns ein solches selbst zu konstruiren.

Hrn. J. H. in Ostfr. Nicht ganz korrekt und dann doch auch zu verbrauchte Idee.

Frl. Luisa v. d. L. in P. Wir werden eine Anleitung bringen. Jeder Schachspieler kann Sie indeß belehren.

Hrn. L. C. in L. So vortrefflich gewiß Ihre Anstalt ist, würde die Erfüllung Ihres Wunsches gar zu viele, für uns unbequeme Konsequenzen nach sich ziehen. Frl. P. O. in H. Wir können Ihnen das nicht empfehlen. Die Damen rudern sich Gesicht und Hals, wenn sie auf dem Ball gehen, schon Wochenlang vorher, um nicht roth zu werden.

Hrn. Graf St. in M. Können Sie den Briefschreiber nicht herausbringen, so werden Sie auch kein Recht zu klagen im Stande sein.

Fr. Rath. P. in M. Wir wollen Ihnen in diesem Alter nicht mehr zum Theater raten. Da Sie Lektang gar keine Lust dazu verspürt, so kann von Beruf kaum die Rede sein und Sie würden sich nur den unangenehmsten Täuschungen aussetzen.

Hrn. P. v. C. in R. Wenden Sie sich an den dort. Lehrer der Handelswissenschaft, Zukunft der Universität Tübingen.

Frl. C. B. in K. Der Mann wird am vierten Finger der linken Hand getragen.

Fr. R. B. in Bad P. Homöopathie ist Vertrauenssache des Patienten; da diesebe eine vom Staate gestattete Heilmethode ist und von vielen tüchtigen praktischen Aerzten seit 50 Jahren ausgeübt wird, so kann sich derselben nicht eine allgemeine Schädlichkeit vorwerfen. Uebrigens kommt die Art der Krankheit in Betracht. Wollen Sie eine durchaus unpartheiliche Ansicht in populärer Sprache darüber vernehmen, so lesen Sie den Artikel „Homöopathie“ S. 360 im 1. Theile der dritten Auflage des „Handlexikons der Gesundheitslehre“ von Dr. Klencke.

Hrn. Rechtsanw. P. in K. Die Frage löst sich nicht, wie das auf juristischem Boden also ist. Wir können Ihre Wünsch nicht in Anwendung bringen.

Redaktion, Druck und Verlag von C. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 34. Stuttgart und Leipzig.

Im Franziskanerthurm.

Erzählung von **J. D. H. Temme.**

(Schluß.)

5.

Wilhelmine Hansen war im Verhör bei dem Amtshauptmann v. Haldrung.

Der Vorsteher des Amts hatte selbst die Untersuchung übernommen, nachdem die Leiche des Seilergesellen Florian Wittmann erkannt und mithin wahrscheinlich geworden war, daß es sich um ein schweres und schwer zu ermittelndes Verbrechen handle. Er hatte sie beibehalten, nachdem seine Ermittelungen den Verdacht der Thäterschaft, mindestens der Theilnahme an dem Verbrechen auf eine Persönlichkeit leiteten, die ihm schon jetzt nahe stand, die ganz und gar mit seiner Familie verbunden werden sollte. Von dem Ausgange der Untersuchung hing das Lebensglück seines einzigen Kindes ab, das Glück und die Ehre seiner Familie. Er behielt demnach die Untersuchung, einmal, weil der Verdacht, der wach geworden war, noch immer ein ungegründeter sein konnte, und dann das Verfahren eines andern Inquirenten unnöthig und zugleich schonungsloser gerade seine intimsten und heiligsten Beziehungen berührt und verletzt hätte, zum andern, weil der tüchtige und pflichtgetreue Beamte sich das Zeugniß geben durfte, daß vielleicht kein anderer Untersuchungsrichter, eben indem sein, des Amtshauptmanns, Name und Ehre so sehr mit auf dem Spiele standen, mit gleicher Gerechtigkeit und Unparteilichkeit in der Sache verhandeln würde.

Im Franziskanerthurm. „Sie hätten gewünscht, mit Fräulein Schröder allein zu sprechen." Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 530.)

Digitized by Google

Es war das dritte Verhör, das mit Wilhelmine Hansen angestellt wurde.

Sie war vor ihrem Richter erschienen, bleich wie immer und ruhig und gefaßt wie immer; nur war ihr Körper schmächter, hinfälliger geworden. Wenn man sie ansah, konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, sie lebe nur noch für Einen großen und heiligen Entschluß, für ein Opfer, dem alle ihre körperlichen und geistigen Kräfte zugewendet seien; und lange könne sie nicht mehr leben.

Auch der Amtshauptmann v. Haldrung hatte dieß erkannt, und man las in seinem Gesichte, neben dem Schmerze über das eigene Kind, das tiefe Mitleiden, das er für die unglückliche Inquisitin empfand.

Er hatte seit dem letzten Verhöre mit ihr wichtige Ermittelungen gemacht. Er mußte sie heute mit diesen bekannt machen. Bevor er dazu schritt, hielt er es für seine Pflicht, sie noch einmal zur Ablegung eines vollen Bekenntnisses zu ermahnen.

„Sie haben bisher nur die halbe Wahrheit gesagt. Sie haben die That auf sich allein genommen; Sie wollen keinen Mitschuldigen, keinen Gehülfen gehabt haben. Sie leien, sagen Sie, an jenem Abend allein in den Thurm gegangen. Dahin sei Ihnen, ohne daß Sie es gewußt, Florian Wittmann gefolgt. Sie seien mit ihm in einen Wortwechsel gerathen; von Worten sei es zum Ringen gekommen. Unter dem Ringen, das in der Nähe des alten Brunnens stattgefunden, sei der Unglückliche plötzlich in den Brunnen gestürzt, ohne daß Sie eine Ahnung davon gehabt. Sie wollen noch heute nicht wissen, wie es geschehen sei; Sie seien es erst gewahr geworden, als Sie unten in dem Brunnen das Fallen gehört, als Sie den jungen Mann in dem Thurme nicht mehr gefunden hätten. So sind Ihre Angaben, weiter wollen Sie nichts auszusagen haben."

Der Amtshauptmann machte eine Pause. Er sah sie mit einem Blicke an, der sie fragte, ob er ihre Angabe richtig wiederholt habe.

„So habe ich gesagt," antwortete sie den Blick, „und weiter kann ich Ihnen nichts sagen. Sie haben in Allem die Wahrheit von mir vernommen."

„Aber nur die halbe Wahrheit. Sie haben noch Vieles, Sie haben die wesentlichsten Thatumstände zurückbehalten."

„Ja, Herr Amtshauptmann," sagte sie ruhig und ehrlich und bedeutmüthig das schwache bleiche Mädchen. „Ja, so ist es. Aber was ich Ihnen nicht gesagt, was ich zurückbehalten habe, kann ich Ihnen nicht sagen und werde ich nimmer Ihnen sagen. Mein Herz und mein Gewissen gebieten mir das."

Und nun mochte der Inquirent ihr wiederholen, was er ihr schon früher vorgehalten, daß sie nicht die Veranlassung angegeben, die sie in den Thurm geführt, nicht den Grund, weßhalb der Gefährte ihr nachgegangen, nicht den Gegenstand ihres Wortwechsels mit ihm, nicht warum und wie dem Wortwechsel der thätliche Streit gefolgt sei.

„Ich darf und werde Ihnen nicht darauf antworten," war auf Alles ihre Erwiederung.

Er entgegnete ihr: „Sie halten zu Ihrem eigenen Nachtheile mit der Wahrheit zurück. Man muß daraus nothwendig den Schluß ziehen, daß in dem, was Sie verschweigen, Ihre eigentliche Schuld liegt. Sie stellen das Ereigniß als ein Unglück dar. Bis Sie die ganze Wahrheit sagen, muß man an ein Verbrechen denken. Was ohne Ihren Willen geschehen sein soll, muß man als aus Ihrer Absicht hervorgegangen annehmen. Sie machen sich selbst zur Mörderin!"

„Ich kann nicht anders!" Dabei blieb sie.

Er mußte zu der Verhaftung seiner neuen Ermittelungen schreiten.

„Sie waren schon vor mehreren Jahren öfters in dem Franziskanerthurm, heimlich, in später Abendzeit!"

„Ich habe keine Antwort darauf."

„Sie hatten dort heimliche Zusammenkünfte!"

„Ich kann Ihnen nicht darauf antworten."

„Ich werde Ihnen die Zeugen vorstellen, von denen Sie gesehen waren."

„Ich werde den Zeugen dasselbe erwidern, was ich heute Ihnen sage."

„Sie hatten Ihre Zusammenkünfte mit einem Mann."

„Ich kann Ihnen nur dieselbe Antwort geben."

Den Namen des Mannes durfte der Beamte ihr nicht nennen. Es wäre eine unerlaubte sogenannte Suggestion gewesen. Auch die Zeugen hatten ihn nicht genannt, sie hatten nur Vermuthungen aufgestrochen.

„Sie hatten eine heimliche Verbindung mit einem jungen Mann," mußte der Inquirent fortfahren.

Sie erwiederte ihm, sie werde nicht darauf antworten.

„Sie haben mit dem jungen Mann heimlich korrespondirt!"

Sie erwiederte ihm dasselbe.

„Der Postmeister hat über die Korrespondenz Auskunft gegeben, eidlich; er wußte den Namen des jungen Mannes nennen."

„Herr Amtshauptmann, und wenn auch Sie mir den Namen nennen, Sie werden keine anderen Worte von mir hören, als die ich Ihnen nun schon so oft habe wiederholen müssen."

Sie sprach so ruhig. Nicht die leiseste Röthe zeigte sich in ihrem schneeweißen Gesichte; keine Fiber ihres Körpers zuckte.

Der Amtshauptmann mußte das Verhör abbrechen.

Sie war erschöpft auf den Tod.

Sie mußte zu ihrem Gesängnisse mehr getragen, als geführt werden.

Sophie Schröder saß in dem Stübchen der Mutter, vor dem Nähetische der gelähmten Frau. Die Mutter war glücklich; von den Ereignissen, die das Städtchen erschüttertern, hatte sie nur eine allgemeine Kunde erhalten, von der sie weniger ergriffen wurde, da die betheiligten Personen, die ihr dabei genannt wurden, ihr gar nicht oder nur dem Namen nach bekannt waren. Daß auch ihr Sohn darin verwickelt sein könne, wie konnte sie davon nur eine Ahnung haben? Ihre Gedanken waren nur bei der Verbindung des Sohnes mit der braven, schönen, ihr so sinnlich ergebenen vornehmen Tochter des Amtshauptmanns, bei der bald bevorstehenden Hochzeit. Um so unglücklicher unter dem schwersten Herzensdrucke war die Tochter. Sie litt um so mehr, da sie der Mutter keine Angst, keinen Schmerz zeigen durfte, nur in die glücklichen Träume und heiteren Bilder der Kranken eingehen mußte.

„Auf der Hochzeit selbst kann ich nicht sein," sagte die alte Frau, „Ludowika meinte zwar, ich könne mich in einer eigens für mich eingerichteten Sänfte hintragen lassen. Aber- mein gelähmter Körper ist kein Anblick für eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft. Dagegen hat sie mir versprochen müssen, gleich nach der Trauung mit Rudolph hierher zu mir zu kommen, um meinen Segen zu empfangen, und am Nachmittage, wenn sie ihre Hochzeitsreise antreten, nochmals bei mir zu sein, und hier vor meinem Fenster in den Reisewagen zu steigen. Wie freue ich mich darauf!"

Wie die Frau noch die letzten Worte sprach, sah Sophie, die am Fenster saß, auf das Haus einen Mann zuschreiten, dessen Anblick sie mit Entsetzen erfüllte.

Es war der Amtsvogt.

Sie hatte ihn seit acht Tagen täglich erwartet, unter Zittern und Zagen, wie man dem unvermeidlichen Unglück entgegensieht.

Seit drei Tagen hatte man von der Untersuchung gegen Wilhelmine Hansen nichts vernommen. Der Amtshauptmann, hieß es, sammle gerichtliche Beweise neue Beweisstücke, und er müsse, gerade weil er so besonders heimlich verfahre, wichtige Ermittelungen gemacht haben oder ihnen auf der Spur sein. Das Städtchen war in großer Spannung.

„Er will mich vorladen!" sagte sich Sophie, als sie den Amtsdiener sah. „Auch ich soll jetzt als Zeugin vernommen werden! Endlich ist der furchtbare Augenblick da."

Sie wußte sich sassen.

„Der Nachbar Andreä kommt in's Haus!" sagte sie zu der Mutter. „Ich bin im Augenblick wieder hier."

Sie eerlieh das Stübchen.

Der Amtsvogt trat in den Hausflur, mit der vollen Würde des vorladenden Gerichtsdieners.

„Fräulein Sophie Schröder haben in Zeit einer Stunde auf dem Amte zu erscheinen und in dem Amtszimmer des Herrn Amtshauptmanns sich zu melden."

„Zu welchem Zwecke?" fragte doch schüchtern das Fräulein.

„Ist mir keine Ordre geworden, daß zu eröffnen. Unzweifelhaft aber zu einem Verhör."

Damit ging der würdige Diener der Gerechtigkeit.

Sophie mußte tief Athem holen.

„Da stehe ich in der entsetzlichsten Stunde, vor dem schwersten Augenblick meines Lebens! Es konnte nicht an mir vorübergehen. Es wäre Wahnsinn, es wäre eine Sünde, ein Verbrechen gewesen, wenn ich den gerechten Gott darum hätte bitten wollen. Die Schwester, die eigene Schwester soll zur Rechtfertigung ihres Bruders werden, ihn vielleicht auf das Schaffot bringen! Ohne mich wissen sie fast nichts. Ich erst kann ihnen sagen, wie der Unglückliche das Mädchen liebte; wie er die geheimen Zusammenkünfte in dem Thurme mit ihr hatte; wie er sie dann verließ, vergaß; wie sie noch immer nicht von ihm lassen konnte; wie er wieder kam; wie er an dem Abend seiner Rückkehr erst nach Mitternacht das Haus wieder betrat, und vor elf Uhr hatte er schon das Amthaus verlassen — und wie ich ihn verhört habe, einen Mörder gleich, und wie ich ihn sagen mußte, so konnte er nicht von der Braut, er konnte von einer Leiche! — Ist das nicht seine volle Ueberführung? Muß ihn darauf nicht jeder Richter verurtheilen? Auf mein, auf der eigenen Schwester Zeugniß? Kann ich es denn abgeben? Muß ich nicht? Stehe Gott mir bei; ich kann mein Gewissen nicht mit einem Meineid belasten! — Und die Mutter! Meine arme Mutter! Was sage ich ihr? O, könnte ich sterben!"

Sie mußte zu der Mutter zurückkehren.

Es war Nachmittags.

Die Mutter schlief um diese Zeit eine Stunde. Sophie machte unterdeß einen Spaziergang.

Digitized by Google

„Du wirst Deinen Schlaf halten, Mutter," sagte Sophie. „Erlaubst Du mir meinen Spaziergang?"

„Gewiß, mein Kind. Aber gingst Du wohl zum Amthaus? Ludowila war heute nicht hier, und gestern sand ich sie so still. Es wird ihr doch nichts fehlen? Erkundige Dich nach ihr.

Sophie versprach es.

Sie trat den schwersten Gang ihres Lebens an.

Vor dem Gerichtslokal des Amthauses wartete der Amtsvogt auf sie, der sie bestellt hatte.

Er führte sie sofort in das Arbeitszimmer des Amtshauptmanns.

Der Herr v. Haldrung war allein darin. Er war verlegen; er begann mit einer Entschuldigung.

„Ich mußte Sie durch den Amtsvogt zitiren lassen. Ich durfte in einer richterlichen Angelegenheit auch bei einer mir so nahe stehenden, und von mir so sehr verehrten Dame keine Ausnahme machen."

Sie habe es nicht beanspruchi und nicht beanspruchen können, erwiederte ihm die Gefängliste.

„Ich werde Sie," fuhr der Beamte fort, „zu der Gefangenen Wilhelmine Hansen führen. Sie befindet sich in einem Krankenzimmer. Sie ist sehr schwach. Ihr Zustand hat sich seit zwei Tagen plötzlich und sehr verschlimmert."

Und in Gegenwart der Kranken, die vielleicht dem Tode nahe ist, soll ich meine Mittheilungen machen! Um auch sie noch zu einem Bekenntnisse, zu einer Anklage gegen meinen Bruder zu veranlassen! Sie hat ihn noch nicht genannt. Hätte sie es, würde man ihn nicht längst haben verhaften müssen?

Sie mußte sich das mit doppeltem Schmerze sagen.

Der Amtshauptmann führte sie zu Wilhelmine Hansen. Die Gefangene war nur mit einer Krankenwärterin da.

Sie schien sehr schwach zu sein.

Sie lebt keine zwei Tage mehr, mußte sich Sophie Schröder sagen.

Der Beamte entfernte die Wärterin.

Dann entfernte auch er sich.

„Sie haben," sagte er zu der Gefangenen, „gewünscht, mit Fräulein Schröder allein zu sprechen. Ich fand unter den vorhandenen Umständen keine Veranlassung, es Ihnen zu verjagen."

Ein Blick auf die Kranke, die keine zwei Tage mehr leben konnte, sprach aus, was er unter den vorhandenen Umständen verstehe.

Sophie Schröder und Wilhelmine Hansen waren allein.

Sie hatten sich früher wohl öfters gesehen, aber nur aus der Ferne; und nur jene wenigen Worte hatten sie mit einander gewechselt, die Sophie ihrem Bruder überbrachte.

Sophie hatte vor jenen Worten nur Widerwillen gegen die Seilerstochter gehegt, die ihrem Stande, ihrer Bildung, ihrer Lebensweise nach wie die Frau ihres Bruders werden konnte, von der sie zudem nur wie von einer gewöhnlichen Kokette, die den jungen Buchen die Köpfe verdreht, hatte sprechen hören. Dieser Widerwille hatte sich auch später unwillkürlich in das Bedauern für das arme Mädchen gemischt, das ihr Bruder verlassen hatte. Er hatte sich verstackt seit dem Verschwinden des Seilergesellen Florian Wittmann, seit dem Bekanntwerden des stattgehabten Verbrechens; Wilhelmine Hansen war jedenfalls die Veranlassung dieses Verbrechens, und war der Bruder Theilnehmer, so war er es nur durch sie.

Da war Wilhelmine Hansen an dem spaten Abende vor ihrer Verhaftung zu ihr gekommen und hatte zu ihr gesagt: Nie werde ich Ihren Bruder verrathen; ich werde sterben, ehe ich seinen Namen nenne! Und die Untersuchung dauerte jetzt schon mehrere Wochen lang und gegen Rudolph Schröder war noch nichts geschehen! Die Unglückliche hatte ihr Wort gehalten.

Sie hat ein edles Herz! mußte Sophie sich sagen.

Sie war allein mit der Unglücklichen.

Zu welchem Zwecke hatte der Amtshauptmann sie allein mit ihr gelassen? Sie fragte es sich vergebens.

Sie sollte es bald erfahren.

„Ich mußte Sie sprechen, Fräulein," sagte die Kranke. „Ich habe eine Bitte an Sie für Ihren Bruder. Sie erfüllen sie mir?"

„Sprechen Sie sie aus."

„Ich fühle meinen nahen Tod. Ich lebe nicht mehr, wenn er von Ihnen erfahren kann, um was ich Sie bitten wollte. Sagen Sie ihm, daß ich ihn immer geliebt habe, und daß ich mit meinem Herzen voll Liebe ihm Alles verzeihe, Alles, und daß ich ihm meinen Segen gebe zu seiner neuen Verbindung. Sagen Sie ihm das. Darum ließ ich Sie zu mir bitten."

Sophie Schröder saß in bittern Thränen.

„Noch Eins," fuhr die Kranke fort. „An dem Unglücke jenes Abends in dem Franziskanerthurm trägt Ihr Bruder keine Schuld. Alle Schuld trifft nur mich. Ich wollte Rudolph noch einmal sprechen. Als ich ihn dann sah, war ich in großer Aufregung, und ich wußte selbst nicht, was ich ihm sagen wollte. Klar hatte ich es auch wohl vorher nicht gewußt. Aber Ein Gefühl war immer in meinem Herzen vorherrschend; ich liebte ihn, ich hatte seinen Haß gegen ihn, und das wollte ich ihm auch damals sagen, und dazu meine Verzeihung und meinen Segen, wie Sie es ihm jetzt überbringen werden."

Sophie Schröder mußte sich wieder sagen: Welch' ein edles Herz hat dieses Seilermädchen, die ich so tief unter meinen Bruder stellte!

Sie fragte die Arme nicht einmal nach der unglücklichen That. Daß Wilhelmine Hansen seine Verbrecherin war, davon war sie überzeugt, auch ohne ein Wort der Versicherung der Kranken.

Sie dankte ihr; sie tröstete sie.

„Wie schön wird Ihre Todesstunde sein!" sagte sie.

„Hatte ich Sie früher gekannt!" hatte sie auch noch auf den Lippen. Sie sprach es nicht aus.

Keine Hoffnung kann, kein Bedauern darf mehr in ihre Seele treten! sagte sie sich.

Am dritten Tage nachher war Wilhelmine Hansen todt. Mit ihrem Tode war die Untersuchung zu Ende.

Sophie Schröder trug Blumen auf ihr Grab.

Der alte Hansen verkaufte seine Seilerei, und ging in seine Heimat am Rhein zurück. Er hatte in der Fremde kein Glück gehabt.

Zu Weihnachten wurde in dem Amthause seine Hochzeit gefeiert. Der Amtshauptmann v. Haldrung wollte es nicht. Sie sollte erst nach Ostern sein, bestimmte er, ohne einen Grund anzugeben, mit desto größerem Eigensinn.

Als dann in der Woche nach Ostern die Hochzeit gefeiert wurde, sah man ihn häufig finster und in Nachdenken. Er limpfte mit einem Entschluß, den er zuletzt doch nicht zur Ausführung brachte.

Wollte er dem Schwiegersohn Mittheilungen aus der Untersuchung gegen Wilhelmine Hansen machen?

Der Bräutigam vermochte es, heiter zu sein oder zu scheinen an seinem Hochzeitstage; die Braut, die von nichts wußte, war glücklich.

Auch die alte Frau Schröder war es. Auch sie hatte ja nichts erfahren. Sie sah die Braut in ihrem Brautstaate; nachher nahmen die jungen Eheleute zuletzt von ihr Abschied, und setzten sich unter ihrem Fenster in den Reisewagen, der nach einer längeren Hochzeitsreise sie zu der neuen Heimat bringen sollte.

Unsere Erzählung wäre hiermit zu Ende. Wir haben indeß noch wenige Worte beizufügen.

Rudolph Schröder und Ludowika v. Haldrung blieben immer ein glückliches Paar. Die Frau belebte ihren Mann an, der in seiner amtlichen Laufbahn rasch von Stufe zu Stufe stieg, und ganz die „glänzende Carrière" machte, die ihm prophezeit war. Er liebte die brave Frau aufrichtig und wechselte nicht wieder in seiner Neigung. War es die Liebe zu ihr oder das amtliche Bewußtsein, was den Leichtsinn in ihm wohl mehr zurückgedrängt, als völlig vernichtet hatte? Am meisten war es vielleicht der feste Charakter der Frau, der bei aller ihrer Liebenswürdigkeit so ruhig und sicher in ihr sich entwickelte.

Problematische Existenzen.

Eine new-yorker Fedrzeichnung.

Von **W. Winkler.**

Große Städte wie London, Paris und New-York sind soziale Magnetnadeln, welche sehr verschiedenartige Elemente an sich ziehen. Es sind das nicht immer Elemente, welche arbeiten und ihr Brod verdienen wollen, sondern oft leichte und leichtsinnige Stoffe, die da hoffen, von dem Pluthe der großen Stadt getragen zu werden. Manchen geht es nach Wunsch, Viele aber gehen unrettbar unter. Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung hat man hier alle Tage, denn nirgends gibt es mehr „räthselhafte Existenzen", als in New-York.

Wenn man in New-York längere Zeit gewesen ist, also nicht mehr von dem Gesammteindruck der gewaltigen Stadt allzusehr beherrscht wird, so kann man sich mit ihren Einzelnheiten beschäftigen, und es wird Beobachtern auffällig sein, wie viel augenscheinlich arbeitsloses Gesindel sich in den Straßen der „Empire City" herumtreibt. Man findet davon an allen Ecken, und wenn die Kleidung dieser Herren vom Stege auch nicht immer so besetzt ist, daß man sofort ihr Gewerbe — das des Nichtsthuns — erkennt, so beweist ihre nachlässige Stellung und das ganze Ensemble dieser Faulheitsmenschen doch zur Genüge, weß Geistes Kinder sie sind.

Solche Menschen findet man wie gesagt an allen Straßenecken, vor allen Schnapsbudiken, auf allen Trottoirs, ihr Hauptquartier aber ist die Bowery, jene breite, lebendige Geschäftsstraße, welche der zweite Broadway New-Yorks ist.

Digitized by Google

Auf dieser Straße bildete sich das gefährliche „Korps der Rache“, welches man in der amerikanischen Kunstsprache „Bowery Boys“, d. h. „Jungen von der Bowery“, nennt, und welche der Schrecken aller ruhigen, friedliebenden Bürger waren, so lange man denken kann. Unter diesen Kampfbahnen gibt es fast nichts, als „problematische Existenzen“, denn nur Geschäftslosigkeit und Arbeitsscheu konnten hier die jungen Elemente der ganzen Stadt vereinigen, und zu diesen „soldats du desespoir“ gehörte Alles, was sich in der ganzen Stadt von den harmlosen Gewerben des Taschenaushaubens, Falschmünzens, Schwindelns, Stehlens, Falschschwörens u. s. w. ernährte.

Die „Bowery Boys“ waren die verrufensten Rowdies, Loafers und Runners New-Yorks und nahmen so schreckenserregend überhand, daß dieselben anfingen, eine Macht im Staate zu bilden. Politische Schurken wußten dieselben zu Wahlagitationen zu verwenden, und mancher ehrliche Bürger, der sich von ihnen nicht beherrschen lassen, sondern nach seiner besten Ueberzeugung stimmen wollte, wurde am Wahltage von den Bowery Boys niedergeschlagen.

Da kam der Krieg und mit ihm hohe Handgelder für Freiwillige. — Die Bowery Boys waren mit unter den Ersten, die zu den Fahnen eilten, nicht weil sie die Sklavenhalter hassten und den Neger emanzipiren lassen wollten, nicht aus Vaterlandsliebe und Lust zur Uniform, sondern weil sie sich ein sorgloses Leben, Beute, Beförderung ihrer Mordsucht und ähnliche Dinge versprachen, auftreiben zu können mit Handgeld.

Die Regimenter schossen wie Pilze aus dem Boden, und nicht selten standen an ihrer Spitze Leute, die sich als Raufbolde oder Preisboxer berüchtigt gemacht hatten. Dieser saubere Auswurf New-Yorks zog, nachdem er noch allerlei Exzesse verübt hatte, in's Feld, und hier stellte sich bald heraus, was er werth war. Feige vor dem Feinde, verfiel er im Lager in offenen Meuterei, militärische Ehre, Kameradschaft, Disziplin war ihm nicht beizubringen, und es wurde kriegspolizeiliche Nothwendigkeit, sich dieser in der Wolle gefärbten Schurken um jeden Preis zu entledigen. Man setzte deßhalb diese Regimenter aus, wo man konnte, und dezimirte sie schließlich mit Gottes Hülfe. Trotzdem genügte der kleine, noch zurückbleibende Kern vollkommen, um die neuen Rekruten total zu verderben. Es ist zynmal in der letzten Kriegsgeschichte vorgekommen, daß die für Norden und Sklavenemanzipation kämpfenden new-yorker Schurken-Regimenter sich bei Negerrazzias betheiligten, oder entwaffnet werden mußten, weil sie in offene Meuterei ausgebrochen waren.

Der Krieg hat einer halben Million Menschen das Leben gekostet, wenn aber darunter nur 5000 „Bowery Boys“, oder Gesinnungsgenossen derselben, gewesen sind, so war dieser Krieg, ganz allein von diesem Standpunkte betrachtet, für Amerika ein Gottessegen.

Der Krieg ist es auch gewesen, welcher Licht über einige „problematische Existenzen“ New-Yorks verbreitet hat. Als nämlich der große Lincoln die Aushebung anordnete, um der Riesenrebellion des Südens den letzten Stoß zu versetzen, wurden in New-Port die Listen der Militärpflichtigen aufgemacht. Die Beamten des Provostmarschalls stiegen in die tiefsten Kellerwohnungen hinab und in die höchsten Dachkammern hinauf — diese Männer waren es, welche in ihren Listen sonderbare Namen nannten und noch sonderbarere Beschäftigungen aufführten.

Da hörte man von Wahrsagern und Hellsehern; von Leuten, die sechs Monat im Jahre schliefen; von Gelegenheitsdichtern und Visitenkartenschreibern; von Patentmedizinern und Wunderdoktoren; von Urfindern ganz ungebräuchlicher Dinge; von Predigern in der Wüste und Traktatverbreitern; von Beschützern alter Damen und väterlichen Freunden junger Mädchen; von Geheimräthen ohne Titel und Advokaten ohne Berechtigung; von Privatgeheimpolizisten, Seiltänzern, Taschenspielern, Affenkomödianten u. s. w. Alle diese Leute, oder doch der größere Theil von ihnen, konnten keinen ehrlichen Gewerb nachweisen, konnten nicht angeben, wie sie sich ernähren, es waren „problematische Existenzen“, die man ans sogen hätte in die Uniformen stecken sollen, aber man that es nicht, denn in New-Port wird Niemand gefragt, wie er lebt und wovon er lebt; daß er lebendig dasteht, muß der Polizei genügen.

Die meisten der erwähnten Menschen treiben ihre sonderbaren Gewerbe nur den Namen nach, und benutzten damit ihre verdutzten Gäste; sie sind kleine oder große Verbindungsglieder in der Kette von Verbrechern, welche die new-yorker Welt durchzieht.

Man sieht hier Leute, die nachweislich große Ausgaben haben, Luxus treibe und sich nicht einmal den Anschein von Thätigkeit geben. Reich sind sie nicht, denn man kennt hier die reichen Leute; was also treiben, wovon leben sie?

Es mag sein, daß Dieser oder Jener von ihnen der gut bezahlten Bunbes- oder Metropolitan-Geheimpolizei angehört, es mag sein, daß Einer oder der Andere mit Glück spekulirt, aber die Mehrzahl gehört zu den Glücksrittern, zu den „problematischen Existenzen“. Es ist gleichgültig, ob die Leute falsch spielen, ob sie Mitglieder einer größeren Gaunerbande oder Schwindelgenossen sind, ob sie mit Brillantringen und Diamantnadelnadeln gehen, sie sind auch nicht mehr werth, als der zerlumpte Bummler an dem Hafen von New-York, der auf die Raubthat eines gelben Einwandrers spekulirt.

Der Unterschied zwischen beiden ist der zwischen Gauneraristokratie und Spitzbubenpöbel, die ersteren ist aber immer gefährlicher.

Ich kannte einen Menschen — leider einen Deutschen — der immer in der Bowery und ihren Bierlokalen herumflanirte, Liebschaften mit Schauspielerinnen unterhielt, Geld mit vollen Händen ausgab, sein in Kleidern war und sich je nach Bedürfniß Doktor oder Obrist, Meyer oder Schulz nannte. Dieser gute Mann war so lange eine räthselhafte Existenz für mich, bis ich sein Gewerbe entdeckte — er handelte mit Menschenfleisch. War im Castlegarden ein Auswandererschiff angelegt, so begann seine Thätigkeit. Er überredete arme Narren, Soldat zu werden, beschwindelte sie um die Hälfte ihres Handgeldes, machte ihnen dann den Vorschlag, ihnen gegen eine gewisse Summe zum Desertiren zu verhelfen, steckte, wenn sie darauf eingingen, das Geld in die Tasche und ließ die Unglücklichen, wegen der und jener verdächtiger Redensarten, in Eisen legen.

Das sogenannte „bounty jumpen“, d. h. das Desertiren nach empfangenem Handgelde, war zu Kriegszeiten überhaupt sehr en vogue und die Liebhabereschäftigung vieler „problematischen Existenzen“. Dieser gemeine Industriezweig war es unter anderen, welcher die nördliche Armee in den Augen des weit opferfreudigeren Südens so herabsetzte, und der Refrain eines Rebellenspottliedes heißt deßhalb auch:

„And he never jump'd the bounty any more.“

Jeder in Amerika frisch Einwandernde wird anfänglich mehr oder minder in die Kategorie der „problematischen Existenzen“ zu stellen sein, denn augenscheinlicher Erklärungen finden sich sehr schwer und die geringen Geldmittel, welche man vielleicht zur Verfügung hat, sind bald verzehrt. Man sucht nun Arbeit à tout prix, und hat man endlich etwas gefunden, gleichviel ob es Tabakreippen, Dichtjieben, Austausen oder Papparbeiten machen heißt, so ist man sich erst recht eine „problematische Existenz“, denn es ist in der That ein Mißbrauch, wie man sein Dasein mit vier Dollars Wochenlohn fristen soll, wenn man sie fünf Dollars Hunger hat.

Ich könnte von solchen „räthselhaften Existenzen“ viele Beispiele anführen, aber ich will Ihnen lieber erzählen, wie es mir selbst ging und wie ich, unter Umständen, wenigstens meiner eventuell besseren Qualitäten, Chorist wurde.

Als ich in New-York an's Land trat, hatte ich einen Napoleonsd'or in der Tasche, der gerade genügte, um in einem Boardinghause sechzehn Mangos à 6½ mit Logis für eine Woche voraus zu bezahlen.

Die Woche Frist benutzte ich, um an einen Jugendfreund in Milwaukee zu schreiben, der mir eine freundliche Einladung zum Besuch und das Reisegeld schickte. Ich reiste nach Milwaukee, lehrte aber von dort wieder nach New-York zurück, da ich meines Friedrich's Gastfreundschaft nicht allzulange mißbrauchen wollte.

Jetzt hieß es Geld verdienen.

Ich schrieb eine Posse: „Andianer wider Willen“, aber Niemand wollte sie aufführen. Ich machte Verse und kritisirte Schauspieler, man drückte die Sachen, aber von Honorar war keine Rede. Ich korrespondirte für Zeitungen in Deutschland, aber die kleinen Summen, welche vierteljährlich über's Meer kamen, glichen einem Wassertropfen auf einem heißen Steine. — Ich war eine „problematische Existenz“ geworden.

Nun versuchte ich eine bescheidene Stellung zu bekommen. — Wo bin ich nicht überall hingelaufen! Dem Einen kam ich zu spät, dem Andern zu früh; Diesem war ich zu fein gekleidet, Jenem zu alt, einen Dritten zu jung. Hier sprach ich mich Englisch genug, dort verlangte man Künste, die ich nie getrieben hatte, genug, es war nichts.

Was war zu thun?

Frau Marie Peloſi, eine der berühmtesten amerikanischen Schauspielerinnen und die Stiefschwester meines Jugendfreundes, übernahm es, mich als Choristen zu empfehlen. Chorist ohne einen Ton in der Kehle! Tu l'a voulu.

Der Tag der Probe kam, ich sang zum Gotterbarmen und Musikdirektor Herwegh machte ein Gesicht, als ob ihm Jemand die Ohren zerrisse, ich aber war zu gut empfohlen, um abgewiesen zu werden, und wurde, als überzähliges Chormitglied, d. h. als Statist, mit 16 Dollars Gage monatlich engagirt.

Sechzehn Dollars monatlich in New-York! Jetzt war ich erst recht „problematische Existenz“.

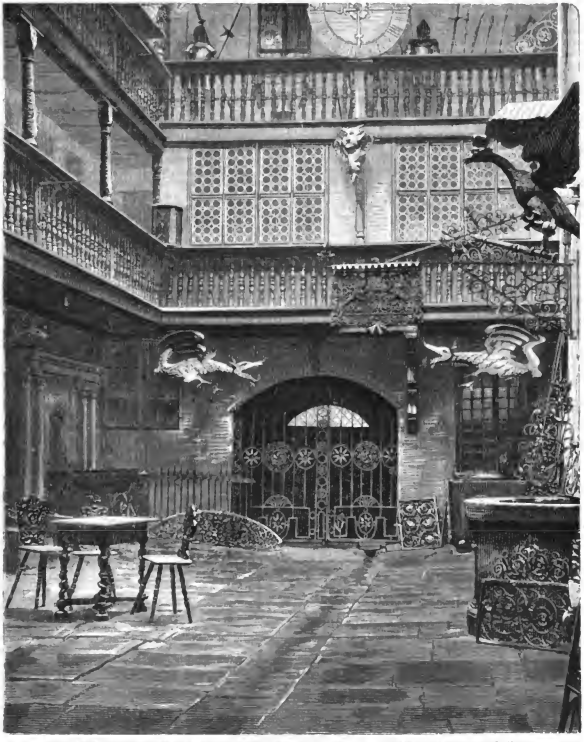
Um die Existenz überhaupt möglich zu machen, zog ich mit drei meiner neuen Kollegen, die gleichzeitig Altersgenossen waren, zusammen. Von diesen Herren war einer seines Zeichens Studiosus, der sich sans adieu aus Deutschland empfohlen hatte, weil er Senior einer nicht geheim gehaltenen politischen Verbindung war; der Zweite war Gr-Apotheker, sentimentaler Dichter und Cigarrenmacher, der Dritte Goldschmied. Alle Drei

Digitized by Google

hatten die Eigenſchaft, ſtark zu rauchen, und das war einigermaßen ein Glück, denn das Feuer ihrer Cigarren war im bitterkalten Winter oft das einzige, welches wir im Zimmer hatten.

Trotzdem waren wir luſtig und guter Dinge; wer iſt das überhaupt mit vierundzwanzig Jahren nicht! und die Andern waren ſämmtlich noch jünger.

Wir bewohnten einen großen Raum, den wir unſern Muſenſtall nannten, nebſt Alkoven. Jeder hatte ſeine Woche, um Alles in Ordnung



Der Hof des Pfeiffer'ſchen Hauſes in Nürnberg. Nach einer Photographie im Verlage von J. Baſſermann in Heidelberg. (S. 402.)

zu halten, aber es ſah nichtsdeſtoweniger immer genial unordentlich aus. Da lagen Pfeifen und Rapiere, Bücher und Manuſcripte, Cigarren und Goldſchmiedewerkzeuge, Kleidungsſtücke und Kohleneimer, Zeichnungen und Landkarten freundſchaftlich neben- und übereinander, als ob ſich das ganz von ſelbſt verſtände. Der Student hatte dazu den ſchönſten Kommunismus eingeführt und wir waren ein Herz und ein Geldbeutel, ein Rock und eine Seele.

Auf dieſe Art kam es denn, daß wir gewöhnlich Alle nichts hatten,

Digitized by Google

denn Einer ständige immer auf die Rechnung des Andern. Besaßen wir anfänglich Jeder wenigstens noch zwei traghare Röcke, so hatten wir bald gar keinen mehr, denn der Student verkaufte nicht nur seine Sachen, sondern in Gedanken auch nicht selten die unserigen.

Es war sehr tragi-komisch, wenn wir so beisammen saßen. Der Exapotheker dechte Cigarren und „bemutterte“ uns, denn da wir öfter von nichts weiter lebten, als vom Rauchen seiner „Infamias“, so betrachtete er sich gleichsam als Hofbwebel, als Mutter des Regiments. Kam ihm plötzlich ein poetischer Gedanke, so warf er seine „grünenberger Eichorien“ bei Seite und eilte zur Bücher, worauf ihn der Student mit einem ausdrangirten Theaterreichenkamp detorirte. „Titterte“ dann eine volkstümliche Weise durch das Zimmer, so fielen wir donnernd ein, und mir gelang es regelmäßig, den Chor umzuwerfen. Bei diesen Kehlübungen lief der Student wie besessen im Zimmer herum und gestikulirte mit Händen und Füßen, denn er hatte am Abend einen Kellner oder Hausknecht zu spielen, der so im hohen Pathos zu sagen hatte: „Herr Schulze ein Brief!“ oder „Woas d'hebln Eur Gnedn?“ Um in diese vier Worte den gehörigen Geist zu legen, studirte Z. die tollsten Stellungen und wir waren nicht selten in Gefahr, durch die im Zimmer herumfahrende deutsche Studentenperücke die Augen zu verlieren.

Der Goldschmied saß dagegen grundsätzlich beim Liebesbriefschreiben. Er war eine jener verliebten Naturen, die immer in „colofarbenen Liebesseufzern schwimmen, die ganze Kästen voll Blumen, Photographieen, Bänder und getockeckter Küsse anschwahren, ohne je die praktische Ehe zu betommen, welche unsere preußischen „Zündnadler“ mit der Liebe verbinden, ohne je einer drallen Köchin „für ein Töpfen Schmalz und neuen Silberzeichen“ den Hof zu machen. Ich selbst hatt dagegen beim Cigarrenmachen, oder schrieb Annoncenpositzen, vielleicht auch Rollen, denn mich mit einer höheren Literatur zu beschäftigen, ohne Aussicht auf Honorar, dazu hatte mich Amerika schon zu praktisch gemacht.

Dieses lustige, aber hungrige Dasein wäre vielleicht ein ganz angenehmes gewesen, wenn mich nicht das Gefühl, doch allzusehr „problematische Existenz“ zu sein, bedrückt hätte. Aufrechen welche Position! Ich fand da wie eine Eule unter Spatzen, soweit sich das auf's Theater bezieht. Man fürchtete und haßte mich, weil ich bei der Presse akkreditirt war, und glaubte doch ein Recht zu haben, mich über die Achsel anzusehen, weil ich kleine, unbedeutende Rollen spielte. Ich finde in meinem Tagebuche einige darauf bezügliche Stellen und will dieselben, um das Bild vollständiger zu machen, hierhersetzen.

Ich schrieb damals:

1.

„Bete nicht, daß Gott Dir schenke
Eine Schaar von guten Freunden,
Bitte lieber, daß er sgnend
Dich behütet vor solchen Feinden.
Feinde sind das Salz des Lebens,
Freundschaftsbrupp schmäckt den Magen,
Soviel Glück und soviel Freundschaft
Sind am schwersten zu ertragen.

2.

Ob sie sich den Kopf zerbrechen,
Was ich bin und wo ich weime,
Ob sie mich zur Thüre werfen,
Oder auch zu einer Treppe,
Daran kann dem Geistesstriker
Doch am Ende wenig liegen,
Fragt man denn die Radetzkaken
Nach dem Ort, wohin sie fliegen?“

Zum Schluß eine Episode aus diesen tollen Tagen.

Ein sehr mittelmäßiger Komiker, dessen Namen ich nicht unsterblich machen will, besaß die Frechheit, in einem Coupletvereie die sehr achtbare und sehr beliebte Schauspielerin Petosi zu beleidigen, was um so gemeiner war, als sich die Mann als Bundesoffizier im Felde bewährt und die Dame somit ohne jeden Schutz dastand.

Abgesehen von meiner Freundschaft für den Stiefbruder der Frau Petosi und der schuldigen Dankbarkeit für ihre Gastfreiung, fühlte ich mich verpflichtet, die Dame in Schutz zu nehmen, und theilte den Studentameraden meine Absicht mit.

„Gut gesprochen, Ritter ohne Furcht und Tadel,“ rief der Student, „wir werden den sächsischen Knoten zerhauen, als ob es der gordische wäre.“

„Wie?! Ich denke allein mit ihm fertig zu werden!“

„A bah, wir sind Kommunisten, wir haben Alles gemeinschaftlich, Geld und Röcke, Haß und Fäuste. Wie geben ihm Jeder drei wohlgezählte Ohrfeigen auf Abschlag, und die Rechnung ist elegant ausgeglichen!“

„Ich möchte ihn lieber von der Klinge nehmen!“ scheie der Cigarrenmacher und schnitt wüthend die Enden von seinen „Freundschaftsstrengeln“.

„Warum nicht gar vor die Kanone, „Bühsale“ — wer wird sein edles Eisen mit der Narrenpritsche kreuzen!“

„Er muß in corpore gehauen werden,“ bestätigte der Goldschmied, „und ich werde bei dem Geschäft Glacés tragen.“

Die Sache war beschlossen, und einen schönen Abends erfuchten wir den Komiker um eine Cuittung über zwölf wohlgezählte Ohrfeigen.

Die Folge davon war, daß wir am andern Tage arretirt und unter 1200 Dollars Bürgschaft gestellt wurden.

Die Vorschaft leistete unser Hausvirth und wir gingen noch denselben Abend fleißig in's Theater, um den Komiker auszupfeifen; derselbe war aber nicht erschienen, weil seine blauen Augen nicht repräsentationsfähig waren.

Unser Termin kam, wir warfen uns sämmtlich in Frack und Glacéhandschuhe, die der Student anstrich, und ruinirten unsere Gesellschaftskasse dadurch, daß wir uns, wie zum Souper beim Minister, die Haare brennen ließen. So, jeden Zoll breit Gentlemen, gingen wir in die Tombo, wo uns eine gütige Fee einen Advokaten beschert hatte.

Uns gegenüber saß der Theaterdirektor, der Theateradvokat und der gepriegelte Komiker, der uns einen „zornblauen Augenblid“ zuwarf und dann in stumme Melancholie versank.

Der Richter fragte uns, was wir auf jene Anklage zu erwidern hätten, und wir gestanden lachend unsere Schuld. Nun folgte eine glänzende Rede unseres Advokaten, welche das ganze Auditorium lachen machte, denn Niemand sah ein großes Verbrechen in unserer Handlungsweise und ebensowenig der Richter, welcher uns je zu fünf Dollars Strafe verurtheilte.

In Ermanglung des Geldes wurden wir einige Stunden beigestedt und teamten, wie alle „problematische Existenzen“, das Innere der Tombs kennen, die entfernen sich dem verschlossenen Paradies bleiben.

Dieses Staats- und Stadtgefängniß ist im alteayptischen Styl erbaut und durchaus von soliden Granitquadern, so daß man für Ausbrecher benutzt das Dante'sche Wort: «Voi chi entrate lasciate ogni speranza» über die Thür setzen könnte, deren Gesimß mit den Flügeln des Todgetzes verziert ist.

Der Hof des Pickert'schen Hauses zu Nürnberg.

Von A. v. Eye.

(Mit 2. 404.)

„Urvätter-Hausrath dreie gestopft“, spottet vielleicht Mancher mit Goethe's Faust, der, den ersten Blick auf den im vorstehenden Holzschnitt abgebildeten Hof des bedeutenden nürnberger, vielleicht deutschen Alterthumshändlers werfend, noch ungewiß ist, ob er ihn und dem Labyrinth der verschiedenartigen zusammengestellten Dinge ungefährdet wird zurückziehen können. Und doch bildet dieser Hof nur einen vorläufigen Lagerplatz und den vom wirklichen Besucher kaum beachteten Vorraum für die zahlreichen Säle, Zimmer, Kammern, Gewölbe und Korridore, die im Vorderhause und hinter den auf unsere Abbildung sichtbaren langen Gallerieen sämmtlich mit Denkmälern alter Kunst und Kultur angefüllt sind. Wir sehen da alle Epochen der Geschichte und Uebergänge der Völker, alle Schichten der kirchlichen, staatlichen und bürgerlichen Gesellschaft, Krieg und Frieden vertreten, die größten Kostbarkeiten, welche einst den Glanz fürstlicher Paläste vermehren helfen, vereinigt mit dem unscheinbaren Geräth, das dem Bedürfnisse des armen Hüttenbewohners genugthun mußte. To hat die Hofdame ihr großblumigst Schleppkleid hergegeben, welches einst an den Festen Ludwig's XIV. das Auge der Kenner des neuesten Geschmacks auf sich zog; der reichsständische Rathsherr seinen breitkrämpigen Spitzhut von gestatteter Seide, unter welchem er vor angehender Sitzung sorgfältig erwog, ob dem nothwendig gewordenen neuen Amte einen Vorbehalten der Stadtschuldenrevision das Pedalat Blöße oder Deckehel zu verleihen sei. Sogar die mit Tannenzeil und räthselhaften Gold- und Silberfäligen geschmückte Waffenrüstung des Kaisers Theodor hat nach den wilden Jägen ihrer Herrn ihre Ruhe gefunden.

Aber verzichten wir von vornherein darauf, auch nur in Umrissen anzudeuten, was Alles hier vereinigt ist, um die Schaulust zu ergötzen, die Wißbegier zu befriedigen. Dem lustigen Auge, dem geschulten Sinne, welcher für die vielen hier aufgespeicherten Räthsel den Schlüssel mitbringt, werden all' diese Dinge Zeugen für eben so manche historische Wahrheiten und in der Entwicklung der menschlichen Bildung sich kundgebende Grundgesetze. Was aber würden wir zu hören bekommen, wenn einmal, in mitternächtiger Stunde, die Geister, die vor Jahrtausenden und Jahrhunderten mit diesen Ueberbleibseln ihres Wirkens verkehrten, sich wieder zu den liebgewonnenen Geräthen einfänden und in traulicher Unterhaltung einander mittheilten, was damals ihnen persönlich zu Lust und Leid

Digitized by Google

gereicht! Gewöhnlich von Vorstellungen dieser Art erregt und unter Anwandlung leisen Schauders wandelt der Laie zwischen den gehäuften Denkmalern der Vorzeit, und doch ist es keine zahlreich vertretene Klasse, welche vorzugsweise den in unserer Zeit mehr als je blühenden Antiquitätenhandel unterhält und auch das einträgliche Geschäft zu einem Schwung getrakt hat, dessen Erfolge selbst den Eingeweihten in Staunen setzen.

Wir bringen hier die Rede auf einen Gegenstand, den die für weitere Kreise bestimmte Presse noch nicht behandelt und der doch in unseren gelehrschaftlichen Zuständen als bestimmtes Zeichen der Zeit sich seit lange eingebürgert, die Liebhaberei und Sammelluft, welche, seitdem sie angefangen haben, mit Tausenden und Hunderttausenden zu agiren, sicher eine eingehendere Würdigung herausfordern.

Früher waren es die Musen und fürstlichen Sammlungen, an welche die Antiquare ihren Hauptabsatz fanden, indem sie einen bescheidenen pekuniären Gewinn mit dem nicht zu gering anzuschlagenden menschlichen verbanden, die Denkmäler des Alterthums und darunter manches werthvolle Kunstwerk aus den Winkeln und unbekannten Plätzen hervorzuziehen, deren Verborgenheit sie zwar bisher geschützt, aber endlich doch dem Untergange überliefert haben würde. Jetzt haben die öffentlichen Anstalten, mit Ausnahme der erst in jüngster Zeit eingerichteten Gewerbemuseen, welche, Mustersammlungen für die moderne Industrie anlegend, praktische Zwecke verfolgen und für nähre liegende Ergebnisse bedeutendere Summen aufwenden können, in den sammeladen Liebhabern Nebenbuhler gefunden, mit welchen sie schwer konkurriren, und die in diesen Bereich fallenden Gegenstände sind im Preise derart gestiegen, daß es sich allerdings fragt, ob sie im selben Maße der Wissenschaft noch Vorschub leisten und der Staat belegt ist, für an und für sich unbedeutende Dinge Summen auszugeben, die, auf anderem Gebiete verwandt, ungleich mehr Nutzen stiften können. — Wir wollen hier nicht reden von den Meisterwerken der älteren italienischen und niederländischen, den seltenen Perlen der deutschen Malerei, die auf den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Kunstversteigerungen zu Paris und London häufig Hundertausende ergeben, wollen es selbst begreiflich finden, wenn schon vor einigen Jahren auf der Brimmschen Auktion am letztgenannten Orte eine Radirung des Altmeisters Rembrandt mit 1800 Pfund Sterling bezahlt wurde. Wenn wir aber sehen, wie irdene Krüge, bemalte Steingutschüsseln, gläserne Trinkgefäße, Kasten, Schachteln und was sonst noch ebenfalls für hundert und tausend Thaler gekauft und so eifrig gesucht werden, daß die Nachfrage den Vorrath fast überflügelt, so ist es wohl Unrecht, wenn aus Gründe dieser durch die ganze Civilisation und über ihre Grenzen hinaus verbreiteten Erscheinung zu forschen.

Kehren wir auf unsern Hof zurück, ob wir vielleicht dort schon Anknüpfungspunkte für unsere Untersuchung finden! Uebergehen wir zunächst das vorherrschend daselbst ausgestellte Kriegsgeräth: die Harnischbleche, Kanonenmodelle, Gewehre, Armbrüste, Degen, Streitäxte, Tromm- und Feldflaschen u. l. w., welche, nebenbei bemerkt, in den Wandlungen, denen auch die Liebhaberei unterworfen ist, trotz der großen Erfolge der Waffen in neuerer Zeit bereits in den Hintergrund des Geschmacks getreten sind. Wir wollen selbst nicht von den umherstehenden kunstvollen Eisenarbeiten reden, deren zierliche Muster, mit wahrhaft schwungvoller Genialität erfunden und durchgeführt, Zeugniß ablegen vom hohen Stand des Gewerbes noch im 16. und 17. Jahrhundert, und allen Folgezeiten als nachahmungswürdige Vorbilder gelten können. Fassen wir als nächsten Gegenstand nur den in Mitte des Raumes stehenden Stuhl in's Auge: ein hartes Eichenbrett mit gespreizten Beinen und knapper Rückenlehne. Wie wenig entspricht er unsern Bedürfnissen und Gewohnheiten! Welche geringe Bequemlichkeit schufen sich die Leute, die vor zweihundert Jahren denselben in Gebrauch hatten! Und doch müssen sie mit Lust darauf gesessen sein, denn sie haben an das steife Möbel Kunst und Schmuck verwendet. Die Beine sind gedrechselt, die Lehne hunt geschnitzt, und nicht etwa fabrikmäßig, nach entlehnten Schablonen und Fassons, wie wir unsere Garnituren herzustellen pflegen, sondern nach eigenen Erfindung und aus freier Hand. Zwei ähnliche Stühle, die sich mit auf unserer Abbildung befinden, weisen ganz andere Gliederungen und Ornamente auf. Man wird überhaupt unter den zahlreich auch alter Zeit erhaltenen selten mehrere ganz gleiche finden. Wir stoßen hier auf ein Geheimniß, das ohne Zweifel daselbe ist, mit dessen Lösung wir uns eben beschäftigen.

Daß man nicht verstanden habe, sich bequemer einzurichten, dürfen wir nicht annehmen, denn es liegen die Beweise vom Gegentheil vor. Man that es ohne Zweifel nur deßhalb nicht, weil man kein Bedürfniß spürte, kein Verlangen darnach trug, und die Uebung der Liebhaberei, die Belustigung des Geschmacks, der man gleichwohl freien Spielraum ließ, bewiesen, daß am wenigsten Zudolenz der Grund davon war. Man suchte, um rasch zum Ziele zu gelangen, das Behagen nicht vom Sitze, sondern trug es in sich; die Lust des Daseins, welche das Gemüth der Alten erfüllte, trug Blüten nach außen und spiegelte sich in ihrer Umgebung wieder, suchte darin aber keine Reizmittel, um sich aufrecht zu erhalten. — Betrachten wir weiter die beiden krachenartigen Figuren, welche, unter der Galerie aufgehängt, einander grimmig anblicken. Sie bestehen aus Blech, sind bunt bemalt und dienten ursprünglich als Wasserspeier an einem guten Bürgerhause. Wir pflegen den Regen durch schlichte Rinnen und Röhren von unsern Dächern abzuleiten, und würden jenen Grotzen für verschwendet halten, den wir auf Verzierung solcher profanlichen Nützlichkeitsstücke wenden wollten. Wer dächte noch daran, bei einem erzielbaren Freilichtsgewinne den Wanderern auf der Straße das Schauspiel eines bunten, wasserspeienden Ungeheuers am eigenen Dache geben zu wollen! Und doch hat man einmal Vergnügen daran gefunden und sich dieses etwas kosten lassen. — Den Leuten damaliger Zeit muß sicher anders zu Muthe gewesen sein als uns, und wenn sie so ungeheuren Fortschritte und Vortheile der Gegenwart nicht zu schätzen bekannen, so besaßen sie dafür etwas, worüber wir uns nicht sogleich Rechenschaft zu geben wissen. Sicher war dieses nicht Uebles, denn es offenbart sich nach allen Seiten hin als Unabhängigkeit, Selbstgenügen und Wohlgefallen am Vorhandenen. Aus dem Bereiche unserer Alterthumskunde können wir diese Beispiele durch viel schlagendere unterstützen, allein die vorliegenden werden genügen und bereits offengelegt haben, was uns so mächtig dahin zieht, wo die Vergangenheit in ihren selbst an sich unbedeutenden Denkmälern vor uns steht und wie noch gegenwärtig anmuthet. — Es ist der Drang, aus der Hast unseres Treibens, dem schleichenden Fieber, das durch all' unser Denken und Thun, unser Streben und Genießen sich hindurchzieht, zu dem Gefühle des Behagens zurückzulehren, der endlichen Befriedigung, wonach wir zwar unablässig jagen, das wir aber, wenn wir seiner wirklich habhaft werden wollen, nur noch auf der Tiefe der Vergangenheit schöpfen können; es ist das Bedürfniß, neben dem in's Uneubliche ellekiirenden Verstande auch dem Gemüthe, dem Herzen wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, was die besprochene Erscheinung hervorgerufen und ihr eine leise Tragweite verliehen hat. Darum stellen wir auf unsern Gesimsen mehrdunderträgliche Gefäße und Väser auf, besehen unsere Zeleln mit edlem Borzellan, zu gehen unsern Zimmern eine ganze Ausstattung von Renaissance- oder Rococo-Möbeln und Geräthen, um in der Umgebung der Vergangenheit deren wohlthuenden Geist zurückzubeschwören, eine Zustucht aus dem Getriebe der Gegenwart zu finden. Charakteristisch für unsere Zeit zwar ist es, daß diese natürliche und in unserem Wesen so tief begründete Sehnsucht nach Herstellung der unterbrochenen Sphäre des Gemüthslebens sogleich wieder, zu einer Leidenschaft ausgeartet ist und zu so manchem Anderen auch den Alterthumsschwindel gefügt hat.

Doch brechen wir nach gegebenem Fingerzeige diese Unterhaltung ab, um auf ein Unternehmen zu kommen, das sicher zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit gehört und die unverkümmerte Anschauung des Alterthums auch Den genußt, der nicht im Stande ist, Tausende dafür anzugeben. Wir meinen die im Verlage von Fr. Bassermann in Heidelberg erscheinenden photographischen „Studien nach der Natur für Maler und Architekten" von M. Erkert, deren einer auch unser Holzschnitt nachgebildet ist. Zwar ist es schon seit längerer Zeit nicht Seltenes mehr, auf photographischem Wege alte und neue Bauwerke und selbst Landschaften in treffischen Nachbildungen dargestellt zu sehen; aber wie Braun in Dornach das Gebiet der Kunde alter Handzeichnungen gewissermaßen als Domäne in Verwaltung genommen und durch seine Bemühungen um das Studium der Kunstgeschichte sich unendliches Verdienst erworben hat, so ist von M. Erkert der Bereich der Architektur in Verbindung mit der Landschaft systematisch und mit nicht geringerem Erfolge in Angriff genommen. Die vorliegenden Studien — die indeß durch künstlerische Auffassung des Gegenstandes und treffliche Durchführung weit über diesen Begriff hinausgehen und neben den Malern und Architekten Jeden erfreuen werden, der Sinn für das Schöne besitzt — gehören unbestritten zu dem Besten, was bis jetzt in dieser Art geliefert worden, und sind in ihrer zweckmäßigen Zusammenstellung namentlich geeignet, eine Welt des Genusses und der Ergötzung zu bilden, jene geistige Luftveränderung zu gewähren, die eben auch nur durch die oben besprochene moderne nöhle Passion bewerkt wird.

Auflösung des Rösselsprunge Seite 355:

Bildst Dich gegen Thorheit sein,
Darfst Du keine Diene leiten;
Bildst Du Deine Freiheit wahren,
Mußt vor Schulden Dich bewahren;
Bildst Du stets die Wahrheit hören,
Laß vom Schein Dich nicht bethören;
Bildst Du aber glücklich leben,
Mußt noch Seelenruhe streben!

Digitized by Google

Aus dem Liebhabertheater eines kleinen Städtchens.

Originalzeichnungen von **G. Schmitt.**

Wie der Metzger Schweinlein seine Rolle einstudirt.

Beim Festspiel: „Germania auf der Wacht" wurde der Herr Assessor Fürchtegott Süßmaul mit seiner Braut Emerentia durch eine plötzliche Verwandlung überrascht.

Warum der Schornsteinfegermeister Studenrauch als Hildebrand der treue Knappe immer rücklings abtrat und nie seine Kehrseite zeigte.

Wie der Buchbinder Octavio Quart, als Geßler, nicht umfallen wollte, da er von Tell nicht gepreßt worden sei.

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Polizeiroman
von
Dr. F. Ch. B. Avé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Allen Beamten, bis auf den Konstabler Schulze III., war der alte Thymian verhaßt, und der Widerwille gegen ihn trat jetzt offener als jemals hervor, da der neue Direktor den alten Schleicher, der Alle belauerte, schon mehrere Male mit seiner heimtückischen Angeberei hatte ablaufen lassen.

Der Alte sah jetzt auch überhaupt ein, daß sein früherer Einfluß gänzlich geschwunden war, und daß jetzige verwegene Auftreten seiner Widersacher ließ ihn nun auch sogar für seine Existenz fürchten, da erfahrlich Alle Neuanke wegen so vieler Unbill und Angeberei gegen ihn suchten. Wegen seines heimlichen Schleichens und Belauerns hatte Thymian den Namen „Erasmus Schleicher" nach dem gleichnamigen Roman von Kramer oder Spieß erhalten und wurde gewöhnlich kurzweg mit „Erasmus" bezeichnet.

Eine andere widerwärtige Person war der Chef der Nachtwache, der „Nachtwachtmeister", wie er sich selbst nannte und auf seinen Nachtrapporten stets unterschrieb, Karl Kosper, von den Konstablern „Knarrosper", am gewöhnlichsten aber „der Kranich" genannt. Erstere Bezeichnung war eine muthwillige Verstümmelung seines Namens mit Bezug auf die noch immer gebräuchliche Nachtwächternarre, und die zweite Bezeichnung rührte her von der langen, hagern Statur und dem überaus gestreckten Halse, sowie von dem wahrhaft widerwärtigen Sprachorgane des Mannes. Selten mochte man ein ähnlich stark näselndes Organ gehört haben, er schien mehr durch die große, flatzlebogene, dünne Nase zu sprechen, als mit dem Munde, und dabei schienen die Nasenflügel wie Resonanzboden zu vibriren und den Klang seiner schnarrenden und trompetenartig hellen Stimme so zu verstärken, daß, wenn in der Dunkelheit sein gebieterisches „Halt!" oder „Wer da!" ertönte, man die Stimme eines oben am dunklen Nachthimmel dahinstreichenden Kraniche zu vernehmen glaubte.

Der „Kranich" war mit dem Kastellan Thymian innig befreundet und wurde auch als Bewerber um die älteste Tochter Wendula angesehen. Den größten Theil der Nacht brachte er bei dem Kastellan zu, mit dem er viel Heimlichkeiten hatte, und der ihn besonders seit einem Jahre mit großer Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelte, während auch er von den Konstablern gehaßt und gemieden wurde.

Ein recht eigenthümlicher Mann war endlich noch der Registrator Bartholomäus Zwiefich, dem außer den gewöhnlichen Registraturen noch die Wahrnehmung der Archiv- und Depositenangelegenheiten anvertraut war. In früheren Jahren war er Kaufmann gewesen und hatte ein Kurzwaaren- und Manufakturengeschäft sine gandet, in Folge unglücklicher Konjunturen war er aber doch fallit geworden und hatte nun schon seit dreißig Jahren eine Anstellung bei der Polizeiverwaltung gefunden, wo er zunächst nur als Schreiber angestellt worden und allmälig zum Registrator heraufgerückt war. Jetzt hatte er bereits das siebenzigste Jahr erreicht, war aber in seiner Weise noch immer recht rüstig und arbeitsfähig.

Selten konnte aber ein Beamter mit so viel Eifer und Sorgfalt seine Geschäfte wahrnehmen, als Herr Bartholomäus Zwiefich. Man sah ihn gewiß an war er im Archiv zu finden, bis auf die einzige Stunde, wo er zu Mittag aß; erst Abends zehn Uhr ging er nach Hause, mit Ausnahme des Sonnabends, wo er schon um acht Uhr sich aufmachte, um in der Erholung seine feste Partie Whist zu machen, welches er ganz ausgezeichnet spielte.

So vielfach und bunt seine Geschäfte waren, so hatte er sie doch viel leichter und einfacher abmachen und auch einen der vielen Schreiber zur Aushülfe nehmen können. Doch war es einmal sein Grundsatz, nichts durch Andere thun zu lassen, was er selbst machen könne; und ferner hatte er seine Geschäftsführung so künstlich und komplizirt eingerichtet, daß schwerlich ein Dritter Talent und Beruf genug gehabt hätte, in die ungeheuer künstliche und komplizirte Arbeit einzutreten.

Registrator Zwiefich hatte für den Gesammtumfang seiner Geschäfte die doppelte italienische Buchhaltung eingeführt und die dafür nöthigen Bücher mit den technischen Bezeichnungen in englischer Sprache versehen. So führte er denn ein Day-book, ein Journal, ein Ledger, ein Cash-book, obgleich der Inspektor Westenberg die Hauptkasse hatte, und ein Bill-book, in welches alle wichtigen Dokumente und Aktenanlagen noch besonders eingetragen wurden, während die Hauptakten im Ledger registrirt standen.

Das interessanteste war aber das Warehouse-book, worin täglich alle gestohlenen und gefundenen und überhaupt in die Hände der Polizei gerathenen Gegenstände genau nach Zugang und Abgang verzeichnet, genau beschrieben und mit großer Sorgfalt verpackt und numerirt wurden. Im Archiv, dem eigentlichen Warehouse, sah es demungeachtet durchaus nicht unordentlich aus. Seitdem durch des alten Thymian Einfluß alle Fenster nach dem Hofe hin zugemauert worden waren, hatte der alte Registrator zu seiner großen Freude einen herrlichen Raum an der inneren langen Mauerfläche gewonnen und daran eine Menge dicht aufeinander liegender Fächer angebracht, auf welchen er die seiner Obhut anvertrauten Objekte wie auf dem Lager eines Kurzwaarengeschäftes unterbringen konnte.

Alles war einzeln auf das Sorgfältigste verpackt und mit Hinweis auf das Warehouse-book numerirt, und nicht etwa nach dem Namen des Diebes oder Finders, sondern materienweise geordnet, so daß z. B. alle gestohlenen Ringe, Broschen, Löffel u. dergl. mit den gefundenen Ringen, Broschen und Löffeln in einem bestimmten Fach zusammenlagen. Bewundernswürdig war in der That, daß der alte Registrator, trotz dieser anscheinenden Unordnung, dennoch alle zu einer bestimmten Sache gehörigen Dinge rasch genug zusammenbringen konnte, wenn es gefordert wurde. Ohne sein Warehouse-book wäre dies nicht möglich gewesen; besonders sicherlich dazu war nun aber auch noch die Verpackung jedes einzelnen Gegenstandes. Der alte Registrator sammelte bei seinen sämmtlichen Belaunten und früheren Geschäftsfreunden alle Pappkasten, Schachteln, Kartons, selbst die pappenen Etuis und Spanklätchen für Streichhölzer zusammen, und wußte sie so geschickt zu benützen und das Ganze so gut zu ordnen, daß man im Archiv sich wirklich in einem Kurzwaarenlager zu befinden glaubte.

Bei den dreißig Jahren seiner Anstellung war er die letzten zwanzig Jahre als Registrator thätig gewesen. Schon nach Ablauf der ersten fünf Jahre hatten sich nun aber die Fächer in der Registratur so gefüllt, daß der eifrige Beamte Bedacht darauf nehmen mußte, für die Anfuahme der älteren Jahrgänge eine entsprechende Einrichtung im zweiten Stock zu treffen. So waren denn nun schon fünfzehn Jahrgänge im oberen Stock beyuirt worden, wobei noch die größeren und unhandsameren Gegenstände, wie Kleidungsstücke, Stricke, Messer, Pistolen u. dergl. von Selbstmördern, ihren Platz schon ganz oben auf dem Boden gefunden hatten.

Die fünf letzten Jahrgänge im ersten Stock wurden nun aber am Schluß jedes Jahres einer genauen Revision und Jahresinventur unterzogen, damit der älteste davon nach oben gebracht werden konnte und dem kommenden Jahrgang Platz machte. Die mehrtägige Arbeit war so entsetzlich umfänglich und ermüdend, daß alle Beamte, die der alte Registrator mit seinem Vertrauen auszeichnen wollte, indem er sie um ihre Hülfe ersuchte, schon gleich am dritten Weihnachtstage an Husten, Schnupfen, Grippe und dergleichen Erkältungsübeln zu kränkeln begannen, und theilweise sogar auch beim Direktor um mehrtägige Beurlaubung einkamen.

Der Verkehr und Ton der Beamten unter einander war dem begreiflicherweise stets ein sehr gedrückter und peinlicher gewesen, da Jeder auf seiner Hut sein mußte, daß er nicht belauert und angegeben werde. Seit einem Jahre war jedoch ein ganz anderer Geist unter die Beamten gekommen: der neue Polizeidirektor hatte sehr bald die Untergebenen kennen gelernt und die nichtsnutzigen Subjekte thunlichst beseitigt; gegen die tüchtigeren Beamten war er aber durchaus human und liebenswürdig, so daß alle ihn bald recht liebgewannen und mit wahrer Zuneigung und Verehrung an ihm hingen. Vor Allen war es aber der Konstabler Friedrich Wilhelm Müller, — noch immer Müller II. genannt, obschon Müller I., ein dem Trunk ergebenes, schlechtes Subjekt, schon vor acht Monaten entfernt worden war, — der sich jetzt in jeder Beziehung hervorthat. Müller II. war wirklich ein sehr brauchbarer, dienstbeflissener Beamter, voll tüchtiger Kenntnisse und dabei ein eben so redlicher und liebenswürdiger, wie sehr muthwilliger junger Mann, der recht wohl sah, daß ihm der Direktor gern hatte und verwandte, und der jetzt daraufhin höchst verwegener Weise sogar gegen den sonst allgemein gefürchteten alten „Erasmus" und den widermärtigen „Kranich" allerlei lose Streiche ausführte.

Am heutigen Sonntag Vormittag schien sich ein Ungewitter über dem Haupt des Konstablers Müller II. zusammenzuziehen. Schon seit elf Uhr hatte Müller den alten „Erasmus" mit dem „Kranich" oben auf dem Korridor auf und ab gehen sehen, wobei ihm einmal, als er aus dem Sitzungszimmer herauskam und dem Diebkurenpaar begegnete, ein fledendes, boshaftes Blick zu Theil wurde. Er wußte recht gut, was die Beiden vorhatten, und war seinerseits auch nicht müßig gewesen, dem drohenden Unheil zu begegnen. Gleich beim Beginn hatte Müller II., der den Nachtwesten kommandirte, seinen sechs Nachtkameraden ein Sechszehntelfaß trefflichen Bieres aus der Aktenbierdranerei aufgelegt und mit dem edlen Gerstensaft sich und seinen Genossen die Langeweile im Staatsdienst vertrieben und die Härten der amtlichen Pflichterfüllung ausgeglichen. Die Unterhaltung war zwar lauerdhjaftlich unbesongen, jedoch leineswegs laut gewesen. Ueberhaupt war der gestrige Abend sehr still und gemüthlich abgelaufen. Niemand hatte laut gelungen, kein Arrestat war gebracht und keine Polizeihülfe gegen Exzedenten requirirt worden.

Trotz der anziehenden Unterhaltung in der Wachtstube hatte Müller II.

Digitized by Google

abee gestern Abend spät recht wohl bemerkt, daß draußen vor dem Fenster mit dem herabgelassenen Rouleau der „Kranich“ und auf dem Flur an der Thür der an dem unwillkürlichen heimlichen Husten kenntliche „Erasmus“ ihn mit seinen arglos plaudernden Kameraden belauschte. Plötzlich und heftig hatte er von innen her die Thür aufgestoßen und dabei den alten Horcher so arg vor den Kopf getroffen, daß dieser in seinem schmutzigen Schlafrock der Länge nach auf den Flur hinstreckte. Um nicht erkannt zu werden, hatte Erasmus zuvor die Gasflamme auf dem Flur ganz niedrig gedrehen und somit zog dem gleichgültig aus der Thür auf den dunklen Flur blickenden Müller II. eine Entschuldigung gespart. Unmittelbar darauf war der Kranich auf den Flur geeilt, hatte dem schimpfenden Alten auf die Beine geholfen und ihn eiligst davongeführt. Nach kurzer Zeit war nun Müller II. mit einigen Kameraden durch die schmale Thür neben der Treppe auf den kleinen Hof mit dem Abort geeilen und hatte dort, unter den erhellten Fenstern der Thymian'schen Wohnung, mit klarer, frischer Stimme das der Familie äußerst unsittliche und orthafte Brautjungfernlied aus dem Freischütz mit etwas veränderter Redaktion des zweiten Verses gesungen:

„Jungfrau, Myrte, Thymian,
Das wächst in meinem Garten.
Wie lang bleibt mir der Freiersmann?
Ich kann es kaum erwarten.“

Der alte Erasmus Thymian, der eben so gut wie seine beiden Töchter Wendula und Martha wußten, daß Müller II. diese in der Taufe erworbenen Namen in „Lawendula“ und „Myrte“ umgewandelt und beide Töchter allenthalben unter diesen Spitznamen proklamirt hatte, war vor Schmerz und Zorn die ganze Nacht wach geblieben und hatte dem Attentäter fürchterliche Rache geschworen.

Der neue Polizeidirektor pflegte an jedem Sonntage nach der Kirche einen kurzen Termin abzuhalten, um den Arrestaten, welche nicht leiten um sehr gerungfügige Ursachen willen und oft nur aus bloßer brutaler Gewalt der nach der Arrestatenzeche gierigen Nachtwächter Abends vorher verhaftet worden waren, die Haft während des ganzen Sonntags zu sparen, welche in nicht wenigen Fällen sogar das zu erkennende Strafmaß überschritt. Den heutigen Vormittagstermin wollte Erasmus benutzen, um den verhaften Müller II. büßen zu lassen und ihn vielleicht zu stürzen.

Er hatte das Beweismittel für den nächtlichen Exzeß des Kunstdiebes in Händen. Beim Reinigen des Zimmers hatte er heute Morgen das hinter den Holzboden verstecte Bierfäschen gefunden, welches die pflichtvergessenen Beamten bei der gestrigen Orgie geleert hatten. Sofort war das Gefäß zum alten Regiftrator Zwielicht hinaufgebracht und von diesem sogleich in's Buy-book, in's Ledger und endlich in's Warehouse-book als eingelieferter Fund übertragen und oben auf dem Boden deponirt worden.

Mit dem Ablieferungsschein des pflichtgetreuen alten Registrators versehen, brachte nun der alte Thymian seine Beschwerde ein, aber in so gehässiger Weise, daß sie durchweg den Direktor unangenehm berührte und ihn zu der rügenden Bemerkung veranlaßte, daß es dem Kastellan durchaus nicht zukomme, eine disziplinarische Aufsicht über die Beamten zu führen, und daß es völlig eigenmächtig gehandelt sei, wenn er ohne Gehelß und Anzeige das Gebäude aus der Wachtstube entfernt habe. Das Fäßchen mußte sofort zur Stelle gebracht werden, da obendrein ganz unverhofft der Brauemeister aus der Altenbierbrauerei mit seinem Bierfahrer erschien und anzeigte, daß Letzterer gestern Abend ein leeres Sechzehntelgebinde mit der gebrannten Marke A. B. B. 159. in der Vorenstraße verloren habe. Die beiden Paßtrabrer, welche noch gestern Abend spät im amtlichen Paßbureau ihre Regiftraturen nachgeholt hatten, bezeugten, daß Alles still und ordentlich im Wachtzimmer hergegangen sei. So erhielt denn der alte Erasmus wegen seiner unbegründeten, gehässigen Beschwerde einen ernstlichen Verweis, und mußte nun auch dem geschäftspeinlichen Regiftrator Zwielicht eine Aktenempfangsbescheinigung über das Fäßchen ausstellen, mit welchem er den Konstabler Müller II. zu bedenken getrachtet hatte.

Durch diesen kleinen Vorfall war nun aber der offene Krieg zwischen Müller II. und dem alten Erasmus mit seinem Anhang erklärt, und Müller dachte jetzt ernstlich daran, noch ein anderes Bierfäschen aus der Altenbierbrauerei, das vor zwei Jahren unter dem vorigen Direktor ganz unerklärlich aus der Wachtstube verschwunden war, und welches er der Altenbierbrauerei aus seiner Tasche zahlen müssen, aus den Händen des alten Regiftrators wieder zu erlangen, da es ja nun klar auf der Hand lag, daß Erasmus damals auch dieses Fäßchen dem alten Regiftrator als Hundobjekt heimlich zugebracht habe.

Um sich nun wirklich vom Vorhandensein des Fäßchens auf dem Jedermann unzugänglichen Archiv zu überzeugen, und um einen andern, längst gehegten Verdacht zu befestigen, faßte Müller II. einen Entschluß, der bei seinem lebendigen und beweglichen Temperament wahrhaft heroisch zu nennen war, und den er denn nun auch mit aller Energie sofort zur Ausführung brachte, damit ihn bei längerer Ueberlegung nicht etwa Reue überkomme.

Mit männlichem Muth suchte er den Regiftrator Zwielicht in seinem Bureau auf, offenbarte dem zuerst verwundert, dann entzückt und verklärt über die runde Hornbrille auf ihn blickenden Alten, daß ihn seit längerer Zeit das Archiv- und Regiftraturwesen lebhaft interessire und er deshalb gern bereit sei, zu seiner Uebung und Vervollkommnung in dieser Wissenschaft ihm mit seinen schwachen Kräften bei der bevorstehenden Jahresinventur nach den Weihnachtstagen zu dienen.

Gerührt umarmte der alte Beamte den seltenen Kastellerphönix, setzte ihm nach einer Pause der Sammlung seines bewegten Gemüthes das aus der klaren Ordnung und Buchung der seiner Obhut anvertrauten vielfachen Sachen entsprungende wundervolle Gefühl der Sicherheit und Ruhe auseinander, mit welchem er sich allabendlich zu Bette lege, versicherte ihm, daß er durch die höchst interessante Arbeit an Klarheit, Ruhe und Sicherheit im Geschäftsgange, sowie an tiefer Befriedigung des Gemüthes gewinnen werde, und lud den so unverhofft gefundenen Jünger und Verehrer der Wissenschaft zum Mittagessen zu beiden bevorstehenden Weihnachtstagen ein, um ihn dann auch nach Tische bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre allmälig für die Wissenschaft vorzubereiten und in ihr Bereich einzuführen.

3.

Es war bereits zwölf Uhr Mittags, als Herr Gottfried Geerkenfeld zu seiner Wohnung in der Lieksgasse gelangte. Schon an seiner heutigen äußeren Erscheinung war zu erkennen, daß er nicht unmittelbar vom seinem alten Freunde Meyer gekommen war, sondern daß er unterwegs auf verschiedenen Stellen noch bedeutende Einkäufe gemacht haben mußte. Der vorne zugeknöpfte Mantel war von den Vorräthen, die er mit großem Geschick in die Brust- und Hintertaschen seines Rockes untergebracht hatte, stark aufgetrieben und verlieh dem alten Organisten ein Embonpoint, an welchem er vermöge der Spannung und des Druckes seiner Kleidung bei jedem Schritte erinnert wurde und dem er nun im stolzen Bewußtsein des Besitzes so vieler schönen Dinge durch eine etwas hochmüthige Haltung zu entsprechen suchte.

Dank seiner durch die Güte und den Wein seines bewährten Freundes hochthätig gehobenen Stimmung konnte er lächeln und trotzig durch die schneidende Winterkälte marschiren und es im Transporte des verschiedenartigsten Gegenstände dem besten Dienstmann gleich thun. Während er mit dem Ellenbogen die unter dem Mantel verpackten Sachen an den Leib drücken mußte, hatte er auf jedem Arm eine gefüllte große, viereckige Papiertasche ruhen und hielt dazu in jeder Hand einen zum Schutz gegen die Kälte losgelaßig mit Papier überbundenen Blumenscherben, worin sich zum heutigen Geburtstagsgebrauche eine weiße und eine rothe Hyazinthe befand; kaum konnte er noch seinen Spazierstock an dem über den kleinen Finger der rechten Hand gehängten schmalen Stockeimen mit sich fortbringen.

Bei diesen zwingenden Einflüssen auf seine Körperhaltung war sein ohnehin stets langsamer und wiederoller Schritt heute nur noch gemessener. Die in der oberen Mantettasche sich frei und gemächlich schwingenden drei Weinflaschen schlugen ihm bei jedem Aufsatz bald linken Beines gegen Unterleib und Schenkel, und dazu gereicht ihm auch noch der pendelartig am Riemen sich vor- und rückwärts bewegende Stock mehrmals zwischen die Beine. Dennoch erreichte er ohne Unfall, wenn auch immerhin mit großer Beschwerde, die untere Ecke seiner nach dem Flußufer abfallenden Liefengasse und blieb eine Weile stehen, indem er bei sich überlegte, ob er heute durch die vordere Hausthüre in die Wohnung gehen oder den Weg von hinten durch die Wagenremise in der Knobloufstraße nehmen solle. Mochte es nun der mahnende Duft seiner Vorräthe oder der plötzlich in ihm aufsteigende Hochmuth sein, den Hausgenossen seinen Reichthum zeigen zu müssen, rasch entschlossen schritt er die kurze Strecke der Liefengasse bis an das Haus hinan und stieß gebicht die glücklicherweise nur angelehnte Hausthür mit dem Fuße vor sich auf.

Das Haus, in welchem der Organist Gottfried Geerkenfeld wohnte, lag an der Südseite der Liefengasse und gehörte des schon vor langen Jahren verstorbenen Wundarzes Friedrich Mohr nachgelassener Wittwe Anna Christine Mohr, welche sehr beschieden das Erdgeschoß des rechts und den schmalen, engen und leichten Hofe aufgeführten Seitenflügels bewohnte. Ueber ihr hatte der Regimentstambour Drum mit seiner Familie den ersten Stock des Seitenflügels inne, den zweiten Stock aber bewohnte der alte Geerkenfeld.

Sämmtliche Bewohner des Seitenflügels hatten nur die einzige Aussicht auf den durch die hohe graue Mauer des benachbarten Wirthshauses begrenzten schmalen Hof. Letzteres war unter dem Namen der „Krone“ in der ganzen Stadt bekannt. Trotz dem lebhaften Verkehr in diesem Hause sei aber die Nachbarschaft den Bewohnern des Mohr'schen Hauses

Digitized by Google

durchaus nicht lästig, da, bis auf zwei kleine, flachliegende, gußeiserne Fensterklappen in dem ziemlich flachen Ziegeldache, kein einziges Fenster nach dem Hofe der Wittwe ging, und übrigens selbstverständlich kein Verkehr mit den Bewohnern des von der Polizei strenge beaufsichtigten Hauses unterhalten wurde.

Borne im Mohr'schen Haupthonse befand sich links eine kleine Thüre mit daranstoßendem Alkoven; dahinter, mitten auf dem Flur und unmittelbar vor der schmalen Treppe, die nur durch die Fenster der Hofthüre spärlich erhellte Küche, in welcher die Bewohnerin der Vorhube, die Wittwe eines schwedischen Regimentsmusikdirektors Namens Nicolai Nicolösen, gemeinsam mit der Hauswirthin auf einem und demselben Herde kochte.

Selbstverwerfe war der erste Stock im Haupthause, sowie der zweite Stock darin ganz unausgebaut geblieben. Der Wundarzt Mohr hatte die Räume beider Stockwerke zum Trocknen der Kräuter an den von ihm selbst bereiteten Medikamenten benutzt; nach seinem Tode hatte die Wittwe diese Räume einfach mit holzernen Scheerwänden durchziehen lassen, und nahm in den so entstandenen zahlreichen Kammern anständige Handwerksgesellen und Soldaten in's Quartier. Alle Bewohner der oberen Räumlichkeiten mußten die einzige schmale Treppe hinter der Küche benützen, um in ihre Wohnung und Quartiere zu gelangen. Die Bewohner der Seitenflügel konnten aber hinten auf einer Bodentreppe in den daselbst befindlichen Hausflur gelangen, und benützten vorzugsweise diese Passage, mindestens am lichten Tage, um den mancherlei Begegnungen mit den zahlreichen Quartierleuthen auf der engen Treppe zu entgehen.

Niemand sie bereits über sechzig Jahre alte Frau Mohr sanften und verträglichen Charakters war, so liebte sie doch gar sehr eine traulich Unterhaltung. Sie war auch stets genau von allen Stadtneuigkeiten unterrichtet, obschon sie nur ungern ihre Wohnung verließ. Die Hauptquelle dieser ihrer vorzüglichen Kenntnis war nun eben ihre Einwohnerin, die gleich alte Wittwe Sophie Nicolsson, welche in der That nicht nur in der äußeren junonischen Erscheinung, sondern in ihrer ganzen Weise, zu reden und zu handeln, eine äußerst auffallige und gewissermaßen drastische Persönlichkeit war. Von Natur mit den reichsten Anlagen versehen, voll Empfänglichkeit für Gutes und Schönes und dabei voll seltener Lebendigkeit und geistiger Reglamkeit, hatte diese Frau jedenfalls eine ausgezeichnete Erschienung werden müssen, wenn nicht durch den allzu frühen Tod ihres Vaters und durch die tiefe Beurmung der Familie ihre Erziehung gänzlich vernachlässigt worden wäre. In den bewegten Jahren zösischen Kriegszeiten hatte der Musikdirektor eines bruchmatschireuden schwedischen Regiments, Nicolai Nicolsson, die Dame kennen gelernt und sie als Gattin in seine kleine schwedische Garnisonsstadt heimgeführt, wo sie nach seinem Tode noch eine Reihe von Jahren von einer kleinen Pension lebte, vor längerer Zeit aber auf Einladung ihres Bruders, des Postsekretairs Jakob Langmann, eines höchst ehrenwerthen und hochgeachteten Mannes, welcher nach einem ersten und dornenvollen, raftlos thätigen Leben sich eines glücklichen, sorgenfreien Alters erfreute, gekommen war, um in seinem Hause ihre Lebenstage zu beschliessen. Der anständige, gebildete Ton des Hauses wurde jedoch der Dame, welche in ihrer kleinen schwedischen Garnisonsstadt in nie untergeordneten Verhältnissen gelebt hatte und durchaus keine Repräsentation besaß, je mehr je länger unbehaglich: sie kehrte sich nach anderen, weniger beengenden Umgebungen. Durch Herrn Gottfried Gerstenfeld, welcher häufig das Langmann'sche Haus besuchte, fand sie den Nachweis einer ihren Ansprüchen genügenden behaglicheren Wohnung und bezog einen schönen Tages die Vorstube bei der Frau Mohr, mit welcher sie in der schönsten Eintracht lebte, so daß trotz ihrer großen Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten und trotz dem gehäuftesten Kochen auf einem und demselben Herde nie irgendwie gröbere sicher Zwiespalt zwischen Beiden noch nicht vorgekommen war. Desto sonderbarer und eigenthümlicher war aber das Verhältniß zwischen Herrn Gottfried Gerstenfeld und der Frau Nicolsson. Dieß Verhältniß beider Einwohner im Hause der Wittwe Mohr hatte sich eigentlich aus dem Hause des alten Herrn Jakob Langmann. Beide hatten sich nämlich in diesem gastlichen Hause kennen gelernt. Jeder brehte damals, da er noch Anderen zuvor zu thun, wobei der Organist ganz besondern Beeloß auf die alte Freundschaft, die Wittwe Nicolsson aber auf die Verwandtschaft hatte. In diesem Wetteifer, sich persönlich zur benorzugteren Geltung zu bringen, hatten Beide vielfach an einander zu mäkeln, und wenn sich auch Jeder hütete, geradezu mit dem Andern zu brechen, so war Herr Gottfried Gerstenfeld doch empört darüber, daß die Wittwe Sophie Nicolsson, die weder richtig deutsch noch richtig schwedisch sprach, sondern ein aus beiden Sprachen gemischtes seltsames Jargon entwickelte, auf seine Belehrung über den Gebrauch des deutschen Dativs und Akkusativs mit wegwerfender Geringschätzung vom höchst überflüssigen Dativ sprach, und überall mit hartnäckiger und einseitiger Vorliebe beim angebornen Akkusativ verharrte, wogegen sie dem „geboren Kerl" nie vergeben konnte, daß sie nach seiner seelenwanderischen Theorie noch bis vor fünfundsechzig Jahren ein „Nilpferd" gewesen sein sollte.

Trotz dieser gegenseitigen gehaarnischten Stellungen im gemeinsamen Hause, in welchem Beide sich nur auf neutralem Boden, in der Wohnung der gastfreien Frau Mohr, sahen, schien die Wittwe Nicolsson seit einem Jahre ein milderes Wesen gegen ihren Mitbewohner angenommen zu haben. Herr Gerstenfeld fand jedoch darin zunächst nur eine sehr übel angebrachte dahinttige Herablassung, da die Wittwe Nicolsson bei jeder Gelegenheit ganz besonders betonte, daß der neue Polizeidirektor Otto von Seefen ihr zu entgegnen pflegte: „Fürsten, Herren und Regenten sind in großen Ehren; aber so groß sind sie nicht, als Der, so Gott fürchtet." Da jedoch die Wittwe Nicolsson sich in ihrer aufmerksamen und rücksichtsvollen, ja fast zarten Weise gegen ihn weder durch Sirach's geistliche, noch durch des alten Organisten laienhafte Bemerkungen irre machen ließ, so hielt endlich Herr Gerstenfeld das ganze Gebahren der Wittwe für lendensjös und hielt jetzt öfter als je den forschenden Blick auf ihr haften, wenn er mit ihr zusammentraf, was die Dame dann zur Fortsetzung ihres zarten, rücksichtsvollen Benehmens zu ermuntern schien.

Der Tritt, den der alte Organist gegen die Hausthür ausführte, war bei der leichten Gestalt, des Gleichgewicht und damit eines der Pakete zu verlieren, so casch, turz und heftig, daß die Hausthüre prasselnd gegen die Mauer fuhr und einen lauten Knall verursachte. Sogleich öffnete sich die nahe Vorstubenthüre und von des mürbevoll auf den Flur schreitenden Organisten Augen erschien die junonische Gestalt der Wittwe Sophie Nicolsson mit den derben, fast männlichen Gesichtszügen.

„Nun, was ist mir mich das?" fragte die Dame betroffen und neugierig. „I, guten Tag, Herr Gerstenfeld! Was haben Sie mich denn da Alles eingelauft?" setzte sie mit freundlichere Verwunderung, den schwerbepackten Hausgenossen erkennend, hinzu.

„Sirach sagt im Datio: Nimm es bei Dir selbst ab, was Dein Nächster gerne oder ungerne hat, und halte Dich vernünftig in allen Stücken," war die ernste, gemessene Antwort.

„Nyre, mein Gott, wie sind Sie bepackt! Sie können sich ja gar nicht rühren!"

„Gereit' nicht nach Allem, was Du siehst, und nimm nicht, was vor ihm in der Schüssel liegt," erwiderte der merkwürdige Kenner des Sirach, indem er gegen die Treppe schritt und die etwas gekränkte und sehr unbefriedigt gelassene Wittwe auf dem Flur stehen ließ.

Die Genugthuung, welche Herr Gerstenfeld darüber empfand, daß er der neugierigen Hausgenossin vermöge seiner männlichen und würdigen Haltung imponirt habe, wurde aber beträchtlich abgeschwächt, als er die Treppe erreichte und sich vergebens bemühte, einen oder den anderen Fuß auf die erste Stufe zu bringen. Die Beinstellen und Pakete im straff gespannten Mantel hinderten ihn durchaus daran, die Füße auf die Treppenstufen zu bringen, und mit den Händen konnte er eben so wenig das Geländer erreichen. Entschlossen wandte er sich jedoch herum und ließ es sich zu fernerer großer Genugthuung gereichen, als es ihm rückwärts steigend gelang, wenn auch sehr langsam, Stufe um Stufe zu gewinnen.

Schon befand es sich auf der siebenten Stufe, als plötzlich die gutmüthige Wittwe aus ihrer Stube heraustgeeilt kam und an der Treppe von unten her ihren Hausgenossen durch ihren lauten Zuruf vermochte, eine bei der Schwierigkeit des gewählten Aufganges ihm nicht ganz unwillkommene Erholungspause zu machen.

„Hören Sie doch, Herr Gerstenfeld, da hat der Weinhändler Müller für Ihren Bosmeyer vier Flaschen schwedischen Punsch und vier Flaschen weißen Wein geschickt, und da Sie in die Kirche waren, habe ich sie bei mich herein genommen. Aber sagen Sie mich doch, was denn heute los ist, daß Sie Alles so haben? Ist denn etwa Ihr Geburtstag? Ich gratulire Sie vielmals!"

„Sirach sagt," rief der über die ungrammatische und neugierige Rede entrüstete Herr Gerstenfeld: „Wer den Datio verachtet, wird noch am Allerletzten zu Ehren kommen, und wo Einer fremd ist, darf er das Maul nicht aufthun."

Mit diesen Worten setzte er sein schwieriges Treppensteigen fort, indem er den strengen Blick von oben her fest auf die verdutzt schauende Wittwe geheftet hielt, bis er bei der ersten Krümmung der Treppe sich ihren Augen entzog.

Keuchend vor Anstrengung erreichte er den kleinen Vorplatz, ging bis kurz vor die Stubenthür vorwärts, drehte sich dann aber wieder herum und stieß mit der Ferse heftig gegen die Thür.

Erst auf wiederholtes und verstärktes Pochen wurde die Thüre von Innen geöffnet und ein leichter Ruf der Ueberraschung einer weiblichen Stimme hörbar.

Bis mitten in die Stube setzte der alte Organist seine rückgängige

Digitized by Google

Bewegung fort, wandte sich dann herum und blickte mit unbeschreiblich zärtlichem und verklärtem Ausdruck in den Mienen einem schlank gewachsenen jungen Mädchen von wahrhaft bezaubernder Schönheit in das freudig staunende herrliche Auge, bis eine Zähre aus seinem Auge rann und der bebende Mund in die Worte seines Freundes Strach ausbrach: „Alle Werke des Herrn sind sehr gut, und was er gebietet, das geschiehet zu rechter Zeit. — Nimm mir den Stock ab, mein geliebtes Kind, und hier nimm noch zum Angedinde diese Hyazinthen mit den Farben der unschuldsvollen liebenden Seele, wie Deine reine absolute Seele."

Mit Bewegung nahm das junge Mädchen die beiden Hyazinthentöpfe, löste das Papier, betrachtete mit freudigem Lächeln die üppig knospenden Hyazinthen und küßte in dankbarer Rührung den bewegten alten Mann.

„Nun aber entledige mich der Bürde," sagte der Organist, sich bezwingend. „Strach sagt: Man darf nicht sagen: was soll das? denn der Herr hat jegliches geschaffen, daß es zu etwas dienen soll, denn sein Segen fließet daher wie ein Strom und tränket die Erde wie eine Sündflut und der Mensch bedarf zu seinem Leben Wasser, Feuer, Eisen, Salz, Mehl, Honig, Milch, Wein, Oel und Kleider."

Während dieser Rede hatte er mit Hülfe des schönen jungen Mädchens eine Menge Pakete aus seiner Kleidung hervorgeholt und auf Stühle und Konsoden hingelegt. Am Schlusse seiner Worte hatte er mit lustigem, glücklichen Lächeln die drei Weinflaschen aus den Mantelsäcken hielt sie triumphirend in die Höhe und rief wieder mit bewegter, halbgebrochener Stimme: „Alles von Kambyses!"

Dabei stürzten ihm die Thränen aus den Augen und schluchzend drückte er das bewegte Mädchen an sich, das mit dem einen Worte: Alles begriff und den treuen Freund des alten Mannes im Herzen segnete.

„Kambyses kommt diese Abend noch der Probe," sagte der Organist sich sammelnd, „ich habe darum auch etwas zum Abendbrodt mitgebracht. Aber halt, das ist ja noch nicht Alles!"

Mit diesen Worten warf er den Mantel ab, ging mehrere Mal im Zimmer auf und ab, nickte stillschweigend, als das junge Mädchen mit bedeutungsvollem freundlichen Lächeln fragte, ob sie das Mittagsessen anrichten dürfe, trat dann, als er allein zurückblieb, vor den Spiegel, hauchte auf's Schnupftuch, drückte dieses vor die etwas gerötheten Augen, zupfte seine Perrücke zurecht und ging in hochmüthiger Haltung hinunter zur Wittwe Nicolson, um die Getränksendung des alten Freundes herauszuholen.

Als er nach einigen Minuten mit der neuen Bürde wieder zurückkehrte, schien sein Angesicht etwas getrösteter zu sein, wie wenn das Treppensteigen ihn angegriffen hätte. Doch unterbrach er plötzlich selbst seine zornmüthigen Ausrufe über „Weiberzunge" und „Weiberneugier", indem sein Blick auf den gedeckten Tisch fiel, auf welchem ihm eine heiße Rindfleischsuppe kräftig entgegendampfte. Neben seinem Teller stand sogar eine Flasche Rothwein mit zwei Gläsern.

Das prachtvolle Essen rührte nicht von Kambyses her, das lam von dem lieblichen Geschöpf, das sich die seltene leckere Speise von ihrer lauten Handarbeit abgespart hatte und jetzt den Alten mit freundlichem und lieblichem Lächeln zum Essen einlud.

Es ward ihm bitter und weh zu Muthe, aber das Essen war so trefflich bereitet und schmeckte so herrlich, daß der Alte den zweiten Teller Suppe nahm, sich den Mund wiederholt mit der Serviette wischte und mehrmals einen verstohlenen sehnsüchtigen Blick auf die Weinflasche fallen ließ.

„Nein, nein, Margarethe! liebe absolute Seele! Keinen Wein! Ich muß zur Nachmittagskirche, und Kambyses würde auch die Flasche vermissen!" rief der alte Organist aus, als das junge Mädchen lächelnd zur Flasche griff und dem Alten einschenkte und mit ihrer sanften Flötenstimme dazu bemerkte, daß er doch heute auf die Gesundheit des Geburtstagskindes trinken müsse.

„O versteht sich! Ja versteht sich, von ganzem Herzen, Deine Gesundheit, meine Margarethe, meine echte Perle, meine absolute Seele! Aber nur das eine Glas!"

Dabei trank er mit großem Behagen das Glas bis auf die Hagelprobe leer und lobte schmatzend den Wein als ein ganz köstliches Getränk von der herrlichsten Blume.

Das zweite Glas wurde mit noch größerer Entschiedenheit abgelehnt, aber doch in freudiger starrer Verwunderung zugegeben, als Margarethe das Billet des Musikdirektors Erlach vorwies, nach welchem dieser auf ihre vormittägige Bekichkung durch das Laufmädchen freundlich seine Bereitwilligkeit gegen den alten Organisten erklärte, den heutigen Nachmittagsgottesdienst für ihn wahrzunehmen, damit er den heutigen Tag in ungestörter Ruhe zubringen könne.

Die breite Behaglichkeit, mit der sich nun Herr Gottfried Gerstenfeld den Genüssen des Mahles hingab, konnte kaum ihresgleichen finden; in steter Belobung des köstlichen Weines, den er nun auch mit der ganzen ernsten Miene eines bewahrten Kenners schlürfend durch die Lippen zog und im Munde hin und her spülte, trank er unter anbauernder wohlwollender Kritik eines der kleinen Gläser nach dem andern leer, schenkte nun sogar selbst ein und lehnte sich endlich gemüthlich zur Mittagsruhe auf den Sopha zurück, als Margarethe den Tisch bis auf die noch halbgefüllte Flasche abräumte und sich hinten in ihr kleines Zimmer zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **Lewis.**

Schwarz.

Weiß zieht und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 360:
Diktirt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 35. Stuttgart und Leipzig.

Das Mädchen von Gorze.

Dem Tagebuch eines preußischen Offiziers entlehnt

von

Arthur Freese.

Schon seit langen Stunden senkte die glühendheiße Junisonne sich abwärts, und noch immer brannten ihre Strahlen versengend auf die kahlen Höhenzüge, die jenseits der Mosel, nach den bewaldeten Hügeln der Ufersparteien, zu verschiedenen Bergplateaus sich gruppiren. Desto erfrischender stieg der Abendduft im Waldesschatten der zahllosen, oft unendlich langen und engen Schluchten auf, durch die in den meisten Fällen ein Bächlein an grünen Ufern vorüberrann, um seine silberhelle Flut dem breitern Bett der Mosel zuzuführen. Selten zu einem eigentlichen Thalgrund sich erweiternd, dehnen doch hier oder dort diese Ufer zu kleinen Wiesenflächen sich aus, und bilden, rings eingeschlossen von alten, weitästigen und dichtbelaubten Bäumen, ein lauschiges und anmuthiges Schattenrund.

Eines dieser wohligen Plätzchen, die abseit der großen Landstraßen gelegen, in malerischer, zuweilen sogar wilder Unordnung die tiefe Waldeinsamkeit unterbrechen und nur geschaffen erscheinen, um einem Liebespärchen das verschwiegene Stelldichein zu sichern, oder dem erschöpften Wanderer nach der Tageshitze ein kühles Schlummerbett zu bereiten, vielleicht auch, um der Waldnixe zum Tummelplatz zu dienen... eines dieser Erquickung spendenden Thäler war heut nichts weniger als der stille Zufluchtsort trunkener oder todesmatter Seelen. Hier lerrte heut die Luft am Leben den vollen Becher in einer, wenn auch immerhin harmlosen, doch so ausgelassenen Weise, wie sie eben nur einem heißblütigen Volke möglich ist. Hier hatte zu einem Sommerfest die Elite der Einwohnerschaft des kaum jemals in der Welt genannten Städtchens Gorze sich vereinigt, desselben Gorze, das eine gar traurige Weltberühmtheit erhalten sollte.

Durch den Freudenrausch, der heut aus blitzenden Augen funkelte, die Locken feuchtete und jede Brust in erhöhtem Grade beben machte, brach noch nicht der Schatten einer Ahnung jener Stürme, die dieß leichtlebige, leichtsinnige Völkchen bis in das Mark treffen sollten. Es schlürfte sich am Feuer entfesselter Lust, und schien selbst blind und taub für die immer lauter und dringlicher mahnende Stimme der Natur, die im fliegenden Blitz das Wahrzeichen aussandte und im grollenden fernen Donner ein: Haltet ein! gebot. —

„Und auch jetzt noch nicht tanzen Sie mit mir, Madelaine?"

Diese Worte waren an ein schönes, dunkeläugiges Mädchen gerichtet, dem das Vergnügen das Antlitz umleuchtete, und dessen Busen, nach Athem ringend, in wilder Hast bebte. Es trat an den Rand des Baches, bog sich hinab, tauchte eine schlanke, weiße Hand in die klaren Wellen, und schöpfte Wasser genug, um die eigene Brust sowie das Angesicht des Fragers mit einem Sprühregen zu überschütten. Dann öffnete es die schwellend rothen Lippen, um den aufsteigenden Wasserdunst begierig einzusaugen . . . wie war da eine Antwort möglich?

„Ich frage Sie, Madelaine, ob Sie wirklich den nächsten Tanz nicht frei für mich haben?" wiederholte der junge Mann mit einer Ruhe und Würde, die allein schon wunderlich und grell gegen Alles sich abhoben, was hier sich regte und bewegte. Kam dazu aber seine auffällige äußere Erscheinung, sein Wesen, der Accent seiner Sprache, so war es auf den ersten Blick als ein Fremdling im empire français gekennzeichnet.

„Ich? einen Tanz frei? Sie machen mich lachen, Monsieur," und das Mädchen lachte wirklich, nach einer Pause staunenden Antorrens, ihm hell in's Gesicht. „Ich denke: nein, Monsieur Crique!"

„Also wirklich nicht, nachdem Sie doch dem Jean, Henry, Pierre und wie sie sonst Alle heißen mögen, willig gefolgt sind?"

„Was soll ich machen, Monsieur Crique? Sie wollen doch Alle tanzen, die armen Jungen. Und . . . wie sie heißen?" fragte sie schelmisch zurück — „ich will

Franz Freiherr von Roggenbach. Nach einer Photographie. (S. 411.)

Digitized by Google

mit Allen Sie belaunt machen. Da ist Charles, Baptist, Raoul, Jules . . . dann Everard, Jerome . . .“

„Halten Sie ein, halten Sie ein . . . ich verzichte auf die Vervollständigung des Registers.“

„Schade — es wäre sonst noch ein Louis, ein . . . ich glaube wirklich, ich tanzte mit diesen Allen und noch vielen Andern, meinen Sie nicht?“ fragte sie in vollkommener Unbefangenheit.

„Ich glaube es. Monsieur ist das reine Antwort auf meine Frage, Mademoiselle,“ nahm, schon etwas gereizter, der junge Mann das Wort und richtete sein klares blaues Auge mit Festigkeit auf die in den Hüften sich wiegende junge Dame, die an ihrem lustigen Mousseliuekleidchen zupfte. Sie schien wirklich die gegebene Situation als eine unbehelrdlich-heitere zu empfinden. „Es gilt jetzt einen deutschen Walzer, Mademoiselle,“ fuhr er nach einer Pause fort, als habe er die Zeit zu einer Ueberlegung und zu einem besseren Entschluß geben wollen. „Verschmähen Sie auch für den deutschen Walzer meinen Arm?“

„So? Es gibt einen deutschen Walzer? — Hm!“ Und Madelaine's Blick gaukelte suchend über die lärmende Versammlung hin, bis er an einer Gestalt hängen blieb, die ein wenig entfernt vom lustigen Gewühl mit verschlungenen Armen am Stamme einer Buche lehnte und mit finsterem Blick, aber offenbarem Interesse auf die Gruppe am Bach herüberschaute.

Wieder lachte Madelaine hell auf, als sie seiner ansichtig wurde.

„Ich glaube wirklich, ich habe auch den deutschen Walzer schon vergeben, vraiment!“ sprach sie heiter.

„Und an wen?“ rief der junge Mann heraus, dem jener seltsame Blick weder verborgen worden, noch unbemerkt geblieben war.

„An wen? . . . Ah . . . da muß ich wirklich fragen. — Etienne!“ rief sie, winkerhaft verständlich in den Buchenschatten hinein, und ein paar lustige Sätze trugen den Beobachter vom Baumstamm mit funkelnden Augen dicht vor Mademoiselle Madelaine.

„Sagen Sie mir, Monsieur Etienne,“ und die Andere zitterte vor Zorn, als er ein verständnisvolles Blinzeln zu dem jungen Franzosen mit den verschlagenen Zügen hinüberstattern sah, einem Blinzeln, das Jenem offenbar den Muth zu einer kecken Lüge einflößen sollte . . . „sagen Sie mir, denn Sie waren zugegen, als ich die Tänze verstreute — wem habe ich das Anrecht auf den deutschen Walzer gegeben?“

„Mein!“ wiederholte Etienne, und ein boshaftes Lächeln umspielte seine Lippen. „Konnte Mademoiselle Madelaine vergessen, daß ich selbst ihr Versprechen empfing?“

„Also doch?“ meinte das Mädchen. „Da hören Sie's, Monsieur Crique, wandte sie sich diesem zu und senkte in affektierter komischer Trauer ihren von prächtigem braunen Haar umflutteten Kopf. „Was bleibt einem rechtschaffenen Mädchen zu thun übrig, als sein Wort zu halten?“

„Nichts als eine Tanze, einfache Antwort auf eine kluge, einfache Frage, die unter vier Augen an Sie richten zu dürfen ich höflich bitte.“

„Ah . . . das ist billig,“ entschied Madelaine. „Treten Sie zurück, Monsieur Etienne,“ befahl sie, als lebe kein Zweifel an dem Recht zu gebieten; „treten Sie volle sechs Schritt zurück, unterfangen Sie sich nicht zu lauschen, und zählen Sie Ihre wilde Eifersucht für die Dauer einer Sekunde. Monsieur Crique hat das Vorrecht hier so gut wie . . .“

„Wie etwa in der Werkstatt, Mademoiselle?“ brauete der junge Mann auf. „Gut, gut . . . ich verstehe!“ Und er schien nicht übel Lust zu haben, dem in Anblick stehenden tete à tete kurz den Rücken zu wenden.

Das aber lag durchaus nicht in der Absicht Madelaine's. Sie schien nur einen Verehrer zu beglückigen, um die Leidenschaft des andern herauszufordern und aufzustacheln, denn mit demselben verständnisvollen Blinzeln griff sie nun in Herrn Erich's Arm, zog ihn hastig eine Strecke weiter hinweg, so unschuldig lachend, wie ein sechzehnjähriges Kind.

„Wie Sie wollen!“ rief sie als Antwort laut hinaus und Etienne vollständig hörbar, „im Grunde aber meinte ich: wie überall in meiner Achtung.“ Sogte sie in weichem Flüsterton hinzu, vor dem Erich's Zorn fast im Vergehen babinschmolz.

„Was aber haben Sie so geheimnißvoll zu fragen, Monsieur Crique?“ fuhr sie in strengerem Accent fort, als das blaue Auge des Andern ein momentanes Entzücken aufstrahlte. „Schnell, die gewährte Sekunde ist längst verronnen.“

„Madelaine,“ sprach er wieder ernst und haltungsvoll — „sehen Sie auf die schwarzblauen Wollenwolken, auf die Blitze. Horchen Sie auf das Rollen des Donners . . . die Augenblicke sind gezählt, in denen Sie heut noch über einen Tanz zu verfügen haben.“

„Vraiment! Ich glaube selbst,“ lautete die Antwort, indem Madelaine ihr Haupt zum Himmel empfahl.

„Ich zähle fein lange diese Augenblicke und hoffe vergeblich.“

„Der Etienne zählt auch die verstummten.“

„Nicht zu einem einzigen Gang haben Sie die Hand mir gereicht, und ich verstehe, was das heißt.“

„Ich auch, Monsieur Ceioue, doch . . . auch dem Etienne reichte ich sie nicht.“

„Aber Sie haben ihm jetzt den deutschen Tanz oktroyirt!“

„Meinen Sie?“ rief sie bald ungebuhlig; „nun! nach einer Seite hin stimmen wir überein. Sie und ich, das ist in Betreff der gezählten, kostbaren Augenblicke. Mon Dieu! War das ein Blitz! Ciel! Wie raffelt's heraber . . . Ah! . . . der Etienne ist gut zum Walzen!“ rief sie laut und übermüthig, indem sie sich von Andern zu, warf am seinem Arm sich in die dichtesten Reihen der Tanzenden und winkte nur, eben so graziös als kokett, dem sprachlos dareinschauenden Erich einen Abschiedsgruß zurück.

„O . . . ich war ein Narr!“ stieß dieser endlich heraus, strich mit der Hand über die heiße Stirn, fuhr durch das blonde Haar, wandte trotzig sich um und stieg einige Minuten später an der sich aufstrebenden Bergwand hinan, um auf türzestem Wege der Gesellschaft und vielleicht auch . . . manchem Andern Valet zu sagen.

Herr Erich hatte kein ganz leichtes Stück Arbeit unternommen. Ohne seine enorme Muskelkraft, seinen energischen Willen konnte der des Bergklimmens von Kindesbeinen an ungewohnte Fuß bald den Dienst ihm verlagen. Sei es aber, daß spätere Jahre Gelegenheit ihm geboten hatten, seine Körperkräfte nach dieser Richtung hin zu üben, oder daß es eben nur seines Entschlusses bedurfte, um ein vorgesetztes Ziel auch wirklich zu erreichen: — er hatte schon den Rand des Berglommes erreicht, als er, weniger durch einen Aufwand gleicher Geistes- und Körperkräfte, sondern weder durch die Elasticität der Bewegung, von einem Wandergefährten auf einem gemachten Seitenpfade fast sich eingeholt fand. Dieser, an und für sich immerhin stattlich und doch aufgeschossen, sacht und telegraphirte doch würdelos mit Händen und Füßen in der Luft umher, und ließ noch eine kaltlose Zunge zum Ueberfluß arbeiten, um dem jungen Mann Stillstand zu gebieten.

„Mais, Monsieur Crique . . . Crique . . . im Namen Gottes! Was treibt Sie von hinnen? Stehen Sie, wenn ich bitten darf. Schätzen Sie Athem, wenn's beliebt, und gönnen Sie mir eine gleiche Gunst, wenn's gefällig ist, Herr! — Ein thörichtes junges Mädchen von achtzehn Jahren das, nicht wahr? Diable! Meinen Sie, ich hätte nicht Alles beobachtet? nicht Alles verstanden? Bie? Monsieur Crique . . . Sie wollen sagen, ich hätte in meinen Jahren nicht mehr Instinkt für dergleichen? Weg gefegt, Monsieur — vraiment! O . . . ich kenne den Monsieur Crique . . . wenn's beliebt, natürlich! Ich weiß . . . ich weiß. Ich werde dem jungen Mädchen von achtzehn Jahren meine Meinung sagen . . . gründlich, Monsieur Crique . . . verlassen Sie sich auf mein Wort und, ma foi! ich will sehen, ob dasselbe junge Mädchen eine Solche der Erwiederung wagt — c'est cela?“ So rief der aufgebrachte Mann und hielt nicht daran, auf eine einzige dieser dahinrollenden Fragen eine einzige Antwort entgegenzunehmen.

„Das werden Sie nicht, Monsieur Perrot,“ sonnte endlich der junge Mann einschalten.

„Wie? Sie sagen, ich werde es nicht? Sie glauben behaupten zu dürfen, ich unterliege es? Jamais, Monsieur Crique — oh . . . Sie irren sich, Sie irren sich mehr — und wahrhaftig. Freilich ist es nur ein junges Mädchen von achtzehn Jahren und eine Tochter der holde Frauen, die da weiß, was sie werth ist, certainement! Um so mehr muß ein solches junges Mädchen von achtzehn Jahren wissen, was es der politesse, der bonne grace und der Ehre Frankreichs schuldig ist, vor Allem einem Fremden gegenüber, der doch auch unsere geheiligten Grenzen überschritten hat, um in unserem Vaterlande die Gesetze der Sitte und des Anstands zu erlernen, wenn's beliebt, Monsieur.“

„O . . .“ lachelte Herr Erich fein . . . „ich werde darin Schüler sein und bleiben.“

„Sie sagen es . . . und es ist keine Frage . . . es ist das aus meiner Seele gesprochen, Monsieur, wenn's gefällig ist. Pourtant . . . ein junges Mädchen von achtzehn Jahren und unsere Nation muß wissen, welche Wege es wandelt, n'est-ce pas? Diable! den tüchtigsten Mann, der verfassungsirte Idee, die geschichtete Haub in meinem Atelier — ah! Ich werde verdammt deutlich sein, Monsieur Crique, verdammt deutlich, parole d'honneur! wenn's beliebt!“

„Das eben ist es, Monsieur Perrot . . . es beliebt mir nicht. Sie werden Mademoiselle kein Wort von allem diesem, oder gar des Vorwurfs sagen, am wenigsten aber Dinge wie tüchtiger Mann, guter Kopf, geschickte Hand', wenn ich bitten darf. Ich liebe die berechnenden Köpfe nicht, ich bin nur ein . . .“ er hielt inne. „Und nun,“ sagte er hastig hinzu — „nun leben Sie wohl! die ersten Tropfen fallen selbst durch dicht Blätterdach, und ich möchte in diesen endlosen Schluchten weder der Gefahr des Verirrens noch des Ertrinkens ausgesetzt sein. Adieu!“

„Bie? — Sie wollen und entfliehen? Sie wollen das Vergangen hintansetzen um die kadinerie eines jungen Mädchens von achtzehn Jahren? Nimmermehr! Jamais! jamais!“

Digitized by Google

„Dennoch will ich fort, Monsieur Perrot. Es wird keinem Einzigen der Gesellschaft einfallen, einen Wetter, wie dem aufziehenden, hier in der Waldschlucht trocken zu wollen. Blicken Sie gen Himmel: er droht. Blicken Sie hinunter in's Thal: die ganze Gesellschaft ist in Auflösung. Da wäre es Zeit, heute ich, Sie mahnten Ihre Damen an das Entrinnen."

„Parbleu! Ich glaube. Sie sprechen die Wahrheit, Monsieur Crigne," antwortete Herr Perrot und warf seinen Kopf in alle vier Windrichtungen. Gut. Mais . . . warum nehmen Sie nicht Ihren Platz im Kabriolet? Für wen ist es, wenn nicht für Sie? Ber anderd als Sie nahm ihn auf der Heimfahrt? Ah . . . sein Moet, Monsieur, wenn's gefällig ist, und allons! eilen wir zu den Damen, säumen wir nicht, unsere Plätze im Wagen . . ."

„Für diesmal danke ich Ihnen herzlich, Herr Perrot," konnte endlich der junge Mann einflechten lassen. „Ich erkenne mit Dank Ihre Güte, aber ich weiß auch, was mir Noth thut, und das ist . . . ein Gang im Bettersturm. Etienne ist gut für den Wagen! Leben Sie wohl, Monsieur Perrot . . . o! leben Sie wohl . . . wohl . . ." Er wandte sich ab, machte gewaltsam vom Arm Herrn Perrot's sich los und flog auf der Hochebene in schnurgerader Richtung auf Gorze, so den Weg fast um die Hälfte kürzend.

Kopfschüttelnd und bedrembel sah Herr Perrot ihm nach.

„Er ist fort," sprach er dann und stemmte beide Arme in die Seite. „Man muß ihm Vieles zu gut halten, dem armen Teufel; er achtet nichts von den petites gentilleuses einzig jungen Mädchens von achtzehn Jahren und wird nie begreifen, welche Rechte der Tochter der grande nation zustehen. Pauvre homme! Pourtant . . . er ist ein tüchtiger Arbeiter . . ."

Während der Flugs und unsichtige Herr Perrot das Zwiegespräch mit dem jungen Mann geführt hatte, nun in überstürzender Hast seine eigenen Betrachtungen theils in endlosem Wortschwall in die Luft hinaus phantasirte, theils in verworrenen Bildern an seinem Seelenauge vorüberjagte . . . fand unten in der Schlucht, ein wenig obseit der Menge, ein anderes, kaum minder eifriges Rencontre statt.

„Vorigeschicht hast Du ihn, Madelaine? Aber- und abermals vorgeschickt? Quelle betise für ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, Mademoiselle! Glaubst Du mit ihm spielen zu können wie mit den Uebrigen, die alleszumt nicht viel besser sind wie die Narren?"

„Warum ihm anders begegnen, als den Andern?" lachte das Mädchen, unbekümmert um die ernsten und vorwurfsvollen Mienen der alten Dame, die in sie hineinredete, dabei aber nicht vergaß, von Zeit zu Zeit nach ihrer coiffure zu tasten, um sich zu vergewissern, daß weder ihre eigene heftige Rührigkeit, noch Blig und Donner, unter denen sie jedesmal aufzubrechen pflegte, ein derangement veranlaßt hätten.

„Warum?" grollte sie. „Habe ich's nicht hundertmal Dir zu bedenken gegeben, daß er nun einmal einer jener dorriblen, unleusamen Menschen ist, die nicht eine Idee von Galanterie besitzen, um die Einfälle eines jungen Mädchens von achtzehn Jahren zu würdigen. Da sollten wir doch endlich müde werden, um seinen Trotzkopf uns zu kümmern, mamam! Um ihn, der nichts kann, als Lust und Freude uns zu verleiden." Und Madelaine gudte seitwärts und hielt ihr Tuch halb vor ihr lustiges Antlig.

„Nichts kann?" rief die Dame. „Comment! Ist Dein Gedächtnis so schwach? Uber hist Du, vraiment! ein enfant gâte? Wer ist's, der alle die schönen Kunstwerke erfunn, um die der Name Monsieur Perrot's in die ganze Welt hinausgetragen wird? die sein Haus bedagern lassen und seine Kasse füllen?"

„Ah . . . soll ich da vom Meißel Monsieur Crigue's zu einem chef-d'oeuvre mich verarbeiten lassen, wie einen Stein?"

„Du sollst als ein wohlerzogenes junges Mädchen von achtzehn Jahren nicht vergessen, daß derselbe arme Monsieur Crigue Dir das Leben gerettet hat."

„O . . ." warf Madelaine leicht hin — „daß war so gefährlich nicht."

„Wie? Ek bien! Warum denn waren Deine Kleider zerrissen? Die schöne robe bleue? Bleibaln der Fischerstehen zerknickt, der ganz neue, und der Hut zerknittert? Warum die grauen Sorge-Stiefeletten zerschlitzt und den Schawl besudelt? Den schönen Shawl, der seine längenden einhundertfünfzig Franken gekostet?"

„Pourquoi?" Weil es schnurgerade den Bergkurz hinunterging . . . O! es war zum Lachen, zum Entzücken war's, chère maman!"

„Ingrate!" rief die Mutter. „Beschaß dem wagte kein Charles, kein Jules, kein Etienne den Sprung in die Tiefe, um Dich vor dem Zerschellen auf dem Steinblock zu bewahren? Warum, als Monsieur Crique, l'homme pauvre, ohne sich zu besinnen das Wagstück unternahm, taumelte er halb bewußtlos zur Seite, hatte er Arm und Hand sich verstaucht, und flug trog dessen glücklich Dich auf?"

„Das war par hazard."

„Vraiment? Und er konnte volle drei Wochen, pauvre Monsieur Crique . . . den Meißel nicht handhaben."

„O . . . ich hatte ja das Alles von ihm nicht verlangt, mamam!" lachte das Mädchen, vollkommen ungerührt.

„Aber es hat das Leben Dir gerettet . . ."

„O . . . dazu war er gut!" rief plötzlich Madelaine im höchsten Uebermuth und drehte sich, trog der beiden Ballettänzerin, um sich selbst. „Dazu gut . . .?" rief die erzürnte Dame, aber . . . Madelaine ließ sie nicht ausreden.

„Der querelles ein Ende, maman," sprach sie hastig. „Voilà! Der Platz ist fast leer; die Tropfen werden groß und größer; Alles eilt die Wagen, ur Heimfahrt aufzusuchen und wir stehen hier, buchstabl sans cesse, lassen vom Blig uns tödten, vom Regen wegwaschen, und das Alles um . . . einen deutschen Baren!"

In ihrer alten Weise bei aufbrechend, wand sie reit der Mutter, dann sich selbst dicht Shawls um die Schultern, zog Jener und sich selbst Kapuzen über, ergriff die mütterlichen Rechte und zog die arme, so zum Schweigen verdammte Dame ohne Umstände den Hügel hinauf, nun selbst in wirrem Durcheinander das tolste Zeug schwatzend.

Oben, auf dem Hügelrücken angelangt, liefen Beide schnurstracks dem Herren Perrot in die Arme, der, außer Fassung, daß nur seine Damen nicht, gleich den übrigen, in die Wagen sich gerettet, eben wieder in die Schlucht sich hinabzuwerfen im Begriff stand. Fast hätten alle Drei noch bei dem Zusammenprall nicht sich erkannt, denn hier oben tobte ein Rufen, ein Schreien, ein Suchen und Finden, Scheiden und Meiden, Hin- und Widerrennen, Lachen und Zetern, Beten und Fluchen . . . und darüber hin flammte Blig auf Blig, brüllte der Donner, prasselte der Regen schließlich in Strömen nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kurator der straßburger Universität.

Franz Freiherr von Roggenbach.

(Vgl. S. 409.)

Deutschlands erste Sorge nach der Besitznahme des Elsasses war nicht bloß die strategische Sicherung, es war vor Allem die Wiederaufrichtung der deutschen Universität, das Aufwerfen eines geistigen Bollwerks an seiner Grenze gegen Frankreich, und dieses geistige Bollwerk zu schaffen ward Freiherr von Roggenbach berufen, jener Staatsmann, der seit der achtundvierziger Revolution die Ueberzeugung gehegt zu machen wußte, daß nur die glückliche Entwicklung des deutschen Nationsaates Preußen die Verhältnisse und der Anfgangspunkt für eine Neugestaltung der deutschen Hoffnung sein könne. Sein Glaube hat sich auf's Glänzendste bewährt. Preußen und das neue Reich hat ihm eine herrliche Aufgabe dafür geboten.

Franz v. Roggenbach ist am 23. März 1825 zu Mannheim als Sohn des badischen Generalmajors v. Roggenbach geboren, erhielt seine Erziehung in seiner Vaterstadt und auf den Universitäten Heidelberg und Berlin. In Heidelberg schloß er sich besonders an Gervinus und Schlosser an. 1848 wandte er sich dem politischen Leben mit ganzem Feuer zu, machte seine diplomatischen Studien im frankfurter Reichsministerium des Aeußern und gewann hier die Ueberzeugung, daß nur Preußen die Führung Deutschlands übernehmen könne. Im Mai 1849 vermittelte er in Berlin mit Manteuffel die Intervention Preußens für den flüchtigen Großherzog Leopold und begleitete 1850 den badischen Kammisär zum Unionsparlament in Erfurt. Nach der Restauration trat er auch dem badischen Staatsdienst und brachte die folgenden Jahre auf Reisen in Frankreich und England zu. Die Ueberzeugung, daß nur durch den Anschluß Oesterreichs Heil für den deutschen Bund möglich sei, wurde immer mächtiger in ihm und er arbeitete stets im Stillen für diesen Gedanken. Die Konkordatsangelegenheiten in Baden brachten ihn 1859 der Aktion wieder näher: er verwarf das Konkordat als verfassungswidrig. Man erwartete jedoch beim Sturz des Ministeriums (1860) vergeblich den Eintritt Roggenbach's in das neue Kabinet. Erst als die Lage sehr schwierig wurde, übernahm er Anfangs Mai 1861 das Ministerium des Auswärtigen und des großherzoglichen Hauses. Was er bisher als Ueberzeugung gewonnen, vertrat er nun als Minister und verlieh seiner Politik in den deutschen Angelegenheiten eine Bedeutung, die der kleine Staat, den er vertrat, sonst hätte kaum beanspruchen können. Als jedoch Entscheidungen getroffen wurden, die seinem Programm direkt entgegen waren, schied er Ende September 1865 aus dem Ministerium. Er vertrat jedoch in der zweiten Kammer den Wahlkreis Schopfheim-Kandern. Im Frühling 1866 setzte Roggenbach seinen ganzen Einfluß in Bewegung, um Badens Theilnahme an dem deutschen Krieg zu verhindern. Als diese Bemühungen sich vergeblich erwiesen, verließ er Karlsruhe, um sich im folgenden Jahre in Bonn niederzulassen. Die von verschiedenen Seiten, sowohl von Bismarck, wie von mehreren Wahlkreisen gemachten Versuche, Roggenbach in der einen oder andern Weise an dem

Digitized by Google

politischen Leben im nördlichen Deutschland zu bewegen, verfehlten ihr Ziel. Nur im Zollparlament vertrat er einen bairischen Wahlkreis.

Nun aber nach den deutschen Siegen, die seine kühnsten Hoffnungen verwirklichten, konnte er sich wieder ganz und voll der politischen Thätigkeit hingeben, und gern folgte er dem Ruf als Kurator der neuen deutschen Reichsuniversität, die er vollständig neu zu organisiren hat. Seine Berufungen bekätigen, daß er die schwierige Aufgabe, die ihm auferlegt war, trefflich bewältigt hat; die ganze Organisation ist im großen Styl gedacht und aus solchem Geiste mußte die deutsche Reichsuniversität geschaffen werden. Mit dem Frühjahr werden sich die Hallen eröffnen und deutsche Wissenschaft von Neuem ihren Wohnsitz in der alten Heimat aufschlagen.

Tyll Eulenspiegel.

(Bilder S. 412 u. 413.)

Das lustigste unserer deutschen Volksbücher, Tyll Eulenspiegel, ist eine Schwanksammlung, nicht eine romantische Dichtung, und echt deutschen Ursprungs, nicht französischen Fabliaux entlehnt. Der Held dieser Schnurren, der das Volk gegenüber den höheren und gebildeten Ständen, gegenüber den Städten und Bürgern vertritt, ist nicht eine erfundene Figur, er hat leibhaftig gelebt. In dem Lande Braunschweig, im Waldorfe Knetlingen, da wurde der fromme Tyll Eulenspiegel geboren: sein Vater hieß Klaus, seine Mutter Anna Weibefin. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts durchzog er die Welt, in der er bis Paris und Rom gekommen. Seine Heimat, Norddeutschland, blieb aber der Hauptummelplatz seiner tollen Streiche. Bei Lübeck, in Mölln, wird heute noch sein Grabmal gezeigt, auf dem freilich die Inschrift aus dem Volksbuch verwischt ist, wenn auch sein Todesjahr 1350 noch darauf steht. Die lustigen Streiche, welche das Volksbuch zusammengetragen, sind wohl kaum alle von ihm begangen worden; aber wie auf Faust alle Teufeleien und Zaubereien gehäuft wurden, so mußte Eulenspiegel, nachdem er einmal so viel tolle Streiche gemacht, Alles, was das Volk Lustiges erfand, begangen haben. Er ist der Träger des gesunden einfachen Menschenverstandes gegenüber der Bildung. Es spricht sich in seinen Streichen, wie Kurz sagt, das erste Erwachen des Selbstbewußtseins in den auch von den Städtern verachteten Bauern aus, die zwei Jahrhunderte später ihre Rechte in ganz anderer und blutigerer Weise geltend machen. Er ist zugleich der Repräsentant jener zahlreichen Klasse von fahrenden Schülern, welche

Tyll Eulenspiegel. Wie Eulenspiegel geboren und dreimal getauft wird. (1. Historie.) Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 412.)

damals die deutschen Länder durchzogen und ihre hauptsächlichsten Erwerbsquellen in den muthwilligen Schalksstreichen fanden, die sie auf ihren Wanderungen verübten. Es ist daher auch begreiflich, daß er später das Lieblingsbuch der Handwerksburschen wurde, die in den nachfolgenden Jahrhunderten die Stelle der fahrenden Schüler vertraten.

Eulenspiegel, der zuerst in niederdeutscher Sprache 1483 erschien, ist 1519 von Thomas Murner in's Hochdeutsche übersetzt worden und hat, bis er die Gestalt erhielt, die er heute auf unsern Jahrmärkten trägt, mancherlei Wandlungen erlebt.

Unsere Leser, denen sicher gar viele, wenn nicht die meisten der köstlichen Schnurren unseres Eulenspiegel im Laufe der Zeit wieder entfallen sein mögen, werden es uns Dank wissen, wenn wir einige der hübschesten, mit Bildern von L. Löffler illustrirt, unsern Blättern einverleiben.

1.

Wie Tyll Eulenspiegel geboren und dreimal getauft wurde.

(1. Historie.)

Es ist im Lande Sachsen, im Waldsetz, ein Dorf gelegen, genannt Knetlingen, da wurde das fromme Kind Eulenspiegel geboren, dessen Vater hieß Klaus Eulenspiegel und seine liebe Mutter Anna Weibefin. Als sie des Kindes genas, schickte sie es nach dem Amte Lehnen zur Taufe und ließ das Kind nennen Tyll Eulenspiegel. Nach geschehener Taufe, als die alten Mütterlein sich beim Schmause etwas eingetrunken, da es just sonderlich heiß war — denn man trug der Gewohnheit gemäß das Kind nach der Taufe in's Bierhaus, — machte man sich auf den Weg nach Hause. Die Amme trug das Kind, konnte sich aber nicht halten, als man über einen Steg kam, trat falsch und fiel sehr gefährlich. Dem Kind geschah — Unkraut verdirbt nicht — kein Leid, nur war es über und über mit Koth besudelt und man brauchte lang, bis es wieder rein war. Eulenspiegel aber wurde auf diese Weise dreimal getauft: zuerst in der Kirche, dann in der Pfütze und zuletzt im warmen Wasser. Das war das erste Zeichen, daß das Kind ein Leben voller Fährlichkeiten zu gewärtigen haben würde.

2.

Wie Eulenspiegel im Mondenschein Mehl in den Hof heulen.

(20. Historie.)

Eulenspiegel kam gen Ulfe und trat bei einem Bäckermeister in die Arbeit. Als nun der Meister backen wollte, sollte Eulenspiegel bei Nacht beuteln und dieser verlangte deßhalb ein Licht, damit er dazu sehen konnte.

Digitized by Google

Till Eulenspiegel. Wie Eulenspiegel zu Ulfe Meht in den Hof bruitet und einen Dieb vom Galgen holt. (30. Historie.) Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 412.)

Digitized by Google

Der Meister aber meinte, das habe er nie gethan, bei Mondenschein brauche der Knecht kein Licht. „Nun," sagte Eulenspiegel, „haben's die Andern gekonnt, werde ich's auch können." Der Meister ging schlafen. Eulenspiegel aber nahm den Beutel, hielt ihn zum Fenster hinaus und beutelte das Mehl in den Hof, wo der Mond schien. Als der Meister erwachte und sah, was Eulenspiegel that, fuhr er ihn heftig an und sagte: „Was treibst Du denn da, meinst Du, das Mehl habe nichts gekostet, daß Du's in den Koth hinunter beutelst!" Eulenspiegel aber antwortete: „Ihr habt mir ja geheißen in den Mond beuteln, und so habe ich's gemacht." Der Bäcker rief: „Bei Mondenschein hieß ich Dich beuteln, nicht in den Mondschein." Eulenspiegel aber meinte: es sei nicht viel verloren, dem Mehl schade es nichts. „Aber in Frau Ilsa's zum Backen!" rief der Bäcker. „Laßt Euch rathen, Meister," sagte Eulenspiegel, „wir wollen des Nachbars Teig aus seiner Mulde holen und unser Mehl dafür hineinlegen." Dacob wurde der Meister zornig und sprach: „Den Teufel sollst Du holen: geh' zum Galgen und hole Diebe herein!" Eulenspiegel ging und holte ein vom Galgen gefallenes Gerippe, trug es heim und sprach: „Was wollt Ihr damit thun?" Der Bäcker frug erstaunt: „Was bringst Du da?" Eulenspiegel meinte: „Da war Euch nichts da." Der Meister aber ward zornig und sagte: „Du hast das Gericht bestohlen, Du loser Schalk, das will ich dem Bürgermeister sagen, da sollst Du sehen!" Damit lief er nach dem Markte und Eulenspiegel ihm nach. Dort fanden sie den Bürgermeister und der Bäcker verklagte seinen Knecht. Eulenspiegel stellte sich aber gleich neben ihn. Darob ward der Bäcker so zornig, daß er nicht mehr wußte, was er sagen wollte, und fragte Eulenspiegel, was er wollte? „Nun, Ihr habt ja gesagt, ich solle sehen. Da stehe ich nun und sehe." „Geh' mir aus den Augen!" rief der Bäcker. Eulenspiegel antwortete: „Saß' ich Euch in den Augen, so müßte ich Euch auf den Nasenlöchern kriechen, wenn Ihr die Augen zumacht." Da ging der Bürgermeister fort, da er sah, daß er's mit Narren zu thun hatte, und ließ sie stehen. Da das Eulenspiegel sah, lief er auch hinweg und ließ den Bäcker stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Schweden.

II. Eine Reise nach den Trollhättanfällen.

Es war am Vorabende des Johannistages, der hier in Schweden als eines der Hauptfeste nicht nur durch zweitägige Arbeitsruhe, sondern mehr noch durch zahllose Lustreisen nach allen Himmelsgegenden gefeiert wird, als ich, die frische, kühlende Abendluft genießend, langsam an der nahe vorbeifließenden Göta-Elf auf- und abpromenirte. Die Zeit war gekommen, wo ich in der deutschen Heimat gepflegt hatte, den kräftigen Stock in der Hand zu nehmen, die mit den nothigsten Bedürfnissen versehene Tasche umzuwerfen und nach irgend einer Richtung hin meine Schritte wendete, um ohne Ziel und Ziel in die weite Welt hinauszuwandern.

Die Erinnerung an all' das Schöne und Interessante, was ich da auf diesen größeren und kleineren Touren gesehen und erfahren, hatte mich mit mächtiger Gewalt gefaßt und meidisch bisdte ich den schlanken Dampfern nach, die, vollgepfropft von Oben bis Unten mit Passagieren, nach den Bergen rauschten, nach den prächtigen, herrlichen Gegenden des Trollhättan, nach den glänzenden, weiten Flächen der großen Seen, nach dem Venedig des Nordens: Stockholm. —

Von allen Schiffen wehten weiße Tücher beredter zum Ufer, und es war, als wollten sie mich ganz besonders einladen, den Genuß einer freien, unbehinderten Natur, wie sie sich weiter hinauf endlos ausbreitet, mit ihnen zu theilen.

Mit einem Ruck schüttelte ich alle Geschäfts- und sonstige bedenkliche Fragen von mir, und entschied mich zu einem Ausfluge nach Trollhättan.

Freund D. sagte als Reisegefährte zu und es wurde beschlossen, daß uns der Dampfer am andern Morgen stromaufwärts tragen sollte, „hinein in der Naturen verschlossenen Winkel".

Der andere Morgen war schön und ein heißer Tag ließ sich erwarten. Langsam schritten wir dem Hafen zu und waren überrascht, die sonst um diese Zeit leeren und todten Straßen von einer wogenden, leicht oder schwer bepackten Menschenmenge angefüllt zu sehen. Allen sah die „Mittsommer-Partie" aus den Augen, und Alle strömten einzeln oder in ganzen Familien und Gesellschaften, aus allen Ecken und Enden der Stadt auf die Hauptstraße einbiegend, zum Anlegungspunkte der Dampfboote zu.

Eilig drängte und schob sich eine zerlesluftige Volksmasse um den schmalen Beetertreg, am Eingang und vielleicht auch einen guten Platz auf dem geräumigen Schiffe zu gewinnen; da war keine Aussicht, auf dem gewöhnlichen Wege sobald das Gewünschte zu finden. Kurz entschlossen kletterten wir nach einem gewagten Sprunge auf das Salon- oder Haupttandeck, das sich in der Mitte des Bootes eine Etage höher über das Vorder- und Hinterdeck erhebt — wir zeetheilten die dichten Zweige, um aus über die Barrière zu schwingen: aber mit dem Ausdruck der unwillkommensten Störung wendeten sich ein halb Dutzend dicht an einander gereihte Herren- und Damengesichter zu uns Eindringlingen und schienen durchaus gar keine Lust zu haben, das enge und schmale, bis auf den letzten Winkel mit stehenden Passagieren angefüllte Plateau mit noch zwei wie aus dem Himmel gefallenen Menschenkindern zu theilen.

Rathlos blickte ich auf das in ausnahmslosen Zähen den Passagierern der ersten Klasse angewiesene Hinterdeck hinab — o weh! da war auch nicht mehr soviel Platz, daß eine Ameise hätte durchschlüpfen können, und jedes neugierig und spähend hinab- oder hinaufblickende Gesicht wurde als annektionslustiger Gedanke mit entrüsteten Blicken zurückgewiesen. —

Da blickte auf das Vorderdeck — dasselbe unmittelbare Bild einer zusammengepreßten, eingeketten Menschenmasse, aus der sich vorläufig nichts Weiteres unterscheiden ließ, als zahllose Köpfe, Hüte und Mützen von allen möglichen Formen.

Und doch strömte es noch aus allen Straßen hervor; Hunderte, nein Tausende mit und ohne Gepäck, mit und ohne Kindern, Kleinolinen, Hunden und sonstigem Zubehör eilten von sechs baerenden Dampfrosten zu, die gedaldig die unternehmenden Mitglieder der heutigen Reisewelt aufnahmen.

Noch einmal blickten wir auf das schmale Uebergangsbrett, das unter der Last von wenigstens fünfzehn schweren Körpern zu beechen drohte — da war keine Rettung! Entschlossen schlug ich ein Bein über die Barrière an den breiten Rücken eines Bankiers and der Testra Hamngatan. „Ursäkta mig, mina Herrar, är det möjligt, att wi lamnsla plats här?" Entschuldigen Sie mich, meine Herren, ist es möglich, daß wir hier Platz erhalten können?) setzte ich laut dem fühlbaren Winke hinzu und suchte so fest wie möglich zu stehen.

„Dåe omöjligt, det går inte alls — jag tyder, det fjorsd (das ist unmöglich, geht ganz und gar nicht — ich dächte, man könne das sehen)" war die allseitende Antwort des unsanft Betroffenen, indem er sich hinter an die Barrière zu lehnen versuchte. Mein Kühn vordringender Bein aber war schneller und hatte bereits festen Fuß gefaßt — ohne Weiteres zog ich das andere Bein, Kopf und Oberkörper nach, und war schließlich Mitinsasse des hohen Decks — beglückten mein Freund. — Ohne und um die drohenden und finstern Mienen unserer zusammengequetschten Reisekameraden zu kümmern, amerkirten wir das auf dem Hochdeck befestigte, über das Vordeck luftig hängende, mit einem Segeltuch frumm überzogene Handboot und hatten nun einen allerdings in Betreff der Bequemlichkeit und der weiten Umsicht, die wir von hier aus üben konnten, beneidenswerthen Platz erhalten.

Das letzte Zeichen mit der Glocke ertönte, das Beett wurde weggezogen — und der letzte Passagier war auf das Vorderdeck gestopft worden; langsam fing die Maschine an zu arbeiten.

Ein den Himmel stürmenden Rothrauchschwei war der Abschiedsgruß.

Wie schon gesagt, war das Schiff so gefüllt mit Reisenden, daß auch die geringste Bewegung, und wenn es das Hervorholen des Cigarrenetuis aus der Rocktasche galt, mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden war.

Vor der Enge von dem Andern getrennt, so durfte er nicht hoffen, mit ihm vor Ende der wahrscheinlich achtstündigen Fahrt vereinigt zu werden. Die eleganten, oft brillanten Toiletten der Damen waren mit Gewalt auf das allerärgste Maß des Körperumfangs beschränkt worden — vergebens versuchten die zitterenden Hände einige Ordnung in diese unerhörte Faltungslosigkeit zu bringen — berartige Bewegungen waren Unmöglichkeiten — gehörten in das Reich der Idealie.

Rings um das Hinterdeck zogen sich Holzbänke, und glücklich hatte man sich natürlich geschätzt, einen solchen Platz erobert zu haben. — Man war sehr bitter getäuscht worden. Schonungslos wurde der Gesammtschooß der Bankinhaber zu weiteren Sitzen für die Nachstehenden verwendet, und diesen war es unmöglich, sich zu erheben, da die Nächsten wieder zu einer unverändertich schiefen Lage an sie gepreßt worden waren.

Die Gegend, durch die wir fuhren, ist dem Leser bereits bekannt. Hinter der kleinen Stadt Kungeli werden die Berge allmälig niedriger, die Ufer durch das herrliche Nadelholzgrün, das hier Berg und Schlucht schmückt, reizender, der Strom wird schmaler. — Die Szenerie hat große Aehnlichkeit mit der auf der Fahrt von Cochlen bis Schandau auf der deutschen Elbe.

Wir hatten das Rauschen des ersten unbedeutenden Falles bei dem ersten Dorfe Lilla Edit — schon hinter uns ihn. Das Boot lenkte an's Ufer, um auch dem rasend dahinschießenden Steome herauszukommen und bog ein in einen schmalen Kanal, der zur ersten der weltberühmten Schleusen führt, in die wir einfahren.

Wir dampfen weiter, nachdem wir 5 Fuß in die Höhe gestiegen sind. In Lilla Edit haben wir eine zweite Schleuse von derselben Höhe zu passiren und biegen schließlich aus dem endlos langen Kanal wieder in die ruhig fließende Göta Elf ein. Sie haben wie ihren ersten Fall vermieden oder überstiegen, der sich hier über einen etwa 400 Fuß breiten

Digitized by Google

und 9 Fuß hohen Felsen stürzt. Wir erstaunen über die ganz enorme gewaltige Wassermenge, die er mit sich führt, die er donnernd gegen die hindernden Felsen wirft, so daß sich die ungeheure Masse in Milliarden Tropfen und Strahlen brausend und zischend zertheilt.

Eine dritte Schleuse mit einer Hebung von 3½ Fuß passiren wir bei Merschtrem, wo die Eil eine gefährliche, unpassirbare Stromschnelle bildet. Die Natur um uns her wird wieder prächtig. In anmuthigen Windungen schlingt die Eil sich durch die Berge. Um uns her ist's still und ruhig und der Wellenschlag des Schiffes ist das einzige stärkere Geräusch, das wir hören.

Es war 1½ Uhr Nachmittags, als herunbegann und vorsprechend ein leises Grollen an unser Ohr schlug: die Trollhättanfalle. Schroffer wurden die Ufer und steiler, aber sie waren in hohem Grade schön und reich an malerischen Gebirgsszenen. Der Strom drang, weiße Schaumblasen mit sich führend, die uns wie leichte Grüße von dem nahen Zicle dünkten, in unaufhörlichen, stärker werdenden Windungen durch die steilen, bis hoch hinauf mit Laub und Nadelholz bewachsenen Felsen.

Schmale Bäche hüpften lustig durch Stein und Gebüsch herunter und bildeten Wasserfälle in Miniatur. Majestätische Buchen tauchten die Riesenäste badend in die langsam dahin rollende Flut und bildeten unter sich kühle Grotten, aus denen tausend Vogelstimmen trillern. — Noch eine Wendung, ein weites, strudelndes Becken lag vor uns; die Schiffsreise galt, das Steuer wich zur Seite gedrückt, die Maschine hört auf zu arbeiten — wir sind am Ziele.

Wirbelnd strömt es durcheinander — tausend Aufe auf einmal; ein unbeschreibliches Stoßen, Drängen, Pressen und Drücken — ein Jammern, Aechzen und Stöhnen und der ganze Troß quillt an's Land — ein einstimmiges „Ah!“ der Erleichterung erschallt aus Aller Munde, die Gesichter nehmen sofort Farbe und Charakter an; man sucht und findet sich und endlich entweidet sich der ganze Reiseschwarm in unabsehbarer Reihe den Berg hinauf. — Jetzt ist's auch für uns Zeit, den lustigen Ausenthalt zu verlassen und heiter schließen wir uns der Menge an.

Rein, wir bleiben stehen! — Das Schauspiel vor uns ist zu schön und zu großartig, um es im Vorbeigehen zu betrachten.

Vor uns dehnt sich hinein in die Berge in leichten Bogen nach Nocken ein Thal, aber besser, eine aus vielen kleinen Seitenschluchten bestehende Senkung, über deren bis zum tiefsten Dunkel schattirtes Grün des Nasens und der Wälder das Auge mit Ueberraschung schweift.

Großartig aber im höchsten Grade präsentirt sich eine doppelte Nielentreppe, wie geschaffen für den germanischen Fuß eines mächtigen Bergesriesen — es sind an 15—20 Fuß hohen Stufen, die, dem Bogen der Schlucht folgend, sich in die Berge hineinziehen. Das sind die Schleusen des Trollhättans, das sind die in ihren Prinzipien einfachen, in ihren Wirkungen so gewaltige Maschinen, die die bedeutendsten Fahrzeuge bis dort hinauf heben, wo unser Auge an den Gipfeln der höchsten Bergfelsen hängen bleibt.

Kann es möglich sein? — Sieh, dort jene Schlucht, die weiter hinauf sich dem staunenden Auge entzieht, ans ihr tritt, wie aus den Coulissen eines kolossalen Theaters, langsam und majestätisch einer der größten und schönsten Elfhampfer hervor; greift zeichnet sein grauer Anstrich sich von dem Nadelgrün da oben ab; frei scheint er auf den Wipfeln der Bäume zu schweben, und die Maste, bunt bewimpelt, strecken sich hoch über Felsen und Wälder in die sonnigen Lüfte empor. — Da senkt das Schiff sich tiefer, es sinkt allmälig nieder, wieder geht es einen Schritt vorwärts, mehr noch tritt es aus dem dunklen Felsenreich hervor — wieder senkt es sich — es wendet in leichten Bogen sich uns zu, tiefer und tiefer steigt es in langsamen Nielenschritten die steilen Felsen herunter; da fährt es hervor auf dem vorletzten Schleusenbassin, auf der letzten Stufe der gewaltigen Treppe; der Rumpf verschwindet wieder hinter den schwarzen Thoren — da werden diese geöffnet, mit stolz und anmuthig verläßt es den gefährlichen Bergpfad.

Wüßt Du das Gegentheil sehen? — Wir sprachen von einer Doppeltreppe. Parallel zuerst, dann aber sich verlassend, führen beide hinauf zu gleicher Höhe in den Bergsee Aresjöe. — Die zweite, uns links liegende Schleusenbahn zieht sich in stärkeren Bogen nach Norden — ein Dampfboot hat bereits die Fahrt angetreten. — Da hinauf soll es? fragen wir und den vor uns liegenden Koloß blicken und dann auf die Schluchten, Felsen, Berge und Wälder, die bis zur oerschwimmenden Höhe im Wege liegen. — Da hinauf? — Es muß!

Schon hat es das Wasser auf den zweiten Absatz getragen, immer werden die Thore nach ihm seit geschlossen, daß kaum ein Tropfen des tragenden Elements entschlüpfen kann; die Thore vor ihm dagegen werden nachgelassen — hinein in das Bassin strömt das Wasser, hebt sich und das Boot höher und höher von einem Niveau zu dem andern höher gelegenen — schon scheint es, als ob es hineinfahren wollte in die Höhlen der Berge. Es dünkt dem Auge ganz unglaublich, daß dort, wo es gewohnt ist, nur Baumgruppen abwechselnd mit grauem Stein zu sehen, wo knapp ein schmales Häuschen sich auf dem Bergabhang halten kann, daß dort, wo wir den wilden Sturzbach und darüber in ihrer Einfachheit gefährliche Stege vermuthen, daß dort ein mächtiges Schiff seinen Weg nehmen soll. — Da sieh! wie hoch es steht und steigt! Unabläßig rollen die Wasser nieder in die hinter ihm geschlossenen Bassins. Da wird es sich unseren Blicken entziehen — sieh, es verschwindet hinter einer grauen Felsenwand.

Das ist das erste Wunder des Trollhättan — er hat ihrer drei. —

Deutschlands spekulative Geister würdeu diese bevorzugte Stelle einer gewaltigen Naturzeugerei, mit der ein weltberühmtes Werk einer großartig entfalteten Kunst verbunden ist, sich gar zu Nutze gemacht haben und wahrscheinlich würde dann, Hotel an Hotel gereiht, eine kleine vestunnstentielle Stadt entstanden sein. Daß alle hatte ich hier erwartet, doch aergebens irrten darauf zielende Blicke in der Umgebung umher. Die wenigen Privat- oder Bauernhäuser, die sich unter den kolossalen Buchen placirt hatten, waren dem Fremdenverkehr unzugänglich, und mit dem Gedanken, daß ein mittelmäßiger Bierverkäufer an diese Stelle mit gutem Gewissen eine einfache Hütte hatte aufschlagen können, nehme ich meinen Freund unter den Arm, und langsam trollten wir den breiten Weg an den Schleusen hinauf, um nach den Fällen und wo möglich auch nach einer Erfrischung zu suchen.

Sanft steigt der Weg nach Trollhättan das Thal hinauf, beschattet von imposanten Nadelholzwaldungen — die Schleusen bleiben uns rechts, und nichts stört die Stille der herrlichen Natur, als einige Nachzügler des hinaufgewanderten Menschenschwarmes.

Der Wald unterbricht sich zur Rechten und der kleine Bergsee Aresjöe dehnt sich weit hinüber zu den die Aussicht schließenden Felsenmassen. Mehrere Segel- und Dampfboote ziehen da drüben ruhig ihre Bahn, kleine Handbäthe durchkreisen das Wasser nach allen Richtungen und geben ein reizendes Bild einer idyllischen Gebirgsstaffage.

Wir wandern weiter und stehen jetzt auf den Schleusenkanal, der, von Oben kommend, rechts in den See einbiegt.

Welche ungeheure Mühe, Arbeit und Zeit dieses Werk gekostet, das zeigen und die mächtigen Felsen, durch die der Kanal gehauen, die tiefen Schluchten, über die er in gemauertem Bett geführt worden ist. — Ihm entlang gehend kommen wir schließlich zu den ersten Häusern des Dorfes Trollhättan. Donnend schlägt das Gestöse des Falles an unser Ohr — noch aber sehen wir ihn nicht. Der Kanal — er hat das Ansehen eines voll fließenden breiten Mühlgrabens mit hohem Bett, zieht sich krümmend durch die Häusekomplexe, und soeben kommen mehrere große Dampfer von Oben aus dem Malarsee und setzen hier ihre Passagiere ab.

Wo kommt das riesige Schiff her? fragt man unwillkürlich wieder: es überragt alle, auf hoher Höhe, schwimmend auf einem schmalen Wasserstreifen, ein gewaltiges Boot zu treffen, das an Größe die kleinen, dicht daneben stehenden Holzhäuser weit überragt.

Was und so imponirt, das ist, daß kein analoges Verhältniß existirt, welches die Begriffe eines dicht zusammenhängenden Dorfes und eines Schiffsoberthes assimilirt, den wir in ganz anderer Umgebung suchen und der sich hier so großartig entwickelt. — Wir sind zwar gewohnt, den flüchtigen Eisenbahnzug durch ein Dorf rollen zu sehen, nicht aber, wie hier, die bedeutendsten Seeschiffe. (Schluß folgt.)

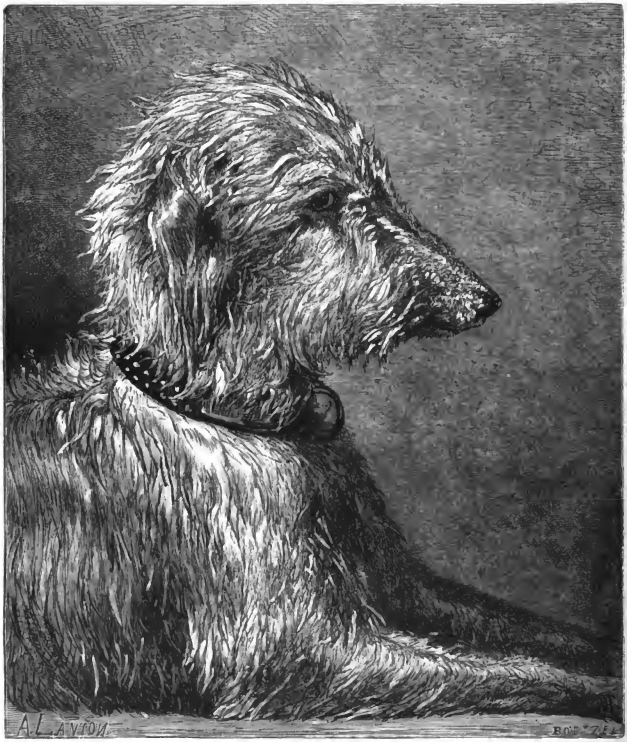
Der kurdische Hund.

(Bd. 3. 416.)

Der Hund ist unter allen Thieren der getreueste Genosse des Menschen, der, sei er nun wild, zahm und ungestiftet, aber gebildet und inmitten der Kultur stehend, ohne den Hund gar nicht gedacht werden kann. Mensch und Hund ergänzen sich gegenseitig in hundert und tausend Fällen, seine Schnelligkeit und Stärke des Geruchs haben ihn zum mächtigsten Gehilfen des Menschen gemacht — der Hund ist das einzige Thier, welches dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist. Ueberall kennt man den Hund, Jeder glaubt ihn selber grändlich und hinlänglich zu kennen, der Naturforscher allein muß gestehen, daß er im Grunde noch äußerst wenig, und kaum irgend etwas Sicheres über den Hund weiß. Während die Einen ihn direkt vom Wolfe abstammen und als weitern Abkömmling der sogenannten wilden Hunde, wie des Dole, Dingo und Buansuah gelten lassen wollen, stellen Andere ihn als eine ganz für sich bestehende Rasse hin, darauf hinweisend, daß Bauart und Gebiß verschieden sind und die sogenannten wilden Hunde nie bellen, während doch gerade unsern Hund charakterisirt. Es könne aber doch nicht angenommen werden, daß der Hund erst in der Gefangenschaft das Bellen gelernt oder umgelehrt es durch Verwilderung verlernt habe. Welche Ansicht die richtige ist, wer will es entscheiden? Sicher ist, daß die herrenlosen Hunde Asiens und der Inseln zu den größten Landplagen gehören, deren Ausrottung aber der Zelam geradezu unmöglich macht, indem er die Tödtung eines Hundes

Digitized by Google

verbietet. So erzählt Brehm in seinem berühmten „Thierleben", daß er einst nur mit Mühe und Noth der Wuth des mosleminischen Pöbels entgangen sei, als er einem vor Schmerzen heulenden Hunde aus Mitleid den Gnadenschuß gegeben. Das arme Thier lag, von seinem der vorüberwandelnden Moslems beachtet, in der Straßengosse, unfähig selbst sich von der Stelle zu rühren, da ihm durch ein Wagenrad das Rückgrat entzwei gefahren war. Die Gläubigen des Islams zu überzeugen, daß seine That menschlicher gewesen, als ihre blinde Koranregel, war freilich eine



Der kurdische Hund. (S. 413.)

heikle Aufgabe für einen Giaur, den der Mohammedaner selbst mit dem Namen des Hundes zu beehren gewohnt ist. — Diese Hunde sind „verwildrete", leben aber immer noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse vom Menschen und in steter Gemeinschaft mit den Haushunden.

Eine bei uns kaum bekannte Rasse sind die Hunde Kurdistans, von mittlerer Größe, gewöhnlich mager, mit struppigen langen Haaren von dunkler Farbe, eine Rasse, von der wir eine Abbildung bringen.

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Novellenroman von **Dr. F. Ch. B. Avé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Das Wohnzimmer, in welchem das Mittagsmahl eingenommen war, lag gleich vorne am Vorplatz und war ziemlich geräumig.

Es hatte drei Fenster und war heller und freundlicher, als die Zimmer der darunter im ersten Stod befindlichen Etage, da es in gleicher Höhe mit dem gegenüberliegenden Seitenflügel des benachbarten Wirthshauses, der sogenannten „Henne", lag und Morgens sogar das Sonnenlicht auf einige Zeit über das ziemlich flach abfallende Dach in den obern Stod gelangen konnte. Trotz dem einfachen, ja beinahe dürftigen Meublement, — einem Tisch, einem Sopha, zwei Kommoden, einem Eckschrank und einem halben Dutzend Stühle, — war das Zimmer äußerst sauber gehalten, und die Fenster mit schneeweißen Gardinen versehen, welche sich stets sauber hielten, da Herr Gerstenfeld gewohnheitsmäßig niemals rauchte, weil ihm — wie er stets sehr bestimmt behauptete — trotz seinem guten Appetit der Sinn des Geruchs und des Geschmacks gänzlich fehlte! In der Ede beim letzten Fenster stand auf einem losen geschnitzten Untergestell ein sehr altes, kleines, aber noch recht gut erhaltenes Spinett, an welchem der alte Organist zu komponiren pflegte.

Im anstoßenden Zimmer mit nur dürftigem Mobiliar stand das Bett des Alten, und an dieses Schlafzimmer stieß das sehr einfache, aber ungemein sauber gehaltene Schlafstübchen des jungen Mädchens. Von hier aus ging wieder eine Thür zum kleinen Vorplatz im Hinterflügel, dessen dem Hofe zugewandter Theil zu einer kleinen, nischenlosen Küche nebst Speisekammer eingerichtet war. Von diesem Vorplatz führte eine ziemlich steile Treppe in den Stallraum an der Hintergasse hinab.

In dieser Wohnung walteten nun das junge Mädchen, an welchem der alte Herr Gottfried Gerstenfeld mit der innigsten Liebe hing. Margaretha Burgsdorf war die Tochter eines Kantors in einem Dorfe nicht weit vom Heimatsdorfe des alten Organisten Gerstenfeld. Der Vater des jungen Mädchens war ein Jugendfreund des Letzteren gewesen und hatte später auch eine Cousine desselben geheirathet. Vor anderthalb Jahren waren beide Eltern gestorben; die verwaiste Tochter, welche das alte Freundschaftsverhältniß zwischen ihren Eltern und Gerstenfeld kannte, ohne von der ärmlichen Lage des Letzteren unterrichtet zu sein, hatte ihn um Aufnahme gebeten, welche er trotz seiner beschränkten Verhältnisse freudig zusagte. Der alleinstehende Mann fand nun aber in der Nichte einen Anhalt, der ihn mit allen Banden des Lebens wieder aufschuf, und der er seine ganze Liebe und Sorgfalt widmete. Das dankbare Mädchen suchte dafür nach allen Kräften dem alten Manne zu vergelten, und schaffte so fleißig und uneermüdlich mit ihrer Hände Arbeit, daß sie ihm in der That nicht nur keine Last, sondern sogar eine wahre Stütze und Hülfe in seiner täglichen Lage wurde.

Die große Liebe und Verehrung, welche Herr Gerstenfeld gegen seine Nichte hegte, beruhte nicht auf der wirklich tadellosen Schönheit des jungen Mädchens, über die er faft gleichgültig hinwegsah, sondern auf der Offenbarung eines Reichthums an den herrlichen Gaben des Geistes und Gemüthes, welche durch die gewissenhafte Erziehung des liebevollen Vaters eine bedeutende Ausbildung erhalten hatten. Margaretha war bei aller sorgfältigen pestigen Ausbildung nicht über die Sphäre des schlichten bürgerlichen Mädchens hinausgerathen; sie war eine eben so gute Kennerin der deutschen Literatur, wie eine tüchtige praktische Wirthschafterin, und war dabei echt weiblich, demüthig und bescheiden geblieben. Ihre herrliche Sopranstimme war durch den tüchtigen Unterricht des Vaters so vortrefflich ausgebildet worden, daß ihr sofort nach dem Tode der Eltern ein sehr vortheilhaftes Engagement beim Theater angeboten wurde, das sie jedoch zurückwies, da das Bühnenleben ihrem ganzen Wesen widerstrebte.

Zu allen diesen Vorzügen des Geistes und Gemüthes gesellte sich nun noch ein herrliches Geschenk, welches die Natur mit unbegreifter Willkür bald in Palästen, bald in den Hütten der Armuth spendet: die tadellose körperliche Schönheit. Margaretha war von schlankem, ebenmäßigen Wuchse, der nur wenig über die Mittelstatur hinausging, und dabei von jener anmuthigen Fülle, in welcher alle Formen nur um der plastischen Harmonie willen miteinander zu wetteifern scheinen. Das von dem dunkeln glatten vollen Haar umgebene Haupt schien sich leicht auf dem zierlich gerundeten Hals zu wiegen, die offene edle Stirn und den fein und markirt geschwungenen Augbrauen, die edel geschnittene gerade Nase, die klaren lieblauen Augen, der graziös geschweifte Mund mit den leicht schwellenden Lippen und tadellosen Zähnen: Alles vereinigte sich zu einem vollendet schönen Bilde mit dem ganzen Adel echter weiblicher Anmuth und Würde. So wenig auch der alte Organist in diesen herrlichen Vorzügen befangen schien, so sehr übte doch die ganze Erscheinung einen gewaltigen Einfluß auf ihn, und Margaretha galt ihm sogar als das einzige Wesen in der Welt, das nicht der Seelenwanderung unterworfen war, und daher kam es denn auch, daß er sie in seiner tiefen Verehrung als „absolute Seele" bezeichnete, welche von Ewigkeit her nur Seele gewesen war und nur wieder Seele werden konnte, deshalb aber auch frei von irdischen Empfindungen, namentlich von irdischer Liebe, bleiben müsse. Mit fast unerklärlicher Sorgfältigkeit blickte er daher trotz seiner sämmerlichen Lage auf die Zukunft seiner Nichte, wenn er dermaleinst mit Tode abgehen und wiederum ein auftraisches Känguruh werden sollte, wie er bereits vor tausend Jahren in dem noch damals unentdeckten Weltheile gewesen war.

Dennoch war ihm aber sein Liebling trotz halb zum Gegenstand schwerer Sorgen geworden. Als Margaretha vor anderthalb Jahren gekommen war, und sich in seiner einsamen Wohnung eingerichtet hatte, fühlte er, trotz seiner persönlichen Behaglichkeit in der gemeinsamen Wohnung, doch nach einigen Wochen, daß das junge Mädchen mit seinen wohlberechtigten Ansprüchen auf freundliche Lebensgenüsse doch wohl nicht auf die Länge ein so vereinsamtes und entsagungsvolles Leben führen dürfe. So sehr er nun auch von dem Glauben durchdrungen war, daß Margaretha sei ihrer Unsterblichkeit, als absolute Seele sich selbst in irdischen Empfindungen zu ergehen, auch niemals andere Empfindungen als die der absoluten Verehrung einzuflößen vermöge, so hatte er doch, als er sie verschiedentlich in das gastliche Haus seines alten Landsmannes Herrn Jakob Langmann einführte, die Vorsicht beobachtet, der Familie anzubinden, daß seine Nichte nur auf kurze Zeit zum Besuche gekommen und ihr Aufenthalt nur sehr unbestimmt sei. Die gastfreundliche Familie hatte nun das in seiner anmuthigen Bescheidenheit doppelt schöne Mädchen mit liebenswürdiger Gastfreundlichkeit aufgenommen und schon nach einigen Tagen sie ohne den alten Organisten zur Geburtstagsfeier der einen Tochter zu den ländlichen Damenkreise eingeladen.

Voll banger Sorge hatte der alte Gerstenfeld die Einladung selbst angenommen, doch hatte er nur unter der Bedingung zugelegt, daß Niemand im Hause den übrigen geladenen Damen, von denen manche vor tausend Jahren Staatsmänner, Gesellschaftsdogel und Arras gewesen seien, Namen und Herkunft seiner Nichte verrathen, sondern sie nur unter dem Namen Margaretha vorstellen sollten, wenn überhaupt die widermärtige Komödie der Vorstellung nicht durchaus zu vermeiden sei. Dem alten Hausfreunde zuliebe waren die Damen des Hauses nicht nur auf die feierlame Bitte eingegangen, sondern hatten sogar auch in überschüssiger Diskretion das auffallend schöne Mädchen beim Eintritt den staarmaß- und geselschaftsvogelverdächtigen Damen als Fräulein Margaretha Müller aus Burg vorgestellt. In gleicher Weise wurde der zufällig in die Damengesellschaft und beim Anblick der fremden jungen Dame in völlige Ekstase gerathene Vetter Otto abgefertigt, und sogar, als er nach dem namenvollen Gesang der Dame, welche das Ave Maria von Franz Schubert vorgetragen hatte, seine jüngste Cousine bei Seite zog und sie um Gottes und aller Heiligen willen um nähere Auskunft über das Wer, Woher und Wo des himmlischen Engels beschwor, mit der etwas spitzen Bemerkung abgefertigt, daß der himmlische Engel nur erst eine zufällige dreitägige Gesellschaftsbekanntschaft sei, jedenfalls vom Himmel stamme und höchst wahrscheinlich dahin zurückkehren werde, und daß der Fragesteller die näheren Personalien und Details selbst am besten wissen müsse, da er ja Polizeidirektor sei. Unglücklicherweise wurde sogleich darauf dem Herrn Polizeidirektor der Ausbruch einer Feuerobrunst in einer entfernten Vorstadt gemeldet.

Mit brennendem Herzen mußte er dahin eilen, wohin ihn die unerbittliche Pflicht rief. Erst nach mehreren Stunden war das Feuer gelöscht, aber sein lodendes Herz stand noch immer in hellen Flammen, und als er später vor des Onkel Langmann's Haus kam, lag Alles in friedlichem Schlaf und Dunkel auf diesem Herde, auf dem die Feuerobrunst in seiner Brust so überaus hell aufgegangen war.

Voll ängstlicher Spannung hatte der alte Organist an jenem Abend der Rückkehr seiner Margaretha geharrt. Ein Arzt konnte nicht scheer den prüfenden Blick auf einem gesährdeten Kranken haften lassen, als der alte Gerstenfeld auf seiner Nichte, sobald diese am halb zwölf Uhr zu ihm in's Zimmer trat. Zwar stand sein Glaube an die Unsterblichkeit der absoluten Seele für irdische Empfindungen fest, aber den ganzen einsamen Abend hindurch hatte ihm ganz unwillkürlich das potenbrische Bild vor Augen gestanden, daß ein frommes weißes Lämmchen, das den schicklichen Lauf in die frische Freiheit verfehlt hatte, von einem Löwen verfolgt werde. Als Margaretha nun Mantel und Hut abgelegt hatte, und ihm ihr schönes Gesicht heute in lichterer Glut erschien, als er jemals wahrgenommen hatte, fiel ihm die unheimliche Parabel vom Lamm und Löwen wieder schwer auf's Herz. Margaretha wußte von Allem erzählen, welche Damen da gewesen, was gegessen und getrunken, was gerebet und ob und was und von wem musizirt worden sei. Endlich schloß sie das musikalische Thema mit der etwas schüchternen Auskunft ab, daß sie selbst das „Ave Maria" gesungen, und daß dieß einem sehr musikalischen und für Franz Schubert hoch begeisterten jungen Mann, der

Digitized by Google

sich ihr als der Polizeidirektor Herr Otto von Seelen vorgestellt und auch selbst das herzliche bewegte Lied von Schubert „Ungedulb" sehr schön vorgetragen habe, recht gut gefallen zu haben scheine.

Bei Nennung dieses Namens schlug die alte Gerstenjeld entsetzt und verzweifelnd ihr Hände zusammengeschlagen, und trotzdem die erröthende Margaretha heilig versichert, daß ihr Intagnito strengstens bewahrt geblieben und sie den Polizeidirektor nur unter dem Namen Margaretha Müller aus Burg vorgestellt worden sei, händeringend und mit schwerem Seufzern ausgesprochen, daß er jetzt ein verlorener Mann sei, denn der Polizeidirektor wolle in seinem Amte mit barbarischer Strenge, wie er ja denn auch bereits ein afrikanischer Löwe gewesen sei, und werde nun mit dem überaus feinen Organismus der polizeilichen Spürnase weiter nachforschen, sie entdecken und ihn selbst dann zu zehn Thalern Strafe verurtheilen, da er gegen das Polizeigesetz gefehlt und sie nicht sogleich als Fremde bei der Polizei gemeldet habe!

Nur allmälig gelang es dem bekümmerten Mädchen, den alten Onkel einigermaßen zu beruhigen und ihn zum Zubettegehen zu bewegen. Sie selbst schlürfte dann in ihr einfaches Schlafstübchen, zog leise das Vorhau auf und blickte lange zum Vollmond hinaus, der so eben über das Dach des benachbarten Wirthshauses aufstieg und ihr mild und freundlich in das schöne Angesicht lächelte. Endlich suchte auch sie das Lager auf, schlief mit verklärtem Lächeln ein und sah im Traum das anmuthige Bild, wie Amor den Löwen bändigt.

Nebenan in seiner Schlafstube dachte der alte Organist auch an den Löwen, aber mit wachen Augen und mit schweren Seufzen, und ließ auch den Amor und selbst das Lamm ganz bei Seite; nie auf einen Bogenschilde erblicken ihm der Löwe, nach heraldischem Ausdruck „zum Grimmen geschickt", in der einen Pranke das Strafprotokoll, in der andern die Strafbüchse mit der Etikette: „Zehn Thaler Strafe".

Vergebens suchte er das visionäre Entsetzensbild von den Augen seiner Seele mit irgend einem Neun- und Trostspruch seines Freundes Sirach zu verscheuchen. Gerade das Wort fiel ihm schwer auf das Herz: „Kummt Du einen Fremden zu Dir ein, so wend er Dir Unruhe machen und Dich aus Deinem Eigenthum verteufen." Aber die absolute Seele war ihm ja keine Fremde, sie war ja sein Alles, seine Stütze und Freude und ganzer Trost, und Sirach sagte ja auch: „Der Herr ist wunderbarlich in seinen Werken und Niemand weiß, was er thun will." Da lief die Löwe Strafprotokoll und Strafbüchse fallen und nahm eine ruhige, majestätisch schreitende Stellung an. Aber da kam wieder anfant das händeringenden Amor sein Widerpart und Hausgenossin, die alte Wittwe Sophie Nicolofon, zog dem Löwen ein altes Ende Knaltcauschnur durch das Maul, befiegt ihn, teilte das zähnefletschende Ungeheuer gerade auf ihn los und hielt ihm mit der Rechten die Strafbüchse entgegen.

Mit einem schweren Seufzer wachte sich Herr Gottfried Gerstenfeld herum auf die andere Seite, um möglicherweise noch ein anderes Bild ohne Löwen zu gewinnen. Nun wich der visionäre Löwe zwar nicht vor seinen Blicken, aber plötzlich und erschrocken war nun die Dame mit der Strafbüchse vom Löwen herabgesprungen und er selbst fand sich in knappen bunten Trikots mit der Drahtpeitsche in der Hand dem Rönig der Thiere gegenüber, wie der Begründer der psychologischen Zwangstheorie, der Löwenbändiger von Atu vor dem Löwen, und dieser streckte sich demüthig nieder zu seinen Füßen.

Das trostreiche Bild des Friedens beruhigte ihn, mit Genugthuung erkannte er in der gewaltigen Drahtpeitsche das symbolische Zeichen der Schlauheit und Politik für das polizeigezähmte sozialpolitische Leben; nun stand sein Plan fest, die Vision kam ihrer vollkommenen Abschluß, indem er sich die weißbonnuellirten Zuschwänze bis tief über der Augen und Ohren zog und unbelangen den wahrenden Hagt Meerbeens willkommen hieß.

Früh Morgens noch vor dem Kaffee schlich er heimlich hinunter zur Frau Mohr, erklärte dieser rund heraus, daß sowohl er als Miether wie sie als Hauswirthin gegen das strenge Polizeigesetz gefehlt und somit Jeder eine Strafe von zehn Thalern verwirkt habe, da Beide versäumt hatten, seine Rückte am Fremdenbuche anzumelden. Er hoffe jedoch vermöge seiner Bekanntschaft im Hause des Herrn Langmann, dessen Rathe der Polizeidirektor sei, den günstigen Augenblick zu finden, um die Sache in Güte und ohne Strafe auszugleichen. Um der bis dahin ernstlich drohenden Gefahr wollen bitte er aber inständig, die Anwesenheit seiner Nichte gegen Jedermann überhaupt und ganz besonders gegen die neugierige und Ratschlüsse Frau Nicolofon streng geheim zu halten, und von nun ab zu erlauben, daß seine Nichte auf ihren nothwendigen Gängen die hintere Vodentreppe benutze.

Die Wittwe Mohr nahm die Sache viel leichter, als Herr Gerstenfeld erwartet hatte, gelobte jedoch die strengste Verschwiegenheit und bemerkte zum großen Trost des alten Organisten, daß Frau Nicolofon noch durchaus keine Kenntniß vom Aufenthalt der jungen Dame im Hause haben müsse, da sie ihre Zuhnerstaunlet vorzugsweise der Nut beleben Straße zuwende, kaum aber auch besonders Abends viel auf Besuch zu ihren Verwandten und Bekannten ausgehe, und es ihr doch jedenfalls sonderlich gelagt haben würde, wenn sie das Geringste gemerkt hätte. So war denn der alte Organist beruhigt. Bereitwillig fügte sich Margaretha darein, die abnehin bis dunten Verkehrs wegen gern von ihr gemiedene Treppe zum Vorhause nicht zu benutzen. Bei seinem sofortigen Boemuzgabebesuch im Hause des Herrn Langmann beschlte er viele Grüße von seiner scheinwigt in die Heimat gerissten Nichte, und beobachtete zu Hause gegen die Frau Nicolofon noch konsequenter als vorher sein gemessenes Benehmen.

Als der alte Organist aus seinem heute ungewöhnlich festen und langen Mittagsschlafe erwachte, war es schon vier Uhr, und in dem von so hohen hohen Mauern begrenzten Seitenflügel fing es bereits an zu dämmern. Verwundert blickte er um sich, als er die Augen öffnete, und schaute umher nach seinem Freunde Kambyses Meyer, der noch so eben im Traume mit der Posaune vor ihm gestanden und jedesmal das C-mol.-Solo der Baßposaune zu Anfang der Ouvertüre von Robert der Teufel gelogen hatte, so oft er sich ein Glas aus der Weinflasche auf dem Tische einschenkte. Alle es sich gänzlich aufgeerichtet, die verschobene Perrücke zurechtgerückt und sich nochmals die Augen gerieben hatte, fuhr er vor Schreck zusammen: die beim Abeinnen des Tisches noch halb gefüllt gewesene Weinflasche stand jetzt gänzlich geleert vor ihm!

Nochmals sah er hin und hielt betroffen die Flasche gegen das Licht: es war so, — die Flasche war leer und trotz der mahnenden Posaune seines Freundes Kambyses hatte er immer wieder von Neuem eingeschenkt!

Wie sollte er vor seinem braven, gewissenhaften Freunde Kambyses bestehen, wenn er von ihm sie den heutigen Abend bestimmten, den Flaschen schon jetzt die eine ganz allein für sich getrunken hatte?! Wie konnte er sich überhaupt heute einer solchen Unmäßigkeit hingegeben haben!

Lange saß er traumüthig vor sich hinbrütend; da trat der Besucher zu ihm: konnte er, wenn Kambyses sich heute Abend vorzugsweise auf den Rothwein werfen und den nachgestanden Weißwein von sich weisen würde, nicht eine Flasche Weißwein mit einer Flasche Rothwein vermischen, und damit eine neue Flasche Rothwein herstellen?

„Hebe Dich weg von mir, Satanas!" rief er vor sich hin; — hatte er doch heute den ehrlichen Kambyses schon einmal, freilich ohne boshaften Vorsatz, hintergangen und hatte ihn darum das Posaunenlob im Traum so unablässig und ernst gemahnt! In der That hatte er heute Vormittag statt des künstlerscheinen einen Zehnthalerschein aus dem Schubsach gegriffen!

Erst der Kaufmann hatte ihn beim Wechseln aufmerksam gemacht! Das wußte er ja nun sofort dem Freunde gestehen und ihm die fünf Thaler herausgeben, und daran wollte er die Selbstanklage wegen seiner heutigen Unmäßigkeit knüpfen und seine Verzeihung erbitten. „Schöne Dich nicht," — sprach er unmütig mit Sirach — „für Deine Seele das Recht zu bekennen, denn man kann sich so schämen, daß man Sünde daran thut, und kann sich auch alles schämen, daß man Sünde und Ehre daran hat."

Entschlossen stand er auf, nahm Flasche und Glas zur Hand und wollte beides in den Schrank stellen, in welchem Margaretha heute Mittag den Rothwein gesetzt hatte.

Beinahe wäre ihm die leere Flasche aus der Hand gefallen, als er sah, daß alle drei Flaschen mit weißer Etikette und gelbem Lack noch unversehrt standen und die von ihm geleerte Flasche mit einer blauen Etikette versehen war!

Ein schwerer Stein fiel ihm vom Herzen, mit verdoppelter Rührung erkannte er jetzt die Geberin und hatte nur ein stilles, wehmüthiges Lächeln, als diese jetzt mit der dampfenden Kaffeekanne in der Hand hereintrat und ihr freundlich zum Gruß einlud. Beide setzten sich still zu einander und schlürften behaglich den duftenden Trank; bis dem Margaretha das Wort nahm und ihm vorschlug, noch einen Nachmittagsspaziergang zu machen, und zwar allein, da sie selbst noch allerlei für den heutigen Abend zu schaffen habe und Herr Meyer wohl schon unmittelbar nach dem Schluß der Knyzetprobe um acht Uhr kommen werde. Bereitwillig ging der alte Organist darauf ein; er schlürfte sich von Wein, Kaffee, Reue, Freundschaft, Liebe und wehmüthigen Gefühlen durchglüht, hüllte sich mit Margarethens dünne Kleidern in seinen dicken Mantel, nahm den Stock zur Hand und machte sich über die Bockerstrepe davon, die er jetzt trotz der Dämmerung viel bebenter hinabstieg, als er sie heute Mittag erklommen hatte.

Nach den Genossen des heutigen Tages that ihm die frische Kälte so wie die gleichmäßige leperische Bewegung sehr wohl. Je mehr er ging, desto leichter und freier ward ihm. So hatte er den gewohnten Winterspaziergang um die beträchtlich große Stadt beinahe um das Doppelte ausgedehnt, und langte erst nach sieben Uhr wieder zu Hause an.

Wie beim Ausgang die Kälte, so that ihm jetzt bei der Rückkehr die Wärme des traulichen Zimmers außerordentlich wohl. Auch war die Stube häblich und sinnig mit Blumensträußen, Zimmergrün und mancherlei Konifierenzweigen geschmückt, so daß ihm ein festlicher Hauch entgegen

Digitized by Google

wehte und er sich nach Ablegung seines Mantels außerst wohlig und behaglich in's Sopha streckte.

Seine gemüthliche Stimmung sollte aber bald gestört werden, als Margaretha nach freundlicher Bewillkommnung ihm mit freudestrahlendem Blicke zwei mit Grün zierlich aufgeputzte Schüsseln zeigte, auf deren einer sich ein lockiam geformter, kegelförmig abgestumpfter hoher Kuchen prasentirte, während auf der andern eine Menge feines und zierliches Backwerk zum Dessert prangte.

Kaum hatte Herr Gerstenfeld den sonderbar konstruirten hohen Kuchen erblickt, so sprang er entsetzt auf und rief: „Um Gotteß willen, meine geliebte absolute Seele! Wie hat sie Deine Ersteren und Deinen Geburtstag erfahren können!"

„Wer, lieber Onkel?" fragte das Mädchen befremdet und erschrocken.

„Wer, fragst Du? Ach nein, Du weißt ja noch nicht: sie backt ja alle ihre schwedischen Kuchen in Blumenscherben, und kein Mensch bei Langmanns will vom Backwerk der Tante Fietchen, wie sie da heißt, essen, wegen des verdächtigen Bachgeruthes!"

„Aber der Kuchen sieht ja so sauber aus, gewiß war der Blumentopf neu und reinlich, und ich habe ja auch schon auf dem Geburtstag bei Langmanns Kuchen von derselben Gestalt gegessen, den die gütige Frau Nicolofson gebacken hatte, und fand ihn ganz vortrefflich."

„Mag sein, mag sein! Aber ahnst Du denn nicht, merkst Du denn nicht, daß dieser Kuchen die Spur des Löwen ist — ungusis leonis — und daß die Tante Fietchen uns an den Löwen verrathen wird wegen der zehn Thaler Strafe!"

„O, das wird sie gewiß nicht, sie ist so herzlich und gut und hat den ganzen Nachmittag mit der Frau Mohr unten in ihrer Küche so eifrig gebacken, nachdem sie durch die Zusendung des gespickten Hasen von Herrn Meyer gemerkt hat, daß heute mein Geburtstag ist, und weil sie nun so freundlich und gütig waren und mir auch schon heute Abend hinten in der Küche beim Braten behülflich sind, so mußte ich sie doch auch Beide zum Abendessen einladen."

„Zum Abendessen einladen?!" rief der alte Organist entsetzt aus, fügte aber, da Margaretha erschrocken zu ihm aufsah, plötzlich gefaßt und mit resignirtem dumpfen Tone hinzu: „Nun ja, es ist ja nun einmal geschehen, und wir haben ja gespickten Hasen, wenn auch Strach sagt: ‚Des Narren Geschenk wird Dir nicht viel frommen, denn mit einem Auge gibt er, und mit sieben Augen sieht er, was er dafür kriegt.' Aber den Judaslohn bekommt sie nicht, lieber Liebe ich gleich morgen den Kopf in den Rachen des Löwen wegen der zehn Thaler, belenne muthig mein Versehen und verpfände ihm zur Sicherheit die Partitur zu meinem Te deum laudamus."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sich die Thür öffnete und der alte Baßmeyer hereintrat. Freudig eilte ihm Margaretha entgegen und dankte ihm so herzlich und innig für seinen theilnehmenden Glückwunsch und seine reichen Gaben, daß der alte Kontrabaßist vor lauter Rührung nicht anders konnte, als ihre zarte Hand mit seiner derben Faust herzhaft zu schütteln und einen Kuß auf ihre schöne Stirn zu drücken.

Das unstäte und unruhige Wesen des alten Organisten, der offenbar seinem Freunde noch etwas unter vier Augen anvertrauen zu wollen schien, bestimmte Margaretha nur noch mehr, sich mit ihrer Sorge für die Küche zu entschuldigen und beide alte Herren allein zu lassen.

Der Baßmeyer nahm nun gemächlich Platz auf dem Sopha und folgte mit aufmerksamen Blicken dem Organisten, der mit weiten Schritten und mit den Händen auf dem Rücken, ohne ein Wort zu sprechen, in offenbarer Aufregung hin und her ging im Zimmer.

„Na, nun sag' mal, alter Narre," — hub endlich Meyer nach einer langen Pause an, in der er den Freund aufmerksam mit den Augen verfolgt hatte, — „was rennst Du denn da auf und ab in der Stube wie ein Besessener und hast mir noch nicht einmal guten Abend geboten?"

„Guten Abend! Guten Abend, Kambyses! Sei herzlich willkommen!" sagte der Organist zerstreut, indem er dem Freunde die Hand schüttelte. —

„Entschuldige, — bittere Sorge lastet auf meiner Seele wie die Folter mit allen ihren Marterwerkzeugen, der Schnur, dem gespickten Hasen und wie alle diese Marterwerkzeuge der Rotte Korah's heißen."

„Nu, der gespickte Hase soll Dir keine Qual machen und über die Schnur wollen wir heute schon hauen. Aber ich muß Dir denn doch erzählen, wie ich zu diesem gespickten Hasen gekommen bin. Denke Dir, am vorigen Freitag Morgen bringt mir der Dorfschreiber, der infame verfluchte Hallunke, meinen kleinen Kontrabaß vom Bahegarten herein, wo wir am Donnerstag Konzert gespielt haben. Wie mir der besoffene Schw — — hund den Kontrabaß in die Ecke stellt, fällt an der einen Wand der Hallunke, an der andern der Kontrabaß nieder. Ich kriege zuerst den Schw — — hund auf die Beine und schmeiße ihn zur Thür hinaus, und wie ich mich nach dem Kontrabaß bücke, sieht mir da unten beim Fußsperren ein Hasenlopf aus meinem Kontrabaß heraus. Ich untersuche die Sache näher und da sehe ich, daß der verfluchte Spitzbube, der infame Hallunke, ganz unten eine Klappe in meinem Kontrabaß hat schneiden lassen, und finde drinnen auf dem Boden meines Kontrabasses einen Hasen, zwölf Rebhühner und sechs Fasanen. Alles mit der Adresse: ‚Herrn Kommerzienrath Müllendorf, es drei nichtswürdige Schuft durch die Reise gschwungelt hat."

„Sieh sagt: ‚Viele große Herren sind zu Boden gegangen, und gewaltige Könige sind Andern in die Hände gekommen'," — schaltete der Organist ein.

„Ich stopfte," — fuhr der Kontrabaßist ruhig fort — „die ganze Geschichte wieder in meinen Kontrabaß, ließ einen Dienstmann kommen und ging dann zum Accisedirektor und erklärte ihm die ganze Geschichte, was für dumme Schafsköpfe und Rindviehkalb er an den Thoren hingestellt hätte. Er bedankte sich sehr höflich, konfiszirte alles Wild und war so gefällig, mir auf meine Bitte die Baßklappe mit dem Accisesiegel zu versiegeln, damit der Schw — — hund und der Hundsfott von Wirth, der eigentlich die ganze Schmuggelei angestiftet hat, künftig mehr Respekt vor dem Kontrabaß kriegt. Heute Mittag schickte mir nun der Direktor den gespickten Hasen zu, den ich sogleich zu heute Abend für Gretchen bestimmte, da die Fasanen und Rebhühner heute Abend doch auch wohl verschmaust werden."

„Wenn ein Reicher nicht recht gethan hat, so sind Viele, die ihm überhelfen. Wenn aber ein Armer nicht recht gethan hat, so kann man es aufmuhen, und wenn er gleich weislich redet, so findet er doch keine Statt;" — seufzte der Organist. — „Du kennst aber meinen gespickten Hasen nicht, das ist der hölzerne Hase, der Folterhase, wie ein Rudelholz, mit spitzen Holzspaltzen gespickt, auf dem ich hin und her gezogen werde in namenloser Qual!"

„Höre 'mal, Gerstenfeld, Du bist ein altes verrücktes L—r! Nu thu's Maul auf und sage, was es ist, oder mir läuft eine Laus über die Leber!"

„Denke Dir, Kambyses, die alte Nicolofson kommt heute Abend!!"

„Die alte Nicolofson!? Langmann's Tante Fietchen?"

„Ja, Tante Fietchen!"

„Na, da wird und die Zeit gewiß nicht lang werden. Aber warum hast Du sie Dir denn auf den gespickten Hasen eingeladen?"

„Nicht ich, nicht ich! Ihre raffinirte Politik hat mich auf den gespickten Hasen gebracht!"

„Du bist verrückt, Gerstenfeld!"

„Verrückt? Nein, nicht verrückt! Im Gegentheil: ich sehe helt und scharf! Ich durchschaue ihre List, will sie aber mit ihrer eigenen List fangen! Wisse denn, verschwiegener Kambyses: ich habe voriges Jahr Margaretha nicht bei der Polizei gemeldet, und das kostet zehn Thaler!"

„I nu, was denn, — da liefse sich ja denn doch auch noch Rath für schaffen."

„Nein, Kambyses, ehe Seele, die ich verfluche! Nöthigenfalls schützt mich mein Te Deum: der Polizeidirektor ist sehr musikalisch. Dieses Weib soll uns aber nicht überlisten, und um die zehn Thaler oder um mein Te Deum bringen! Ich will ihr zeigen, daß ihr Verstand nicht über das Nasrfeld hinausgeht! Wisse ferner, daß der Polizeidirektor der ‚Neuen' der Tante Fietchen ist!"

„Nu, das weiß ja schon die ganze Stadt aus ihrem Munde."

„Ja, und der Polizeidirektor hat Margaretha, die absolute Seele, bei Langmanns kennen gelernt und hat sie singen hören und hat darauf selbst ‚Ungeduld' von Schubert gesungen!"

„Nun, warum hat er sie denn da nicht gleich in zehn Thaler Strafe genommen?"

„Er hat sie nur das eine Mal gesehen und nur in Gesellschaft und lang ja ‚Ungeduld' sogleich hinter ihr her; aber sofort andern Tages hat er seine polizeiliche Verfolgung begonnen, wiewohl vergeblich bis dieser Augenblick, weil ihm zum guten Glück Margaretha nur unter dem Namen Margaretha Müller vorgestellt worden ist."

„War denn die Tante Fietchen zusammen mit Margaretha bei Langmanns?"

„Gott bewahre! Sie ging ganz allein hin. Die Alte war den Tag anderswo aus."

„Dann weiß sie ja gar nichts von der Vorstellung des Fräulein Müller?"

„Nein, durchaus nichts!"

„Nun gut, dann ist Margaretha ja hier im Hause immer die richtige Margaretha Burgsdorf, und nun kann der Polizeidirektor für seine zehn Thaler immer hinter Fräulein Margaretha Müller herstorchen, so viel er will, und Tante Fietchen kann ja auch nicht die diefige Margaretha Burgsdorf als Fräulein Margaretha Müller an ihren Neven verrathen."

Nachdenklich und ernst blickte der Organist dem Redner in's Gesicht und erwiederte denn ruhig: „Du hönnteß Recht haben, Kambyses, ich habe auch sogleich damals meine Nichte Müller als abgereist bei Langmanns gemeldet, das hat mich am meisten beruhigt; doch die Person

Digitized by Google

hat wie alle Rüpferde eine feine Witterung und könnte doch etwas gemerkt haben, obgleich die absolute Seele immer hinten durch die Wagenremise geht. Ich kann Dir aber nicht verhehlen, daß die Tante Liechten sich sehr häufig auf unserem Parquet zu thun macht und deutlich unsern Umgang sucht, ja trotz meiner ruhigen Abweisung mich sogar einigemal besucht hat; zum guten Glück war Margaretha stets in ihrer Stube und in ihrer Küche."

„Höre 'mal, Gerstenfeld," sagte der alte Meyer, ohne daß der noch immer hin und her gehende Organist sein leichtes boshaftes Lächeln bemerkte, „sollte es mit der Alten richtig sein?"

„Wie so?" fragte der Organist, indem er stutzend Halt machte.

„Ich glaube, sie hat ein Auge auf Dich."

„Dummheit!" erwiederte der Organist, indem er seinen Weg fortsetzte und die Perrücke leise zurecht strich.

„Es wäre gar nicht so unrecht, sie hat eine kleine Pension —"

„Nur als Wittwe. Bei der Verheirathung geht die verloren."

„Um, das ließe sich wohl machen!"

„Nein, Kamhyseo, nein! Eine ledwche widerstreitet meinen sittlichen Grundsätzen und Strach sagt: ‚Wenn das Weib den Mann reich macht, so ist da eitel Hader, Verachtung und große Schmach.'"

In diesem Augenblicke trat Margaretha mit den beiden geladenen Hausgenossinnen ein. Zum Erstaunen des alten Kantechabässisten begrüßte sein so eben noch sehr aufgeregter und argwöhnischer Freund die beiden alten Damen mit einer so liebenswürdigen Artigkeit und ritterlichen Galanterie, daß er selbst kaum ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sie zu begrüßen vermochte.

Schon beim Thee, zu welchem sich Alle bald um den Tisch zusammen gruppirten, erwieß Herr Gerstenfeld seiner Hausgenossin Frau Nicolsius ungemein zarte Aufmerksamkeit und wußte später beim unerhört splendiden und sehr schmackhaft bereiteten Abendessen so viel Liebenswürdigkeit zu entfalten, daß der alte Meyer mit großer Befriedigung erkannte, sein alter Freund habe alle Furcht vor Verrath aufgegeben und die Wittwe Nicolsius wisse weder von der Begegnung ihres „Neveu", des Polizeidirectors, mit Margaretha, noch von der Unterredung ihrer Hausgenossin auf dem Fremdenbureau. So herrschte denn eine ungetrübte Freude und ein so herzliches Beisammensein, daß die Gäste nur erst sehr spät den alten, stark angeheiterten und sich dem heillosen Frohsinn hingebenden Wirth verließen.

4.

Im Zimmer des Polizeikommissärs hart neben dem Sitzungslokale des Direktors im alten Polizeigebäude saß vor dem hohen Pult des seit mehreren Tagen wieder beklagerten Kommissärs auf einem sehr hohen viereckigen Sessel der Konstabler Friedrich Wilhelm Müller II. Zu Ermangelung einer stützenden Lehne hatte er den Sessel hart an das Pult geschoben, so daß er sich leichtlich bequem dagegen lehnen und die Pendelschwingungen seiner Beine betrachten konnte, deren arithmetischer Beobachtung er sich in Ermangelung anderweitiger dringender Berufsgeschäfte hingegeben zu haben schien. Letztere mußten indessen doch wohl in Aussicht stehen, denn auf dem Tische an der Seitenwand neben der Thür zum Sitzungszimmer brannte helle Petroleumlampe ein beträchtlich dickes Aktenheft mit rothem Umschlag, welche letztere Farbe dem herkömmlichen Gebrauch gemäß auf einen kriminalpolizeilichen Inhalt deutete. Auch schien die Bearbeitung dieser Akten heute noch viel Zeit und Mühe in Anspruch nehmen zu sollen; denn anstatt der in den öffentlichen Bureaux als Labetrunk statuirten unsaboeren Wasserkoraffe mit Trinkgläsern standen heute einige Flaschen Rothwein und Rheinwein mit zwei Gläsern hinter dem rothen Aktenhefte mit dem kriminalpolizeilichen Inhalte auf dem Tische.

Plötzlich unterbrach Müller II. das interessante Pendelspiel seiner Beine, schnupperte sorgsehend umher wie ein Jagdhund, dem ein leichter Luftzug die Witterung einer Rehthühnerkette zuführt, machte ein sehr verdrießliches Gesicht und lehnte sich weit hintenüber, indem er mit dem rechten Arm hinter sich in die Ecke zu greifen suchte, wobei er jedoch das Gleichgewicht verlor und deßhalb veranlaßt wurde, hastig vom hohen Sessel herabzuspringen, um mindestens mit den Füßen zuerst auf die Erde zu gelangen.

Nachdem ihm dieß Letztere gegückt war, trat er in die nahe Ecke des Zimmers und ergriff etwas heftig eine daselbst kaum bemerkbar heraustehängende kleine metallene Deckelscheibe, bei deren Berührung sofort ein dumpfes „Konstlicher!" aus der Ecke ihm entgegentönte, und klappte den Deckel auf die in der Wand befindliche Oeffnung.

Müller II. hatte heute Mittag nach der für ihn so sehr glücklich abgelaufenen Verhandlung Auftrag vom Polizeidirektor erhalten, am heutigen Sonntagabend anstatt des erkrankten Kommissärs die Kontrole über die Beamten von Nachtpolizei zu führen. Um nun in seinem wichtigen Vikariat einestheils seine zuverlässigen Leute und Wachtgenossen nicht zu genieren, anderntheils aber selbst ungestirt zu bleiben, hatte er sich oben in das Zimmer des Kommissärs hinaufgemacht, von wo aus er, dennoch mit den Konstablern in der Wachtstube gerade unter diesem Zimmer in genauer Verbindung blieb, und wo er überdieß noch heute Abend einen Freund erwartete.

Die Verbindung zwischen dem oberen Zimmer und der unteren Wachtstube, von welcher der dumpfe Laut „Konstlicher!" so eben Zeugniß abgelegt hatte, wurde durch eine merkwürdige Einrichtung vermittelt, welche unter der Bezeichnung der „Stimme von Oben" allen Konstablern sehr wohl bekannt war. Die Stimme von Oben war ein in der Ecke sonst bemerkbar angebrachtes Sprachrohr, welches durch den Fußboden von Oben nach Unten führte und an beiden Endpunkten mit einer kleinen trichterförmigen Oeffnung versehen war. Sie diente zunächst dem Kommissär dazu, den unten befindlichen Konstablern während der Sitzungen diese und jene kurzen Befehle von obenher zu ertheilen, wie z. B. die Vorführung eines Polizeigefangenen aus einer der unten befindlichen Zellen, und gewährte bei der überaus weitschichtigen und unpraktischen Einrichtung der Lokalität auch den Konstablern selbst manche Bequemlichkeit. Schon deßhalb stand die Stimme von Oben bei allen Beamten in Ansehen.

Eine viel höhere Bedeutung hatte aber die Stimme von Oben gewonnen seitdem der Kommissär seiner Kränklichkeit wegen wenig oder gar nicht mehr die Abendkontrole persönlich führte und seine ohnehin unbedeutenden und sehr rathlos und unpraktisch bestimmten Funktionen nach Anordnung des neuen Polizeidirektors von den tüchtigeren Konstablern wahrgenommen wurden. Nach Ausscheidung der unlauteren und widerwärtigen Elemente war, wie schon erwähnt, ein ganz anderer frischer, fröhlicher Ton unter die Beamten gerathen, und eine Kameradschaftlichkeit entstanden, von der vorher auch nicht im Entferntesten die Rede hatte sein können. Die kontrolirenden Beamten suchten gewöhnlich Abends das Kommissärzimmer auf, während die Wachthabenden unten blieben und bei vorkommenden Fällen sich leicht durch die Stimme von Oben mit den andern in Verbindung setzen konnten.

Zu dem Behufe sich diese offizielle Einrichtung denn auch wesentlich als Organ einer sehr intimen und vertrauten Verbindung zu hoher Geltung gebracht, und auch schon manches launige und neckische Wort war neben den gewöhnlichen kurzen dienstlichen Mittheilungen auf und ab geflogen. Schon gleich im ersten Beginn ihrer freieren sozialen Benutzung hatte sich die Stimme von Oben aber auch als ein treffliches und schätzbares Palladium gegen Verrath und Ueberfall bewährt, da der alte Erasmus und der Kranich sogleich bei ihrer ersten Beobachtung den vorigen Direktor hinsichtlich dieser ihnen überaus emanzipirt und allzu humanistisch erscheinenden Ausbeutung der offiziellen Anstalt inspirirt hatten.

Nahezu wäre nun bei der ersten Ueberrumpelung dem Direktor oben im Kommissärzimmer ein ganzes Achtel Bier als Opfer der schändlichen Intrigue in die Hände gefallen, wenn nicht der unten befindliche Konstabler Dreyer mit seltener Geistesgegenwart sogleich beim zufällig bemerkten Eintritt des Direktors auf den Flur rasch in die Wachtstube zurückgetreten wäre, mit dem Deckel der Stimme von Oben geklappt und somit den Gegnerten oben im Kommissionszimmer es ermöglicht hätte, noch rechtzeitig mit dem Biercachet nebenan in die dunkle Garderobe zu flüchten.

Seit dieser Zeit wurde dieß einfache Klappen mit dem Deckel der Stimme von Oben als Zeichen drohender Gefahr eingeführt und später die Signale der akustischen Kommunikation recht gestwoll und praktisch dahin vervollkommnet, daß ein zweimaliges Klappen als Fragezeichen belieht wurde, dem je nach den Umständen die gaunersprachliche Antwort „Konstlicher" oder auch „Freie" folgen mußte.

Für offenbare Verstimmung, mit welcher Müller II. trotz dem sehr prompt abgegebenen Sicherheitssignal „Konstlicher!" die Klappe der Stimme von Oben verschloß, hatte allerdings ihre Begründung. Denn mitten in der interessanten Beobachtung seiner Beinschwingungen war unglücklich der menschliche Theil eines fürchterlich stinkenden Tabaks-monsewsels durch die akustische Vorrichtung in's Zimmer herausgedrungen und hatte im Nu die Luft darin so verpestet, daß Müller II. sofort die Klappe schloß, hastig das Rouleau aufzog und das Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen. Da er keinen Augenblick zweifelhaft war, daß der entsetzliche Duft absichtlich erzeugt worden sei, und er auch mit voller Sicherheit auf den Urheber schloß, trat er sogleich an die Klappe des Sprachrohrs, öffnete hastig und schloß sie noch geschwinder, sowie er das gestügerte Wort: „Konstabler Dreyer herauf!" gesprochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 36. Stuttgart und Leipzig.

Das Mädchen von Gorze.

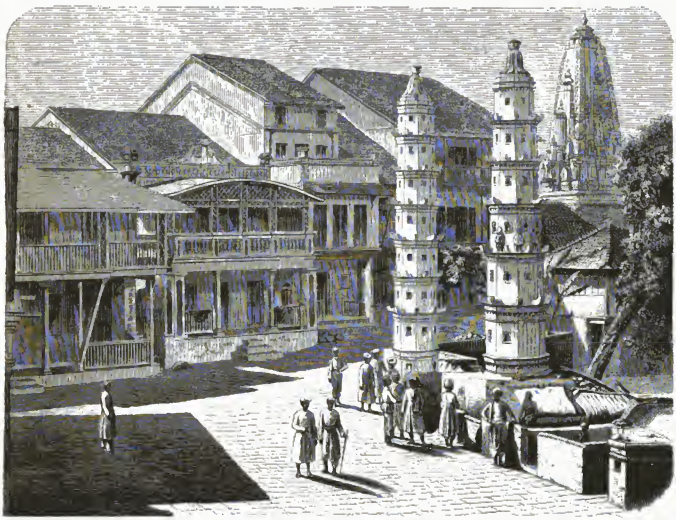
Dem Tagebuch eines preußischen Offiziers entlehnt von **Arthur Freese.**

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie, Madame? Sind Sie wohlgeborgen, Mademoiselle? Ah . . . bedenken Sie, wie leicht ein junges Mädchen von achtzehn Jahren sich bis in den Tod erkälten kann, pauvre enfant," tröstete Monsieur Perrot die Seinen, indem er selbst auf schmalem Raum sich seine lange, hagere Gestalt unterzubringen strebte.

„Halt!" rief Madelaine. „Wir sind nicht vollzählig . . . Monsieur Erique fehlt!"

„Nichts von ihm!" schrie Herr Perrot . . . „er ist entflohen, der malfaiteur, und Etienne ist gut für den Wagen, sagt er, Etienne! Und ich sage, pardieu! Wer erbleicht vor einem Sprung in die Tiefe, wie



Hindutempel in Madras. Originalzeichnung. (S. 423.)

Monsieur Etienne, der läßt auch in den Bergen sich nicht rädern um ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Sitzen Sie gut, Madame? Reicht dieser Mantel, ma petite? Allons, Monsieur, und silence! Mademoiselle, kein Wort mehr, wenn's beliebt!"

Madelaine schwieg wirklich; sie lachte auch nicht mehr, obwohl sie immer lachte, das heißt, nicht mehr so ausgelassen, als da sie, im Wagen stehend, rückwärts nach Monsieur Eriaue ausgeschaut hatte. Sie lachte jetzt auch noch, aber . . . sie schmollte. Ob mit dem Gutsknechten, ob um Etienne's verbeteneß Geleit . . . wer konnte es wissen?

Sie schmollte. Sie warf sich in die Ecke des Wagens, zog die Kapuze über das Gesicht und lehnte sich über die Gosse, die von ihrem Fenster abwärts auf den Regenmantel niederplätscherte, den der zärtliche Hirte sorglich über die Kniee gebreitet hatte, indem er sich selbst dem Untergang weihte. Sie freute sich der Gosse, ob in Ausmalung von Etienne's nachtträglicher Fußtour oder Monsieur Eriaue's toller Vorausflucht . . . gleichviel — wenn sie nur ihr Vergnügen hatte.

Rosse und Rossetenker schienen kaum dieser Gefahr sich bewußt oder waren dem Wagwitz vollkommen gewachsen. Lustig peitschte der Fuhrmann auf die Thiere ein; ruhelos flog das leichte Wägelchen seinem Ziele ohne Unfall zu und hielt in verhältnißmäßig kurzer Zeit in der Hauptstraße des Städtchens Gorze, vor dem Hause des Monsieur Perrot.

„Ist er angekommen? Ist er da? Ist er nicht bis auf die Haut durchnäßt? Und hat sein Gumor sich gebessert? Hast Du ihm einen warmen Trank gereicht, Annette?"

Das waren die sich überstürzenden Fragen, mit denen schon vom Wagen herab der Hausherr ein altes Mütterchen überschüttete, das unter der geöffneten Hausthür erschien, um die Heimkehrenden gebührend zu empfangen, das aber auch kaum die flackernde Lampe hoch genug über ihr Haupt emporzuhalten vermochte, um dem Verlöschen durch Regen und Sturm vorzubeugen.

„Bon wem reden Sie, Monsieur Perrot?"

„Von wem? Mon ciel! Von wem sonst, als Monsieur Eriaue?"

„Von ihm? Hm! . . . nun ja . . . allerdings ist er gekommen, ja! mais . . . ich denke auch gegangen, Monsieur."

„Que dites-vous? Gegangen? Monsieur Eriaue gegangen? Und warum? Und wohin? Dann kommt er wieder, mais . . . öffne den Mund, Annette, ich bin ungeduldig, parbleu! Scheint mir doch schon seit Längerem nicht Alles in Ordnung mit dem Monsieur Eriaue."

„Und weißt recht gut, daß er ging, und sahst recht gut, wohin er ging? Und Du hast nicht gefragt, nicht gehorcht, nicht um den Denkstein, die Balustrade und . . . wär's nur, weil er ein junges Mädchen von achtzehn Jahren ertrotzt!"

„Ich habe das Alles nicht nöthig gehabt," brachte Annette endlich mühsam hervor, nachdem sie hundertmal einen vergeblichen Anlauf genommen hatte. „Monsieur Eriaue hat deutlich genug gesprochen, denke ich. — Grüßen Sie Monsieur, Madame und Mademoiselle,' sagte er und schaute finster genug darein. ‚Es möge ihnen immer wohlergehen,' setzte er hinzu. ‚Auch soll Monsieur nicht bös auf mich sein, kann ich nicht das Gradmal, nicht die Balustra . . ."

„Mort de ma vie! Das sagte er? Weiter . . . weiter, Annette . . . sieh' nicht da wie ein Pfahl, Madame, lache nicht, Madelaine . . . weiter . . ."

„Gut, Monsieur," fuhr Annette fort. „Er hat auch noch: Monsieur möchten seine Sachen bei erster Gelegenheit nach Metz ihm senden, zu Monsieur Balin. ‚Es wird die letzte Unbequemlichkeit sein, die er von mir hat, und es wird die letzte Unbequemlichkeit sein, die Sie von mir haben, Madame Annette' . . . er sagte traiment! Madame Annette. — Dann sagte er noch: ‚Leben Sie wohl!' winkte so mit der Hand, warf sich zum Hause hinaus und die stockfinstere Straße, in die stockfinstere Nacht, hinein in das Unwetter, sah nicht den Blitz, hörte nicht die Donnerschläge, fühlte nicht den Regen, und . . . war verschwunden . . . es sind seine zehn . . . es sind seine fünfzehn Minuten darüber vergangen, ma foi! Mais . . . treten Sie in's Zimmer, Monsieur, Madame, Mademoiselle!"

Niemand folgte ihrer Ladung. Sprachlos stand das sonst so redselige Ehepaar: Monsieur mit offenem Munde, Madame mit zusammengeschlagenen Händen und Mademoiselle . . . nun, Mademoiselle mit weitaufgerissenen Augen. Sie aber, Madelaine . . . sie war ja immer lustig . . . kam zuerst in Bewegung. Hell aufschreiend, ob in Zorn, ob in Jubel . . . es war schließlich gleichgiltig . . . hob sie den, ihren Händen entsallenen, in den muthwillig gezeichneten Wasseraabesken reichlich durchnaßschenen Shawl wieder auf, schlang ihn in wilder Geberde um Haupt und Schultern zugleich und stürzte hinaus in die schwarze Wetternacht, bevor noch papa oder maman von dem neuen jähen Schreck sich zu erholen vermochten. Nur Madame Annette behielt Geistesgegenwart genug, um, trotz Sturm und Regen, noch einmal die Hausthüre aufzureißen und mit kreischender Stimme einen Wahrruf hinauszuyeren.

„Mademoiselle . . . entendez! Mademoiselle Madelaine! Restez ici! . . . bleiben Sie hier, im Namen Gottes, oder es ist Ihr Tod . . . der Himmel behüte Sie vor einer Narrheit!" Darauf schlug sie beruhigt die Thür zu — sie hatte ihre Schuldigkeit gethan. „Der Teufel rathe den verzogenen Kindern," sprach sie kaltblütig — „sie sind nun einmal toll. Da ist's nöthig, daß die Andern den Kopf nicht verlieren. Allons, Monsieur, Madame . . . hier ist die Thür. Treten Sie ein, wenn's beliebt — ich bringe nach dem kalten Sturzbad eine Tasse Thee, s'il vous plait?" — —

Monsieur und Madame gehorchten, wie Mademoiselle es nicht gethan hatte, freilich in einem Zustand, der bald an Unzurechnungsfähigkeit grenzte. Hatte aber eine Tasse Thee neuen Lebensmuth und neuen Feuer in Monsieur's Adern gegossen, so war es natürlich, daß seine zärtlichen Vatergefühle wieder erwachten, und daß er einen nachtraglichen Versuch machte, das junge Mädchen von achtzehn Jahren von einer nächtlichen Wanderung nach einem unbegreiflichen und unbekannten Ziel zurückzuhalten. Kaum aber hatte er, auf offener Straße angelangt und im Vollgenuß des immer furchtbarer sich entladenden Wetters, dieses unbegreifliche und unbekannte Ziel sich klar vor die Seele gerufen, kaum fragte er sich, welche Richtung er seinem Fuß in den hochdrollenden Wasserbächen zu gehen habe, als der männliche Entschluß in ihm reifte: nicht mit den Verrückten verrückt werden zu wollen!

Durchdrungen von der Weisheit dieses Entschlusses, ergab er sich ihm, schlug abermals die Thür hinter dem Wettertoben zu, betrat mit lalter Resignation das Zimmer und entwickelte in strömendem Redefluß Madame der Notwendigkeit, gefügiger der Entwicklung der Dinge entgegenharren zu müssen. Das hinderte ihn jedoch nicht, von Zeit zu Zeit die lautesten Klagen und Schmerzausbrüche Madames mit einem Ringelreihen herzhaftester Apostrophen zu begleiten, aus denen dann als Grundakkorde die Worte: Sommerfest, Tanz, deutscher Eigensinn, Mädchennarrheit, Grabmal, Balustrade, Marquise, Bankier, Erziehung und Donnerwetter . . . in phantastischer Wildheit herausstörten. —

Währenddessen war Madelaine . . . den fliegenden Blitz und den, weithin die Thäler und Schluchten in prasselnden Schlägen durchwellenden Donner, die Fluten der niederstürzenden Wasser verachtend . . . die Straße hinauf und aus der Stadt geeilt, ohne andere Leuchte auf ihrem nahezu finstern, gefahrvollen Pfade, als den zuckenden, bläulichen Strahl, der vom Himmel auf die Erde niederfuhr. Er lieh ihr den Weg zur Berghöhe finden, auf der die Kapelle des heiligen Thiebault weit in die Gegend hineinschaut. Er ließ sie aber auch den Seitenpfad entdecken, der rechts in die bewaldeten Abhänge und Thalgründe hinableitete und den sie nun in überstürzender Hast verfolgte. Sie suchen wirklich von partiellem Wahnsinn erfaßt, denn sie vergaß, daß ihre leichte Sommerkleidung, vom Wasser durchnäßt, unbarmherzig an ihre jungen, ermatteten Glieder sich anklammerte, um jeden Schritt ihr zu erschweren. Sie fühlte nicht, daß die niederstürzenden Bäche über ihre Füße hinwegspülten und ihre leichten Fußhüllen längst bis zur Auflösung geweicht hatten. Sie strebte erschöpflich einem bestimmten Ziele zu, das zu erreichen sie ihr Leben in die Schanze schlug. Alle ihre Gedanken, alle ihre Empfindungen umschlossen dies Ziel mit jener Leidenschaft, die, nur zu oft von einem lachenden Munde und einem fröhlichen Auge in die Tiefen der Brust zurückgedrängt, dort zu einem Vulkan sich entflammen, der, plötzlich in seinen Grundvesten erschüttert, seine glühenden Lavaströme, alles Lebendige vernichtend, dahinsendet.

Was fragte Madelaine in diesem Augenblicke danach, ob der entfesselte Gluthstrom ihrer Brust die fröhliche Statte des häuslichen Herdes, das stille Glück einer harmlosen Familie, ob die sorgenverheißende Flur ihres zukünftigen Lebens an diesem Steden zerschellen oder nicht?

Jetzt . . . hier . . . wo der Rand des Beeglammes in senkrechter Linie abfällt, letztlosen Abgrund, enge Schlucht hinaustragt — wo das Erdreich nur von den Wurzeln der mächtigen Bäume, die den Höhenzug krönen, ober zäher Tiefe erhalten wird — wo diese Wurzeln ihre nebartiges Gewirge am Abhang malerisch hinunterfesten, um Gräfern, Holmen und Rankgewächsen einen notdürftigen Halt zu geben — hier hält Madelaine inne. Sie richtet aus der unburchdringlichen Finsternis der Schlucht ihr Auge aufwärts, zu dem schmalen Himmelsstreifen empor, der zwischen den hoch aneinander geschobenen Erdwänden und den Baumriesen auf ihrer Firft nur dann sichtbar wird, wenn der Feuerstrom des Blitzes sein grelles Licht über das Firmament zieht. Wartet sie auf den leuchtenden Wetterstrahl, nachdem sie vergeblich ihr Ohr angestrengt hatte, um aus dem Tosen und Heulen des Sturms, der die Gründe durchstrich, noch irgend einen andern Laut zu erhaschen? Gewiß! denn als dieser Strahl blendend und funkensprühend niederschießt, den engen Thalgrund und sie selbst wie mit Flammenzungen umhoht . . . loot wohl ein halber Aufschrei des Entsetzens sich von ihren Lippen, doch aber eilt sie noch einige Schritte vorwärts, vollends einen riesigen Steinblock zu erreichen, der tief im Bett der Schlucht seine lichten Umrisse gegen den schwarzen Hintergrund abgezeichnet, so seine Ruhestätte ihr enthüllt hatte.

Digitized by Google

„Im Namen Gottes! Ist das ein Mensch?“ rief es plötzlich aus nächster Nähe ihr entgegen und ihr Athem stockte. „Ein Mensch hier in wilder Sturmnacht, einem Höllenwetter die Stirn bietend?“

„Alte, Du? Wie, Du . . . o! ich wußte es, Grisone!“ jubelte es zurück.

„Madelaine . . . ist das ein Bild, ein Traum meiner wahnsinnigen Phantasie? Madelaine . . .“ und die Stimme, die das rief, schien in ihrem schrillen Ausdruck zu brechen.

„Das ist Wahrheit, Grisone, volle Wahrheit. Ich wußte es: hier oder niemals würde ich Dich finden!“

„Madelaine! Sie suchten mich? Sie?“

„Um auf meinen nuicen Abbitte zu thun, ja, Grisone. Fort mit dem Dämon der Lüge und Koketterie . . . fort mit all' den Zwangsleyden, die und trennen! Reiche Deine Hand mir, Grisone, daß ich Dich finde, damit ich niederknien kann vor Dir, mein sündhaftes Spiel zu büßen!“

„Madelaine . . . laß den Versuch mir, Mädchen!“

Und dabei tappte er der Stimme nach und fühlte die durchnäßten Kleider, fühlte ihre Glieder in Frost und Erregung beben. Ohne zu wissen, was er that, zog er sie neben sich auf den kalten Stein und verfuchte mit seinen Armen vor den Wetter sie zu schützen.

„Nun ist Alles gut,“ flüsterte Madelaine und ließ ihn gewähren — „nun kann ich wieder lachen, kann ich wieder fröhlich sein. Bei dem Blitz hier über uns, bei dem Donnerschlag, der die Atmosphäre erdröhnen macht . . . ich bin Dein, Grisone! — Wie stand es so felsenfest in meiner Seele: nur unter dem Wegstorz, nur am Stein, an dem ohne ihn dein Leib kläglich zerschellt gelegen, hast du ihn zu suchen. Er geht nicht von hinnen ohne Abschied von dem Stein. Dort war's, wo er dich in seinen Armen gehalten, wo sein blasses Auge Angst und Seligkeit zugleich aufgestrahlt hat. Dort verstummen seine Lippen schüchtern deinen Scheitel, dort stammelte sein Mund das erste und letzte Liebeswort. Und dort? O! . . . de habe ich trunken ihm in die strahlenden Augen geschaut, sein goldnes Haar gefüßt, ihm Verheißung geklöchelt, um . . . um im Uebermuth ihn zu quälen bis zur Verzweiflung! Grisone! Grisone! Du kennst sie ja wenig, die Töchter des lustigen Frankreichs . . . vergiß! vergiß!“

So sprachelten ihre Lippen, so sprudelte ihr Herz über von süßen Liebeswerten, und es bedurfte keines Ausgleichs, keiner Abbitte mehr. Zu einem einzigen gemeinsamen Jubelruf war unter Sturmgebraus und Donnerbrauß der Bund für dieß Leben geschlossen, und in dem Wetterstrahl schauten sie nichts mehr als das Rosenlicht einer lachenden Zukunft. So machten sie endlich sich auf den Heimweg und nun erst lösten ihre Wonnen sich zu einem glückseligen Geplauder.

„Warum aber nur mir nicht einen Tanz, Madelaine?“

„Feierten wir denn diese Stunde?“

„Worum das verächtliche Wort: Feierne ist gut zum Walzen?“

„Verächtlich? Aber, der Du bist. Ist das Wort so bös?“

„Ich begreife nicht, wie Du es über die Lippen gebracht.“

„Nicht? Du machst mich lachen, Grisone! Habe ich nicht der Mutter eben so gut genauwortet, als sie mich daran mahnte, daß ich meine Pflicht Dir verdanke, o! nur nur dabei zu retten ist Grisone gut genug?“

„Wie? . . . Madelaine . . . gut genug? Das kannst Du wiederholen? Mir . . .?“ Und er schien aus allen Himmeln herabgeschlendert.

„Warum nicht? Ist es etwas Anderes als die Wahrheit? Ah . . . Du hältst inne? Stürzt mich ein? Lässeß meinen Arm fahren? — Wie ihr Deutschen so schwerfällig seid und zweifellustig! Nun: Zum Tanz, zum Spiel taugt der Etienne — zu heldenmüthiger That nur ein — Grisone!“

„Madelaine!“ und beschamt zog er sie an seine Brust.

„Und Du wußtest es nicht, Du grübelnder Träumer? Du begreifst auch nicht, weßhalb ich den Tanz Dir verlegt? Pauvre ami! Es ist doch so süßlich, nur ihr ergründet es nicht, ihr kaltherzigen Geschöpfe. Voilà! Da sind Frankreichs Kinder. Tanzen, gaukeln sie nicht durch das ganze Leben hin, weil Gott sie fröhlich und leichten Muts geschaffen? Da kommt's, von Frankreichs Erde kommt's, daß der Arbeiter wie der gräfliche Sproß, der Gamin wie der Sohn des Herzogs, mit angeborener Grazie behaut, in gleich leder Anmuth sich schaukelt und wiegt. Und nun, ihr Deutschen, ihr armen Preußen zumal, die ihr, wie Du selbst erzählst, bis zum Knie im Sande watet und nur lernt dem Nordwind Stand zu halten: kannt ihr eines leichten Fußes euch rühmen? Kannt ihr über eure Stiefeln hinwegsehen und fliegen wie der Fuß eines Fee über Frankreichs lachende Auen? . . . Also . . . Grisone! — Wenn ich Dich nun lieb hatte . . . wenn ich mein Auge und Ohr nicht Diesem und Jenem verschließen konnte — hätte ich die Veranlassung worden, daß man den . . . deutschen Bären Dir nachpoltete?“

„Madelaine . . .“ und er wurde immer weicher, der deutsche Bär, in seinem unbeschränglich scheinenden Pelz; er ward immer beschämter und nachgiebiger, hingegeben von der Grazie und Anmuth und dem Zartsinn seines Mädchens.

„Ja . . . ja! So seid ihr nun, ihr großen, starken, finstern, bärtigen Männer . . . Kinder seid ihr, geschaffen, um niemals dem Gängelband zu entrinnen. Meinst Du nicht?“

„Vielleicht, Madelaine . . . in diesem Falle: vielleicht!“

„Vielleicht? In diesem Falle? — Voyons! Du bist Etwas, das Du, Madelaine . . . wir treffen und wieder, halal! und . . . nach Haus nun, nach Haus!“

Und vorwärts ging es, und der Weg schien so kurz und der Pfad so lustig.

Um als sie das Haus, das Elternhaus erreicht hatten, als Madelaine den Entschenen zurückbrachte, ohne Frage oder Bitte, mit Zuversicht Monsieur und Madame den Sohn vorstellte — als hundert Bedenkseine und ebensoviel Balastraden nebst andern wunderbaren Kunstwerken neben dem Eidam, natürlich in Monsieurs Phantasie, emporschossen, wohl auch gar zwischen diesen Allen ein schelmisch lachendes Engelsgesichtchen auftauchte, natürlich auch in Monsieurs geschäftiger Phantasie . . . da war er mit Madame und die alte Amenie selbst, trotz der mitternächtigen Stunde, in den unermeßlichen Jubel hineingerissen, der kaum den aufjauchzenden Seelen nach eine kurze Ruhe bis zum kommenden Morgen gestattete. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine ostindische Pagode.

(Mit S. 424.)

Der christliche Europäer, der Ostindien besucht, sieht in den kolossalen Pagoden der eingeborenen Hindus nur „Götzentempel“. Aber an indische Menschen und Dinge darf man nicht europäische Maßstäbe anlegen, und eben so wenig über sie ein Urtheil nach abendländischen Anschauungen fällen. Im Süden des Indus und Himalaya ist eben Alles eigenartig und hat auch ein Recht, eigenartig zu sein. Indien wird im Mittelalter seine Absonderung behalten, wenn es auch mehr und mehr zu einer Lebrungsanstalt für Baumwolle, Opium, Indigo und Reis umgewandelt wird und wenn auch ein Eisenbahnnetz von Kap Komorin bis Karratschi, von Kalkutta bis Bombay es überspannen sollte. Ein freies Staatsleben in unserem Sinne haben die Bewohner Indiens niemals gekannt; sie haben sich stets beherrschen lassen, und ehe Engländer die Oberherrschaft erwarben, waren von muhmalis eingebrochene Mohammedaner die Beherrscher des Landes. Merkwürdig ist folgende weit verbreitete Sage. Eines Tage erschien Gott Siwa in einem neuen Tempel; er hatte Gesichtszüge, Hautfarbe und rothblonden Backenbart wie ein Engländer, ja selbst der schwarze Frack fehlte nicht. Feierlich erklärte der Gott, die englische Regierung sei nur eine vorübergehende Heimsuchung seiner selbst, und diese Inkarnation sei vorhanden geworden, weil die Anhänger des Gottes unter einander seit Jahrhunderten in Zwistigkeiten und Zank gelebt hätten.

Trotz aller Anstände ist die Herrschaft der Britten in Ostindien bente eine festbegründete; aber sie haben auch Ursache, dieses Land, welches ihnen einerseits so werthvolle Produkte für den Handel liefert, andererseits am meisten Industriewaaren abnimmt, festzuhalten. Mag das übrige britische Kolonialreich zerfallen, unabhängig werden — an Ostindien wird England sich anklammern, so lange es noch irgend eine Macht besitzt. Und das Regiment der Britten in Ostindien ist, trotz mancher einzelnen Mißgriffe, ein weises. Vor allen Dingen werden die beschenden Religionen nicht angetastet, und der Hindu wie der Mohammedaner oder Feueranbeter genießt unter dem Szepter der Königin Viktoria die gleiche Glaubensfreiheit. Auch hat es die englische Regierung sich angelegen sein lassen, beispielsweise zur Erhaltung der herrlichen religiösen Bauwerke des Landes, von denen manche unübertroffen dastehen. Die herrlichen Moscheen der Anhänger des Propheten, wie die Pagoden der Hindu erfreuen sich einer gleichen Sorgfalt. Unter den letzteren ist jene von Madelspur (Madleschanar), die unser Holzschnitt zeigt, durch Schönheit der Architektur ausgezeichnet. Die Zeit der Erbauung dieses Tempels ist unbekannt. Die Sage rückt begreiflicherweise dieselbe in das graueste Alterthum hinauf und beruft sich auf Zeichnissen, die jetzt Niemand mehr lesen kann. Einigen Brahminen zufolge soll sie im Jahre 4000 der Kali Yuga, des vierten indischen Zeitalters (also um 617 vor Christus), von drei berühmten Königen vollendet sein. Dafür liegen keine Beweise vor; aber so viel ist gewiß, daß dieser Tempel und viele andere großartige Bauwerke Zeugniß ablegen von der Blüte der Kunst in einer Zeit, die schon ein sehr entwickeltes Staats- und Religionsleben gehabt haben muß. Man sieht es der Pagode an, daß die einzelnen Theile derselben zwar verschiedenen Zeiten angehören, daß aber bei allen dieselbe Grundidee maßgebend war. Bei den ältesten Theilen ist die Ornamentirung weniger reich, als bei den späteren.

Den ersten Hofraum, den unser Bild zeigt, darf auch ein Profaner betreten; der zweite dagegen ist den Leuten von höherer Kaste vorbehalten. Vor dem sehr geräumigen Allerheiligsten befindet sich ein Säulengang;

Digitized by Google

im Innern sind die Perlen, Edelsteine, Juwelen und kostbaren Stoffe ausgestellt, um denen man bei festlichen Gelegenheiten das Bild des Gottes schmückt und deren Gebrauch auf eine halbe Million Thaler angegeben wird. Mehr als eine Mitra besteht aus zusammengesetzten Diamanten, Smaragden und Rubinen; auch Hals- und Armbänder, Fußbekleidung und Diademe für Gott und Göttin bestehen aus Edelsteinen, die alle poliert, aber nicht eigentlich geschliffen sind. Vor der Eingangsthür zum Allerheiligsten steht ein kleiner Madapam, eine Art Thronhimmel mit pyramidalem Dache, der von vier Säulen getragen wird. Unter denselben stellt man einmal in jedem Monate den Gott aus, und die Andächtigen erscheinen in Menge, um ihn zu verehren; sie nehmen dann auch Abwaschungen in dem Pagodenteiche vor.

Die Pagode von Wallschur genießt weit und breit hohen Ruf, ist aber keineswegs die größte und schönste Indiens. Jene von Tjidillambaram, dann die von Rondscheweram und Tandschore sind größer und schöner; immerhin bleibt sie aber ein beachtenswerthes Denkmal indischer Bauluft.

Die Duenna.

(Vgl. S. 420.)

Die Liebe macht erfinderisch, das ist weltbekannt. Wer die unbankbare Aufgabe hat, Verliebte zu bewachen, der wird immer auf die eine oder die andere Weise hinter's Licht geführt und gerade da, wo er sich am sichersten glaubt, findet er die Falle. Am meisten Erfolg in ihren Unternehmungen haben immer die erfahrenen Praktiker gehabt: sie kennen die Schliche, Kunstgriffe und Handwerkerschaftsvortheile und brauchen, um richtig zu schätzen, bloß nach ihrem eigenen Maß zu messen. Deshalb sind verblühte Schöne, die der Franzose vieilles filles nennt, oft die brauchbarsten Spione in Liebesangelegenheiten, und ledige Tanten, Gouvernanten und Hofmeisterinnen erreichen in diplomatischen Spürtalent oft unglaublich hohe Ausbildung. Ihre Devise ist wohl das Sprüchwort: „'s ist nichts so fein gesponnen, endlich kommt es ad die Sonnen" — aber beim Anblick unseres Bildes kommt uns der alte Vers in Erinnerung, der nicht weniger Berechtigung hat: „Mein Graben so breit, keine Mauer so hoch, wenn Zweie sich sehn woll'n, sie finden sich doch!" — Die arme Duenna! Während sie in dem hinter ihr etwas auffällig einher spazierenden Kavalier den gefährlichen Romeo vermuthet und ihr forschendes Auge nach ihm schießt, empfängt die Signora Julia von dem wirklichen das heiß ersehnte Briefchen. Welch' Wetter wird über die gute Alte hereinbrechen, wenn Papa und Mama zufällig hinter den geheimen Bund kommen; wie mancher sie gescholten werden, die Hüterin des jungen ihr anvertrauten Kleinods, und Papa und Mama vergessen dabei doch wohl nicht, daß Romeo und Julia dereinst auch auf ihrem Repertoire gestanden!

Es ist ja doch ewig dasselbe Lied, und der Heimgang von der Kirche hat seine Eigenschaft als passender Stapelplatz heimlicher Korrespondenz noch heute nicht verloren, die Spürkraft der Duennas ist auch stets dieselbe, und ein Mephisto, der zu Gunsten des Faust die Frau Martha an sich fesselt, findet sich immer, wo man den Reiz, eine Listige zu überlisten, zu schätzen weiß.

Vorläufig ist die zarte Liebe noch ein Geheimniß. Signora Julia mit ihrem Romeo, sowie Mephisto sind die Einzigen, die daran Theil nehmen. Es ist die schönste Zeit der jungen Liebe — denn abgesehen davon, daß verbotene Frucht am süßesten mundet, kann „kein Feuer, keine Kohle brennen so heiß, als heimliche Lieb', von der Niemand nichts weiß!"

Skizzen aus Schweden.

II. Eine Reise nach den Trollhättanfällen.

(Schluß.)

Nach rasch vollendeter Restauration wenden wir uns dem Bergabhang zur Rechten zu, eilen durch ein dekartiges Mühlen-Etablissement und finden uns plötzlich auf einem für die Reisenden errichteten Balkon — wir haben den Trollhättanfall in seiner Gesammtansicht vor uns.

Lebendlich scheint mir der Versuch einer Schilderung dessen, was man hier vor Augen hat. Ist es schon schwer, die Natur in ruhiger, stiller Erscheinung in einem gedrängten Rahmen zu fassen, so erscheint dieß fast unmöglich, wenn sie sich in solch' tobender, kurzdauer schöner Erregtheit entfalt.

Der Eindruck ist für das erste Mal fast überwältigend — das Auge sucht zu unsern Füßen da unten feste Erde. — Vergebens! — Senkrecht, circa 100 Fuß unter uns baumt sich grauenhaft auf der kochende, zischende Schlund; Säulen von zerstäubten Wasserbergen erheben sich momentan und senken prudelnde Strahlen fast bis zu uns herauf; gähnend öffnen klaffige Abgründe ihre Rachen und nehmen die mit furchtbarem Getöse hinabstürzenden Massen auf.

Sicherer geworden, hebt sich das Auge weiter hinauf.

Die tausend flüssige Lawinen zu gleicher Zeit, so quillt, fällt und springt es in ungebenen Stürzen von Absatz zu Absatz. In der Zeit eines Augenblicks entstehen tief gebrochene Schluchten, zitternde Plateaus, tobende Wasserstege, eines das andere gebährend; in rasender Kraft bekämpfen sie sich selbst, sie ringen, abwärts stürzend, verschlingen einander, bäumen wieder sich empor zur glanzlänzenden, hoch hinauf schießenden Welle mit überglitzerndem, fein sich kräuselndem Kamme.

Neu sich bildend, ohne Ende, bricht es sich herunter und wirft sich mit dämonischer Gewalt an die erbebenden Felsen. — Und da, in der Mitte des zügellosen Elements, da rinnt es von einem versteckten Felsen wie durchsichtige Gaze anmuthig hinab in den lockenden Abgrund — da wieder wirbelt es sich empor zu gigantischen Säulen, breitet sich aus zu einer weithätigen Krone, bis eine vernichtende Riesenwoge das letzte Spiel zu blitzenden Staub zertrümmert. — Dort, weit oben, mitten im wilbesten Strudel, kann das Auge ruhen — dort strecken einige Felsen, ja sogar eine kleine, mit grünen Sträuchern bewachsene Insel, die verwitterten Häupter empor und stehen fest, wenn sich auch Welle auf Welle, die eine immer mächtiger als die andere, an ihnen zerbricht und sie zu vernichten versucht, das heitere glänzende Grün jener kleinen Kuppe spricht der Wuth des stürzenden Wassers Hohn.

Halb taub ist unser Ohr, unsere Kleider sind durchfeuchtet; noch immer will das Auge sich nicht trennen von der großartigen, nie gesehenen Pracht dieses Schauspiels. Um uns zu bestehigen, müssen wir hinuntersteigen, fast bis an den Fuß des Falles, zu uns den Eindruck vollständig zu haben, treten wir da unten auf die eisernen, schmale Brücke, die, hoch über dem strudelnden Abgrund, einer kleinen Felsen-Insel zuführt, an der sich der Trollhättan brüllend wie in ohnmächtigem Zorne in zwei Arme bricht. — Von hier aus zur Rechten haben wir die Totalansicht des ganzen Falles in allen seinen verschiedenen Abtheilungen (jede dieser Abtheilungen hat ihren besonderen Namen) vor uns und um uns her tobt er sich in den letzten gewaltigen Zuckungen aus.

Staunend versuchen wir den über Alles erhabenen Eindruck zu fassen, wie es sich, weißschimmernd und träufelnd anfangend, mächtig quellend niederneigt, größer, stärker und verworrener, in tausend gewaltigen Windungen entrollt und endlich in seiner ganzen prachtvollen Majestät, ein überwältigtes Ganze, zu unseren Füßen kürzt. — Das Alles, umgeben von einer wilden, pittoresken Natur, wohlthuend umrahmt von der Ruhe der schattigen Tannen- und Kiefernwälder — das ist das zweite Wunder des Trollhättan.

Der Fall mißt in seiner ganzen Länge mit seinen dicht bei einander liegenden Abtheilungen 2000 Ellen und wirft, notorisch, in jeder Sekunde 400 Klaftern Wasser 100 Fuß tief hinunter. — Der Kanal, der kurz vor dem Falle beginnt, ihn im weiten Bogen umschreibend, ist 3500 Ellen lang und theilt sich aus dem Meerspiegel in dem Abstand, der 8, und in den neuen, welcher 11 Schleusen zählt.

Es ist vier Uhr Nachmittags geworden. Betäubt und ermattet steigen wir empor, still das Gesehene im Innern festhaltend.

Das Dorf Trollhättan ist nicht klein und selbst bedeutend wegen seiner Mühlen.

Neben verschiedenen, sehr wenig anständigen Wirthshäusern besindet sich hier ein einziges Hotel, das zu den Tagen, wie der heutige ist, natürlich sich nicht im Stande findet, alle Reisenden aufzunehmen oder zu bewirthen. Auf dem Platze und in dem kleinen Wäldchen vor ihm haben sich daher verschiedene spekulative Geister niedergelassen, die den Reisenden ein Glas Bier oder eine Tasse schlechten Kaffees servieren. Ein deutscher Konditor aus Gothenburg hat die hiesige, nicht weit entfernte Aktschale zu einer liegenden Restauration gemacht, und seit langer Zeit wieder zum ersten Male setzen wir uns auf die Schulbank, die für unsere Beine durchaus nicht geschaffen sind — um ein Glas Wein und eine gehörige Portion materieller Zugabe zu vertilgen.

Wir hörten, daß der Arbeiterverein Gothenburgs heut Abend 6 Uhr auf 6 Dampfbooten ankommen sollte, um sein jährliches Volksfest hier zu feiern und dieselben sind verleiten, unser Tagesbillet im Stiche zu lassen, um morgen erst mit einem andern Dampfer zurück zu fahren.

Die Tausende von Arbeitern kamen mit Weibern und Kindern, und mit ihnen eben so viel anständiges, feines Volk mit Gattinnen, Söhnen und zarten Töchtern. Außerdem hatten stockholmer Boote und einige aus den großen Seen mehrere tausend Gäste herumhergebracht — es war ein Leben wie auf der dresdener Vogelwiese.

Es kann nicht meine Absicht sein, dieß Volksfest, das in seinem Verlaufe sich wenig von denen in Deutschland unterscheid, speziell zu skizzieren; nur die bewerkenswerthe Nacht soll uns beschäftigen, die anfangt, wenn die Menschenmassen einigermaßen müde geworden sind, zu singen, zu tanzen, zu spielen und auf- und abzuprommenieren.

Digitized by Google

Die Verurtheilung. Scene unter Karl III. Originalzeichnung von H. Vogel. (S. 424.)

Digitized by Google

Wir verlassen das Dorf und schleudern langsam an den Kanal hinunter an den Schleusen vorbei zu dem Anlegungsplatze der Dampfboote.

Die Nacht ist herrlich, wenig dunkel, wie alle Nächte hier um diese Zeit, aber nicht ganz warm.

Still und ruhig liegt die Natur um uns her, und geheimnißvolle Dämmerung läßt die Umgebung phantastisch, gespensterhaft erscheinen, wenn nicht bevorrige, in das Reich der Poesie fallende Anschauungen oft genug gestört werden durch die hin- und herziehenden Touristen mit Kind und Kegel, die entweder mit heiterem und übermüthigem Lachen oder mit Seufzern der Ueberdrüßigkeit, mit lauten Ausdrücken der Aengstlichkeit sich eine möglichst günstige Stelle im Walde suchen — um zu übernachten. — Nicht nur die abgehärtete Klasse des Volkes sieht sich aus Mangel an Platz und Comfort gezwungen, draußen zu bivouakiren — sondern, da auch die unsitten Privathäuser in Trollhättan auf Verleihung von Nachtlagern nicht eingehen: so bleibt auch dem anständigen Manne, bleibt auch der glänzend geschmückten, in vollendetster Toilette hinschwebenden Dame auch den bessern und sogar ersten Schichten des Volkes nichts übrig — hat sie sich einmal verleiten lassen, die Nacht auf Trollhättan zu verleben — als ihren zarten Körper eine möglichst weiche Moosunterlage verschlafen zu lassen und in dieser gebotenen Bequemlichkeit in des Schlafes allumfassende liebende Arme zu fallen.

„Aber Vater," hören wir die vor Furcht und Angst überirrende Stimme einer jungen Dame aus einer vor uns hinwandelnden Gesellschaft sagen, die durch verschiedene Zeichen zu erkennen gibt, daß die Glieder müde seien, die Körper weiter zu tragen, „aber Vater, ist es denn nicht möglich, auf einem der Dampfboote die übrige Nacht zuzubringen?"

„Das ist nicht möglich, mein Kind," ist die Antwort; „die Kajüten sind mehrere Tage vorher für heute schon vermiethet gewesen und sämmtlich besetzt; und wer sich nicht als maßten-Passagier legitimiren kann, darf das Schiff zu Nachtzeit überhaupt nicht betreten."

„Es ist ja ganz unmöglich," bemerkte eine andere weibliche Stimme, „schon der Gedanke, in diesem Walde, vielleicht in Gesellschaft von Ottern und Schlangen zu übernachten, macht mich halb todt!"

Einer der Begleiter fällt vor, den Schlaf ganz und gar fahren zu lassen, „sich auf ein trockenes Plätzchen zu setzen und zu schwatzen, zu plaudern und zu losen."

„Bis Einer noch dem Andern sanft entschläft," wurde er von einem andern ältern Herrn sarkastisch unterbrochen.

„Ich bin entschieden müde, nicht hundert Schritte mehr bin ich im Stande, zu gehen!" rief klagend die erste der jungen Damen.

„So ruhen wir aus!" entschied eine der ältern weiblichen Gestalten, „auch ich bin müde." — Die ganze Gesellschaft setzte sich an den Rand des Weges zu vielen Andern, während die beiden jungen Herren auf Relognoskirung ausgingen, um ein günstiges Plätzchen aufzusuchen.

Derartige Szenen hören und sehen wir auf den hundertungen Wege hinunter fortwährend; es säuselt, flüstert, bricht und knirrt auf rechts und links in den dunklen Schatten; geheimnißvolle Gestalten trennen, vereinigen sich, sinken nieder, stehen schnell sich wieder empor und wandeln suchend weiter. Weiße Ueber- und Unterröcke schimmern durch die Bäume, dazwischen tönt das Meinen eines Kindes, das Bellen eines Hundes und mitten hindurch mischen trostende, beruhigende Stimmen. — Wir konnten behaupten, daß der Wald gespenstiges Leben hat — doch die Gespenster, wenn sie auch nach Tausenden zählen, sind von Fleisch und Blut und haben zuweilen sehr kräftig-irdische Ausdrücke, besonders wenn sich Eins oder das Andere statt auf schwellenden Moosteppich in einen verfleckten Wassertümpel setzt oder liegt.

Wir wollten es selbst vorerst nicht glauben, und doch ist es Thatsache, daß von den 12—15,000 Menschen, die sich zur Zeit auf dem Trollhättan befinden, 10,000 im Walde übernachteten, wenn sie nicht vorzogen, bis zum frühen Morgen zu zechen, zu tanzen und zu jubiliren. — Doch auch der Letzte fällt schließlich noch um die Frühstückszunde taumelnd in's Gras, und der Körper hat auch nicht vollständig die Erde berührt, so entschwebt der Geist schon zu den Sphären der wechselnden Träume, in denen ein weiches Federbett die Hauptrolle spielt.

Wir haben das letzte Thal erreicht und von und rollt die Eisi ihre aufgeregten Wogen dem Meere zu.

Was sollen wir thun? Auch wir gehören keineswegs zu den hervorzugten Kajüten-Insassen, auch uns ist der sichere Port des Dampfbootes demgemäß verschlossen. —

Es ist ein Uhr Morgens; Müdigkeit fühlen wir nicht, aber wir haben Lust, uns ein wenig auf dem Wasser schaukeln zu lassen. Rasch entschlossen springen wir in ein kleines Haudboot und lassen die Ruder fallen.

Langsam drücken wir den leichten Kahn auf dem stillen Wasser des Ufers den Strom hinauf; wir wollen versuchen, dem Trollhättanfalle so nahe wie möglich zu kommen. In eine Gefahr denken wir nicht, da wir Beide geschickte Ruderer und im Nothfalle auch tüchtige Schwimmer sind.

Näher und näher schallt das donnernde Brausen an unser Ohr. — In der Mitte des Stromes sehen wir's weiß wirbelnd dahinschießen, während hier am Ufer das Boot auf den leicht hüpfenden Wellen tanzt. Wir wußten ein wenig nach Norden wenden und treiben das Fahrzeug vorsichtig und den Bäumen hinaus — wir haben das Schauspiel, Erhabenste, was das Auge je gesehen, vor uns.

Voll liegt das Mondenlicht auf dem Falle und zaubert tausend wallende Gestalten daraus.

Licht und Schatten werden durch die ewige, mächtig niederdrangende Bewegung so seltsame, in so unbeschreibbar mannigfache Verhältnisse und Dimensionen vertheilt, der Mond schillt den majestätischen Rahmen der umgebenden festen Wald- und Bergnatur in so reich phantastische Kompositionen, daß man kaum der gleichmäßige Donner des herabstürzenden Stromes wie ein musisches Litanenkonzert an unser Ohr: daß wir, dem Gesammteindruck nachgebend, sanft uns schaukeln lassen, von einem Wunderlande träumen, in das und ein schleunicher Berggeist plötzlich versetzt hat.

Da weckt das halbgeschlossene Auge ein zuckender Blitz — wir schauen auf: wir stehen am Beginn eines neuen herrlichen Schauspiels.

Die Wipfel der Tannen sind rosig vergoldet; die hervortretenden Felsen schimmern in goldig flüssiger Glut, die, Alles umfassend, sich dieser senkt.

Schon blitzen die hinaufgeworfenen Wasserstaubwolken im buntesten Farbenspiel, schon fängt an seiner kräuselnden Spitze ein emporgebohrener Strahl das zuckende Feuer auf und läßt es, in tausend Funken zerspränbend, langsam niedersallen. Jetzt hüpft der erste blitzende Strahl der aufgehenden Sonne voll über die höchsten Gewässer da oben, springt kühnlich von Welle zu Welle und verschwindet in dem Blättergrün des Waldes. — Ein zweiter, dritter, vierter, mogt sich schon weiter und läßt sich tief über einige Absätze tragen; — da, nun fällt der volle Glanz eines rosigen Glutenmeeres strahlend und Alles durchleuchtend in tausendfältiger Farbenpracht auf die erste Galerie des Falles, und wie jauchzend über den heitern Morgengruß, schlingen sich die Gewässer in gewaltigen Wellen der Sonne entgegen, blitzende Gestbreisen schmücken ihren Kamm, der plötzlich sich in märchenhafte, zerstiebenden Goldregen auflöst. Langsam steigt das blendende Himmelsgestirn empor und umarmt mit seinem Lichte die ganze Natur, sie mit blühenden Leben überschüttend. — Der Fall in all' seiner Länge und Höhe rollt in unbeschreiblicher Wildheit und Schönheit zu uns herunter; die jungen Sonnenstrahlen tanzen mit den Wogen über Fels und Sturz, sie schlingen sich an den Wellen empor und schmiegen sich an die gestaltig-anmuthigen Formen der Felsen; und wo auch ein schattiges Plätzchen existirt, da schleudert der Trollhättan eine mächtige feuerdurchglühte Schaummelle hinein, daß der blitzende, funkelnde Regen hoch empor schmilzt.

In diesen diamantnen Wirbel zu sehen, thut dem geblendeten Auge endlich weh, vor dieser blendenden Pracht möchte es sich schließen; der Geist muß zu Boden gebeugt von der übermüthigenden Musik und Hoheit dieser Szene; — und doch ist es kaum möglich, aus diesem Reiche, das einem kaum geahnten Zauberlande anzugehören scheint, sich zu trennen, und immer von Neuem schweift der Blick hinauf und hinunter, er badet sich in der feurigen Glut und rettet sich in das herrliche Grün des Ufers — denn auch hier hat die Sonne das Dunkel vollständig verdrängt und über all' die Felsen, Wälder, Schluchten und Thäler den belebenden Glanz ihrer Erscheinung gegossen.

Aergerlich beißt die Feder ab und unterläßt es kraftlos, die Schilderung weiter zu führen. — Die Nacht und der Sonnenaufgang am Fuße des Falles — das ist das dritte, das schönste Wunder des Trollhättan — doch nur Wenige haben eine Ahnung von ihm.

Schweigend lassen wir uns langsam zurücktreiben und steigen an's Land. Es ist Morgens gegen zwei Uhr. Die Sonne ist schon so hoch gestiegen, daß sie das Becken, in welchem die Dampfer liegen, herrlich beleuchtet — sie erleuchtet auch, unserm Auge bequem erreichbar, die verschiedenen schlafenden Gestalten, die hart am Waldrande, diesem oft nicht gerade zur Zierde, zum Vorschein kommen.

Je weiter wir hinauf wandern, desto zahlreicher werden die Schläfer und Schläferinnen, die wir, schon wegen der zu Problemen gewordenen weißen Unterröcke, Strümpfe u. s. w. von Herzen bedauern.

Auch hat die zeitige Sonne schon Einige aus den — Moosen gejagt, denn man fängt an, den Versuch zu machen, ob es möglich sei, die Toilette ein wenig in Ordnung zu bringen, die Stiefeletten mit Gras zu säubern, das Haar mit Bürste oder Kamm zurück oder in zierlichen Löckchen nach vorn zu streichen, indem man, wie weiland Narziß, ein Wasserbecken als Spiegel benutzt. — Man versucht, den Röcken, Beinkleidern und Hüten eine anständige Form und sich selbst mit frischem Bergwasser einige Gesichtsbäder zu geben. — Galant sind Herren den Damen behülflich — und mit einigen Anläufen wird der gute Humor wieder hergestellt.

Von allen Seiten, aus allen Schluchten, Höhlen und Höhen, zu den den Kronen der Eichen kommt es waffenfest gezogen und wünscht sich ein-

Digitized by Google

ander Guten Morgen. — Andere haben sich jetzt erst vom Glase oder vom dem im Freien errichteten Tanzsaale trennen können und werden die Stellen einnehmen, die das solidere Publikum besten verlassen.

Die Kaffeeverkäufer haben viel zu thun; sie haben übrigens Vorrath, wenn auch nicht gerade guten. — Doch hat eine Familie selbst Kaffee, Maschine, Semmel u. s. w. mitgenommen, so ist das um so angenehmer und besser, und wir schlagen das Anerbieten durchaus nicht von der Hand, das uns ein uns bekannter Grossist Gothenburgs in jovialem Tone und mit dem heiterstem Lächeln macht, im Kreise seiner liebenswürdigen Familie eine Tasse selbstgebrauten Kaffees nebst Buttersemmel einzunehmen.

Erwärmt von dem guten Kaffee und von dem liebenswürdig behaglichen Tone, in dem man sich unterhielt, machte auch, nachdem die Cigarren brannten, die heitere Laune ihre Rechte wieder geltend, mit man bekanntlich das etiquettenlose Leben und Treiben um uns her mit lachendem Auge und unter humoristischen Bemerkungen.

Es war vier Uhr Morgens geworden, als es anfing, auch auf dem Kanal lebendig zu werden. Verschiedene von Stockholm kommende Boote hielten, ohne sich länger aufzuhalten, ihren Curschjug, um sofort weiter nach Gothenburg zu dampfen. Die Ansicht, bis Abends sechs Uhr in Trollhättan auf die Abfahrt der gothenburger Schiffe zu warten, war nicht lockend genug, um nicht den Versuch zu wagen, auf einem durchsegelnden Dampfer mitgenommen zu werden. Es gelang ohne Weiteres, und so fuhren wir in voller Bequemlichkeit und im Genuß eines prachtvollen Morgens zurück, keineswegs die Vielen bewedauert, die gezwungen waren, sich in ebenso „gedrängter" Weise hinunter beförderen zu lassen, wie sie hergeschafft worden waren.

Paul Hailig.

Germanische Häuslichkeit.

(Mit 2. 428.)

Im Herzen bed durch die längsten Küstenlinien ausgezeichneten und deshalb vor allen andern Erdteilen kulturfähigen Europa beweat sich in den berg- und flußreichen Landen zwischen Weichsel und Rhein, sowie zwischen der Nord- und Ostsee und der Donau, vielleicht seit mehr als tausend Jahren vor Christi Geburt, ein durch Stammescharakter-Eigenthümlichkeiten verschiedenes, in seiner physischen und moralischen Grundanlage jedoch innig verwandtes Volk, welches wir mit dem Kollektivnamen Germanen bezeichnen und dessen Zweige sich auch über die von den keltischen Nord- und Ostseiländern gegenüber liegenden Inseln und Halbinseln ausbreiteten. Vielleicht seit zwölfhundert Jahren vor Christi Geburt ist, wie die neuesten Forschungen annehmen, dieß Volk, welches eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte zu spielen berufen war, aus Asien eingewandert, denn seine Sprache sowohl, wie seine Sitten und Sagen bezeugen, daß es der großen indo-arischen Völkerfamilie angehört, von welcher die Perser und die Hindus in der Urheimat zurückblieben.

Der Wandertrieb jenes arischen Germanenvolks einerseits, und andererseits seine durch die zu bewältigende Rauheit des neuerwählten europäischen Wohnsitzes in den Harnisch gerufene Thatkraft und Energie machten diese ausgewanderten und im jetzigen Deutschland heimisch gewordenen Arianen zu einem geistig und körperlich begabten großen Volke, welches nicht allein schon vor zwei Jahrtausenden dem allmächtigen Römerreiche Trotz bieten und ihm nach jahrhundertelangem Kampfe den Untergang bereiten konnte, sondern welches auch heute noch seine ungeschwächte Mannhaftigkeit durch glorreiche Thaten bewährt hat, und für lange Zeit mit seinen amerikanischen und englischen Stammesgenossen bestimmt zu sein scheint, als Träger und Förderer der Kultur die Entwickelung und die Geschicke der Menschheit zu leiten. —

Kein mit der Geschichte unseres Volks nur einigermaßen Vertrauter wird diese Anschauung als patriotische Ueberhebung ansehen, denn dieselbe beruht einfach auf historisch festgestellten und historisch bewährten Thatsachen, welche in dem Charakter, in der Eigenthümlichkeit und in der geographischen Lage des germanischen Volks ihren tiefen und begreiflichen Grund haben. — Haben doch schon hochgebildete, geistvolle Römer, welchen unsere Vorfahren nur als naive, feindliche Barbaren gegenüberstanden, ihre Ueberzeugung von der sittlichen Kraft und weltgeschichtlichen Bedeutung des Germanenvolks ausgesprochen, und in unsterblichen Werken ihre treffenden Gedanken über dasselbe niedergelegt. Vor Allen ist es Tacitus, dessen genialer historischer Scharfblick die weltgeschichtliche Bedeutung der Germanen erkannte, und welcher mit seiner, von Interesse und Liebe zu seinem Gegenstande geleiteten Germania der Vater unserer Geschichte und Sittengeschichte geworden ist.

Ihm brauchen wir nur, unterstützt durch die Forschungen der Neuzeit, zu folgen, um etwas über den Kulturstandpunkt, über Sitten und Lebensweise unserer Vorfahren festzustellen, und seine Fingerzeige geleiten und in dieser Beziehung auf Jahrhunderte hin durch das Leben und Treiben unserer Vorfahren.

Der uns hier zu Gebot stehende Raum reicht bei weitem nicht aus, um diese unsere Betrachtung umfassend mit Belegen zu bewahrheiten; jedoch schon wenige Hinweise auf Tacitus werden das vor uns liegende, mit Sachkenntniß und genialer Auffassung ausgestaltete Bild verstehen lassen, welches zwar ein Stück germanischen Lebens aus der Zeit der Völkerwanderung enthaltet, in welcher Zeit indeß die Germanen hinsichtlich ihrer Sitten und Lebensweise wesentlich noch ganz dieselben waren, wie zur Zeit des großen römischen Geschichtschreibers. Erst die Einführung des Christenthums und der nach und nach durchgedrungene Einfluß römisch-hellenistischer Kultur haben Aenderungen in der Sitte und Lebensweise der Deutschen bewirkt, Aenderungen, welchen aber dennoch bis auf den heutigen Tag manche ungermanische Züge anklehen. —

Unser Bild führt uns eine germanische Familie in ihrem häuslichen Thun und Treiben aus einer Zeit vor, in welcher dieselbe mit ihren Gemeinde- und Gaugenossen, deren auf rohen holzblöcken aufgezimmerte Hauser meist vereinzelt über Flur und Wald zerstreut lagen, im Begriffe stand, sich, wegen Uebervölkerung oder von Feinden gedrängt, neue Wohnsitze zu suchen und sich zu diesem Zweck einer allgemeinen großen „Heerfahrt" anzuschließen. Vielleicht rüstet der Hausvater auf dem roh zusammengefügten, auf plumpen, speichenlosen Rädern ruhenden Wagen zu solch' einer Fahrt, auf welcher ihn, noch ganz wie zur Zeit der Cimbern und Teutonen, Weib, Kind, Gesinde und Kampfgenossen in treuer Gefolgschaft begleiteten. Im Hintergrunde erblicken wir bereits schild- und speerbewehrte Reisige, deren wohlein erschallendes „Wlsenthorn" zerstreute Gehöften zusammenruft.

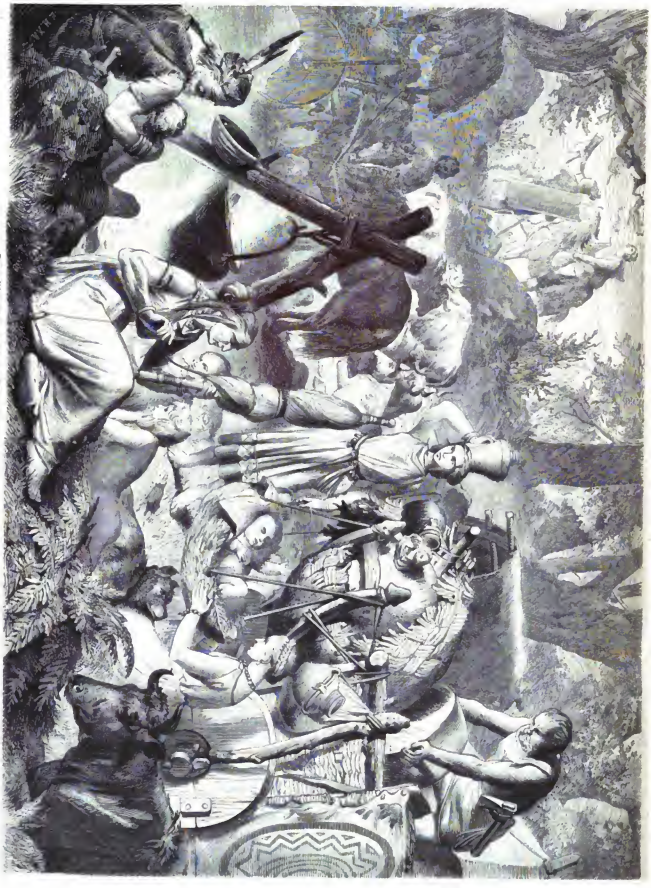
Ruhig und häuslichen Geschäften obliegend lagert indeß noch unsere Familie im Vordergrunde. Sie bildet ein vollständiges germanisches Hauswesen, zu welchem der unumschränkt gebietende Hausherr, die geachtete Hausfrau, die nach heranwachsenden Kinder, die schutzbefohlenen alten Eltern, die nächsten unverheiratheten Seitenverwandten und das Gesinde gehörten. Die noch jugendliche Hausfrau wartet in primitiver, aus Laubholz und Binsen geflochtener Wiege des Säuglings, indeß die Schwester als feschen Quell Wasser für den häuslichen Bedarf zuträgt, und die alte Großmutter, auf deren Tagen und Mären die nackten Enkel lauschen, fleißig die Spindel tanzen läßt, um Garn für das geschäftige Linnenzeug zu gewinnen, welches der germanischen Frau das hauptsächlichste Bekleidungsstück gab, während der Mann entweder, wie unser auf dem Wagen beschäftigter Hausvater, den kurzen, enganliegenden, „von dem flattern- den und plusdernden Gewande der Sarmaten streng verschiedenen" Wollrock trug, oder ein mehr oder weniger den Körperformen angepaßtes Thierfell, wie es auf unserem Bilde den noch immer nervigen Leib des mit der Großmutter am Wachsener lagernden und mit dem Lieblingsenkel spielenden Großvaters umschließt, welcher nach seinem kriegerischen Habitus und nach den ihn umgebenden drei Armringen einst ein gewaltiger Wigand vor dem Feinde gewesen und noch sein zu unterschätzender Gegner sein mag. Außer der Aderlesen auf seinem Haupte scheret er sich nicht viel um Putz, während die Frauen wohl ihr Linnengewand mit Purpur besäumen und den obern Theil nicht in Aermel ausklaffen, sondern Ober- und Unterarm nackt erscheinen lassen, wie es die Frauengestalten auf unserem Bilde zeigen. — Diese Züge hinsichtlich der Kleidung und Sitte hat schon Tacitus vermerkt und weit spätere Beobachter fanden sie noch ebenso vor. —

Ein reicher Viehstand, die vornehmste Habe der Germanen, lagert rings umher und wird nöthigenfalls von dem traulich an das Knie der Hausfrau gelehnigten grimmen Bleßhund zusammengehalten, der „gewaltig stark, von flinken Läufen, gewohnt ist, bei wilden Ur zu greifen". — — Auch die zum Hausgeräthe gehörenden Tafelgeschirre, in welchen, wie noch ihre Ornamenten zeigen, unsere Vorfahren nicht unbewandert waren, hat unser Künstler nicht vergessen und in charakteristischen Formen wiederholt angebracht, ebenso wie er in der bemalten, vom Wagen herabhängenden Decke auf den schon von Tacitus hervorgehobenen Sinn für Verzierung des Hauses und Geräthes durch bunte Farben hindeutet.

Ueberhaupt verrieth das Bild eine von sorglamen Studien geleitete Phantasie, welche, überall das Richtige treffend, uns ein anheimelndes Familienjemälde aus einer längstvergangenen Zeit hervorzaubert, aus einer wilden, rauhen Zeit, aus deren gewaltigen Kämpfen jedoch die Germanen siegreich, gesund und mit einer Lebenskraft hervorgingen, welche in ihrer streksamen Nachkommenschaft noch andauert bis auf den heutigen Tag. —

Karl Seifart.

Digitized by Google



Germanische Sitte zur Zeit der Völkerwanderung. Cyklopidyllen von Emil Doepler. (S. 427.)

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Polizeiroman von **Dr. F. Gh. B. Aoß-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Konstabler Christian Dreyer war trotz dem nationalen Phlegma seines engeren Vaterlandes Mecklenburg und trotz seiner allgemein bekannten großen Gutmüthigkeit ein durchtriebener Schalk, der seine mitunter ganz aufgezeichneten Schwänke mit einer Ruhe und Gemüthlichkeit auszuführen verstand, daß ein Unbekannter beim überaus behäbigen und gemüthlichen Manne nach der äußeren Erscheinung unmöglich solche durchtriebene Schelmereien hätte zutrauen sollen. Denselben Streich, den er heute gegen Müller II. ausführte, hatte er ihm schon mehrmals und zuletzt noch vor etwa vierzehn Tagen gespielt, als er sich von Müller II. in den von ihm beanspruchten freundschaftlichen Neckereien vermaßlässigt glaubte. Konstabler Dreyer hatte vor einem halben Jahre einen Cigarrenmacher, der bereits Zuchthausstrafe erlitten hatte, verhaftet, weil dieser seinen Arbeitgeber, den Inhaber einer großen Cigarrenfabrik, dadurch betrogen hatte, daß er anstatt des ihm dazu gelieferten Tabaks saure Kirschblätter in die seinen Havannahdeckblätter gewickelt hatte. Bei der Ueberführung und Bestrafung des Betrügers hatte Dreyer den Auftrag erhalten, die Cigarren zu vernichten, und führte diesen Auftrag in der Weise aus, daß er im Besitze einer eisern gesunden Konstitution und Lunge die Cigarren selbst nach und nach aufrauchte, was er jedoch bei der Bekanntschaft seiner Kameraden mit dem berüchtigten Kraut niemals in der Wachtstube unternehmen durfte, zumal das Rauchen daselbst ohnehin untersagt war. Mit diesen Cigarren wußte er jedoch in seiner gemüthlichen jovialen Weise einen solchen psychologischen Zwang auf seine Kameraden auszuüben, daß er jedesmal eine Cigarre von ihnen bekam, wenn er nur im Entferntesten Miene machte, eine seiner Sauerkirschblattcigarren anzuzünden.

Schon mehrmal war er nun von Müller II. mit der Einladung in den intimeren Abendzirkel oben in der Kommissärstube übergangen und mit dem faulen Vertrauensposten des Kommandanten in der Wachtstube bedacht worden, wo er dann aber doch stets satt und treu wie die Wacht am Rhein gestanden hatte. Vor vierzehn Tagen hatte er sich aber doch wieder allzu sehr von Müller II. gekränkt gefühlt und deßhalb um nun sich mit seinem stillen Verdienst in Erinnerung bei den unbankbaren schwelgenden Kameraden zu bringen, den Dampf seiner Sauerkirschblattcigarren durch die Stimme von Oben hinaufziehen lassen, deren naturgeschwängter Luftzug von Unten nach Oben seiner Absicht durchaus förderlich war. So war es ihm denn damals gelungen, sich mit seiner gestrichenen Cigarre nach Oben in den gemüthlichen Freundeskreis hinaufdampfen, wo Alle, besonders der sehr verwöhnte und empfindliche Müller II., ihn jauchzend und räuspernd von Neuem beschworen, nun doch auch für immer „des genussamen Spieles genug sein zu lassen."

Heute Abend faßte sich nun Konstabler Dreyer doch aber allzu tief gekränkt. In seiner Gutmüthigkeit hatte er sich Nachmittags dem lauernden alten Erasmus zum Trotz dazu hergegeben, sechs Flaschen Wein in zweimaligen Gängen von dem weit entfernt wohnenden Weinhändler unter seinem knappen Dienstaportrock für Müller II. einzuschmuggeln, und hatte bis Abends acht Uhr noch immer keine Einladung vom undankbaren Freunde erhalten, dem er, als Sohn eines steinreichen Bauern, doch so manches liebes Mal aus so mancher Noth für den Wein Geld geborgt und viele andere Liebesdienste erwiesen hatte.

In seiner sittlichen Entrüstung hatte er sich nun eine seiner furchtbaren Cigarren angeckelt und den Rauch in die Stimme von Oben geblasen, bis das Poltern und Klappern der Scheibe ihn von der Notiz unterrichtete, die Müller II. von ihm nahm. In seiner rührenden kameradschaftlichen Treue und Gutmüthigkeit konnte er sich jedoch nicht entbrechen, den Freund, welcher möglicherweise eine Gefahr fürchten durfte, sofort zu beruhigen, und daher gewissenhaft das statuirte beruhigende „Kauscher" hinaufzurufen.

Das Rauschen des Rouleau und das Oeffnen des Fensters oben im Zimmer überzeugte ihn vollends von der Wirkung und dem Verständniß seiner Cigarre.

Mit freudiger Ueberraschung vernahm er daher das Klappern des Deckels an der Stimme von Oben und den kurzen offiziösen Kommandoruf: „Konstabler Dreyer heraus!"

Mit behaglichem Schmunzeln im festen Gesichte übergab er das Kommando seinem Landsmann Fritz Meyer und beurlaubte sich nach Oben mit der dringenden Mahnung, ja genau auf den „infamen alten Erasmus" und den „Fahnschen Kranich" Acht zu haben, warf das kurze Ende seiner Zaubercigarre weg und ging schmauend die Treppe hinauf.

Beim Eintritt in die Thür blieb er zuerst verwundert stehen, daß Niemand anderer als sein Freund im Zimmer sich befand. Als er aber sah, daß Müller II. mit der in allen dumpfigen Bureaux vorräthigen Flasche Eisig auf die heiße Ofenplatte gos, verzog sich sein rosiges Gesicht zu einem schenßlichen Grinsen und dann schüttelte er sich zuerst in stillem lautlosen Lachen, bis er schließlich mit einer fürchterlichen Detonation in ein brüllendes Gelächter ausbrach.

Eilig schoß Müller II. das Fenster, ließ das Rouleau herab und wandte sich mit ganz unerwarteter Ruhe und Milde gegen den verdutzt dreinschauenden Kameraden mit den Worten: „Höre mal, Dreyer, ich wollte Dir nur sagen, daß ich Dich heute bei dem besten Willen nicht hier oben haben kann. Geh' wieder hinunter und gib genau Acht, daß der racheschnaubende Erasmus uns nicht belauert. Ich habe Dich heute unten nöthiger als sonst, denn ich bekomme sogleich geheimen Besuch von einem Civilisten, der uns Aufschlüsse über diese Person da zu geben vermag, die gerade uns Beiden seit länger als einem Jahre so viele saure Mühe und Arbeit gemacht hat."

Dabei zeigte er auf das diese Athmosphäre mit dem rothen Umschlage auf dem Tische. Der dicke Konstabler wurde sich über die Absicht, daß die Rubrik, für dann lebhaft in die Höhe und rief mit ungewöhnlicher Aufregung im schönsten vollkönigen mecklenburger Dialekt aus: „Ja, Müller, wenn wir über diese Person endlich richtige Auskunft kriegen, daß die Geschichte ein Ende hat, dann lege ich auf der Stelle ein ganzes Faß Bier auf!"

„Du weißt, Dreyer, daß es eine Dame vom hohem Range und seltener Schönheit sein soll, se muß politisch gravirt sein, weil der Direktor die Sache selbst und ganz geheim bearbeitet und nur uns Beide unter Aufsage der strengsten Verschwiegenheit und Vorsicht damit betraut hat, um ihn zu unterstützen."

„Herr du meine Güte! Wenn ich bedenke, daß dieß Gerenne und Gelaufe ein Ende nehmen könnte! Ich bin ja wahrhaftig so in schlechten Ruf gekommen, daß ich wie Don Juan jeder Schürz nachlaufe, obgleich mir alle Frauenzimmer nun erst recht gründlich verleidet sind und ich all' mein Lebtage nicht daran denken werde, zu heirathen!"

„Wir haben gute Aussicht, lieber Dreyer, thu' mir nur die Liebe an, geh' sofort wieder hinunter, rauche aber um Gotteswillen keine von Deinen verfluchten Cigarren, damit das Ding da hinten in der Ecke offen gehalten werden kann, und hab' genau Acht und laß für euch auf meinen Namen ein Sechsehntel oder meinetwegen ein Achtel aus der Altienbrauerei holen."

„Nee," erwiderte der Konstabler sehr gedehnt, „das gebe ich selbst aus und gepumptes Bier liegt immer sauer im Magen. Wie aber nun den Stoff hereinliegen nach der verfluchten Fahgeschichte beute?" setzte er, sich in den Kopf kraxend, hinzu.

„Höre mal, Dreyer, da in der Garderobe steht noch die ungebrauchte neue Petroleumlanne zu fünfundzwanzig Pfund, macht, den Inhalt des Seidels zu dreieinerlei Pfund gerechnet, reichlich sechshundertdreißig Seidel, das genügt für eurer sechsen Mann."

„Geht nicht! Bier in Blech, das laß weg; wird auch schaal, verliert Würze und Spinne. Aber ich weiß schon: ich schicke drei Mann dreimal Patenmilch in die Bierhandlung bei Meyer und Co., und wenn dann der Mann jedesmal sechs halbe Budden in die Tasche stopft, so wird das Achtel erreicht."

Mit diesen Worten schritt der in seine Kalkulation vertiefte Konstabler Dreyer sehr vergnüglich zur Thür hinaus, ohne Abschied von seinem Freunde zu nehmen, der sich nun ganz sicher wußte sowohl vor dem Ueberfall des alten Erasmus als auch vor dem fürchterlichen Geruch der Sauerkirschblattcigarren.

Kaum zehn Minuten nach dem Weggange seines gefälligen Freundes und Kameraden hörte der Konstabler Müller II. ein leises Pochen an der Thür, und auf seinen Hereinruf trat ein im Civilpaletot gekleideter schlanker junger Mann von bleicher Gesichtsfarbe, aber mit lebhaft funkelnden dunkeln Augen herein, der den Konstabler munter bewillkommte. Es war der Geiger Fritz Hausmann, den, wie schon erwähnt, der alte Baßmeyer hatte erziehen lassen und darauf selbst zum Geiger ausgebildet hatte.

Kaum hatte der Geiger seinen Paletot abgelegt, sich die Hände am eisernen Ofen erwärmt und eine Cigarre und ein Glas Wein genommen, so hatte er auch schon mit großer Behendigkeit sich auf den hohen Sessel geschwungen und sofort dasselbe Behendigkeit mit den Beinen begonnen, wie vorhin sein Freund, als derge der Sessel die geheime magische Kraft in seinem Polster, Jeden, der sich darauf setzte, zu dieser Bewegung zu bestimmen.

Als er von dem hohen Sitze aus seinen offenbar um den Anlaß verlegenen Freund in unverwandt gedrückter und elegischer Stimmung hin und her im Zimmer schreiten sah, hub er mit den Worten an: „Eine sehr geistreiche Unterhaltung zwischen uns, wenn ich mit den Beinen in der Luft umherschwenke, und Du mit Deinem Beinwerk auf dem Fußboden umherrumpelst. — Scheuke mir noch mal ein, und zwar reinen Wein, damit ich klar werde über Deine mysteriöse Dame, in die Du offenbar verliebt bist."

Digitized by Google

„O du grundgütiger Himmel, verliebt! Nein, Fritz, alle Leiden der unglücklichsten Liebe erreichen nicht die bitteren Leiden um diese Dame, die ich noch mit keinem Auge gesehen habe, und der ich doch mit dem rechtschaffensten Pflichteifer seit langer als einem Jahre nachspähe. Aber jetzt bin ich ihr auf der Fährte und Du kannst mir Deiner Bekanntschaft nur sogar weiter helfen. Ich habe Dein Ehrenwort, daß Du das absoluteste Stillschweigen beobachtest. Nun kann ich Dir die Sache ausführlich mittheilen: Der reichlich einem Jahre vertraute mir unter frischen, prächtiger Directon an, daß es bei den größten Wichtigkeit sei, eine fremde junge Dame von große Schönheit zu ermitteln —"

„Von großer Schönheit und jung?!" unterbrach ihn der Geiger mit lüstig loschender Miene.

„Beides! Wunderschön nach seiner Schilderung, da er sie sogar selbst einmal gesehen haben will."

„O Du Narr!" — rief der lustige Geiger aus — „läßt sich der Mensch bazu gebrauchen, seinem Chef das Wild zuzutreiben!"

Dabei lachte er so herzlich, daß er die Balance auf dem Sessel verlor, in die Ecke herab taumelte und an die Deckelklappe stieß.

„Rauscher!" — tönte eine dumpfe Stimme von Unten prompt heraus.

„Rauscher!" — antwortete der Komiker hinuntee, nachdem er sehr verstimmt den lachenden Freund auch der Ecke greifen hatte. „Ich begreife nicht," → fuhr er verdrießlich auf, — „wie Du auf diesen Blödsinn gerathen und so albern lachen kannst! Die Dame ist politisch gravirt!"

„So, so," — sagte Fritz Handmann, indem er seine Miene zum Ernste zwang und den Sessel wieder einnahm, — „politisch gravirt?"

„Und zwar sehr bedeutend, wie es anlaßt. Wie will sogar schienen, daß der Direktor schon eine geheime Regierungsnase bekommen hat, daß die Dame noch immer nicht gefunden ist: denn er wird von Tag zu Tage ernster. Ich sage Dir noch einmal," — fuhr er empfindlich fort, da er das verstörene Lachen seines Freundes bemerkte, — „von Liebhabit ist nicht die Rede! Denn überall heißt es, daß der Direktor eine Braut in der Residenz hat. Er machte mir sogar selbst eine dahin zielende Andeutung, als er wohl merkte, daß die Sache auffällig für ihn erscheinen konnte."

„Ach so!" — Nur weiter im Text. Wie lautet denn der Steckbrief der politisch gravirten Dame?"

„Herrlicher schlanker Wuchs, volle schwarze Haare, große dunkle Augen, gerade Nase, üppigen Mund, Perlenzähne —"

„So sieht das im Steckbriefe?!"

„Ach, unterbrich mich nicht mit Deinen albernen Witzeleien! — Der Direktor hat sie selbst gesehen und beschrieben. — Laß das verdammte malitiöse Kichern!" fuhr er dann verdrießlich auf

„Wie heißt sie denn?"

„Sieh' her die Geheimakten. Margaretha Müller."

„Aus?"

„Ja! Aus?!! — Das wissen wir ja gerade nicht. Sie war ja hier und von aus Allen hat nur der Direktor sie gesehen. Zuerst meinte er verstanden zu haben, sie sei aus Burg. — da wurde nun nach Burg im Regierungsbezirk Magdeburg, dann nach Burg im Regierungsbezirk Düsseldorf, dann nach Burg auf der Insel Fehmarn in der Ostsee geschrieben und um Auskunft über Margaretha Müller gebeten — Alles vergeblich! Nun ging es auf die Zusammensetzungen vorne mit Burg los, Burgau, Burgberg, Burghausen, — das ganze geographische Handbuch von Ritter zu Ende sogar bis Burgwalduiel: die Dame fand sich nicht, wenigstens nicht die richtige, denn eine Margaretha Müller, die wegen Kindsmord oder Brandstiftung ohe Diebstahl seit langer Zeit im Zuchthause sitzt, suchten wir nicht. Sieh' nur her die dicken Akten! Welche Masse Requisitionen und Umfrage! Nun bitte ich Dich aber um Gotteswillen: wenn nun der pflichtetrige Direktor mit der politisch gravirten Dame gar erst auf alle die Ortsnamen geratben sollte, die in Burg ausianten, wie wir schon bei Magdeburg, Hambueg, Marienburg u. s. w. begonnen haben, so wirb ja die schrecklichste Korrespondenz gar nicht abreißen! Nun bin ich in der Verzweiflung darauf gefallen, an Stelle der gräßlichen Schreiberei nach Außen hin noch einmal hier in der Stadt genaue Nachforschungen zu halten, weil ich vor längerer Zeit ganz zufällig gehört hatte, daß bei den alten Organisten an der Petersstrche unten in der Tiefengasse sich ein junges Frauenzimmer aufhalten sollte, die noch keine Scele gesehen hat. Ich habe auch schon dem Direktor einen Wint gegeben, und zum zwanzigsten Male die zwei letzten Jahrgänge der Fremdenmeldungsregister vergeblich durchgemustert; der Direktor hat sich nun auch an den alten Gerstenfeld gemacht und spielt seit längerer Zeit die Orgel und dabei den Liebenswürdigen gegen den Alten, um etwas zu erfahren; aber der Alte scheint Lunte gerochen zu haben und schimpft in seiner Gegenwart immer ganz fürchterlich auf die Bleiber und weist alle seine Besuche zurück, weil es in ärmlich bei ihm aussieht. Auch hat keiner von den in der Tiefengasse pofsirten Kostablern und Nachtwächtern jemals ein anderes Frauenzimmer aus dem Hause kommen sehen, als die Eigenthümerin Mohr und die bei ihr einwohnende alte schwebische Wittwe, oder höchstens ein paar alte Jungfern, die sich regelmäßig alle Monate von der Mahr wahrlagen und Schröpfköpfe setzen lassen. Sieh' nun, lieber Freund, das junge Mädchen könnte ja denn nun doch bei dem alten Organisten stecken, der sie nicht aus dem Hause, sondern nach seinen verstiefenen Seelenwanderungsbloßsinn nur ihre bloße Seele ohne Körper durch's Fenster in der frischen Luft spazieren gehen läßt. Die Weihnachtszeit in der Peine haben denn auch einmal eine wunderweiße Stimme singen hören, und in des Direktors Steckbrief steht „sehr schöne Gesangsstimme" als besonders Kennzeichen notirt. Du siehst nun, daß ich vielleicht auf der rechten Fährte bin. Nun bitte ich Dich, liebster, bester Junge, um unserer langen treuen Freundschaft willen, führe mich bei dem alten Bajazzo ein, den ja Alles, was Polizei heißt, auf den Tod verhaßt ist, sage ihm, daß ich ausnahmsweise ein sehr liebenswürdiger und netter Mensch sei und Kontrabaß bei ihm lernen wolle. Wenn ich erst einige Stunden gehabt und nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht habe, dann soll er mich bei seinem intimen Freunde Gerstenfeld einführen, und dann will ich schon herausbringen, ob die politisch gravirte Dame da ist oder nicht."

„Du bist ein geborenes Polizeigenie und Dein Plan wäre höchst geistreich, wenn nur nicht der häßliche Punkt der wäre, daß der Alte gerade jetzt im höchsten Grade wüthend auf mich ist, und mir nach gestern im Orchester einen solchen bösen Zornesblick zugeworfen hat, wie die leibhe besponnene E-Saite seines Kontrabasses. Ich will Dir auch sagen, warum? Im Spätherbst kamen wir früh Morgens vom Entsetzt in Haferhorf herein; es regnete furchtbar. Der Alte wollte durchaus die nähere Richtung wissen, mußte nehmen, weil er dicke Schmierstiefeln und seinen dichten Regenrock anhatte; wir mußten bespwegen gehorchen und uns bis auf die Haut naß regnen lassen. Unterwegs schimpfte er fürchterlich über den Koth auf dem frisch gepflügten Acker, und wir kriegten auch unser Theil, weil wir ihm zu rasch gingen. Bor einem ziemlich hohen Grabenwall, den wir Jungen mit Leichtigkeit erkletterten, blieb er bedenklich stehen, reichte mir denn aber sein Fagott herauf und forderte mich auf, ihm dasmit herauf zu helfen. Ich ergriff oben die weite Stürze und zog aus Leibeskräften. Unglücklicherweise muß ja wohl eine kleine Drehung dabei vorgekommen sein: genug, die Stürze in meiner Hand trennte sich ab und der Alte kam mit seinem Fagottrest in den Händen mitten in den dichten Ackerkoth zu sitzen. Obgleich ich, wie Du denken kannst, völlig unschuldig war, so hagelte doch eine fürchterliche Flut von Flüchen, infamer Hundspeitsche, niederschlädtiger Bengel' u. s. w. gegen mich an, und dabei schwoor er, mir die infamen Knochen zu Brei zu zerschlagen, so daß ich nur schnell von seiner augenblicklichen Wuth flüchten und ihm von den Andern helfen lassen mußte."

„O, das ist ja aber schon im Herbst passirt, und sein Zorn verraucht schnell, wie ich bete."

„Ja, das ist so so! Ich bin ihm seitdem thunlichst aus dem Wege gegangen, und sein Zorn schien sich auch merklich zu verrauchen, bis uns am vorigen Montag ein neuer Unfall traf. — In der Konzertprobe, bei welcher der Schlingel von Wirth den Saal gar nicht geheizt hatte, gab mir der sehr bedrnestliche Alte Auftrag, ihm sogleich ein recht heißes Glas Grog vom Wirth zu holen. Dieser ehrenvolle Auftrag war ein Beweis von Vergeben und Vergessen. Sofort sprang ich hin, ließ mir einen recht heißen Grog in's Glas gießen und eilte damit zum Alten zurück, der begierig und der vollen Hand über das Glas griff, während ich hurtig den Teller zum Wirth zurückbrachte. Nun war ja wohl der Grog zu heiß für die Finger gerathen: unter furchtbaren Flüchen setzte er schleunigst das Glas auf die Erde nieder und ließ wieder eine entsetzliche Flut von Schimpfworten auf mein unschuldiges Haupt regnen, weil er, wie er behauptete, sich die Finger verbrannt hatte, obgleich er sogleich seinen Kontrabaß weiter spielte. Er kann Dir auch gerne Unterricht ertheilen, aber Du mußt zugeben, daß unter diesen Umständen die Einführung durch mich etwas Schwieriges und Bedenkliches hat. Aber die ganze Einführung und Kontrabaßstunde ist gar nicht nöthig, denn die Margaretha Müller ist gefunden."

„Sagt' ich's Dir nicht! Meine Nachforschungen und Kombinationen waren zu fein, als daß sie nicht endlich auf die rechte Spur hatte gelangen müssen!"

„O Du Muster und Glanz aller Polizisten! Weißt Du denn, wo die Margaretha Müller steckt?"

„Nun, beim alten Gerstenfeld."

„O Du Schlaukopf! Wie mir zurück hast Du die Fremden- und Meldelisten durchgesehen?"

„Bis vor zwei Jahren."

„Hast Du auch einmal vor vier Jahren nachgesehen?"

„Du bist nicht klug!"

„Laß nur die Listen herausholen, daß ich Dich weisen aller Polizisten mit der Nase auf die Margaretha Müller stoßen kann."

Verdutzt und mißtrauisch von der Seite auf seinen schelmischen Freund blickend, dem er eigentlich niemals oder doch nur äußerst selten ganz

Digitized by Google

traute, schritt der Konstabler zögernd an die Stimme von Oben und beorderte den betreffenden Zubezagg herauf. Nicht lange währte es, so schleppten zwei Konstabler die vier angebenen dicken Lauratalfolianten heran; sorgfältig wurde das alphabetische Register unter M nachgesehen, und unter den vielen Müller wirklich Margaretha Müller gefunden, welche nach weiterem Ausweis der Register vor vier Jahren fünfzehn Jahre alt gewesen, elternlos und von ihrem Onkel, dem Registrator Zwielicht, angemeldet worden war.

Lautlos starrte der Konstabler mit offenem Munde auf seinen mit stillem Triumph lächelnden Freund, ließ die Bücher wieder hinabschaffen und brach in lauten Jubel aus, sowie er sich mit dem Geiger allein im Zimmer befand. Dringend beschwor er den Geiger, ihm doch Alles zu erzählen, was er über das junge Mädchen wisse, und dieser stimmte nun auch nicht, von der Schönheit der jungen Dame ein ebenso glänzendes Bild zu entwerfen, wie der Konstabler bereits ein gleiches vom Polizeidirektor mit merkwürdiger Uebereinstimmung empfangen hatte. Der Hauptinhalt war: Der Geiger hatte das schöne junge Mädchen täglich auf einem Bürgerballe gesehen, den sie zum ersten Male mit einer ihrem Onkel bekannten Familie besucht, und auf welchem sie mit ihrer ganzen schönen Erscheinung und anmuthigen Weise großes Aufsehen erregt hatte. Auch sollte Margaretha Müller im Besitze einer schönen und tüchtig ausgebildeten Stimme sein, und schwerein die Palme aller Schönheit: ein baares Vermögen von 20,000 Thalern besitzen.

So laut auch anfänglich die Freude des Zuhörers über das Auffinden des jungen Mädchens und somit über den langersehnten Abschluß einer bis zur Ermüdung anstrengenden und endlich für völlig erfolglos gehaltenen Bemühung sich geäußert hatte, so eigtlich stimmte ihn doch nach und nach die weitläufig begeisterte und poetische Schilderung des Freundes, und er beklagte es schmerzlich, daß die schöne junge Dame einer bloßen politischen Verdächtigung wegen möglicherweise einem recht harten Schicksal entgegen gehen werde, und vielleicht sogar der Verhaftung, gewiß aber doch einer sehr weitläuftigen, peinigenden Vernehmung werde unterworfen werden. Doch tröstete ihn der Gedanke, daß sein glücklicher Stern ihn ja an den beiden sehr nahen Bezugsquellen im Hause des alten Registrators zweifelsohne mit den nöthigen jungen Mädchen zusammenführen werde, und er dann möglicherweise einen günstigen Einfluß auf ihr herbes Schicksal gewinnen könne. So faßte er den Entschluß, weder dem Freunde noch dem Direktor irgend ein Wort von der Dame und von seinem nahen Zusammentreffen mit ihr zu sagen, bis er den wahrscheinlichen Ausgang ihres Schicksals übersehen könnte. In diesem Sinne schwuren er und sein Freund sich zusammen, verschloß es sorgfältig in einen Schrank des benachbarten Sitzungszimmers und fragte dann, wie wenn er den Abschluß der heutigen geheimen Verhandlung damit sanktionieren wolle, den heitee und behaglich blickenden Geiger, ob es ihm recht sei, wenn sein dicker Kollege Dreyer das traulich Beisammensein durch seine Gegenwart verschönere? Auf die freundlich bejahende Antwort wurde denn sofort der Dritte im Bunde durch die Stimme von Oben herauf citirt und im natürlichen Zusammenfluß dreier verwandten Seelen sofort eine überaus gemüthliche Unterhaltung gepflogen, zu der Jeder von dem munteren Trio sein Scherflein zu spenden wußte, zumal der Wein wirklich recht gut ausgefallen war.

Schon hatte der Wächter unten auf der Straße Ein Uhr abgerufen, als plötzlich unten vor der Thür die trompetenartig schnarrende Stimme des Kranich ertönte, und dazwischen das unwillige Schelten und Schimpfen einer bekannten Stimme bemerkbar wurde. Zugleich wurde unten von der Wachtstube her durch die akustische Röhre das gefügerte Wort: „Treffe! Kranich!“ vom aufmerksamen Vize-Kommandanten Fritz Meyer abgegeben.

Der Tumult zog sich rasch in's Gebäude hinein und sogleich wurde Dreyer hinunter bepufft, um zu sehen, was es gebe?

Schon nach wenigen Augenblicken kam Dreyer mit sehr verblüfften Mienen wieder herauf und meldete zum äußersten Erstaunen und Schrecken der beiden Auditoren, daß so eben der stadtbekannte alte Bajazzeyer als Arrestat von der Nachtwache eingeliefert worden sei.

Müller II. war ein zu guter Polizist, und heute ganz besonders sich seiner wichtigen Aufgabe zu sehr bewußt, als daß er nicht sogleich begriffen hätte, was zu thun sei.

Mit der Ruhe eines Generalstabschefs hieß er den Geiger Frih Hausmann Hut und Paletot nehmen und drüben in das von der Straße aus erhellte Zimmer des ersten Kopisten treten, winkte dem dicken Dreyer, ihm zu folgen, und ging die Treppe hinab in das Wachtzimmer.

Hier fand er wirklich den alten Bajazzeyer vor Zorn bebend und sprachlos neben dem Wächter stehen, der ihn arretirt hatte. Voran spreizte sich der Kranich und wollte das Wort nehmen.

„Haben Sie den Herrn arretirt?“ fragte Müller II. in scharfem Tone den widerwärtigen Kranich.

„Nein,“ — trompetete der Kranich, — „ich wollte nur den Rapport meines Untergebenen berichten.“

„Wächter Riesmann, sprechen Sie! Warum haben Sie diesen Herrn arretirt?“

„De stimm da haben au de Bump, gegg stimmers mit de linke Hand an dat Rohr up un dahl und fidelt mit sien Stod öwer dat Rohr und sung dahei jämmers sacht vör sick weg: Wumm, wumm, wumm, wumm, wumm.“

„Hat der Herr weiter nichts gethan?“

„Ne, ick dacht awers, dat de Ull wol 'n hätten in 'n Kopp harr und da nähm ick em in Uptodeit.“

„Es ist gut. Kehrt! Marsch!“ rief Müller II. im streng dienstlichen Tone, dem auch der Wächter prompte Folge leistete.

„Ich muß aber noch bemerken,“ — schnarrte der Kranich.

„Sie haben hier nichts weiter zu bemerken! Der Arrestat ist mir abgeliefert und der Rapport abgestattet; das Andere ist meine Sache! Kehrt! Marsch!“

Diesmal rief Müller II. in so scharfem strengem Tone, daß der vor innerer Wuth glühend rothe werdende Kranich keinen Widerspruch wagte, sondern sofort Kehrt machte, aber heftig mit dem Fuße auftrat und dann mit stampfenden Schritten aus der Wachtstube marschirte, wo es diesmal dem Konstabler ausgezeichnet gglückt war, noch vor seinem unherufenen Eintritt Flaschen und Bierseidel vom Tisch zu entfernen.

Mein lieber Herr Meyer,“ wandte sich jetzt Müller II. in gutmüthiger, liebenswürdiger Weise gegen den Arrestaten, — „ich bedaure ausrichtig, daß Sie so rücksichtslos behandelt worden sind; ich bitte Sie um Entschuldigung und bürge Ihnen dafür, daß Sie morgen vollständige Genugthuung erhalten werden. Es ist Ihnen gewiß ein unbehagliches Gefühl, hier in der Wachtstube zu verweilen. Begleiten Sie mich oben hinauf, daß Sie sich erst etwas erholen können.“

„Zuhpunden?!“ — fragte der Alte mit unsäglich schmerzhaftem Ausdruck. „Mein Lebenlang —“

„Gott bewahre! Oben ist bessere Luft. Wir begleiten Sie.“

Dabei faßte er mit Dreyer den Alten unter die Arme und führte ihn oben in's Zimmer hinauf, wo der alte Konkrabasbrill sich in den großen Lehnstuhl setzte, ein Glas Rheinwein nahm und nach einer Pause, in welcher er zuerst verwundert, dann aber behaglich um sich geschaut hatte, mit der offenherzigen Frage anhub, ob sie Beide denn auch zu dieser Hallunken- und Spitzbubenbande gehörten mit der Knarre und dem langhalsigen Kerl mit der Trompetenschnauze?

Beide Damen bemühten sich, den alten Herrn, der sich leinesweges in beruhigtem, sondern nur in liebenswürdig angeheitertem Zustande befand und sich denn nun auch in der Artigkeit über den sehr glücklichen Beclauf seiner Verhaftung sehr bald in seiner ganzen urgemüthlichen Naturlichkeit gehen ließ, vollkommen zu beruhigen und den möglichst günstigen Eindruck auf ihn zu machen. Dieß gelang ihnen denn auch so durchaus, daß jetzt der Geiger Frih Hausmann auf ein Zeichen seines Freundes Müller leuchend und ängstlich hereineilend, mit lindsicher Pietät seinen lieben Vater Meyer aus den Händen der Polizei reklamiren durfte.

Dieser rührende lindliche Zug machte auf den alten Meyer trop seiner anfänglichen Begeistung mit: „infame Fagottlanaille“ und „verdammter Groghallunke“ einen so günstigen Eindruck, daß nicht nur dem „Schlingel“ verziehen wurde, sondern auch, daß der Wein wie ein Letbetrunk die Vergangenheit gänzlich vergessen machte, und eine überaus traute Unterhaltung sich entspann, welche erst spät Nachts durch den Ausbruch des neuen Tages festalenen Alten abgebrochen wurde.

Als meerwürdigstes Resultat dieser denkwürdigen Zusammenkunft ergab sich aber, daß der Konkrabasbrill auf höfliches Bitten seines Befreiers und Wirthes Müller II. sich bereit erklärte, ihm Unterricht im Kontrabaßspiel zu ertheilen, und daß das bisherige schonungslose Knathen der Polizei im Herz und Mund des Alten so durchaus wodurfirt wurde, daß er mit der sicherlichen Versicherung schied: es gebe unter den Polizisten, die er bisher groß und klein durcheinander immer nur für „eine wahre Hallunken- und Schwefelbande“ gehalten habe, doch auch sehr nette und liebenswürdige Leute.

Nach dieser offenherzigen und derben Proklamation seiner wahrhaften Ansicht über die bürgerliche Stellung und Geltung der Polizei schritt der alte Konkrabasbrill in Begleitung des Geigers und des Konstablers Dreyer, zum Schutz gegen ein etwaiges erneutes Attentat des Nachtwächters, frischen Muthes nach Hause und wiederholte unterwegs zu seiner vollständigen Rechtfertigung dem dicken Konstabler an der verhängnißvollen Pumpe in gerechter Aufwallung seines Zornes das harmlose Kontrabaßspiel, das ihm zum ersten Male zu seinem Leben mit der Polizei in Berührung und Reibung gebracht habe, wie einen Kontrabaßbogen mit dem übrigen Kolophonium.

Auf seinen der durch die Nacht dahinschreitenden Gäste hatte aber der heutige Abend einen solchen Eindruck gemacht, wie auf den allein zurückgebliebenen Hochstkommandirenden und Wirth des Polizeihotels. Während er die Fischen und Gläser vom Tische räumte, und alle Spuren der

Digitized by Google

teaufichen Zusammenkunft für den morgen früh mit seiner Familie zum Reinigen des Zimmers kommenden alten Trödlmus zu beseitigen suche, nahm der Gedanke an Margaretha Müller sein ganzes Sinnen in Anspruch. Sein Freund, der buechtriebne Geigee, hatte ihn allerdings auf die Fährte der Margaretha Müller im Hause des Regiftrators Zwickicht gebracht; die junge Dame konnte aber auch das Haus selbst schon wieder verlassen, und der Geiger die ganze Erzählung von ihrem Erscheinen auf dem Ball schlechter haben. Der Geiger stand ja mit dem alten Kontrabaßisten in der engsten Beziehung und Letzterer hatte heute Abend in seiner angeheiterten Stimmung höchst überraschend für ihn den Namen Margaretha Müllee genannt. Bei seiner weiteren Sondirung des Alten war aber der Geiger eilends dazwischen getreten, und der Alte schien dadurch gewitzigt worden zu sein, so daß er heute durchaus nicht weiter an ihn hatte herankommen können.

Jetzt durfte er nicht allein die glücklich angebahnte Verbindung mit dem Regiftrator Zwickicht weiter verfolgen, sondern er mußte sich auch den Weg in das Haus des alten Geistenfelt zu bahnen und dazu das Verlangen des alten Kontrabaßsiten zu gewinnen suchen, mayu heute Abend bereits ein sehr glücklicher Anlauf gemacht zu sein schien. Zur Krönung des Werkes hatte er nun an ihn die sofortige herzliche Bitte um Ertheilung des Unterrichtes auf dem Kontrabaß, zu welchem er sich von jeher ungemein hingezogen fühle und dessen schwierige Behandlung er durch Fleiß und Ausdauer zu bewältigen hoffe, zumal er schon die musikalischen Noten mit den verschiedenen Schlüsseln kenne und auch etwas Flöte blase. Am Stupen des Geigers bei dieser Bitte erkannte er, daß dieser seine Absicht wohl begreife, und daß er deßhalb einen schweren Stand haben werde. Indessen durfte er doch auch wieder von seiner Freundschaft einige Nachsichten erwarten; zudem nahm der sehr dankbar gegen seinen Erlöser aus den Händen der Nachtwache gestimmte Kontrabassist die Bitte recht freundlich und wohlwollend auf und bestimmte auf Anbringen des angehenden Kontrabassisten die erste Stunde sogleich auf morgen Mittag von zwölf bis ein Uhr.

So hatte denn Müller II. beim Aufkommen des Zimmers Gedanken und Pläne nach allen Seiten hin abgewogen und abgeklärt, und strechte sich endlich mit dem wohlthuenden Bewußtsein auf das amtliche Lederlopha, daß wenn es ihm bei seinem treuen Pflichtbestreben auch nicht gelingen sollte, die mysteriöse Dame Margaretha Müller zu ermitteln, er doch zum allerwenigsten beim Regiftrator Zwickicht das leere Gerächt wieder erlangen und beim alten Meyer das Kontrabaßpiesen erkennen werde.

5.

In nicht geringer Verstimmung saß der Polizeidirektor Otto von Seelen auf dem Lehnstuhl vor dem Schreibtisch in seiner höhlchen und — die Einsamkeit abgerechnet — recht behaglichen Wohnung. Er hatte soeben den Nachtrapport des Kranich'schen Reviers erhalten, welcher nicht verfehlte, ihn in seiner gehäßigen und übertriebenen Weise über die Verhaftung des einzigen nächtlichen Excedenten, des alten Kontrabassisten Anton Gottlieb Meyer, zu berichten und dem der Regel nach erst im Polizeigebäude dem Direktor vorzulegenden Hauptrapport des Kommissars aber dessen Stellvertreters zuvorzukommen, mindestens aber einem Verweise für die Verhaftung des Mannes zu entgehen, wenn die hämgefällige Belämmerde über seine unsicmliche Behandlung von Seiten des Konstablers Müller II. seinen Erfolg haben sollte.

Schon die Persönlichkeit des bekannten und ehrenwerthen alten Musikers, der noch niemals einen Auftritt mit der Polizei gehabt hatte, war dem Polizeidirektor Bürgschaft dafür, daß die Verhaftung unnöthig und sogar frisod gewesen und wohl nur wieder einmal in Ermartung einer Arrestantenprämie vorgenommen worden sei. Sogleich hatte er den Konstabler Müller II. zu sich beschieden und sich von diesem den ganzen Hergang berichten lassen, worauf er denn seine Vermuthung bestätigt fand und sein Unwille gegen den perfiden Kranich so gesteigert wurde, daß er diesmal eine gründliche disziplinarische Untersuchung anzustellen beschloß, um vor der aeg bemerkenswerthen Nachtwache ein ernstliches Exempel zu statuiren und die Regierung nur noch mehr von der Nothwendigkeit einer schleunigen Einführung der von ihm bereits gründlich vorbereiteten Neuorganisation zu überzeugen. Vor der Hand ließ er den wenigen Beamten, welche von der Verhaftung des alten Musikers wußten, das strengste Stillschweigen befehlen und nahm sich vor, noch heute den wackern alten Mann selbst aufzusuchen, um ihn soliends zu beruhigen.

In der That hatte der Polizeidirektor in seiner streng gerechten und humanen Weise sich bereits viele Beedienste und große Beliebtheit im Publikum erworben, zumal er sofort eine Unzahl der ärgsten Mißbräuche beseitigt hatte, welche unter seinem Vorgänger eingerissen waren. Beim Antritt seines schwierigen Amtes hatte er sich überzeugt, daß er nur auf wenige Beamte Verlaß habe, und hatte dann nun auch in raftloser Thätigkeit selbst in Alles mit hinein gegriffen und überall gesehen und gehorcht, um sich die genauefte Kenntniß von den persönlichen und örtlichen Verhältnissen in seinem beträchtlichen Bezirk zu erwerben. Dazu hatte er mit den verläßlichsten Beamten, namentlich mit Müller II., auch des Nachts überall in Wanderungen, besonders auch in verdächtige Diebs- und Gaunerhöhlen, unternommen, und manche interessante Abenteuer dabei erlebt. Wegen dieser vielen nächtlichen Wanderungen wurde denn dem eifrigen jungen Direktor sehr bald der Scherzname „Harun-al-Raschid", und seinem fast stetigen Begleiter Müller II. der Name „Schafar" aus welchem bald „Schaffner" wurde, beigelegt, während die geheimnißvollen Wanderungen selbst mit Bezug auf den Namen des Direktors von Seelen die Bezeichnung „Seelenwanderungen" erhielten.

Seit einem Jahre waren nun diese Seelenwanderungen ganz besonders eifrig kultivirt worden. Anstatt nun aber wie bisher die manchen verdächtigen Diebs- und Gaunerherbergen zu durchforschen, suchte jetzt der Polizeidirektor alle möglichen Gelegenheiten auf, sich den Zutritt in alle Kreise der guten Gesellschaft zu verschaffen, und verfäumte deßhalb kein Konzert, kein neues Theaterstück und keinen Ball, um sich mindestens das Publikum dabei anzusehen. Obgleich nun die schöne Welt Person und Benehmen des schmucken jungen Harun-al-Raschid äußerst liebenswürdig fand, so wollte es den jungen Damen doch nicht recht einleuchten, daß der junge Kaisl, obgleich er sehr gut tanzte, niemals lange Zeit auf einem Balle aushielt, und bedauerten recht sehr, daß er sich überhaupt von dem Ernst und der Sorge seines amtlichen Berufes allzu sehr und sogar bis zur Befangenheit und Schüchternheit einnehmen lasse. Nur wenige erfahene Damen, und dieß waren gerade Diejenigen, welche auf dem vorjährigen Geburtstage im Langmann'schen Hause mit dem schmucken Kalifen zusammen gewesen waren, hatten eine Ahnung, daß dieser an jenem Geburtstage sein Herz an eine schöne junge Dame verloren hatte, die im absoluten Inkognito, wie Schiller's Mädchen aus der Fremde, gekommen und eben so spurlos wieder verschwunden war, und daß Harun-al-Raschid, obgleich er die Töchter des Langmann'schen Hauses wie den ganzen Damenzirkus vom Geburtstag her nach der Reihe heimgeleuchtet, mit qualender Gründlichkeit wie eine Bande menschenräuberischer Gauneirinnen in's Spezialverhör genommen hatte, nach immer dem entschwundenen Ideal nachforsche und nur nach eine absolute Seele liebe. Keineswegs strebte aber der junge Polizeidirektor einer bloßen absoluten Seele nach, obgleich er in der jungen, schönen, frewden Geburtstagsgastin und in ihrem herrlichen Gesange sogleich eine absolut schöne Seele gefunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von J. Gilson.

Schwarz.

Weiß.

A B C D E F G H

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 408:

Weiß.	Schwarz.
1) S. G 6 — K 7 †	1) K. H 7 — H 8.
2) S. K 5 — D 6 †	2) K. H 8 — H 7.
3) S. G 6 — F 8 †	3) K. H 7 — H 8.
4) T. F 8 — H 7 †	4) S. F 6 nimmt H 7.
5) T. F 8 — G 6 gibt Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 37. Stuttgart und Leipzig.

Das Mädchen von Gorze.

Dem Tagebuch eines preußischen Offiziers entlehnt von

Arthur Freese.

(Fortsetzung.)

So kam's, daß Erich ... der einzige Sohn eines ehrsamen Landpfarrers der fernen Mark, Erich, der durchaus zum Pastor bestimmt und doch zum Künstler geboren war, der mühsam des Vaters Einwilligung errungen hatte, statt der vagen Künstlerlaufbahn die sichere eines ehrsamen Handwerks einzuschlagen ... Erich, der längst dem Sandstein und Granit herrliche Gebilde abgerungen hatte, hinausschweifen mußte in die Weite, neue Ideen und Formen, eine erhöhte Geschicklichkeit sich anzueignen — an den Ufern der Mosel die Braut sich erkor. Die schöne, heitere, hochherzige Madelaine Perrot war sein, er aber auch den holden Töchtern seines Vaterlandes ein ... Abtrünniger! —

Wie flog aber auch von Stund an der Meißel in seiner Hand! Tage nur — und der Denkstein am Grabe der Marquise D... leuchtete im Sonnenstrahl; Wochen nicht ... und eine weithin sich dehnende Balustrade ergötzte das Auge des gelehrsamen Bankiers J... und noch manch' anderes treffliches Werk ging, wie aus dem Stein herauswachsend, seiner Vollendung entgegen.

Ruhe und Selbstgefühl, Liebe und Lust, lauter Dank und klingende Anerkennung ließen wechselnd ihre fröhlichen Stimmen ertönen, und mitten in das bunte und glückselige Treiben hinein — — fiel, wie ein Blitz aus wolkenloser Höhe, die Kriegserklärung des Kaisers Napoleon des Dritten an König Wilhelm von Preußen, vom sechzehnten Juli des Jahres Achtzehnhundertsiebenzig, kaum drei Wochen nach dem denkwürdigen Sommerfest in der schattigen, duftigen Thalschlucht bei Gorze. — —

Der kleine Opfer. (S. 435.)

Digitized by Google

„Ist es wahr? Sie sollen heim, Monsieur Leique? Ist Ihr aemer, alter König grausam genug, Sie von dem blühenden Stück Erde fortzureißen, auf dem Sie Ihr Brod essen? Auf dem Sie glücklich sind? Auf dem Sie eine glückliche Frau werden, ist das junge Mädchen von achtzehn Jahren Ihr Weib?"

„Nicht mein ehrwürdiger König und geliebter Kriegsherr, Monsieur Perrot . . . Ihr ehegeiziger, zuhmsüchtiger Kaiser ist's, der mich aus Nadelainens Armen reißt, der mich fort aus einem Paufe treibt, in dem ich ein Vaterhaus gefunden habe. Ob mein Blut die deutsche Erde färbt, ob ich in fremder meinen Leib hette — ob Besinnlosung mein oder Ihr Vaterland heimsucht, das liegt in Gottes Hand."

„Mais . . . Sie können doch nicht sagen wollen . . . diable! Sie meinen doch nicht . . . Sie vergessen unser Chasseport, unsere Mitrailleusen, die gloire Frankreichs . . . nein! nein! Sie meinten nicht das, nimmermehr das, niemals! niemals!"

„Ich meine: was da kommen möge — auf Napoleon's Haupt wird die Verantwortung niederschmettern, denn er ist's, der die verwesene Hand nach Rauh ausstreckt, er, der die Deutschen von den Alpen bis zur Nordsee, von der Weichsel bis zum Mosselbett die Waffe in die Hand zwingt, schauvlosen Niedermord zu brechen, den stillen Herd, die eigene Familie zu vertheidigen."

„Silence! Monsieur . . . keine Sprache wie diese . . . Sie stehen auf Frankreichs Boden, und — was sagen Sie? Mosselbett? Sie sind verwiesen, Monsieur Leique . . . Tage nur, und unsere Kanonenboote tanzen den Rheinstrom hinab, unsere Grenadiere überschwemmen den Schwarzwald, unsere Kaisergarde wird den Preußenthron in das ewige Eis des baltique!"

„Das verhüte Gott!"

„Bête? Sie meinen nein?! — Monsieur Leique! Ich liebe Sie, wie ich einen Sohn geliebt haben würde, hätte der Himmel und Madame mir einen solchen geschenkt . . . ich bedaure Sie . . ."

„Halten Sie ein, Monsieur Perrot . . . ich darf es nicht annehmen!"

„Bedauere Sie, um das junge Mädchen von achtzehn Jahren, das einem Andern gehören muß, liegen Sie verscharrt im blutrothen Sand, mais . . . Wetz, wie Sie sie gesprochen — ah . . . sein einziges meche, s'il vous plait. — Monsieur Leique! . . . und er redete immer mehr in die Hitze sich hinein, der gute Monsieur Perrot, und ballte schon verstohlen die Hände — „denken Sie . . . meinen Sie . . . glauben Sie, was Sie wollen . . . mais, hier auf dieser Erde . . . unter diesem Dach — da ecden Sie nichts mehr vom Mosselbett, beny . . . ich bin Franzose!"

Und wie Monsieur Perrot es rief, schien er zu wachsen und immer weiter bis in's Unendliche wachsen zu wollen. Lag auch in seinem sonst so fröhlichen, guten Auge noch ein wilder Glanz, der theils einer wielichen väterlichen Zuneigung, theils einem unaussprechlichen Mitleid entströmen mochte — aus seiner Haltung, wie er halb rückwärts und über der Schulter den jungen Preußen ansah, sprang mit jedem Augenblick mehr der Stolz, die Anmaßung und die Eitelkeit heraus, die den unverbesserlichen Mann der grande nation kennzeichnete.

„Eben deßhalb muß es geschehen sein, Monsieur Peecot, ob auch das Herz mir blute," sprach teaurig Herr Ceich. „Sehen Sie hier dieß Schriftstück: es ist der Ruf zu den Waffen, der Befehl meines Königs und Herrn, dem jeder Preuße willenlos und unbedenklich folgt, vor dem das eigene Glück, das eigene Leben wie ein armseliges Nichts zusammenbricht. Sie wichen selbst nicht mehr mich achten, verschlösse ich diesem Mahnruf mein Ohr!"

„Ich? nicht achten? Weil Sie die Beennuth dem Wohnwig vorziehen? He? das nennen Sie Freiheit? das nennen Sie Ehre? A bas la Prusse . . . vive la belle France, patrie heureuse! Vive la liberté!"

„Nein, nein! . . . Es ist nicht wahr, nicht möglich!" rief es herein, und mit aufgelösten Mienen, aufgelösten Haaren, den wundervollen braunen Haaren, auf deren üppige Fint Erich stets mit Entzücken geschaut, flog Nadelaine herein. „Sage, daß sie lügen, Crique, wenn sie sprechen. Du gehst; wenn sie's mir in die Seele schreien wollen, daß Du gehen mußt, gehen auf das Gebeiß Deines Königs, geben, um das Schwert gegen mein Vaterland, gegen meine Brüder, gegen mich selbst zu richten. Sage es!"

„O Nadelaine!"

„Sie lügen . . . sie müssen lügen, so wahr ein Gott im Himmel lebt, so wahr die Heiligen für Frankreichs Siege beten, so wahr der Engel der Bermählung seine Fackel über Preußens Steppen schwingen wird — sie lügen!" — Du kannst, Du wirst Nadelaine nicht verlassen; Du wirst es niemals wagen, Deine Hand gegen Frankreichs Recht zu erheben; Du wirst den Fuß nicht heben im Kampf gegen meine Brüder!"

„Nadelaine . . . und geht das Herz mir in Stücke — meine Pflicht . . . meine Ehre . . ."

„Was ist Pflicht? Was ist Ehre? — Was ist Die der aeme, alte Mann, den sie den König von Preußen nennen, wenn ein Napoleon seine schützende Hand ausstreckt über Dein Haupt? Was sind Dir die Sandwüsten Deiner Heimat, wenn Du hier in Rebenhügeln wandelst? — Pflicht . . . Ehre . . . an Frankreich binden sie Dich, an das Mädchen, dem Du Liebe geschworen!"

„Ich bin Dein, Nadelaine, im Leben und Sterben!"

„Gut. Lebe denn, aber lebe mit mir! Hier bindet Dich die Pflicht, hier die Ehre. Hier gilt's Nadelaine zum Altar zu führen, zu Deinem Weibe zu machen; hier gilt's das Haus zu stützen und zu schützen, das Dich nährt, Die Schütze birgt. Hier gilt's einem alten Vater, einer alten Mutter . . ."

„Halt ein, Nadelaine . . .!"

„Nicht mit dem Sohn zugleich die Tochter zu rauben, die nicht lassen wird von Dem, dem sie Liebe gelobt! — Ich bin am Ende, Crique . . . nun rede, wenn . . . Du reden kannst."

„Ich muß, Nadelaine, und Gott verzeihe mir, soll' ich Dich kränken. — Nadelaine! Mir ist der König von Preußen kein armer, alter Mann, so wenig wie Dir Dein Kaiser. Mir ist er die Verkörperung alles Edlen und Guten, mein erhabener Gebieter, die von Gott eingesetzte Obrigkeit . . . mir ist er mein Fürst und mein Kriegsherr, zu dessen Fahne ich geschworen habe in Noth und Tod. Wie sind die Wüsten der Mark die heilige Stätte, auf der meine Väter gewandelt sind, für die sie gelitten und gestritten haben, auf der mein Kindesfuß sich getummelt hat, damit mein Körper erstarke, damit meine Seele sich erhebe, um all' die Unbill zu rächen, die einst die tapfere deutsche Erde mit deutschem Blut getröstet, ihre Kinder beschimpft hat."

„Beschimpft? durch wen? — Wer hat je davon gehört, und was geht das uns an? Wie?"

„Nicht gehört? — Nun, Nadelaine: ein Napoleon war's und euer großer Moese war's, der den Fuß auf den stolzen Nacken uns gesetzt, unser zerrissenes Herz, unser schamheladenes Antlitz in die Blutlachen niedergetreten hat, die den Lebensstrom unserer Heldenbrüder versiegen machten."

„Was sprichst Du, Crique?"

„Die Wahrheit, Nadelaine. — Euer dritter Napoleon ist es, der schamlos und frech der ganzen deutschen Nation in trunkenem Uebermuth, über in Seelenangst, seine Kaiserkrone vom Haupt gerissen zu sehen, den Fehdehandschuh in's Angesicht schleudert, sie aufstreckt aus Ruhe und Frieden, um mit feeveludee Hand eine elende gloire aufzurichten, die ihm und seinem Volke ein schöner und feiler Despotismus entwunden hat."

„Was meint er? Was will er sagen, Papa?" sprach Nadelaine und drängte von Erich weg, wie um bei ihrem Vater Schutz zu suchen.

„Ich will eichtig mit ihm, ma foi!" — tröstete Monsieur Peecot und suchte verstohlen mit dem Finger an die eigene Stirn. „Er ist vollblutig, dieser Monsieur Leique, da ist es vielleicht nicht ohne Uebel, läßt ein Franzmann ihm zur Aber. Es wird schon nicht gleich an das Leben gehen, Nadelaine — taisez-vous! Ne vous inquiétez-vous pas!"

„Zu spricht Dinge, die ich nicht verstehe, Crique," sprach Nadelaine kalt. „Kund wie weiß ich: hier liegt die Entscheidung. So sage es denn wie ein Mann, ohne Umschweif, und sage es in Worten, die ich begreifen kann. Was willst Du? — Ist es möglich, daß Du um einen aemen alten Mann auf einem erbärmlichen Thron, um ein verhungertes, obes Land, um ein rohes und unbändiges Volk, das nicht viel besser ist wie das Thier der Wüste, daß Du, um ein wahnwitziges Phantom von Pflicht und Ehre, gegen das Recht und die Allmacht Napoleon's, das heißt Frankreichs, Dich aufstehen, gegen unser siegreiches Heer, unsere erprobten Grenadiere kämpfen, daß Du Frankreichs Boden entfleischen, gegen mein Vaterland und meine Brüder auf Mord und Todschlag ziehen, daß . . . Du mich verlassen willst, Crique? — Rede!"

Dabei sah sie ihn groß und immer größer an und zitterte unter den Schauern, und bebte seiner Antwort entgegen. Zuletzt schnell die Hand vor aber ihrer Stirn, die Lippen öffneten sich in Erwartung und die schlanke weiße Hand zuckte.

„Nadelaine . . ." und Erich glaubte unter dem ersten Ruf ersticken zu müssen.

„Rede!" rief sie, und die erhobene Hand ballte sich.

„Sprechen Sie, Monsieur Crique, sprechen Sie! wie Sie es vor Ihrem Gewissen verantworten können." fügte Monsieur Perrot hinzu, dem es je länger desto mehr unheimlich auf die Brust sich wälzte.

„Wohlan!" begann Erich und raffte sich auf. „Ich kann und will nur das thun, was Recht, Pflicht und Ehre von mir fordern. Sie aber fordern, daß ich dem Ruf meines Kriegsherrn, der mahnenden Stimme in meiner eigenen Brust folge; ob das Herz mir zerspringe, ich . . . gehe!"

„Undankbarer Verräther! Elender Lügner!" schrie Nadelaine und reckte drohend die Hand gegen ihn. „Ist das deutsche Liebe? Sind das deutsche Schwüre? Ist das der Lohn eines Preußen für mein heiliges Vertrauen? — Fort von mir, Meineidiger! ich kenne Dich nicht mehr! Hinweg aus Frankreich, Verräther meines Vaterlandes . . . aus meinen

Digitized by Google

Augen fort, Mörder meines alten Vaters, meiner Mutter! Erzfeindschaft in Ewigkeit Dir von dem Weibe, dem Du, falsch wie Hölle und Satan, Treue geschworen, und das Du schamlos und heimtückisch verrathen hast!"

„Madelaine . . . um der Barmherzigkeit Gottes willen, nicht so . . . nicht so . . ."

„Madelaine . . ." fotterte auch mahnend Monsieur Perrot, über den der hindonnernde Redefrom der Tochter wie ein Sturzbad niederriefelte und an seiner Ernüchterung arbeitete.

„Schweigt, sage ich . . . nicht ein Wort mehr, und . . . hinweg, sage ich, oder . . . so wahr wie ich einst den Segen aller Heiligen auf Dein Haupt, Crique, niedergebetet habe, so wahr überliefere ich Dich ihrem Fluch — so wahr trifft Dich der Wetterstrahl meiner Rache. Hinweg!"

„Lebe wohl, Madelaine . . . Gott verzeihe Dir!" sprach Erich und wandte tief erschüttert sich ab. „Monsieur Perrot," flüsterte er und trat nahe an den unruhig hin und her trippelnden Mann, der bald auf ihn, bald auf Madelaine blickte, als hoffe er noch immer einen Umschlag. „Monsieur Perrot . . . Dank für alle Ihre Liebe und Güte, für alle die Wohlthaten und fröhlichen Stunden, die ich in Ihrem Hause genossen habe. Sie werden mir immer ein Freund, ein Vater bleiben . . . ich werde Sie niemals vergessen. — Hören Sie einst, daß Machtmeister Erich vom Regiment Ziethen-Husaren gefallen ist — gönnen Sie ihm ein stilles Gebet. Wird aber Frankreichs Ehre ihm zum letzten Bett — meißeln Sie selbst ihm den bescheidenen, kalten Denkstein, als ein letztes väterliches Erinnerungszeichen. Leben Sie wohl . . . meinen Gruß für Madame . . . Gott behüte Sie Alle . . . Alle!"

„Soll geschehen, Alles geschehen," flüsterte der gedankstigte Mann. „Denuoch . . . Monsieur Crique . . ." rief er in einem letzten Versuch, den jungen Mann zurückzuhalten, als er bereits die Schwelle betreten hatte.

„Crique! . . ." schrie auch in herzzerreißendem Ton Madelaine, aber . . .

Er ging, der deutsche Mann, und Madelaine sank bewußtlos zu Boden.

„Er geht wahrlich . . . o! das arme junge Mädchen von achtzehn Jahren!" jammerte Herr Perrot, beg sich hinab zu der Tochter, hielte nieder, sie in seine Arme zu nehmen, auf sein Knie zu sieben, und erschöpfte sich in Versuchen, sie dem Bewußtsein zurückzugeben.

„Er geht . . . er geht . . ." zeterten auch Madame und Annette, die, als Madelaine's Stimme das ganze Haus durchbebte, in Angst und Schrecken zum Zimmer hereingestürzt waren. „O! übee die wilden, die grausamen Preußen!"

„Er geht," zischelte Etienne, im Vorüberhuschen einen flüchtigen Blick in das Zimmer werfend und mit unverholener Schadenfreude der Richtung nachblickend, in der Erich verschwunden war. „Er geht und . . . soll niemals wiederkommen!"

*

Blutroth war am folgenden Augsit die Sonne aus dem tiefen Moosbett emporgestiegen. So wenigstens erschien es Denen, die, zu den Bewohnern Gorzes zählend, Haltung und Besinnung genug sich bewahrt hatten, um auf etwas mehr als die verworrenen, bald siegestrunkenen, bald niederschmetternden Gesichte zu horchen, die über den Elsaß und Lothringen und ganz Frankreich hin ihre schweren, dunkeln Wogen wälzten.

Der Krieg war entbrannt. Eine wilde, rasende Furie hatte in ihm ihre Genossen geschlittelt, den saufenden Stadt geschwungen und klaffende Wunden, blutbedeckte Leichenfelder dem entsetzten Auge bloßgelegt. Dem Schlachtspiel bei Saarbrücken am zweiten Augsit, der letzten lügnerischen Sonne, an deren Strahlen Napoleon die verrathene Nation sich erwärmen ließ, an denen er seinem verblendeten, niederstinkenden Stern eine letzte Scheinflamme zu entzünden sich mühte — waren die heißen Schlachten von Weißenburg und Wörth, war die blutige Rache bei Saarbrücken und auf den spicherer Höhen gefolgt. Zerrissen war der Traum von der Unüberwindlichkeit der Grenzen des Kaiserreichs; zerstört das Wahngebilde der Unverletzlichkeit des heiligen Frankreichs.

„Die Mosel ist überschritten; gegen die Höhen Gitzel's in wogenden, gewaltigen Massen, und Himmel und Erde dröhnen unter dem Hufschlag der Rosse, vom Brüllen der Geschütze!"

So wimmerten die ängstigsten Bewohner Gorzes, und es brauste daher und überschüttete das Städtchen mit lustigen Reiterschaaren, die es durchjauchzten; überschüttete es mit lachendem, singendem Zuspruch, dessen Liebe nachjagende Batterien den Grundbau rafften. — —

Nachdem Erich dem Hause Monsieur Perrot's, von Madelaine's Verwünschungen verfolgt, entflohen war, hatte diese für lange Tage ihr Zimmer nicht verlassen. Als die wachsende Unruhe und Aufregung, die, natürlich genug, zumeist die Bevölkerung der Grenzdistrikte ersaßte, immer gewaltiger und bestemmender um sich griff, ward auch sie mit in den Strudel und aus ihrer selbstgewählten Einsamkeit wieder in das bewegte Leben gerissen. Doch . . . es war nicht mehr dieselbe Madelaine, nicht mehr das junge Mädchen von achtzehn Jahren, das entsant ganz, mit seinem lachenden Munde, fröhlichen Auge und seinen ganzen bewegslichen Gliedern. Ein gereiftes Weib war es und ein ernstes und bleiches zugleich, das über den Eltrich dahinschlich, die Lider gesenkt, die Lippe verstummt. Ein wildes Lachen nur brach hervor, trug das Echo der deutschen Siege seinen Widerhall auch bis an sein Ohr. Heut nun, als Madelaine's Auge der entsetzlichen Wahrheit sich nicht mehr entschlagen konnte, daß Frankreichs Ruhmesssonne erblich, als sie unter ihren Blicken den Boden des heiligen Vaterlandes vom Fußtritt der barbarischen Horden entweiht sah, den Boden, auf dem sie bisher nur in sorglos ausgelassener Lust sich getummelt hatte . . . da hoben sich ihre Lider, da trat das Auge aus seiner Höhle und starr . . . obwohl in seiner tiefsten Tiefe in Flammen unbezwingbaren Hasses auflodernd . . . bohrte sie es in die vorüberziehenden feindlichen Scharen und schlang ihren Arm um das Fensterkreuz, um ihre wankende Gestalt aufrecht zu erhalten.

So stand sie stundenlang und blickte immer noch starr, denn der Reiterstroß, der freudbartigen Mordjubonen war kein Ende. Längst hatte zu auf dem Plateau nordwestlich von Gorze, auf der Höhe des oft von ihr im Luftwandeln aufgesuchten Saint-Thiebault, der mörderische Kampf sich entsponnen, und der zunehmende Donner der Geschütze erzählte von dem erbitterten Toben der Schlacht, und vornäets drängten, ihren Brüdern zu Hülfe, die deutschen Streiter. Längst war der Befehl ergangen und zu jedes Haus gerufen, die Männer zu Dienstleistungen nach dem Schlachtfelde und den Verbandplätzen, die Frauen nach dem Hotel de Ville zu Lazarethzwecken zu entbieten, und Monsieur Perrot, dessen Atelier längst geschlossen war, der Etienne und Amédée und Joseph entsandt, eilte selbst die Höhen von Gorze hinan auf die Straße von Mouville, um nicht der Letzte zu sein, der eigener Ehrenhaftigkeit und menschlicher Barmherzigkeit den schuldigen Zoll darbringe. Auch Annette war, trotz ihres Alters noch rüstig, im Hotel de Ville geschäftig bei Herrichtung des Lazarethe. Madame aber tummelte sich im eigenen Hause, es zur Aufnahme Verwundeter tauglich zu machen, wie der strenge, unwiderstehliche Befehl der jeweiligen deutschen Gewalthaber es verlangt hatte. Nur ein Glied des Hauses blieb regungslos, unbewegt und eisig kalt dem hereinbrechenden Elend gegenüber, blieb starr und voll Haß, und das war . . . Madelaine. Leicht- und schwerverwundete, halb verstümmelte, blutbedeckte Menschen und schaudervoll zugerichtete Leichen von Freund und Feind sah sie unter ihren Augen auf der Straße hin und her schleppen und sie regte sich nicht. Kein Laut des Mitleids entquoll ihrer Lippe, trat ein Mitdherzyger an den Brunnen vor ihrem Fenster, um einen Erschöpften den kühlen Trunk, einen Sterbenden in ihm die letzte Labung zu reichen. Ob Feind ob Freund unter ihrem hinstarrenden Blick in stillen Qualen aufzuckte oder laut schrie und tobte, ob sie ihr Leben ergeben aushauchten oder in Wuth ausbedchelten . . . sie rührte nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Ozean.

(Vgl. S. 403.)

Gläubiche Zeit, wo dem Kinderblick der Raum des Zimmers eine Welt ist! So bescheiden in seinen Ansprüchen an das Dasein, so glücklich in der Beschränktheit menschlicher Erfahrung, ist das Kinderherz das lichtvolle Eden, nach dem der gereifte Mann, der erfahrungsmüde Greis mit schmerzender Erinnerung immer und immer zurückblickt, wenn die ehernen Kräfte des kreisenden Lebens, die Bitterkeit des Nothempfindens und die Nichtbefriedigung hochgetragener Erwartungen den Frieden des Innern verscheuchten. Es ist ein ironisches Gesetz des Lebensbuches, daß wir uns bei des genossenen Glückes erst dann im vollen Maße bewußt werden sollen, wenn wie es nicht mehr besitzen. Wie viel des Glücks verzehrt nicht die stets dürstende Menschenseele in Bewußtlosigkeit, um nachher durch den Kontrast zum bewußten Empfinden erweckt zu werden! Und obgleich wir nur durch den Unterschied, gewissermaßen im negativen Spiegelbilde zur unmittelbaren Empfindung so manchen Glückes kommen — wir wissen doch gewiß, in welchem Maß wir glücklich waren, und die Nothempfindung ist der Widerschein des unbewußt Genossenen im Spiegel der bewußten Erinnerung. In analoger Lage ist der bekannte Ausspruch: „Kinder sind nicht wahrhaft glücklich, denn unbewußtes Glück ist kein Glück" nur eine Phrase. Seht die beiden Kleinen an auf unserem Bildchen — wenn Zufriedenheit und Beruhigung Glück sind, so haben wir wohl zwei Glückliche vor uns. Vor dem Hause, das aus seinem ganzen Aeußern nach als ein ländliches erscheint, steht der große Wasserbottich, voll bis zum Rande, dem Kindeslinn ein unendlicher Ozean. Der Knabe „klötet mit vollen Backen dem weißen Segel in den Nacken", und das kleine Schiffchen, das des Knaben Kunst aus dicker Tannenrinde regelrecht geschnitzt, folgt dem treibenden Element und fährt seinen Kurs hinüber zur Schwester, die ihm gegenüber mit kindlicher Befriedigung seiner Ankunft

Digitized by Google

harrt. Hie und da gibt's Sturm und Wogen, wenn die Hand in den Wasserspiegel schlägt, und das Schifflein in Gefahr geräth, umzuschlagen und zu sinken. Da erfaßt wohl ein mitleidiges Weh das kleine Mädchenherz, und der Bruder „aus rauherem Guß geformt" muß wohl nachlassen mit dem losen Clement, will er sie nicht weinen sehen. Mancher frucht-bringende Gedanke dämmert da auf im jungen Kindergemüthe, wenn es in die Tiefe schaut bis zum Grunde, oder wenn die Wellchen toben im Ozean des Bettlichs, und — hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel. Nach ist die Fläche glatt und ruhig wie der Spiegel der Kinderseele; durch spärliche Wölkchen hindurch lachelt die neigende Sonne des heitern Sommerabends, Baum und Strauch rauschen leis im Windzug und dreiben auf der Haide im Grünen walden friedlich die Schafe.

Ein Brunnen zu Schafthausen.

(Vide S. 437.)

Das Rüthliche und das Rothwendige mit dem Angenehmen zu verbinden, ist eine alte Regel der Lebensweisheit, die freilich nicht immer durchzuführen ist; wo es aber gelingt, wird leicht der Nebenzweck zum Hauptzweck und die Pflichterfüllung zum Mittel. Gar manche sorgsame Mutter, die nur zu oft die ganze Macht ihres Herrscherwortes aufzuwenden hatte, um das Quecksilbertemperament ihres Töchterchens bei der Handarbeit festzuhalten, mußte plötzlich die Bemerkung machen, daß das unruhige Kind mit einem Male eine Fülle von Arbeitseifer verrieth, die es für Stunden an dem Rähtisch neben dem Fenster bannte, und konnte sich nicht genug über den unvermutheten Umschlag in's Extrem verwundern, wenn das fleißige Kind zu gewissen Stunden gar nicht vom Fenster wegzubringen war. Die häufigen Blicke durch die Scheiben und die erwartungsvolle Aufregung, ob es wohl bald drunten vorüberkäme? — diese wurden ihr erst später klar! So mag gar manchem Bürgerskind früherer Zeiten der Weg zum Brunnen lästig gewesen sein, besonders wenn's recht herzlich kalt draußen war, oder die Menge sich zudringlich um die hölzerne Trägerin schaarte, bis einmal der „Rechte" sich fand, der ganz zufällig immer zu derselben Zeit über den Platz kam, wo man zu Hause Wasser holen ging, der gar fein artig grüßte und ein paar freundliche Worte sprach. Und das Dienstmädchen der Nachbarin traf eben so zufällig einen hübschen ihmmaßen Landsmann, der ihr dann und wann ein Sträußlein an's Mieder steckte. Da kam's denn, daß das Wasser längst über den Rand der Bütte oder ganz daneben fiel und die Frau im Hause schon zweimal gefragt hatte: „Ist sie denn noch nicht zurück?" Der junge Herr begleitete das blonde Bürgerskind wohl ein paar Schritte und drückte ihr dann den Strauß in die Hand, und der Landsknecht blinzelte seiner Schönen bedeutsam zu, als wollte er sagen: „Morgen so wie heute." Die Mutter aber fand, daß das Mädchen nun gar keine Kälte mehr fürchte, auch keinen Menschenschwarm auf dem Marktplatz, und die Hausfrau hatte stets frisches Wasser in der Küche und war zufrieden, während früher stets gescholten wurde. Es war nothwendig, daß man zum Brunnen ging — angenehm aber war das Stellbichein, und so verband sich denn Beides zu schöner Harmonie, und das war gut. Das Wasser aber rieselte geräuschvoll und übertönte die süßen Zweigespräche zum Schaden der neugierigen Horcher in der Nähe, und der alte Ritter oben mit seiner zerbrochenen Lanze, der schon so viele Herzensverschwörungen zu seinen Füßen entstehen und vergehen sah, war zu treu und verschwiegen!

So war's dazumal, da man 15 . . schrieb, und so ist's auch noch heute, wenn gleich die Töchter nimmer zum Brunnen gehen, und die Landsknechte der Vergangenheit angehören. Heutzutage haben wir Balle, Konzerte und Landpartieen, die demselben Zwecke dienen, und Ben Akiba hat Recht, der da sagt: „Alles schon einmal dagewesen!"

Acht Monate in der Gefangenschaft!

Aus meinen Erlebnissen in Mexiko.

Von

Johann Schreiber.

In einem Anfall übermüthiger Laune trat ich im Jahr 1864 aus der österreichischen Armee in die kaiserlich mexikanische Truppe. Ich dachte weniger an eine militärische Carrière, ich lok mich vielmehr im Geiste als amerikanischer Pflanzer mit einer reichen Ausbeute aus den mexikanischen Gold- und Silberminen nach einigen Jahren in meine Heimat zurückkehren. „Träume sind Schäume" — und die Mehrzahl der Ausgewanderten hat diesen Traum umsonst geträumt.

Man schilderte mir Mexiko als das Paradies der Welt. Der Tourist, welcher im Interesse der Wissenschaft oder vergnügungshalber das Land bereiste, mag dort allerdings ein Paradies gefunden haben, von dem er später in der alten Welt träumte. Ich war auf bee rauhen Hochebene von Anahuac und in den Niederungen der Halbinsel Yukatan — überall aber fand ich eine Hölle mit allen erdenklichen Leiden und Qualen. Bei meinem stets leidenden, durch Krankheiten geschwächten Körperzustande war ich für die Schönheiten der Natur, welche dieses tropische Land in so reichem Maße bietet, wenig empfänglich.

Nach mehreren, gleich in den ersten Tagen unserer Ankunft auf mexikanischem Boden in der Sierra bei Norte, welche eigentlich den Schlüssel zu dem mexikanischen Hochplateau bildet, vor sich gegangenen blutigen Gefechten wurde meiner Kompagnie die im Distrikte Puebla liegende Stadt Tehuacan als Garnison angewiesen.

Im Monat August 1865 war meine Kompagnie von der genannten Stadt auf seit mehreren Tagen in der Sierra Zangolica auf Rekognoszirung, nur sünfzig Mann zurückgeblieben. Da der Dienst unbedeutend, verbrachten wir die Zeit ziemlich angenehm mit Spiel, Gesang und gegenseitigen Erzählungen, als an einem Sonntag den 13. August um die Mittagsstunde plötzlich einige Ulanen — der Eine eine junge Frau und ein Zweiter ein kleines Kind am Sattel — im rasenden Galopp in die Stadt sprengten.

Es war dies die Estorte einer Marquisfrau, welche ihrem Gatten aus Europa nachgefolgt und bis zu seinem ungefähr zehn Tagemärsche entfernten Stationsorte Oaxaca begleitet werden sollte. Einige Leguas hinter Tehuacan wurde die Estorte von Feinde überrascht, die Maulthiere der Sänfte erschossen und nur der Geistesgegenwart und dem Muthe der Ulanen verdanken Frau und Kind ihr Leben.

Vorbei war nun Spiel und Gesang, jeder griff zur Waffe und patrouillirte wurde die ganze Nacht hindurch bis zum grauenden Morgen, an welchem vierzig Mann, denen sich die wenigen Ulanen, mehrere Bürger der Stadt zu Pferde und ein Häuflein Indianer zu Fuß anschlossen, eine sorgesetzte Patrouille in der Richtung unternahmen, wo der Ueberfall geschah.

Wir Jäger konnten selbstverständlich mit der Kavallerie nicht gleichen Schritt halten, waren daher bald von derselben abgeschnitten. Gegen die zweite Nachmittagsstunde nahten wir uns einer Gebirgsschlucht, aus der uns heftiges Gewehrfeuer entgegenschallte.

Kaum hatten wir Zeit gewonnen uns zu sammeln, als unser Anführer sowohl, wie die Ulanen und Bürger in wilder Flucht zurückkehrten, indem unser Kommandant und die mir noch heute wohlbekannten Worte zurief: „Jäger rettet euch!"

Hiezu war es aber schon zu spät. Mit rapider Schnelligkeit hatte ein 2000 Mann starker Feind, größtentheils aus Caballeros bestehend, uns umzingelt, und da wir nicht genügt waren, uns so leichterdings zu ergeben, geriethen wir mit dem uns vierzigfach überlegenen Feind in ein kurzes aber heftiges Handgemenge, wobei sich die Brauchbarkeit unserer Waffe, wie die Geschicklichkeit in deren Handhabung im glänzendsten Lichte erwies.

Wohl deckten nach kaum einstündigem Gefechte einige Mann von uns die Wahlstatt, aber auch nahezu fünfzig Feinde blieben, theils todt, theils verwundet, am Platze. Schließlich unterlagen wir doch der Uebermacht und streckten die Waffen.

In dieser Wuth über unsere hartnäckige Vertheidigung und die dem Feinde dadurch zugefügten Verluste wurden wir nun in der rohesten Weise insultirt und unserer Blousen und Mäntel beraubt. Ein Bataillon Indianer marschirte unter höllischem Lärm vor uns, indem es schußfertig gegen uns Front machte. Jeder erwahnt in möglichster Kürze den Allmächtigen seine Seele. — Da, plötzlich sprengt ein feindlicher Offizier (Beruf'e von Geburt) vor uns und reitet uns vor dem all zu sicheren Tode. Nur mit dem äußersten Widerwillen gibt die wilde Truppe diesen für beide Parteien so unerwarteten Befehle nach und trippelt den bekannten Indianerschritt vorwärts gegen Tehuacan. Mir, in die Mitte genommen, wurden mit Kolbenstößen und Säbelhieben vorwärts getrieben, und kamen gegen Abend, zu Tode erschöpft, vor die Mauern jener Stadt, die wir am Morgen so siegesbewußt verlassen hatten.

Die zu Tehuacan zurückgebliebenen Kranken, welche sich in der von uns als Kaserne benützten Kirche nothdürftig verbarrikadirt hatten, leisteten dem Feinde einen hartnäckigen Widerstand und ergaben sich nach wiederholter Aufforderung unter der Bedingung freien Abzugs erst dann, als sie ihre letzten Patronen verschossen hatten.

Nachdem sie ihre Waffen abgeliefert, verließen sie die Stadt, die wir sodann unter dem Hohngelächter der verräthersischen Einwohner als Gefangene betraten.

Am nächstfolgenden Tage wurden wir dem Distriktenchef Figueroa vorgestellt, welcher wenige Wochen vorher kaiserlicher Präfekt in Tehuacan gewesen. Nach kurzer Musterung ließ er die gleichzeitig mit uns gefangenen Indianer am Kirchplatze erschießen.

Digitized by Google

Am Brunnen in Schaffhausen. Originalzeichnung von H. Lüthi. (S. 436.)

Digitized by Google

Durch unsere entlassenen, in der Richtung nach Celaya abgezogenen Kameraden wurde ein in der genannten Stadt stationirtes französisches Bataillon von den Vorgesandten avisirt, welches sofort zu unserer Befreiung anmarschirte. Als der Feind durch die aufgestellten Vorposten von dem Anrücken der Franzosen Kenntniß erhielt, rüstete er sich zum eiligen Abmarsche.

Einer Heerde wilder Pferde gleich wendete nun man gegen Süden rathlos vorwärts getrieben, bis wir am 19. August Morgens in Quitcatlan — einem kleinen Gebirgsflädchen — entgingen, wo wir zu unserem Erstaunen 32 gefangene Kameraden aus Oaxaca vorfanden.

Wir waren nun auf das Häuflein von 59 Mann gestiegen.

Den nächsten Tag ging es vorwärts in sengender Sonnenhitze über steile Berge, durch Flüsse und Moräste, durch Urwälder und baumlose Steppen im steten Marschschritt ohne zu rasten, größtentheils ohne einen Tropfen Wasser, oft ganz ohne Nahrung. Mit rohem Zuckerrohr stillten wir unseren Hunger, und selbst diesen konnten wir uns nur verstohlener Weise aneignen.

Nach einem dreiwöchentlichen qualvollen Marsche erreichten wir das recht freundliche, in einem Walde von Orangen, Bananen und Palmen am Rio verde gelegene Dorf Tuxtepec, welches uns zum künftigen Aufenthalte bestimmt sollte.

Wie entzückend schön war mitunter die Gegend, die wir berührt! Die Thier- und Pflanzenwelt schauten wir in vorher noch nie gesehener Pracht und Herrlichkeit, allein unsere verzweifelte Lage konnte keine ehrlichen Empfindungen aufkommen lassen. Da unsere Ankunft ausser gewesen, strömten Hunderte von weit und breit herbei, die noch nie gesehenen und so sehr gefürchteten Carajo auftiracos (österreichische Teufel) zu sehen. Unser Aeußeres in Folge der forcirten Märsche während der Regenzeit, bei Tag und Nacht, ungewaschen und ungekämmt, war wohl ein derartiges, daß in den Augen dieser Rasse obiges Prädikat nicht so ganz unbegründet gewesen.

Eine Musikbande eröffnete unter höllischen Klängen den Triumphzug, und arme Teufel trieb man hinterdrein und so ging's dreimal um den großen Platz in die einzige große Küche, welche uns gnädig zur Verfügung gestellt wurde.

Der Dissidentengeneral Figueroa war ein entschiedener Gegner des Kaisers sowohl, als auch des Ex-Präsidenten Juarez und einer jener Parteigänger, welche unter dem Deckmantel der Freiheit gemeinen Raub und Mord verüben. Das Volk selbst nimmt wenig Antheil an diesen modernen Räuberweisen, der arme Indio weiß ja, daß er von R... und M... gleich grausam geschunden wird, die gebildete Klasse deutet sich, daß es auf Einen hinauskäuft, wer stiehlt; es genügt, daß gestohlen wird.

Den über uns bei Tehuacan erfochtenen Sieg beabsichtigte Figueroa weiter auszubeuten, und in der That brach er gleich nach unserer Ankunft in Tuxtepec an der Spitze einer Horde Indianer nach Tehuacan auf. Aus den Aeußerungen der Einwohner konnte ich nur soviel entnehmen, daß es nicht nur auf eine Eroberung des Distrikts Puebla, sondern auch der Hauptstadt abgesehen war.

Figueroa wurde jedoch in seinen Siegeshoffnungen schrecklich getäuscht. In der Nähe von Tehuacan stieß er auf zwei Estadronen kaiserlicher Husaren, es kam zu einem Gefechte, welches mit der gänzlichen Niederlage der Dissidenten endete. Viele Pferde, Munition und die ganze Kasse des Figueroa fiel in die Hände der tapferen Husaren. Mit den Trümmern der geschlagenen Truppe langte Figueroa nach einigen Wochen in Tuxtepec an.

Für uns Gefangenen begann jetzt die qualvollste Epoche unseres Lebens. Wenige Tage hatte man uns Erholung gegönnt, da wurden wir eines Morgens unsanft geweckt, vor die Wohnung des Kommandanten Major Ramirez geführt und hier einem Indianer übergeben, der in Gegenwart mehrerer Dissidere an jeden von uns eine Machete (circa 2 Fuß langes, 2½ Zoll breites Messer mit Beingriff) vertheilte. Sodann marschirten wir in einen eine halbe Meile entfernt liegenden Urwald. Was sollte geschehen? fragten wir uns untereinander. Nur zu bald erhielten wir Gewißheit. Die Macheta mußte den Wald lichten. Selbst die stärksten Bäume fielen durch das Messer, und obwohl Tausende von Hieben dazu nothig waren, manche Klinge brach — die Arbeit mußte dennoch durchgeführt werden.

Wie bluteten uns die Hände, wie schrecklich quälten und die Miriaden giftiger Insekten, Skorpione, Korallenschlangen, wie viel Tausende von Schweißtropfen strömten uns von Stirn und Nacken, und wie viel Tausende von schmerzlichen Seufzern, aber auch gräßlichen Flüchen entschlüpften unserer durch die sengenden Strahlen der Sonne vertrockneten Zunge! —

Hieb fiel auf Hieb bis zur zwölften Stunde, dann kehrten wir nach Hause. Zwei Mann von uns, zu permanenten Köchen bestimmt, vertheilten das Mittagessen, bestehend in etwas Reisspurre ohne jedes Gemüse und ein Viertelpfund Fleisch. Um ein Uhr begann wieder die Arbeit und dauerte bis acht Uhr Abends, wo wir heimkehrten, jeder mit einem mächtigen Holzstrid beladen, die Starkeren trugen ganze Stämme einer sehr leichten Holzart, das zur Bereitung unserer dürftigen Kost für den kommenden Tag dienen sollte. Die Abendmahlzeit bestand aus Tortillas, dem sogenannten mexikanischen Brod (im Wasser erweichter, zu Brei gequetschter, sodann mit den Händen in der Luft geschlagener und auf gelinder Glut gerösteter, ungesäuerter Kuchen aus Weizenkorn). Nach eingenommener Abendmahlzeit kauf unser, von den Anstrengungen des Tages lahmatter Körper auf dem harten Lager in der Kirche nieder und selt stand in uns das Gefühl, daß er sich am nächsten Tage nicht wieder werde erheben können. Und dennoch ging es von Neuem an, Tag für für Tag, mit Ausnahme der Sonntage.

Als endlich circa zwanzig Joch vollkommen abgeholzt waren, wurden große Haufen formirt und mußten wir das Feuer so lange erhalten, bis das dürfte Holz verkohlt war.

Die einzige Leibeswäsche war zum Theile verfault, Mehreren fehlte dieselbe gänzlich, und so war der nackte Oberkörper den brennenden Strahlen der Sonne und der Glut der mächtigen Feuerhaufen preisgegeben. Unsere Lage war eine verzweifelte, unser Muth so tief gesunken, daß wir zu wiederholten Malen den Kommandanten baten, durch einen schnellen Tod uns von dieser gräßlichen Marter zu erlösen.

Im Monat November war die Arbeit beendet, die Asche zerstreut, wir wurden — Pflanzer. Wir bebauten die ganzen zwanzig Joch mit Baumwolle und hatten wenigstens die Befriedigung, uns täglich überzeugen zu dürfen, wie schnell und herrlich sich diese so schöne, für die gekommte Menschheit unbringende Pflanze entwickelte. Man tröstete uns mit dem Interessiren Vorspiegeln, daß bei der Gesammtlese bei der ersten Ernte zu gewinnenden Wolle an uns vertheilt werden wird; doch blieb es nur beim Versprechen.

Durch die anstrengenden Arbeiten war ein großer Theil von den Gefangenen bedeutlich entkraftet und wenn unserer Kameraden legten sich für immer zur Ruhe. Schmerzlich war es zu sehen, wie wir, selbst abgehärtete Gestalten, in elende Lumpen gehüllt, jeden Einzelnen zur letzten Ruhestatte geleiteten. Sechs Mann mit der Bahre, wovon Einer mit dem massiven Kreuz aus Orangenholz, dem die Uebrigen mit einem unter Entbehrung ersparten Kreuzzeichen folgten, ging's ohne Sang und ohne Klang zur letzten Statte. Wir gruben das Grab für unsere armen Leidensgefährten und deckten es mit lockter Erde zu. Das Kreuz zu Häupten, ein letztes Vaterunser aus den tiefsten Tiefen unserer bewegten Brust und — ruhet sanft in fremder Erde.

Nach beendetem Andau wurde unser Kommandant Ramirez, der sich wenig um uns kümmerte, durch einen Andern, Agostinos Sarmientes, ersetzt, der von Leib und Seele der leibhafte Satan war. Dieser Unmensch kommandirte uns zu einer Arbeit, deren Ausführung nur durch die Verhältnisse gerechtfertigt werden kann.

Wir mußten für unsere eigenen Kameraden, zu vielleicht Brüder, die Kugel gießen, Patronen füllen, packen u. s. w. Die Arbeit war eine leichte, aber auch eine sehr herbe, die wir unter den teuflischen Bemerkungen Sarmientes, vollführten. Das Gelchick erreichte ihn später. Er fiel durch die Kugel eines österreichischen Offiziers auf der Flucht durch den Rio Nautla.

Oft erwachte in uns der Gedanke, sich mit List oder Gewalt die Freiheit zu erkaufen, allein immer und immer wieder mußten wir diesen Gedanken mit bitterem Schmerze niederkämpfen, da wir zu gut wußten, daß wir viele, viele Tagreisen von unseren Truppen entfernt, durch ganz unbekannte Gegenden mußten und stets von Feinde bewacht werden.

Eines Abends im Monat Januar 1866, wo die Meisten der Gefangenen nach den Mühen des Tages bereits entschlummert und vielleicht von der weiten, weiten Heimat träumten, wurde mir eröffnet, daß von zweien unserer Leidensgenossen unter Mitwirkung zweier Mexikaner die Mittel und Wege zu unserer Flucht aus der Gefangenschaft besprochen und der Plan bereits ausgearbeitet sei. Dieser Plan war ein äußerst phantasiereicher und feuchtete mit dessen Ausführbarkeit im Vornehmen ein.

Vor Allem sollte die Wachmannschaft berauscht und ermordet, sich ihrer Waffen bemächtigt, sodann in die etwa 500 Schritte entfernte, im Centrum des Ortes gelegene Wohnung des Kommandanten gedrungen, dessen Frau, ein Kind, ein Diener und er selbst, Ersterer getödtet, die zwei Letzteren ermordet, die bei ihm liegende Munition angezündet, mehrere Mauthiere zum Zwecke der Zwerdringung unserer fernen Kameraden angerirt und sodann durch eine vom Feinde stark besetzte Gegend zu dringen versucht werden.

Ich suchte nun die Leiter dieses kühnen Fluchtplanes auf das Trifftigste von dessen Unausführbarkeit zu überzeugen, ermahnte sie zu weiterer Geduld und Ausdauer und tröstete sie, daß dieser Wunsch, dessen Erreichung ich vielleicht am Deißesten hegte, möglicherweise schon in der kürzesten Zeit, vom Zufall geboten, mit minderer Gefahr werde durchgeführt werden können.

Digitized by Google

Allein ich predigte tauben Ohren. Der Plan wäre dennoch zum Theil zur Ausführung gelangt, wäre er nicht durch die Unternehmer selbst verrathen worden. Diese verriethen den Plan in trunkenem Zustande schon am nächsten Tage.

Wie es sich später herausstellte, wären wir nur das Mittel zum Zwecke gewesen. Die vier Rädelsführer wollten sich im Einverständnisse, während die Uebrigen mit der Ermordung des Kommandanten beschäftigt, der bei ihm erlegenen Gelder im Betrage von mehreren Tausend Pesos bemächtigen und auf bereit gehaltenen Pferden das Weite suchen. Welches Loos dann unserer geharrt, ist wohl nicht schwer zu errathen.

Kommandant Serrieteta wurde sogleich hiervon verständigt, das ganze Dorf allarmirt, wie gleich einer Heerde wilder Pferde zusammengetrieben, die vier Leiter separat in strenge Haft gebracht und wir in ein strenges Verhör genommen. Ein Merilanee wurde nach einigen Tagen erschossen, während es dem Zweiten — einem Guerilla-Hauptmann — mit Hülfe seiner Freunde gelang zu entkleiden. Die zwei betheiligten Oesterreicher blieben in strenger Haft und wurden erst in später Zeit, nachdem wir schon lange ausgewechselt, in Freiheit gesetzt.

Im Monat Februar 1866 wurden wir ganz unerwartet aufgefordert, sich marschbereit zu halten. Marschbereit! Welche Ironie! fehlten uns ja bereits die nothwendigsten Kleidungsstücke. Schuhe kannten wir schon lange nicht mehr.

Wir marschirten durch herrliche Gegenden und gelangten am fünften Tage nach Amatlan. Dort erschien der General en Chef der Republik Veracruz, Namens Gaeeia, mit seinem Stabe, vertheilte an jeden von uns einen Piaster, ließ uns Speise und Trank reichen und verabschiedete sich mit einer Ansprache, in der viel Hoffnung auf baldige Erlösung durchschimmerte.

Tags darauf traten wir zu unserer bittersten Enttäuschung den Rückweg an, blieben jedoch im ersten Orte, dem am linken Ufer des Rio verde gelegenen Städtchen Cosamalapam, wo wir zwar in einem finstern Gemache unter Bewachung, doch ohne alle Arbeit, die Zeit bis Ende März zubrachten.

Am 31. März in aller Früh marschirten wir wieder nach Amatlan. Hier wartete unser ein kleiner Flußdampfer, wir wurden auf denselben einquartirt und fuhren stromabwärts, wo wir das Vergnügen hatten, Hundrede von Alligatoren ihr Spiel treiben zu sehen.

Abends landeten wir in Tlacatalpam, dem Regierungssitze der republikanischen Partei der Provinz Veracruz.

Tausende Menschen harrten unser; an zweihundert Mann Militär nahm uns in die Mitte und unter dem Geschmetter aus nahezu fünfzig Trompeten wurden wir durch die Stadt in eine total zerstörte Kirche eskortirt.

Nach wenigen Augenblicken erschien Garcia, beschenkte uns je mit zwei Piaster, ließ mächtige Schüsseln mit den mannigfachsten Speisen an uns vertheilen, und zog sich nach kurzer Anwesenheit ohne jedwede Aeußerung zurück.

Die so lang entbehrte herrliche Verwiethung, das für uns nicht unbedeutende Geldgeschenk, aber auch die nahezu dreißig Posten, welche gleich nach unserem Einrücken in der Kaserne aufgeführt wurden — erweckten in uns die widersprechendsten Empfindungen, und wie schwebten zwischen Furcht und Hoffnung. So kam die Nacht, aber Niemand von uns fand den Schlaf.

Am frühen Morgen weckte uns Trompetengeschmetter und Waffengeklirr. Wir wurden neuerdings zum Ufer eskortirt. Ein herrlicher Dampfer nahm uns auf. Gegen Mittag erreichten wir den kleinen Hafenort Alvarado. Hier brachte uns ein französisches Kanonenboot nach Veracruz, wo wir von einer Abtheilung österreichischer Freiwilliger, die zu unserem Empfange herbeigeeilt, begrüßt und zu unserer erlangten Freiheit beglückwünscht wurden.

Für die erlebten schlimmen Tage suchte mich mein ehemaliger Kompagnie-Kommandant dadurch zu entschädigen, daß er meine Kommandirung zum Korpskommando veranlaßte. In der großen und schönen Stadt Puebla gewann ich meine durch die Leiden der Gefangenschaft stark angegriffene Gesundheit bald wieder und verlebte im Kreise intelligenter Kameraden durch mehrere Monate recht angenehme Tage.

Durch das Manifest des unglücklichen Kaisers vom 6. Dezember 1866 wurde die Auflösung der österreichischen Legion, welche die einzige Stütze des leicht gezimmerten Kaiserreichs bildete, verfügt, der größte Theil kehrte mit den Franzosen nach Europa zurück und überall schoß der Feind wie Pilze aus der Erde hervor.

Angesichts dieser für das Kaiserreich gefährlichen Situation mußte es um so mehr befremden, daß der Kaiser den Einflüsterungen der mexikanischen Geistlichkeit Gehör schenkte und sich überreden ließ, im Lande zu verbleiben.

Obgleich ich in meinen Hoffnungen bitter getäuscht worden war, blieb ich dennoch zurück und trat zu den wenigen Getreuen des Kaisers, um mein Leben für denselben in die Schanze zu schlagen. Ich war bei der Belagerung der Hauptstadt und später Augenzeuge der Katastrophe von Queretaro.

Gaudeamus.

Der Meister Müller hat bestellt,
Weil Freude Leib und Geist erhält,
Sich Schefftel's »Gaudeamus«.

Das Buch kommt an und, wie es Brauch,
Mit ihm zugleich die Rechnung auch:
1 Schefftel! Gaudeamus.

Die sieht der alte Haustommis,
Der stutzet drob und fragt sich: wie?
Ein Schefftel Gaudeamus?!

Er denket hin, er denket her —
Und bleibt so dumm als wie vorher.
Ein Schefftel Gaudeamus —

Da steiget er zum Herrn hinauf.
Der schlug sich just zum Essen auf
Den Schefftel's Gaudeamus.

„Ach, Herr! was soll denn das hier sein?
Es ging heut früh die Rechnung ein:
Ein Schefftel Gaudeamus.

Ich bin ein alter Praktikus,
Weiß doch nicht, wie ich buchen muß
Den Schefftel Gaudeamus.

Ich temne Weizen, Roggen, Spelt,
Was irgend wächset auf Flur und Feld,
Doch nicht den Gaudeamus.

Und Gerste mit und ohne Bart,
Doch das ist eine neue Art
Getraide: Gaudeamus."

Der Meister lacht, so viel er kann,
Zeigt dann sein Buch und Titel an
Von Schefftel's Gaudeamus.

C. C. Ons.

Rösselsprung.

blatt	und	ich	gens	gänge	mit	lies	ver-
bot'	satt	war	bett	noch	ihr	ver-	ja
grün	ses	neu	lich	ver	viel	lebt	des
als	ist	dreh	ele	ver-	mels	das	wie
hat	kern	hier	ein	mühe	o	mies	zu
des	raub	linge	lieb	das	blatt	nem	suet
schö-	dieb	herbe	ne	laub	hen	treu	der
den	laub	des	laub	und	low-	ein	für

Auflösung des Rösselsprungs Seite 396:

Ach! die als Opfer dieses Kriegs gefallen,
Die Todten stehen nicht mehr auf; die Lebenden.
Die diesem Streit gefesselt, — sind und bleiben
Gewehrt! Das kommende Geschlecht wird bilden;
Doch das verganene war des Elendes Raub:
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Todten.
Schiller's Jungfrau von Orleans.

Digitized by Google

Illustrationen zu Klassikern und Volksliedern.

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg sie nie;
Nun hab' ich sie doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht, wie.

Frei nach Heine.

Jetzt geh' i an's Brünnele, trink' aber net.

Und so sah er viele Tage,
Sah viel' Jahre lang.

Schiller, Ritter Toggenburg.

Raum für Alle hat die Erde,
Was verfolgst Du meine Heerde?

Schiller, Der Alpenjäger.

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Plauderroman von **Dr. F. Ch. H. Ade-Kallemant.**

(Fortsetzung.)

Das entzückend schöne Mädchen mit ihrem lieblich denkthätigen, echt weiblichen Wesen, aus welchem doch ein so klarer Geist hervorleuchtete, hatte auf ihn einen allmächtigen Eindruck gemacht und den festen Entschluß in ihm hervorgerufen, dieß liebreizende, anmuthige Geschöpf um jeden Preis zu erwerben und zu besitzen.

Nachdem seine eifrigen Nachfragen im Verwandten- und Bekanntenkreise zuerst spöttisch aufgenommen, dann empfindlich abgewiesen worden, und zuletzt sogar zu einem ernstlichen Zerwürfniß mit den Verwandten geführt hatten, schienen ihm trostlicher Weise seine weitausgedehnten amtlichen Verbindungen und Hülfsmittel zur Erlangung des Zieles führen zu können. Zunächst ergaben jedoch alle Fremden- und Meldelisten auch nicht das Allergeringste, und der arme wackere Bureau-Inspektor mußte die empfindliche Bemerkung hören, daß die Listen doch noch nicht mit der wünschenswerthen, vollkommen erschöpfenden Genauigkeit geführt werden.

Darauf wurde nun dem Konstabler Müller und Dreyer der vertrauliche Auftrag, der politisch gewirrten Dame mit der möglichsten Sorgfalt, aber auch der größten Rücksicht und Schonung, nach dem gegebenen Signalement nachzuspüren, und endlich ihr umfassende Korrespondenz begonnen, welche in den geheimen Direktorialakten mit dem rothen Umschlag bewahrt wurde.

Bis jetzt waren jedoch alle eifrigen Bemühungen vergeblich gewesen, keine Spur von der jungen Dame konnte aufgefunden werden. Sogar die letzte schwache Hoffnung, die er beim letzten Besuch im Hause seiner empfindlichen Cousinen aus einer flüchtig hingeworfenen Aeußerung schöpfen zu dürfen geglaubt hatte, daß nämlich am Ende der alte Organist Gerstenfeld etwas von der Dame wisse, erwies sich als eitel. Sobald hatte er die nähere Bekanntschaft des alten Gerstenfeld zu machen gewußt, um sein früheres Orgelspiel weiter auszubilden. Der Organist hatte ihn bei der Bitte mit mißtrauischen Blicken gemustert, aber doch endlich ringewilligt und ihn am nächsten Sonntag auf der Orgel empfangen, wo der junge Mann Alles anwandte, die Gunst des Alten zu gewinnen, deßhalb mit unermüdlicher Geduld seine Etüde und den Strach anhörte, endlich sogar auf seine Seelenwanderungstheorie einging und sich mit Blaubigkeit und frommer Ergebung als vergangenen und zukünftigen afrikanischen Löwen feststellen ließ.

Alles dieß half jedoch nichts; der sonst redselige Alte war in dem Punkte, worauf es ankam, verschlossen wie ein Grab und ließ sich in keiner Weise bekommen, so daß der verzweifelnde Direktor zuletzt ernstlich glauben mußte, daß der Alte als entschiedener Weiberfeind kein Frauenzimmer um sich dulde, und daß die Etate auch dem Strach vom bösen Weibe, mit denen er in seiner Gegenwart beständig um sich warf, ihm selbst aus tiefstem Herzensgrunde zuböllen. Selbst von der alten Tante aus Schweden, die mit dem Organisten in einem und demselben Hause wohnte, konnte er nicht die geringste Auskunft erlangen, da die entrüstete Dame schon bei der bloßen Nennung des Namens Gerstenfeld mit Bitterkeit erklärte, sie kümmere sich gar nicht um den alten groben Kerl, der ja selbst noch gröber sei als ein Nilpferd.

Dennoch sagte dem jungen Manne stets eine innere Stimme, daß er die Geliebte doch noch wieder finden, und daß sie seine Liebe und Treue mit Gegenliebe vergelten werde.

So verlebte er sich auch heute, als der ganze wüste Trubel des Alltagslebens wieder um ihn herangetreten war und die amtliche Pflicht ihn in die Sitzung rief. Heute kamen nur wenig Sachen vor, die noch dazu ihre rasche Erledigung fanden. Am meisten Zeit nahm die Untersuchung gegen den Kranich und seinen Wächter in Anspruch. Doch waren die Aussagen der Vernommenen zu klar und übereinstimmend, als daß nicht die Ausschreitung der Nachtwache erwiesen worden wäre; das Urtheil wurde aber bis morgen ausgesetzt, da der Direktor zuvor noch den alten Kontrabassisten sprechen wollte.

Niemand empfand aber größere Freude über die rasche Beendigung des Termins, als Müller II., da er sich nun gerade fünfzehn Minuten vor zwölf Uhr zur ersten Kontrabaßstunde beim alten Meyer anmachen konnte. Er wollte der eifrigste und aufmerksamste Schüler sein und Alles aufbieten, um die Gunst und das Vertrauen des Lehrers zu gewinnen.

Als er in das äußerst sauber gehaltene Zimmer des Kontrabassisten trat, empfing ihn dieser sehr sorgfältig gekleidet und mit feierlichem Ernste, wie wenn es sich hier nur um den Lehrer und Schüler handeln, mit keinem Worte aber von der Begegnung in der vergangenen Nacht die Rede sein sollte.

Nachdem der Konstabler Paletot und Dienstmütze abgelegt hatte, nahm der Alte feierlich einen alten kleinen Kontrabaß aus der Ecke, stellte ihn mitten in die Stube gegen das Licht und begann mit ernstem Tone: „Im Gottes Namen! Nu passen Sie auf: Hier stelle ich Ihnen den Kontrabaß vor. Er ist von altem mogern Holz, über 120 Jahre alt, wohin es der Mensch jetzt nicht mehr bringt, und, wie Sie sehen, inwendig ganz hohl, was einige Hallunker auf eine ganz niederträchtige Art benutzen, worauf wir unten beim Fuß kommen. Nun passen Sie auf die Theile: ganz oben sieht er aus wie ein Gänsefuß ohne Schnabel, das wird aber die Schnecke genannt; an der Schnecke sitzen die Seitenwirbel mit Rädern und Schrauben von Eisen; passen Sie auf: nun kommt der Hals mit dem langen schwarzen Griffbrett, wie ein Pfaffenhütchen, und nun der eigentliche Baßkörper, hinten der Boden, an den Seiten die Zargen und obenauf die Decke mit den beiden F-Löchern, wobei die Nebenkerl auch wieder die FF kommt, und nicht, wie der dummer Junge von Advokat, dem ich einmal Collosunde gab, sagte, das seinen verrückten Römischen Recht. Nu passen Sie weiter auf: hier unter den Saiten zwischen den FFs steht das Steg und darunter von der Zarge herauf der Saitenhalter. Nun sagen Sie mal nach: das, — das, — das, — das, — das" —

Damit fing er von der Schnecke her an, auf die einzelnen Theile zu deuten, wobei der aufmerksame Schüler ohne Anstoß: Schnecke, Wirbel, Hals, Griffbrett u. s. w. rekapitulirte und der Lehrer jedesmal zufrieden mit dem Kopfe nickte.

„Bravo, das geht ja schon! Nun sehen Sie weiter: der Kontrabaß ist mit vier Saiten bezogen, von denen die tiefste besonnene in E gestimmt wird, die zweite besonnene in A, die dritte blose Darmsaite in D und die vierte in G. Das sind also Quarten und die Stimmung ist gerade die umgekehrte wie bei der Geige, wo die Stimmung von unten umgekehrt in Quinten G D A E ist. Haben Sie verstanden?"

„Jawohl, beim Baß E A D G und bei der Geige G D A E, das hat mir schon mein Freund Erich Hausmann einmal erklärt."

„Ja ist also der infame Jagotthallunke Ihr Freund? Na, denn sind Sie auch wohl nicht von großem? — doch keine Störung: nun kommt das Schlimmste, sehen Sie, diese Spitze da unten, worauf das Ganze ruht, das ist der Fuß. Nun sehen Sie aber" — und damit legte er den Baß auf den Tisch und fuhr mit fleigendem Zorn fort: — „diese infame, verfluchte Klappe gehört eigentlich gar nicht zum Kontrabaß, die hat der infame Hallunke, der niedertrachtige, verfluchte Spitzbube vom Drechslerdiener, heimlich hineinschneiden lassen und da Wild mit durch die Aecise geschmuggelt!"

„Abscheulich!"

„Ja, das sagen Sie man noch mal! Und das dumme Rindviehvolk an der Aecise hat das gar nicht gemerkt und nicht einmal die Nase in den Kontrabaß gesteckt, wo doch der Wildgestank noch immer die aus dem FF herausduftet. Na nu habe ich es aber mit dem Hasenlopf entdeckt, und nu ist die Spitzbüberei verfegert worden."

Den lernbegierigen Schüler schien die angekreuzte mißbräuchliche Verwendung des wirklich noch nachbustenden Baßkörpers lebhaft zu interessiren. Er bat so eindringlich, mit der Sache aufhörlich zu seiner Belehrung und Warnung zu erzählen, daß der alte Kontrabassist die empörende Geschichte unter entsetzlichen Schimpfreden und Flüchen mittheilte.

„Nun" — fuhr der Alte den Baß vom Tisch herabnehmend fort, — „das gehört nun Alles zum eigentlichen Bau. Dieß hier ist nun aber der Bogen; das sind Pferdehaare mit Kolophonium gestrichen, dieß breite Holz hier unten ist der Frosch, der so mit der Hand gefaßt wird, sehen Sie mal so — ganz recht! Nu nu streichen Sie mal los auf der tiefen E-Saite. So recht! Forte! Fortissimo! — Tächtig drauf los gefagt! — Immer zu! — So recht!"

Bei diesen Worten war er an den Eckschrank getreten, hatte eine halbe Flasche Madeira nebst zwei Gläsern herausgeholt und sagte mit fragendem Blick auf seinen Schüler: „Ich weiß nicht, ob die innere Spitzbüberei des Hallunken Ihnen auch so auf den Magen gefallen ist? Nehmen Sie der Vorsicht halber auch ein Gläschen."

Nachdem der Schüler das dargebotene Glas auf das Wohl des Lehrers getrunken hatte, fuhr Letzterer fort: „Nu wollen wir erst mal die richtige Stimmung nehmen: — D G, richtige Quarte, aber das A ist nicht rein — können Sie? — Nu stimmt es: G D — D A — A E." —

„G D — D A — A E!" sang plötzlich eine mächtig tönende fröhliche Stimme in's Zimmer hinein und rasch und munter sprang der alte Organist Gerstenfeld durch die Thür. „Guten Morgen, alter Kumpfel, auferstanden?"

Plötzlich blieb er beim Anblick des Konstablers wie versteinert stehen und blickte bald auf seinen alten Freund, bald auf den Konstabler, bis sich der Ausdruck des Erstaunens in seinem Gesichte in den des tiefsten verbissenen Grimmes verwandelte und das fletschende Gebiß drohend zwischen den Lippen hervorstand.

„Guten Morgen, Gerstenfeld," — sagte der Kontrabassist in verlegenem

Digitized by Google

Tone, indem er bedeutungsvoll winkend den Finger auf den Mund legte. — „ich habe hier Stunde; dieß hier iſt Herr Konſtabler Müller, der Kontrabaß leenen will; — dieß iſt Herr Organiſt Gottfried Gerſtenfeld, mein alter Freund ſeit vierzig Jahren."

Dabei winkte er auch ſeinem Schüler geheimnißvoll zu, indem er auch gegen dieſen den Finger auf den Mund legte.

„Ja — Kameraden! Vierzigjährige Freundſchaft, wenn die Polizei Kontrabaß ſpielt?! Das iſt Maske, Verrath, Bosheit, Tücke! Denn Sirach ſagt: Wer Heimlichkeit offenbart, der verliert den Glauben, und wird nimmermehr einen treuen Freund kriegen!"

„Höre mal, Gerſtenfeld, Du biſt ein verrücktes L—der! Ich will Die einen geſalzenen Häring holen laſſen." — ſagte der Konſtabler recht empfindlich, während der alte Organiſt luſtig auf und ab ſchritt.

„Mein werther Herr Gerſtenfeld," — nahm nun der Konſtabler das Wort, indem er mit großer Freundlichkeit an den Organiſten heranrat, — „ich betrachte es als ein großes Glück, daß uns der Zufall hier zuſammenführt, ich habe ſchon lange gewünſcht, Sie perſönlich kennen zu lernen."

„Glaub's wohl! Glaub's wohl! Aber laß nur die Polizei Kontrabaß ſpielen, ſoviel ſie will, mich ſängt ſie doch nicht, ich ſpiele doch die erſte Geige! Denn Sirach ſagt: Wein und Saitenſpiel erfreuen das Herz, aber die Weisheit iſt lieblicher denn beide." —

„Ha, der Verrath liegt zu Tage!" — fuhr der aufgeregte Organiſt fort, als ſich die Thür öffnete und zur höchſten Ueberraſchung Aller — der Polizeidirektor von Seelen hereintrat mit freundlich und unbefangen auf den alten Kontrabaßiſten zuſchritt.

„Meine mich gehorſamſt als Schüler des Herrn Meyer auf dem Kontrabaß," — nahm zunächſt der überraſchte und verlegene Konſtabler das Wort, indem er eine dienſtliche Haltung annahm.

„Freut mich, freut mich, lieber Müller, ein herrliches Inſtrument der Kontrabaß! — Mein lieber Herr Meyer, ich komme, um Ihnen mein Beileid —"

„Bitte, Herr Polizeidirektor," — ſagte der alte Kontrabaßiſt mit einem verlegenen Blick auf ſeinen Freund Gerſtenfeld, der zähneklappend zum Fenſter hinaus gen Himmel blickte, — „wollen Sie nicht hier hereinkreten?"

Damit öffnete er die Thür zu ſeinem Schlafzimmer, trat mit dem Direktor hinein und ließ die beiden Andern allein im Zimmer zurück.

Eine lange Pauſe entſtand; der Konſtabler beobachtete ſchweigend den noch immer am Fenſter ſtehenden zähneklappenden Organiſten und überlegte bei ſich, wie er es am beſten anfange, den aufgeregten Mann zu beruhigen, und den günſtigen Moment benutze, ſein Beetrauen zu gewinnen. In dieſem Zweck ſetzte er den Kontrabaß in die Ecke, ſtellte ſich an das andere Fenſter und blickte auf die Straße hinaus, auf welcher ſich gerade zwei Jungen mit einander balgten.

„Sehen Sie doch einmal die beiden Jungen da unten an," — nahm er das Wort, — „ſieht der große nicht aus wie ein Maeder und der Andere wie ein Attis?"

„Zalſch!" — erwiderte der Organiſt, — „der große war ſchon vor tauſend Jahren ein Biber und der kleine wird eine Fiſchotter werden."

„Ein höchſt intereſſantes Studium!" — fuhr der Konſtabler fort, — „nur gehört viel Beobachtungsgabe und Erfahrung dazu. Was wird wohl aus mir werden?" frogte er freundlich und beſcheiden.

Ohne Weiteres wandte ſich der Organiſt zu ihm herum, legte ihm die flache Hand auf den Schnurrbart und ſagte in ernſtem Tone: „Bullbogg!

— Ich ſah es ſchon auf den erſten Blick beim Eintritt. Aber, junger Bulldogg, wenn Sie auch ſeit zu packen verſtehen, ſo heißt es immer doch erſt ſeiegen, — kriegen! Verſtehen Sie mich? Und mich kriegen Sie, nicht! — Doch leuchtet aus dieſem Auge Gutmüthigkeit hervor, Sie ſind nur das untergeordnete Werkzeug des Verrathes, der nebenan geſponnen wird. Vielleicht ſind Sie auch ganz unſchuldig. Aber hüten Sie ſich! Hüten Sie ſich! Wenn auch der Kontrabaß im Sechzehntſtakt tritt, ſo iſt er doch ohne Gelte ungreifbar, und das alten Gerſtenfeld Beinſpiral und Poſaune hat zweiundbreißig Fuß und Ihr vorgeſetzter Verräther kennt meine Regiſter!" — Junger Bulldogg, hüten Sie ſich vor dem alten Gerſtenfeld und geben Sie Acht, wie ich dem Verrath die Zähne ausbreche!"

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo lam der alte Kontrabaßiſt mit zufrieden blickender Miene in Begleitung des Polizeidirektors in's Zimmer zurück. Machte nun der Organiſt ſich in ſeiner rechten muthigen Stimmung fühlen, oder mochte ihn das freundliche Lächeln reizen, mit welchem der Polizeidirektor ſich ihm zuwandte: mit feſtem Schritte trat er dielem entgegen und ſprach: „Sirach ſagt: Mein Kind, gib dich nicht auf's Betten; es iſt beſſer ſterben, denn betteln! Darum will ich auch nicht um Gnade bei Ihnen betteln. Iſt die abſolute Seele ſchändlich verrathen worden und habe ich gefehlt, ſo reicht mein Te Deum als Kantion hinlänglich aus. Denn der Verleger will es ſtechen laſſen, ſobald es zur Aufführung gekommen iſt, und mir zwanzig Thaler Honorar zahlen. Das iſt alſo das Zweifache. Heute Nachmittag ſchicke ich Ihnen das Te Deum zu. Sieach aber" — ſetzte er mit einem ſtechenden Seitenblick auf den Kontrabaßiſten hinzu — „ſagt: Schäme dich nachzulagen Alles, was du gehört haſt, und zu offenbaren heimliche vertraute Rede!

— Ich empfehle mich allerſeits!" Damit ging er feſten, männlichen Schrittes zur Thüre hinaus.

„Was hat denn unſer lieber alter Freund?" fragte der Direktor befremdet.

„Der Menſch iſt ein alter Narr und hat noch zu viel Kolophonium von geſtern auf dem Bogen. Ich will's Ihnen nur gerade herausſagen, ich war geſtern Abend, ehe ich in Ihr verſtuchtes Hundeloch da unten gebracht wurde, bei Gerſtenfeld, und da hat er nun wohl gefürchtet, daß er wegen ſeines lauten Singens und Jubelns in ſpäter Nachtzeit Strafe bei der Polizei verwirkt hat, weil die ja die Naſe in jeden Dr—d ſteckt."

„Das thut mir herzlich leid; doch werden Sie Ihren alten Freund ja wohl zu beruhigen wiſſen. Aber ich will Ihren Unterricht nicht länger ſtören. Ihr Diener, lieber Herr Meyer!"

Damit empfahl ſich der Polizeidirektor und bulbete durchaus nicht, daß der Alte ihn weiter begleitete, als bis an die Treppe.

Niemand hatte aber genauere Beobachtungen angeſtellt und ſchärfere Kombinationen gemacht, als der neue Kontrabaßſchüler in Konſtablerunform. Jetzt ward es ihm ſoll zur Gewißheit, daß die ſo lange geſuchte junge Dame ſich im Hauſe des alten Organiſten befinde und von dieſem aus allerhand nichtigen Gründen und Schrullen ängſtlich verſteckt gehalten werde. Wer ſeinem Chef, trotz dem bekannten eifrigen Orgelſpiel und ſeiner großen Aufmerkſamkeit gegen den Organiſten, die Entdeckung nicht gelungen, ſo ſollte dieß ihm ſelbſt beſſer glücken. Der direkte Angriff mußte jetzt gegen die Wohnung des Organiſten gerichtet werden. Aber vor Allem war jetzt bei dem deutlich hervorgetretenen Argwohn des Alten die große Vorſicht nothwendig. Jetzt ſiel ihm auch nicht im Entferntelten mehr ein, die junge Dame für eine politiſche Verbrecherin zu halten; es war ihm klar, daß die im Signalement des Direktors mit poetiſchem Schwunge beſchriebene Dame ganz unſchuldigerweiſe ein Verbrechen am Herzen und an der Gemüthsruhe ſeines Chefs begangen habe. Jetzt mußte die Sache ganz anders, aber auch äußerſt delikat und diskret angegriffen und dazu der Direktor ſelbſt ganz unverwendt in die Situationen hineingelenkt werden, welche er nun durch ſeine vorſichtigen Ermittelungen ſchaffen wollte. Zunächſt galt es, die Gegenwart der jungen Dame im Hauſe des Organiſten, dann ihren Namen und endlich ihre Identität mit der politiſch verfolgten jungen Dame vollkommen ſicher feſtzuſtellen.

Vergnüglich ergriff er Bogen und Kontrabaß von Neuem, ſtrich mit Virtuoſität die drei Quarten hin und her und überraſchte den wieder hereintretenden Meiſter durch ſeine korrekte Haltung des Bogens ſo ſehr, daß dieſer ihn ſofort verſicherte, er werde, wenn es ſo fortgehe, noch ein ganz guter Spieler werden, da er Talent und Luſt habe. Schließlich entließ der Meiſter den gelehrigen Schüler mit noch einem Gläschen Madeira und der Mahnung, die Quartenſtimmung GD, DA und AE gut im Kopfe zu behalten.

Munter, wie der Wanderer in Schiller's Glocke, förderte der Schüler des Kontrabaßſpiels ſeine Schritte die kurze Strecke zum Hafen hinab und den Kai entlang, paſſirte die Tiefengaſſe und ſchlug den Weg durch die hinten liegende Knoblauchsgaſſe ein. Kaum ſanfzig Schritt von der Ecke aufwärts an der linken Seite klaffen die offenen, großen Thüren einer Wagenremiſe. Er ſah hinein und erblickte ſeitwärts den Kutſcher des Weinhändlers Stolze mit Waſchen einer eleganten Chaiſe beſchäftigt. Den Kutſcher kannte er und erfuhr von ihm, daß ſein Herr die Remiſe von der Wittwe Mohr gemiethet habe, daß aber die Vermiethern für ſich und ihre Seitenflügelbewohner die Paſſage durch die kleine Pforte in der Hauptthür unter der Bedingung vorbehalten habe, daß die kleine Pforte von Abends Punkt ſechs Uhr ab von den Einwohnern verſchloſſen gehalten werde, und daß die ſeitliche Auffiellung der Wagen ausbedungen ſei. damit Keiner in der Dunkelheit dagegen renne.

Dieſe unverfängliche und ganz zufällig erſcheinende Auskunft war für den Fragenden von großer Wichtigkeit. Nun wußte er ja, daß es noch einen zweiten Ausgang für die Bewohner des Hauſes gebe, deſſen Vorderthür nach der Tiefengaſſe bislang vergeblich von ihm beobachtet worden war.

Sein Entſchluß war gefaßt, er ging an's Bureau, zog ſeinen Kameraden Kreyer beiſeite und erklärte ihm, daß endlich eine ſichere Spur der ſo eifrig ſeit einem Jahre geſuchten, politiſch gravirten Dame gefunden ſei.

Bei dieſen Worten ſprang der dicke Konſtabler hoch auf vor Freuden und ſchwur, ſein Faß Bier zu halten, wurde aber ſehr verſtimmt, als ihm ſein Freund die Lokalität in der Knoblauchsgaſſe beſchrieb und ihm zumuthete, er ſolle ſich vor Abends ſechs Uhr in die Remiſe einſchleichen, wo er ſich in einer ſehr ſchönen, bequemen Chaiſe häuslich einrichten und

Digitized by Google

die Nacht hindurch Beobachtungen anstellen könne, wer aus- und eingehe, bis Morgens die Thür wieder geöffnet werde. Heilig versicherte er, daß er seinen freundlichen und gütigen Chef aufrichtig liebe und verehre, ja sogar sie ihn schwärme, daß es denn doch aber auch ein bischen viel verlangt sei, von Abends sechs Uhr an bis zum andern Morgen und bis zur beliebigen Oeffnung der Pforte, bei der strengen Winterkälte, in der Dunkelheit Wache zu halten, in der man doch nicht die Hand vor Augen sehen könne, und ohne ein Tröpfchen in der fußkalten Chaise zu sitzen und sich Kopf, Magen und Füße zu erkälten. Doch gelang es dem Konstabler Müller II., alle diese Bedenken stückweise zu zerlegen und zu erörtern, und am Ende mit Hinweis auf die beschworene Liebe zum Chef den biden Kameraden mit dem Bemerken, daß etwas schwedischer Punsch sich leicht im Dienstrod transportiren lasse und daß gerade vor dem Fenster der Remise eine Gaslaterne brenne, mindestens dahin zu bringen, daß er sich die Sache erst überlegen wolle, daß aber sein Freund weder an seiner Liebe zum Chef, noch an seiner Freundschaft für ihn Zweifel hegen dürfe.

6.

Die Glocke vom nahen Thurm der Peterskirche hatte bereits halb elf geschlagen, als durch die Kälte der Winternacht ein im Mantel dicht verhüllter Mann nahen einer tief verschleierten Dame daherging, deren zierlicher, elastischer Schritt einen auffallenden Kontrast mit der gravitätischen Bewegung ihres Begleiters bildete. Beide mußten über einen den Letzteren empfindlich berührenden Gegenstand gesprochen haben, denn als sie gerade um die Ecke der Hauptstraße bogen und die Richtung über den Kirchhof nach der Knoblauchsgasse einschlugen, sagte der Begleiter mit lauter Stimme: „Nun laß mich davon abbrechen, meine geliebte absaute Seele! Dieses tückischen Verrath gegen einen vierzigjährigen Freund vergebe ich nicht! Deine reine absolute Seele kann nicht ahnen, wie und warum der Verrath gesponnen wurde. Doch es ist vorbei; ich habe heute Nachmittag das Te Deum abgeschickt und wir sind geschieden."

„Aber lieber Onkel," — sagte die Begleiterin mit sanfter Stimme, — „warum hast Du denn den alten, guten Herrn Meyer heute Nachmittag so heftig abgewiesen und ihm sofort Freundschaft und Umgang gekündigt?"

„Sprich den Namen nicht wieder aus!" — rief der alte Organist Gerstenfeld heftig, — „Ramphyes ist todt für mich, sage ich Dir! Todt! todt!"

„Ich bitte mich Ruhe aus bei nachtschlafende Zeit," — sagte der aus einer Hausthürnische in der Nähe hervortretende Nachtwächter.

Der harte Verstoß gegen die Grammatik, sowie der kategorische Ton des Wächters lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit des alten Organisten Gerstenfeld vom Gegenstand seiner bisherigen Unterhaltung ab; doch war der Ton durchaus nicht geeignet, seine aufgeregte Stimmung zu mindern.

„Ich bitte mir Ruhe aus," — betonte er, völlig arglos verbesternd.

„Sie haben sich gar nichts auszubitten! Bei nachtschlafender Zeit haben wir allein zu befehlen," erwiederte der nähertretende Wächter in barschem Tone.

„Lieber Herr, es handelt sich hier ja nur um den Datin, um das höhere Objekt, um beffenwillen etwas geschieht, und dieß höhere Objekt sind Sie, weßhalb Sie mir sagen mußten."

„Ich verbitte mich das Objekt; ich bin kein Objekt, und was ich zu sagen habe, sagt mich meine Instruktion. Gehen Sie ruhig nach Hause, sanft arretire ich Ihnen."

Aengstlich und unruhig hatte die junge Dame den eifernden Alten fortzuführen gesucht; bei der letzten Drohung steigerte sich ihre Aengstlichkeit; es gelang ihr, den Alten vorwärts zu bringen, der, jetzt allerdings mit gedämpfter Stimme, fortfuhr, über die Gewaltthätigkeit der Polizei, sowie über ihren gänzlichen Mangel an Bildung und Anstand zu schelten, obschon er bemerkte, daß der Wächter ihnen in einiger Entfernung folgte.

Als der untere Theil der Knoblauchsgasse erreicht war, zog der Organist einen großen Schlüssel aus der Tasche, schloß die in der großen Flügelthür der Wagenremise befindliche Thür auf und trat mit seiner Nichte in den nolltommen dunklen Raum.

Während der alte Herr beschäftigt war, die kleine Pfortenthür von innen wieder zuzuschließen, blieb Margaretha forschend stehen und machte den Dukel auf einen starken terpentinichen Geruch aufmerksam, den der Alte nun ebenfalls bemerkte, obgleich er sonst beständig behauptete, daß er weder riechen noch schmecken könne.

„Margaretha," — sagte er unherschnupperud, — „das ist ein verdächtiger, übelriechender Qualm, der sagar in die Augen sticht; es ist nicht richtig, hier muß irgendwo ein verborgenes Feuer glimmen!"

„Es hat doch keine Gefahr?" fragte die Dame besorgt. „Aber in der Dunkelheit müßte man doch Flammen oder Funken entdecken, und ich sehe nichts."

„Einerlei, es riecht fürchterlich, — es ist Gefahr vorhanden, die wir im Keim ersticken müssen!"

Mit diesen Worten schlaß er die Pforte wieder auf und rief den Wächter, welcher vor der Thür stehen geblieben war, mit dem wichtigen Qualm und Gestank durchzugehen, da das Fenster nach der Wand hin offen stand.

Endlich proklamirte der Kranich mit seiner trompetenden Heroldsstimme, daß zwar arger Gestank, aber keine Gefahr vorhanden sei, und daß daher Herr Gerstenfeld ruhig die Treppe hinauf und unbesorgt zu Bette gehen könne; für alle Fälle wolle er die unverschlossen zu haltende Pforte von einem Doppelposten bewachen lassen; übrigens sange sa auch der Rauch und Geruch bereits an sich zu verziehen, weßhalb denn auch kleiner Lärm und Aufsehen machen dürfe.

Mit unverhaffter Galanterie zündete er ein Wachsstockchen an, nun Herrn Gerstenfeld und der jungen Dame das Aufsinden der hinten in der linken Ecke befindlichen Treppe zu ermöglichen, leuchtete neugierig in die Höhe, um in das Gesicht der jungen Dame zu blicken, welche jedoch zu seinem Verdruß verschleiert war, und zog sich von der Treppe und aus dem Raum zurück, nachdem nach Herr Gerstenfeld auf der oberften Treppenstufe mit seiner sonoren Stimme ihm seinen verbindlichsten Dank herabgerufen hatte.

Tiefe Stille, herrschte in dem weiten, dunklen Raum; bald wurde diese aber durch das leichte Knarren und Rauschen der Wagenfedern an der sich leise schwingenden Chaise unterbrochen; vorsichtig ward von innen das Wagenfenster und dann die Thür geöffnet, eine gedrungenwolle Gestalt stieg heraus und schlich behutsam über das Pflaster nach der linken Ecke hin, tappte eine Weile umher, faßte das Treppengeländer und stieg leise die Treppe hinauf, wo sie sich auf der ersten Stufe niederließ und ohne Laut und Bewegung sitzen blieb.

Den unablässigen Bitten und Drohungen des Konstablers Müller II. war es endlich nach in der letzten Stunde, um fünf Uhr Nachmittags, gelungen, seinen hartnäckig widerstrebenden Freund, den Kunstabler Dreyer, zu bewegen, sich zur. Uebernahme des mühseligen und, wie Dreyer mit Entschiedenheit oppanirte, in der Winterkälte für seine Gesundheit gefährlichen und in mancher andern Beziehung bedenklichen Beobachtungspostens in der Wagenremise zu verstehen. Müller II. hatte ihm eine so genaue und sorgfältige Beschreibung der noch heute Mittag von ihm selbst gründlich rekognoszirten Lokalität gegeben, namentlich die nagelneue Chaise mit der herrlichsten Polsterung als ein so comfortables Nachtquartier gepriesen, ihm dazu auch zwei Flaschen mit schwedischem Punsch behändigt, daß Dreyer sich endlich beebeiließ, gegen sechs Uhr sich von seinem Freunde in die Knoblauchsgasse begleiten zu lassen, bei dieser Gelegenheit nun aber auch sein Blatt vor den Mund nahm, sandern ihm in strenger sittlicher Entrüstung seine schlechte Gesinnung vorwarf, mit der er ihn gerade bei den gemüthlichsten Anerperien sich hintansetze, während er sich doch jedesmal mit ganzer, aufrichtiger Freundestreue für ihn aufopfere.

Mit dem Hausgeldbnisse des Freundes, daß er sich bessern und fortan die zartesten Freundesrücksichten gegen ihn nehmen wolle, war denn der opferwillige Konstabler Dreyer entschlossen durch die kleine Pforte in den dunklen Raum geschlüpft, in welchem er zunächst nichts Anderes sehen konnte, als daß sein Freund mit dem durch die Gaslaterne von der Straße her erhellten Remisenfenster durchaus im Irrthum befangen gewesen sei. Demnach tappte er sich nach den ihm gegebenen topographischen Winken des Freundes ziemlich bald nach der Chaise an der rechten Wandseite hin, öffnete, stieg ein und fand die Polsterung in der That ganz vorzüglich weich und elastisch.

Auf dem bequemen Sitz behaglich hintenüber gelehnt, dachte er mit regem Eifer und treuer Hingebung an seine Aufgabe und deren zu erwartende glückliche Erfolge. Hier konnte er mit aller Gemüthlichkeit abwarten, wer aus- und einging. Dieß war eigentlich nur von dem alten Organisten und seinen speziellen Hausgenossen anzunehmen. Denn, wie sein Freund Müller II. ihm mitgetheilt, hatte der Regimentskambourmajor Drumy seit Anfang Winter die aus seiner Wohnung nach dem Hinterflügel führende Thür binnen mit einem großen Schrank versetzt, und der zur ebenen Erde wohnenden alten Wittwe Mohr und Wittwe Nicolsson lag der Ausgang durch die Hausthür nach der Tiefengasse hin viel näher und bequemer. Was also passirte, gehörte in die Wohnung des alten Organisten im zweiten Stock des Seitenflügels.

Schon war es sieben Uhr und noch immer hatte sich nichts gerührt. Jetzt aber fing ihn an zu frösteln, besonders fuhren ihm die Kniee und Füße in der trockenen Winterkälte; er versuchte zu stampfen und sich einige Bewegung zu machen; aber die Wagenbede war herausgenommen worden, der unerwartet starke hohle Klang des Bodens erschreckte ihn selbst, dazu

Digitized by Google

knarrte und fräßte die in's Schwanken gerathene Chaise ziemlich stark und machte ihm begreiflich, daß er sich durchaus ruhig verhalten müsse, wenn er sich nicht verrathen wollte.

In dieser unbehaglichen Lage fiel ihm der schwedische Punsch seines liberalen Freundes ein, behutsam holte er eine Flasche aus dem Paletot hervor, zog den Korkenzieher und öffnete. Der starke Knal und Knall des herausgezogenen Korkes erschreckte ihn zwiefach, zumal der Wagen davon nur noch mehr in's Schwanken gerieth. Der Lohndiener ermahnte ihn jedoch so wohlthätig, daß er ihn halbstündlich wiederholte, so oft die Glocke der nahen Peterskirche schlug.

So behaglich auch der Punsch den Körper durchwärmte, so wollte doch die eisige Kälte auf Knie und Füßen nicht weichen. In seiner Verzweiflung riß er mit den Händen an den Beinkleidern umher; aber auch das konnte nicht helfen, denn bei nur einigermaßen starker Bewegung fingen die Wagenfedern an zu knarren. Er verwünschte seine Gutmüthigkeit, daß er sich zu dieser martervollen Kommission hatte bereden lassen.

So war es schon halb zehn Uhr geworden und nicht das Geringste hatte sich im Raum geregt. Jetzt stieg aber der Gedanke, daß er nun noch die ganze Nacht in dieser martervollen Lage ausharren müsse, vielleicht noch dazu ohne den Erfolg, den er mit seinem Freunde so sicher erwartet hatte, in seiner ganzen Schrecklichkeit vor ihm auf. Die Erbitterung gegen den egoistischen Verführer wuchs mächtig in seiner Seele. Der saß nun gemüthlich im warmen Bureau beim Seidel-Bier, konnte bald nach Hause gehen und sich behaglich im Bette strecken, während er die ganze Nacht ausharren mußte und jede Aussicht auf Befreiung geschwunden sah.

In dumpfer Resignation nahm er eine andere Lage an. Dabei kam er auf seine Cigarrentasche zu sitzen; hastig griff er danach, wie nach einem unverhofften, lieben Trost in der Noth, zündete mit großer Vorsicht ein Schwefelhölzchen an und blies behaglich den Rauch in dicken Wolken von sich.

Nun faßte der rege Geist Beschäftigung und Zerstreuung, bis der Moment der Handlung nahte. Beim Anstreichen des Schwefelhölzchens war ihm die sehr hübsche und elegante Dekoration der Chaise angenehm in's Auge gefallen. Nun gereichte es ihm auch schon zum Vergnügen, beim bescheidenen Schimmer der Cigarre, wenn er stark mit den Lippen anzog, doch halbwegs und auf kurze Augenblicke sich denselben freundlichen Anblick verschaffen zu können. Mit dieser unschuldigen Zerstreuung hatte er seine Leiden vergessen zu machen und begann in männlicher Verdrängung seiner peinlichen Empfindungen das interessante Spiel, die Schnüre in den Fransen des gegenüberliegenden Sitzkissens zu zählen, indem er bei jedem Zug rasch die zuletzt gezählte Schnur mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand faßte, bis er einen neuen Zug mit der Cigarre that. Schon hatte er gerade 239 Schnüre gezählt, als das Knistern seines schon einmal versengten Schnurrbartes, sowie der athemversetzende Qualm in der dicht verschlossenen Chaise ihn aufmerksam darauf machte, daß seine Cigarre bereits aufgeraucht sei. Eiligst drillte er die letztgezählte Schnur mit der sogenden zum Merkzeichen zusammen und öffnete mit unterdrücktem Husten das Fenster nach der Wand zu, wobei er die frische Luft in der dunkeln Remise recht erquickend fand, nahm dann zur Fortsetzung des arithmetischen Vergnügens die zweite Cigarre und setzte das Zählen der Schnüre um so eifriger und rascher fort, als ihm das offene Fenster nach der Mauerseite hin jetzt ein viel lebhafteres Anziehen und Leuchten mit der Cigarre gestattete.

So hatte er nun schon die vierte seiner Sauerkirschblattcigarren aufgeraucht und zwiefache Genugthuung darin gefunden, daß das ungerechte Vorurtheil gegen seine Cigarren hier in seiner stillen Einsamkeit sich nicht breit machen konnte, als ganz unerwartet ein Schlüssel in der Straßenpforte rasselte und letztere geöffnet wurde. Entschlossen und gewandt spie er auf das brennende Cigarrenende, drückte es vollends mit den Fingern aus, warf es gegen die Wand hinaus und stürzte durch das Fenster nach dem Innern des Raumes, ohne jedoch des Geringste wahrnehmen zu können.

Er hörte sprechen; eine wohltönende weibliche Stimme, wie die eines Engels des Lichtes, tönte durch die rabenfinstere Dunkelheit. Kein Laut entging ihm.

Vernichtet sank er aber zurück, als er aus dem Munde des Engels die entsetzliche Wirkung seiner Cigarre vernahm. Regungslos saß er da auf den weichen Polstern, wie ein auf der Folterbank ohnmächtig gemarterter Verbrecher; der Athem drohte ihm auszugehen, als der verfluchte Kranich das Wagenfenster öffnete und mit seiner rüdelnden Trompetennase in die Chaise hineinschnupperte. Seine entsetzte Seele hatte nur den einen Gedanken: das fürchterliche Gebäude, das niemals ein Sauerkirschblatt seine Lippen wieder berühren sollte, wenn er nur diesmal aus der Gefahr gerettet würde!

Als er den Organisten mit dem Engel des Lichtes, der ihn an den Rand des Verderbens gebracht hatte, nach oben und den verderbendrohenden Kranich mit seinen Wächtern aus der Thür hatte gehen hören, stöhnte er dankbar gen Himmel auf, daß Niemand ihn auf seinem geheimen Missionsposten entdeckt hatte; jedenfalls hätte der Kranich einen argen Skandal aus der Sache gemacht und ihn beim Chef verdächtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.

Auflösung des Silberräthsels Seite 408:

Ein Tintenklecks am Schluß eines Briefes bringt viele Menschen ganz außer Fassung.

Auflösung der dreisylbigen Charade Seite 379:

Zifferblatt.

Briefmappe.

Frl. Jul. H. in W. Die Vermählung des Prinzen Albert mit der Königin Viktoria fand im Jahre 1840 statt.

Hrn. Alb. H. in St. Der Brief, jenes Bäckleins, welches Shakspere's Würdigung auf das billige Maß zurückzuführen bemüht war, heißt Rümelin.

Hrn. Architekt P. in A. Ein Musterwerk, wie Sie es wünschen, ist die in Stuttgart erscheinende „Gewerbehalle", deren bisher erschienene Jahrgänge Ihnen die reichste Ausbeute bieten.

Hrn. Amtm. A. in E. Die Frage läßt sich nicht so leicht lösen: wir haben und an einen Techniker gewandt, der Ihnen die Antwort brieflich zukommen lassen wird.

Hrn. Part. H. H. in St. Können Sie uns die betreffende Schrift auf einige Tage mittheilen, so werden wir weiß und den Verleger eruiren.

Frl. Julie K. in W. Zu früh triumphirt, K. ist noch nicht in den gesürchteten Banden. Die Direktion des genannten Theaters ist anderer Ansicht als Sie. Senden Sie uns doch die Photographie.

Hrn. Gymn. P. in F. Wir können Sie nur warnen vor jenem Buch, das in ganz anderer Absicht geschrieben ist, als Sie glauben.

Frl. Clara in Siebenbürgen. Ein Buch, das einen vollständigen Katalog der Literatur Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens enthielte, existirt nicht. Welchen Umfang müßte das haben! ... Ob Ehrlichen Geschwister hatte, wie lange und als was sie lebten, ob Jeserd mit Maria Hochzeit gefeiert war, wann sie starben, — wir wissen es nicht und den biblischen Büchern und können daher Ihre Fragen nicht beantworten.

Hrn. Kand. H. H. in W. Lösen Sie den Knoten einfach nach Alexander's Weise. Wir wünschen aber absolut keinen Knoten, nachdem der Karren schon einmal so verrannt ist.

Hrn. Buchh. K. in B. Sie können die Deutsche Briefmarkenzeitung durch die Post Ihres Ortes um 1 Thlr. jährlich beziehen.

Frl. Henr. v. K. in K. Mit Vergnügen besorgt. Die fünf Perlen sind die derzeitig richtige Zahl des alten Weidenspanes der Fräuleins.

Hrn. Cast. in Mail. Wir werden Ihnen die betreffenden Nummern sogleich nach Erscheinen senden.

Hrn. Stud. P. in F. Der neueste unter den zahlreichen Wegweisern durch München ist der von Emil Kuer: „München im Jahre 1872." München, Gummi.

Hrn. Dipl. M. in A. Sie können durch die Form, in der das P. abgesaßt ist, nicht beleidigt werden. Um lesen zu ist, nicht antworten.

Hrn. F. C. in M. Das 1. Februarheft der Revue des deux mondes enthält darüber einen Aufsatz. Ihr Buchhändler wird Ihnen wohl das Heft auch gleich liefern.

Hrn. F. P. aus Ul. in Pr. Noch nicht ganz lernen, aber üben Sie sich nur weiter.

Hrn. Gymn. C. G. in St. Wir glauben Ihnen das alte horazische nonum prematur in annum in's Gedächtniß rufen zu sollen. Eben noch zur rechten Zeit.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 38. Stuttgart und Leipzig.

Das Mädchen von Gorze.

Dem Tagebuch eines preußischen Offiziers entlehnt

von

Arthur Freese.

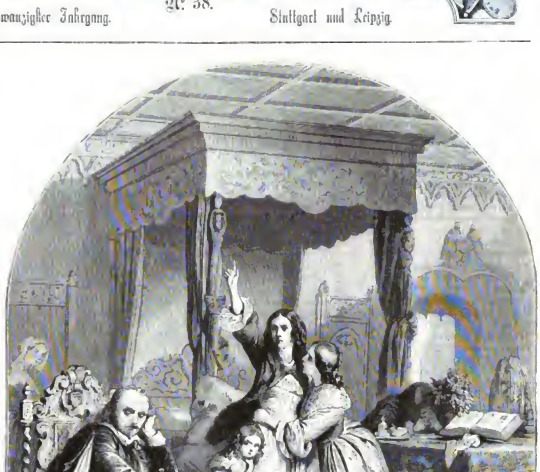
(Fortsetzung.)

Madelaine sah aber auch mit derselben Kälte und demselben sprühenden Haß auf die glänzende Kavallade, die auf der Straße heranjauste, voran ein stattlicher Reiter in Scharlach und Silber, die Bärenmütze mit wehendem Kolpack auf einem edelgeformten Haupte, und ihm nach in gestrecktem Galopp Männer in nie gesehenen und glänzenden Uniformen.

„Prinz Friedrich Karl ... Hurrah!“ donnerte es aus den Reihen der Marschkolonnen und die Gewehre rasselten und Mützen und Helme streckten sich in die Luft. „Hurrah, Friedrich Karl!“ und „Hurrah, Ziethen-Husaren!“ erscholl es dazwischen.

„Ziethen-Husaren!“ hallte es für einen Moment in Madelaine's Seele wieder. O! sie hatte die Bezeichnung der Ziethen-Husaren, die aus einer entsetzlichen Stunde zu ihr herübertönte, nicht vergessen. Dennoch ... nur eben einen Moment rollten finsterer und haßvoller ihre Augen ... nur einen Moment schlugen die Zähne aneinander und preßten die Lippen sich zusammen, schien sie zu jeden einzelnen der scharlachgekleideten Reiter mit ihren Blicken durchbohren zu wollen. Als sie vorübergesprengt ... stand sie wieder kalt, gleichgültig, leblos wie der Tod. —

Da brach es plötzlich durch die Menge, die Kopf an Kopf unter ihrem Fenster dahinwogte, und siehe! der eigene



Cromwell's Tochter flucht ihrem Vater. Von Karl Girardet. (S. 49.)

Digitized by Google

Vater war es, der den Weg zum Brunnen sich zu bahnen trachtete — der eigene Vater, das Haupt entblößt, die Kleider blutbesudelt, die ergrauenden Haare wüst im Winde flatternd und die Stirn in Schweiß gebadet.

„Platz, Messieurs et Mesdames! Platz für einen Sterbenden, s'il vous plait . . . im Namen Gottes, gebet Sie Raum für einen Sterbenden!“ schrie er mit der Inbrunst eines Mannes, der da weiß, was er will, der da weiß, daß seine Stellung kennt. „Platz, mes amis!“

Man wich zurück, man theilte sich; eine enge Gasse ward gebildet und durch sie hindurch, von Monsieur Perrot, deutschen Krankenträgern und französischen Blasenmännern getragen, schleppte man die leblose Gestalt eines Mannes.

Madelaine zuckte zusammen, ihre Glieder flogen, und doch nur ein Blick auf diesen Mann und sie hebte nicht mehr.

Bis auf das blutdurchtränkte Hemd, das sogar noch vom Oberleder hinuntergestreift war, entkleidet, hatte man den Unglücklichen in einen Vorlaß geschlagen und legte ihn nun unter dem Brunnen nieder, auf den eisigen und nackten Stein, um in einem Strom über ihn ausgegossenen Wassers einen letzten Versuch zu seiner Wiederbelebung zu machen.

Hier, als Madelaine ihren Vater in sicherheitere Angst und mit zitternden Gliedern vor sich sah, wie er einen leblosen Fremden theilnahmvoll in seinen Armen hielt, ein Strahl eben, menschlichen Erbarmens sein Antlitz umleuchtete . . . wie über ihn selbst die kalte Angst sich stürzte, ohne daß er es zu merken schien . . . wie er sich niederbeugte, um einem etwas wiederkehrenden Athemzuge zu lauschen, mit zarter Berührung das Blut von der Brust des Unglücklichen wusch und in einem Strom liebevoller Ergüsse dem Armen das Bewußtsein zurückzurufen trachtete — da, als sie auf den Verwundeten selbst schaute, auf einen blutjungen Krieger, auf ein feingeschnittenes Gesicht, tiefschwarzes Haar, auf die feinen dunkeln Linien seiner Brauen, den leichten dunkeln Flaum seiner Lippe, auf den zarten Gliederbau . . . da endlich regte sich der Mensch, das Weib in ihrer Brust — eine gläsgliche Röthe der Scham bedeckte ihr Antlitz, ein feuchter Strahl schoß aus ihrem Auge, und ihre Gestalt bebte.

„Ah . . . ein Franzose, ein Landsmann, ein Bruder, der leidet, der niedergeschmettert von verfluchter Preußenhand mit dem Tode ringt, der gemordet ist von deutschen Verräthern . . . zu Hülfe, maman! retten wir den Landsmann, den Bruder! — Hier herein, mein Vater, hier herein!“ schrie sie, war längst dem Jenner, dem Zimmer entteilt und stand mit der immer weiter hinausgetretenen Mahnung: „hier herein!“ unter der weitgeöffneten Thür. Sie flog voran, als man ihrem Gebot gehorchte; sie öffnete ihr eigenes Zimmer, ordnete ihre eigene Schlummerstätte zur vermeintlichen Todtenbahre.

Monsieur Perrot hatte schon auf den ersten Laut von Madelaine's Stimme überrascht den Blick gehoben. Als er sie nun, für die er seit Wochen gebangt, unter der Thür in theilnahmvoller Milde erblickte und da leuchtete sein Auge auf und ein zärtlicher Dank strömte von ihm hinüber auf sein Kind, in dem er das junge Mädchen von achtzehn Jahren wiedergefunden, seine barmherzige Tochter wiedererwacht sah.

„Au nom de Dieu, sitenez, ma fille!“ flüsterte er und blickte scheu und verlegen um sich. „Gott segne Deine Liebe, ma petite, und die Heiligen mögen sie lohnen. — Ja, ja . . . nehmt ihn hinein, messieurs.“ rief er laut. „Helft ihn hineinschaffen, mes amis — allons, allons!“

Man folgte seiner Anweisung. Vorsichtig legte man den Unglücklichen auf Madelaine's Lager nieder, und wie ein Zubelschrei flog es durch das kleine Gemach, als bald darauf, unter der emsig zarten Sorge der ganzen Familie, der verwundete Todte sein großes, dunkles Auge aufschlug und fragend rings um sich schaute. O! welch' ein Strom herzlicher Begrüßungen und Segenswünsche floß da von Monsieur Perrot's Lippen; wie schlug entzückt Madame ein Mal um das andere ihre sonst so fleißigen und geschäftigen Hände zusammen, und vergaß in diesem Entzücken die dringendste Hülfsleistung! Nun . . . sie konnte nach so vielen überstandenen qualvollen Tagen und Stunden ihrem guten Herzen wohl diesen Wonneausbruch gestatten, dem Madelaine, ob sie kein sichtbares Zeichen der Freude blicken ließ, ob ihre Lippen wieder verstummten . . . doch flog sie easilos hier- und dorthin, zu Liebesdiensten die Hand zu bieten. Sie war's, die die Kissen glättete; sie schmiegte die Decke fester an den erstarrten, bereits in Fieberschauern liegenden Leib des Verwundeten; sie wischte den kühlen Trank und führte zur Labung ihn an seine trockene, dürstende Lippe, bis sie endlich . . . mehr erschöpft von geistiger Erregung als körperlicher Anstrengung, am Lager niedergleit, um in einem Strom heißer Thränen die tobenden Gewalten ihres Busens auszuweinen.

„Ah . . . c'est charmant, c'est charmant . . .“ murmelte Monsieur Perrot vor sich hin — „so wird sie's überwinden, so wird sie's hinunterwürgen.“

Ach! Es wußte ja Niemand, was in diesen fürchterlichen Stunden an ihrem Lebensmark gezehrt, was ihre Brust zerwühlt hatte. In jedem Verwundeten, in jedem Geschlagenen, die sie unter ihren Augen dahinschleppen sah, glaubte sie einen Verräther, einen Elenden, einen vom Rachestrahl des Himmels und ihren eigenen Verwünschungen Getroffenen zu erblicken, einen Mann, zerschmettert auf offenem Sünderpfad, ohne Buße, ohne menschliches und göttliches Erbarmen, einen Mann, für ewig dem Leben und der Erde entrückt, den sie, ob es ihre Liebe weggeworfen, ihre Ehre befleckt, noch immer in der Seele trug. Und schleppte man ihn nicht, gleich so vielen Andern, zur Todtenbahre heran, und konnte sie ihre sündige Liebe nicht büßen, indem sie kalt und mitleidslos auf seine Qualen, das letzte Zucken seines Körpers niederschaute — da gab es ja nur noch eine einzig mögliche Läuterung ihrer Seele von sträflicher Flamme: sie mußte die Hand legnen, die sich gegen den Verräther gehoben, der aufgestanden war, die Ehre des Vaterlandes wie ihre eigene zu rächen, sie mußte in Liebe an dem Franzosen sühnen, was sie in Liebe zu dem Preußen gefrevelt. Mögten denn! die Flüche, die sie mit brechendem Herzen und brennender Lippe über den treulosen Entflohenen niedergerufen hatte — zu Gebeten wollte sie sie wandeln für die Genesung des Vaterlandsrächers, der vielleicht dem Schlag jenes Falschen die Gefährdung seines jungen, blühenden Lebens verdankte. —

Die Thränen Madelaine's schienen je länger desto mehr nicht so sehr ihre eigene als Monsieur Perrot's Brust zu entlasten. Immer erleichterter athmete er, immer fröhlicher blickte er um sich, und immer deutlicher zuckte schon ein Anflug von Lächeln, und einem Lächeln stiller Befriedigung um seine Mundwinkel. Ja! er hatte den Weg gefunden, Madelaine, das arme junge Mädchen von achtzehn Jahren, in das alte Geleise zu lenken; hatte den Pfad entdeckt, auf dem er nur verborgen und geschickt fortzuwandeln brauchte, um . . .

Eine ganze Reihe wunderbarer Bilder schien plötzlich vor ihm aufzutauchen; eine ganze Reihe gewagter Kombinationen drängten auf ihn ein — eine ganze Reihe kühner Entschlüsse durcharbeitete plötzlich seine lebhafte Phantasie.

„C'est cela!“ rief er, sprang mit wunderbarer Beweglichkeit empor, denn er hatte für einen Augenblick niedersitzend Ruhe sich gegönnt . . . ließ seinen Blick im Zuge dass Zimmer durchschweifen und erblaßend an einem Aufsatz der verschiedenartigsten Gegenstände hängen, der unter dem Getümmel während des Hereinschaffens des Verwundeten entstanden und bisher . . . grace à Dieu! . . . wohl noch von keiner Seele entdeckt war.

„Mort de ma vie!“ und sein Auge funkelte. Mit Geistesgegenwart griff er nach dem ersten besten, was ihm in die Hände fiel, und ohne zu wissen, daß es Madelaine's Shawl sei, breitete er ihn in fliegender Hast drüber aus. „Ah . . .“ athmete er, weder um einen Grad mehr erleichtert, auf. „A présent, ma fille,“ redete er sanft in Madelaine hinein — „herzhige Dich; Du könntest die Augen Die verderben und Monsieur . . .“ er deutete auf den Verwundeten . . . „darf nicht aufgeregt werden, er bedarf der Ruhe und Erholung. Du . . . laß nach einem Arzt . . . sende lieblich nach einem Arzt, ma petite, und sogleich, und . . . ah, Madmoiselle! wenn's beliebt, nehmen Sie die robes, die Pournens, die Mantelets aus jenem Schrank dort mit hinweg. Sie kommen in Verlegenheit, bleibt die Garderobe hier, und hören nur Monsieur. Bon, Madelaine — sehr gut das . . . ich danke, ma fille! — Ah, Monsieur,“ wandte er sich dem Lager zu, als Madelaine mitlich mit dem ganzen Inhalt des bezeichneten Schrankes sich beladen hatte — „das ist nur ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, doch . . . eine Perle, sage ich, und . . . mein einziges Kind, Monsieur. — Nun geh', Madelaine, wenn's beliebt, ma petite!“

Monsieur, über alle Begriff von seinem Leiden hingenommen, hörte wohl kaum diese warme väterliche Lobrede, und doch färbte sie des Mädchens Wange in Beschämung. Wohl nur in der Absicht, derselben ein Ende zu machen, öffnete Monsieur Perrot seiner Tochter galant die Thür und schloß sie schleßlich mit einer gewissen Bestimmtheit hinaus.

Nun aber begann Monsieur Perrot ein leises, geschäftiges Treiben, das sogar des Verwundeten Aufmerksamkeit erregte und gerade nicht ihn anheimelte. Monsieur Perrot verriegelte möglichst geräuschlos die Thür, durch die er soeben Madelaine hinauskompliementirt hatte, citte zum Schrank, um ihn weit zu öffnen, huschte mit pfiffiger Miene hin und her und her und hin, und hatte schließlich jenen geheimnißvollen Aufbau, der eine fahle Blässe, wenn auch nur momentan, seinem Antlitz zu verleihen fähig war, abgetragen, um ihn in seinem wunderlich bunten Material sorgfältig in Madelaine's Schrank unterzubringen. Bevor er den Schrank hinter sich bieten Gegenständen schloß, prüfte er noch den Verschluß, vergewisserte sich, daß nichts sich durch die Spalte drängen könne, und hielt eine letzte Musterung im Zimmer selbst, ob auch nicht irgend ein Atom seiner Aufmerksamkeit entgangen sei.

„Ma foi! . . . auch das sei gebogen!“ rief er und streckte die Hand nach einem Tisch zu Häupten des Verwundeten aus, um einen dort jedenfalls vom Krankenträger niedergelegten Revolver zu entführen.

Das aber sollte ihm nicht so gut wie all' das Uebrige gelingen. Mit einer äußersten Kraftanstrengung versuchte der Kranke sein Eigenthum sich zu sichern, indem er seine matte, im Fieber zitternde Hand darüber breitete

Digitized by Google

und ein schwaches, aber doch vernehmliches „Bleibt hier!“ stammelte. Monsieur Perrot zog die Finger wie vor einer Schlange zurück.

„Wie's gefällt!“ sprach er höflich mit einer Verbeugung, auf der ein Anflug von Kränkung wohl herauszufühlen war. „Monsieur haben nur zu befehlen, wenn ich . . . Monsieur sollen wissen, daß es einer unglaublichen Vorsicht bedürfen wird . . . Gott sei es gelagt! . . . allen möglichen Eventualitäten die Spitze zu bieten, wenn's beliebt.“

„Pardon!“ flüsterte der Verwundete mit einem Blick, der nicht mißzuverstehen war und vor dem Monsieur Perrot's Empfindlichkeit total dahinschwand. Er eilte nur, den Schrank nun wirklich zu schließen und steckte dann den Schlüssel mit einer gewissen Auffälligkeit zu sich. Denn noch sichen er immer noch in einer Unruhe und Pein befangen, die er offenbar loshwerden trachtete. Zu diesem Zweck wohl ließ er sich neben dem Kranken nieder und redete dringlich in ihn hinein, indem er ihn von der Nothwendigkeit zu übergeben trachtete, mit mit einem Dritten irgend ein Wort oder eine Sylbe zu wechseln. Ja, er ließ nicht eher nach, der ungmidliche Mann, bis der Verwundete mit Hand und Mund und heilig und theuer gelobt hatte, nur an ihn, nur an Monsieur Perrot selbst eine Bitte zu richten, aber niemals sonst seiner Lippe einen Laut entschlüpfen zu lassen.

„Sie haben es gelobt . . . vortrefflich, Monsieur, exellemment! Es ist um Ihre Sicherheit, um Ihr Leben. Da sind Madame, Mademoiselle, Annette, Etienne, Amédée, Josephe . . . eine ganze assemblée von Schwätzern, wenn's gefällig ist — Monsieur begreift und . . . sind der Ruhe bedürftig, s'il vous plait.“

Der Andere stimmte dem aus voller Seele bei. Nun erst entriegelte Monsieur Perrot mit verdoppelt pfiffiger Miene die Thür und ließ Madame und Mademoiselle herein, die Speise und Trank, Verbandzeug und sonstiges Allerlei in jener hurtigen, ruhesloen Weise herzutrugen, die beangstigend wirken konnte, wäre sie minder zart und lautlos gewesen. Ihnen folgte der Arzt, nach einer flüchtigen Stillung des Blutes auf dem Schlachtfelde den ersten regelrechten Verband anzulegen. Lassen wir ihn gewähren!

Die Verwundung des jungen Kriegers, der im Hause Monsieur Perrot's eine so liebreiche Aufnahme gefunden hatte, stellte sich allerdings als eine sehr schwere heraus; dennoch war sein Zustand nicht hoffnungslos, und das um so weniger, zeigten sich trotz Zerspitterung mehrerer Knochen keine edlem Theile verletzt, und waren, ungeachtet seines zarten Gliederbaues, der Geist frisch, der Körper kraftvoll und gesund.

Unter der unermüdlichen, treuen Pflege Monsieur Perrot's, die nicht Tag, nicht Nacht erlahmte und an der Madame und Mademoiselle sich betheiligten, wo es nur immer möglich erschien, wuchs die Hoffnung auf eine völlige Wiederherstellung von Stunde zu Stunde. Und doch . . . wie zweifelhaft blieb der endliche Ausgang, trat mit der Hoffnung zugleich die bittere Noth um den Trank und den Bissen herum, mit denen man allein im Stadtchen Gorze das Leben Unzähliger fristen, und nicht nur fristen, sondern in den meisten Fällen retten mochten sollte! Wie aber ward Weibes nach dadurch jedmasch erschwert, daß bei dem unbeschreiblichen Verlust an Säften kein Gegengewicht zu bieten blieb, so daß oft allein dieser Verlust die armen, darbenden Verwundeten erlagen!

Was der Familie Perrot im gewohnlichen Leben unmöglich gewesen sein dürfte, das bildete sie jetzt mit einer rührenden Opferwilligkeit, mit einer Hingabe an die freiwillig übernommene Pflicht, die mehr als einmal die Bewunderung Dessen erregte, dem sie zu gut kamen, und der sie doch nicht in vollem Maße zu schätzen verwochte. Das eben war das Zartsinnige, das Rührende, daß keine Bitethe ohne Klage, ohne Murren, ja selbst mit heiterem Auge, fröhlichen Mienen ertragen und darbten, darbten, um Monsieur nicht durch Mangel an Pflege zu Grunde gehen zu lassen. Wohl aber wandte Madelaine mit seuchten Auge sich ab, reichte sie zum hundertsten Male dem fieberglühenden Mann die verschrumpfte, längst ausgelogene Citrone, die sie selbst der Güte einer darmherzigen Schwester verdankte, damit er versuche, noch einmal an ihr die trockene, an den Gaumen klebende Zunge zu feuchten, oder an ihrem Geruch nur sich zu erquicken, war längst jede Spur von Säure verdorrt. Wohl hatte sie Thränen zurückgedrängt, damit durch sie der Labetrunk nicht verwässere, reichte sie ihm die Haupt- und Kraftmahlzeit in einem Eichorien-aufguß, dem sie einige abgeschälte Bohnen zugefügt, damit nicht der einzige Quell, seine Nerven zu beleben, gänzlich versiege. Und hatte er diese Mischung genommen, dann gingen Monsieur Perrot, Madame und Mademoiselle wohl den übrigen Hausgenossen, um, verschwiegen vor dem Gast, in sichtbaren Bissen gebildete trockened Brod zu genießen, so ihren Hunger zu bezwingen.

Ja . . . ja . . . dies Elend, das das Herz noch in der Erinnerung zerreißt, unterlagen ihm unsere tapferen Brüder — es war zu aller Anstrengung zum Trotz erst in Wochen zu lindern, und inzwischen sind diesem Elend der Eine oder der Andere als jammervolle Beute.

Ziehen wir einen Schleier über die grauenvolle Spur, die der Dämon des Verderbens hinterden und gefeguchen Fluren aufdrückt, rast der Schlachtcongreß über den Erdball und weht der Geier der Mordluft Fänge und Schnabel zu grauenvollem Mahl. — —

So waren Wochen hingegangen in Sorge und Noth, in den ewigen Schrecken des achtzehnten August, unter der steten Möglichkeit eines Ausfalls aus Metz, der hier oder dort die nächste Umgegend zum Tummelplatz entfesselter Leidenschaften und zur Stätte eines Verzweiflungskampfes erkiesen konnte. So war der vierte September hereingebrochen.

Der junge Verwundete, dem ein zerschmettertes Schulterblatt nur vorübergehend die Benutzung des Lagers gestattete, saß meistentheils in hohem Lehnsessel, sorglich durch Kissen gestützt und nur, um die ermen entzündeten Glieder vor jedem Druck zu bewahren, von Madames faltenreichem Seidenmantel umwallt, die Füße in Monsieur Perrot's dunken, von Mademoiselle's kunstreicher Hand gestickten Morgenschuhen, zugedeckt mit dem Shawl des jungen Mädchens von achtzehn Jahren, sich selbst eine unheimliche, poffenhafte Erscheinung. Doch wod verfehlte es? Das war bezaem; das ward mit so vieler Grazie und Liebenswürdigkeit ihm angethan . . . sollte er sie zurückweisen? Gewiß nicht.

„O . . . sie sind so weich,“ betheuerte Monsieur Perrot von den Schuhen, „und das junge Mädchen von achtzehn Jahren hat all' seine limdliche Liebe mit hineingenäht, pardieu!“

„Es ist Taffet aus Lyon,“ versicherte Madame von ihrem Mantel, — „der leidet nicht unter so kleinem Dienst.“

„Der Shawl ist verdichten,“ sprach Madelaine und schaute zu Boden, „ihm kann nichts mehr schaden. Ich schlewpte ihn einst in wilder Sturmnacht über Straßen und Waldwege . . . da ist er verdorben für alle Zeit.“

Und dennoch da verflochten sich Madame und Mademoiselle ein Mal um das andere: es könne nichts so gut sein für Monsieur, den blutjungen, liebenswürdigen Mann, den armen Freund und Landsmann, den beldenmüthigen Vertheidiger Frankreichs.

So saß er also, der geliebte Pfleglina, wohl angegriffen vom rasenden Fieber und quälenden Durst, bleich und matt, oder doch schon durchdrungen von jener wohlthuenden, innern Ueberzeugung, daß Genesung seiner harre, daß wohl der Tag so fern nicht sei, an dem er, seinen Kameraden im blutigen Tanz zur Seite, die Scharte auswetzen könne, die hier ihn zu Qualen und Unthätigkeit verdammte. Treu seinem dem Monsieur Perrot gegebenen Versprechen unverbrüchlichen Schweigens, nützte er eben das Allensein mit seinem Wirth, den Ereignissen der jüngsten Tage nachzuforschen, die von neuen, unglaublichen Vorfällen erzählten. Das erste war die Verlüstre von Thon . . . das war Gorzes letzte.

Plötzlich drang es herein wie ein feraes Geböse, vom Schritt massenhaft anrückenden Aufvolks erschüttert. Monsieur Perrot eilte an's Fenster und Madelaine, lodernden Blickes und mit bebender Brust, stürzte in's Zimmer.

„Sie kommen . . . im Namen Gottes! rette Monsieur,“ stammelte sie und klammerte sich an den Arm des Vaters. „In langen, dunklen Linien steigt es nieder von Saint-Thiebaudt, die Lanzenteufel voran und ihnen noch . . . o mein Gott . . . mein Gott . . .“

„Wer, Madelaine . . .?“ und Monsieur Perrot bebte an allen Gliedern.

„Sie . . . sie . . . die Zietzen-Husoren! Herr, mein Gott! rette Monsieur!“

Dabei war sie rückwärts getaumelt und ihr Auge hatte wieder seinen starren Blick angenommen, der den Vater des Herz durchbohrte und in dessen unergründlicher Tiefe Noth und Rache flammten. Sie suchte am Tisch neben der Lagerstätte sich festzuhalten und zuckte plötzlich konvulsivisch zusammen. Als habe irgend ein rasender Entschluß sie ecfaßt, warf sie das Haupt auf . . . ihr Auge funkelte.

„So soll es sein . . .!“ stöhne sie und ein gellendes Lachen rang sich von ihrer Lippe. Nun noch eine unbegreifliche, wunderliche Geberde und sie flog wieder hinaus.

Monsieur Perrot stand wie einer der Steine, denen er erst Leben einhauchen sollte. Den Verwundeten aber blieb die Szene, namentlich aber Madelaine's Ruf: Rette Monsieur! rathselhaft. Schwach und hilflos, wie er war, überkam ihn ein Gefühl, als handle es sich um Gefahr, um Vertrath, um sein eigenes Leben.

„Was hat nur Mademoiselle?“ fragte er.

„Ah . . .“ und Monsieur Perrot raffte sich auf. „Pardon für das arme, junge Mädchen von achtzehn Jahren, Monsieur . . . es ist nicht Alles mit ihm, wie es sein sollte . . . pardon, wenn's gefällig ist.“

„Trybt irgend ein Uebersall?“ Eine Emeute oder dergleichen?“

„Ah beute, wir sind Herren der Situation, Monsieur, und finden auf der Höhe unserer Aufgabe. Sie sind im Hause eines Perrot, Monsieur, und dieser arme Perrot ist ein angesehener Mann im Ort, wenn's beliebt. Point d'inquiétude, machen Sie sich keine Sorgen, Monsieur . . . ich wache über Sie, wenn's gefällig ist.“

Damit eilte er zum Fenster, und siehe!

Es war da wirklich schon ein Trupp Ulanen sichtbar, die, von Westen nach Osten die Straße herablommend, sich näherten, aber nicht in jener

Digitized by Google

fliegendem, wahnsinnigem Haß, die sie den hohen Geistern zugeschleudert hatten. Wuthig, stolz und kühn rissen sie daran und verdeckten noch die Linien des nackenlockenden Fußvolks, dessen talmäßiger Schritt durch das Stadtchen dröhnte. Aber auch einzelne Reiter einer andern Truppe sah er, wie sie rechts und links schwenkten und ihre Rosse tanzen ließen, als hätte es einen Paradezitt, und diese einzelnen Reiter waren in Schwarz und Silber. Sie waren heiter und wohlgemuth wie die Andern, nur Einer hielt sein Roß langsam gehen, sah ernst und traurig aus, und als er dem Hause sich näherte, einen ernsten Blick auf daſſelbe geworfen hatte, senkte er das Haupt. Auf ihn starrte, athemlos, Entsetzen im Blick, Monſieur Perrot, auf ihn . . .

Ha! ein Schuß! noch einer! und nächster Nähe abgefeuert! ein gellender Schrei außen, ein gellender, markerschütternder Schrei im Gemach und die Thür flog auf und Madelaine stürzte herein, bleich wie der Tod, mit gelösten Haaren, wildem, rollendem Augen. Einer Wahnſinnigen gleich warf ſie mit ausgebreiteten Armen ſich vor den Verwundeten, und bot todesmuthig einem Trofs nachſtürmender Huſaren, die mit gezogenem Säbel auf ſie eindrangen, die Bruſt.

„Mordet mich, elende Preußen . . . grabt eure krummen Säbel in meine Bruſt,“ ſchrie ſie . . . „ich habe es verdient um meine Rache, ich ſträube mich nicht, ich zittere nicht! Tiefen Traurne lebend aber, den laßt in Ruh; den Rächer meiner Ehre, den deckt mein Leib, bis ihr ihn in Stücke greifen, greifen wie eine Horde Wölfe ein einzig wehrloſes Lamm. Heran! macht ein Ende, zu vom de Dieu . . . heran zu Mord und Todtſchlag . . . ich bin bereit!“

Die Soldaten ſtutzten, verniger vielleicht vor dem raſenden Weibe und ſeinen unverſtändlichen Worten, als vor dem Anblick eines Todten, ob Mann, ob Weib, man wußte es nicht, das faſt ein Gelächter unter ihnen hervorgetreten hätte, brannte nicht Wuth und Rachedurſt in ihren Seelen.

Aber dieſe lächerliche Gefahr im wallenden Seidenmantel, den bunten Schuhen, den bunten Shawl, richtete energiſch ſich auf, ſchleuderte Eins und das Andere von ſich und ſtand, nur vom Hemd und einem kurzen Beinkleid bedeckt, vor der Todten. Sank auch die Rechte gelähmt am Körper nieder, umhüllten Binden und Bandagen ſeine Bruſt — die Linke flog doch empor, Madelaine zu ſchützen, und der halbnackte, verwundete Leib ſuchte doch ſie zu decken.

„Was gibt es? Was ſucht ihr hier, Fliehen-Huſaren!“ rief er mit lauter, befehlender Stimme.

Die Huſaren ſtanden regungslos. Die richtige Bezeichnung ihres Regiments, die heimatlichen Laute der geliebten Mutterſprache aus dem Munde eines Feindes ihnen entgegengerufen, verfehlten nicht den Eindruck.

„Ich frage, was ihr wollt?“ wiederholte der junge Mann.

„Da iſt geſchoſſen aus dieſem Hauſe . . .“

„Ein Kamerad iſt gefallen . . .“

„Der beſte Reiter der Schwadron . . .“

„Das ehrliche Blut von der Welt . . .“ ſtoß es wild durcheinander.

„Das iſt Täuſchung oder Zufall, Huſaren!“ rief der Verwundete. „Ich bürge für dieß Haus!“

„Kann Jeder ſagen! . . . Bin, es wäre nicht geſchoſſen? . . . da ſteht der Thäter! Greift ihn . . . faßt ihn . . .“ ſchrie es und man wies auf Monſieur Perrot, den unſchuldigen Mann, der nicht ein Glied gerührt hatte, noch jetzt rührte.

„Ich ſage, er iſt unſchuldig . . .“ rief der Verwundete — „ich ſage, ich bürge für ihn!“

„Er bürgen? Wer iſt er? Hat er uns zu befehlen? Der Kamerad will gerächt ſein . . . wer ſtirt ſich an ihn!“ So tobte es immer gewaltiger.

„Halt!“ donnerte der junge Mann, und in einem Ton, aus dem jeſtes den wüthenden Huſaren das Recht und die Ohnmacht des Gebietens entgegenklang. „Noch einmal! Ich bürge für das Haus . . . ich bürge für die Familie des Beſitzers. Nahm Jemand das Leben eines Kameraden — dieſe hier retteten das meine vor ſchaudervollem Untergang auf den Feldern von Bionville. Ich bin der Lieutenant Bruno, Adjutant des Brigadegenerals von B. . . .!“

„Wer's glaubt! . . . Das macht den Kameraden nicht lebendig! . . . Das fahnt den Herrn nicht! . . . und wer's glaubt . . . wer's glaubt!“ tonte es erbarmungslos zurück.

„Ihr ſeid brave Jungen, ihr ſeid treue Kameraden und ganze Männer, aber . . . ihr ſolltet auch wiſſen, was das Wort eines preußiſchen Offiziers gilt, und ich bin ein ſolcher . . . ſeht her! — Treten Sie heran, Monſieur Perrot . . . öffnen Sie dieſen Schrank, und geht Ihr, ihr Reiter — noch nie hat meine Lippe gelogen!“

Monſieur Perrot konnte nur gehorchen. Er öffnete den ſorglich verwahrten Schrank mit den ſorglich verborgenen Gegenſtänden und flüſterte nur ein ‚pauvre, pauvre fille!‘ vor ſich hin.

Der Verwundete griff ein und das andere Mal hinein.

„Fliehen-Huſaren,“ rief er und hielt ein Kleidungsſtück hoch empor. „Kennt ihr den Rock? — Es iſt der Rock eures Königs, nur befindet und durchdrängt von meinem Blut. Kennt ihr dieſe durchſchoſſene Schärpe? Bei Floreyon diente ſie den Truppen Boyaine's zur Fleckſcheibe. Kennt ihr den Helm? Eine Mitrailleurkugel hat ihn durchbohrt und . . . ich bürge für dieß Haus!“ Und er ſetzte mit kedem Ruck den Helm auf ſein rückwärts geworfenes, zuzendliches Haupt und ſchien gewachſen und ſchien geſtaltet. Aus ſeinen leuchtenden Augen aber ſtrahlte ungebrochener Zuverſtand und Heldenſinn.

„Das iſt — das iſt — das iſt ein Preuße . . . kann Niemand mehr zweifeln . . . ſo wahr Gott lebt, er iſt ein Borge . . . Hurrah, der Lieutenant!“ ſo rief es nun aus dem Reitertrupp.

„Wohl! und nun ſeht, daß ich euch ſo freund nicht bin. Ihr ſeid von der Schwadron . . . wie ſieht's da nun die Lieutenants? Graf von K . . ., Graf von B . . ., von . . .“

„Geſund und friſch! . . . Haben Glück geſchlagen wie die Teufel! . . . Hat manchen tollen Ritt, manch' Reiterſtückchen geliefert . . . Hurrah, Fliehen-Huſaren!“

„Nun laßt uns hören: was iſt hier geſchehen?“ forſchte Lieutenant Bruno.

„Ein Kamerad iſt unwohlfinge erſchoſſen! . . . Aus dieſem Hauſe ging die Kugel! . . . Aus einem Fenſter . . . Nein, aus der Thür . . . Unſinn! Vom Dach kam ſie! Vermaledeites Geſichter . . . verfluchte Bua! . . . den ſchmucken Kerl im ganzen Regiment!“ ſo ſtuckte es wieder in alter Wildheit dahin.

„Wo iſt er?“ übertönte die Stimme des Offiziers den Tumult.

„Wo er iſt? Auf der Straße liegt er, blutend . . . nein, todt . . .!“

Er iſt herabgeſtürzt vom Pferde . . .!“

„Aber war er? Was führte ihn, was euch hierher?“

„Vize-Wachtmeiſter war er, ablommandirt zur Eskorte der dreitauſend Gefangenen, die von Beaumont gebracht ſind, nach Deutſchland marſchiren ſollen, die ſtolzen Helden vom Malakoff her und die Sieger von Magenta.“

„Und er ſieß?“

„Erich!“

Dieſer zitterte ein ſpöttler Auf innerſter Seelenangſt durch den Raum, aber Niemand achtete ſein, denn Knechend, bebend, wuthentbrannt drängten neue Maſſen in das Haus.

„Hinauf . . . vom Dach kam der Schuß . . . er war gut gezielt . . . hinauf . . .!“ dröhnte es. „Oben ſucht den Mörder; keinen Pardon, kein Erbarmen . . . hinauf!“

„Hierher, hier herein mit dem Wachtmeiſter Erich!“ rief mit wuthin ſchallender Stimme der Lieutenant Bruno dazwiſchen; „hierher auf mein Lager, den Unglücklichen zu unterſuchen!“

Noch hörte man nicht auf ihn — Alles ſtürmte die Stiege hinauf nach dem Zimmer unten war leer. Jetzt erſt ſah der junge Offizier ſich um, und ſehr: ſteif und kalt, wie die ſühllosen Gebilde in ſeiner Beſtalt, lehnte Monſieur Perrot an der Wand und ſtierte mit verloſchendem Blick in der Richtung auf den Lebloſeſt des Verwundeten. Lieutenant Bruno folgte dieſer Richtung und ſchauerte zurück vor dem Bilde, das ſeinem Auge ſich bot.

Niemand hatte in der ſteigenden Erregung und dem zunehmenden Getümmel mehr an Madelaine gedacht, Madelaine, die wie eine Heldin den Flammen ſich entgegengeworfen hatte, und an der der unbeſtimmte Verwurf doch adelnd ſprachgeſchrieben war, galt es doch, durch ein kühnes Dazwiſchentreten ihr Haus und ihren Vater zu retten, indem er ſich ſelbſt kegtimierte. Sie war ſcheinbar getammelt, indem ſie die Hand an die Stirn preßte, als müſſe ſie ihre Sinne beiſammen halten. So, die Finger gleich darauf krampfhaft in die Lehne des Seſſels gekrallen, um nicht umzuſinken, hatte ſie die Szene belauſcht, ohne den Sinn der fremden Worte zu verſtehen. Aber . . . ſie hörte die glatt dahinrollenden Laute ihrer fremden Sprache über die Lippen ihres Schützlings, ihres vermeintlichen Bruders, ihres erwählten Ehrenrächers dahinſtrömen, und eine wüſte, wilde Ahnung erfaßte ſie. Als er die Kleider aus ihrem Verwahrſam ſich, eins nach dem andern gegen die Todenden hob und dieſer Anblick ſchon ſie beſänftigte — als ſie auf den verhaßten Rock lah, als ſie ihren Schützling mit dem verabſcheuten Helm geſchmückt erblickte, das Haupt keck gehoben, die Augen im Siegesbewußtſein erſtrahlend — als ſie die wachſende Uebermacht dieſes hüftlichen Mannes gegenüber einer empörten Schaar, das Wunder ihrer Unterordnung empfand, und endlich aus den verworrenen Rufen klar und hell der Name des getödeten Kameraden herausſcholl — — da war es zu Ende mit ihrer Kraft. Mit jenem unbeachteten, ſchrillen Auf fank ſie in's Knie. Aufwärts gegen den Sitz des Seſſels ſtel ihr Haupt mit den voll gelöſten, prächtigen Haar, aus deſſen dunkler Fülle ihr geiſterbleiches Antlitz wie ein Marmorgebilde ſich abhob. Die Linke hing in den zerwühlten Locken, als habe ſie verſucht, ſie zu zerraufen, und die niederhängende Rechte . . . Herr Gott des Himmels! . . . war es denn möglich? — die herabgefallene, halb in ihren Kleidern verborgene Rechte umſpannte, wie im Todeskrampf, ein entſetzliches Beweisſtück . . . einen Revolver — der Offizier ſah auf den

Digitized by Google

Till Eulenspiegel. **Wie Eulenspiegel zu Erfurt einen Esel lesen lehrt.** (M. Hiberle.) Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 449.)

Digitized by Google

Tisch an seinem Bett ... er war leer. Madelaine hatte bei ihrer seltsamen Flucht aus dem Zimmer die Mordwaffe entwendet.

Mit dieser Entdeckung trat dem jungen Offizier die ganze furchtbare Gefahr, die diesem schönen Tag, der lieb-voll liegenden Familie drohte, klar vor die Seele. Man würde das Haus durchsuchen, man würde nicht rasten und ruhen, bis der Thäter gefunden sei ... er wußte es und kannte den Punkt, an dem seine Gewalt zerschellte.

„Fort mit dieser Waffe ... im Namen Gottes fort mit ihr! ..." rief er Monsieur Perrot au, denn er fühlte sich unfähig, nach der übermäßigen Kraftanstrengung, die er seinen zerschmetterten Gliedern zugemutet, nach einem Finger zu heben, um dem einzig noch möglichen Weg der Rettung einzuschlagen. „Nur fort mit der Waffe aus ihrer Hand, oder seine Macht auf Erden rettet die Arme vor der Rache!"

Aber ... es war zu spät. Wohl versuchte es Monsieur Perrot, seiner Mahnung, ja seinem Befehl Folge zu leisten, doch die Kniee schlotterten ihm, die Arme sanken todesmatt hinunter. Er sah ja in dem armen Mädchen von achtzehn Jahren, seinem einzigen Kinde, nichts als die Mörderin Erich's, des Geliebten, des tüchtigsten Kopfes, der geschicktesten Hand, der verkörperten Idee in seinem Atelier, und ... in ihm den noch immer geachteten Menschen, den theuren Sohn, dem er nun ... den Grabstein zu meißeln hatte, den bescheidenen, kalten Stein der Erinnerung. — Es war zu spät. Unter einem Säbelgerassel, Sporenklingen, Fluchen und Toben, als hätte die Welt unterzugehen, wälzte es wieder die Stiege sich herab, dem Gemach zu, und eben so geräuschvoll und markerschütternd drängte es von der Straße herein in die immer dichter und dichter sich füllenden Räume. Der junge Offizier konnte nichts mehr, als, wie zuvor Madelaine mit ihrem Körper ihn, jetzt mit seinem widerstandsunfähigen Leib das Mädchen zu decken und mit rascher Geberde den blutgetränkten, verhaßten Rock seines Königs als schützende Hülle über ihr Verbrechen zu werfen.

„Da ist der Hallunke ... gefunden der feige Wicht ... mit dem Mordgewehr in der Hand ... da ist er! An den Pfahl mit ihm ... ist des Schuftes Leben nicht werth!" ... so brüllte es von oben herunter, und Stufe für Stufe krachte unter der Wucht eines schwer niederfallenden Körpers.

„Platz für einen Sterbenden ... Platz für den Wachtmeister Erich ... noch athmet er ... Platz für den Gemordeten!" ... so schrie es von außen herein, und hoch auf ihren Schultern trugen die kurz zuvor so lustigen Zietzen-Husaren den armen, gemeuchelten Kameraden.

„Siehst Du da Dein Kunststück, Bube?" tobte die Rachestchaar von oben ...

„Sieht's kein Mitleid sie einen sterbenden Kameraden?" so bettelte man hier unten ...

Und sie schwiegen, die Wuthentbrannten, und kommten den Zuströmt in schener Ehrfurcht vor dem Anblick des hereingetragenen Kampfgenossen, ihm, dem Sterbenden, willig den Vorrang gonnend. Erst als sie ihn im Zimmer auf meichen Lager schauten, als sie selbst geräuschlos die Thür hinter ihm geschlossen hatten, zerrten sie den wirklich mit der Masse in der Hand ergriffenen Mörder vollends die Stufen herunter, hinaus auf die Straße und dem Ausgang der Stadt zu.

Hier vollzog endlich sich der Nachakt. Hier schoß wenige Sekunden später an hochaufgerichtetem Pfahl die Gestalt eines Bluthundes aufwärts, stand des Mordgewehrs einen Stecken in der Hand. Hier durchbohrte Kugel um Kugel den Leichnam der Missethäters und lagelang schauderte, ein grausiges Wahrzeichen, sein Gebein im Spiel der Winde. — Wer aber vorübergeing von den Bewohnern Gorzes und kaum den scheuen Blick zu heben wagte, der schlug ein Kreuz, empfahl die Seele des Sünders und seine eigene der Barmherzigkeit Gottes und flüsterte entsetzt: „Es war Eiseune!" — —

(Schluß folgt.)

Die Prophezeiung.

(Aus d. 17. Jahrh.)

Oliver Cromwell, der nachherige Lord-Protektor von England, fand mit seinen energischen Plänen zur Erhebung der Republik auf den Thron Karl's I. in der eigenen Familie nicht den gewünschten Anklang. Als das sogenannte Rumpfparlament zur Verurtheilung des Königs drängte und Cromwell sich nicht dagegen auflprach, sondern schließlich den Todesurtheil selber bestimmte, da trat in dem prophetischen Geiste seiner ältesten Tochter der mahnende Rachengel vor seine Seele. In ihrem ahnungsvollen Geiste sah sie das drauende Unglück, das aus der blutigen That für seine Familie bereinst reifen mußte, und mit prophetischem Munde entwarf sie in seiner Gegenwart ein Bild des geahnten Verhängnisses, verstünde den Fluch, der für alle Zeit auf Cromwell, den Königsmörder, ein unlilgbarer Blutfleck, haften sollte. Wohl schauderte der puritanische Fanatiker im Innern vor der finstern Gewalt, die in dieser aus geliebtem weiblichen Munde kommenden Prophetie wie ein herausbeschworenes Gespenst vor seinem plauderschreckten Gehirne aufstanchte, und er konnte sich des tiefen Eindrucks derselben nicht erwehren. Stumm hörte er sie an, stumm trug er die Wucht ihrer Verkündigung. Aber Cromwell blieb seinem Geist getreu. Er wohnte selbst dem grausen Schauspiel an, als Karl's I. Haupt auf dem Schaffot vom Rumpfe fiel — vier Jahre später hieß er der große Lord-Protektor des Reichs. Das Verhängniß blieb nicht aus, wenn es ihn auch nicht mehr lebend traf. Sah wohl die Kassandra des Cromwell'schen Hauses den Tag voraus, der zwölf Jahre später die Schändung der Leiche ihres großen Vaters mit sich bringen sollte? Schauderte ihr ahnender Geist vor dem Momente, da man (1661), dem Befehl des neuen Königs Karl II. zufolge, des großen Cromwell Leichnam wieder aus der Erde grub, um ihn als todt und halb verwest zu hängen und unter dem Galgen zu verscharren, wie den elendesten Verbrecher? — —

Till Eulenspiegel.

(Fortsetzung.)

3.

Wie Till Eulenspiegel zu Erfurt einen Esel lesen lehrt.

(Zu Historie.)

(Ende S. 445.)

Eulenspiegel trieb's von Prag weg und er machte sich fort, da er fürchtete, daß man ihm seine Schalkstreiche noch schlimm vergelten würde. Als er nun nach der berühmten Universität Erfurt kam, schlug er seine Briefe an, und da die Professoren von seiner großen List gehört, so beschlossen sie, ihn auf die Probe zu setzen. Sie verabredeten, ihm einen Esel in die Lehre zu geben, denn es gibt viele Esel zu Erfurt, alt und jung. Sie liefen Eulenspiegel rufen und sagten: „Zu Ihr Briefe angeschlagen, in denen Ihr versprecht, jede Kreatur lesen und schreiben lehren zu wollen, so haben die Professoren der Universität beschlossen, Euch einen Esel in die Lehre geben zu wollen. Traut Ihr Euch, es diesem beizubringen?" Eulenspiegel sagte muthig: „Ja, aber ich muß Zeit dazu haben, weil es ein unvernünftig Thier ist." Des waren sie zufrieden und man gönnte ihm eine Frist von zwanzig Jahren. Eulenspiegel dachte nämlich: Unser sind Drei; stirbt der Rektor, so bin ich frei; stirbt ich, vor will mich wahren; stirbt mein Schüler, so bin ich auch ledig. Er nahm also die Bette an, und zwar wurden 500 Thaler festgesetzt. Darauf erhielt er einigen Vorschuß. Eulenspiegel nahm den Esel und zog zum Thürmer, wo er einen Stall bestellte und ein altes Buch in die Krippe legte. Zwischen jedes Blatt aber that er ein wenig Haber. Das merkte der Esel bald, warf die Blätter mit dem Maul herum, wegen des Habers. Wenn er aber keinen Haber mehr fand, rief er: Ja, Ja. Da Eulenspiegel das sah, ging er zum Rektor und sagte: „Magnificenz, wollt Ihr mal sehen, was mein Schüler macht?" Der Rektor fragte: „Nimmt er Eure Lehre an?" Da antwortete Eulenspiegel: „Er ist von großer Art und schwer zu lehren. Doch hab' ich ihn mit vieler Mühe dahin gebracht, daß er einige Buchstaben, namentlich Bokale kennt. Drei Eins recht, so geht mit mir und seht zu." Der gute Schüler hatte bis Nachmittag zwei Uhr gefastet, als der Rektor mit einigen Magistern erschien. Eulenspiegel legte seinem Schüler ein neues Buch in die Krippe. Kaum sah's der Esel, so warf er die Blätter herum, nach dem Haber zu suchen, und als er nichts fand, rief er: Ja, Ja! Da rief Eulenspiegel: „Hört Ihr nicht deutlich zwei Bokale I und A, die kann er schon, so hoffe ich mit den übrigen 24 Buchstaben bald fertig zu sein." Aber der Rektor starb bald darauf und Eulenspiegel ließ den Esel sterben. Das Geld aber steckte er ein und dachte: „Sollst du alle Esel von Erfurt weise machen? Das möchte mich gut thun!" und damit machte er sich auf die Fersen.

(Fortsetzung folgt.)

Die badische Schwarzwaldbahn.

(Ende S. 432.)

So kurz das Bestehen einer eigentlichen Eisenbahntechnik im Vergleich mit andern Künsten und Wissenschaften auch ist, so hat dieselbe doch schon so ungeheure Fortschritte gemacht, daß es allmälig fast kein Hinderniß mehr gibt, das der Ausbreitung und dem Lauf der Länder und Völker verbindenden eisernen Verkehrswege, der Eisenbahnen, auf die Dauer

Digitized by Google

widerstehen könnte. Auf weit gesprengten Bruckenn und steilen Viadukten überschreiten sie die größten Wasserläufe und Thäler, auf ziehenden Dämmen und Stützmauern steigen sie an steilen Abhängen und tiefen Schluchten hin in die Gebirgsregionen empor, und durch stundenlange Tunnels dringen sie durch die höchsten Berge hindurch. Eine der merkwürdigsten derartig angelegten Bahnen, welche sich den beruhmtesten Eisenbahnbauten, einer Semmeringbahn, einer Brennerbahn und einem Mont-Cenis-Tunnel, würdig an die Seite stellen kann, sowohl was Großartigkeit und Kühnheit der Anlage, als besonders was reichhaltige Abwechselung anbetrifft, ist die gegenwärtig im Bau begriffene badische Schwarzwaldbahn.

Als kürzeste Verbindungslinie der beiden bedeutenderen badischen Städte Offenburg und Constanz vermittelt die Bahn zunächst den direkten Verkehr vom Bodensee und der östlichen Schweiz her über die Höhen des Schwarzwaldes, mit somit auch von der genannten Schweizerbadegegend, zu den mittleren und unteren Rheinlanden. Im großen Völkerverkehr Europas jedoch wird diese Bahn eine bedeutendere Rolle spielen, denn einestheils ist sie ein wichtiges Glied in einer der Hauptverkehrsstraßen von Osten nach Westen und wird nach dem Ausbau des württembergischen und bayerischen Eisenbahnnetzes einen Theil des kürzesten Weges von München und Wien nach Straßburg und Paris bilden, anderntheils aber liegt sie in der Richtung des Weltverkehrs, welchen die künftige Gotthardbahn zwischen dem ganzen europäischen Norden und Italien vermitteln wird, und auch hier bewirkt sie eine wesentliche Abkürzung der Linie von Bremen und Hamburg über Frankfurt zur Bahn über den St. Gotthard.

Die Bahnstrecken Offenburg-Hausach und Singen-Immendingen-Villingen, beide von der badischen Hauptbahn, die eine in südöstlicher Richtung, die andere nach Nordosten abzweigend, sind schon seit einiger Zeit dem Betriebe übergeben, und die Verbindung Hausach-Triberg-Villingen ist es nun, welche die großartigste deutsche Gebirgsbahn zu werden verspricht. Von Offenburg bis Hausach das schöne, freundliche Kinzigthal durchziehend, wendet sich die Bahn hinter letzterem Orte nach Süden in das Thal der Gutach. In letzterem, einem der lieblichsten und reizendsten Thäler Deutschlands, erhebt sich an dem rechten Ufer des Flusses die Eisenbahn in langsamer Steigung und gelangt, immer dem Laufe desselben folgend, zur Station Hornberg. Von diesem Städtchen an wird das Gutachthal stets enger und enger und sein anfangs freundlicher, anmuthiger Charakter nimmt allmälig einen wildromantischen, wahrhaft Schauer erregenden Anblick an. Die Maximal-Steigung auf dieser Strecke beträgt von 1:50 bis 1:50 stets auf dem rechten Flußufer weiter und windet sich, etwa parallel der Landstraße nach Triberg, in schwachen Krümmungen an den Bergen hin, bis ungefähr eine halbe Stunde hinter dem Orte Niederwasser. Da treten Felswände von 350 bis 450 Meter Höhe so nahe an die Gutach heran, daß ein weiteres Vordringen in gerader Richtung unmöglich ist. Man war gezwungen, in starken Bogen den Fluß überschreitend, die Bahn wieder rückwärts zu führen. Durch den in der kurze liegenden Niederwasser-Rebtunnel von 540 Meter Länge geschieht eine vollkommene Wendung der Linie. Sie bewegt sich auf dem linken Ufer der Gutach wieder nordwärts, steigt fortwährend mit einer Erhebung von 1:55 aufwärts und umzieht in großen Kreisen den 730 Meter (über dem Meere) hohen Eisenberg, theils auf hohen Dammschüttungen an seinen Abhängen hinlaufend, theils ihn in verschiedenen Tunnels, von denen der größte 773,4 Meter lang ist, durchbrechend, bis sie, wieder südlich gerichtet, nach fast 1¼ Wegstunden abermals an das linkseitige Ufer der Gutach gelangt, und zwar kaum eine Viertelstunde oberhalb des erwähnten Ausführungsgangs. Eine halbe Stunde weiter an der Gutach aufwärts wird die Station Triberg erreicht. Einen der interessantesten Punkte zwischen Hornberg und Triberg, etwa in der Mitte zwischen beiden Orten liegend, stellt beistehende Abbildung dar. Kahle Felsen, auf denen sich nur hie und da ein Baum erhebt, drängen die Straße nach Hornberg hier dicht an den Fluß hinan. Auf dem linken Ufer desselben, in beträchtlicher Höhe über dem Wasserspiegel, erscheint die Bahn, wie sie eben aus einem Tunnel heraustritt und einen tiefen Thaleinschnitt überschreitet. Wie eine Mauer erhebt sich die mit sogenannten Cyklopenmauerwerk versehene Dammschung zwischen den Bergwänden, die von dunklen Tannengruppen überragt und eingefaßt sind. Das Ganze gewährt einen äußerst freundlichen, festelnden Anblick.

Das Städtchen Triberg, einer der Hauptorte des Schwarzwaldes, berühmt durch den großartigen Wasserfall in seiner Nähe, liegt in einer Höhe von 686 Meter über dem Meere. Die weitschauende schwarzwälder Uhrenindustrie beschäftigt den größten Theil seiner Bevölkerung. Aber nicht minder bedeutend ist seine Strohhut-Fabrikation, und für diesen Industriezweig des Schwarzwaldes ist Triberg der eigentliche Mittelpunkt. Interessant ist sein altjährlicher großer Strohhutmarkt; Fabrikanten und Kaufer in den verschiedensten Trachten strömen da von Nah und Fern zusammen, und die größten wie die feinsten Strohhüte sind in reicher Auswahl vorhanden. Eine bedeutende Hebung dieser eigenthümlichen Industrie und die Eröffnung neuer, reicher Absatzquellen für ihre Fabrikate durch die Schwarzwaldbahn steht in sicherer Aussicht.

Die romantische Lage Tribergs verwischte bei Anlage des bereits Bahnhofs bedeutende Schwierigkeiten, indem der ganze Platz für denselben mühsam den Felsen abgetragen werden mußte. Auch die Fortsetzung der Bahn von Triberg gegen St. Georgen konnte in dem engen Thale des Nußbach nicht in regelmäßigem Verlaufe geschehen. Es schließt sich daher direkt an die Station Triberg eine starke Kurve an, in welcher der Nußbach überschritten wird, und durch welche die Bahn sich wieder nach Norden wendet, von welcher sie vor der Station kam. Einer der interessantesten Tunnels der Linie, der triberger Kehrtunnel (616 Meter lang), liegt in dieser Wendung, die Trace durchläuft in ihm zwei nach entgegengesetzten Seiten gekrümmte Bögen, gleich nach einander. Hohe mit Granitblöcken gepflasterte Aufschüttungen führen die Linie nun von einem Tunnel zum andern. Zunächst folgt der Gummanns-Tunnel mit 329,2 Meter Länge und dann nach verschiedenen Windungen und einigen kleineren Tunnels der 900 Meter lange Gremmelsbach-Tunnel, in welchem der Bach, welcher den gleichnamigen Seitenwaldberg durchschnitten wird, worauf die Bahn wieder eine südliche Richtung gewinnt. Die Trace befindet sich hier eine Zeitlang, nicht ganz 180 Meter weit von ihrer früheren nördlichen Richtung entfernt, beinahe parallel mit dieser. Einen überraschenden Anblick gewähren diese verschiedenen Bahnrichtungen von dem Gutachthale aus, etwas vor der Station Triberg, gesehen. Man überblickt da die Bahn in drei Stadien über einander, denn vor sich auf dem linken Ufer der Gutach sieht man die nach Triberg eilende Linie, auf dem jenseitigen Ufer, etwa 30 Meter höher am Berge liegend, erscheint die Bahn in ihrer Richtung nach Norden, und abermals ungefähr 80 Meter höher zeigt sich die wieder südwärts ziehende Trace; und jede der drei Abtheilungen hebt sich durch einen hell schimmernden Damm von dem dunklen Grün der Waldungen und dem Grau der starren Felspartien ab.

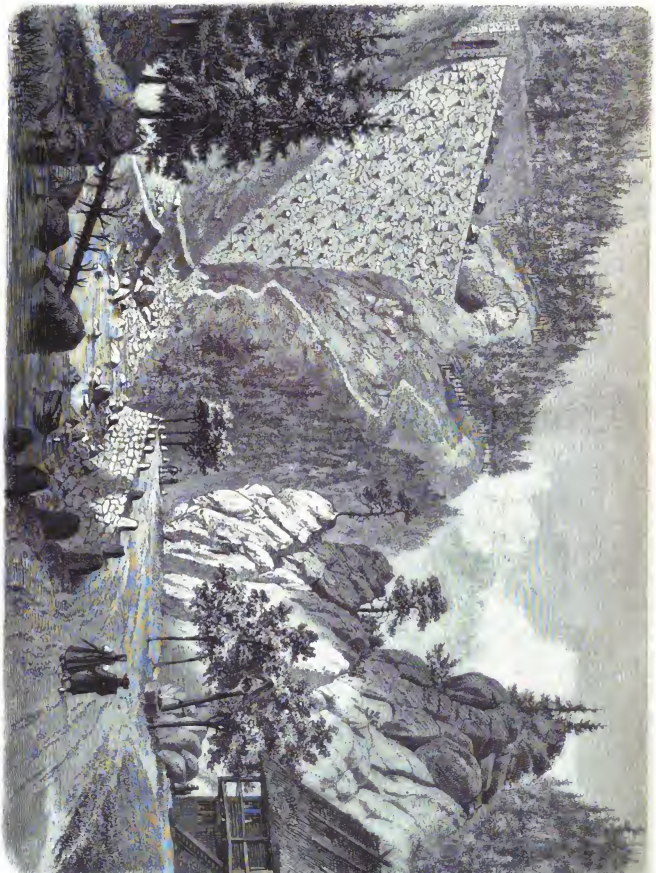
Unmittelbar am Bahnhofe Triberg mündet in die Gutach der Nußbach, welcher von dem östlich gelegenen Orte Sommerau her durch ein idyllisches, felsichtenreiches Thal dahinfließt, viele rauschende Gebirgsbäche von beiden Seiten in sich aufnehmend. An den nördlichen Abhängen dieses Thales, nicht ganz eine Viertelstunde hinter der Station, kommt die Bahn nach ihrem oben beschriebenen Umwege wieder zum Vorschein. Hoch über der Thalsohle zieht sie parallel dem Bache mit stetiger Steigung von 1:54 dahin, die vortretenden Bergköpfe in verschiedenen Tunnels durchdringend. Durch den größten Tunnel der ganzen Bahn, den 1692 Meter messenden Sommerau-Tunnel, wird endlich der höchste Punkt der Linie, die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, in einer Höhe von 941 Meter über dem Meere erreicht. Von hier an geht es mit langsamem Gefälle (11_{100} %/oo) wieder abwärts in das Thal der Brigach, einer der Quellen der Donau, hinab, und nach kurzem Laufe gelangt die Bahn zur Station St. Georgen. Die Schwierigkeiten sind überwunden; auf flacher Hochebene, stets an der Brigach entlang eilend, trifft die Schwarzwaldbahn südöstlich bei Villingen mit der württembergischen Bahn von Rottweil über Schwenningen und der badischen Linie von Immendingen und Donaueschingen zusammen.

Den interessantesten Theil der ganzen Bahn bildet unstreitig die Strecke von Hornberg bis St. Georgen. Auf einer Länge von 28 Kilometer steigt die Linie hier bis zur Wasserscheide 447,m Meter und fällt von da wieder bis St. Georgen um 21,s Meter. 27 bedeutende Tunnels folgen einer nach dem andern mit zusammen 8650 Meter Länge, was fast ein Drittel der ganzen Strecke beträgt. Alle diese Tunnels müssen durch Sprengungen durch die harten Granitmassen des Urgebirges getrieben werden, so daß jeder Fuß breit Bahn mühsame und gefahrvolle Arbeit kostet, die oft noch durch Wasserdrang bedeutend erschwert wird. Letzteres ist besonders bei dem triberger Tunnel der Fall und bei dem großen Sommerau-Tunnel, den man außer von seinen beiden Endpunkten noch von 4 Schächten aus in Angriff nahm, die bis über 90 Meter tief auf seine Sohle hinabgegraben wurden. Mit den aus den Tunnels und Einschnitten gewonnenen theilweise großen Granitblöcken sind fast alle Böschungen der Dämme gepflastert, so daß die Bahn wie durch riesige Mauern getragen erscheint.

Die romantische Lage der Bahn in dem schönsten Theile des Schwarzwaldes und die vielen ihrem Laufe entgegentretenden Hindernisse erregen die Bewunderung aller Beschauer, der Laien wie der Techniker. Wenn man die kolossalen Kunstbauten betrachtet, wie sie sich zwischen den alten grauen Bergwänden erheben, wie sie jeden Vorsprung als Stütze benutzen und die Bahn beharrlich von einem Punkt zum andern führen, so erscheint hier gleichsam die menschliche Kunst im Streit mit den mächtigen Elementen der Natur. Durch Geschick und Beharrlichkeit, durch bedachtsames Ausweichen vor unüberwindlichen Hindernissen einerseits und durch schnelles und kühnes Vordringen andererseits haben Fleiß, Berechnung und Talent über die rohe Materie, über starre altersgraue Felsen gesiegt, und bald werden diese stillen und einsamen Thäler von dem schrillenden Pfiff des daherbrausenden Dampfrosses widerhallen.

K. V.

Digitized by Google



Blick von der Schwarzenstein auf Zillertal. Nach einer Skizze von B. Beer. (S. 450.)

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Polizeiroman von Dr. F. Ch. B. Aoé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Jetzt, da er wieder klare Gedanken fassen konnte, mußte er aber auch inne werden, daß die Gefahr nach keinewegs ganz beseitigt sei, diese drohte jetzt sogar noch ernstlicher als zuvor. Draußen war ein Doppelposten aufgestellt; unmöglich konnte er unentdeckt hinauskommen; das war aber das Wenigste; er durfte auch seinen Augenblick länger hier im Wagen verweilen; die Thür der Remise blieb unverschlossen, jedenfalls trieb der kalte Zugwind sehr bald die beiden Wächter in den Raum und sogar in den bequemen Wagen, um darin schlafend ihre Pflicht zu erfüllen. Er mußte sofort hinaus!

Verbittert und grollend über diese neue Gefahr faßte er den boshaften Plan, den pflichtvergessenen Menschen, die ihn so arg gequälligt hatten, dach noch einen Streich zu spielen. Nur eine halbe Flasche hatte er zum sehr starken schwedischen Punsch getrunken, eine noch ganz gefüllte hatte er dazu für die lange Winternacht vorrathig; beide Flaschen stellte er hastig in die Wagentaschen, verließ dann eilig und behutsam den Wagen und gelangte glücklich oben auf die erste Treppe, wo er sich auf die oberste Stufe setzte und horchte.

Keine Viertelstunde war vergangen, so hörte er unten die Thür klappern; die beiden Wächter traten in die Remise und tuschten mit einander. Dann klappte die Wagenthür und gleich darauf wurde der Ausruf froher Verwunderung laut: sie hatten die Punschflaschen in der Wagentasche entdeckt! Jetzt knarrte der Wagen, die Thür wurde zugeklappt; er hatte richtig gerechnet: sie waren in den Wagen gestiegen und zechten, um desto eher auf dem bequemen Sitz zum Schlafen zu gelangen.

Dennoch durfte er sich nicht hinunter und auf die Straße wagen: jedenfalls waren die beiden Wächter mit ihren Kameraden auf dem nahen Posten im Einverständniß, daß dieser die Thür desto schärfer im Auge halte. Er wollte bis zur Ablösung morgen früh sechs Uhr hier oben auf dem Vorplatz warten und wo möglich noch den Posten gegen die pflichtvergessenen Wächter vollständig ausführen.

Todtenstille herrschte überall; da wurden leichte Schritte über ihm hörbar und ein flüchtiger Lichtschein fiel von oben herunter. Leise schlich er an die zum zweiten Stock führende Treppe, horchte erst noch einmal nach unten hinunter, von woher ihm dumpfes Schnarchen und dem Wagen zu ihm heraustönte, und stieg jetzt äußerst behutsam die obere Treppe halb hinauf; von dort aus bemerkte er gerade vor sich die offenstehende Thür einer erhellten Küche und konnte auch den Kopf einer sehr schönen Dame erblicken, die darin stand und welche nothwendig die seit einem Jahre wegen politischer Umtriebe verfolgte Dame sein mußte!

Er war am Ziele: leise und vorsichtig trat er einige Stufen zurück, räuperte sich unten und stieg mit hörbaren Schritten die Treppe ganz hinauf, um die Dame nicht mit seiner Erscheinung zu erschrecken. Oben auf dem Vorplatz trat ihm die Dame mit dem Licht in der Hand entgegen. Sie schien ihm nun wirklich bei der hellen Beleuchtung ein Engel des Lichtes zu sein und auch als solcher ihn gänzlich zu blenden, so daß er kaum die Bitte aussprechen konnte, doch ja nicht über seine späte nächtliche Erscheinung zu erschrecken.

Mochte nun die Dame eine seltene Kuhnahme von der üblichen Schreckhaftigkeit des schönen Geschlechtes machen, aber in dem runden, behäbigen Gesichte der Erscheinung sogleich den vorherrschenden Zug von Gutmüthigkeit erkennen: unerschrocken, wenn auch überrascht, erwiederte sie mit der schönen, weichen Stimme, die er schon unten gehört hatte, in ruhigem Tone: „Ihre ganze Erscheinung wie Ihre Uniform ist mir Bürge, daß Sie nicht in schlimmer Absicht kommen. Ich hasse, daß feine wirkliche Gefahr von unten her droht. Mein Onkel ist auch ohne alle Sorge, er behauptet mit Bestimmtheit, daß der starke und beträchtliche Rauch, den ich bei unserem Eintritt vor einer halben Stunde entdeckte, gewiß von des Weinhändlers Kutscher herrühre, der kurz vorher eine schlechte Cigarre unten im Raum geraucht haben mußte. Er ist deshalb auch früher zu Bette gegangen, da er ohnehin in voriger Nacht erst spät zur Ruhe hat gelangen können."

„Ich bin ebenfalls der bestimmten Ansicht, daß der Geruch von einer starken Cigarre herrührt; es ist auch jetzt hier oben etwas davon zu bemerken, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht sogar einiger Geruch von Sauerkirschblättern sich bemerklich machte. Doch ich habe nicht nur meine späte Erscheinung zu entschuldigen, sondern sogar auch noch eine Bitte zu wagen. Die Wächter unten vor der Thür sind unzuverlässige Leute, die ich unbemerkt zu kontrolliren wünsche. Ich bitte Sie daher um Erlaubniß, daß ich diese Nacht hier auf dem Vorplatz bleiben darf."

„Wenn Sie zu unserem Schutz und zu unserer Beruhigung hier verweilen, so können wir das nur mit vielem Dank anerkennen. Doch wird es Ihnen hier auf dem Vorplatz zu kalt sein, und leider kann ich Ihnen keine andere Räumlichkeit anbieten, als diese Küche, welche übrigens beständig warm vom Kachofen ist."

„O, Sie sind außerordentlich gütig. Gerade diese Küche ist mir für meinen Zweck durchaus gelegen. Mein Name ist Christian Dreyer, Kantadier erster Klasse, aus Stavenhagen aber, wie wir Mecklenburger sagen, Stemmhagen in Mecklenburg-Schwerin. Sie dürfen mir die Küche ohne Sorge anvertrauen."

„Leider kann ich Ihnen zu Ihrer Bequemlichkeit auch nur den alten Lehnstuhl hier in der Ecke zum Ruhen anbieten, wenn Sie ihn sich in die warme Küche setzen wollen."

„O, wie gütig Sie sind!" Dabei hatte er den alten, aber sehr bequemen Lehnstuhl schon in die Küche getragen.

Hier ist die gestillte Laune wohl Feuerzeug, und wenn Sie es nicht verschmähen wollen, zu Ihrer Restauration einige leider schon angebrochene Flasche schwedischen Punsches. Sollte sich wider Verhoffen ein Unglück ereignen, so haben Sie nur die Güte, an diese Thür zu unsern Wohnzimmern zu pochen. Gute Nacht!"

Damit hatte sie die Lampe angezündet, nahm das Licht und entfernte sich mit einer kurzen und gemessenen Verbeugung durch die Thür, welche sie hinter sich abschloß und verriegelte.

Mit ganz eigenthümlichen Empfindungen sah der Kantschen Dreyer der Dame nach. Zunächst berukten alle diese Empfindungen auf der breiten Basis des behaglichen Gefühls der Sicherheit nach den schweren Leiden und Prüfungen, die er bestanden hatte. Dann war dieß Klima in der Küche wirklich tropisch warm im Vergleich mit dem in der Wagenremise, durch deren unheile Thüren der eisige Wind strich. Behaglich lehnte er sich in den alten Großvaterstuhl mit dem bleichen Wangenstücken, und sand ihn prachtvoll zum Ausruhen und Schlafen.

Was aber den tiefsten Eindruck auf den Kantadier gemacht hatte, das war das Imposante und Würdevolle, welches in der ganzen wunderschönen Erscheinung überhaupt, wie besonders in Haltung und Rede der Dame sich offenbarte. Er empfand es lebhaft, daß er bei aller mutterlichen Freundlichkeit der jungen Dame doch noch niemals auch nur ähnlich von solcher Ehrerbietung und solchem Respekt vor einem weiblichen Wesen erfüllt gewesen war, als diese Dame einzuflößen verstand.

Wie war es nun aber möglich, gegen ein so herrliches Wesen auch nur den geringsten Verdacht wegen politischer Umtriebe zu hegen? Was konnte etwa solches Geschöpf, das wie ein verkörperter Engel erschien, verbrechen haben?

Gedankenvoll brütete er vor sich hin. Alles war mäuschenstill um ihn her. Da tönte wieder das dumpfe Schnarchen von unten herauf. Es schlug zwölf Uhr, ein gespensterhafter Kabalb schien die frische Erinnerung an die Dame vertreiben zu wollen und ihn an seine Aufgabe zu mahnen, indem er auf den großen alten Schlüssel deutete, den die schöne Dame an die Thürzarge gehängt hatte, als er sie zuerst gewahrte: mit funkelndem Blicke auf den Schlüssel zog er leise die Stiefel aus, nahm Schlüssel und Lampe, ließ letztere oben auf der Treppe stehen, schlich auf Strümpfen hinunter, bei den in der Chaise schnarchenden Wächtern vorbei, und schloß leise die Thür nach der Straße ab. Glücklicherweise hatte er den rechten Schlüssel getroffen.

Mit Genugthuung schlich er behende wieder nach oben, hängte den Schlüssel weg und zog die Stiefel wieder an. Behaglam lehnte er die Thüre zu, blieb die Lampe aus, setzte sich behaglich in den Lehnstuhl und dachte von Neuem an die wegen politischer Umtriebe verfolgte schöne Dame, bis ihn dann der wohlverdiente Schlaf in seinen Arm nahm.

Ein lebhafter Traum beschäftigte seine politisch angeregte Seele. Ihm träumte, er sei zum Beisitzer der ehemaligen rostocker Hochverrathsprozeßkommission gepreßt worden. Vor seinem Richterstuhl stand die schöne Nichte des alten Organisten Gerstenfeld, angeschuldigt, eigenhändig hochverrätherische Bomben angefertigt und vertheilt zu haben. Von einem schwarzen Tuch auf dem Tische bedeckt lagen die schrecklichen corpora delicti. Finster blickten die Beisitzer auf die Angeklagte und forderten sie auf, im freien, wahrhaftigen Bekenntniß das Recept zu diesen Bomben anzugeben. Da lächelte die Gestalt holdselig, beutete mit dem zierlichen Finger auf den betreffenden Paragraphen des weltberühmten Kochbuches „Kraft und Stoff, von Charlotte Büchner", sag das Tuch von den hochverrätherischen Bomben und warf mit unnachahmlicher Grazie jedem Beisitzer ein mit Schaum gefülltes und mit dunklem Chokoladenguß überzogenes Baiser, in technischer Terminologie Chiffa genannt, in den lauernd geöffneten Mund, worauf nach eingeholten Gutachten der Sachverständigen in geheimer Abstimmung, vom jüngsten Mitgliede anfangend, die Dame freigesprochen, auch mit den Kosten für das Gericht, sowie für „Schlösser, Halben und Ahung billig verschont" wurde.

Da ging ein heller Glanz auf vor seinen Augen; mit zauberischem Lächeln schwebte die reizende Dame um ihn her und verdeutzte ihm einen

Digitized by Google

duftigen Trank, er rieb sich die Augen und starrte auf das volle Buch, das leichtsinnig vor ihm stand und ihm mit lieblichen Worten eine Tasse Kaffee anbot. Erschrocken sprang er auf und wußte erst jetzt inne, wo er sich befand und was ihm Alles seit gestern Abend sechs Uhr begegnet war.“

Mit lebhaften Worten drückte er der Dame seinen bewegten Dank aus und schlürfte behaglich den duftigen Trank, während sie verbindlich bemerkte, daß sie sehr ruhig und schön unter seinem Schutze geschlafen und nun sein unbequemes Nachtquartier in der kalten Küche bedauert habe, deßwegen aber auch sogleich nach sechs Uhr aufgestanden sei, um zu seiner Erquidung ihm eine wärmende Tasse Kaffee zu bereiten.

So viel Güte und Barmherzigkeit rührte ihn tief. Mit nachdenklicher Miene bewegte er den Löffel in der Kaffeetasse und sann es empörend, daß ein solches Geschöpf voll so himmlischer Güte und Theilnahme überhaupt jemals in den Verdacht politischer Umtriebe hatte gerathen können, nach schändlicher, daß sein herzloser Freund mit so unmenschlicher Strenge das unschuldige Engelsgeschöpf verfolgen und ihn zu seinem unwürdigen Werkzeuge erniedrigen konnte, am schändlichsten aber, wenn er selbst das schöne, ja gütig und anidie blickende Weiben, das ihm so viel Gutes erwiesen, verrathen sollte!

Das galt ihm die letzte, herzlose Pflicht, wenn sein Gewissen mahnte, nicht mit ein Scherge das unschuldige Opferlamm auf die Schlachtbank zu liefern! Lieber wollte er den Dienst quittiren und mit reinem und ehrlichem Gewissen auf das Land, in sein Heimatsdorf flüchten, wohin seine politische Bedächtigung sich verirren konnte!

Mit großem Entschluß trank er den kleinen Rest Kaffee aus, trat der Dame einen Schritt näher und bat mit tiefem Ernst an: „Vergeben Sie Fräulein Müller, daß ich mit dem Herzen, daußeren Herzen ein freies, offenes Wort an Sie richte. Mein Gewissen zwingt mich, Ihnen die schmerzliche Wahrheit zu offenbaren, daß Sie in den Verdacht politischer Umtriebe gerathen sind und daß man Ihnen deßwegen nachforscht. Niemand kann inniger und vollkommener von Ihrer Unschuld überzeugt sein, als ich es bin. Ich meine es aufrichtig. Dadurch, daß ich Ihnen diese Entdeckung mache, setze ich meine amtliche Stellung und persönliche Freiheit auf das Spiel; unser Polizeidirektor, obwohl ein Mann von höchst ehrenwerther Gesinnung, ist seit einem Jahre eifrig bemüht, Ihren Aufenthalt zu entdecken und sich Ihrer zu bemächtigen. Ich würde mich des schmählichsten Verrathes an Allem, was Güte und Wohlwollen heißt, schuldig machen, wenn ich jemals Ihren Aufenthalt verriethe, den mir nur der Zufall entdeckt hat. Verlassen Sie sich nicht nur auf meine Verschwiegenheit, sondern rechnen Sie auch auf meinen Schutz, bis ich mir selbst erst über die mir unbekannten und unbegreiflichen Gründe Ihrer Verfolgung einige Aufklärung verschafft habe. Ich bitte, mir zu erlauben, daß ich Ihnen, wenn wirkliche Gefahr zu fürchten sein sollte, schriftliche Nachricht zukommen und diese hier in der Kache abgeben lasse. Sie werden um der Sache, um unserer Sicherheit und zeigen willen wollen die dringende Bitte um Stillschweigen über meine heutige Anwesenheit zu würdigen wissen. Leben Sie wohl, Fräulein Müller, bleiben Sie ruhig und verborgen und bauen Sie auf das Wort eines Mannes, dem sein Gewissen über Alles geht und der keines Verrathes fähig ist!“

Mit diesen Worten machte er eine rasche Verbeugung und entfernte sich über den noch dunklen Vorplatz, nachdem er noch mit schmerzlicher Theilnahme bemerkt hatte, daß die Dame bei Erwähnung ihrer politischen Verdächtigkeit und Verfolgung von glühender Röthe überzogen wurde und mit tiefer Bewegung das Tuch vor die Augen drückte.

Kaum hatte er das Geländer der unteren Treppe erreicht, als er zu seiner großen Ueberraschung bemerkte, daß die Chaise vom Kutscher und den Kellerknecht des Weinhändlers Stolze auf die Straße geschoben wurde. Behende und leise schlich er vollends hinab und gelangte unbemerkt auf die Straße, wo er sich sehr glücklich des Ansehen geben konnte, als komme er um die Ecke herauf. Gleichzeitig wurde er gewahr, daß der Kranich die Straße von oben herabkam und in großer Aufregung den Kutscher fragte, ob er nicht die beiden Wächter gesehen habe, welche die Remise während der Nacht bewacht und sich gar nicht zum Appell um sechs Uhr gemeldet hätten?

Der brach den heftigen und aufsahrenden Ton gebrannte Kutscher erwiderte mürrisch, daß er nur seinen Wagen herausgeholt habe und die Wächter ihn nicht kümmerten, begann aber sofort auf das Heftigste zu schelten, als er durch die Wagenreisser die täglichen Geschäfte der beiden Wächter erblickte, die erst durch das Herausschieden des Wagens aus ihrem schweren Schlummer gewekt worden waren.

Diese Bloßstellung seiner Untergebenen versetzte den Kranich in den äußersten Zorn, zumal er wahrnehmen mußte, daß der verhaßte Konstabler Dreyer Zeuge des ärgerlichen Auftritts geworden war. Blühend riß er den Wagen auf, schleuderte die Wächter auf die Straße und machte ein solches Aufsehen, daß die Leute aus den Häusen herausliefen, während der Kutscher über die oege Beschimpfung seines Wagens nach tollen schimpfte und mit äußerster Entrüstung die beiden leeren Pumschflaschen aus dem Wagen hervorholte. Jetzt erreichte die Wuth des Kranichs den höchsten Grad. In höchstgieriger Person packte er die beiden Missethäter, drückte jedem eine der leeren Flaschen wie einen Revolver in die Hand und stieß ihre Beide im Sturmschritt zum Arrest, nachdem er noch einen Blick voll Beschämung und Wuth auf den Konstabler Dreyer geworfen hatte.

Voll Freude und Behagen über das wundervolle Gestingen seines Schwanks, beßen famosen Ausgang er gar nicht einmal so brillant gedacht hatte, schlenderte der dicke Konsumherr in seine Behausung, machte Toilette und sann nun darüber nach, wie er den gewiß in gespannter Erwartung harrenden Freunde seinen Bericht über die Auflösung des übernommenen Freundschaftsdienstes abstatten sollte. Die Sache erforderte jedoch große Vorsicht und Ueberlegung. Auf seinen Fall wollte es die Dame verstehen; anderenfalls wollte er aber auch seine Leiden, Gefahr und Bedrängniß von seinem Freunde auerkannt wissen, und dazu mußte er je bei seinem Bericht mit ganz besonderer Kunst die Art und Weise hervorheben, wie die öffentlich im Wagen aus der Remise gefahrenen Nachtwächter in den Raum gekommen sein konnten, in welchem er Wache gehalten hatte.

Als er die ganze nächtliche Begebenheit in allen ihren Theilen mit genauem historischem Rückblick nochmals überschaut und dann kritisch gesichtet und zu einem zusammenfassenden Bericht zusammengedacht hatte, machte er sich wohlgemuth auf zum Bureau, um seinen harrenden Freunde mindestens mit der unvergleichlich gelungenen Beobachtung der Wächter einen heitern Moment zu verschaffen. Zu seiner Ueberraschung fand er denselben jedoch wüthend im Bureau auf und ab schreitend.

Sogleich bei seinem Eintritt fuhr ihm Müller zornig entgegen und überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen, daß er ihn hintergangen habe, indem er schmählicherweise den Vertrauenspostenen sogleich nach seiner Beobschiedung von der Thür verlassen und sich gemüthlos im Bett gestreckt habe, während er die ganze Nacht voll Theilnahme, Unruhe und Sorge verbracht, und daß der falsche, unzuverlässige Freund dem Ganzen die Krone damit aufgesetzt habe, daß er sich nicht einmal heute seiß bei ihm gemeldet und ihm offenherzig eingestanden habe, daß er vom Posten gegangen sei.

Vergebens suchte der so schwer verkannte und so ungerecht verdammte Konstabler das Wort zu gewinnen. Müller II. warf ihm entgegen, daß der Kranich ihm schon längst berichtet habe, wie seine um halb zwölf Uhr wegen eines auffällig gewordenen Brandgeruchs vor die Remise kommandirten beiden Wächter heute Morgen in der Chaise vom Kutscher auf die Straße gerollt worden seien, und daß er, der unzuverlässige Konstabler, erst darüber von der Straße herzugekommen sei. Die ganze Sache sei unerhört; aber er wolle ihr noch die günstigste Wendung zu geben suchen, nicht des Kranichs wegen, der heute gewaltig klein beigebe, da er den Posten nicht in der Nacht visitirt habe, sondern um ihn, den unerhört nachtlässigen Freund, nicht zu kompromittiren, von beßen freundschaftlichen Absichten er nun aber auch von heute an nicht mehr die Rede sein könne!

So innerlich empört sich nun auch der Konstabler Dreyer über die ungehörige Beklemmung seiner Hingebung und Aufopferung fühlte, so verschmezte er doch mit großer Resignation die harten und ungerechten Vorwürfe, die ihm sein Kollege machte. Am meisten Verdruß und Sorge machte ihm die wiederholte hochsthrende Versicherung des Freundes, daß er ihn gar nicht gebrauche und seinen Zweck schon ohne ihn erreichen wolle. Er war aber dem aufgeregten Freunde gegenüber kaltblütig und klug genug, zu erwägen, daß es besser sei, wenn sein Freund ihn der Nachlässigkeit beschuldige, als daß er sich herausfordern lasse, ihm eine eclogene Geschichte aufzubinden, deren spätere Aufklärung erst recht das freundschaftliche Verhältniß erschüttern konnte. War doch auf diese Weise die politisch verfolgte Dame bei Seitem geschützter und gesichertet. Er schwieg endlich resignirt, nachdem Müller II. ihm bei seiner wiederholten Einrede, ihm doch endlich auch einmal das Wort zu gönnen, jedesmal die bittere Behauptung in's Gesicht geschleudert hatte, daß er sich gar nicht verstehidgen könne und daher besser thäte, ganz und gar zu schweigen, hatte aber saßlesslich bei seinem Weggange die große Genugthuung, auf Müller's die einleuchtende Frage: ob er denn heute Abend das Verlaumte nachholen wolle? mit einem empfindlichen und energischen Nein! antworten zu können, und damit den frappirten Freund auch von seiner Entesstung über die schämlichen Vorwürfe, sowie auch von dem einseitigen Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen zu überzeugen.

Nun wollte er aber auch Alles aufbieten, um die junge Dame von den gehässigen heimlichen Nachforschungen seines Kameraden zu sichern, und sich nicht scheuen zu ähnlichen Spionereien hergeben, wofern nicht der gerade und biedere Chef ihm unmittelbaren Auftrag dazu ertheilen sollte, in welchem Falle er dann doch noch die Dame vertreten und sein Gewissen frei von Vorwürfen erhalten wollte.

7.

In tiefer Bewegung war Margaretha zurückgeblieben, als der gutmüthige Konstabler sie verlassen hatte. Das Bild des schönen jungen

Digitized by Google

Mannes, mit dem der Zufall sie vor einem Jahre im Hause des alten Herrn Langmann zusammengeführt hatte, war seit dieser Begegnung nicht von ihrer Seele gewichen, seine ganze Erscheinung, sein feelenvoller Gesang, sein klarer Geist, sein reiches Gemüth und das lebhafte Interesse, welches er ihr an jenem Abend bewiesen hatte, konnte nicht verfehlen, einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihr jungeS Herz zu machen.

Wie konnte aber die arme Waise hoffen, daß der hochgestellte, gefeierte junge Mann denn jemals auch ihrer gedenken oder gar gleiche Empfindungen gegen sie in seinem Herzen hegen sollte, wie sie diese still und heimlich in dem ihrigen barg? Je inniger und wahrer sie sich ihrer Liebe zu ihm bewußt war, desto mehr hatte sie mit sich gerungen, den Gedanken an seine Gegenliebe und an seinen Besitz zu unterdrücken und ihrer Armuth und den traurigen Verhältnissen des sozialen Lebens das schwere Opfer der Entsagung zu bringen. Hatte sie doch schon allen freundlichen und wohlthuenden Genüssen dieses Lebens entsagen und sich in die tiefste Einsamkeit zurückziehen müssen!

Aber gerade diese Einsamkeit war ihr Trost und Wohlthat, denn sie hatte im stillen Ringen mit sich erkennen gelernt, daß die Einsamkeit die ungestörteste Vereinigung mit dem Geliebten und die vollkommenste Freiheit der Liebe ist. Nur eine leise Ahnung ging wie ein banger Hauch durch ihre Seele: daß der Gelichte ihren Aufenthaltsort seit einem halben Jahre errathen und sich nur deßhalb ihrem Onkel genähert haben möge, um sie zu finden und sich ihr zu nähern. Schmerzlich berührte sie das bittere Urtheil ihres Onkels über die Versuche des jungen Mannes, in seine Häuslichkeit zu dringen, denen er einen so seltsamen Beweggrund unterlegte. Aber auch diese, kaum zu vermeffenen, klaren Gedanken sich ausschmiegende Ahnung mußte sich schnell wieder verflüchtigen, als kein Zeichen kam, an welches ihre kühnen Hoffnungen und mit ihnen ihre ganze Seele sich anklammern konnte.

War es aber heute die unsichtbare, allgewaltige Macht der Liebe, die einen ihr ganz unbekannten und durch bloßen Zufall entgegengeführten Mann ein so lebhaftes Interesse für sie empfinden ließ, ohne daß er sie kannte? daß er unbewußt und ahnungslos verstanden wußte, was ihre ganze Seele erfüllte und war deffen Erwachen doch dieselbe ganze Seele zusammenbeben mußte?!

Thränen tiefen, bellommenen Entzückens füllten ihre Augen; inbrünstig faltete sie die Hände zusammen und flehte zum Himmel, daß er den so ursplötzlich und so reich und so unaufhaltsam aus dem bangen Herzen hervorsprudelnden Hoffnungen nur etwas Mäßigung verleihen möge, damit nur dieß Herz nicht übermüthig werde von der Ueberfülle von Seligkeit, die es doch bis jetzt hatte in sich beegen können.

Die Thränen thaten ihr wohl, sie waren ja nur das Ueberströmen der Seligkeit. Nun kam ein stiller, tröstlicher Friede über sie; wie ein lichtes Himmelsbild lächelte sie ihm mit verklärtem Entzücken in's holde Angesicht. Und mit dem Frieden und dem Lächeln kam das ruhige Bewußtsein und mit dieſem der klare, ruhige Blick auf die Gegenwart.

Der Beamte hatte sie offenbar verwechselt mit ihrer Freundin Margaretha Müller, der Nichte des Regisstraors Zwiefich, von deren Besuch sie erst gestern Abend gekommen und von ihrem Onkel abgeholt worden war. Die anmuthige, liebenswürdige Freundin sollte sich an politischen Umtreiben betheiligt haben?

Wie kam das harmlose, unschuldige Geschöpf mit seinem lebhaften, sprudelnden Geist und doch so tiefen, sinnigen Gemüth zu dieser schmutzlichen Verdächtigung? Zwar hatte sie stets nach dem Abendeffen dem alten Onkel die Zeitungen vorlesen müssen und dadurch selbst lebhaftes Interesse an den politischen Begebenheiten gewonnen; aber wie, wann, wodurch und mit wem sollte sie irgendwelche politische Ansichten ausgetauscht, wie nur sich zu sehr kompromittirt haben, daß sie sogar die Aufmerksamkeit der Polizei erregt hatte?

Nun begriff sie auch die zarte Schonung ihres alten, liebevollen Onkels, der vielleicht eine Ahnung von dieser polizeilichen Späherei bekommen und nur zu ihrer Beruhigung einen andern Grund angedeutet hatte.

Diese Glut überzog ihr schönes Angesicht bei diesem Gedanken. Sie selbst war ihm ja an jenem Geburtstag als Fräulein Müller vorgestellt worden; er hatte trotz der ängstlichen Sorge ihres Onkels dennoch eine Ahnung von ihrer Gegenwart im Hause deffelben erhalten. Und nun war er doch wieder ihre darin gemacht worden!

Wenn ihr Glaube sie nicht trog, — und er tauschte ja nicht trügen, weil ihr ganzer Glaube ja nur Liebe war, — so war sie selbst der Gegenstand seiner Nachforschungen, sie war gelieht und durfte mit dieser Liebe, mit diesem Glauben in ganzer Kraft und Fülle ihres liebeglühenden Herzens an der Hoffnung halten.

Nun gab es kein Dulden mehr, kein Entsagen, keine Einsamkeit, keine Sorge und Noth! Sie war sein, wie er ihre ganze Seligkeit war, mit Allem, Allem, was dieß liebende Herz empfinden und wieder ausströmen lassen konnte!

Mit beiden Händen griff sie an die wogende Brust: nur nicht übermüthig, nur nicht vermessen in so grenzenlos seliger Hoffnung! Wenn es doch wahr wäre, wenn die Nachforschung ihrer Freundin galte? Durfte sie den Gedanken ganz verwerfen? Durfte sie ihn nicht auch dem Munde des Beamten gehört?

Sie konnte es nicht glauben, aber sie mußte und wollte daran glauben, sie mußte die Freundin schützen und sie konnte es mit ganzem Nachdruck, weil sie auf den Beistand des Beamten zählen durfte. Aber sie wollte auch die Freundin nicht ohne Rath beunruhigen, jedoch warnen mußte sie, sobald der Beamte die Gefahr als dringlich bezeichnete.

Ein Geräusch von ihrem Zimmer her weckte sie aus ihren Gedanken: der Onkel hatte bereits das Bett verlassen, ihr gerufen, und als sie nicht geantwortet, sich draußen auf dem Vorplatz nach ihr umgesehen. Gefaßt trat sie ihm entgegen und verhieß, sogleich den Kaffee in die Wohnstube zu bringen.

Die sonst so überaus traulich Morgenstunde beim Kaffee war heute verdorben. Der Alte war tief verstimmt und fuhr sogar mit einer Heftigkeit und Schärfe, wie er sich noch niemals gegen Margaretha erlaubt hatte, gegen die erschrockene Nichte auf, als diese bei alten Freundes Meyer erwähnte und inständig bat, sich wieder mit ihm auszusöhnen, da gewiß kein tristiger Grund vorhanden sei, ihm zu zürnen, und gewiß nichts als ein Mißverständniß vorliege, daß ja der alte, treu bewährte Freund gestern mit so rührender Gutmüthigkeit habe aufklären wollen. Sie mußte schweigen vor des Onkels steigendem Zorn und dem donnernden Citate aus dem Strafch: „Man kann Alles verzeihen, ausgenommen die Schmach, Verachtung, Offenbarung der Heimlichkeit und böse Tücke. Solche Stücke verjagen den Freund!“

Vor dieser gewaltigen Rachtertigung seines Zornes schwieg Margaretha thätlichermeise. Gerade an der Heftigkeit des Zornes und an der Unfreundlichkeit, mit der er in der Stube auf und ab ging, erkannte sie, daß der gereizte alte Mann sich seines Unrechtes schämte, aber gerade in dieser Empfindung es am wenigsten gestehen, sondern mit dem gezwungenen und übertriebenen Maß den Grund oder Ungrund des Zornes verdecken wollte.

Noch mehr wurde sie hierin bestärkt, als der Alte sich anschickte, einen Morgenspaziergang zu machen, um draußen in der frischen Luft sich zu ergehen und seinen Groll zu beschwichtigen. Trotz seinem Zorne nahm er bewegter und inniger als je Abschied von ihr und eilte, sich ihren Blicken zu entziehen.

Sein Weggang gereichte ihr zur Freude: er mußte ja derbürgter zurückkommen, ihr volles Herz war so gewiß, an Frieden und Liebe zu glauben. Entschlossen ging sie an ihr Morgengeschäft, raumte die Kaffeelassen weg und brachte sie in die Küche.

Kaum hatte sie sich einige Minuten in der Küche aufgehalten, als sie leichte Tritte auf der Treppe hörte. Ein kleines Mädchen von etwa elf Jahren brachte ein verschlossenes Billet an Fräulein Margaretha Müller, mit gab dieß mit einer Sicherheit an Margaretha ab, als ob ein Irrthum in der Person durchaus nicht möglich sei. Das Kind sagte nur mündlich hinzu, Fräulein Müller möge doch das Billet sogleich lesen, und entfernte sich mit derselben Sicherheit, mit welcher es den ganzen Auftrag ausgerichtet hatte.

Keinen Augenblick konnte Margaretha daran zweifeln, daß der kleine Bote von demselben Beamten abgeschickt war, welcher heute früh so ganze Theilnahme für sie bewiesen hatte. Unruhig erbrach sie das Billet und las die von fester männlicher Hand geschriebenen Worte:

„Die Gefahr ist näher, als ich heute früh glaubte. Halten Sie sich heute Vormittag verborgen!“

Die Unterschrift fehlte, aber den Schreiber konnte sie nicht verkennen. War es nun auch keine Angst, welche sie überkam, so war es doch ein beklemmendes Gefühl, welches sich ihrer bemeisterte. Kaum wußte sie recht, was sie beginnen sollte, als plötzlich unten in dem Raum die Stimme mit dem lauten, schnarrenden Ton hörbar wurde, wie sie bereits gestern Abend bei der Nachhausekunft vom Ehef der Nachtwache vernommen hatte. Behufsam schlich sie gegen die Treppe und lauschte nach unten hinab. Da hörte sie noch eine andere unbekannte Stimme, und noch eine dritte, — seit einem Jahre hatte sie diese Stimme nicht gehört, aber sie war nie vergessen in ihrem Ohr, ihr Gedächtniß hatte jeden Klang, jede Modulation dieser Stimme treulich bewahrt!

Sie mußte sich festklammern an das schmale Treppengeländer; die Füße schienen den Dienst zu verfagen, nur in den Händen hatte sie Kraft, und diese Kraft strömte voll und krampfhaft in die Arme hinein. Wie im Traume vernahm sie, daß unten der Raum nach der Ursache des gestrigen Brandgerüchs durchsucht, daß ein Fund gemacht wurde und daß die schnarrende Stimme behauptete, davon habe zweifellos der vorhächtige drenzlichte Geruch am gestrigen Abend hergerührt. Nun vernahm sie mit pochendem Herzen, daß die unverzeihliche Stimme dem Konstabler Müller, auf deffen Bitte, Erlaubniß ertheilte, den Fund zu weiterer Untersuchung an sich zu nehmen. Darauf wurde die schnarrende Stimme entlaffen,

Digitized by Google

und Kunstbuhler Müller begann nun eine Beschreibung der Lokalität dahin, daß die verschlossene schmale Thür auf den Hof der Hausbesitzerinnerin Mayr führe, daß der Bewohner des ersten Stockes im Seitenflügel seine Küche darin auf dem Vorplatz habe, während die Küche des Organisten Gerstenfeld, welcher den zweiten Stock bewohne, sich auf dem Vorplatz des Hinterflügels zwei Treppen hoch hier über der Remise befinde, und daß möglicherweise von dieser Küche aus der brenzliche Geruch durch die Räumlichkeit gezogen sein könne; wofüglich es sich vielleicht der Mühe lohnen würde, daß der Herr Direktor sich noch oben hinaufbemühe, die Küche in Augenschein nehme und auch seine Gerstenfeld höre, welcher laut Bericht des Beamten Kasper gestern Abend, als er mit einer Dame durch die Remise nach Hause gekommen sei, sofort den verdächtigen Geruch bemerkt habe.

Die unvergeßliche Clemme schien ein sehr großes Vertrauen auf den unsichtbaren Ratsgeber Müller zu setzen, denn sofort entwickelte sie mit dem schönen männlichen Organ: „Also wohl, lieber Müller, lassen Sie uns hinaufgehen. Herr Gerstenfeld ist mir sehr wohl bekannt und wird uns die Belästigung zu früher Morgenstunde wohl nicht übel nehmen."

Tritte wurden auf der untern Treppe hörbar, bebend stand Margaretha noch einen Moment, ließ Glut überzog ihr Angesicht, hochauf klopfte das Herz; im Nu war sie in ihr Zimmer geflohen und hatte die Thür verschlossen.

Jetzt aber verließen sie die Kräfte; leicht glitt sie an der Thür nieder auf's Knie und preßte die gefalteten Hände gegen den wogenden Busen; der Blick war gen Himmel gerichtet und stille Zähren kündeten von der wunderbaren Seligkeit, welche in ihrem tief erschütterten Herzen auf und ab woogte.

Die Schritte kamen heraus, — ihr Atem stockte, — es pochte an die Thür, der Mund öffnete sich zum jubelnden Herein, — aber der Athem versagte, nur ein stilles Aechzen kam über die lautlosen Lippen. Wie im somnambulen Zustand vernahm sie die geliebte Stimme, daß Niemand zu Hause sei; dann hörte sie wieder den Ausdruck der Befriedigung über die Ordnung und Sauberkeit in der kleinen Küche und die Verwunderung über den alten Lehnstuhl darin, dessen sich doch wohl nur eine ältere Dame, nicht aber ein junges Mädchen, wie Müller gemeint, bedienen könne. Dann hörte sie noch wieder ein leichtes Geräusch an der Thür, sie hörte leise Athemzüge, — seine Athemzüge! es war sein Auge, das durch das Schlüsselloch blickte, seine Stimme, die sich beifällig über die saubere und niedliche Einrichtung äußerte, — und nun ging er wieder fort, die Treppe hinab, und war ihr so weh gewesen, und blieb ihr nahe, und konnte sie ja nicht verlassen: sie war ja sein!

Wie im Fluge erhob sie sich, in jeder Faser regte sich neues Leben und frische Kraft. Suchend irrte sie umher in den Zimmern und hatte doch schon Alles gefunden, was sie suchte. Nun war ihr das Leben ein unerschöpflich quellender Reichthum, die bescheidenen Räume waren ein Palast und sie war die stolze Herrscherin darin, weil sie seine demüthige Dienerin war und er mit ihr darin herrschte. Wie hätte er Armuth in diesen Räumen finden können, wenn er getommen wäre und sie mit ihrem unerschöpflich reichen Herzen gefunden hätte!

War das die Gefahr, vor welcher sie kurz vorher gewarnt worden war? Was hatte sie denn zu fürchten? Gab es denn überhaupt eine Gefahr für sie? Muthig schloß sie die Thür auf und ging sinnig lächelnd an die gewohnte Tagesarbeit; es war ja Alles so leicht, so natürlich und selbstverständlich und so ganz und gar Nebensache für den Tag, der ihr heute angebrochen war!

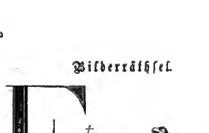
Aber sie war ja nicht Margaretha Müller und diese war ja gewarnt worden? — Was sollte denn die Freundin zu fürchten haben? Sie konnte sie ja beschützen, sie war ja so mächtig! Auch für die Freundin konnte es keine Gefahr geben!

Eher als er gewollt und sie gedacht, kam der alte Organist zurück mit seinem weichen Herzen und voll Reue darüber, daß er ihr wehe gethan. Er sagte kein Wort, aber er eilte mit ganzem Glauben, mit ganzer freudiger Zuversicht auf sie zu, als er in das zauberisch schöne Gesicht blickte und ihm die ganze Herrlichkeit der Verjüngung und Liebe aus der Glorie um das Haupt des geliebten Wesens entgegenstrahlte. Still weinend und keines Wortes mächtig, drückte er das verklärt lächelnde junge Mädchen an das Herz, und erst dann, als Margaretha sich aus seinen Armen rang und ihn freundlich willkommen hieß, wandte er sich hastig von ihr, legte seinen Mantel ab und sprach, indem er ihn in seine Stube trug: „Strack sagt: Es entfahre oft einem ein Wort und meint es doch nicht also; denn wer ist, dem nicht zuweilen ein Wort entfährt?"

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Bilderräthsels Seite 444:
Ein Aller in Ehren.

Bilderräthsel.



Briefmappe.

Hrn. Jac. G. in E. Lassen Sie sich von dem bekannten Erfahrungsschwindel nicht bethören. Wir wissen nicht, ob jener Stein verhanden, und mit welchem Rechte würden wir ihn heben lassen? Die Sache ist, wie gesagt, Schwindel.

Hrn. C. H. J. W. in C. Wir zweifeln nicht, daß es eine angenehme Erfahrung für Sie sind und freuen uns, daß Sie sich auf so edle Weise beschäftigen, aber druckerei fand die Sachen noch nicht.

Hrn. J. L. Ch. in Bu—n (Amer.). Wenn wir auch Ihrem Gefühlen in unserer Unglücksfrage nicht das Gewicht beilegen können, welches Sie selbst dafür beanspruchen, so macht es vielleicht doch unsern leisern Bezeugungen, den Ihrer Zuschrift Einhalt zu nehmen. „Die Hoffenden. Da ich sowohl als meine Frau durch Zufall ausgefunden hatten, daß sie eine Clairvoyante (Hellsehende) war (die Umstände, wie dieß kam, zu erzählen, würde uns zu langweilig sein), so kamen wir in unsern Unterhaltungen auf den jenseitigen Lieben, wo, beiläufig gesagt, an tausend den Geistern aus allen Theilen der Welt sich haben oder durch ihre Kundsprachen sich kund gaben, in Verbindung; wie z. B. die Königliche Familie von Preußen (die Hohenzollern) seit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm bis Brandenburg, nebst seiner lieben Louise, und fast alle Kabinetsgenden bis Friedrich Wilhelm III. mit seiner lieben Louise, beide Familien als vom Volke Preußens geliebte Landesmütter. So auch die königliche Familie von Frankreich (die Capeti) von Heinrich IV. bis auf Louis Philipp. Richelieu, Voltaire, Rodenspierre, Napoleon. Vom geistlichen Stande: Luther, Calvin, nebst andern Geistlichen aus der reinlich-katholischen und griechischen Religion. Durch diese Besuche, jedoch selige als unselige, ist es zu manchertei Unterhaltung gekommen, und durch Fragen zu mancher Aufklärung der Vergangenheit Gelegenheit gegeben worden. — Da es lange eine zweifelhafte Frage war und Manches darüber gesprochen worden ist, wer die weiße Frau, welche sich bei den Hohenzollern oft aber an Vorabend von besondern Ereignissen oft gezeigt, ist oder gewesen war, so richtete ich jede Frage am 22. Februar 1870 an Friedrich den Großen und bat ihn um einen Bericht. Da gab er durch Klopfzeit die Antwort wie folgt: Sie war die Mutter des großen Kurfürsten (von Brandenburg). — Antwort: Wie hieß sie, zu welchem Hause Adelig. König von Schweden, hier war, am 26. Mai 1869, wo ich in der Unterhaltung mit ihm auf Sie Frage kam: es sei ihr unbekannt, wer Sie sei, sie hätten sie nicht erschossen habe? Ja. Oberst Ravsman. Bei welcher Art Mistike war er? Infanterie. Was war sie einem Land war er? Preußen. Dann war es also Frau Luther von Braunau, bei welcher Monsieur Luther? Bei dem Buchhalter D. Ja, es Ja und bei N. Nein. Haben noch mehr als Du um den Mord gewußt? Ja. (?) (Zweifl). Hast Ihr euch verschworen, um Gustav Adolph zu ermorden? Ja. Oder hat Ihr euch dich beschworen, es zu thun? Nein. Aber habe euch verschworen? Ja. Nun, lieber Gustav Adolph, der Herr Jesus gebe auch Dir einen seligen Geist, der seinen Frieden verspricht. (Zweifl.) Ja. — Gustav Adolph war bei diesem Hierstein im sünften Grade der Seligkeit; der siebente ist der höchste Grad. — Als ich die telegraphische Nachricht vom 16. Juli 1870 (also am nächsten Tag) von der Königin Gefängnis lad, überfiel mich eine große Traurigkeit über den Stand von König Wilhelm und das Volk von Preußen. Da bekam ich die gewöhnlichen Anzeichen, daß ein himmlischer Freund sprechen wolle. Anderen ich mich in Rapport gesetzt hatte, war es ein Engel, der mir die Verse 22—28 im 89. Psalm zum Trost beizeichnet, und ertheilte mir den Auftrag, diese Verse an König Wilhelm auch zu seinem Trost zu übersenden, welches ich auch sogleich am folgenden Tage, als den 16. Juli 1870, that. Weiter auf der freudigen Erwartung über die Dinge, die da kommen sollten. Es kann ich auch beiläufig anführen, daß nach den Berichten über den Thron von Frankreich die Capetinger (unabsehlich die Nachkommen von Louis Philipp) wieder auf den Thron werden kommen. — Alle letzten Begebenheiten über Frankreich sind mir schon vor sechs Jahren gesagt worden. — J. L. C. Graband."

Hrn. Carl H. in W. Zur Genüge bekannt, aber in der liebenswürdigen Weise, wie Sie es geben, immer angenehm.

Frl. Julie P. in L. Nicht gelesen, aber auch sehr unwahrscheinlich. Können Sie dann nicht Schiller's Gedicht verwenden?

Hrn. Rentier F. in W. Das finden Sie im Theaterlexikon von Bartsch und Böringer ganz ausführlich.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 39. Stuttgart und Leipzig.

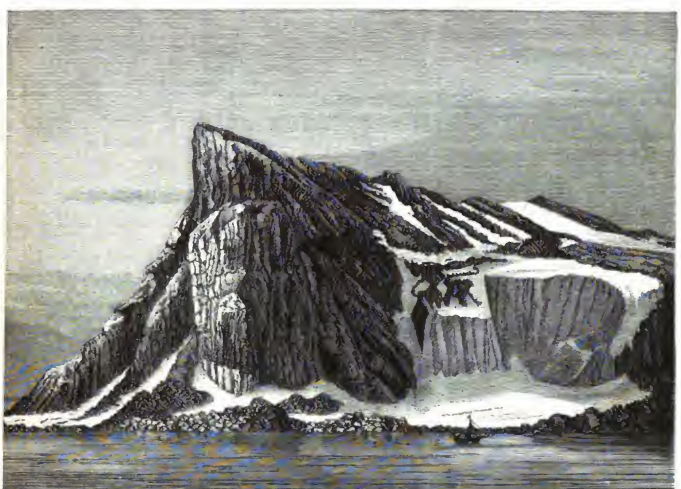
Das Mädchen von Gorze.

Dem Tagebuch eines preußischen Offiziers entlehnt von **Arthur Freese.**

(Schluß.)

Eine Stunde später herrschte Todtenstille in Gorze. Vorüber war der Zug der Gefangenen, vorüber der letzte Mann der Eskorte und angstvoll entwich die Einwohnerschaft in das Innere der Häuser. Nur die Aerzte und Krankenpfleger und die barmherzigen Schwestern durcheilten die einsamen Straßen, mit immer wieder erwachendem Muth, mit unermüdlicher Ausdauer ihre heiligen, aber ach! so schweren Pflichten zu erfüllen.

Todtenstille herrschte auch im Hause Monsieur Perrot's, im Zimmer Madelaine's, das sie so willig dem verwundeten Landsmann eingeräumt zu haben vermeinte, ihrem Freunde, ihrem Bruder und Rächer, und das nun der verhaßte Fremdling, der Feind ihres Vaterlandes inne hatte, ja, in dem nun noch ein treuloser Verräther, ein Meineidiger mit frischem, rothem Blut die weißen Linnen netzte. Das Bett war abgerückt von der Wand, um von allen Seiten herantreten zu können. Zu Häupten stand



Nordcap von Norwegerinsel (Spitzbergen). Nach einer Zeichnung der schwedischen Expedition. (S. 459.)

Digitized by Google

der Arzt und untersuchte eine Kopfwunde, die zwar eine längere Behandlung herbeigeführt, sonst aber nur als von einem leichten Streifschuß herrührend sich herausgestellt hatte. Anders verhielt es sich mit der weitklaffenden Wunde oberhalb der linken Brust, aus welcher die tief eingedrungene Kugel zu entfernen bis jetzt noch nicht gelungen war. Ihm zur Seite stand Lieutenant Bruno und ward nicht müde, ihn zu mahnen: es sei ärztlich festzustellen, daß diese lebensgefährliche Verletzung von einer Chassepotkugel ausgegangen, die andere eine durchaus unerhebliche sei; der junge Offizier wollte sogar nicht Ruhe oder Rast suchen können, bis nicht durch Herausnahme der Kugel der Beweis von der Richtigkeit seiner Behauptung geführt sei.

Schüttelte Madame, am Fußende des Bettes jeder Regung des Unglücklichen lauschend, zweifelnd ihr Haupt und badete in unaufhörlichen Thränenfluthen ihr eingefallenes Antlitz, so flog um so mehr ein rührend dankbarer Blick aus Monsieur Perrot's Augen zu Bruno hinüber, konnte er diesen Blick von dem Verwundeten lösen oder einen nervösen Zittern seiner Lider gebieten. Sie waren so schwer, diese Lider; wie oft er auch den Versuch machte, sie zu heben, um auf der entgegengesetzten Seite des Lagers eine Jammergestalt anzuschauen . . . er vermochte es nicht. An jener Seite aber lag Madelaine auf ihren Knieen, das Haupt in den Kissen und Decken des Lagers vergraben, hingegossen in wildem Schmerz, in verzehrender Reue, und in einem eintönigen Ostang abgerissene Gebete stammelnd.

O, daß war so grauenhaft, so Mark und Seele erschütternd, daß es den kräftigsten Mann niedergebeugt haben würde, um wie viel mehr einen der höchsten Lebensgefahr kaum entrissen, halbverhungerten Jüngling, der ein mattes Herz in der Brust und in ihm menschliches Mitempfinden trug! Bruno zuckte zusammen unter diesem Elend. Sollte er Tage und Nächte lang, wie jetzt durch eine einzige Stunde, dem Jammer zuschauen, dem verblendete Menschen erlagen, diesen bohrenden Pein in vollster Klarheit vor ihm sich aufthat . . . er wäre der Pein zum Opfer gefallen, er wäre dahingerafft gleich seinen liebevollen Pflegern, seinen Wohlthätern und Lebensretern.

Da . . . wohl nicht ganz ohne Hilfe auf die qualvolle Lage, in welcher der Lieutenant Bruno sich befand . . . traf die Nachricht, sein Zustand erlaube, dem zunächst abgehenden Zuge für Verwundete behufs Uebersiedlung in die Heimat sich anzuschließen, ihn wie eine Stimme der Erlösung aus Todesnoth und Schrecken. Die bitter aber, wie verhaßgissprühend der Abschied aus dem eroberten Lande, aus dem Hause seiner Feinde und zugleich seiner aufopferndsten Freunde ihm werden mußte, begriff er erst, als er mit seiner ganzen Wucht an ihn herantrat. Wiederholt sprachte Monsieur Perrot's Stimme, wenn es sie zu einem Abschiedswort zu erheben gedachte, und er mußte es Madame überlassen, Bruno's Hände an ihre Brust zu ziehen, mit Thränen sie zu netzen, ihm ihren Dank für die Rettung von Hand und Gatten und Tochter auszudrücken.

„Der letzte Trost, die letzte Hoffnung geht mit Ihnen dahin, Monsieur," verschierte sie, „mit hinaus in die fremde, ewig unerreichbare Welt, die ich einst für mein unglückliches Kind offen gewähnt, und die dieß Kind selbst mit thörichter Hand verschlossen hat, wie sein ganzes zukünftiges Leben!"

„Retten Sie Dieses, Monsieur, wenn's gefällig ist!" brach endlich Monsieur Perrot hervor, und schluchzte dabei und zeigte auf den niedergestreckten Erich, der, gemartert von den wiederholten Versuchen, die Kugel auszulösen, aus einer Besinnungslosigkeit in die andere sank. „Retten Sie ihn! Ziehen Sie zu allen Aerzten Ihres Landes um Beistand! Rufen Sie alle Heerführer, Ihren und seinen König und Kriegsherrn zum Schutze für sein Haupt, sein Leben auf! Betteln Sie um dieß Leben vor Ihrem Herrn im Himmel auf Ihren Knieen, bethen Sie um Gottes Erbarmen für das arme junge Mädchen von achtzehn Jahren, für mein armes Kind, und . . . Sie haben uns nichts, gar nichts zu danken . . . wir sind quitt! Sie haben uns dann hundertfach gelohnt, was wir, was ich willig Ihnen geboten habe, und ich nicht dem Feind meines Vaterlandes und meiner Brüder, sondern als ein Mensch dem Menschen!"

Und Madelaine schwieg. Mit niedergeschlagenen Auge reichte sie ihm die zitternde Hand und auf ihren stummen, bleichen und zuckenden Lippen stand für Bruno nur geschrieben: Sie werden niemals wieder lachen, diese Lippen.

Rassen Augen riß endlich der junge Offizier sich los. Welche leibliche Schmerzen aber auch auf ihn einstürmen, welche Anmuthungen an seine Körperkraft auf einem langen, beschwerlichen Transport, durch Hunger und Durst gewärzt, auch an ihn gestellt sein mochten . . . weithin wurden sie durch die Seelenpein überragt, welche die Rückerinnerung an Gorze und das Haus Monsieur Perrot's in ihm wach erhielt — weithin überragt von den Befürchtungen, die um jedes einzelne Glied der Familie in seiner Seele auftiegen, brachte über Lang oder Kurz die Todesliste die Notiz: Regiment Zietzen-Husaren — Wachtmeister Erich todt!

Was sind dir Schrecken eines Wetterstrums, der über den Erdball dahinjagt, wenn diese Erde im Strahlenmeer der wiedererstandenen Sonne funkelt? Wenn die Luft, der belebtesten Schwüle entlastet, weithin erquickenden Balsam sendet und die verlangende Lippe ihren berauschenden Nektar schlürft? — Was sind dir Schrecken des Schlachtendonners, wenn der Siegesjubel zu den Wolken braust, wenn ein donnerndes „Hurrah" der Begeisterung Himmel und Erde beben macht? — Was sind die Leiden der Erinnerung, wenn über sie hin Heimatliche und Leben den winken, verhüllenden Schleier zieht, der zerschmetterte Leib zu alter Kraft und Jugendlust emporblüht? —

Bruno genas, wenn auch langsam, viel zu langsam für seine Ungeduld, so doch zeitig genug, um seiner tapfern Truppe nacheilen, an ihrem Siegeslauf noch sich betheiligen zu können. Ob es ihn, Lothringen durchfliegend, auch mahnte an Gorze, mahnte an Monsieur Perrot, Madame und das junge Mädchen von achtzehn Jahren, ob auch der heiße Wunsch ihn erfaßte, von ihnen zu hören, dem Schicksal Erich's nachzuforschen . . . die Pflicht rief ihn vorwärts, und am Strand der Loire, auf dem Lumneplatz von Le Mans, sanken die Aller der Most in halbes Vergessen.

Da kam der Waffenstillstand und mit ihm verhältnißmäßige Ruhe und Sammlung dem Gemüth. Da klärten die stürmischen Wogen der Ereignisse zu einem großen, eigentlichen Spiegelbilde sich ab und . . . die Episode trat nur mehr zweid. — Es hieß mit der ganzen Kraft des Geistes Andenklichen zu fassen, zu dem jeder auf Frankreichs Boden lebende und sterbende Deutsche sein redliches Theil zugefagt; es galt zu einem stolzen Bau emporzubliden, zu dem jede deutsche Hand den echten Stein getragen hatte. —

Lieutenant Bruno — in seiner Stellung dem Generalkommando des . . . Armeekorps verbunden, derselbe Bruno, der auf Gorzes nachten Straßenstein gelegen, bei elendem Wissen und Traul seiner Genesung entgegengehungert hatte — schritt nun fröhlich und wohlgemuth dahin über das spiegelglatte Parket irgend eines Präfekturgebäudes hin, warf bald mit lustigen Kameraden zu traulichem Geplauder sich in Sammetsessel, ergötzte sich am Spiel unzähliger Flammen, die von riesigen Kronen, mächtigen Wandleuchtern und Kandelabern ihr Licht ausgossen, aber wandte sich an der komischen Idee, flammenlodernde Kamine zwischen Fenstern angebracht zu sehen, damit ja der plumpe, schwarzgeräucherte Schornstein die soviel vielleicht nicht zuschone, wenn auch mit Ziérat überladene Fassade des Hauses nicht verunstalte. Heut aus goldenen Löffeln zu essen an der Tafel des Marquis D . . ., morgen gegen vier Franken ein Bundchen Stroh zu erschlafen, um in einer Bauernstube seine Glieder und Kleider nicht in eine zu nahe Berührung mit einer unbeschreiblichen Dicke zu bringen — dann zu dritter Statte gestiefelt, gespornt und lehmbespritzt der Duchesse M . . . ehrerbietige Aufwartung zu machen, welche die Gnade erhalt hatte, die Gesellschaft der wilden Barbaren zum Diner zu laden — am Ende des Marschalges Kammer Thür an Kaiserschlaf der Napoleoniden vor den ehrbar stillen Kaiserlichen Schein, auf kaiserlichen Privatbahne eine improvisirte Szene nach Schiller und seinem Wallenstein-Lager anzuführen — — das war jetzt die Aufgabe der Helden eines niedagewesenen Feldzuges, und . . . eine minder beschwerliche Aufgabe. Sie hatte für die jungen, lebensfrischen Männer, nachdem sie Gefahren und Tod kühn und opfermillig in's Auge geschaut, einen so unwiderstehlichen Reiz, daß sie gern ihm sich hingaben; sie umstrickte sie oder und mit einem Zaubernebel, der sie trop Waffengefilirr, Rüdmarsch der Heimat zu, teoh der gigantischen Errungenschaften wie in einem Märchentraume dahinwandelnd erscheinen ließ.

Im Bereiche des Kaiserschlosses von Fontainebleau war es, wo, den Pact durchstreifend, Lieutenant Bruno plötzlich auf eine Erscheinung aufmerksam wurde, die wie mit einem Schlage mitten aus seinem bunt bewegten Leben, mitten aus dem Duft eines ahnungsfrischen Frühlings ages in die Gluten des Spätsommers, mit nie vorgegeben Regenmonaten untermischt, ihn versetzte, in eine ganz andere Sphäre, und die aus seiner fröhlichen Laune in eine ernste, wehmüthige Stimmung ihn hinüberleitete. Bruno stand auf einem erhöhten Punkt des herrlichen Waldparks, der eine weite Umschau ihm gönnte, und siehe: einige wenige Fuß tiefer nur, aber um ein Beträchtliches vornäcts gerückt, erblickte er einen einsamen Mann, der, wie er selbst, um eine Fernsicht zu erringen, auf einer Felsengruppe, wie sie nacht aus den Baummipfeln sich heraushob, Stellung genommen hatte und unverwandt nach Osten starrte.

Das Auge des jungen Offiziers war doch gewiß an den bunten Wechsel der Trachten gewöhnt, gewiß an die verschiedenartigen Uniformen des deutschen Heeres. Welch ein malerisches Durcheinander bot der Stab seines Kommandos schon, und wie ward dich gehoben gerade hier in Fontainebleau, wo ihm der Stab des General-Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl noch sich gesellte! Wie kam es denn, daß die Erscheinung jenes Mannes ja wunderbar ihn fesselte, der, Arm und Knie gegen den Fels gestemmt, einen jugendlich ebenmäßigen Gliederbau zeigte und in der Andsamen Tracht der Zietzen-Husaren? Himmel! Was für bei

Digitized by Google

diesem Anblick durch den Gedankenfreis des fröhlichen Beuno! — Fest wie der Stein, auf dem sein Fuß ruhte, stand plötzlich die Ueberzeugung in ihm: dieser Fiethen-Husar und sein Anderer kann Die Stunde bringen aus Gorze, Stunde vom Geschick Gricks.

Wohlan! Ein paar kühne Sätze abwärts, einige beglaubigen wieder bergan, hier quer den Waldweg durchschnitten, dort unter dem jungen Laubholz weghschlüpfend, erreichte er den Fels und stand einige Minuten später dicht hinter dem regungslosen Träumer, der erst aus seinen Betrachtungen aufschreckte, als Jener die Hand ihm auf die Schulter legte und einen translichen „Hallo" ertönen ließ.

Der Husar fuhr herum. Staunend sah er in das Angesicht des Anderen, den niemals gesehen zu haben er vollkommen sich bewußt war. Dennoch erichtete er schnell straff und militärisch sich auf, als er den höhern Rang des Fragenden gewahrte, und als er das Auge des jungen Offiziers groß und ernst und wunderbar auf seinem Antlitz ruhen fühlte.

„Herr Lieutenant, zu Befehl?" fragte er.

„Weiter . . . weiter . . ." stotterte Beuno und ward nur unruhiger.

„Vize-Wachtmeister Erich, . . . Schwadron, Regiment Fiethen-Husaren."

„Reich? Ist es denn möglich?" und der Offizier war nahe daran, dem Untergebenen an die Brust zu sinken, so stürmisch ergriffe ihn dieser Name. Mit unsäglicher Mühe kämpfte er den Seelenaufruhr zurück, der sogar sein Auge mit feuchtem Glanze füllte.

„Gehelt . . .?" fragte er, „und . . . von der Wunde einer Chassepotkugel . . . oder . . .?"

„Die Brustwunde rührte allerdings von einer Chassepotkugel her."

„Seit wann zurück zum Regiment?"

„Seit zehn Tagen."

„Woher? . . . Aus der Heimat, oder . . ." er zögerte — „oder aus . . . Gorze?" setzte er muthig hinzu.

Der Husar sah ihn betroffen an.

„Aus beiden," lautete endlich die Antwort und eine leichte Röthe goß sich über die noch sehr blassen Züge des Wachtmeisters.

„Ah!" . . . forscher Bruno aufwohl weiter, „wie geht's Monsieur Perrot?"

„Frisch und rührig."

„Madame . . .?"

„Wohlauf."

„Und . . . und . . . Madelaine?" rief der Offizier mit stockendem Athem und seiner Spannung und Erregung kaum Herr.

„Madelaine . . .!" fragte der Husar gedehnten Tons und ein Blick hellen Mißtrauens glitt über den Andern dahin.

„Nichts für ungut, Wachtmeister," lachte Lieutenant Bruno, denn er verstand sofort den Blick. „Ich stehe Ihnen und der Familie Perrot näher als Sie glauben. Ihr und Madelaine's Schicksal hat mir mehr als eine schlaflose Nacht gemacht. Daß Sie es wissen: Monsieur Perrot trug auf seinen Schultern mich von den Schlachtfeldern Bionvilles; Madame und Madelaine pflegten mich, und den Wachtmeister Erich von den Fiethen-Husaren durfte ich mein Lager abtreten . . ."

„Wie? Dann stehe ich vor dem Lieutenant Bruno, Adjutanten des Brigadegenerals von B . . . , der uns Allen das Leben gerettet?"

„Oder ihr Alle mir . . .!" lachte der junge Offizier fröhlich auf. „Nun? Und Madelaine! Darf ich es nicht wissen?"

„Lieutenant Bruno!" Die wiedererrungene deutsche Erde wird auch die höchste Tugend des deutschen Weibes, die ein mehr als hundertjähriges französisches Regiment wohl verwischen, in ihrem edlen Kern aber niemals ausrotten konnte, wiedererstehen lassen: die Demuth!"

„Dann seid ihr verlobt!"

„Allabendlich steigt zu der nämlichen Stunde Madelaine die klutigen Höhen von Saint-Thibaud hinan und schaut, wie ich nach Osten, nach Westen aus, denn . . . sie ist meine Braut!"

Ein lauter Jubelruf entrang sich der Brust des jungen Offiziers. Dann nahm er den Arm des Husaren und nun ging es an ein Fragen und Plaudern und Lachen bis tief in die Nacht hinein. Der Eine merkte nichts von dem ihm verbotenen kühlen Abendthau, der Andere hatte Kameraden und Sekt, Divan und Parkett, selbst das splendide Abendessen Seiner Excellenz vergessen unter der Erinnerung an Gorze, an Monsieur, Madame und das junge Mädchen von achtzehn Jahren. — —

Und an demselben Abend stand Madelaine wieklich, und zu derselben Stunde, die tief in die Dämmerung hinein auf den Höhen von Saint-Thibaud, den Blick dem fernen Westen zugewendet. Als der Abendthau seine feuchten Schleier niederspinnte in die tiefen, einsamen Waldschluchten, flüsterte das dürre Laub unter ihrem leichten Tritt. Sie eilte, wie noch jeden Abend nach dem Schreckenstage des vierten September, einem einzelnen Steinblock zu, der in engem Thalgrund ruhte, beugte ihr Knie, beugte ihr Haupt auf die kalte, harte Flüche nieder und faltete die Hände. Madelaine's Lippen, die einst unter dem Fluch ersittert, hatten das Gebet erlernt und im Gebet . . . die Demuth! ●

Die Nordpolexpeditionen und ihre Ergebnisse.

(Aus S. 457.)

Auf unserer Erde ist noch viel unbekanntes Gebiet zu erforschen, und nichts ist natürlicher, als daß der Mensch, wie er seine engere Heimat kennen lernt, auch den Planeten, auf dem er wohnt, zu erforschen sucht. Wie wir, ohne Gedegenheit davon zu haben, Expedition auf Expedition in das heiße Innere Afrikas senden, ohne daß es bis heute ganz bekannt ist, so wandten wir uns auch mit dem gleichen wissenschaftlichen Interesse dem unbekannten Gebiete um den Nordpol zu. Dort sind 140,000 Quadratmeilen, d. h. ein Gebiet fast so groß wie Europa, noch unbekannt; dort liegen Meere und Länder, die noch nie eines Menschen Fuß betrat, und nicht alle im ewigen Eise erstarrt. Dort, am geheimnißvollen Pol unserer Erde, wo das Nordlicht seine Heimat hat, wo Sonne und Mond nicht mehr mit der täglichen Drehung der Erde auf- und niedergehen, wo sechsmonatliche Tage von ebenso langen Dämmerungszeiten abgelöst werden, dort sind noch zahllose wissenschaftliche Ergebnisse zu erjelen.

Lange schon hatten andere Völker, Engländer, Holländer, Amerikaner, dorthin gestrebt. Vieles war erreicht worden, Millionen waren verausgabt, aber immer noch blieb ein großes Gebiet unbekannt. Da regte vor zeht sieben Jahren ein erprobter englischer Seemann, Sherard Osborn, die Nordfahrten von Neuem an; er schlug vor, durch die Baffinsbai im Westen Grönlands und durch den Smithsund gegen den Pol vorzudringen. Wenn dort, in jenem eisdurchzogenen Sunde, das Schiff einfror, so sollte man mit Schlitten, vor die Eskimohunde gespannt werden, weiter nach Norden fahren. Er fand nicht viel Anklang mit seinem Projekte in England. In Deutschland dagegen nahm man die Sache auf, nur nach einem andern Plane, der von unserem tüchtigen Geographen Angust Petermann ausging. „Warum," so sagte er, „will man nicht das weite Meer im Norden Europas als Zugang zum Pol benutzen? Dort, mit dem warmen Wasser des Golfstroms, der bis in jene hohen Breiten reicht, haben wir die günstigste Gelegenheit, vorzudringen." Petermann empfahl das ganze Meer zwischen Grönland und Nowaja-Semlja als Operationsbasis und hatte die Genugthuung, daß selbst die Londoner geographische Gesellschaft seinen Plan gutheiß.

Engländer, Franzosen, Nordamerikaner und Russen sind seitdem beständig gewesen, sich an den Nordpolexpeditionen zu betheiligen. Einzelne Engländer, wie Lamont, weilten auf eigene Kosten wohl im Eismeere; die Franzosen begannen Gelder zu sammeln, aber der Krieg und der Tod Lambert's in denselben, des Unternehmens der Sammlungen, brachten von französischer Seite die Sache gänzlich in's Stocken. Die Russen sandten einige kleine Expeditionen aus und 1871 ging der amerikanische Kapitän Hall mit dem deutschen Naturforscher Besseld per Dampfer „Polaris" nach dem Smithsund, um sie überwinterten.

Sehr viel thaten die Schweden, die eine ganze Reihe von Expeditionen unter O. Torell und Nordenskjöld namentlich nach Spitzbergen sandten, das durch ihre Forschungen uns, wenigstens im westlichen Theile, so gut bekannt geworden ist, wie unser eigenes Vaterland. Die merkwürdige, vor fast 300 Jahren von dem Holländer Barent entdeckte Inselwelt erscheint gleichsam als eine vorgeschobene Schildwache unseres Kontinentes nach Norden zu. Nur kurze Zeit entwickelt sich dort im Jahre das Leben der Thier- und Pflanzenwelt, denn wolle neun Monate herrscht dort der Winter und selbst im Sommer behalten die Berge ihr weißes Schneekleid. Alle Thäler sind mit gewaltigen Gletschern erfüllt und diese reichen bis an den Meeresstrand herab. Die spitzbergischen Inseln geben ein getreues Bild der sogenannten Eiszeit, welche auf unserer Erde herrschte, die die jetzige geologische Epoche eintrat. Während jener Zeit war ganz Nordeuropa bis nach Deutschland hinein mit einem Eismantel bedeckt. Alle Thäler unserer Gebirge waren mit Gletschern angefüllt, die sich mehr oder weniger in die Ebenen vorgelechoben hatten. Spitzbergen veranschaulicht also eine geologische Erscheinung, die selber bei uns herrschte, und ist aus diesem Grunde so interessant. Die Thiere und Pflanzen auf den Inseln sind solche, die auch der strengsten Kälte widerstehen und am wenigsten Sonnenwärme zu ihrem Gedeihen nöthig haben.

Wie das Land beschaffen, erkennen wir vortrefflich aus dem mitgetheilten Holzschnitte, der nach einer Zeichnung der schwedischen Expedition aufgenommen ist und das nördlichr Kap von Nordö, der Norwegerinsel, im Norden von Westspitzbergen darstellt. Die Felsen sind bort über 1000 Fuß hoch, granitisch und fallen jäh zum Meere ab; neben ihnen nehmen riesige Gletscher den Weg zur salzigen Flut, welcher sie die Eisberge liefern. Das Wüste und Einsame der Gegend wird nur durch das Schreien der Seevögel gemildert.

Spitzbergen, durch die Schweden so gut erforscht, konnte nun nicht mehr das Ziel reinerer Nordfahrten sein, die nun zunächst im größeren Maßstabe von der deutschen Nation unternommen wurden, welche Peter-

Digitized by Google

mann mächtig anzuregen wußte. Die verschiedenen Expeditionen, die in rascher Folge seit 1868 in Gang kamen, verdanken ausschließlich seiner Initiative ihre Entstehung. Schon 1869 wurde die erste Expedition auf dem kleinen Fahrzeug „Grönland“ ausgesandt, für welche 16,000 Thaler verwandt wurden. Sie erreichte freilich Grönlands Küste nicht, erforschte aber die Hinlopenstraße in Spitzbergen und machte auch sonst sehr werthvolle wissenschaftliche Beobachtungen. Schon im Jahre darauf konnte unter demselben Kapitän mit einem Aufwande von 84,000 Thalern die große Expedition der Schiffe Germania und Hansa ausgesandt werden. Die Hansa freilich ging im grönländischen Eise zu Grunde und nur wie durch ein Wunder wurde ihre auf der Eisscholle treibende Mannschaft gerettet; die Germania aber entdeckte den tief in das Land einschneidenden Franz-Josephs-Fjord, der von einer großartigen Alpenwelt und 14,000 Fuß hohen Bergen umgeben ist, und förderte auch sonst unsere Kunde der Polarwelt — aber von der Erreichung des Nordpols, von der Entdeckung weiter neuer Landgebiete war auch hier nicht die Rede.

Es sind denn, immer auf Veranlassung Dr. Petermann's, noch zahlreiche kleinere Expeditionen nach dem Norden gegangen; so 1870 jene des Grafen Waldburg-Zeil und Heuglin's, die das hohe König-Karls-Land im Osten Spitzbergens konstatirten — am bedeutsamsten aber war die Expedition der beiden österreichischen Offiziere Payer und Weyprecht im vorletzten Jahre, in einem nur 40 Tons großen Boote, das mit sieben Matrosen bemannt war. Sie entdeckten im Osten von Spitzbergen ein weites eisfreies Meer, das von nun an die Basis weiterer Nordpolexpeditionen im Sinne Petermann's sein wird. Denn gerade nach jener Richtung hin flutet der warme Golfstrom, seine milde Temperatur auch den Wasser in so hohen Breitegraden mittheilend. Durch diese günstige Golfstromporte wird nun im Juni dieses Jahres abermals eine Expedition nach Norden zu vordringen zu können. Es ist das ein neuer, bisher nicht versuchter Weg, von dem wir das Beste hoffen. Payer und Weyprecht sind wieder die Führer, und die Kosten für die Expedition im Betrage von 160,000 Gulden sind in Oesterreich gedeckt worden. Der Dampfer dieser Expedition, „Tegetthoff“ genannt, wird in Bremerhafen gebaut und unter österreichischer Flagge segeln. Der Plan dieser Expedition ist folgender: Als Zweck wird die artische Forschung überhaupt hingestellt durch die Expedition, welche im Norden Asiens vordringen und, wenn es paßt, am nördlichsten Kap Sibiriens, Kap Tscheljuskin, oder auf den neusibirischen Inseln überwintern soll, denn auf eine Abwechselt von etwa drei Jahren machen sich die Expeditionen gefaßt. Die Erfahrungen haben nämlich gezeigt, daß eine Expedition, die nicht mehrere Jahre ausbleibt, allmälig vordringt und ihre Errungenschaften vergrößert, nur wenig leisten kann. Die Richtung durch die Beringsstraße ist wenig wahrscheinlich, bietet indessen gleich der Erreichung des Pols immerhin auch das ideale Ziel der Expedition. Alle weiteren Details sind den Umständen vorbehalten. Die Unternehmer rechnen auf Hindernisse und Kämpfe ernster Art durch das Eis, aber sie glauben, daß dieselben auf dem eingeschlagenen Wege am leichtesten zu überwinden sein werden. Je geringere Hoffnungen sie erwecken, desto besser thun sie und um so größer wird dann, nach dereinstiger Rückkehr, die Freude über das Erreichte sein.

Fürst Bismarck auf der Kaiserjagd.

15. Januar 1872.

(Bild S. 461.)

Seit Jahren sind die Jagdreviere am Südende der Kaiserstadt Berlin an den königlichen Hofstaat verpachtet gewesen, und eben so lange wurden alljährlich auf diesen von den hohen Herrschaften Kesseltreiben abgehalten, woran der König mehrentheils selbst Theil genommen.

In diesem Jahre war auf des Königs Befehl ein sogenanntes Antreiben bestimmt. Das Rendezvous sollte in dem Dorfe Bulow 1½ Meilen von Berlin entfernt stattfinden, und eben daselbst auch die Jagd um 10½ Uhr beginnen.

Der Kaiser, durch Unpäßlichkeit verhindert, erschien nicht, wodurch eine halbe Stunde Verzögerung entstand. Die Posten konnten demnach erst um 11 Uhr eingenommen werden. Den den hohen Herrschaften waren Prinz Karl, Bruder des Kaisers, Friedrich Karl, Prinz August von Württemberg, Fürst Bismarck, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, Fürst Radziwill und Andere erschienen.

Das Kommando der Jagd war dem Oberjagdmeister Grafen Stolberg-Wernigerode übertragen. Zum Treiben war das Gaebe'schen-Bataillon kommandirt.

Der sonnige, luftstille Tag erhöhte den Reiz des ganzen Schauspiels. Das Publikum, welches in Masse vertreten war, nahm in der heitersten Stimmung Theil. Es lag hoher Schnee, der an den Stellen, wo die Schützen ihren Platz genommen, zu einer Wehe von ungefähr drei Fuß Höhe aufgeschippt war.

So vorbereitet vernahm man bald auf ein gegebenes Signal das Hallo — Hasa — Haas der Treibenden. Erst erschien der Hase vereinzelt, dann plötzlich in größerer Menge, alle mit hintergelegten Löffeln und im schärfsten Lauf, um der Gefahr zu entrinnen. In einiger Entfernung fiel der erste Schuß, Krach, der zweite, und gleich darauf entwickelte sich ein wahres Pelotonfeuer. — Viele Hasen flüchten unterm Feuer, einige arme Teufel kamen verwundet durch die Chaine.

Fürst Bismarck, welcher vor einem Jahre am selbigen Tage im versailler Schloß mit der Kaiserproklamation in Händen vor seinem Herrn stand, kann heute hier auf seinem Posten so stramm, wie ein Alt in der Kunstakademie — ich konnte ihn in größter Nähe zeichnen und getrau wiedergeben. — Des Fürsten Lust zog besonders die Aufmerksamkeit einiger Herren im Kreise des Publikums auf sich, und einer davon äußerte mit ziemlich lauter Stimme: „Ach, wäre ich doch im Besitz dieses reizenden Hutes!“

Ob der Fürst diesen Wunsch gehört? — Höchst wahrscheinlich; denn in seinen Augenblick sah er sich rasch nach dem Sprechenden um und sind seinem lächelnden Munde glaubte man die Worte zu hören: Ja ja, das glaube ich wohl, doch davon nachher!

Es wurden an dem Tage zwei Treiben abgehalten; in dem ersten fielen 238 und im zweiten 230 Hasen.

Hamburger Bettlerherbergen.

(Bild S. 464.)

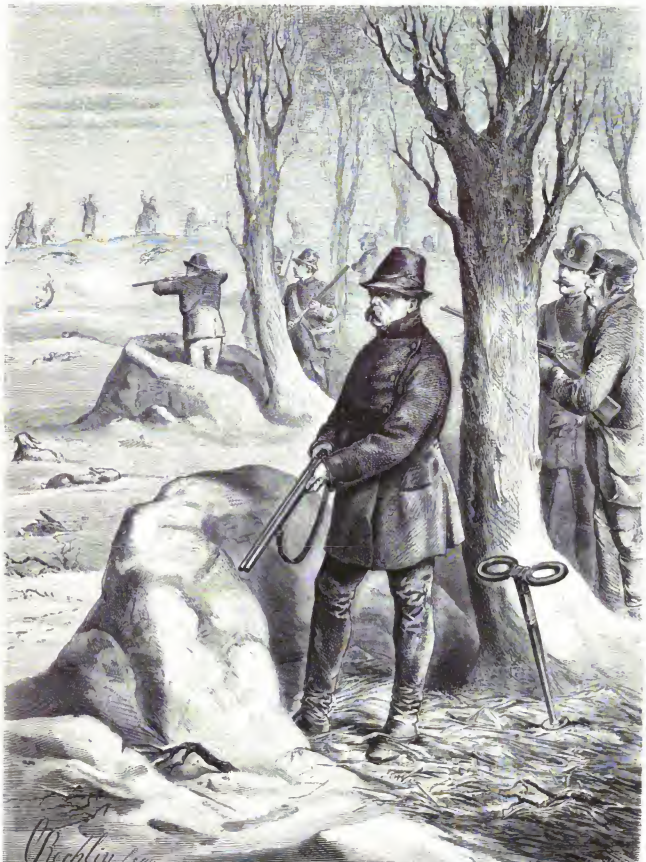
„Wenn ich nicht eben Dienst hätte,“ sagte und der wachsheere Diffizier auf dem hamburger Stadthause, „so möchte ich Sie gerne persönlich nach diesen alten Hamburgensien führen. Doch Sie sollen einen guten Stellvertreter haben. Nehmen Sie, bitte, inzwischen Platz.“ Wir ließen uns auf dem schmalen Armensündenbänkchen in der Vorhalle nieder, das gewiß schon manches schwere Herz getragen und manchen Seufzer gehört hatte. Bald meldete sich mit gewichtigen Schritten der herbeteilegraphirte Stellvertreter, ein breitschultriger, stämmiger Mann, dessen strenge Gesichtszüge mit Figur und Haltung trefflich übereinstimmten. Er trug die hiesige polizeiliche „Civilvorkleidung“, das heißt einen nachlässig sitzenden schwarzen Anzug und einen alterndes Cylinder; seine Rechte war mit der polizeilichen Regis, einem biden Bambusrohr, bewaffnet. „Meine Herren, ich stehe zu Ihren Diensten,“ wandte er sich an uns. „Wenn es Ihnen recht ist, machen wir uns gleich auf den Weg.“

Die Uhr schlug zehn Uhr Nachts, als unsere Gesellschaft von sechs Personen vom Stadthause aufbrach und der Hasengegend zuschritt, wo diese Schlupfwinkel der Spitzbuben- und Bettlerwelt nachbarlich nebeneinander liegen. „Sie haben eine gute Zeit gewählt,“ meinte unser Führer, „denn jetzt kommt Alles heim. Ich möchte mir erlauben, Sie von vornherein darauf aufmerksam zu machen, daß die Wirthe dieser Herbergen gewohnt sind, von Gästen Ihres Schlags ein Trinkgeld von einem Thaler zu empfangen. Wenn Sie das im Schlaf gestörte Gesindel durch einige Schillinge entschädigen wollen, so werden Sie großen Dank ernten.“

„Es ist schon viel anders geworden,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Seitdem die Wasserkunst und die Gasleitung siegreich in diese Höhlen eingezogen sind, ist das Elend sauberer und anständiger geworden — und unsere Herren Spitzbuben erleuchteten,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu. „Die Strohlager, selber der lustige Tummelplatz alles Ungeziefers, sind ganz verschwunden. Nur zwischen Bett und Holzbank ist jetzt den Mäden die Wahl gelassen.“

Unser erstes Ziel war der sogenannte „tiefe Keller“. Ein Feuer hatte zwei Tage zuvor das alte einstöckige Giebelhaus eingeäschert. Hie und da strebte wohl das verkohlte Balkenwerk noch lustig in die Höhe, aber das Ganze war Ruine und Niemand hätte vermuthen können, daß unter dieser „leergebrannten Stätte“ eine ganze Welt in Morpheus' Armen ruhte. An einer schwarz angeschwärten Planke vorbei ging es eine kleine Treppe hinab. Dann stieß unser Anführer eine beistehe Holzthüre zurück, und wir sahen eine zweite Treppe, die von unten spärlich erhellt war, unter uns. Ungefähr zwanzig steile Stufen mußten wir hier hinabklettern, um in einen mäßig hohen, weiß angetünchten Vorplatz zu treten. Zur Linken war ein kleiner, von einer Gaslamme erleuchteter Küchenraum abgetheilt, wo ein alted Weib mit Aufwaschen beschäftigt war. Sie bot und einen guten Abend und hieß ihren Burschen sich anzuziehen und die „fremden Herrens“ unterführen. Gerade vor uns drang durch das kleine Glasfenster einer Thüre helles Licht. Dieß kam aus dem Gastzimmer, wohin wir zunächst unsere Scheitte lenkten. Hier

Digitized by Google



Fürst Bismarck auf der Kaiserjagd bei Varzin. Originalzeichnung von C. Böcklin Sohn. (S. 460.)

Digitized by Google

ist es jedem Gast für „einen lumpigen Schilling“ (3/4 Silbergroschen) gestattet, sein müdes Haupt „die ganze fröhliche Nacht durch“ auf die Pritsche zu legen und auf diesem Holzlager von des Tages Mühe und Arbeit auszuruhen. Jetzt war die offizielle Schlafstunde noch nicht angebrochen. Noch flackerte die Gasflamme lustig, noch wurden Tabakswolken aufgewirbelt, noch freiste die Branntweinflasche. Es war ein geräumiges Gemach, dessen Mobiliar aus längs den Wänden laufenden Bänken, davor aufgestellten Tischen und einigen Holzsesseln bestand. Ein Theil der momentanen Besitzer dieser Herrlichkeit pflegte bereits auf den Bänken der Nachtruhe, der andere saß und geselligte um einen Tisch herum und schien in eifriger Unterhaltung über seine Erlebnisse und „sein zukünftiges Leben“ begriffen zu sein. Wir wurden von dieser respektablen Gesellschaft sehr freundlich bewillkommt. Einige von ihnen nahmen ihre Kopfbedeckung ab, Andere lächelten einen verbindlichen „gooden Abend“, zu sogar Etliche suchten den spitzen Bubikopf durch einen tiefen Bückling zu ehren. Nur zu bald sollte dieser erste gute Eindruck vernichtet werden, denn kaum war die Begrüßung vom Stapel gelassen, so wurden wir auch schon stürmisch um Almosen angegangen. Es war ein wunderliches Bild! Ein volles Dutzend konfüsirter Erscheinungen, das sich an uns heranwälzigt und uns die hohle Rechte entgegenstreckt! Ein Jeder sucht seinesgleichen durch Bitten zu überbieten. Hier wird weh- und dermüthig gebettelt. Dort zwei kleinen, grauen, flehenden Augen, die einem Gesichte angehören, dem im Laufe der Zeiten die Nase abhanden gekommen ist, beseelen dagegen geheiterstich eine Gabe. Hier schrumpft eine lange, schlotterige Gestalt, die nur in dürftige Lumpen gehüllt ist, vor uns zusammen, um durch Unterwürfigkeit zu einer möglichst reichen Ernte zu gelangen.

Von dem Gastzimmer führten einige Stufen in die Schlafräume hinab. Hier herrschte vollständige Finsternis. Nur allmälig ließ unser flackerndes Talglicht die Umrisse der Schlafstätte erster Klasse erkennen, deren Benutzung das Vermögen zweier Schillinge erfordert. Es war ein niedriger, mittelgroßer Raum, mit Reihen von Bettstellen ausgefüllt, in der Mitte einen breiten Gang ließen. Von der Decke herab hingen über jedem Bette armsliche Kleidungsstücke, die offenbar Eigenthum der Insassen des betreffenden Bettes waren. Hier fanden wir schon viel „immer“. Unser Besuch störte freilich manchen Schlummer, doch schien dieß nirgends Unwillen zu erregen. Im Gegentheil, auch hier wurde uns ein guter Empfang bereitet, das heißt von allen Seiten streckten sich uns bittende Hände entgegen. Mit der Linken wischt sich hier ein altes Weib mit kupferrother Nase den Schlaf aus den Augen, während sich ihre Rechte den Weg zu uns bahnt und ihre Worte das alte Tagelied: „Wien gooder Harr, enen Schilling“, plappern. Dort richtet ein polnischer Jude mit koletten Löckchen den nackten Oberkörper in die Höhe, und obschon er mit seinem von der Decke baumelnden Kaftan in Kontakt kommt, sucht er uns gerade durch diese gewählte Stellung zu imponiren und verschwendet unverständliche Schmeichelworte an uns. Bei jedem Schritte vorwärts werden wir immer wieder durch neue bittende Hände aufgehalten. Nur ganz vereinzelt wird von uns nicht Notiz genommen. „Die haben Alle ein böses Gewissen,“ versichert unser Vertreter der heiligen Hermandad. Dieser schien einen ganz besonderen Werth darauf zu legen, daß der flackernde Schein unseres ärmlichen Lichtes über jeden Einzelnen der Herbergsgäste spielte. Alle Augenblicke rief er dem leichtenden Burschen zu: „Licht mal her, Jan, sieht mal hier vorn,“ um irgend einen unter abseits liegenden Schläfer in die ganze Trostlosigkeit seiner Lage zurückzurufen. Die hintern Räume waren nicht mehr Keller, sondern Boden. Das alte Haus nämlich, mit einem Schuppen als Seitenflügel, der vom Feuer verschont geblieben war, lehnt sich an einen Berg, und so gelangt man, nachdem man mit den Kellerräumen den Anfang gemacht, ganz unvorsorgt zuerst in Parterre- und endlich in Bodenlokalitäten. Jeder Winkel, jede Ecke ist für Schlafgäste hergerichtet. Herrschte schon in den Vorderräumen eine schlechte Atmosphäre, so war in den Bodenräumen die Luft unerträglich drückend und schwül. Hier sahen wir uns die Einrichtung der Betten an. Ueber lose aufgeschüttetes Rohrhaar war ein Laken ausgebreitet; ein Kissen und eine Federdecke bildeten die sonstige Bequemlichkeit. Unsere polizeiliche Begleitung machte uns darauf aufmerksam, daß ein Polizeireglement die vierwöchentliche Wäsche alles Bettzeugs befiehlt. „Ferner,“ sagte er, „ordnet es an, daß, um die Reinlichkeit zu fördern, alle einlehrenden Schlafgäste angehalten werden müssen, sich vollständig zu entkleiden und im Naturkostüm die Ruhe aufzusuchen.“

Wir traten unsern Rückweg an. Ueberall wieder bittende Hände, die sämmtlich auf unsern verhältnißmäßig kleinen Vorrath von Schillingen Anspräche machten! In dem ersten Raume hatte sich inzwischen ein altes Weib in ihre Lumpen gehüllt und empfing uns nun — in ihrer großen Tagestoilette — nach ihrem Glauben ganz besonders geeignet, um ein gutes Geschäft zu erzielen. Auch das Gastzimmer mußten wir wieder passiren. Die ehrenwerthen Herren „Schillingsschläfer“ empfingen uns bei unserem zweiten Besuch um ein gewaltiges Stück zudringlicher. Diejenigen, die vorhin bereits den Schlaf der Gerechten schliefen, waren jetzt aufgestanden und empfingen und mit einem „guten Morgen“. Alles drängte in hellen Haufen auf uns zu. Die alte Höflichkeit war spurlos verschwunden, man hatte jetzt andere Saiten aufzuziehen. Wir sahen uns der unverschämtesten, zudringlichsten Bettelei ausgesetzt. Nur mit Hülfe der Stentorstimme unseres Offizianten konnten wir uns endlich einen Weg bahnen und athmeten ordentlich auf, als wir uns wieder auf dem kleinen Vorplatze dem alten Weibe gegenüber sahen, das uns auch noch zum Abschiede die hohle Hand entgegenhielt, um den versprochenen Thaler für Einsahrung in seine Gesellschaftsräume in Empfang zu nehmen.

Schon auf der Straße angelangt, hielen wir einigen sollten Nachkommlingen in die Nähe, um sie auch potzet belagerten und von Frieden erst nach erhaltenen Almosen etwas wissen wollten. Unsere polizeiliche Begleitung schien von ihnen nicht bemerkt worden zu sein, denn sowie diese in die donnernden Worte ausbrach: „Teuf Jung's, insvmmobiret mir doch düse Harrens nich noch up de Straat,“ sogen sie sofort die Hörner ein und erwiderten mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „Wien gooder Harr, wi sünd ganz rub'ge Lued un wüllt slapen gahn,“ über welche vollendete Verstellung wir herzlich lachen mußten.

Dieß war unser Besuch im „tiefen Keller“. Wir hatten das Elend in der anständigsten Form schalen gelehrt. „Sie sollen es gleich besser haben,“ meinte unser eingeweihter Assistirer, der uns auf dem Wege zu weiteren Hotels der fahrenden Bettlerwelt Einiges über ihre Staumgäste erzählte. Diejenigen von ihnen, die sich nicht durch Uebertreten des siebenten Gebotes ihr Tagebrod verdienen (was leider ein beträchtliches Contingent ist) leben von kleinen Handreichungen. Hier helfen sie den Quartiersleuten die Waaren von Speicher abzuholen, dort einem Ziehwagen die bezüge Straße hinanzuziehen. Da tragen sie einer „verwögenden Fischfrau“ den Fischkorb, während diese selbst das schwierige Aussuchen ihrer Waare übernimmt, oder sie schieben den „Karrenleuten“ die Karren, um dafür einige Schillinge zu ernten. Von ihren Einkünften verwenden sie drei Viertel für Branntwein („Brawwien“) und ein Viertel für die sonstigen Bedürfnisse ihres Kadavers. Daher das aufgedunsene Gesicht mit der leuchtenden Nase, die matten, verschwommenen Augen und der schleppende, unsichere Gang dieser sogenannten „Battjes“.

„Der viele, viele, viele Suffel,
Der schenket Dusel, Dusel, Dusel.“

Unter den weiblichen Individuen sind viele, die bei irgend einem elenden Krüppel als „Samuleriu“ fungiren, oder die mit Bettelei und Schwefelhölzern hausiren gehen. Ein Theil von ihnen wird während des Winters von der „löblichen Polizei“ im Strafgefängnisse beherbergt, und diese heißen im Volksmunde sehr poetisch „Sommervögel“. Die Vergangenheit der Battjes und ihrer weiblichen Leidensgefährten ist oft gängig gewesen. Unter ihnen findet man einstige Börsenmatadore, die durch noble Passionen und ausgewählte Lotterie geglänzt haben; da sind verdorbene Genie, deren Pegasus, ach, leider! zu tief gestogen ist; und endlich da ist jene Unzahl von Opfern des modernen Schwindels, der Kabale und Liebe des neunzehnten Jahrhunderts.

Wir waren inzwischen vor einer jener alten „Hansabauten“ angelangt, die dem „deutschen London“ ein so charakteristisches Gepräge verleihen. Doch war es keines jener stolzen Gebäude aus dem Wandrahm oder dem Brook, die mit ihrer verschwenderischen Dekoration, ihrer durchlöcherten Mebeit, ihrem prächtigen Dickel und ihrer stattlichen Freitreppe von dem Reichthum der Besitzer erzählen. Nein, wir standen vor einem Hause, dessen Fronte jeglichen Schmuckes und selbst des unverneidlichen Giebelsentbehrte. Und doch brachte es die alte Bauweise warm zur Anschauung. Die Balken des Fachwerks springen bei jedem der drei niedrigen Stockwerke ungefähr einen Fuß hervor, so daß der Dachrahm bedeutlich über den Straßenverkehr schmelzt, zu welcher „berechtigten Eigenthümlichkeit“ er vielleicht auch durch die Last der Jahre noch besonders veranlaßt wird. Das Originellste dieser alten Gebäude liegt in der Umwelse ihrer Fenster. Die alten Hanseaten müssen große Sichtfreunde gewesen sein. Auch hier reicht sich Fenster zu dicht an Fenster, daß z. B. im Erdgeschoß die Läden nicht zu ihrer Seite Platz gefunden haben. Schwermüthig hängen sie unterhalb der Fenster und warten noch der Freundesband, die sie hinaufklappen soll.

„Hier sind wir bei Vater A., dem reichen Besitzer dieser Herberge, meine Herren. Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich gehe Sie ihm anzumelden.“ Kurz darauf kehrt unser Polizist mit der erwarteten Nachricht zurück, daß Vater A. und empfangen wolle. Wir sahen Seine Herrlichkeit in einem kleinen, düsteren, verkramten Raum hinter dem Ladentische stehen, eben damit beschäftigt, etwas Feuerwasser „hinter seine Binde zu gießen“. Die lange, ausgemergelte Figur war in eine Schlafrockruine eingehüllt, während auf dem Haupte ein buntes, gehäkeltes Käppchen thronte, unter dem einige graumelirte Locken hervorlugten. Mit freundlich zwinkernden Augen musterte er und bei unserem Eintritt, und hielt mir, der ich ihm zuerst unter die Augen kam, die dagere Hand entgegen, um seine Gratifikation in Empfang zu nehmen. Bei ihm muß

Digitized by Google

Alles präumerando bezahlt werden. Dann zündete er ein Talglicht an, um uns in höchsteigener Person nach den „heiligen Stätten“ zu führen. Zuerst warfen wir einen Blick in das zur Linken befindliche Gastzimmer, wo Männer und Frauen im tiefsten Negligee sich auf breiten Holzbänken zur Nachtruhe niedergelegt hatten. Darauf wandten wir uns zur Rechten, um durch eine schmale, sehr unfreundliche Küche in den ersten Theil der Schlafräume zu gelangen. Von der Geräumigkeit und holländischen Reinlichkeit des hiesigen Bettes war hier nichts zu verspüren. Im Gegentheil! der ganze Schrecken einer solchen Herberge trat uns hier erst vor Augen. Ein wenige Fuß breiter Gang ließ uns nur mit Mühe durch all' die engen, kleinen Räume durchschlängeln, die bis zur Decke mit dreifach übereinander aufgeschlagenen Betten angefüllt waren. Man glaubte sich unwillkürlich zu Bord eines Seeschiffes. Ueberall herrschte ein unerträglicher Dunst, der mit widerlicher, zu Tabaksrauch zusammengesetzter Ausdünstung und mit einem gewissen Stolz schritt und Vater A. durch all' dieses Elend, das ihn ja, wie unser eingeweihter Begleiter behauptete, zum reichen Mann gemacht hatte, voraus. Sein Lichtlein beleuchtete, ohne daß es einer Aufforderung unseres Polizisten dazu bedurft hätte, jeden Einzelnen seiner Schlafgäste, die leichten Herzens „süßen Schlaf“ und „goldene Träume“ aufzugeben schienen, um sich noch etwas zu „verdienen“.

Eine Szene wird mir unvergeßlich bleiben. In der äußersten Ecke des dritten Raumes, unmittelbar am Fußboden, saßen wir ein junges Weib mit hochrothen Wangen und gefalteten Händen daliegen. Ihr reiches hellblondes Haar war halb aufgelöst und umrahmte das jugendliche, hübsche Gesicht. Das blendende Licht des Herbergsvaters weckte sie irgend einen gütigen Traumgebilde entrissen haben. Ein schwerer Seufzer entfloh ihrer Brust. Sie warf einen scheuen Blick auf uns und drehte sich schnell nach der Wandseite. Unser Polizeiassistant war näher getreten. „Ist das eine Fremde?“ fragte er. — „Ich weiß nicht,“ gab Vater A. mürrisch zur Antwort. — „Ich werde Euch sprechen lehren!“ rief unser Assistant erzürnt. „Das Frauenzimmer ist mir sehr verdächtig. Ihr sagt es nicht eher fort, bis ich wiederkomme. Hört Ihr! sonst —“ Vater A. schlarrte verdrießlich weiter.

Als wir die Stiege zum ersten Stockwerk, die sich von einer Leiter nur wenig unterschied, hinaufkletterten, fiel unserem leuchtenden Aufseher ein betrunkener Kerl von oben in die Arme. Das Licht entfiel seinen Händen, und so befanden wir uns in felsenner Lage im Dunkeln. Vater A. machte seinem Aerger durch ein paar kräftige Flüche Luft, schob den „knillen“ Gast „mit Energie“ zurück, um sodann sein armseliges Lichtlein wieder anzuzünden. Wir passirten den „verdrehten, appelschwatschen Killas“, der in ganz herumgekommenem Aufzuge mit stieren Augen in der einen Ecke kauerte, und folgten unserem Wegweiser in weitere Schlafräume, die sich vor den gesehenen weder in Bezug auf Größe noch auf Reinlichkeit auszeichneten. Hier sanden wir viel leer. „Bei der kalten Witterung übernachtet von ihnen zu Viele draußen“, klagte der launmännische Besitzer. Als wir in das letzte Zimmer des ersten Stockes gelangten, präsentirte sich uns ein vierschrötiger Kerl, der eben das letzte Stückchen Gewand fallen lassen wollte. Er stellte sich militärisch und gegenüber, machte sodann eine tiefe Verbeugung und schmunzelte: „Mien Noon is Scheutje Meier.“ Seine Kameraden, die ringsherum schon in den Betten lagen und deren Hände sich krampfhaft zu uns emporstreckten, schlugen ein helles Gelächter an. „Jo Jnul, die kenn wie woll,“ meinte unser Polizist, und erzählte uns später Einiges aus dem Leben dieses übel berüchtigten Subjektes. An seiner Wiege hätte Niemand geglaubt, daß er ein Habitué von Vater A. werden würde. Kaum schlechthündig, hatte er sein elterliches Vermögen schnell durchgebracht. Von der Champagner- zur Branntweinflasche ist leider kein weiter Weg. Um Mittel zu haben, seiner Trunksucht zu fröhnen, wurde er einer der verwegensten Einbrecher. Schon verschiedene Male hatte er den fraseden Arm der Gerechtigkeit zu fühlen bekommen. In der Gerichtshalle war er der frechste Leugner, und das letzte Mal war er nur im Herausnehmen des Delirium begriffen, als seine Kanne Branntwein zum Geständniß zu bewegen gewesen.

Im zweiten Stockwerk, das noch niedriger und ungesunder war, befanden wir zuerst den Frauensaal zu sehen, dessen Bezeichnung Saal wohl nur ironisch gemeint sein konnte. Hier übernachten nur Frauen, wofür hundert Prozent mehr Schlafgeld erhoben wird, also vier Schilling per Bett. Doch nicht mehr lange soll dieser Raum dem „schönen Geschlecht“ geweiht bleiben. „Jt renbirt voh steckt,“ meinte der Herbergsvater, und allerdings sahen wir nur wenige Betten besetzt.

An den Frauensaal stieß der Arbeitersaal, der etwas freundlicher aussah. Das System der Kajütenbetten war hier zum ersten Male aufgegeben. Die Wände wurden durch grob kolorirte Bilder geschmückt. Die Fenster waren noch geöffnet, und der Nachtwind spielte mit der am Fensterkreuz sich aufwindenden Kresse. In der Mitte stand ein Tisch, von dem aus eine Petroleumlampe ihr helles Licht durch das Gemach warf. Hier übernachtet die feinere Kundschaft, die im Hafen ihren regelmäßigen Tagelohn hat. Wir erhielten von derselben auch sofort eine gute Meinung dadurch, daß wir von ihr um kein Almosen angegangen wurden.

Dann ging es wieder eine Stiege höher, nun in noch entsetzlichere Spelunken zu gelangen, die zum größten Theil bestellt waren. Ueberall die durch Auge egyptische Finsternis, für das Ohr jenes unheimliche Schnarchen in allen erdenklichen Tönen und für die Nase immer von Neuem Wohlgerüche schrecklichster Art!

Als wir wieder unten vor dem Schenktisch angelangt waren, bat sich Vater A. noch eine Extravergütung für seine gute Führung aus. Wir drückten der alten Habschaft noch ein Bierschillingsstück in die Hand und eilten aus der entsetzlichen Menschenhöhle hinaus. Welche Wonne überfällt uns, als wir wieder das schlechte republikanische Pflaster unter unseren Füßen fühlen! Wie tief athmen wir die frische Nachtluft ein! Wie frei und glücklich fühlen wir uns unter dem Sternenzelt!

Unser Führer wollte uns noch mehr zeigen, indem er freilich hinzufügte, daß wir bei Vater A. „das Beste“ gesehen hätten. So verzichteten wir gern auf eine Weiterwanderung, da wir des Elends genug gesehen hatten.

Streng hat einst der Nazarener den Hochmuth der Pharisäer gegeißelt, die ihrem Gotte Danksebete sandten, weil sie nicht „Zöllner und Ungerechte“ waren. Und doch, entfreigt man solchen Klaoken der menschlichen Gesellschaft, so dankt man unwillkürlich einem gütigen Schicksal dafür, daß man unter einem glücklicheren Sterne geboren wurde.

Erfüllen diese Unglücklichen mit ihrem Elend nicht vielleicht nur die ehernen Gesetze, denen die Civilisation der Menschheit unterworfen ist?

Wie viele Schuld von ihrer Schuld trägt die Natur selbst, die ihnen die „Gefäße und die Widerstandskraft nicht so einrichtete“, daß sie auf dem geraden Wege bleiben mußten?

Wie viel verschulden ihre Eltern? Wie viel die Schule? und wie viel endlich jene Gesellschaft, die sie nun als ausgestoßen betrachtet?

Und sollten sich in der begüterten Hauptstadt nicht Menschenfreunde finden, die sich des unglücklichen Looses dieser Obdachlosen annähmen und etwa Rinke nach gefunden Grundsätzen für sie einrichteten?

Solche und ähnliche Fragen stürmen bei unserem Heimwege auf uns ein.—

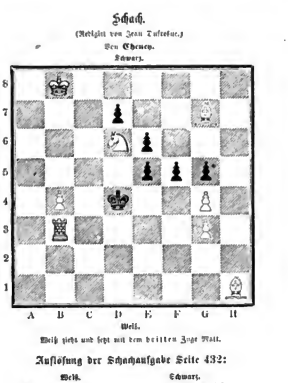
T. S.

Schach.

(Redigirt von Jean Tschofour.)

Von Chenen.

Schwarz.



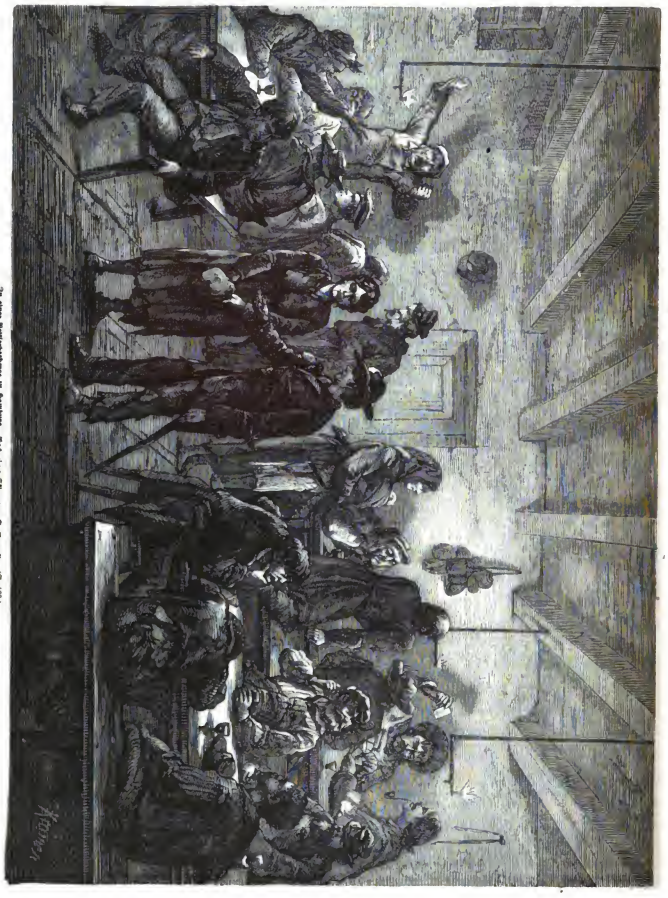
Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 432:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 3 — A 8.	1) T. c' 2 nimmt C 3 oder A; mit B
2) D 2 → D 4 †.	2) K. C 5 nimmt B 4,
3) T. A 8 — A 4 gibt Matt.	
	A.
1)	1) T. C 2 nimmt D 2,
2) D. A 8 — C 6 †.	2) Beliebig.
3) D. oder T. gibt Matt.	
	B.
1)	1) D 6 — D 5.
2) D. A 8 — A 6.	2) Beliebig.
3) D. oder T. gibt Matt.	

Digitized by Google



In einer Bettlerherberge zu Granada. Nach einer Skizze von H. Knackfuß. (S. 465.)

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Polizeiroman von Dr. F. Ch. B. Avé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

8.

So oft auch schon der Konstabler Müller II. an Stelle des krankhaften Kommissärs die Rufnrufung und Stiftung der Parteien in den Sitzungen geleitet, und so große Umsicht und Routine er stets dabei bewiesen hatte, so sehr stockte doch Alles bei seiner unverkennbaren Mißlaune im heutigen Termine. Doch hatte der Direktor Nachsicht, obschon auch an ihm heute eine gedrückte Stimmung zu erkennen war. Die Parteischaren gingen leidlich glatt ab, die Hauptsache für Müller II. aber, die Disziplinaruntersuchung gegen die beiden pflichtvergessenen Wächter, konnte nicht vom der Stelle. Beide Inkulpaten sagten übereinstimmend aus, daß der eisige Luftzug vom Hafen her sie in den von ihnen draußen zu bewachenden Raum selbst hineingetrieben habe, daß sie in diesem nochmals sorgfältig nach der Ursache des Brandgeruchs gesorscht hätten, dann aber in den dichten Wagen gestiegen seien, da der Wind allzu arg durch die klaffenden Thürspalten getrieben sei, daß sie ferner die in den Wagensalben gefundenen anderthalb Flaschen schwedischen Punsch ausgetrunken hätten, daß aber keiner von ihnen Cigarren geraucht habe, da sie sich stets mit dem unverbrennbaren „Twist" oder Kautabak behälfen, wenn sie im Dienste seien. Vom späteren Zuschließen der vom Herrn Gerstenfeld offen gelassenen Thür hätten sie durchaus nichts gemerkt; das könne nur durch den Kutscher des Weinhändlers Stolze aus Schabernak bewerkstelligt worden sein; der Kutscher sei aber bekanntlich heute früh sofort auf Reisen gegangen.

Weiter ging es zum größten Verdruß des Konstablers Müller nicht, er mußte nun sogar dem Direktor die Möglichkeit zugeben, daß die Thür überhaupt gar nicht wieder verschlossen worden sei, da der Beamte Kasper gewissenhaft den Posten gar nicht während der Nacht inspizirt hatte. Nun konnte auch nicht das Zeugniß des Kutschers eingeholt werden, ob er gestern Abend spät die Remise zugeschlossen, oder ob er heute früh die Remise verschlossen oder offen gefunden habe, als er gekommen sei, um den Wagen herauszuholen.

Alle diese Mängel hatte Müller II. schon heute früh bemerkt, jedenfalls war er überzeugt, daß sein perfider Kollege Dreyer eine Rolle dabei gespielt habe; dieser konnte schon gleich am frühen Abend die junge Dame beim Fortgehen entdeckt und darauf den Posten verlassen haben. Was aber auch Dreyer gethan und unterlassen hatte, die Existenz der Dame in der Wohnung des alten Organisten war ihm durchaus zweifellos!

Ebenso gewiß war es auch, daß Dreyer gestern Abend den Beobachtungsposten in der Remise angetreten hatte, — er hatte ihn ja selbst dahin begleitet; wie lange und mit welchem Resultate er aber diesen Posten wahrgenommen hatte, darüber war er in völliger Unkunde, weil er heute früh in seiner Entrüstung sich allerdings nicht von Dreyer darüber hatte berichten lassen. Nun durfte der Direktor ja um keinen Preis auch nur eine Ahnung haben von dem Auftrage, den er gestern Abend seinem unzuverlässigen und treulosen Freunde Dreyer gegeben hatte.

So gewann er denn nach reiflichem Nachdenken die Ueberzeugung, daß es jetzt am besten sei, wenn der Direktor die Dame selbst finde. Zur Erreichung dieses Zweckes schien eine Besichtigung der Lokalität und eine Untersuchung an Ort und Stelle wegen des gestern Abend entdeckten Brandgeruchs das glücklichste und diskreteste Mittel zu sein. Zwar hatte der Direktor die persönliche Augenscheinnahme kaum für nöthig erachtet, und ihn selbst damit brauftragt; seinen zähen Vorstellungen aber der möglicherweise vorhanden gewesenen Gefahr einer Feuersbrunst und von der argen Pflichtvergessenheit der Wächter glückte es endlich doch, den Direktor zur sofortigen Besichtigung der Lokalität noch vor der Sitzung zu bewegen.

Leider wurde zu nun sein hauptsächlichster Zweck nicht erreicht. Mit gesteigertem geheimem Ingrimm fand er aber dafür noch einen deutlichen Beweis von dem schmählichen Verrath des hinterlistigen Freundes Dreyer, den er ja aber doch dem Direktor nicht offenbaren konnte, über den ihm jedoch Dreyer durchaus Rede und Antwort geben sollte.

Diesmal schon war er im heutigen Termine in kalter, strammer dienstlicher Haltung an Dreyer vorübergegangen, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, dreimal hatte er auch in kaltem und gemessenem Tone ihm dienstliche Aufträge im Namen des Direktors ertheilt und dabei eine gewisse Genugthuung in den weiten Wegen gefunden, welche der sonst sehr bequeme Dreyer diesmal aber mit ungewohnt gesteigerter Eile ausrichtete, und worüber er in einer hart an Schmähigkeit streifenden strammen Weise an Müller II. berichtete, weil es ihn in tiefster Seele empörte, daß Müller, nachdem er ihn für seine Strapazen und Leiden so abscheulich behandelt und in seiner blinden Wuth ihm sogar wiederholt „das Maul" verboten hatte, den Direktor in seiner Gegenwart und ihm recht zum Hohne fast gewaltsam zu einer sofortigen Lokalbesichtigung überredet hatte. So daß er kaum noch Zeit gewinnen konnte, die junge Dame vom heute früh durch Vermittelung der feinen Tochter seiner Wäscherin zu warnen. Das kurze Benehmen des Konstablers Dreyer im heutigen Termine hinsegen, nachdem doch bei der Besichtigung so schwere Indizien für seine Schuld gefunden worden waren, empörte Müller aufs Aeußerste. Er mußte und wollte den schuldbeladenen Menschen gründlich zur Rede stellen und überführen.

Eine Viertelstunde nach Schluß des Termins und Entfernung des Direktors wurde dem in der Wachstube gegen das Pult mit grollenden Mienen lehnenden und für die betretenen Kameraden unnahbaren Konstabler Dreyer ein großes Schreiben in dienstlicher Form übergeben. Sofort schon an der Aufschrift erkannte er die Hand seines ehemaligen Freundes Müller II. und las:

„Herrn Christian Dreyer, Wohlgeboren, Konstabler erster Klasse.

„Bei der heute früh abgehaltenen Lokalinspektion in der bekannten Wagenremise des Weinhändlers Stolze in der Knobiauchsgasse wegen eines allbort gestern Abend spät bemerkbar gewordenen Brandgeruches u. w. d. a. sind als unzweifelhafte Ursache dieses Brandgeruches ermittelt worden: vier Stumpe Cigarren, welche kurz vorher in diesem Raume geraucht sein müssen. Der bereits früher bis zur amtlichen Notarietätsfestgestellte Geruch und die heute vorgenommene sachverständige Analyse der Cigarrenstumpfe, welche das Vorhandensein von grünen Sauerkrautblättern als Einlage ergeben hat, läßt mit berechtigter Sicherheit darauf schließen, daß der Herr Konstabler erster Klasse Christian Dreyer gestern Abend sich in diesem Raume befunden, darin von den in seinem ausschließlichen Besitze befindlichen Cigarren geraucht und sich längere Zeit darin aufgehalten hat.

„Wenn nach diesen amtlichen Erhebungen der Konstabler Herr Christian Dreyer die Möglichkeit einer freundschaftlichen Verständigung, sowie einer Fortsetzung des bis gestern bestandenen freundschaftlichen Verhältnisses mit unten Bezwerktem herbeizuführen gesonnen ist, so wird Derselbe hiermit aufgefordert, nachstehende Fragen wahrheitsgemäß und ausführlich zu beantworten:

„1) Hat sich Herr Konstabler Dreyer in der Remise gequest. überhaupt und — mit Hinblick auf die vier vorgefundenen Cigarrenstumpfe — wie lange aufgehalten?

„2) Hat Derselbe allbort die politisch grauirte Dame getroffen?

„3) Hat Derselbe mit der Dame gesprochen? Eventl. worüber und wie lange?

„4) Hat Derselbe das Nationale der Dame ermittelt? Eventl. genaue Angaben.

„5) Hat Derselbe sich mit den Nachtwächtern in Verbindung gesetzt, eventl. dieselben für sich substituirt, denselben von den Cigarren verabreicht und ihnen die ihm nur für seinen persönlichen Gebrauch gegebenen zwei Flaschen mit schwedischem Punsch abgetreten? Eventl. welche Anträge hat er ihnen dabei ertheilt?

„Worüber umgehend schriftlichen Bericht sich ausbittet

Ergebenst

Friedrich Wilhelm Müller, Konstabler erster Klasse."

So entrüstet auch der Leser über den unstatthaften Ton des so anmaßlich offiziös stylisirten Schreibens war, so empfand er doch die lebhafteste Genugthuung, da er ja nun aus dem ganzen Inhalt ersah, daß seine Warnung noch zur rechten Zeit an die junge Dame gelangt war, welche sein ganzes Mitgefühl in Anspruch genommen hatte.

Müller war mit seiner schlau angelegten Lokalbesichtigung glänzend durchgefallen und die junge Dame nunmehr sicherer als je zuvor.

In diesem bis zum Uebermuth gesteigerten freudigen Gefühle und in dem behaglichen Bewußtsein, daß Müller ihm gar nichts anhaben könne, ergriff er mit kühner Hand die Feder und setzte unmittelbar unter das Schreiben selbst die kecke Bemerkung, „daß es dem ihm völlig gleichgestellten Herrn Konstabler Müller nicht zustehe, amtliche Berichte über geleistete Freundschaftsdienste von ihm einzufordern, und daß er überhaupt amtliche Berichte nur auf Geheiß des Herrn Direktors abzustatten habe."

Mit Genugthuung couvertirte er das Schreiben, versah es mit Müller's Adresse und schickte es nach Oben hinauf.

Wüthend stampfte Müller II. bei Lesung der völlig unverschämten Abfertigung mit den Füßen in der Stube umher, so daß Dreyer unten mit Genugthuung diesen Erfolg seiner Neuanche deutlich vernehmen konnte. Müller hatte eigentlich ein Entgegenkommen mit seinem Schreiben andahnen wollen, wußte nun aber bereuen, daß er sich doch in der Hastallzusehr von seiner persönlichen Gereiztheit hatte hinreißen lassen.

Nun war aber auch die offene Feindschaft ausgebrochen, und jetzt wollte er in keinem Falle sich dem schnöden Widersacher gegenüber auch nur das Geringste vergeben. Dieser, in so arger Mißlaune gefaßte Entschluß verschlimmerte seine verdrießliche Stimmung noch mehr, und deshalb ließ ihn auch die bei seiner Nachhausekunft vorgefundene schriftliche

Digitized by Google

Einladung seines Freundes Fritz Hausmann zum heutigen musikalischen Abend Punkt sieben Uhr ziemlich gleichgültig, obwohl sein launiger Freund, wie nicht minder dessen liebenswürdige junge Gattin, ganz angethan dazu war, ihm seine widermärtige Laune zu verscheuchen. Indessen nahm er sich doch vor, heute Abend, wenn auch erst spätere als sieben Uhr, hinzugehen.

Nachdem er seine Paradeuniform mit Orden und Dienstzeichen angelegt hatte, schleuderte er trotz der Winterkälte gewaltsich zu seinem ziemlich entfernt wohnenden Freunde, vor dessen Thür er gerade mit dem Schlage acht Uhr anlam und schon unten vor der Thür das wundervolle Trio aus B von Beethoven für Pianoforte, Violine und Cello spielen hörte.

Als er leise, um seine Stoerung zu vermeiden, in das Zimmer des Geigers eingetreten war, die niedliche Wirthin des Hauses begrüßt und stillschweigend Platz neben ihr genommen hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit den Spielern zu. In seiner Verwunderung sah er, daß die gewiß nicht leichte Partie des Pianospiele von einer jungen Dame, welche ihm den Rücken zuwendete, gespielt wurde und zwar mit einer Kraft und Lebendigkeit, daß die langen schwarzen Ringellocken in stete Bewegung um den schneeweißen schlanken Hals handelten und einen reizenden Reizen zum letzten lebhaft begehrten Tonsatz des Trios aufzufordern schienen.

Nach dem Schluß des Trios drückte die kleine Gesellschaft ihre Befriedigung aus, der Geiger bewillkommte den Angekommenen, schmollte, daß er so spät angelangt sei, und stellte ihn dann der jungen Dame, Fräulein Margaretha Müller, Nichte des Herrn Regiftrators Zwiefich, vor.

Mit Anmuth und Zierlichkeit verbeugte sich die Dame, während der sowohl bei der Nennung des Namens, als wie auch beim Anblick der ungemein anziehenden Erscheinung im höchsten Grade überraschte Kontrabaßler laum der Sprache mächtig war, und wohl niemals etwas Hübscheres gesagt hatte, als in dem Augenblick, in welchem er sich gewaltsam zusammennehmen mußte, um der Dame eine Artigkeit über ihr vollendetes Spiel zu sagen. Indessen schien die schöne Spielerin den Eindruck, den sie auf ihn machte, recht wohl bemerkt zu haben und deßhalb dem hübschen jungen Manne gerade nicht zu zürnen.

Der jooiale Wirth wußte mit seiner Gattin sehr bald ein lebhaftes Gespräch in Gang zu bringen, in welches Alle und besonders auch der Kontrabaß hineingezogen wurden. Wie zur Sanktion des durch die Unterhaltung bekräftigten gegenseitigen Verständnisses über den unsterblichen Beethoven wurde nach das Trio aus F gespielt, wobei der überglückliche Kontrabaßer mit seinem höflichen Gesichten, der jungen Dame am Piano die Notenblätter umwenden zu dürfen, keineswegs zurückgewiesen wurde. Wie konnte er nun ungestört und unbeachtet die lieblichen Züge mit dem jovenden Leben darin beobachten! Mehr als einmal vergaß er zu rechter Zeit das Blatt umzuwenden, aber auch darüber sahen sie nicht zu zürnen.

Ein banges Gefühl überkam ihn, während er sich vergeblich an diesen herrlichen Zügen zu sättigen suchte: dieß liebreizende Gesicht mit dem tiefschwarzen Lockenhaar, den dunklen Augen, der zierlich geschnittenen Nase, dem feingeschweiften Munde entsprach ja ganz dem begeisterten Signalement, welches sein Direktor ihm von der politisch gravirten Dame entworfen hatte. Wenn sie nun auch sogar noch das besondere Kennzeichen „eine herrliche Gesangsstimme" hätte! Ueber Politik war ja gottlob noch kein Wort gesprochen worden. Zu seiner vollständigen Beruhigung mußte er Gewißheit über das „besondere Kennzeichen" haben, und bat mit ängstlicher Verzagtheit um ein Liedchen.

Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit trug sie ein Lied von Mendelssohn, und dann eins von Schubert vor, todtlos, entzückend, himmlisch, — aber doch überhaupt entsetzlich für sein politisches Ohr! Wenn sie nun gar auch noch Politik leicht!

Wie ein Verbrecher nach seinem Todurtheile forscht, sondirte er als ihr Tischnachbar beim Abendessen mit äußerster Vorsicht den politischen Boden des bedauernswerthen Opfers: vornehmerer Himmel! Sie las die Augsburger Zeitung, die Kreuzzeitung und zu dem Allen noch die Volkszeitung und die Berliner Post!

Er wagte sich nicht weiter, ob sie zur Rechten oder zur Linken in den Kammern hatte; sie wußte ja von allen politischen Verhältnissen und Parteien auf's Genauste Bescheid!

Es wollte nichts mehr hören mit seinem politischen Ohr, er wollte das liebreizende Geschöpf nicht verrathen und verderben, das so wundervoll Piano spielte und so tief ergreifend sang. Sie konnte ja vielleicht auch nicht die rechte Margaretha Müller des Polizeidirektors sein; wie hätte sie vier Jahre lang im Hause des Onkels, des alten höchst konservativen Polizeiregistrators Zwieficht, unentdeckt bleiben können, wenn sie politisch gravirt wor? Und warum wurde Margaretha Müller denn erst seit einem Jahre politisch verfolgt?

Mit bitterem Schmerz mußte er jetzt erkennen, daß von einer politischen Verfolgung nicht die Rede sein konnte, sondern daß der so überaus sorgfältig verfolgten Nachforschung des Direktors ganz andere Motive zu Grunde lagen. Darum schlüpfte sich auch der alte Direktor bewogen, das schöne junge Mädchen so ängstlich verborgen zu halten, daß nicht einmal ein einziger Polizeibeamter von ihrem Aufenthalt in seinem Hause wußte!

Und dieß junge, liebliche, unbefangene Mädchen machte jetzt einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn! Konnte und durfte er sich ferner dazu hergeben, eine Verbindung zu fördern, welche der Chef der Behörde mit der nahen Anverwandtin eines seiner untergebenen Beamten, vielleicht in unlauterer Absicht, anzuknüpfen strebte? Wie oft hatte er in seinem politizirlichen Leben die heiße Gesahrung gemacht, daß weder Stand noch Bildung die Grenze achtet, die das Laster nicht zu überschreiten wagen darf!

Heilig gelobte er sich, nicht weiter zu gehen und das liebliche Geschöpf nicht mer nicht zu verrathen, sondern es auch nach allen Kräften zu verteidigen und zu schützen. Es war ja doch auch noch immer möglich, zu nach seinen letzten Ermittelungen sogar wahrscheinlich, daß die junge Dame, welche sein Chef suchte, sich im Hause des Deganisten Gerstenfeld ebenso verborgen aufhielt, wie seine heutige Tischnachbarin im Hause des Registrators Zwiefich. Hatte er ja doch darauf hin den Direktor heute früh zur persönlichen Beaachtung der Lokalbesichtigung im Hinterhause bei der Brüne Mohr überredet!

Wie sehr auch seine Absicht durch die Abwesenheit des Organisten vereitelt war, so wenig konnte er gerade jetzt die Hoffnung aufgeben, daß er die Dame doch noch beim Orgauisten finden werde. Dieß Ziel wollte er jetzt mit allen Kräften verfolgen, dabei aber den unzuverlässigen und teuflosen Freund Dreyer ganz aus dem Spiele lassen. Es bedurfte seiner nicht; die Dame konnte ihm sogar noch etwas in den Weg legen!

Am besten schien es, das gespannte Verhältniß soetbestehen zu lassen, trotz der Unbehaglichkeit beim unvermeidlichen Zusammentreffen in der gemeinsamen Berufsthätigkeit. Nun aber, da er an der Seite des liebenswürdigen Wesens diesen Entschluß gefaßt hatte, gab es sich der frohesten und liebenswürdigsten Laune hin, sprach über Musik, Theater, Literatur und ließ sich sogar selbst in größter Unbefangenheit über Politik aus, in welcher die Dame bei weitem nicht so gefährlich erschien, wie in ihrer sonstigen äußeren Erscheinung überhaupt. Mit Lebhaftigkeit wußte sie auf Alles einzugehen, und das Empfangene noch reicher und besser zurückzugeben. Seine Weise schien ihr nicht zu mißfallen. Er fühlte sich überaus glücklich an ihrer Seite und war entzückt, als sie bei Erwähnung seiner Einladung sie die heutige entgegnete, daß sie Onkel und die bereits Mitheilung davon gemacht habe, und daß sie recht erfreut sei, schon heute die Bekanntschaft des Gastes zu machen, da sie ihn nun desto unbefangener bitten dürfte, mit einem einfachen Mahle und einem freundlichen Gesichte fürlieb zu nehmen.

Das vom überaus lieblichen, freundlichen Gesicht zur Weihnachtsfeier noch besonders verheißene freundliche Gesicht versetzte den eifrigen Politiker in ein wahres Entzücken, daß er jetzt selbst das schwerste Verbrechen des Hochverraths die reizenden Dimagogin wiede verzeihen haben. Erst spät vermochte er dem Audringen des müden Cellisten und seiner Frau, der schon dreimal einen Anlauf zum Aufbruch gemacht hatten, nachzugeben, und war überglücklich, als er seinem Freunde, dem Geiger, die Begleitung der Dame nach Hause abnehmen durfte. In gerdheter Ekstase umaemte und küßte er auf das Kräftigste den braven Freund, der mit stillem, ironischem Lächeln ihm in's Ohr raunte, daß die heutige Einladung doch wohl ein treffender Beweis dafür sei, daß doch immer ein einfaches Gemüth in seiner Unschuld das zu finden wisse, was sein Verstand der verständigen — Polizei zu finden vermöge.

In stiller Wonne schritt das überselige Mitglied der öffentlichen Sicherheitsbehörde neben der Dame einher, der er sogar hatte den Arm bieten dürfen, und lauschte der unbefangenen Erzählung, wie sie in ihrer schlichten Häuslichkeit mit dem lieben alten Onkel still vor sich hin lebe und nur im anderlesenen Umgang mit wenigen gleichgesinnten jungen Damen, besonders einer sehr schönen und anmuthigen Freundin, die eine ganz ausgezeichnete Sängerin sei, die herrliche Kunst der Musik pflege. In seinem seligen Rausche hatte er nur für die Augen und Ohr und verschlang jedes Wort aus dem Munde des an seiner Seite leicht einher schwebenden Mädchens, bis sie plötzlich erschrocken abbrach, da unheimlicher Weise mit fast unhörbaren Schritten zwei Männer an ihnen vorübereilten und beim Anblick der Dienstmütze des Konstablers die Hast verdoppelten.

Müller II. stutzte: wäre er allein gewesen, so hätte er die beiden verdächtigen Männer auf der Stelle verfolgt, um zu sehen, als jetzt nun auch von der Ecke der Hauptstraße der das Signal der Nachtwache ertönte und ein hastiges Rennen der Wächter hörbar wurde. Es mußte etwas Ernstliches vorgefallen sein! Doch hielt er es für seine nächste Pflicht, die Dame nach ihrer Behausung zu begleiten, wo er sich schweren Herzens von ihr trennte.

Schnellen Laufes eilte er davon, sowie er vernahm, daß sie von innen abgeschlossen hatte. Die beiden Männer, welche an ihm kurz vorher vorbeigekommen waren, mußten Verbrecher sein, welche nach der Ausübung einer Unthat verfolgt wurden; Beide schienen erfahrene Gauner zu

Digitized by Google

sein: ihr trotz der großen Eile unbörbarer Schritt bewiesen, daß sie wollene Socken oder Filzschuhe übergezogen hatten. Er verdoppelte seine Eile, um die nächste Wächterstation zu erreichen. Dort berichtete ihm der Kranich, daß bei dem in der Peterestraße wohnenden Bankier J. C. Schmid u. Co. ein Diebstahl mit Einschleichen verübt worden sei, daß aber der Hausdiener durch das Niederfallen eines Schlussels geweckt worden sei und zwei Diebe auf dem Flur getroffen habe, welche bei seinem Dazwischentunft schleunigst die Flucht durch die offene Hausthür ergriffen hätten und entkommen seien.

Bei seiner sofortigen Erkundigung im Hause des Bankiers überzeugte er sich, daß der Bericht des Kranichs richtig war; gestohlen war zum guten Glück noch nichts; der Hausdiener hatte bei seiner Annäherung im Dunkeln die Verbrecher nicht erkennen können; nur beim Austritt auf die Straße hatte er bei der Gaslaterne den mittelgroßen berben Wuchs des einen und die kleine schmächtige Statur des andern Diebes unterscheiden können. Beide waren entkommen, da auf seinen Ruf der Wächter zu spät zum Vorschein gekommen war.

So sehr es ihn nun auch mit Freude erfüllte, daß das beabsichtigte Verbrechen nicht zur Ausführung gekommen war, so schwer fiel es ihm doch auf's Herz, daß er die beiden Verbrecher nicht angehalten hatte, die ihm nicht hätten entgehen können, wenn er allein gewesen wäre. Nach der Beschreibung des Hausdieners und nach seiner eigenen Wahrnehmung konnten die beiden Verbrecher keine Anderen sein, als die erst kürzlich aus dem Zuchthause entlassenen und unter Polizeiaufsicht gestellten berüchtigten Einbrecher „der kleine Fritze" und „der rothe Karl". Versümmt lenkte er den Schritt zum alten finsteren Polizeigebäude und trat, da er zu oben im Kommissarzimmer seinen Vorgesetzten Dreyer wußte, sofort in das Wachtzimmer, um einen Konstabler aufzusordern, sofort mit ihm das Quartier der beiden Verdächtigen in der „Venne", dem bekannten Wirthshause in der Tiefengasse, zu visitiren. Der dichte Tabaksqualm in der Wachtstube hinderte ihn im ersten Augenblicke, alle Personen zu erkennen, welche er in der unerwartet stark angefüllten Räumlichkeit antraf. Zu seiner angenehmen Ueberraschung fand er außer der gewöhnlichen Sechszahl der Nachtwache auch noch den alten Erasmus vor, welcher mit kahnfreundlicher Dienstfertigkeit dem Konstabler Dreyer behülflich war, zwei mit Filzschuhen an den Füßen bekleidete Arrestaten zu visitiren, die keine Anderen waren, als der kleine Fritze und der rothe Karl!

Starr und stumm vor Erstaunen nahm er ferner wahr, daß dem rothen Karl ein „Brunger" (Bohrer), ein „Rebtauwerk" (Brecheisen) und ein „Schafskamonik" (Diebsschlüsselbund) abgenommen, dann ihm, wie dem mit „Ker" (Lichtstumpf) und „Reisser" (Streichschwefelholz) versehenen kleinen Fritze die schwarzen Filzschuhe abgezogen, die gesammte Kleidung mit dem Inhalt der Taschen als Anlage zum Rapport genau inventirt und darauf jeder einzeln dem alten Gefangenwärter Thymian zum Einschließen in die Zellenstellen übergeben wurde.

Erst nach Abführung des letzten Gefangenen bemerkte Müller den kalten und stolzen, flüchtigen Blick, den Dreyer ihm jetzt von Neuem zuwarf, wie wenn er fragen wollte, was er denn nun sage und was er hier noch wolle?

Obgleich Müller vor Begierde brannte, Näheres über den wundervoll glücklichen Fang zu erfahren, so empörte ihn doch der hochmüthige Blick seines jetzigen Antagonisten so sehr, daß er kalt und stramm vortrat und in festem, einförmigem Dienstton anhub: „Wae im Begriff, die Penne zu visitiren."

„Kann geschehen."

„Wollte mir einen Mann Begleitung ausbitten."

„Kann geschehen. Konstabler Schulze III. auf Begleitung zur Visitation der Penne! Marsch!"

Damit wandte sich Dreyer sofort zum Rapporttheke, um den Abgang des Konstablers Schulze III. zur Visitation der Penne um 1½ Uhr Nachts zu notiren.

Müller litt heute vor innerem Zorn. Der Ton, den Dreyer gegen ihn annahm, war selbst den anwesenden Konstablern unerhört, alle blickten auf ihn. Das Kommando „Marsch" galt ja offenbar dem untergeordneten Schulze III., aber es konnte auch auf ihn bezogen werden, der doch mit Dreyer auf gleicher Rangstufe stand und nur heute dem feindlich gesonnenen Kameraden gehorchen mußte, weil dieser turnusmäßig die Oberaufsicht hatte. Unmittelbar nach dem empörenden „Marsch" kommandirte er noch lauter und barscher als Dreyer: „Konstabler Schulze III. Marsch!" und ging mit trotzigem Stampfen zur Thür hinaus.

Auch das empörte ihn, daß nicht nur der alte Erasmus und der gleich verhaßte Konstabler Schulze III. Zeugen seiner hochmüthigen Behandlung gewesen waren, sondern daß Dreyer ihm nun auch den Schleicher Schulze III. mitgegeben hatte, der Allen und ganz besonders ihm durch und durch zuwider war.

Mit heftigem Schritt stieg er die steile Straße hinauf, so daß Schulze III. ihm kaum zu folgen vermochte. Als er oben in der Hauptstraße leuchend stehen blieb, um zu verschnaufen, trat Schulze III. näher an ihn heran und erzählte ihm in seiner glatten, fuchsschwänzerischen Manier, daß er vor einer Stunde den Konstabler Dreyer auf einer Visitationsrunde habe begleiten müssen, daß Konstabler Dreyer heute besonders in der Gegend um die Peterskirche herum, und namentlich in der Knoblauchsstraße, alle Thüren, sogar die Thür zur Wagenremise im Hinterhause der Wittwe Mohe, sehr sorgfältig revidirt habe, und daß sie dann beim Eintritt in die Tiefengasse auf den kleinen Fritze und den rothen Karl gestoßen seien, welche gegen die Vorschrift der Polizeiaufsicht spät Nachts das Quartier in der Venne verlassen hatten und soeben im Begriff gewesen seien, auf Filzschuhen in die Penne zurück zu schleichen.

Mit anscheinender Gleichgültigkeit hörte der Konstabler dem gleisnerischen Erzähler zu, obwohl es ihn dabei nach besonders empöte, daß der perfide Dreyer sich heute so intim mit dem verhaßten alten Erasmus gemacht hatte, daß er ihn durch Schulze hatte wecken lassen, da er doch sehr füglich ohne ihn die Arrestaten hätte in die Zellen schaffen können. Doch mußte er seinen Groll verwinden und ging, ohne ein Wort zu erwiedern, die Tiefengasse hinab und pochte an die Thür der Penne. Das sofortige Oeffnen der Thür durch den nahe an derselben schlafenden Hausknecht steigerte seinen Zorn, da er ja nun auf ein Einverständniß zwischen den beiden Verbrechern mit dem Hausknecht, wenn nicht gar mit dem Wirthe selbst schließen konnte. Heftig fuhr er den durch seine Ankunft sichtlich überraschten Hausknecht an, fragte, ob Alles zu Hause sei, und befahl, ohne auf die bejahende Antwort zu achten, daß der Wirth sofort geweckt werde. Dieser erschien auch sehr bald, Müller schloß die Hausthür ab, sah das Fremdenbuch durch, revidirte Erdgeschoß, Keller, Küche, Hof und Hintergebäude und machte das angreifende und widerwärtige Geschäft der Recherche diesmal mit einem kalten, geschäftsmäßigen Mechanismus ab, wie er mit seinem für alles menschliche Elend empfänglichen Herzen sonst noch niemals gethan hatte.

Alles war in Ordnung; nur der kleine Fritz und der rothe Karl fehlte. Wirth und Hausknecht konnten nicht sagen, wann sie das Haus verlassen hatten, und machten die bei solcher Nachtabfindung der häuslichen Aufsicht gewöhnlichen Ausflüchte und Entschuldigungen.

So wenige Aussicht auf eine wichtige Erhebung unter diesen Umständen vorhanden war, so verlor doch Müller nicht den Muth. In der Erinnerung an die glücklichen Stunden, welche er heute Abend verlebt hatte, empfand er eine Anregung und Kräftigung zur Thätigkeit, welche sich heute sogar bis zur Abenteuerlust steigerte. Ihm war, als ob er noch in dieser Nacht einen glücklichen Erfolg haben müsse. Was er aber unternehmen sollte, das wußte er eigentlich nicht bestimmt. Doch sagte er dem geheimnißvollen Zuge, der ihn nach dem oberen Theil des Hauses trieb, als ob ihm dort der gehoffte glückliche Erfolg nicht fehlen werde.

Nach des Wirthes Aussage hatte der rothe Karl und der kleine Fritz ihr Nachtlager auf dem Dachboden des Seitenflügels. Dorthin wollte er zunächst, um eine ganz genaue Recherche zu halten. Mit zwei Laternen versehen, stieg er nebst Schulze die Treppen zum Seitenflügel hinan, auf dessen Dachboden in einem großen Lotteverschlag sich die mit elenden Lumpen bedeckten Strohschütten befanden, welche den beiden Verbrechern zum Nachtlager dienten.

Schon oft hatte er den physischen Ekel verwinden müssen, den das Elend wie ein Attentat gegen Alles begeht, was Sinn und Empfindung im Menschen heißt. Auch heute that er seine Pflicht und durchsuchte Alles auf das Sorgfältigste, ohne jedoch die gehoffte Diebsbeute oder auch nur ein Diebsgeräth zu finden. Ungeachtet der Boden seiner ganzen Länge nach einen feinen Luftzug bildete, hatte sich doch durch das Umschütten des Strohes und der Lumpen ein so unerträglicher Geruch verbreitet, daß ihn nach frischer Luft verlangte. So ergriff er denn die eiserne Stange des über ihm befindlichen Dachfensters und schob das kleine Fenster in die Höhe, um frische Luft von oben einzulassen.

Beim Anblick gegen die kleine Fensterscheibe fiel ihm ganz unerwartet ein Lichtreflex in's Auge. Er stutzte: dort drüben im Seitenflügel, zwei Treppen hoch, wohnte ja der Organist Gerstenfeld, in dessen Wohnung er gestern Abend mit dem Direktor vergnügten Eingang zu genießen verstand hatte. Leise stellte er den draußen gegen die Verlattung lehnenden Sägebock unter das Dach, bestieg ihn und stellte vorsichtig den Kopf zum Fenster hinaus.

Beinahe wäre er vor Ueberraschung mit dem wackelnden Sägebock niedergestürzt. Das letzte Fenster des Seitenflügels war noch in später Nacht erhellt, das Rouleau war nicht herabgelassen; bei der Lampe an einem kleinen Tische saß ein schönes junges Frauenzimmer mit einer Handarbeit beschäftigt! Es war kein Zweifel: das war die politisch gravirte junge Tame seines Direktors, das war das lebendige schöne Original des poetischen Signalements. Nun war sie ja gefunden und sein mit so rührender Treue und Ausdauer liebender hochherziger Ehef sollte nun endlich den Lohn finden für seine lange, schwere, bittere Verleumdung! —

Und nun er selbst? Nun konnte ja auch er glücklich sein! Nun konnte er ohne Angst und Sorge die Augen erheben zu ihr, die ihn mit ihrer lieblichen Erscheinung so hoch beglückt und entzückt hatte! Nun fehlte ihm das Herz so hell und hoch, er war so glücklich, so stolz erhoben und doch wieder ward ihm so warm und weich! Wie hätte er jetzt seinem alten Freunde Dreyer um den Hals fallen und ihm verzeihen mögen!

Digitized by Google

Nun aber erhob sich die Dame, legte die Arbeit bei Seite und hieß das Rouleau herab, wie den Vorhang vor einem schönen lebenden Bilde. Ein leichtes Geräusch seitwärts von ihm erregte seine Aufmerksamkeit, er blickte hin und bemerkte mit ganzem Widerwillen, daß der Konstabler Schulze das andere Dachfenster geöffnet und gleich ihm die schöne Dame gesehen hatte. Ein Grauen, wie vor einem sichtbar nahenden Unheil, überfiel ihn, er glaubte die Kröbenangen des gleißnerischen Menschen durch die nächtliche Dunkelheit funkeln zu sehen. Hastig stieg er herab und ging, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppen hinunter und zur Hausthür hinaus.

Erst auf der Straße wandte er sich gegen den Konstabler und befahl ihm mit Betonung, am Burcau sich allgemein zu rapportiren, daß nichts vorgefallen sei; er selbst wolle noch vor der Sitzung dem Herrn Direktor den Hauptrapport abstatten. Sodann wandte er sich von ihm ab und ging mit einem seltsamen Gemisch von glücklichen Hoffnungen und banger Besorgniß nach Hause.

9.

Die Disziplinaruntersuchung gegen die pflichtvergessenen Wächter war geschlossen worden, obgleich manche Umstände dabei, wie unter Anderem das hartnäckig von den Wächtern in Abrede gestellte Rauchen, unaufgeklärt blieb. Müller II. trug durch seine Vorstellungen und Bitten am meisten zur Aufschiebung des Endurtheils bei, da er noch immer eine Ausgleichung mit Dreyer und eine frei sich daran knüpfende Aussöhnung der auch ihm dunkel vorliegenden Umstände hoffte. Alle Beamte, die ihn näher kannten, nahmen jetzt eine überaus weiche, milde Stimmung an ihm wahr, die sie der Bekümmerung über das so unerklärlich und schroff zum Ausbruch gekommene Zerwürfniß mit seinem vertrautesten Freunde Dreyer zuschrieben, und Diejenigen unter ihnen, welche sich einen psychologischen Blick und die schöne Begabung der Resterion über menschliche Seelenstimmungen zuschrieben, fanden es sehr hart, daß Dreyer dem sanften und milden Benehmen, welches Müller bei den unvermeidlichen dienstlichen Begegnungen auch gegen ihn beobachtete, obgleich er niemals von der dienstlichen Form abwich, eine in der That sehr große Härte und Schroffheit entgegensetzte. Auch schien der für den Ausschub des Urtheils dankbare Kranich, sowie der Konstabler Schulze III. sich mit großer Hingebung gänzlich auf Müller's Seite gestellt zu haben, und Beide wetteiferten mit einander, ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, was den stillen Ingrimm des jetzt verschlossenen und verbissener als jemals auftretenden Dreyer nur noch mehr zu steigern schien.

Somit war die seit einem Jahre zur schönsten Harmonie und Gemüthlichkeit emporgeblühte Situation plötzlich wieder umgeschlagen und für Alle drückend und peinlich geworden; nur die Thätigkeit, welche durch die kurz vor Weihnacht beginnende Messe in gesteigertem Grade in Anspruch genommen wurde, konnte einigermaßen die allgemeine kameradschaftliche Melancholie mildern, welche wie ein nebeliges Miasma Einzug in die sonst von Frohsinn und Heiterkeit wiedehallenden Räume gehalten hatte, und der mit besonderer Neigung und Zähigkeit für anthropologische Beobachtungen begabte Konstabler Fritz Meyer aus Stavenhagen meinte mit Entschiedenheit folgern zu dürfen, daß Müller bei allechem unendlich glücklich, dieß aber nur ganz auf eigene Hand sei, so daß kein Anderer Gutes von diesem seinem inwendigen Glücke habe.

Selbst dem Direktor entging es nicht, daß bei gern von ihm wahrgenommene freie, frische Zug unter den Beamten fehlte. Aber er sand auch Veranlassung in der teuren Mißtherfassung seiner zuverlässigen Beamten und ganz besonders beleidigte ihn die rührende Fürsorge, mit welcher Müller II. jetzt bei der strengen Jahreszeit auch den Mangel und die Entbehrungen der Aermuth beaufsichtigte und nicht ruhte, bis diese und jene außerordentliche Hülfe geleistet war. Sogar auch auf die elende Lage der aus den Strafanstalten entlassenen und in den niedrigsten Herbergen untergebrachten Verbrecher erstreckte sich seine menschenfreundliche Aufmerksamkeit. Ganz besonders ergriff den Direktor aber die Schilderung des von ihm in der Verlattung auf dem Boden des Seitenflügels in Penne gefundenen elenden Nachtlagers, welches der horthergige Wirth den ihm zur Beherbergung zugewiesenen Gästen anzubieten wage. Er konnte zuletzt den eindringlichen Vorstellungen, sich doch einmal selbst die himmelschreiende Einrichtung anzusehen, nicht länger Widerstand leisten, begleitete nach Schluß des Terminis den barmherzigen Beamten zur Penne und stieg mit ihm die beiden steilen Treppen zum Boden des Seitenflügels hinauf.

Ein Blick auf die elende Lagerstätte brachte sofort den Entschluß im Direktor hervor, dem Wirthe die fernere Benutzung des Bodens zu Schlafstatten zu untersagen. Wiewohl er dieß auf der Stelle gegen den Konstabler Müller aussprach und seinen Dank für seine humane Denkungsart hinzufügte, schien Müller diesem entsprechend humanen Beschlusse seines Chefs erst noch besondere Motive zu Grunde legen zu wollen, lieh sich mit einiger Weitschweifigkeit über die Konstruktion des Daches und über die mangelhafte Ventilation und Erhellung des Bodens aus, und schlug eine Belegung der Dachfenster nach der andern Seite des Daches vor, da es doch für die Bewohner des zum Mehrschen Hause gehörigen Seitenflügels, den Regimentstambourmajor Drumy und den Organisten Gerstenfeld, unleidlich und schrecklich sein müsse, wenn einmal das Gesicht eines Verbrechers durch das Dachfenster herabblicken sollte, was vielleicht gar schon geschehen sein möge, da ja so der hier in der Verlattung unmittelbar stehende Sägebock das Aufsteigen zum Dachfenster sehr erleichtere.

Das Erröthen des Chefs bei der Erwähnung der bloßen Möglichkeit einer solchen unerhörten Frechheit veranlaßte den nicht minder sittlich entrüsteten Konstabler zu der Bitte, den Wirth herbeizurufen und ihm sofort den Befehl zu den beschlossenen Veränderungen beizulegen. Dienstfertig schritt er davon, ließ seinen Chef allein zurück in dem elenden Raum und stieg die Treppe hinunter.

Schon als er erst soweit hinabgekommen war, daß er nur noch gerade mit dem Blicke über der Fußbodenfläche weg in den Seitenflügel hineinstreifen konnte, mußte er lauschend stehen bleiben: er hörte den Sägebock rauchen und dann plötzlich niederfallen. Mit unaussprechlicher Genugthuung sah er seine gehegte Absicht erreicht: sein Chef hatte aus den Dachfenstern in die Fenster des Organisten hinuntergeblickt und dort gefunden, was er selbst in später Nacht so unverhofft getroffen hatte!

Mit gerötheter Theilnahme sah er, wie sein Chef mit den Händen an der Kante des Dachfensters hing und wie der geübteste Turner am Reck mit gekrümmten Ellbogen sich hinaufgehoben und den Kopf zum Dachfenster hinausgestellt hatte. Die in ihrer chronometrischen Erstreckung bewundernswerthe Kraft und Ausdauer übertraute ihn, daß sein Chef beim Erblicken dessen, was er so lange schmerzlich gesucht hatte, in centnen Entzücken schwebte, während noch seinen amtlichen Erfahrungen ohne diese sichere Voraussetzung der Anblick des von der Fensterleine herabhängenden Körpers den Laien leicht auf die schreckliche Vermuthung eines Selbstmordes hätte führen können.

Mit steigender Rührung und Freude gedachte er des holden Wesens, das ihn selbst so sehr gefesselt hielt und dessen Besitz er nun mit jedem Moment, den sein Chef am Dachfenster schwebte, desto zuversichtlicher zu hoffen wagte. In gesteigerter warmer Sympathie griff er an die Bodenkante, horchte an die Einzige und schwebte nun auch mit gehäuftmissollen Entzücken über der steilen Treppe, bis sein objektiv beobachtender Blick an den krampfhaften Bewegungen der Beine seines Chefs ihn belehrte, daß dieser jetzt eigentlich in Entzücken schwimme und endlich nach fünf Minuten der erfolglosen Anstrengung mit erschlafften Armen auf den Fußboden hinunterfank, sofort aber den Sägebock von Neuem bestieg und den Kopf zum Dachfenster hinausstreckte.

An seiner eigenen Erschöpfung bemerkte er, daß es Zeit sei, den Wirth zu rufen, nach drei bis vier heftigen Pendelschwingungen konnte er die hechte Treppenstufe hinter sich mit den Zußspitzen wieder erreichen und Fuß sassen, ohne Gefahr, die steile Treppe hinabzustürzen. Dann ging er hinunter, um den Wirth zu holen.

Als er mit diesem zurückkehrte, begann er auf der obersten Treppe so laut zu sprechen, daß er seinen Chef nicht nur glücklich vom Sägebock heruntergeeilet, sondern auch aufstehabt der Verlattung stehend gefunden konnte. Schon unterwegs hatte er den durch die unerwartete Visitation gezwungenen Wirth von der Ungebührlichkeit und Unmenschlichkeit der ganzen Einrichtung überzeugt, so daß dieser mit kriechender Zuvorkommenheit sofort aus freien Stücken sich bereit erklärte, die Lagerstatte zu beseitigen und die Dachfenster noch heutigen Tages nach der andern Seite des Daches zu verlegen, und dann wieder hinabeilte, um auf der Stelle einen bei ihm müßig umherliegenden Mourer zum Angriff der Arbeit heraufzuholen.

Nun einmal, und auch nur vorläufig, wagte der Konstabler den Blick über seinen Vorgesetzten schweifen zu lassen. Aber trotz der Zudringlichkeit des Blicks las er auf dem Gesichte des schönen Mannes, was in seinem Innern vorging. Bestürzen und mit stiller Theilnahme entfernte er sich geschäftig nach dem äußersten Ende des Bodens, wie wenn er den Nachforschungen auftellen wollte, und ward auf das Tiefste überrascht und bewegt, als plötzlich sein Chef vor ihm stand, mit großer Herzlichkeit seine Hand ergriff, ihm für seine menschenfreundlichen Gesinnungen danke und ihm dann eröffnete, daß der Kommissar endlich gestern Abend das lange gewünschte Pensionirungsgesuch eingereicht habe, womit er nun das wesentlichste Hinderniß für die sofortige Einführung der neuen Organisation mit dem bewährtesten Zahresbeamten beseitigt sehe, daß er nun aber in Anbetracht der erprobten Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit des Konstablers ihn zum Kommissar und den Konstabler Dreyer zum Oberwachtmeister vorgeschlagen und allen Grund zur Annahme habe, daß der Vorschlag bei der Regierung durchgehe. Er hoffe gerade in dieser neuen Stellung auf ein recht oftenes und vertrauensvolles Zusammengehen mit ihm, und gestalte ihm gern, auch seinen Freund Dreyer von seinen Absichten in Kenntniß zu setzen, wiewohl er vorläufig gegen alle andern Beamten Stillschweigen beobachtet zu sehen wünsche.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von W. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 40. Stuttgart und Leipzig.

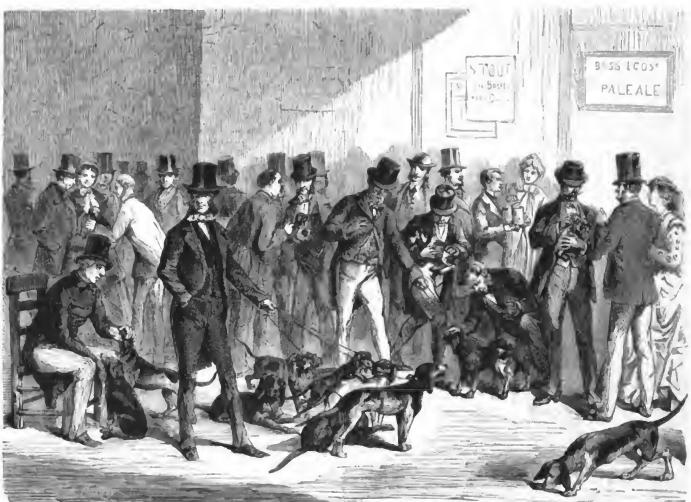
Ein dunkles Dichterleben.

Skizze

von

Karl Jastrow.

Ein heiterer warmer Frühlingstag vor nun bald hundert Jahren war, als ein kräftiger junger Mann von ungefähr dreißig Jahren in einem ein wenig fadenscheinigen Anzuge durch die mit üppiger Fruchtbarkeit und Naturschönheiten aller Art gesegneten Gauen des Neckargebiets schritt. Das Aeußere des Wanderers war wohl geeignet, die Blicke der ihm Begegnenden auf sich zu ziehen. Das üppige Lockenhaar, die feurigen geistvollen Augen, die hohe Stirn, die stolze aufrechte Haltung verliehen ihm das Aussehen eines Mannes von Bedeutung. Muth und Selbstvertrauen sprachen aus jeder seiner Bewegungen. Es war nur schade, daß um das volle Kinn jener eigenthümliche Zug lag, welcher auch dem nicht in die



Eine Hundeversteigerung in London. (S. 474.)

Digitized by Google

Geheimnisse der Physiognomie Eingeweihten den Hang zu Ausschweifungen und sinnlichen Vergnügungen verrath.

Trotzdem gehörte der junge, rasthlos dahinschreitende Mann zu den bevorzugteren Naturen dieser Erde, vielleicht auch zu den unglücklichen Naturen, — wie man es eben nimmt. Nur konnte er nie ganz unglücklich sein, da ihm die Gabe verliehen war, im tiefsten Weh, wo der gewöhnliche Mann verstummt, nach sein Leid im Liede auszuhauchen. Er war ein Dichter. Damit ist Alles gesagt.

Und wer ihn gesehen hätte, wie er Angesichts des herrlichen Wartberges und des prächtigen Städtchens mit den 190 Fuß hohen gothischen Thurm an seinem Fuße das schmucklose Schreibtäfelchen hervorzog und einige Worte mit fliegender Hand darin niederschrieb und wer sie dann gehört hatte, diese einfachen und doch so bildhaften Worte:

Da kommt er nun wieder,
Der Jüngling des Himmels,
Und schüttet auf seinen Lieben
Gesegnet Thau in die Kelche
Der dürstenden Blümchen im Thal;
Er schaut sie an,
Es lauschen die Fürste,
Fürstlich vom Pferd!
Die Hütte erbeben.

der hätte wohl seinen Augenblick an seiner poetischen Begabung gezweifelt.

Rüstig schritt er auf der breiten Landstraße vorwärts, bis er an das graue mittelalterliche Thor jenes Städchens gelangte, welches siebenzehn Jahre später Heinrich von Meiß zum Orte der Handlung seiner liebkosenden Dichtung machte *). Noch einmal blieb er stehen und warf einen Blick auf die reizenden Gärten des heilbronner Thalkessels zurück, in welchem er mit Entzücken den Tag über hingewandert war, wo er die Bäume gesehen hatte „in silberweißen Düften, die der Käfer wonnesummend trinkt“ und

„Den Neckar blau verübergehen,
Zu dem Geld der Abendsonne glühend.“

Seine Stirn wurde nachdenklich und das tiefe dunkle Auge umflorte sich, als er in den engen, schiefwinkligen Straßen des Städtchens hinschritt, wo Gott von Berlichingen gelitten und der Bauernkrieg gewüthet.

Es umfaßten dunkle Wolken sein, die über seine Seele hingingen. Sein Auge blickte finster. Ein bitterer Zug lagerte sich um die Mundwinkel. Der Eindruck der alten grauen Mauern, zwischen denen er hinschritt, war es wohl nicht allein, das hätte den Uebergang von fröhlichster Heiterkeit zur Schwermuth keineswegs in so schroffer, unvermittelter Weise veranlaßt. Das Weh lag tiefer und schwerzte um so mehr, als der geniale, feurige Mann es wohl zum größten Theil selbst hervorgerufen. Seine ungezügelte Einbildungskraft, sein glühendes Naturell, das allzu empfänglich entzündbare Herz hatten ihn an dem üppigen Hofe eines Herzogs Karl von Württemberg aus einer Verirrung in die andere stürzen lassen. Seiner armen Gattin war darüber das Herz gebrochen. Sie vermochte das zügellose Treiben des Unbelosen in ihrem einfachen, auf das streng Sittliche gerichteten Sinn nicht mehr zu ertragen. Finsterer Schwermuth anheimgefallen war sie mit ihren Kindern in das elterliche Haus zurückgekehrt. Den Leichtsinnigen aber hatte das Verdammungsurtheil der Welt getroffen. Der Herzog hatte nicht umhin können, den talentvollen Dichter seines anstößigen Lebenswandels wegen mit einer fühlbaren Gefangnißhaft zu bestrafen. Die Rache des Eingekerkerten bestand in einem Spottgedicht auf die Höflinge, deren Anregnen er wohl hauptsächlich das ihn betreffene Mißgeschick zu verdanken hatte. Die Folge davon war, daß er die einträgliche Stelle eines Musikdirektors und Organisten, welche er am Hofe des Herzogs bekleidete, verlor und des Landes verwiesen wurde.

An alles dieß dachte er wohl, als er nun mittellos und unbekannt in Heilbronn einzog, nicht wissend, woher er das Geld zu einem bescheidenen Mittagsmahle und zu einem Lager für die Nacht nehmen sollte. Sein ganzes Vermögen hatte, als er von Ludwigsburg aus die Grenze überschritt, in nicht mehr als einem Thaler bestanden, und dieser war auf dem Wege nach Heilbronn drauf gegangen. War es ein Wunder, daß er mit sorgenvollem Blicke in die Zukunft sah?

Er kam auf den von altertümlichen, aber stattlichen Gebäuden umgebenen Marktplatz. Mit dem durchgedrückten Auge eines Künstlers schaute er zu dem prächtigen Rathhausthurme mit der kunstvollen Uhr empor. Sein Blick schweifte über die Giebelhäuser weg, blieb dann auf dem gothischen Thurm der Stadtkirche haften, welche durch ihre herrlichen Glasmalereien die reiche innere Ausstattung verrieth, aber sein Antlitz wurde nicht freier, die Stirn nicht klarer. Erst als zu den geöffneten Fenstern eines der zierlich gebauten Häuser heraus die Klänge eines Pianoforte sein Ohr berührten, flammte es in seinem Auge auf. Die Wangen überflog ein helles Roth, die schlanke Gestalt hob sich höher, und mit elastischen Schritte begab er sich quer über den Platz nach dem Hause, in welchem der heiligen Tonkunst gehuldigt wurde.

Er fühlte kein Ermatten, fühlte nicht Hunger und Durst mehr. Er dachte nur daran, wie lange es schon her, daß die gelenken Finger seine Taste mehr berührt hatten. Die gebrückte Seele lechzte nach dem Augenblick, in welchem sie ihr Leid und Weh in Töne ausbauchen konnte. Wie hatte er, der eifrigste Jünger Polydamus'o, es über sich gewinnen können, ein so ausgezeichnet vortreffliches Instrument, wie es sich hier vernehmen ließ, nicht auf einen Moment zum Tummelplatze seiner wild durcheinander wogenden Gefühle zu machen?

„Göttin der Tonkunst, auf purpurnen Schwingen
Kamst Du von Sion zu Menschen herab;
Lehrtest sie hören und spielen und singen,
Gissis in die Harfe, die Zora Dir gab.“

Er flüsterte diese seine Ode an die Tonkunst fast unbewußt vor sich hin, während er die breite, mit Matten belegte Hausbrettreppe emporstieg. Ohne um im Geringsten daran zu denken, daß seine Toilette nicht einmal den solchen Anforderungen eines bürgerlichen Familienkreises entspricht, tritt er in den mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Musiksalon des reichen Kaufmanns und Rathsherrn Kleinstetter. Der Herr des Hauses im Sammetschlafrock, mit einem Käppchen von ähnlichem Stoffe auf dem Kopfe und perlengestickten Schuhen an den Füßen, saß neben seiner Tochter, in schwere Seide gekleideten Gemahlin auf dem Divan. Beide lauschen mit andächtigem Entzücken dem Spiel ihres Töchterchens, eines zehnjährigen Mädchens mit blauen Augen und krausem Lockenhaar, welches im langsamen Takte ein Trio von Haydn, der sich zu jener Zeit bereits eines guten Rufes erfreute, abklimperte. Der Spielerin zur Seite stand der Musiklehrer, ein magerer, schwindsüchtig aussehender Herr im feinen schwarzen Anzuge, der mit der Rechten den Taktstock schwang und ein außerordentlich würdevolles Antlitz zeigte. Der eintretende Gast in der bestandenen und mit dem Schmutz der Landstraße behaften Kleidung sah jedoch nur das prächtige, kunstvoll verzierte Instrument. Lebhaften Schrittes, mit glänzenden Augen nähert er sich demselben und nöthigt, während der Musiklehrer mit offenem Munde dreist schaut, das kleine Mädchen mit einem kurzen, freundlichen „wollen Sie gütigst erlauben?“ zum Aufstehen. Und in der That macht die Kleine ihn richtiger Vorgehalt bloß, was das kommen soll, den Platz frei, in welchen sich der unerwartete Gast so gemächlich, als verstände sich das Alles von selbst, niederläßt und zu präludiren beginnt.

Vater, Mutter und Hauslehrer sehen sich erstaunt an und schütteln die Köpfe, mit bedenklichen Blicken den Klavierspieler musternd. Dieser nimmt jedoch keine Notiz von dem Aufsehen, welches er hervorgerufen. Er scheint überhaupt die Welt um sich herum vergessen zu haben. Die wenigen kräftigen Finger wühlen in den Tasten, rufen einen Sturm von harmonischen Akkorden-Verbindungen hervor, zaubern Melodien voll unbeschreiblicher Zartheit und Lieblichkeit in's Leben. Immer begeisterter, seelenvoller, tertiefter wird sein Spiel. Bald klingt es wie Gewitterton, bald wie Waldesrauschen und in der Ferne verhallender Harfenklang. Der Ausdruck der Verzweiflung in den Zügen der Zuhörer weicht allmälig dem der Verwunderung. In der Haltung des Musiklehrers drückt sich eine gewisse ehrerbietige Scheu aus. Der würdige, von seiner Kunst so vortheilhaft denkende Maestro hat seinen Meister gefunden. Er steht regungslos und lauscht mit verhaltenem Athem dem wunderbaren Spiel. Das kleine Lockenköpfchen macht ein Gesicht, als wäre es in eine fremde, reizende Märchenwelt versetzt. Die korpulente Frau Mama hat aufgeschwollen die Hände gefaltet und wiegt mit dem Köpfe den Takt zu dieser bezaubernden Musik. Dem Hausherrn wird es jedoch bald unmöglich, zu alle dem länger zu schweigen. Er geht auf den Virtuosen zu und klopft ihm leise mit wohlwollendem Lächeln auf die Schulter, welche Manipulation sich denn auch von so vortrefflicher Wirkung erweist, daß der Fremde sein Spiel mit einer grellen Dissonanz abbricht und jäh zusammenfahrend von seinem Stuhle emporschnellt.

„Um Vergebung, mein Herr! . . . lassen Sie sich durchaus nicht stören! aber Ihr Name, wenn ich so unbescheiden sein darf?“

„Ich heiße Christian Friedrich Daniel Schubart!“ erwidert der Musiker, „haben Sie noch nichts von mir gehört?“

„Christian — Friedrich — Daniel — Schubart,“ wiederholt der Hausherr langsam und nachdenklich, „nein!“ setzt er kopfschüttelnd hinzu, „aber Sie sind jedenfalls ein bedeutender Musiker?“

„Ich war am Hofe des Herzogs von Württemberg mit dem Amte eines Organisten und Musikdirectors betraut, aber ich habe auch bereits mehrere Gedichtsammlungen veröffentlicht. Ist Ihnen noch nichts von meinen Werken zu Gesicht gekommen?“

„O, Sie sind jedenfalls als Musiker bedeutender!“ unterbrach Herr Kleinstetter den Sprecher, „lassen Sie das Dichten und Kritisiren! . . . 's hat noch Niemand zum Segen gereicht. Widmen Sie sich ganz der

*) Das Käthchen von Heilbronn.

Digitized by Google

Musik! ich stehe Ihnen dafür, daß Sie einer der ersten Komponisten der Neuzeit werden, wie Sie bereits einer der ersten Virtuosen sind."

„Ja! Sie haben eine meisterhafte Technik und viel Ausdruck, viel Gefühl und eine bewundernswürdige Originalität!" bestätigte der Lehrer.

„O! meine Gedichte haben auch bereits in weiten Kreisen Anerkennung gefunden. Ich habe deren mehrere in Musik gesetzt!" bemerkte Schubart.

„Haben Sie denn noch nicht eins oder das andere —"

„Wir lesen grundsätzlich nicht Gedichte, weil wir dieselben nicht lieben!" wiederholte die Hausfrau im gereizten Tone, „aber wenn es Ihnen gefällig ist, so spielen Sie noch ein Stückchen!"

Der Künstler nahm seinen Sitz wieder ein. Die Hände glitten von Neuem mit zauberhafter Geschwindigkeit über die Tasten. Wieder klangen die süßen Töne, die vom Schmerz und Weh des Lebens, vom Glück der Liebe, von allem Hohen und Niederen, was die Menschenbrust bewegt, erzählten; und wieder hatte der Virtuose sich der angestrengtesten Aufmerksamkeit seines kleinen Zuhörer zu erfreuen. Als er endlich ermüdet abbrach und sich von seinem Platze erhoben wollte, fragte der Hausherr mit einem lächelnden Blick auf das reduzirte Aeußere des Gastes: „Wohin geht Ihre Reise, wenn ich mir diese Frage erlauben darf?"

„Das weiß ich noch nicht! . . . ich habe bis jetzt weder ein Ziel, noch einen bestimmten Reisepaß . . . Ich habe auch keine Heimat mehr, denn man hat mich des Landes verwiesen. So führe ich das Leben eines Vagabunden, wandere lustig in die Welt hinein! . . . wo ich morgen zu dieser Stunde bin, weiß ich heut noch nicht! . . . und ich gestehe Ihnen offen, es gefällt mir dieses regellose Umherschweifen nicht übel. Es liegt ein unbeschreiblicher poetischer Reiz darin, der sich mit nichts in der Welt vergleichen läßt."

„Ah! thun Sie doch das nicht," mahnte der Hausherr. „Das abenteuerliche Umherschweifen von einem Orte zum andern ist für ein so bedeutendes Talent, wie das Ihre, geradezu Gift. Je produktiver eine Künstlernatur ist, desto mehr bedarf sie einer geregelten Thätigkeit, einer sorgenfreieren durch dieselbe gesicherten Existenz und einer glücklichen Häuslichkeit. Sind Sie verheiratet?"

„Habe Weib und Kinder in Ludwigsburg zurückgelassen!" lautete die Antwort.

„Aber welches sind denn die Ursachen Ihrer Entlassung aus dem guten Amte, welches Sie bekleideten, und warum wurden Sie des Landes verwiesen?" fragte die neugierige Frau Kleinstetter.

„Warum? Da lieber Gott, weil ich den Becher der Freuden ein wenig zu voll nahm und ihn ein wenig häufig hinunterstürzte! weil ich mit meiner feurigen Einbildungskraft einen Frühling nach dem andern in meinem Herzen entzündete und dadurch der schalen Welt meiner Umgebung den frostigen Winter störte, und weil ich jung blieb und Kraft genug besaß, die alternde Welt um mich herum mit der immerfrischen Stechapfelblüte der Satyre zu vergiften. O, meine Gute! es gab so viele Gründe!"

„Ich schließe aus ihren Worten, daß Sie hin und wieder gegen Zucht und gute Sitte gefrevelt haben und Diejenigen, welche es gut mit Ihnen meinten und Sie auf den Weg des Heils zurückführen wollten, verspottet und verletzt haben! wie?" nahm die Hausfrau das Wort.

„Gott weiß es, ich bin nicht boshaft," bestimmte der Dichter, die Hand aufs Herz legend. „Ich habe menschlich gefehlt und menschlich gedacht, aber durch alle meine Handlungen blitzte jener Strahl aus Gottes Flammenangesicht, den die Menschen Genie nennen. Ich habe Fehler, aber sie liegen in meinem Temperament, keineswegs in meinem Herzen!"

„Um so mehr haben Sie Ursache, sich zusammen zu nehmen," versetzte die Hausfrau mit affektirter Würde, „und Sie müssen sich bekehren und Ihre Temperamentsfehler abzulegen suchen, damit das Herz nicht ergriffen und von ihnen angefressen und verdorben wird."

„Aber das ist doch kein Grund, Sie aus Amt und Brod und schließlich noch aus dem Lande zu jagen?" meinte Kleinstetter bedächtig.

„Gott weiß, was man dem wankelmüthigen Herzog Alles über mich in die Ohren geflüstert haben mag," erwiederte Schubart. „Genug, man wollte mich hängen und fand nun auch bald den Strick. Vielleicht hat's mit der Entlassung sein Bewenden behalten, wenn ich nicht ein Gedicht verfaßt und darin den Herzog mit saumt seinem ganzen Hofpersonal verspottet hätte."

„Hm, hm!" brummte Herr Kleinstetter, „man muß seine Talente nur zum Nutzen seiner Nebenmenschen, nicht aber zu ihrem Schaden ausbilden. Ich begreife das übrigens nicht, so ein tüchtiger Musiker, wie Sie sind — und verderben Ihre Zeit mit derlei nichtsnutzigen Schreibereien!"

„Haben Sie nicht von diesem Gedicht gehört?" fragte Schubart lachend, „es hat allgemeines Aufsehen erregt."

„Ich kümmere mich nicht um die Poesie," brummte der würdige Rathsherr. „Alles, was Recht heißt, ist mir verhaßt."

„Auch nicht von meiner Parodie auf die Litanei?" fragte der Künstler weiter.

„Die Religion haben Sie auch verspottet?" fragte Frau Kleinstetter entrüstet. „Nun wundert es mich nicht mehr, daß Sie des Landes verwiesen sind. Pfui! . . . wenn ich Ihnen gleich nur sehr wenig Gutes zugetraut habe, aber hämische Anspielungen auf unseren heiligen Glauben hätte ich von Ihnen nicht erwartet."

Der Dichter wollte eben in einer langen Rede seine Gründe für und gegen diese Meinung entwickeln, allein der Hausherr unterbrach ihn mit einer abwehrenden Bewegung und sagte: „Lassen wir die Religion und die Poesie vorläufig bei Seite. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, mein guter Herr Musikdirektor! lassen Sie sich in unserer Stadt häuslich nieder. Ich verschaffe Ihnen die Organistenstelle an unserer prächtigen St. Kiliauskirche, der schönsten Kirche weit und breit. Wenn Sie außerdem die einige Stunden in der Woche Unterricht im Pianoforte-spiel ertheilen, werden Sie eine genügende Existenz haben. Bis Sie sich in den hiesigen Verhältnissen zurechtgefunden und eingerichtet haben, drei ich Ihnen eine Freistätte in meinem Hause an. Ihr Zimmer, welches nach dem Garten hinaus liegt, läßt in Bezug auf Bequemlichkeit und Comfort nichts zu wünschen übrig. Sie essen und trinken mit uns an der Familientafel und verpflichten sich nur, meine Kleinen täglich eine oder zwei Stunden im Klavierspiel zu unterrichten. Was meinen Sie zu diesem Vorschlag, mein Herr Musikdirektor?"

„Muß muß ich jedoch zur Bedingung machen, mein Herr Virtuose," schaltete Frau Kleinstetter ein, „keine Spöttereien und Witzeleien auf mein Haus, meine Familie oder was Sie sonst hier sehen und hören mögen!"

Der Künstler lächelte und sah schweigend vor sich nieder.

„Nun, was ist Ihre Meinung, Herr Musikdirektor?" drängte Kleinstetter.

„Ich werde es mir überlegen," lautete die kühle Antwort des Dichters.

„Nun — da wäre doch eigentlich nichts zu überlegen," warf der Hausherr verstimmt hin, während er mit einem halben Lächeln, in welchem es wie mühsam unterdrückte Ironie spielte, die arg mitgenommene Kleidung des Gastes musterte, „glaube kaum, daß man Euch hier zu Lande mit ähnlichen Anträgen überstürzen wird."

„Vielleicht! ich will's mir doch überlegen. Morgen um diese Zeit sollen Sie meine bestimmte Entscheidung haben. Bis dahin bin ich so frei, die mir so freundlich angetragene Gastfreundschaft anzunehmen."

„Nun — meinetwegen!" nickte Kleinstetter. „Zwingen kann ich Euch nicht. Freie Hand sollt Ihr haben!"

Der ermüdete Wanderer machte es sich in den freundlichen, sonnigen Stubben, welches auf den Garten hinausging, bequem, aß und trank mit gutem Appetit, wie er's von Hause aus gewohnt war und beschied sich an diesem Tage, gleich nachdem die Mittagstafel aufgehoben war und der pechschwarze Mohrkatzat aus der feinen Porzellankanne seine aromatischen Wolken entsendete, den Hausherrn dahin, daß er unter keinen Umständen gewillt sei, in hindender Verhältnisse einzutreten, denen glücklich entronnen zu sein er seinem Schöpfer preise. Er wolle die Organistenstelle an der St. Kiliauskirche verwalten, so lange es ihm gefiele, und Unterricht ertheilen, so lange es ihm Vergnügen mache, nachher indessen seinen Wanderstab weitersetzen. Aber nur kein Amt! . . . um Gotteswillen kein Amt mehr. Frei wolle er sein, frei wie der Vogel in der Luft, der singend, wie der Hauch der Natur es ihm eingegeben, von Zweig zu Zweig, vom Baum zum Busche flog; frei wie der Schmetterling, der nektarsaugend vom Blumenkelch zur Blütenkrone flatterte! heute hier — morgen dort! unstet und flüchtig und ruhelos, wie es der Fluch der Doppelnatur, unter dem er stufte, mit sich brachte, aber dennoch glücklich, weil es ihm vergönnt war, unablässig die Verhältnisse um sich her zu ändern und nach seinem genialen Sinne umzugestalten, anstatt ein Sklave dieser Verhältnisse zu werden, wie tausend mittelmäßige Naturen, und bei der das Wohl seines Gastes so väterlich besorgte Hausherr musste den Eigensinnigen gewähren lassen.

Und richtig hielt er's auch nicht lange im Hause seiner würdigen Protektors aus. Das kleine mittelalterliche Städtchen mit seinen einfachen genügsamen Bewohnern verwochte ihn auf die Dauer nicht zu fesseln. Schöner war es draußen in den grünen sonnerlichen Thälern, durch welche der romantische Neckarstrom seine blauen Wellen dem Urvater Rhein zuführte. Es gab noch so manches reizende Städtchen an seinen Ufern. Da war das sagenumrankte Heidelberg mit seinen historischen Denkwürdigkeiten und seinen von Epheu umsponnenen Ruinentrümmern; das industrielle Mannheim mit seinen schnurgeraden Straßen und dem massenhaften Kleinhandel, und Neckargemünd und Schwetzingen und tausend sonstige Dörfchen und Flecken, die in den reizenden Neckarthale wie Perlen und Diamanten in ein grünes sammtenes Schmuckkästchen eingefügt waren. Und überall offneten sich dem liebenswürdigen Abenteurer, der durch sein geselliges Talent und sein herrliches Klavierspiel alle Herzen bezauberte, Thor und Thüren. Ueberall fand er die freundlichste Aufnahme, die zuvorkommendste Ruinenfreundschaft, den reichsten Lohn für seine Mühewaltungen. Und dabei war er frei, so frei, wie er's in seinen

Digitized by Google

seligsten Stunden getrunken, ewig glücklich, ein Priester im Tempel jener Göttin, die er so unvergleichlich besungen:

„O Freiheit, Freiheit! Gottes Schooß ernstlegen,
Du alter Wesen seligstes Vergnügen,
An lauterschatten Brunnen rich,
Machst du die Menschen Göttern gleich."
— — — — — — — — — —

Aber die Schatten zogen wieder über die vom Glück betäubte Seele hin. Erst langsam, dann schneller und in dichteren Wolken. Aus der Tiefe seiner Seele klang es herauf: „Weg mit den Vorspiegelungen Deiner erregten Einbildungskraft. Du bist nicht frei! Derjenige, dessen Erinnerung in schuldbefleckte Stunden taucht, ist gefesselt, schimmer als Prometheus an seinen Felsen; denn es gibt keine grausamere Tyrannei, als die Sünde. Ja, wahrlich! Du — du schuldlos und rein, wie in den sonnigen Stunden Deiner Kindheit, dann würdest Du mit einem Entzücken, wie es nur Engel empfinden, die freie milde Luft des Maimondes athmen und in ungeteilter kindlicher Lust Zink in seinen Düften beraulchen. Wie anders jetzt, wo die Gespenster Deiner Verirrungen Dich umgaukeln und der Gedanke an die schwergekränkte Gattin sein düsteres Schlaglicht auf Deine Bahn wirft."

Stunden bitterer Reue kamen, Stunden voller Zweifel und Seelenmarter:

„Bergiß mir's, vergiß mir's,
Schäfer des Frühlings,
Wenn ich in bebender Rechte
Mein Antlitz berg' und weine."

Wieder einlenken wollte er in die Bahn des Wahren und Rechten. Ein guter, edler Mensch wollte er werden, die Gattin, der er das Leben zur Hölle gemacht, um Verzeihung bitten, seinen Kindern ein lieber Vater sein. In einer ernsten gereiften Thätigkeit wollte er für das Wohl der Menschheit wirken. Eine Zeitung, ein echtes Volksblatt wollte er gründen mit buchaus ehrenwerther Tendenz, und Politik, Literatur und Kunst sollten darin ihre Vertretung finden. Des plastischen Umherwanderns war er überdrüssig geworden. Mehr als je sehnte er sich nach Häuslichkeit, Frieden und Familienglück. Und doch war es jetzt zu seinem Wanderleben gezwungen, das ihm bis vor Kurzem so reizend und poetisch erschienen war. Er suchte nach einem geeigneten Orte, von wo aus er die Strahlen seines Genies in die Welt entsenden konnte. Gepreßten Herzens wanderte er nach München, ohne hier zu finden, was er brauchte. Von da begab er sich nach Augsburg, müde und matt zum Sterben. Während dieses ruhelosen Umherschweifens mögen die Oden und wenigstens die leichtigsten Strophen seiner lyrischen Rhapsodie „Der ewige Jude" entstanden sein, die zu seinen besten Gedichten zählt und ganz seiner damaligen düsteren Stimmung entspricht:

„Ein schwarzer schlummerloser
Damen geißelt sein Tisch, Khadver,
Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Gräberruhe Trost ist Ihr verlagt!"
— — — — — — — — — —

Aber es fand in Augsburg, was ihm Roth that, Freunde und Gönner, die ihn unterstützten, und einen Verleger für seine Zeitung, die „Deutsche Chronik", unstreitig einer der bestredigirten Blätter der damaligen Zeit. Sie lieferte den Beweis von seiner vollständigen inneren Umwandlung. Der guten deutschen Sitte und Vaterlandsliebe und Vaterlandsliebe und Einigkeit wurde das Wort geredet, Entzweiung, Ausländerei und Pfaffenumtriebe dagegen an den Pranger gestellt. Mit prophetischen Sinne sang er:

„Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;
Die alte deutsche Sitt' und Art,
In Wort und Wandel treu bewahrt;
Den Christenglauben nie verletzt
Und Wahrheit über Alles schätzt
Nicht Irrmöglichkeit Anklärung nennt,
Weil es die Lendte Gottes kennt;
Wenn Mannskraft, wie zu Hermann's Zeit,
Den Gutel stählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutschland all' dieß thut und hält:
So wird's das erste Land der Welt!" —

Kein Wunder, daß eine Zeitschrift mit solch' ehrenwerther Tendenz sich den Beifall des Volkes im Sturm eroberte, wie es auf der anderen Seite nicht fehlen konnte, daß er Feinde und Neider gegen sich wachrief. In Folge der vielfachen Konflikte mit der ihm feindlich gesinnten Partei, zu welcher auch einige Personen von Bedeutung gehörten, mußte er Augsburg verlassen, und nun wählte er das idyllische Ulm zu seinem ferneren Aufenthalt. Mit Ernst setzte er hier das begonnene Werk fort. Die Zahl der Abonnenten auf seine Chronik vergrößerte sich mit jedem Tage. Er durfte seine Existenz als gesichert betrachten, eine Existenz, die einer Thätigkeit entsprang, welche seinen Fähigkeiten und Neigungen durchaus angemessen war. So schrieb er denn an die sanfte, treue Gattin, daß sie noch einmal zu verzeihen und lieferte ihr den Beweis von seiner aufrichtigen und wahren Reue:

„Ach, schwarz und blutig stürzt die Thräne
Mir ohne Unterlaß von bleicher Wange,
Denn ich — ich hab' in öder Mitternacht
Das Trauerwort gehört: Nicht würdig
Warst Du jetzt eines Weibes." —

Und die schöne, edle Frauenseele in ihrer unermeßlichen Güte kehrte zu dem Reuigen zurück, verzieh ihm von Herzen und schuf ihm die süße reizende Häuslichkeit, deren er zur Pflege seines dichterischen Talentes so dringend bedurfte. Er war nun wieder ein zärtlicher Vater seinen Kindern, ein treuer, aufmerksamer Gatte. Sein Ansehen wuchs mit jedem Tage. Ulmd literarische Welt sah in ihm ihren Konzentrationspunkt, das Publikum ehrte und bewunderte ihn. Er war glücklich. Seine Muse feierte ihre schönsten Triumphe. Die heitersten Lieder voll unvergänglicher Anmuth und Frische entsprangen dieser Periode, der glücklichsten seines Lebens. Lieder, wie „Der erste Schnee", — „Das Schwabenmädchen", — „Der glückliche Ehemann", — „Die Linde", — „Der zufriedene Bauer" und „Das schwäbische Bauernlied" werden wegen des Ausdruckes unmittelbarer Empfindung noch lange Zeit Geltung haben, wie sie in Bezug auf Formvollendung und Fluß der Sprache nicht selten den besten Erzeugnissen unserer Literatur an die Seite gestellt werden. — Doch

„Des Lebens unmelsche Freude
Ward keinem Sterblichen zu Theil!"

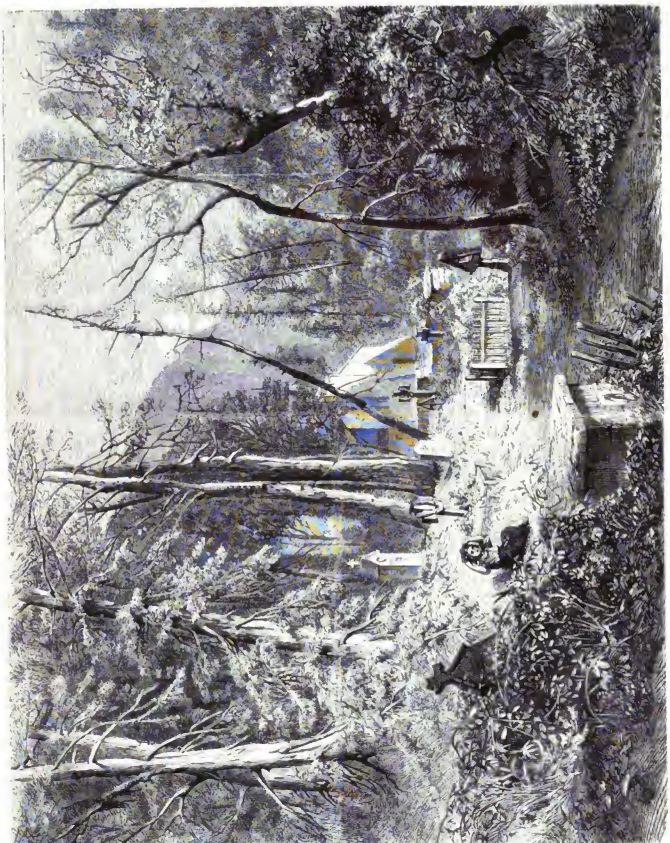
Düstere Wetterwolken zogen sich über dem Haupte des nichtsahnenden Dichters zusammen, und eines Tages, als er ruhig arbeitend in seinem Studirstübchen saß, teat das Schicksal in Gestalt des Klostereamtmanns von Blaubeuren zu ihm ein. Der Besucher hatte so viel von dem berühmten Zeitungsschreiber und Dichter gehört, war es daher auffällig, wenn er die persönliche Bekanntschaft des Dichters machen wollte?

Man sprach über Religion und Politik, über Literatur und Kunst. Man gefiel einander, und der Klosteramtmann erbat es sich als eine besondere Gunst, den berühmten Dichter in seinem Hause bewirthen zu dürfen. Schubart kam der Einladung nach und hatte sich der beben Aufnahme im Hause des Freundes zu erfreuen. Dann machten die Beiden einen Ausflug auf württembergisches Gebiet. Mitten auf der winterlichen Landstraße wied bee leichte zweisitzige Wagen plötzlich von Gendarmen angehalten, der Dichter in höflicher Weise zum Aussteigen veranlaßt und ihm sodann kurz und bündig erklärt, daß er auf Befehl des Herzogs Karl von Württemberg verhaftet sei.

Das war ein Donnerschlag für den Aermen, der die Schmähschrift, welche er einst in streitsüchtiger Laune entworfen, längst vergessen glaubte. Was es möglich, daß der Herzog ihm diesen kleinen Verstoß gegen die höfische Sitte jahrelang nachtragen konnte? oder hatten seine Feinde ihn bei Karl verleumdet, ihm durch ihre Intriguen eine Grube gegraben? er sann nach, ob er irgend etwas geschrieben, was der Herzog als beleidigend für seine Person hätte auffassen und seine Gegner als Waffe wider ihn hätten benutzen können, doch wollte ihm keine bestimmte Wilen nichts einfallen. Vergebens bat er seine Begleiter, ihm den Grund seiner Verhaftung zu sagen. Vergebens beschwor er sie, ihn noch ein einziges Mal zu seiner Familie zurückkehren zu lassen, um sein Haus bestellen zu können. Die Schergen blieben stumm. Sie hatten gemessene Weisungen und verstießen ihn keinen Augenblick. In einem verschlossenen Wagen ging die Reise vor sich, Berg auf, Berg nieder, bis sich vor den Augen des armen Verbannten der tausend Fuß hohe, freistehende Hohenasperg erhob, von dessen Gipfel herab die trotzige Zwingveste Hohenasperg ihre düsteren Schlagschatten warf.

Eine enge Zelle mit schmalem vergitterten Fenster nahm ihn auf. Wenn er den niederen Schemel an das letztere rückte, konnte er weit hinaus sehen in das reizende Neckarthal, aber das war auch Alles, was man ihm von Gottes schöner Welt gelassen. Vergeblich harrte er eines Urtheils- oder Rechtsspruches, vergeblich einer Nachricht von seinen Lieben. Er zermarterte immer wieder von Neuem sein Hirn, um die Ursache seiner Gefangenhaltung zu ergründen. Er hatte allerdings in seiner Chronik nicht immer eine maßvolle Sprache angestrebt, Ungestüm und leidenschaftlich, von der Eingebung des Augenblicks beherrscht und in Extremen hin und her schwankend, war wohl Manches in die Welt geschickt worden, was bei Lesern von milderer Auffassung Anstoß erregt hatte, so die falsche Nachricht von dem Tode der Kaiserin Maria Theresia, welche Nachricht er, ohne zu prüfen, verbreitet und die natürlich in Hof- und Beamtenkreisen allseitige Verstimmung hervorgerufen. Alles das ging ihm im Kopfe herum, ohne ihn klar sehen zu lassen. Stunde auf Stunde, Tag auf Tag schwand dahin, einförmig und freudenleer, in tödtlicher qualvoller Langeweile. Der Unglückliche hat um Papier und Federn, um die im Herzen aufsteigenden Lieder niederschreiben und sich von dem qualvollen Drucke, der auf seiner Seele lastete, durch den Quell der Poesie befreien zu können, aber seine Kerkermeister gabenihm in höhnischer Weise den Rath, das Dichten an den Nagel zu hängen, indem er ja genug Unheil mit seinem „Singsang" angerichtet habe. Er hat um Bücher.

Digitized by Google



Zur Jagdzeit im Gebirge. Originalzeichnung von Julius Diez. (S. 475.)

Digitized by Google

um den rastlosen, nach Nahrung verlangenden Geist befriedigen zu können, und dieses Bedürfniß war fast unerhört. Eines Tages wurde ihm ein Haufen mehr oder weniger voluminöser Bücher in einem großen Korbe hereingeschleppt. Er hatte kaum Zeit anzudeuten wohin sie ihm Behufs der Lektüre, Unterhaltung und Belehrung zu verbreiten, schon waren die schwellenden Bände. Begierig näherte er sich den geistigen Schätzen und schlug in beinahe fieberhafter Spannung die Titelseite des ersten besten Buches auf; allein die Täuschung war eine fürchterliche: „Speisezettel“ für alle Seelen, welche da hungert und dürstet nach dem himmlischen Manna, von Emanuel Gottlieb Leyhmann“ sprang ihm mit fetter Schrift in die Augen, und entmuthigt ließ er das schwere Buch fallen. Nicht besser erging es ihm beim zweiten, beim dritten, vierten. Die Schatzkästlein, Rothanker, Seelenborne, Krankentröste und Führer zum Paradiese nahmen kein Ende. Kein Buch, das vom Hauche wahrer Gottesfurcht im Sinne einer großartigen Weltanschauung durchweht gewesen wäre. In der verzeihenden Langmeile, die ihn peinigte, griff er endlich danach, und — es konnte kein geeigneteres Mittel geben, diese reiche, feurige Einbildungskraft auf Abwege zu leiten. Die Geheimnisse der Religion, die Anschauung Gottes vermöge innerer unmittelbarer Erleuchtung ohne Hülfe des Glaubens wurden seine Lieblingsideen und brachten ihn in Gefahr, im Pantheismus zu verfallen. Mehrere seiner religiösen Gedichte entstammen dieser Zeit, aber auch die mehrmüthigen Klagelieder, in denen er sein Herzerleiden betrauert, entsprangen den düsteren Stimmungen, die ihn auf der unheimlichen Bergveste heimsuchten:

„Todtenberg ist der Ort, wo ich gefangen bin,
In Banden wein' ich hier mein Trauerleben hin.“
— — — — — — — — — — —

vor Allem das aus der Tiefe der leidenden Seele geschöpfte Lied: „Der Gefangene“, welches mehr als jedes andere den Ausdruck individuellster Stimmung trägt:

„Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durch's schwarze Eisengitter
Starrt ich lernen Himmel an,
Und seufz' und weine bitter.

Mag leben nicht die Blümlein blühn,
Nicht säuseln Lenzes Weben;
Noch lacht Ihr Sonnaria
Im Duft der Bräder beben.

Verachtend wiegt der Abendwind
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht' nur in meinem Zellenduft
Die Erlerche draußen hören.

Was bist mir Thau und Sonnenschein
Im Veilen einer Aster?
Denn nichts ist mein; ach nichts ist mein
Im Muttererdenschooß.“ — —
— — — — — — — — — —

Die Tage kamen und gingen und wurden zu Monden und Jahren, und ein Jahr reihte sich an das andere, bis das Dezennium voll war. Da endlich schlug die Stunde seiner Erlösung. Unvermittelt, wie seine Einkerkerung gewesen, erfolgte seine Entlassung. Herzog Karl empfing ihn in einer Audienz, in welcher er ihm versprach, für ihn zu sorgen und ihm fortan das Leben freundlich zu gestalten. Er mochte fühlen, daß er dem unglücklichen Dichter schweres Unrecht gethan. Welcher Art die gegenseitige Aussprache gewesen, ob der Herzog die Gründe angegeben, welche ihn zu seinem harten Verfahren bewogen, ob Schubart sich gerechtfertigt und seine vollständige Unschuld klar dargelegt, darüber ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Thatsache ist, daß dem Dichter die Stelle eines Direktors der herzoglichen Kapelle und des stuttgarter Theaters übertragen wurde, und daß er in der Fremde über das gnädige Benehmen des Souverains und die glückliche Wendung seines Geschicks allen Groll und jeden Rachegedanken verjagt. Da er gleichzeitig auch seine Chronik in neuer verschönerter Ausgabe erscheinen ließ, und mit größerem Erfolge als je in die Welt hinein sandte, belief sich sein Einkommen auf mehr als viertausend Gulden. Die lange Kerkerhaft war indessen nicht geeignet gewesen, das Hohe und Zarte in seiner Doppelnatur zur vollen Ausbildung zu bringen, daher war dieser günstige Umschlag seiner äußeren Verhältnisse für seine Talente höchst nachtheilig. Die niederen Elemente seines Wesens trugen den Sieg über die edleren Regungen davon. Anstatt den geheimnißvollen Fäden des menschlichen Seelenlebens, den Bahnen philosophischer Forschung nachzuspüren, verlor er sich in Stadien über die Blumen der Weine und die Geheimnisse einer guten Küche, sein Wunder, daß mit zunehmender Leibesfülle die geistige Elastizität und Frische nachließ, gleichzeitig aber auch seine Gesundheit trotz seines blühenden Aussehens eine schwankende wurde. Er fühlte sich alt und ahnte sein nahes Ende:

„Hier in diesem Paradiese
Zieh' ich bald, ach bald mein Grab;
Alt bin ich, und meine Füße
Erlöst schon dieser Dornenstab.

Bald werd' ich die grünen Haine
Und die Hecken nimmer sehn.
Gen, vergiß mir's, wenn ich weine!
Deine Welt ist gar zu schön!

Nachtgallen im Gesträuche,
Trocken in der blauen Luft,
Singt nur, singt mir balden Leiche
Todtenlieder in die Gruft.“ — —

Er hatte richtig geahnt. Am 10. Oktober 1791 erfolgte sein Tod. Kaum vier Jahre lang hatte er sich seines Glückes erfreut. Der schmerzlichsten Wahrnehmung, die es für ein Dichterherz geben kann, sich selbst zu überleben, war er glücklich entgangen. Noch auf seinem Sterbebette ward ihm die Nachricht, mit welchem Enthusiasmus der empfindende, damals zweiundreißigjährige Schiller das erhabene Gedicht „Die Fürstengruft“ aufgenommen. Natürlich, es war dem jungen Titanen, der bereits in den „Räubern“ seinen glühenden Tyrannenhaß niedergelegt hatte, aus der Seele gedichtet. —

Die wahre Größe, die da fortlebt für alle Zeiten, hat der Dichter nicht erreicht. Seine reiche poetische Begabung entbehrte jener Bildung, welche den weisen Maßstab an jedes Erzeugniß der Phantasie legt und die sicherste Bürgschaft leistet, daß der Künstler niemals ungestüm und aufregend wirken, sondern sich damit begnügen will, eine milde Herrschaft auszuüben. Selbstbeherrschung im Leben wie im Gedicht ist immer ein Zeichen der Größe. Sie war es, welche dem Gesangenen von Hohenasperg fehlte.

Ein großartiges, sprühendes Talent leuchtet auch allen seinen Schöpfungen, zugleich aber auch die ungeregelte Kraft, die oft in Schwulst und Formlosigkeit ausartet. Hin und wieder traf er auch den Volkston, und eins der schönsten seiner Lieder in dieser Richtung ist unstreitig das sogenannte Kapliedt: „Kuß, auf! ihr Brüder, und seid fort“, welches er wenige Monate nach seiner Freilassung dichtete, als der Herzog von Württemberg eine Anzahl seiner Unterthanen an die holländisch-ostindische Kompagnie verkaufte. Die höhere Lyrik hat nur wenig gelungene Erzeugnisse seiner Muse aufzuweisen. Außer dem Fragment: „Der ewige Jude“ hat nur der Hymnus „Friedrich der Große“ Anklang gefunden, in welchem der große Todte allerdings in außerordentlich erhabener und begeisterter Weise gefeiert wird. Obwohl er sich nie bis zu der schwungvollen fließenden Weise der Ballade erhob, gelangen ihm doch kleine heitere Erzählungen vorzüglich.

Londoner Hundemarkt.

(Bild S. 469.)

Die Engländer sind große Hundeliebhaber. Nicht bloß die speziell englischen Rassen dieser Vierfüßler, wie z. B. die Bulldoggen, welche mit Stieren erfolgreich kämpfen, sind durch Zucht und Dressur berühmt, sondern auch alle übrigen Arten und Abarten vom kleinen King Charles-Hündchen bis zum großen Schäferhunde erfreuen sich großer und vorzugsweiser Beliebtheit unter Händlern und Käufern. Die Hauptstadt des Landes der Pferde und Hunde, der Steeple-Chase und Fuchsjagden, London, besitzt selbstverständlich auch einen renommirten Markt für diese Steckenpferde englischer Mode und Leidenschaft: jährlich einmal gehen sich die Hundeverkäufer auf allen Theilen der britischen Inseln ein Rendezvous in einem hiezu gemietheten publik-house, und hier werden Angebot und Nachfrage, Kauf und Verkauf, Hausse und Baisse eben so gut gemacht, wie auf dem Markte der Papiere und Gethsorten. Fünf bis sechs Säle des Hauses sind voll von Verkäufern, die, ihre Hunde neben sich, hinter der bar sitzen, und Käufern in den buntesten Nüancen äußerer Erscheinung, auch elegante Damen an der Seite ihrer Gatten, welche nach irgend einem Bologneser oder King Charles-Hündchen suchende, verlangende Blicke werfen. Es ist keine Rasse zu nennen, die hier nicht zu finden wäre; so werden alle Geschmacksrichtungen berücksichtigt, alle Wünsche befriedigt. Erfahrene Sachverständige ertheilen Rath und Urtheil, schätzen die Waare ab und bestimmen die Preiswürdigkeit der Waare. Die besten Züchtungen erhalten Prämien. Der Geschäftsverkehr erreicht nicht selten die Summe von 4—5000 Franken täglich, und die Preise, die man verlangt und zahlt, sind nicht weniger enorm, als die rasche Coursveränderung vom Steigen zum Morgen. Ein kleines Bijou von einem Hündchen, Damenspielzeug, lieblichster Rasse, kauft man heute noch für 1200 Gulden — morgen mag man zufrieden sein, wenn die Summe von 1500 hinreicht, sich in den Besitz des zottigen Zeitvertreibs zu setzen. Wer die im englischen Wesen

Digitized by Google

begründete Liebe zu Pferden und Hunden kennt, wer vielleicht selbst Liebhaber ist und für Hunde edler Rasse eine kleine Schwäche hat, mag solche Preise immerhin enorm finden, aber er wird sonst aus seiner Uebertreibung zeihen können. So gut mancher Spieler Baden-Badens seiner Laune ohne Realität Hunderttausende opfert, eben so wohl und mit mehr Berechtigung mag ein englischer Lord Tausende für ein lebendiges Spielzeug geben, das man in den meisten Fällen noch mit ganzem Herzen liebgewinnen kann.

Der Friedhof im Gebirge.

Von **Arnold Wellmer.**

(Vide S. 473.)

Im Waldgebirge gräuet
Ein Friedhof klein und kühl,
Viel wilde Blumen nicken
Auf Gräbern träumerisch still.

Es rauschen schlanke Fichten
Es tönt im Abendwind — —
Am Ende der Mauer spielet
Ein jung unmündig Kind.

Es flicht aus Grabeshügeln
Sich einen bunten Kranz,
Setzt ihn mit hellem Jubel
Im goldner Locken Glanz.

Ein letztes Sonnenleuchten
Hin über die Gräber sprüht —
Im Arg' und Kranz des Kindes
Ein Himmelsschein glüht.

Bilder von der englischen Landstraße.

Von **G. Priefert.**

I. Der Traktatenmann.

Die Engländer rühmen sich, «the most religious people on earth» zu sein. Es thut dabei gar nichts, daß der Russländer, besonders der ruhige, aber schrecklich denkende Deutsche, dieser Ansicht nicht bestimmen kann, insofern Kirchendienst, Vertheilung von so vielen Tausenden von Bibeln, Gebetbüchern und Traktaten, Straßenpredigen u. s. f. noch nicht Religion im wahren Sinne des Wortes ist. Der Scheibler dieses kennt England lange genug, um zu wissen, wie der Engländer die Religion so zu sagen «handhabt», und er hat noch nie einen vorurtheilsfreien Landsmann gefunden, der nicht, sobald er das gelobteste Albion genuglam kannte, mit ihm absprechend gerunstelt hatte. Ich habe in einem früheren Aufsatze meinen Lesern einen Straßenprediger in London vorgeführt und werde nun ihrem Urtheil einen Vertheiler von Traktaten vorstellen. Das Porträt ist getreu dem Original, das ich seit langer Zeit kenne. —

Es ist ein Tag, der Temperatur Englands eigenthümlich. Jetzt Sonnenschein, klarer, tiefblauer Himmel; jetzt wie durch Zauberschlag hervorgerufene Wolken, schwarz und schwer, die auf euch niederzufallen drohen und das liebe Gestirn des Tages grießgrämlich verhüllen; jetzt schwere Regentropfen, die plötzlich durch die den Sieg wieder gewinnende Sonne in Krystalle verwandelt werden; jetzt wieder klarer Himmel — und ein plötzlicher Sturm, von dem «Niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt»; jetzt eine andere Szenerie, welche es dem allmächtigen Conissenschieber, der Natur, gefällt, dem Auditorium der Menschen, zum und alt, vorzuführen. Eine wundersliche Figur belebt die sonst, wie es scheint, leere Landstraße. Es ist ein magerer, ziemlich großer Mann von etwa vierzig Jahren. Er ist von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet. Es bedarf indessen eines wenig geweckten Beobachters, um zu erkennen, daß die Kleidung von der Art ist, welche der Sohn Britanniä «shabby», der Deutsche aber sodenscheinig nennt. Der Kopf dieses Mannes ist tief herabgebeugt, in der Weise indeß, welche mehr gemacht, als natürlich ausstieht. Er murmelt und die langen, der Seite bedürftigen Hände falten sich ab und zu. In solchen Momenten steht der Mann still, schlägt die Augen «gen Himmel» und nimmt eine theatralisch entzückte Haltung an, welche auf Bühnen sehr niederen Genres zu Hause ist.

Jetzt setzt er sich wieder «en marche». Er sieht sich um; er späht ernstlich vor sich. Was sucht der Mann? — Es ist kein Tiegenes; er ist fern, fern davon, eine «Latterne» zu haben; aber er sucht — Leute! — Leute! — Was mag diese absonderliche Figur von den Leuten wollen? — Betteln er? — Nun, unter uns gesagt, er nimmt, was er kriegen kann; aber betteln ist sein Object nicht. Nein, er will geben; geben will er, was mehr werth ist, als alle Schätze dieser Erde. Um seine dürren Schultern hängt eine lederne Tasche. Sie ist gepfropft voll. Was mag sie enthalten? — Sie ist voll und er scheint noch nicht viel gegeben zu haben. Jetzt ist er an einem Kreuzweg angelangt. Er macht Halt. Die magere Rechte legt sich gemessen über die dicken, schwarzen Augenbrauen. Er lugt aus. Er sucht «Leute».

Glücklicher Mann, da kommt, was Du suchst. Leute kommen! —

Zwei Wanderer sieht er des Weges ziehen.

Nehmen wir die Beiden in Betracht. Es sind zwei ältliche Leute, ein Mann und eine Frau; augenscheinlich Mann und Weib. Sie kehren vom Begräbniß ihres einzigen Sohnes zurück, der bei einer Explosion in einem Kohlenbergwerke um's Leben gekommen ist. Sie gehen schweigend sie einher. Der Schmerz spricht nicht mit der Zunge; er spricht mit zusammengepreßten Lippen, mit Zucken der Gesichtsmuskeln, mit durch Centnerwucht niedergebeugtem Körper — der Schmerz spricht durch Schweigen.

Sie nähern sich, die Beiden und der schwarze Mann mit der ledernen Tasche. Der Eine sieht Alles, die beiden Andern sehen nichts. «Guten Tag, liebe, werthe Leute!» Der das Weib begleitende Mann blickt auf wie Einer, der etwas gehört zu haben scheint, aber nicht weiß, was es sein mag. Das Weib bleibt wie zuvor. «Ihr scheint betrübt zu sein, liebe, werthe Leute!» macht der Mann im schwarzen, sodenscheinigen Anzug. Betrübt! — Wer versteht ihren Schmerz? — Wer hat ein Recht — der Schwarze öffnet seine Ledertasche. Er sieht — zwei Traktate hervor. «Hier ist, was euren Schmerz wie Balsam in der Sonne zerschmelzen lassen wird, liebe, werthe Leute!»

Mit diesen Worten reicht der gütige Geber den tiefgebeugten Eltern zwei Traktate dar.

Es ist etwas Süßes im Schmerz. Er thut weh, bittet weh, aber wir verdammen ihn nicht, wenn er unser Herz durchschneidet; nein, wir halten ihn, rufen ihn, pflegen ihn, nähren ihn — es ist etwas Süßes im Schmerz.

Die beiden armen Eltern! — Meilen sind sie gewandert; sie haben kein Wort gesprochen; sie haben ihr gutes, volles Herz dem Schmerze zum Opfer gegeben; der hat daran genagt; es war bitter, und doch — süß! —

Kann ein Papier, darf ein Papier ihnen ihren Schmerz nehmen? — Der seines einzigen Sohnes beraubte Vater sieht dem Traktatenmann voll in's Gesicht. Es ist nicht ein Blick, der etwas meint, der etwas sagen soll; es ist aber ein Blick, der viel, viel bedeutet.

Das Weib sieht jetzt auf. Sie blickt auf ihren Gatten, dann auf den «wohlthätigen» Traktatengeber, dann wieder auf den Einen, den sie nun nur «Sein», nachdem ihren Sohn die Erde bedeckt, hat als einzige Stütze und als einziges Glück. Sie sieht ihn, der papierenen Gabe gegenüber, leise den Kopf schütteln. Sie senkt das Ihre. Darauf dem Vater nickt, daß er einen religiösen Traktat von der Hand wies. Er sah nicht, was es war. Er war durch eine rohe Stimme aufgestört aus seinem Brüten, daß, so schlimm es immer war, er liebte; sein Kopfschütteln wollte nur sagen: «Laß mich allein, ich leide schwer!»

Beobachten wir jetzt den Traktatenmann.

Das süße Gesicht, das er aufgesucht hatte, als er seine preiswürdige Gabe darbot, hat einem wie Schminke aufgelegten, «gerechten» Erstaunen Platz gemacht. Er richtet sich auf. Sein Blick «donnert».

Nur einen Moment. Jetzt faltet er die dürren Hände und wendet die Augen aufwärts. Seine Lippen bewegen sich. Um eine gewöhnliche Phrase zu benutzen: Gott weiß, was er sagt! — So steht er einige Zeit. Die beiden Eltern aber gehen weiter. Sie haben nichts mit dieser Manne zu thun. Lassen wir sie gehen, die Armen.

Nachdem sie außer Sicht sind, andert der Traktatenmann seine Position. Er sieht, indem er sich umdreht, ihnen nach. Es liegt etwas Schlaues in seinem Blick. Er greift mit der Hand in seine Westentasche und zieht eine altmodische Uhr hervor. Sechs Uhr Abends! — Er nickt mit dem Kopfe; er lächelt. Warum er lächelt, der fromme Mann? — Wir werden sehen. Er dreht sich um und lenkt seine Schritte dem modernen Babel, der Hauptstadt London zu. Er geht schnell. Aller Fürsorge ist verschwunden. Der Mann ist er selbst. Jetzt ist er Mensch und darf es sein. Es ist sechs Uhr Abends; seine «Berufszeit» ist um; sein Geschäft ist abgethan.

Soll er sich nicht ein wenig der Ruhe weihen? — Warum nicht; er ist in der Nähe bemandert, und da steht: Pflegt des Leibes, aber mäßig! — Diese Stelle scheint der Traktatenmann indeß anders auszulegen. Fort gen wir seinem schnellen Schritt und seien wir nicht zu sehr überrascht, ihn in einen «Ginpalast» eintreten zu sehen, nachdem er London erreicht hat.

Seien wir nicht überrascht, ihn eine Stunde später unter dem Einfluß geistiger Getränke nach Hause taumeln zu sehen. «Such things will happen!» sagt der Engländer, mit starkem Accente auf dem «will». Und nun genug vom Traktatenmann, eines der hervorragenden «Mittel zum Zweck» der «most religious nation on earth!»

Digitized by Google

Guten Morgen!

Originalzeichnungen von W. Gröglер.

Auf der Landſtraße.

In ſüßen Träumen.

In der Kaſerne.

Beim Muſenſohn.

Beim Herrn Meiſter.

Auf der Alm.

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Polizeiroman von **Dr. F. Gh. W. Ad-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Obwohl diese unerhörte Beförderung auf dem Boden einer elenden Gaunerherberge ausgesprochen wurde, so verlieh doch die Stimmung, in welcher beide Männer sich hier oben befanden, dieser Ankündigung denselben Ernst und dieselbe Weihe, wie nur eben bei der feierlichen Vorstellung an amtlicher Stätte der Fall sein konnte. Mit bewegten Worten drückte der Konstabler seinen tiefgefühlten Dank aus und folgte dann dem sich rasch abwendenden und aus dem Hause entfernenden Direktor, der ihn aber mit Absichtlichkeit sofort vor der Hausthür verabschiedete und allein die Straße zum Hafen hinabging.

Dem glücklichen Konstabler und künftigen Kommissär wollte schier die Brust zerspringen vor Freude: er mußte in's Freie. Mit barbarem Blicken verfolgte er den gütigen und nun auch gewiß gleich ihm hochbeglückten Chef, ging dann ebenfalls die Straße hinab und schlug die Richtung nach der entgegengesetzten Seite des Hafens ein. Nun konnte er dem schönen jungen Mädchen, das sein ganzes Herz so zauberisch gefesselt hatte, muthiger entgegentreten, konnte auch ihr Herz zu gewinnen suchen und dann um den höflichen Bund werben.

Weit um das Glacis herum trug ihn der hastig bewegte Schritt, bis er endlich leuchend in die Stadt zurückgelangte. Schon von Weitem erblickte er den Freund, welcher aus der Thorstraße heraustam. Freudig trat er ihm entgegen und begrüßte ihn schon von Weitem herzlich; finster aber wandte sich Dreyer seitwärts weg und schlug die Seitenstraße ein: er wollte ihn nicht sehen, wollte keinen Vertrag, das lag nur zu deutlich und schroff in seinem ganzen Wesen ausgesprochen.

Verstimmt schritt Müller in den Gasthof, um sein Mittagsmahl zu nehmen, als ihm plötzlich einfiel, daß ja der alte Kontrabassist Meyer ihm um zwölf Uhr zur Unterrichtsstunde erwartete. Es mußte gleich Zwölf sein, eilends wandte er den Schritt zur Fischergasse und trat gerade mit dem Schlage zwölf Uhr in's Zimmer.

Die das vorige Mal hatte der alte Kontrabassist sehr sorgfältige Toilette gemacht und den kleinen Kontrabaß mit der Schmuggelklappe gegen den Stuhl in der Mitte des Zimmers gelehnt. Auch der Empfang war freundlich und feierlich; aber unverkennbar lag heute ein trüber Ernst im Angesicht des alten Mannes, so daß Müller ihn theilnehmend nach seinem Befinden fragte und ihm vorschlug, den Unterricht lieber heute auszusetzen.

Die sichtliche Bewegung, welche seine Theilnahme in dem Lehrer hervorrief, und die herzliche Weise, mit der er die Hand des Fragenden ergriff und drückte, ermuthigte den Konstabler, weiter in ihn zu dringen. Zum Zeichen des Vertrauens ergriff er, als er den trüben Blick des Alten auf den Inarrenden Eckschrank bemerkte, den Kontrabaß, faßte mit nahezu affektirter Korrektheit den Bogen und strich im kühnen Fortissimo die drei Quarten mit unfehlbarer Virtuosität. Als er die Augen von den Saiten erhob, fand er bereits die Madeiraflasche mit zwei Gläsern auf dem Tische stehen; zur Vollendung des Verständnisses lehnte er den Kontrabaß in die Ecke und nahm Platz auf dem Sopha neben dem Alten.

„Seh'n Sie 'mal!" — sagte der Alte mit dem Glase anstoßend, — „Ihre Gesundheit! — ich habe mich heute eigentlich mehr auf Ihre Gesellschaft gefreut, als auf die Kontrabaßstunde. Denn seh'n Sie, wenn wir und auch da unten in dem Loche der Schwefelbande leben gelernt haben, so kommen Sie mir doch wie ein ganz abernünftiger ehrlicher Mensch vor, mit dem sich ein Wort im Vertrauen sprechen läßt."

„Ihr Vertrauen ehrt mich, werther Herr Meyer, und Sie sollen es gewiß seinem Umwürdigen bewiesen haben. In dieser Zuversicht bitte ich, mir jetzt unverholen den Grund Ihres sichtbaren Kummers zu offenbaren. Vielleicht könnte ich mit meinen schwachen Kräften Einiges zu seiner Linderung beitragen."

„Das ist es gerade, lieber Freund, was ich hoffe; aber trinken Sie 'mal aus. Seh'n Sie 'mal, Sie kennen ja den Menschen, den verrückten Narren, den Gerstenfeld, der in der vorigen Stunde hier hereinbrach wie ein Wildschwein in's Gehege."

„Ja gewiß, ich mußte auch zu meinem aufrichtigen Leidwesen bemerken, daß meine Gegenwart ihm überraschend und peinlich war, wie die spätere Ankunft des Polizeidirektors."

„Das ist es ja eben! Nun hat er mich gerade dadurch in Verdacht gekriegt, daß ich mit der Polizei durchsticke, als ob ich mit zu der Schwefelbande gehörte."

„Wie seltsam, was hat er denn gegen die Polizei?"

„Reine verrückte Schrullen! Sie sollten ihn sonst nur näher kennen, eine grundgute Seele, der tüchtigste Organist von der Welt: aber er hat die ganz verflixte infame Idee von dieser Seelenwanderung, und nennt mich immer Rambyses, was ein alter versoffener egyptischer König gewesen sein soll, wovon ich aber schon gehört hin."

„Ich habe ihn auch schon von der Seite kennen gelernt; ich werde einmal ein Bulldog werden."

„Sag' ich's nicht! Er selbst wird ein auftralisches Beutelthier! — Nun aber weiter. Nun hat er da seit längerer Zeit eine Nichte bei sich, ein herrliches, häuslichen, bildschönes Mädchen, die hält er nun seit einem Jahre zu Hause gefangen wie eine Spitzhübin, und warum? Weil er glaubt, daß sie von der Polizei verfolgt wird!"

„Wie wäre das denkbar?!"

„Er hat sie nicht bei der Polizei gemeldet und das kostet ja zehn Thaler Strafe, wenn es herauskommt? Ihr's nicht so?"

„Allerdings besteht das Gesetz; doch würde sich gewiß eine Verständigung mit Fräulein Müller —"

„Fräulein Müller?" — sagte der alte Kontrabassist stutzend. „Woher wissen Sie den Namen?"

„Fräulein Margaretha Müller, heißt sie nicht so?"

„I, nun ja, da Sie es doch nun einmal wissen; der Name thut ja aber überhaupt nichts zur Sache. Seh'n Sie, nun wollte ich dem Dinge ein Ende machen und die lumpigen zehn Thaler an Sie bezahlen, damit das arme Mädchen nicht länger von dem verrückten Narren eingesperrt wird. Denken Sie nur, der alte Narr hält mich jetzt für einen niederträchtigen Polizeispion und ist so wüthend auf mich, daß er mir die Freundschaft gekündigt um mir gestern sogar die Thür gewiesen hat, als ich ihm offenherzig die verflixte Geschichte erzählen wollte, wie ich Nachts zur Polizei gekommen bin. Nun habe ich die Margaretha zu heute Nachmittag vier Uhr, wenn das alte verrückte Beutelthier seinen Nachmittagsspaziergang macht, eingeladen, und wollte Sie nun bitten, kurz nach vier Uhr auch hierher zu kommen, damit endlich die verflixte Geschichte mit der Polizei arrangirt wird und zunächst das arme Mädchen selbst endlich Ruhe hat. Dann will ich das Beutelthier auch schon zahm kriegen."

Der Konstabler schwieg eine Zeitlang nachdenklich. Dann ergriff er die harte schwielige Hand des Alten, drückte sie herzlich und nahm das Wort: „Mein lieber Herr Meyer, Ihr Vertrauen ehrt und rührt mich. Ich begreife vollkommen die Rothwendigkeit einer Verständigung, wie Sie solche sehr unpolitisch und menschenfreundlich in Vorschlag bringen. Doch muß ich Ihnen eben so offen gestehen, daß das Arrangement der heiklesten Sache über meine Kompetenz hinausgeht, da hier sehr feine Rücksichten zu gewähren sind, welche ausschließlich zur Entscheidung des Chefs stehen. Unser Direktor ist ein herrlicher, menschenfreundlicher Mann, ich bürge Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß er die Sache auf die delikateste und glücklichste Weise arrangiren wird. Laden Sie ihn statt meiner mit einer kurzen Zeile zum Verständigungstermin in Ihrem Hause ein; er schätzt Sie hoch und wird sicherlich kommen, auch wenn Sie nur ganz entfernt den Gegenstand berühren, wozu ich sogar rathen möchte."

„I, da haben Sie ganz Recht; der Direktor ist ein ganz charmanter Mann und hat mir doch auch schon ein recht hübscher Zug, daß er, wie Sie sahen, selbst zu mir kam und sich entschuldigte, daß der infame Hallunke von Nachtwächter mich allen harmlosen Mann bei der Pumpe arretirt hatte."

„Da seh'n Sie ja selbst, wie bereitwillig er ist, alle Unbilligkeiten und Härten auszugleichen. Laden Sie ihn doch sofort schriftlich ein. Ich bitte Sie aber um der heiklen Lage der Sache willen, durchaus nichts von meiner Kenntniß der Angelegenheit zu verrathen. Sie werden auch mit Ihrem feinen Takte nicht selbst Theil nehmen an der eigentlichen Verhandlung, sondern sich nur auf die gegenseitige Vorstellung beschränken und sich auf einige Augenblicke zurückziehen."

„I, soll mich Gott bewahren, daß ich ein solcher Ochse wäre. Ich will schon mein Solo spielen, weaffen Sie sich darauf!"

Nach dieser Einleitung war der unverkäuflich in die Sphäre der Diplomatie gezogene Theil der Unterrichtsstunde abgeschlossen, und der weitfertige Schüler mußte sich auf ernstes Andringen des Meisters dazu bequemen, mindestens die Theile des Kontrabasses von der Schnecke bis zum Fuß mit der „niederträchtigen Schmuggelklappe des verflossenen Hallunken" zu relapituliren und dazu die Quarten GD, DA und AE mit kräftiger Bogenführung zu streichen, womit denn die kombinirt diplomatisch-artistische Unterrichtsstunde für heute geschlossen wurde und der Schüler sich hastig entfernte, um beim Mittagessen die detailaten und gewagten Chancen der zweiten Hälfte des heutigen Tages zu überdenken.

10.

Als der Organist Gerstenfeld um 12 Uhr Mittags von einem seiner wenigen treugebliebenen Schüler nach Hause zurückkehrte und an die Remise in der Knoblauchsgasse gelangt war, rief ihn der gegenüberwohnende Nachbar an und fragte neugierig, was es denn diese Nacht gegeben habe, da heute ganz früh zwei betrunkene Nachtwächter mit dem Wagen aus der Remise auf die Straße gefahren worden seien und bald darauf der Polizeibrektor mit einem Konstabler Besichtigung in der Remise abgehalten habe!

Digitized by Google

Der Organist stutzte über die Geschichte, die er, soweit es die Wächter betraf, sich wohl einigermaßen erklären konnte; doch machte ihn die Anwesenheit des Direktors verlegen, da dieser nun ja den Eingang von hinten in seine Wohnung herausgefunden haben mußte. Mit gezwungener äußerlicher Ruhe ging er in seine Wohnung, setzte sich zu Tische und gab nicht ohne Verlegenheit seiner Nichte die kurze Weisung, von nun an den Ausgang doch vorne durch die Hausthür zu nehmen, da ohnehin die Hintertreppe künftig durch eine feuilthür verschlossen gehalten und höchstens nur als Nothausgange benutzt werden solle.

Wie in allen Dingen, so sagte sich auch diesmal Margarethe willig in die Laune des Onkels und war dem Glücke dankbar, daß dieser im Bewußtsein der Willkür seiner unmotivirten Weisung etwas verlegen auf den Teller blickte und nicht einmal das Erröthen bemerkte, von welchem sie sich durchglüht fühlte. Erst dann, als der Onkel eine gleichgültige Tagesneuigkeit zur Sprache brachte, beruhigte sie sich allmälig und gewann Hoffnung, daß er von der Gegenwart des Polizeidirektors in der Küche nichts erfahren hatte.

Neue Unruhe verursachte ihr jedoch, daß der Onkel nach Beendigung der frugalen Mahlzeit nicht wie gewöhnlich sich in das Sopha zur Mittagsruhe zurückstehte, sondern ohne Hut und Mantel das Zimmer verließ, mithin einen Besuch bei der Bauerswittwe Mohr aber bei der Mutter Nicolsson vorhatte. Doch war sie ohne eigentliche Sorge, besaß sie doch an dem treuen, verständigen Freund ihres Onkels, welcher sie heute kurz vor Tische in einem Billet zu vier Uhr Nachmittags zu sich eingeladen hatte, einen sichern Anhalt, wenn ihre Bedrängniß allzu groß werden sollte. Vielleicht hatte der liebevolle, umsichtige, väterliche Freund, der ihr stets so offenes Wohlwollen bewiesen hatte, schon etwas Tröstliches für sie in Bereitschaft.

„Tack fer sint!“ rief die Wittwe Nicolsson in schwedischer Weise vergnüglich dem unerwartet bei ihr eintretenden Organisten entgegen, — „das war ein feiner Kakao, Alles so delikat, und der schwedische Punsch, ist der nicht etwas Schönes?! Wo kommen Sie nur zu all' die schönen Sachen? Und ihre schöne Mamsell bei Sie, die sich noch gar nicht gesehen habe? Wie lange ist sie denn schon da?“

Schmerzlich zuckte der Organist bei Anhörung der beiden entsetzlich ungrammatischen Aktusative zusammen, begann aber doch mit feierlichem Anstande seine Rede: „Die Absicht meines Besuches, meine werthe Frau Hausgenossin, besteht meine Nichte, welche erst vor einigen Tagen bei mir zum Besuch gekommen ist und in den nächsten Tagen schon wieder abreisen wird, da sie nur hierher kam, um ihren Geburtstag zu feiern. Aber wie Strach warnend sagt: Herberge nicht einen Jeglichen in deinem Hause, denn die Welt ist voll Untreue und List, — so hat sie mir schon viel Ungemach bereitet, indem sie von der Polizei verfolgt wird, weil sich sie nicht gemeldet habe.“

„Ty, mod Politzei! Das will ich fogleich meinem Neveu sagen, dann kann sie ruhig noch länger hier bleiben. Es ist eine ganz reizende, wunderschöne Mamsell, und wenn mein Neveu die sieht und nun gar erst singen hört, dann ist er gleich weg in sie!“

„Halt ein, Weib!“ — rief der alte Organist entsetzt. „Strach sagt: Gewöhne dich nicht zur Sängerin, daß sie dich nicht fange mit ihren Reizen; siehe nicht nach den Mägden, daß du nicht entzündet werdest gegen sie. — Gerade dieser Ihr Neveu verfolgt sie selbst mit seinen nichtswürdigen Scherzen, die deshalb sogar schon Kontrabastštunde bei dem hinterlistigen Kambyseb genommen haben, um das Opferlamm durch seinen Verrath in die Hand des Schlächters zu spielen. Heute Morgen ist der Verrath schon hinten in die Wagenremise hineingeschaben, aber nun habe ich den Schlüssel an mich genommen und habe jetzt zur noch mein Augenmerk auf die Vertheidigung der Hausthür zu richten, wozu Sie mir mit Ihrem Spaherblicke helfen können und um was ich mit bedrängtem und über den Onkel hinausgehenden Vaterherzen inständig bitte. Weisen Sie von dieser Thür aus, die Jeder passiren muß, der in's Haus will, Jeden von der Rotte Korah's zurück, der zu mir oder zu Margaretha will. Wollen Sie mir beistehen? Geloben Sie mir das?“

„Ty, mein Gott, Herr Gerstenfeld, ich will Sie gerne beistehen, daß hier Niemand kommt, aber mein Neveu ist doch hübsch und die Mamsell ist noch hübscher, das könnte ja ein hübsches Paar abgeben.“

„Halt ein, Weib, von den unreinen Lüsten des Fleisches zu reden, denen eine absolute Seele niemals unterworfen ist! — Wollen Sie mir geloben, Jeden von der Rotte Korah's, sowie auch den verrätherischen Hamburg's, sowie er in's Haus tritt, zu fragen, daß ich nicht zu Hause bin und daß die absolute Seele sortgereist ist? Reden Sie, sprechen Sie, geloben Sie!“

„Nu, — wenn Sie es denn nicht anders wollen, hier ist meine Hand, ich gelobe Sie —“

„Nein, nicht im Akkusativ, — geloben Sie mir im Dativ —“

„Nu denn, so gelobe ich Sie im Dativ — — herein! Wer klopft denn da?“

Mit diesen Worten ging sie zur Thüre, blickte wenigstig durch die Thürspalte, schloß eifrig wieder und winkte dem alten Organisten hastig und ängstlich zur Thür ihres Alkovens, in welchen der Organist denn auch sofort hineinschlüpfte.

„Guten Morgen, liebe Tante!“ — ertönte die Stimme des eintretenden Polizeidirektors — „ich störe doch nicht?“

„O nein, mein lieber Herr Neveu, nur mein Morgennegligé müssen Sie entschuldigen. — Was führt Sie denn endlich 'mal hierher? Nehmen Sie Platz.“

„Ich habe dringliche Eile, liebe Tante, und wollte eine recht inständige Bitte an Sie richten. Sie haben ja näheren Umgang mit Herrn Gerstenfeld hier im Hause?“

„Das eben nun gerade nicht; aber doch mitunter —“

„Ist er zu Hause?“

„Er ist soeben die Treppe herunter gekommen.“

„Das bedaure ich sehr, ich wollte Sie bitten, mir den Zutritt zu seiner Wohnung zu verschaffen, der mir trotz aller Bemühungen bis jetzt unmöglich gewesen ist.“

„I, wozu denn das?“

„Nennen Sie die junge Dame, die bei ihm wohnt?“

„Ach, das sollte ich nicht! Sie ist erst vor einigen Tagen gekommen und reist nun wieder weg.“

„Erst vor einigen Tagen? Und reist schon wieder weg? — Ich bitte Sie auf das Inständigste, beste Tante, verschaffen Sie mir den Zutritt zu ihr; ich muß sie nothwendig sprechen! — Was rührt sich da im Alkoven?“

„Die Katze; — ruhig, Miese! — Ne, lieber Herr Neveu, das geht nicht. Der Alte ist nicht zu Hause.“

„Desto besser. Gehen Sie hinauf und melden Sie mich an, oder veranlassen Sie das junge Mädchen, herunter zu kommen, ich beschwöre Sie darum; ich will mich so lange hier im Alkoven verbergen, bis sie auf meine Erscheinung vorbereitet ist. Ich muß sie um jeden Preis sehen und sprechen!“

„Um Gottes willen nicht, bleiben Sie vom Alkoven weg! Was sollten die Leute denken, daß ich in meinen alten Tagen eine Mannsperson in meinem Schlafkabinet beherberge! Ich bitte mich mit solchen Zumuthungen zu verschonen und mich nicht länger aufzuhalten, da ich muß! — Kommen Sie heute gegen Abend wieder,“ flüsterte sie äußerst leise und geheimnißvoll, und winkte ihm fort.

Verwundert blickte der Direktor auf die Dame, warf dann einen forschenden Blick auf den Alkoven und empfahl sich mit affektirter Empfindlichkeit. Kaum war die Thür zugeklappt, als auch der alte Organist mit großem Jubel aus dem Alkoven sprang, vor Freuden die alte Wittwe umhalste und unter abwechselnden Schnäbungen auf die Schleicherei und Tücke der Polizei, Anführung von Kraftstellen aus dem Strach und lebhaften Dankesäußerungen, daß sie ihre Sache ganz vortrefflich gemacht habe, in der Stube umherging und dann mit der Bitte, nur so fortzufahren und Alle von der Rotte Korah so zu behandeln wie den Amtührer, sich verabschiedete.

Rüstigen Schrittes stieg er die Treppe hinauf, foderte den Kaffee und verstehete der mit stiller Verwunderung auf ihn blickenden Nichte, daß er heute sich so überaus wohl fühle und daß er sein gewöhnliches Mittagsschläfchen nicht halten, sondern sofort einen recht tüchtigen Spaziergang machen wolle. — —

Der von seiner Tante halbwegs zur Thür hinausgewiesene Polizeidirektor war zwar verwundert über das Benehmen der alten Dame; indessen kannte er ihre sonderbare Weise und ihre absolute Unabhängigkeit, sich zu verstellen.

Obschonwenig war ihm entgangen, daß Jemand im Alkoven steckte, ja er dachte bei der schroffen Abweyr der Tante sogleich an den alten Organisten. Jedenfalls mußte er heute Abend irgend etwas Wichtiges erfahren und war sehr begierig, im Geheimen darüber mit ihr zu sprechen.

In dieser Hoffnung eilte er in den Gasthof zum Diner, speiste sehr gemächlich und ging nur ganz zufällig in seine Wohnung vor, um sich mit einigen Cigarren zu versehen und dann auf einen kurzen Spaziergang sich zur Tante in der Tiefengasse zu begeben, da es schon an dem heutigen kürzesten Tage zu dämmern begann.

Beim Anzünden des Wachsstockes bemerkte er ein Billet auf dem Tische, öffnete es und gerieth in Verwunderung, als ihm ein Zehntalerkassenschein in die Hände fiel. Noch mehr wuchs sein Erstaunen, als er las:

„Hochzuverehrender Herr Polizeidirektor!

„Hierbei schicke ich die lumpigen zehn Thaler, damit die dumme Geschichte aus der Welt kommt und der alte Narr das arme Mädchen nicht länger verstestt und quält, als ob sie die insamste Spitzbübin wäre. Am besten finde ich es, daß Sie heute um 4 Uhr zu mir kommen, um mit dem armen Wurm selbst die Geschichte unter vier Augen abzumachen, daß sie nur endlich Ruhe und Frieden hat. Ihr gehorsamster Diener

Anton Gottlieb Meyer.“

Digitized by Google

Was sollte das bedeuten? Was wollte der alte Mann von ihm? Warum sollte er denn zu ihm kommen?

Während er noch zweifelnd stand, schlug die Stutzuhr auf dem Schreibtisch schon Vier. Wenn er zum alten Kontrabassisten wollte, mußte er sich sofort auf den Weg machen. Dieser an und für sich ganz richtige Schluß bestimmte ihn, ohne Weiteres zum alten Kontrabassisten zu eilen.

Als er etwa noch fünfzig Schritt vom Hause entfernt war, sah er eine dicht verhüllte Dame hineinschlüpfen. Wie gebannt und als ob ihm der Athem verginge, blieb er stehen. Langsam schlich er dann weiter; die Hoffnung war allzu verwegen; der Alte wohnte zu zwei Treppen hoch und in der Bibelgoe wohnte ein Kaufmann mit seiner zahlreichen Familie.

Trüben Sinnes schlich er in seiner Kunthürung die Treppen hinauf, klopfte an und trat auf das „Herein" des Kontrabassisten in das von der Lampe trostlich erhellte Zimmer.

Sogleich kam ihm der Alte freundlich entgegen, bankte, daß er gekommen sei, bat, die Sache eben so freundlich und gütig, wie er mit ihm selbst gethan, abzumochen, deutete auf's Sopho, ohne zu bemerken, daß auf demselben sitzende Dame glühend roth geworden und lautlos in's Sopho zurückgesunken war, und ging in seine Schlafstube, deren Thür er leise hinter sich anzog.

Die Verhandlung nebenan währte lange Zeit; doch war sie sogleich in Fluß gekommen: denn er hörte den Direktor lebhaft sprechen und die Dame leise schluchzen und endlich einige unverständliche Worte sprechen. Eine definitive Verständigung schien erreicht zu sein, obwohl sich auch dem stillen Flüstern doch keine ganz korrekte Anschauung über die Schlußredaktion des Ultimatums in der Angelegenheit gewinnen ließ.

Mit einem Male blieb der Alte stehen: wie in einer Vision trat ihm das Bild der Polizei mit ihren edelsten humanitätschen Bestrebungen in heller Verklärung vor die staunende Seele; wie ein Lichtstrahl erhellte die Erkenntniß und Konjekturen des alten Organisten in pfeilschneller historischer Rekapitulation über das Phantasiefeld hin.

Desto besser! Desto besser! — Wie wertth war das mit allen Reizen und Tugenden geschmückte junge Mädchen eines solchen Glückes! Die wollte er dem alten Moren anlöchen!

In heller Freude rieb er sich die Hände und setzte seinen leisen Hinundhergang über die weiche Fußdeck fort. Ihm pochte das Herz in reinster Theilnahme; es konnte nicht anders sein: es dauerte zu lange; aber ihn frog im ungchigten Schlafzimmer; auch konnte die Haushälterin kommen, die er um jeden Preis abwehren, wie er sich dem Paare nebenan auf diskrete Weise bemerkbar machen mußte. Leise zog er das Fagott aus dem Lederfutteral, setzte es zusammen und blies mit zarter Intonation:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen" u. s. w.

Zweimal hatte er das schöne Lied aus der Zauberflöte gepfiffen und noch immer nicht zeigte der Polizeidirektor den Abschluß der Verhandlung an! — Da begann er mit glücklicher Imitation der Pauken im tiefen C und G das wunderbar schöne Flötenobligato in der Zauberflöte, wenn Tamino mit Pamina durch Feuer und Wasser geht, mit dem stillen Hintergedanken, durch die markirte Paukenimitation den Direktor auf feine Weise zu mahnen, daß er selbst in der kalten Schloßstube nicht durch's Feuer wandle.

Plötzlich hörte er nebenan die Thür aufeinen und eine betonnte Donnerstimme ertönen: „Ha, Verrath! Verrath!"

Mit dem Fagott bewaffnet trat er hastig in's Zimmer und sah seinen ergrauten Freund, den alten Organisten Gerstenfeld, wie versteinert dastehen und auf das Sopha starren, wie wenn er seinen Augen nicht trauen wollte; doch empor hielt die Rechte den Stock gleich einem Donnerkeil, wie wenn er die Blitze, die schon aus seinen Augen sprühten, erst noch sammeln wollte, bevor er sie mit ganzer Vernichtung auf das frevelnde Paar fallen lasse, das auf dem Sopha vor ihm saß.

„Lieber Herr Gerstenfeld," — begann der sich vom Sopha erhebende Direktor in mildem, herzlichem Tone, — „ich preise den Himmel, daß er mir heute ein Glück zugetheilt hat, dem ich seit einem Jahre —"

„Hohoho!" — lachte der Organist mäthend auf und fuhr dann zähneknirschend fort: — „Seit einem Jahre! ja seit einem Jahre! mit allen Finten und Ränken, daß der Löwe das Lamm betauerte, soffte, erwürgte und zerriffe!!"

„Aber erlauben Sie mir, Ihnen eine Aufklärung —"

„Aufklärung! Hahaha! Aufklärung! Die Sache ist zo sonnenklor! — Aber Sie haben einmal mein To Deum angenommen! Ich teufe den Gemolt! Das gereizte Kangneuh kann auch in der letzten Todesverzweiflung noch dem Löwen den Bauch aufreißen, und es gibt eine königliche und eine göttliche Regierung!"

„Gestatten Sie mir das eine Wort, ich liebe Ihre Nichte und —"

„Lieben?! Lieben?! Jo, ceheben Sie nur das Auge in schnöder Lust zur absoluten Seele! Die obsolute Seele ist der Liebe unsähig, steht erhoben über aller fleischlichen Lust und schleudert sie verächtlich zu Boden!!"

„Höre 'mal, Gerstenfeld, halt' doch endlich das verfluchte Maul —"

„Schweige, Kombyses, elender Kuppler, der Du wagen konntest —"

„Kuppler?!" sagte der vor Zorn glühende Kontrabassist mit bebender Stimme, indem er das Fagott fallte.

„Herr Gerstenfeld," — nahm jetzt der Direktor mit Bestimmtheit das Wort, — „ich liebe Ihre Nichte und sie hat mir soeben doß beglückende Geständniß ihrer Gegenliebe gemacht. Ich muß Ihre Nichte, meine Braut, so lange in meinen Schutz nehmen, bis Ihr blinder Zorn verraucht ist."

Schluchzend wollte Margaretha auf den Dukel zutreten; sie vermochte kein Wort hervorzubringen. In seiner bodenlosen Heftigkeit wies er sie aber so scheoff und heftig zurück, daß sie den Arm des entrissteten Direktors heftig nehmen und sich mit ihm entfernen mußte.

„Sag' nun 'mal um Gottes willen, was hast Du angerichtet!" — nahm der ergrimmte Kontrabassist das Wort — „Du" —

„Schweig, Kombyses! Ich habe Dich Kuppler zu fragen, was Du angerichtet hast!"

„Kuppler?! noch 'mal?!" rief jetzt Meyer in heftigem Zorn aus, indem er mit der Fagottspitze den tobenden Organisten gegen die Wand drückte.

Diese Operation schien die Wuth des Organisten etwas zu dämpfen. Mindestens greift er mit beiden Händen noch dem gegen seine Brust gestemmten Fagott und sagte mit matter, tonloser Stimme: „Laß mich unter Deinem Fagott sterben, Kombyses, womit Du mir den letzten Athem auszublasest. Dieß Fagott wird Deine Posame werden am jüngsten Gericht. Los Dir sagen, daß ich als Dein Feind sterbe, der Dich verachtet und verobsehent. Wisse, daß Margaretha eine reine obsolute Seele war und daß keine obsolute Seele, in welcher Hülle sie auch stecken mag, irdische Liebe als schände Fleischeslust empfinden kann, und daß die Entleerung in dem Momente beginnt, wo ihr durch Kuppelei und Verführung die irdische Liebe als Fleischeslust aufgedrungen wird. Dieß Leufelswerk hast Du vollenden helfen, und wenn dereinst Dich dieß Fagott aus dem Grabe erwecken wird, mit ich von Dich treten und meine obsolute Seele von Dir lodern, sei es als Kombyses, wie ich Dich am meisten liebe, oder als Scheusal Beant oder als Christoph von Grimmelshausen."

Mochte es nun die Beobleudung oder die Erschöpfung bei sonderbaren Nannes, oder das eigene tiefe Mitleid über die hartnäckige Philosophie seines unverbesserlichen Freundes sein: Meyer wurde sehr weich gestimmt, nahm das Fagott beim Fuß und sagte mit mildem Tone: „Gerstenfeld, Du bist ein ganz verrücktes Ü—ber; die Kälte hat Dich klar gemacht; komm her, komm ein Glückchen!"

„Nein, Kombyses, nein! Ich kann nicht mit Dir trinken, kann Dein Freund nicht mehr sein! — Jahrelang habe ich die obsolute Seele vor dem Untergonge zu bewahren gesucht; nun ist es doch zu gekommen: der treueste Freund mußte zum Verräther und Kuppler werden, damit Margaretha, mein Kind, mein Alles, entsetzt wurde. Nun ist sie fort sie immer und ich alter Mann muß allein den Grobe entgegen gehen. Denn ehe die absolute Seele in der ihr bestimmten neuen Hülle vom blöden irdischen Auge wieder entdeckt wird, muß ich mich schon lange in den Urwäldern Australiens als flüchtiges Kängaruh von Jägern und Hunden hetzen lassen! — Lebe wohl, Kombyses, bis das Fagott ertönt!"

Immer weicher war seine Stimme geworden und Thränen rollten aus seinen Augen, als er bei den letzten Worten zur Thür hinausschritt und seinen alten Freund in tiefer Verstimmung und Bekümmernis zurücklieh.

11.

Bald gelang es dem Polizeidirektor, das hohe Wesen, welches im wunderbaren Gemisch von Seligkeit und Betümmerung an seinem Arm durch die Straßen schritt, über den Dukel und die nächste Zukunft zu beruhigen. Was vermog denn nicht die Liebe, wenn sie zu überreden und zu überzeugen sucht? Aber so rosig auch die Zukunft strahlte, so wenig konnte doch Margaretha in ihrem banbaaren Unsinn Gemüthe die Sorge um den Dukel unterdrücken, und so sehr wußte doch auch der boglische Scharfsinn von der Aufregung des so überaus zahe an seine seltsamen Theorie haltenden Organisten fürchten. Mindestens schien die sofortige Nachkehr in seine Wohnung nicht rathsam. Doch wollte auch Margaretha nugern ihren väterlichen Wohlthäter allein lassen. Sie fügte sich denn willig in den Vorschlag des Geliebten, die nächste Zukunft bei seiner Tante, der Wittwe Nicolofon, zu suchen, und trat mit ihm unvermeilt den Weg zur Wohnung der Tante an.

Nochdem die alte Dame sich in allen denkboren Ausdrücken der Ueberraschung und Freude ergangen hotte, schloß sie vorsichtig die Thür ab, um mit der Diskussion über die vom hochbegläckten Neoen gemachten Vorschläge zu beginnen. Kaum war der Anfang gemacht, als es auch schon an die Thür klopfte. Alle fürchteten die Ankunft des Organisten und lauschten mit verhaltenem Athem, bis sich die Stimme des alten Meyer

Digitized by Google

vernehmen ließ, dec ſich verdrießlich beklagte, warum er denn nicht eingeſtellen werde, da er doch das helle Licht durch die Schattenlöcher ſehe?

Bei ſeinem ſofortigen Einlaß äußerte ſich alſogleiße Beſtebigung. Der durch die Anweſenheit des Paares freudig überraſchte Alte meinte gerabezu, er habe in ſeinem ganzen Leben noch kein ſo glückliches Zuſammentreffen gehabt, und kam nun ſogleich mit einem Vorſchlage heraus, der ſeiner Menſchenkenntnis und ſeinem Scharfſinn alle Ehre machte. Der alte Organiſt ließ ja nun einmal nicht ab von ſeinen Anſichten, die er noch vor einer Viertelſtunde in des Freundes Zimmer mit voller Zuverſicht gepredigt hatte. Margarethens irdiſche Erſcheinung mußte nach ſeiner Theorie verſchwinden und verloren gehen, ſobald irdiſche Empfindungen in ihrer Bruſt Wurzel gefaßt hatten; ihre abſolute Seele mußte aber ſofort in ein anderes weibliches Weſen übergehen. Wenn nun Margaretha auf kurze Zeit verſchwände und ein anderes junges Mädchen, wie er ſchon eins dafür gefunden habe, ſich dazu verſtehe, ohne alles Weitere in die Häuslichkeit für ſie einzutreten, ſo werde der Alte mit Beſtiedigung den Uebergang der reinen abſoluten Seele in die junge Subſtitutin erkennen und ſich beruhigen, bis es vielleicht ſpäter gelingen werde, ihn wieder zu entäuſchen.

So ſehr auch Margaretha in ihrer kindlichen Verehrung für den Onkel die Aufopferung dieſes Vorhabens widerſtrebte, ſo ließ ſie ſich doch endlich von dem alten Kontrabaßſpieler und von dem unbedenklich beſtimmenden Geliebten überreden, zumal ſie vernahm, daß ihre Freundin Margaretha Müller, mit der ſie ja ſchon ſo fortgeſetzt vertrachtet worden, zu ihrer Subſtitutin anſerkoren ſei und Meyer ſofort heute Abend die ihm bekannte junge Dame zum Antritt ihrer Rolle auf morgen früh veranlaſſen wolle, wo ſie von der Hausbrrrin Mohr hinten durch die Remiſe in die Küche und das Zimmer Margarethens eingelaſſen werden ſolle.

So ſchwer auch dem liebenden Mädchen der Trennung fiel, ſo brachte ſie doch auf Meyer's ferneres Anbringen das Opfer, ſich bis übermorgen vom Geliebten zu trennen und in Begleitung der Wittwe Nicolſon noch heute Abend mit dem um acht Uhr gehenden Bahnzuge nach dem nur fünf Meilen entfernten Mühlenburg zu reiſen, bis der Geliebte Alles für die öffentliche Verlobung geordnet habe.

Als ob der Kontrabaßiſt nach den trüben Mienen des kaum vereinigten und ſchon fort wieder zu einer wenn auch nur kurzen Trennung verurtheilten Paares Reue und Rückgängigkeit des beſchloſſenen Planes fürchtete, nahm er eilends Abſchied und machte ſich davon, um die Stellvertreterin der jungen Braut für ihre Aufgabe zu gewinnen und vorzubereiten.

Kaum hatte die alte Tante die Thür von Neuem hinter Meyer abgeſchloſſen und den Reiſekaſ zu packen begonnen, ſo ſchien auch der Schmerz der nahen Trennung wirklich den ganzen Plan durchkreuzen zu wollen; doch bot die lebhaft intereſſirte Tante Alles auf, den guten Muth des Paares aufrecht zu halten; ſogar wußte ſie den Bräutigam, ſo ſehr er auch anfangs widerſtrebte, zu veranlaſſen, daß er, um jegliche Gefahr der Ueberraſchung und Begegnung zu vermeiden, ſich ſchon vorher verabſchiede, damit beide Damen beſto heimlicher und unvermerkter zum nahen Bahnhof ſchlüpfen konnten.

Glücklich langten Beide auf dem Bahnhof an und erwarteten, auf dem heute Abend ſehr verdeten Perron auf und ab gehend, das Vorfahren des Zuges, als die über den Abſchied vom Geliebten noch tief betrübte Margaretha ganz unerwartet ihren wohlwollenden polizeilichen Schutzgeiſt, den Konſtabler Dreyer, vor ſich erblickte, der beide Damen ſehr höflich begrüßte und ſehr bald und geſchickt von der ihm wohlbekannten redſeluſten Tante ſeines Chefs das Ziel der ſpäten Reiſe zu erfragen wußte. Mit vieler Liebenswürdigkeit erbot er ſich, die Billets zu löſen, unterhielt die Damen auf das Angelegentlichſte und bemerkte faſt plötzlich ſehr eilig kurz vor dem Einſteigen, ohne die Damen an das Coupé zu begleiten.

Vor dem Perron ſah er den Zug abgehen. Mit dem langen greiſen Abſchiedsſignal entrang ſich auch ſeiner Bruſt ein langer ſchwerer Seufzer. Er hatte ungeheuer viel gewagt: aber er hatte einmal das herrliche gütige Weſen, dem er ſeinen Schutz gegen die gehäſſige politiſche Verfolgung verheißen hatte, an der Seite der Tante des Polizeichefs getroffen und weinen ſehen; er wollte ſein Gelübnß erfüllen und mußte die Hand der Vorſehung preiſen, daß er auf ſeiner Runde gerade in dem Augenblick unten an die Ecke der Liefengaſſe gekommen war, als die beiden Damen mit dem Reiſeſad aus dem Hauſe traten. Er hatte ſie erkannt, hatte ſie ſchluchzen gehört: ſie war entdeckt und ſollte jetzt über die Grenze nach Mühlenbueg hin, wo noch die politiſche Unterſuchungskommiſſion tagte! War denn ſchon eine förmliche Vorunterſuchung gegen ſie geführt worden? War ſie ſchuldig oder auch nur verdächtig befunden worden? Warum denn das ſchöne, liebreizende junge Geſchöpf ohne Urtheil, ohne Form, ohne alles Recht ausliefern, und das ſo heimlich, nicht einmal mit offener Begleitung eines Beamten, ſondern mit der ſchonden alten Anverwandtin des bertzſen Chefs?! —

Sein redliches Gemüth war durch und durch empört. Aber nun hatte ihm das gütige Geſchick Gelegenheit gegeben, ſein Schutzgelöbniß getreulich zu halten. Nun konnte ſie nicht ausgeliefert werden; nun war ihr die leichte Möglichkeit gegeben, noch auf dieſelbigen Gebiete unbemerkt von der eiterſüchtigen Tante zu entkommen. Schlimmſten Falls war es ein Mißverſtändniß oder Zerſtreutheit des Billetcurs geweſen, wenn es zur Sprache kommen ſollte, daß die Billets nur bis zur nächſten Station Rothenburg galten und für die junge Dame ein Billet erſter Klaſſe für die Hin- und Herfahrt, für die ſchnöde Tante aber nur ein einfaches Billet dritter Klaſſe für die Hinfahrt ausgegeben war.

Weiter und weiter entfernte ſich der Zug, die Schlußlaterne des letzten Wagens leuchtete ſo roth und trübe, wie ein drohendes Kriminalzeichen, bis es auf einer Kurve gänzlich verſchwand.

Er fürchtete kein Unheil und keine Strafe; ſein Gewiſſen beruhigte ihn; er meinte es treu und ehrlich mit der ſo hart verfolgten unſchuldigen und ſo gütigen jungen Dame, und mit dem Klieren der niederfallenden Sperrkette war ſein redliches Herz wieder fröhlich und guter Dinge.

Rüſtigen Schrittes ging er den Seitenweg entlang, welcher zur Hauptpromenade führte, als er an der Ecke des Weges eine im Mantel dicht verhüllte Geſtalt erblickte, die ſich an die Säule der Gaslaterne lehnte und im unverſtändlichen, murmelnden Selbſtgeſpräch mehrmals ſchwer aufſeufzte. Der Mann ſchien krank oder von tiefer Bekümmernß ergriffen zu ſein; als der theilnehmende Konſtabler näher trat und den im Schatten der Laterne ſtehenden Mann ſchärfer in's Auge faßte, erkannt er an dem Geſichte, daß aus dem von der Hutkrämpe und dem hart daran reichenden hohen Mantelkragen gebildeten dunklen Viereck herausblickte, daß der ſchwerbedrückte Mann der ihm wohlbekannte alte Organiſt Gerſtenfeld war.

„Iſt Ihnen nicht wohl, Herr Gerſtenfeld, daß Sie hier im kalten Windzuge gegen den Laternenpfahl lehnen?“

„Strach Zugt: Ein Narr guckt frei einem zum Fenſter hinein; aber ein Vernünftiger bleibt draußen ſtehen.“ — war die mit lauter Stimme geſprochene Antwort.

Der gutmüthige Konſtabler ließ ſich durch dieſe rauhe Abfertigung nicht irre machen; der alte Mann ſchien von Kummer und Kälte zu leiden. Bielleicht bekümmerte ihn die Abreiſe der jungen Dame, die er ja in der Montagsnacht in ſeiner Küche geſehen hatte; nun konnte er bei vorſichtigem Benehmen wohl etwas Näheres erfahren.

„Sie ſcheinen nicht wohl zu ſein, Herr Gerſtenfeld,“ — begann er von Neuem — „erlauben Sie mir, daß ich Sie nach Hauſe begleite?“

„Die unnützen Mäſcher plauderu, das nichts zur Sache dient; die Weiſen aber wägen ihre Worte mit der Goldwage. — Doch halt; wenn auch zur Rotte Korah's gehörig, ſo leuchtet doch auch dieſem Geſichte etwas.“ — —

Damit hatte er den Konſtabler ohne Umſtände zwei Schritte rückwärts in das helle Gaslicht geſchoben, hielt ihm die Hand unter die Naſe und murmelte vor ſich hin: „Za, — keine Täuſchung, — Stier, — Kraft, — Gutmüthigkeit, — wenn gereizt zähzornig. — Junger Stier! meiden Sie den Zahzorn! Denn Strach ſagt: ein zorniger Menſch ſündet Hader an und der Gottloſe verwirret gute Freunde und hetzet wider einander die guten Frieden haben.“

Bei dieſen letzten Worten hatte er den gravitätiſchen Schritt langſam auf den Hauptweg hingeleukt und ſeine Rede ſo an den Konſtabler gerichtet, daß dieſer darin eine ſtillſchweigende Aufforderung zur Begleitung erkannte und zu ſeiner großen Genugthuung nun ein Geſpräch beginnen konnte, bei welchem er in überwiegendem Maße der empfangende Theil blieb.

Troß der großen Sonderbarkeiten, welche der alte Organiſt bei ſeiner durchgehends in dikaktiſchem Style gehaltenen Rede vorbrachte, fand der Konſtabler doch viel Geſundes und Wahres, jedenfalls aber ſehr viel Intereſſantes darin, ſo daß er endlich, nachdem die neu geſchloſſene Freundſchaft bereits eine Zeitprobe von einer guten halben Stunde beſtanden hatte, den Alten einlud, in die nahe Reſtauration mit ihm zu treten, um ſich bei der Winterkälte mit einem Gläschen Wein zu erwärmen.

(Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſelvorgens Seite 439:

Zu meinen Füßen ſinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens ſatt;
Als dieſes Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb und treu.

O, wie vergänglich iſt ein Laub,
Des Frühlings Kind, der Herbſtes Raub!
Doch hat dieß Laub, das nieder fiel,
Mir ſonſt Liebes überlebt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 41. Stuttgart und Leipzig.

Salon und Werkstatt.

Ein Lebensbild aus alter und neuer Welt

von

C. Lowentorp.

I. In der alten Welt.

„Sie wußten in dem Geben nie
Und nie zum Sparen hoch ein Maß zu schaffen."
Dante.

Das lebhafte Gespräch, das ihm im Vorzimmer entgegenschallte, da er dem Diener den Mantel von den Schultern zuwarf, verstummte plötzlich wie abgeschnitten, als Graf Alexander Brasseur von Keheran's elegante Gestalt auf die Schwelle des reizenden Salons trat, der den Aeußersten Zirkeln der Marchesa di Rialto zum Aufenthalt diente.

Graf Alexander, der gefeierte Held der wiener Salons, sah sich betroffen im Kreise um. Die plaudernden Gruppen bei seinem Eintritt waren ja wie zu Stein erstarrt. Alle Augen begegneten ihm in einer Art entsetzen, ja unzweideutig tadelnden Erstaunens ob seiner Gegenwart. Ablehnung seiner Gesellschaft, ja fatisches Protestiren gegen diese lag in Aller Haltung deutlich ausgeprägt. Selbst die blendend schöne Italienerin, sonst so schlangengewandt, so anmuthsvoll und doch so plastisch in ihrer begrüßenden Gastlichkeit, rauschte heute dem Neuangelangten mit sichtlich befangener Verlegenheit entgegen. Beide zartgeformten Hände machten sich emsig zu thun — die eine im zerstreuten Tandeln des Fächers, die andere mit nervösem Zupfen und Glätten der bauschenden Robe. Die gesenkten Blicke schienen daher geflissentlich die ausgestreckte Rechte des Grafen zu übersehen, sowie die stolze Gestalt in der kleidsamen Husarenuniform, die minutenlang in ehrerbietiger Beugung vor ihr verharrte nun, — ohne Frage — Anrechte intimerer Beziehungen geltend zu machen, und wie sonst, die schlanken Finger der schönen Frau in stummer Huldigung an seine Lippen zu führen. Der Graf trat verletzt bei Seite — war das Absicht oder Zufall? Eine Farce, die in einem übermüthigen Scherz des kleinen, engbefreundeten Kreises seinen Ursprung fand? Wollte man ihn necken, ihm das überschwenglich liebenswürdige Entgegenkommen, mit dem die vornehme Gesellschaft den glänzenden, bildschönen Kavalier, den Helden von Magenta feierte, durch den Kontrast nur fühlbarer machen?

Das war kein Scherz, es fühlte es deutlich; wie vor einem Gewitter-sturm brütete es unheimlich schwül in der durchduftenten Atmosphäre des kleinen Salons. Von den Wißstrichen der kreisten lauernde Blicke in neugierigem Forschen seine männlich schönen Züge, senkten sich aber sogleich, wenn sie bei ihrem verstohlenen Streifzug ertappt wurden, als hätte man selbst eine Gemeinschaft der Augen negiren wollen. Etwas Verhaltenes, Beklommenes, das ihm mit jedem Augenblick räthselhafter wurde, lag in der Art und Weise aller Anwesenden, etwas wie Scheu in der Haltung selbst Derjenigen, die in schmeichelhafter Liebenswürdigkeit seiner Anrede sonst förmlich gewartet zu haben schienen.

Die Marchesa — sie that es sonst nie — war zu der Dame an den Samowar getreten und schien leise Anordnungen für Bewirthung der Gäste zu geben. Sie plauderte lange dort mit ihrer Gesellschaftsdame, die nur beserndete Blicke und schüchterne, scheue Antworten für ungewohnte Herablassung der sonst so stolzen Herrin als Erwiederung fand, da diese sich zu dieser und jener unbedeutenden Bemerkung über Diesen und Jenen der Anwesenden herbei-

Ein Zigeunermädchen. Nach dem Gemälde von P. Mitta.

Digitized by Google

ließ. Nur über den Grafen flogen ihre Blicke achtlos fort. — Er fühlte wohl, es war ein Wandver, ihn sich fern zu halten, das sie an den Theatisch bannte. Es lag auf der Hand, es lag etwas gegen ihn vor; die gute Gesellschaft hatte ihn förmlich in den Bann gethan. Was aber hatte er verbrochen? Im Geiste ließ er schnell das Sündenregister der letzten Tage die Revue passiren. Nichts bekannte Neues fand auf der Liste. Schulden hatte er immer gemacht — aber wem hätte er das wohl aerheilt? Liaisons hatte er immer gehabt — aber wer von allen den Anwesenden hätte ihm daraus einen Vorwurf gemacht, machen wollen oder können, ohne den Stein auf sich selbst zu schleudern? War es nicht, neben den Heldenthaten auf dem Schlachtfelde, gerade das beispiellose Glück bei den Frauen, das eine so glänzende Aureole um sein dunkles Lasterleben gewunden. Ja, das konnte es anderes sein, als irgend ein Mißverständniß, eine Verleumdung! denn einer Ehrlosigkeit hatte sich der stolze Kavalier nie schuldig gemacht, auf keine Handlung in seinem jungen sechsundzwanzigjährigen Leben brauchte er zurückzublicken, die das Licht der Welt, ja selbst seiner exklusiven und doch so lasciven Welt zu scheuen hätte.

Er wollte die Mauer eisiger Zurückhaltung gewaltsam durchbrechen. Mit einer Geselligkeitsfackelgarbe auf den Lippen trat er in eine Gruppe junger Mädchen und warf sich mit der vornehmen Nonchalance, die ihn so ausnehmend kleidete, in einen der niederen Polsterstühle, die um den Kamin geschoben waren. Wie ein moralisches Zurückweichen empfand er es von allen Seiten. Die Dämchen waren zu gut trainirt in der Schule der guten Gesellschaft, um durch äußere Kundgebung es ihm fühlbar zu machen; aber die einsilbigen Antworten, mit denen man ihn, dem verwöhnten Liebling der Damenwelt, auf all' seine geistreichen Ausfälle begegnete, dort, wo man sonst sich um seine Huld den Rang streitig machte, verriethen es ihm instinktiv.

Er wollte mit einer kühnen Frage der peinlichen Situation ein schnelles Ende machen und hielt den Fächer einen Moment scherzhaft in den Fingern, der einem der jungen Mädchen entglitten, auf den Boden herabgefallen und von ihm aufgehoben war.

„Ein Pfand, Comtesse, das Sie mit einer Antwort auslösen müssen! Warum haben Sie mich in die Acht gethan?"

Die junge Dame, ein noch sehr junges Mädchen, eine reizend jugendliche Nachbildung ihrer stolzeren, schöneren Schwester, haschte mit beiden Händchen darnach, er bog den Oberkörper graziös zurück, die Arme reichten sich hüber, ein anmuthig neckisch Spiel — Jagen und Haschen — entstand zwischen dem jungen Offizier und dem libellenzarten Mädchen, ein heißer Kreuzhieb der dunklen und der sanften Mädchenaugen, bei dem es in ihrem lieblichen Kindergesicht aufstieg in rosiger Glut, ward durch dasselbe geschickt verdeckt.

„Violanta!"

Die Marchesa war mit diesem einzigen tadelnden Ausruf schon an ihnen vorübergerauscht. Das Mädchen sank erblassend in den Sessel zurück. Graf Alexander's Finger spielten in nervöser Erregtheit mit der Beute, die er noch immer nicht freigegeben.

„Antwort, Comtessina!" Er raunte es in jenem gedämpften Flüstern an ihrem Ohr, das das einfachste Wort zu einem inhaltsvollen macht. Er hatte die Elfenbeinblätter zerstreut aufeinandergebreitet.

„Spannen Sie die Fäden nicht zu straff, Graf — sie reißen," — sagte eine murmelnde Stimme hinter ihm, seinem Ohr allein verständlich.

Der Fächer fiel in einzelnen Theilen herab, — das Band war unter dem kräftigen Druck der zugespitzten weißen Männerhand geborsten.

„O Sie zerstören Alles!" brach es fast im Wehschrei von den erblaßten Lippen des Mädchens, während es aufsprang und in augenscheinlich in seinem Verhältniß zu dem Geschehenen stehender Aufregung wie Schutz suchend zu der Schwester flüchtete.

„Was hat das Mädchen, was haben sie Alle?" wandte er sich nachlässig in seinem Sessel rückwärts gelehnt Demjenigen zu, der mit einem spöttischen «O saneta simplicitas!» dem jungen Mädchen nachgelächelt hatte.

Das Gesicht des Gefragten, eben noch so sonnenhaft in seinem Ausdruck, ward unter der Anrede plötzlich ernst, ja fast drohend.

„Sowelan hätte heute zu Hause bleiben sollen. Ihre unbezweifelte Bravour hätte sich den Lorbeer, den sie durch zur Arena wählen müssen, nachdem sie der guten Gesellschaft eben in's Gesicht geschlagen," gab der ältliche Diplomat mit den feinen, geistreichen Zügen fast väterlich tadelnd zurück.

Der Graf sah ihn in komischer Bestürzung an. „Ich? — Verwechselt man mich nicht mit einem Andern?"

„Falsche Bescheidenheit ist die anständigste aller Unwahrheiten," war die kältere Entgegnung.

„Sie — die Marchesa — Alle repräsentiren heute für mich die Priester und Pythien des delphischen Orakels! — Denn man über Jemanden das Anathem ausspricht, muß man ihm wenigstens die Freiheit zehrt Angeschuldigten gestatten, gar ein Forum zu seiner Vertheidigung gezogen zu werden, und ihn nicht, wie bei der heiligen Fehme, stillschweigend verdammen wollen. Die Haltung der Gesellschaft schmeckt stark nach Verachtung, — man möchte mich ignoriren, wenn man könnte, man —"

„Sie sind etwas zu extrem in der Wahl Ihrer Ausdrücke, sagen Sie lieber — furchtsam — tappend. Man hätte die Fühlfaden höheren Ortes gern erst ausgestreckt, um darnach sein Benehmen gegen Sie zu regeln, nun und. — Ihren Mäßchen über den Eklat gegeben, daß große Aufregung bei Ihren Gegnern herrschen sei. Darum möchte abwarten, laviren — da platzen Sie, von dem Aller Mund im Moment wohl ist, wie eine Bombe in die aufgeregte Gesellschaft — Sie wie Danko's Geist! den man heute am wenigsten im Reigen der Freude zu sehen erwarten aber auch nur wünschen konnte. Verzebung, mein junger Freund», es gehört unerhörte Kühnheit dazu, man sollte die Dehors wenigstens zu bewahren. Autonomie mag bequem und unter den Irokesen auch wohl am Platze sein, aber in unserer hochcivilisirten Welt muß man zwischen einer Grisette und einer Salon-Coersburg unterscheiden können, und wenn man das Unglück hatte, die Grenze der Initiationen mißzuverstehen, nach solcher Katastrophe die öffentliche Meinung nicht gewaltsam gegen sich in die Schranken rufen wollen — plus que jamais il faudrait être à la hauteur de la situation! — Keine frechen Stirn junque a perdre! — einige Tage strenge Klausur — Thränenweichenbyphysiognomie supponi von Lebensüberdruß beim ersten Erscheinen anstatt Ihres beleidigenden Asplombs, und mehr denn je wären Sie der interessante Held der Gesellschaft geworden, hätten sich in der öffentlichen Meinung rehabilitirt."

Sie hatten sich längst aus dem Salon in das angrenzende Palmenhaus zurückgezogen — Ueberall sich mit einer gewissen unterdrückten Ungeduld während der langen Strafpredigt auf den kleinen Divan hin und her gewunden, vor dem sein Mentor an den schlanken Stamm einer Fächerpalme gelehnt vor ihm stand. Jede Spur der Inabenhaft tändelnden Leichtlebigkeit des schmiegsamen Sichgehenlassens, das ihn so bezaubernd im Verkehr mit Frauen machte, war von seiner Erscheinung gewichen — ein straffer Militär jeder Zoll, Verdruß und Gereiztheit in der tiefen Furche zwischen den starkmerkirten Brauen sich er da, ungeduldig an der blühenden Unterlippe nagend oder den langgespitzten Schnurrbart zwischen den schmalen Fingern wirbelnd und höher drehend.

„Sind Sie bald zu Ende?" sprach er nachlässig, aber das feine Vibriren des klangvollen Organs, das leidenschaftliche Feuer der dunklen Augen widersprach der erkünstelten Ruhe.

„Noch nicht ganz, mon cher comte — Sie wissen, ich bin längst Ihr väterlicher Freund; ich will meine Anrechte als solcher diesmal zu Ihrem Vortheil geltend machen, mag der Mentor dem Telemach auch weniger denn jemals convenable sein. Ich wollte nur hinzufügen: in unseren Kreisen ist man mit euch verwöhnten enfants terribles der Schöpfung nicht überstrenge oder spliterrichterig, mais — ce qui est de trop, est do trop! Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, — sein Sie etwas weniger à votre aise, etwas weniger zuversichtlich und selbstbewußt in Ihrem Auftreten, lassen Sie bei Gelegenheit durchklimmern, daß es nur angenommene Maske war — man wird Ihnen bereitwilligst vergeben — es kann noch Alles gut werden."

„Ich habe Sie jetzt ziemlich eine Stunde geduldig angehört — wollen Sie dafür wohl endlich die Güte haben, etwas weniger Sphinx zu sein und mir zu sagen, welchem Bayou ich entsprungen und welcher Todsünde man mich anklagt?"

Der Diplomat durchforschte das höflich ironische Gesicht seines Gegenüber mit dem scharf durchdringenden Auge, als hätte er in dessen Seele tauchen mögen.

„Ahnen Sie es wirklich nicht, amigo?"

„Parole d'honneur — nein —"

„Wo haben Sie aber den Tag über gesteckt, — hat irgend eine Armida in Gestalt einer Traleshexerin, — prächtige Vollblutstute, die der amerikanische Gesandte gestern bekommen hat — Lord Linton —, Gerniger und ich ritten gleich nach der Parade zu ihm hinaus, waren zur Besichtigung des schönen Dame und zum „Lunch" invitirt und vergaben bei den hohen Bittmen der Champagne die Dinerzeit — aber ich keinesweges den Empfangsabend bei der Marchesa, — hatte keine Zeit mehr, zu Hause anzusprechen, und ließ mich deßhalb hier vor der Thür vom Gesandten absetzen, der mein Pferd von seinem Diener zur Stadt zu schicken versprach. — Sind Sie beleidigt mit der edlen Beschäftigung meines Tages?" lachte Keheron leichtherzig in wiedergewonnener Laune.

„Ich wollte, Sie hätten ihn nie schlechter ausgefüllt."

„Als mit Sektrinken und Pferdebesichtigen! Beim Zeus, Baron, Sie entwickeln heute eine Aber, die ich in dem feinen, geistreichen, viel und ernst Beschäftigten niemals vermuthen durfte."

Der Diplomat fuhr sich in ungeduldiger Zerstreutheit durch das dünne, wohlgeordnete Lockenhaupt. „Wie schwer Sie's einem machen!" seufzte er.

Digitized by Google

„Dem Diplomaten eine Aufgabe schwer!“ lachte der Andere ungezwungen.

„Ja, Kekeran, denn trotz all' Ihres Leichtsinns haben Sie sich ein frisches, frohes und auch edles Kinderherz bewahrt, — wir bleibt die traurige Freundespflicht, es sei zu verletzen. Es wird ein furchtbarer Schlag für Sie sein, wenn Ihr Gewissen nicht von Selbstvorwürfen sich freisprechen kann. Silvia Salm-Severolles verfunden die dicken, saftgrünen gefpaltenen Blätter und nahm sie tastend zwischen die Fingerspitzen, aber seine Gedanken weilten nicht bei der Sache; seine Spürangen, in denen doch so viel seelenvolle Güte lag, streiften verstohlen unablässig zu dem jungen Mann hinüber, der förmlich zusammengesunken in regungsloser Stellung verharrte und nur dann und wann mit dem bustenden Batisttuch den Angstschweiß von der Stirne trocknete.

Plötzlich sprang er wie unter einem gewaltsamen Entschlusse auf, und auf den väterlichen Freund zueilend legte er die schwere, fieberglühende Hand auf seinen Schulter.

„Und in welch' mystische Beziehungen bringt man meine Person zu — zu — zu der entsetzlichen That der Verzweiflung?“ sagte er dumpf.

„Kennen, dürfen Sie mich das fragen, Kekeran?“ gab der Andere mit betonendem Ernst zurück.

„So wahr mir Gott und die Jungfrau helfe — ja.“

Der Baron seufzte freier, wie von einer schweren Last befreit auf. Er nahm die brennende Hand beschäftigend wie die eines Kindes zärtlich in seine beiden fühlen, weibsichzarten und drängte den jugendlichen Freund auf den Divan zurück. „Hören Sie also: Da Comtesse Silvia gegen ihre Gewohnheit bis Mittag nicht in den Speisesaalmen erschien, hat man die Thür zu ihren Gemächern gewaltsam erbrechen lassen und sie auf ihrem Bett mit durchschossener Brust, das Terzerol noch in der herabhängenden erstarrten Hand, gefunden. An Anhaltspunkten zu den Motiven der schrecklichen That fehlte es natürlich gänzlich. Die Comtesse ist, wie Sie, wie Sie der Familie des Fürsten näher stehen, so am besten wissen, in der glücklichen Lage, frei über ihre kleine Person und ihr immenses Vermögen verfügen zu können, unabhängig außerdem von dem Fürsten, ihrem Schwager, in dessen Hause sie lebte; noch nicht siebenzehn Jahre alt, etwas exentrisch zwar, aber schon poor damnee une sainte, wenn diese Schönheit für mich auch immer etwas von der Ophelia in der sinsten Szene hatte. Nun frage ich Sie, was sollte man als Grund annehmen?“ Der Gedanke einer unglücklichen Liebe oder etwas noch Schlimmeres blieb die einzig mögliche Konjunktur, so sehr die hocharistokratischen Standesvorurtheile ihre fürstlichen Gnaden auch dagegen sich sträuben mochten. Die Lakaien flüsterten sich's auf den Korridoren, die Stallburschen in den Gesindezimmern zu, ehe man der Reuger hermetisch Thür und Thor verschließen konnte. Wissen Sie, was man unverhohlen sich unter dem Fächer zuraunt! oder unsere Kavaliere unter sich: daß dem blasirten Raffinement die durchsichtige Comtesse mit den überschlanken, überdrüdig duftigen Gliedern und den irrenden, verzehrenden Blicken ein Gegenstand der momentanen Convoitise sein könne, wie Paprika dem übersättigten Gaumen, daß man aber weder solche hocharistokratische Frauentypen noch das prickelnde Gewürz zur täglichen Hauptmahlzeit für die Dauer wählen könne. Das ist sehr boshaft, aber auch sehr treffend. Die bizarre Kleine wäre für unsere leichtlebige jeunesse dorée keine bequeme Frau. Nun hat man durch strenge Vernehmung der Dienerschaft herausgebracht, daß vor circa drei Monaten eine hohe, schlanke Männergestalt den Pavillon nächtlicher Weile verlassen, in dem Comtesse Silvia häufig statt aufzustehen pflegte — modellirend — lesend — was weiß ich! — Gesichtszüge des Vermummten will die Zofe des Fräuleins nicht erkannt haben, aber ein Windstoß hat, als er den Pavillon verließ, den Mantel leicht geöffnet und der Lauschenden Livreeuniform darunter entdeckt.“

Der Graf hatte mit einem unterdrückten Ausruf beide Hände vor das zuckende Antlitz geschlendert. Langsam ließ er die Finger von dem aschbleichen Gesicht herabgleiten. „Und was folgert man daraus?“ sagte er mit vollkommen heiserer Stimme.

„Man hat unter dem Nachlaß der Comtesse einen versiegelten Brief an die Adresse des Grafen Alexander Brasseur de Kekeran gefunden — der Brief erwartet Sie wahrscheinlich zu Hause — armer Freund. — Man hat die Wünsche der Verstorbenen wörtlich respektiren wollen in dem: «après ma mort seulement à lui même», zu dessen Träger Sie dem Fürsten selbst bestimmt hat. Ein unangenehmes Mercantre steht Ihnen also nach bevor. Sie wissen jetzt, welcher Ursache Sie die besremdende Aufnahme in der Gesellschaft heute zu danken hatten.“

„Der Schein spricht furchtbar gegen mich,“ stöhnte der Offizier.

„Ich hoffe, nur der Schein!“ — Gehen Sie nach Hause, Freund, suchen Sie das geistige Gleichgewicht in sich wieder herzustellen, denn auch ohne Verschulden muß das Entsetzliche Sie, der Sie der Familie von frühester Jugend attachirt waren, schmerzlichst berührt haben. Suchen Sie der Schein, wenn Sie können, halbwegsich von sich zu wälzen, etwas mieux paraitre gegen Ihre im gewöhnlichen Leben, hier ist es umgekehrt.“

„Ich kann keinem mehr heut Abend unter die Augen treten,“ stammelte er fassungslos.

„Das sollen Sie auch nicht, amigo, sauve qui peut! Hier ist eine Nebenthür, die durch die Bäume maskirt wird, verschwinden Sie eiligst in — das Vorzimmer, ich werde Ihre Entschuldigung und die Rechtfertigung Ihres Kommens bei der Wirtin übernehmen.“

Auf der Straße riefKekeran einen Fiaker an und stieg saß taumelnd hinein. Der Schlag hatte ihn völlig betäubt. Mit tiefem Seufzer lehnte er den Kopf an die harte Seitenwand des geräuschvollen Gefährts und in dumpfen Sinnen starrte er in sein Inneres, in die letzte Vergangenheit hinein.

Trug er wirklich einen Theil an dem fürchterlichen Entschluß des Mädchens — wenn auch unbewußt und willenlos? Hatte sie ihn wirklich geliebt — hatte er es selbst nicht beobachtet und mit altadlichem Distanzion sich leidem — drei Monate waren es fast — von ihr zurückgezogen, in der Gesellschaft sie gemieden, so viel konventionellese Zwang und die Gesetze der Höflichkeit es gestatteten, wu dieß Resultat herbeizuführen? Er griff in wilder Verzweiflung mit beiden Händen in die zweidrittelende Lockenfülle und wühlte sie auf, die Mühe hatte er längst neben sich auf den Sitz geschleudert. Wie konnte man ihn anklagen, wenn seine urgesunde, kräftig frische Natur sich von der krankhaft überreizten, nervös erregten des Mädchens abgestoßen fühlte, wenn ihre gebrechliche Schönheit mit dem oft wie im Fieberm glühenden Augenpaar, mit der verwischten Zartheit eines matten Pastellbildes, um welches das nur lose aufgewundene Haar in einiger Auflösung wie bleiche Schlangen sich ringelte, ihn mehr unheimlich denn sympathisch berührte, wenn er der Jugendhelsbräutin seines verstorbenen Schwiegerchens nichts weiter zu weihen vermochte, als jenes fast mitleidige Interesse, mit dem ein normal gebildeter, von Urkraft strotzender Mensch auf eine kränkelnde Treibhauspflanzenzeitung herabblickt, die er mit seinen starken Händen gern schützen möchte gegen jedes Ungemach, wenn er nicht fürchtete, sie unter seinem kräftigen Griff zu zerdrücken. Sein ganzes Leben ihr zu opfern, all' seine lebhaftigeenden Anforderungen an menschliches Glück, das hatte er nicht vermocht! —

Der Wiethswagen holperte gemächlich nach dem Tempo eines müden Droschkenpferds und Kutschers über das Straßenpflaster, klapperend, rüttelnd, stoßend, Kekeran merkte von alledem nichts, er sierte stumpf und theilnahmlos durch die blinden Scheiben auf die Regenpfützen, in denen sich das Licht die Gaslaternen müde spiegelte.

Jetzt ging's über einen freien Platz; dann bog es knapp um eine Straßenecke in den vornehmsten Stadtheil und endlich hielt das Gefährt vor einem palastähnlichen Gebäude, in dem der Graf im Parterre die elegante Garçonwohnung inne hatte.

An der Thür seiner Wohnung empfing ihn sein Diener in der soliden Hauslivree mit vielsagend geheimnißvoller Miene.

„Ist jemand da — wartet seit einer Stunde schon auf den Herrn Grafen — wollte sich nicht abweisen lassen, aber auch nicht Namen nennen!“

„Schon gut.“ Er winkte abwehrend mit der Hand — schritt mit hallendem Fuß über das kunstvolle Steinmosaik des Korridors und öffnete mit festem Finger die flügelthüren in das geschmackvolle Empfangzimmer.

In dem Raum herrschte jenes sanfte elaire obscure, von dem Kleine behauptet, daß es der wahren Aesthetik unentbehrlich sei. Dem Grafen mochte es heute, trop sonstiger Vorliebe, nicht am Platze scheinen; er wandte sich in der Thür noch einmal und bevderte mit ruhig beschlender Stimme „mehr Licht“, ehe er mit höflich kühler Bewegung die regungslose Gestalt sieh begrüßte, die hoch, schlank und schmächtig, mit dem Rücken an den kunstvoll gearbeiteten Kaminmantel gelehnt, bei seinem Eintritt wie angegossen stand.

Wie auf Verabredung schienen Beide die gebräuchlichen Begrüßungsphrasen vermeiden zu wollen und verharrten in vollkommenem Stillschweigen, während der Diener geräuschlos Lampen zurrag, Sessel und kleine schwarze Marmortischchen mit den zahlreichen Kostbarkeitsresten von der schlanken Jungfrau rein bis zur Wasserspreite herbeischob.

Als eine befehlende Handbewegung den Lakaien entfernt, lud eine höfliche den Gast zum Niedersitzen ein — Dieser ignorirte sie. Mit überkreuzten Armen und völlig abwesender Miene blieb er in vorige Stellung.

„Durchlaucht haben sich zu mir bemüht?“ unterbrach Kekeran entschlossen in Frageform, um die peinvolle Stille zu enden.

Schweigend lauchte Jener seine Hand in die Brust und schweigend überreichte er dem Grafen ein versiegeltes Billet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Till Eulenspiegel.

(Fortsetzung.)

4.

Die quedlinburger Hühner.

(36. Historie.)

(Vgl. S. 485.)

Eulenspiegel kam einst Tages zu Quedlinburg auf den Markt, und da es ihm fast an Geld fehlte, um sich etwas Gutes zu Leibe zu führen, sann er auf ein Mittel, wie er dazu käme. Da sah eine Bäuerin mit einem Korb voll Hühner und einem Hahne auf dem Markte. Zu der trat Eulenspiegel und fragte sie, was das Paar gelte. Sie sagte: jwei Stephansgroschen. Aber Eulenspiegel fragte: „Könnt Ihr sie nicht billiger geben?" Sie antwortete: „Nein." Nun nahm Eulenspiegel die Hühner sammt dem Korb und ging damit dem Bäcker zu. Da sprang ihm die Frau nach und rief: „Halt da, wollt Ihr wohl bezahlen?" Eulenspiegel wandte sich um und sagte: „Ich bin der Schreiber der Aebtissin." — „Was frage ich darnach?" rief die Frau. „Wollt Ihr die Hühner, so bezahlt sie; ich habe mit der Aebtissin nichts zu schaffen: mein Vater hat mir immer gesagt, ich solle mit Denen keinen Handel treiben, vor denen man erst Büdlinge machen muß. Also bezahlt!" Er antwortete: „Nun, Frau, Ihr seid recht kleingläubig; damit Ihr mir aber traut, so nehmt den Hahn zum Pfand, bis ich das Geld bringe." Das that die Frau, die natürlich um ihre Hühner betrogen war; denn wer sich nicht mehr fehen ließ, war Eulenspiegel. —

(Fortsetzung folgt.)

Von der englischen Landstraße.

Von **C. Priefert.**

2. Der Tramp.

„Tramp" ist ein Wort, welches die englische Sprache zwar nicht in ihr Dictionary aufgenommen hat, das aber nichtsdestoweniger in einer für die englische Zunge unnachahmlichen Weise die Begriffe: Herumtreiber, Bummler, Dieb, Hochstapler, Mörder ꝛc. in sich vereinigt. Ein Tramp ist ein Mensch, der sich fest vorgenommen hat, nicht zu arbeiten, wohl aber niemals der Minute abzuschlagen, was diese ohne Zuthun von seiner Seite für ihn bringt; mag auch die Hand, die sich nach der Gabe ausstreckt, sich mit Menschenblut besudeln. Der Tramp spielt deßhalb in den Annalen der englischen Kriminalgerechtigkeitspflege eine sehr angemessene Rolle, und eines der schlimmsten Verbrechen, das diese Annalen in jüngster Zeit verzeichnet haben, hat als Urheber einen Tramp. Es würde vergeblich für mich sein, zu versuchen, dem Leser ein genaues Bild von der in Rede stehenden Persönlichkeit durch eine Beschreibung dieser selbst zu geben. Ihr werde es lieber verstehen, ihn, den Tramp, in seinem eigentlichen Wirkungskreise, der Landstraße, aufzusuchen und bei seinem Thun und Treiben zu beobachten.

Diejenige Landstraße, wohin ich dem Tramp folge, ist, wie die meisten in England, für sein Thun und Treiben wie geschaffen. Sie ist zu beiden Seiten mit hohen Weißdornhecken eingeschlossen, die nebenbei so dicht sind, daß sie nicht allein überall unzählige Schlupfwinkel, sondern auch für Sturm und Regenwetter ein recht behagliches Nachtquartier für das würdige Object dieser Schilderung abgeben. Als und zu befinden sich in denselben alte Baumstümpfe in den verschiedensten und wunderlichsten Formen, und meistens hohl. Diesen schuldet der Tramp für die schwierigeren Probleme seiner dunkeln Existenz einen nicht geringen Dank. Da sie hohl sind und häufig so verborgen, daß nur ein Kennerauge sie entdecken würde, so steigt er, falls seine verbrecherischen Absichten dies erheischen, in einen solchen Baumstamm hinab, kollert sich wie ein Reptil zusammen und wartet nun, den Lauf eines Pistols durch eine Höhlung seines abscheulichen Aufenthaltes für ein nichts ahnendes, die Landstraße hinabwandelndes Opfer herein halten. Meine deutschen Leser, die England nie gesehen, werden vielleicht sagen, ich übertreibe. Dieß ist nicht der Fall. Der einfachste englische Dörfler kann viele, viele Fälle derart und häufig auf eigener Erfahrung, wo er nur mit genauer Noth dem gewissen Tode entging, berichten. Doch nehmen wir unsern Tramp in Augenschein. Der Tag, der heiß und drückend gewesen, nähert sich seinem Ende. Die Sonne fällt schnell am Firmamente herab. In dem hohen Korn rechts und links von der Landstraße spielt der Abendwind mit dem rothen Schlafmohn und den blauen Kornblumen. Feldarbeiter begeben sich von ihrer Arbeit nach Hause. Sie sprechen von Haus und Herd, von Küche und Keller, von Kind und Kegel. Plötzlich machen sie Halt, wie im Einklang unter derselben Idee.

„Da war's!" sagt der Eine, „in jenem Baumstumpfe, wo wir vor vierzehn Tagen den Kerl, den Brown, herausjagten! — Ein Glück für ihn, daß er entkam!" — „Unglück genug für uns, daß es so ist! — Ich glaube bestimmt, daß er es ist, der den Müller erschossen hat!" — „Never mind! Wir sassen ihn noch!"

Die Leute gehen weiter. Ein dunkles, glühendes Auge folgt ihnen. Es gehört dem Tramp, der in der Hecke, nahe bei jenem Baumstamm, zusammengerollt wie ein Igel, kauert. Jetzt bohrt er sich und reckt die buech die unangenehme Lage, die er inne hatte, wohlthuenden Glieder. Ein leiser Fluch. Dann kriecht er, das Korn auf der einen und die Hecke auf der andern Seite, einige Hundert Schritte von dem Platze, wo er gelegen. Er befindet sich nun in hohem Grase. Ein weiches Bett für ihn! — Es ist ein baumlanger Kerl, von vielleicht sechs Fuß Länge. Sein Anzug besteht in einer Drillichjacke, überall mit Schmutz und dem Fett seiner Mahlzeiten bedeckt, in einer Leinwandhose und Kommißstiefeln, mit schweren Nageln beschlagen. Eine Mütze trägt er nicht; das struppige rothe Haar mit dem wilden, ungepflegten Bart stehen im vollen Einklang mit dem widerlichen, diabolischen Ausdruck seines Gesichtes. Neben ihm im Grase liegt ein starker Knüttel, sein treuester Freund und steter Begleiter. Jetzt angelt er diesen Freund. Ein sardonisches Lächeln umspielt den breiten Mund. Fast mechanisch ergreift er die gefährliche Waffe, hebt sie halb in die Höhe, wie um sich von ihrer Kraft und Schwere zu überzeugen, und legt sie dann, zufrieden mit dem Resultate, wieder in das Gras. Jetzt wühlt die biete, schwielige Rechte in der Jackentasche und bringt ein Packet, augenscheinlich Papiere enthaltend, zum Vorschein. Der Tramp löst das schmutzige Band, das sie zusammenhält, und sein Auge läuft über einige derselben hin. Er nickt zufrieden mit dem Kopfe, bindet die Schnur wieder um die Papiere und steckt letztere an ihren Platz. Diese Papiere, wenn sie reden könnten! — Sie würden eine schreckliche Erzählung über das Ende des unglücklichen Müllers, von dem die Landleute sprachen, zu berichten haben! — Horch! — Ein Wagen. Im Nu ist der Tramp auf den — Knieen, nicht auf den Füßen. Sein Auge durchbohrt mit dolchgleicher Schärfe die dichte Hecke. Eine elegante Kutsche fährt langsam heran. Jetzt passirt sie die Stelle, wo der Verbrecher liegt. Er hat mit einem Blick das Gefährt und seine Insassen erfaßt und sinkt beruhigt in seine vorige Lage zurück. Es sind nicht Mordgedanken, die ihn bewegen; sein Es ist Angst, die mahnende Stimme seiner gefährlichen Lage. Er weiß, man sucht ihn. Und wieder weiß er mit der Schlauheit des abgefeimten Verbrechers, man wird ihn hier, in direkter Nähe des Ortes, wo er den Müller erschlug, nicht suchen. Aber er darf aus diesem Grunde den Platz nicht verlassen. Und das ist sein Fluch! — Es ist dunkler und dunkler geworden. Der Nachtwind erhebt sich und saust hohl und schaurig durch den Weißdornhag. Schwere Wolken sammeln sich am Horizonte, wo die Sonne hinabgestiegen. Die Nacht droht regnerisch und ungeheim zu werden. Der Tramp beobachtet diese Zeichen mit tiefem Behagen. Unwetter, in der schlimmsten Gestalt und im heftigsten Ausbruche, das ist die Gelegenheit für ihn, den Mann der dunklen That, „Thaten zu thun". — Endlich fallen einzelne Regentropfen, von schwarzen Wolken, die der stärker werdende und zum Sturm anwachsende Wind herangepeitscht hat. Mit einem einzigen Sprunge ist der Tramp auf den Füßen. Er nimmt den Knüttel und schleicht leise, wie eine Katze, an der Hecke hin. Merkwürdig, er nimmt seinen Weg direkt auf das eine halbe englische Meile entfernt liegende, einsame Wirthshaus. Ist er ein so großer Thor, der Gefahr offen in die Arme zu rennen? — Folgen wir ihm. Jetzt ist er dem Wirthshaus, das auf der anderen Seite der Straße liegt, gegenüber. Er beobachtet mit scharfem Auge ein Fenster, in dem ein klein Licht zu sehen ist. Die Leute scheinen früh schlafen gegangen zu sein. Zufrieden mit dem Resultate seiner Beobachtung stößt er jetzt einen dem Krähenruf täuschend nachgeahmten Laut aus. Noch ist Alles still. Dann verschwindet das vorerwähnte Licht und ein Fenster im Hause öffnet sich leise. Trotzdem, das geübte Ohr des lauschenden Verbrechers hört das Geräusch. Er kriecht durch die Hecke, wirft rechts und links einen prüfenden Blick die Landstraße hinab, lauscht wieder und geht dann schnell auf das Haus zu. Er befindet sich unter dem vorerwähnten Fenster. Sein Auge entdeckt ein Bündel, das an einer Schnur von dem Fenster herabhängt. Mit einem einzigen Messerschnitt hat er es von der Schnur gelöst. Kaum kann er athmen. Ja, das sind die Kleidungsstücke, die er braucht. Jetzt huscht er über die Landstraße. Er ist im Begriff, in der Hecke zu verschwinden. Da plötzlich donnert es ihm in die Ohren: «Stop!» — Stop! — Halt! — Ein einziges Blael, aber es macht das Mark in seinen Beinen gefrieren. Seine Kniee schlottern. Er wimbet sich unter der eisernen Faust zweier Polizisten. Und ein glühendes Auge entdeckt zwei andere derselben dicht neben ihm. Das Spiel ist vorbei! — Der Wirth, auf den der Tramp rechnete, hat ihn betrogen. Der Tramp ist gefangen.

Digitized by Google

Till Eulenspiegel. Wie Eulenspiegel zu Quedlinburg Hühner kaufte und der Bauerin den Hahn zum Pfand ließ. (Zu Seite 494.) Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 484.)

Digitized by Google

Das Klotschießen der Friesen.

Von

Franz Poppe.

(Bild S. 488.)

Die Eigenthümlichkeiten, den Geist eines Volkes erkennt man am besten aus seinen Belustigungen, seinen Spielen. Hier gibt es sich so, wie es ist. Wie die Spiele der Kinder, so sind auch die Spiele der Nationen ein treuer Spiegel ihres Charakters. Darum haben Erforscher von Land und Leuten auch stets ihr Augenmerk auf dieselben gerichtet. Die Spiele der Griechen sind schon häufig Gegenstand der Betrachtung gewesen; ihre Leibes- und Geistesgymnastik: Ringen, Laufen, Werfen des Diskos, Bogenschießen, Speerwerfen, Ballspiel, Tanzen u. s. w. sind oft genug und meisterhaft beschrieben. Die Griechen erloben Alles zum Spiele, und Alle spielten mit. Ihr freier, anmuthiger, heiterer Geist spiegelt sich ab in ihren Spielen. Bei keinem Volke finden wir etwas Gleiches. Die Römer hatten zwar ihre sklavischen Gladiatorenkämpfe, die Spanier ihre blutigen Stiergefechte, die Engländer haben ihre mehr nach Gehässigkeit aussehenden Wettrennen, Hahnenkämpfe und rohen Boxereien; aber das Alles ist nichts gegen die schönen Turnspiele der Griechen. Etwas Aehnliches bietet sich nur dar im Steinwerfen und Ringen der Schweizer und im Klotschießen oder Kugelwerfen der Friesen. Ersteres ist schon öftre in Wort und Bild dargestellt worden, letzteres jedoch möchte durchweg noch unbekannt sein. Ich will deshalb eine möglichst getreue Schilderung vom Klotschießen geben.

Im Herbst des Jahres 18.., wurde ich in einem Kirchdorfe der oldenburgischen Marsch angestellt. Hier benutzte ich die Gelegenheit, dem Klotschießen beizuwohnen. Der Winter war gekommen und zwar mit einem klaren, dem Klotschießen günstigen Frotte. Da faß ich eines Abends in dem Wirthshause des Dorfes, wo auch mehrere Bauern versammelt waren, die sich unterhielten über das Wetter, ihren Viehstand, das Anstecken der Winterfaat (Raps u.) und andere Gegenstände, die den Marschbauer interessiren. Plötzlich sagte einer derselben auf Plattdeutsch: „Jetzt ist es Zeit zum Klotschießen. Die Erde ist trocken und hart wie ein Brett, und das junge Volk übt sich schon alle Tage."

„Haben wir gute Klotschießer im Dorfe?" fragte ein Anderer.

„Da ist der Hermann," antwortete ein Dritter, „der junge Zimmermann, der schießt gut; er flüchtet die Kugel an die 80 Schritt; und dann ist N. da (ein junger Bauer), der wirft auch nicht schlecht."

„Wir," fiel ein Bauer aus einem Nachbardorfe ein, „haben eben so gute Schießer. Da ist ein Schuftersgesell, der wirft so sicher, daß er auch den Punkt anzeigen kann, wo die Kugel niederfallen soll; und wenn Sohn verstehr's auch."

Genug, auf den nächsten Sonnabend wurde auf einem bestimmten Terrain ein Klotschießen festgesetzt, zwei gegen zwei. Die beiden Parteien aus den benachbarten Dörfern wetteten um 40 Thaler.

Das Wetter blieb günstig, der bestimmte Tag kam heran. Bald nach Mittag versammelten sich die Theilnehmer im Dorf („Boog") und marschirten zum Wahlplatze. Voran zog ein junger Bursche, der auf einer großen Handharmonika einen Marsch spielte. Dann folgte der gewählte Fahnenträger, den zur Rechten und Linken zwei Wahlmesser mit hohen Stangen begleiteten. Hinter diesen gingen die beiden Klotschießer, dann zwei Männer, welche eine große, aufgerollte Strohmatte trugen, hierauf noch zwei sogenannte „Möterer", und den übrigen Zug bildeten die Wettenden oder „Inholler" und die Zuschauer, alte und junge, Bauern, Handwerker, Knechte; auch Frauen, Mädchen und Kinder strömten mit, so daß der Zug über hundert Köpfe stark war. Als wir auf dem bestimmten Felde anlangten, war die Gegenpartei bereits versammelt. Es war ein heller, klarer Mittertag, keine Wolke am Himmel, nur am fernen Horizonte ein blauer Duft. Die frische, reine, kalte Luft hatte die Wangen Aller geröthet. Weithin dehnte sich die unabsehbare, harte, kahle Grasebene aus, auf welcher vereinzelt liegende, stattliche Bauerngehöfte, altersgraue Friesenkirchen und Windmühlen emporragten, und welche nur hin und wieder durch zugefrorene Gräben und Kanäle durchschnitten wurde. Einzelne knorrige Weidenbäume, welche ihre nackten, mit Reif überzogenen Zweige emporstreckten, glitzerten im Sonnenschein wie Krystall. Trotz man sich in dieser Umgebung das bunte, aufgeregte Gewimmel eines frischen, fernigen Volksstammes, die Frauen hoch und schlank gewachsen, sauber und einfach gekleidet, in üppiger Gesundheitsfülle schäkernd und plaudernd, die Männer derb, breitschultrig, behäbig, ernst, doch innerlich erregt, zum Theil recht häufig, mit rauher Pelzmütze auf dem Kopfe, kurzer Pfeife, sogenannte „Tuffe", im Munde, mit hohen Stangen („Klumstöcken") in der Hand: so ist das effektvollste Bild fertig, vor Allem, wenn noch als Hauptfigur die Gestalt eines echten Klotschießers hineinkommt, und zwar im Moment des Abwerfens. Diesen Augenblick hat denn auch die mit Land und Leuten bekannte Maler Sonneke im vorliegenden Bilde festgehalten.

Jetzt traten die Stimmführer hervor und bestimmten für jede Partei den Anfangspunkt, die Richtung und das Ende der Bahn. Die Länge der Strecke betrug etwa eine Stunde. Sie sollte hin und zurück durchworfen werden. Welche Partei bei gleicher Anzahl der Würfe am Ende zurück blieb, die hatte natürlich verloren. Auch die Kugeln beider Parteien wurden jetzt gegeneinig untersucht, ob sie das gehörige Gewicht hatten. Eine solche Kugel, auf Hochdeutsch auch Klotz, auf Plattdeutsch Klot genannt, ist groß wie eine Faust, und hartes Holz gedrechselt, beinahe traubenförmig durchbohrt, mit Blei ausgegossen und braun poliert. Sie muß sehr sorgfältig gearbeitet sein. Für gewöhnlich wiegt sie 1 Pfund. Das Werfen nennt man „Schießen" und jeden Wurf einen „Schuß".

In einiger Entfernung von einander wurden zwei, wenigstens 20 Fuß lange, 2 bis 3 Fuß breite Strohmatten auf dem Boden ausgebreitet, für jede Partei eine. Auf diesen Matten nehmen die Klotschießer ihren Anlauf. Da, wo sie abwerfen, wird die Matte etwas erhöht gelegt. Hier stellen sich feitwärts die „Möter" auf, zwei Männer, welche den Klotschießer beim Abwerfen zu greifen oder zu „möten" haben, damit er nicht zur Erde stürzt. Die Bahnwerfer gingen mit ihren hohen Stecken von etwa 10 Fuß Länge, unten mit einer kurzen, eisernen Gabel, sogenannten „Klume", versehen, voraus. Diese Klumstäcker bienen den Marschbewohnern für gewöhnlich zum Ueberspringen der Gräben, oder auch als Spazierstöcke. Die Bahnzeiger gehen etwa bis zu dem Punkte, wo nach ihrer Meinung die Kugel niederfallen muß. Sie untersuchen den Boden und zeigen dem Klotschießer mit aufgestellter Stange einen harten, festen Punkt, auf welchen er die Kugel „flüchten" soll. Unter dem „Flüchten" versteht man das Schleudern der Kugel bis zum Niederfallen. Der Bahnwerfer stellt sich gerade auf diesen Punkt und ruft: „Scheet her! Liet up mi an!" d. h. Schieße her, gerade auf mich los!

Ein guter Klotschießer flüchtet 70 bis 80 Schritt, ja es soll solche gegeben haben, die 100 Schritt und darüber flüchteten. Wenn die Kugel gefallen ist, so springt und hüpft („kreuitert oder trümmelt") und rollt sie noch oft eine weite Strecke. Es kommt nun darauf an, daß der Klotschießer gerade auf einen solchen Punkt wirft, von dem aus die Kugel noch weit fortrollen kann, ohne durch kleine Erhöhungen und Gräben gehindert zu werden. Wenn's möglich ist, so setzt er die Kugel am liebsten auf eine Eisfläche, weil sie von dieser am stärksten zurückprallt. Geschickte Klotschießer flüchten genau auf den Punkt, der ihnen bezeichnet ist. Die Untersuchung des Bodens und die Bezeichnung der geeigneten Stelle, das ist die Aufgabe der Bahnwerfer. Sie deuten auch, nachdem geworfen ist, den Endpunkt des Flüchtens wie den des ganzen Wurfes an. Von der entgegengesetzten Partei sind immer Männer dabei zugegen, die sich von der Richtigkeit der Angabe überzeugen. Da, wo die Kugel aufsteht zu rollen, wird zunächst ein Stock hingelegt, die Strohmatte wird so weit gelegt, und der nächste Werfer von der Partei muß von diesem Punkte wieder abwerfen.

Die Richtung einer gut geworfenen Kugel gleicht einer allmälig aufsteigenden, mäßig gekrümmten Linie. Sie hoch darf die Kugel nicht geworfen werden, weil sonst die Kraft für die Höhe verloren geht, und die Kugel nicht weit genug fliegt und zurückstrickt. Auf das Abwerfen der Kugel kommt es besonders an. Sie muß im richtigen Moment, gerade wenn die größte Schwungkraft erreicht ist, aus der gebückten Handhalte gleiten, wobei ihr die Finger die Richtung geben. Es gehört also mehr als die rohe Kraft dazu.

Alle nöthigen Vorbereitungen, wie sie auf dem Bilde treu dargestellt sind, waren jetzt getroffen. Die Klotschießer stellen sich an den Anfang der Strohmatte, oder noch weiter zurück, um einen weiten Anlauf nehmen zu können. Unser bestes Klotschießer, der junge Zimmergesell Hermann, war eine hochgewachsene, echte Friesengestalt mit hellblauen Augen, langen, weißen Flachsblonden und kurzem goldschwarzem Kinnbarte. Er hatte den rechten Vorderfuß eines geborenen Klotschießers, oben weit, unten rug zulaufend, die Brust gewaltig breit, die Taille dünn, der Leib glatt, die Hüften verhältnißmäßig schmal, die Füße nach außen gesetzt. Die Uebrigen waren mittelgroß, aber stämmig und untersetzt. Ihre Schuhe, ihren kurzen Rock oder ihre Jacke haben sie ausgezogen und einen der Daneben stehenden zum Aufhehen übergeben. Ihre ganze Bekleidung besteht jetzt außer dem Hemde nur aus einer hohe und langen Wollstrumpfen, die über die Hose bis an's Knie hinaufgezogen und dort festgebunden werden. Um den Leib haben sie eine weiße leinene Binde oder ein Taschentuch gebunden. Wenn sie einen Wurf gethan haben, so werden ihnen sofort Handschuhe und Holzschuhe angezogen und ein Mantel umgehängt, damit der Körper nicht seine Wärme und Elasizität verliert.

Die vier Klotschießer hatten bereits jeder einen Wurf gethan, ohne daß sich ein bedeutender Unterschied herausgestellt. Jetzt kam die Reihe wieder an den großen Hermann. Aber sei es, daß er noch nicht warm genug war, oder daß die Kugel auf eine ungünstige Stelle fiel, genug, der Wurf entsprach nicht seiner gerühmten Geschicklichkeit; der nachfolgende Klotschießer der Gegenpartei überholte ihn sogar. Auch in den folgenden Würfen

Digitized by Google

hatten unsere Leute entschieden Unglück, wir kamen immer weiter zurück, und in acht Minuten auf jeder Seite war uns die Gegenpartei fast um einen Wurf zuvorgekommen. Unser Jubel auf ihrer Seite, Niedergeschlagenheit auf der unsrigen. Dort werden die Kloßschieber gebatschelt, gelobt und traktirt mit Branntwein oder Eierbier, hier getadelt und mit Mißtrauen angeschaut. Ingrimmig, mit sich selbst unzufrieden, schritt der große Hermann verlassen bis dahin, wo er wieder abzumessen hatte. Ich laufte schnell vom Wirthe, der auf einem Handwagen Getränke führte, eine Flasche mit Branntwein, und eilte ihm nach.

„Wie ist das heute mit Ihnen?“ sagte ich. „Sie werfen ja sonst besser.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er kurz; „meine Arme sind so steif! Ich muß erst warm werden. Wir sind noch lange nicht am Ende.“

„Wir wollen einmal Einen trinken,“ sagte ich und trank ihm aus der Flasche zu. — Er nahm sie und that einen tüchtigen Schluck. Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Du wirst besser!“

Sein nächster Wurf war auch wirklich bedeutend besser, aber was er gewann, das verspielte sein Kamerad, der junge Bauer, wieder. Doch warf der Große in der Folge so gut, daß die Gegner seinen größeren Vorsprung erlangten, als sie schon hatten. Wir bekamen wieder Muth, denn Hermann warf jetzt mit seinen Würfe besser. Aber es war, als ob er heute lauter Pech haben sollte. Der Bahnwerfer rief, als er wieder werfen mußte: „Hier ist ein breiter Graben! Du mußt entweder davor werfen, hier, dann springt die Kugel hinüber, oder Du mußt darüber hinweg stächten!“ —

Die anderen Kloßschieber hatten Weste und Halstuch gleich von sich geworfen, nur Hermann nicht.

„Hast Du das kalte Fieber?“ hieß es. „Herunter damit!“ —

„Ich bin noch nicht warm,“ gab er zurück. Er lief, warf ab, die Kugel beschrieb einen hohen Bogen und fiel — mitten in den Graben, in's Ufer hinein. Ein unendlicher Jubel entstand bei der Gegenpartei, während auf unserer Seite gestucht und geschimpft wurde auf den großen Hermann.

„Er will nicht, oder kann nicht,“ hieß es; „warum zieht er nicht vom Leder! Er ist zu träge!“

Hermann sagte kein Wort; er ballte nur die gewaltigen Fäuste und knirschte mit den Zähnen. Die Bahn war von der Gegenpartei einmal durchworfen. Wir waren beinahe zwei Schuß zurück geblieben. Jetzt mußte schon ganz ausgezeichnet von unserer Seite geworfen werden, oder wir hatten verloren. Einige gaben schon alle Hoffnung auf; andere dagegen gingen zu unserm Kloßschießen, streichelten ihnen die Wangen, schmeichelten besonders dem Großen, daß er zu seiner stets am besten geworfen habe, er könne es auch jetzt, wenn er sich nur anstrenge. „Sieh doch vom Leder! Rette doch unsere Ehre! Eine Flasche Wein, wenn Du gewinnst!“ so scholl es durcheinander. Allein Hermann ließ sie schreien und that weiter nichts, als daß er einigemal seine nervigen Arme streckte und schwang und zuweilen ein paar hohe Sätze in die Luft machte. Dabei athmete er tief auf und stöhnte schwer.

„Nun,“ wandte er sich zu mir, „komme ich in Schweiß. Jetzt soll's losgehen auf Leben und Tod! Laß die Andern nur schreien! Noch einen Schluck aus der Flasche!“ —

Die Gegenpartei fing schon an. Die Bahn wieder zurück zu durchwerfen. Jetzt aber wandte sich das Glück. Hermann warf mit jedem Wurfe besser, auch der Bauernsohn suchte ihm nachzukommen, und der Abstand zwischen uns und den Gegnern wurde immer kleiner und kleiner. Der Muth auf unserer Seite stieg, der Jubel und die Hurrahs erschallten vom Wurf zu Wurf lauter und lauter. Jetzt wurde Hermann gerührt, umarmt, geliebkost.

Er holte wirklich seine Gegner wieder ein, und noch auf der Hälfte der Bahn standen beide Parteien fast gleich. Da wurde aber auf der andern Seite ein ausgezeichneter Wurf gethan, der beste aller bisherigen. Die Gegner lamen und ahrmeln sich überein, und spöttisches, höhnisches Gelächter erdeckte wieder unsere zu früh lautgewordene Siegesgewißheit. Nur noch von wenigen Würfen hing jetzt die Entschidung des Kampfes ab. Der Sieg schwankte abwechselnd von einer Seite auf die andere. Jetzt kam Hermann wieder an die Reihe; es galt, einen entscheidenden Wurf zu thun. Aber weh, wieder kam ihm ein Graben in die Quere.

„Halt!“ ertönte es auf unserer Seite. „Jetzt soll es vorsichtiger sein. Die Entfernung von hier bis zum Graben wird abgemessen, damit er genau weiß, wie er zu stächten hat, sonst!“ —

„Nichts da!“ rief dieser mit donnernder Stimme. „Die Matte hingelegt! Aus dem Wege, was nicht taugt!“

Wieder traten Mehrere zu ihm, um ihm zu schmeicheln, die Hände zu schütteln und ihn sehentlich zu bitten, die Ehre des Dorfes zu retten; aber er stieß die Zudringlichen rechts und links von sich. „Es ist eine Entfernung von über 80 Schritt,“ hieß es, nimm Dich in Acht, Du wirst wieder in den Graben!“

Ohne weiter darauf zu hören, faßte Hermann die Kugel, warf sie in die Höhe, fing sie wieder, und nun erst warf er Weste, Halstuch und Mütze von sich. Auch das Hemd reißt er vorn auf, so daß man die breite, bloße Brust sieht, die sich gewaltig hebt und senkt. Auch die Hemdärmel schlägt er in die Höhe und schnellt die mächtigen, muskulösen Arme hoch empor. Nun steht er einen Augenblick still wie angewurzelt da; auch ringsum herrscht Todtenstille. Sein Auge späht scharf in's Weite, als ob es die Entfernung abmessen will. Nun biegt er sich weit vorüber, drängt die Brust heraus, streckt den Arm mit der gefaßten Kugel rückwärts, zieht beginnt er zu laufen, immer schneller und schneller, endlich macht er einen gewaltigen Sprung, und schleudert mit ungeheurer Kraft die Kugel laut brüllend von sich, daß sie saulend durch die Luft fliegt.

Aller Augen folgen nur der Kugel, Keiner beachtet den, der sie geworfen. Die „Rötes“ vermögen ihn nicht zu halten, er stürzt ächzend zu Boden und wird mit Mühe von einigen Frauen und Mädchen wieder emporgerichtet.

„Ich Aere!“ sagen sie mitleidig, „he hare der weh den Tot to dohn kunnt.“ (Ich Aerer, es hätte ihm wohl das Leben kosten können.) Kaum ist er empor gekommen, so begeistt ihn ein hundertstimmiges, nicht enden wollendes Siegesgeschrei. Die Kugel ist so gewiß geflüchtet, daß sie nahe vor dem diesseitigen Ufer niederfallen mußte. Darauf hat sie einen ungeheuren Sprung genommen, weit über den Graben hinweg und ist dann noch eine weite Strecke fortgehüpft und gerollt. Dem Jubel folgte ein freudiges Bewundern von unserer Seite über den unerhörten Wurf und auf der andern Seite war Verzagen und stumme Niedergeschlagenheit. Unser Sieg war uns blieb entschieden.

Schweigend und trostlos zerstreuten sich die Gegner und schlichen einer nach dem andern „lupfwerts“ (verzagt) nach Hause. Wir aber zogen als Sieger seierlich, in geschlossenen Zuge, die knitternde Fahne voran, wieder in unser Dorf ein, wo wir, da keine Kunde des Sieges uns schon vorausgeeilt war, von Frauen und Kindern mit Jubel empfangen wurden. Noch denselben Abend wurde das gewonnene Geld verzehrt; der große Hermann und ich trauten Brüderschaft, und spät nach Mitternacht war der riesenstarke Friese so schwach geworden, daß ich, dessen Hand wohl die leichte Feder, nicht aber die schwere Wirlagt zu lenken vermag, ihn wie ein Kind nach Hause und in's Bett bringen mußte.

Ich füge noch hinzu, daß es Kloßschießer gegeben hat, deren Name noch jetzt, lange nach ihrem Tode, rühmend genannt wird, so ein Ortsgieß Harms im Jeverlande und ein Woge in Butjadingen. Gewöhnlich hört ihre Laufbahn als Kloßschießer damit auf, daß sie in Folge des gewaltigen Schwunges beim Wegschleudern der Kugel sich einen Bruch zuziehen, der ihnen dann ein fernered Kugelwerfen unmöglich macht. Ja, es hat sich schon ereignet, daß ein berühmter Kloßschießer durch die übermäßige Anstrengung einen Blutsturz bekam und bald darauf starb.

Es kommt auch vor, daß Wetten zwischen verschiedenen größeren Marschdistrikten eingegangen werden; z. B. zwischen dem Jever- und Butjadingerland. Dann wird die Preissumme bis auf 100 Thaler und darüber erhöht; doch ist dieß eine Seltenheit.

Auch die friesischen Frauen stellen manchmal ein Kloßschießen an. Wandelt eine Bauernfrau die Lust dazu an, so schickt sie einer andern eine Kugel mit rothseidenem Bande als Herausforderung. Ein solches Frauenkloßschießen wird aber mehr als Tedel angesehen. Von einem regelrechten Verfahren, von einem kunstgerechten Wurfe kann dabei keine Rede sein, da die Kugel häufig nach hinten, statt nach vorn geworfen wird.

Kommst Du einmal im Winter in's Butjadingen, Jever-, oder Ostfriesland, geneigter Leser, und Du hast Gelegenheit, dieser Volksbelustigung beizuwohnen, so versäume es ja nicht. Du wirst alsdann mit mir freudig ausrufen: „Das ist der rechte Mensch, der sich in der Natur und durch die Natur zur kräftigen Stütze des Vaterlandes zu machen sucht, mit der eigenen Kräftigung auch für kraftvollere Nachkommen sorgt, und somit, den alten Griechen gleich, schon im kräftigenden Spiele die Keime leiblicher und geistiger Gesundheit, die Keime der Freiheit legt!“ —

Homonyme.

Bist Du mein Mädchen und wärst Du der Schönste,
Möchst der Degenbein Du in der Welt,
Ständest Du hoch auf der Staffel des Ruhmes,
Spendetest freundlich den Armen Dein Gute;
Nimmermehr lieb' ich mit Achtung Dich an.
Ehre in Dir, liebt' in Dir nimmer den Mann.

Doch wenn Du vielleicht mein Mädchen bleibest,
Und Du entbeutst mir's zu Kuß und Genuß.
Darf mir's, verbergen entsandten, nun gelüsten,
Ist mir's ein führer, balsamischer Genuß.
Ja, ist's selbst trocken zusammengefallen,
Trägt es doch Heilkraft in rauher Gestalt.

Digitized by Google

Das Klotschießen der Friesen. Originalzeichnung von Temmeke. (S. 484.)

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Polizeiroman von Dr. F. Ch. B. Avé-Lallemant.

(Fortsetzung.)

Nach wiederholter entschiedener Weigerung nahm der alte Organist plötzlich mit der überaus schmerzlich betonten Bemerkung, „daß er ja ein einsamer und verlassener Mann sei", die Einladung an und schien durch die Wärme des abgesonderten Stübchens und schon bei dem bloßen Anblick eines schmackhaften Abendessens nebst einigen Flaschen Wein nicht mehr allzu schwer an seinem Kummer zu tragen.

Bald vermochte auch der gute Wein die Stimmung des Mannes wenn auch nicht bis zur Heiterkeit, so doch zu größerer Freiheit zu erheben und somit dem vorsichtig forschenden Kontrabaßer weiteren Muth zu näherer Sonderung zu geben. Der Gast schien ihn zu verstehen und auf seine bisherigen Fragen eingehen zu wollen. Denn er setzte dem je länger je mehr von Erstaunen ergriffenen Zuhörer seine ganze Theorie von der Seelenwanderung gründlich auseinander und erging sich zum Schluß mit dem ganzen Ausdruck der sichersten Ueberzeugung in der geheimnißvollen Offenbarung, daß ihm das gütige Schicksal ausnahmsweise eine seine absolute Seele zugetheilt habe, die niemals der Wandlung in einen untergeordneten thierischen Körper ausgesetzt sei, sondern im Wechsel der Form nur zeitweilig in schöner Frauengestalt erscheine, diese Gestalt aber sofort aufgebe, sobald die menschlich sinnliche Empfindung der Liebe zum andern Geschlecht in ihr angeregt werde. So habe denn vermöge seiner großen Bevorzugung durch das Schicksal die reine absolute Seele sich ihm genaht gehabt; er habe sie mit der reinsten väterlichen Liebe geliebt und behütet, aber trotz seiner großen Sorgfalt sei sie schmählich zur Liebe verführt worden und in der schönen Form heute Abend verschwunden.

Der Kontrabaß war bisher genug, bei dieser mit bewegter Stimme gegebenen Auseinandersetzung das Ganze als eine zarte parabolische Aufklärung über die heutige Abreise der jungen Dame zu nehmen, und richtete jetzt mit zwiefacher Genugthuung über seine heute Abend an der Billetkasse begonnene rettende That und in der freudigen Hoffnung ihres Gelingens den wieder recht bekümmert blickenden alten Mann mit der festen Zusicherung auf, daß die reine absolute Seele unfehlbar wiederkehren werde.

Bei dieser Versicherung heftete der alte Organist den leuchtenden Blick so fest auf den neugewonnenen Jünger, daß dieser darin sowohl seine Anerkennung als auch die eigene Ueberzeugung des Meisters von der Wahrheit seiner Versicherung erkennen mußte. Mit Jungleit schloß der Organist ihn in den Arm und sprach dann mit festem Tone aus, die reine absolute Seele müsse wiederkehren, wenn auch nicht in derselben gewohnten schönen Form, so doch in einer andern nicht minder anmuthigen. Auch sei es möglich, daß sie sogar sehr bald und unmittelbar zu ihm zurückkehren werde, wenn auch sonst lange Zeit darüber hingehen möge, bis er selbst sie finden und wiedererkennen werde, ungeachtet die reine absolute Seele den unmittelbaren Zug zu ihm niemals verleugnen dürfe, sobald sich der Verkörperungsprozeß an ihr vollzogen habe.

Der gemüthliche neue Freigeist schien vollkommen erkannt und befriedigt zu sein und suchte nun auch seinerseits den alten Meister für seine Wissenschaft, die Polizei, zu gewinnen, fand dabei aber höchst erbitterten Widerspruch und mußte sich mit allen seinen Ausföhnungsversuchen scheu zurückziehen, als der Alte ihm aus dem sechzehnten Kapitel des vierten Buchs Mose haarscharf bewies, daß die Polizei von der Rotte Korah abstamme, auch gleich dieser mit Feuer von der Erde vertilgt und ihre Nachfahrenschaft zu Pech breit geschlagen werden müsse, wie die Pfannen der Rotte Korah's.

Keineswegs aber vermochte diese epidobische harte Beurtheilung das angebahnte herzliche Einvernehmen zwischen den frisch zusammengefundenen Freunden zu stören. Der scharfe Kritiker der Polizei richtete vielmehr das gedemüthigte Organ der öffentlichen Ordnung und Sicherheit mit der ehrenvollen Aufzeichnung auf, daß er wie jeder Mensch von ihrer innigen Gewissen viel zu gut sie die Rotte Korah's sei und sich gewarnt sein lassen möge, sich bei Zeiten zurückzuziehen, bevor das verdiente Feuer herabfalle.

Es war schon ziemlich spät, als die Gäste aufbrachen. Beide hatten so viel Interesse und Gefallen an einander gefunden und der alte Organist bethätigte seine freundschaftliche Gesinnung gegen den Kontrabaßer in so überraschender Weise, daß er ihm am Abschied vor der Hausthüre ihm die Erlaubniß ertheilte, ihn in seiner Wohnung zu besuchen.

Als der Kontrabaßer sich verabschiedet hatte, blieb der Organist vor der verschlossenen Hausthüre stehen, bis jener die Straße hinaufgegangen war; dann schlich er selbst leise die Straße hinunter und um die Ecke nach der Knoblauchsgasse hinein, um durch die Remise in seine Wohnung zu gelangen. Den Schlüssel zur Hausthüre führte er nicht bei sich, wohl aber den zur Remise. Trotz der Freundschaft für den Kontrabaßer sollte dieser doch nicht den Zugang zu seiner Wohnung durch die Remise kennen lernen.

Behende fand er sich im Dunkeln durch den Raum und auf den Treppen zurecht; als aber oben die kleine Lampe von der Küche her ihm nicht entgegenleuchtete und auf sein Pochen mit dem Stocke Niemand ihm entgegenrief, da öffnete er trüben Sinnes die Küchenthür, zündete nach langem Suchen und Bemühen die Lampe an und blickte um sich: — er war allein, ganz allein.

Traurig sank er in den alten Lehnstuhl und starrte vor sich hin; eine stille Thräne nach der andern fiel über die eingefallenen Wangen; er dachte an die viele Liebe und Güte, die das gute, harmlose Geschöpf mit immer gleicher Kindlichkeit und Demuth ihm bewiesen hatte, und weinte bitterlich.

Endlich erhob er sich, nahm Lampe und Schlüssel vom Küchentische und schloß die Thür zur Wohnung auf: er trat in Margarethens Schlafstübchen. Da stand das saubere Bettchen mit der schneeweißen Spreitdecke darüber, still, kalt und feierlich wie ein Todtenlager. Es wollte niederknieen und sie die Ruhe der Todesgeschiedenen beten; aber das wollte ihm wie ein Frevel vorkommen: die Seele lebte ja noch! Aber er mußte die Lampe auf den Fußboden setzen und niederknieen und beten, beten um seine Ruhe, seinen Frieden!

Wundebarlich gekräftigt und gehoben stand er auf, schritt in sein Schlafzimmer, entkleidete sich und verfiel bald in tiefen Schlaf.

Als er Morgens um sieben Uhr erwachte, fühlte er sich ungemein erquickt und gestärkt. Wie eine dunkle Wolke am fernen Horizont zogen die Begebenheiten des gestrigen Tages an ihm vorüber. Aber es war ja Alles nur Traum gewesen: ein heller Lichtstrahl hatte ihn heute geweckt; sie war ja durch sein Zimmer in die Wohnstube gegangen und nebenan strahlte helles Licht durch die Thürspalte herein. Rasch erhob er sich, kleidete sich an, setzte sich auf's Sopha hinter dem Tisch mit der brennenden Lampe und erwartete den Kaffee.

Da klapperten die Tassen durch die Schlafstube heran; ein lieblich junges Mädchen mit schwarzen Ringellocken und herrlichen dunklen Augen trat mit dem Kaffeegeräth herein, bot mit freundlichem Lächeln guten Morgen und bereitete mit Anmuth und Grazie den Kaffee. Staer hielt der alte Organist das Auge auf die Erscheinung geheftet, ohne den Morgengruß zu erwiedern; in unheimlichem Schauder kam er auf, scheint unruhig in der Stube auf und ab, ohne den ängstlich forschenden Blick von dem emsig schaffenden Wesen zu wenden, und murmelte endlich leise vor sich hin: „Lieblich und anmuthig anzuschauen, — wie die Braut im hohen Liede, — sie scheint es zu sein, — aber diese Locken, — wie Palmblättere vom Winde bewegt, — hatte die schlichte absolute Seele nicht, — aber sie ist es, — wenn auch die Nase nicht den edlen Schnitt hat — und die feinere Stimme über dem Alt der absoluten Seele liegt."

„Ist es gefällig?" — sagte die junge Dame, mit Zierlichkeit die Tasse krebsenzend.

Mit einer Verbeugung und noch immer starr auf die Dame blickend nahm er die Tasse, setzte sie auf den Tisch und stotterte: —„Bist Du, — sind Sie denn wirklich —?"

„Ich bin Margaretha," — erwiederte die junge Dame, ihm frisch und frei in die Augen blickend.

„O, so ist es denn wahr! ich habe die absolute Seele wieder," — rief der Alte und drückte das junge Mädchen bewegt an die Brust. „Ich habe Dich wieder, o Du meine reine absolute Seele!" Dann drückte er sie wieder an sich, blickte ihr prüfend in das lieblich zu ihm aufsehende Auge, hielt ihr die flache Hand unter das reizende kecke Stumpfnäschen und sagte dann ernst und mit Betonung: „Nein! — Nein! — Keine animalische Anbeutung, — keine niedrige Wandelung! — Es ist die reine absolute Seele! — Kind, laß Dir die herben Erfahrungen des gestrigen Tages zur Lehre dienen, die mir schier das Herz gebrochen haben! Fliehe die Männer! Fliehe vor Allem die Polizei, die Rotte Korah's, bedenke die da Kontrabaß spielt, so auch den alten tentonen Kampfesl! Der Kontrabaß ist die Quelle alles Unheils, der Bullan, aus dem die Lava des Verderbens sengend und zerstörend hervorbricht!"

Damit setzte er sich zum Kaffee und trank mit gewohntem Behagen, wobei er jedoch immer noch nicht den verwunderten Blick von der wiedergefundenen absoluten Seele verwenden konnte, bis diese dann endlich das Kaffeegeräth abräumte und sich damit aus dem Zimmer entfernte. —

In der Einsamkeit wechselten die Empfindungen der Freude, Liebe, Genugthuung und Verwunderung mit fläcker in seiner bewegten Seele, so daß er heute viel früher als sonst den Mantel nahm, um sich im Freien zu ergehen und die freudige Aufregung über die Rückkehr der absoluten Seele zu beschwichtigen.

Zu seiner großen Freude begegnete er unten an der Ecke der Tiefengasse seinem neugewonnenen Freunde und Jünger vom gestrigen Abend, umarmte ihn mit Wärme und vertraute ihm mit großer Genugthuung

Digitized by Google

und Rührung an, daß nach den ewig wahren Grundsätzen der auch von ihm erkannten erhabenen Lehre die reine absolute Seele schon sogleich wieder zurückgelehrt und er nun wieder ein vollkommen glücklicher Mann sei.

Dem Konstabler Dreyer sei bei dieser vertraulichen Mittheilung ein Stein von Herzen, daß sein kühnes Unternehmen, welches er gestern Abend an der Bilektasse auf dem Perron gewagt hatte, so überaus glücklich abgelaufen und seine redliche Absicht, die junge Dame vor gefährlichen Verfolgungen zu schützen, erreicht war. Das Schicksal war ihm günstig; er vermochte nun die junge schöne Dame auch fernerhin zu beschützen.

Eilig richtete er den Weg nach der „Penne", ward zwar etwas bekommen, aber doch auch wieder von einiger heimlicher Schadenfreude erfüllt, als er unterwegs die Fensterscharter der gehässigen Tante seines Chefs noch ungeöffnet und auch die Wohnung verschlossen fand, sich sich aber in seinen rechtschaffenen Bestrebungen durchaus nicht irre machen. — Der Konstabler Schulze III. hatte ihm mitgetheilt, daß er bei der nächtlichen Visitation der „Penne" mit Müller ein sehr schönes junges Mädchen im Hinterzimmer des Logenhäuschen, und daß nach seiner Beobachtung Müllee II. ein ersichtlich großes Interesse an der Dame gehabt habe. Die Gefahr war also noch nicht beseitigt, im Gegentheil konnte sie nun erst recht bedenklich werden. Daß hatte er beim Wirthe in der Penne ein Billet an Fräulein Margaretha Müller geschrieben und durch die kleine Tochter seiner Wäscherin Linten durch die bereits geöffnete Remisenthüre hinausgeschickt.

12.

Seit dem gestrigen Erlebniß auf dem Dachboden der „Penne" war ein Geist der Freudigkeit und ein solcher Lebens- und Arbeitsmuth in den künstigen Kommissar Müller II. gefahren, daß er vor lauter Willen und Streben kaum wußte, was er zunächst angreifen sollte. Vor Allem mußte es sich aber auf die sehr mühsame und zeitraubende Revision der Depositen des alten Registrators Zwielicht vorbereiten, um sich in seiner Gunst zu befestigen und freien Zutritt in seine Häuslichkeit zu gewinnen, in welcher der Gegenstand seiner glühenden Liebe wohnte. Noch gestern Abend acht Uhr hatte er sich für diesen Zweck von seinem seitsam beweglichen und ungemein freundlich, ja sogar herzlich gewährenden Chef Urlaub für den heutigen Morgen erbeten, um sich vorläufig auf der Registratur zu orientiren, und war dann sofort zum freudig überraschten Registrator Zwielicht hinaufgegangen, hatte sich von Allem vorläufig informiren lassen und dabei solchen Eifer und solche Einsicht gezeigt, daß der Registrator zum ersten Male bei seinem Weggange präzise zehn Uhr die Schlüssel zu allen Beschlüssen auf der Hand gab und dem gelehrigen und umsichtigen jungen Manne anvertraute.

In seinem regen Eifer hatte Müller wirklich eine rasche Uebersicht über die sehr weitläufige, aber merkwürdig genaue und ordentliche Buchführung gewonnen und konnte hoffen, sich auch ohne die persönliche Nachweisung des Alten in den vielen Borten und Fächern zu orientiren. Ganz besonders aber trieb ihn ein lang gehegter Verdacht, diesmal die Revision speziell auf die früheren Jahrgänge zurück zu erstrecken, welche seit fünf Jahren und länger nicht durchgesehen worden waren. Kaum hatte ihn der alte Registrator verlassen, so zündete er ein Licht an, blies die Lampe aus und schlich leise auf den oberen Boden hinauf.

Ein seltsames, grauenhaftes Durcheinander umgab ihn in dem entlegenen unheimlichen Raume. Dort auf den breiten Borten lagen Pistolen, Karabiner, blutige Messer, Dolche und dergleichen umher; daneben hingen alte und neue, kurze und lange, dicke und dünne Stricke, Alles mit numerirten Zetteln und Etiketten versehen, welche die schauerliche Urkunde feverschweren Selbstmordes abgaben. Dort hinten in der Ecke hingen an langen, niedrigen Gestellen die Kleidungsstücke und Lumpen der Selbstmörder wie dichte, düstere, schauerliche Wände bis auf den Fußboden herab, und daneben standen die langen Borten und Fächer mit den seit Jahren hier aufbewahrten herrenlosen Werthsachen, deren öffentlicher Verkauf Sklang verabstaumt oder hinterstrichen worden war.

Der grausige Anblick, den das Ganze namentlich beim Schein der im weiten Raum fast ganz verschwimmenden dürftigen Stearinkerze machte, konnte auch nicht durch den Anblick des leeren Bierviertels gemindert werden, dessen Wiedererlangung ja doch der ursprünglichen Bewegung seiner Annäherung an den alten Registrator gewesen war. Doch mußte er das Grauen überwinden; muthig trat er an die Borten, welche nach den daranhängenden Etiketten die Werthsachen enthielten.

Einen Kasten und Karton nach dem andern zog er aus den Fächern hervor und öffnete — — Alles war leer!!

Trotz seinem lang gehegten Verdacht war doch sein Erstaunen eben so groß wie seine Entrüstung. Unermüdlich und mit immer steigendem Zorn revidirte er sämmtliche Behältnisse: auch nicht das Geringste ließ sich finden — Alles war gestohlen! — Ueber den Dieb war kein Zweifel!

Schon hatte es Zwölf von der nahen Klemenskirche geschlagen; sein Licht war bis auf einen kleinen Stumpf herabgebrannt und noch stand er sinnend da und überlegte, wie er den frechen Dieb am sichersten überführen solle, als von der südöstlichen Seite des Bodens her Tritte von Unten hörbar wurden. Behutsam eilte er in die Ecke, leuchtete hin und fand den ihm bisher ganz unbekannt gebliebenen engen, düsteren Aufgang einer Wendeltreppe, welche durch eine gehene Thür aus dem jetzt zur Offizierstube der Nachtwache eingerichteten Raume des Erdgeschosses heraufführte. Hurtig und leise zog er sich zurück, verbarg sich mitten in die schaurige Selbstmördergarderobe, löschte das Licht und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Schein einer Blendlaterne fiel durch den Raum; an dem leichten Hüsteln und an der knarrenden Stimme erkannte er sofort den alten Thymian und beffen künstigen Schwiegervoh Kasper.

„Die Arbeit wird mich langweilig in der Nähe hier oben werden, Kasper," — hüstelte der alte Thymian — „aber wir brauchen die Glasperlen und Bronzeverzahn nur in die obersten Kasten zu legen; in den unteren ist es nicht nöthig; danach sehen sie nicht, wenn nur in den oberen etwas drinnen ist."

„Aber, Vater Thymian," — schnarrte Kasper — „wie kommt Ihr denn auf den Gedanken, daß sogar auch hier oben revidirt werden soll?"

„Ich traue diesem Fuchs, dem Müller, nicht. Seit einigen Tagen hat er es sehr wichtig mit dem alten Zwielicht, und von diesem habe ich es herausgekriegt, daß Müller sich sogar angeboten hat, ihm bei der Revision zu helfen. Er hat etwas gemerkt und hat es auf uns abgesehen."

„Alle Teufel!" — trompetete der Kranich entsetzt. — „hier ist schon revidirt worden, Vater Thymian!! Seht hier: der fingerdicke Staub frisch weggewischt!"

„Herr des Himmels!" rief der Alte entsetzt. — „Wahrhaftig! Der Staub weggewischt! Wir sind verloren!!!"

„Daran seid Ihr schuld, Vater Thymian! Ihr habt es angezettelt, Ihr konntet nie genug kriegen und habt mich mit in's Verderben gestürzt! Seht Ihr zu, wie Ihr zurecht kommt; ich nehme da einen von den Stricken und hänge mich auf!"

„Gemach, gemach! Das Hängen ist eine ganz schöne Sache! Man muß nur nicht selbst hängen!" — erwiderte der Alte mit unheimlichem Lächeln.

„Immer noch besser als das Zuchthaus! Ich hänge mich auf!"

„Dummkopf, versteht Du denn nicht, daß ich auch ganz für das Hängen bin?! Nur nicht daß Du hängst!"

„Was soll das heißen?!" — fragte der Kranich mit stockender Stimme.

„Wir sind entdeckt. Dieser zehnmillionenmal verfluchte Müller hat uns belauert. Ich sage Dir: — der Alte muß hängen!"

„Wer?!" — stotterte der Kranich.

„Dummkopf! der alte Zwielicht!"

„Um Gotteswillen! der alte Mann!"

„Der alte Mann?! Soll ich alter Mann denn in's Zuchthaus?"

„Wie fangen wir das aber an?"

„Sehr einfach: wir suchen morgen Abend um zehn Uhr, kurz bevor er weggehen will, ihn hier herauf zu locken, halten ihm seine Sünden vor, hängen ihn auf zum Beweise, daß er die Sachen gestohlen und sich selbst gehängt hat!"

„Das müßte ja aber noch ressichtig überlegt werden. Dann bliebe ja aber immer dieser verfluchte Müller übrig!"

„Ich sage Dir, mit dem ist leicht fertig zu werden. Zu visitirt mit ihm morgen Nacht, wenn wir mit dem Alten fertig sind, ein Schiff, geht mit ihm über's Eis und haut vorher bei der Schiffstreppe für ein Loch im Eise gelorgt, und stößt ihn da hinein; dann kann er in der Hölle mit dem Alten so viel revidiren und registriren, als er Lust hat. Also nun wieder herunter. Die Arbeit nützt hier zu doch nichts mehr."

Damit gingen Beide die enge Wendeltreppe wieder hinab.

Auf das Tiefste empört über das furchtbare Verbrechen, dessen Plan er soeben angehört hatte, trat Müller hinter der schaurigen Garderobe hervor, stürzte sein Licht mit einem Wachslerzchen wieder an und leuchtete umher.

Jetzt erst überfiel ihn in der unheimlichen Umgebung ein eisiges Grausen, wie er es nie vorher empfunden hatte. Die Stricke und Kleider der Selbstmörder schienen rings umher sich zu regen und zu schwanken wie vor Entsetzen über das scheußliche Verbrechen, welches hier angezettelt worden war. Unstät blickte er hin und her, und als die Uhr Eins schlug, war ihm doch in seiner Bedrängung, als sei alles Erlebte nur ein Spuk der Geisterstunde gewesen. Aber da hinten gähnte die Oeffnung der Wendeltreppe heraus! schon leuchtete er hinab in den Aufgang der Hölle zur erlornen Stätte des Verbrechens und floh dann, von Grauen getrieben, zurück und die Treppe zur Registratur hinunter, schloß ab und gelangte unbemerkt bei der Nachtstube vorbei auf die Straße, wo er eine Weile stehen bleiben mußte, um erst einige weite, erfrischende Athemzüge in der kalten Winternacht zu thun.

Auf dem Wege zu seiner Wohnung überlegte er, wie er sich am besten

Digitized by Google

der Böswichte verschern und sie überführen könne. Kein Mensch, selbst nicht der Chef, durfte vorher davon wissen. Nur Dreyer allein war im Stande, ihm Hülfe zu leisten: um jeden Preis mußte er sich noch heute mit ihm aussöhnen; Dreyer mußte die dargebotene Hand ergreifen, sobald er ihm nur andeutete, um was es sich handle.

Erst um fünf Uhr vermochte er in seiner großen Aufregung einzuschlafen. Aber schon um sieben Uhr erwachte er aus seinen unruhigen Träumen. Er rang mit den Böswichtern auf dem dunklen Boden umher und wollte schon der Uebermacht erliegen, als sein Schutzgeist in der lieblichen Gestalt erschien und ihn aus den Händen der Verbrecher befreite.

Bereits um acht Uhr meldete er sich beim Chef zum Dienste zurück, da er schon einen Theil der Nacht dazu verwandt habe, um sich in der Registratur zu orientiren, und schon hinlänglich vorbereitet sei für die Revision unmittelbar nach den Festtagen.

Da ehrender und rührender Weise selbst er nun über den glücklichen Ausgang der gestern bei dem alten Kontrabassisten Meyer von ihm so unvermerkt veranlaßten Zusammenkunft aufgeklärt werden. Mit herzlichem Vertrauen und mit großer Innigkeit theilte ihm der Direktor mit, daß er sich gestern mit einer jungen Dame, die er bereits vor einem Jahre kennen gelernt und erst jetzt wieder gefunden, verlobt habe und daß die junge Braut nach gestern Abend mit seiner Tante nach Mühlenburg gereist sei, die die Anstalten zur öffentlichen Verlobung getroffen seien. Der Onkel der Braut, der Organist Gerstenfeld, scheine nach seinen höchst eigenthümlichen Anschauungen auf der Aufrichtigkeit seiner Absichten zu zweifeln und müsse über die eilende Abreise seiner Nichte in Unruhe sein. Er, Müller, möge daher den alten Organisten in dessen Wohnung aufsuchen, ihn zu beruhigen suchen, ihm selbst aber sogleich vom Erfolg seiner Bemühung berichten, da er unmittelbar nach dem Termine nach Mühlenburg hinüberfahren wolle.

Geehrt und beglückt durch das Vertrauen seines Vorgesetzten machte sich der Konstabler Müller II. auf den Weg, um mit der ihm aufgetragenen diplomatischen Negoziation sich die Sporen zum Polizeikommissar zu verdienen. Frischen Muthes stieg er die Treppen zu des alten Organisten Wohnung hinauf, sammelte sich vor der Thüe nochmals und klopfte bescheiden an.

Drinnen ertönte ein sanftes Herein aus weiblichem Munde, Müller folgte dem Rufe, trat ein und blieb im höchsten Grade überrascht an der Thüe stehen. Die Gelebte seiner Seele, sein Schutzengel, der ihm noch erst vor drei Stunden im Traume erschienen war, stand vor ihm, hoch erröthend vor Ueberraschung!

Scheu erkühnten Beide die Blicke und senkten sie dann wieder zur Erde, bis endlich Müller II. recht verlegen das Wort nahm: „Ich bitte um Verzeihung, Fräulein Müller, daß Sie mich so überrascht finden. Ich wollte Herrn Gerstenfeld aufsuchen und konnte unmöglich das Glück ahnen, Sie hier zu treffen."

„Herr Gerstenfeld ist schon vor einer halben Stunde ausgegangen," — erwiederte die Dame mit kaltem, stolzem Tone. Befremdet blickte der Konstabler auf und ergriff, als er den unverkennbaren Zug von Bitterkeit in Gesicht und Haltung des jungen Mädchens wahrnahm, in weichem, demüthigem Tone von Neuem das Wort: „Ich beklage, daß, wie ich sehe, Ihnen meine Gegenwart nicht nur überraschend, sondern auch beschwerlich ist. Ich kam nur hierher, um Herrn Gerstenfeld zu sprechen, und hatte auch nicht den entferntesten Gedanken an die Möglichkeit, Sie hier zu finden, obwohl —"

„Gestehen Sie wahrhaft, Herr Müller" — entgegnete die Dame mit schneidendem, stolzem Tone. — „Sie haben mir schon lange nachgestrebt und haben es nicht einmal von sich gewiesen, das heilige Recht der Gastfreundschaft zu mißbrauchen, indem Sie im Hause des gemeinsamen Freundes sich an mich drängten und dem arglosen Gaste Aufmerksamkeit erwiesen, nur um seine politischen Gesinnungen zu sondiren, wegen deren er in so lächerlich grundloser, wie unverantwortlicher Weise verfolgt wird. Es ist nicht ehrlich, nicht redlich, Herr Müller, und am wenigsten der Achtung würdig, die der Mann um seiner eigenen Ehre willen dem schwachen, arglosen Weibe erweisen soll, einem jungen Mädchen in dieser Weise nachzustellen, um es mitten in der unbefangenen Bewegung des gesellschaftlichen Lebens, das dem Ehemanne so heilige und unüberschreitbare Grenzen setzt, mit der eben so plumpen wie perfiden polizeilichen Kunst zu fangen, und gewissen mit Recht so lästigen schlauen Kunst über Alles, was Herz, Gemüth und Achtung heißt, zu triumphiren."

„Um Gottes willen, Fräulein Müller, ich beschwöre Sie, hören Sie mich!" —

„Ich will Sie nicht hören! Sie kamen nicht hierher, um sich wie mir zu rechtfertigen, sondern um Herrn Gerstenfeld aufzusuchen, wie Sie sagen; Sie haben statt seiner mich hier gefunden; Sie müssen darnach zugeben, daß Sie hier unberufen in mir eingedrungen sind, und daß meine Aufforderung, sich zu entfernen, durchaus gerechtfertigt ist."

„Sie sordern meine Entfernung mit dem ganzen Recht der weiblichen Ehre," — erwiederte jetzt der vor der gewaltsamen Unterdrückung des schwersten Kampfes in seiner Brust erbleichende Konstabler mit bebender und sich tonloser Stimme, — „aber der Ehre des Weibes entspricht auch die Ehre des Mannes und beide können sich nur auf einem und demselben Boden der offenen Wahrheit aufgleichen. Ich will nitgends, am wenigsten hier, den Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit und Ehre zurücklassen. So wissen Sie denn, und vernehmen Sie es auf das Ehrenwort des Mannes von Herz und Gewissen, daß ich Sie zum ersten Male bei unserem gemeinsamen Freunde gesehen habe, daß aber auch Ihre Erscheinung mit dem ganzen Zauber der edelsten Weiblichkeit und so tief auf mich gewirkt hat, daß ich um so viel Schuhen und Edlen willen, das ich von Ihnen empfing, jeden Gedanken an irgend eine Verdächtigung wie eine an mir selbst begangene Herabwürdigung verächtlich von mir wies. Sie haben mein Ehre herausgefordert, die in meinem Herzen wurzelt, und mit dem ganzen Stolz dieser Ehre, nicht um Sie etwa besangen zu machen und für mich zu gewinnen, bekenne ich Ihnen, daß Sie mein ganzes Herz mit seiner Ehre und Liebe gewonnen haben und daß ich Sie mit diesem ganzen Herzen liebe. Jetzt, Fräulein Müllee, will ich Ihrer Weisung gehorchen und gehen."

„Bleiben Sie, Here Müller!" — rief das junge Mädchen mit fliegendem Athem und bob rasch erbleichend und bald wieder tief erröthend aus. — „Sie gehen mit dem ganzen Vortheil des stolzen Ehrenmannes von mir und lassen mich doch gedemüthigt zurück, ohne mich gehört zu haben. Lösen Sie mir den einen noch übrigen bangen Zweifel und ich will Ihnen mit ganzer Offenheit wieder antworten: wie kommt es, daß ich, die ich hier seit vier Jahren in tiefster Verborgenheit lebe, erst seit einigen Tagen durch eine wohlgemeinte Warnung belehrt werden mußte, daß ich aus ganz abgeschmacktem Grunde die Aufmerksamkeit der Polizei erregt hätte, und wie kommt es, daß ich gerade noch heute vor einer Viertelstunde von derselben wohlmeinenden Hand von Neuem und gerade vor Ihnen gewarnt werden mußte?"

„Gewarnt?! und gewarnt vor mir?!" — fragte der Konstabler in starrem Erstaunen — „und von wem, wenn ich die Frage wagen darf?"

„Freilich nur anonym, — aber das erste Mal doch schon durch Vermittlung der treuen Freundin hier im Hause. Kennen Sie diese Handschrift?"

Dabei reichte sie ihm das Billet hin, welches ihr vor einer Viertelstunde von einem kleinen Mädchen gebracht worden war.

Kaum hatte Müller einen flüchtigen Blick auf das Papier geworfen, so erbleichte er; seine Hand bebte; das Billet fiel zur Erde nieder und der Konstabler schlug beide Hände vor das Gesicht.

Mit banger, ängstlicher Sorge und fliegendem Athem blickte das junge Mädchen auf den tieferschütterten Mann, bis dieser plötzlich das Haupt aufrichtete und entschlossen ausrief: „Nein, — nein, — nein! — kein Verrath! Es ist nur der Irrthum des redlich besorgten Mannes. Woju noch länger das Geheimniß? Hören Sie eine kurze, rührende Geschichte, Fräulein Müller, von wunderbar treuer Liebe: Vor einem Jahre lernte mein herrlicher Chef die Nichte des Herrn Gerstenfeld kennen, und zwar seltsamer Weise unter dem falschen Namen Fräulein Margaretha" Müller; er faßte eine tiefe Neigung zu ihr und suchte sich ihr zu nähern. Sie wurde aber so vorbergen gehalten, daß er trotz allen ängstlichen Suchen ihren Aufenthalt nicht entdecken konnte. In seiner Verzweiflung nahm er in mittelbarer Weise meinen und meines Freundes Treyer Beistand in Anspruch, indem er uns ein Bild von ihr entwarf und in der zarten Empfindsamkeit seines Herzens als Grund der Nachforschung uns den allerunschuldigsten, den der politischen Verdächtigung, anführte. Mein wackerer Freund Dreyer in seinem ehrlichen Gemüthe vermochte nicht weiter zu blicken; aber er muß den Gegenstand unserer Nachforschungen doch eher entdeckt haben als ich und, von Mitgefühl für die hohe und herrliche Erscheinung ergriffen, das Fräulein Müller hier im Hause gewarnt haben. Erst gestern hat mein Chef den Gegenstand seiner treu bewahrten Liebe wieder gefunden und darauf auch zugleich das beglückende Geständniß eben so lange und still gehegter Gegenliebe empfangen. Nun ist allein weiß davon und das auch nur erst seit heute Morgen. mein durch den irrthümlich genannten Namen Müller ihre geleitter ehrlicher Freund aber nicht; er mag eine neue Gefahr gefürchtet und deßhalb heute nochmals gewarnt haben. Ich muß schwer an diesem Irrthum tragen, aber wie gerechtfertigt erscheinen alle Leiden, die Irrthum und Täuschung über mich gebracht haben, gegen das Glück meines in treuer Liebe bewährten edelmüthigen Vorgesetzten! Es wird auch für mich einmal tagen!"

Mit stillem Weinen hatte das junge Mädchen der schlichten Erzählung zugehört. Schon gestern Abend hatte sie aus dem Munde des alten Kontrabassisten das Glück ihrer geliebten Freundin vernommen und sich zur Uebernahme der ihr zugedachten Rolle um so bereitwilliger finden lassen, als sie wußte, daß sie dem wunderlichen alten Mann persönlich durchaus unbekannt geblieben und dieser, selbst wenn er seine Nichte

Digitized by Google

Abends von ihr abgeholt hatte, niemals in's Haus getreten war. Dennoch mußte ihr die Rolle sofort bedenklich erscheinen, namentlich wenn sie schon sogleich am ersten Morgen so ernste Deutungen zu bestehen hatte, wie den frühen und höchst überraschenden Besuch des Konstablers. Auch schien die Bestätigung des unverhofften Glückes ihrer Freundin sie auf das Tiefste zu rühren.

Der junge Mann war beim Anblick des ergriffenen jungen Mädchens nach bewegter als zuvor. In Schmerz und Freude wirft die Thräne eines edlen weiblichen Wesens mit unwiderstehlicher Gewalt auf den fühlenden Mann, daß er bei allem männlichen Stolz und Muth dieſe Gewalt doch nicht tragen mag. Leiſe trat er an ſie hinan, zog ſanft das Tuch von ihren Augen und fragte mit unbeſchreiblich weichem und innigem Tone, ob ſie denn nicht auch an die Allgemalt des erſten Momentes glaube?

Mit wunderbarem Ausdruck ſchlug ſie das ſchöne Auge auf, und als ob er in dem herrlichen Seelenſpiegel das vollkommenſte Verſtändniß deſſen leſen müſſe, was nur der Ton ſeiner Stimme, nicht das Wort geſagt hatte, ſchlang er den Arm um das liebliche Geſchöpf und heftete einen langen Kuß auf die ſchmeichelnden Lippen.

Pfeilſchnell flogen die Augenblicke dahin; Keiner vermochte ein Wort zu reden; aber das Auge ſagte genug und das verklärte Lächeln verkündigte das Verſtändniß.

„Ha, Verrath! — Neuer Verrath!“ donnerte eine entraſtete Stimme hinter ihnen. Der vor Ueberraſchung und Zorn erſtarrte Organiſt ſtand an der Thür.

„Werther Herr Gerſtenfeld,“ — nahm der überraſchte Konſtabler das Wort, — „ich kam vorhin im Auftrage des Direktors, um Sie mit der Nachricht zu beruhigen, daß nach der Aufregung des geſtrigen Nachmittag Ihre Fräulein Nichte geſtern Abend mit Frau Nicolſon nach Mühlenburg gereiſt iſt und daß ſie noch heute von dort wieder hierher zurückkehren wird. Ich troſ Sie nicht zu Hauſe, wohl aber zu meinem unausſprechlichen Glücke hier das Fräulein Margaretha Müller, die ich von ganzem Herzen liebe und von der ich ſo eben das Geſtändniß ihrer Gegenliebe empfangen habe.“

Mit fixirem Blicke hielt der Organiſt bei dieſer dündigen Aufklärung das Auge auf den Sprecher gerichtet. Dann ſchüttelte er unbändig den Kopf hin und her, als ob er den entſetzlichen Anblick damit wegſchleudern wolle, fletſchte in grauenerregender Weiſe die Zähne und murmelte mit dem Blicke nach aufwärts durch die Lippen: „Wann wird das Feuer vom Himmel herabkommen, um dieſen Frevlern dieſe Rotte Korah's zu vertilgen, die mit Lug und Trug in alle verborgenen Schlupfwinkel bringt, um die Seele zu finden und zu verderben!“

„Erlauben Sie, werther Herr Gerſtenfeld —“

„Kein Wort aus dieſem Munde!“ rief der Organiſt mit ergrimmtem Tone, — „an wie ſoll Niemand den ſeilen Kuppler finden, wie an dem verrätheriſchen Konſtabler! — An Dich, in neuer liebloſer Form wiedergewonnene abſolute Seele, werde ich mich und frage Dich, die ich noch vor wenig Stunden vor der Rotte Korah's und dem falſchen Kambyſes mit ſeinem Schuler auf dem Kontraback gewarnt habe: Welcherlei Empfindungen ſind Dir von dieſem Mitgliede der Rotte aufgedrungen worden und wie haſten ſie in Deiner Seele? Antworte! Sprich!“

Es war ein ungemein lieblicher Anblick, zu ſehen, wie das in brünſtiger Scham tief erglühende und durch die wunderliche Aufforderung zum Antworten in noch größere Verlegenheit verſetzte junge Mädchen ſich wie um Schutz flehend an den Arm des Konſtablers ſchmiegte und willig den beruhigenden Kuß hinnahm, der nun auch dem Alten zum vollſtändig ausführenden Kommentar gereichte und die Antwort überflüſſig machte.

„Alſo auch hier dieſelbe Macht der Verführung! — Derſelbe Prozeß der Entkörperung!“ — murmelte der alte Organiſt ſchmerzlich vor ſich hin. — „Aber warum vom grauſamen Schickſal dieſer kurze Uebergang von nur wenig dürftigen Stunden? — Ha! Lug und Trug! Ich weiß doch die wahre reine abſolute Seele wieder zu finden!“

Damit eilte er haſtig zur Thür hinaus und ließ das Paar allein zurück, welches im Urtheil über den ſonderbaren Mann durchaus einverſtanden war und deshalb ſich auch bald beruhigte. Nur konnte Margaretha die Beſorgniß nicht unterdrücken, daß der aufgeregte Organiſt nach ſeiner letzten Aeußerung ungeſäumt nach Mühlenburg hinüber reiſen und nun dort die Szenen neranſaſſen werde, welche gerade durch Margarethens Abreiſe hatten vermieden werden ſollen. Doch betonte ſie dieſe Beſorgniß nicht beſonders, blieb äußerlich ruhig und trieb jetzt ſelbſt den nur ſchwer ſcheidenden Geliebten an, den Direktor über den alten Organiſten zu beruhigen.

Erſt auf der Straße ſah Müller nach der Uhr: anderthalb Stunden waren verfloſſen! Der Direktor mußte ja in den Termin! Er eilte raſch vorwärts. Als er gegen den Kirchhof kam, ſah er von ferne ſeinen Kollegen Dreyer mit dem alten Kontrabaſſiſten Meyer ſprechen und dann ſchleunigſt davon eilen. Haſtig rannte er ihm nach und rief, aber Dreyer war im Nu ſeinen Augen entſchwunden.

Als er athemlos in die Hausthüre des Direktors trat, kam ihm Dreyer entgegen und wollte bei ihm vorbeirennen. —

„Dreyer!“ — rief er dringlich. — „Ich muß Dich ſprechen! Laß den Groll fahren! Es droht ein großes Unheil!“

„Weiß's, weiß's! — Ich mach's ſchon wieder gut! Laß mich darum los! Ich habe Urlaub!“

„Urlaub?! Um Gottes willen nicht! Bleibe hier, es gibt eine furchtbare Gefahr abzuwenden!“

„Ja, ja, ja! Ich weiß ja! Ich bin unſchuldig daran, — ich muß nach Rathenburg! Um Gottes willen laß mich los!“

Damit riß ſich Dreyer gewaltſam los, eilte in großer Haſt davon und ließ Müller in heller Verzweiflung zurück, da ihn der Gedanke an den ſchurkiſchen Plan des alten Thomian ſeinen Augenblick verließ. Doch mußte er ſich ſammeln und konnte dem ſchon ſehr unruhig gewordenen Direktor zu deſſen Genugthuung berichten, daß der alte Organiſt Gerſtenfeld ſich gerade mit ſeiner ſeltſamen Theorie durchaus getröſtet zu haben ſcheine.

Der Termin im Sitzungszimmer wurde nun ſehr raſch abgethan, da Müller in Rückſicht auf die Abreiſe des Direktors die meiſten Sachen auf morgen verſchoben hatte. Der Direktor eilte nach Hauſe und ließ Müller mit der Oberaufſicht über das Ganze zurück.

Eine unſägliche Unruhe und Angſt überfiel den Konſtabler Müller, als er ſich oben im Kommiſſarzimmer allein befand. Was hatte Dreyer ſo dringlich vor? Was hatte er mit dem alten Baßmeyer geſprochen? Wußte er von der Reiſe des Direktors? Warum wollte er ſelbſt ſo eilig nach Rathenburg? Wollte er nicht weiter, wollte er nicht nach Mühlenburg? Wollte er ſeine Intrigue fortſetzen? Warum mich er denn heute wieder ſo geflſſentlich aus, trotz der offen angebotenen Verſöhnung?

Es war ſchon halb zwölf Uhr. Um Zwölf ging der Bahnzug ab. Konſtablerſelben rief er durch die Stimme von Oben den Konſtabler Fritz Meyer heraus, überreog ihm die Ueberaufſicht bis heute Abend und rannte haſtig die Straße hinauf und weiter zum Bahnhof hin. Dort wagte er nicht an die Kaſſe zu treten, ſondern ſchlüpfte hinten herum in die Gepäckkammer und beſchwor den ihm bekannten Packmeiſter, ihn zur Verleitung eines beabſichtigten ſchweren Verbrechens inkognito in ſeinem Packwagen mitzunehmen, klog ſofort nach erhaltener Einwilligung unbemerkt in den Packwagen hinein und nahm in deſſen dunkelſter Ecke Platz, von wo er auf einer Kiſte ſitzend den Perron genau beobachtete.

Nicht lange währte es, ſo kam der verdächtige Dreyer an die Kaſſe, löſte ein Billet, blickte ſcheu um ſich und huſchte eilfertig in ein Coupé dritter Klaſſe im letzten Wagen unmittelbar vor dem Packwagen.

(Fortſetzung folgt.)

Rösselsprung.

ſtän-	ter	ſtrickt	ger	ſchlaue-	be	grünt	ner
be	ſtröhe	be	lies	und	ſam-	pend	laſt
laue-	lig	ſaube	du	Rom-	eb	ume	auch
ring	wal-	men	wuth	lich	gall	junge	lange
ſee	ich	ſtät-	ber	wie	here-	dich	lie
dem	ſei	beim	doch	me	ſchau-	ger-	lacht
lich	teſt	time	ich	ſeme	me	nachs-	ſchen
weiß-	in	die	ſtö-	men	höre	mal	page

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 42. Stuttgart und Leipzig

Salon und Werkstatt.

Ein Lebensbild aus alter und neuer Welt

von

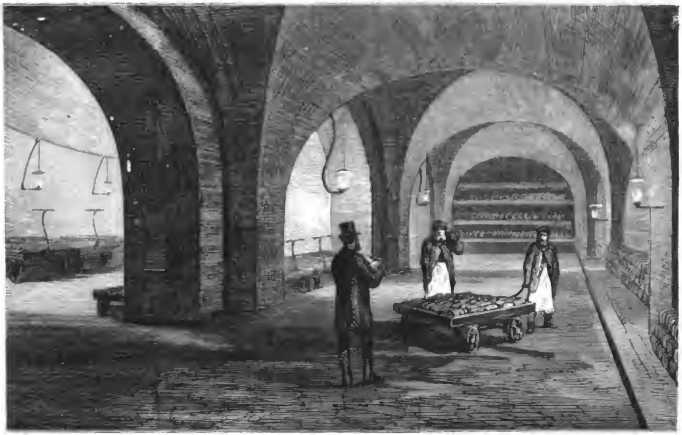
C. Löwenherz.

(Fortsetzung.)

Mit dem üblichen „Sie gestatten“ und dem zustimmenden leisen Kopfnicken des stummen Gastes war Keherau dichter an den Tisch getreten, der den vielarmigen Kandelaber trug, und brach das Siegel. Aber ehe er zum Lesen schritt, schweiften seine Augen instinktiv zu demselben hinüber.

Wenn nicht das nervöse Wühlen der langen weißen Finger in dem länglich zugespitzten Vollbart eine Kundgebung innerer Aufregung war, hätte man ihn für völlig gleichgültig halten können.

Die Kleidung war, wie immer, comme il faut, der ganze Mann von jenem unbeschreiblichen je ne sais quoi umduftet, das jeden Zoll an ihm selbst in den fraglichsten Lebensverhältnissen als den hochgeborenen Aristokraten gekennzeichnet haben würde. Der unverhältnismäßig kleine und fein geformte Kopf ward ohne Affektation auf dem schlanken Oberkörper mit Selbstbewußtsein getragen, das dünne fahlblonde Haar war sorgfältig über der Stirn gescheitelt; er hatte den Oberkörper mit eleganter Nonchalance zurückgebogen und über der beutelartigen Umgebung der Augen schauten diese müden Blickes wie halb erloschene Vulkane nieder auf das verschlungene Teppichmuster, als hätten sie die Blumenguirlanden dort nothwendig entrathseln müssen. Wie Krater unter Schnee mußten



Die Bank von England. Das Goldgewölbe. (S. 686.)

Digitized by Google

schwerbezähmte Leidenschaften bei ihm unter der vornehm kühlen Oberfläche pulsiren. Der Mann war leidenswegs schön, aber er war es vielleicht gewesen, ehe er Jugend und Gesundheit im Schmelzofen rasenden Genußlebens aufgenützt. — Interessant war er immerhin noch, eine von jenen typisch, satzsicher eleganten Erscheinungen, wie man ihnen im Karneval des Lebens viele überall begegnen kann. Im Schritt zu Pferde, die Frauen ringsum auf den Promenaden durch einen hochmüthig lässigen Blick mit dem Binokel „ehrend", in den Prozeniumslogen der kleinen Theater nur die eine schneeweiße Hand mit zartfarbenem Handschuh bekleidet; auf Bällen blasirt an eine Säule gelehnt, in olympischer Ruhe die Tanzenden musternd — voll Leben, Feuer, Leidenschaft allein an grünen Tisch und möglichen Falls im Boudoir.

Ein feindseliger Blick war es, in dem diese beiden prädestinirten Antipoden — der lebensvolle Offizier — der junge Greis — sich blitzartig begegneten, ehe sie beschämt, wie ertappte Diebe, schnell die Blicke zurückzogen — der Fürst auf die Kunstwerke des Kaminmantels, die Pendule und die vollendeten Statuetten, der Graf auf den Brief, der leise in seiner Hand bebte.

Dann las er aufmerksam und als er beendet, lag der volle Sonnenschein der Jugend und Lebenslust wieder auf seinem strahlenden Antlitz. Der nagende Vorwurf, der wie Mehlthau darauf gelegen, war abgeperlt, das „Nichtsthutzig" brachte die elastische, impulsive Natur des glänzenden Schmetterlings wieder zum Durchbruch. Keck und herausfordernd schien sein Auge den Stolz jetzt in die Schranken förmlich drängen zu wollen.

„Ist Ihre Mission mit Uebergebung des Briefes beendet oder dankt ich Ihre Gegenwart noch anderen Ursachen?" richtete er in spöttischer Höflichkeit das Wort an den Regungslosen.

Wie aus einem Traum erwachend bob der Fürst ein klein wenig den Kopf. Seine Stimme klirrt ganz eintönig, ganz leidenschaftslos, aber jedes Wort war langsam betont, zugetheilt wie ein Dolch, als er mit höhnischer Courtoisie zur Antwort gab: „Meine Schwägerin hatte vor drei Monaten die Gaucherie, eine Partie Mariage, die Sie, Herr Lieutenant von Keheran, mit der Comtesse Solm-Boersburg zu spielen wagten, zu verlieren, und die größere Unklugheit, ihren Anrechten auf Revanche aus dem Wege zu gehen. Wollen Sie die Güte haben, mir diese als nächstem Angehörigen zu reichen?"

„Ich spiele nur mit offenen Karten, was nicht Jeder von sich behaupten kann, Durchlaucht, — würde sonst mit Vergnügen Ihnen zu Diensten stehen."

„Soll das eine Zweckline für mich sein, mein Herr Lieutenant, bitte, so verschonen Sie mich damit bis auf gelegenere Zeit — ich glaube auch ohne diese austragendes Material gegen Sie gesammelt zu haben," sagte er sehr von oben herab, aber in die fahle Wange war doch ein brennend rother Punkt innerer Erregung getreten.

„Leugnen Sie Ihre Betheiligung, Herr Graf?"

„Durchaus, mein Fürst," lehnte Keheran stolz ab.

„Auf bloße Konjunkturen hin kann ich Sie freilich nicht verdammen. Sie waren routinirt genug, auf den Spielkarten, die Sie in Bewegung setzten, Ihr Wappen nicht zurücklassen."

„Durchlaucht!"

„Bitte, schaufliren Sie sich nicht oder doch nur da, wo es zum Austrag unserer Angelegenheiten förderlicher sein dürfte. Gestatten Sie mir im beiderseitigen Interesse, diese verbalen Examina fortzusetzen?"

„Ich bitte, über mich verfügen zu wollen."

„Wo befanden Sie sich in den Nachtstunden von elf bis ein Uhr des letzten Februar dieses Jahres? Ich vertraue Ihrer Kavaliersehre in wahrheitsgetreuer Beantwortung dieser Frage."

„Und wenn ich die Antwort auf diese indiskrete Forderung verweigerte?"

„So würde ich den Offizier zu zwingen wissen."

„Wollen Sie mir gefälligst die Zauberwittel nennen, die Ihnen zur Hand stehen, mich, Alexander Brasseur von Keheran, zu zwingen, etwas gegen eigenen Willen zu thun?"

„Oeffentliche Blamage, wenn dieß das einzige Mittel ist, Satisfaktion von Ihnen zu erlangen. Ich sehe, ich werde Sie öffentlich insultiren müssen, mein Herr Graf," sagte er mit unbeschreiblich verächtlicher Nachlässigkeit.

Keheran flammte auf in edlem Zorn.

„Ich wollte Sie schonen, Sie davor bewahren, vor sich selbst — vor mir erröthen zu müssen; Sie wollen es nicht anders — hier meine Rechtfertigung, meine einzige Antwort auf Ihre unerhörten Beleidigungen."

Mit tiefer Verneigung überreichte er ihm mit den Fingerspitzen den Brief, den dieser gierig an sich riß und mit heißerbohrt glühenden Augen und fliegenden Pulsen mit den Blicken förmlich zu verschlingen schien.

In dem Gesicht des Grafen dämmerte ein leise spöttischer Zug; er mochte die unedle Regung des Triumphes aber wohl selbst verdammen, denn er machte schnell dem Ausdruck vollkommensten, fast schmerzmüthsvollen Ernstes Platz.

„Ein abscheuliches Intriguengewebe; den Brief diktirten Sie in ihre Hand!" fuhr der Fürst wüthend auf, — sein Gesicht war leichenfarben, die Augen glommen darin wie blutere Kohlen.

„Und wollen Sie wirklich behaupten, ohne sich der Lächerlichkeit preiszugeben," erwiderte Keheran in erzwungener Kälte, „daß ein Schlachtopfer als Schwanensang sich jenen Brief abzwingen ließ von der Hand ihres Henkers? — Monseigneur, Ihre Selbstvertheidigung grenzt an Wahnwitz, nachdem der Brief selbst Sie über die Gründe aufgeklärt, die mich zu jenem nächtlichen Stelldichein veranlaßt, sagen wir sogar gezwungen haben!"

Der Fürst knirschte in muthsam verhaltenem Grimm mit den geschlossenen Zähnen.

„Gestatten Durchlaucht, daß ich ein wenig rekapitulire: Comtesse Silvia schreibt, wie Sie sich überzeugten, in diesen Zeilen: Als ich Sie in jener Nacht herbeirief, Bruder meiner einzigen Freundin, um mir rathend, helfend zur Seite zu stehen, haben Sie mir klar bewiesen, daß es für mich keinen Ausweg gibt, daß ich das Haus des Fürsten nicht verlassen kann ohne sichtsaltige Gefahr, deren Aufdeckung uns Alle heillos kompromittiren würde. Sie nannten mir eine Alternative — die Ehe — aber ich, die ich durch traurige Erbschaft prädestinirt zu frühem Tode bin, die ich eine hoffnungslose Neigung im Herzen trage, konnte auch darin keinen Ruhehafen suchen, mich ohne Liebe in konventionelle Fesseln zu schlagen. Das Zerrissen, daß ich damals auf der Sumpfatmosphäre nasser Luft erst keimen sah, war etwas ich damals flechten wollte, nimmt täglich an Dimensionen, an Intensität zu — seine miasmatischen Blumen benehmen mir den freien Athem, ich kann in dieser erstickenden Atmosphäre nicht länger leben, ohne meine zerrütteten Nerven dem gräßlichen Abgrund näher und näher zu schleppen. Freiwillig mache ich dem glänzenden Elend meinem Dasein ein Ende. Wenn in dem Sumpf noch ein einziger Funken wirklich edlen Gefühles schimmert, wenn seine sündige Leidenschaft für mich mehr als bloßes Raketenfeuer ist, wird mein tragisches Ende ihn vielleicht aufrütteln zu besserem, bewußterem Handeln, ihn zu seiner Pflicht zurückführen, zu meiner armen hochherzigen Schwester, die diesem Wüstling eine so unverdiente Neigung bewahrt. Ihr und ihrem Glück bringe ich mich zum Opfer. — Auf Ihr unverbrüchliches Schweigen rechne ich wie auf Gott, und auf einen Freundestruß Ihrer Lippen auf meinen erstarrenden Mund — in dieser Hoffnung scheide ich zu der Ruhe der Seligen. Ihre Silvia."" —

Eine Pause dumpfen Stillschweigens folgte der Lesung des Briefes, dann sagte der Fürst mit verschärftem Hohn: „Wollen Sie von dieser häßlichen Epistel, die Sie so glänzend freispricht, nicht schnell einige Tausend Abzüge nehmen und als Plakate aushängen lassen, mein Verehrtester?"

„Hier meine Antwort, Durchlaucht."

Er riß das Papier in zwei Hälften und schleuderte es zusammengeballt in die Flamme des Kamins. Der Fürst folgte mit den Blicken aufmerksam dem langsamen Verzehren des dicken Atlaspapiers. Als das letzte Fünkchen verglommen war, verzerrte höhnischer Triumph seine Züge.

„Sie sehen, Dank Ihrer unbesonnenen Großmuth, waffnollo mir gegenüber, wenn ich Sie morgen auf der Straße, im Kasino — wo es mir immer beliebt, als Feigling, der mir die Satisfaktion verweigert, brandmarke, wenn ich Sie öffentlich einen niedrigen Lügner heiße."

„Gönnen Sie mir den morgenden Tag noch, um die Wünsche an dem Sterbebette der gestorbenen Freundin zu erfüllen, und der nächste, von Tagesgrauen an, gehört Ihnen. — Ich hebe dem Besuch Ihrer Kartellträgers entgegen," sagte Keheran mit edlem Anstand.

„Sie begegnen meinen Wünschen mit schmeichelhafterer Bereitwilligkeit, als vorhin zu erwarten stand" . . .

„Ich habe an meinem Leben für mich und Andere noch etwas zu verlieren — schlage es wohl freudig auf den Schicksalswürfel, nicht willig aber für Lappalien in die Schanze. Doch Sie zwingen mich, das Gottesgericht zu üben."

„A rivederci — möge Ihre Zuversichtlichkeit Sie nie verlassen. — Ich habe die Ehre."

Keheran verneigte sich nur steif und ließ den Gast von seinem Diener hinausgeleiten. Er wählte eine seine Regatta aus dem Ebenholzschränkchen, biß sie ab mit seinen funkelnden Zähnen, brannte sie an und bedmte sich behaglich in dem niederen Polsterfessel, von dem Lichtreflex der Girandolen und der Flamme des Kamins wie in eine feurige Glorie gehüllt.

Am nächsten Morgen in aller Frühe hielt seine Equipage vor der Thür bereit. Er hatte den unscheinbaren Brougham ohne Wappen bevorzugt, um möglichst unbeachtet und ungelannt den beabsichtigten Besuch im Hause des Fürsten abzustatten; aber das königliche Gespann davor, das in dem leichten schwarz und goldenen Zaumzeug ungebuldig tanzte und schäumend in die Trense biß, mußte die Aufmerksamkeit von Pferdekennern unwillkürlich darauf hinsenken. Sein Auge ruhte wohlgefällig darauf, seine Hand, an der ein wundervoller Solitär funkelte, streichelte zärtlich die schönen Rappen, an denen auch nicht ein weißes Härchen war,

Digitized by Google

ehe er ſich auf die ſchwellenden Polſter warf, tief in den Fond zurückgelehnt, um unerkannt zu bleiben. Seine Abſicht wurde ſchon an der nächſten Straßenbiegung dadurch vereitelt, daß der Kutſcher in der rückſichtsloſen Eile, mit der er dem Ungeſtüm der feurigen Renner Zugeſtändniſſe machte, gegen ein anderes Coupé anfuhr, das durch den heftigen Zuſammenſtoß unfähig zur Fortſetzung ſeiner Fahrt gemacht war. Kutſcher und Inſaſſe des eleganten Gefährts, das ungelenk ſchräg in der Rinne lag, überboten ſich in ſchmeichelhaften landläufigen Höflichkeitsausdrucksweiſen mit den Leuten des Hinderniſſes. Der Beſitzer des zerbirten Wagens lichtete ſich daraufhin gelaſſen, und eilte wuthend auf das feindſelige Element zu. Aber mit gezogenem Hut, mit gekrümmtem Oberkörper blieb er verblüfft am Wagenſchlag ſtehen, als Heberan den Kopf zum Fenſter herausſtreckte.

„Bitte tauſendmal um Entſchuldigung — hätte ich ahnen können, daß es der Herr Graf war,“ ſtammelte er unterwürfig.

„Halten Sie,“ antwortete ſchimpfen, unterthänigſt um Verzeihung gebeten, daß mein Zuhrwerk Ihres beinahe demolirt hat — die Schuld ſei Ihnen gnädigſt vergeben, mein Gutester,“ ſagte er in ſpöttiſcher Uebertegenheit. „Kutſcher zu!“ Er ſatzte nachläſſig grüßend an ſeine Militärmütze. Ein geringſchätzendes Lächeln umſpielte ſeine vollen Lippen, als er in die Kiſſen zurückſank. „Der Mann iſt um eine Bierteimillion reicher als ich, der ich nichts habe und überdieß in ſeinen Schuldbuch mit jammervollen zweitauſend Gulden angebredet ſtehe. Pah! es iſt ling, er rechnet Vergangenes und Zukünftiges, er wiegt meine Ahnen und meine Ausſichten gegen ſeine Tauſende und da ſinkt die Schale zu meinen Gunſten. Dem möglichen Majoratsherrn wohl arrondirter Beſitzungen, zwiſchen denen nur noch ein kränkelnder Stamm ſteht, darf man es bei Leibe nicht verderben! Hätte er keine Ausſichten, ſo wäre er doch immer ein Heberan mit ſechzehn Ahnen in des Kaiſers Rod!“ —

Vor dem Hotel des Fürſten erwartete ihn deſſen vertrauter Diener. Er mußte dort Poſten geſtanden haben, mit ſo aalglatter Gewandtheit kam er den Leuten des Grafen beim Oeffnen des Wagenſchlags zuvor. Eheerbietig erfuchte der alte Mann den jungen Offizier, ſeiner Führung zu folgen. Sie umgingen das Haus, ſchlugen den Weg durch den öden Garten über Hintertreppen und Korridore bis zu dem Seitenflügel ein, der der alleinigen Benutzung der Comteſſe reſervirt war. Menſchenleer, wie ausgeſtorben waren alle Räume, die ſie zu paſſiren hatten; das Haus lag todtenſtill da. Behutſam öffnete der Greis die Verbindungsthür zu den Gemächern der Geſtorbenen, drückte ſie hinter ihm leiſe in's Schloß und zog ſich in reſpektvoller Entfernung in das kleine Vorzimmer zurück.

Des Grafen Fuß wurzelte gelindes Grauen einen Moment am Boden. Die Portièren zu dem Alkoven ihm gerade gegenüber waren zurückgeſchlagen; eine rothe Glaslampe in ſilberner Ampel warf ein trügeriſch warmes Licht auf die langgeſtreckte Frauengeſtalt, die da zu ſchlummern ſchien auf dem Divan. Alles Entſtellende war längſt entfernt; die Luſt des mittelgroßen Zimmers mit einen berauſchenden meergleichen Parfüm durchhaucht, wie von friſchen Blumenduften. Wie vor einem Heiligenſchrein kniete Heberan vor der früh gebrochenen Mädchenknoſpe. Der Tod hatte noch keines ſeiner entſtellenden Kennzeichen der holden Schläferin aufgedrückt. Die einſt ſo durchgeiſtigte Schönheit des reinen griechiſchen Profils ſchien nur zum marmornen Götterbild verſteinert. Bräutlicher Atlaß floß von den mädchenſchlanken Gliedern und ſchleifte den Boden. Ueber der leuſchen Stirn zitterte das jungfräuliche Diadem — das Diadem, an dem die Fama die Blüten ihren gekniet hatte. So rein, ſo friedvoll, ſo engelhaft lag ſie da, die vollen weißen Lider, unter denen die Nirenaugen mit ihrem dämoniſchen Feuer geſtern noch geglüht hatten, dunkel beſäumt auf die weiße Wange geſenkt, daß Heberan das Grauen, mit dem das Fremde, Starre des Todes den Lebensvollen berührt, mit jedem Augenblick mehr ſchwinden fühlte.

Er blickte lange hinein in unſrer Trauer auf dieſe ſtillen Züge herab, nachdem er ſich von ſeinen Knieen erhoben. Vor dieſem lieblichen Mädchengeſicht mit ſeinen reinen, edlen Formen war er einſt feige geflohen. Weßhalb? Die Neue des „ſo ſpät“ regte ſich in wohmüthigen Schwingungen in ſeiner Seele. Sie hatte ihn geliebt — o wie ſehr! das hatten die märchenſtarken Augen verrathen, wie eiſern der keuſche Mund auch ſelbſt im Tode noch das Geheimniß bewahrt. Er hatte ſie ſo wenig verſtanden wie alle die Anderen, die ihr jungen Leben verkümmert. Er hatte das heilige Feuer, das ihre Bruſt durchdorrte, das ſie zu einer großen Künſtlerin in anderer Lebensſtage gemacht, verkannt wie die große Menge. — Er hatte die große, nach Freiheit und Handeln beängende Seele des Mädchens in die Schablone des Herzebrachten, Althergekommenen preſſen wollen und ſie dabei erdrückt. Das Fremde, Unverſtandene in ihrer Natur, das mit ſeinen heißen Gluten über ihn zuſammenſchlagen wollte, hatte ihn unheimlich zurückgeſcheucht — ſein eigener, den Champagnerſchaum des Lebens nippender Sinn, ſein oberflächliches Indentageben war zurückgebebt vor dieſer gewaltigen Leidenſchaft, die Alles gibt und Alles fordert. Eine Leidenſchaft, die nicht in unſere materiellen Zeitverhältniſſe, in unſere nivellirende Geiſtesrichtung ſich ſchicken kann. „Eine unbequeme Frau für unſere jenneſſe dorée“, das war das richtige Wort! Viele glühende Treppenſtufen, die in der Treibhausatmoſphäre unſeres überkultivirten Salons verlümmern und vergehen mußte!

Heberan beugte ſich über ſie hin, ſeine friſchen warmen Lippen ſchloſſen ſich ſeſt auf den eiſigen Mund der Todten. Seine Hand brach eine Blute aus der brünlichen Krone, an die noch kein Finger gerührt. Wie eine dunkle Ahnung ging's dabei durch ſeine Seele, als habe er ſich damit dem Unglück und dem Tode ſelbſt vermählt.

Die erſtarrenden Finger, die ſeine Stirn getreift, hatten eine „meine mene“ daraus zurückgelaſſen, das „memento mori“ in der geſtreckten Geſtalt hatte ihm gewaltſam gedroht, ihn zur Einkehr in ſich ſelbſt gezwungen.

Was war er ſelbſt, was hatte er geleiſtet, wonach ſtrebte er, wovon lebte er? was hieß er wirklich Sein? Nichts — war die grausam wahre Antwort bei Gewiſſens. Wie lange würde er ſich mit prolongirten Wechſeln über Waſſer halten können?

„Kutſcher, in den Klub!“ donnerte er dem verblüfften Menſchen zu. In der Stille ſeines Hauſes hätte er es heute nicht ertragen, er mußte unter Menſchen, um die blaſſen Schemen zu verjagen, «the best of life is but intoxication!»

Im Klub empfing man ihn mit frivol ſcherzhaften Kondolenzen. Im Sekt wurde die melancholiſche Anwandlung ertränkt. Nach dem Diner ging's in's Theater. Die etwas angeheiterte Geſellſchaft trat im zweiten Akt eines jener franzöſiſchen Kunſtwerke, die ein Fünfchen Moral drei Akte hindurch durch eine Pfütze zerren, um es im vierten zu trönen, gerauſchvoll in eine der Proſzeniumslogen.

Das Vergnügen an der Vorſtellung ſollte Heberan gar bald vereitelt werden. Das rückſichtsloſe Zuſchlagen der Logenthür lenkte alle Blicke momentan dahin. Im Nu waren alle Opernglaſer auf den Grafen gerichtet, der über der Brüſtung lehnte. Man ſtieß ſich an, man machte ſich im Parket, im Parterre gegenſeitig auf ihn aufmerkſam; die allgemeine Aufmerkſamkeit war von dem Lovelau auf den Brettern ihm zugewandt, den man für das würdige Modell dazu betrachten mochte.

Eine der Coyhergyginnen in der kaiſerlichen Loge ignorirte ſeine tiefe, eheerbietige Verneigung; ihr ausgebreiteter Fächer verdeckte von da ab ihr Profil. Sie konnte den Gruß überſehen haben, aber ſie verhütete es auch geſchickt, daß ihm Gelegenheit zu einem erneuerten Verſuche ward.

(Fortſetzung folgt.)

Die Bank von England.

Von

Albert Sluter.

(Bilder S. 493 und 496.)

Wenn man, auf dem Dache eines Omnibus ſitzend, vom Weſt-End der Stadt kommend, die Poultry paſſirt und die Ecke von Princeß Street erreicht hat, ſo erſchlieſt ſich Einem plötzlich ein Anblick, welcher in Bezug auf großartiges ſtädtiſches Leben ſeinesgleichen ſucht.

Man befindet ſich im Herzen der City, von welchem das Leben dieſer großen Handelsſtadt ausgeht und in welchem es am ſchnellſten und fieberhafteſten pulſirt.

Hat ſich der Blick von dem unbeſchreiblichen Gewühle von Omnibus, Droſchten, Equipagen, Laſtwagen, Karren und dem wogenden Menſchenſtrome zu ſeinen Füßen abgewandt, ſo fällt er geradeaus auf die Royal Exchange, ein Gebäude von nicht geringer architektoniſcher Schönheit; rechts King William Street hinunterſehend, gewahrt man das anſcheinend unentwirrbare Wogen und Treiben auf London Bridge, welche große Brücke die Themſe überſpannt und hierdurch die City mit der Borough und den ſüdlichen Theilen Londons verbindet.

Hat man ſich von dieſem Anblicke abgewendet und ſeine Augen nach links gerichtet, ſo erblickt man ein großes, etwas niedriges Gebäude, welches im Norden von Lothbury, im Süden von Cornhill, im Oſten von Bartholomew Lane und im Weſten von Princeß Street begrenzt wird.

Dieſes angenſcheinlich nach dem jeweiligen Bedarfe vergrößerte Gebäude, deſſen einzelne Theile die verſchiedenartigſten Style der älteſten und älteren Baukunſt zeigen, welche jedoch zeit ziemlich geſchickt verbunden ſind, iſt die Bank von England, von deren im Jahre 1734 durch den Architekten George Sampſon errichteten Originalgebäude nur wenig ſtehen geblieben iſt.

Die ſchönen hohen Fenſter, welche die Bank umgeben — in welchen meiſtens Banken und Verſicherungsgeſellſchaften ihren Sitz aufgeſchlagen haben — verleihen derſelben ungeachtet ihrer Ausdehnung etwas Zwergartiges.

Digitized by Google

Als ein Beweis, wie festsam die einzelnen Theile derselben zusammengesetzt sind, genügt es anzuführen, daß die Entrance Hall, in welcher sich die „Rotunda" befindet, seiner Zeit die ganze Bank vorstellte. Die Flügel des jetzigen Gebäudes sind einem Gebäude im Belvedere zu Rom nachgeahmt, einer der Staatsschuldensäle im alten römischen Bädern, Theile des nach Lothbury hinausgehenden Hofes nach dem Tempel der Sibyllinen in der Nähe von Tivoli, und der große Bogen im Metallgewölbe nach dem Modelle des konstantinischen Triumphbogens zu Rom.

«As safe as the Bank!» (So sicher wie die Bank!) In diesen Worten ist das höchste Lob enthalten, welches ein englischer Kaufmann dem andern über seine Zahlungsfähigkeit und Solidität zu geben im Stande ist. Unter „Bank" wird ohne Hinzufügung eines Namens stets die Bank von England verstanden, die sich des Vertrauens des Publikums aller Stände im höchsten Grade erfreut.

Die Bank ist zwar ein auf Aktien gegründetes Privatinstitut, wie ihre weniger begünstigten Rivalinnen, genießt jedoch große Vorrechte, indem sie unter Anderem die Geldmittel des Staates aufbewahrt und die Zinsen der Nationalschuld auszahlt.

Dieses jetzt so großartige Institut wurde im Jahre 1694 von Paterson, dem Schöpfer des Isthmus von Darien-Schwindels, mit einem dem Staate geliehenen Kapitale von 1,200,000 Pfund Sterling gegründet. Im Anfange befand sich das Geschäftslokal in Mercers Hall, wurde jedoch nach einigen Monaten nach einem versteckten Hofe in der City, nach Grocers Hall Court verlegt, in welchem vierundfünfzig Buchhalter und Beamte, deren Gesammtgehalt 4340 Pfund Sterling betrug, beschäftigt wurden.

Die Zahl der Angestellten hat jetzt beinahe tausend erreicht, das Gesammteinkommen derselben die Summe von mehr als 200,000 Pfund Sterling.

Der Eintritt in die Rotunda, in welcher sich die Kassen befinden, steht Jedermann frei; man bedarf jedoch einer Erlaubniß des Bankgouverneurs oder Vizegouverneurs, um das Schatzamt (Treasury) das Wägezimmer (Weighing Office) die Druckerei (Printing Offices) und die Metallgewölbe (Bullion Office) besichtigen zu können.

Die Bank von England. Die Bankdirectionskammer. (S. 498.)

«The Court Room» (das Berathungszimmer), von Sir Robert Taylor erbaut, ist ein hohes, schönes Zimmer oder richtiger bezeichnet Saal, welcher sechzig Fuß lang und über einundvierzig Fuß (englisch) breit ist. Er enthält eine Reihe hoher Fenster im venetianischen Style, welche südlich auf die sogenannten „Bank Gardens" hinausgehen. Drei große Marmorkaminaufsätze, acht große Medaillons, in denen sich die Brustbilder der verschiedenen acht Könige und Königinnen, welche seit Errichtung der Bank regiert, befinden, schmücken die Wände. Kostbare Mahagoni-Pulpet, antike Armsessel mit ledernen Lehnen, ein langer, mit blauem Tuche bedeckter Tisch, auf welchem sich Papiere und ein hölzerner Hammer befinden, vervollständigen die Ausstattung desselben, in welchem sich die Direktoren der Bank jeden Donnerstag um halb zwölf Uhr zur Berathung versammeln.

Der gesellschaftsführende Körper besteht aus dem Gouverneur, dem Vizegouverneur und vierundzwanzig Direktoren, von denen jährlich acht ausscheiden, für die eine gleiche Zahl wieder eintritt.

Früher war es Quäkern und Juden unmöglich, diese Würde zu erlangen; diese Ausschließung kann sich indessen nicht mehr auf die Letzteren erstrecken, da ein Mitglied des Hauses Rothschild sich seit mehreren Jahren in der Direktion befindet.

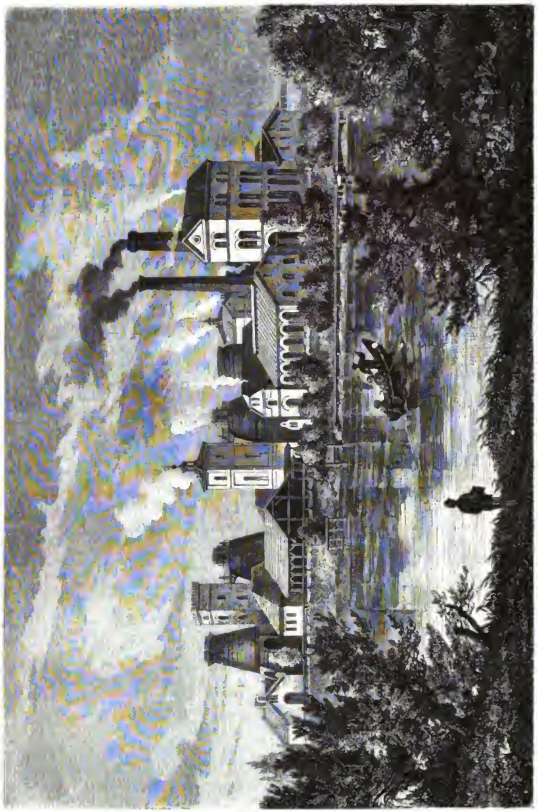
Um das Amt eines Gouverneurs bekleiden zu können, muß derselbe der Besitzer von viertausend Pfund Aktien der Bank sein; der Vizegouverneur von dreitausend Pfund und jeder der Direktoren von zweitausend Pfund. Die Direktoren bestehen aus Mitgliedern der Finanzen, des Handels, des Parlaments, ja selbst der Journalistik.

Der Gouverneur, Vizegouverneur nebst drei Direktoren stehen den täglichen Geschäften vor.

Werfen wir, während Jene sich in das Labyrinth der Zahlen stürzen, einen Blick auf den Hof der Bank, in welchem sich, wie jeden Donnerstag, ein geduldig wartendes Publikum eingefunden hat, welches indessen lebhaft diskutirt.

Diese Leute sind behäbig aussehende Aktien- und Wechselmakler, Kaufleute und Bank-Commis, die hier mit Spannung auf das Resultat der innen gepflogenen Berathungen warten, um nach Bekanntmachung desselben sofort ihre Operationen beginnen zu können.

Digitized by Google



Die Gletscherspalte bei Morgarten im Eberfelsthal. Nach einer Skizze von O. Hiltmann. (S. 496.)

Digitized by Google

Jetzt schreitet einer der Direktoren über den Hof. Sofort ist er von einer neugierigen Menge umringt, und während einer der Harrenden die Frage stellt, ob eine Veränderung stattgefunden, strecken die Andern die Hälse weit vor und lauschen in höchster Spannung auf den Ausspruch des Orakels.

„Ein halbes Prozent erhöht," ertönt es von den Lippen desselben und in einer Minute herrscht jetzt wieder die größte Stille auf dem verlassenen Hofe. —

Was die Höhe des Diskontos betrifft, so folgen die Direktoren mehr den Ansprüchen des Geldmarktes, als daß sie ihn leiten, und um die Konkurrenz mit Privatbanken zu vermeiden, ist der Bankdiskonto stets ein wenig höher als im offenen Markte.

Das wichtigste Objekt der Bank ist: stets eine genügende Reserve in Noten und baarem Gelde zu bewahren, welche nach einem allgemein festgestellten Grundsatze nicht unter einem Drittel der Verpflichtungen sein soll. Dieses Verhältniß ist in gewöhnlichen Zeiten stets überschritten; indessen gibt es auch Perioden, in denen die Banken und selbst die Bank von England alle Kräfte aufbieten muß, um der eingetretenen Krisis gewachsen zu sein. Wie oft her so ungemein empfindlicher Geldmarkt heftigen Stürmen ausgesetzt ist, wird einem jeden mit demselben Vertrauten bekannt sein.

In einer solchen Zeit entsteht dann plötzlich eine oft sinnlose Panik; Jedermann, dem hier bisher offenen Quellen versiegt sind, stürzt zur Bank von England, um durch Diskontirung von Wechseln und Belehnung von Werthpapieren Unterstützung zu erlangen. Wie eine Eiche unerschütterlich im Sturme stehend, hat dann die Bank die schwierige Aufgabe, der verzweifelten kaufmännischen Welt Hülfe zu gewähren, die in Folge der Größe der erforderlichen Summen die Bank bereits mehrere Male veranlaßt hat, von der Regierung die Suspension des Bankgesetzes von 1844 nachzusuchen, welches streng vorschreibt, daß die Bank nur Noten bis zu jenem Betrage ausgeben darf, welcher durch faktisches Besitz von geprägtem Gelde, sowie ungeprägten Metallen, Gold, Silber und Kupfer, gedeckt ist.

Wohl Niemand, welcher sich an den sogenannten schwarzen Freitage im Jahre 1866 in den Stunden von zehn Uhr Vormittags bis zwei Uhr Nachmittags in der City befand, wird den Anblick vergessen, der sich ihm darbot. Das Gewühl und die Menschenmenge ist ihm diese Zeit stets groß; an jenem Tage war sie unbeschreiblich. Die Straßen waren gedrängt voll von Leuten, welche man sonst selten in diesem Theile der Stadt anzutreffen pflegt und deren Gesichter die größte Angst oder schwere Sorge ausdrückten.

Pensionirte und nicht pensionirte Offiziere, Geistliche, Kaufleute, Wittwen und alte Jungfern, die benunruhigende Gerüchte aus ihrer Ruhe aufgeschreckt hatten, waren Hunderte von Meilen weit aus der Provinz herbeigeeilt, um ihre bei Privatbankiers deponirten Kapitalien selbst zu erheben. Mit bleichen Gesichtern stürzten sie in die Banken, da Jeder befürchtete, daß die Thüren derselben sich in wenigen Minuten wegen Zahlungsunfähigkeit schließen könnten.

Mit heftigen Geberden wird das Bankbuch hervorgezogen und den hinter glänzenden Mahagoni-Pulten stehenden, kaltblütig dreinschauenden Kassierern überreicht.

Hinter denselben Banken in mehreren Banken, was sonst nie der Fall ist, Beamte, die, Stöße mit Banknoten in den Händen haltend, solche den Kassierern, die nicht genug Hände hatten, auch Bedarf überreichten. Der Hauptzweck dieser Demonstration war indessen wohl nur der, dem Publikum Vertrauen einzuflößen.

Wie herrlich klingt das Gold in den kupfernen Schaufeln, wie lieblich ertönt in den Ohren der ängstlichen Bürtze das Knistern der Banknoten, die sie jetzt sicher in ihrem Taschenbuche verwahrt weiß! Andere stürzen herein, als sie die Bank verläßt, um ihr glücklich gerettetes Kapital der Bank von England anzuvertrauen.

In den Straßen ist es kaum möglich, sich fortzubewegen; Cabs, Droschken und Gangpagen verspreren den Weg, zur großen Verzweiflung der in denselben Sitzenden. —

Das Metall-Departement (Bullion Department) betritt man von der Ostseite, Bartholomew Lane. Es liegt beträchtlich niedriger als die Südseite der Bank, d. h. von Cornhill, und erregt das Interesse des Besuchers in hohem Grade. Der dem Publikum größtente Theil wird «the Vaults», die Gewölbe, genannt, eine nicht ganz richtige Bezeichnung, da hier nur der kleinere Theil der Metalle aufbewahrt wird, während der größere Theil derselben sich in einem andern, den Fremden unzugänglichen Theile des Gebäudes befindet.

Doch selbst in den ersteren Räumlichkeiten erscheint die hier angehäufte Masse von Gold und Silber wirklich wunderbar, besonders Demjenigen, welcher weniger mit Geldangelegenheiten vertraut ist.

Von Zeit zu Zeit kann man hinter der Bank eine Reihe von Wagen gewahren, die mit Cargos von gemünztem oder ungeprägtem Gold und Silber befrachtet sind und von einem luchsäugigen Beamten natürlich streng bewacht werden.

Nachdem das natürliche Gold geschmolzen worden ist, wird es in Barren — je hundert Stück zusammen — auf eine Handlarre gepackt, dann in die Gewölbe gebracht und dort aufbewahrt, von wo es seiner Zeit zum Prägen nach der Münze wandert. —

Die Zurückzahlung der Banknoten veranlaßt, da eine Wiederausgabe derselben nicht gestattet ist, eine sehr wichtige Arbeit, welche in dem ist unserer Illustration bezeichneten «Accountant» Bank Note Office» (Banknoten-Rechnungskammer) von 125 Personen ausgeführt wird. Die Beaufsichtigung der verschiedenen mit der Untersuchung, Klassifizirung, Eintragung und Fortpaduug verbundenen Operationen erfordert fünf Tage.

Der erste Schritt ist: die Uebereinstimmung der Note mit den Büchern über die Ausgabe zu ermitteln. Früher konnte eine gefälschte Note gelegentlich mit durchschlüpfen, jetzt ist dies unmöglich, und Fälschungen sind außerordentlich selten. Nach erfolgtem Richtigbefunde gelangen die Noten in die Hände von Buchhaltern, welche die Nummernunterschrift unter denselben abreißen und sie dadurch natürlich werthlos machen. Sie werden dann ferner durch eine Maschine entwerthet, welche die Werthangabe in der linken Ecke ausschneidet, wonach sie, vollständig verstümmelt, Arbeitern übergeben werden, welche mit einem rothen Stempel deutlich die betreffende Nummer auf jeder markiren.

Die Klassifizirung geschieht durch junge Leute, Söhne von Bankbuchhaltern, welche der Leser in unserer Illustration an ihren unbedeckten Köpfen erkennen kann, ein Zeichen, daß sie sich hier erst auf Probe befinden, während die Angestellten ihre britische Unabhängigkeit durch Aufbehaltung ihrer Hüte dokumentiren.

Die Noten werden je nach ihren betreffenden Werthen, als fünf, zehn Pfund u. s. w., zusammengebracht, in Jahre, Monate und Tage getheilt, und schließlich erhält jede ihren ihrer Nummer gehörenden Platz, wonach sie in den respektiven Journalen gebucht wird.

Jede einzelne Note wird ferner nach ihrer Rückkehr in die Kasse der Bank sofort in ein Journal und Hauptbuch eingetragen, so daß nach Vergleichung der zurückgekommenen mit den noch ausständigen Nummern die Bank am Ende jedes Tages genau den Betrag ihrer noch in Umlauf befindlichen Noten kennt. Die Zahl der täglich zurückkommenden Noten ist natürlich nicht immer dieselbe; an gewöhnlichen Tagen erreichen sie die Höhe von 45,000, welche einen Verbrauch von 12,000,000 Noten das Jahr erzielen, die einen Werth von 330,000,000 Pfund repräsentiren.

Nachdem sie nun sortirt, nach Datum und Werth geordnet und in Packete von 300 bis 1500 gepackt sind, werden sie in die in den Kellern der Bank befindliche Bibliothek gebracht, wo sie in Bücherform zehn Jahre aufbewahrt werden. Während dieser Zeit kann jede Note sofort aufgefunden werden, sobald man nur den Werth, das Datum und die Zahl angeben kann. Die Nachsuchung erfordert nur wenige Minuten, eine erstaunliche Schnelligkeit, wenn man bedenkt, daß es 16,000 Kasten in dieser Bibliothek gibt, die zusammen 80,000,000 alte Banknoten enthalten.

Einer der interessantesten Räume in der Bank ist das Wägezimmer (Weighing Office). Wie sein Name besagt, ist es der Ort, wo das Gewicht der Sovereigns geprobt und untersucht wird, bevor sie dem Berkehre übergeben werden. Die dazu gebrauchte, sehr geschickte Maschine ist eine Erfindung eines verstorbenen Angestellten der Bank, William Cotton.

Durch eine sehr einfache Vorrichtung trennen sich die leichten Sovereigns von einem gemischten Haufen, indem eine sehr feine Balancewage derartig arrangirt ist, daß die vollwichtigen Sovereigns ununterbrochen in den auf einer Seite befindlichen bestimmten Behälter gleiten, während die andern eine leichte Berührung empfangen, die sie veranlaßt, in den Behälter auf der andern Seite zu gleiten.

Die Letzteren werden dann von einer Maschine, die einer Wurstschneidemaschine ähnlich sieht, ein wenig geschlitzt. Die Einschneidung verbindert die Möglichkeit einer Wiederausgabe der Goldstücke, deren Bestimmung dann der Schmelztiegel und die Münze ist. Durch die oben erwähnte Maschine können 35,000 in einem Tage gewogen und 200 in einer Minute geschlitzt werden.

In «the Treasury» (Schatzamte) befinden sich die neuen fertigen Noten, die nicht sogleich zur Ausgabe verlangt werden; man kann sich denken, daß ein sehr leicht tragbares Packet derselben einen ungeheuren Werth besitzt.

Wenn dieses sonst nicht sehr einladend aussehende Zimmer, das mit seinen eisernen Thüren, Riegeln und großen Sicherheitsschlössern einem Gefängniß sehr ähnlich ist, zuweilen durch die Gegenwart von Damen erhellt wird, so machen sich die äußerst würdevoll aussehenden und höchst respektablen Gentlemen, die Hüter dieser innerhalb dieser Wände aufgestapelten Reichthümer, zuweilen das Vergnügen, in die kleinen Hände ihrer weiblichen Besucher, leider nur auf kurze Zeit, ein Päckchen Banknoten zu legen, die den Werth einer Million Pfund besitzen.

Sämmtliche von der Bank gebrauchten Druckarbeiten werden innerhalb derselben, in den Printing Offices (Druckerei) angefertigt. Die Art, wie

Digitized by Google

die Noten numerirt werden, erregt die meiste Aufmerksamkeit. Jede Note muß nämlich rechts und links mit derselben Nummer versehen sein. Die Ausführung dieser Vorschrift kann man mit den Worten veranstalten, daß, sobald eine Note geordnet ist, der Griff der Maschine umgedreht wird, um die betreffende Nummer herauszunehmen, wonach eine an dem Griffe befestigte stählerne Feder die folgende Nummer in den respektiven Platz einfügt.

Die Verwaltung der Staatsschulden (National Debt, Consols) und Gouvernements-Anleihen (Governments Securities, Exchequer Bonds) erfordert zehn Zimmer und vierhundert Beamte.

In den ersten Tagen eines jeden Quartals wird die Bank und besonders die zu ebener Erde befindliche Rotunda von einer Invasion heimgesucht. Kaum haben St. Paul und die andern Kirchen der City die neunte Stunde verkündet, kaum haben sich die Portale der Bank geöffnet, in denen noch gähnend die mit Goldstücken überladenen Thürhüter stehen ihren Posten angetreten, so stellen sich auch bereits eine Menge Leute ein.

Die linke, den Staatspapieren (Stocks, Consols) gewidmete Seite der Rotunda wird im Nu von Staatsgläubigern überschwemmt, welche hier eine schöne Gelegenheit haben, die kostbare Tugend der Geduld zu üben, da ein Buchhalter der Bank es unter seiner Würde halten würde, sich im Geringsten zu beeilen, um so weniger als er entschieden der Ansicht zu sein scheint, daß das Publikum seinetwegen, er jedoch nicht wegen des Publikums da ist. Dieses, mit Ausnahme der Unbemittelten, allen Ständen angehörende, versteht den sonst so ruhigen Orte das Ansehen eines Jahrmarktes. Die Rotunda wird in dieser Zeit von mehr als 8000, zuweilen 10,000 Personen täglich besucht.

Obgleich nun in jüngster Zeit die Anordnung von der Bank getroffen ist, daß sie noch Empfang der Zahlungsanweisung die Zinsen an die respektiven Empfänger per Post sendet, während früher zur Vermeidung persönlicher Unannehmlichkeit die Bevollmächtigung (power of attorney) eines londoner Anwaltes behufs Erhebung des Geldes erforderlich war, so ist es erstaunlich, eine unausgesetzte Reihe von augenscheinlich aus allen Theilen des Landes kommenden Besuchern in die Bank strömen zu sehen.

Hier gewährt man den reichen Landedelmann neben dem armen Knaben, welchem durch Zufall ein kleines Vermögen, vielleicht das Legat eines busserirenden Pfarrkindes, zugefallen ist und der mit ungebrochener Bewunderung, vielleicht mit einem frommen Grauen auf den in der Gestalt von Gold und Noten vor ihm aufgehäuften Mammon blickt.

Dort drängt sich ein stattlicher Pächter mit wenig Höflichkeit durch die dicht gedrängte Menge, ohne sich im Geringsten um die mißbilligenden und zornigen Blicke des schönen Geschlechtes zu kümmern, welches hier in allen Phasen des Alters und der Schönheit vertreten ist. Viele von diesen Leuten sind oft und gebrechlich, ja Manche bewegen sich nur mit Anstrengung, scheinen jedoch dessen ungeachtet seit entschlossen, ihre Geldangelegenheiten — sei es auch nur noch auf kurze Zeit — selbst besorgen zu wollen.

Der Prozentsatz der Nationalschuld ist drei Prozent; die „süße Einfachheit der drei Prozent" ist ein beliebter Refrain.

Die Zahl der Staatsgläubiger hat mehr als die Höhe einer Viertelmillion erreicht; die täglichen durch die Verkäufe der Consols veranlaßten Uebertragungen betragen durchschnittlich 500. Ein Konto kann für einen Penny = 10 Pfennige preußisch eröffnet werden; natürlich ist dieß noch nie geschehen.

In einer Bibliothek befinden sich die Bücher, in welchen sich alle auf die Staatsfonds seit dem 25. August 1694 bezügliche Dokumente befinden.

Zugleich kann man hier die Namen sämmtlicher Staatsgläubiger seit der Gründung der Bank lesen. Unter den Millionen von Unterschriften befindet sich auch die unseres Landsmannes Handel.

Die Friedenshütte

bei Morgenroth in Oberschlesien.

(Vgl. S. 497.)

Ist es Humor des Zufalls oder bewußte Absicht, daß die „Minerva" diese Friedenshütte besitzt? Daß „Frieden" und „Eintracht" hier so nahe bei einander wohnen, daß beider Hütten ihre Giebel schauen können? Denn die Eintrachtshütte liegt nur einen kurzen Spaziergang von der Friedenshütte, und wer durch die „Eintracht" geht, kann bald zum „Frieden" eingehen. Wie wohlig und wonniglich, so inmitten der Hütten der Eintracht und des Friedens zu wohnen!

Ist die Friedenshütte auch ein Tempel der Minerva und war diese auch dem Kriege, Streit und Hader hold, so war sie doch noch mehr eine Freundin des Friedens, Beschützerin und Pflegerin alles Guten, das als Segen des Friedens unter Minerva's Symbol, dem Oelzweige, gedeiht.

Und ist nicht auch unsere Friedenshütte ein schönes Bild des Friedens? — Dieser ruhige Wasserspiegel, aus dem und die Himmelsbläue wie das sinnende Blauauge der Minerva aufschaut, diese Gebäude mit ihren Essen und Schornsteinen, die wie die Friedenspfeifen des Gemeinschlafes gen Himmel dampfen, diese Hochofen mit seiner lodernden Opferflamme, ein Altar der Friedensarbeit, — das sind Züge und Zeichen, die dieß Werk der Minerva zu einer wahren Friedenshütte machen. Und denkt nicht dieß auch der Träumer, der dort am Rande des den Himmelsfrieden spiegelnden Teiches, Staffage seines eigenen Gemäldes, das Friedensbild noch vollendet? — Doch lassen wir den Träumer und seinen Traum, und sagen wir lieber, was es ist mit dieser Friedenshütte, diesem Werke der Minerva? —

Im Schwarzwalde, nicht in einem romantischen Gebirgswalde, ihr Badener und Württemberger, sondern in unserem Miniatur-Schwarzwalde, der „beuthener Schwarzwald" geheißen, sind reiche Steinkohlen-, Eisenerz- und Thonlager. Inmitten dieser Schätze steht die Friedenshütte, wie sie so steht auf unserem Bilde, in natura. Erbaut im Jahre 1840, wurde sie 1851 Eigenthum des Grafen Renard auf Gr. Strehlitz, eines unserer Magnaten, ging aber schon 1855 mit andern Besitzungen desselben an die „Schlesische Hütten-, Forst- und Bergbau-Aktiengesellschaft Minerva" über. Auf sechs Hochöfen berechnet, hat die Friedenshütte bereits vier im Betriebe und ist mit allem Apparat zur Massenproduktion ausgestattet. Verbunden mit mehreren Steinkohlengruben, deren Förderung, bisher nur 500,000 Tonnen, leicht auf 1,500,000 = 55,000,000 Centner steigen kann, in der Nähe von Eisenerzförderungen, die lange Zeit über Bedarf liefern, mit einem 4000 Morgen umfassenden Landbesitze, der großentheils mit noch halbtig nutzbarem Walde bestanden, durch Chausseen und Eisenbahnen mit den großen Straßen des Weltverkehrs verbunden, bildet die Friedenshütte das Hauptwerk eines Unternehmens, das außer ihr noch Holzkohlenhochöfen zu Colonnowska und Zawadzy, Blechwalzwerke und Gießerei zu Zawadzy, Zinkwerke, Kunstbäute und Colonnowska umfaßt und so alles Material liefert, offen die aus der Minerva hervorgegangene, unlängst neugegründete „Oberschlesische Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft" zu ihrem großartigen Gewerbebetriebe bedarf. Bereits bisher um 300,000 Centner Roheisen liefernd, wird die Friedenshütte leicht 500,000 Centner schaffen können, wenn ihre Hochofenzahl vollständig im Betriebe ist. Gewiß darf die Minerva nach dieser Wiedergeburt und Verjüngung auf reicheren Segen von ihrer göttlichen Namensschwester hoffen, als ihr bisher zu Theil geworden. R. Z.

Hrn. Gymn. L. G. in St. Ganz hübsche Reimung, aber eben doch nicht recht für den Druck!

Hrn. F. R. in Ut. Nicht ganz zu brauchen.

Hrn. H. B. in M—w (Rußl.). Wir müssen Sie bitten, einzulenken.

Hrn. Dr. G. W. in L. Lösen Sie die Frage durch ein offenes Schreiben in einer geeigneten politischen Zeitung: für und wider paßt das nicht.

Hrn. Karl H. in M. Die Stelle ist aus dem Wintermärchen von Shakspere, 1. Aufzug, 1. Szene. Für einen Siegfried paßt 1. Mose. 12, 18., welche Stelle lautet: „Ihr bitten um Kunst."

Frl. El. P. in E. Können Sie uns das Buch nicht näher bezeichnen? So ist unmöglich, in einem Bücherlexikon darnach zu suchen.

Hrn. Rand. F. R. in T. Nur durch Aufgabe von Hand? Doch kann glaublich, wenn auch die bekannte Tradel am züricher See in dieser Beziehung bei „Gläubigen" Mandeltei gewirkt haben soll.

Hrn. Rut. A. in P. Sie finden über die deutsche Militärstrafgesetzgebung einen trefflichen Artikel in der „Deutschen Warte", Bd. II. Heft 7. S. 413.

Hrn. Dr. Orthon. L. in F. Ihre Sicherstellte wird die neue Lexikonserie von K. Ruh: „Die gefiederte Welt" (Preis 2 Thlr. fährt.) alles Gewünschte bieten.

Hrn. Kadr. C. in M. Herbert König gibt in Verbindung mit G. L. Wilkler und H. Stuckel jetzt eine prachtvoll ausgestattete und gut geschriebene Wochenzeitung unter dem Titel „Die Wodenshöhne" heraus (Preis 4 Thlr. fährt.).

Hrn. Direktor K. J. in W. Noch nicht genug gegründet! Und wird von allerlei so bunt, als ging uns eine Gründung im Kopfe herum.

Hrn. Jos. P. in K. Das Sekretariat für die Angelegenheiten des Großherzogthums Luxemburg befindet sich im Haag. Der Vorstand ist der Sekretär des König-Großherzogs G. D'Ollmart.

Frl. Julie H. in O. Sie haben die Wette gewonnen. Die Braunkraft ist, obgleich sie offiziös abgeleugnet wird, doch ein Faktum. Der Orden des Sternes stammt ist ein österreichischer Frauenorden, gestiftet von Eleonore, Witwe des Kaisers Ferdinand II., 1668.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jagd auf wilde Schweine in Indien. (S. 301.)

Seelenwanderung.

Polizeiroman von **Dr. F. Ch. B. Avé-Lallemant.**

(Fortsetzung.)

Nun lag die Hinterlist des Kontrabande Dreyer deutlich zu Tage. Er hatte ihn ja mit dem alten Meyer sprechen sehen; durch diesen hatte er Kenntniß von der Reise der Nichte des Organisten nach Mühlenburg erfahren, und besaß nun die ungeheure Verwegenheit, die Braut seines Chefs aufzusuchen und in nur zu wahrscheinlichem Einverständniß mit dem Onkel sie von Neuem zu verlocken, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß der Chef auf demselben Zuge demselben Ziele zureiste! — Der Verwegene! Der Unglückliche! Er war verloren! Und doch hatte er tiefes Mitleid mit dem verblendeten Menschen, der ja Alles auf's Spiel setzte und in sein Verderben rannte!

Was war zu thun? Er wußte selbst nicht darauf zu antworten; er starrte gedankenvoll vor sich hin.

Das Rollen der Schiebenthür erweckte ihn aus seinem dumpfen Brüten: der Packmeister stieg ein, schob die Thür wieder zu und fing an, die Packen im Halbdunkel des Wagens zu sortiren.

Ein Stoß gegen den Wagen und das Klirren der Ketten zeigte an, daß der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte.

Draußen im Freien pfiff der eisige Wind fürchterlich durch die Thürfugen. Zum Ueberfluß erfuhr er noch dazu vom Packmeister, daß der Zug ein sogenannter „Bummelzug" sei, der bis zur nächsten Station Rothenburg über eine halbe Stunde brauche und dann eben so langen Aufenthalt in Rothenburg habe, da heute eine Menge Güterwagen abund anzuhängen seien. Er war in Verzweiflung und fror aus Verzweiflung noch mehr.

Endlich, nach einer furchtbar langen halben Stunde, ertönte das Signal zum Bremsen; der entsetzliche Ton der Dampfpfeife war ihm in diesem Augenblick Himmelsmusik: er konnte sich ja doch endlich ein Glas heißen Grog durch den Packmeister in sein dunkles, kaltes Gefängniß besorgen lassen. Der Zug hielt: der Packmeister sprang heraus und schob sorglästig die Thür zu, als er gerade im Begriff war, den Grog zu bestellen. Zum Ueberfluß ertönte die schnarrende Stimme des zugführenden Schaffners: „Station Rothenburg! Dreißig Minuten Aufenthalt!"

Ihn fror entsetzlich. Aber der Packmeister mußte halt wieder zurücklehren; er schob die Thür ein wenig auf und lugte vorsichtig durch die Spalte. Da schoß der entsetzliche Dreyer wie eine infernale Gestalt hart bei ihm vorbei gegen die Nordseite des Empfangsgebäudes auf zwei Damen zu, die so eben mit Reisefalken in der Hand um die Ecke auf den Perron biegen wollten. Sofort Mamsell Gretchen, Fräulein Margarethe Burgsdorf, die Braut, und die Wittwe Nicolofsen, die Tante seines Chefs!

Der wahnsinnige Mensch wagte es nicht nur, sich den Damen zu nähern, sondern sie auch mit zudringlichen Geberden zurückzuhalten, ungeachtet er ja begreifen mußte, daß sie mit dem Zug nach Mühlenburg wollten. Wie sie hierher nach Rothenburg gekommen waren, das war ein ihm vorderhand unlösliches Rathsel. Rasend hatte er aber werden mögen, als er sah, daß es dem verwegenen Menschen sogar gelang, die Damen zum Eintritt in die mittlere Seitenhausthür, zur Dienstwohnung des ihm befreundeten Bahnhofsinspektors, zu bewegen.

Was war alle Gefangenschaft, aller Frost, alle Entbehrung und Verkümmerung gegen die empörende und vernichtende Wahrnehmung des schändlichen, tückischen Verraths, der hier vor seinen Augen verübt wurde!

Vergeblich suchte sein sterrer Blick auf dem Oden, winterlichen Perron umher, um entweder das rächende Schicksal heranschreiten zu sehen, oder doch nur irgend einen Gegenstand zu finden, worau er seine ungeheure sittliche Entrüstung auslassen konnte!

Aber mußte denn die Hölle mit ihrem ganzen Hohn hereinbrechen und ihm das entsetzlichste Bild zeigen, als er jetzt seine Margaretha, — Margaretha Müller, — die heiß Geliebte, die ihm noch heute Morgen ihre Gegenliebe gestanden, seine glühenden Küsse geduldet und erwiedert hatte, — diese seine Braut, — am Arm seines Chefs, des Polizeidirektors Otto von Seelen, dem er so ehrlich, so diskret, so unverdrossen seit einem ganzen Jahre nach dem Gegenstande seiner Leidenschaft hatte suchen helfen, dem er endlich in finsterer Nacht vom dem schauerlichen Boden der „Penne" herab die Geliebte entdeckt hatte, — jetzt vor seinen sehenden Augen vom Wagenzuge her in das Empfangsgebäude treten sah!!

Wie ein Tiger durch die Käfigstangen, zwängte er den Kopf durch die Thürspalte, stemmte wüthend die Schultern gegen die krachenden Thürlanten und starrte mit dem Ausdruck des Wahnsinns in den weit ausgerissenen Augen hinaus: da stand rechts dicht vor ihm das Ungeheuer von Packmeister und rauchte gemächlich seine Cigarre, die er instruktionsmäßig nicht im Packwagen selbst rauchen durfte! Dieß Hallenkraut verpestete ihm den Athem noch mehr, als je das Sauerkirschbläst des Verräthers dort drüben beim Inspektor! Empört rief er den Packmeister heran, der heftig erschrocken sogleich den Grog zu besorgen wegdieß, dachte ihn wüthend beim Kragen, riß ihn mit riesiger Kraft zu sich in den Wagen herauf, schüttelte ihn und schwur, ihn zu vernichten und zwischen seinen Packen zu zerschmettern, wenn er nicht auf der Stelle den Direktor aus dem Empfangszimmer zum Inspektor rufe, wo ihn Jemand sogleich nothwendig sprechen müsse.

Entsetzt raffte sich der auf den Perron hinabgeschleuderte Packmeister auf und rannte in das Empfangsgebäude hinein. Vor Genugthuung lechzend sah der lauschende Kontrabler, wie unmittelbar darauf sein Polizeidirektor eilig aus dem Empfangszimmer herausstrat und um die Ecke in die Wohnung des Inspektors ging.

Erschöpft sank er auf einen Koffer zurück; ihm waren vor der ungeheuren Aufregung die Kräfte geschwunden und es dunkelte ihm vor den Augen. Als er sich einigermaßen erholt und wieder aufgerichtet hatte, vernahm das lauschende Ohr sanftes Sprechen und Kosen; er spaltte von Neuem durch die Thürspalte: dicht vor seinen Augen unter dem Schutz des vereinsamt stehenden Bahnwagens stand das liebreizende Geschöpf, das er für seinen Chef entdeckt hatte, und ergötzte mit dem ganzen lieblichen Ausdruck von Ueberraschung und Glückseligkeit im holden Gesicht dem mit freudiger Verwunderung forschenden Gelichten, daß gestern Abend durch ein Versehen an der Kasse die Billets nur bis Rothenburg gelöst worden seien, daß sie die Tante hier auf dem Perron verloren und erst nach Abgang des Zuges wiedergetroffen, im Gasthofe aber mit ihr die beste Aufnahme gefunden, dann aber wieder den Frühzug nach Mühlenburg verschlafen, daß sie sich nun aber heute Mittag aufgemacht habe, um mit dem jetzigen Zuge nach Mühlenburg zu gelangen.

In seligem, überströmenden Glück verstummte die liebliche Erzählerin. Mit dem ganzen zauberischen Blick der Liebe, der die Zunge fesselt, weil er alle Sprache ersetzhöpft, tauchte sie lautlos zum beseligten Gelichten hinauf: nun mußten und wollten sich die Lippen zusammen neigen, und verschämt sich an den Gelichten schmiegend ging sie an dem langen Wagenzug voll Bretter, Fässer, Ballen und Kisten hinab, dort hinter den verschwiegenen Wagenschuppen.

Prasselnd rollte jetzt die Schiebenthüre des Packwagens auseinander und pfeilschnell flog der Gefangene über den Perron in's Empfangsgebäude und rechts in das Damenzimmer hinein. Sie war allein, blickte stutzend auf und flog vor Ueberraschung und Jubel aufzuchzend mit ganzer seliger Lust in die geöffneten Arme des hereinstürmenden Märtyrers, der so schwer im Packwagen gelitten hatte, und nun einen so unverhofften Lohn empfing.

Margaretha Müller hatte bald nach Weggang des Gelichten den alten Organisten in's Haus zurückschicken und mit einem kleinen Päckchen sich wieder entfernen sehen. Sie fürchtete, daß er nach Mühlenburg reisen und dort eine Szene mit Margarethen herbeiführen werde. Indessen hatte sie den Onkel weder bei der Abfahrt noch bei der jetzigen Ankunft auf dem Perron bemerkt; auch wurde ihre Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch genommen durch die Unterhaltung mit einem fremden Herrn, welcher in demselben Coupé mit ihr gefahren war und sehr liebenswürdig mit gesittetig gesprochen hatte.

Schon bei Erwähnung der sehr liebenswürdigen und geistreichen Unterhaltung machte der glückliche Konstabler ein etwas bedenkliches Gesicht, in welchem das junge Mädchen etwas Eifersucht lesen konnte. Als Müller etwas hastig und besorgt nach dem Gegenstande der Unterhaltung fragte und sie ihm unbefangen mittheilte, daß zunächst über Literatur und Journalistik gesprochen, dann die Unterhaltung auf die Politik und speziell auf die frische und freie Haltung der Volkszeitung übergegangen sei, fand sie sogar Bestürzung in seinen Mienen ausgedrückt.

Leicht hatte das darüber nun selbst bestürzte junge Mädchen ihm das Geständniß abgedrungen, daß der liebenswürdige und geistreiche Begleiter kein Anderer als der Polizeidirektor gewesen sei!

Jetzt erst wurde ihm die ganze Tücke und Bosheit des falschen Dreyer klar. Er hatte ihn belauert und im schmählichen Neide über sein Glück nicht nur ihn persönlich verdächtigt, sondern auch Margaretha Müller, die er in seiner boshaften Dummheit noch immer für die politisch verdächtigte und verfolgte Dame hielt, durch eine zweite Warnung zur Flucht auf der Eisenbahn getrieben, und schändlicherweise der Direktors Reise benutzt, um ihre Person in seine Hände zu spielen. Darum hatte das freche Ungeheuer die Braut des Direktors beim Inspektor verstekt! Die ganze Aufmerksamkeit des Direktors sollte auf das Schlachtopfer gerichtet bleiben! Selbst die Betheurung der Gelichten, daß sie nur dem Onkel aus Sorge für ihre Freundin auf dem Perron gefolgt sei, konnte ihn nicht ganz beruhigen, da er ja den alten Organisten weder auf dem Perron hatte einsteigen, noch hier das Coupé hatte verlassen sehen. Wie konnte er jetzt die Gelichte gegen seinen Chef beschützen, wenn er heimlich

Digitized by Google

und ohne Urlaub hier war! Wie rührend war die Unbefangenheit der Geliebten, mit welcher sie ihn wegen ihrer persönlichen Sicherheit zu beruhigen suchte und, ihn mit ganzer Innigkeit beschwor, nur an sich zu denken und sofort mit Extrapost zurückzukehren, um seine Reise ohne Urlaub vor dem Direktor zu verbessern!

Entschlossen, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen und lieber den Dienst zu quittiren, bedarf er standhaft dabei, kühn zum Schutz der Geliebten dem Direktor die Stirne zu bieten, als draußen auf dem Perron die laute Stimme des völlig unerwartet aus dem Coupé herabsteigenden Organisten Gerstenfeld ertönte. Der Perrondiener wies ihn zurecht, indem er auf das Damenzimmer als einzig geheizten Raum deutete.

In jener wunderbaren und kaum je von einem Manne mit gleichem Scharfblick erreichten raschen Beherrschung des Momentes forderte das vordem so grangstigte, jetzt aber im Moment der Gefahr mit jenem wunderbaren Muthe und Takte des Weibes gerästete Mädchen den Geliebten auf, durch die Seitenthür auf den Flur zu flüchten und ohne Säumen den Rückweg nach Hause mit der Extrapost anzutreten.

Mit dem unwiderstehlichen Gehorsam, den die imponirende Weise des weiblichen Wesens unwiderstehlich von Manne zu fordern weiß, trat Müller durch die Thür auf den Korridor und lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an der Thürspalte, durch die er das Zimmer genügend übersehen und von wo er augenblicklich die Flucht durch die nahe Seitenthür in's Freie unternehmen konnte.

In jener rücksichtslosen Weise, welche dem selbst mit den schlechtesten sozialen Forderungen unbekannten Manne eigen ist, wenn er unbefangen auftreten will, schritt der alte Organist Gerstenfeld in's Zimmer hinein, ohne die anwesende Dame eines Blickes zu würdigen. Sein von ihm eigenthümlich betontes unzartes „Ha!“ überzeugte jedoch den lauschenden Konstabler sehr bald, daß er die junge Dame bemerkt und erkannt hatte.

In langsamen, feierlichem Schritte trat der Organist noch etwas näher heran und ließ ein nochmaliges „Ha!“ ertönen.

Mit unbeschreiblichem Erstaunen und bangem Herzklopfen mußte der versteckte Lauscher durch die Thürspalte wahrnehmen, wie dasselbe reizende Mädchen, welches noch so eben seine feurigen Küsse nur mit der lieblichsten jungfräulichen Verschämtheit erwiedert hatte, jetzt mit der ganzen Geübtheit und Gewandtheit einer vollendeten Gaunerin dem Alten entgegentrat und mit brechterlicher Demuth ihre Freude über seine Ankunft ausdrückte, ihn um Verzeihung und Schutz bat, und der Versicherung, sie herangetreten sei und Gefühle, die ihrer Seele sonst ganz fremd gewesen seien, in ihr erweckt, in der Verblendung sie sogar zu einer Entführung beredet, aber dann hier plötzlich die Flucht ergriffen habe, als sie in plötzlichem unüberwindlichem Grauen und in der Vorahnung ihrer nahen Bestrafung und den verstrickenden Banden ihn die Weiterfolge zerfaßt habe.

Kaum vermochte der erstaunte und entsetzte Lauscher die Besonnenheit zu bewahren, um sich bei den lauten Ausbrüchen der Freude und Genugthuung des alten Organisten nicht zu verrathen, welche dieser unter wiederholten Umarmungen der gerettesten und wiedergewonnenen absoluten Scele hervorbrachte und mit einer Unzahl von Citaten aus dem Strach durcheinander würzte: da tönte das Absahrtssignal von Perron herüber und in demselben Momente trat der Direktor mit seiner Braut am Arme herein!

Jetzt fürchtete er nichts mehr: die Geliebte war gerettet!

Nun aber erwachte das Pflichtgefühl und die Angst um den heute Abend so furchtbar bedrohten alten Registrator Zwielicht mit verdoppelter Stärke in ihm: nun mußte und konnte er fort! Aber vor Allem mußte er noch das verdächtigende Kleidchen aufsuchen und für weitere Nachforschungen unschädlich machen. Mit unbeschreibener Hastigkeit schlug er die Thür zu und eilte hastig über den kurzen Flur durch die Hausthür in's Freie.

13.

Die gezwungene Verabschiedung von der Geliebten unmittelbar nach dem unverhofften Wiedersehen weckte in der Brust des in die winterkalte Umgebung hineinstarrenden Konstablers von Neuem die ganze Erinnerung an alle ausgestandenen Leiden und seine Erbitterung gegen den falschen und boshaften Dreyer bis zur Wuth. Zähneknirschend schwur er sich, um jeden Preis das Ungeheuer zu finden und zu vernichten. Der Böswicht mußte in irgend einem Winkel des Bahnhofs versteckt lauern, wie die Spinne in ihrem Schlupfwinkel die Beute nicht aus den Augen läßt. Mit der größten Vorsicht, um nicht selbst bemerkt zu werden, durchsuchte er alle Räume vom Personenwaagenschuppen bis in den Kohlenraum: Dreyer war nicht zu finden.

In verzweifelter Hast flog er noch einmal hinten um das Empfangsgebäude herum in das Bureau des Inspektors und erfuhr hier vom Telegraphisten, daß der Herr, welcher die beiden Damen hierher geführt habe, mit der einen älteren fortgegangen sei und die Richtung zur Stadt hin eingeschlagen habe.

Diese Auskunft steigerte gerade wegen der Unbestimmtheit seinen Zorn auf das Aeußerste. Nun auch noch erbitterst über die Dummheit des borniirten Telegraphisten stürzte er schimpfend in's Freie, duckte sich hinter den kahlen Staudengewächsen der Umgebung weg und schlug den zur Stadt führenden Weg ein. Der Gruß eines ihm entgegenkommenden Bekannten erweckte die Furcht vor Entdeckung noch mehr in ihm. Er eilte beflissen in das auf halbem Wege zur Stadt liegende kleine Wirthshaus, um von da aus den Widersacher aufzulauern. Schon schlug die Uhr Drei; die Dämmerung brach bereits an, als endlich das langersehnte Schneewetter eintrat. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit spähte er hinaus, wie wenn er die vorbeifallen Schneeflocken zählen wollte: Dreyer kam nicht.

Da, — da endlich kam durch das dichte Schneegestöber eine stämmige Gestalt in Dienstkleidung vom Bahnhof her und gerade gegen das Haus gerannt, trat trampelnd auf dem Flur umher und dann flugs zur Thür herein.

Mit dem Sprunge eines Tigers schoß Müller auf den Eintretenden zu, erkannte jedoch noch rechtzeitig den ihm wohlbekannten Lokomotivführer Breitenbach, und mußte nun mitten im hellsten Zorn sehr gelassen um Verzeihung bitten, welche der gutmüthige Beamte lächelnd gewährte.

Nach kurzem Austausch setzten Beide den gemeinsamen Weg zur Stadt fort, wobei Müller dem wenigstens forschenden Lokomotivführer im Vertrauen die kurze Mittheilung machte, daß er im strengsten Inkognito mit dem Mittagszug gekommen sei, um auf einen schweren Verbrecher zu fahnden, weshalb er sein Inkognito zu respektiren bitte.

Kurz vor der Stadt trennte sich der Beamte ihm und Müller blieb nun überlegend stehen, wie und wo er den schlechten Menschen auffinden solle. Dreyer hatte sich hier in Rathenburg nicht weniger umgesehen als er, welcher alle Wirthshäuser des kleinen Städtchens genau kannte und auch in manchen Privathäusern verkehrt hatte. Dreyer mußte sich bis zum Abgang des Bahnzuges in irgend einem der kleineren Wirthshäuser aufhalten, wenn er, wie der Telegraphist gemeint hatte, wirklich zur Stadt gegangen war; unmöglich konnte er aber eine von den Damen mitgenommen haben; das war jedenfalls ein Irrthum. Trotz dem anhaltenden Schneegestöber machte er sich rüstig auf den Weg und forschte in allen Gasthäusen umher: keine Spur war von Dreyer zu finden!

Schon war es gegen halb Fünf; seine Unruhe wuchs: sollte der Mensch es wagen wollen, mit demselben Zug um fünf Uhr zurückzufahren, in welchem der Direktor mit den Damen zurückkehren mußte? Er war zu Allem fähig: er mußte bereits auf dem Wege zum Bahnhof zurück sein!

Erschöpft von den vielen körperlichen und geistigen Anstrengungen konnte er nur langsam die Straße zum Marktplatz hinauf schleichen, um quer hinüber die kürzeste Strecke zum Bahnhof zu gewinnen. An der Ecke des Marktes lag das erste Hotel: „zum deutschen Kaiser“; das kleine Zimmer hinter der allgemeinen Gaststube war erhellt — wurde dort à jour dinirt. Unwillkürlich trat er hinan, sah neben den Blumenscherben und der Rouleauspalte hinein, — und mußte vor Ueberraschung, und Entsetzen sich an das Fensterbrett halten!

Seitwärts auf dem Sopha, vor einem mit delikaten Speiseresten und Weinflaschen besetzten Tische, saß in sehr behaglicher Stimmung die alte Mumme Nicolaine und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der heiteren und gemüthlichen Unterhaltung des Konstablers Dreyer, der gerade in diesem Augenblick mit einer unbeschreiblichen Verbeugung gegen die Dame eine Cigarre vom Teller des Kellners nahm!

Wie weit trieb es dieser Mensch! Wie hatte er es in seinem strengsten Inkognito möglich gemacht, die alte Dame allein hierher zu bringen!!

Während er noch überlegend dastand, meldete drinnen der Kellner die Droschke zum Bahnhof. Die alte Dame verabschiedete sich mit verbindlichen Komplimenten. Dreyer begleitete sie hinaus an die Droschke und trat dann, sehr heiter und wohlgemuth sich die Hände reibend, wieder in's Zimmer, wo er sich bequem auf das Sopha streckte und sich dem angenehmen Zeitvertreib hingab, Rauchwolken mit dem Munde zu fabriziren!

Der Direktor wollte also mit dem Fünfuhrzuge zurück; jedenfalls befand sich die Geliebte mit dem Organisten in seiner Begleitung; darüber war er vollkommen beruhigt; aber nun mußte er selbst zurückbleiben, um nicht beim Einsteigen bemerkt zu werden! Er konnte jedoch Extrapost nehmen, um in drei Stunden am Bureau zu sein.

Aber die Zeit drängte fürchterlich, und der Wirth drinnen lag so gemächlich auf dem Sopha! Was konnte er denn noch vorhaben, wenn er sein Opfer doch schon in die Hände des Direktors geliefert hatte?!

Er mußte auf der Stelle Extrapost bestellen: er hatte die fürchterlichste Eile. Hastig rannte er um die Ecke zurück und prallte auf den Lokomotivführer Breitenbach, der ihn sogleich neugierig fragte, ob er den Spitzbuben schon gefunden habe? und als Müller stotternd bejahte, noch dringlicher forschte, warum er denn so große Eile habe?

Digitized by Google

Kenchend erwieberte Müller, daß er spätestens um halb neun Uhr am Bureau zurück sein und darum Extrapost nehmen müsse, und suchte sich hastig loszureißen; der Lokomotivführer sich ihn jedoch nicht los, meinte, er komme bei dem Schneegestöber mit der Post nicht vor zehn Uhr nach Hause, und bot ihm einen Platz auf der Reservemaschine an, die er um acht Uhr zurückfahren solle.

Freudig umarmte der beglückte Konstabler den gefälligen Retter in der Noth, der ihn sogleich mit der Mahnung verließ, doch ganz genau Punkt acht Uhr auf dem Bahnhof zu sein.

Nun hatte er den Menschen sicher, nun wollte er ihm entschlossen auf den Leib rücken!

Langsam ging er zum „deutschen Kaiser" zurück und überlegte besonnen, in welcher Weise er dem Menschen, der heute so ungehener viel Ungemach verschuldet hatte, am meisten beim Eintritt in's Zimmer imponiren könne. Er wollte ruhig sein und mit furchtbarem Ernste das Gewissen des Unheilstifters erschüttern. Er ging so und trat ein.

„Wo — wo ist Dreyer, — der Herr, der hier dinirte?" fragte er den Kellner verdutzt, als er Niemand im Zimmer erblickte.

„Herr Konstabler Dreyer haben sich vor fünf Minuten eiligst entfernt, da ein Telegramm kam, das er in der Hast hier hat liegen lassen."

Dabei hielt er das Telegramm dem wie versteinert dastehenden Müller hin.

„Feuer. — Vorstadt St. Paul — jedenfalls fünf Uhr zurück — Feiy Meyer."

Die Lippen wagten kaum halbleise zu lispeln, was das entsetzt blickende Auge auf dem Papier erblickte: das Telegramm hatte ja für ihn bei weitem mehr Dringlichkeit, als für den heutaubenden Dreyer!

Da schlug es von der nahen Stadtkirche fünf Uhr und von ferne her schrillte das Abfahrtssignal so schrecklich in seine Ohren wie sein Todesurtheil! Nun war Dreyer ihm doch entgangen, fuhr gelassen und behaglich im warmen Coupé nach Hause, kam früher als er am Bureau und erfuhr und mußte es aus, daß er heimlich, ohne Urland, die Stadt verlassen hatte!!

Nur die Gegenwart des Kellners hielt ihn von den wildesten Ausbrüchen des Zornes und der Verzweiflung zurück: wie konnte Dreyer so gegen ihn handeln! Und Frip Meyer, die gute, ehrliche Seele, wie hatte Der sich mit in's Komplott ziehen lassen! Die hätte Der sonst hierher telegraphiren können! — Ihm ward recht weh zu Sinn!

Doch die Gelehrte war ja in Sicherheit; er selbst konnte um halb Neun am Bureau sein und seine Vorbereitungen zur Verhaftung des furchtbaren Verbrechers treffen. Er beruhigte sich mehr und mehr und erinnerte sich nun erst, daß er seit heute Morgen seinen Uhr nicht das Geringste genossen hatte: noch drei Stunden lang hatte er Zeit; das Essen und der Wein mundete ihm trefflich und um so mehr, als der Kellner ihm nun auch noch berichtete, daß nach einem neu eingelaufenen Telegramm das hierher gemeldete Feuer soglich wieder gelöscht und nur ein bloßer Feuerrauflauf gewesen sei.

Je wohler ihm ward, desto mehr wuchs seine Schadenfreude, daß Dreyer von eben demselben wohligen Sopha, auf welchem er jetzt saß, so überaus schleunig hatte wegrennen müssen und gezwungen gewesen war, den langen Weg zum Bahnhof im vollen Trabe, mitten durch das dichte Schneegestöber, zurücklaufen, um noch den Bahnzug zu erreichen. Gemächlich machte er sich daß und ließ sieben Uhr selbst auf den Weg und achtete des Schneegeböbers nicht, da er ja Muße genug hatte und doch zur rechten Zeit ankam.

Bei seiner Annäherung an den Bahnhof hörte er das Sausen der bereits vor dem Perron aufgefahrenen Lokomotive und begrüßte die helle Schlußlaterne hinten am Tender wie ein freundliches Friedenszeichen.

Die Bahnhofsuhr schlug halb Acht; er wollte in's Entreezimmer treten und strich draußen vor der Thür den Schnee aus Schabeisen ab. Da tönte eine sehr bekannte, laute, prahlende Stimme an sein Ohr; er hatte die Stimme heute schon mehrmals gehört. Stutzend schlich er an das letzte Fenster, dessen Rouleau nicht herabgelassen war, und lugte vorsichtig in's Zimmer.

Er traute seinen Sinnen nicht: drinnen saß eine Gesellschaft von zwei Herren und drei Damen in sehr friedlicher und gemüthlicher Unterhaltung beim Thee. Es war der Polizeidirektor nebst Braut und Tante, und der alte Organist Gerstenfeld mit ihr, — seiner Margaretha!!

Ueberraschung, Freude, Ungewißheit und Angst trieben ihm das Blut bald in's Gesicht, bald zum Herzen zurück. Warum Alle noch hier auf den langweiligen kleinen Bahnhof?! Was war geschehen?! Was sollte noch geschehen?! Er wollte schier verzweifeln!! — Da kam der Perrondiener um die Ecke; er fragte den Mann nach der Gesellschaft da drinnen. Der Perrondiener blickte stutzend auf die halbverschneite Dienstmütze und meinte, das sei ja doch sein Herr Polizeidirektor von Seelen, und die Uebrigen kenne er nicht; die Gesellschaft sei heute Mittag hier zusammengetroffen und habe schon um fünf Uhr wieder fort wollen; die alte Dame aber, welche in der Stadt noch etwas zu besorgen gehabt habe, sei zu spät zurückgekehrt und deßhalb wollten Alle zusammen erst mit dem Neunuhrzug fahren.

Kaum vermochte der auf's Neue in hellem Zorn entbrannte Konstabler dem dienstfertigen Manne zu danken. Wieder ein neues Glenk! Was hatte dieser furchtbare Mensch Alles gewagt und auf sich geladen!! Bis hierher hatte er seine ganze Bosheit begriffen, jetzt aber verstand er ihn nicht mehr!! Er mußte wahrsinnig geworden sein!!!

Nun stand er wieder so allein und verlassen mitten in Schnee und Unwetter, sah die Geliebte dicht vor sich und konnte ihr nicht nahen, sie nicht an's Herz drücken und den so lieblich lächelnden Mund küssen! Ihn fror äußerlich im kalten Schneegestöber so bitterlich, während das heiße Herz in der Brust vor Haß und Abscheu schwoll gegen den Urheber aller dieser bitteren Entsagung und Leiden! Thränen des tiefsten Ingrimms flossen ihm aus den Augen, und während stampfte er mit den kalten Füßen umher.

Da tönte dicht vor ihm das Achtungssignal der Lokomotive. Mit noch einem letzten schmerzlichen Schiedeblick riß er sich los vom Fenster und sprang auf die Lokomotive; die Telegraphengloden tönten, die Signallaternen flogen in die Höhe und leuchend setzte sich die Lokomotive in Bewegung.

„Schneller! — Schneller!" tönte eine dumpfe Stimme hinten von den Kohlen des Tenders her — „Feuersbrunst in St. Paul."

Er bebte zusammen von der Stimme: war es es, oder wollte ein Blendwerk der Hölle sein Spiel mit ihm treiben?!

Der Feuermann öffnete das Heisloch, um Kohlen nachzuschütten. Schon und heimlich blickte er zurück: — er war es! er war es!! Von der grellen rothen Feuerglut graufig beleuchtet thronte er hinten auf dem Tender wie der Fürst der Hölle!!

Ihm graute; jetzt wollte er denselben Menschen fliehen, den er doch vorher so eifrig gesucht hatte: nun trieb er selbst heimlich den Führer an, die Fahrt zu beschleunigen.

Wild sauste das feurige Gespanne durch die Nacht dahin, tobend, leuchend, achzend, zahllose Funken in die Schneeflocken hineinstiebend, die riesig unter gespenstisch im tollen Wirbel durch die Nacht tanzten und unheimlich von den unsichtbaren Vorderlaternen beleuchtet wurden. Grell und entsetzlich, wie ein infernales Jauchzen, fuhr der neroenerschütternde Signalpfiff vom Dampfventil dazwischen und bohrte sich mit stechendem Schmerz in die Ohren, daß alle Sinne krampfhaft aufgerezt wurden in unheimlich wilder Lust, wie in toller Trunkenheit, daß das Auge funkelte und die Brust fieberisch auf und ab wogte!

So tobte die Fahrt weiter und weiter an den Signallaternen vorüber, bis endlich die hellen Gasflammen vom Bahnhof von der Ferne her schimmerten und die Dampfpfeife das letzte langgezogene Ankunftssignal gab.

Das wilde Toben hatte ein Ende; langsam fuhr das Gefährte in den Lokomotivschuppen hinein, und als es endlich unbeweglich stand und Müller mit zitternden Knieen langsam herabstieg und nochmals den Blick hinten auf den Tender richtete, war die Gestalt verschwunden.

War die Erscheinung ein Werk seiner aufgeregten Phantasie oder ein höllisches Blendwerk gewesen?

Kaum vermochte er vor Ermattung den Perron zu erreichen. Von da nahm er eine Droschke und fuhr an's Polizeibureau.

So rasch er vermochte, stieg er die abgetretene Steintreppe hinauf; noch nie war ihm das Steigen so schwer geworden. Im Kommissarzimmer brannte schon die Lampe, — zu seiner Genugthuung fand er Niemand.

Vor Allem mußte er wissen, ob seine heimliche Abwesenheit üble Folgen nach sich gezogen hatte, — er rief durch das Sprachrohr den Wachthabenden herauf. Konstabler Frip Meyer erschien und mußte über die Ereignisse des Nachmittags berichten. Es war nichts von Bedeutung vorgefallen; selbst das um vier Uhr und gewordene Feuer in St. Paul war kaum mehr als ein blinder Feuerlärm gewesen. Sodann nannte Meyer die Namen der auf den Nachtposten kommandirten Konstabler und suchte den Konstabler Dreyer vom Urlaub zurück. Schließlich berichtete er, daß der Kranich so eben Meldung über den brennen Ausbruch einer Schlägerei zwischen Matrosen und Handwerkern auf dem Tanzboden bei der Zollbude gemacht und gebeten habe, heute Abend möglichst starke Patrouillen vom Nachtposten dahin zu unterhalten.

Heftig fuhr Müller bei dieser Nachricht zusammen. Das Bubenstück sollte also doch wirklich heute zur Ausführung kommen! Sein Plan stand fest. Er gab dem Konstabler Meyer einige Anweisungen und eilte hinab in die Wachtstube, ging dann selbst zum Inspektor Wesenberg hinab und kehrte sofort wieder zurück.

Mit der Uhr in der Hand schritt er im Zimmer auf und ab. Ihm war sehr ernst zu Muthe: es galt die schwere Aufgabe, ein furchtbares Verbrechen zu verhüten, zugleich aber auch die verlappten Verbrecher auf

Digitized by Google

frischer That zu ertappen. Nur Dreyer allein konnte ihm helfen. Wie ungeheures Weh und Ungemach Dreyer auch heute aber ihn gebracht hatte, so war doch sein Vertrauen zu ihm im Dienst unerschütterlich.

Es war fünf Minuten vor halb zehn Uhr; sofort holte er zwei kleine Blendlaternen aus dem Schrank, stellte sie angezündet auf den Tisch und klappte am Sprachrohr.

„Rauscher!“ — tönte sogleich Dreyer's Stimme herauf. Er wußte es, im Dienste war Dreyer ein Fels; er war sogleich nach der Ankunft zum Dienst in die Wachtstube gekommen.

Noch einen Gang machte er durch's Zimmer, wie wenn er noch mit sich kämpfte. Dann trat er an's Sprachrohr und rief mit fester Stimme hinab: „Kunstabler Dreyer, herauf zum Dienst!“

Noch niemals hatte er Dreyer gegenüber in solcher Weise das dienstliche Verhältniß betont; Dreyer sollte aber erfahren, daß nur der Dienst die Veranlassung gab, mit ihm zu verkehren. Nach wenigen Augenblicken kam Dreyer herauf, trat in sehr strammer dienstlicher Stellung vor Müller und blickte ihm steif in die Augen.

Auch Müller feinerseits befreckte sich nach besten Kräften, durch eine gleichmäßige feste dienstliche Haltung zu imponiren, und blickte ihm fest in's Auge.

(Schluß folgt.)

Wilde Schweine in Indien.

(Bild S. 500.)

Die Ufer des Ganges, des heiligen Flusses der Hindus, weisen in seinen unteren Laufe ausgedehnte üppige Wälder auf, in welchen noch heute die verwilderten Abkömmlinge ehemals dort gehegter zahmer Mastschweine in großen Rudeln ihr Wesen treiben und das Objekt zeitweilig von den dortigen Ansiedlern in Syene gehetzter großer Treibjagden bilden. Das theils eingesalzene, theils geräucherte Fleisch der in großen Mengen erlegten Thiere bildet einen Haupthandfuhr- und Erwerbszweig der unternehmenden Jäger, und, obgleich von der Regierung streng verboten, hat dieser Handel mit Schweinefleisch noch bis zum heutigen Tage, wenn auch in vermindertem Maße, seinen erfolgreichen Fortgang. Warum aber verbietet man diese Erwerbsart? Das hat seine wohlerwogenen Gründe gehabt, wenigstens in der ersten Zeit, und später scheint man von Seiten der Regierung keinen Grund eingesehen zu haben, das Verbot zu widerrufen. Bekanntlich bildet die Todesstrafe einen Hauptartikel des Glaubensbekenntnisses der Hindus. Der Verstorbene wird unter Ceremonie auf einen hohen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. Dieser Kult erfordert Aufwand und Kosten, die dem Armen, den Paria zumal, nicht erschwinglich sind. Sie begnügten sich damit, die Leiber ihrer todten Angehörigen über einem Haufen in Brand gesetzten Gesträuches oberflächlich zu verbrennen, worauf sie dem Kadaver einen Strick um den Leib schlingen und ihn so mittelst eines schweren Steines im heiligen Strom des Ganges versenkten. Nach nicht zu langer Zeit trennte sich der Leichnam in Folge eintretender Fäulniß da ab, wo der Strick einschnitt und die halbverwoberten Theile lamen an die Oberfläche, schwammen eine Strecke weit und blieben dann am Ufer angeschwemmt liegen, im Fortgange des Verwesungsprozesses die Atmosphäre mit giftigen Dünsten verpestend. Entstehende Epidemieen hatten ihren Grund in dieser Thatsache. Zu ihrer Hebung versuchten die industriell gesinnten Kolonisten auf folgendes Mittel, das ihnen zugleich reichen Gewinn in die Tasche warf. Sie schritten dazu, Schweinezehege in die Uferwaldungen anzulegen; die Thiere mästeten sich mit Erfolg an dem giftigen Fleische der halbverwesten Leichname, vermehrten sich rasch und lieferten reiches Erträgniß an Fleisch und Speck, das, in Tonnen eingesalzen und verpackt, zur Ausfuhr gelangte. Damit schlepptem sich Krankheiten in die Einfuhrhäfen, Epidemieen entstanden neuerdings, und schließlich, als man den Grund einsah, war es fast zu spät, den schlimmen Handel auf's Strengste zu verbieten. Die Regierung der Engländer ließ die Gehege zerstören und die Schweine möglichst ausrotten. Letzteres gelang, war leicht einzusehen, nur mangelhaft, da die dichten, urwaldähnlichen tropischen Waldungen den flüchtenden Thieren leicht unentdeckbare Schlupfwinkel boten. Die überlebenden verwilderten und vermehrten sich weiter, die Kolonisten setzten heimlich ihre Ausbeute fort, und das Ausfuhrverbot, das die Regierung erließ, wurde dadurch umgangen. Daß die Jäger die erlegten, eingesalzenen und geräucherten Schweine nach den levantischen Häfen transportirten, von wo aus leicht durch Unterschleif die Ausfuhr möglich ward.

Noch heute ist diese verderbliche Quelle des Erwerbs nicht ganz versiegt und mit Hülfe der ortskundigen Hindus vollführen die Kolonisten noch manche dieser gefährlichen Jagden. Die Jagdgesellschaft läßt in dem Falle von den als Treiber engagirten Hindus die Fährte aufsuchen, während sich die Jäger an passende Plätze am Ufer vertheilen, einige von ihnen in Booten auf dem Strome des Treibens harren. Haben die Hindus die Fährte gefunden und den Sitz des Rudels entdeckt, so schießen sie ihre Gewehre ab und lassen ein gellendes Geschrei ertönen. Die aufgeschreckten Schweine stieben vor ihnen her in tollster Flucht an den Jägern vorbei, die so gestellt sind, daß den der Kugel entgangenen Thieren kein anderer Weg bleibt, als in den Strom zu stürzen. Hier werden sie von den im Boote befindlichen Männern mit den Bootshaken harpunirt und aufgefischt. Das Ende des Treibens zeigt ein dicht besäetes Schlachtfeld erlegter Schweine.

Nun beginnt die zweite große Arbeit, und zugleich die gefährlichste. Die getödteten Thiere müssen sofort zerlegt und an Ort und Stelle eingesalzen, geräuchert und verpackt werden. Die kolossale Menge der Beute verbreitet einen intensiven Blutgeruch, und hierdurch werden die stets hungrigen, wilden Bestien des Waldes, die Tiger und Panther, zahlreich herbeigelockt. Sich dieser gierigen Feinde, die der Anblick des Blutes zur höchsten Wuth reizt, mit Erfolg zu erwehren, ist eine Aufgabe auf Tod und Leben, die fast nie glücklich gelöst wird. Fast jeder Jagdzug fordert einige Geschäften als Opfer der grimmen Raubthiere. — Der Gewinn an erlegtem Wild ist ein thatsächlich großartiger. Fast jedesmal bleiben drei- bis vierhundert Schweine unter den Kugeln und Harpunen der Jäger. — Trotzdem es häufig vorkommt, daß die bei einer solchen Expedition betheiligten Hindus hinterher die Denunzianten bei Gericht machen und in Folge dessen die Theilnehmer gefänglich eingezogen werden, ist doch dieses Unternehmungen kein wirksamer Damm gesetzt worden. Die Regierung, wohl wissend, daß bei der Charakterlosigkeit der Bevölkerung die Beibringung einer Anzahl von Zeugen, die das Alibi beschwören, für den Angeklagten keine Schwierigkeit ist, sofern er nur über Mittel der Bestechung verfügen kann, begnügt sich damit, den Inhaftirten nach der Landesfitte eine Anzahl Streiche zuzuzählen und sie einige Zeit an den Haaren oder am Barte aufzuhängen. Sie ertragen die Tortur mit stoischem Gleichmuth, ohne ihrer That geständig zu werden, und setzen nach wiedererlangter Freiheit ihr Gewerbe, den geschrieben Handel mit vergiftetem Fleische, nach aller Gewohnheit mit ungeschwächtem Interesse fort.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Knor.

Schwarz.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Charade.

Die Musen sind die erste Sylbe,
Die letzten Schatz in jedem Sinn.
Das Ganze wohnt in feuchten Tiefen,
Jedoch mit Fassen's nicht darin.

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 43. Stuttgart und Leipzig.

Salon und Werkstatt.

Ein Lebensbild aus alter und neuer Welt

von

E. Löwenherz.

(Fortsetzung.)

Als der Akt zu Ende ging, trat der Adjutant des Herzogs in die Loge und winkte ihn zu sich in den kleinen Vorderraum.

„Seine königliche Hoheit lassen Ihnen durch mich seine Theilnahme an Ihrem schlechten Aussehen bezeugen" — sagte er freundlich — „und rathen Ihnen, bei der erdrückenden Hitze des Theaters Ihre augenscheinlich erschütterte Gesundheit derselben nicht länger auszusetzen."

Kebrean verneigte sich dankend. — Er hatte sich nie wohler gefühlt! Die innere Empörung schnürte ihm die Kehle zu; aber der höflich lächelnde Günstling des Fürsten war kein Vorgesetzter.

„Hoheit meinen," setzte derselbe glatt hinzu in gehmeidigem Doppelsinn — „daß eine längere Reise, Luftveränderung anderer Lande, Ihrem Befinden gut thun würde; rathen freundschaftlich Urlaub auf ein Jahr oder so zu nehmen, da Seine Majestät Offiziere in Ihrer leidenden Position nicht gern in seiner Umgebung sieht."

„Ich danke Hoheit unterthänigst für den huldreichen Wink."

„Wollen Sie meinen Wagen, Graf? — er steht Ihnen augenblicklich zu Diensten," sagte der Andere freundschaftlich eifrig.

„Danke verbindlichst — die frische Luft wird meiner angegriffenen Gesundheit zuträglicher sein," betonte er höhnisch vorbrennend.

„Bedanke anfrichtig, daß Sie reflektieren."

„Habe die Ehre."

Die höfliche Komödie war mit einem gegenseitigen militärischen Gruß und tiefer Verneigung ausgespielt.

„Mein Stern ist entschieden im Sinken!" grollte Kebrean, als er wüthend das Steinpflaster der Straße stampfte.

— Er war im Sinken! — Der italienische Gesandte verkündete es eben seinen Damen beim Frühstückstisch.

Ein geäfftiches Gerücht ging durch die Stadt. Der Fürst solle gefallen sein im Duell und Kebrean geflohen!

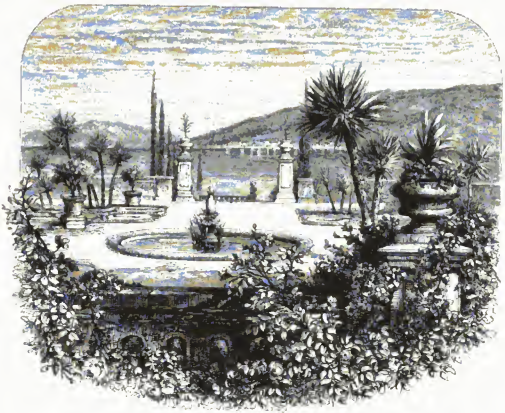
Die Marchesa lächelte ungläubig. „Die Fama ist ein Ungeheuer mit vierzig Köpfen — hat sie nur erst den Rumpf, baut man ihr einen nach dem andern darauf."

Die kleine Comtesse schlückte bleich und übernächtig an ihrer Chokolade, — es mußte heute Wermuth hineingefallen sein. Sie sprang wie elektrisirt auf, als der Diener auf silberner Platte ein zierliches Briefchen beeeinzug, und zog beschämt das Händchen zurück, als ihr Schwager es sich zueignete.

«Le chevalier Comte Alexander Brasseur de Keberan. P. p. c. — also doch wahr!" —

*

Im Hafen der alten Hansestadt war reges Leben — die amerikanische Post sollte eben vom Stapel gelassen werden.



Eine Terrasse von Isola Bella am Lago Maggiore. (S. 507.)

In dem schuppenartigen, geräumigen Verschlag, den der Herr der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft bildete, ging's heute lebhaft zu. Unaufhörliches Kommen und Gehen, ein Surren und Lärmen über alle Beschreibung hinaus. Polnische Juden in ihren schwierigen talarartigen Nationalkleidern und den zwei seltigen Locken hinter dem Ohr drängten sich, ihre Ellbogen benützend, neben dem geistlichen Herrn mit der verhungerten Johannisbaldermiene und seiner alten „jungen Frau", neben dem bebrillten Philosophen in der malerischen Drapierung einer Pferdedecke, oder der mecklenburgischen Bäuerin mit ihrem Kindergen. Spärnasig scheiten die Polizisten zwischen dem Gewoge hin und her und brüllten manch' verdächtiges Gesicht mit einem gebieterischen „Paß" an, es aufhaltend bei dem Hasten und athemlosen Jagen dem gemeinschaftlichen Ziel, dem neuen, heißersehnten Eldorado entgegen, das ihnen Allen vielversprechend von jenseits des Oceans zuwinkte.

Aber auch das Stoßen und Drängen nahm endlich ein Ende — die respektiven Zettel waren auf sämmtliche Bagage nun geklebt. Die Bauern hielten die lostharen Bettsäcke lieber krampfhaft ängstlich auf ihren Schultern. Die jungen Schiffsagenten, die nasse Feder hinter dem Ohr, schweißtriefend, abgehetzt, seufzten jetzt erleichtert auf — die Glocke ward geläutet, der kleine Stromdampfer hatte all' ihre Leute, Polen und Deutsche, Schacherjuden und Handelsfürsten, christlich-germanische und israelitische Gauner, Defekteure und vereinzelte Bergnügungsreisende in wirrem Durcheinander glücklich eingeheimst, um sie dem König der Dampfer, der Thuringia, zuzutragen.

Eben wurde das Signal zur Abfahrt gegeben, da donnerte eine Hotelequipage noch vor dem Thor auf. Insassen und Gepäck wurden in Eile förmlich auf das Verdeck geschleudert. Der kleine, schwarzbackenbärtige Herr in eleganter Kleidung und schlauer Gaunerphysiognomie, die unzuverlässigen Hände und Vorhemd mit Juwelen bedeckt, eine schlankaufgeschossene, tiefverschleierte Frauengestalt und ein Schwarzer, offenbar ihre Bedienung.

Das Boot glitt langsam stromabwärts an den reizenden Elbufern entlang, allmälig dehnten sich die Ufern zum Meer, und wie auf silbernem, ungeheurem Schuppenpanzer rubte der Riesendampfer in goldiger Sonnenglorie auf den leise kräuselnden Wassern.

Der Tage spätere umspülten die Bogen des Oceans die mächtigen Flanken. In majestätischer Ruhe durchschnitt das königliche Schiff die Fluten. Der Kanal, dessen Citadelle und endlich Frankreichs Küsten verschwanden in nebelhaften Schleiern der Ferne.

Auf dem Deck, die Ellbogen auf dem hohen Schiffseland und das dunkle Lockenhaupt darauf gestützt, starrte ein junger Mann träumerisch darauf hin. Die aufgehende Sonne hob sich langsam aus dem Meeresschoß; sie wob einen flimmernden, purpurrothen Steahlenkranz um die verschleierte Erde — die blendete ihn wohl mit ihren Strahlen, daß er tief aufseufzend die Augen mit der Hand beschattete, um es nicht länger sehen zu müssen, das entschwindende Vaterland! — die alte Welt! — ihm das verlorene Paradies! —

II. In der neuen Welt.

„Denn nimmer kommt der Ruhm Dem zugestogen,
Der unter Flaum auf weichen Kissen ruht,
Der Lust nach Ruh' haben unbewußt hingegeben,
Der läßt nur in viel Spur in dieser Welt,
Wie in den Lüften Raub, Schaum in den Wogen."
(Tante's Göttliche Komödie.)

Seit drei Tagen schaukelten die bewegten Wellen des Oceans das prächtige Schiff. Es war früher Morgen. Des Kapitäns gedrungene Gestalt mit dem jovialen Kopf, aus dem die hellen Augen verschmitzt und doch treuherzig blitzten, wandelte, das Teleskop in der Hand, auf der Schiffsbrücke auf und ab oder weidete mit seinem ersten Offizier eine nautische Bemerkung, der, an das runde Geländer gelehnt, mit dem stereoskopähnlichen Instrument den Stand der Sonne auffuhren. Auf dem Deckteil der ersten Kajüte speiste die Hühnergesellschaft des blondbärtigen zweiten Offiziers im vorschriftsmäßigen Schritt in seinen hohen Wasserstiefeln um den Kompaß auf hohem Postament herum und warf bei jedesmaliger Wendung einen prüfenden Blick darauf. Hinter dem Steuerhaus schleuderten mehrere Matrosen unter Leitung eines Vorgesetzten das Seilbiel in die Tiefe und maßen an der herausgezogenen Leine gleichfalls die zurückgelegte Meilenzahl, und andere Matrosen reinigten mittelst großer Besen und Wasserschläuche, die sie verschwenderisch über das Deck ergossen, die Dielen.

Die Sündflut hatte bereits den einzigen Passagier, der die Federn schon verlassen, von dem ersten Deckplatz auf den Oberraum des zweiten getrieben, denn seine feine Ohaussüre war nicht für solche qualifiziert. Die Grenzscheide, die die erste Kajüte von mittlerer und diese vom Zwischendeck, je nach dem Bestand des Geldbeutels, am Tage also auch die Passagiere trennte, war in der frühen Stunde gehoben. Der junge Mann spazierte also gemächlich bis zum Bugspriet, von da an die äußerste Spitze des Zwischendecks, da der auffreigende Speisegeruch aus der Küche ihn veertrieb. Eine Anwandlung von jener Krankheit des Meeres, die ihr Opfer gerade in den frühen Morgenstunden so gern heimsucht, der nur die eiligste Flucht aus der Kajüte in die frische Seebrise rechtzeitig steuern kann, hatte ihn früher als sonst vom Lager gejagt.

Der junge Mann sah selbst jetzt in der leichten Vernachlässigung, deren sich Jeder nach mehrtägiger Seefahrt sich schuldig zu machen pflegt, elegant aus, wie die Löwen des Boulevard des Italiens.

Eine peächtige Erscheinung war's, hoch und stolz und dennoch von geschmeidigem Ebenmaß, die sich in den weiten Reisermantel hüllte und wie ein Tanzeed siegesbewußt und von Jugendkraft geschwellt dahinschritt. Ein aschkuchvoller, dunkel interessanter Kopf mit lockendem Lockenfestern, wie von Murillo's Pinsel, von impovrisirtem Typus. Ueber seiner Wiege hatte zu auch Ungarns glühende Sonne gelacht, unter der die feurigsten aller Weine reifen.

Sein Vater, von Geburt ein Deutscher, war ungarischer Magnat, seine Mutter aus altem belgischen Geschlecht, sein Bruder der jetzige Majoratsherr, er selber — nichts; nichts als Graf Alexander Brasseur de Keberan, der glorreich des Kaisers Rod getragen, der seinen Gegner in „gerechtem Kampf" erschlagen, der in Folge dessen vom Vaterland gesfohen war. Aber Sorgen deshalb? wie lachte ihm die Zukunft! Mit seinem Namen, seinen Empfehlungsschreiben, seiner bestechenden Vorsichtigkeit mußten sich wie auf Zauberwort zu alle amerikanischen Kreise öffnen. — Eine reiche Erbin, gegen eines Plantagen- oder Kaufmannsfürsten Kind war ja leicht errungen! Nach einem kurzen Jahr oder so war dort drüben Alles vergeben und vergessen — seine Freunde, die alle Frauen, die ihm nachsehmachteten, würden ihm dafür sorgen — dann kehrte er heim mit fürstlichem Vermögen — geehrt, gefeiert denn je! Neue hatte er bisher noch nicht empfunden, daß er den gordischen Knoten kühn durchhaue. Dem Verwöhntesten selbst legte die erste Kajüte mit ihrer comfortablen Ausstattung und ihren luxuriösen Mahlen seine Entbehrungen auf. Zweibundert Louisd'or hatte er auch noch in der Tasche, die würden für's Erste reichen. — Er lachte sorglos in die Welt hinaus, in diese sinnende Wasserwelt, die mit schneigem Kamme gegen den hochstehenden Schiffsleiel aufbäumte und ihn selbst mit ihrem Gischt bespritzte. — So wollte er sich aufhämmen gegen die Macht des Geschicks. Er lächelte nieder auf die schwimmen wallfischartigen Robben — die Schwerinsfische — die in hellen Rudeln herbeilamen und drollige Purzelbäume schossen.

Was kümmerte es ihn, daß das Geld in seiner Tasche eigentlich entwendetes Gut war — hatte er seine Schulden je als Tiebstahl betrachtet! —

Die Schiffstreppe des Zwischendecks harrte leise; es wechte ihn aus seinen holden Zukunftsträumen. Er blickte sich unmutig um. Ein kleines, wiefelartiges Ding kam mit der Lebendigkeit eines Eichhäschens die Stufen heraufgeschlüpft. In der Hand hielt es eine Messingkanne und eilte auf die Pumpe zu, mit dem bittersüßigen Meerewasser den Behälter füllend. Ein Matrose, der daneben mit dem Taktwerk beschäftigt war, sieh amüsirt das dide Tauende fahren und schaute grinsend in rohem Spott den angestrengten Bemühungen der winzigen Kinderhände zu.

Den Grafen verdroß der Hohn des ungeschlachten Mannerknoblers, er trat schnell auf das Mädlein zu und sagte gütig: „Wozu willst Du das Wasser, Kleine?"

„Für Vater — er ist schier verschmachtet und hat die Seekrankheit, gnädiger Herr."

„Wie heißt Du, Kind?" Er tätschelte ihren Kopf liebreich wie den eines Schoßhündchens.

„Germania."

„Klein-Germania!" lachte er.

„Sonderbarer Name! Und er soll das trinken? Es ist ja Seewasser."

„O mein Gott!" jammerte das Kind.

„Habt ihr kein süßes da unten?"

„Der Vorrath ist ausgegangen seit Nacht. — Ich könnt's wohl auf der zweiten Kajüte heimlich fortnehmen — aber da gebr' ich nicht hin — und wenn's auch nur Wasser ist, 's wär' doch immer gestohlen."

In des Grafen schönes Gesicht stieg es glühendrotb. Mit einem hastigen „gib her und wart' einen Augenblick" war er, die Kanne in der Hand, schon zehn Schritte entfernt und kehrte nach wenigen Augenblicken, diese vorsichtig balancierend, zurück.

„Der Kleine, ist frisches Wasser — und hier habe ich noch etwas für Dich. — Rathe mal!"

Er hielt neckend einen Gegenstand hoch, der goldgelb zwischen seinen schlanken Fingern hinburchschimmerte, und blickte leelenvergnügt auf das hübsche Kind, das bell auflauchzte im Entzücken.

Die Kleine war allerliebst, wenn auch blau und zierlich wie eine Mücke, aber in jeder Bewegung unbewußte Grazie; über die schmalen Schultern flossen die halbaufgelösten dicken Flechten wie ein goldschattirter, lichtbrauner Kaisermantel. Das magere Gesichtchen, das Landluft und Sonne

Digitized by Google

bräunlich angehaucht, sprach zwar von Elend, Entbehrungen und früheitigen Kämpfen mit den Schicksalsmächten; aber es sah dabei auch über die Jahre beulend und gereift und sanft duldend mit seinen feinen, weichen Zügen aus und die sammetbraunen Gazellenaugen schauten unter der gebogenen Doppelwimper so verständnißlar, so flug und doch so weiblich mild zu ihm empor, daß es ihm förmlich wohl und warm im Herzen aufquoll. Er wollte sie auch nicht länger martern und ließ die goldige Frucht — eine saftige Apfelsine — in das geöffnete Händchen — das magere schmale Händchen — herabfallen.

In des Mägdleins wunderbar großen Augen schimmerte es feucht. — Freundlichkeit von Höhergestellten mochte sie nie verwöhnt haben. Sie haschte eifrig nach seiner Hand, um sie dankbar an ihre Lippen zu pressen, aber er verhütete es geschickt, indem er das zierliche Ding leicht wie eine Feder vom Boden hob, sein an sich rechte und mit einem flüchtigen Kuß auf den blaßrothen Mund auf seinen Armen auf den Boden herabgleiten ließ. Gutmüthergossen stüchtete sie wie gehetzt. Er blickte ihr betroffen nach, wie sie die Stufen hinabkletterte. Wie konnte er auch ahnen, daß in dem winzigen Körperchen die starke, vollreife Frauenkeele eines sechzehnjährigen Mädchens pulsirte, die Entbehrung und Sorge nur im Wachsthum und Entwickelung zurückgehalten!

Kehraan wandelte langsam zurück zu seinem Revier, er wußte durch die trennenden Balustraden fortkriechen. — Das Deck war mittlerweile belebt — besthalb auch die Scheidewand bereits hergezeichtet. Viele der zweiten Kajütenpassagiere hatten sich mit Decken und Kissen auf den harten Holzbänken Lager improvisirt, auf denen sie rauchend, leisend, plaudernd umherlagerten, oder Damen und Herren promenirten lachend Arm in Arm, sich gegen die Schwankungen des Fahrzeugs gegenseitig stützend. Auf seinem Departement entdeckte sein Auge heute auch so manch' neues, schmachtendes Gesicht, das wohl zum ersten Mal nach siebentägiger Fahrt das Tageslicht ausserhalb der Koje suchte; unter ihnen die schlanke Frauengestalt, die seine Aufmerksamkeit schon bei der Einschiffung auf sich gelenkt und wohl gleich der bösen Krankheit zum Opfer gefallen sein mochte, denn sie blieb bisher verschwunden.

Mit ihrem Begleiter, der unbeschreiblich gemein in der nordischen Schottenmütze aussah und oben mit dem schwarzen Diener wetteiferte, es der jungen, apathisch dastehenden Dame in den überliegenden Schaukelstuhl mit weichen Kissen bequem zu machen, hatte er bereits oberflächliche Bekanntschaft geschlossen.

Erklusiv und ablehnend gemig mochte anfangs seine Haltung gegen die Mitreisenden gewesen sein; wer aber kann vierzehn Tage auf einem dichtgedrängten Raum mit ihnen verkehren, ohne daß sich Gelegenheit und Anknüpfungspunkte der Bekanntschaft nicht täglich erneuerten, ohne oberflächend durch Nichtachtung bersetzen zu werden. An aufdringlicher Zuvorkommenheit hatte es der Herr, der einen „Hochgeborenen" in ihm wittern mochte, überhaupt nicht fehlen lassen. Das q'uon dira-t-on? der großen Welt wäre hier, wo man in seinem Umgang nicht besonders wählerisch sein durfte, geradezu absurd gewesen! Wenn er nicht völlig schweigen oder sich auf die Unterhaltung der paar aus der Schule zurückkehrenden jungen Amerikaner mit den dünkelhaften, überhebenden Manieren der Gebarleiterkreise, oder der, wie gezähmte Panther sich gerierenden braunen, sunkeläugigen Brasilianer beschränken wollte, so durfte er das bevote Entgegenkommen des „schwachbrüstigen Kerls" nicht immer ignoriren.

Er wünschte sich zu seiner diplomatischen Haltung, die ihm jetzt alle Wege offen ließ, im Stillen Glück, als sein Auge dem metallisch leuchtenden des wettlich schönen Mädchens in schnellem Kreuzfeuer begegnete.

Daß sie in typischer Uniformität nur eine getreue Kopie von hundert anderen ihrer Landsmännninnen war, konnte er nicht ahnen. Daß diese herrlich umzeichneten weichenhaltenen Glasaugen unter dem Sternenbanner nicht selten anzutreffen und — dieses seinen, nichtssagenden Keepsake-Gesichts Mängel, sowie die der seingegliederten Gestalt — eingehüllt in die Uebertreibungen herrschender Mode, wie bei der Mehrzahl ihrer amerikanischen Schwestern — von der Virtuosenhand der Zofe geschickt übermalt wurden, hätte er sich nicht träumen lassen. Wie denen der Figur gleich künstlerisch, wie bei der goldigen Haarfülle, abgeholfen wurde, setze der arme Schmetterling Zebraan freilich nicht voraus. Er zappelte halt schon in den Netzen, die die Koketterie des siebenzehnjährigen Mädchens mit den Allüren einer selbstbewußten Weltdame um ihn mit ihren lockenden Blicken spann.

Er hatte in geringer Entfernung von ihnen Platz genommen, sein Auge streifte über das offene Buch unaufhörlich zu ihnen hin.

In welchem Verhältniß mochten die Beiden zu einander stehen? Ihr Vater war es sicher nicht, wenn er es seinem Alter nach auch wohl hätte sein können; dazu spielte er zu sehr die lächerliche Rolle des aufmerksamen Sclaven, sie einer gunstbezeigenden kleinen Königin. Die Gatte ebenfalls nicht, dazu war er wieder zu geborsamer Sklave ihres herabsassenden oder despotischen Capricen. Er konnte ja die amerikanischen Ehemänner und ihre besseren Hälften noch nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Isola Bella.

(Mit 2. 506.)

„Ich wüßte einem Menschen, den ich lieb habe, nichts Schöneres zu wünschen, als eine Mutter — eine Schwester — drei Jahre Beisammenleben auf Isola Bella und dann im Frühlingsfeier eine Morgenstunde, wo er auf dem Eben-Eiland anstehigt und alles dieses mit dem Ringe und der Erinnerung auf einmal genießend aufsingt und an die Seele drückt" — so begeistert spricht Jean Paul von der Zauberinsel, die er bekanntlich niemals gesehen, sondern nur in seinem Lebenstraum draußen bei Frau Rollwenzel entträumt hat. Es war jenes Aus-der-Tiefe-des-Gemüthes-konstruiren, womit man den Charakter des deutschen Gelehrten so trefflich gekennzeichnet, einmal sein voller Wirklichkeit Wahrheit geworden. Allerdings hatte die Phantasie Jean Paul's Isola Bella gesehen, wie wir sie uns wünschen möchten: er hatte jenes Wunder des Lago Maggiore mit saft zu kühner Feder gezeichnet, und seine Schilderung verbietet jeder andern Hand, die Herrlichkeiten, so wie sie sind, zu schildern.

Die anmuthige Inselgruppe, welcher eine maländer Familie den Namen gegeben, konnte durch ihre herrliche Lage mitten im See, mit dem imposanten Hintergrunde der riesigen Granitmassen des Gotthard und der Schneefelder des Simplon, einen feinsinnigen Kopf wie Vitalio Borromeo wohl verlocken, sich hier ein stilles Heimwesen zu bauen, und die eigenthümliche Formation des Bodens war der natürliche Anlaß, die hängenden Garten Babylons nachzuahmen. Es war in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, als sich aus den bunten Felsen Terrassen aufbauten, und aus der aufgeschütteten Erde, die man herbeigeschafft, ein Blumen- und Pflanzengarten aufsauchte, der mit den Tropen an Pracht der Farbe und Buchs wetteiferte. Kleiner als die Isola Madre, übertrifft Isola Bella sie an Anmuth und Eleganz; zehn Terrassen steigen über einander an, und die höchste Spitze ist nur hundert Fuß über dem See. Für Den, der von Osten kommt, macht die ganze Insel beinam den Eindruck einer Pyramide. Die ganze, dem Simplon zugekehrte Seite nehmen das Schloß, die Kapelle und einige andere Gebäude ein, welche unverleugnet den Stempel ihrer Erbauungszeit — 1670 — tragen. Das Schloß steht freilich zu der kleinen Insel in keinem richtigen Verhältnisse, dagegen entschädigt die Pracht der Vegetation reichlich für die kleinen Verhältnisse, und nur den Stil der damaligen Zeit möchte man gerügen, daß er auch diese üppige Natur in seine Formen zwang, und man kann der Entzückung G. Rasch's Recht geben, wenn er sagt: „Dieser Herrlichkeit der Natur hat die Pfuscherin Kunst den französischen Rococcord aufgezogen; sie hat die Natur seifiert, gebrannt, gepudert, die Teongebeete und Citronenbäume sind gezwungen worden, die zierlichsten Menuettsiguren zu beschreiben, und die steife, üppige Blumenwelt des Südens ist in schachtwinklige, schdeckige Beete eingepreßt worden. Dazwischen Muschelgrotten, buntgefärbte Parterres, häßliche Figuren mit dicken Bäuchen, Kaskaden, bei denen jeder Tropfen reguliri ist. Nur ein Lorbeerhain hat seine natürliche und ursprüngliche Schönheit bewahrt. Die Zaubermelt der Insel erossnet sich erst auf ihrer obersten Terrasse, aber eben nicht in dem Blick auf die Insel, sondern auf den See, mit seiner unbeschreiblichen Lieblichkeit und dem erhabensten Hintergrunde, den die alpine Phantasie sich nur träumen kann."

Die Vereinigten Staaten von Amerika.

Gemälde von A. Dyon.

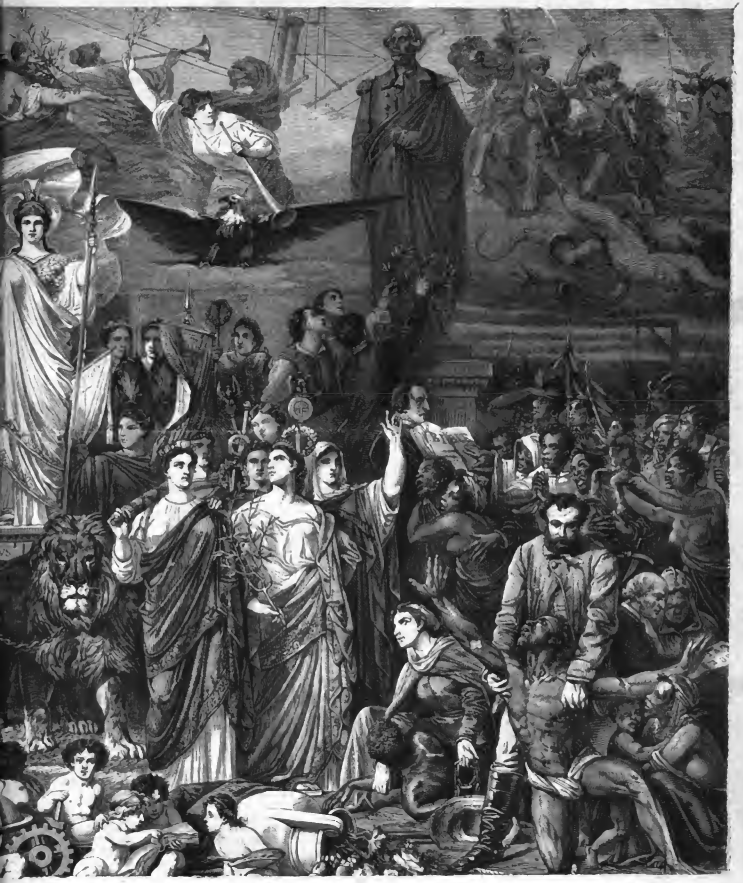
(Zu S. 508 und 509.)

Das kolossale Tableau, welches unter diesem Titel den Salon 1870 zu Paris schmückte, enstammt dem geschickten Pinsel des Malers Adolph Dyon, eines geborenen Lothringers und Schülers des gestrichen Paul Delaroche. Ein allegorisches Gemälde muß seinen Werth dadurch bewahren, daß es sich selbst erklärt; wir glauben jedoch der Auslegung desselben mit einigen Worten zu Hülfe kommen zu sollen. Den Mittel- und Kernpunkt des Bildes, die allegorischen Figuren der Republik, dargestellt mit Zakobinermütze und Winkelmaß einer, und der Freiheit, gewaffnet, mit lorbeerumwundenem Speer, andererseits, welche auf dem von Löwen gezogenen und mit dem Wahlspruche der Union »E pluribus unum« gezierten Triumphwagen fahren, umgeben die Frauengestalten der vierundbreißig Staaten mit sinnbildlichen Attributen, die auf die Hauptmomente ihrer staatlichen Wirksamkeit hinweisen, wie sich dieselbe im Verhältnisse des Einzelstaates zum großen Ganzen darstellt. Ihnen zu Füßen, ganz im Vordergrunde, personnbilden Kindergestalten die Gewerbe und Wissenschaften; selbst die Kunst ist bescheiden vertreten mit Pinsel und Palette. Daneben schüttet eine Marmorsee ihren herrlichen

Digitized by Google

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Digitized by Google



dcrrr Gemälde von A. Yvon. (S. 507.)

Digitized by Google

Ueberfluß an Blumen und Früchten aus, die außerordentliche Ergiebigkeit des Landes als Stütze, Anregung und Hülfsmittel des Handels und Erwerbes ziemlich glücklich interpretirend. Zur Linken leuchtet das Bild eines der nächtigen Ströme die Kriegsfackel in seinen Fluten, während zu seinen Füßen die Merkmale des großen Freiheitskrieges, Schwert und Kanone, schon halb im Sande verzunken sind; selbst die Todten kommen aus ihren Gräbern hervor, die Verwirklichung der großen Freiheitsidee, der sie bereits ihr Leben geopfert, noch im Tode zu schauen! Handel und Schiffahrt haben die Oberhand über die Gewalt des Krieges, und der fruchtbare Boden überwuchert die Spuren der blutigen Zerwürfnisse. Im Hintergrunde links zeigt sich das weite Meer mit seinen beflaggten Schiffen und zugleich die neuen Bewohner des Landes, die Einwanderer und die Eingewanderten, die, der Noth in der Heimat über's Meer entflohen, im Schooße der Republik Zufriedenheit und Wohlstand gefunden. Zur Rechten erblicken wir die Darstellung der Humanitätsbestrebungen, die Verbreitung des Christenthums unter den Wilden, die Aufbehung der Sklaverei und Herabwürdigung des verwahrlosten Volksstammes zu Religion und Sitte. Darüber erhebt sich die Statue des großen Washington, des ersten Staatsmannes der neuen Welt, von jungen Söhnen des Landes mit Lorbeeren bekränzt. Im Dunkel aber und in nebliger Ferne verschwinden die Zeugen einer finsteren, blutigen Zeit, während in den Lüften der Kampf der himmlischen Legionen gegen die bösen Gewalten der Erde sich uns zeigt. Die Krönung des ganzen Gemäldes bilden die Genien mit den Friedenszweigen, welche den Ruhm und die Größe, sowie die Segnungen und Errungenschaften des großen Einheitsstaates in die ferne Welt hinaus verkünden.

Das Haus mit dem Ruinen-Giebel.

Drei Scenen aus dem Leben eines schlichten Gärtners.

Von

Wilhelm Petsch.

Erste Szene: Spandau, Zeit: siebenjähriger Krieg, 1760, Schauplatz: der Marktplatz. Es ist eine schwere Zeit für Berlin und Spandau, der König ist fern mit seiner Armee und die Russen stehen bereits drohend vor der Hauptstadt. Was geht die Angst und Sorge der Großen die Jugend an? Sie stimmert sich um die nahenden Russen nicht, sondern spielt in der schulfreien Zeit so lustig Ball wie ehedem, und ihr fröhliches Geschrei erfüllt den ganzen Platz. Die Buben haben kaum Notiz davon genommen, wie sich die Eltern mit Besorgniß am Morgen erzählten, daß spät in der Nacht die Königin, Friedrich's des Großen Gemahlin, mit ihrem Neffen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, aus Berlin hierher geflüchtet sei, um hinter den schützenden Wällen Spandaus Schutz gegen die gefährlichen Russen zu suchen. Ihr Ballspiel ist ihnen wichtiger als dieser vornehme Besuch, als Königin und Kronprinz. Der Werksführer in dieser Schaar ist der kräftige, gewandte Wilhelm Heidenreich, der Sohn des Hauptzahlmann Heidenreich. Er verdankt seinen Einfluß bei den Kameraden nicht der Stellung seines Vaters, denn derselbe ist nur arm und muß sich von früh bis spät quälen, um seine Familie zu ernähren, und Hans und Aufwerk sind verschabet. Sein einziger Sohn Wilhelm hat sich nur durch seine Kraft und seine Gewandtheit zum Anführer der Spielgenossen emporgeschwungen. Eben ist er zum Schlage an die Reihe. Mächtig holt er aus mit dem rechten Arme und der getroffene Ball fliegt hoch empor und fällt auf das Kirchdach. Wie er dort niederrollt, greift ein fremder Knabe nach dem Ball und steckt ihn ein.

Bis zu diesem Augenblick fand der unbekannte Knabe, der still dem lauten Spiel zusah, keine Beachtung. Erst jetzt richten sich alle Blicke auf ihn. Es ist ein bleicher, hübscher Knabe, mit großen, lebhaften Augen und eine elegante Kleidung zeichnet ihn vor all' den andern vortheilhaft aus. Dafür haben jedoch die Ballspieler kein Auge, ihnen ist er nur der Räuber ihres Balles.

Ganz selbstverständlich nimmt sich sie Heidenreich's Wilhelm das Wort. „Gib den Ball her, Junge, oder es setzt was!“ Er richtet die geballte Faust empor und tritt dem Fremden sogleich in Vorerstellung entgegen. „Gib den Ball her!“ wiederholte er ungestümer. — „Fällt mir nicht ein!“ antwortete der fremde Knabe, und auch seine Augen blitzen auf, seine Fäuste ballen sich gleichfalls. „Auf ein fremdliches Wort hin hätte ich's vielleicht gethan — nun aber nicht!“ — „Dann gibt es Keile!“ ruft Heidenreich's Wilhelm, den seine Kameraden dicht umschließen. — „Nur her damit!“ antwortete der unbekannte Knabe.

Da geht es denn los, und die beiden Jungen messen gegenseitig ihre Kräfte, während die andern jubelnd zuschauen. Der Kampf wird ernst, — hier hat Wilhelm Heidenreich einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen ist. Der Sieg bleibt lange unentschieden, bis eine dritte Macht sich einmischt. Ein Arbeitswagen mit Schutt kam vorüber; die Jungen sahen das nicht. Sie bemerkten es auch nicht, daß der Fuhrmann anhielt, die Leine über die Runge warf und mit mächtigen Schritten dem Kampfplatze zueilte. Mit einem Male sühlte sich Wilhelm Heidenreich beim Kragen gepackt, in die Höhe gehoben und geschüttelt. Da gebrauch Alles so schnell, daß es sich weder wehren, noch auch Lauchenart schreien konnte. Die Hand hielt ihn eisern fest. Als er endlich seinen Angreifer in's Antlitz schauen konnte, da blickte er in das erregte Gesicht, in das flammende Auge seines Vaters.

„Lümmel,“ rief der Mann, „wie kannst Du es wagen, unsern allergnädigsten Kronprinzen zu schlagen? Ich werde Dich lehren!“ Damit hatte sich schon seine Erklärung für die Strafe, die noch nicht das volle Maß derselben. Erst als des Vaters Arm wieder war, ließen die Prügel nach. „Das wird eine schöne Geschichte werden,“ sprach der Fuhrmann vor sich hin, als er wieder Leine und Peitsche in die Hand nahm. „Kann ist der Kronprinz in unsern Mauern, da hat ihn schon mein Bengel bei den Haaren! Das Ende davon wird sein, daß ich es ausbaden muß!“ Damit erhielten auch die Pferde ihren Hieb.

Als die Spielkameraden sahen, wie Heidenreich seinen Wilhelm durchblaute, da liefen sie eiligst davon und erzählten zu Hause die Wundergeschichte, wie Heidenreich's Wilhelm sich mit dem Kronprinzen geprügelt. Sonst aber hatte diese Episode weder für Spandau, noch für den ängstlichen Fuhrmann eine böse Folge; sie schien schnell und gänzlich vergessen zu sein. —

Zweite Szene: Potsdam, Zeit: das letzte Regierungsjahr Friedrich's des Großen, 1786, Schauplatz: eine Gärtnerei an der Bäckerstrabrücke.

Es ist 26 Jahre später. Aus Kindern werden Leute; aus Heidenreich's Wilhelm zu Spandau ist ein tüchtiger Gärtner geworden, den seine Nachbarn in Potsdam lieben und schätzen, ein rühriger, unsichtiger, stiller Mann.

Bald nach jener Balsszene von 1760 hatte sein Vater das Unglück, vom Wagen zu fallen und übergefahren zu werden. Da war nun große Noth in der Familie. Eine Tante Wilhelm's, die Schwester des Vaters, war in Potsdam an den Gärtner Ruff verheirathet. Ruff hatte keine Kinder. Er nahm den verwaisten Wilhelm zu sich nach Potsdam, und rasch wuchs unser Held ebenfalls Gärtner, ein kleiner Gärtner, der mit dem Ertrage des Hausgartens die Wochenmärkte Potsdams bezog. Als Onkel Ruff starb, erbte Wilhelm Heidenreich das kleine Besitzthum. So wurde aus dem Spandauer ein Potsdamer.

Dicht vor seinem Besitzthum breitete sich der heilige See, dieser große, herrliche Havelsee aus, der im Winter den Bewohnern Potsdams die schönste Eisbahn bot nach Szenerie bietet. Von dem heiligen See aus führt ein Graben mitten nach der Stadt, wo er im holländischen Viertel der Residenz, dem Soldatenviertel Friedrich Wilhelm's II., bei der katholischen Kirche das Bassin auf dem Bassinplatze, dem großen Exerzierplatze des ersten Garde-Regiments zu Fuß, mit Wasser stillt. Ueber diesen Graben führt in der Bäckerstraße hier draußen am heiligen See die Bäckerstraßbrücke, nicht bei Heidenreich's Grundstück, das sehr tief lag. Der Graben war schon seinem Onkel höchst unangenehm gewesen, denn jedes Frühjahr brachte hohen Wasserstand und Ueberschwemmung. Der umsichtige Heidenreich mußte sich hiergegen schützen. Er zog deßhalb Entwässerungsgräben und warf die dadurch gewonnene Erde als Wall auf. Seine Nachbarn halfen ihm gern dabei, hatten jedoch nur Sonntags Zeit dazu.

Es ist an einem herrlichen Frühlingssonntage des Jahres 1786. Die Glocken haben zur Kirche geläutet. Im Garten Heidenreich's sind die Nachbarn dabei, unter seiner Anleitung die Gräben zu ziehen; alle haben die Röcke ausgewerfen. Auch den alten König lockt das schöne Wetter hinaus in's Freie; sein Spaziergang führt ihn über die Bäckerstrabrücke. Sein großes, aufmerksames Auge überfliegt sofort den Garten; er hält an. „Wer ist der Eigenthümer?“ schallt seine scharfe Stimme. — „Ich, Majestät!“ antwortet der Gärtner und stellt seinen Posten hin. — „Wie heißt Er?“ — „Wilhelm Heidenreich, Majestät.“ — „Arbeiten ist gut,“ sagt Friedrich der Große scharf, „aber Alles hat seine Zeit. Heute ist Sonntag, und da ist's Sünde, Heidenreich! Warum schickt Er seine Leute nicht in den Gottesdienst?“ Der Gärtner weiste sich in seinem Rechte und antwortete deßhalb ruhig und entschieden: „Majestät, ich habe keine Leute, sondern mein Gärtchen hier ist so klein, daß ich es selbst bestellen kann. Das Alles hier sind meine Nachbarn, die mir gerne helfen, und die das aus Freundschaft für mich unentgeltlich thun. Aber in der Woche haben sie keine Zeit dazu; da müssen wir schon den Sonntag dazu nehmen.“ — „So, so!“ bemerkte der große König viel freundlicher. „Aber weshalb zieht Er denn diese Gräben?“ — „Weil der Graben dort mir alle Frühjahr meinen Garten überschwemmt, und das Wasser mir alle Anpflanzungen zerstört, Majestät, so muß ich, um mein Grundstückchen in der Kultur zu heben, mir hohes Land schaffen.“ Der König nickte beschämmend mit

Digitized by Google

dem Kopfe. „Schon recht, Heidenreich! Aber der Garten ist so schon sehr klein — die Gräben nehmen Ihm ja noch Raum weg!“ — Der Gärtner zieht seine Stirn in Falten und seufzt tief auf. — „Ja, Majestät, das ist leider wahr; ich kann mir jedoch nicht anders helfen, Jeder muß sich nach seiner Decke strecken!“ Doch durch die augenscheinliche Noth des greisen Fürsten ermuthigt, setzte er hinzu: „Majestät könnten mir freilich in dieser Hinsicht leicht einen großen Dienst erweisen —“ — „Wie so?“ fragt der Fürst. — „Bei den vielfachen großen Bauten Eurer Majestät hier in Potsdam wird so viele Jundamentgrabe ausgeworfen, die oft im Wege liegt, und ich könnte sie so prächtig gebrauchen. Wenn ich mit einigen Fuhren meinen Garten erhöhen würde, dann wären die Gräben unnütz.“ — „Die soll Er haben, Heidenreich!“ antwortete der König und tritt grüßend weiter.

Friedrich der Große vergaß sein gegebenes Versprechen nicht. Schon am folgenden Tage wurde er zum königlichen Bau-Inspektor gerufen, und dieser machte ihn damit bekannt, daß Friedrich der Große befohlen habe, dem Gärtner Heidenreich aus der Bestervedrücke zu Wasser und zu Lande, wie es sich am besten mache, so viel der besten Jundamenterde für seinen Garten zuzuführen, als derselbe brauchvrache. „Seine Majestät haben ausdrücklich befohlen,“ setzte der Inspektor hinzu, „daß die Jahrleute kein Trinkgeld von dem Gärtner Heidenreich annehmen dürfen.“ So konnte er nun sein Geundstück in kostenfreier Weise bedeutend verbessern, und sein Herz schlug froh und dankbar für den freundlichen König.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Friedrich der Große nach einigen Wochen wieder seinen Spaziergang nach dem neuen See lenkte; mit Befriedigung sah er, wie der fleißige Heidenreich seinen Garten sorgsam erhöht und schon in Stand gesetzt hatte. Kaum sah der Gärtner den Fürsten, so eilte er dankerfüllt auf die Straße und drückte dem Könige seine Freude aus, wie es sein gutes Herz ihm eingab. Friedrich der Große erfreut über thätige, fleißige Bürger, war sehr gnädig gestimmt.

„Schütze Er sich eine Gnade, Heidenreich!“ sagte er milde. „Nur zu, ohne Umstände! Ich will Ihm wohl!“ — Heidenreich blickte auf sein altes, baufälliges Häuschen. Onkel Ansf hatte seit Jahren nichts daran machen lassen, und auch ihm fehlten die Mittel zum Ausbau. Diese Verbesserung des Hauses war sein Lieblingswunsch, den er immer noch nicht ausgeführt hatte, da er keine Schulden machen wollte. — „Majestät,“ antwortete er zögernd, „mein Häuschen ist sehr baufällig und die Bestervedrücke war nicht schriftfest ertheilt. Niemand wußte darum, und Heidenreich war bescheiden genug, den neuen Fürsten mit Eingaben und Gesuchen nicht zu behelligen. Ihm war es genug, in dem großen König von Preußen einen so gnädigen Fürsten gefaßt zu haben.

Dritte Szene: Berlin, Zeit: 1792, Schauplatz: der neue Garten am heiligen See.

Der Nachfolger Friedrich's des Großen, König Friedrich Wilhelm II., verstand sich vortrefflich auf Naturschönheiten. Diesen Sinn hatte er auch überall an den Stätten, wo er weilte. Hier an dem rechten Ufer des reizenden heiligen See ließ er einen königlichen Park anlegen, den neuen Garten, und am Ufer selbst erstand auf seinen Befehl das romantische Marmorpalais. Der neue Garten mit seiner Stille und seinen großartigen Anlagen, frei von allem künstlichen Prunk, ist noch heute ein Paradies, die schönste Zdylle des gartenreichen Potsdams. Der König liebte diese Stille. Hier, in seinem Marmorpalais, in seinem neuen Garten, da wollte er für sich allein, abgeschieden von aller Welt, ungestört und unbelauscht sein; das Publikum und die Besucher Potsdams hatten ja das berühmte Sanssouci und andere Gärten — daß Stücken Erde war sein! Er ließ auf der Landseite den Park mit einer hohen Mauer umziehen, mit einer so soliden, daß sie heute noch Sturm und Wetter trotzt, und die Gärtner und Müller, welche auf dem andern Ufer des See's wohnten, durften keine Fenster nach dem Parke hinaus haben.

Heidenreich wußte nicht um neuen Garten. Gegenüber von ihm erhob sich der kleine Pavillon, in dem der König seine Bibliothek hatte, eine vollständige, ausgesuchte Bibliothek sämmtlicher Schriften zu Friedrich. — Für den Gärtner Heidenreich wäre es nun höchst lehrreich und fördernd gewesen, hätte er Eintritt in den königlichen Garten gehabt, und hätte er dort sein Wissen bereichern dürfen. Das strenge Verbot des Königs verschloß auch ihm den Park.

In Potsdam war auch die Gärtnerfamilie Rieh angesessen. Als Lehrling ging Wilhelm Heidenreich dort ein und aus, und auch der junge Rieh, welcher ebenfalls die Gärtnerei erlernte, kam fast täglich zu Ruffs, zu Wilhelm's Onkel. Die beiden Jünglinge schlossen Freundschaft, und zwar eine innige Freundschaft für's ganze Leben.

— Der junge Rieh hatte ein seltenes Glück; er kam in den Dienst des Kronprinzen, wurde dessen Kammerdiener, und wußte sich so beliebt und unentbehrlich zu machen, daß er bei dem neuen Könige bald dessen Oberster Kammerer und als solcher die einflußreichste Persönlichkeit in Preußen wurde. Trotz dieser glänzenden Stellung bewahrte der Günstling seinem Jugendfreunde Heidenreich eine feste, edle Freundschaft und hielt mit Nachdruck darauf, daß es zwischen ihnen bei dem vertrauten Du der Jugend blieb. „Warum besucht Du den neuen Garten nicht?“ sagte einst Tages Rieh seinen emsigen Freund. „Das wäre so etwas für Dich! Er bietet Dir reiche Erholung und Belehrung.“ — „Der König hat das Betreten des Gartens zu streng verboten,“ antwortete der bescheidene Heidenreich. — „Narr!“ lachte Rieh. „Wenn ich Die das Thor offne, dann gibt es kein Verbot. Du brauchst ja Seiner Majestät nicht gerade in den Weg zu laufen!“ — Diese Erlaubniß war dem Freunde hochwillkommen, und er machte fleißigen Gebrauch daron.

Da, als er eines Tages durch die schattigen Seitengänge wandelte und sich gerade einen Zweig von einem Rosenstock abbrach, um ihn zum Veredeln eines wilden Rosenbusches zu verwenden, stand plötzlich König Friedrich Wilhelm II. vor ihm. Bestürzt ließ Heidenreich das Messer und den Zweig fallen, und bleich und zitternd wie ein armer Sünder stand er da. — Der König sah den fremden Mann lange an. „Wie kommst Du hierher?“ fragte er endlich. — „Rieh hat es mir erlaubt, Majestät!“ — „Rieh? Woher kennst Du den?“ — „Er ist mein Jugendfreund, Majestät; wir erkannten zusammen die Gärtnerei.“

Das Aeußere des Mannes und seine Aengstlichkeit, seine Bescheidenheit im Tone hatten bereits des Königs Herz gewonnen. Er wollte schon, da sein erster Aerger überwunden war, still weiterschreiten. Doch unwillkürlich kam ihm die Frage auf die Lippen, da der Mann sich auf seinen Günstling Rieh berief: „Wie steht Du?“ — „Heidenreich, Majestät — Wilhelm Heidenreich!“ — „Heidenreich?“ wiederholte der König. „Der Name ist mir sehr bekannt, sehr!“ setzte er leise, wie mit sich selber redend und dann lächelnd hinzu: „Wo bist Du her?“ — „Aus Spandau, Majestät!“ — „Aus Spandau?“ lachte der König. „Da hat einmal, damals Anno Sechzig, in der Russenzeit, ein Heidenreich von seinem Vater unbarmherzige Prügel bekommen, und das meinetwegen!“ — Die Erinnerung an diese Bullyne stimmt den König äußerst heiter. „Majestät,“ antwortete der Gärtner erröthend, „der Wilhelm Heidenreich bin ich gewesen!“ — „So! Das bist Du also! Da sind wir ja alte Bekannte! Du hast damals die Prügel um mich bekommen, ich hatte allein die Schuld. Da bin ich Dir also noch zu Dank verpflichtet. Den darf ich Dir nicht schuldig bleiben; 's ist ja schon 32 Jahre her. Gebitte Dir eine Gnade dafür!“ — Heidenreich nahm die Gelegenheit beim Schopfe. Er dachte an sein baufälliges Haus. So kurz als möglich erzählte er sein Begehren mit Friedrich dem Großen, theilte dessen Versprechen mit, daß der plötzliche Tod des gnädigen Fürsten die Ausführung des Versprechens gehindert, und bat nun den König, das Wort seines Vorgängers huldreich zu erfüllen.

Der König gewährte die Bitte und gab seinem Geheimen Kämmerer, den er hierin zu Rathe zog, den Auftrag, die Sache in's Werk zu setzen. Es läßt sich denken, wie erfreut Rieh war, seinem Jugendfreunde die Gnade des Fürsten zuwenden zu können. Das alte, baufällige Haus wurde abgerissen und aus des Königs Mitteln ein neues, solides Gärtnerhaus erbaut.

Das Haus steht noch, unweit der Bestervedrücke; es ist mit einem eigenthümlichen, einwendigen Giebel geschmückt, durch den es sofort in's Auge fällt. Tausende besuchen im Sommer das schöne Potsdam, das deutsche Versailles; heut ist auch der neue Garten jedem Besucher erschlossen, auch das romantische Marmorpalais am heiligen See, geschmückt mit herrlichen Fresken der Nibelungen. So viele Gebäude Potsdams bieten in ihrer Geschichte interessante Episoden aus der reichen Geschichte der Hohenzollern dar. Unter diesen Gebäuden mit historischem Reize ist das kleine Gärtnerhaus an der Bestervedrücke mit dem künstlichen Rundengiebel nicht das unbedeutendste. Wer vorübergeht, der gedenkt des schlichten Gärtners Wilhelm Heidenreich und auch des großen Königs, der nicht nur in Potsdam, sondern in der ganzen Welt unverlöschliche Spuren zurückgelassen hat.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 463.

Weiß.	Schwarz.
1) L. H 1 — A 8	1) F 5 nimmt U 4 der A.
2) R. B 8 — B 7	2) K. D 4 — D 5.
3) L. B 3 — D 3 gibt Matt.	

A.

1)	1) F 5 — F 4.
2) L. A 8 — E 4	2) Dreizug.
3) L. B 3 — D 3 gibt Matt.	

Digitized by Google

Technische Naturlehre.

Originalzeichnungen von **Paul Gitschmann.**

I

Verbindung des Kohlenſtoffs mit Sauerſtoff iſt kohlenſaures Gas (Kohlenſäure), farb- und geruchlos, ſauer reagirend, nicht brennbar, erſtickend, ſchwer. Bildet ſich bei der Gährung und beim Rahmen. In allen moußirenden Getränken — — —

Von der Bewegung der Körper. Beſchleunigte Bewegung entſteht, wenn eine Kraft fortwährend auf einen Körper einwirkt und dabei der Widerſtand = 0 oder kleiner als die Kraft iſt.

Von der Reibung. Kein Körper iſt abſolut glatt, ſondern er hat mehr oder weniger Rauhigkeiten, d. i. Hervorragungen und Vertiefungen.

Adhäſion, d. i. Anhängen zweier Körper an einander.

Digitized by Google

Seelenwanderung.

Polizeiroman von **Dr. F. H. Ad-Lallemant.**

(Schluß.)

Unwillkürlich wurzelte sein Blick tiefer in des Gegners Auge. Das war ja dasselbe große, offene, blaue Auge, aus welchem immer die reine Ehrlichkeit und so viel Gutmüthigkeit und liebenswürdige Schelmerei hervorausgeblickt hatte! Wie konnte dieß Auge lügen und betrügen?!

Erschrocken und hastig wandte er den Blick ab, wie wenn er fürchtete, daß der Verräther seine geheimen Reflexionen darin lesen könne, ging zur Thür, öffnete leise und lugte vorsichtig durch die schmale Spalte. Dieß währte ziemlich lange Zeit. Dann wandte er sich scheinig zurück, ergriff eine der Blendlaternen, deutete mit einem Wink auf die andere und huschte, von Dreyer auf dem Fuße gefolgt, hinüber in das Zimmer des Registrators Zwielicht, — der so eben zum Polizeiinspektor hinabgegangen war, — und durch das Zimmer und die Archivthür über die beiden Treppen nach Oben hinauf.

Tauschend blieb er oben an der Treppe stehen; regungslos verharrte Dreyer an seiner Seite, Keiner sprach ein Wort. Mehr als eine Viertelstunde verging; unbemerklich standen beide Beamte in der eisigen Kälte des weiten Raumes: da wueben ganz unten Stimmen durcheinander laut; bebende huschte Müller hinter die Garderobe, winkte Dreyer heran, verschloß die Laterne und verhielt sich lautlos und unbeweglich.

„Aber ich bitte Sie, Herr Thymian, warum sagten Sie mir nicht schon heute Morgen davon," — ertönte die ängstliche Stimme des alten Registrators Zwielicht auf der Treppe — „als Sie die gefundenen Papiere hinaufrugen?"

„Hm, hm," — hüstelte der alte Thymian, — „wie wollten Sie schonen und Ihnen Gelegenheit geben, die Sache zu veetuschen, damit der Heee Direktor nichts erfahre."

„Gerade der Herr Direktor mußte die erste Anzeige erhalten, damit dem Diebe nachgeforscht würde," — erwiederte der Registrator.

„Ist nicht nöthig; der Dieb ist schon entdeckt!" — schnarrte der Kranich dazwischen. — „Wir wollten nur den alten Spitzbuben selbst hier mit der Nase darauf stoßen, daß wir seine Schliche entdeckt haben."

„Wer?!" rief der alte Registrator aus, indem er scheu vor dem Kranich zurücktrat.

„Willst Du noch leugnen, alter Schurke, daß Du selbst alle Sachen hier aus den Borten gestohlen und Dich damit bereichert hast?!" — rief Thymian mit heiserer Stimme aus, indem er vom nahen Bort den Strick eines Selbstmörders herabriß.

„Elender Lügner und Verleumder! willst Du einen alten Mann noch am Abend seines Lebens um den ehrlichen Namen bringen?!" — rief der Registrator aus. — „Du selbst bist der Dieb, Du schändlicher tückischer Schleicher! und morgen früh beantrage ich eine Untersuchung beim Direktor! — Was wollen Sie von mir, Herr Kasper?! Warum stoßen Sie mich vor die Brust!"

„Spitzbube, Lästerer!" — schrie der alte Thymian mit gezwungener Wuth — „Du wußt sterben, damit keine Lüge und Verleumdung weiter aus Deinem verruchten Halse herauskommt. — Mach's kurz, Kasper, ehe der alte Spitzbube noch weiteren Lärm macht! Hierher, Schultze, setze das Licht hin, und weiter kein Wort verloren!"

Bei diesen Worten reichte er dem Kranich den Strick hin und verkroch sich in seiner Angst hinter die Garderobe.

Lautlos und starr vor Entsetzen blickte der Registrator auf den Kranich, der mit dem Konstabler Schultze den alten Mann bei der Brust gefaßt hielt und gegen die Wand drängte. Die Beleuchtung der Gruppe durch das auf dem Fußboden stehende Licht machte einen wahrhaft grausigen Effekt.

„E — h!" — tönte ein langgezogener, unartikulirter Angstlaut von der Garderobe her. Von riesiger Gewalt wurde urplötzlich der alte Thymian aus der Garderobe heraus auf den Fußboden geschleudert und im selben Augenblick taumelte auch der von einem furchtbaren Faustschlag des Konstablers Dreyer in's Gesicht getroffene Kranich mit lautem Schmerzensschrei gegen die Wand, während gleichzeitig der Konstabler Schultze III. von Müller zu Boden geschleudert wurde.

Obwohl der Kranich und der Konstabler Schultze III. mit dem Seitengewehr bewaffnet waren, so wagte doch Keiner von ihnen in jähem Schreck und feiger Angst irgend welchen Widerstand zu leisten. Mit tiefster Verachtung im Blicke wandte sich Müller zur Treppe, gab ein schrillendes Signal hinunter und übergab dem mit zwei Kameraden heraufeilenden Konstabler Fritz Meyer die Verbrecher zur Wegführung in den Untersuchungsarrest.

Als Dreyer sich nach dem zuerst von ihm zu Boden geschleuderten alten Thymian umsah und umherleuchtete, war dieser spurlos verschwunden. Mit Grausen sog Müller ihn vom düsteren Aufgang der Wendeltreppe zurück, den auch Dreyer jetzt zuerst entdeckte.

Müller hatte während seines Angriffs auf den Konstabler Schultze III. einen jähen Sturz und kurzen Schaer von der Ecke her gehört.

Nur mit Mühe ward der von den Verbrechern zum Opfer erkorene und betäubt zu Boden gefunlene Registrator Zwielicht zur Besinnung zurückgebracht und in sein Zimmer geführt. Das schreckliche Geschick hatte mit vernichtender Gewalt auf den alten Mann gewirkt. Indessen gelang es doch nach einiger Zeit, ihn zu beruhigen und unter ärztlichem Beistand nach Hause zu schaffen.

Niemand wußte von der Rückkehr des Direktors und Keiner wünschte sie auch zu wissen. Die Meldung wurde sofort direkt bei dem Untersuchungsrichter gemacht und nach dem ersten summarischen Verhöre weiter nach dem Verbleib des alten Thymian geforscht. Im Wachtzimmer der Nachtwächter hatte der Unteroffizier einen schweren Fall von der Wendeltreppe herab gegen die geheime Thür im Offizierszimmer gehört. Als die Thür vom herbeigerufenen Schlosser geöffnet wurde, bot sich ein grausiger Anblick dar: der alte Thymian war die dunkle Wendeltreppe hinabgestürzt und lag entseelt mit zerschmetertem Schädel auf den untersten Stufen.

Es war schon Mitternacht, bevor der von den vielen schweren Ereignissen des Tages und Abends sehr angegriffene Müller sich in das Kommissarzimmer zurückziehen konnte. Ermüdet sank er in den Lehnstuhl und ließ die letzten schrecklichen Bilder noch einmal vor seiner Seele vorüberziehen und gedachte dabei auch des Freundes, der in seinee alten, bewährten, unverbrüchlichen Dienstreue ihm, ungeachtet seiner kränkenden Verschlossenheit, ohne jegliche Frage und Instruktion, ruhig auf Schritt und Tritt gefolgt war und mit seiner Entschlossenheit und Festigkeit einen so wesentlichen Antheil an der Vereitlung des schweren Verbrechens hatte. Wie ein lieber, milder Trost schwebte dann das Bild der Geliebten vor seinen Augen; sie führte ihm den Freund zu und lächelte so lieb und hold, wie der Engel der Versöhnung. Und dann blickte der Mensch, der so viel Leiden über ihn gebracht hatte, mit seinen ehrlichen, großen blauen Augen so ruhig und sicher in sein Auge.

Unruhig sprang er auf vom Lehnstuhl, mußte aber auf der Stelle unbeweglich stehen bleiben: vor ihm stand der noch nicht vom Dienst abkommandirte Konstabler Dreyer in tadelloser, strammer dienstlicher Haltung und blickte ihm wieder mit diesen unwiderstehlichen Augen fest in's Gesicht.

Der Mensch übte eine unerhörte Gewalt mit diesen Augen; wie gebannt mußte er ihm wieder da hinein blicken; es war so unrecht, so ehrlich und treuherzig auszuschauen!

Nun konnte er nicht anders: „Dreyer!" — rief er, tief bewegt den Freund umarmend — „Du hast schlecht an mir gehandelt!"

Lange Zeit hielten sich die Freunde umschlungen, bis endlich ein Wort das andere gab, von beiden Seiten Aufklärung gegeben, Sinn und Muth gehoben, das Vertrauen wieder befestigt und der Bund inniger Freundschaft von Neuem besiegelt ward, endlich aber der heile Humor wieder hervorbrach und Dreyer den haarsträubenden Beweis führte, daß an allen den so harten Mißverständnissen die jetzt für alle Zeit abgethanen Sauerkirschkatticqueren die Schuld trügen.

14.

Es war bereits gegen elf Uhr Vormittags, als in das Schlafzimmer des Organisten Gottfried Gerstenfeld eine hohe, düstere Gestalt mit langsamen Schritten hereintrat und in ernster und schweigsamer Haltung zu Füßen des Bettes Stellung nahm, in welchem der alte Organist noch von tiefem Schlummer befangen ruhte. Die Gestalt war mit einem langen schwarzen Mantel und einem breieckigen schwarzen Filzhut angethan, was den Ernst und die Würde ihrer Erscheinung noch mehr erhöhte, als sie mit durchdringendem prüfendem Blicke auf den Schläfer herabspahte, dessen matt und bleich schimmerndes Angesicht mit einem leichten Schweiß überzogen war und aus dessen Kehle von Zeit zu Zeit ein etwas konvulsivisches Schlucken dernehmen wurde.

Nach einer kleinen Weile öffnete der Organist die Augen, blickte starr auf die düstere Erscheinung, richtete sich in seiner Nachtjacke und baumwollenen Zipfelmütze erschrocken im Bette auf und redete in strenger Stellung die unheimliche schwarze Gestalt mit ernstem und feierlichem Tone an: „Du kommst, o Engel des Todes, um mich mitten in meinen Sünden hinwegzurufen? Beschuld aber, wenn auch nicht in der Gestalt des schön gelockten Jünglings mit der gefarbten Feder, die krankende Gestalt des teuflosen Kampfes, der meine gelebte absolute Seele an das Haupt der Rotte Korah's verkuppelt und mich allen Mann am Abend meines Lebens zum siegerkränzten Zeugen der körperlichen Entäußerung der absoluten Seele gezwungen hat!"

„Höre mal, Du alter Esel," — erwiderte der alte Kontrabassist mit sauersüßen Grinsen — „Du hast Dir da ja einen ganz ungeheuren Kabenjammer angeschafft. Ich hätte Dir da in deiner Pumpe sehen mögen, wenn der infame Halunke von Nachtwächter gekommen wäre!"

Digitized by Google

„Ha! Du bist es leibhaftig, Kambyses, und weckst mich von Neuem wieder zum Leben in diesem irdischen Jammerthal mit der ganzen bedrückenden Erinnerung an Deinen Verrath, als Du mit höhnendem Sinnen sie auf dem Fagott durch Feuer und Wasser begleitetest und dadurch die Läuterung der absoluten Seele vereitelteſt!“

„Na höre mal, nun iſt's Zeit, daß Du aufſtehſt und mit mir kommſt; meine Alte hat vor acht Tagen ſehr guten sauren Häring eingelegt, und da tüchtig Pfeffer darauf und dazu einigen Madeira, dann ſollſt Du leben —“

„Nein, Kambyſes, nein! Du ſtellſt mich zwar ſchwach, aber dieſe Schwäche rührt nicht vom geringen ſpäten Verlobungsmahle her, ſondern von der Ueberwältigung des Kummers darüber, daß die abſolute Seele —“

„J, Du alter Narr, ſo halt' doch endlich das Maul mit Deiner verdammten abſoluten Seele! Wir wollen abrechnen mit einander.“

„Ja, Kambyſes, wir ſollten abrechnen mit einander, aber ich will Dir verzeihen, da ich ſehe, daß auch Du bereuſt und im Mantel der Buße zu mir gekommen biſt.“

„Hier iſt das Geld, 103 Thlr. 20 Sgr.“

„Was ſoll dieſer ſchnöde Mammon in unſerer jetzigen gehobenen Stimmung der gegenſeitigen Erkennung und Verzeihung?“

„Na? — ſagte der Kontrabaſſiſt ſchadlich verwundert, — ich lauſe mir ſeit geſtern Hacken und Zehen ab im ganzen Kirchſpiel, und bin ſo eben erſt fertig geworden. Du meinſt wohl vor lauter Katzenjammer gar nichts mehr von Deinem Brief geſtern Mittag?“ —

Damit reichte er dem ſinnend vom Bett auf ihn blickenden Organiſten ein erbrachenes Billet hin, das dieſer ſtirnend überblickte.

„Meine Hand und Unterſchrift,“ — ſagte der Organiſt und las:

„Herr Anton Gottlieb Meyer wird hiermit bevollmächtigt, für die Dauer meiner Abweſenheit die üblichen Gratulationen zu den Feſttagen bei den Seelen des Kirchſpiels St. Peter an meiner Stelle wahr- und die Gratifikationen als pars salarii dankend für mich einzunehmen.

Gottfried Gerſtenſeft.“

„Ha, Kambyſes, ede Seele! Dieß hatte ich in meinem Kummer vergeſſen! Und Du haſt nicht einmal meinen Kirchenmantel und Hut gebadt, edler Kambyſes, ſondern vom Sorgträger einen zu kurzen borgen müſſen, wie ich ſehe. Und ſo viel des Mammons!“

„Ich bin mit dem Lumpentram ſchon ganz durch. Ich habe den Vorſtehern aber gehörig meine Meinung geſagt, daß es eine Schande ſei, die Kirchenbeamten auf's Betteln zu ſchicken, und da haben ſie mir beinahe und dreifach gegeben, damit ſie nur nichts weiter zu hören kriegten.“

„Edelmüthiger, wahrheitliebender Kambyſes, ich lohne Dir mit meiner völligen Verzeihung,“ — ſagte der Organiſt, ſich aus dem Bette erhebend und den alten Kontrabaſſiſten gerührt umarmend, — „ich wußte geſtern Mittag der abſoluten Seele nachreiſen, traf ſie aber leider ſchon geſchieden vom Körper und fand nur noch einſach meine Rechte vor, die leider in Folge der Liebeseinſtäuerungen des Polizeidirektors von den Empfindungen irdiſcher Liebe bethört und von ihm als ehelichen Gemahl nun mit begehrt worden iſt.“

„Und da war nun geſtern Abend ſpät Verlobung bei Langmanns?“

„Ja, es war alſo! Schmähe mich nicht, dienſtwilliger Kambyſes, daß ich ſogar meinen Segen zu dieſer irdiſchen Verbindung gab; ich konnte nicht anders. — Ich habe“ — flüſterte er geheimnißvoll, indem er ſich weiter aufrichtete — „ſchon ſogleich geſtern Morgen die abſolute Seele in anderer Geſtalt wiedergeſehen. Siehe her,“ — ſprach er weiter, indem er den Schlafrock eilig überwarf und die Thür zur Wohnſtube öffnete — „meine wiedergefundene abſolute Seele!“

„J, was ſind Sie mich für'n Langkſläfer, Herr Gerſtenſeft; ich bin ſchon uer ſieben Uhr aufgeweſen, trotzdem wir Beide erſt um zwei Uhr zuſammen nach Hauſe gekommen ſind!“ — rief ihm die Wittwe Meyerſan aus dem Wohnzimmer entgegen.

„Na! Nu iſt er doch endlich vernünftig geworden!“ — rief Meyer mit grinſendem Lächeln.

„Irrthum, ſchlichtſcharfer Kambyſes, Irrthum!“ — flüſterte der höhſtverlegene Organiſt dem Freunde zu. — „Hier iſt nur der abſolute Attraktivio. — Wollen wir nicht Kaffee trinken? — Wo iſt die abſolute, — wo iſt Margaretha?“

Mit großer Redſeligkeit erzählte Frau Nicolaſan während des Kaffees, daß Fräulein Margaretha Müller ſchon heute früh ſchon Uhr zu ihrem Onkel, dem Regiſtrator Zwiefelt, abgeholt worden, daß mit dieſem und dem Konſtabler Thomian und dem Nachtwachtmeiſter Kaspser über Nacht etwas paſſirt und daß dann der Alte unwohl geworden ſei.

Die Theilnahme des alten Kontrabaſſiſten für den Regiſtrator, die Verlegenheit des Organiſten und das gutmüthige Anerbieten der Wittwe Nicolaſan, die Hauswirthſchaft zu beſorgen, trieb beide Männer ſehr bald aus der Wohnung, um ſich nach dem Befinden des Regiſtrators zu erkundigen. Schon auf dem Flur wurden ſie durch das Hausmädchen mit der Anskunft beruhigt, daß der Herr Regiſtrator wohlauf ſei und ſchon viel Beſuch empfangen habe.

Eilig ſtiegen Beide die Treppe hinauf und traten in's Zimmer, wo die Erſcheinung des alten Meyer im Trauermantel eben ſo viel Aufſehen erregte, als beide Männer ſelbſt durch die um den Regiſtrator verſammelte Gruppe überraſcht wurden.

Der von ſo viel neuer Theilnahme gerührte Regiſtrator hatte kaum ſeinen Dank ausgedrückt, als der Organiſt mit dem ganzen Ausdruck der zärtlichſten Liebe und Verehrung auf die neben dem Konſtabler Müller II. und Dreyer am Fenſter ſtehende Nichte des Regiſtrators Margaretha Müller zuſchritt, um die geretzte abſolute Seele in ſeine Arme zu ſchließen.

„Ha!“ rief er mit triumphirendem Lächeln und hohſtem Kopfſchütteln aus, als Müller ſeiner lundgegebenen Abſicht dadurch zuvorkam, daß er ſelbſt Margaretha umſchlang und als ſeine Braut vorſtellte, — „die reine abſolute Seele ſteht und bleibt über alle irdiſche Empfindungen erhaben! — Junger Bullbogg!“ — fuhr er mit mächtig mahnender Stimme fort, — „brich Dir nicht die Zähne aus! Vergeblich girrteſt Du mit der Sirenenklängen des Kontrabaſſes, denn die reine abſolute Seele iſt im Grunde ihrer Seele unempfindlich gegen Alle alle Künſte der Rette Korah's, auf der nur dieſer einzige junge Stier für die Erkenntniß der Wahrheit auserkoren iſt! — Kommt, Kambyſes und Stier, folget mir!“

Damit ſchritt er in ſeiner impoſanteſten Haltung zur Thür hinaus, vom taſſchüttelnden Kontrabaſſiſten Meyer und dem verwunderten Konſtabler Dreyer gefolgt, welch' Letzterer auf der Straße die Einladung des alten Meyer zum ſauren Häring mit freundlichem Dank annahm und dann vom triumphirenden Organiſten die laute Auseinanderſetzung der geſtrigen Geſtändniſſe der abſoluten Seele im Bahnhofszimmer der Station Rothenburg mit den hohſtoſten Bemerkungen des Alten über die ungeheure Täuſchung des vermeſſenen kontrabaſſpielenden Konſtablers Müller II. anhören mußte.

Als das pikante Frühſtück beim alten Kontrabaſſiſten die von ihm beabſichtigte wohlthätig beſchwichtigende Wirkung auf den Organiſten geäußert hatte, erhob ſich dieſer mit ganzer Würde, um noch auf einem einſamen Spaziergange ſich in der Hoffnung zu beſeſtigen, die er ſich ſofort mit männlichem Muth und Willen errungen und bewahrt habe. Sein zurückbleibender jovialer Zunger theilte nun dem dadurch in die heiterſte Stimmung verſetzten Kontrabaſſiſten die Abenteuer der letzten vierundzwanzig Stunden mit und fügte hinzu, daß er mit Müller II. heute früh auch den Direktor rückſichtslos über Alles aufgeklärt und worauf er das Patent als Oberwachtmeiſter und Müller II. als Polizeikommiſſar aus den Händen bes, troy dem ernſten Ereigniß auf dem Archive, freundlich und wohlwollend lächelnden und ſehr dankbaren Polizeidirektors erhalten habe.

Beide Männer waren der übereinſtimmenden Anſicht, daß die ſonderbare Theorie ihres alten Freundes eine unheilbare Thorheitsſeuche ſei, in der man ihn gewähren laſſen und ſelbſt die Hoffnung aufgeben müſſe, ihn ſagar durch vollendete Thatſachen eines Anderen zu belehren.

So vernahm denn auch der Organiſt am nächſten Sonntage auf ſeiner Orgel, zwar mit der herzlichen Theilnahme des Verwandten, die Proklamation ſeiner Nichte Margaretha Burgsdorf mit dem Polizeidirektor Otto von Seelen; ganz anderß nahm er aber die Proklamation des Polizeikommiſſars Friedrich Wilhelm Müller mit Fräulein Margaretha Müller auf; ein hohſtes Kichern und Kopfſchütteln beſtätigte dem bei der Proklamation ſtets vorne auf die Orgel herausſtretenden neugierigen Kalanten die tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Anſicht, daß „troy der Proklamation die brabſichtigte Ehe doch völlig unmöglich ſei!

Demungeachtet war Herr Gerſtenſeft Zeuge und Gaſt bei der bald einander folgenden Kopulation und Hochzeit beider Paare. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit und verhaltenem Lachen lauſchte er bei des Polizeikommiſſars Trauung auf die verhängnißvolle proteſtirende Erklärung der reinen abſoluten Seele, und ſuhr erſchrocken zuſammen, als die Braut Margaretha Müller mit klarer Stimme ihr deutliches „Ja“ ertönen ließ. Auch ſelbſt als nach dem Hochzeitsmahle das junge Paar ſich zur Abfahrt nach Hauſe anſchickte, lannte er in der geſpannteſten Erwartung auf eine große Entſcheidung der abſoluten Seele noch in letzter Stunde nicht umhin, das Paar ängſtlich zu den Wagen zu begleiten, und ſuhr abermals erſchroden zuſammen, als die Wagenthür zugeſchlagen wurde und der Kutſcher in die Pferde hieb. Trotzdem verſicherte er dem ihn aus der Kälte in's Haus holenden, ſchelteuden Kambyſes, daß die reine abſolute Seele noch vor der Brautlammer eine definitive Ablehnung aller irdiſchen Gemeinſchaft erfolgen laſſen werde.

Als nach einem Jahre die Frau Polizeidirektor von Seelen ihren Gatten mit einem prächtigen kleinen Polizeidirektor beſchenkte, da liefen dem alten Organiſten die hellen Freudenthränen über die eingefallenen Wangen, und er meinte, daß wenn auch die vollkommene Freiheit, in

Digitized by Google

welcher die absolute Seele hier auf Erden walle, die möglichst denkbare höchste irdische Glückseligkeit sei, doch nächst ihr das Mutterglück als das vollkommenste Glück gelten müsse. Als aber nicht lange darauf zu seiner großen Ueberraschung die Frau Kommissorin Müller mit einem ganz reizenden kleinen Kommissor niederkam, setzte der Alte seinen Freunden Kombyles und dem Oberwachtmeister Dreyer, dem jungen Stier, in einer vertrauten Stunde auseinander, daß noch ganz besonderer höherer Bestimmung die reine absolute Seele sonst wohl auch im Stande gesetzt werden könne, Mutterpflichten zu erfüllen, und daß dies liebliche, engelgleiche Söhnchen nicht von der Mutter als Frau Polizeikommissorin Müller, sondern von Margaretha Müller, als reiner absoluter Seele, in Konkordanz mit dem päpstlichen Dogma, geboren worden sei. Als er nun bald darauf zum Taufwothen eingeladen, mit sehr zarter Hindeutung auf seine Anschauung den Namen „Absolutus" für den Knaben vorschlug, bei den Eltern jedoch Widerspruch gegen diesen noch nicht vorgekommenen Namen fand, war er sehr befriedigt, daß auf seinen vorbesserten Vorschlag doch der Name Reinhold angenommen und dem bei der Taufe etwas unartigen Sprossen der absoluten Seele wirklich beigelegt wurde.

*

Viele Jahre sind nun vergangen und auch die drei alten Originale, die in der steilen Tiefengasse lebten und verstarben, sind längst dahingegangen in die wahre einzige Heimat der reinen absoluten Seelen. Wie im Leben, so auch im Sterben verleugnete sich an Keinem die angeborene Originalität. Zuerst ging der alte Gerstenfeld dahin. Gewissenhaft und getreulich hatte die alte Wittwe Nicolofzen den Haushalt des alten Organisten geleitet, nochdem er ihr mit eben so zarten wie zutreffenden Gründen dargelegt hatte, daß auch zwischen Mann und Weib ein reines Freundschaftsverhältniß ohne irdische Nebenempfindungen eben so möglich sei, wie die Angewöhnung des Thiers als höheren Objektes an geeigneter Stelle mitten in dem nur aus Mangel an grammatischen Willen sich vordrängenden Atkusativ.

So hatte sich denn mit einigen glücklichen bativen Treffern und noch alsbaldiger Beseitigung der Blumenstehern als Kuchenformen aus der Küche, ein schönes symposthisches häusliches Leben zwischen ihnen entwickelt, als am folgenden Neujahrstage der alte Organist mit der heimlich vom Polizeidirektor veranstalteten Aufführung seines in der That schön und edel gehaltenen Te Deum laudamus in der Kirche überrascht wurde. Ein lautes Schluchzen zog den Polizeidirektor oben auf die Orgel; dort kniete der Alte neben der Orgelbank und hatte die Hände gefaltet und den Blick nach Oben gerichtet. Nur mit Mühe konnte er von der Orgel herab noch Hause und in's Bett gebracht werden.

Ein Schlagfluß hatte den von Freude überwältigten alten Mann getroffen; nur noch wenige Stunden lebte er; die wotten Hände lagen gefaltet über der Brust; Te Deum laudamus! waren die einzigen Laute, die er wiederholt über die zuckenden Lippen brachte, bonn aber wagte noch einmal die Brust krampfhaft auf und der letzte Laut war — „Klingenthal!"

Drei Monate später erkrankte die alte Wittwe Nicolofzen. Mit einer seltsamen Sicherheit und Ruhe verkündete sie ihren Tod auf nächsten Dinstag Mittags zwölf Uhr. Als um diese Zeit die Nichte Longmonn tröstend on ihrem Bette saß und ihr die Sterbegedanken auszureden suchte, fragte sie mit großer Besorgniß, ob sie denn wirklich in den großen schönen Sterbegewölbe der Familie beigesetzt werden solle? Auf die bestimmte bejahende Antwort rief sie freudig aus: „Was wird Peter Schmidt — der Kramer nebenan — sagen!" legte im selben Momente den Kopf auf die Seite und — war dahingeschieden.

Bald sollte auch der alte Meyer folgen. Mit tiefem Schmerze hatte er den alten Freund zu Grabe begleitet und mit demselben Fagott, das er ihm einmal im Zorn auf die Brust gesetzt, den Chorol: „Jesus meine Zuversicht" unter einem Strom von Thränen über dem Grabe mitgeblasen. Er mußte es so verwinden, obschon er den alten einzigen Freund von mehr als vierzig Jahren her auf das Schmerzlichste vermißte und alle Andern viel zu „grüne dumme Jungen" waren; desto häufiger sang er nun in stiller häuslicher Einsamkeit geistliche Lieder mit Begleitung seines Kontrabasses. Als nun aber im Juli, beim großen Musikfest in der benachbarten Residenz, sein prächtiger großer Kontrobaß den Händen der unachtsamen fürstlichen Orchesterdiener entglitten und die steile Orchestertreppe hinabgestürzt war, und der in heftigstem Schmerz und Zorn entbrennende Alte dann auf das Höflichste wollen Ersatz verheißenden Hofmarschall noch bedeutet hatte, daß keine Leute „lauter unsame Spitzbuben und wahre Hallunken" seien, erkrankte der alte wackere Mann und starb nach kurzer Zeit am gebrochenen — Kontrabaß.

Noch steht das alte schmale graue Haus in der Tiefengasse; aber schon längst hausen andere Leute darin, welche keine Ahnung davon haben, welches Mausoleum alter, dahingegangener Originale sie bewohnen. Darum dem müssen jetzt die auwachsenden Originale sich in scheuer Hast vor dem Alles nivellierenden Leben verstecken, ohne sich in voller Freiheit entwickln zu können? Warum die Jagd unserer geistvollen, muthwilligen Bipblatter nach Originalen, ohne rechte Jagd- und Schonzeit zur Erholung eines trefflichen Wildstandes?

Aus meinem Farmerleben.

Von **E. Pfanne.**

VIII. *)

Das Klären.

Für den Ansiedler im Walde handelt es sich zunächst, einen Theil dieses Waldes wegzuschaffen und auf dem so gewonnenen Boden Ackerbau zu machen. Man nennt die hierzu nöthigen Arbeiten das „Klären", und die Art ist das Instrument, dessen man sich dobei hauptsächlich bedient.

Im Anfange verstehen freilich die Meisten von der Sache sehr wenig oder gar nichts und müssen, wie man sagt, Lehrgeld bezahlen. Mir ging es auch so, ich dachte: „nur immer recht viele Bäume niedergehauen!" und hatte meine Freude daran, wenn die Riesen des Urwaldes, durch meine Art gefällt, niederkrachten. Sie fielen kreuz und quer übereinander und bildeten bald eine wahre Wüstenei, die zu entwirren und aufzuräumen später weit mehr Arbeit kostete, als wenn ich sogleich jeden einzelnen Baum, nochdem er gefällt war, in Stücke gehauen hatte. Ich sollte aber auch wohl auf andere Weise für meine Unkenntniß bestraft werden.

Es ist die Gewohnheit der dortigen Kühe, die dünnen Zweigspitzen der gefällten Bäume, sowie die von denselben hängenden Baumflechten zu fressen, eine Art Winterweide, nach der sie sehr begierig sind, selbst wenn man sie sonst zur Genüge mit Heu und Stroh füttert, so sie passen schon bei jedem Baume gierig auf, der so eben angehauen wird und von dem sie voraussehen, daß er nächstens fällt, und won hat genug zu wehren, daß nicht ein solender Baum eines der Thiere todtschlägt. Nun hatte ich kürzlich eine ausgezeichnete, aber sehr futtergierige Kuh gekauft, die mit den übrigen der erwähnten Winterweide oblag und sehr gut dabei gedieh. Eines Tages wurde ich durch ein fürchterliches Schneewetter von der Klärungsstelle verscheucht, den Kühen gab ich unter einem Schuppen Heu und ging dann in's Haus. Das Wetter hielt an und als ich später wieder nach den Kühen sah, waren sie hinaus, um, wie man dort sagte, „Holz zu fressen", denn nomentlich die Zweigspitzen der Zuckerohornbäume sind für sie ein süßer Leckerbissen; ich hatte kein Arg dobei, aber am Abend, der bald darauf eintrot, fehlte gerade die beste Kuh, die ich nun zwar im Dunkeln überall suchte, aber nicht fand. Ich dachte, sie wäre zu ihrem früheren Herrn zurückgelaufen; dort war sie indessen nicht und erst nach einigen Tagen wurde sie entdeckt, als die Sonne den auf sie gefallenen Schnee ein wenig weggelegt hatte. Sie war in der Holzwüstenei über mehrere der umgehouenen Bäume gelletert, dabei umgefallen und mit einem Horne unter das Holz gerothen, so daß sie sich nicht rühren und ihre Glocke nicht klingen konnte. So war das arme Thier verschwunden, indem der Schnee sie mit einer dicken Lage bedeckte. Als ich sie fand, war sie längst todt. Das kom von dem regellosen Niederhauen der Bäume. Von den Mecklenburgern, die mir im ersten Winter ein Stück im Akford klarten, hatte ich nicht viel lernen können. Sie woren erst neu in's Land gekommen und verstanden selbst nichts. Hieben sie doch einen Baum einem der Ihrigen auf den Leib, daß er kaum mit dem Leben davon kam; auch muß man die Sache selbst treiben, um sie genau kennen zu lernen. So hotte ich z. B. einmal einen Baum umgehauen, der in den Zweigen eines andern hängen blieb. Ich hieb noch einen um und auch dieser fing sich in den Zweigen desselben Baumes. Nun war guter Rath theuer. Wollte ich die umgehouenen nieder haben, so mußte auch der dritte fallen. Das war aber ohne Lebensgefahr nicht möglich, denn wenn er fiel, so fielen natürlich auch die andern und es ließ sich gar nicht voraussehen, wie schnell und auf welche Weise sie fallen würden. Es war eine richtige Falle. Indessen, so bleiben konnte es nicht, die drei Bäume konnten nicht ewig in ihrer Umarmung verharren, also frisch darauf losgehauen; ich berechnete, daß, wenn sie stürzten, ich schnell zwischen den beiden Stämmen zurücklaufen wollte, um nicht getroffen zu werden. Gedacht, gethan, aber der zuletzt noch stehende Baum hotte etwas zu Seite gehangen und so bekam das Niederstürzen der ganzen Gruppe eine seitliche Richtung, und es fehlte wenig, daß mich einer der Stämme getroffen hätte. Als ich dieser zufälligerweise entging, hörte ich die Stimme eines meiner Nachbarn, der schon länger in Amerika war und so eben mein Kunststück mit angesehen hatte. Er sagte

*) VII. Illustr. Welt 1871. S. 563.

Digitized by Google

kopfschüttelnd: „Da fehlte ja nicht ein Haar, daß es Sie todtgeschlagen hätte; so müssen Sie das auch nicht machen!“

„Wie denn sonst? Die drei Bäume konnten doch so nicht bleiben!“

„Sie hätten sie so gar nicht hauen müssen!“ Und nun zeigte er mir, wie man schon vor dem Anhiebe jeden einzelnen Baum nach seinem Wuchse beurtheilen müsse, wohin er von Natur neige, wie man ihn aber auch fast immer durch die Art des Anhiebes zwingen könne, hierhin oder dorthin zu fallen, wie dabei auch auf den gerade wehenden Wind zu achten sei, und wie man sich überhaupt die Bäume am besten zum Vortheil schlage, indem man sie nicht kreuz und quer übereinander, sondern nach dem Feuer zu fallen lasse, auf welchem die Aeste am besten sofort verbrannt werden. Genug, er zeigte mir alle Vortheile, —

„Das ist's ja, was den Menschen ziert,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spürt,
Was er erlernt mit seiner Hand!“

sagt der Dichter, während der alte Schweinhirt Ebert derselben Gedanken langsamer zu ausdrückte: „I ist bi jeder Sache 'ne Wisserschap, ook bi der Schwinetuchst“.

Nachdem ich also auf diese und mancherlei andere Weise, z. B. durch dürre Zweige, die mir beim Bäumefällen hinweilen auf den Kopf fielen, belehrt worden war, wurde ich nach und nach in die Wissenschaft des Klärens eingeführt; keine Praxis ohne Theorie! Auch sah ich zu, wie es die verschiedenen andern Farmer machten, und hatte das Glück, auf eine Zeitlang einen tüchtigen Arbeiter zum Gehülfen zu bekommen, der die Sache auch dem Fundamente kannte. Er wurde mir von dem obenerwähnten Nachbar empfohlen, und ich machte mich eines Sonntags auf den Weg, um mich der werthvollen Hülfe des schwarzen Pitter, so hieß der Mann, zu versichern. Dieser wohnte damals in einer kleinen Schanty unten am Creek, wo er für den sogenannten reichen Butcher gewaltige Cedern wegklärte. In besagter Schanty wohnte er ganz allein. Als ich zu ihm kam, sah ich eine merkwürdige Szene. Der schwarze Pitter lag unweit seiner Hütte im Sonnenschein auf der Erde und schien ein Sonntagsschläfchen auszuruhen. Ein Känserchinein, welches er sich hielt, mochte das aber nicht leiden und lief immer um ihn herum, indem es Töne ausstieß, ihn an den Kleidern, und wie mir hören, selbst an Ohren und Haaren zupfte und mit dem Rüssel stieß. Bald meckte ich, daß Pitter sich nur schlafend stellte, um das Schwein zu necken. Als er, des Spieles satt, auf seine Füße sprang, erzählte er mir: er stelle sich bisweilen todt, dann würde das Schwein jedesmal so unruhig, wie ich es jetzt gesehen habe, und wolle ihn auf alle Weise wieder in's Leben zurückrufen.

Ich fragte, ob er keinen Hund habe, da er hier so allein wohne?

Er antwortete: „Ein Hund frißt beinahe so viel als ein Schwein. Das Schweiu da ist mein Hund und so zahm, daß es mir überall nachläuft. Wenn es groß ist, kann ich es fett machen und essen. Hier in Amerika muß man Alles berechnen.“

„Aber wird Ihnen dieses das zahme Thier nicht leid thun?“

Pitter zuckte die Achseln und meinte: „Es ist ja doch nur ein Schwein!“

Auch ein Rothgesichten besaß er, das er jung aus dem Walde genommen und gezähmt hatte, und das er nun in seiner Hütte frei ein- und ausfliegen ließ. Das war damals sein ganzer Hausstand; später schaffte er sich noch ein Hündchen an. Er willigte ein, mir gegen guten Lohn beim Klären zu helfen, und fand sich auch, nachdem er mit den Cedern fertig war, bald ein. Der verstand's; er betrieb das Holzhauen und Brennen mit einer Art Leidenschaft, und da er es immerfort that und namentlich das letztere schwarz abfärbt, er auch als Junggesell keine weibliche Hand besaß, die sich seiner Wäsche öfter angenommen hätte, als er sich selbst Zeit dazu gönnte, so sah er immer wie ein Kohlenbrenner aus; daher sein Beiname. Von Körper hager, bestand er fast nur aus Knochen, Muskeln und Sehnen, an seinen Schläfen hingen, wie bei den polnischen Juden, mehrere lange schwarze Locken herab, aber im Hauen mit der Art oder in der Arbeit mit dem Hebel zum Aufhäufen der Stämme war er Meister. Zum letzteren mochten ihm wohl seine zu Paris (er sagte stets: Pareis) als Steinhauer gemachten Vorstudien zu statten kommen. Wie fast alle andern Deutschen war er kein Freund von den Arten des Klärens, welche manche Yankees, um Arbeit zu erparen, anwenden. Vom Ringeln zumal wollte er gar nichts wissen, und mit Recht. Das Ringeln besteht nämlich darin, daß alle größeren Bäume ringsum den Stamm mit der Axt eingehauen werden, dann stehen bleiben und vertrocknen. Die Gebüsche und alle kleineren Bäume werden weggehauen und mit dem umherliegenden dürren Geäst verbrannt. Dann wird zwischen den geringeren Bäumen bestellt, diese aber brechen mit der Zeit nieder, oder ihre Aeste werden vom Sturm herabgeworfen, und zwar fast immer dann, wenn Getraide oder sonstige Feldfrüchte darunter stehen, denen dadurch Schaden geschieht. Endlich müssen diese Bäume doch weggeschafft werden und dann kostet es doppelte Arbeit, da sie alsdann dürr und hart geworden sind und der Axt weit größeren Widerstand leisten, als im frischen Zustande. Aus diesem Grunde nennen die Deutschen diese Methode ein „liederliches Klären“ und wenden sie fast nie an.

Das Schlagen in Windreihen findet öfter statt. Hierbei haut man eine Anzahl in einer Reihe stehender Baumstämme etwa nur zur Hälfte durch, schlägt dann einen großen Baum der Art, daß er fallend den zweiten der Reihe mit umwirft, dieser den dritten und so fort, so daß also die ganze Reihe zugleich fällt. Diese Methode empfiehlt sich, wenn das abzuklärende Land nicht schon im nächsten Frühjahr eingesät werden soll, so daß das Brennen erst im Sommer bei trockenem Wetter vorgenommen wird. Dann werden die Aeste einfach abgehauen, daß sie möglichst nicht aufeinander liegen. Sie sind bis dahin ziemlich trocken geworden und legt man nun Feuer an dieß Gezweige, so brennt es nebst vielen Stämmen mit leichter Mühe fast ganz weg. Das übriggebliebene Holz wird zusammengeräumt und ebenfalls verbrannt. Noch besser ist es, wenn man zu dieser Art des Brennens die Bäume im Kreise niederhaut, so daß die Kronen von möglichst vielen großen Bäumen dicht aufeinander liegen.

Das am meisten angewendete Verfahren ist aber das Glattwegklären, wobei jeder niedergehauene Baum erst seiner Zweige beraubt wird; diese verbrennt man sogleich und den Stamm selbst schlägt man in Blöcke von vierzehn bis sechzehn Fuß Länge, die ein neuer Baum niedergehauen wird. Dieser Art und Weise bedient sich der systematische Deutsche am liebsten. Schon während des Winters schafft er sich dadurch das Gezweige aus dem Wege; im Frühjahr liegen die Stämme schon alle bereit, um mittelst der Ochsen zusammengeschleppt, auf große Haufen gewälzt und ebenfalls verbrannt zu werden. Dann wird der ganze Raum noch abgehackt, so daß dadurch kleine Blätter, Späne und kleines Reisig auf kleinen Haufen zusammengebracht und durch Anzünden beseitigt werden, und nun ist der Boden, wenn auch die Erde hergestellt wurde, bereit, die erste Einsaat zu empfangen.

Es stehen dann allerdings noch die Stumpen der abgehauenen Bäume. Diese bleiben dem Zahn der Zeit überlassen, welcher denn auch so tapfer daran nagt, daß die meisten nach etwa acht Jahren zerfault sind und den Platz räumen. Bis dahin läßt man sie zum Andenken stehen, indem das Ausroden der noch frischen Wurzeln gar zu viele Mühe machen und nicht lohnen würde. Statt die Stumpen aufzuroden, klärt der Farmer lieber ein neues Stück zu seiner Klärung hinzu.

Das Brennen beim Klären ist übrigens meistens die Ursache der vielen in Amerika vorkommenden Waldbrände, denn viele Ansiedler gehen leichtsinnig mit dem Feuer um, und denken sich nichts Schlimmes dabei, wenn es in den benachbarten Wald hinein um sich greift. Wie schrecklich die Folgen bisweilen sind, hat der Herbst dieses letzten Jahres gezeigt. Wahrscheinlich wird aber die bisherige Art und Weise, Holzland zu klären, überhaupt eine Aenderung erfahren, indem jetzt eine Menge Stimmen in Amerika laut werden, welche gegen das verschwenderische Verbrennen des Holzes eifern. Man sieht ein, an vielen Orten zu spät, daß der Wald nicht so räschlichtlos, wie bisher, ausgerottet werden darf, wenn nicht die größten Nachtheile für das Klima und die Fruchtbarkeit des Landes wie für den Holzbedarf der Nation daraus hervorgehen sollen. Will man da gründlich helfen, so wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, als daß die Regierung große Strecken Kongreslandes reserirt und nach den Grundsätzen einer guten Forstwirthschaft selbst bewirthschaftet.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 456:
Eine überlistete Armee.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 44. Stuttgart und Leipzig

Salon u. Werkstatt.

Ein Lebensbild aus alter und neuer Zeit

von

E. Löwenherz.

(Fortsetzung.)

Die Konversation der Beiden wurde ihrerseits in einem gedehnten, gezierten, mit französischen Brocken untermischten Englisch, von ihm in einem greulich plebejischen Kauderwälsch von süddeutschem Dialekt und schlechtestem Englisch geführt. Er machte keine Sprache je korrekt erlernt haben. Seine biden Hände fingerten an der schweren Uhrkette herum, während er in unangenehmer Beweglichkeit — heftig gestikulirend — wie ein dicker Irrwisch hin und her fuhr.

Venus und Pluttan mit seinen goldenen Nepen, dachte er spöttisch und dann lächelte er — es fiel ihm ein, daß zu dieser mythischen Gruppe ja noch ein Dritter gehörte, der Ares, von der Luthere bethört, den Schmiedegott betrügend. Die Fahrt war langweilig genug, warum sich nicht bestmöglichst die Zeit vertreiben!

„Wenn's auch nur Wasser ist — 's wär' doch gestohlen!"

Lächerlich! warum fuhr ihm das gerade in den Sinn — die kleine Thörin mit den difficilen „bürgerlichen" Rechtsbegriffen! Er klappte das Buch zu, stand auf und schritt mit einer Verbeugung auf den Deutsch-Amerikaner zu und sog die Reisemütze höflich.

„Haben Sie die Güte, Mr.? Mr.?—"

„Fox," warf dieser ein. (Im schönen Deutschland hatte er Fuchs geheißen, aber seine guten Gründe, den Namen sinnreich zu übersetzen.)

„Mr. Fox, mich der Lady vorzustellen," sagte Lebrean, ohne viel Ceremonie auf sein Ziel lossteuernd. Wer macht mit solchen Leuten auch viel Umstände! Er überreichte dabei seine Karte.

Das bleifarbene Gesicht des Mr. Fox ward noch um einen Ton grünlicher, als er den Blick auf das glacirte Stück Papier in seiner Hand heftete — es entfiel den Fingern, als hätten sie sich an der Berührung verbrannt.

„Mit vielem Vergnügen," stotterte er — während er sie mit einander bekannt machte und an dem Namen förmlich zu würgen schien. Mit plumper Handbewegung folgte die Vorstellung.

„Miß Evelyne Nobel."

„Graf (count you know Ma'am) Alexander Brasseur de Lebrean."

„Stehen Sie auf

Theorie und Praxis.

Ein Philosoph im Garten saß,
So schart in Hegel's Logik los.
Er meditirt ohn' Unterlaß,
Daß ein Gedank' den andern stoß,
Abstractus, abstracta, abstractum.

Da rauscht es von dem Hause her,
Ein zarter Arm umschlang ihn sehr,
Ein zarter Mund küßt ihn noch mehr,
Gar wonnig war's dem Logiker,
Concretus, concreta, concretum.

Digitized by Google

von das Play, Mr. Fox, — Graf da sihen lassen." rabebrachte das reizende Mädchen, während es ungeniert mit der grazisen Hand, durch deren Haut die Adern schimmerten, die Plaids des Mr. Fox aus dessen Lehnstuhl herausschleuderte, nachdem er ihrem scheuen Befehl gehorcht.

„Sie seien schönes Mann und sine Augen wie das von Seal — wie eihen Mr. Fox? Seehund Sie sagen? wie Seehund Mr. Graff, grüne schwarz." Sie fächelte sich dabei hintenüber geworfen, die kleinen Hackenschuhe in der Luft schwebend.

Keheran verneigte sich tief verlegen, dankend bei diesem keck ihm zugeschleuderten Kompliment.

Komische Einleitung einer neuen Bekanntschaft! Fühlte sich die kleine Dame denn gar so sicher auf ihrem selbherrschten Postament, daß sie das ungestraft zu thun wagen konnte? — Er hatte wohl gehört, daß die Frauen in Amerika sich viel erlauben, weil sie eine kleine Gottheit sind, vor denen das stärkere Geschlecht in steter Devotion das Knie zu beugen hat, aber diese selbhoertrauende, ja unweibliche Sicherheit, die auf ihre Unantastbarkeit dreist zu pochen schiint, hätte er doch nicht erwartet. Ein wenig zu viel der „Kinderpsandere"!

„Sprecken Sie Englisch?" setzte sie das Examen fort, da er kein passendes Wort finden konnte, um die seltsame Konversation mit dieser routinirten Frau fortzuspinnen.

„Kaum der Rede werth; ich habe Alles, was ich in der Schule erlernt, wieder vergessen."

„Französisch?"

„O das ist meine halbe Muttersprache."

„Je suis ravie Monsieur parce-que ce polisson là — cette bête abominable ne le comprend pas." Sie deutete mit dem Fächerstiel auf ihren Begleiter.

„Hm, recht vielversprechend!" dachte Keheran. Er wußte noch nicht, daß es in Amerika keine Kinder gibt, daß die Mädchen frühreife Frauen ohne den zauberischen Schmelz unschuldsvoller, geistiger Unreifheit sind, ehe sie noch Jungfrauen werden.

„Miß Coy — die breakfast bell ringt zum zweiten Mal — well, Sie kommen doch mit, Heer Graf!" unterbrach Mr. Fox mit gerunzelter Stirn die Unterhaltung, die sich zu beleben anfing.

Die junge Dame nahm — die ausgereifte Mode ihres Begleiters abfichtlich verschend, Keheran's Arm und rief ihm noch zu: „auch ja all' ihre Shawls mit in die Kajüte zu bringen."

Graf Alexander machte von da ab reißende Fortschritte in der Gunst von Miß Coolyne. Zwanzigmal des Tages wurde der Schwarze geschickt, um ihm zu ihr zu beordern, die nur noch in französischer Sprache mit ihm konversirte und ihn sonstwie mit Beschlag belegte. Er mußte ihr dienender Ritter von Morgen bis Abend sein, mit ihr Schach spielen, ihr vorlesen, mit ihr im Salon musiziren, ihre Lieder begleiten. Für Mr. Fox hatte sie nur ein hochmüthiges Naserümpfen oder wegwerfendes Achselzucken, wenn er mit den Kleinen, mitthemb funkelnden Schlipsangen ihr dann und wann etwas zuflüsterte, was nicht für sein Ohr bestimmt war.

Ueber die Beziehungen der Beiden war er auch längst im Klaren.

Miß Rodel war in Paris zur letzten Vervollendung ihrer Erziehung in Pension gewesen und Mr. Fox, der Socius ihres Vaters, hatte sie bei einer Geschäftsreise auf dem Kontinent von dort abgeholt, um sie unter seinem Schutz in die Arme des Vaters, der ein new-yorker Handelsfürst und Konsul war, zurückzuführen. Miß Coolyne sah zwar gerade nicht aus, als hätte sie des „Schutzes" bedurft, am wenigsten des seinen, den sie quälte und tyrannisirte, aber einen Lakaien mehr konnte die anspruchsvolle junge Dame sehr gut in ihrem Dienst verwerthen.

Sie kehrten eben Arm in Arm von der äußersten Spitze des Schiffes zurück, das das Steuerhaus den Blicken verdeckte. Es war Abend, eine mondscheinlose Nacht. Sie hatten auf das Wunder des Meeres, jenes phosphoreszirende Glühen, das wie rollende Feuerströme die Planken umspielt und leuchtende Planetenschweife am Schiffsteel nachzieht, gemeinsam hinabgeblickt. Er schwieg, fast andächtig, aber mit tiefergreifer Scele, an dir das Naturwunder mit lauter Stimme pochte, in eine träumerisch weiche Stimmung durch die laue Sommerluft gewiegt — sie mit beredtem Munde, der von banalen Phrasen des Entzückens überfloß und doch so wenig Sympathieen für seine Seelenstimmung fühlte. Sie war jung und schön; sein Arm lag um ihren schlanken Leib, um dem leisen Luftbauch zu wehren, der die lose Hülle um ihre Schultern hob. Er wollte in diesem Augenblick nicht wissen, daß es in dieser hübschen Wachspuppe kein geistiges Verständniß für seine poetisch gehobenen Empfindungen gab. Er sühlte ihre weichen Formen, die sich ihm inniger anschmiegten — er wäre kein junger feuriger Mann gewesen, wenn er das Herz, das nahe an seinem pulsirte, nicht fester an sich gezogen, wenn er nicht glühende Küsse von dem schwellenden Mund gesogen, der ihm begehrend zugeboren war.

Er glaubte sich dem Ziel seines Strebens nahe — sie war die getäumte Erbin — sie war sein! Armer Keheran! Er warf kleine Stückchen Holz in die Tiefe — es perlte in leuchtenden Tropfen auf zur Oberfläche und er hielt das ephemere Leuchten für Licht.

Mr. Fox empfing sie in übelster Laune.

„Miß Coolyne, Sie werden sich, wenn Sie so Steeple-chase laufen, unnütz echauffiren," sagte er mit höhnischer Zweideutigkeit in seinem häßlichen Kaubernalich.

Sie kehrte ihm verächtlich als einzige Antwort den Rücken.

„Reisen der Herr Graf zum Vergnügen?" bemerkte er lauernd später beim Thee im Salon.

Mit einem kakonischen „Jo" glaubte Keheran den unbequemen Fragesteller los zu werden, aber er hatte die zähe Ausdauer des traurigen Bücherers, der sich in der neuen Welt zum Millionär emporgearbeitet, nicht in Anschlag gebracht.

„Haben Sie Konnexionen?" — ich stünde sonst gern zu Diensten — bei uns drüben ist Zeit Geld."

Keheran überlegte bei sich, daß man in seiner unsicheren Position die hilfreiche Hand doch nicht schroff ablehnen dürfte, er lenkte deßhalb ein, indem er zögernd meinte: „Wenn es mir drüben gefällt, suche ich vielleicht dauernden Aufenthalt und meiner Stellung entsprechende Beschäftigung."

Die wulstigen Lippen des Kaufmanns verzog ein selbstgefälliges Triumphlächeln — wie wenig er sich ja in seinen Voraussetzungen täuschte — wie scharf sein Blick war! Ein armer weggelaufener Teufel, den Schulden fortgetrieben, wie einst seinen Stiefvater — den jetzigen Majorathsherrn. hm!

— Es war ihm nicht angenehm zu Sinn, als er an die Abschiedsscene mit Tom dachte, der den Revolver in der Hand auf den Blutlauger eingedrungen, bis er ihm das Reisegeld abgewungen. — Sein Glück, daß der alte Herr so bald darauf starb. — Was nützten ihm aber die paar zusätzgebrennen Tausende des Ehemanns, da ihn die Herren Kameraden der Scheranis später doch ruinirten? Zwei erschossen sich, ein Dritter hatte Unglück auf der Eisenbahn! — Fort mit den Phantomen, sie treiben den Angstschweiß auf die Stirn! Mag sie immerhin mit ihm flirten (kokettiren), wenn's ihr Vergnügen macht, der ist nicht mehr gefährlich! —

Graf Keheran unterbrach den Gedankengang mit einer unerwarteten Frage: „Glauben Sie nicht auch, daß es Jemandem wie mir leicht fallen wird, passende Stellung zu finden?"

Der Amerikaner lächelte ihn an, wie man über das naive Selbstvertrauen eines Kindes lächelt.

„Was können Sie, Herr Graf?" — vergeben Sie die unbescheidene Frage, wenn Sie aber meinen Rath wollen, muß ich das vor Allem wissen."

Keheran sah sehr betreten aus. — Was er konnte?

Er blickte bedeutsam auf das Cigarrenetui, das zwischen ihm und seinem inquisitiven Nachbar lag und dessen aufgeprestes Wappen die beste Antwort gab.

„Sie meinen" — pob der Andere mit unverschämter Vertraulichkeit wieder an, — „Sie sind Graf Alexander Keheran — Gelt, zu Haus mag das ganz schön sein, um Zbalerd daraus zu pfogen, bei uns gilt's halt gar nix. Vergangenheit und Zukunft rechnet bei uns nit — die hat Jeder umsonst. — Was Einer gewesen, darnach fragt Keiner — Geld haben und zur Kirche gehen ist respektabel — drüben, i mein in a Kaiserstadt, im Gesängnis, weil's Einen todtgeschlagen, und hier a großer Mann. — Heute in a Equipag' mit Livreebedienten und morgen mit em Bettelsack und Trauerweidenhut — da haben's — Amerika! — Ich will Sie einen guten Rath geben — in Hoboken ist a Förschi, der hat en Gasthof — der nimmt gern adelige Kellner — God dam!"

Er spie dabei höchst graziös auf den seinen Teppich — eine häßliche Gewohnheit der meisten Amerikaner.

„Wir sind Alle frei und unabhängig — der Schusterbursche macht dem feinsten Gentleman nicht Platz" — setzte er, wie zur Bekräftigung mit der Faust auf den Tisch schlagend, energisch hinzu. „Spitzbuben sind sie Alle, die Großen und die Kleinen, die an der Spitze stehen am meisten, 's macht aber nichts, da lebt sich's recht comfortabel. — 'nen Bankerott ist bei uns nichts Schlimmes, man sieht dabei nicht so ängstlich wie drüben Einem auf die Finger. Comfortabel, nicht?"

Keheran wußte nicht, sollte er lachen oder auffahren bei der behaglichen Schilderung dieses niederversprechenden Bildes. — Häßliche Zustände, netter republikanische Freiheiten! — Wenn der Mann auch grell malte, etwas mußte doch daran sein. Eine Gansehaut überlief ihn. Aber was ging's ihn denn schließlich an? sein Lebensschiff war ja bereits in sichrem Hafen eingelaufen und ein Jahr war keine Ewigkeit.

Der Amerikaner beaugelte ihn höhnisch von der Seite.

Lache nur, Du eingebildeter Zant — wirst schon nur zu bald weinen! dachte er.

„Müssen erst mal bei die Wahlen sein, Herr Graf, dann werden's lernen, was es bei uns heißt: ‚a respectable man' zu sein, was Geld da wirken kann, Geld und Whisky — fünfzehn irländische Stimmen für . . ."

Digitized by Google

Keberan ließ ihn nicht ausreden — er erhob sich hastig, das Bild erkalte ihn an.

Am nächsten Tage verrieth die wärmere Luftströmung, daß man, nachdem man die neblige Eisatmosphäre der Neufundland-Inseln passirt, sich dem Golfstrom näherte. Den darauf folgenden sah man die kleinen Segelschiffchen der Lootsen rings umher im Kreise, deren Boote sich davon ablösten, und jetzt ein Wettlaufen anzustellen, um zuerst den Lootsen für das Schiff zu liefern. Die Verbindungstreppe ward herabgelassen zu dem auf und nieder tanzenden kleinen Fahrzeug, das an der Seite des Riesendampfers anlegte. — Letzterer trat stöhnend und dampfend, nachdem er wenige Augenblicke gestoppt, wieder in alte Thätigkeit. — Der greise Lootse übernahm sofort das Kommando und dirigirte das unwetterte Schiff glücklich durch die gefährlichen Fahrwasser.

Am Abend lag es vor ihnen wie das gelobte Land, Staten Islands malerische, grünaufsteigende Hügellette. — die untergehende Sonne vergoldend in glutrothem Ball in den leise wogenden Fluten, diese mit schillerndem Purpur anhauchend.

Land! sie jauchzten es Alle aus voller Seele, als der Dampfer plötzlich nach langen Schwankungen wie angemauert dastand, — der Greis an der Seite des Mädchens, das ihm das Morgenrothe einer schönen Zukunft versprach, — Klein-Germania, deren dunkle Augen wehmuthsvoll rückwärts zur Heimat schweiften, deren schmale Schultern den silberhaarigen Greis stützten, den der Zukunft auch das langer Haft herausgeholt.

Aber an's Land durfte noch Keiner, — sie hatten bis zum nächsten Morgen Quarantäne zu halten, bis der Arzt den Gesundheitszustand an Bord am nächsten Morgen geprüft. Miß Nabel riß ein Blatt aus ihrem Notizbuch, um ein Telegramm für ihren Vater darauf zu kritzeln, das das Postboot zu befördern versprach. Sie fragte Keberan scherzhaft: ob er vielleicht für irgend Jemand eine Botschaft habe. Er verneinte traurig — das Gefühl gänzlicher Vereinsamung überfiel ihn — er kannte Niemand, dem an seiner glücklichen Ankunft gelegen war. Selbst Klein-Germania übergab ein Zettelchen dem gefälligen Boote.

Miß Evy war von dem Augenblick an wie ausgewechselt. Ihre apathische Grazie hatte einer fast fieberhaften Lebendigkeit Platz gemacht. Sie war voll war Freude, in die allgewohnten Verhältnisse zurückzukehren.

Keberan fühlte, daß auch in ihre Beziehungen zu einander ein undefinirbares Etwas getreten, das ihn ihr fremder gegenüber zu stehen zwang. Sie war nicht unfreundlich — sie nahm seine tausend Ritterdienste mit gewohnter Huld auf, aber er empfand die feste Zugehörigkeit nicht mehr im selben Grade, denn er fühlte durchaus nicht all' ihr Denken und Sein mehr aus.

Wenn es nur eine Episode gewesen, wo er auf einiges Glück gehofft! Gallicht sieg's in ihm auf. — Mit einem Keberan zu spielen — pah! — Liebe er denn das Mädchen wirklich? — Er hätte schwer in diesem Augenblick entscheiden können. Sie verlorperte ihm Aussichten — Zukunft, Alles — er hing an ihr, wie der Ertrinkende an der Rettungsplanke — das wußte er.

Sie stand neben ihm, während der Dampfer am nächsten Morgen den majestätischen Hudson durchschnitt. — Die Arme hatte sie auf den hohen Schiffsrand gestützt, — schwere Seide umrauschte sie in den Uebertreibungen der neuesten pariser Moden. Ihre dünnen Finger machten ihn auf diesen und jenen Punkt aufmerksam, auf die Citadelle Lafayette, die man eben passirte, auf die Thürme der atlantischen Metropole, die in der Ferne auftauchten.

»Les capitales du continent sont charmant — mais ils ne sont rien en comparaison de notre New-York, ni Paris, ni Allemagne, ni Londres.«

Keberan biß sich in die Lippen, um nicht malitiös zu lächeln. „Deutschland eine der Kontinenthauptstädte; allerliebst!“ Er kannte ja den Bildungsgrad dieser reizenden Modepuppen noch nicht aus eigener Anschauung — wußte nicht, daß es zwischen der jungen Gesellschaft dort und der aberschaftlich überpolirten Ignoranzin, die hoheit Kopfchen mit ganz anderen Interessen füllt, am Platz sur ernstes Studium darin zu lassen — nicht wie bei und die goldene Mittelstraße gebiegener Schulbildung gibt.

Der imposante Hafen breitete sich jetzt in der Hudson-Bay im wundervollen Panorama um sie aus — ein überwältigender Eindruck beim ersten Anblick. Ein Wald von Masten begrenzte ihn vom Hudson und Lastriver hüben und drüben. Wolkenhoch ragten die zahlreichen Ferryboote — unsternische Road-Archen — über die durchfischtig blaue Flut von einem Ufer zum andern, die Verbindung zwischen New-Yoel und den gegenüberliegenden Inseln behändig erhaltend. Schiffe aller Länder, aller Nationen lagen umher — liefen ein oder aus, und um sie her kreisten Segelboote oder kleinere Schiffe. Es war ein unbeschreiblich reges Leben auf den Wellen.

Obschon Hobalen — der Ankerplatz der deutschen Schiffe — bereits erreicht, ja in den Dock der hamburger Gesellschaft bereits eingelaufen, dauerte es lange, ehe die Landung bewerkstelligt und durch schwankende Brücken die Verbindung mit dem Ufer hergestellt werden konnte. Ein Menschenstrom ergoß sich darüber hin auf das Dock — lauter Willkommen bringende Angehörige der Reisenden. Auf dem Schiff gab's keine Grenzscheiden mehr. Alles flutete in freudig erregter Stimmung durcheinander.

Im Nu war Miß Evy von ihren Bekannten umringt: es war ein lärmender, glänzender Kreis — wahrscheinlich Verketer der hortigen Geldaristokratie — vorwiegend Damen, wie Miß Nabel mit exzentrischer Mabeschaft gekleidet. Ein kleiner Herr mit breitrandrigem Planzerhut, in weißer Sommertoilette von Kopf bis Fuß, hatte die junge Dame mit geschäftsmännischer Eile auf die Stirn geküßt und jede Wiederbegrüßung abschneidend, kurz angebunden die Gepäckreine gefordert. Er war mit einer Hast, die deutlich kundete: „Zeit ist Geld“, mit seinen beiden mitgebrachten Negern in die Gepäckräume hinabgeeiligen und hantirte, taxte Befehle ertheilend, eifrig dort herum.

Keberan stand in bistreter Ferne, ein stiller Beobachter. Sein Blick traf plötzlich auf eine blendend schöne Brünette in Miß Evy's Umgebung, eine reizende Kubanerin, schon wie die Stadt, in Form und Farbe einer antiken Bronzestatue vergleichbar.

Ihr brennendes Auge mußte das seine magnetisch angezogen haben, denn es hing wie bezaubert an seiner ritterlichen Gestalt, ihr glührother Mund theilte sich zu einem bestrickenden Lächeln, aber seine Brust war umpanzert durch die trügerische Hoffnung, die ihn an Evelyne Nobel kettete. Hatte sie ihn denn ganz vergessen?

Der alte Herr, ein etwas verfeinertes Pendant zu seinem Compagnon, der sich den ehemals heraldischen Namen — vielleicht den eines Schuftes — sinnreich umgestaltet, Evelyne's Vater, kehrte eben in Begleitung der Bagage aus den Unterräumen zurück. Er schien zur Eile zu treiben. Die ganze Gesellschaft strömte im bunten Durcheinander die Treppe in den langen Schuppenraum hinab, wo die Zollbeamten, die mit Mr. Nobel in gutem Einvernehmen stehen mochten, flüchtig die Hand, dem Scheine zu genügen, in einen der Koffer tauchten, um gleich darauf auf all' das übrige Gepäck unbesichtigt ihre Besicheinigungspapiere zu kleben.

„Schon ganz vergessen!“ dachte Keberan bitter. Nein, da drehte sie sich noch einmal wie unter plötzlichem Besinnen am Ufer um. Den rosigen Finger an den rosigen Lippen grüßte sie zu ihm hinauf. Ein »à bientôt« war der unmuthige Abschied. Im nächsten Augenblick rollte ein Wagen von dannen. Die nächste Fähre führte die Equipage sicher schon über den Strom New-York zu.

War das ein passender Abschied einer hingebenden, liebevollen Braut? So schnell schon vergnügtlich und Anderer halber überseben! Eine leise Berührung seines Armes schreckte ihn aus dem grollenden Sinnen.

Klein-Germania stand vor ihm in reinlicher, aber dürftiger Kleidung. Unter dem linken Arm trug sie ein Bündel, der rechte unterstützte einen verwirrigen Greis, dessen zitternde Hand sich übrigens noch auf die breite Schulter eines schönen, großen jungen Mannes stemmte.

Wie verändert schien ihm das Mädchen in den wenigen Tagen! Sie kam ihm gewachsen, entwickelter, jungfräulicher, wie eine sich entfaltende halbgeschlossene Knospe vor. Er konnte sie nicht mehr „Du“ nennen, als er das braune Zeenhändchen sanft in seine nahm, denn sie schien ihm plötzlich verwachsen.

„Ich mochte nicht gehen, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, gnädiger Herr,“ sagte ihre leise süße Stimme.

„Und ich,“ setzte der schöne, blondbärtige Recke hinzu, „möchte dem Herrn Grafen meinen verbindlichsten Dank für die Güte sagen, mit der er sich meiner Schwesterchen angenommen. Wenn der Herr Graf meines Dienste je bedürfen sollte, bitte ich unumschränkt über mich zu verfügen. Ich bin Kunststicker und wohne . . .“

Der Graf, der der durchblicken Ausdrucksweise sehr wohl den Mann der besseren Gesellschaft anhören konnte, stutzte sich fast beleidigt durch den stolzen Unabhängigkeitssinn, mit dem der „Handwerker“ sich in ruhigem Selbstbewußtsein dem hochgeborenen Grafen gleichzustellen schien.

Er schnitt ihm kurz das Wort ab. Sein Ton streifte stark an Herablassung, da er fühl erwiederte: „Wenn Ihnen so viel daran liegt, die kleine Gefälligkeit abzutragen, mein guter Mann, so seien Sie so gefällig und helfen mir da unten durch — ich bin der Landessprache nicht recht mächtig. — Sie sehen, welch' heillose Verwirrungen die Kerls da in den Koffern meiner Mitreisenden anrichten.“

„Gestern Sie eine Kiste Cigarren und ich stehe für den Erfolg,“ gab der Andere jetzt auch gemessen zur Antwort.

Der Graf dankte feumdlicher, nachdem Germania's Bruder ihm gewandt über die vorschriftsmäßigen und übel ausgebeuteten Unterhandlungen mit den Offizianten fortgeholfen. In jeder Bewegung sprach sich bei dem blonden Deutschen wortige Entschlossenheit, ein männliches „Ich weiß, was ich will“ aus, vor der der Amerikaner große Achtung hat. Er führte seine Hand grüßend an die Hutkrempe — übertriebene Höflichkeit schien nicht sein Fehler zu sein — Germania nickte ihm noch einmal kindlich-freundlich zu, dann stand er allein und unschlüssig vor dem Pier.

Digitized by Google

Ein Reisegefährte, ein junger Dane, der fast bei einem amerikanischer Marinelieutenant auf seinen Karten nannte, in Wirklichkeit aber Handschuhspediteur war (was? lauft in New-York nicht Alles unter falscher Firma umher!), riß ihn aus der augenblicklichen Verlegenheit, indem er ihn überredete, mit in sein Hotel zu kommen, dessen geheimer Agent er bei den sogenannten Greenhorns (eben von Europa Gekommenen) spielte.

Kehraus willigte nur zu freudig ein. In fremdem Lande, der Sprache unkundig, war er nur zu glücklich, in der deutschen Kolonie Hoboken vorerst ein Unterkommen zu finden.

Der verwöhnte junge Mann prallte aber entsetzt zurück, als ihn bieser in das Part Hotel, eine entsetzlich schmutzige Spelunke, den Aufenthalt alles möglichen Gesindels, führte.

(Fortsetzung folgt.)

Till Eulenspiegel.

(Fortsetzung.)

5.

Wie Eulenspiegel sich zu einem Schneider verdingt.

(47. Historie.)

(Bild S. 521.)

Als Eulenspiegel nach Berlin kam, trat er bei einem Schneider in's Geschäft. Als er nun auf der Boutique saß, sagte der Meister zu ihm: „Geselle, nähe recht eng und fest, daß man es nicht sieht." Eulenspiegel nimmt die Nadel und ein Gewand und beginnt nun emsig in der Luft herumzufadeln. Wie das der Schneider sieht, sagt er: „Was macht Du denn da?" Eulenspiegel antwortete: „Ihr sagtet ja, ich solle nähen, daß man es nicht sehe: so sieht es Niemand." Der Meister aber ließ sich nicht spotten und sagte: „Hör' auf, also zu nähen; sang' an zu nähen, daß man es sieht." Nach drei Tagen war der Meister Abends müde und wollte zu Bette gehen; da warf er den alten Bauernrock, an dem er eben nähte, Eulenspiegel auf den Schooß und sagte: „Da nimm und mach' den Wolf recht heraus." Damit ging er zu Bette. Eulenspiegel aber nahm den Rock, schnitt ihn auf und machte einen Kopf daraus, der einem Wolf ähnlich sah, und ging auch zu Bett. Als der Meister des Morgens aufwachte, fand er den Wolf im Laden stehen, und da er wohl merkte, daß es ein gemachter war, sagte er zu Eulenspiegel: „Was soll das heißen? Was hast Du da gemacht?" — „Einen Wolf, wie Ihr mir befohlen." Der Meister sagte: „Solch' einen meinte ich nicht: den großen Bauernrod nannt' ich einen Wolf." Eulenspiegel antwortete: „Lieber Meister, das wußte ich nicht; der Rock hätt' ich wahrlich lieber gemacht, als den Wolf." Der Schneider war's zufrieden. Ein paar Tage später war der Meister wieder müde und hatte gern geschlafen, da aber ein Rock noch fertig gemacht werden sollte, so gab er Eulenspiegel den Rock und sagte: „Wirf die Aermel noch an den Rock. Dann gehe auch schlafen." Eulenspiegel sagte zu und hing den Rock an einen Balken. Dann zündete er zwei Lichter an, stellt auf jede Seite eines und nimmt einen Aermel, den er an den Rock wirft. Und wenn die beiden Lichter verbrannt waren, zündete er zwei neue an und warf so die Aermel an den Rock bis zum Morgen. Als der Meister des Morgens in den Laden kam, sieh sich Eulenspiegel nicht hören, sondern warf in Einem zu die Aermel an den Rock. Der Meister aber fuhr ihn an und sagte: „Was soll das Narrenspiel?" Eulenspiegel antwortete: „Das ist kein Narrenspiel, die ganze Nacht die Aermel an den Rock zu werfen: sie wollen nun aber eben durchaus nicht leben. Ihr wußtet wohl, daß das vergebliche Arbeit sein würde." Der Meister versetzte: „Das ist nicht meine Schuld. Konnt' ich wissen, daß Ihr mich so mißverstehen würdet?" — „Nun, wenn Ihr's anders gemeint, so habt Ihr jetzt die Last. Sprecht, wie Ihr's meint, daß man's versteht. Der Aermel wäre im Nu angenäht gewesen. Jetzt könnt Ihr's thun, ich aber will schlafen gehen." Der Meister aber wollt' es nicht leiden; er bezahlte seine Schlafer, und die Lichter sollte er ihm auch noch ersetzen. Da Eulenspiegel das hörte, packte er seine sieben Sachen zusammen und machte sich auf die Fersen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Schachaufgabe Seite 504:

Weiß.	Schwarz.
1) S. B 4 — D b 7	1) K. C 5 — C 6 oder A.
2) D. A 3 — F 8	2) Beliebig.
3) D. gibt Matt.	
A.	
1)	1) K. C 5 — D 4.
2) T. A 3 — E 3 †	2) K. D 4 — C 4.
3) D. E 3 — C 3 gibt Matt.	

Der Arzt als Hausfreund.

Von

Dr. med. H. Klencke.

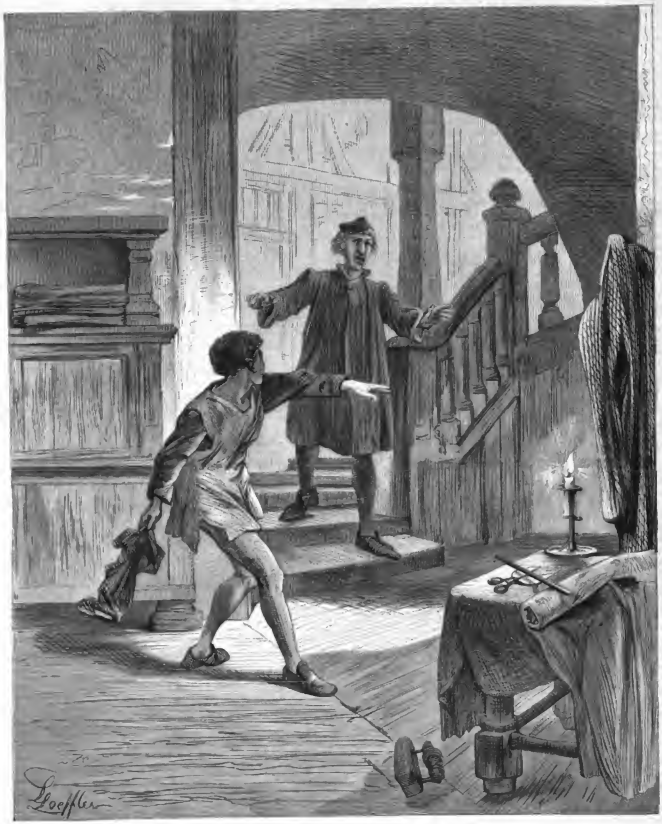
5. Der Schnupfen.

„Wie? Ueber den Schnupfen, diesen allgemeinen, leider zu sehr bekannten Gegenstand, der uns mehr heimsucht, als uns lieb ist, und den wir entweder gar nicht beachten, oder mit einer Tasse Fliedertheе, höchstens einem gehörigen Bettschweiße abthun, will der ärztliche Hausfreund unserer Lesertreiseß uns noch unterrichten, etwa Neues sagen und wohl gar ein neues Verfahren empfehlen? Wenn er uns sagen und rathen könnte, wie man es anzufangen hat, um überhaupt diesen lästigen, zudringlichen Gast der Nasenräume für immer los zu werden, oder ihm gleich beim ersten Anklopfen die Thür zu weisen, so würden wir bereitwillig jeden Rath annehmen und treu befolgen!" —

So ungefähr glauben wie den Gedanlengang vieler Leser dieser Zeitschrift zu belauschen, die mit Verwunderung die Ueberschrift dieses Artikels erblicken; aber dennoch laden wir sie ein, unseren Mittheilungen einige Aufmerksamkeit zu schenken, die wahrscheinlich manches noch Unbekannte zum vollsthümlichen Verständnis bringen, auf manche Rücksicht hinweisen und entweder vor dem Schnupfen, als dem bezeichneten lästigen und ungebetenen Gaste, bewahren lehren oder doch ihn als einen unter der Maske der Harmlosigkeit einbringenden, oft sich hartnäckig festsetzenden oder tückischen Fremdling der Gesundheit kennzeichnen. Es ist je kein ärztliches Geheimniß, daß ein vernachlässigter Schnupfen oft zeitlebens andauernde Störungen des Wohlbefindens, in höherem Grade verschiedene Krankheiten zur Folge haben kann, daß manche Krankheit mit einem Schnupfen beginnt und dieser als Vorläufer verkannt und gering geachtet wird. Und wäre es nur ein einfacher Nasenkatarrh, der den populären Namen des Schnupfens trägt, so hätte es doch für Jeden, der den „ungebetenen Gast" bei sich beherbergen muß, ein natürliches Interesse, diesen etwas näher kennen zu lernen. — Ist er aber immer ein ungebetener Gast? — Wir bezweifeln das. Denn wie oft hört man Jemanden, der nicht recht weiß, ob er eigentlich wohl oder unwohl ist, dem es bald hier, bald da fehlt, sagen: „Ach! wenn ich nur einmal ordentlich den Schnupfen bekäme; ich glaube, es würde mir besser!" — Oder es hat Jemand den ungebetenen Gast so schlecht behandelt und so streng ignorirt, daß derselbe sich ganz heimlich aus den sichtbaren Nasenräumen zurückgezogen und als ein heimlicher, unsichtbarer Kobold im ganzen Organismus versteckt hat, und das allgemeine Unbehaglichkeits- und Abspannungsgefühl treibt alsdann die betreffende Person zu der Aeußerung: „Ich glaube, der Schnupfen ist mir auf die Nerven gefallen!" — Man redet sogar von einem „krepirten Schnupfen", was so viel sagen will, als daß er nicht gehörig zur Ausbildung gekommen sei, obgleich er sich mit den gehörigen, oft heftigen Erscheinungen seines Einzuges in die Nase angekündigt, plötzlich aber spurlos verloren hat, dafür aber Störungen des Allgemeinbefindens oder anderer Schleimhäute, selbst ganzer Organe sich bemerklich machen, die dann vom Arzte nicht selten als „verlarvter Schnupfen" bezeichnet werden. — Was diesen, dem täglichen Leben entnommenen Zuständen dürfte schon ein Zeugniß gewonnen werden, daß es sich doch wohl der Mühe lohne, den Schnupfen zum Gegenstande einer näheren Erörterung zu wählen.

Schnupfen ist ein Katarrh der Nasenschleimhaut und der damit verbundenen Schleimhautflächen; dieser Katarrh scheint sich die Nase als Privilegium vorbehalten zu haben, denn andere Schleimhautaffektionen, wie Croupentzündung und Typhöseritis, sind auf der Nasenschleimhaut äußerst selten und dann nur in Folge von anstekenden Krankheiten. Viele Menschen haben eine große Disposition zum Schnupfen, andere nur sehr geringe; Kinder im Allgemeinen weit mehr, als Erwachsene, und unter Letzteren wieder sind die schwächlichen, zarten, besonders strophulösen Personen viel mehr disponirt, als robuste, muskulös kräftige; eine vorhandene Disposition kann aber durch verständige Abhärtung im Allgemeinen und örtlich im Betreff der Nasenschleimhaut verringert werden und in letzterer Hinsicht ist es bekannt, daß starke Tabaksschnupfer selten den Nasenkatarrh bekommen, weil sie die Schleimhaut durch den Reiz des Tabaks abgestumpft haben. Indessen muß der Arzt eingestehen, daß er auch bei vielen Menschen eine Neigung zum Schnupfen findet, ohne daß irgend eine allgemeine konstitutionelle oder örtliche Ursache dafür aufgefunden werden kann, und es bedarf hier Thatsache noch einer sünstigen Aufklärung. Der Gelegenheitsursachen gibt es aber viele und mannigfaltige, aber im Volke ist der Glaube ziemlich allgemein, daß jeder Schnupfen die Folge einer Erkältung der äußeren Haut sei. — Wenn auch die Mehrzahl der Fälle auf Erkältung, insbesondere der Füße, zurückgeführt zu werden vermag, so ist doch jener Glaube irrig, und es kommen auch Schnupfen ohne nachweisbare Erkältung vor. Oertlich die Nasenschleimhaut reizende Einflüsse, wie eine heiße oder staubige Luft, ein

Digitized by Google



Till Eulenspiegel. Wie Eulenspiegel die Aermel an den Rock näht. (17. Historie.)
Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 520.)

schorfer Dampf, Tabak bei Nichtschnupfern, heftiges, stürmisches Ausschnauben, Eindringen eines fremden Körpers, eine äußere Gewaltthätigkeit, welche als Stoß oder Schlag die Nase trifft, kann man den Erscheinungen des Schnupfens hervorrufen. Derselbe ist aber auch in vielen Fällen ein Begleiter anderer offenbarer oder still fortwirkender Krankheiten, und zwar entweder von Geschwür-, Polypen- oder anderen abnormen Bildungen auf der Schleimhaut in der Tiefe der Nasenräume, selbst von Knochenfraß, oder es schleichen entzündliche Zustände in benachbarten Geweben sich auf die Nasenschleimhaut fort, reizen dieselbe und bringen hier katarrhalische Erscheinungen, oft sehr hartnäckiger Art hervor. Es entsteht nun Schnupfen in Folge von Zahnfleischabsetzen an den obern Schneidezähnen, von Blutschwären in der Oberlippe beobachtet. Sehr häufig ist der Schnupfen nur Symptom allgemeiner, in der Konstitution begründeter Krankheiten, bei syphilitischen, skrophulösen, typhösen Leiden, besonders wenn sie mit Ausschlägen verbunden sind, ferner bei Menschen, welche viel Job innerlich genommen haben (Job-Schnupfen), ferner bei der epidemischen Grippe, die immer die Nasenschleimhaut symptomatisch mit ergreift.

Das Volk sagt: „Der Schnupfen ist ansteckend"; es läßt sich deßhalb gegenseitig nicht das Ehepaar, die Mutter nicht das Kind, wenn Einer den Schnupfen hat, nun man hütet sich vor dessen Zustehnatze und Nasenausdünstung. — Der Glaube an Ansteckbarkeit ist aber wissenschaftlich dahurch widerlegt worden, daß es bei Versuchen einer breiten Uebertragung des Nasensekretes eines mit heftigem Schnupfen Behafteten auf die Nasenschleimhaut eines Gesunden niemals gelungen ist, den Schnupfen zu überpflanzen. — Bekanntlich gibt es einen akuten und einen chronischen Schnupfen; bei beiden erleidet die Nasenschleimhaut einige Veränderungen; bei ersterem erscheinen die feinen Haargefäßnetze (Kapillargefäße) der Schleimhaut mit Blut überfüllt, wodurch dieselbe ein feuchteres Aussehen erhält, weil sie auch etwas wasserflüssig wird und schwillt; es tritt eine farblose, dünnflüssige, salzige Absonderung ein, bis allmälig, unter Abnahme der Blutfülle und Aufschwellung der Schleimhaut, die abgesonderte Flüssigkeit dick, eiterartig und durch eine Menge beigemischten Epithelziumzellen undurchsichtig wird; beim chronischen Schnupfen schwillt die Schleimhaut zu stärkerer Aufwulstung an, es wird gewöhnlich ein reichliches, eiterartiges Sekret abgesondert, das nur in einzelnen Fällen spärlich erscheint; dieser Schleim trocknet öfter in der Nase zu Krusten und schmutziger, grünlicher Färbung ein und hat außerdem große Neigung zu fauliger Zersetzung; auch veranlaßt der chronische Schnupfen leicht Schleimhautgeschwüre und Schleimhautverdickung mit polypenartigen Auswuchsungen.

Wer hätte nicht schon die Symptome des akuten Schnupfens an sich selber erfahren? Das anfängliche Gefühl von Trockenheit in der Nase, die Verstopfung eines Nasenlockes oder beider, das zu verstärktem Schnauben reizt, das periodische Zucken und Prickeln, welches zum Niesen treibt; dann die folgende vermehrte Absonderung einer dünnen, klaren, scharfsätzigen Flüssigkeit, welche die Nasenlöcher und die Oberlippe reizt und röthet und sich von dem normalen Nasensekrete dadurch unterscheidet, daß es weniger Kochsalz, aber viel Salmiak enthält; der Geruchssinn ist dabei abgeschwächt, die Stimme bekommt einen näselnden Ton, es tritt das Gefühl von Druck und Schmerz in der Stirn ein, weil in den meisten Fällen der Katarrh bis in die Schleimhaut der Stirnhöhle hinaufreicht; in heftigeren Graden röthet sich auch die Schleimhaut der Augen (Bindehaut) und auch die Schleimschleimhaut nimmt Antheil am Katarrh, wo dann Husten und Heiserkeit hinzutritt; geht der Katarrh auch auf die Schleimhaut der Eustachischen Trompete über, die von der Nachenhöhle zum inneren Ohre führt, so gesellt sich noch Ohrensausen, Ohrschmerz und Schwerhörigkeit hinzu; reizbare Personen bekommen Fieber (Schnupffieber), Frösteln, allgemeine Ermattung, Appetitlosigkeit ꝛc. — Dieser akute Schnupfen geht gewöhnlich, bei ungestörtem Verlaufe, schnell vorüber; nach zwei bis drei Tagen nimmt der Ausfluß an Quantität ab, wird dickflüssig, gelblich, verliert seine Schärfe und es schwinden alle anderen vorhin geschilderten Symptome nach und nach bis zu Ende einer Woche; war Fieber entstanden, so dauert es nicht länger als ein bis zwei Tage. Bei Säuglingen kann der Schnupfen noch dadurch schädlich werden, daß er das Saugen beschränkt, wodurch leicht die Ernährung leidet und bei schwächlichen Kindern das Leben bedroht werden kann, weßhalb man mit dem Löffel Nahrung zuführen muß. —

Weniger heftig in seinen Erscheinungen, aber weit beschwerlicher ist der chronische Schnupfen, auch Stockschnupfen genannt; ist auch der Stirndruck, das Prickeln und Niesen und das Fieber in der Regel nicht vorhanden, so ist doch das Verengertsein oder mehr oder weniger völlige Verschlossensein beider Nasenlanäle oder nur eines derselben sehr belästigend, erschwert das Athmen und gibt der Sprache den näselnden Ton; die Absonderung erscheint schleimig oder eitertartig, entweder vermehrt oder verringert. Mancher Mensch, der mit chronischem Schnupfen behaftet ist, verbreitet einen üblen Geruch aus der Nase, indem die Schleimhautabsonderung große Neigung hat, in Fäulniß überzugehen, und auch wohl eine Geschwürbildung in der Schleimhaut selbst vor sich gegangen ist. Ob die Verstopfung der Nase vom Stockschnupfen oder einem Polypen, der eine hohe, nicht leicht für das Auge zugängliche Lage hat, herrührt, kann nur durch ärztliche Untersuchung sicher unterschieden werden.

So irrig, wie in manchen Dingen die Meinung über den Schnupfen ist, so falsch ist oft das Verhalten der Menschen, wenn sie den Schnupfen haben. Ob ist vielfach empfohlen worden, den Schnupfen bei den ersten Wahrnehmungen (beim Auftreten zu verstehen) zu unterdrücken), nicht zur Ausbildung gelangen zu lassen, indem man die Nasenlöcher mit Charpie oder Schwämmchen ausstopft, oder mit zusammenziehenden oder narkotischen Substanzen bepinselt, oder diese in Form eines Schnupfpulvers einbringt, oder den Dunst der Essigsäure einzieht; nach in neuerer Zeit empfohlenen 25 Milligramm zerriebenes, krystallisiertes Morphin in die Nase zu schnupfen, worauf der Schnupfen nach fünf bis sechs Stunden verschwunden sein soll; oder man rieb, in eine Flasche 10 Gramm kampherhaltigen Aether zu thun und dann circa 4 Gramm flüssigen Theer damit umzuschütteln, die Flasche vor das eine und andere Nasenloch zu halten und die Dämpfe, die sich durch die Wärme der Hand in der Flasche entwickeln, jedesmal zwei bis drei Minuten lang in die Nase einzuziehen und dieß im Laufe des Tages öfters zu wiederholen; auch empfiehlt man die sogenannte trockene Diät, wie sie etwa beim Schrodt'schen Verfahren geübt wird. Wir können allen diesen sogenannten Abortiv-Verfahren beim Schnupfen nicht das Wort reden, halten es vielmehr für rationell, sobald die ersten Zeichen des Schnupfens bemerkbar werden, ein kräftiges diaphoretisches (schweißbefördertes) Verhalten einzuschlagen; tritt man an einem Tage, wo sich ein russisches Dampfbad oder römisch-irisches Bad befindet, so benutze man diesunter der gehörigen Vorsicht, falls nicht konstitutionelle oder andere Krankheitszustände den Gebrauch dieser energischen Bäder verbieten; sonst aber bleibe man für einige Tage in der Stube, trinke zeitweise eine Tasse Flieder- oder Lindenblüthethee, lasse Kopf und Füße nicht kalt werden, bediene sich nur leinener Taschentücher, die oft gewechselt werden müssen, schütze die Nasenlöcher und das Oberlippe vor der ätzenden Wirkung des scharfen Ausflusses durch Bestreichen mit Lippenpomade oder Cold-Cream, und erquicke sich, so lange die Nase noch troden ist, durch Einathmen warmer Wasserdämpfe.

Man glaubt im Volke, daß das Einziehen kalten Wassers gelabrich sei; das ist es nun gerade nicht, aber wenn es auch eine momentane Erleichterung gewährt, so kann doch dadurch der Schnupfen sehr in die Länge gezogen werden. Hat die Reizbarkeit der Nasenschleimhaut gänzlich abgenommen, so sind Spaziergänge in frischer Luft für die heilsame Beendigung des Schnupfens sehr wohlthätig und es ist auch der mäßige Gebrauch einer kleinen, nicht zu scharfen Prise Tabak im Stande, den Verlauf zu beschleunigen.

Der chronische Schnupfen erfordert schon ein weiteres Verfahren; findet er bei skrophulösen Personen statt, so ist eine Leberthrantur immer heilsam; bei dicken, fettreichen, schwammigen Personen wird eine Entziehungskur und ein Abführmittel alle Woche am rechten Orte sein; auch sind die Kaltwasserkuren vielfach wirksam gewesen. Aber auch örtlich muß die Schleimhaut behandelt werden, wenn der chronische Katarrh die unausbleiblichen Aufschwellungen, Auswulstungen oder gar einen überleichenden Ausfluß hervorgerufen hat. Am zweckmäßigsten hat sich das Bepinseln der wulstigen Nasenschleimhaut, soweit sie erreicht werden kann, mit Höllenstein erwiesen, indem man mit einer starken Lösung in Kalkstiftern Wasser (20 Centigramm auf 30 Gramm) beginnt und nach Umständen die Lösung etwas konzentrirter macht; auch kann man sich eines Schnupfpulvers bedienen, bestehend aus 50 Centigramm Kalomel, eben so viel rothem Präcipitat und 10 Gramm weißem Zucker gut durcheinander gerieben. Nicht zu rathen sind Schnupfpulver von Alaun, Tonnin, Zinkoder Bleipräparaten, die auch wohl häufig unter verschiedenen Benennungen als Reklame gegen Stockschnupfen angepriesen werden. — Ist derselbe mit einem übeliriechenden Ausflusse begleitet, und vertiert sich derselbe nicht nach den eben empfohlenen Mitteln, dann sind Einspritzungen von Chlorwasser, oder einer schwachen Jodlösung (zehn Centigramm auf 150 Gramm destillirtes Wasser), oder von einer schwachen Jodkalilösung (20 Centigramm auf 150 Wasser), oder von Eisenvitriollösung zu versuchen. Auf lange Zeit kann man den üblen Geruch durch Einspritzungen einer schwachen Lösung von übermangansaurem Kali, so daß die Flüssigkeit nur leicht röthlich erscheint, beseitigen. Sollte sich ein Geschwür in der Schleimhaut gebildet haben, daß nicht erreichbar ist, so nützen dieselben Mittel; sollte es aber erreichbar sein, so muß man es mit Höllenstein ätzen lassen. Statt der Einspritzungen mit einer Spritze bedient man sich noch zweckmäßiger eines einfachen Instrumentes, welches unter dem Namen „Nasendouche" länstich ist, und womit auch der Nichtarzt bald gefässig umzugehen lernt.

Digitized by Google

Aus meinem Farmerleben.

Von

L. Pfaume.

IX.

Das räthselhafte Brummen.

Fünfzehn Meilen westlich von der Stadt hatte sich eine deutsche Familie angesiedelt. Ihr aus Bauwstämmen errichtetes Haus war sehr einfach in der Weise mit Brettern gedeckt, daß der Länge nach immer eins die Fuge decken mußte, welche zwei andere da offen ließen, wo sie an einander stießen, eine Methode, die zur Folge hatte, daß es bei jedem Regen gründlich durchregnete. Ein Blechrohr diente als Schornstein, hatte aber wegen mangelnder Länge gleich durch die Seitenwand des Gebäudes hinausgeleitet werden müssen und sprie Rauch und Funken dicht unter dem überstehenden Brettergiebel aus, so daß dieses mehr als einmal bei trockenem Wetter angezündet, ein Uebel, welches noch immer durch zufälliges Gewahrwerden und durch Anwendung eines oder einiger Eimer Wasser gebeilt worden war. Genug, das beschriebene Gebäude nahm die niedrigste Stufe amerikanischer Bauwerke ein; es war noch nicht einmal ein Blockhaus, mit welchem Worte der Sprachgebrauch ein Blockgebäude von etwas größerer Ausdehnung und einem zweiseitigen Dache bezeichnet, während hier die kleinste Kleinheit vorherrschen war und das Dach nur nach einer Seite hinneigte. Demzufolge hieß es eine Blockhaute (Hütte) oder wie die Deutschen es dort aussprechen, „Schandy", welches Wort Einer dadurch erklärte, daß es in einer solchen Schandy schändlich zu wohnen sei.

Dieß Alles focht Hampert, den vor Kurzem eingewanderten Erbauer und Besitzer des Hauses, weniger an. Weil mehr beunruhigte ihn ein anderer Umstand, den er seit einigen Tagen wahrgenommen hatte. Es war dieß ein fortwährendes Gebrumm, welches von einer gewissen Seite her aus dem Walde herausdrönte und ihn und seine Familie in große Furcht versetzte. Nach längerem Horchen drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß das nichts Anderes als wilde Thiere sein könnten, und bei weiterem Nachdenken kam es zu dem Schlusse, es müßten Bären sein, viele Bären, die da hinten im Walde auf der Lauer saßen und nach seinem und der Seinigen Blute dürsteten und brummten.

Das war freilich ungemüthlich, die Kinder wagten sich nicht in's Freie. Selbst das nöthige Brennholz wurde nur mit Zittern und Zagen herbeigeschafft und die Kuh verlor die Milch, weil Frau Hampert sie aus Furcht vor den wilden Thieren nicht zur Weide gehen ließ. Obgleich nun gerade der Mai mit seiner grünen Wonne den Gipfel im Walde hielt, so war doch auf dieser Farm ein Leben voll Angst und Schrecken. Jeden Morgen, so oft Hampert mit seiner Familie vorsichtig den Kopf zur Thür hinausstreckte, um nach den Umhalten zu horchen, hörte er das drohende Gebrumm. Kein Wunder, wenn er zuletzt alle Furcht und Scheu und die Gedult verlor.

„Das ist nicht zum Aushalten!" sagte er, setzte seine alte Feuerschlossflinte in Stand und ging zu seinem einzigen nächsten Nachbar, einem Norweger, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Eine Verständigung der Beiden hatte freilich ihre Schwierigkeiten, denn der Norweger verstand nur norwegisch, der Andere nur deutsch, aber Rath macht erfinderisch und indem Hampert durch allerhand Grimassen und Gestikulationen nebst einigen Brummen eine Art Zeichensprache ausübte, gelang es ihm, dem Norweger seine Meinung begreiflich zu machen. Zum Zeichen des aufgegangenen Verständnisses sprach Jener ihm das Wort „Bär" nach und nickte, dieser sagte nochmals „Bär" und nickte ebenfalls. Nun zeigte Hampert auf seine Flinte, nahm den Norweger beim Arme und bedeutete ihn, er solle mitkommen. Der Norweger machte mit ausgestreckten Arme die Geberde des Zielens, sagte „guff!" holte seinen alten Karabiner und ging mit. Die Beiden hatten sich verständigt, die Bären sollten todtgeschossen werden.

Um den Weg, den die Jäger zu wahlen hatten, durften sie nicht verlegen sein, denn es gab keinen. Die Bäcker bei Waterloo dem Kanonendonner folgte, so marschirten sie dem Brummen nach. Das Gewehr halb im Anschlage drangen sie im Walde vor, immer in der Erwartung, daß hinter den dicken Bäumen die Bären hervorkommen und ihnen Kampf anbieten würden. Mehr als einmal stolperten sie über Wurzeln und dürre Baumäste, die im Wege lagen. Je näher sie den Tönen kamen, je langsamer bewegten sie sich vorwärts, je häufiger ermunierten sie ihre Hunde, die ihnen mit unbesangener Tapferkeit vorauffprangen; aber allem Anscheine nach rührten sich die blutigen Bestien, denen sie nachtrachteten, noch immer nicht von der Stelle.

Hampert und der Norweger hielten sich nahe an einander. Das Herz hämmerte, aber vorwärts gingen sie. Es war wie ein Zauber, sie konnten nicht mehr zurück, laste es Kopf oder Keagen; dem Elend mußte ein Ende gemacht werden. Endlich sahen sie es licht durch die Bäume schimmern. Von darther tönte das Brummen. Sie gingen darauf los und fanden, daß jene lichte Stelle nichts Anderes als der Wasserspiegel des den Wald durchfließenden Flusses war. Auch die Brummer fanden sich hier. Sie saßen im Wasser und streckten die Köpfe heraus; Bären waren es nicht, sondern — Bullfrösche.

Der Ring des heiligen Markus.

(Bild S. 524.)

Als Tizian's ausgezeichnetsten Schüler bezeichnet Vasari, in seinen Biographieen berühmter Maler, den Paris Bordone aus Treviso, welcher sich übrigens später mehr nach Giorgione als nach Tizian bildete. Zur Zeit, als Vasari sein Werk schrieb, d. h. im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts, lebte Bordone, 75 Jahre alt, noch in rüstiger Wirksamkeit zu Venedig, verfaßt aber nach einem andern Biographen in diesem seinem 75. Lebensjahre, während noch Andere ihn schon im 70. Jahre sterben lassen, indem sie seine Lebenszeit zwischen die Jahre 1500 bis 1570 setzen. Seine Werke verfochten ihm großes Ansehen in Italien, Frankreich und Deutschland; König Franz I. und die Fugger in Augsburg bewirten ihn mit Aufträgen, durch deren Ausführung er seinem Namen ein unvergängliches Gedächtniß stiftete. Als das vorzüglichste seiner Werke aber wird von seinen Biographen und von gleichzeitigen und späteren Kunstkennern einstimmig das unter dem Namen „Der Ring des heiligen Markus" bekannte Gemälde bezeichnet, von welchem wir eine Abbildung geben. Großartig in der Komposition und ungemein sorgfältig in der Ausführung, ist dieß Gemälde noch besonders interessant durch seine reiche Entfaltung venetianischer Architektur und venetianischer Kostüme, aus einer Zeit, in welcher Venedig noch die Königin der Meere war.

Der Vorgang nun, welchen der Künstler zur Darstellung bringt, ist einer Legende entnommen, welche unseres Wissens nur von Giustiniani mitgetheilt wird, während andere ältere und auch neuere, die venetianische Geschichte behandelnde Historiker, wie Laugier, Le Bret, Daru u., mit skeptischen Augen auf diese Geschichte gesehen haben mögen und sie ihren Werken nicht einverleiben mochten. Pietro Giustiniani aber erzählt in seiner «Historia rerum Venetarum» (erschien zuerst 1587) im Wesentlichen wie folgt:

Zur Zeit des Dogen Bartolomeo Grandenigo, welcher von 1332 bis 1336, nach Andern von 1339 bis 1343 regierte, ließ sich einst nach einer auffallend stürmischen Nacht ein armer alter Fischer beim Dogen und dem versammelten Senat melden und in einer wichtigen, den Staat betreffenden Angelegenheit um Audienz bitten. Nachdem dem Manne seine Bitte bewilligt und er vor die hohe Versammlung getreten war, überreichte er Inieend dem Dogen einen überaus kostbaren Ring, und nan der erstaunten Versammlung befragt, wie er zu solch' seltenem Kleinod kommen, erzählte der Mann, daß er in gestriger Nacht beim Ausbruch des überaus heftigen Sturms sich beeilt hätte, seinen schadhaften und zerbrechlichen Kahn in eine geschützte Bucht zu führen. Daselbst seien ihm alsbald am Ufer drei Männer von sehr ehrwürdigem Aussehen erschienen und hatten ihn ersucht, sie nach dem jenseitigen Ufer zur Kirche des heiligen Nikolaus überzusetzen. Als er sich aber gewegert, weil er bei dem immer schrecklicher tobenden Sturm sich und die drei Fremden seinem zerbrechlichen Kahn nicht habe anvertrauen wollen, seien die Männer in das Fahrzeug gesprungen und hätten dasselbe mit wunderbarer Kraft durch den fürchterlichsten Wogenschwall an das jenseitige Ufer gerudert. Dort seien sie mit ihm an's Land gestiegen, und auf einen Wink eines der Männer sei das Fahrzeug in die Tiefe gesunken. In demselben Augenblicke habe sich aber auch der Sturm mit wunderbarer Schnelligkeit gelegt, und als er nun erstaunt und fragend zu den drei Männern aufgeschaut, habe Der, auf dessen Wink der Kahn versunken, gesagt: „Tritt morgen vor den Dogen und den versammelten Senat, welcher Dich reich beschenken wird, so daß Du den Verlust Deines Kahns leicht verschmerzen wirst, und verkünde der hohen Versammlung, daß wir die Stadt heute vor dem Untergang bewahrt haben, denn daß durch diese Geister erregte Unwetter würde sich, ohne unsere Zauberkenntniß, zu solch' vernichtender Wuth gesteigert haben, daß die ganze Stadt darüber hätte zu Grunde gehen müssen. Dein Kahn war mit jenen bösen Geistern gefüllt, und da er jetzt mit ihnen in der Tiefe des Meeres ruht, ist der Sturm beschwichtigt und jede Gefahr von der Stadt abgewandt."

Nach dieser Rede habe der Mann seinen Ring zum Finger gezogen und ihm denselben mit den Worten überreicht: „Wisse, daß ich der Evangelist Markus, euer Stadt Patron und Protektor bin; von meinen beiden Gefährten aber ist der eine der heilige Georg und der andere der heilige Nikolaus; überreiche nun morgen diesen Ring dem Dogen sowohl als einen Beweis für die Wahrheit Deiner Erzählung, wie auch als ein

Digitized by Google

Unterpfand meiner gnädigen und wohlwollenden Gesinnung gegen die Stadt.“ Nach diesen Worten seien die drei Männer verschwunden, schloß der vom erstaunten und erfreuten hohen Rath reich beschenkte Fischer seine Erzählung.

Dieser wunderbaren Geschichte, durch welche sich unser Maler zu seinem interessanten Bilde anregen ließ, fügt Giustiniani die folgende, noch wunderlichere Notiz hinzu: „Man erzählt, daß jener furchtbare Sturm durch die Sündenschuld eines Schulmeisters, welcher von Gott abgefallen war und sich den bösen Geistern ergeben hatte, erregt worden sei. Von Gewissensbissen gefoltert, habe sich nämlich der Schulmeister erhängt, und

Der Ring des heiligen Markus. Nach dem Gemälde von Paris Bordone. (S. 523.)

die Manen dieses unseligen Menschen seien es nun gewesen, welche das die Stadt bedrohende Unwetter angefacht hätten.“

In der großen Legendensammlung der Bollandisten, welche unterm 25. April, als dem Namenstage des heiligen Markus, diese mirakulöse Geschichte gleichfalls bringt, wird dieselbe ganz ähnlich wie beim Giustiniani erzählt, so daß es sehr wahrscheinlich ist, daß den Verfassern dafür auch keine andere Quelle zu Gebote gestanden hat, als die des profanen Geschichtschreibers.

Karl Seifart.

Digitized by Google

Aug' um Auge.

Von

G. Hartmut.

Erster Brief.

B..... den 30. Juni 18..

Gertrud Walden an Sara F....

Hab' Dank, liebe Sara, für Deinen Brief, der so lange unbeantwortet blieb, weil der Arzt mir Lesen, Schreiben, jede Beschäftigung auf's Strengste verboten hatte.

Seit einigen Tagen ist meine Kur beendet, und mit weit besserem Erfolge, als ich vor wenigen Monaten noch für möglich hielt.

Zunächst bin ich, wie Du siehst, nach B..... zurückgekehrt, um mit dem Geheimenrath Bergen, an den Freund Wagner in Waldau mich empfohlen, Nachsprache über mein fernered Verhalten zu nehmen. Bergen, der ein Arzt von bedeutendem Ruf ist und, was für den Leidenden oft nicht weniger förderlich, ein Mensch von schlichter, biederer Herzensgüte, äußerte sich bei meiner Rückkehr völlig zufriedengestellt mit dem Ergebniß der Kur.

In der That haben die warmen Eisenquellen, die reine Luft des Gebirges, die einfache Pflanzenkost, vor Allem die geistige Ruhe, der ich hier endlich theilhaftig ward, Wunder an mir gewirkt.

Als ich kaum vor neun Wochen in B.... anlangte, bin auf's Aeußerste erschöpft durch die heftigen Auftritte, die der Major Hardened abermals zwischen mir und Vron von Steinec herbeigeführt, wahrlich, da hätte ich es nimmer geglaubt, daß ich — und in so kurzer Frist völlig genesen könnte. Ich fühlte mich an Geist und Körper so ermüdet, so völlig willenlos, daß ich es dem Arzte Dank gewußt hätte, wenn er mir glatt hervorgesagt, das lähmende Gefühl völliger Vernichtung, das mir an den Gliedern zehrte, sei der Vorbote baldiger Befreiung aus meinem Dasein, das mir nichts war als eine lästige Bürde. — Was anders war in der That mein bisheriges Leben, als ein hartes, einförmiges Joch, das ich gleich vielen Tausenden fortschleppen mußte, weil ich den Muth nicht hatte, es abzuwerfen?

So dienten die eingebildeten Todesgedanken mir viel mehr zum Trost, als die Aufmunterungen des Arztes. Eigensinnig sträubte ich mich gegen diese, weil ich den Tod viel weniger fürchtete, als die Fortdauer des Daseins, das hinter mir lag.

Die gänzliche Unthätigkeit, lichteren Gedanken Raum zu geben, war gewiß zum Theil physische Folge meines Leidens. Mit den wiederkehrenden Kräften wich auch das unnatürliche Widerstreben gegen die Besserung je mehr und mehr. Es kamen höswilen Momente, wo ich die Möglichkeit wieder begreifen lernte, heiter dem Augenblick zu leben, statt mit der Vergangenheit zu rechten, oder mich vor der Zukunft zu ängstigen. Hatte ich mir kaum zwanzig Jahren doch noch lange nicht das Recht, so völlig an dieser zu verzagen. — — Beim Bergsteigen, so viel meine Kräfte mir dieß gestatteten, die reine Luft mit voller Brust einathmen; während des Gebrauchs der Bäder mich, als die wahrhafte Pflanzenkost genießen! — das waren die einzigen Verordnungen, die der Arzt mir mit auf den Weg gab. Im Gebirgsbade L... angelangt, hatte ich mein freundliches Zimmer in einer Villa bezogen, die malerisch mitten im Tannenwalde lag. Von der tiefsten Einsamkeit umgeben, führte ich hier ein fast pflanzenartiges Dasein. Dieses übte bald einen so süßen Reiz auf mich aus, daß ich, weder nach Beschäftigung, noch nach Umgang Verlangen trugend, nah' daran war, in krankhafte Menschenscheu zu verfallen, so sehr wuchs das Behagen an der Ruhe mit dem Genusse derselben.

Da führte der Zufall eine Bekanntschaft herbei, die vielleicht mehr als alles Andere meine Genesung beförderl hat. — Oefters schon war mir unter den Kurgästen eine in tiefe Trauer gekleidete Frau sowohl durch ihren vornehmen Anstand, als durch den energischen Ausdruck ihrer feingeformten Züge aufgefallen. Eines Morgens beim Brunnentrinken näherte sie sich mir und knüpfte in verbindlichem Ton ein Gespräch mit mir an. Nach dem gemeinsam fortgesetzten Spaziergang forderte sie mich auf, wenn ich Lust hätte, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, da wir nahe Nachbarinnen wären, und ich gleichfalls wie sie allein zu sein scheine.

Von nun an trafen wir häufig im Kurgarten zusammen; auch besuchten wir uns hin und wieder.

Eines Tages war ich durch heftiges Kopfweh verhindert auszugehen. Nach langer Zeit hatte ich einen Brief von Frau von Steinec erhalten, in dem sie die Hoffnung aussprach, ich würde die müßige Zeit im Bade dazu benutzen, mich eines Bessern zu besinnen. Es sei endlich Zeit, einzusehen, welch' närrische Thorheit ich beginge, wenn ich als arme, mittellose Waise die für meine Verhältnisse so überaus günstige Verbindung mit Major Hardened ausschlüge. Der nüchterne diktatorische Ton, in dem der Brief verfaßt war, hatte mich heute auf's Neu den ganzen Druck meiner abhängigen Lage empfinden lassen. War ich verpflichtet, diese länger zu ertragen? Hatte Frau von Steinec das Recht, die „der armen Waise erwiesenen Wohlthaten" gegen die moralische Sklaverei einzutauschen, die sie von mir verlangte?

Während ich noch, den Brief in Händen, haßaß und meinen mißmuthigen Gedanken nachhing, ward die Thür leise geöffnet.

Frau Hubert trat mit freundlichem Gruß herein, um zuzusehen, wie es mir ginge und warum ich heute nicht zu unserem täglichen Morgenspaziergang erschienen wäre?

Nachdem wir von allerlei gleichgültigen Dingen geredet, sagte es ein seltsamer Zufall, daß Frau Hubert gerade heute zu mir käme. „Da wir uns Nachbarn geworden sind, haben wir uns gegenseitig Etwas von unserem bisherigen Schicksal und unseren Lebensverhältnissen erzählen." Alsdann erzählte sie mir von ihrer Vergangenheit, ohne zu ahnen, wie eingreifend ihre Geschichte auf mich und mein fernered Leben wirken sollte.

Aus einem alten, adeligen Geschlecht stammend, ward Frau Hubert von ihrer Familie, ohne jegliche Berücksichtigung ihrer Neigung, zu einer reichen, vornehmen Verbindung bestimmt. — Als aber war entschlossen, sich nicht gegen ihren Willen zu verheirathen, und erzwang endlich ihre Vermählung mit einem Manne, der weder Namen noch Rang besaß. Vergeblich hatten die erzürnten Eltern ihr mit völliger Unterbung gedroht: nichts vermochte sie von dem Manne abwendig zu machen, der ihre erste Jugendneigung besaß. Sie gab die Ansprüche auf ihr Vermögen auf und folgte ihm in sein einfaches, gegen den glänzenden Reichthum, an den sie gewohnt war, fast dürftiges Haus. — — Auch jetzt, da die junge Frau nach kaum dreijähriger Ehe Wittwe geworden, wollten ihre Angehörigen weder von ihr noch von ihren Kindern etwas wissen. In hartnäckigem Abestolz hatten die Eltern ihr den Bescheid gegeben: nur unter der Bedingung, daß ihre Kinder den mütterlichen Namen wieder annähmen und den des Vaters gänzlich verleugneten, würden sie in ihre Arme eintreten dürfen.

„Und was," frug ich, von Theilnahme für ihr hartes Schicksal ergriffen, „werden Sie beginnen in so hilflofer Lage?"

„Was ich begonnen?" frug Frau Hubert und sah mir mit ihrem scharfblickenden Auge fragend in's Gesicht, als hatten meine Worte sie befremdet. „Arbeiten und meinen armen, verblendeten Eltern beweisen, daß Rang und Reichthum noch lange nicht Alles im Leben gilt; daß jeder Mensch aus sich selbst Etwas werden und schaffen kann, wenn er die nöthige Kraft des Willens und Selbstvertrauen besitzt.

„Nach dem Tode meines Mannes theilte ich, von der ersten Wucht des Schmerzes schwer gebeugt, meinen Eltern das Unglück mit, das mich betroffen. — — Auch dieser Brief blieb, wie alle vorhergehenden, unbeantwortet.

„Als ich vom Grabe meines Mannes in das verödete Haus zurückkehrte, war weiß, wie elend ich geworden wäre, hätte die Frage, wovon ich mich mit meinen Kindern ernähren sollte, mich nicht gezwungen, ohne Aufschub werkthätig in's Leben einzutreten. Da meine Eltern mir den geistigen Trost versagen konnten, als ich mich vom Sarge meines Mannes hülfesuchend zu ihnen wandte, so wollte ich mich nicht eines Tages gezwungen sehen, sie um leibliche Hülfe anzugehen.

„Und wahrlich, was es auch gekostet hat, mich aus meinem Gram herauszureißen, zu sinnen, was ich beginnen, was ich schaffen könnte, es ist nicht ungelohnt geblieben!

„Der Kampf, gegen den das Herz sich zwiefach sträubte, weil er gegen das eigene Blut geführt ward, weil Recht und Recht sich in demselben hart entgegentraten — er hat sich nicht gegen mich entschieden. Ja — wer weiß, ob dieser Kampf selbst nicht einst noch die Versöhnung zu Wege bringt, die ich täglich von Gott erbitte!

„— — Wenn einmal der Weg Sie zu dem Städtchen führt, dessen Thürme Sie dort aus dem Thalkessel aufsteigen sehen, bleiben Sie ein wenig vor der Ladenthüre des Kinges stehen. — Dort werden Sie ein blankes Schild mit dem Namen „Martha Hubert" erblicken. — Es ist der Eingang zu dem Putzgeschäft, das ich kaum zwei Monate nach dem Tode meines Mannes mit fremdem, auf meinen Namen hin geliehenem Gelde anlegte. Es war ein gewagter Schritt, aber bis so weit ist Alles wohl gelungen, und wenn der Fortgang dem Anfang entspricht, so werden meine Gläubiger nicht lange auf das mir vorgestreckte Kapital zu warten haben."

Vergeblich würde ich versuchen, Dir zu schildern, in welch' tief erregter Stimmung ich an jenem Tage zurückblieb, als Frau Hubert mich verließ. Mir war, als löste sich mir plötzlich ein bleiernes Gewicht vom Herzen. Auch in meinem Innern kämpfte „Recht mit Recht" schon lang einen heimlichen Kampf, und ich fühlte, daß er sich jetzt endlich entscheiden mußte. Die Worte: „Ich will beweisen, daß jeder Mensch aus sich selbst Etwas werden und schaffen kann, wenn er die nöthige Kraft des Willens und Selbstvertrauen besitzt", klangen fort und fort in mir nach, bis es mir zur unumstößlichen Gewißheit ward, daß ich nach Waldau nie mehr

Digitized by Google

zurücklehnen konnte. Noch am Abend desselben Tages schrieb ich an Frau von Steinec, theilte ihr meinen Entschluß mit und legte ihr so schonend, als ich es vermochte, meine Gründe auseinander. Wenn ich Unrecht that, so mag mir Gott vergeben! Doch nein — so ruhig spricht unser Gewissen uns nicht Muth und Hoffnung zu, wenn wir auf unrechten Wege sind. Alsdann schrieb ich auch dem Geheimenrath Bergen über meine Lage. Die freundschaftliche Beantwortung zeigte meiner anbesohlenen Berichte über mein Befinden und die Wirkung der Kur ermuthigte mich zu der Bitte um seinen Rath und Beistand. Wenige Tage später erhielt ich folgende Zeilen von Doktor Bergen's Hand: „Ich danke Ihnen für das mir erwiesene Vertrauen und freue mich, Ihnen versichern zu können, daß ich mit Ihrem Entschluß vollkommen einverstanden bin. Ich glaube, daß Sie mit diesem das einzige Heilmittel ergriffen haben, dessen Sie bedurften. Aus mancherlei Aeußerungen, die Ihnen unbewußt hin und wieder entfallen sind, meinte ich längst zu ersehen, daß, was auf Ihnen lastet und lähmend auf Ihren Organismus wirkt, vielmehr geistiger Druck und geistige Abspannung, als ein ausgebrochenes körperliches Leiden ist. Nehmen Sie an, die Kur hätte Sie völlig hergestellt: und Sie wären mit den kaum wieder erlangten Kräften in Ihr bisheriges Leben zurückgekehrt, — glauben Sie, die augenblickliche Stärkung hätte Ihnen dauernd nützen können? Die Verhältnisse, an die Sie gebunden waren, die Ihrer — Freiheit, Unabhängigkeit und Bewegung erheischenden Natur nie zufrieden konnten, hätten sich bald wieder geltend gemacht. — Binnen Kurzem wären Sie so weit gewesen, wie Sie vor kaum neun Wochen hier anlangten: ein arg verstimmtes Instrument, das mit jeden noch so leise vibrirenden Laut die Dissonanzen abgespannter, zerarbeiteter Saiten verrieth. —

„Um Ihre Zukunft aber lassen Sie sich's nicht bange sein. Vertrauen Sie der Erfahrung eines alten Mannes: wenn Sie mit Kraft und Fleiß drangehen, wird's an den Fortkommen in der Welt nicht fehlen. Mein Rath wäre, zunächst hieher zurückzukehren. Sobald Sie Ihre Kur beendet haben, setzt bei Frau Görgen Alles zu Ihrem Empfang bereit, und sind Sie erst hier, so wollen wir zusehen, was sich weiter machen läßt. Was in meinen Kräften steht, werde ich thun, um Ihnen nützlich zu sein. Wenn ich Ihnen auch mit Bestimmtheit keine weitere Aussicht eröffnen kann, so sind Sie doch gewiß, im Falle der Noth sowohl an mir als an Frau Görgen die nöthige Stütze zu finden ....."

Also hin ich fest drei Tagen wieder in B .... und bei Frau Görgen eingezogen.

Endlich habe ich auch Frau von Steinec's Antwort auf meinen Brief erhalten; ich theile Dir nur den Schluß derselben mit. Alles Vorhergehende handelt, ohne ein verführendes Absichtsdrehwort über meinen thörichten Leichtsinn, „gegen das comfortable Leben", das mir als Majorin von Hardeneck in Aussicht stände, die kümmerliche Existenz einer „mittellosen, mißhin von aller Welt abhängigen Person" zu wählen.

— — — „Da Du die vortheilhafte Lebensstellung zurückgewiesen hast, die ich Dir zu bereiten trachtete, so wisse, daß ich von Stund' an meine Hand abzieh' von Dir. Du willst mich — wie es scheint, nicht mehr für Dich sorgen lassen, also erwarte auch meinerseits keine Unterstützung mehr. Was Dir an jährlichen Zinsen gebührt, wirst Du stets, wie es Dein Recht ist, erhalten; im Uebrigen sieh' zu, wie Du Dich einrichtest.

Johanna von Steinec."

— — So war das lästige Band endlich zerschnitten und, wie ungewiß auch die Zukunft vor mir stand, was konnte sie endlich Schlimmeres bringen, als das, was hinter mir lag; gleichsam um mir die Hand zu stählen, die nur um so sicherer den letzten Streich unter die alte Rechnung mit Frau von Steinec zog, rollte sich die Vergangenheit nach einmal vor meinem Auge auf. Ein freudloses Bild: — die öden Kinderjahre, die noch einsamere, largere Jugendzeit! —

— Als ich jetzt mein Siegel auf die wenigen Zeilen drückte, die meine letzte Entscheidung enthielten — mir war, als erwachte ich aus langem, schwerem Traume zu neuem, fröhlichem Dasein.

Das Bangen um die Zukunft, die Aussichtslosigkeit, der ich gegenüberstand, Alles ging unter in dem glücklichen Bewußtsein, daß ich den tyrannischen Druck von mir abgeworfen, der schwer auf meinem Leben gelastet hatte.

Wahrlich lang genug hatte ich alle Versuche, zu der sittlichen Freiheit des Handelns und Denkens durchzudringen, — meinem Erachtens das höchste, unveräußerliche Anrecht eines jeden Menschen — an dem blinden Zoch scheiteren sehen, das schuldige Dankbarkeit mir zur Pflicht zu machen schien.

Der Krug ist zu Wasser gegangen, bis er zerbrach, und frohlockend seh' ich die Scherben am Boden liegen.

Wee weiß, wie bald das Gift der Bitterkeit, ahnmächtiges Rechten mit Gott mir das Herz durchdrungen hätte! Wer weiß, wie hart, wie schlecht ich vielleicht geworden wäre, wenn Gottes Hand den unnatürlichen Zwang nicht endlich von mir genommen hätte!

Zweiter Brief.

B ..... den 10. Juli 18 ..

Gertrud Walden an Sara F.

Gute Sara — laß mich nur sorgen. „Hilf Dir, so wird Gott Dir helfen." —

„Für die hilfreiche Schuldbank, für derartige Aushülfe" — heißt es in Deinem Brief, „bist Du eben so wenig geschaffen, als für das Leben in Waldau, das ein Charakter wie der Deinige freilich durchbrechen mußte, um zu seinem Recht zu kommen. — Was aber wirst Du beginnen, allein in der Fremde, ohne jegliche Stütze und materiellen Unterhalt?" — —

Zunächst abwarten, liebe Sara, ob ein fester Wille nicht so viel erreichen kann, den Bedarf des Lebens, das tägliche Brod zu schaffen, ohne seine persönliche Freiheit dafür zu opfern. Ich seh' es wohl, daß Viele die Fesseln willenlos dulden, die ich zu ertragen nicht im Stande bin. — Gibt's doch kein Ding auf Erden, das nicht das Recht hätte, zu fordern, daß die Form, der es sich anpassen soll, dem Stoff entspreche, auf dem des Schöpfers Hand es werben ließ. Darum habe auch ich das Recht, zu warten und zu hoffen, bis sich mir die Form bietet, die ich suche: Thätigkeit in Unabhängigkeit, Freiheit in Pflichterfüllung. Uebrigens scheint das Schicksal mir nicht ganz ungünstig zu sein. Ein kleiner Anfang ist bereits gewonnen und, so gering er ist, ich sehe ihn als gutes Omen an und finde vorherzusagen keinen Grund zu verzagen. —

Als der Brief, die letzte Pflicht, die ich Frau von Steinec schuldete, abgethan war, nahm ich Hut und Schleier und ging hinaus auf das freie Feld, das die Stadt umgibt. Als die dumpfen Mauern hinter mir lagen, als der Abendwind mir zausend durch die Haare fuhr und auf der grünen Saat ein Vogel mit fröhlichem Gezwitscher zum rothen Himmel aufstieg, da war mir's, als wachsen auch meiner Seele Flügel. Alles Weh der Vergangenheit, alle Sorgen der Zukunft fielen wie in Staub zusammen, sie aber saßte dem Vogellinge auch schwung sich jubelnd auf.

Bald hatte ich den Wald erreicht, der sich in meilenweiten Wellenlinien um die Felder beint. Uralte Fichten, hin und wieder zerstreut, lichtes Birkengrün, in der Ferne gleich bläulich schimmernden Smaragden die Eichenwaldungen des Gebirges. — Durch die Wipfel fuhr mit leisem Rauschen der Nordwind und trug mir den süßen, erquickenden Geruch zu, der nach heißen Tagen dem Tannenharz zu entströmen pflegt.

Vom raschen Gange erhitzt, setzte ich mich nieder in das Moos, das in dichten Massen den Boden bedte.

Als ich so in den lustigen Wald hinaussah, kam mir, ich weiß nicht wie, ein altes Lied in den Sinn, das ich einst von Dir singen hörte:

„Laß sie, laß sie sich verlassen,
Freund in die Fremde geh'n;
Auf dunk bewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel seh'n.
Da krauchen oft betrogen
Braust die gesehl'ge Welt;
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!"

Plötzlich schlug es drüben von der Thurmuhr Acht, und ich hatte nach einen weiten Weg bis zur Feldstraße, wo meine Wohnung liegt. So sprang ich eilig auf und kam noch eben rechtzeitig bei Frau Görgen an, um mir eine Schale voll dampfender Erdäpfel zum Abendbrod geben zu lassen.

Nachdem wir unsere Mahlzeit beendet, hatte Frau Görgen mir die Zeitung gebracht.

Hier unter den Affichen und Anzeigen fiel zufällig das Inserat mir in's Auge:

„Bureau Friedrich Schulze u. Comp.

Engagements als Reisebegleiterinnen, als Gouvernanten; Privatstunden in einem größtichen Hause sind zu besetzen."

Am folgenden Morgen, mit dem Glockenschlage Acht, besand ich mich in meinem schwarzseidenen Reisekleide, das Beste was ich jetzt übrig hatte, an der niederen Thür des Anweisungs-Bureaus. Neben mir zog ein auffallend geputztes Mädchen mit zahllosen falschen Zöpfen, mit Armbändern und Ketten behängt, an der Klingel.

Ein junger Bursche von nicht weniger zweifelhaftem Aussehen war uns auf dem Fuße gefolgt und sah uns Beide lauernd an. Da bedurfte es der ersten gewaltsamen Anstrengung, um zudeirt zu thun, was meine Lage erforderte; denn unwillkürlich hatte ich den Thürgriff schon lassen und war einen Schritt zurückgetreten.

Nachdem der Inspektor des Bureaus die junge Dame ziemlich abweichend über das in Rede stehende Engagement zur Reisebegleitung unterrichtet, trug er mir höflicher Verbeugung nach meinem Begehr.

Als ich erwiederte, daß ich Näheres über die Privatstunden in dem größtichen Hause zu erfahren wünschte, sah der Inspektor so verblüfft zu mir auf, daß ich fühlte, wie das Blut mir heiß in die Wangen trat. Offenbar hatte er nicht erwartet, eine „dienstfuchende Person" vor sich zu sehen. — Ich weiß es, liebe Sara, es war eine lächerliche, hochmüthige

Digitized by Google

Scham; und sie hat wenigstens nicht lange über meine bessere Einsicht gesiegt . . . .

„Eine Gräfin aus Ungarn," lautete die Antwort, „sucht eine Lehrerin für einen einzelnen Knaben. Die Bedingungen: Täglich zwei Privatstunden in französischer Sprache, für etwa zwölf Thaler monatliches Salair."

Wer weiß? Vielleicht hat sich hier der erste Schritt zu einem selbstständigen Lebenserwerb? Also gab ich ohne Zögern meinen Namen nebst Adresse auf, um mich der Dame zur Verfügung zu stellen.

Einige Stunden später klopfte es an meine Thüre. Als ich öffnete, stand draußen ein Diener in strotzender Livree und frug ziemlich von oben herab, indem er sich in meinem einfachen Stübchen umsah, ob ich das Fräulein sei, das zu sprechen Befehl gegeben habe?

Ich aber gab dem wiederholten Befehl mit kaltblütiger Geberde zu verstehen, daß er draußen warten möge.

Dann holte ich meinen schwarzen Spitzenhut und legte die seidene Schärpe an, die Du mir zum Abschied an mein Reiseleid befestest.

Als ich aber zu einer letzten Musterung vor dem Spiegel trat, erschrak ich fast über mich selbst. So blaß, so farblos, mit so herb zusammengezwickten Lippen durfte ich mich Niemandem zeigen, das gäbe eine zu traurige Empfehlung.

Vor Dir, liebe Sara, wäre es unnöthig zu verhehlen, was in meinem Herzen vorging, Du kennst es doch bis in seinen verborgensten Winkel. Ich konnte des innern Ekels nicht Herr werden bei dem Gedanken an das Dienstverhältniß und an die Gesellschaft, die sich dort als meinesgleichen mit mir zusammenfand. Wie, wenn Herr von Harbenek mich heute da gesehen? — Ich fürchte, er wäre einer Ohnmacht nahe gewesen. — Ich aber darf mir solch' zartbesaitete Gefühle nicht mehr gestatten. Und der Preis, für den ich diese kleinen Miseren mit in den Kauf nehmen muß, ist er's nicht werth, heiter, wenigstens gleichgültig zu ertragen, was drum und dran hängt? — Lohnt es der Mühe, so viel Worte und nun gar Thränen zu verlieren?

Als endlich von diesen thörichten Thränen keine Spur mehr übrig war und der Spiegel mir sagte, daß ich für die einfachen Aufseherungen gut genug aussah, trat ich, von dem Diener begleitet, meinen Gang zu der Gräfin von Zuccalin an. Zu meiner großen Befriedigung blieb mein Führer, trotz meiner einfachen Wohnung, jetzt doch in bescheidener Entfernung hinter mir zurück, bis er, bei einem stattlichen Eichaute im vornehmsten Stadtviertel angelangt, zu mir sagte: „Hier ist das Palais meiner Herrschaft." Breite, mit Teppichen belegte Stufen führten zu der Paradethür empor, durch die wir in eine große Halle traten. Während der Diener in dem anstoßenden Kabinet verschwand, um seiner Herrschaft „die Französin" zu melden, nahm ich die Gelegenheit wahr, mir das stattliche Gemach anzusehen. Zwischen breiten Fensterpfeilern, die mit bunten Glasmalereien gegiert waren, hingen allerlei Gewehre und Waffen, einzelne derselben mit Gold und Edelsteinen reich besetzt. In einer Wandnische, dem Eingang gegenüber, ein altertümlicher, kunstvoll geschnitzter Glasschrank voll metallener Geräthe, Schatullen und Vasen, deren Gold- und Silberglanz von dem glatten Parket wie aus dem reinsten Spiegel zurückgestrahlt ward. Längst der Wände hohe, massive geformte Lehnsessel aus schwarzem Eichenholz; kostbar eingerahmte Gemälde vollendeten die Decoration des prächtigen Raumes. Kaum hatte ich meine Aufsehung in dem gräflichen Vorstibüle beendet, als der Diener wieder erschien und mir winkte, ihm in das anstoßende Gemach zu folgen. Wie traten in ein luxuriöses Damenboudoir, das, von den bunten Wandtapeten bis auf die geringsten Nippsachen auf dem Kaminsimse, ganz in orientalischem Geschmack ausgestattet war. Hier saß aber lag vielmehr auf dem weichen Sammetdivan eine junge, blühende Frau in einem langen, weißen Morgenkleide. Ihre schwarzen Haare thürmten sich in kaulem Lockenbau auf, um ein reizendes Angesicht, das, ohne regelmäßig zu sein, meines Erachtens doch bildschön genannt werden durfte. Die dunkelblauen Augen, die hin und wieder in fast schwarzem Strahl aufblitzten, das eigensinnige Stumpfnäschen, die geistreich geformte Stirn, ein fast männlicher Zug um das runde, energisch gebildete Kinn gaben der jungen Ungarin ein überaus anziehendes Gepräge.

Als ich eintrat, erhob sich die Gräfin kaum merklich aus ihrer gemächlichen, nachlässigen Stellung und forderte mich auf, Platz zu nehmen. «Vous êtes Française?» fragte sie mit einer verbindlichen Handbewegung. Ich erwiederte, daß ich zwar einer deutschen Familie angehörte, aber in Kreisen lebte, in denen die Ausbildung in der französischen Sprache auf Strengste gefordert ward.

„Sandor!" *) rief jetzt die Gräfin, öffnete die Thür zu dem Nebengemach und sagte einige Worte in ungarischer Sprache hinzu. Alsbald sprang von einem Schaukelpferdchen ein kleiner, schlanker Bube mit einem mächtigen Satz mitten in das Zimmer, lief auf die Dame zu und fuhr dieser mit beiden Händen unter tausend ausgelassenen Geberden in den zierlichen Lockenbau. — „Aber Sandor," rief die junge Mutter heftig, „bist Du ein ungezogener Bube! C'est un petit gamin!" fügte sie, sich zu mir wendend, hinzu, «mais au fond il est bon, vous verrez qu'il ne manque pas d'esprit.»

Nachdem ich auf die Frage, ob die Bedingungen mir genügten, bejahend geantwortet, empfahl ich mich, und bas, liebe Sara, ist der Anfang, den ich meinte. Somit habe ich das Beste, guten Muth, wieder gewonnen.

Meine schöne Prinzipalin hat mir gar wohl gefallen, und mit dem Kleinen will ich schon fertig werden, da es mir meist ohne viel Mühe gelingt, Kinder an mich zu fesseln und — wenn's gilt — auch die Unbändigsten im Zaume zu halten.

Dritter Brief.

Den 7. August, 9. . . . .

Ist es möglich, liebe Sara, habe ich einen vollen Monat verstreichen lassen, ohne Deine Briefe zu beantworten? . . . Und noch kein bose Wort von Dir und kein Vorwurf! Nun, das will ich Dir vergessen, Sara, und Du sollst sehen, daß ich begangene Fehler gern nach Kräften gut zu machen suche. Von dem glücklichen Zufall, der mir den Sandor, meinen Goldjungen, zugeführt, weißt Du bereits. Heute sind's drei Wochen geworden, daß wir Bekanntschaft machten. Nie sah ich einen begabteren, liebenswürdigeren, derer vereinten Knaben; bald schien mir auch voll lustiger Einfalle; geistig für sein Alter fast übermäßig entwickelt; ja ich fürchte, die vorzeitige Beweglichkeit des Verstandes thut seiner körperlichen Entfaltung nicht gut; die schlanken, elastischen Glieder sind zwar kräftig gebaut, aber so ganz ohne Füllung und Rundung; die Hautfarbe gar bleich, der Ausdruck der hagern Züge zu scharf und denkend für einen fünfjährigen Knaben.

Meine gute Zuversicht betreffs des kleinen Wildfangs hat sich indessen auf das Beste bestätigt. Einmal zwar hat's eine Szene zwischen uns gegeben, bei welcher mir der Graf „außer welchem der verwöhnte Trotzkopf gar keine Autorität zu kennen scheint, saß ganz energisch zur Seite stand. Er scheint sehr streng mit dem einzigen Sohn, dem Abgott seiner schönen kleinen Gemahlin umzugehen!

Doch später mehr von ihm; lehren wir zunächst, wie ich weiß, daß Du es gern hast, zu dem Tage zurück, von dem mein letzter Brief datirte. Kaum hatte ich diesen abgesandt, als ich benachrichtigt ward, daß ein Geldbrief für mich auf dem Postbureau angelangt sei. Es waren die 100 Thaler — — die augenblicklich mein ganzes Vermögen bilden, und die ich, — o mit wie dankbarem Herzen — in meine Sparbüchse schieb! Was würde aus mir werden, wenn diese Hülfsquelle nicht sie's Erste ausreichte! Und weiterhin! — Nun die Zeit wird's lehren! Zuvorderst liegen die zu treffenden Maßregeln auf der Hand! — Mich nach Kräften einschränken und das Uebrige der Zukunft überlassen! — „Das Mögliche packe beherzt am Schopf, dann wirst Du weiter, weil Du mußt." —

Vor Allem galt's jetzt, der guten Frau Görgen klar zu machen, daß ich nicht länger bei ihr bleiben dürfte. Mein Stübchen ist zwar einfach und schlicht, aber es liegt im ersten Stock einer der besten Straßen der Vorstadt, geht auf den schönen Garten hinaus und hat zwei helle, große Fenster. Das Alles taugt im Augenblick nicht für mich; ich muß bedacht sein, mich noch genauer einzuschränken. Als ich nach kurzer Uebedegung in die Küche trat, wo Frau Görgen eben ihre Abendmahlzeit bereitete, sah die gute Seele mit ihren braunen Augen so hell zu mir auf, daß mir die Zunge stemlich am Gaumen kleben blieb, und vergeblich suchte ich nach einer Einleitung, meiner alten Freundin begreiflich zu machen, daß ich aus bieten und jenen Gründen gezwungen sei, mich mit der Zeit nach einer andern Wohnung umzusehen. Frau Görgen aber, die geschäftig eben ihre letzte Pfanne vom Feuer hob, rief, als sie mich, wie ich vermuthe, mit ziemlich cathlohem Gesicht dastehen sah: „Ei, was gibt's denn mit dem Fräulein? Bald schaut's so freßlich aus, daß ich bei mir denk': Halt! Jetzt nimmt sie Dich bei der Hand und spricht: Frau Görgen, daß Sie's nur gleich wissen, ich bin halt Braut, und Dieser oder Jener ist mein Bedütigam; bald scheint's so ernst in sich gekehrt, daß mir's in der Seele weh thut. Ost schon hat mir's herumgewollt, und jetzt, nehmen Sie's nicht für ungut, — kennt' ich's länger nicht hinunterschlucken. Has' am Ende gar was all' seinem bunten Kram wohl heraus! So lang getragen und geschleppt, als Sie, mein gutes jungeS Blut; hat sich bei der Budel wohl manchmal gelämmt, haben die Haaer sich oft genug gesträubt und sind darüber grau und endlich schneeweiß geworden, da darf sie der alten Frau Görgen schon ein Wort im Vertrauen sagen, wenn sie's das junge Herz ein wenig leichter macht!" Dabei sah die Alte mich so brav und treuherzig an, daß ich ihr endlich einfach und ohne alle Einleitung meine Lage auseinandersetzte.

Und denke nur, was daraus folgte! Die gute Frau erklärte in schlichten Worten und so würdig, wie keine Fürstin es ihr hätte zuvorthun

*) Das S wird, wenn es am Anfang eines Wortes steht, im Ungarischen wie sch ausgesprochen.

können, daß ich gar sehr im Irrthum sei, wenn ich mir einbildete, zu ihrem Besten zu handeln, indem ich fortginge. — „Daß in meinem Stübchen ein fremder garstiger Miether ein- und ausgehen solle, davon wollte sie gar nichts wissen, und ich dürfte kein Wort mehr darüber reden."

Als ich dennoch Einwendungen machte, erklärte Frau Görgen in so ehrlichem Aerger, daß ich nichts mehr erwiedern durfte: „Ich möge nur gehen! Meine Kammer aber sollte leer stehen bleiben, da komme ihr Liebtag Niemand hinein; — und der Doktor würde ein Gesicht machen, wenn er erführe, wie eigensinnig ich sei."

Schon steckten die verbotenen Thränen, eh' ich's mich versah, im Halse; aber noch zur rechten Zeit besann ich mich, wie ich's dem guten Doktor mit Handschlag versprochen, der von dem schweren Leiden noch zurückgebliebenen übergrossen Erregbarkeit nicht nachzugeben, und gedachte der Worte des redlichen Freundes: „Fassen Sie immer straff die Zügel, Sie haben Kraft genug dazu, kann's nicht fehlen!"

So habe ich der Frau Görgen die dargebotene Rechte herzlich geschüttelt, und erst als ich versprach, bei ihr zu bleiben und vor allen Dingen „über diesen ärgerlichen Gegenstand" kein Wort mehr zu verlieren, ward sie wieder gut.

Dann hat sie als Salz und Brod für den neuen Miethskontrakt ihr Abendbrod zu mir hereingetragen und, während draußen der Vollmond freundlich durch die jungen Linden blickte und mein Stübchen mir so doppelt heimlich und traut erschien, haben wir lange bei einander gesessen, und eh' ich's mich versah, waren über Frau Görgen's behaglichem Geplauder alle meine Sorgen vergessen. — — Und nun leb' wohl, liebe Sara — — doch nein, da mir eben einfällt, daß Du von jeher eine große Romanfreundin warst, muß ich, eh' ich meinen heutigen Brief schließe, Dir noch eine Szene aus einem solchen erzählen. Aus meinem Roman, den Sandor's Mutter einst erlebt zu haben scheint, oder der sich — wer weiß — noch heimlich abspielt.

Es war an einem Sonntag-Nachmittag: ich war eben im Begriff, in den Tannenwald hinauszugehen, der stets mein liebster Aufenthalt ist, als der Diener der Gräfin Zuraikin bei mir erschien und mich im Auftrage seiner Herrin ersuchte, sogleich zu ihr zu kommen, wenn ich Muße zu verspüren hätte. Als ich, von der Kammerfrau gemeldet, in das Kabinet der Gräfin trat, fand ich diese prächtig angethan, in einer meergrünen Seidenrobe und echter Spitzengewehen, die sich wie ein leichter Hauch um die runden, schneeweißen Arme und Schultern schmiegten. Ich aber war wie vor einem sinnverwirrenden Bilde stehen geblieben und hätte vor Bewunderung der reizenden Gestalt fast vergessen, den Gruß zu erwidern, den sie mir freundlich zurief, während sie noch beschäftigt war, sich matt leuchtende Perlenschnüre um Hals und Arme zu schlingen.

Und jetzt horch' auf, liebe Sara, — es scheint, daß ich bestimmt bin, in dem Hause der Gräfin Zuraikin den Beobachter eines jener Dramen oder Trauerspiele des Lebens zu machen, wie sie sich tausendfältig in der großen Welt abspielen, hier wohl gar zur Alltäglichkeit gehören; Dinge, die wir harmlose Landkinder mit großen Augen betrachten, die uns mit Neugier und heimlicher Angst erfüllen.

Während die Gräfin mit mir redete und mich bat, ihren Knaben in meine Obhut zu nehmen, bis sie von dem bevorstehenden Diner bei Hofe zurückkehrte, sprang Sandor, der sich unbemerkt der Schatullen und Schmucksachen bemächtigt, die auf dem Tisch umherstanden, plötzlich auf und zog, indem er sich mit einem seiner elastischen Sprünge über den Fußboden schnellte, ein verfegeltes Kästchen mit sich fort.

Im Fall war das Siegel gebrochen; aus seinem Papier glitt ein Trauring hervor, der mit einer langen dunklen Haarlocke umwickelt war. Da öffnete sich die Thür, der Graf trat ein, als die Gräfin sich, achtlos ihre prächtige Robe zerknitternd, eben hastig bückte, den entrollenden Ring zu ermischen. Ihr Gemahl aber kam ihr zuvor. — Mit einem Blick, der deutlich verrieth, daß hier etwas vorging, daß die Betheiligten, obgleich kein Wort gerechet ward, heftig erregt, reichte Graf Zuraikin seiner Gemahlin den Ring, den diese anscheinend gleichgültig auf ihre Toilette warf. Doch, als sie sich mit einer jähen Bewegung dem Wandspiegel zukehrte, wie es mir scheinen wollte, nur um dem kalten Blick des Grafen zu entgehen, der sie unverwandt ansah, gewahrte ich, daß sie bis auf ihre rothen vollen Lippen erbleichte, während sie mit zitternden Händen den Schmuck in ihren Haaren und die Perlenschnüre an Hals und Armen noch einmal ordnete. Dann reichte der Graf ihr den Arm, und Beide verließen das Gemach. Ich aber war eilig an's Fenster getreten, um ihnen nachzuschauen; die stumme Szene, die sich so eben abgespielt, hatte meine Neugier nicht wenig erregt.

Wie sie jetzt an seinem Arm die breiten Stufen herabrauschte, war es ein gar stattliches Paar. Der Graf ist eine stolze, in die Augen fallende Erscheinung, ein gewandter Weltmann von einnehmenden Formen; doch liegt in seiner Haltung, in seinen regelmäßigen Gesichtszügen ein Gepräge von Kälte oder Hochmuth, ein gewisses Etwas, das, von der ersten flüchtigen Begegnung an, unbehaglich und abstoßend auf mich wirkte. Sie aber — ich fürchte — ist, trotz ihrer anscheinend sorglosen Heiterkeit, ein Buch mit sieben Siegeln, das unter glänzendem Einband manch' dunkles Blatt verbirgt, dessen Geheimnisse ich wohl ergründen möchte.

Es liegt etwas Rathselhaftes in ihr, das mich reizt, sie zu beobachten, den jähen Kontrasten nachzuspüren, die oft in ihren Mienen spielen, wie streng sie sich auch zwingen mag, ihr äußeres Benehmen zu beherrschen. Ist es der nervöse Zug unruhiger Hast, der ihr oft mitten im gleichgültigsten Gespräch um die Lippen zuckt? Ist's jener schwere Ernst, jenes düsterne Aufleuchten des Auges, mit dem sie bisweilen um sich blickt, als sähe sie Etwas vor sich, das ihr Pein verursacht, dem sie vergeblich zu entfliehen sucht? — das ihren schönen Zügen in unbewachten Augenblicken einen unheimlichen, verstörten Ausdruck gibt? Während ich dastand und zum Fenster hinaussah, noch ganz mit meinen Gedanken und dem Interesse beschäftigt, das die Gräfin Zuraikin mir einzuflößen begann, hatte Sandor so leise, daß ich nichts davon vernommen, den Bücherschrank geöffnet, der die Bibliothek der Gräfin enthielt, und zu meinem Schreck sah ich, indem ich mich meiner Aufgabe erinnerte und mich nach ihm umwandte, wie mein kleiner Thunichtgut denselben mit dem größten Eifer auszuleeren begann; bereits lagen mehrere der bunten Prachtbände auf dem Fußboden umher. Als ich aber, mein begangenes Versehen gut zu machen, herzukam, stellte Sandor sich in so kampfbereiter Stellung vor seine eroberten Schätze hin, daß er wahrlich eines gefährlicheren Gegners würdig gewesen wäre. Die kleinen Füße auseinandergestemmt, die Fäuste zusammengeballt, die Augen, die ich zum ersten Mal mit jenem bösen, dunklen Strahl ausblicken sah, glühend nach mir gerichtet, stand er mit dem zurückgeworfenen Kopfe da, das verkörperte Bild wahrhaft erschreckenden Starrsinns. Zu wagt mich auszlachen, Sara, es klingt närrisch, aber es ist nur zu wahr, daß ich mich in diesem Augenblick fast vor dem Kinde fürchtete. Es war zum ersten Mal, daß ich Sandor in einem seiner Anfälle toller Leidenschaftlichkeit vor mir sah. Wohl einsehend, daß Strenge hier nichts ausrichten würde, trat ich, ohne ein Wort zu reden, auf ihn zu und sah ihm fest in die Augen.

Da sich offenbar in dem Kinde ein leidenschaftlicher Ausbruch vorbereitete, der bei einer so heftigen, unbändigen Natur mit Vorsicht beherbeiwerden mußte, suchte ich auf diese Weise Zeit zu gewinnen.

Als ich aber während geraumer Weile beobachtete, daß die in ihm kochende Wuth nicht um ein Haar nachließ, begann ich endlich in den sanftesten Ton, dessen ich fähig war, folgendes lakonische Zwiegespräch: „Sandor, sei wieder lieb und gib mir die Bücher her!" Zur Antwort erfolgte ein einziger, verneinender Ruck mit dem Kopf. „Wenn Du sie nicht gutwillig gibst, werde ich sie nehmen."

„Nein, nein," schrie jetzt das Kind mit entgegen in so gesteigertem Zorn, daß Stirn und Wangen sich mit heißer Röthe bedeckten und die Adern an den Schläfen hoch anschwollen.

(Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von J. Elson.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 45. Stuttgart und Leipzig.

Salon und Werkstatt.

Ein Lebensbild aus alter und neuer Welt

von

C. Löwenherz.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage schlenderte Neheran den Broadway — den Platz, auf den das flutende Meer der Population all' seine Betriebswellen mündet, entlang. — Er wußte nicht, was mit der überflüssigen Zeit beginnen, an der sie Alle hier Mangel zu leiden schienen, so raste und tobte es vorwärts. Es war zu frühe Morgenstunde, um schon Miß Evy seine Aufwartung zu machen. Er spazierte langsam bis zu dem prachtvollen City Hotel, dem Stadthaus in gemischt dorisch und korinthischem Style, hinunter, sah ergötzt auf die lebenden Aushängeschilder und Reklamen in Gestalt mit Annoncen behangener Männer, auf die graziösen weißen Miniaturomnibusse, die mit eleganten Damen gefüllt waren, auf das Drängen, Stoßen, Treiben ringsum und schreckte förmlich auf, als eine Hand sich auf seine Schulter legte.

„Sind Sie's wirklich, Neheran, oder ist es Ihr Geist? Unser ganzes Regiment wird wohl mit der Zeit in das gelobte Land pilgern!"

Bostlinnen nach dem Bade. Nach einem Gemälde. (S. 681.)

Digitized by Google

In überraschtem Ausruf starrte der Graf in das Antlitz des Redners. Wenn nicht die rothe entstellende Schnarre über dem linken Auge gewesen, er hätte niemals in diesem, mit peinlicher Sauberkeit gefleideten, englischbärtigen, wohlfrasirten, nüchtern und solid blickenden Amerikaner vor sich den tollen Juxlebemolfizier erkannt, der vor einigen Jahren Schulden halber aus der Kaiserstadt unpäßlich verschwunden war.

„Das möchte ich Sie lieber fragen, Sedendorff, — beim Zeus, wer soll Sie in dieser Maske auch erkennen!“

„Sachte, amigo, sachte — man ist schließlich froh, wenn man in die Puritaneruniform eines wohlbestallten Handelskommis nur hineinschlüpfen kann. Verdammtes Land für Unsereins. Gut für den Schacherer und Arbeiter, für uns nur der Spießbratheim, der immer zurück auf unsere verwöhnten Füße sollert, wenn wir ihm glücklich den Berg hinaufgeschoben glauben. Aber hier auf der Straße weiter lowerfiren können wir nicht — Sie bringen mich mit Ihrer distinguirten Erscheinung wahrhaftig in Beruf — sehen Sie, wie die Dämchen nach Ihnen umschauen. Lassen Sie uns bis zur nächsten Kondotei die Stage nehmen.“

Sie bestiegen den kleinen Omnibus, dessen weiter Bauch mit den breiten Spiegelscheiben zufällig wenig Insassen barg. Sedendorff zog den Strang an, der am Arm des Kutschers befestigt war, und entrichtete durch das kleine Schiebefenster das Fahrgeld, als sie sich niederließen.

Die jungen Leute, oberflächliche Bekannte daheim, waren glücklich, im fremden Lande sich die Hände schütteln zu können, und priesen die zufällige Begegnung.

„Sie wollen von mir gern etwas über Land und Leute orientirt sein, lieber Reberan? Danken Sie Ihrem ewigbellen Glückstern, der fährt Ihnen eben zwei unserer Tagesgrößen vorüber, die auf unserem sensationslebenden Boden wie Pilze emporschießen. Der dicke Mann da, der mit Bieren in der Länge in dem geschmacklosen Wagen sich reckt, setzen Sie da, der mit dem kurzgeballenen Schnauzbart und dem geschlitzten Augenpaar ist der sogenannte Prinz Erie — ein sauberes Exemplar unserer Schwindelfürsten! — Besitzer der Eriebahnen und eines Theaters. Kerl treibt fürstlichen Aufwand! — Die Dame links in dem Gig, das sie selbst lutschirt, mit dem Männerhut, der silbernen Medaille an der linken Schulter und dem klassischen Profil, das die kurzgeschlungenen Locken beschatten, ist die Tochter der Lola Montez — Prinzeß Erithe, wie sie sich selber nennt, Dichterin, Malerin, mit noch mehreren ungenannten Nebenbeschäftigungen!“

„Aber das ist ja rein unmöglich, Sie outeiren, Sedendorff.“

„Welche Farben man auch auftegt, man wollte nie traß genug. Es gibt so gut hochadelbare Damen hier in New-York wie überall, aber Dianenes! seligen Angedenkens müßte sich mit seiner Laterne gar viel Mühe geben, Freund. Durst nach Aufregung — Sensationsfieber durchfrißt wie ein Krebsschaden die ganze Nation. Ihm verdanken unsere Geschäftsverhältnisse, unser Gelbwerth ihre ewigen Fluktuationen. Unsere Kaufleute sind Hazardspieler — wir verbrauchen das Opium aufreibender Aufregung in unseren Handelsbeziehungen so gut wie in den politischen und sozialen Verhältnissen. Sehen Sie die Männer alle an, wie früh sie altern! — Ziehen Sie den Strang gefälligst, Graf, da ist Union Square, wir gehen zu Bigot.“

Sie stiegen aus und traten Arm in Arm in die berühmte Konditorei. Sedendorff bestellte schnell ein kleines, ausserlesenes Frühstück — es war um die spätste Stunde seine gewöhnliche Tunchzeit — und nahm mit den Zeitungen in einer Fensternische an einer der kleinen, elegant servirten Tafeln Platz.

„Sie wollen wissen, wie's mir geht und gegangen?“ plauderte er fort — „ich habe die Schule aller Greenhorns, wie sie hier dumme Neulinge heißen, redlich durchgemacht — erst das mitgebrachte Geld verzehrt, alle Empfehlungsschreiben vergeblich abgeliefert, dann eine Zeitlang primaissirt bei einem deutschen Gastwirth, bis der gutmüthige Kerl eines schönen Tages durch mich und Konsorten ruinirt, selbst auf die Straße wandern mußte. — Was aus ihm geworden, weiß ich nicht, man hat hier keine Zeit, sich um einander zu kümmern! — Da haben Sie wieder ein Stück Beleuchtung unserer Sittengeschichte. — Bitte, Reberan, lassen Sie die Austern nicht warm werden. Sie sind freilich nicht so delikate wie die von Ostende. — Dann veranlaßte mich mein Inurrender Wagen, den etwas erhöhten Posten eines Omnibuskondukteurs anzunehmen; aber erfrorene Füße zwangen mich bald von meiner Höhe herab. — Wie schmeckt Ihnen dieser Cedowawein? Es ist inländisches Fabrikat, der Gaumen muß sich an den erdigen Beigeschmack erst gewöhnen. — Endlich führte ein glücklicher Zufall, Dank meiner geläufigen Handschrift und einiger Sprachkenntnisse, mich in das Comptoir eines ehemals saulsurier Juden, wo ich jetzt den Possen des Korrespondenten und des Haussteuerdes bekleide. Sehen Sie,“ — er streckte seine schmale weiße Hand mit den langen, wohlgepflegten Nageln über den Tisch herüber — „das ist Alles, was vom früheren Menschen übrig geblieben, die aristokratischen Nägel haben den Damen meines Gbefs außerordentlich imponirt — wie haben jetzt lauter langkrallige Musterexemplare des zoologischen Gartens bei Tische. — Sie haben Eile, wollen eine Visite bei den Nobels machen? Sie Glückspilz — immer dieselbe Verve! — denn sich die sonst so exklusiven Kreise der Anglo-Amerikaner wie auf Zauberschlag öffnen. Nobel ist ursprünglich Deutscher, hat aber in die vornehmsten amerikanischen Familien hineingeheirathet. Die Leute haben reinen während des Krieges verdient, sind Armeelieferanten. — Eisen Sie doch nicht so, die Austernperle beginnt erst um drei Uhr hier zu Lande.“

Reberan wählte die Pferdebahn als Beförderungsmittel in den fashionablen Stadtheil, in dem die Nobels lebten. Fußvolk waren ja bei den enormen Entfernungen der langgestreckten Stadt eine rare Unmöglichkeit.

Der üble Geruch, der ihm entgegenbrang, hätte ihn bald verscheucht, aber er mußte sich in das Unabänderliche fügen lernen — sah er doch zarte Damen in dem überfüllten Raum neben schmutzigen Negern und Arbeitern in der Nähe der Gewohnheit daßsen, da es in New-York nur wenig Miethsfuhrwerke und diese nur für exorbitante Preise gibt. Er wollte auf die Plattform zurücktreten, aber sie war Kopf an Kopf gedrängt bis auf die Stufen, die fast die Straße berührten — er mußte Gott danken, daß er in dem Gewimmel nur einen schmierigen Riemen fand, der von der Decke herabhing, an dem er stehend während der Fahrt balancieren konnte.

Das Haus Mr. Nobel's lag nahe dem Central-Park, fast an dem Ende der aristokratischen sinsten Avenue. Es war ein Gebäude ganz von weißem Marmor, das ein gothisches Quadrat bildete. Die Fremdrache aus Tausend und einer Nacht umgab ihn, da er im Vestibüle dem stattlichen Portier seine Karte abgab. Er wurde gleich darauf von einem anderen Diener in Mitz Goethne's Empfangzimmer geleitet, die ihn schon erwartet haben mußte. Mit schmeichelhafter Schnelligkeit erhob sie sich von dem niedrigen Sessel, in dem sie nachlässig, sich fächelnd, gerubt hatte, und streckte ihm beide Hände mit freundlicher Begrüßung entgegen.

Wie schön kam ihm das Mädchen vor in dieser luxusathmenden Umgebung! Wie hoben die blutrothen Dekorationen des Zimmers, der weiche, von durchsichtigen Spitzen gedämpfte Atlaß, der silberdurchzankt an Fenstern und Thüren herabwall, ihre zarte blonde Schönheit; wie sah sie ätherisch aus, diese kleine Königin der märchenhaften Räume, deren Gestalt der Spiegelwand überall reflektirten, in dem langschleppenden weißen Peignoir, der sich über rother Seide öffnete, Unterrosen in dem Haar! Ein eigenthümlich pikanter Kontrast — die blendende Haut zu den brennenden Farbentönen.

Sie schien sich des wohlberechneten Eindrucks auch wohl bewußt, als er sie teilenschaftlich an seine Brust zog und dort lange festhielt, bis sie mit einem: „Sie zerknittern mir die Robe“ sich ungnädig aus seinen Armen befreite.

Monate hindurch führte er jetzt eine Existenz, von der er später selbst behauptete, daß sie nicht gelebt, sondern — wie der Falter berauscht von Blüte zu Blüte gaukelnd — im gedankenlosen Taumel vergeudet worden.

Auf Geheiß seiner tyrannischen Gottheit miethete er sich in ihrer Nähe in ein lichtspieliges boarding-house, das seine kleine Baarschaft bald verzehrte. Aber was kümmerte ihn das? rückte er doch täglich dem Ziel seiner Wünsche näher. Hatte ein junges Mädchen ihn sonst so auffällig offschirt, indem sie sich in die Theater-Koryore führen oder täglich von ihm in den Park fahren ließ, mit ihm ausritt oder zu Kindbällen ihn zum Chaperon sie sich und ihre lubanische Freundin wählte, die noch immer mit brennenden Augen zu ihm hinübmachte, so daß er besonders Notiz davon nahm, durch einen Akt des Leichtsinns sein Lebensglück nicht eigenhändig zu zertrümmern.

Miß Evy sah mit boshaften Vergnügen den vergeblichen Manövern der schönen Amerika Aguiera zu, sie verabsäumte keine Gelegenheit, ihr das Hrushtlose ihrer Bemühungen fühlbar zu machen. Alexander Reberan war ihr alleiniges Eigenthum, an den sie ihre Anrechte der Bekanntschaft um keinen Preis abtrat; das Kap- und Mantelspiel der Beiden ergötzte die gewigte Kolette, gab es ihrem Verhältnis doch noch erhöhere Reize, die bes Triumphes über eine schönere Rivalin.

Mr. Nobel und Fey schienen entweder die Vorgänge um sich gar nicht zu bemerken oder sie hielten sie einer Rüge auch nicht werth. Spät erst zum Diner um sieben Uhr kamen sie taumelnd und abgesondert aus der Stadt heraus; gingen nach Tische in Mr. Nobel's Rauchzimmer und vertieften sich dort in die Abendzeitungen, die jungen Leute sich selbst überlassend, denn Reberan war täglicher Mittagsgast. Mitunter verzog sich Mr. Fey's unschönes Gesicht zu einem teuflischen Hohn, wenn er die Beiden vertraulich Arm in Arm vom Fenster aus in die Mondnacht hinauswandern sah, aber irgend eine geschäftliche Bemerkung seines Socius hatte auch ihren so schnell seine Aufmerksamkeit von dem Paare abgelenkt, um ihn im Geschäftseifer sie und Alles um ihn her vergessen zu lassen. Miß Evelyne führte eben ein unbestrittenes Szepter im Hause ihres Vaters, der alle Welt, am meisten ihr zerstreuter Papa selbst, sich gehorsam fügen mußte. Amerikanische Kinder sind unabhängig!

Das Pärchen wandelte im Mondlicht, das bläulich duftig über dem

Digitized by Google

Parke lag, sofend oder plaudernd durch die geschmackvollen Anlagen, denen die Zellen New-Yorks in unglaublich kurzer Zeit den Platz geraumt. Sie gingen über die üppigschwungenen Marmorbrücken, in deren Gelanderosen Geraniume und Granatblüte glühten, oder lustwandelten unter den Pericos. Sie stiegen die breiten Marmortreppen zu den lieblichen Seen hinab und schauleten im Nachen auf der silbernen Flut — und fütterten die Schwäne, die dort in majestätischer Ruhe sich auf und nieder wiegten; sie traten in die goldkuppelnde Rotunde, eine blendende Nachbildung maurischen Styls, wo lüstende Eidgetränke in Fontänen perlten und die heiße Sommerluft erfrischten. Sie kletterten hinauf zu den malerischen Rebengängen und ruhten in kühlen Steingrotten Arm in Arm, zu denen niederstenkende Rasenterrassen als Baldachin breitblätterige Tropenpflanzen aus ihrem Boden breiteten.

Es waren herrlichwonnige Sommernächte, aber dem glücklichen Unglücklichen blieb doch eine Leere, ein unausgefülltes Sehnen, das er sich selbst nicht zugestehen mochte. Das schöne, seelenlose Mädchen sing an ihn zu langweilen.

Der Herbst war eingetreten; er schattete Purpur und Gold und alle seine Schattirungen aus dem reichen Mattopf der Natur bis zum Violettschwarz über Pflanzen und Bäume, die nur jenseits des Ozeans so vielfarbige Herbsttöne annehmen.

Evelyne saß in ihrem Boudoir. Keheran durfte längst unangemeldet dort eintreten. Sie winkte ihm eifrig herbei; Kisten und Schachteln umgaben sie.

„Sie haben so guten Geschmack, Alexander — kommen Sie her und helfen Sie mir bei der Wahl meines Brautkleides — ziehen Sie brüsseler oder Honniton-Spitzen vor?“

Sein Herz stand plötzlich still — da war sie ja, die so lang ersehnte Entscheidung! Er küßte stürmisch dankbar ihre Hände — wie uneigennützig mußte das Mädchen Liebe sein! Er wollte ihr das eigentlich ausdrücken, aber in seiner Verwirrung stammelte er nur etwas über sein Erstaunen, das ihr plötzliches Entschluß in ihm hervorrufe ohne vorhergegangene Brautschaft.

„Wundert Sie das?“ — gab sie ihm gleichmäßig zur Antwort — „bei uns kennt man zum Glück diesen lächerlichen Zwitterzustand nicht — man verspricht sich wohl, aber damit gesteht man Demjenigen noch durchaus keine Rechte an seine Person zu.“

Sein krahlendes Glückstächeln war wie ein Dementi ihrer kühlen Worte.

„Mr. Fox will sich nicht länger gedulden, er besteht auf unserer baldigen Vereinigung,“ sagte sie leicht hin, während sie mit spitzen Fingern das kostbare Spitzenkleid aus dem Karton nahm und prüfend gegen das Licht hielt.

„Mr. Fox!“ stammelte er wie von Sinnen.

„Wußten Sie es nicht? — hat Papa Ihnen nicht mitgetheilt, daß das seit Jahren schon so bestimmt ist?“ bemerkte sie ganz freundlich, das Kleid probirend an sich haltend.

„Und mir, dem Sie ewige Liebe schwuren, wollen Sie die Treue brechen dieses, dieses böse abominable Halbet, wie Sie ihn selbst nannten!“ rief er verzweiflungsvoll.

„O mon dieu, non, keineswegs — was ändert das denn in unseren Beziehungen, daß ich anstatt Mik Nobel künftig Mistreß Fox sein werde?“ Zweifelnd, als spräche der Irrsinn aus ihr, blickte er auf in ihr Gesicht; aber dieß ruhig lächelnde Antlitz, das höchstens den Ausdruck naiven Erstaunens trug, vernichtete seine letzte Hoffnung — es war ihm, wie das der Medusa, plötzlich verunstaltet.

„Und darf ich bitten, Madame,“ rief er mit einem schneidenden Lachen, „daß Sie mir gefälligst explizien wollen, wie sich diese künftig gestalten sollen?“

„Aber mein Gott! ganz wie früher — heirathen konnte ich Dich doch unmöglich, Alexander. Daß Du über die Nachricht so rasest; sei doch vernünftig und schau das Verhältniß mit kaltoneellen Blicken an. Du hast nichts, mein Vater gibt mir nichts während seinen Lebzeiten — das ist hier nicht Sitte. Ich brauche viel, erschrecklich viel Geld! wo solltest Du es hernehmen? Mr. Fox ist reich, Mr. Fox ist ein Nobody. Geht Morgens in's Geschäft und kommt Abends erst nach Hause — der kümmert sich nicht, was ich thue; wir können feinetwegen ganz ganz gene sein — les absents ont toujours tort.“

Keheran, der gewiegte Weltmann, der so manche Liaison mit verheiratheten Frauen sehr angelnüpft und im freundlichen Kompromiß wieder gelöst hatte, schrak doch vor diesem Abgrund des Lasters, vor dieser berechnenden Kälte, mit der sie den Gatten kaltblütig verrieth, ehe sie noch sein Weib geworden. Und die verächtliche Rolle des Cicisbeo mußte sie ihm zu, dem Grafen Keheran! Ja, wäre sie noch fortgerissen von der Macht der Leidenschaften! — Er hätte ausspeien mögen vor diesem übergalcirten Sündenpfuhl.

„Daß einen Herrn Gemahl, der Sieck sich nennt mit Leder überzogen —
Doch Holz bleibt Holz.“

rezitirte sie fast cynisch parodirend.

Keheran duldete es nicht länger in der moralisch verpesteten Gesellschaft.

„Madame,“ sagte er höhnisch, „das arme Weib, das dieß stammelte, that es im Wahnsinn, weil sie sich einem ungeliebten Manne geopfert hatte.“

„So sentimental sind wir amerikanischen Kaufmannstöchter nicht,“ sagte sie schnippisch.

„Ich wünsche ihnen Glück dazu, daß sie ihre Herzen wie Pendelschläge einer gut konstruirten Uhr zu regeln wissen. — Vergeben Sie meiner Aufwallung, sie war wirklich hier nicht am Platz. — Leben Sie wohl, Madame, und genießen Sie Ihre wohl affocirte Verbindung mit dem würdigen Gemahl,“ sagte er mit kaltem Spott.

Dann verneigte er sich förmlich, nahm den Hut und entfernte sich schnell, ehe sie ihn durch ein Wort aufhalten konnte.

Auf dem Broadway, auf den er kopflos auf und nieder rannte, begegnete ihm die schöne Kubanerin, die ihn mit ihrem verführerischen Lächeln begrüßte. In den zierlichen Händen schwenkte sie das Gebetbuch, das ihr seinen Handschuhe, die sie, wie die meisten Damen, der Wärme halber abgetrennt.

Sie kam ihm eben recht, seine gallichte Laune an ihr auszulassen.

„Machen Sie vielleicht auch Einkäufe für den Teufelsau, wie Miß Nobel!“ frug er sie höhnisch.

„Wie so? wissen Sie, daß ich heirathen werde?“

„Ach Gott, ich hörte es nur, weil Sie sich so hübsch darauf einübten.“

„Das liegt noch weit im Felde, Papa wird wohl so bald noch nicht sterben; der will nicht, daß ich den Deutschen heirathe.“

„Er ist wohl eben so schön, wie Miß Nobel's Zukünftiger?“

„Viel häßlicher, aber fast doppelt so reich,“ gab sie harmlos zurück. „Sie lieben ihn wohl erschrecklich?“ — er sagte es in gesteigertem Spott.

„I Gott bewahre — aber was thut das, er wird mir Equipage halten.“

Ergebenster Diener, Miß Aguciss.“ Er lüftete höflich den Hut.

Vermaledeites Land. Blumen ohne Duft, Früchte ohne Aroma, Mädchen ohne Seele! — O wenn er das Geld zur Rückfahrt noch hätte! —

(Schluß folgt.)

Die Basken.

(Vgl. S. 529.)

Im nordöstlichen Spanien, am Meerufen von Biscaya, lebt ein Volk, das sich von den ältesten Zeiten her seine Sitte, Sprache und Tracht bis auf den heutigen Tag fast vollkommen unverletzt bewahrt hat und inmitten eines monarchischen Staates an den überlieferten republikanischen Regierungsformen mit starrer Zähigkeit festhält, die Biscongados oder Basken. Das eigenthümliche Volk scheint vor Zeiten weit über das Land verbreitet gewesen zu sein, denn nicht nur der Name Spanien (España), sondern auch die meisten Fluß- und Stadtnamen der pyrenäischen Halbinsel stammen aus den Baskischen, der merkwürdigen Sprache, der keine andere gleicht, und die in den Provinzen Biscaya, Guipuzkoa und Alava allgemein als Umgangssprache selbst bei den höheren Ständen gebräuchlich ist. Der Regierung ist es bis heute nur gelungen, ihnen unbedeutende Freiheiten zu entreißen; ihnen die herrschende Staatsform aufzunöthigen, war ein vergebliches Unternehmen. Die Bezwingung dieses freien Volkes, dessen Unterwerfung selbst den Römern und Westgothen, die die ganze Halbinsel unter ihre Macht brachten, nicht gelungen war, mußte für Spanien ein kühner Traum bleiben. So bildet das hartnäckige, starrsinnige Volk, das mit energischer Treue an seinen altüberlieferten Institutionen, Gebräuchen und Sitten festhält, mit seiner republikanischen Verfassung und freemdlingenden Sprache ein fremdes Glied am Körper der spanischen Halbinsel. — Die Basken sind im Allgemeinen ein großer, robuster, kräftiger Menschenschlag. Die Männer sind muskulös, breitschultrig, gewöhnlich von mehr als mittlerer Größe und ziemlich heller Hautfarbe. Ihr nicht sehr dunkles Haar nähert sich nicht selten dem hellen Blond. In den gutmüthigen Zügen ihrer runden Gesichter liegt ein gewisser Ausdruck von Schwermuth, der sie interessant macht. Der Baske ist jedoch geselig und lebensfroh, und dabei Vergnügungen leidenschaftlich ergeben, namentlich tanzt er es, in stürmender Fröhlichkeit die Nacht zum Tage. Weinkrug zu durchschwärmen, zumal an Sonn- und Festtagen, wo man denn auch — eine in Spanien seltene Erscheinung — Betrunkene sehen kann. Trotzdem sie choleristhen Temperaments sind und besonders bei Widerspruch leicht aufbrausen, kommt es unter ihnen doch nur höchst selten zu Thätlichkeiten, während der benachbarte Navarreser und Arragonier leicht zum Messer greift. Bei solchen Gelegenheiten sind die jungen Burschen, besonders wenn der Wein seine Wirkung thut, roher und ausgelassener als somst im übrigen Spanien, aber bei aller Vergnügungssucht, bei aller unbezähmbaren Fröhlichkeit sind sie doch nicht leichtsinnig,

Digitized by Google

verschwenderisch und sorglos, wie andere Söhne des Südens. Treu sorgt der Baske für sein Haus und seine Familie, sieht Weib und Kind, ist fleißig und genau in seinem Berufe und unermüdlich ausdauernd. Alles von den Vätern Ererbte ist ihnen heilig, sie hängen mit zähester Festigkeit daran. Die Basken sind die gläubigsten Katholiken von ganz Spanien. Am meisten wird das Festhalten frommer Sitte, wie am Ende überall, von den Frauen gehegt und gepflegt. Sie sind strenggläubig mit einem Hang zu religiöser Schwärmerei; gleichwohl lieben sie wie die Männer die geselligen Vergnügungen, besonders den Tanz, leidenschaftlich. Einen Sonntag, den sie nicht mit Tanz beschließen können, betrachten sie als einen verlorenen Tag ihres Lebens. Dabei aber sind die Baskinnen bescheiden und sittig, halten streng auf ihre Ehre, besitzen einen sehr häuslichen Sinn und unterscheiden sich von den übrigen Spanierinnen besonders vortheilhaft darin, daß sie gern arbeiten.

Die Frauen der niederen Stände besitzen bedeutende Körperkraft. Auf den Feldern arbeiten sie mit den Männern um die Wette, an den Küstengegenden üben sie das Geschäft des Lastträgers, worin sie für ihr Geschlecht Erstaunliches leisten. Mit dem Gewicht eines Zentners kann man sie bergauf und bergab springen sehen, als trügen sie nur eine Kleinigkeit. Alle Ammen sind die Baskinnen in ganz Spanien gesucht. Ihr Anzug ist einfach, nett und reinlich. Sie tragen gewöhnlich ein ärmelloses, enganliegendes, stark gefestetes, vorn tief ausgeschnittenes und zugeschnürtes Mieder von dunkelfarbigem Wollenzeug über einem bunten Kattuntuche, welches Schultern und Busen züchtig verhüllt. Ein gefreistes, wohl auch einfarbiger und dann meist rother oder blauer Rock, der unten mit mehreren parallel laufenden Bandstreifen von greller Farbe besetzt ist, blaue Strümpfe mit weißen Zwickeln und Hausschuhen (alpargates) oder grobe Lederschuhe vervollständigen die ländliche Tracht. Wie bei allen Volksstämmen Spaniens, so auch gilt bei den Basken das Barfußgehen für eine Schande, daher arme Mädchen und Weiber wohl ohne Schuhe, aber niemals ohne Strümpfe gesehen werden. Die alpargates werden, so bei Männern wie bei Weibern, mit blauen Baumwollenbändern um die Knöchel festgebunden. An den Ohren pflegen sie große gewichtige Ringe von Gold oder Silber zu haben, ihr Haarschmuck besteht aber in ihren Haaren, das sie auch ohne jeglichen weiteren Schmuck, wie Geschmeide oder Blumen, tragen. Das Vorderhaar wird glatt und tief gescheitelt, das Hinterhaar dagegen in dicke Zöpfe geflochten, die sie nicht befestigen, sondern frei hinabhängen lassen, die Enden derselben mit Bandschleifen geschmückt. Recht lange und dicke Zöpfe gelten als der schönste Schmuck, und die Mädchen bilden sich viel darauf ein, besonders wenn das Haar blond ist. An den Zöpfen berührt zu werden, gilt ihnen für Entehrung. Während die Frauen des übrigen Spaniens beim Gang zur Kirche stets die Mantilla oder den Mante umnehmen und so das Haar bedecken, tragen es die Baskinnen stets frei. Der historische Stolz des Spaniers zieht auch den Basken, unermüdliche Thätigkeit, Fleiß und Ausdauer, uneigennützige Treue, noble Gastfreundschaft und humorvolle Fröhlichkeit zeichnen ihn in vielen Beziehungen vor jenem aus. Gottesläſterliche Reden aber, Spöttereien über Kirchenlehren und religiöser Indifferentismus, Erscheinungen, die in andern Theilen Spaniens, besonders Andalusien, so häufig sind, trifft man bei den Basken niemals. Seltsam und schade ist es, daß die Basken keine Literatur besitzen. Ihre Sprache, die sie selbst für die älteste der Welt halten, ist ungemein reich an Formen und Ausdrücken, und aus den wenigen bekannten Volksliedern spricht ein eigenartiger Geist, der wohl Selbstständiges und Eigenartiges zu erzeugen und auszubilden vermochte. Analog mit dem Selbstbewußtsein des Franzosen, hält der Baske am liebsten sein Volk nicht nur für das beste Spaniens, sondern überhaupt für das erste Volk der Welt.

Eine alte Rüstung.

(Mit S. 533.)

Die prachtvoll gearbeitete Rüstung, welche unser Bild wiedergibt, befindet sich in der durch viele historisch merkwürdige Stücke ausgezeichneten Waffensammlung des Museums zu Madrid. Dieselbe ist in Mailand, dessen „Blattner“ oder Harnischmacher sich durch ihre kunstvoll und reich gearbeiteten Schutzwaffen einen Weltruf erworben hatten, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts angefertigt und wurde dem Infanten, Philipp III., durch den Herzog von Terra-Nova verehrt. Solch' reich verzierte Mailänder-Rüstungen, von welchen sich auch schöne Exemplare unter Anderem in den Museen zu Dresden und Koburg vorfinden, dienten indeß mehr zum Prunk, als zum kriegerischen Gebrauch. Sie gehören ihrer Form und Konstruktion nach den erst im 15. Jahrhundert recht üblich gewordenen „Blattenharnischen“ oder „Krebsen“ an, bestanden aus Helm, Halsberge, Brustpanzer, sowie aus Arm- und Beinschienen von zutem Geflige und fester Vernietung, und deckten gegen Sperrstöße und Schwertstiche sehr ausreichend, erwiesen sich aber mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen als nicht mehr zweckdienlich. Erst mit dem Gebrauch des Schießpulvers im Kriege waren diese massiven Plattenharnische entstanden, während im früheren Mittelalter die lleibsameren Ring- oder Kettenpanzer (in der alten Sprache „Brünne“ genannt) getragen wurden, welche oft so gefügig und schmiegsam waren, daß man sie auf Reisen auch in einen Reisesack („Sarbolg“) stecken konnte. Schuppenpanzer gehörten zu den seltener vorkommenden Anfertigen. — Die Verzierungen an dem Plattenharnische Philipp's III. sind künstlerische Arbeiten in so vollendetem Renaissancestyl, daß sie fast der Antike aus den besseren Zeiten gleichkommen, namentlich zeigen die Masken ein durchaus antikes Gepräge und erinnern lebhaft an die vielbewunderten Masken, welche sich an einigen Gefäßen des bekannten antiken bildhesheimer Silberfundes befinden.

Karl Seifert.

Der König der Metalle.

Von

Paul Kummer.

Wenn der hochberühmte Professor der Chemie Rose in Berlin in seinen Vorlesungen über die chemischen Verbindungen der Metalle speziell auf das Gold zu sprechen kam, hatte er jedesmal einen ganz speziellen Witz auch im Sinne, auf den er sich immer lange vorher schon freute und der den ganzen Charakter des Mannes kennzeichnete.

Er hatte dann aus einer Ecke der Westentasche seinen goldenen Adlerorden hervor, begann harmlos an demselben zu feilen, und indem er die Komposition der Feilspäne chemisch vor seinen Zuhörern zerlegte, fügte er mit leisetem Lachein hinzu: „Sehen Sie, meine Herren, es ist nicht Alles Gold, was glänzt!“

Der geehrte Leser selbst ist aber vielleicht durch dieses Bonmot überrascht und enttäuscht, daß nicht einmal das Gold eines huldvoll verliehenen Ordens ungemischt sein soll. Denn was ist wohl dann noch echt! Sind es die Dukaten, welche in der Tasche eines Glücklichen klimpern? Sind es die Louisd'or, die Friedrichsd'or oder die Zwanzigfrankenstücke Napoleon's I.? Nein, Alles, Alles ist reines Gold bei weitem nicht, und das Wort des alten Professors ist im Rechte nicht minder auch für die goldenstien Bijouterieen und Zusignien, mit denen die Reichen und Mächtigen und Schönen prangen. Es gibt eben nichts Unechteres als Gold! Aber es ist das Motiv der Mischungen nicht eitel Betrug und List. Nein, aus rein praktischen Gründen geht es nicht wohl anders. Gold ist ja das geschmeidigste, alle wenigst harte von allen Metallen. Wenn der Goldschläger es zu Blättchen hämmert, läßt es sich so dünn machen, daß es durchsichtenend wird und das Licht mit grüner Farbe hindurchdringt; ja so dünn läßt es sich hämmern, daß man nach angestellten Versuchen an zehntausend solcher Blättchen übereinander legen müßte, damit eine nur millimeterdicke Schicht zusammen komme. Und nun denke man sich bei dieser Weichheit die Münzen von echtem Gold, welche von Hand zu Hand gehen, auf dem grünen Tische rollen, sich gegen einander reiben gleich den Interessen, denen sie dienen; und man denke sich von reinem Gold die Orden, welche an der Brust sich wiegen und jedem Freunde zur Bewunderung in die Hand gereicht werden, es wäre schade um das edle Metall, das schon genug gemißbraucht wird, wenn es als Orden und als Münze der Reichen in den Dienst der Eitelkeit und Genußsucht herabgewürdigt wird. Ja, wenn die einbsigen Goldschätze der Völker, von denen das Alterthum uns geschichtlich berichtet, eitel Gold gewesen sind, so müßten wir es verstehen, wo es hingekommen ist, das massenhaft zum Tempel Salomon's verwandt wurde und bei den Römern, Karthagenern, Spaniern in grandioser Unmenge vorhanden gewesen und doch nach ihnen fast wie aus der Welt verschwunden ist.

Die Neuzeit weiß sich zu helfen, daß es nicht wieder geschehe und nicht auch die Goldschöne Kalifornien's wieder verschwinden. Und zwar ein leiser Zusatz nur von Kupfer oder Silber, und es tritt eine überraschende Härte ein. Deshalb hat man diese Metalle als Legirungen in der That nur zum Besten der Goldsachen hinzugefügt. Freilich gilt es Maß zu halten, und z. B. in Frankreich existirten wenigstens bisher bestimmte Gesetze über das quantitative Verhältniß, und zwar für die Münzen bestanden dieselben einen Feingehalt von neun Zehntel, und ließen eine Schwankung von nur zwei Tausendstel drüber und drunter zu. Für Bijouteriegegenstände ist der Feingehalt noch geringer, er beträgt da etwa nur $^{750}/_{1000}$ bis $^{840}/_{1000}$ und das Gesetz erlaubt da eine Schwankung nur von drei Tausendstel. —

Schmuckgegenstände sollen aber doch nicht völlig aussehen wie Gold, und die chemische Kunst versteht es, dem Schein dieje Huldigung zu bringen und die Oberfläche wenigstens rein golden zu machen. Es ge-

Digitized by Google

ſcheidet das auf ganz einfache Weiſe, indem man die Goldſachen zunächſt bis zu Rothglühhitze erhitzt und ſie dann in eine ſchwache Löſung von Salpeterſäure legt; dadurch wird das Kupfer aufgelöst und mit dem Polirſtahl wird nun die Oberfläche geglättet. Alles freilich für's Auge nur! ſetzen wir philoſophiſch hinzu.

Ja, ſo thun die Menſchen, ſie vermiſchen das Gold. Aber die Natur ſelber ehrt den Adel des edlen Metalles, denn ſie hegt es in den Felſen, ſowie in den Sandgruben und zwiſchen dem Steingerölle zerwaſchener und zertrümmerter Felſen faſt immer nur im puren Zuſtande, eben als Feingold. So findet es der glückliche Menſch, freilich nur ſelten in Haſelnuß-

Die Rüſtung des Infanten Philipp III. im Muſeum zu Madrid. (S. 532.)

größe oder gar in Klumpen, wie einſt Robinſon auf ſeiner Inſel, ſondern die Natur läßt mühſam daſſelbe als unregelmäßige rundliche Goldkörnchen oder in Geſtalt zarter Flitter aus dem Sande und Schlamme der Bäche, aus den Steinritzen heraus gewinnen, oder bietet es als zarte Aederchen, welche das Geſteinsinnere fädig oder bandartig durchziehen. Es findet ſich das Gold überall ſo im quarzreichen Sande, der durch die vom Zahn der Zeit bewirkte Zerſtörung kryſtalliniſcher Urgebirgsfelsmaſſen entſtanden iſt, und es finden ſich unſern der Goldlandsfelder auch faſt immer ſolche nicht minder goldhaltige Felsgeſteine genugſam noch vor. So weit der von den einſt zerfallenen Felſen abgeſcheuerte Sand an den Gewäſſern auch

Digitized by Google

fortgeführt wurde, das ursprünglich damit gemischte Gold blieb wegen seiner Schwere doch liegen und erhielt sich seinem Charakter gemäß auch unverändert die endlosen Zeiten hindurch. Daher liegen die goldhaltigen Alluvionsstrecken meist in Thalöffnungen, zumeist mitten in den Gebirgen der Urformation, wo das Gold von den Flüssen zusammengewaschen ist. So aber nicht nur in Mexiko, Brasilien, Chili, Kalifornien und vielen Strecken Australiens, sowie in Afrika, dem Süden von Abessinien und Sumpurne, nein, auch in der alten Welt, wo sich Urgebirge finden, ist deren sandige Ablagerung vielfach mit Gold verwengt und sind jene selbst bergmännisch zu behandeln. Die asiatischen Sunda-Inseln und die Gebirge des Altai in Asien. und des Uralgebirges selbst nach Europa hinein, wie hierzulande auch Ungarn und Siebenbürgen, sind goldergiebig. Es finden sich selbst im Westen von Europa, vor Allem in Frankreich, goldhaltige Alluvionsgebiete, nachweislich in der Garonne, dann im Gardon in den Cevennen, im Ariege in den Pyrenäen, — nur daß die Menge, welche da der Finsland führt, so gering ist, daß es nicht von ferne lohnt, ihn zu waschen, und daß die Arbeiter dort nur dann einmal dieser Beschäftigung nachgehen, wenn sie durchaus keine andere Arbeit haben. Dagegen sind Deutschland, wo man lieber das Eisen reckt, scheint bisher in der That kein Gold gefunden zu sein, — bis wir durch unser Eisenschwert von 1870 in dem Rhein bei Straßburg bei der That auch Goldland mitcrobert haben, und nun nicht mehr scheinen ein armes Volk heißen zu brauchen, dem der Himmel den König der Metalle vorenthalte. Ja, im deutschen Reich strömt jetzt wohl auch Gold, aber wir wollen und nicht verhehlen, daß es gar wenig nur ist, denn wenn man nach einer Angabe in Sibirien höchstens denjenigen Goldsand noch für bauwürdig hält, welcher 0,000001 Gold führt, so können wir uns sagen, wie wenig ergiebig der mehr poetisch goldene Rheinsand bei Straßburg sei, welcher durchschnittlich nur ein Achtel von jener Menge enthält.

Wollen wir aber wissen, was Goldgraben und Goldwaschen heißt, so müssen wir nach Lagern der transcazanischen Bleitheile uns begeben. Vor Allem kennen wir da es als eine mühselige Arbeit, die der Minengräber wie der Goldwäscher zu verrichten hat. Und doch, wo in einem überreichen Lande die leiseste Kunde nur auftaucht, daß ein Goldreicr gefunden sei, da übt der König der Metalle immer und immer seine magische Gewalt unheimlich über die Menschenseele, daß aus nah und fern Tausende und aber Tausende jedes Standes und jeder Bildungsstufe zusammenströmen, um das Leben selber einzusetzen für einen Gewinn, der doch nur selten für Einzelne groß ist und dessen Beschaffung mit unsäglichsten Mühen verbunden, daß die Goldgier schließlich durch Gewalt und Mord auf kürzerem Wege zum Ziel zu kommen sucht, wenn nicht die Gewaltthat eines Andern der eigenen zuvorkommt. Die düstersten Seiten des Menschenherzens bringt jede neu entdeckte Goldmine in Australien, Afrika und Amerika zu furchtbarer Entfaltung, sammt namenlosem Elend, so daß die Volksansicht nicht ganz falsch sein dürfte, Jeder, der als Goldgräber der Minen reich zurückkehre, der sei nicht durch Goldgraben und Goldwaschen reich geworden, sondern durch Mittel, welche bei uns die Justiz mit dem Tode bestraft. Ja, es will an jenen Orten die Klage immer von Neuem ihre Berechtigung erhalten, es wäre besser, das Gold der Welt läge unerreichbar für die Habe und Waschpfanne des Menschen in der untersten Tiefe der Erde niedergeschlagen.

Nur eine kurze Andeutung über die Art und Weise, wie die rein zerstreuten Goldpuren herausgewonnen werden und welches die Mühe des Goldsuchers sei. Allerdings ist nach den fast übereinstimmenden Erfahrungen im Anfang, wenn eine Goldstrecke entdeckt wird, dasselbe so reichlich vorhanden, daß die Arbeit jedes Tages fast sicher lohnt. Man leitet die Bäche ab und wäscht den Flußsand in Pfannen ab, man trudt mit dem Messer oder selbst mit den Fingernägeln goldene Körner aus den Ritzen der Steine; von Kalifornien wenigstens gilt, daß in dem ersten Jahre der Tagesgewinn sich meist auf 500 Dollars belief und mancher Glückliche an einem Tage im Werth von 1000 Dollars auswusch. Und das bei dem äußerst einfachen Verfahren durch Auswaschen des Flußsandes in einer mit den Händen geschwenkten Pfanne oder hölzernen Mulde; oder man bringt den Sand auf gewissen Waschherde und läßt Wasser darüber fließen, wobei sich in kleinen Querrinnen die Goldkörnchen sammt den schweren Mineralien ansammeln und sich auslesen lassen. Endlich sucht man auch dem übrigen Sande das Gold wohl auch durch umständlichere Behandlung mit Quecksilber zu gewinnen. Aber nur zu bald ist die Oberfläche, wo der größte Reichthum war, abgesucht, und dann beginnt allerorten die mit denselben Strapazen und Entbehrungen aller Art verbundene, ganz mühselige und im Ganzen nur wenig noch lohnende Arbeit, wie sie von Reisenden mit bitterem Lächeln genugsam geschildert sind.

Jene Leute wissen nun allerdings wohl, was Gold ist, und dort, wo das Gold, nach Unzen und deren Theilen abgewogen, für Handel und Verkehr fast die einzige Münze ist, kommt Betrug so leicht nicht vor, denn Jeder hat das Prüfungsmittel zur Hand. — Der Leser hat sich aber wohl schon gefragt: wie kann man denn Gold alsbald als Gold erkennen? Ja, hat es einen so aparten Charakter, daß es alsbald als solches zu erkennen ist? Gewiß, Mancher oder gar die Meisten, denen wir einen Ring oder einen andern Gegenstand von Gold zeigen, und denen wir versichern, daß es Messing sei, wird es glauben; die Farbe, der Glanz, die Schwere, Alles kann eine Verwechslung zulassen. Und wie viel Messing, Tombak u. s. w. ist nicht schon für echt Gold gehalten, wie viel Betrug ist nicht schon damit verübt worden! Als im Mittelalter die Alchymisten sowohl den Stein der Weisen suchten, dessen Berührung Alles in Gold verwandeln könne, als sie ebenso alle möglichen Stoffe in Berührung brachten, damit der eine den andern zu Gold umschaffe: da beschäftigte die Goldmacherkunst nicht bloß die tiefsinnigen Gelehrten, sondern selbst an den meisten deutschen Fürstenhöfen stand sie in gutem Rufe. Von einem deutschen Kaiser selbst wissen wir, daß er diese Kunst eifrigst betrieben, daß sie die Kunst, den Stein der Weisen zu finden, zu Lande. Welchen ergiebige Feld für ausgefeimteste Betrügereien war das, und sie wurden zumeist glücklich verübt, weil der Betrogene wohl das erste vorgezeigte wirkliche Goldstück genau prüfte und nun die geforderten Schätze zu weitern Produktionen willig hergab, aber die nächsten Goldstücke, welche der Betrüger reichte und die eitel Tombak waren, ohne Weiteres für dasselbe echte Gold hielt und erst dahinter kam, als der Betrüger sich längst aus dem Staube gemacht hatte. Ja, man muß in der That schon oft viele Metalle verglichen haben, um auf den ersten Blick und auf das erste Ansehen sicher zu sein, so ähnlich sehen sie sich ja wirklich.

Aber hat der Leser nicht schon von der Goldprobe gehört? Es gibt solche nicht nur im bildlichen Sinne, sondern auch im wirklichen. Wer mit Goldmünzen zu thun hat, wendet sie an, wenn er eine Münze in Verdacht hat; der Goldarbeiter, welcher alle Goldsachen kauft, nicht minder, denn sicher ist sicher. Aber es wird durch dieselbe auch nicht bloß erkannt, ob man Gold oder Tombak oder eine ähnliche Legirung vor sich habe, sondern auch, ob dem Feingold viel oder wenig Kupfer oder Silber beigemischt sei. Und diese Goldprobe, zu deren Anwendung Jeder einmal kommen kann, durch welche auch Leser und Leserin den Feingehalt ihrer Ringe an ihren Finger, ihrer Bijouterien einmal untersuchen mögen, ist äußerst einfach. Es braucht vor Allem nicht der ganze Ring eingeschmolzen oder chemisch zerlegt zu werden. Nein, ein etwas starker Strich schon genügt, den wir mit dem Ringe, als ob er etwa Blei wäre, auf einen harten dunklen Stein ziehen. Das ist der sogenannte Probirstein. Eine Goldlinie bleibt an demselben haften, ganz wie etwa von einem Bleistifte etwas Reißblei auf damit beschriebenem Papier. Aber damit haben wir nur erst einen Strich! Doch den nun oben haben wir zu untersuchen, und zwar mit einem ganz bequemen chemischen Mittel. Wir bringen nämlich bloß einen Tropfen Salpetersäure darauf. Diese greift das Gold nun und nimmer an, wohl aber löst sie chemisch sich verbindend alle andern Metalle völlig auf, Kupfer, Silber, Zinn, Zink u. s. w. Und darauf nun gründet sich die Tauglichkeit des Probirsteins. Ist nämlich der Ring gar nicht von Gold, so ist alsbald der ganze Goldstrich an dem Probirstein spurlos verschwunden; ist er von purem Golde, so ist der Strich ganz unverändert vorhanden; ist an dem Ringe das Gold mehr oder minder start gemischt mit Silber, Kupfer u. l. w., so ist der Goldstrich auf dem Probirsteine auch in demselben Maße schwächer geworden. — Der Leser wird daraus jedoch verstehen, weshalb die Salpetersäure auch den von Alters her üblichen und populär auch viel bekannteren Namen „Scheidewasser" führt.

Gewiß, als der König der Metalle hat das Gold einen so aristokratischen Charakter, daß, wie es von dem Sauerstoff der Luft durchaus nicht angegriffen wird, so auch durch keine irgendwelche noch so heftige Säure nur im Geringsten. Es ist eben Gold; aber was der einfachen Säure nicht gelingt, das vermag doch eine Mischung zweier der stärksten Säuren, die Schwefel- und Salzsäure, welche deshalb mit dem gerechten Namen „Königswasser" benannt ist. Legt man Gold in dasselbe und erhitzt es darin, so löst es sich nun in der That spurlos auf, und zwar geht das so zu, daß sich das in der Salzsäure enthaltene Chlor mit ihnen zu verbinden sucht; es entsteht so Goldchlorid, diese für technische Zwecke, z. b. zu Vergoldungen, überaus wichtige Goldlösung.

Wen das echte Goldstück nicht zu reuen braucht, welches er daran wendet, der kann sich so mit Leichtigkeit die köstliche Goldlösung selber herstellen, und was er nur wünscht, mit gleicher Leichtigkeit damit auch übergolden. Nur will sie immerhin gehütet sein; denn läßt man sie völlig verdampfen, so krystallisirt eine braunrothe, zerfließliche Salzmasse heraus (Goldsalz), aus der sich unter den Sonnenstrahlen schon metallisches Gold wieder abscheidet, so daß man von Neuem anfangen müßte, es in Königswasser zu lösen. Denn allerdings verloren geht wie kein Atom der Welt so auch kein Goldatom, und ob es auch chemisch noch so sehr verwandelt wird, es tritt unter Verhältnissen doch immer wieder hervor als was es war.

Will man nun Glas oder Holz als Metall übergolden? Es ist nichts nöthig, als daß man dasselbe in die Lösung taucht und dann erhitzt. — vom reinsten Goldschein strahlt es alsbald!

Digitized by Google

Weg gibt es, und man braucht dazu nur in Goldlösung getauchte Watte oder Papier zu verbrennen und die Asche, welche nun Goldstaub enthält, zu sammeln: reibt man nun diese mit einem in Salzwasser getauchten Korl auf einen silbernen Thaler, Federhalter, eine silberne Uhr oder dergleichen, so sind diese Gegenstände ganz prachtig vergoldet durch sogenannte kalte oder trockene Vergoldung. In den Gold- und Silberfabriken wird der Vergang freilich noch etwas umständlicher betrieben, indem die betreffenden silbernen, kupfernen oder messingenen Gegenstände in einer ganz dünnen Goldlösung, zu der man etwas doppeltkohlensaures Natron oder wohl auch Cyankalium gethan hat, gekocht werden. Durch diese sogenannte nasse Vergoldung könnte sich die geehrte Leserin aber auch selbst nicht nur all' ihre Löffel, sondern auch all' ihre kupfernen und eisernen Töpfe und sonstigen Küchengeschirre, einen kleinen Topf etwa zu einem Gulden, vergolden. Sie hätte dieselben dann nie zu scheuern und könnte mit Stolz erzählen, daß selbst in ihrer Küche Alles von echtem Goldglanz strahle. Freilich wenn der Ueberzug mit der Zeit sich abnutzt, so müßte er immer erneuert werden. Aber mit der Zeit nutzt in der Welt sich ja auch Alles ab. — Freilich am dünnsten läßt sich der Goldbeleg wohl auftragen durch das unstäbtrichtere galvanische Verfahren, und wie fein sich das edle Metall dadurch vertheilen läßt, wird aus dem einen Beispiel ersichtlich, daß zur Vergoldung einer kupfernen Reiterstatue von Lebensgröße nur ein einziges Goldstück nöthig zu sein braucht. Wird von solchem Gegenstand nicht durch Scheuern oder Abnützen der kostbare Ueberzug mechanisch mit der Zeit abgerieben, so hat derselbe auch eine ewige Dauer und schützt zugleich das übertleidete Metall vor aller Zerstörung durch die Luft. Möglichkeit und Schönheit gehen dabei ganz trefflich Hand in Hand.

Und was wird nicht auch in der That heutzutage Alles vergoldet! Von dem über dem Haushalt funkelnden Knopf des Blitzableiters bis zu den Stahlfederspitzen herab, mit denen wir schreiben und die dadurch vor Rost länger bewahret bleiben. Und das Alles ist so billig zu machen, denn solche Stahlfeder etwa kostet ja trotzdem nicht mehr als etwa einen Groschen — freilich immer noch theuer gegen eine reine Goldfeder, wie solche neuerdings auch bei uns ganz gebräuchlich ist. Eine solche sah ich bei einem mir befreundeten Schriftsteller, welcher sich dieselbe aus New-York mitgebracht hatte, und er erzählte mir, er schreibe jetzt schon seit fünf Jahren unaufhörlich damit und sie sei noch so brauchbar wie zu Anfang. „Ich habe dadurch seit fünf Jahren mir alle Stahlfedern und allen Aerger mit denselben erspart," sagte er hinzu, „und wenn meine Goldfeder einmal den Dienst versagt, schmelze ich sie ein, wozauf ihr Metall noch den nämlichen Werth hat, als da ich sie kaufte."

Ja, der geehrte Leser kann sich auch selber vergolden, — nur daß diese Verschönerung ihm eine andere Farbe gäbe als das Gold sie verheißt. Aber für die sich tättowierenden Indianer wäre der Vorschlag so übel nicht. Bringen wir nämlich nur etwa einen Tropfen Goldlösung auf unsere Haut, so entsteht daselbst ein fetthaltender, werthvoller Fleck; nur daß derselbe nicht goldig glänzt, aber doch nicht minder prächtig purpurn-veilchenblau aussieht. Es hat sich nämlich in Verbindung mit unserer Haut die Goldlösung zersetzt und eine Verbindung mit Sauerstoff, gewissermaßen Goldrost, sogenanntes Goldoxydul, gebildet. Es ist dann derselbe Stoff, welcher sich auch ergibt, wenn man Goldlösung mit Zinnsalzen behandelt und den die Glas- und Porzellanmaler als Goldpurpur genauglam zu schätzen wissen.

Welche Wandlungen und Ausbeugerungen der artifizkatürlichen Elementen! rufen wir wohl aus. Und doch meint unsere Sprache in ihren Weisheitssprüchen: rein und treu wie Gold! Ja, es ist nicht nur im Menschenwerthe das Mittel der Untreue, Bestechung und Verführung, sondern auch gegen feinstgeliebten wandelt es mannigfach seinen Adel, seine Farbe, seine Wirkung. Selbst gegen sich selber ist es nicht ewig beharrlich; es schmilzt in leichtem Flusse bei 1200°, und bei noch höherer Temperatur stößt es sogar Dämpfe aus wie Wasser, — aber eben doch, sagen wir wenigstens, nur Goldämpfe!

Mag es aber sein wie es will, — gleichwie die Jahrhunderte hinter und, werden auch die Geschlechter nach und nicht aufhören, den König der Metalle zu preisen und ihm mit Leib und Seele hingegeben zu fröhnen, dem zu dienen noch immer Gier genug im Menschenherzen bleibt, wenn alle andern Leidenschaften längst abgekühlt sind. Denn es ist nun einmal der Zauberstab, der uns Alles, was wir damit berühren, mächtig zu eigen gibt, — bis auf den innern Frieden und das wahrhaftige Glück freilich nur, welche Güter es Tausenden vielmehr entrissen hat.

Auf der Entenjagd in Amerika.

(Vgl. S. 536.)

In weit großartigerem Maßstabe als in den Binnenländern mit ihren größern oder kleinern Seen und schilfbewachsenen Bächen und Flüssen gestaltet sich eine Jagd auf wilde Enten an den Küstenmündungen der Nord- und Ostsee, und zwar scheint das Gemisch salzigen und süßen Wassers, das die Ströme und Flüsse schon eine Zeitlang vor ihrem Einmünden in das Meer mit sich führen, das rechte Element der Wildenten zu sein. Dort herrscht denn auch ein wackres Waidwerk, in Folge der großen Menge vorhandenen Wildes auch ungefährdet betrieben und an Interesse wie Erfolg reicher und lohnender. Nordamerika, das Land, das in seinen Gewerbszeugnissen sowohl, wie nicht weniger in seinen Naturprodukten Manches vor dem weniger waghalsigen und von einer kühleren Sonne beschienenen Europa voraus hat, erfreut sich auch einer besonders werthgehaltenen und von Gourmands als ganz exquisit feingepriesenen Gattung wilder Enten, unter denen die sogenannten canvas-backs den ersten Rang behaupten. Wer die Eßgier und den guten Magen eines Nordamerikaners aus glaubwürdiger Mittheilung oder — da die Thiere außer ihrem scharfen Gehör auch noch sehr gute Augen im Kopfe haben — das bloße Sichtbarwerden eines Finkenlaufs oder einer Jägermütze den ganzen Rudel wieder verscheucht. Aber Erfahrung macht klug und nicht bloß die Noth, sondern auch der Appetit macht erfinderisch. Die amerikanischen Entenjäger wissen wohl, wo sich die Enten mit Vorliebe herumtreiben, und statt sie aufsuchen, wenn sie bereits dort sind, begeben sie sich vielmehr schon im Voraus an Ort und Stelle und lassen ihrerseits die Enten herankommen. Zu dem Zwecke baut man einen recht flachen Kahn, dessen äußere Umfassung dicht mit Schilf besteckt wird, so daß vom Boot nichts sichtbar, das Innere möglichst versteckt und das Ganze, wenn es im Schilfe liegt, leicht für irgend eine dichte Schilfinsel zu halten ist. Einen solchergest präparierten Kahn besteigt der Jäger ziemlich lange vor Tagesanbruch, rudert sich an die berüchtigte Stelle, wo er ihn im Schilfe verankert, und legt sich schließlich, sein Schußbereites Gewehr neben sich, platt mit dem Rücken in den Kahn. Nun kommt eine große Geduldsprobe, denn es muß jetzt unter allen Umständen gewartet werden, bis die Enten vor Allem einmal sich zeigen, sich an die Umgebung gewöhnen und schließlich, ohne Argwohn zu ahnen, möglichst auf Schußbereich herankommen, der Jägerverschluß umkreisen. Endlich ist es rathsam, zu schießen. Leise das Gewehr zur Hand, sich selbst etwas zur Seite gelegt, den Kolben an die Bade, ein Druck des Fingers — husch, da fliegt voll Bestürzung der ganze Schwarm erschreckt zur Höhe, mit Ausnahme der Wenigen, die die erste Kugel bereits getroffen. Nun rasch noch ein zweiter Schuß mitten hinein, und wenn noch ein paar Geschärten folgen, so ist eine beträchtliche Beute da. Nun gilt es die in's Wasser gefallenen Todten hereinzuholen, dessgleichen die Verwundeten, ehe diese unterzutauchen versuchen, wodurch sie sich gerne der verfolgenden Hand des Jägers entziehen. Wer Jäger und Jagdliebhaber ist, muß zugeben, daß diese Art Entenjagd viel romantischen und reellen Reiz hat, obgleich Geduld hier erste Bedingung ist. Eine Wildente ist bekanntlich ein köstlichtes Essen, das Keiner mit Absicht verschmäht; sowie aber das Brod, das man im Schweiße der Nedeit verdient hat, am besten von allen mundet, so soll auch eine selbstgejagte, mit Geduld und Mühe erlegte Wildente ungleich herrlicher zu genießen sein, als eine mit schwerem Gelde gekaufte, die dem Verkäufungsprozesse des bequemen Gourmands gemächlich zum Opfer fällt.

Buchstabenräthsel.

Liegst in heißer Frühlingszeit
Du im weichen Gras'e,
Steigt herab voll Liebsichkeit
Duft in Deine Nase,
Deine Sinne zu berücken —
Sieben ide Atem Dir schicken.

Und im Dämmrig mit dem Duft
Klingen süße Töne,
Den den Dämmrn, aus der Luft
Jubeln Waldesschöne.
Was sie singen und sangen,
Nimmt mit Sechs Dein Ohr gefangen.

Die verschwindet Zeit und Raum
Bei dem Duft, dem Klingen,
Eingewiegt in süßen Traum
Hörst Du Engel singen.
Senkt die Lüfte allmälig nieder
Und erwachst so bald nicht wieder.

Digitized by Google

Gefangen in der Falle aus Zweig. (S. 536.)

Digitized by Google

Aug' um Auge.

Von **G. Hartmut.**

(Fortsetzung.)

Da blieb freilich keine Wahl mehr übrig; eh' er sich's versah, nahm ich den toll um sich schlagenden Buben in meine Arme und schloß ihn im anstoßenden Gemache ein.

Jetzt aber hob ein Getöse an!

Nachdem Sandor vergeblich an der Klingel gezerrt, bis die Drahtschnur zerriß, warf er sich unter gellendem Geschrei gegen die verschlossenen Flügelthüren und mit solcher Gewalt, daß ich jeden Augenblick darauf gefaßt war, das feine Schloß springen zu sehen.

Endlich, nachdem soll eine Stunde so hingegangen, hatte der Sturm sich ausgetobt; doch, um nicht etwa einen neuen hervorzurufen, hielt ich fort, mich so still zu verhalten, daß ich durch nichts meine Anwesenheit verriech. Erst als leises Schluchzen, das bei der eingetretenen Stille kaum hörbar zu mir herüberdrang, die Beklemung meines kleinen Sünders verrieth, öffnete ich die Thüre. Da lehnte Sandor, den Kopf mit beiden Händen bedeckend, auf dem Boden, und regte sich auch bei meinem Eintritt nicht. Kaum aber hatte ich ihn gefaßt, ob er jetzt wieder lieb sein wolle, da schlang er statt aller Antwort seine Arme um meinen Hals und blieb so an mir hangen, bis ich ihn mit Mühe und Noth dahin brachte, mir wieder wol in's Auge zu sehen. Die erschreckende Gewalt der Leidenschaft, die neben den besten Gaben in dem eigenthümlichen Kinde zu liegen scheint, hatte sich in völlige Rachgiebigkeit verwandelt, und nur in den blauen Wimpern um die ermatteten Augen und in seinen blassen Wangen ihre Spuren hinterlassen.

Im besten Frieden wurden die unglücklichen Gegenstände unseres ersten Streits beseitigt; und nach beendetem Werk war Sandor auf meinen Schooß gesprungen, um sich wohl zum hundertsten Mal das beliebte Märchen von Hans und Grete erzählen zu lassen, als der grasliche Wagen vor die Hausthür rollte. Kaum war die Gräfin eingetreten, als sie, wie es stets ihre Gewohnheit war, noch ehe sie sich ihres Staats entledigt, sich nach Sandor umsah. Bei der kritischen Frage, „was ihr Liebling derzeit getrieben?“ sah ich, wie das Kind sich mit ängstlichem Blick nach der Thür umwandte, in der sonder der Vater erschien, und es entspann sich alsbald eine Szene, die mich in meiner ersten instinktiven Abneigung gegen den Grafen nicht wenig bestärkt hat.

„Nun — was hast Du getrieben, es scheint nichts Gutes zu sein?“ sprach dieser, die Peitsche ergreifend und mit derselben allerlei overhangmäßige Vorspiele in der Luft aufführend, die dem Kinde den letzten Blutstropfen aus dem Gesichte trieben, und Wort für Wort mußte Sandor jetzt selbst seinen unglücklichen Kampf mit mir berichten.

Wie der Hund, der an's Peitschen gewohnt, unterwürfig den Rücken krümmt vor dem gehobenen Stock, stand der arme Bube da und blickte unverwandt zu dem Vater auf, während die höchste Angst ihm und jeder Miene sprach und er tonlos sein Sündenregister vortrug. Als aber während dessen mein Auge unwillkürlich von Sandor zu der Mutter hinübergliit, flößte die Gräfin mir bald nicht weniger Mitleid ein, als das gequälte Kind.

Liegt hier der wunde Punkt?

Erstreckt sich des Vaters despotische Weisen auch auf die schöne Frau, die er doch vor den Augen der Welt stets mit der ritterlichsten Courtoisie behandelt? — Warum zerbeißt sie sich schweigend die Lippen? — Warum wagt sie nicht einmal dem Knaben, der verstohlen mit der Hand nach ihr greift, die ihrige zu reichen?

Wie unglücklich, wie leidenschaftlich sie in diesem Augenblick trotz der regungslosen Mienen, der gesenkten Augen aussah, oermag ich Dir nicht zu schildern!

Als Sandor's Bericht zu Ende war und der Graf endlich aus dem Vorspiel Ernst zu machen drohte, die Gräfin sich aber auch jetzt nicht rührte und schweigend das Spitzentuch in ihren Händen zerriß und zerknitterte, während Sandor mit einem leisen, winselnden Seufzer niederkniete, da konnte ich's länger nicht ertragen, gleich einer Salslinie dazustehen und zuzusehen, wie das Kind ohne Sinn und Verstand mißhandelt würde.

Ehe ich selber wußte wie's geschah, zog ich ihn an mich heran, sah, wenigstens ebenso kampfbereit wie Sandor mir vorhin, dem Grafen gerade in's Gesicht und sagte: „Herr Graf, Sie werden doch das Kind nicht eher schlagen, als bis Sie auf mir ein Wort gestatten?! Sie waren nicht zugegen, ich aber habe Sandor während unseres Streits genau beobachtet. Mit jedem Schlag, den Sie ihm jetzt versetzen, geben Sie ihm Gift in's Herz. Wenn das Ihr Wille ist, so lassen Sie mich gehen; ich mag nicht der Zeuge gefühllosester Härte sein.“ Und ohne ihm Zeit zur Erwiederung zu geben, schilderte ich den Vorgang vom Beginn bis zum Schluß und betonte nachdrücklich die Reue des armen kleinen Buben.

Während ich also meine Vertheidigung vortrug, sah ich, wie Graf Tzurakin's übrigens greisfreiches Gesicht allmälig den gewohnten liebenswürdigen Ausdruck annahm; — als ich zu Ende war, reichte er mir lächelnd die Hand und sagte mit einer höflichen Verbeugung: „Gegen einen so gewandten als liebenswürdigen Advokaten mag' ich nicht in die Schranken zu treten. Zu meiner Freude seh' ich, daß Sandor endlich, wenn auch nur auf einige Stunden des Tages, in verständigen, zurechnungsfähigen Händen ist.“ Mit diesen Worten verließ er das Gemach. — Kaum aber hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als die Gräfin das Kind mit unbeschreiblicher Heftigkeit, unter strömenden Thränen und tausend Küssen an sich drückte. Dann trat sie auf mich zu und reichte mir schweigend die Hand. — Aber ihre schönen, seltsamen Augen redeten in ihrer Weise und sagten mir Alles, was zu erörtern sich oon selbst verbot.

Vierter Brief.

B.... den 13. August.

Jetzt zerbrich Dir einmal den Kopf, Saca, und rathe, was ich Dir Neues erzählen werde? Hier wirf einen Blick in mein stilles, behagliches Zimmer! Sieht's nicht zum Verwechseln einer Schneiderwerkstatt ähnlich? Hier ein halbfertigter Hut, dort ein Haufen neuester Modebilder; mitten in dem ungewohnten Chaos das Klappern der Maschine unter den Händen meiner geschickten Gehilfin, die eifrig an einem seidenen Reiseanzug arbeitet. Für wen und wozu dieß Alles?

Ich sehe Dich mit erkauntem Gesicht fragen, was das zu bedeuten hat. — Also bleibt mir nichts übrig, als Dir zum Geheimniß zu verrathen! — Als ich vor einigen Tagen mit Sandor in dem Blumengarten umherstreifte, der das Palais des Grafen Tzurakin nach dem Hofraum zu umschließt, trat die Gräfin, einen Brief in Händen, aus dem Laubgang, der längs der Gartenmauer hinlauft, und rief mir zu, ich möge Sandor dem Diener übergeben, sie wünschte mich ungestört zu sprechen. — Gespannt zu hören, was sie mir zu sagen hatte, führte ich Sandor fort und lehnte in die Laube zurück, wo sie mich erwartete. Als wir uns niedersetzten und die Gräfin sich zu mir wandte, sah ich, daß ihre Augenlider wie von heftigem Weinen gerötet waren. „Bestes Fräulein,“ sprach sie, meine Hand ergreifend, „ich habe eine Frage an Sie zu richten, die Ihnen bewiesen mag, wie sehr Sie in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft mein Vertrauen gewonnen haben. Seit einem Jahr bereits erhalte ich Briefe von meiner Mutter aus Ungarn mit der dringenden Bitte, sie mit Sandor's längst versprochenen Besuch zu erfreuen. Es ist der einzige Enkel der hochbejahrten Frau, und gern erfüllte ich ihren sehnlichen Wunsch; doch ist es mir aus Gründen, die ihr bereits bekannt, unmöglich, meinen Knaben selbst zu begleiten, und troh aller Bemühungen habe ich bisher Niemand gefunden, dem ich ihn auf eine so weite Reise anvertrauen dürfte. Nur wenn ich Sandor in Ihren Händen wüßte, wäre ich unbesorgt. Falls Sie meinen Wunsch erfüllen, werde ich Ihnen sehr verpflichtet sein. Auf den Gütern meiner Familie wird Alles geschehen, um Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Ich bitte Sie, darauf zu rechnen, daß man Sie überall mit der Gastfreundschaft empfangen wird, die Ihnen als Pflegerin und Beschützerin meines Kindes gebührt. Im Uebrigen dürfte es vielleicht auch Ihnen von Interesse sein, ein fremdes, von der gewöhnlichen Heerstraße des Verkehrs mehr oder weniger abliegendes Land kennen zu lernen.“ Nachdem ich ohne Bedenken meine Einwilligung gegeben, drückte die Gräfin mir in herzlichen Worten ihren Dank für die Annahme ihres Vorschlags aus.

Da es mir schien, als wollte sie noch etwas hinzufügen, war ich unwillkürlich still stehen geblieben; sie aber wandte sich, nachdem sie mir langsam einige Schritte vorangegangen war, hastig um, und wieder sah ich jenen unheimlichen, finsteren Blick in ihrem Auge.

„Ich bitte Sie, gegen Niemand unseres Uebahndens zu erwähnen,“ sprach sie in aufgeregtem, dringendem Ton — „es ist mein besonderer Wunsch, daß Niemand.“ wiederholte sie scharf, „etwas davon erfährt vor dem Tage der Abreise. Es wird mir schwer,“ fuhr sie mit zitternder Stimme fort, „mich von dem Knaben zu trennen. Er war noch nie entfernt von mir, und ich leide das Fragen, das Hin- und Herreden und Bedauern nicht.“

Als Sandor in diesem Augenblick, einen gefangenen Schmetterling in der Hand, jubelnd herbeisprang, zog sie ihn zu sich heran und streichelte sein Köpfchen mit so ernster Miene, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, hier liege noch etwas Anderes vor, als die augenblickliche Trennung.

Fünfter Brief.

Pest, den 18. August.

Drüben im Kaffehaus spielt eine Zigeunerbande ihren wilden Reigen auf.

Digitized by Google

Und ob's die alten Lieder „Rasboy's des Rebellen“, ob's andere sind, fremdartig genug tönen sie durch die Nacht herüber:

„Ich zog durch's weite Ungarland.
Mein Herz fand keine Freude!“ —

Fürwahr! Es liegt in dem Spiel der lustigen Vagabunden, die überall willkommenen Land und Stadt durchziehen, eine unheimliche, unbezwingliche Gewalt, die so phantastisch, so von Leidenschaft durchflutet, ein Chaos unauflöslicher Akkorde, durch die Seele schwirrt, daß ich nichts dem Eindruck zu vergleichen weiß, unter dem ich stundenlang wachend in meinem Bette saß und nicht müde ward, dem tollen Wirrwarr zuzuhören, der bald klagend, zu schreiend, bald jubelnd zu mir herüberbrohte, bis ich es nicht mehr im Bette leiden mochte, wie von Fieberschauern erfaßt aufsprang, mich in meine Kleider warf und an Tür zu schreiben begann. —

Erst gegen Morgen ward es drüben still. Ich aber habe, da ich doch nicht schlafen konnte, die Fenster geöffnet, und statt zu schreiben sah' ich da und träume mit offenen Augen. Unruhig wogen die Eindrücke all' der Erlebnisse in mir auf und nieder, die sich in die letzten drei Tage drängten, die mich einen unverhofften Einblick in das traurige Schicksal der Gräfin Tzurakin werfen ließen und mit einem Schlage all' die Räthsel lösten, die so oft den Schatten heimlich in ihr gährender Leidenschaften über ihre Züge warfen.

Als ich am Sonntag-Morgen mich zur angesetzten Stunde auf dem Bahnhof einfand, sah ich, mich wenig überrascht, die Gräfin am Arm ihres Gemahls im Reisekleid an der Thür des Wartesaals stehen. Sobald sie meiner ansichtig ward, sprach sie einige Worte zu dem Grafen, worauf dieser Sandor an die Hand nahm, mit gleichgültiger Miene ein Lied vor sich hinsummend auf den Perron hinaustrat, sich aber in der Thür noch einmal umsah und einen raschen, neugierigen Blick nach uns zurückwarf. — Es lag etwas in diesem Blick, das sehr auffallend gegen die indifferenten Mienen abstach, die er eben noch, wie gewöhnlich, mit selbstbewußter Arroganz zur Schau zu tragen schien.

Als ich mich der Gräfin näherte, erschrak ich nicht wenig über ihr ganz verändertes Aussehen. Sie schien in den wenigen Tagen, seit ich sie zuletzt gesehen, um Jahre älter geworden. Indem sie mir die eiskalten Fingerspitzen zum Gruß reichte, sprach sie hastig, als wollte sie sich entschuldigen, daß ich etwas über ihre entfesselten Mienen erwähnte: „Sie sind prächtig, wie ich sehe; so ist's recht! — Haben Sie Ihr Gepäck dem Diener übergeben? — Lassen Sie es dort zu dem meinigen stellen. Ich werde bis Prag mit Ihnen reisen. — Dort übergebe ich Sandor Ihren Händen.“ Bei den letzten Worten schien alles Blut ihr aus dem Gesicht zu weichen. „Mir ist nicht wohl,“ flüsterte sie ängstlich und griff nach mir, als fürchtete sie umzusinken.

Als ich aber erschrocken den Diener herbeirief, preßte sie ihre Finger heftig um meine Hand und sagte: „O nicht doch! Es war nur ein vorübergehender Schwindel. — Zu Allem, was ich Ihnen noch mitzutheilen habe, wird unterwegs Zeit genug übrig sein; jetzt lassen Sie uns sehen, wo Sandor und der Graf geblieben sind.“

„Da ist der Diener mit den Reisekarten; ich bitte Sie, nehmen Sie auch die meinige zu sich — und daß ist der Zug, mit dem wir abreisen.“ Mit diesen Worten wandte sie sich zu ihrem Gemahl, der eben erschienen war, um uns abzuholen.

Nachdem er uns zu dem Waggon geleitet und dem Kondukteur angesagt, daß Niemand mehr in demselben Einlaß erhalte, trat auch er zu uns herein und redete, während er die Gräfin leidenschaftlich an sich zog und ihre Hände mit Küssen bedeckte, einige Worte in ungarischer Sprache zu ihr, während sie sich schluchzend und mit ganz erschöpften Mienen in seine Arme schmiegte. — „Fräulein Walden,“ sprach er alsdann, sich zu mir wendend, „der Gräfin ist nicht wohl: ich empfehle sie Ihrer Obhut. Faßte Dich, Margit — es ist Zeit, Abschied zu nehmen, sonst erscheine ich als ‚Dritter im Bunde‘ in Prag — — und dießmal laßt Du mich lieber doch zurück.“

Bei den letzten Worten suchte er zu lächeln, aber auch er schien heute ernsthafter gestimmt, als ich ihn sonst zu sehen gewohnt war; dann reichte er auch mir mit einigen kühlen, höflichen Abschiedsworten die Hand, — denn wir konnten uns nie recht betrauen — und fort brauste der Zug. — — Genau genommen aber wußte ich nicht einmal wohin, da die Gräfin sich immer nur undeutlich und flüchtig über den Wohnort ihrer Familie ausgesprochen. — Jetzt erst erfuhr ich, wem unsere Reise galt!

Jetzt erst theilte die Gräfin Tzurakin mir in kurzen Worten mit, daß sie nach zehnjähriger, höchst unglücklicher Ehe von ihrem ersten Gemahl, ebenfalls einem Grafen Tzurakin, geschieden ward; daß sie nach gerichtlicher Anordnung denselben von nun an das Kind zur fernern Erziehung überlassen müsse, und daß der Herr, der uns in Prag erwarte, Sandor's Vater sei.

„Fräulein Gertrud,“ sprach die Gräfin, nachdem sie ihren kurzen, traurigen Bericht geschlossen, „Ihnen vertrau' ich mein Kind! — Ich bitte Sie,“ fuhr sie mit herzzerschneidender Stimme fort, „reden Sie oft mit ihm von seiner Mutter! Tragen Sie Sorge dafür, daß er mich nicht vergißt!“ —

Und Gott weiß es, daß ich diese Worte wie ein heiliges Vermächtniß im Herzen bewahren und daß ich ihre Bitte nie vergessen werde! —

Nachdem sie mir das Nöthige mitgetheilt hatte, legte Gräfin sich in die Polster zurückgelegt; zu ihren Füßen war Sandor, das Haupt an die Kniee der Mutter gestützt, sanft eingeschlafen; und so ging die Fahrt, während welcher wir kaum ein Wort mehr wechselten, ohne Aufenthalt fort, bis wir am Abend in Prag ankamen.

„Ist der Graf Tzurakin Gyula aus Pest hier angelangt?“ frug die Gräfin den in der Thür des Hotels *** stehenden Portier.

„Noch nicht,“ lautete die Antwort, „doch ist eine Depesche von Seiner Gnaden da, die deren Ankunft auf den letzten Abendzug — gegen neun Uhr etwa — meldet.“

In dem nämlichen Augenblick tönten neun Schläge drüben von den Kirchthürmen des Hradschin herüber. — Kaum eine Viertelstunde später ward Graf Tzurakin angesagt.

Um nicht unberufenen Zeuge des peinlichen Wiedersehens zwischen den geschiedenen Gatten zu sein, hatte ich mich erhoben und war im Begriff hinauszugehen, als Gräfin Margit sich hastig umsah und mir zurief: „Bleiben Sie!“ — Da trat auch der Graf schon herein. Ein großer, starker, gänzlich ergrauter Mann; und wahrlich, die kräftige Figur, der feurige Blick des Auges, die jugendliche Beweglichkeit in Wort und Miene bildeten zu seinen grauen Haaren den seltsamsten Kontrast, den ich jemals sah!

Mit der äußersten Beherrschung jeder Aufregung, deren sich doch Keines entschlagen konnte bei einem solchen Wiedersehen, traten sie sich entgegen.

Nach kurzem, förmlichem Gruß blieb der Graf der Gräfin gegenüber stehen, während mir diese durch eine stumme Kopfbewegung andeutete, daß ich Sandor dem Vater zuführen möge.

Es war seltsam, wie das sonst scheue Kind rasch mit dem Grafen vertraut ward; ahnungslos bald zu ihm, bald zu der Mutter redend, schien er durch seine Gegenwart immerfort an die Schuld zu mahnen, die Jene, wenn nicht an sich, so doch an ihm begangen — die, einst Mann und Weib — sich jetzt entfremdeter und kalt gegenüber standen: er ein ergrauter Hagestolz, sie das Weib eines Andern, und — wer weiß — ob nicht auf ihr wenigstens der Fluch ihres Vergehens jetzt schon lastet? Fürwahr! — gehe Gott, daß ich ihr Unrecht thue, — ich fürchte, von den beiden Gatten, die sie besessen, gehört sie Keinem ganz und ungetheilt! — Warum hätte sie sonst den Ring und die Haarlocke heimlich aufbewahrt?

— — — Endlich war das peinliche tête-à-tête überstanden und der Graf empfahl sich, seine Wiederkehr auf den folgenden Morgen anjagend. — — — Es mochte schon tief in der Nacht sein, als ich, zufällig ans dem Schlaf erwachend, beim Lichtschein, der aus dem anstoßenden Gemach hereinbrang, die Gräfin Margit an Sandor's Lager stehen sah; bald beugte sie sich über das Kind herab und fuhr ihm streichend über Stirn und Wangen, bald schritt sie, die Hände mit unbeschreiblich rührender Geberde über den Kopf gefaltet, im Zimmer auf und ab. —

Als ich bei Tagesanbruch zur abtheilenen Stunde an ihr Lager trat, um sie zu wecken, und sie endlich ruhig schlafend fand, war mir, als thäte ich ein gutes Werk an ihr, wenn ich mich heimlich mit Sandor fortschliche! Ich weiß nicht, wie lange ich so rathlos dastund, da ich es kaum über mich gewinnen konnte, die Arme aus der kurzen Ruhe aufzustören, um sie zu der Katastrophe anzutreiben, die ihrer wartete!

Aber schon war es fünf Uhr vorüber — länger durfte ich nicht saumen.

Als ich sie endlich leise beim Namen rief, fuhr Gräfin Margit erschreckt zusammen, warf sich eilig in ihre Morgenmantelle, weckte und kleidete selbst den Knaben, ohne durch die geringste Bewegung zu verrathen, was in ihrem Herzen vorging, während sie in stummer Hast Alles zur Abfahrt ordnete.

Da bald darauf der Graf Tzurakin um Einlaß bat, öffnete sie ihm selbst die Thür. Sie reichten sich stumm die Hände, und wenn ein Wort natürlicher Theilnahme oder Mitleids auf seinen Lippen schwebte, so mußte es ihm auf der Zunge erlöschen, angesichts ihrer starren, kalten Haltung.

„Ist Alles bereit?“ frug der Graf, nachdem sie einige gleichgültige Worte gewechselt; als ich ihm, statt der Gräfin, bejahend geantwortet, winkte er mir, ihm zu folgen.

„Lassen wir die Gräfin allein,“ sprach er, die Thür hinter sich schließend, „daß sie ungestört von dem Kinde Abschied nehmen mag.“

Als das Läuten der Hoteglocke, das die Abfahrt der Passagiere zum Bahnhof ankündigte, und nach kurzer Zeit schon nöthigte, wieder einzutreten, Ineite Gräfin Margit am Boden, ihr Haupt schweigend an Sandor's Köpfchen gelehnt; aber sobald sie unser gewahr wurde, richtete sie sich straff empor und führte Sandor mir zu. „Sie werden das Ver-

Digitized by Google

sprechen, das Sie mir gaben, nicht vergessen," flüsterte sie tonlos, „das ist Alles, was mich in meinem Elend tröstet." —

Dann stigte sie, zu dem Grafen gewandt, laut hinzu: „Auch Sie werden Sorge tragen, daß mein Name dem Kinde nicht entfremdet!" —

„Davon können Sie überzeugt sein, Marghit," entgegnete Graf Zutrakin, nicht ohne sichtliche Bewegung. — „Und jetzt, Sandor, sag' Deiner Mutter Lebewohl, oder wäre es vielleicht Ihr Wunsch, ihm bis zum Bahnhof das Geleit zu geben?"

Da die Stimme ihr plötzlich zu versagen schien, schüttelte Gräfin Margit abwehrend den Kopf und gab mit einer heftigen Geberde zu verstehen, daß wir nur gehen möchten, die Qual des Abschieds nicht länger auszudehnen.

Plötzlich aber schien dem Kinde eine Ahnung aufzugehen über das, was ihm bevorstand. Indem er die Mutter mit beiden Armen umklammerte, brach Sandor laut weinend in die Worte aus: „Ich will bei Dir bleiben, ich geh' nicht fort von Dir!"

Da brach endlich auch ihr unbeugsamer Stolz zusammen. Mit verzweifelter Anstrengung entriß sie sich den Armen des schreienden Kindes, es in der Wuth des Schmerzes fast von sich stoßend, und wankte sich schluchzend ab — — — und so ließen wir sie stehen. Es war die höchste Zeit zum Aufbruch. Auf dem Bahnhof angelangt, fanden wir kaum mehr Zeit, die Karten bis Pest zu lösen, wo wir bis morgen Nachtzug hatten. —

Hätte ich's nur über mich gewinnen können, meine Gedanken von der armen Gräfin Margit abzulenken, es wäre eine recht unterhaltende Fahrt geworden. — Aber ich vermochte es nicht. Immer wieder drängte sich das Bild der verflossenen Nacht vor meine Augen, und staunend mußte ich mich fragen, welch' eine Art Mensch der Graf wohl sein mochte, daß er so bald jede Spur von Aufregung abgeschüttelt, wenn er sie überhaupt empfunden.

Wahrlich, das Zusammentreffen, dessen Zeuge ich eben gewesen, hatte Niemand vorausgesehen: so heiter und aufgeräumt redete er mit Diesem und Jenem über die gleichgiltigsten Dinge. Fast an jedem Aufenthaltsort schien er Bekannte anzutreffen, die sich bei uns niederließen und auch mich mit der dem Ungarn eigenen Höflichkeit artig unterhielten. Unter Anderen war da ein alter Erzbischof, ein fast achtzigjähriger Mann, trotz seines schneeweißen Haares und seiner vom Alter gebückten Gestalt noch so voll jugendlichen Feuers, daß ich ihm stundenlang ohne Ermüden zuhörte, während er in feurigster, bilderreicher Sprache von dem schönen Lande erzählte, von der Ebene, wo des Ungarn Stolz ist, an der er hängt wie der Schweizer an seinen Bergen; von den mächtigen Urwaldungen des Nordens und der Tata Morgana, die bei heißem Wetter bisweilen dem in der Puszta Reisenden erscheint und ihn mit ihren reizenden Trugbildern verlockt.

In Pest angelangt, nahmen wir Abschied von unserem liebenswürdigen, beredten Reisegefährten; nachdem wir zu Mittag gespeist und uns ausgeruht, führte Graf Zutrakin uns an den Kai, wo die beiden Städte Pest und Ofen sich am steilen Donauufer gegenüber liegen. Hier die stolze Enstlade lauter palastähnlicher Neubauten, dort das alterthümliche Ofen mit seinen kleinen, hüttenartigen, weißgetünchten Häusern, dem königlichen Schlosse und dem kahlen Felsplateau, auf dem sich die Citadelle Gran in Grau, wie aus dem bittern Steinboden herausgewachsen, erhebt; inmitten des prächtigen Bildes der Wunderbau der Kettenbrücke, vor der die vier alten Riesen, die steinernen Löwen mit ausgestreckter Tatze, gleichsam Wache zu halten scheinen. Rings das bunte Gewimmel fremdartiger Gestalten auf dem angrenzenden Marktplatz; die hübschen ungarischen Weiber mit ihren Frack- und Gemsledershen, die malerischen, zerlumpten Figuren der wallachischen Zigeuner, so dunkel, daß sie kaum von dem Schwarz der Mohren zu unterscheiden sind, mit langem Haar und heimtückischen, blitzenden Augen. Auf dem Bazar, wo wir für Sandor Spielzeug einkauften, begegneten wir auch türkischen Herumtreibern, kräftige Physiognomieen, bronzefarbig spielend zwischen Schwarz und Gelb, in weißem Turban und breiten weißen Hosen. „In der Umgegend von Pest," erzählte mir der Graf, „liegt ein türkischer Feldherr begraben, zu dessen Gruft jährlich Wallfahrten stattfinden;" zwei solchen Wallfahrern begegneten wir hier. — — Und nun hast Du genug für heute, liebe Sara! Sandor ist aufgewacht und läßt mir keine Ruhe mehr; er ist voll Reiselieber und verlangt jeden Augenblick etwas Neues zu sehen. Heute wollen wir, wenn die Geschäfte des Grafen ihm Zeit übrig lassen, auch nach Ofen hinüber, um von dort den Blick auf Pest herab zu genießen, und morgen geht's weiter nach Zutrakin, dem alten Erbsitz der geäfflichen Familie. Von dort erwarte meinen nächsten Brief.

Sechster Brief.

Schloß Zutrakin, den 20. August.

Nachdem ich endlich meinen Buben zur Ruhe gebracht, der durch die rastlos wechselnden Reiseeindrücke in eine fast krankhafte Aufregung gerathen war, will ich die Stille, die mich nach den vier letzten aufregenden Tagen jetzt endlich einmal umgibt, benutzen, um in meinen Reisebriefen fortzufahren und Dir, liebe Sara, umgehört zu erzählen von Allem, was die fremdartige Umgebung Eigenthümliches bietet, was mich auch den schmeichelnden Reiz empfinden läßt, den das Neue, Ungewohnte stets auf unsere Sinne übt.

Nach der durch glühende Hitze und Dichte, durch die geschlossen Fenster eindringende Schattenspiele gegen Abend ein Wagen mit zwei feurigen Rappen vor dem Bahnhofe hielt, der uns nach Zutrakin bringen sollte.

drücke, die ich von der ritterlich vornehmen Haushaltung des alten Schlosses empfing.

Nach beendeter Mahlzeit reichte der Graf mir in seiner gemessenen Weise artig den Arm, führte mich in das Vorgemach des für Sandor und mich hergerichteten Zimmers und verabschiedete sich mit dem höflichen Wunsch, ich möchte bestens ausruhen und Alles träumen, was ich etwa Gutes wünschte, in der ersten unter seinem Dache verbrachten Nacht.

Es mochte schon spät am folgenden Morgen sein, als leise an unsere Thür gepocht ward: „Nun" — rief der Graf herein, „wie steht's mit unserer Reisegesellschaft, haben wir wohl ausgeruht? Sandor, Du sollst als artiger Kavalier den Führer machen und dem Fräulein den Weg in den Garten zeigen. Wenn's nicht zu lange währt, will ich mit dem Frühstück auf euch warten."

Da wir indessen nicht länger auf uns warten ließen, gab der Graf selbst unsern Führer ab. Durch die Rhnenhalle traten wir in das Gärtchen, das wie ein bunter Rahmen das alte Schloß umgibt. Hier inmitten der schönsten Blumenanlagen, mit der Aussicht auf die blauen Tolayerberge, nahmen wir gemeinsam das Frühstück ein; dann sing der Graf mich freundlich, ob es mir Vergnügen machen würde, mir Haus und Garten näher anzusehen. Da ich dankend seinen Vorschlag annahm, ward mit der Rhnenhalle begonnen, wo unser Hausherr von manchen interessanten Bilde Halt machte und allerlei abenteuerliche Sagen erzählte von den alten Rittern und Edelfrauen, die noch heut im Munde des Volkes fortleben und dem hochangesehenen Geschlecht der Tzeakins zu nicht geringem Stolz gereichen.

Aus dem anstoßenden Jagdzimmer, dessen Wände ganz mit Geweihen und Waffen bedeckt waren, darunter mehrere kostbare, aus den Türkenkriegen herstammende Krummsäbel — führte der Graf uns in den Speisesaal, wo sein eigenes Bildniß in Lebensgröße über dem Eingang hing — und der, wie die meisten Gemächer des Hauses, in einer hohen, gewölbten Halle besteht, wo selbst bei der glühendsten Hitze stets eine wohlthätige Kühle herrscht, da die schmalen, perhältnißmäßig kleinen Fenster ganz von den uralten Bäumen des Gartens beschattet sind.

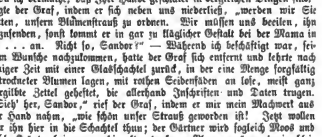
Nachdem wir von hier aus die lange Reihe der Gastzimmer durchschritten, sprach der Graf zu Sandor: „Nun laß uns dem Fräulein unsern Garten zeigen, und der Mama einen Blumenstrauß schicken; sie soll ja nicht denken, daß Sandor sie in Tyrasin vergessen wird. Andreas!" rief er alsdann dem Gärtner zu, der, eben mit den unvermeidlichen ungarischen Gartenstrichen beladen, aus einem der Glashäuser trat, „laß sehen, was wir an Blumen des Gartens beschauet sind. Die eine Tagreisen unbeschadet schicken können."

Jede Blüte, die der Gärtner uns anwies, mußte Sandor auf des Grafen Geheiß selbst abbrechen; dann nahm er ihm den Strauß aus der Hand, und als das Kind ihn wieder haben wollte, entgegnete der Graf: „Laß nur, Du möchtest die feinen Stengel leicht zerbrechen; ich will ihn Dir aufheben, bis wir unsere Rundschau beendet haben," und so ging Sandor's Wunsch nicht in Erfüllung fort.

Dann schritten wir weiter in das zierlichste Gartchen hinab, das ich jemals sah; in einer Wirrlissunde kaum nach allen Richtungen durchwegen und doch voll reizender Abwechselung. Das Sammetgrün des Rasens, die rothlichen Kieswege, die sich in schlanken Windungen um die Blumenarabesken ziehen, die behaglichen Sitze unter fremdartigen Pflanzen, das Plätschern des Wassers im Bassin, wo zahllose Goldfischchen lustig umherschwimmen, endlich die Hecken von schwarzem Rosenholz, das in phantastischen Zacken beschnitten einen massiven Rahmen gegen die Tolayerberge bildet, die sich in der Ferne im Halbkreise dahinstrecken, das ganze Ding sieht einem kleinen, üppigen, orientalischen Salon viel mehr als einem Garten ähnlich. Um die malerische Aussicht auf die umliegende Landschaft vollkommen zu überblicken, ist neben dem Bassin noch ein künstlicher Felsen errichtet. Zauberhaft ist von hier der Blick auf das Thal, das in jäher Tiefe dicht an die Gartenmauer heraufritt, und jenseits auf die waldigen Höhen, zumal Abends, wenn die Sonne hinter dem Tolayerberge untergeht, und die schwarzen Massen ganz in Gold und Purpur getaucht erscheinen. Als der Graf mir beim Herabsteigen vom Felsen den Arm bot, da die engen Stiegen von glatten Ephenmassen so sicht überwuchert waren, daß ich bei jedem Schritt auszugleiten fürchtete, frug er mich, wie die Anlagen mir gefielen? Da ich erwiederte, daß ich nie etwas Anmuthigeres sah, sprach er in dem selsamen Ton, mit dem er stets von der Gräfin redet: „Das Alles ist Margit's Verdienst; sie besaß in seltenem Grade das Talent, Alles, was sich unter ihren Händen gestaltete, schön und gefällig herzurichten." Dieser Ton, so nüchtern und zurückhaltend er klingt, läßt dennoch ahnen, daß er Etwas unterdrücken soll, was ihm nicht ganz zu bezwingen gelingt. Es ist Bitterkeit, noch Haß, noch Liebe, und doch etwas von Allem. — So oft ich ihn höre, preßt er mir das Herz zusammen. Er verräth es nur zu deutlich, daß Gräfin Margit von ihrem ersten Gatten eben so wenig vergessen ist, als sie ihn vielleicht ganz vergessen konnte.

Da die glühende Hitze des Vormittags allmälig begann sich fühlbar zu machen, waren wir in die Halle zurückgekehrt, wo unter den Ahnenbildern ein altmodischer, lederner Divan und den einzigen Ruhesitz hat. „Da ich vermuthe, daß Ihre Hände geschickter in dergleichen Dingen sind," sagte der Graf, indem er sich neben und niederließ, „werden wir Sie bitten, unsern Blumenstrauß zu ordnen. Wir müssen uns beeilen, ihn abzusenden, sonst kommt er in gar zu klägicher Gestalt bei der Mama in B. . . an. Nicht so, Sandor!" — Mißvergnügt war, seinem Befehle nachzukommen, hatte der Graf sich entfernt und kehrte nach einiger Zeit mit einer Glasschachtel zurück, in der eine Menge sorgfältig getrockneter Blumen lagen, mit rothen Seidenfaden an lose, meist ganz vergilbte Zettel geheftet, die allerhand Inschriften und Daten trugen. „Sieh' her, Sandor," rief der Graf, indem er mir mein Machwerk aus der Hand nahm, „wie schön unser Strauß geworden ist! Jetzt wollen wir ihn hier in die Schachtel thun; der Gärtner wird sogleich Moos und kühle Kräuter bringen — die alten trockenen Blumen mögen darin bleiben," sagte er, mit den Köpfchen reichend, hinzu; „es sind Erinnerungen aus Margit's Jugendjahren. Sie werden die Güte haben, ihr zu sagen, daß ich sie unter einigen vergessenen Gegenständen fand und sie aufbewahrt habe, um sie ihr wieder zuzustellen, sobald sich mir die Gelegenheit darbote." — Eh' ich mich's versah, schnürte sich mir die Kehle zusammen, daß ich dem Grafen kein Wort entgegnen konnte. In der peinlichen Verlegenheit, die mich ergriff, machte ich mir, ich weiß nicht wie, mit Sandor zu schaffen; über Graf Tyrasin's Züge aber glitt etwas wie ein unmuthiger Schatten; mit einem raschen zornigen Blick auf mich erhob er sich und ging in den Garten hinab, und mit seiner Sulbe ward weiter der Blumen erwähnt, die ich noch seinem Geheiß der Gräfin übersandte.

(Fortsetzung folgt.)



Hrn. Em. F. in H. Sie können sich darüber in jedem Kreyslinnenbuch Raths erholen. Schon in dem von Alberti steht das Nöthige Seite 32.

Hrn. Otto. P. in Z. Legen Sie darauf kein Gewicht. Die Natur der Sache bringt das mit sich. Wir werden darüber in einem der nächsten Hefte einen Aufsatz bringen.

Hrn. Musikdir. L. in B. Machen Sie's wie Wagner in seinem Konzerte in Mannheim. Nach der ersten Strophe seiner Arie, in neuen Kleidern, um zu zeigen, daß er in seinen Feuerreiter die ersten durchgeschritte.

Frl. Julie H. in R. Rosen in der Nähe, darum einen Krang von Veilchen, aber letztere sehr zart. P. ist uns nicht bekannt.

Hrn. Dir. v. B. in S. Zur Erinnerung an R. wohl zu verwenden. Das Buch haben wir gelesen. Es enthält nicht, was Sie wünschen.

Frau v. d. G. auf M. in Schles. Gerne, wenn wir Zeit hätten. Wir reizend muß es sich von dem Umgang des Thurms nach dem Thal thunnterstapen! Danken für die liebenswürdige Einladung.

Hrn. Rtr. K. in F. Rennen und Fuchsjagden in England. Nach K. u. Cs. quitos von E. Zeller. Leipzig, Sennenberg.

Hrn. Justizrath K. in L. Wohl schon erhalten? F. ist im vorigen Jahre nach Spanien gegangen. Mir sind ohne Nachricht.

Frl. Aline P. in B. Trockenste in irgend einem Geruch aus der Fabrik von Reptin in London. Sie finden diese Pomade bei jedem Friseur.

Hrn. Theod. v. C. in B. Wir dürfen die Namen der Mitarbeiter, wenn sie sich nicht selbst nennen, nicht mittheilen.

Hrn. Uhrm. Franzkeller in Hasloch. Richtig.

Hrn. J. H. K. in R. Wirth, Nationalökonomie, 3. Bd. Bankwesen, 1870.

Hrn. P. in Gaitzlen. Auf Ihre drei Fragen sinnlichtlich des Brückbaus haben wir zu erwiedern, daß in allen angedeuteten Situationen die größte Vorsicht erforderlich ist. Ob wörtliche Explikation der Lage zu nehmenden Maßregeln kann an diesem Orte aus gewissen Rücksichten nicht detaillirt mitgetheilt werden, doch verweisen wir Sie auf die dritte Auflage von „Kinsch's Pionierdienst der Ingenieurtaschen", Seite 297 ff. (Leipzig, bei Gh. Kummer), wo für alle den Ihnen bezeichneten Fälle die genauste Auskunft gegeben wird.

Hrn. J. H. 18. Warten Sie sich an den Redakteur der Signale, Hrn. Bartdoff Senf, der Ihnen gewiß die beste Auskunft geben wird, da er mit den Verhältnissen der Konservatorien bekannt sein muß.

Hrn. E. E. P. in G. Der Aufsatz stammt aus dem Lande, von dem er handelt. Allerdings ist er nicht ganz neuen Datums. Die Belege haben Sie und freilich auch nicht gegeben.

Hrn. J. G. H. in Z. Richtiger würde allerdings die Abkürzung den Doktor bloß D. oder Dr. geschrieben; es ist nun aber einmal aller Gebrauch Dr., und insofern bleibt die Wette im Schwanken.

Frl. Jul. K. in K. Sie haben in bald triumphirt. Das Bild ist nicht von Beep. Robert, sondern von Horace Vernet.

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 46. Stuttgart und Leipzig.

Salon u. Werkstatt.

Ein Lebensbild aus alter und neuer Zeit

von

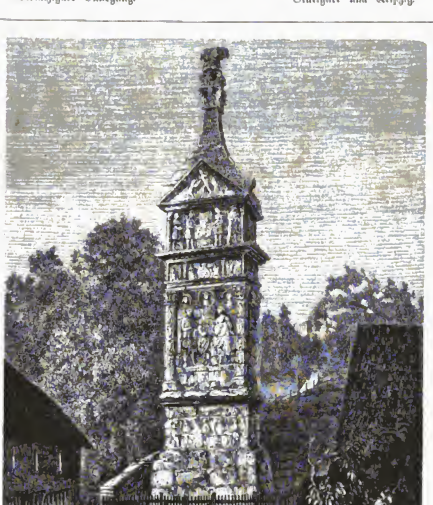
G. Löwenberg.

(Schluß.)

In dicken feuchten Nebel hüllt sich der Broadway nieder. Um die Gaslaternen bildete er sich in grauen Schleiern, die das flackernde Licht wie ein halbblindes Auge die Nacht mühsam durchbrach.

Es war um die sechste Stunde eines Wintertages — die allgemeine Mittagszeit in der atlantischen Metropole, wo der Verkehr am regsten flutet. Die Kaufbeeren verließen ihre Waarenhäuser, die Kaufleute schlossen allmälig ihre Stores (Verkaufshallen). Einige verspätete Damen shopping — zu Deutsch von Laden zu Laden gehen, mustern, kaufen, wählen unter Räpplichem und Ueberflüssigem ist das Lebenselement, die herrschende Leidenschaft der Americanerin, für deren Befriedigung sie ihre Seligkeit verkaufte) — einige verspätete Damchen also tummelten eilig über die Straße.

Müde schleppte sich eine hohe Männergestalt vorwärts. Man sah ihr die unsägliche Mühe an, mit der es geschah. Augenscheinlich schonte der Mann, ein noch junger Mann, thatsächlich in Fetzen, mit defekten Stiefeln, mit zerbeultem Hut sich zuweilen an die Häuser an. In dem zerrissenen Rock, mit dem hungrigen Gesicht, den hohlen Augen, die sprühhaft in den spitzen Zügen glühten, verrieth sich dennoch in seinen Allüren eine gewisse Verfeinerung, die deutlich kündete, daß er bessere Tage gekannt.



Das komische Denkmal zu Joel. Nach einer Photographie aus P. Brown's Verlag in Utica. (S. 41.)

Der Unglückselige hatte alle Stadien des amerikanischen Lebens durchkostet — die Nachtseiten desselben bis auf die Hefe geleert.

Voll kühner Hoffnungen — ein schöner, eleganter Mann — war er vor kaum zwei und einem halben Jahre von Europa herübergekommen, um die bittere Schule aller Derer durchzumachen, die sich auf einen klingenden Namen, ein schönes Gesicht und ihren Glücksstern allein verlassen wollen im Lande der harten, sauren Arbeit, die an die Arbeitskraft des Mannes unerhörte Anforderungen stellt. Der Glücksstern des Mannes hatte sich von dem Augenblick verdunkelt, da er den Fuß auf die Schiffsplanken gesetzt, wenn er selbst leugnerisch auch noch kurze Zeit hier zu lächeln schien.

Betrüger und Gauner hatten den Unerfahrenen um den Rest seines Vermögens beschwindelt, das er aus der Verwerthung seiner Preziosen gewonnen. Die Empfehlungsschreiben, die er an einen Alderman, den Mayor und einige Handelsfürsten auf seine Bitte mit einem Lächeln, das ihm schon damals von übler Vorbedeutung hätte sein müssen, wenn er nicht so blind auf sein Glück vertraut, — von mehreren Americanern seines Kreises daheim erhalten und als letzte Zuflucht fünf Monate später abgegeben, hatten ihm wenig Vortheile gebracht. Der Eine beschied ihn von einem Tage zum andern und bedauerte zuletzt höflich, daß er nicht

in der Lage sei" u. s. w. Ein Anderer ließ ihm von seinem Bedienten den Brief mit der Weisung zurückgeben: „daß es bei ihm von Empfehlungsschreiben und hülfesuchenden Industrieritten wimmle — daß es ihm daher an Zeit und Geduld mangele" ꝛc. Ein Vierter gab ihm ein anderes Empfehlungsschreiben für eine ihm nahverwandte einflußreiche Persönlichkeit in der Armee, von der auf sein höfliches Schreiben die knappe Antwort einlief: „daß seine Bakanz für Offiziere jetzt in der Friedenszeit im Moment offen stehe, er werde sich jedoch seiner Zeit seiner erinnern" u. s. w. Nur ein Einziger zeigte sich wirklich willig und bereit, dem Freunde seines Sohnes mit Rath und That beizustehen, aber dessen freundliche Bemühungen — der jovialen alte Herr war zum Unglück Kaufmann — scheiterten an der Unfähigkeit seines Protegés selbst. Derselbe hatte mangelhafte Sprachkenntnisse — mit Ausnahme des Französischen und Einschlag der hier wichtigeren Landessprache, — führte eine zwar elegante aber salopve Feder; — Pünktlichkeit, die bei amerikanischen Handelsverhältnissen als Hauptfaktor zählt, war ihm ein fremder Begriff. Er mußte nach kurzer Probezeit ihm „zu seinem aufrichtigen Bedauern" die Comptoirthüre zeigen.

So ging es fort. Immer bescheidener, immer niedriger und — die rechte Energie, das rechte zähe „Sichdurchbeißenwollen" fehlte der vornehmen Gestalt, den weichen, verwöhnten Händen. —

Vom Hunger geplagt, reduzirter von Woche zu Woche, suchte er successive Beschäftigung als Kellner, dann, als ihm der Mangel rechter Geschmeidigkeit im Wege stand, als Portier, später als Kondukteur, dann, als die Kälte ihn vertrieb, auf einem Schiffe. Die Bewegung der Glieder beim Schaufeln ertrug er nicht lange — er wach Sachträger mit gleichem Erfolg, trieb sich, von Hand zu Mund lebend, im Hafen umher. Schrieb endlich einen verzweifelten Brief in die Heimat, worauf ihm die tröstliche Antwort ward: „daß der Stiefbruder, obschon durch nichts verpflichtet, seine sämmtlichen Schulden liquidirt, — da er ihn früher aber schon vier- oder fünfmal Rott gemacht, durchaus nicht Willens sei, durch falsche Großmuth seinen sündlichen Leichtsinn noch zu unterstützen, zumal er höhere Verpflichtungen gegen seine junge Frau und sein ungeborenes Kind jetzt habe.

Elend und Verzweiflung bitterten den zweiten Brief, dessen Porto er mit den letzten Pfennigen deckte. Es kam nie eine Antwort. Er konnte freilich nicht ahnen, daß sein Bruder Stephan Xavier Keheran, ein Todkranker, in Riga darniederlag, daß Briefe und Depeschen von seiner jungen Gattin, der reizenden Violanta, ungelesen achtlos bei Seite geworfen waren in der Sorge um des hochgeachteten Mannes flackernde Lebenslicht.

Er wollte nun seine freie Uebelzahrt abarbeiten — man sah seine schlotternden Glieder an und kehrte ihm lachend den Rücken. Die edle Beschäftigung des Straßenkehrens war das Nächste, wozu er rathlos griff — die matten Hände versagten aber selbst zu dieser leichteren Arbeit den Dienst — Fieberfrost schüttelte die hagere Gestalt — er warf muthlos den Besen fort und schleppte sich- und zwecklos — ein Obdach hatte er nicht mehr — den todesmüden Körper durch die Straßen.

Erschöpft fand er an dem weißen Marmorquadrat, das an der zehnten Straße Stuart's berühmtes Modemagazin bildet, jetzt einen Augenblick Ruh. Seine Hand streckte sich bettend zum ersten Mal im Leben aus. Alexander Graf Keheran gehorchte der Macht der Verhältnisse, der Stimme des nagenden Hungers, da er jetzt bettelte. Eine graziöse Frauengestalt in kostbaren Pelzen schwebte eben die Stufen des Modemagazins hinunter, sie hatte die feine Fußspitze schon auf den Wagentritt gesetzt, als der Bettler sie anflehte. Ihre Blicke begegneten sich einen Augenblick im schnellen Erkennen — sein umflorirtes Auge dem dunkelglühenden Augensterne der schönen Kubanerin. Ein Ausdruck des Ekels ging über die reizenden Züge hin, die rothe Oberlippe bäumte sich verächtlich über den kleinen Perlzähnen. Sie raffte die ohnehin kurzen engen Kleiderröcke ängstlich zusammen, als hätte die bloße Berührung des Bettlers sie anfleckten müssen, stieg mit einem spöttischen Achselzucken vollends in den Wagen und ostelette, ohne einen Blick rückwärts, an ihren Handschuhknöpfen, als er sich in Bewegung setzte.

Der Unglückliche schleppte sich weiter, den Broadway immer entlang, stumpf, ohne jedes Bewußtsein noch zehn Minuten hindurch — dann schwanden die letzten Kräfte — im Selbsterhaltungstrieb umklammerten die Hände noch einen Moment den nächsten Laternenpfahl — dann glitten sie machtlos daran nieder. Die Sinne schwanden — vor den Augen schwirrten bunte Kreise — in den Ohren summte es ihm — die Arme sochten noch einmal, Stütze suchend, in der Luft — dann schlug er mit einem leisen Aufschrei auf das Trottoir nieder.

Gleichgültig schritten die Meisten an ihm vorüber, mehrere Nebeiter stießen in brutaler Schadenfreude den betrunkenen Faulenzer" sogar mit dem Fuße an; Wenige nur hielt die Menschlichkeit um ihn versammelt. Zu ihnen trat auf den lebhaften Zuruf eines jungen Mädchens in der offenen Ladenthür einer Modeimagasins ein großer blonder Mann heraus. Sie Alle machten ihm bereitwilligst Platz. Der eiserne Wille, der auf der wuchtigen Stirn thronte, mochte ihnen unwillkürlich imponirt haben. Er zuckte nicht im Pharisäerhochmuth mit dem übergegenen: „Ich sah es ja voraus, wie es kommen wußte" die Asel, sondern lud schnell entschlossen den Leblosen auf seine mächtige Schulter. «Hallo! halo! — a hurrah to Mr. Peterson!» begrüßte die enthusiastische Menge, die eine energische Handlung wohl zu schätzen wußte, als der blondbärtige Riese mit seiner Bürde in seinem Geschäftslokal verschwand. — —

Es war fast Frühling, als Keheran verständnißlar zum ersten Mal die Augen wieder aufschlug. An der süßen Mattigkeit der Glieder, an dem geschmackten Denkvermögen fühlte er, daß ihm nach langer schwerer Krankheit die Lebensgeister sich wieder sammelten.

Er lauschte anfangs träumerisch, nur Sägen, Hämmern, Klopfen, in das sich eine süße Frauenstimme in einfachen Volksliede und Vogelzwitschern mischte, umgaben ihn. — Er öffnete die matten Lider. Schneeweiß gebettet lag er in zierlich gehaltenem comfortablem Zimmerchen. Die Thüren bestellen waren in eine Werkstatt halb geöffnet. An dem nächsten Fenster dort saß, den schlanken Oberkörper über ein Matt Papier gebeugt, über das gedickte kleine Finger den Crayon behende führten, in emsiger Arbeit ein junges Mädchen.

Er erkannte sie wohl, die kleine jetzt zur Jungfrau aufgeblühte Germania von damals — aber aus dem denkenden Gesichtchen, das ihm voll zugewandt war, aus der entwickelten Gestalt, aus den edler geformten Zügen, die wie bei einer träumlich angehauchten Camée von dichten Flechten in Diadem umschlossen wurden, blickte ihn doch eine Andere — liebbekannt und zugleich fremd entgegen.

Auf den Zuffpitzen kam sie behutsam näher. — Leichtfüßig — ein hüpfender Sonnenstrahl für jeden der braunen Gesellen, denen sie freundlich zunickte — glitt sie durch die Werkstatt an sein Bett. Ein leiser Jubelruf begrüßte den Patienten, der sich mühsam aufgerichtet, und rief den langobärtigen Bruder heran, der im Schurzfell und aufgekrempten Hemdsärmeln, das lange Haar von der erhitzten Stirn schüttelnd, ihn dieser die Reichte schüttelte.

„Gott zum Gruß, Mr. Keheran" — der Arbeiter fühlte taktvoll, daß ein „Herr Graf" hier nur eine Satyre wäre — „da wir glücklich, Dank meines Schwesterchens, über den bösen Berg gekommen, wird's mit Ihnen bald wieder bergan gehen."

Seine Prophezeiung traf ein. Täglich mehrten sich unter der liebevollen Pflege des Mädchens seine Kräfte. Er fühlte ein Wohlbehagen, wie nie zuvor. Weibliche Sorgfalt, die ohne alles Zurschautragen genäuschlos waltete, die Wünsche ihm von den Lippen las, hatte er niemals kennen gelernt, sich nie in einer Atmosphäre gesunden praktischen Bürgerthums bewegt, das in der Arbeit seine Befriedigung findet; — nie die rationellen Ansichten von Menschen gehört, die aus sich selbst ihre Kraft schöpfen, den Menschen als Menschen werth halten und grundsätzlich gebildet alles Schöne genießen, ohne durch Ueberkultur verbildet und blasirt zu sein. Es trat ihm hier in den Kindern des Dorfschulmeisters, den die fremde Erde deckte, eine Ursprünglichkeit, Frische, Innerlichkeit, geistige Bedeutendheit und Bewegsichkeit entgegen, die ihm plötzlich ganz andere, weitgehende Gesichtskreise erschloß und ihm beschämend fühlbar machte, wie wenig er selbst im Vergleich zu ihnen war.

Und doch weder der rauhe Mann noch das liebliche Mädchen ließen ihn das je empfinden.

Zwei Wochen später durfte er schon aufstehen und am Fenster im Lehnstuhl ruhen. Daß dieß auf seine Bitte in der Werkstatt geschah, nahm der Zeit wohl die kleinen Schwingen. Anregende Wechselgespräche mit den Geschwistern schienen ihm die Tage auf Flügeln des Windes zu tragen, mit dem ersten Handwerker, der den Hobel über die Säge dabei führte, oder dem jungen Mädchen, welches auch unablässig thätig die Hände rührte in Entwürfen zu den Kunstarbeiten des Bruders, die den aus Paris importirten Tand den Rang streitig gemacht und ihm ein hübsches Vermögen bereits gesichert. Zum bloßen Plaudern hatten die Beiden keine Zeit, aber es war vielleicht nur um so erquickender, in diese sinnigernsten jungen Augen zu schauen, wenn sie von Zeit zu Zeit das Köpfchen von der Arbeit hob, wenn ihr leises Lachen wie Musik die Arbeitsräume erfüllte.

Er fühlte etwas in sich aufwachsen, dessen Dasein er kaum geahnt — eine heilige, reine, fast andachtsvolle Empfindung, die er noch keinem Weibe je entgegengetragen; aber je mehr er sie zunehmen sah an Stärke. Ausdehnung und Kraft, je mehr drückte er sie nieder in die geheimsten Winkel seiner Seele. Was war er, daß er mit seinem überströmenden Gefühl das Brödelwerk eines verpfuschten Lebens dem verehrten Mädchen zu bieten wagte? Seinen gräflichen Namen? Die spate Selbsterkenntniß ließ ihn selber bitterhöhnisch auflachen über frühere Illusionen. Er fühlte deutlich, wie wenig seine Geburt den beiden Menschen galt, von denen der eine der geliebten Kunst entsagt für Broderwerb, um den alten kranken Vater zu unterstützen, der andere sich stolz dünkte in dem Unab-

Digitized by Google

hängigkeitsgefühl, von eigener Hände Arbeit zu leben. An eine Liebelei ohne Zweck konnte in dieser reinen Luft ihm nie der Gedanke kommen, er wußte, daß Liebe hier nur feste Zueinanderzugehörigkeit für das Leben meinen konnte.

Sie saßen einige Wochen später beim Frühstückstisch, jener reichlichen Mahlzeit, die für Stunden ausreichen mußte. Arnold Peterson hatte mit stolzer Zufriedenheit von dem immer größeren Aufschwung und der fabrikartigen Ausdehnung gesprochen, die sein Geschäft täglich nehme, und sich verdrossen darüber geäußert, daß es ihm immer noch nicht gelungen, den geschickten Zeichner aufzufinden, der Germania unterstützen könne — „sie sei der anwachsenden Arbeit nicht mehr gewachsen, auch mangele es ihr an dem kühneren Talent archäologischer Zeichnung, so geschickt sie in der Arabeske sei.“ Durch den Grafen Zügg ging es in ersterem Sinnen. „Ich fühle mich jetzt fast gesund und kräftig,“ hob er jogernd an, dem die Geschwister mit lebhaftem Proteste entgegenten: „daß er sich noch schonen müsse — daß sie ihm ihre Gastfreundschaft auch nicht lange mehr aufnöthigen wollen, daß sie ihm am besten nachempfinden könnten, wie drückend für den freien Mann sie sei — wie sie seinen Unabhängige leidtröstlich ehrten und diesem — bei völliger Genesung — wahrlich nicht im Wege sichen würden.“

Dieß führte den jungen Kunstschreiner unwillkürlich darauf hin, die Vorzüge des Landes nach jener Richtung hin zu preisen, die ihm selbst eine so schnelle und völlige Unabhängigkeit hier geschaffen, um die in den bevölkerten Länd- und anderen Verhältnissen der Heimat er lange hatte darben müssen. — Er sprach nach lebhafter Kontroverse mit seinem Gaste daher lebhaft angeregt: „Sie, Mr. Keheran, haben bisher nur die Kehrseite der Medaille in Ihren eigenen Erfahrungen gesehaut — lassen Sie mich dem dunklen Gemälde jetzt die Lichter aufsetzen. Daß alte philosophische „Ich bin Ich“, das im Vaterlande durch Ueberlebtheit und gemeinlosch traditionelles Vorurtheil der Bestehenden eine so üble Anlegung findet, — hier — wenn Sie es richtig überlesen in: „Ich weiß, was ich werth bin“, kommt es so recht zur vollen Geltung und findet gerade bei uns Anerkennung schon durch die hohen Löhne, die in keinem Verhältniß zu denen Europas stehen, einen goldenen Boden. Hier gilt der Mensch als . . .“

„Arbeitsmaschine,“ warf Keheran lächelnd ein.

„Nennen Sie es immerhin eine Maschine, die man nach ihrer Treibkraft abschätzt, steht es ihr doch auch als solcher frei, sich Geltung durch eigene Kraft zu schaffen, ohne daß sechzehn Ahnen für ihre Courfähigkeit Bürge stehen; denn Arbeit, welcher Art auch immer, schändet hier niemanden. — Habe ich mir die Hände gewaschen, den Arbeitsrock gewechselt, so trage mich meiner auf der Straße, im Konzert, wo Sie wollen, was ich aber mein Vater gewesen und welches Gewerbe ich treibe. Wenn ich mich darnach betrage, bin ich so gut wie jeder Handelsherr und Millionär ein Gentleman.“

„Und Ihre Institutionen, Ihre Bestechungen von Hoch bis Niedrig, die die Unsähigsten an das Staatsruder stellen!“ polemisirte der deutsche Graf.

„Die sind freilich täglich bestellt, doch lassen Sie uns hoffen, daß deutsche Intelligenz und Bildung, die täglich mehr Geltung und Boden hier gewinnen, dem jungen Lande die Pahnbrechne zu einer nicht bloß nominellen Freiheit mit der Zeit werden.“

Die Geschwister erhoben sich. — Die Pflicht rief sie zurück in die Werkstatt.

„Leben Sie bas da, Mr. Keheran, wenn Sie die beiden noten unserer Zustände richtig würdigen wollen. Es ist auch ein trauriges Stück aus biesigen Sittengeschichte und die Heldinnen derselben — die ehemaligen Miß Nobel und Miß Aqueico — werden Ihnen so wenig wie irgend einem Andern unbekannt sein, der um die fashionable Zeit den Central-Park besuchte und die beiden kühnen Amazonen doet zu bewundern täglich Gelegenheit fand.“

Er reichte ihm die Morgenzeitung herüber und bezeichnete ihm sagenden Passus: „Wieder haben unsere lockeren Sittenverhältnisse ein beklagenswerthes Opfer in unserem beliebten Mitarbeiter, dem geistreichen Journalisten P., gefordert. Das Drama hat sich wieder die fashionabelsten Kreise zur Bühne und Sacatoga's Quellen als Vorspiel gewählt. Die reizende Gattin eines unserer rechtlichen Mitbewohner, des wackeren Me. F—z, hatte mit Mr. P. bort ein öffentunliges Verhältnis angeknüpft, wobei sie zu viel auf die Gleichgültigkeit aber das geschäftliche Ivanipersonnen genommenzein Mr. F—z's gerechnet haben mag. Der bengalische Tiger schlummerte aber nur. Eines Tages erschien er dem schuldigen Paare plötzlich unerwartet wie Banko's Geist und tödtete mit mehreren Revolverschüssen den waffenlosen Mr. P. Der Prozeß hat Mr. F—z — freigesprochen. Wie wir hören, ist Mrs. F—z in das Haus ihres Gatten zurückgekehrt. — Weniger tragisch, aber gleich charakteristisch für unsere demoralisirten Zustände endeten die Ehrerbietigkeiten und Liebesabenteuer ihrer kubanischen Freundin, der bezaubernden Mrs. A—m, die mit einem Marineoffizier in New-Port den Sommer verseufzt haben soll. Der als reich bekannte Mr. A—m fallirte mit drei Millionen Dollacs. Die Schiffsratten verließen das sinkende Schiff. Mrs. A—m floh eiligst nach dem Staate Indiana, dem bekanntlich nach einjährigem Aufenthalt das schöne Vorrecht zusteht, jede Ehe aufzulösen. Die arme Ariadne soll da ihren Theseus bereuen, her — einem on dit nach — vor der Verwirklichung seiner kühnen Erwartungen Reißaus genommen.“

Keheran warf das Journal begoutirt bei Seite. Ein Menschenleben oder wenigstens ein anderer gelduterter Mensch lag zwischen den übrefinnisten Lästern, denen er selbst eingestehn, und der Zeitzeit. Wie frischer, kräftiger Waldesduft der heimischen Waldungen wehte es ihn an aus den reinen Augen, dem ruhigklaren, selbstbewußten Wesen des deutschen Bürgermädchens und ließ ihn sinchen von der giftigen, heißen Treibhausluft, die ihm den Athem benahm in der Erinnerung an das Vergangene, in den erquickenden Schatten ihrer wohlthuenden Gegenwart.

Er hatte den Geschmack an Emotionen und grandes passions verloren, die bremenden Treppenforben der Salons hatten ihren Reiz für ihn eingebüßt — er wollte außerdem am durchsichtigen, ungetrübten Waldbach, das vornehme claire obscure wardt ihm verhaßt mit seinem einschläfernden Zimmertrug — er wollte Sonnenschein, echtes flutendes Tageslicht! — Germania hatte ihn den Zauber der echten Weiblichkeit und des Familienlebens schätzen gelehrt. All' die Nichtigkeit, die Hohlheit seines früheren Lebens trat ihm klar und lauter entgegen. Er hatte ohne Zweck egoistisch in den Tag hineingelebt, während sie, ein hilfloses Kind, die alten Eltern und ihrer Hände Arbeit erhalten. Er hatte Schätze verprußt, die nicht einmal sein waren, während das geliehene Brod als eine drückende Schuld ihren rechtlichen Sinn belastet, — er hatte in Strohfeuern vorübergehender Liebeleien die eine große, heilige Flamme verkackert, die bei ihr auf dem Altar der Kindes- und Menschenliebe in stets bereiter Selbstopferung glühte.

Er sah in stiller Rührung auf das süße junge Gesicht des Mädchens nieder, das eine so große, starke und doch so unberührt unschuldvolle Seele spiegelte, und streichelte sanft über ihr Haar hin. Leicht erröthend fuhr sie von der Arbeit auf und sah ihn aus ernsten Augen an.

„Wollen Sie mir Ihren Stift einen Augenblick gestatten, Germania?“

„Können Sie zeichnen, Mr. Keheran?“

„Auf der Militärakademie galt ich für den Musterzeichner — meine Lehrer stellten mir das trügerische Prognostikon eines künftigen Genies. Wer pflegt aber Talente, die er nicht voerwerthen kann! Es ist die Frage, ob ich nicht Alles schon vergessen!“

Er zog versuchend das Blei über Germania's Skizze hin, nahm ein anderes Stück Papier und hatte im Nu, aber in otel lühneren und phantasievollen Umrissen die Kopie beendet. Germania hatte ihm anfangs kritisch, auch wohl zweifelnd zugeschaut — ihr sprechendes Auge wertieft aber ein gesteigertes Interesse, und als er mit einer scheinlich galanten Verbeugung Papier und Feder überreichte, brach sie in einen hellen Freudenruf aus, der auch Mr. Peterson herbeilockte.

Er nahm ihr das Blatt stillschweigend aus der Hand und blickte ernst prüfend darauf nieder.

„Mr. Keheran, wollen Sie vielleicht die Güte haben, jetzt etwas selbstständig zu erfinden; als Kopie ist Ihre Zeichnung ein Kabinettstück, aber wir brauchen Originale, um es den Franzosen an Erfindungsgabe und Geschmad gleich zu thun, — wählen Sie beispielsweise eine Bettstelle, mit denen hier zu Lande unerhörter Luxus getrieben wird, lassen Sie sie möglichst am Kopfende bis zur Decke aufsteigen und überladen sie mit sinnreicher Bildhauerarbeit.“

„Wie lange geben Sie mir Zeit?“

„Nun meinetwegen für den ersten Versuch bis zum Abend,“ sagte er geschäftsmäßig kurz und wandte sich der eigenen Arbeit wieder zu.

Keheran's Pulse beschlugte fast wildes Entzücken, — er mußte sich niedersetzen, so überwältigte ihn das unerwartet hohe Glück.

Am Abend überreichte er dem jungen Meister die Schöpfung seines Stiftes. Dieser prüfte sie ängstlich genau, und anglwoll, wie vor einer höheren Entscheidung, hingen Keheran's und Germania's Augen sich an seine mehr und mehr sich klärenden Züge.

„Wären wir daheim, lieber Keheran,“ — er nannte ihn so vertraulich zum ersten Mal, als hätte er früher den Abstand zwischen dem Edelmann und Handwerker im Bürgerstaate selbst aufrecht halten wollen; bei dem ernsten, überlegenden Mann mußte das Wort der Gleichstellung daher seine vollgültige Bedeutung haben, — „in deutschen Vaterland, würde ich Ihre Verlegenheit wahrscheinlich auszutzen und Ihnen anbieten, mir für ermselige Thaler die Erzeugnisse Ihres Talentes zu verkaufen; hier im Lande der Gleichheit und Freiheit ehren wir das Gewie genug, um wohlberechnet eine Association zu bilden, die seine Kräfte und dauernd sichert. Ich schlage Ihnen also einen Kompromiß vor: — Setzen Sie der Kopf und lassen Sie mich die ausführende Hand sein — so werden wie es weit bringen!“

Digitized by Google

Keheran schlug selig in die dargebotene harte Arbeitshand und Germania legte nedend ihre wie segnend darüber.

„Hand in Hand mit Dir fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken," parodirte Peterson in seltenem Scherze und schloß den aristokratischen Affocie brüderlich in seine Arme.

*

Ein Jahr war darüber hingegangen; die kleine Werkstatt in der engen Straße hatte man längst vergeblich gesucht. Das Detailgeschäft am Broadway war auch unlängst eingegangen. — Peterson und Kompagnie konnten kaum mehr all' den Bestellungen der großen Firmen von weit und breit genügen, geschweige denn daß rieslig sich hebende Etablissement auf Einzelverkauf beschränken. Die reizenden Boudoirs, eigen tünnen und originellen Genres, hatten sie rasend schnell in Mode gebracht.

Ihre Fabrikräume waren seit mehreren Monaten in eines der Oertchen verlegt worden, die New-Yorks Vorstadt gewissermaßen bilden. An das lustige Betriebsgebäude schloß sich das schmucke, gartenumgrenzte Wohnhaus am Hudson in sädschem Villenstyl.

Die linke Mainlust hatte Germania in der Schlummerstunde in den Garten gelockt. In der zierlich umrankten Laube saß sie da an Keheran's Seite, der eben das Buch, aus dem er ihr vorgelesen — Dante's göttliche Komödie — bei Seite gelegt und sich behaglich eine Cigarre angebrannt.

„Oft war dein Leben unter Blut entbrannt
Und unser Wang' erbleicht" —

Zitterten Dante's Worte in ihnen nach, daß sie Beide so scheu die Blicke senkten? Wer hätte es entscheiden sollen, der sie so ruhig geschwisterlich neben einander sah — und ob sie blaß oder roth waren, das verdeckte die milde Sommerdämmerung.

In den Bezeichnungen der Beiden hatte sich nichts geändert, obschon der glückstrahlende Partner der Firma Peterson und Kompagnie dem Mädchen seiner Liebe eine sorgenfreie, ja selbst behagliche Existenz zu bieten hatte, obschon die Früchte seines Fleißes und Talentes — er gestand es sich in stolzem Selbstgefühl — es ihm wohl gestatteten, an Gründung eines eigenen Herds zu denken, obschon kein ungeduldiger Herz nichts sehnlicher begehrte als sie. — Die achtungsvolle Anbetung war mit seinem innersten Sein verwebt, das Mädchen gehörte zu ihm und seinem neuen Menschen, wie Licht zum Leben.

Was hielt ihn zurück, das entscheidende Wort zu sprechen, was bannte es immer auf die Lippe, auf der es tausendmal schon gebebt, — das Geständniß, daß sie zu seinem Leben gehöre wie jetzt die Arbeit, auf die er stolz war, stolzer als einst auf seinen glänzenden Namen, der ihm von Geschlecht zu Geschlecht übertragen war.

Er fühlte sich ihrer noch nicht werth — ein knabenhastes Zagen packte ihn, wenn er dachte, daß er mit einem Wort das Paradies vielleicht verschließe für immerdar, und er konnte doch nicht athmen ohne ihr lachendes Augenpaar, mit dem sie ihn aufmunterte zu immer erneuerter Thätigkeit.

Sein Name war jetzt bekannt, er war selbst berühmt in seiner amerikanischen Verbrehung „Airan" — man riß sich um seine Zeichnungen. Er fühlte, daß er die Seele des blühenden Geschäftes war, und lehnte es bescheiden ab, daß die Geschwister, in deren Hause er als boarder lebte, ihn als solchen ehren wollten.

Das Mädchen, sonst so durchsichtig und klar wie Krystall, war nur in einem Punkte ihm ein lebendes Räthsel. Mit welchen Augen mochte sie ihn ansehen? Wenn sie ihn liebte, wie er sie, mußte sie jede Kundgebung ängstlichst bewacht haben.

Der flotte Offizier, der mit übermüthiger Lippe sein Herz — oder was er ehedem als solches betrachtet hatte — so manchen Tame der höchsten Gesellschaft tief entgegen geschleudert, beugte sich, ein zagender Knabe, vor ihrer mädchenhaften Reinheit, denn sie stand über ihnen Allen an Seelenadel durch ihre Geistes- und Herzensschätze.

„Wo Arnold nur bleiben mag?" — Nam Ihnen sein Vorwand nicht sehr nichtig vor? — Wenn sein ungewöhnliches zur Stadt Fahren um diese Zeit nur nichts Böses mit sich führt — mir liegt es wie eine bange Ahnung auf der Seele," unterbrach sie das gefahrliche Schweigen.

Ehe Keheran noch Zeit zur Antwort fand, erschien Peterson's Riesengestalt, ein Winkslicht in der Hand tragend, in der rebenumkränzten Veranda und winkte sie heran.

Sie gehorchten schnell.

„Rathe mal, Alexander, was mich heute zur Stadt gelockt," rief er glücklich schmunzelnd, „na, ich will Deine Neugier nicht lange auf die Folter spannen. Ich sah neulich in der Zeitung unter der Rubrik „unbestellbare Briefe" einen an Deine Adresse. — Ich wollte Dich mit der Botschaft aus der Heimat gern überraschen und habe mich deßhalb heimlich weggeschlichen — da hast Du ihn."

Keheran streckte gelassen die Hand darnach aus. Was konnte die Heimat ihm noch Gutes oder Schlimmes bringen?

„Behalt' ihn nur und lieb ihn gleich laut vor, da wissen wir gleich Alle, was darin steht, — Geheimnisse, weißt Du, hab' ich nicht vor euch," sagte er phlegmatisch.

Peterson schaute prüfend auf die seine Frauenhand, erbrach das Siegel und erfüllte des Freundes Bitte, indem er vorlas:

„Vergeblich habe ich auf ein Lebenszeichen von Ihnen gewartet, Alexander; Sie sind uns wie verschollen.

„Sie scheinen nicht zu ahnen, daß ich seit mehr denn Jahresfrist die Wittwe Ihres verehrten Bruders bin, die Ihr Bild nie aus dem Herzen verbannen konnte, so wenig diese Liebe sich mit meinen Pflichten als Gattin und Mutter vereinden ließ; Sie wissen nicht, wie sehr der ländliche Majoratsherr der väterlichen Aufsicht bedarf. Einen Fuß auf Flügeln des Windes zurück in die Heimat, in Ihr aerödeles Vaterschloß und in die Arme Ihrer ewig getreuen Violanta aan Keheran,
née Rialto."

„Höhnende Epistel — nettes Geständniß der Wittwe meines Bruders — nun, nobleste obligo!" sagte er verdrießlich und warf das Blatt, das ihm Peterson übergab, gleichgültig zur Erde; sein Auge traf dabei das todtenblasse Gesicht Germania's, die beide Hände um die Stuhllehne gekrampft hielt.

„O ich wußte es, wie die Antwort ausfallen würde!" jubelte Peterson. „Wer von dem guten Genius „Arbeit" das Losgeld genommen, der ist ihm mit Leib und Seele verpfändet für immerdar — kann seine Selbstständigkeit nicht aufgeben für geschenktes Geld und Gut."

„Mich fesselt noch ein anderer Genius," sagte Keheran leise und blickte die Geliebte innig an.

Er öffnete ihr seine Arme.

Laut schluchzend stürzte sich Germania hinein.

„Mein guter Engel, der mich zur Arbeit getrieben und zum wahren Glück, verlaß mich nie!"

Er hielt sie fest an seinem Herzen.

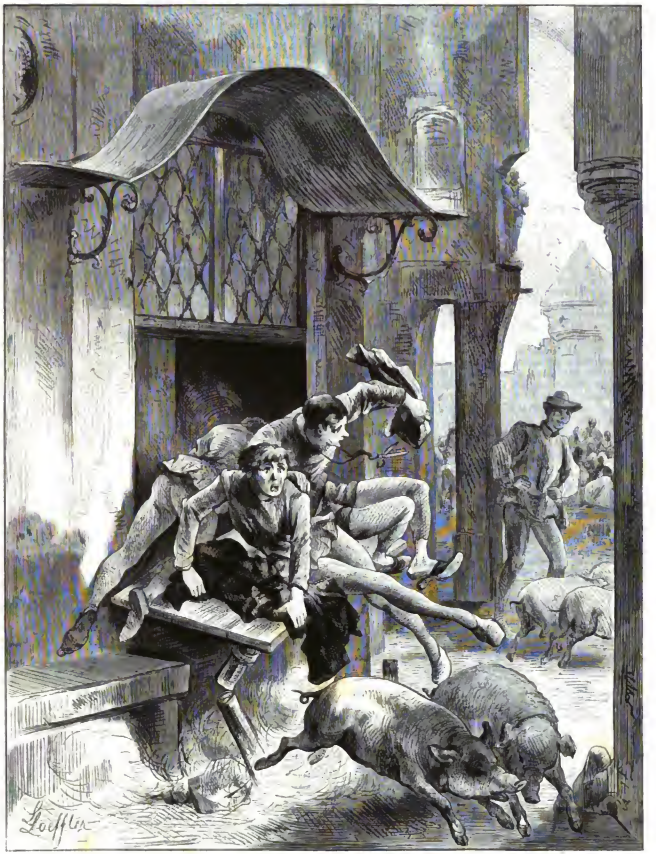
Das Römer-Denkmal zu Igel.

(Bild S. 541.)

Es mag nur wenige Städte geben, welche einen solchen Reichthum an wohlerhaltenen baulichen, inschriftlichen und andern Denkmälern antiker Zeit aufweisen können, als das in der schönsten Gegend des Moselthales gelegene Trier. Fast jedes Jahrzehnt bringt neue Funde zu Tage: Denkmäler, Waffen, Münzen, Luxusgegenstände gräbt man bei Fundamentirung von Neubauten und Brunnenschachten aus dem antiken Boden der weiland zweiten Residenz der römischen Kaiser. Das städtische Museum wie die Kabinette vieler Privaten gehen hieaan bereitet Zeugniß.

Eines der schönsten und besterhaltenen Monumente findet sich zwei Stunden oberhalb Trier, am linken Ufer der Mosel, im Dorfe Igel und zwar an der Stelle, wo die alte Römerstraße aus Trier nach Metz overüberzog. Es ist dieß die sogenannte Trojanssäule, auch Denkmal der Secundiner genannt. Allen bisherigen Erwägungen nach, die sich hauptsächlich auf die Inschriften des Denkmals gründen, wurde dasselbe vom Kaiser Trajan an der Stelle errichtet, wo er nach Secundus Securus Abschied nahm, nachdem er ihn mit Aemtern und Würden bekleidet und als den Bürgerfahne in den der Vorrechnen erhoben. Es ist daselbe demnach kein Grabmonument, sondern ein Erinnerungsdenkmal für die Nachwelt, und die Skulpturbilder ringö um dasselbe haben allegorische Bedeutung. Verschiedene Episoden aus dem Leben des Herkules, Gott Bacchus, Perseus und Andromache u. s. w. zieren als Sinnbilder die verschiedenen Seiten desselben; außerdem finden wir Darstellungen aus den Familienund öffentlichen Leben: eine Färberei, Waarentransport zu Wasser und zu Land, Jagd und Fischerei, eine Mahlzeit, ein Comptoir u. s. w., sämmtliche, ganz besonders aber das auf unserer Illustration die Vorderseite bildende, von genialer Meisterhand geschaffen. Das Monument hat eine Höhe von etwas über 71 Fuß und ist viereiteilig. Die Spitze zierte ehedem eine Kugel, von welcher sich ein Adler in die Lüfte zu schwingen schien, indem er eine Jünglingsgestalt um die Hüfte gefaßt hielt. Daß dieser krönende Theil nicht mehr vorhanden, thut dem Ansehen des Ganzen ziel Eintrag, ebenso ist zu bedauern, daß die auf den Ecken und Spitzen der obern Theile angebracht gewesenen Skulpturen, aan denen theilweise noch die Postamente aorhanden sind, mit der Zeit verschwanden; berücksichtigt man aber billig die Zeit, welche es überdauert, so muß die Dauerhaftigkeit dessen, was wir noch vor uns sehen, gerechtes Erstaunen verursachen, und kaum mag es ein zweites ähnliches Denkmal auf der Erde geben, welches mit seiner Schrift und seinen Bildwerken, kann aber auch in seiner Gesammtmasse fast zweitausend Jahre lang dem Zahne der Zeit so erfolgreich widerstanden. Die dauerhafte innere Beranlerung der Quadern mit Kupfer, die Vorzüglichkeit des Sandsteins, der in der Nähe aon

Digitized by Google



Till Eulenspiegel. Wie Eulenspiegel drei Schreiberpferden vom Haber laßen macht. (48. Historie.)
Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 546.)

Digitized by Google

Trier selbst gebrochen wird, sowie auch das feierlich ernste, geschäftige Ansehen des Banes mögen freilich auch das Ihrige zur Erhaltung beigetragen haben.

Es wäre schmerzlich zu wünschen, daß von Staatswegen der fernern Konservation dieses großartigen Denkmals römischer Größe, das noch und noch zu verfallen droht, ein warmes Interesse zugewendet würde, eines Denkmals, über das sich Goethe mehr als einmal hocherfreuend äußerte. —

Unsere Illustration entstand mit einer Photographie aus dem Kunstverlage der renommirten Firma P. Beaun in Trier, welche sich die Verbreitung photographischer Abbildungen der dortigen Antiken in anerkennenswerthester Weise angelegen sein läßt.

Till Eulenspiegel.

(Fortsetzung.)

6.
Wie Eulenspiegel drei Schneider vom Laden fallen macht und behauptet, der Wind hab' es gethan.

(48. Historie.)

(Vide S. 545.)

Eulenspiegel wohnte zu Hamburg in einer Herberge am Markte wohl vierzehn Tage. Daneben hatte ein Schneider seine Werkstatt, in der drei Gesellen arbeiteten, die, so oft Eulenspiegel vorüberging, ihn verspotteten und ihm Fetzen nachwarfen. Eulenspiegel schwieg darüber still. Als aber einst Tages der Markt voll zu werden vorsprach, sagte er des Nachts die Ladenpfosten alle unten ab. Des Morgens setzten sich die Schneider auf die Boutique und nähten. Als nun der Schneinehrt blies und Jeder seine Stue austreiben wollte, kamen die Stue des Schneiders und rieten sich an den Ladenpfosten, daß die drei Gesellen vom Fenster auf die Gasse fielen. Da Eulenspiegel das sah, rief er: „Sieh', sieh', der Wind bläst drei Schneider vom Fenster!" und die Leute liefen herbei und lachten die Schneidergesellen aus. Diese aber merkten wohl, wer ihnen den Possen gespielt, als sie die Ladenpfosten abgesägt fanden, und liefen den Schalk von diesem Tage an ungeschoren.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleinste Pflanzenwelt.

Staunen und Bewunderung ergreift uns wohl bei dem Anblick der Riesen der Pflanzenwelt, welche schon Jahrhunderte an sich vorüberreiten sehen, welche den stärksten Stürmen und Unwettern Trotz boten und immer noch in gleicher Kraft und Ueppigkeit ihre stolzen Wipfel den Wolken entgegenstrecken. Von ihnen bis zu den unvollkommensten Gebilden im Reich der Pflanzen — welch' ein Abstand! Wo finden wir aber diese letzteren? Sind es die zierlichen Moospflanzen in unseren Wäldern oder die Flechten, welche die rauhe Borke der Baumriesen bekleiden? Wir müssen noch eine Stufe tiefer steigen, um die kleinsten, unvollkommensten Gewächse zu finden, zu Gebilden, deren pflanzliche Natur von Vielen gar nicht gekannt ist.

Wer kennt nicht den weißlichen oder grauen flaumartigen Ueberzug auf faulenden Früchten, alten Brod u. s. w., den wir im gewöhnlichen Leben Schimmel nennen? Er ist ein Glied einer sehr zahlreichen Familie, die nach ihren drei Hauptgattungen als Schimmel-, Brand- und Hefepilze bezeichnet werden. Sie sind die kleinsten und unvollkommensten Pflanzengebilde. Aber mächtig greifen sie in den Haushalt der Natur wie in das Leben der Menschen ein.

Nur mit dem Mikroskop lassen sich diese Gebilde genauer betrachten. Da zeigen sie sich freilich viel anders, als wie sie mit bloßen Augen zu sehen gewöhnt sind. Der Schimmel erscheint als eine Waldung en miniature, aus den zierlichsten Fädchen bestehend, die sich ganz regelmäßig verästeln und verzweigen. Jedes Fädchen trägt an seiner Spitze ein rundliches Köpfchen. Bei der Reife platzt dasselbe und läßt eine große Menge der kleinsten Sporen austreten. Sie bilden die Keime der neuen Schimmelpflanzchen, sind aber ganz etwas Anderes, als die Samen höherer Pflanzen. Dem bloßen Auge werden sie erst sichtbar, wenn sie in großer Menge beisammen liegen, einzeln sind sie nicht zu erkennen. Wegen ihrer Kleinheit werden sie in die Luft gelüftet und schwimmen mit dem Staube massenweise in derselben herum. Treffen sie einen Körper, der die Bedingungen zu ihrer Entwicklung erfüllt, so senden sie in der kürzesten Zeit Keimfädchen in denselben, beginnen kräftig zu wuchern, der Körper überzieht sich bald mit einer Schimmelwaldung und wird sehr schnell seinem Verderben entgegengeführt. Durch die feinsten Oeffnungen dringen diese Sporen ein, oft zum Schrecken der Hausfrauen, die ihre mit vieler Mühe eingelegten, aber vielleicht nicht mit der nöthigen Sorgfalt vor dem Zutritt der Luft bewahrten Früchte bei einer Revision derselben dicht mit üppig wucherndem Schimmel überzogen finden. Mag auch derselbe entfernt werden, er stellt sich immer wieder ein; am besten ist es, die Früchte schleunig zu verbrauchen, ihr schöner Geschmack aber ist dahin, sie sind verdorben.

Ein üppigsten und liebsten wuchert der Schimmel, dieser rege Feind der Hausfrauen, an warmen, feuchten Orten, wo keine frische Luft hindringen kann. Sorgt man dort für Trockenheit und Luftzutritt, so wird der Feind bald entweichen. Um die Pilzsporen von eingemachten Früchten abzuhalten, ist ein vollkommen luftdichter Verschluß derselben das beste Mittel. Nur muß dafür Sorge getragen werden, daß auch die Früchte und die zum Einlegen benutzten Flüssigkeiten frei von entwickelungsfähigen Schimmelsporen sind. Durch das Kochen der Früchte und des Essigs u. s. w. werden übrigens alle organischen Keime vernichtet.

Müssen wir also die Schimmelpilze als arge Feinde und Verderber betrachten, so leisten sie in anderen Fällen auch wieder wichtige Dienste als treue Gehilfen und Bundesgenossen. Ohne sie müßten wir auf den Genuß gegohrener Getränke verzichten, ohne sie könnte und der Bäcker nicht seine lockere, wohlschmeckende Waare liefern. Es ist ja bekannt, wie der Brauer die Gährung des Bieres durch die sogenannte Stellhefe bewirkt; die Hefe ist es auch, durch welche der Bäcker den Teig zum Aufgehen bringt und die das Gebäck porös macht. Die Hefe des Bäckers ist entweder Bierhefe oder sogenannte Kunsthefe; die letztere wird bereitet, indem man jähen Weizenteig mehrere Tage in mäßiger Wärme stehen läßt, bis er einen weinartigen Geruch annimmt.

Unter dem Mikroskop zeigt sich die Hefe aus einer großen Anzahl kleiner, ovaler Bläschen bestehend. Man reichnete dieselben schon längere Zeit zu den niederen Pflanzengebilden und nannte sie Gährungspilze; wie sie aber entstehen, ist erst in der neuesten Zeit durch die sorgfältigen Untersuchungen des Doktor Brefeld festgestellt worden. Auch diesen besteht die Hefe aus nichts Anderem, als aus den Sporen des Kopfschimmels, des gemeinen Pinselschimmels und anderer sehr häufig vorkommender Arten. Gelangen dieselben in eine gährungsfähige Flüssigkeit, so entwickeln sie sich nicht zu neuen Schimmelpflänzchen, sondern es bilden sich jene Zellen der Hefe. Während der Gährung verwehren sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit, indem auch jeder einzelnen Zelle neue hervorsprossen. Die Hefe ist also eine Mittelform zwischen der Spore und der vollkommenen Schimmelpflanze, aus den Hefenzellen entwickeln sich in geeigneten Fällen jene Schimmelarten in ausgedehntester und üppigster Weise.

Eine wahrhaft dämonische Rolle spielen aber die Schimmelpilze bei allen Krankheiten der Pflanzen und auch bei vielen der Thiere, besonders der Insekten. Die Schimmelpilze sind die ächtesten Schmarotzer. Nicht wie andere Pflanzen nehmen sie unorganische Bestandtheile auf und verarbeiten dieselben zu organischen Gebilden, sondern sie können sich nur von schon gebildeten organischen Stoffen ernähren. Aus diesem Grunde bedürfen sie nothwendig eines Organismus, auf welchem und von welchem sie leben. Aber wehe den Thieren oder den Pflanzen, die sie zu ihrem Wohnsitze erwählen! Ihre langsamere oder schnellere Zerstörung ist gewiß.

Vor einer Reihe von Jahren verursachte das plötzliche Auftreten der sogenannten Kartoffelkrankheit überall Schrecken und Bestürzung. Ganze Kartoffelfelder, die im üppigsten Wuchse standen, zeigten sich in kurzer Zeit schwarz und verdorrt, ein großer Theil der Knollen wurde durch die sogenannte Trockenfäule in kurzer Zeit vollständig zerstört. Schwere Verluste verursachte diese Epidemie der Landwirthschaft. Gelehrte und Landwirthe wetteiferten, der Krankheitsursache auf die Spur zu kommen, aber lange vergebens. Schon war man geneigt, anzunehmen, daß die Kartoffeln durch die Kultur ausgeartet seien und einem baldigen Aussterben entgegen gingen. Untersuchungen in dem Heimatslande der Kartoffeln, in Peru und auf den Hochebenen von Bogota in Südamerika, ergaben indeß, daß man es nicht mit einer neuen Erscheinung zu thun habe. Das Mikroskop gab Aufschluß über das Wesen dieser Krankheit und lehrte, daß ein schmarotzender Pilz die Ursache derselben sei. Unter dem Namen Peronospora infestas findet man ihn seitdem in den botanischen Lehrbüchern verzeichnet. Er erscheint zuerst vereinzelt auf den Blättern, seine Keimfäden verbreiten sich aber mit großer Schnelligkeit, ergreifen bald die ganze Staude und zuletzt die Knollen. Das Kraut bekommt schwarze Flecken, schrumpft zusammen und verdrocknet, die Knollen faulen. Nasser Boden und feuchte Sommer begünstigen die Entwickelung und Vermehrung dieses Pilzes ungemein.

Nicht weniger Aufsehen und Bestürzung als die Kartoffelkrankheit erregte die vor mehreren Jahren zum ersten Mal aufgetretene Traubenkrankheit, welche seitdem viele der herrlichsten Weinberge verwüstet hat. Die Ursache derselben ist wiederum ein Pilz, welcher mit seinen

Digitized by Google

verzweigten, farblosen, in Menge weiß erscheinenden Fäden die Rebeu, Blätter und Beeren überzieht und das Aufbersten und Verfaulen der letzteren, sowie die Zerstörung der ersteren verursacht. Ist erst ein Weinstock von dem Traubenpilz befallen, so zeigen schon in wenigen Tagen fast alle Stöcke einer Pflanzung Spuren der Krankheit. Diese so außerordentlich schnelle Verbreitung würde gar nicht zu erklären sein, wenn man nicht die höchst merkwürdige Thatsache beobachtet hätte, daß der Traubenpilz und auch einige andere verwandte Arten dreierlei Fortpflanzungsorgane entwickeln. Auf sich aufrichtenden, kurzgegliederten Zellen schnüren sich die Glieder ab und jedes Glied hat die Fähigkeit, sofort zu keimen und eine neue Pflanze zu erzeugen. Mit ungemeiner Schnelligkeit bilden sich diese Glieder und lösen sich los. Außerdem erzeugt die Pflanze in kleinen, an der Spitze der Fäden befindlichen Schläuchen eine Unzahl von Sporen, Sommersporen genannt, weil sie ebenfalls sogleich nach ihrer Reife die Fähigkeit zu keimen haben; vom Winde und behaarten Insekten fortgeführt, verbreiten auch sie die Krankheit schnell weiter. Und damit im nächsten Frühjahr das graufame Werk der Zerstörung mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt werden könne, entwickelt der Pilz noch eine andere Art Sporen, die sogenannten Dauersporen, welche bestimmt sind, ihn von einem Jahr zum andern zu erhalten.

Diese drei Formen der Fortpflanzungsorgane hat man auch an dem Mehlthau, von welchem der Traubenpilz nur eine besondere Art ist, beobachtet. Als „Mehlthau" werden weißliche, schimmel- oder mehlartige, flockige Ueberzüge auf Blättern, Stengeln und Zweigen lebender Pflanzen bezeichnet. Diese Ueberzüge rühren gleichfalls von einem Pilze her. Die von ihm befallenen Gewächse fangen an zu kränkeln, und viele derselben auch ab, wenigstens können sie keine Früchte erzeugen. Der Mehlthau befällt sehr verschiedene Pflanzen, besonders wenn sie in recht üppigem Wuchse stehen, Gräser, Kräuter und Holzgewächse, am häufigsten jedoch Hülsenfrüchte, Gurken, Kürbisse und Flachs, Getraide selten.

Arge Feinde des Getraides aber sind die Brand- oder Rostpilze. Sie befallen sowohl die Halme und Blätter, als auch die Aehren. Auf den Blättern zeigen sie sich alsgelbe, braune oder schwarze Flecken, mit einem feinen Staube gleicher Farbe bestreut. Dieser Staub besteht aus den Sporen der Pilze. Wo die Rostpilze in großer Menge auftreten, da leidet das Wachsthum der Pflanzen bedeutend, insbesondere wird die Bildung von Früchten oft beträchtlich vermindert, ja wohl ganz unmöglich gemacht. Die von dem Rostpilze befallenen Aehren erscheinen ganz zerstört und mit einem schwarzbraunen Pulver überzogen. Auch die Rostpilze haben mehrere Arten von Fortpflanzungsorganen. Während des Sommers erzeugen sie in großer Menge die sogenannten Sommersporen, welche sofort keimen können und die Schmarotzer auf denselben Getraidearten weiter verbreiten. Gegen den Herbst hin erscheint eine andere Art Sporen, die sogenannten Wintersporen, welche den Winter überdauern. Sie keimen erst im nächsten Frühling, aber auf ganz anderen Gewächsen, besonders auf dem Sauerdorn, der Berberitze. Hier entstehen in der Frühlingsſporen, welche sich ablösen, in die Spaltöffnungen der Getraideblätter eindringen und von innen heraus wuchern.

Nicht nur Pflanzen, sondern auch Thiere dienen den schmarotzenden Pilzen zur Wohnstätte und werden durch sie vernichtet. Seit länger als zehn Jahren herrscht unter den Seidenraupen eine Epidemie, durch welche der Wohlstand der seidenbauenden Gegenden Frankreichs und Italiens gewaltig erschüttert worden ist. Die Krankheit führt den Namen Muscardine. Sie überfällt in ganz kurzer Zeit alle Raupen einer Zucht und tödtet sie unfehlbar, wenn auch vielleicht erst nach der Verpuppung. Die todten Raupen sind rings umgeben mit einer weißen, lockeren, mehlstaubartigen Masse. Die Ursache dieser Krankheit ist wiederum ein parasitischer Pilz, ein Traubenschimmel, den man Botrytis Bassiana genannt hat. Die Sporen desselben keimen auf der Raupe, ihre Keimfäden dringen in das Innere derselben ein, wuchern hier, zerfällen alle Gefäße und verzehren und zerstören alle Organe. Die Pilze vermehren sich so massenhaft, daß durch eine einzige kranke Raupe Zuchten von vielen Tausenden in ganz kurzer Zeit zu Grunde gerichtet werden können.

Wie in diesem Falle die schmarotzenden Pilze durch Vernichtung vieler der so überaus nützlichen Raupen äußerst schädlich werden, so leisten sie in anderen Fällen uns wiederum eine durch nichts zu ersetzende Hülfe, wo es sich um schleunige Vernichtung einer großen Menge schädlicher Insekten handelt. In dieser Beziehung hat man im Jahre 1867 höchst interessante Erfahrungen gemacht. Der größte Forst der Provinz Westpreußen, die tuchler Haide, wurde im genannten Jahre durch die Raupen der verderblichen Florcule heimgesucht. Vom Gipfel bis zur Wurzel waren alle Stämme dicht mit ihnen besetzt, um die Stämme herum lagen sie in zollhohen Haufen, man konnte keinen Schritt thun, ohne ihrer nicht eine Menge zu zertreten. 22,000 Morgen des schönsten Waldes fielen ihnen in einem Sommer zum Opfer. Wer diese schreckliche Verwüstung sah, mußte sich unwillkürlich fragen: Was soll daraus werden, wenn nun erst die vielleicht um das Zwanzigfache vervielfältigte Nachkommenschaft dieser Raupen im nächsten Jahre ihr Wesen zu treiben beginnt? Menschenkraft erwies sich diesen Feinden gegenüber als vollständig ohnmächtig. Da sandte die Natur einen Würgengel, einen Schimmelpilz, die Empusa. Sämmtliche Raupen fanden durch ihn in kurzer Zeit ihren Untergang, und zwar so vollständig, daß acht Personen nach zweitägigem, sorgfältigem Suchen nur noch eine einzige lebende Raupe und dreizehn lebende Puppen fanden. Alle die unzähligen Raupen lagen todt am Boden oder saßen in Schaaren oft eine über der anderen an den Stämmen und Aesten der Kiefern, auf Steinen und Grenzpfahlen. Sie waren mit Ausnahme des Kopfes vollständig mit einem für das bloße Auge gelblichgrau erscheinenden Mehlstaube bedeckt. Eine gelbliche Substanz erfüllte ihr Innerես und hatte alle Organe total zerstört. Unter dem Mikroskop zeigte sich diese Substanz als das Fadengewebe der Empusa, während der Mehlstaub auf der Außenseite sich als die Sporen jenes Pilzes erwies.

Man hat an diese Thatsache den Vorschlag geknüpft, künftigen Verheerungen durch diese verderblichen Forstraupen dadurch vorzubeugen, daß man die durch den Pilz getödteten Raupen sammle und den Sporenstaub von ihnen aufbewahre. Dieß ließe sich ganz gut bewerkstelligen, da die Sporen aller Pilzarten bei zweckmäßiger Aufbewahrung auf unbeschränkte Zeit hinaus ihre Lebens- und Keimkraft behalten. Droht eine Raupenverheerung heraufzuziehen, so solle man so viele Raupen, als nur immer möglich, mit einer Beimischung dieser Pilzsporen bestreuen, die künftig entstehte Naturkraft dann weiter wirken und durch sie die gänzliche Vernichtung der Raupen schnell herbeiführen lassen.

Auch unsere Stubenfliegen erliegen gegen den Herbst hin fast alle einer Pilzepidemie. Die getödteten Fliegen sind rings herum mit den weißen Fäden des Pilzes überzogen. Dieser Pilz läßt sich künstlich hervorrufen, wenn man einer Fliege die Hefenzellen des gemeinen Pinselschimmels, also die Zellen unserer gewöhnlichen Hefe, einimpft.

Die höher organisirten Thiere theilen das Loos der niederen, durch Schmarotzerpilze heimgesucht und krank gemacht zu werden. Selbst der Mensch bleibt keineswegs von ihnen verschont. Die Untersuchungen verschiedener krankhafter Erscheinungen bei Thieren und Menschen, die neuesten Entdeckungen der Eigenthümlichkeiten, Lebensbedingungen und Entwicklung der schmarotzenden Pilze haben ein überraschendes Licht besonders auf das so dunkle und geheimnißvolle Gebiet der Ansteckungsstoffe geworfen. Wenn auch auf diesem Felde der Forschung noch viel zu thun übrig bleibt, so weiß man doch jetzt schon mit Gewißheit, daß viele Hautkrankheiten Folgen von Schmarotzerpilzen sind; daß auch viele andere, besonders ansteckende Krankheiten, dieselben Ursachen haben, vermuthet man mit Recht, nachdem man in den Ausscheidungsstoffen jener Krankheiten Hefenzellen von Pilzen aufgefunden hat. Die Cholera, der Typhus, die Diphtheritis, das Hospitalfieber sind namentlich diejenigen Krankheiten, deren Entstehung und weitere Verbreitung man parasitischen Pilzen zuschreibt. Bei der Cholera soll der Ansteckungsstoff in den Hefenzellen eines Pilzes bestehen, der auf dem Reis wächst. Es ist wenigstens nachgewiesen, daß auf den Dampfschiffen, welche den Ganges befahren, häufig die Cholera ausbricht, sobald sie sich den Reisdefehen nähern. Die Forschung hat sich den hier berührten Erscheinungen mit aller Energie zugewendet. Hoffen wir, daß es ihr gelingen möge, recht bald das Dunkel, welches hier noch herrscht, durch die hellen Lichtstrahlen der Wissenschaft zu verbrängen.

G. Bitter.

Palindrom-Charade.

Kennst Du die Erste mit tausend Zungen?
Ein Drache ist es, voll Gift und Wuth,
Mit dem wohl kein Eingeborn streitig gerungen:
Er schlingt ihn hinunter mit Leib und Blut.
Und ist er von Uebermacht endlich bezwungen,
So faßet der Sieg ihn mit staunender Wuth.
Und prallet des Menschen Gewalt von ihm ab,
So gräbt er im Fraße sich selbst sein Grab.

Den Krieger schmücken die letzten Beiden
Viel schöner als Orden und Waffenzier, —
Den Rathsvoll adet magst Du meiden,
Der mit diesem Schmuck prahlt vor Dir.
Auch kann Die die Erste die letzten bereiten:
Dann hat Du das Ganze; nun nenn' es mir!
Und kehrst Du es um und setzest den Schwung
Als Lust ihm auf, — bleibt's doch haftender ganz.

Auflösung der homonyme Seite 487:

Feige.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 504:

Neunauge.

Digitized by Google

Technische Naturlehre.

Originalzeichnungen von **Paul Gitschmann.**

II.

Von der Bewegung der Körper.
Zum Hervorbringen einer krummlinigen Bewegung ist die Wirksamkeit mehrerer Kräfte nöthig, die nach verschiedenen Richtungen wirken.

Eisen: Das härteste und zäheste Metall.

Undurchdringlichkeit. Kein Körper kann den Raum einnehmen, den schon ein anderer einnimmt.

Anziehung der Erde. Da diese viel größer ist, als die Anziehung zweier irdischer Körper unter sich, so folgen alle Körper auf der Erde dieser Kraft.

Digitized by Google

Aug' um Auge.

Von G. Hartmut.

(Fortsetzung.)

Siebenter Brief.

Schloß Turnkin, den 31. August.

Es war etwa acht oder neun Tage nach unserer Ankunft in Turnkin. Nach der Mittagsstasel hatte der Graf sich auf einige Stunden verabschiedet, um mit dem Förster in den Wald zu reiten. Sandor, der immer außer sich vor Vergnügen ist, wenn der Vater sein Reitpferd bestrigt und ihn zu sich auf den Sattel hebt, hatte mir keine Ruhe gelassen, bis ich ihm gestattet, ein Stück Weges mitzureiten. Während Graf Turnkin auf dem schlanken Rappen einherritt, den er mit so jugendlicher Kraft handhabte und herumwarf, daß man über der stattlichen Gestalt die grauen Haare schier vergessen konnte, folgte ich der kleinen Kavallade bis an den Kreuzweg, der links zu dem wunderschönen Eichenwalde abhiegt, wo Sandor mit langer Miene von dem Vater Abschied nehmen mußte.

Von dem kurzen aber glühend heißen Gang zurückgekehrt, hatte ich mich mit meinem Buben vor der dumpfen Hitze in die Bibliothek geflüchtet, um ihre zum Zeitvertreib in einem der alten Bücherschränke umherzustöbern. — In einem ganz verstaubten Fach, das lauter magyarische Schriften enthielt, fiel mir ein Buch mit dem deutschen Titel: „Ein Blick auf den Rückhlick" in die Augen. — Kaum hatte ich es hervorgeholt und von dem Spinngewebe gereinigt, das ein förmliches Netz um den Einband bildete, als vor dem Thore das Gerassel eines heranmahenden Wagens hörbar ward. Alsbald öffnete der Diener die Thür, den Baron von Mundásházi meldend, und herein trat eine kleine, so abenteuerliche Figur, daß es mir kaum gelang, die Lachlust zu bewältigen, die mich unwillkürlich ergriff, als der Fremde auf mich zutrat und mit einer gravitätischen Verbeugung und unbeschreiblich posserlichem Pathos folgendermaßen begann: „Meine Gnädigste! Vergeben Sie, daß ich mich erkühne, Sie zu stören, und gestatten Sie mir, mich Ihnen als Vetter und langjährigen Hausfreund der Gräfin Marghit vorzustellen. Da ich von Ihrer Ankunft erfuhr, konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, mich trotz dringender Geschäfte unverzüglich hierher zu begeben, um den jungen Grafen, den einzigen, hoffnungsvollen Erben der Familie von Turnkin zu begrüßen! Gewahnt doch sein Erscheinen in diesem Hause mich an unvergeßliche, längstvergossene Tage! — Turnkin Sandor, komm! Du bist Balamir hast nicht mehr!"

„Der Onkel Balamir, der Pfefferkuchenmann!" rief Sandor, als tauchte plötzlich eine entschwundene Erinnerung in ihm auf, und schwang sich mit ausgelassenem Jubel auf den Rücken unseres Gastes.

Ich aber stand stannend da, wie gebannt von dem seltsamen Anblick. Was etwa häßlich und posserlich, war hier vereinigt: ein dicker, kürbisartiger Kopf, auf den schwerfälligen Rumpfe steckend, gegen den die Arme und Beine sowohl zu kurz als zu breit gerathen; unberechenbar, wie bei einem Guttaperchamann, schienen alle Linien der wunderlichen Figur aus ihrem natürlichen Maß verschoben und verrenkt. Wahrlich, man könnte sich kaum etwas monströseres denken, wäre der lächerliche Anblick nicht ein wenig gemildert durch den klugen, durchdringenden Blick der kleinen, lebhaftgrauen Augen, die, losgelöst von einem Gegenstand zum andern gleitend, Alles zu beobachten, nichts zu übersehen schienen.

Wie sieht er nur aus! Es sieht mir vor Augen — da hab' ich's! es ist das beste Bild, das ich Dir von ihm geben könnte: von Kopf bis zu Fuß eine breite, pathetische, biebaucige Schildkröte. —

Da unser Gast geraume Zeit vorstuhr, sich in ungarischer Sprache mit Sandor zu unterhalten, ward endlich die Zeit mir lang und ich nahm das Buch zur Hand, dessen eigenthümlicher Titel vorhin schon meine Neugier erregt.

Mittlerweile hatte Baron Mundásházi sich in einen der umherstehenden Schaukelstühle geworfen und ließ sich von Sandor, wie es schien, von seiner Reise erzählen; wenigstens verriethen die lebhaften Augen, die tanzend akrobatischen Uebungen, mit denen dieser seine Erzählung begleitete, einen besonders interessanten Gegenstand, worüber Beide hin und wieder in so heftigen Eifer geriethen, daß des Herrn von Mundásházi kugelartige Gestalt wie ein Gummiball im Schaukelstuhl auf und nieder schnellte, während Sandor in toller Ausgelassenheit wie ein kleines Wunderspiel um die Schildkröte hersprang und ihre fasse Körpermasse in unablässige Motion versetzte; bald mußte sie den wilden Buben auf den ungelenken, fast eben so langen als breiten Füßen schaukeln, bald als Reitpferd dienend um den Billardtisch jagen. So ging es immer fort, bis Baron Mundásházi endlich schweißtriefend dem Lärm ein Ende machte.

Mit der Frage, ob es erlaubt sei, eine Cigarre zu rauchen, hatte er zur Erholung neben mir Platz genommen und es entspann sich nach einigen einleitenden Fragen über das Wohlergehen der Gräfin und ihres Gemahls ein Gespräch zwischen uns, das mich, je länger ich meinem Gast zuhörte, je mehr für ihn einnahm.

Unmerklich war die Zeit verstrichen beim behaglichen Genuß, einem so fesselnden und gewandten Redner zuzuhören, als welcher die kleine Schildkröte sich je mehr und mehr entpuppte, so daß ich an die längst schon eingetretene Dämmerung erst erinnert wurde, als der Diener erschien, die Lampen anzuzünden. — Die sonore, wohllingende Stimme, der sarkastische Humor, der bei jedem Anlaß prickelnd und stachelnd hervortrat, das bei ernsterer Wendung an Schwärmerei grenzende Feuer der Rede, mit einem Wort, die originelle Persönlichkeit, die in der kleinen Schildkröte zu stecken schien, hatte mich ihre Mißgestalt gänzlich vergessen lassen; desto greller empfand ich ihren Anblick jetzt, als die Lampe ihren harten Schein auf den Kürbiskopf meines Nachbars warf, daß mich fast ein Grauen anlam. Doch ließ mein interessanter Gast mir zu solchen Betrachtungen nur wenig Zeit.

Das Buch, das mir in die Hände gefallen, hatte unser Gespräch auf politische Gegenstände gelenkt. Es enthielt, wie ich dem Durchblättern erlieh, ein Werk, das ich bei der Tafel und beim Kartenspiel oft schon besprechen hörte: „Des Minister Széchenyi's berühmte Vertheidigung seines, in jenem Rückblick der Regierung gegenüber schwer verleumdeten und angeklagten Volkes." —

Als wir durch gleiche Freiheitsliebe, wie es mir schien, beiderseitig wohlthuend berührt, mancherlei Ansichten ausgetauscht über die Gegenwart mit ihren gährenden, vielleicht bald bewerkstelligte Umwälzung der Dinge anzeigenden Symptomen, begann Baron Mundásházi mir von den Jahren 1847 und 1848 zu erzählen, die allerwegen noch in so frischem Angedenken stehen, daß man kaum glauben mag, es seien mehr denn zwanzig Jahre seit jenen Stürmen über das schöne Ungarland dahingegangen. —

Gewiß, nur ein Augenzeuge kann, wie er, ein solches Schauspiel malen, und nur wer als Dichter geboren ward, kann mit so bezwingender Gewalt dem Hörer in die Seele greifen.

Wahrlich, ein tolleres Mirtum-Compositum von „Schön und Häßlich", als in diesen Menschen, hat die Natur sich nie erdacht!

Als Baron Mundásházi seine Erzählung, ich dürfte richtiger sagen, seinen Vortrag schloß, fuhr er sich, wie aus einem Traum erwachend, von Zeit zu Zeit mit der Hand über die Augen und schaute verstört um sich wie Einer, der nur körperlich gegenwärtig ist, während sein Geist unruhig in fernen, unsichtbaren Regionen umherirrt!

Plötzlich schob er seinen Stuhl mit einer heftigen Bewegung von sich und schritt stundenlang, ohne ein Wort zu reden, im Zimmer auf und ab.

Vergeblich suchte Sandor seinen gutmüthigen Spielkameraden auf alle Weise aus dem stummen Hinbrüten zu wecken; entweder dieser sah und hörte ihn wirklich nicht, oder er spürte keine Lust mehr, sich stören zu lassen. Mit gebeugtem Kopf, die Hände auf dem Rücken gefaltet, tauchte er hin und wieder an der Thür auf, bis Sandor endlich seine vergeblichen Angriffe ermüdet einstellte; auch ich hatte gänzlich auf den ferneren Gang unseres Gastes verzichtet, als dieser plötzlich in seinen Rundgängen innehielt und, den Kopf auf die Seite geneigt, mit sanfter Stimme begann: ob er eine Frage an mich richten dürfe, an deren Beantwortung ihm viel, „unendlich viel" gelegen sei, betonte er in der empfindsamen Weise, die er sofort anzunehmen schien, wenn er über den Gegenstand, der ihn beschäftigte, zufällig etwa nicht die eigene, wunderliche Person vergaß!

„— Den traurigen Familienroman dieses Hauses habe ich Schritt für Schritt verfolgt, ihn Szene um Szene abspielen sehen; durch die Freundschaft, mit der die Gräfin mich beehrte, ward auch ich in denselben verwickelt, bis die Verhältnisse mich zwangen, selbst entscheidend einzugreifen.

„In der That war ich es, der die Sache zu Ende brachte, um nach besten Kräften noch größeres Unheil zu verhindern, als das bereits unermeidliche. —

„Sie müssen nicht etwa meinen, daß ich vor Ihnen, verehrtes Fräulein, mit der Mission, die mir zu Theil ward, prahlen will," fügte er mit der anbächtigen, selbstgefälligen Miene hinzu, die ihm gar zu seltsam zu Gesichte stand. „Wie schwierig in der That meine Aufgabe war, mögen Sie selbst daraus ersehen, daß mir Alles daran lag, mit beiden Theilen in gutem Einvernehmen zu bleiben, was mir auch ganz nach meinem Wunsch gelungen ist. —

„Mit einem Wort, die Dame erwieb mir die Ehre, sich in der äußersten Noth an mich zu wenden, da unter ihren Angehörigen Niemand war, der Einsicht genug besaß, um dem, was sie bedurfte, zu entsprechen.

„Ihr Schicksal, das sich in ihrer zweiten Verheirathung ein sehr unglückliches war, liegt mir als Ihren einstigen Freunde und Rathgeber am Herzen, wie mein eigenes." —

Hier hielt er plötzlich inne und schien ohne allen theatralischen Affekt aufrichtig bewegt.

„Ich weiß nicht," fuhr er nach geraumer Weile fort, „wie weit die Gräfin Marghit Ihnen bekannt ist. Ich verschwe Sie, meine Gnädigste, mehr oder weniger glaub' ich die Welt studirt zu haben. Wie häufige

Digitized by Google

Erfahrungen mich annehmen lassen, hat die Natur mir die Mission gegeben, in schwierigen Konflikten, in Angelegenheiten von so subtilem Charakter, daß nur ein Philosoph, wie ich, dem unbefangt Alles vertraut wird, zum Schiedsrichter dienen kann, diese Aufgabe zu erfüllen. Margkhi's Geschichte ist nicht die einzige, die durch mich zu ihrem nothwendigen Abschluß kam. Ich könnte Ihnen eine Menge ähnlicher Fälle vorführen, bei welchen ich Gelegenheit hatte, die mannigfaltigsten Charaktere, vorzüglich Frauennaturen zu studiren, was übrigens von jeher, wie ich gern gestehe, mein Lieblingsfach, so zu sagen mein Steckenpferd war.

„Es gibt in der Welt kein reizenderes, unberechenbareres, lockenderes Räthsel, als das Weib, und so weit ich es zu lösen, zu ergründen suchte, eine Frau wie Margkhi fand ich nirgends wieder!

„Es gibt Tausende, die schöner, geistreicher, tiefer und strenger gebildet sind, als sie, aber — an Noblesse des Charakters, an Liebenswürdigkeit und dem Zauber angeborener Grazie kam ihr keine gleich, so weit ich suchte!

„Sie werden's nach dem, was ich Ihnen mitgetheilt, nicht mehr für Dreistigkeit erachten, wenn ich mir also gestatte, eine Frage an Sie zu richten, die Sie mir ohne Zweifel beantworten können. Dem scharfen Geist, mit dem die Natur Sie, wie ich sehe, ausgerüstet, hat sich ohne Zweifel genuglam Gelegenheit geboten, Verhältnisse zu durchschauen und zu beurtheilen, mit denen Tagtelleung Sie mich zu stetem Dank verpflichten würden.

„Glauben Sie, verehrtes Fräulein — daß Gräfin Margkhi in der Verbindung mit dem Grafen Bentley ihr Glück gefunden hat?

„Gott verhüte, daß ihre Leidenschaft sie täuschte; sie wäre das bedauernswertheste Geschöpf auf Gottes Erde!"

Was sollte ich auf diese Frage erwiedern? Hatte ich ein Recht, der Beobachtungen zu ermahnen, die mir freilich nicht entgehen konnten, die mich längst schon überzeugt, daß Gräfin Margkhi nichts weniger als glücklich war?

„Mir scheint, Baron," entgegnete ich endlich, „Sie machen sich eine irrige Vorstellung von meiner Stellung zu der Familie Tzurakin. Ich war in die intimeren Verhältnisse derselben so wenig eingeweiht, daß ich erst auf der Reise, wenige Stunden vor Prag, wo mir Sandor's Vater erwarteten, von seiner Existenz erfuhr. Jetzt erst, da die Umstände es nothwendig erforderten, theilte die Gräfin mir ihr Schicksal mit, und die wenigen Worte, in die sie ihre traurige Geschichte faßte, bewiesen hinreichend, was es sie kostete, davon zu reden."

„Ich verstehe," entgegnete der Baron, wie es schien, von meiner Mittheilung nicht wenig überrascht, — „ich verstehe" — siehet blinzelte er pfiffig mit den Augen — „die Gräfin Margkhi ist, trotz ihres anglatischen Romans, nichts weniger, als was man gewöhnlich eine leichtsinnige Frau zu nennen pflegt. Schön, bewundert von Jedermann seit ihrem ersten Auftreten in der Welt, umdrängt von den geseiertsten Männern der Gesellschaft, hätte Niemand es je gewagt, den geringsten Schatten auf ihren Namen zu werfen. Um sich nicht nochmals so falschen als ungerechten Voraussetzungen preiszugeben, wie sie bis dahin hochgestellte Frau sie plötzlich schwer erfahren mußte, als sie sich von ihrem Gemahle scheiden ließ, that sie gewiß nur klug daran, der neuen, von ihrem einstigen Umgangskreise so weit entfernten Umgebung ihr Schicksal zu verheimlichen — soweit dieses möglich ist!" — —

Ohne daß der Baron die Absicht geführt, war ich also seiner Frage ausgewichen, und er verzichtete auf die gewünschte Antwort, die ich ihm ja wohl hätte geben können. — Die eigenthümliche Stellung aber, die auch mich gewissermaßen vermittelnd zwischen „Vater und Mutter" eintreten ließ, schien mir vor Allem Vorsicht und Distretion zur Pflicht zu machen.

Mein Philosoph aber schien mir durchaus nicht der Mann, der mich zu einer Ausnahme des vorgefaßten Verhaltens veranlassen durfte.

Die günstige Gelegenheit wahrnehmend, Weiteres über die Vergangenheit der Gräfin zu erfahren, für die sich mein Interesse je mehr und mehr zu steigern begann, wandte ich mich aber jetzt mit der Bitte an meinen nachsitzlosen Berichterstatter, auch mir eine Gegenfrage zu bewilligen. Auf die Erwiederung, die in einer stummen, ausdrucksvollen Verbeugung bestand, fuhr ich fort: „Wie Sie sich leicht denken können, hat der Zauber, der die liebenswürdige Frau umgibt, auch auf mich seinen Einfluß geübt. Weil Gräfin Margkhi mir in der That die innigste Zuneigung einflößt, so möge es Ihnen nicht als Anmaßung erscheinen, wenn ich Sie frage, ob, wie mein auch einst ihr Name war, nicht jetzt doch ein unsitzbarer Fleck auf demselben liegt? — Seit ich den Grafen Gyula kennen lernte, kann ich nicht umhin, mich zu fragen, was Gräfin Margkhi berechtigt hat, einen Mann, der doch Alles zu besitzen scheint, was der Achtung eines edlen Weibes werth ist, in das Unglück zu bringen, das durch sie über sein ehrwürdiges Haupt gekommen ist?" —

Während ich mit dieser Frage so gerade fort als möglich auf das zu zielen suchte, was ich erfahren wollte, war Baron Mundászek dicht vor mich hingetreten; mich mit seinen stechenden Augen durchbohrend, sprach oder lachte er vielmehr in sich hinein: „Also auch Sie getäuscht! auch Sie gefangen!

„Ich sehe schon, Sie meinen, der konnte nicht anders als ritterlich und schön mit seiner Gemahlin umgehen, sie in höchsten Ehren halten — und in gewissem Sinne haben Sie Recht. Es war von jeher mein aufrichtiges Betreben, die Menschen und die sie bestimmenden Verhältnisse, die Konflikte des Lebens, mit einem Wort die Welt freimüthig zu betrachten, wie sie sich dem vorurtheilslosen Blick regibt, und mich dem großen Haufen fern zu halten, der so gern die Dinge ihrer wahren Gestalt beraubt, sie zu seinem Produkt umformt, wie's seiner Laune, seiner Absicht beliebt, sie breit zu schlagen.

„Darum mögen Sie gewiß sein, daß ich zu Gunsten der Gräfin die Vorzüge meines Vetters, auch in Ihren Augen, nicht schmälern werde. Ich wiederhole Ihnen also — Sie haben vollkommen Recht!

„Graf Gyula hat seine Gemahlin auf Händen getragen, er hat sie verschwenderisch mit Allem umgeben, was zum Behagen und zur Verschönerung des Lebens dienen mag — aber — achten Sie wohl auf dieses Aber — ein ganzes Lebensglück hat sich daran zerschlagen, nur so lange sein Wille der ihrige, seine Laune die ihrige war.

„Geschah es je einmal, daß Margkhit anders dachte und anders wollte als er, da hätte Niemand den galanten Ritter in dem eigensinnigen Despoten wiedererkannt; da war er alsbald im Stande, Szenen herbeizuführen, die ich heftre ihre Ihnen nicht zu schildern, da Allusionen, wie die Ihrigen, sich stets am wirksamsten durch eigene Erfahrung lösen.

„Auch Margkhit ist, wie ich gegen Sie kaum zu erwähnen brauche, ein stolzer und entschlossener Charakter und ihr Eigenwille hat meinem Vetter manch' harten Auftritt gekostet.

„Als sie aber einsah, daß es ihr weder durch Güte, noch durch Widerstand gelang, ihren Gatten jene aus tausendeleit Nichts' bestehenden Nichtsichten abzugewinnen, die oft eine um so zudringlichere Totalsumme von Folgen und Wirkungen bilden, und" — hier zuckte er unter mitleidigem Lächeln die Achseln — „mit denen es so leicht ist, einer schönen Frau zu schmeicheln! — da löste sich unmerklich mehr und mehr das Band, bis es durch Graf Gyula's eigene Schuld in Stücke riß.

„Sie sehen mich zweifelnd an?

„Ich verweise Sie auf Ihren eigenen Scharfblick; Sie werden noch Manches erfahren und beobachten, was Sie an meine Worte erinnern mag!

„Alsdann werden Sie mir zugeben, daß Margkhit's energisches, heißblütiges Temperament früher oder später die Schranken von sich werfen mußte, mit denen des Grafen barbarischer Widersprauchsgeist ihre freie, elastische Natur auf Schritt und Tritt aufreizte und einengte." — —

Unwillkürlich mußte ich bei diesen Worten an jene Szene mit Sandor denken, wo der erschreckende Eigensinn des Kindes mir zum ersten Mal entgegentrat; und diese Erinnerung benahm mir etwas von dem Mißtrauen, mit dem ich bisher dem Baron zugehört.

„Binnen Kurzem werden es zwei Jahre sein, daß sie uns verließ," fuhr dieser fort, „und das Schloß Tzurakin, bisher der Mittelpunkt der heitersten Geselligkeit, für alle Zeit verödete.

„Seit jenem Tage kann ich seine Schwelle nicht ohne Ueberwindung betreten; so oft ich die verrauschten Gemächer durchschreite, tritt die Vergangenheit gleich einem fernen Traum an mich heran und das Herz drohte mir vor Weh zu zerspringen! — — —

„Hier war's in diesem Zimmer, ihrem Lieblingsaufenthalt. — Als stünde Alles in bester Ordnung, haben wir um den Kamin gesessen — und Whist gespielt — und doch war's der letzte Abend, daß sie unter dem Dach ihres Hauses weilte, und wir Alle wußten es wohl. Mir hat die Stimme verlagt, wenn ich reden wollte, der alte Pfarrer, dem Sie vermuthlich an der Tafel des Grafen schon begegneten, ist mitten im Spiel hinausgegangen, und draußen in der Halle unter ihrem Bilde ist er zusammengebrochen und hat geweint wie ein Kind — denn wir Alle, wir haben sie geliebt wie unsern guten Engel! Fragen Sie Arm und Reich, fragen Sie die Leute im Dorf, ob sich Eines findet, das der Gräfin Andgebenken nicht gleich einem Heiligthum verehrt?

„— — — Er aber konnte es über sich gewinnen, bis zu dem letzten Augenblick ihr gegenüber dazusitzen mit seinem ehernen Gesicht; gleichgültig über Tisch und Jenes zu reden und sein Spiel zu gewinnen mit so kalten Blute, als nur je!

„Ja! wer's nicht wußte, daß die Dienerschaft draußen weinend Kisten und Koffer auf den Wersewagen lud, ihre Bestimmung wohl ahnend, obgleich Niemand wagte, ein Wort davon zu reden, der hätt's nimmer geglaubt, was sich hier im Stillen vorbereitete.

„Am folgenden Morgen war sie fort, und Keines von uns zweifelte mehr daran, daß ihr Fuß die Schwelle des verödeten Hauses nie wieder überschreiten würde."

— — Ungleich Baron Mundászek's Schilderung nicht verfehlte, mich

Digitized by Google

von der Schuld zu überzeugen, die Graf Gyula selbst an seinem Unglück tragen mochte, erschien es mir seltsam, daß er bisher mit keiner Silbe des Grafen Bentley erwähnt, der doch ohne Zweifel schon vor dem letzten entscheidenden Akt die Hauptrolle in der traurigen Katastrophe spielte.

In einem Augenblick der Zerstreutheit, wo er bisweilen auch dem klugsten Kopf mitspielt, bot ferner der Baron empfindlich die unerschütterliche Haltung der Gräfin während jener unbedeutenden Abspitzfrage hervor und rühmte hier als bewundernswerthe Selbstbeherrschung, was er dort, wie mir schien, weniger unparteiisch, für äußerste Härte des Charakters ausgelegt.

Hätte Baron Mundsdgot' gewußt, daß er nicht die einzige Person war, die mir Gelegenheit bot, von der Familiengeschichte der Tyralinek Manchertei zu erforschen, was mein Interesse von Neuem reizte aber befriedigte — er wäre vielleicht ein wenig bedächtiger in seinen Mittheilungen gewesen. —

Wie ganz widersprechend lautete eine andere, vielleicht um so trenere, als harmloser Darstellung der hier verhandelten Begebenheiten, an die ich wahrend der Unterhaltung mit dem Baron häufig denken mußte, da sie seine Aussage einerseits eben so lebhaft bestätigte, als sie ihn andererseits Lügen strafte!

Eines Tages war ich in der Frühe mit Sandor in den Wald hinausgegangen, um die frische Morgenluft unter den alten Eichen ungestört vor dem Beginn der Tagesbitze zu genießen. Nach wackerem Gang hatten wir das nächste Dorfchen erreicht, das mit seinen kleinen Fruchtgärten und grasenden Rinderherden malerisch mitten im Walde liegt; um den Grafen zu erwarten, den uns in seinem Jagdwagen noch folgen sollte, hatten wir uns unter dem steinernen Thor der Dorfkirche niedergelassen; da kam ein Bauernweib mit einem Milchmägelchen den Weg dahergeflogen.

Als sie unser ansichtig ward, richtete sie sich haltig im Wagen auf; mit einem lauten Ruf ihr Pferd hielthaltend, war sie wie der Blitz herabgesprungen, eilte auf uns zu und frug mit leuchtenden Augen, ob das der junge Graf Tyralin wäre?

Als ich erwiederte, daß es's freilich sei, stürzte die junge Frau in einem Athemzug lachend und weinend auf Sandor zu, nicht genug, daß sie bald mir bald ihm schluchzend die Hände küßte; selbst den Saum seines Kleidchens zog sie in maßloser Erregung an ihre Lippen, während sie immer wieder die einzigen Worte herausbrach: „Die theure, gnädige Frau! Geht es ihr wohl? Gott segne sie tausendmal! Sandor! Bübchen! Herzenskind, kennst mich nicht mehr?"

Als die gute Frau sich mit Mühe und Noth so weit erholt, um einer zusammenhangenden Antwort fähig zu sein, erfuhr ich auf meine Fragen, daß es Sandor's Amme war, die als junges Mädchen bei der Gräfin gedient und durch ihre Vermittlung den reichen Pächter des Hofes geheirathet hatte.

Da dieser unerwartete Auftritt mir in der erschütterndsten Weise bewies, daß Baron Mundsdgot mir nicht zu viel gesagt von der Vergötterung, mit der das Landvolk von Tyralin das Gedächtniß der Gräfin in Ehren hielt, suchte ich ein Gespräch mit dem jungen Weibe anzuknüpfen, dessen Anhänglichkeit an die arme Gräfin Margit sich eben in so seltsamschaftlicher Weise vor mir geäußert hatte. — — O, was mag in ihrem Herzen vorgegangen sein, bis der Entschluß zur Reise kam, Alles aufzuopfern, was sie hier besaß, die tausend Bande zu zerschneiden, die sie umschlossen! — So oft ich in der Folge Zeuge der unbegrenzten Hingebung wurde, die der liebenswürdigen Frau von ihrer vornehmen Umgebung bis in die ärmste Hütte zu Theil ward, setzte sich bange Frage mir wieder und erfüllte mich mit heimlicher Furcht vor der Macht der Leidenschaft, die so wenig in dem Bereich unseres Willens zu liegen scheint, als der Blitz, der vom Himmel fällt, und was er trifft, in Flammen aufsodern macht. — —

Während ich den naiven Herzensergüssen der jungen Pächtersfrau über ihre angebetete Herrschaft zuhörte, erfuhr ich indessen Mancherlei, was mir jetzt von zwiefacher Bedeutung war.

„Unser armer gnädiger Herr" — sprach sie unter Anderem — „wer ihn vor zwei Jahren zuletzt gesehen, ehe uns Alle das große Herzeleid traf, möchte ihn jetzt kaum wieder erkennen! Sein Haar — bis zu dem Unglücktag nach rabenschwarz — ist in der kurzen Zeit ergraut! Ja, ja — Sie möchten's mir nicht glauben; aber ich hab's mit angesehen und ich weiß, was ich rede. Seit sie fortgegangen, ist's gar aus mit ihm; er hat's nicht verwinden können bis auf diesen Augenblick!

„Vor den Leuten freilich läßt er seinen Gram nicht sehen, da heißt die schwimmen Tröpfe ihm allerlei Uebels nach; er sei ein harter Mann; er hätte sie elend gemacht und frage nichts nach ihr; als sie kaum aus dem Hause war, sei die lustige Wirthschaft mit den Priestern am Kartentisch, mit Weingelagen und Treibjagden angegangen!

„Das aber sind eitel Lügen. Freilich lud sich der Graf an dem Morgen, als sie kaum mit dem Kinde fort war, eine Jagdgesellschaft zu Mittag ein; aber das hat er nur gethan, damit ihr Abfahrt kein Aufsehen erregе. Abends, als die Herren fort waren, die dennoch den Braten gerochen — Herr Jesus! — was ich da gesehen, ich werd's mein Lebtag nicht toß! —

„Er hat's nicht gewußt, daß ich daneben in der Kammer war, um die letzten Reste der Gräfin einzupacken.

„Da hat er den kleinen Schaukelstuhl genommen, auf dem sie Abends stets vor dem Kamin am Feuer saß, hat das zierliche Ding in tausend Stücke zerbrochen und dann — dann hat er sich das Gesicht mit den Händen bedeckt und hat gestöhnt, das man meinte, die Seele ringe sich aus dem Körper los."

Wie wenig stimmten diese einfachen, beweglichen Worte zu Baron Mundsdgot's Schilderung! —

Unwillkürlich stieg mir ein leiser Zweifel an der gepriesenen Unparteilichkeit meines Schiedsrichters und Vermittlers auf.

Die Geschicklichkeit, mit der er scheinbar zufällig die eigene Person in den Gang der Sache verflocht, so wo sich etwa die Gelegenheit bot, als eingreifende Hauptperson darstellte, obgleich auch dem Gang der Dinge seine wichtige Mission nirgends recht einleuchtend hervortrat — bewies genugsam, daß menschliche Schwäche und menschliche Eitelkeit auch meinem Philosophen ihren absichten Tribut abforderten, wie fern er sich immer dem vorhin erwähnten großen Haufen wähnte!

Ich hütete mich daher wohl, ihn irgend einen Zweifel ahnen zu lassen und ihn durch meine eigenen solchen in seinem Redeflusse zu stören; Ton und Mienen verriethen deutlich, wie gewiß er war, meine „ierigen" Vorstellungen ganz in seiner Parteiung gefangen zu haben.

„Und wann ward endlich der Ersatz für die Entbehrungen der vorangegangenen Jahre der Gräfin Margit zu Theil?" frug ich mit so unbefangener Miene, als ich vermochte, um seinen Argwohn nicht zu erregen. — Als ich ihn so fich, wie er mir die Sache von seinem Standpunkt aus klar zu machen hatte, sah Baron Mundsdgot mich unbefangen an; endlich suchte er die Achseln, faltete mit seiner jesuitischen Heiligenmiene die kleinen, runden Hände und sprach: „Ich stehe voraus, daß Sie, verehrtes Fräulein, zu den wenigen Beoorzugten Ihres Geschlechts gehören, die man nie an jene Brunnenspeise aus Goethe's Janst zu mahnen braucht, wo die Kehrseite weiblichen Charakters nur zu wahr geschildert wird, oder an jene Worte: Wer sich frei fühlt von Schuld, der werfe den ersten Stein auf sie." — — —

„Hier der junge stattliche Vetter, der, befangen durch die Wahlverwandtschaft zweier sich fast entsprechender Naturen, der den Umgang mit der schönen Frau absichtslos genoß, bis heimlich sich in Beiden die unglückselige Ahnung regte, daß dieser Genuß ihnen unentbehrliches Lebensbedürfniß zu werden begann, und hort — als einziges Gegengewicht in den Armen jenes, der Margit die erwachende Leidenschaft geboten, der grämliche, launische Mann, der ihr Vater sein konnte, der — erwägen Sie dieses wohl — ihre Neigung nie besessen hat! — Theils ermüdet durch die Ueberredungen der Mutter, theils durch das Gefühl Hartnäckigkeit überwunden, entschloß Margit sich nach wiederholter Weigerung endlich zu der Heirath und stürzte, wie es nicht anders sein konnte, ein tief unbefriedigtes Leben an seiner Seite. Verehrtes Fräulein! Sie haben Margit nicht in der ersten Blüte der Jugend gekannt; die Stürme der letzten Jahre haben ihr Antlitz seltsam umgestaltet; ihre Augen sind dunkler, ernster geworden, um Mund und Nase hat sich ein Zug von Kraft und Energie gebildet, der sich zu jener Zeit kaum in den weichen, sinnlichen Linien ahnen ließ. Der Ausdruck ihrer Züge ist jetzt vielleicht bestimmter und selbstender denn je, die erste Jugendhoheit aber ist dahin!

„Als Graf Bentley sie kennen lernte, zählte Margit kaum zweiundzwanzig Jahre, und bald kam Alles, wie ich's am ersten Tage seines Erscheinens in Tyralin angwöhnte, ja fast unabweislich kommen soh.

„Wie oft, wenn Graf Bentley im Eifer des Gespräches seinen glänzenden Geist gleichsam vor ihr spielen ließ, glaubte ich zu beobachten, wie Margits Auge voll Wärme und Bewunderung an ihm hing und sich entzückter abwandte, wenn ihr Gemahl, wo sich etwa ein Anlaß bot, mit einem trockenen Widerspruch dazwischen fuhr und sich in Diskurse verwickelte, die mit so ungeheurer Kraft geführt wurden, daß er fast ausnahmlos den Kürzeren zog!"

Somit schlossen für heute Baron Mundsdgot's Mittheilungen, da ich unser Gespräch abbrechen mußte, um Sandor zur Ruhe zu bringen.

Auf seine stürmischen Bitten hatte ich ihm gestattet, den Vater zu erwarten, wenn es nicht gar zu spät würde; und obgleich er vor Müdigkeit sich kaum mehr aufrecht halten mochte, bewog ihn nur das Versprechen, daß der Vater gewiß noch zu ihm käme, sich entkleiden zu lassen; kaum aber hatten die schweren Augenlider sich trotz allem Widerstehens zum Schlaf geschlossen, da hörte man den Reiter durch den Thorweg sprengen.

„Siehst Du, der Vater ist da!" rief Sandor und war mit Blitzesschnelle vom Bett herab. „Laß mich, ich will ihn sehen, wie schön er ist in den blanken Stiefeln und dem grünen Jägerhut!" Fort war mein

Digitized by Google

Bube — und hätte ich ihn nicht behende eingeholt, er wäre alsbald in seinem weißen Nachtkleidchen im hell erleuchteten Saal erschienen.

Schon dachte ich, es möchte ein Auftritt erfolgen, wie der in B…, aber das war eine grundlose Besorgniß!

Die „gleichmäßige Anmuthsbreite", in die Sandor unter meinen Händen allmälig versetzt ward, scheint je mehr und mehr so beruhigend als gedeihlich auf ihn zu wirken.

Was ich auch von ihm fordere, nie wagt mein kleiner Trotzkopf mehr den leisesten Widerspruch; so gänzlich hat das Bewußtsein, daß er mir folgen muß, ihn umgewandelt. Hat doch mein liebes Goldkind, bis ich es langsam begreifen lehrte, was Schicklichkeit Achtung und Gehorsam heißt, nichts Besseres gekannt, als völlig maßlose Unhändigkeit der schwachen Mutter gegenüber, und knechtische Furcht vor dem harten Stiefvater, dem der arme Bube sowohl als Sohn seines Nebenbuhlers, wie als einziges, abgöttisch geliebtes Kind seiner Gemahlin, die ihm noch keinen Erben schenkte — nur ein Dorn im Auge war.

Kaum hatte ich meinen Vogel im Nest, als der Graf in der Thür erschien und leise frug, ob Sandor schlafe, oder ob er ihn noch sehen dürfe? Auf die Erwiederung, die dieser selbst dem Vater mit lauter Stimme zurief, trat Graf Gyula im schmucken Jagdkleid herein, um sich zum Entzücken des Kindes noch einmal darin bewundern zu lassen. In der That kleidete die ritterliche Tracht gar gut. „Zeige mir, was ihr geschaffen habt, Papa," rief Sandor, „kann auch ein Weib Dich umwerfen? Du bist stark, nicht wahr, Du bist der Stärkste?" — „Und der stattlichste Mann, den ich jemals sah," konnte ich nicht umhin zu denken, während ich daſtand und den Beiden zuschaute. Der Graf, dem bei Sandor's stürmischer Umarmung der Hut vom Kopf gefallen war, wie er mit dem verwirrten Haar daſtand, den kleinen, seinen Buben im Arm; der leuchtende Blick voll Stolz auf der ringsum Freude seines vereinsamten Alters ruhend. —

Nachdem Sandor die schwer beladene Tasche geöffnet, die Hasen und Rebhühner herausgezogen, jedes Stück geprüft und wohl hundertmal gezählt, schien endlich die Schlafsucht sich seiner wieder zu bemächtigen. Als jetzt Graf Tzwatlin, am Bett des Knaben niederkniend, ihn mit leiser Stimme frug, ob er sein Gebet schon hergesagt, das die Mutter ihn gelehrt, und ob er heute auch ihrer gedacht? — da war es mir plötzlich, als sähe ich die Gräfin Margit vor mir stehen mit dem unheimlichen Mienenspiel, das, als ich noch nichts von ihrer Vergangenheit ahnte, den Argwohn in mir erregte: „Hinter allem äußeren Glanz Deines Lebens liegt irgend ein finsterer Gedanke, der Dir keine Ruhe läßt!" — Gewiß, sie kannte die geheime Reue über Alles, was sie an Graf Gyula verschuldet, nicht unterdrücken, und nimmer wäre sie das gut und edel angelegte Weib, das sie dennoch ist, wenn dieser Stachel ihr nicht im Herzen stecke. Aber gewiß, ich täuschte mich nicht! Er ist nicht ausgeheilen; er bohrt und sticht unablässig an einer unheilbaren Wunde. „Unheilbar!" Ein schmerzes Wort. — Doch ist es wohl Gottes Wille, daß es unheilbare Wunden gibt. Was wir sehen, das ersten wir, dafür hält' ich so gewiß, als daß es einen Vergelter aller Dinge gibt, und Er sei uns Allen gnädig. —

(Fortsetzung folgt.)

Welche Besorgnisse erregte vor achtzig Jahren das Impfen?

Der Hof in Berlin war im Herbst von 1789 in der höchsten Bestürzung; die Herzogin von Braunschweig, durch die vermittelte Königin Elisabeth Christine — Gemahlin Friedrich des Großen — mit der Königlichen Familie nahe verwandt, starb plötzlich an den Pocken. Die Söhne des Königs — darunter der neunzehnjährige Kronprinz — waren noch nicht geimpft, und man beschloß zuerst die beiden jüngeren Prinzen Heinrich und Wilhelm dieser Operation zu unterwerfen, und falls die Krankheit glücklich verlaufen sollte, auch die älteren Prinzen impfen zu lassen. Ein englischer Arzt, Dr. Brown, wurde ausersehen, die Operation vorzunehmen. Die jungen Prinzen überstanden leicht die Krankheit und Ende November ließ der König seine älteren Söhne impfen. Die ganze Stadt nahm Antheil an diesem Ereigniß, denn der Kronprinz besaß schon damals die allgemeine Liebe. Oeffentliche Gebete wurden abgehalten, und die Kirchen vermochten kaum die Menge der Herbeiströmenden zu fassen, welche für einen glücklichen Ausgang der Operation ihre Bitten zum Himmel sandten. Am 8. Dezember durften die Prinzen zum ersten Male wieder ausgehen und die vermittelnde Königin — sonst nur freigebig, wenn es galt Werke der Liebe zu thun — gab aus Anlaß des glücklichen Ausganges der Operation ein glänzendes Fest, an welchem der ganze Hof Theil nahm. Tafelde begann mit einem Tedeum, dann folgte das Souper. Auch der König hub am 15. die Minister und die Generalität zur Tafel und begab sich darauf mit seinen Söhnen in das Theater, wo man Belmonte und Constanze aufführte. Als die blühend aussehenden Prinzen mit ihrem Vater eintraten, erhob sich das ganze Publikum und brach in endlosen Jubel aus. Sonntag den 20. Dezember wurden Danksagete in allen Kirchen gehalten, welchen ein Tedeum folgte. Der Hof war im Dom anwesend, wo ausser dem Tedeum eine Ode gesungen wurde, welche mit Bezug auf das glückliche Ereigniß gedichtet und von Reichardt komponirt worden war.

Browns erhielt für seinen ärztlichen Beistand den Titel als Geheimerath und ein Danksagungsschreiben nebst 10,000 Thalern. Außerdem wurde ihm eine Pension von 600 Thalern jährlich ausgeworfen. —

Und Manon Roland, sicherlich die geistvollste und temperamentreichste Frau jener Zeit, schreibt in Bezug auf ihr sechsjähriges Töchterchen am 6. April 1788 an einen Freund: „Wir sind jetzt auf dem Punkt, uns zu entscheiden, ob wir sie impfen lassen sollen oder nicht; es ist dieß wirklich eine Angelegenheit, die mir vielen Kummer macht und sehr zu Herzen geht. Bei gleichgültigeren Personen würde ich mich leichter entschließen, denn es sind viele Wahrscheinlichkeiten für einen glücklichen Ausgang vorhanden; aber wenn bei meinem Kinde eine Ausnahme stattfinden und es ein Opfer werden sollte, so müßte ich mein ganzes Leben lang mir Vorwürfe machen, es dieser Gefahr ausgesetzt zu haben. Lieber wollte ich, daß eine Krankheit es dahingerafft, als daß ich ihr Hand dabei im Spiele gehabt hätte. Ueberdieß fürchte ich die Fehler eines fremden Blutes, die sich durch das Impfen mittheilen können, und ich habe auf diesen Einwurf noch von Niemanden eine befriedigende Antwort erhalten."

Rösselsprung.

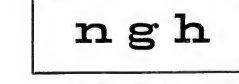
wur-	die	wei-	heit	auch	und	fernt	und
nicht	weis-	ges	ers	ente	denkt	kein	pflanzt
soll	heit	nur	je	sättigt	welches	Lust	so
wer	selbst	be	ein	aus	ihr	ihr	baum
weist-	den	drä-	wen	sein	nicht	mehr	wird
und	strebt	ras-	trägt	zu	mehr	der	hier
ler-	die	nus-	chern	fern	in	ims	er
hen	kennt	das	ein	wer	ihr	den	früchs

Auflösung des Rösselsprungs Seite 492:

In dem Walde sprießt und grünt es
Voll jungfräulich zuversichtlichen;
Doch die Sonne lacht hinunter,
Junger Frühling, sei willkommen.

Nachtigall, auch dich schon hör' ich,
Wie du Kosest selig trübe,
Schlachtend langgezogne Töne,
Und dein Lied ist lauter Liebe.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 516:

Ein Urtheil.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 47. Stuttgart und Leipzig.

Pflicht und Leidenschaft.

Nach einer wahren Begebenheit

von

Paolo Corani.

Ich wohnte an der Ecke einer Straße, welcher gegenüber sich eine jener schrecklichen Armengassen öffnete, deren Beschaffenheit an den meisten Krankheiten der unglücklichen Einwohner schuld ist. Müßig am Fenster stehend, blickte ich in Gedanken auf diese Stätte des Elends, als ein Licht, das in einem der Fenster des gegenüberliegenden Hauses erschien und wieder verschwand, meine Aufmerksamkeit auf dasselbe lenkte. Es war solch' ein unglückseliges Obdach, mit vier Stockwerken und so kleinen Fenstern, daß unmöglich Luft und Licht genug eindringen konnte, um die Bewohner den Tag von der Nacht unterscheiden zu lassen.

Jetzt wurde oben geöffnet und eine große Gestalt log sich heraus und

Das Römerthor (porta nigra) zu Trier. Nach einer Photographie von Neßbrenner. (S. 956.)

Digitized by Google

sah aufmerksam in die Straße. Es war zu dunkel, um das Gesicht zu unterscheiden; ich sah jedoch, daß es eine Frau war und daß sie goldene Nadeln im Haar trug, wie man sie an den römischen Bäuerinnen sieht.

Nun kam das Licht in der Hausthüre zum Vorschein und ich sah, daß eine alte Frau es in Händen hielt, die stehen blieb und auf etwas zu warten schien. Das Weib eben schien mit Ungeduld zu warten, ich hörte, wie sie mit dem Fuß auf den Boden stampfte, und sah, wie sie sich immer weiter über den Fensterrand vorbog. Auf einmal fuhr sie zurück, schlug das Fenster zu und verschwand.

Auch das Licht unten in der Hausthüre war verschwunden, und ich glaubte schon, die Sache habe hier für mich ein Ende, als ich mehrere Personen die Stiege heraufkommen sah, von Zeit zu Zeit durch Fackeln spärlich erleuchtet. Wer es jetzt in Händen hielt, war ein kleiner Knabe, der voranlief und den Andern leuchtete; ihm folgte eine hohe Männergestalt und nach dieser kam das alte Mütterchen, das vorhin so geduldig im Eingang gewartet. Als die Drei eben ankamen, trafen sie die Frau, die zum Fenster hinausgesehen. Diese nahm den Mann am Arm, zog ihn rasch vorwärts und führte ihn in's Zimmer, in dessen Thüre ich auch bald den Knaben und die Alte verschwinden sah.

Kalt überrieselte es mich; ich hatte in den letzten Tagen schwer gelitten und war vielleicht deßhalb für fremdes Leid mehr empfänglich. So stellte mir meine Phantasie jene Menschen im Nebenhause in der traurigsten Lage vor. Daß jenes Weib, während sie am Fenster stand, in peinlicher Ungeduld der Rommenden gehorrt, war gewiß. War es aber bloß Ungeduld, war es nicht vielleicht unsäglicher Schmerz gewesen, Schmerz um ein Wesen, das nur jene Mauern meinem Blick verhüllten?

Ich schloß aus dem Gesehenen, daß jener Fremde, der so eilig in's Zimmer geführt worden war, ein Arzt sein mußte, den man an ein Krankenlager rief.

Es war mir Neugierde, nein, reine Menschenliebe, die mich drängte, daß ich meinen Hut nahm und das Haus verließ, um den Arzt an der Thüre zu erwarten und von ihm zu hören, ob jene Menschen meiner Hülfe bedürften, die ich von Herzen bereit war, ihnen anzubieten. Ich eilte die Treppen hinunter und begann auf und ab zu gehen. Die Geduld verlor ich dabei nicht, denn meine Gedanken waren bei den Leuten im vierten Stocke, deren Herzeleid ich mir recht rührend vorstellte, daß ich nicht bemerkte, wie ich seit einer halben Stunde die Pflastersteine gemessen hatte und schon das Ziel der Wißworte einiger Gassenjungen geworden war. Ich stand eben im Begriff, einem von diesen einen derben Verweis zu geben, als ich meine Schulter leicht berührt fühlte und ein hohnisches Gelächter an meinem Ohr erklang. Schnell wandte ich mich um und gewahrte meinen Freund Emil Krami, der lachend zu mir sagte: „Wenn Du eine Strafpredigt bereit hast, so werde sie nur an mich, denn ich habe mir erlaubt, Dir fünf Minuten lang bei Deinem Treiben zuzusehen, und wollte warten, bis die Auflösung Deines räthselhaften Selbstheimbs sich zeigte, um auch einmal Deinen Gesichmaz zu beurtheilen." —

Die Worte meines Freundes ärgerten mich mehr, als er glauben konnte. Er war ein Mensch, stets bereit, die Thaten der Andern schlecht auszulegen, da er allen Glauben an gute Herzen verloren hatte. Und dann wußte ich, daß er mich nicht eher loslassen würde, als bis er die Ursache meines Aufsunbabgehens entdeckt. Wie sollte ich nun den fremden Arzt über die Unglücklichen im vierten Stock in Emil's Gegenwart befragen? Da fiel mir ein, daß er ja selbst Arzt war, vielleicht den von mir Erwarteten kannte und dadurch mir in meiner Sache behülflich sein konnte.

Aber wie sollte ich ihn dazu bringen, noch eine Weile auf der Straße zu warten, in der Kälte, die auch in Florenz im Monat Januar nicht scherzt? Soeben wollte ich ihm Alles vertrauen und mich seinen Spöttereien aussetzen, als er begann: „Am Ende gilt Dein Warten einer schönen Bewohnerin dieses Hauses, die so lange nicht herunter kommt, als sie Jemanden an der Seite ihres Getreuen sieht. Wenn's nur der wilde Teufel nicht ist, der mir den Arm blau gezwickt, damit ich um einige Augenblicke früher in ihres Geliebten Zimmer komme." —

Ich Thor, hätte ich denn nicht errathen können, daß Emil eben von dem Orte, der mich so sehr interessirte, kam, als er an der Thürschwelle meinem Treiben zugesehen! Besser hätten die Sachen nicht gehen können; nur mußte ich Vorsicht gebrauchen, damit ich den Freund nach und nach zur Ueberzeugung brachte, daß ich nicht Schlechtes, sondern Gutes im Sinne hatte.

Ich sagte ihm also, daß ich auf Niemand wartete, sondern nur im Nachbenken auf und ab gegangen war und eigentlich nicht wußte, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte; dann bat ich ihn, mit mir auf mein Zimmer zu kommen, wo ein gutes Feuer und ein Glas Grog zu finden sei.

„Gern würde ich Deine Einladung annehmen," war seine Antwort, „aber ich habe im Hospital heute den Dienst und muß wieder zurück, wenn ich Arnalbi, der mich einstweilen vertritt, nicht eine Nachtsäßigkeit begehen lassen will. Der Kerl hat einen so unmenschlichen Schlaf, daß er im Stande wäre, das halbe Krankenhaus dem Tode zu überlassen, ehe er aus seinem Schlummer erwachte."

„Das thut mir sehr leid!" rief ich so ernßlich aus, daß mein Freund neuen Argwohn schöpfte und sagte: „Wenn ich nicht dächte, daß es Dir vor meinen Kranken und ihren Betten graut, so würde ich Dich bitten, in mein Krankenhauszimmer zu kommen; wir könnten den Grog dort eben so gut wie bei Dir trinken."

„Hältst Du mich für eine Memme, die sich vor ein paar Kranken fürchtet?" frug ich, über seine Muthmaßung etwas aufgebracht.

„Nein, aber wer das Ding nicht gewöhnt ist, dem gefällt's das erste Mal nicht," erwiederte er; dann zog er meinen Arm in den seinen, bog um die Ecke und in wenigen Minuten waren wir beim Krankenhaus angelommen.

*

Nachdem mein Freund die Säle durchmustert, ich aber in seinem Zimmer unterdessen mit der Bereitung des Grogs mich beschäftigt, trat er wieder herein und begann sofort mich wegen meines verfehlten Stellbicheins von Neuem auszufragen.

„Fängst Du schon wieder damit an? Aber, Emil, wirst Du mir denn nicht glauben, wenn ich Dir versichere: in jenem Hause kenne ich keine Seele, habe keine Ahnung, wer die Bewohner seien, ob jung oder alt, Männlein oder Fräulein."

„Das machst Du mir nicht weiß," sagte Emil, „Bin nicht umsonst zwölf Jahre lang Doktor gewesen; vielleicht würde ich Dir eher Glauben schenken, wenn nicht gerade in dem Hause, vor dem Du Parade machtest, eine Schönheit und noch ein leidlich hübsches Mädchen wohnten."

„Emil, erzähle mir davon, Du begreifst nicht, wie mich die Leute interessiren."

Statt aller Antwort goß der Doktor das Getränke in die Gläser, setzte sich zu mir an den Tisch und zog die Uhr aus der Tasche: „Noch fünf Minuten und ich muß mich auf den Weg machen, sonst erwacht mir der Mensch, nod ehe ich komme."

Natürlich frug ich überrascht: „Wer erwacht? Wo muß Du hin? Du hattest ja versprochen, mir zu erzählen, was Du in jenem Hause sahst."

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich in einer Stunde wieder dort sein muß. Der junge Mensch hat den gräßlichen Typhus, den ich je sah. Er muß seine Krankheit. Gott weiß aus welcher Ursache, verheimlicht haben, und jetzt ist er so sehr in Gefahr, daß es ein Triumph für die Wissenschaft wäre, wenn ich ihn retten könnte. Laß uns aufstechen!"

Schweigend nahm ich seinen Arm und athmete trob meiner Großsprecherei froh auf, als ich das Krankenhaus mit seinen Leiden und Thränen im Rücken hatte.

Wir waren eine gute Strecke Wegs gegangen, als mein Freund anfing: „Eigentlich sollte ich einen Kollegen mit mir zu diesem Kranken nehmen, denn es ist ein Kasus, wie er in einer Doktorpraxis nur selten vorkommt, aber ich möchte ganz allein der Krankheit Herr werden, möchte ein neues System probiren, dessen Erfolg etwas zweifelhaft ist und zu dem ich beshalb schwerlich die Genehmigung eines andern Arztes erlangen würde. Deßhalb gehe ich allein und habe schon alle Mittel bei mir, daß ich nicht erst in's Hospital darum schicken muß, wodurch die Andern aufmerksam würden. Du mußt nämlich wissen, daß der junge Mann, zu dem ich gerufen wurde, im Fieberbeftirium liegt, obgleich kein Laut über seine Lippen kommt. Anstatt, wie alle Kranken in seinem Falle, laut zu phantasiren, beißt er die Lippen mit solcher Kraft über einander, daß sie wund sind. Entweder er hat eine erstaunliche Willenskraft und will nichts sagen, oder das konvulsivische Schließen des Mundes bildet einen Theil seiner Krankheit."

„Und sind die Angehörigen bei dem jungen Manne recht beprimirt?" frug ich.

„Natürlich, wie gewöhnlich," antwortete er, „nur heulen die Leute nicht so viel, als sonst im Volke bei ähnlichen Gelegenheiten der Brauch ist. Uebrigens sind ihrer nicht viele: zwei alte Weiber, der Teufel von dem ich Dir sagte, der übrigens herrliche Augen und Haare hat, und dann ein kleines blondes Ding, an dem nicht sonderlich viel ist, nur steht sie im Kontrafte mit der Schwarzen häßlich aus."

Wir waren jetzt vor dem Hause angelommen und stiegen die Treppe hinauf. Es öffnete uns eine alte Frau, der der zweite Blick gar nicht wohlkommen schien, denn sie frug Emil, ob sie den andern Herrn auch einlassen müßte. „Natürlich, Frau, er ist mein Gehülfe," schnauzte sie Emil an.

Wir kamen in ein Zimmer, das zugleich Küche, Wohn- und Schlafzimmer zu sein schien, in dem sich jedoch Niemand befand. Durch eine offene Thüre führte und die Alte in ein viel kleineres Gemach, in welchem eine Feldbettstatt und einige Stühle standen. Im Bette lag ein junger Mann von höchstens vierundzwanzig Jahren, mit schwarzem Haar und gebräuntem Gesicht, dessen Ausdruck nicht weniger als friedlich war. Eine seiner herabhängenden Hände hatte unsere Führerin erfaßt, und an der andern Seite des Bettes stand sie wieder oder wenigstens eine

Digitized by Google

ihr zum Verwechseln ähnliche Figur. Die Aehnlichkeit der beiden Alten war so auffallend, daß ich einige Zeit lang nichts außer ihnen bemerkte, und erst nach einigen Minuten auf das, was um mich vorging, Acht hatte.

Emil stand jetzt vor dem Kranken; er hatte seine Hand auf dessen Stirn gelegt und schien darüber nachzudenken, was zu thun sei. Ihm zur Seite stand ein wunderbares Wesen, das mit Gewalt versuchte, in den Zügen des Arztes ihr Urtheil zu lesen. Emil gehörte zu den größern Männern, und dennoch überragte ihn diese Frauengestalt um Vieles. Sie sah in ihrem römischen Nationalkostüm so majestätisch aus, daß man glauben mußte, sie gehöre nicht in diese Dachstube. Ihr schwarzes glänzendes Haar schaute unter einem farbigen Tuche hervor, und die Augen lügten und leuchteten wie Sterne. So schön gebaut war ihr ganzer Körper, daß man ihn nicht ohne Bewunderung ansehen konnte, und so bittend war der Blick, der unter den schwarzen Wimpern auf den Doktor hervorschoß, daß man im Augenblicke begriff, der Mann, der vor ihr lag, sei ihr Leben, ihr Alles.

Ich hoffte, Emil werde sie durch einige Trostworte beruhigen. „Jetzt kann man gar nichts sagen," sprach er mit dem Haupte schüttelnd, „in drei, vier Tagen tritt die Krisis ein, wenn er die übersteht, ist er gerettet; einstweilen muß man Geduld haben und vor Allem Kaltblütigkeit und Geharsam für meine Vorschriften!"

Die Römerin ließ nach diesen Worten die Hand Emil's, die sie erfaßt hatte, los und kehrte sich nach der andern Seite; ihr Auge war jedoch nicht traurig geworden und keine Bewegung ihrer Züge verrieth die innere Aufregung.

Eine der alten Frauen kam jetzt auf den Doktor zu, dankte ihm für seine Worte und erklärte sich bereit, Alles zu thun, wenn er ihr nur ihren Sohn rette. „Wir sind nicht so arm, als Sie glauben mögen," setzte sie hinzu, „Cecco hat Geld mitgebracht, das wohl hinreichen wird, um die Kosten seiner Krankheit zu bestreiten." —

Oft war ich geneigt gewesen, bitter von Emil zu denken; oft, wenn er die besten Menschen zerfetzte und als Motiv all' ihrer Thaten den Egoismus und die Eitelkeit angab, hatte ich ihn für einen herzlosen Menschen angesehen. Wie heute mich jetzt mein vorschnelles Urtheil, als ich ihn an seinem Platze sah! Wie sorgsam nahm er die alte Frau bei der Hand und führte sie zu der Bettlampe, wie sanft berührte er sie! Er hatte nicht mehr Sorgfalt auf die junge Schauspielerin Krankenbette verwenden können.

Nach kurzer Unterredung sagte er in leisem, freundlichem Tone: „Mütterchen, ehe Ihr an den Sohn denkt, müßt Ihr Euch stärken. Ihr seid so schwach, daß ich wetten möchte, Ihr habt seit gestern nichts genossen! Eßt jetzt eine gute Suppe und geht dann zu Bette; sonst seid Ihr morgen zu nichts gut, und morgen geht die eigentliche Arbeit erst an. Gastwesten kann das junge Blut da den Kranken warten; die scheint sich überhaupt nicht erst dazu bitten zu lassen."

So herzlich hatte er diese Worte einer alten Frau gesagt, die ihn nichts anging, an deren Wohl ihm eigentlich nichts gelegen sein konnte, daß ich ihm um den Hals hätte fallen mögen, um ihm das Unrecht abzubitten, das ich ihm im Herzen gethan.

Jetzt kam auch die andere Alte hervor und sagte: „Herr Doktor, Sie sollten meiner Schwester befehlen, sich zur Ruhe zu begeben, denn seit drei Nächten schließt sie kein Auge, um bei ihrem armen Sohn zu wachen. Ich bin zu einstweilen da und werde auf ihn Acht haben, als wäre er mein eigen Kind."

„Seit drei Tagen?" frug Emil, „und Ihr habt keinen Arzt gerufen?"

„So lange er bei Sinnen war," antwortete die Mutter, „ließ er es nicht zu, und auch Ernc wollte nicht," setzte sie leise hinzu, indem sie auf die Römerin deutete.

Ich hätte gerne gewußt, wer diese eigenthümliche Person war, die nicht zu den Uebrigen zu gehören schien, Emil ließ mir jedoch zum Fragen keine Zeit, er sah sich im Zimmer um und sagte: „Ist Niemand da, der dieser alten Frau etwas zu essen holen kann, denn im Hause wird wohl nichts Nahrhaftes sein?"

„Wo ist denn Annunziata?" frug eine der Alten.

„Ich sende sie bei Nacht nicht gern allein aus, wenn es aber sein muß —"

Jetzt wurde der verblichene Vorhang am Fenster aufgehoben und aus demselben trat ein Kind hervor, in dem ich sogleich die kleine Blonde, von der mir Emil gesprochen, erkannte. Wie hatte er nur sagen können, sie sei blaß im Kontraste mit der Andern schön? Wie schien sie das herrlichste Geschöpf auf Gottes Erde! Klein, blond, mit tiefblauen Augen, schlüpfte sie wie ein Engel hinter Mollen aus dem alten Vorhang heraus.

Sie frug mit serundlicher Stimme, ob man sie brauche, und als sie gehört, um was es sich handelte, nahm sie einen alten Shawl aus der Ecke, warf ihn über Kopf und Schultern und ging zur Thüre.

„Das arme Kind werdet Ihr doch nicht allein in die Winternacht hinausschicken!" rief ich endlich. „Da gehe ich lieber selbst."

„Nein," sagte das Mädchen, „Sie sollen nicht die Suppe für arme Leute holen; obwohl ich mich ein wenig fürchte, allein auszugehen, so werde ich das doch nicht zugeben."

„So sagt mich das Mädchen begleiten!" sagte ich zu den alten Frauen, und als eine von diesen antwortete: „Wenn es der Herr gerne thut —" ließ ich sie nicht ausreden, sondern befand mich beim letzten Worte schon mit Annunziata vor der Thüre.

Ich frug sie, wohin wir gehen sollten, und als sie antwortete: „Nicht weit," hatte ich Lust gehabt zu sagen: „Das ist schade, ich ginge neben Dir bis an der Welt Ende!"

Ich unterdrückte jedoch mein Gefühl und ging stillschweigend an ihrer Seite her.

Des Kranken Zustand, dachte ich, muß sie nicht sonderlich interessiren, sonst hätte sie mich, den sie für des Arztes Gehilfen hält, lange schon darnach befragt. „Vielleicht fürchtet sie sich," sagte ich zu mir selbst, „ich will ihr behilflich sein." Mir war aber selbst nicht besonders sanfter zu Muth, ich fing also sehr leise an: „Annunziata, ist die Mutter des Kranken auch die Deine?"

„O nein," rief sie, „wenn Cecco mein Bruder wäre, dann wäre Alles anders!"

„Was wäre anders?" frug ich, erstaunt über ihren Ausruf.

„Dann würde ich über seine Krankheit nun Herzen betrübt sein und müßte mich nicht über meine Gleichgültigkeit schelten, wie jetzt," war ihre Antwort. „Cecco ist mein Vetter," setzte sie dann erklärend hinzu, „und unsere Mütter sind Schwestern."

Das erklärte immer noch ihre Gleichgültigkeit bei der Lebensgefahr Cecco's nicht, und da sie doch einmal so viel gesagt hatte, glaubte ich fragen zu dürfen: „Hat er Dir etwas zu Leid gethan, dieser Cecco, daß Du ihn nicht lieb hast, wie es bei nahen Verwandten doch der Fall sein sollte?"

„Nein, zu Leide hat er mir nichts gethan, aber ich werde Ihnen mein Verhältniß zu ihm auf dem Heimweg erzählen; jetzt sind wir am Restaurant, wo wir Alles finden werden, was die Leute zum Abendessen braucht."

Mich interessirte ihre Geschichte so sehr, daß ich dem Wirthe auftrug, einen der Kellner mit dem Essen nachzuschicken, und mich augenblicklich wieder mit Annunziata auf der Straße befand. Dieses Arrangement schien ihr nicht zu behagen, denn sie sprach kein Wort, bis ich endlich sagte: „Du hast mir eine Geschichte versprochen und nun schweigst Du, das ist nicht recht, Annunziata."

„O, ich hatte vergessen; nun ja, die Geschichte ist einfach genug und in wenigen Worten gesagt: Cecco und ich wuchsen mit einander auf, und unsere Mütter hatten schon lange ein Ehebündniß zwischen uns Zwei geträumt, in welchem Gedanken sie mich seit meiner Kindheit bestärkt. Mir gefiel dieser Plan nicht; denn Cecco war ein wilder Knabe und wollte nie ruhig mit mir spielen, sondern immer auf die Straße laufen. Vor vier Jahren wurde er nun Soldat, und nicht einmal ist er in dieser Zeit heimgekommen, obwohl er oft schrieb und der Mutter Geld sandte, das er bei den Bauern durch Extrarbeit verdiente. Er hat nur selten Garnison gewechselt und ist stets im Neapolitanischen geblieben; vor einigen Tagen kam er nun nach Hause und brachte jenes römische Mädchen, das Sie oben gesehen haben, mit. Er nennt sie seine Braut und sagt, er wolle sie heirathen, sobald seine Dienstzeit vorbei sind, einstweilen soll sie bei uns bleiben. In zwei Jahren holt er sie ab und kehrt mit ihr nach Calabrien zurück, wo er auf einem Bauernhofe Beschäftigung zu finden glaubt. Nun ist er aber krank geworden, und Anda ist über seinem Leiden der Verzweiflung nahe."

„Ist Anda die Braut Cecco's?" frug ich.

„Ja," antwortete Annunziata, „und ein recht gutes Mädchen ist sie, ich habe sie herzlich lieb, schon weil sie statt meiner die Frau des Vetters wird."

Wir waren jetzt am Hause angekommen, und unter der Thüre trafen wir Emil, der auf mich wartete und den das Mädchen frug, wie es Cecco gehe. „Ein wenig besser," war die Antwort, dann wandte er sich zu mir und sagte: „Komm' mit mir, ich habe Dir noch etwas zu sagen, ehe Du heim gehst."

Das Mädchen warf mir noch einen dankbaren Blick zu, reichte mir die Hand und ging die Stiege hinauf mit dem Korbe der Eßsachen, der nachgekommen war.

Ich nahm wieder Emil's Arm und fing an, ihm die Geschichte meiner blonden Begleiterin zu erzählen. — „Mehr scheint das Alles zu sein," sagte er, als ich geendet hatte, „aber verdammt langweilig ist es auch, denn wenn der Kranke Soldat ist, muß ich es anzeigen, und dann wird er bei der ersten Besserung nach Santa Lucia getragen, wo man mir alle meine Arbeit wieder verderben wird."

„So zeige ihn nicht an," sagte ich, „Du thust den Frauen ohnehin einen Gefallen, denn die Mutter wird gewiß froh sein, wenn sie den Sohn daheim warten darf."

„Aus dem Grunde würde ich es nicht thun," versetzte er, „aber aus Liebe zu meinem neuen System will ich nichts über den jungen Mann sagen."

Digitized by Google

Wir nahmen unter meiner Thüre Abſchied und Emil verſprach, mir am folgenden Tage den Fortgang der Sache mitzutheilen.

In meinem Zimmer angelangt, fühlte ich jedoch nicht die geringſte Luſt zum Schlaf. Immer und immer zog mich's an's Fenſter, wo ich das Licht im Nachbarhauſe fortbrennen ſah. Schatten gingen am Vorhange auf und ab — ein großer, ein kleiner und ein gebückter. Ich erwidete mich beim Beobachten dieſer Schatten nicht, bloß als ich auf einmal an den Moment zurückdachte, den ich vor wenigen Stunden an dieſem Fenſter verbracht, und als ich des Namens gedachte, der dann mein ganzes Innere erfüllt hatte, wurde ich traurig über die Leichtigkeit, mit der ich meinen ganzen Gedankengang verändert hatte, und es ſtieg die „Ave in mir auf, daß wohl der Menſch ohne Gegenliebe nicht vollkommen treu bleiben kann.

„Uebrigens intereſſiren mich die Leute da drüben nur, weil ſie unglücklich ſind!" rief ich mir laut zu und begab mich zu Bette. —

(Fortſetzung folgt.)

Das Römerthor in Trier.

(Mit E. 553.)

Eines der koloſſalſten Römerdenkmale des nördlichen Europa iſt die ſogenannte porta nigra (ſchwarzes Thor), von den Römern ſelbſt porta Martis (Thor des Mars) genannt *). Dieſe letztere Benennung legt die Vermuthung nahe, daß das Gebäude mit irgend einem kriegeriſchen Zweck in Beziehung geſtanden, und in der That war daſſelbe nicht etwa ein gewöhnliches Stadtthor, ſondern vielmehr ein ſogenanntes propugnaculum, eine Befeſtigung oder Zwet, das zugleich als Kaſerne diente. Die an den Thoren bis zu einer Höhe von achtzehn und einen halben Fuß angebrachten Falzen zur Aufnahme von Fallthoren und Schießbalken von nahezu zwei Fuß Breite, die Verbindungsgänge und Aufſallthüren nach der Stadtmauer, ganz beſonders aber die zwei Thurmbauten, welche ſowohl Thore wie Stadtmauer beherrſchen, ſprechen für dieſe Anſicht. Demnach wird das Gebäudedatum des Römerthores weit auch eher in die frührömiſche Zeit zu ſetzen ſein, als in die ſpätrömiſche, wo keine Kaiſer mehr zu Trier reſidirten und überhaupt die Stadt ihre frühere Bedeutung faſt gänzlich verloren hatte. Seitdem hat das Denkmal mehrfache Wandlungen erlebt: im Jahre 1035 vom Erzbiſchof Poppo mittelſt vieler Veränderungen zur Kirche umgewandelt, wurden die beiden Thore gänzlich ausgeſchüttet und zwei Treppen angelegt, welche ze zur oberen eigentlichen Kirche, und zur unteren, der Krabkirche, führten. In dieſem Stande blieb das Gebäude unter dem Namen der Simonskirche bis zur franzöſiſchen Revolution, welche das Gotteshaus wieder zerſtörte und nur das Römerthor übrig ließ. Erſt im Jahre 1817, als die preußiſche Regierung die ausgeſchüttete Erde entfernen ließ, kamen die beiden antiken Doppelthore nach faſt achtzehnhundertjähriger Verborgenheit wieder an's Tageslicht. Der ſäulenloſe Anbau in halbrunder Form, dem öſtlichen Thor der Porta vor Trier ganz analog gebaut, verdankt ſeine Entſtehung unzweifelhaft dem Erzbiſchof Hillin, welcher in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte. — Der ganze Bau, im griechiſch-römiſchen Style ſtrengſter Geſetzmäßigkeit errichtet, mißt in ſeiner Länge am Sockel volle 133 Fuß; die Thurmhöhe beträgt faſt 95, die der Thore 23 Fuß bei einer Breite von 14 Fuß. Es bleibt hiebei noch wohl zu berückſichtigen, daß das Gebäude heute noch 7 Fuß tief in der Erde ſteht, da das heutige Terrain der Stadt 8—15 Fuß höher liegt, als zur Zeit der Entſtehung des Baues. Die verwendeten grauen Sandſteinquadern von bedeutenden Dimenſionen ſind an der Nordſeite roh behauen, aber ſo genau gefügt, daß die Fugen nur bei genauer Betrachtung zu erkennen ſind; auch haben nicht etwa Mörtel, ſondern eiſerne Klammern im Innern zur Verbindung derſelben gedient. Nur das Fundamentgemäuer beſteht aus in Kalkmörtel verſetzten Schieferbruchſteinen, ähnlich wie bei der daranſtoßenden römiſchen Stadtmauer. — Die Stürme und Wetter der Zeit haben die Quadern verwittert und geſchwärzt, und ſo wurde aus der porta Martis die porta nigra — nichtsdeſtoweniger ſcheint der Name gerechtfertigt. Der Anblick hat durchaus nichts Düſteres, Unfreundliches, ſondern das Ganze iſt auf den Beſchauer einen impoſanten, ergreifenden Eindruck. Seine würdevollen, majeſtätiſchen Formen tragen den Charakter einer Erhabenheit, die uns im Innern feſſelt, und aus dem verwitterten Geſtein leuchtet als unvergänglicher Glanz die Erinnerung an jene unſterbliche Zeit, wo griechiſche Kunſt im Bunde mit römiſcher Macht Denkmale der Ewigkeit ſchuf.

*) Die P. Braunſche Kunſthandlung in Trier hat die Alterthümer in Trier und der Umgegend photographiſch aufnehmen laſſen.

Am Fuße des Vesuvs.

Von

M. C. Conrad.

(Mit E. 557.)

Himmelfahrt ſtand im Kalender. Auch unſere Fahrt war himmliſch, die uns im ſonnigſten Sonnenſchein, umweht von den duftigſten Frühlingslüften, den Golf von Neapel entlang trug.

Himmelfahrt! — Ich will dem geneigten Leſer eine Höllenfahrt ſchildern.

Am Fuße des Veſuvs grenzen Himmel und Hölle unvermittelt aneinander; hier erwarten und jene ſchroffen Kontraſte, wie ſie der grenzenloſe Abſolutismus der Natur zum ſpeziellen Aerger der lyriſch-frommen Seelen erfunden hat.

Eben rollt unſer leichtes Gefährt, eine engbrüſtige neapolitaniſche Carrozzella, über die Madvalenenbrücke. Hier ſteht auf einem altarähnlichen Poſtament unter einem von zwei Säulen getragenen Dach der heilige Januarius (San Gennaro) — der Schutzheilige und Peſtbeſchwörer der Neapolitaner.

Der Standort des Beſchwörers iſt gut gewählt — er liegt im Angeſichte des unbändigen, tollen Berges, deſſen Wuthausbrüchen die erhobene Rechte des Heiligen und die von ſeinen aufgeworfenen Lippen geſchleuderte Beſchwörungsformel Schranken ſetzen ſoll.

Vorbei am heiligen Januarius, vorbei!

Im Fluge trägt uns das Gefährte durch die breite, reinliche, aber monotone Hauptſtraße von Portici. Links und rechts Palaſt an Palaſt. Hie und da erhaſchen wir durch ein geöffnetes Portal einen flüchtigen Blick auf das blaue Meer, auf reiche Gartenanlagen, auf die ſchimmernden Inſeln. Auf den luftigen Balkonen üppiger Damenſtor, theils in kecken Negligé, theils in gefreiteſem Putz — jüdiſche ſchneeweiße Blumen!

Vorbei!

Wir biegen links ab. Die Straße liegt eingekeilt zwiſchen ſtolzen Landhäuſern, denen die fallende Bewuaſche in Verbindung mit wirklichem Regen die vornehmen Faſſaden lazzaroniaft beſchmiert hat. Auf beiden Seiten wird die Straße eingeengt durch hohe, melancholiſch gähnende Aſchenhaufen. Die Menge iſt ſo bedeutend, daß die Abfuhr ſich nur langſam vollzieht.

Schon haben wir die Ortſchaft San Jorio erreicht. Das Bild verdüſtert ſich mehr und mehr. Die Aſche liegt noch dicht auf der Straße. Die Häuſer ſind wie mit Koth beſpritzt. Die Bewohner ſtehen ſtumm unter ihren Thüren; die lebhaften Gruppen, die man ſonſt an Feiertagen hier zu ſehen gewohnt iſt, ſuchen wir heute vergebens. Ein leiſer Wind fährt in die Aſche und wirbelt ſie geſpenſtiſch in die Luft . . . .

Fahr' ſchneller, Kutſcher! Vorbei!

Erſchreckliche Oede ringsum. Wo ſind die Gärten, die Weinberge, der immergrüne Pflanzenſchmuck? Kein friſcher Grashalm, kein grünes Blatt, keine Blüte, kein munter zwitſcherndes Vögelein . . . Alles abgebrüht, abgeſchwefelt, eingedörrt, todt —

Wir ſind in San Sebaſtiano. Der Kutſcher hält. Wie durchſchreiten den noch unverlohren Theil des Städtchens. Ein eigenthümlicher Geruch, wie ein „Gemiſch von Branntſäte und Apotheke", tritt uns entgegen. Halt! Da liegt er vor uns, erſtarrt, aber noch widerlich qualmend, der verhängnißvolle Lavaſtrom. An einer Höhe von nahezu drei Stockwerken hat er ſich quer über die Straße geworfen, die erſaſten Gebäude ſpaltend und die Bewohner im feurigen Strudel mit ſich fortreißend. Nach ſtundenlangem Lauf, fortwährend mit unerſättlicher Gier die feurigen Zungen nach links und rechts ſtreckend, noch dieſe Häuſermaſſen zuſammengedrückt — wahrhaftig, eine herkuliſche Leiſtung hölliſcher Zerſtörungsgewalt!

Klettern wir an der zerklüfteten, ſcharfkantigen Böſchung bei unheimlich ſiedigen Lavadämmen in die Höhe! Welch ein fremdartiger, furchtbarer Anblick! Da dehnt ſich das ungeheure Lavafeld vor uns aus. Die unendliche Breite des Hauptſtromes, der ſich zwiſchen San Sebaſtiano und dem unglücklichen Maſſa di Somma durchdrängte, mag immerhin einige hundert Meter betragen. Wegen des ausweichenden Dampfes läßt ſich das ganze, chaotiſch durcheinander gewälzte Lavagebiet nicht gut überſehen. Dort ragt das Kirchlein von Maſſa mit ſeiner kleine Inſel wehmüthig aus dem wüſten, ſchwarzen Meer hervor. Rechts oben, in der Mitte des Berges, hinter dem Obſervatorium, erblicken wir die Quelle des zerſtörenden Elements. Ein leichter Reif liegt über dem erkalteten Strome, das ſind kryſtalliſirte ſalpeter- und ammoniakhaltige Salze. Es wird unheimlich warm unter unſeren Sohlen. Wir klettern wieder herab, erſchüttert durch den unbeſchreiblich ſchrecklichen Anblick . . .

Zum Schluſſe ſtehen wir dem aufmerkſamen Leſer einige Notizen über das vefuvianiſche Obſervatorium, das von ſeiner gefahrvollen Höhe ſo ruhig und ſicher zu uns herniedergrüßt, und über deſſen muthvollen Direktor. Es war im Jahre 1844, als dieſe berühmte Beobachtungsſtation

Digitized by Google

Eine der Cave prähistor. Hütte in Cave Creek-Indians. Nach einer phot. Aufnahme von H. Cremans in Newyork. (S. 556.)

Digitized by Google

gegründet wurde. Das Gebäude ist im solidesten Villenstyl gebaut und imponirt durch seine reizende Lage, die sich bei nahezu 3000 Fuß über dem Meeresspiegel hält. Matteucci, eine erste Berühmtheit in seinem Fache, erhielt die Leitung dieses wichtigen Instituts. Im Jahre 1852 ging die Direktion an Professor Luigi Palmieri über, der die Zahl der vorhandenen werthvollen Instrumente durch die Erfindung eines besonderen Apparats zur Beobachtung der Erdbeben bereicherte.

Luigi Palmieri wurde am 22. April 1807 in der Provinz Benevento geboren. Nachdem er tüchtige Studien hinter sich hatte, wurde er für den Lehrstuhl der Mathematik und Physik an die Marineschule berufen. Gleichzeitig wirkte er als Privatdozent der Philosophie und Mathematik, bis er im Jahre 1847 als Professor der Philosophie an der hiesigen Universität Stellung nahm. Die Leitung des vesuvianischen Observatoriums wurde ihm 1852 übertragen. Seit 1860 hält er jede geschäftige Vorlesungen über kosmische Physik an der Universität. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind in den «Annali dell' Osservatorio vesuviano» niedergelegt.

Durch sein muthvolles, aufopferndes Benehmen während der gefahrvollsten Momente der jüngsten Eruption, sowie durch die präzisen Bülletins, die er mit unermüdlichem Fleiße verfaßte und durch die Zeitungen und Manueranschläge zur Klärung und Beruhigung der Gemüther publiziren ließ, hat er sich ein unbeschreibares Verdienst nicht nur um die gelehrte Forschung, sondern auch um seine Mitbürger erworben. Man kargt aber auch von seiner Seite mit den beredtesten Dankesabstattungen gegen den gelehrten Biedermann. Es heißt jetzt: Hr Palmieri, hie Januarius!

Europa in London und die Universalrepublikaner.

Von

H. Baumann.

(Bild S. 560.)

Kommt man in London in das Viertel, das sich zwischen Leicester-Square und Piccadilly auf der einen und Oxford-Street auf der andern Seite, mit der Grenze von Regent-Street, hinzieht, so erstaunt man über die große Zahl von beschäftigungslosen Leuten, die in den alten, engen Gassen umherschlendern. Aus den trüben Fenstern der geschwärzten Häuser strecken sich fogleich Dutzende von Köpfen hervor, sobald im Geringsten die Rengierde ihrer Bewohner erregt wird. Blasse, barfüßige Savoyarden und genueser Knaben lieben es, in diesem Viertel ihre Affen oder Spielhosen zu produziren, blinde Harfenspieler, Leierkasten, German bands (deutsche Spielbanden), Papageien und Meerschweinchen, Feuer- und Schwertesser, dressirte Kanarienvögel und Mäuse, Pferde-Neger mit weißen, blau und roth gestreiften Hosen und eine Guitarre oder Mandoline in der Hand, Sänger und Gaukler von jeder Art lieben es, sich hier zu zeigen. Denn wenn man hier auch nicht das meiste Geld hat, so hat man doch sicher die meiste Zeit und Lust, ihnen zuzusehen. Eine Feiertagsdrohe wie im Westend lagert aber diesen Spelunken. Und doch sind es unmöglich Millionäre, die darin wohnen können, sondern abgemagerte, blasse oder braune Gesichter schauen daraus hervor. Aber es ist etwas so eigenthümlich Beschauliches in ihrem ganzen Benehmen, daß man glauben muß, wenn nicht im Laude der Kühsüße, so doch wenigstens in der Stadt der Philosophen angekommen zu sein. Gruppen von Plaudernden stehen auf den schmalen Bürgersteigen, braunhaarige Droschkenkutscher verpesten beschäftigungslos den wenigen Geschäftigen den Weg, Dutzende von schmutzigen Kindern hocken vor den Thüren oder tanzen den Jiggerdanz vor einem Leierkasten, mit dessen Tönen sich nur die monotonen Stimmen der Hausfeier und Zeitungsverkäufer mischen. Vor elf oder zwölf Uhr des Morgens aber sind die Straßen regungslos, auf denen etwas wie Verkehr erst in den Abendstunden beginnt.

Was die Häuser selbst betrifft, so sind die weniger gut aussehenden Wohnhäuser mit zahlreichen Kittkeiber- und Antiquenläden, Möbelmagazinen, deren Inhalt schon mehreren Generationen gedient hat, Trödlerspelunken jeder Art, Pfandhäusern, Leihanstalten und Häusern zweifelhaften Rufes durchsetzt, vor welch' letzteren sich unheimliche Gestalten beider Geschlechter umherstreiben. Neben sehr einfarschreitenden Courtisanen sieht man indessen auch wieder zerlumpte Gestalten mit langen Bärten und Philosophenmänteln würdig daherkommen, und wie man das Beichen auch oft unter den Disteln suchen muß, so entdeckt man hier und da eine zarte, blasse Mädchengestalt, die schüchtern vorbeihuscht. Auf den Seitenstegen der besseren Straßen aber treiben sich Flaneurs vor Luxusläden von hunderterlei Art umher, als ob man nicht in London, sondern in Paris oder einer andern kontinentalen Stadt wäre. Es entwickelt sich hier sogar eine Eleganz und ein scheinbarer Reichthum, der mit dem Westend zu wetteifern scheint. Aber nicht jedes Ding, das glänzt, ist Gold, und die Silbrode von manchen dieser Dämchen wird vielleicht in einem Jahre einem schlechten Bettlerkleide weichen müssen, und nicht lange nachher wird Fräulein Rinon l'Ureloz mit den Händen, die jetzt von seinen weißen Handschuhen bedeckt sind, großen Flachs spinnen müssen. Auch die eleganten Salonfiguren, die man hier erblickt, haben etwas Nachgemachtes. Zwar sind diese Kleiderstoffe ganz neu, auch scheinen die Uhren und Ketten von echtem Gold, aber die Sucht dieser Herrchen, sich täglich in solcher Schmetterlingsstoffe zu zeigen, sieht doch gar zu sehr einem Verlorenen ähnlich, die häßliche Raupengestalt ihrer wirklichen „Ich" unter etwas Flitter und Sonnenschein zu verbergen. So kann man sich zum Beispiel nicht des Gedankens erwehren, daß wohl die Hälfte dieser «swells», die Abends nach geschlossenem Theater entweder fern von den Theatern umherspazieren, oder im „Cab" vor den Argyll-Rooms und dem Pavilion anfahren, diese weißen Halsbinden und hellen Ueberzieher nur zu dem Zwecke angezogen haben, um zu zeigen, daß sie im Stande sind, eine Guinee für eine «box» oder einen «stall» in den theuren Opernhäusern zu bezahlen, in Wirklichkeit aber zu Hause ein Butterbrod während der Theaterzeit zu Nacht gespeist haben. Neben diesen «swells» mit ihren blasirten, vielleicht geschminkten Gesichtern sieht man aber auch wieder der unzweideutige militärische Figuren mit Schnurrbart und Heuer coatee, von denen man schwören möchte, daß sie französisch sprechen würden, sobald sie den Mund aufthäten; auch feingeschnittene, geistig belebte Künstler- und Literatengesichter. Schauspieler, Schriftsteller, Virtuosen jeder Gattung lieben es, in diesen Straßen, wo weder der City-man von Ebenholze oder Lombard-Street, noch die Aristokraten von Brompton und Hydepark, noch auch das Proletariat und das Matrosenthum von Wapping sich bei den Dockyards eine Stelle gefunden zu haben scheinen, London zu finden. Hier gibt es neben englischen public-houses und elnbs zahlreiche französische Cafés und Estaminets, deutsche Hotels, kosmopolitische Gesellschaften, elegante Tanzsäle à la Mabile und französische Garküchen, wie man sie in keinem andern Theile von London finden kann. Auch gewahrt man hier, was man zonst in London niemals wahrgenommen hat, Leute, die sich gegenseitig auf der Straße begrüßen, die sich in den Cafés auf's Herzlichste als alte Freunde bewillkommnen, Leute mit frohen, heilen Gesichtern und leichten, lebhaften Gebeerden, die unmöglich Engländer sein können. Man erinnert sich, dieses oder jenes Gesicht schon in den engen Straßen Roms, oder in der breiten Alle „unter den Linden", oder in Madrid und Neapel beobachtet zu haben. Aber auch ohne dieß ließe sich der Schnitt der Gesichter und Bärte, die oft phantastische oder nachlässige Kleidung leicht auf etwas Anderes als auf den mit ängstlicher Sorgfalt gekleideten Engländer schließen. Und merkt man auf, so kann man sich hier mit Signore, dort mit Señor, hier mit Sir und dort mit Monsieur anreden hören, und man muß nicht erstaunen, wenn Einen selbst die Hökerfrau mit Apfelsinen oder gebratenen Kastanien französisch anspricht. Denn man ist in London — der Fremden. Die Damen haben hat auf diesem Fleene eine Musterkarte ihrer Nationalitäten gemalt. Nach und nach beginnt aber auch der dunkle Inder mit den melancholischen schwarzen Augen und schwarzen Kleidern und der schwarze Gentleman von Anneila mit den dicken rothen Lippen sich in diese europäische Sammlung einzumischen.

Es ist bestaubt hier in diesen trüben Gassen und auf diesen kosmopolitischen Trottoirs, wo man eine Verbrüderung erhält von der Gasstrennschaft, welche England anderen Nationen gewährt. Es ist aber auch hier, wo sich am besten die Thätigkeit des europäischen Emigrantenthums beobachten läßt. Denn hier ist der Zusammenhang der kosmopolitischen Prohnenpflichten, der zerlumpten Martyrer aller europäischen Revolutionen, der literarischen Bagabunden, der universellen Republikaner und Garküche und der pariser Leeren, bettelarmer, blasser Savoyarden und aufgedunsener Lebemänner, flocentiner Industrieritter und pariser Charlotane, berliner Schwindler und neu-yorker „Humbugs". Die Nationalität der Individuen aber hat meistens hier einen Beigeschmack der Amalgamirung erfahren. Nur der Franzose allein scheint eine Ausnahme zu bilden, während der Deutsche ganz in das Allgemeine aufgegangen ist. Letzteren ist das Meid des Weltbürgers eben so beguem wie das eigene, während der Franzmann es nur bis zu einer schlechten Nachahmung, auch in England, bringen kann. Er kann ja die Sprache nicht einmal bewältigen, die für einen gegebenen Bedarf nöthig sein würde. Spricht er im Deutschen niemals das „ch" richtig aus, so bleibt ihm für das Englische das es ein unüberleiglisches Hinderniß. Denn ich habe noch keinen Franzosen gehört, der nicht ein deutliches k daraus machte.

So kommt es denn auch, daß wie auf ein gemachtes Uebereinkommen die Sprache des Fremdenviertels die französische ist. Denn ist es für den Franzosen unmöglich, sich in irgend eine germanische Sprache hineinzufinden, so gibt es für den Engländer überhaupt nur eine einzige Sprache, die er versucht zu erlernen, und das ist die französische. Es ist deßhalb das Nächstliche und Vortheilhafteste für den Fremden, der nicht englisch spricht, französisch zu reden.

Digitized by Google

So scheint im Munde der Dämchen, die in Piccadilly und Regent-Street mit hohen pariser Absätzen einhertrippeln, das grasseliement des pariser Faubourg-Tran.öfisch mit dem Cockney-Dialekte der echten Londonerinnen einen Kompromiß abgeschlossen zu haben. Dagegen lauscht das Ohr vergeblich nach den Palatallauten, die unsere Sprache im Auslande so beruhigt gemacht haben. Diese ist hier ganz gewiß auch in Faubourg-Französisch aufgegangen.

Bemüht sich aber das polyglotte Europa, sich für England, das nur eine fremde Sprache kennt, in diese zu übersetzen, so scheint England seinerseits gar nicht begierig, sich diese französische Uebersetzung zu verschaffen. Denn England verachtet den «foreigner» und verachtet seine ausländische Nachlässigkeit und Sittenlosigkeit, wohin es Manchertei zählt, was in Wirklichkeit nicht dahin gehört.

Aber England muß die Fremden lieben, sagt man, denn es ist ja wie ein politisches Hospital, das alle sind und sich gesondernden Mitglieder der kontinentalen Gesellschaft zu heilen übernommen hat, und es thut dieß mit so großer Barmherzigkeit, daß es sich Aller Liebe dadurch verdient. Es hebt sie gleichsam vom großen Schlachtfelde der Tyrannei und der Revolution auf, es lädt sie wie ein guter Samariter auf seinen Maulesel und es heißt sie zu Hause mit der Nachricht für alle ihre kleinen Schwächen, mit der man einem Kranken seine Launen vergibt.

Ganz recht, England ist ein Muster der Gastfreundschaft. Aber es ist weit davon, den Fremden zu lieben. Es haßt den Fremden, wie der Samariter den Juden haßte. Aber es glaubt ihn wenigstens unschädlich, denn es hält den eigenen Leib für so stark und so gesund, daß ihm all' das Gift, das diese Kranken mit hereinschleppen, nichts schaden kann. So betrachtet es den Pseudoreputikanismus und Sozialdemokratismus, der von denselben nach seinen Gestaden mit übergeschifft wird, höchstens als eine Kuhpockenlymphe, womit man den eigenen Leib für die Zukunft schützen könne, oder auch als ein Antidot gegen exzentrische Bestrebungen nach der entgegengesetzten Seite.

Aber wer sind und wo hausen denn diese Universalrepublikaner und Sozialdemokraten in England, die in letzter Zeit so viel Geräusch gemacht haben? Versammeln sie sich etwa in dunklen Höhlen und unterirdischen Verstecken? Durchaus nicht. Nahe bei Leicester-Square in einem finstern Durchgange, wie er sich für Herren jenes Schlages wohl doch am besten eignet, sieht das public-house „zum schwarzen Schwan". Ein bedeutungsvoller Name; denn man denkt an Verschwörungen und andere schwarze Projekte. Aber ein Geheimniß kann es hier nicht geben, dem Jedermann ist ja der Zutritt gestattet. Nur thut man besser, um sich nicht als Ordnungliebender oder monarchisch Gesinnter zu verrathen, mit den Uebrigen ein Glas Whisky zu trinken. Will der Leser — auch Damen werden zugelassen — sich dagegen nicht sträuben oder wenigstens nippen, anstatt zu trinken, so will ich ihn gerne in das Lokal einführen, in dem die kranke Welt allsonntäglich mit allerlei süßen und bitteren Tränklein in die Kur genommen wird.

Der Raum, in dem die Sitzung gehalten wird, ist ein Zimmer von ungefähr 25 Fuß in die Länge und 10 in die Breite. Aber die Anhänger der guten Sache müssen ihr Leibesvolumen zu einem unglaublichen Minimum reduziren, denn es sind jedesmal nicht weniger als fünfzig Personen gegenwärtig, fünfzig lebendige Bratöfen.

Der Präsident ist ein patriarchalischer Alter, der das bekannte «green old age» (das grüne Greisenalter) der englischen Männer lebhaft vor Augen führt. Man sollte sagen, es ist keine kranke Fiber an diesem Weißhärtigen, Rothgesichtigen — ich glaube, es ist ein — Schuhmacher. Und doch, er hat so viele Schuhe und Stiefel kurirt, er glaucht nun auch der Welt den rechten Leisten anprobiren zu müssen. Das ist aber nur eine Monomanie in dem Alten. Und selbst die hat sich noch nicht ganz eingefressen, denn gar oft, wenn er „Bürger X oder Y" hat sagen wollen, so hat es ihm nicht über die Lippen gewollt und er hat doch wieder in der alten, gewohnheitsmäßigen Weise „Herr X oder Y" sagen müssen. Aber eine störende Wirkung bleibt doch zurück, besonders wenn er von den Jakobinern des Komites gemahnt werden mußte, er möge nicht immer „Herr" anstatt „Bürger" sagen. «I beg your pardon, I did not mean it, citizen X,» sagt er dann ganz zutmüthig. (Ich bitte um Entschuldigung, ich habe es nicht böse gemeint, Bürger X.)

Während meiner wiederholten Besuche ist es nur einmal vorgekommen, daß ein gebirmer Polizeiagent gegenwärtig war und auch als solcher erkannt wurde. Als er aber seinen braunen, bärtigen Kopf in die Thüre hineinstreckte, erregte er Heiterkeit statt Schrecken, denn mehrere der Komitemitglieder riefen ihm wie einem alten Bekannten zu: «Come in, sir, we are quite harmless!» (Kommen Sie nur herein, wir sind ganz harmlos!)

Die Mitglieder bilden eine Sektion der universalrepublikanischen Liga, welche durchaus nicht lediglich aus Arbeitern besteht, obschon immer emphatisch von «We, the working men» (Wir, die Arbeiterklasse) die Rede ist. Denn Diejenigen, welche diese Redensart am Fürsten im Munde führen, sehen viel eher wohlbestallten Agenten der Internationale gleich, als „arbeitenden" Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft. Die einflußreichen Mitglieder sind entweder geborene Franzosen, oder wenigstens frühere Mitglieder der Kommune-Regierung. Eines schönen Sonntags erschienen auch unsere Freunde, die Kriegshelden der Kommune selbst. Eine schöne Sammlung! Sechs oder sieben schäbige Kerle mit Gelegenheitsphysiognomieen, theils verkommenen Soldaten, theils ruinirten Handwerkern gleichsehend. «Involved tapotors and ostlers trade-fallen» (ausrührerische Zapfknechte und bankerotte Hausknechte) würde Justkuff von ihnen sagen.

Sie kamen, sich für frühere Unterstützungen zu bedanken. Aber sie erregten trotz der warmen Worte, mit welchen sie Herr S., ein früheres Mitglied der Kommune, einführte, bei ihrem zweideutigen Aussehen nur wenig Begeisterung in der Versammlung.

Die Sitzung wird mit einer Eröffnungsrede eingeleitet und mit der Replik des Eröffners beendigt. Gegenstände der Behandlung sind: Ursachen des Pauperismus, Vortheile der sozialen Republik und dergleichen mehr. Man kommt aber dabei auf das Hundertste und Tausendste zu sprechen, und der unparteiische Hörer kann da die herrlichste Blütenlese von Paradoxen und rhetorischen Floskeln anstellen.

Zimmermann M. verachtet jeden Schmuck der Rede. Er predigt mit nackter Offenheit den Raub an der Gesellschaft und die Anwendung physischer Gewalt. Er ist ein rothgläubender Sozialist und spricht mit Energie in kurz gebrochenen, abgebrochenen Sätzen, die wie grobe Holzklötze hervorsolmmen. Beim Reden bewegt er gewohnheitsmäßig den Mastdab zwischen den Fingern, als ob es bereits die Geldbörsen der Reichen auszumessen gäbe. Sein schmieriger Rock und seine cynischen Manieren umhüllen einen Charakter, und die größten Marats der Versammlung schauen mit Bewunderung zu ihm auf, wenn er mit funkelnden Augen die Fäuste ballt, um mit ihrem eisernen Griff die Aristokratie gleichsam todtzudrücken.

Es fehlt auch nicht an Opposition. Die Mäßigkeit der Mäßigen hatten vor der „Mittelstandsrepublik" gewarnt und auf Amerika als ein abschreckendes Beispiel hingewiesen. Ein reichgewordener Handelsmann oder Fabrikant, sagten sie, sei zehnmal schwärzer als der geborene Lord oder Baronet. Da waren es ein Ire und ein Amerikaner, welche, der Erstere mit seinem angeborenen nationalen Ungestüm, der Letztere mit Yankeegleichmuth, auf die Sozialisten losfochten. Der Ire — seiner Angabe nach ein Schneider — gebrauchte seine Zunge wie eine spitige Nadel. Er tadelte erst mit gelinden Worten die utopischen Pläne seiner Freunde, die niemals in der realen Welt eine Verwirklichung finden könnten, ohne zum ärgsten Mißbrauch zu führen. Dann aber steigerte sich seine Rede zu einer Philippika gegen das Schurken- und Gaunerthum, das sich mit dem Mantel sozialdemokratischer Bestrebungen bedecke. Auch er sei ein Republikaner. Aber er bete zu Gott, daß das Projekt zunichte werde, das die Fäulnis und die Schurkerei gegen die verrünftigen Besserungsmittel abgeschlossen habe.

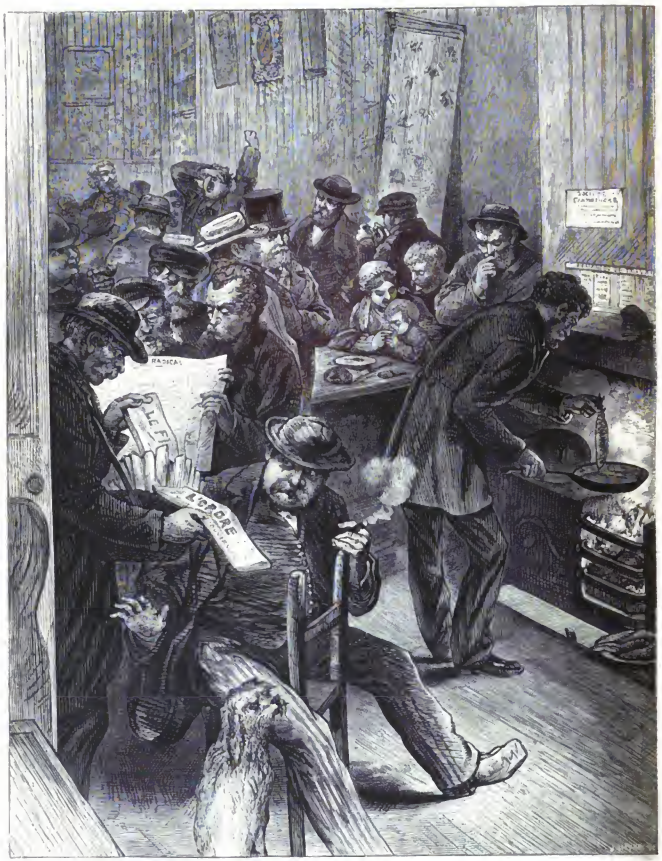
Er sprach mit Wärme von den pariser Märtyrern. Er deutete auch nicht ungeschickt darauf hin, daß bei der geräumten Gleichberechtigung der Menschen auch dem Reichen etwas Recht zukomme. Die Armuth, sagte er, habe im Herzen der Menschen selbst ihren Hauptsitz. Da aber erhebt er großen Widerspruch von Seiten des Zimmermanns und Anderer, und es dauerte eine Weile, bis man ihn in dem lauten Tumulte wieder verstehen konnte.

Er war zu einer Ausmahlung seines eigenen Ideales von einer Universalrepublik angelangt. Er wollte darin nur lauter so ehrliche Leute wie sich selbst. Er wollte mehr Raum für den strebenden Mann, und hierin verfuhr er in seiner Republik, wenn er erst den Monarchismus der Aristokratie und des Militarismus des Garaus habe machen helfen.

Der Yankee, die Hände in den Hosentaschen, erzählte, daß sein Freund, der Eröffner, ihn mit hierher gebracht habe in der Hoffnung, ihn zum Sozialismus zu bekehren. Aber derselbe habe ihm nur noch besser gezeigt, was für ein hirnverrücktes und grundschädliches Ding der Sozialismus sei. Er verscheidige die Einrichtungen der herrlichen Republik über dem Ozean, und er wünschte den englischen Arbeitern und ihren Freunden, daß sie praktischer werden möchten. Er schloß — und das war das Komischste — mit großem Beifalle der Zuhörer.

Am Ende der Diskussion ist Alles wieder Friede und Einigkeit. Die Wolken der drückenden Zwietracht zerstreuen sich in dem Maße, als sich das Zimmer mit dem Dualm der Tabakspfeifen füllt. Republikaner und Republikanerinnen sprechen auf einmal von sublunaren Dingen, ganz wie andere gewöhnliche Menschen. Die Falten des demokratischen Unmuths glätten sich auf der Stirne des Robespierre-Zimmermann, da er den hellen Branntwein in das heiße Wasser einrührt. Universalrepublikaner und Sozialdemokraten trinken zur Versöhnung Whisky zusammen. Nur der oppositionelle Ire ist auch diesmal wieder einer besondern Meinung — er zieht heute Gin vor.

Digitized by Google



In einem londoner Kommunistenklub. (S. 561.)

Digitized by Google

Aug' um Auge.

Von **G. Hartmut.**

(Fortsetzung.)

Achter Brief.

Schloß Turzakin, den 30. September.

Der Graf und Sandor sind in den Wald hinausgegangen; Baron Mundusjoel, der seinen ungeheuren Appetit bei der Tafel glücklich befriedigt hat, ist vermuthlich in einem tiefen Nachmittagsschlaf gefallen, da bietet sich mir gute Gelegenheit, in meinen Reisebriefen fortzufahren, denn seit Mundusjoel da ist, bleibt mir gar wenig Zeit für Dich übrig; er ist der redseligste, glücklicherweise auch der unterhaltendste Gast von der Welt.

Heute hat's einen gar schönen, heitern Tag gegeben. Wir haben endlich den ersten, oft schon beabsichtigten Besuch in den Weingärten des Grafen gemacht. Da die Hitze gegen Mittag einen fast unerträglichen Grad erreicht, ward schon früh morgens aufgebrochen. In dem leichten Jagdwagen, der stets zu dergleichen Ausflügen benützt wird, ging's auf steilem, abschüssigem Wolweg in die Berge empor, während sich die Landschaft zu unsern Füßen zu einem immer breitern und gewaltigern Rundgemälde entfaltete. Nach einer Stunde Wegs schien mussten wir den Wagen verlassen, da der enge Bergpfad, je höher wir kamen, je unfahrbarer ward. Hier begannen die Weinpflanzungen, von festen Mauergräben eingefasst. Zwischen den fruchtbeladenen Reben stiegen wir wohl noch einige hundert Schritt zu dem „Boorhas" (Weinhäuschen) empor, das mit seinen weißen Wänden und dem grauen Schindeldach wie ein Vogelnest mitten am Bergabfall hängt. Von hier aus läßt sich die fruchtbare Hegyallja meilenweit überschauen. Rechts der mächtige, die Landschaft gleichsam beherrschende Tokay, dessen maffige Konturen sich scharf gegen den sonnigen Himmel abzeichnen. Von hier aus verzweigen sich die Berge nach allen Richtungen, breite, blaulschwarze Schatten über ganze Thalsenkungen werfend. Hin und wieder im grellen Sonnenschein auftauchend eine Kirchthurmspitze, ein einsamer Bauernhof, ein lustig aufblinkender Bach; links die unregelmäßige Ebene, die sich von hier ab in ununterbrochener Linie spiegelglatt bis Bégrad hinunterzieht. Rud der reinen Luft, die in kristallener Helle über der Einöde liegt, tauchen die einzelnen Ortschaften gleich Inseln hervor; je weiter der Blick sich verliert in das sonnige Bild, je mächtiger fühlt man sich fortgezogen, wie von magnetischer Gewalt; so unendlich verlockend wird Herz und Auge erfaßt von dem Zauber der grenzenlosen Einsamkeit. — Mit jedem Blick — scheint es — erweitert sich der Kreis, als dehnte sich die Schwele des Auges in's Unendliche. Und die Glut des Südens, die sonnigen Farben, in denen das stolze Bild gleichsam gefärtigt dalliegt in der athemlosen Stille — — nur hin und wieder ein Wimlaub das Rascheln leisen Lustzugs.

O Sara — solch' ein Anblick ist ein Lobgedicht aus tausend Engelstimmen; in jedem Sonnenstrahl, in jedem Grashalm singt's und klingt's! Und ich wollte, ich könnte Dir die Natur, die mich umgibt, vorspielen, statt von ihr zu reden. In Tönen muß so etwas leichter werden; denn sie follen ja nur die Empfindungen wiederspiegeln, die uns erfüllen, während Worte Bilder malen wollen und doch nicht können; immer bleiben sie fslopend zurück weit hinter dem Betongen, einen Ausdruck zu finden für das, was bei solchem Anblick die Seele soll vor Jubel und Entzücken sprengt. — — —

Nachdem wir den Gesammteindrud des schönen Bildes nach allen Richtungen genossen, ward das Fernrohr hervorgeholt, um einzelne Ortschaften, Städte und Berge in Augenschein zu nehmen.

Da ward ich plötzlich nicht wenig durch den Anblick eines alten, grauen Gemäuers überrascht, das sich kaum eine Stunde nördlich von Turzakin auf einem Wiesengrund erhebt, und das ich heute — trotz seiner geringen Entfernung — zum ersten Mal wahrnahm, da das Feld, in dessen Mitte es liegt, gegen das Schloß durch einen schmalen Waldstrich gedeckt wird.

Als ich mich mit der Frage: was das seltsame, einem viereckigen Thurm ähnliche Gebäude vorstelle? an den Grafen wandte, entgegnete dieser: „Der Thurm dort? Ei — das ist ja unser Erbbegräbniß, gell Sandor — wenn's unserem Fräulein Vergnügen macht, nehmen wir den Nachweg über das nahgrüne Thal und sehen uns gelegentlich die Särge unserer lieben Ahnen an. Die alte Kapelle sieht im Innern nicht ganz so schmucklos aus, wie die nackten Mauern glauben lassen." — Nach einer kurzen aber halsbrechenden Fahrt über einen ganz vernachlässigten Waldweg waren wir in dem Felde angelangt, und dem ich vorhin die alte Kapelle hervorragen sah. Ohne Weg und Steg schritten wir von hier aus fort über ein gar seltsames Terrain. Hin und wieder lagen auf dem hügeligen Boden zerbrochene Kreuze, in der Sonne weiß glänzende Knochen und Schädel umher; nirgends eine Spur von Umhegung, von Pflege des Bodens. Mehrmals schwebte mir die Frage auf den Lippen, ob dieser verwilderte Ort der Gottesacker sei? aber sie schien mir wie ein Hohn zu klingen auf die ganz verwahrloste Stätte. Als ich aber plötzlich ein Schwarzes eisernes Kreuz mitten aus dem angrenzenden Maisfelde ragen sah, teieb mich die Neugier endlich doch zu fragen, wo wir denn seien?

„Auf dem Friedhof," entgegnete der Graf und sah mich lächelnd an, als beluftigte ihn mein erstaunles Gesicht. „Das erscheint Ihnen barbarisch? und ist's in der That," fuhr er fort; „und einem geordneten, gepflegten Gottesacker würden Sie sich in unserem Lande vergeblich umsehen. Hier kennt man's kaum besser, als wie Sie's vor sich haben. — Der Adel besitzt sast ausnahmslos eigene Familiengrüfte; einen gebilderten Mittelstand, wie in Deutschland, dürfen Sie bei uns nicht suchen, dieser ist erst jehr im Werden begriffen und das Volk wird einfach eingescharrt, wie und wo sich's trifft, und verlangt's nicht anders, wenn's nur in den Grenzen des sogenannten Friedhofs geschieht. Dieß Alles sind recht mittelalterliche Verhältnisse, nicht wahr?"

In der That stecken die Zustände des leistamen, dem Fremden in mancherlei Beziehung abenteuerlich erscheinenden Landes oft greil genug von den uns gewohnten Vorstellungen ab: so der Nastengeist, der die Stände sast mit der Strenge der alten Feudalzeiten trennt; die besondere Abgeschlossenheit des Adels, die altaristokratischen Sitten und Gebräuche unter diesem. Freilich leben viele Familien der seit 1848 stark verarmten Aristokratie weit über ihre Verhältnisse; denn jeder, der Ritterschaft angehörige Ungar würde, ehe er sich entschlösse, den pomphaften, standesgemäßen Zuschnitt des Hauses zu schmälern, seinen letzten Heller auf's Spiel setzen. Daher auch jetzt noch, trotz der eingetretenen Verarmung, die allgemeine, an die Nachbarschaft des Orients erinnernde Gastfreundschaft. In jeder Zeit wird der vorsprechende Gast offenes Haus, offene Tafel, glänzende Bewirthung finden. Waren wir in Schloß Turzakin seit unserer Ankunft doch kaum einen Tag allein; bald kamen die Edelleute aus der Umgegend zur Jagd und ließen sich's wohl ein Tage und Wochen lang; bald die benachbarten Priester, deren Amtsthätigkeit lediglich darin besteht, von einem Rittergut zum andern zu fahren, sich bei der Tafel und am Kartentisch opulent bewirthen zu lassen, bis der lästige Sonntag sie etwa an das schwarze Käppchen und den Talar gemahnt — — — und wie hier so geht es wohl mehr oder weniger auf den meisten ungarischen Edelhöfen her.

Ueber eingefallene Gräber, Kreuze und die unheimlichen Reste aus der Erde wieder ausgeworfener Gebeine fortschreitend, hatten wir endlich die Kapelle erreicht, deren innere Ausstattung durch die einfache, verfallene Außenseite in der That um so überraschender wirkte. Längs der mit Wappeninschriften und Heiligenbildern bedeckten Wände standen in langen Reihen die Särge da, die meisten aus Eichen gezogen, darunter einzelne kostbare Kunstwerke mit reicher Eisenarbeit versehen; andere, und diese machten wohl zu den ältesten zählen, einfach und schmucklos aus Stein gehauen.

Schau, Sandor, Du brauchst keine Sorge zu tragen," sprach der Graf, „da setzt man uns Alle feinergeit ab, von den Fatiguen des Lebens ausgeruhen. Und hier ist unser Wahlspruch," fuhr er, sich zu mir wendend, fort, indem er an den Altar vorschritt, über welchem das Wappen der Turzakins, von Flor umhängt, aufgerichtet war: „Auge um Auge, Haar um Haar, Zahn um Zahn."

Plötzlich ertönte ein leises Rascheln über uns; ein weißer Jammerlellenkranz, der um eine Inschrift zu unsern Häupten hing, hatte sich vom eisernen Pfloct gelöst und war leise auf Sandor's Haupt herabgeglitten. Hastig warf der Graf ihn fort.

Es wird Dir recht thöricht und aberglaubisch erscheinen; auch ich konnte es nicht wehren, daß etwas wie ein unbehaglicher Schauer mir durch die Glieder flog. —

— — — Der Graf und Sandor sind von ihrem Ausflug heimgekehrt; da ist auch Baron Mundusjoel und fragt mürrisch, ob ich noch nicht zu Ende sei und an wen ich die vielen langen Briefe schreibe? Ich glaube fast, er ist eifersüchtig! Wir sind trotz seiner Selbstmilden bald die besten Freunde geworden. Er ist ein eigenthümlicher, phantastischer Mensch und ich hab' ihn gar gern. Es ist erstaunlich, wie schnell ich mich selbst an seine Häßlichkeit gewöhnt, seit ich je mehr und mehr hinter diesen kenne, was troy dieser oft fesselnd, je ergreifend auch den schwerfälligen Zügen spricht und alle seine Launen und Selbstmalereien vergessen macht: der starke, stets bewegte, stets thätige Verstand, die biedere Ergenzigkeit, die unverdorbene Treue, auf die gewiß Jeder so fest als auf sich selber bauen darf, den er zu seinen Freunden zählt; freilich eben so viel, wenn nicht noch mehr blinde, taube, unerbittliche Bosheit gegen Alle, die nicht das Glück haben, in seiner Gunst zu stehen, und es gibt deren nicht Wenige. — Der wunderliche Kauz steht mich mißtrauisch mit seinen stechenden Augen an, als ahnte er, wen ich Dir zum Schluß so liebens-

Digitized by Google

würdig schlieberte! Gute Nacht für heute. Die Herren warten mit der Whistpartie auf mich. Schau, in welch' leichtsinnige Vergnügungen ich geratben bin; wer hätte das gedacht! —

Neunter Brief.

Schloß Tyrnitzin, den 12. Oktober.

Gute Sara! Nicht Krankheit war der Grund meines langen, ungewohnten Schweigens, wie Du befürchtet hast. Was gäbe ich drum, wäre es nichts Anderes gewesen! —

— — — — Bange, stürmische Tage liegen hinter mir — aber jetzt ist Alles vorüber und fürchte Du nichts für mich. — Daß ich Dir wieder schreiben kann, gibt mir Muth — und läßt mich hoffen, daß das Schlimmste überstanden ist. — — — — — In wenigen Tagen verlaß' ich Schloß Tyrnitzin, und wohin das Schicksal mich weiter führen mag, weiß Gott allein!

Es war am Morgen nach jenem Besuch in den Weinbergen des Grafen. Wie gewöhnlich saßen wir unter dem Kastanienbaum zum Frühstück versammelt, als ein Bote mit einem Brief gemeldet ward.

„— Meine Cousine, die Gräfin Zilajezyn," sprach der Graf, sich zu mir wendend, nachdem er das zierliche Couvert erbrochen und mit nicht eben erfreuten Mienen durchlesen — „theilt mir mit, daß sie und ihre Tochter Izabella mich mit einem längern Besuch beehren wollen.

„Meine Nichte ist ein sehr Schönes, ein wenig verwöhntes Mädchen; sie wird ohne Zweifel Anstrengungen, Zerstreuungen, Tanzvergnügungen, Jagdpartien und dergleichen machen. Da ich in den nächsten Tagen eine kleine Reise antrete, die ich trotz meiner Gäste nicht aufschieben kann, bietet sich die beste Gelegenheit, uns aus Pest mit dem nöthigen Staat zu versehen. — Ich nehme somit die Gelegenheit wahr, auch Ihnen, Fräulein Walden, ein wenig mehr Geselligkeit zu bieten, als ich's bisher in meiner Junggesellenwirthschaft vermochte." Mit diesen Worten verließ uns der Graf und ich blieb mit Baron Mundiszok, der trotz seiner „dringenden Geschäfte" noch immer da ist, allein. Kaum aber hatte Jener sich entfernt, als der Baron meine Hand ergriff und mit gewichtiger Miene sagte: „Fräulein Gertrud — ich glaube, die Gelegenheit ist da, mich Ihnen nützlich zu erweisen.

„Geben Sie wohl auf Alles Acht, was ich Ihnen zu sagen habe, eh' der angekündigte Besuch eintrifft.

„Jene Nichte meines Vetters — die Gräfin Zilajezyn — ist, wie Sie hören, ein sehr schönes, aber eben so herrschsüchtiges als verzogenes Weib. Vergeben Sie, wenn ich mich zu Ihrem Rathgeber aufwarf; obgleich ich sehr wohl weiß, daß Sie der nöthigen Klugheit nie ermangeln werden, warne ich Sie vor ihr — seien Sie auf Ihrer Hut! Ich kenne Izabella — Ich wette, daß sie suchen wird, Ihnen zu schaden, wie und wo sie kann.

„Doch eh' ich fortfahre, muß ich wissen, ob ich völlig rückhaltslos mit Ihnen reden darf."

Da diese unbehagliche Einleitung meine Neugier erregte, bat ich meinen seltsamen Freund, ohne bedenken Alles aussprechen, was er mir mitzutheilen wünsche.

„So mache ich Sie zunächst darauf aufmerksam, daß Gräfin Izabella trotz ihrer großen Schönheit bereits in einem für heirathslustige Frauenzimmer bedenklichen Alter steht.

„In ihrer ersten Jugend, hat sie, wie es heißt, kurz bevor Margbit sich mit meinem Vetter verlobte, mit ihrem einen, wenn auch nur flüchtigen Roman gespielt, dessen Fortsetzung sie jetzt auf alle Weise anzuknüpfen sucht. Bisher waren ihre Anstrengungen durchaus vergeblich; denn ich zweifle, ob es je einem Weibe gelang, auch nur einen Blick des Grafen auf sich zu ziehen, seit Margbit ihn verließ; übrigens hat Graf Gyula das Recht, mit dem Izabella ihn zu fangen sucht, längst durchschaut.

„Ihr aber wird es nicht entgehen, daß der Graf Ihnen, mein gnädiges Fräulein, mit mehr Achtung und Rücksicht begegnet, als er sonst zu thun pflegt.

„Sie wird daher mit eifersüchtigen Augen jede Ihrer Bewegungen bewachen, und ich rathe Ihnen, wenn sie es wagt, Ihnen in irgend einer Weise nah' zu treten, lassen Sie sie spüren, daß Sie nicht nur an dem Grafen, daß Sie auch an mir einen guten Freund besitzen, der zu jeder Zeit bereit ist, für Sie einzutreten. —

„Die Gräfin Zilajezyn und ich, wir kennen uns, wir haben von früher her noch eine kleine Rechnung abzuschließen, deren wir uns Beide recht wohl entsinnen. Ich schmeichle mir die gleichzeitig als Gnadenerweis, daß sie auf ihrer Hut sein mag, ihre gleißende Zunge auch an mir zu probiren.

„Und nochmals, hüten Sie sich vor ihr! Denn Izabella ist zu berechnend, zu eigensüchtig und zu mißtrauisch, um anzunehmen, daß so viel Geist und Liebenswürdigkeit vereint sein kann mit wahrhaftiger, reiner Absichtslosigkeit, die zu begreifen sie vielleicht kaum fähig ist, und die ihr eben deßhalb nun so feindlicher in Ihnen gegenüber tritt.

„Nichts ist gefährlicher, als ein herrschsüchtiges, intrigantes Weib moralische und geistige Ueberlegenheit fühlen zu lassen; so wie Sie sind" — hier verbeugte sich Baron Mundiszok mit einer graziatischen Handbewegung — „vermögen Sie es kaum zu hindern und können daher sicher auf Izabellens Feindschaft rechnen. In derartigen Naturen liegt etwas, das sich grimmt vor einer Persönlichkeit wie Sie, weil sie sich bewußt oder unbewußt gedemüthigt fühlen angesichts so unverdorbenen, edler Würde und Anmuth.

„So — jetzt sind Sie orientirt; ich hoffe, ich habe Sie nicht zu sehr erschreckt; denn in allen Fällen können Sie auf mich zählen, da es nichts gibt in der Welt, das ich nicht auf einen Wink von Ihnen thäte."

„Da die Gräfin Zilajezyn," entgegnete ich, „so schlimm sie immer sein mag, mir kaum etwas anthun möchte, wenn ich jeden Anlaß zu Streitigkeiten meide, worauf ich gewiß bedacht sein will, so hoffe ich, daß ich nichts zu fürchten habe," und schloß somit, im Grunde mehr beklügelt als genöthigt, unsere Unterhaltung, da Sandor und der Graf eben zum Spaziergang gerüstet in der Thür erschienen.

Wenige Stunden später langten die erwarteten Gäste an. Trotz der Sicherheit, mit der ich mich wußte, der Gräfin Zilajezyk gegenüber zu treten, klopfte mir das Herz doch unruhig und beklommen, als unsere erste Begegnung schon nichts Gutes zu prophezeien schien, und ich mir das hochmüthige, abstoßende kalte Gesicht der Dame genau betrachtete.

Die entblößten Schultern, die Brust und Arme fast zu üppig geformt, die schwarzen Locken in absichtlicher Unordnung um die Wangen und den Nacken spielend, in den großen Augen ein lauernder Strahl, vor dem ich mich fürchten konnte; kein Funken ehrlicher Güte in ihrem frostigen Gruß.

So ungefähr mogte Du die meine Freundin denken, beim Baron Mundiszok hatte mir mein Schicksal nur zu wahr prophezeit. Und seltsamer Weise bin ich ihr am Ende zu Dank verpflichtet für die beinahtückischen Feindseligkeiten, mit denen sie getrachtet hat, mir zu schaden und mich zu peinigen. —

Als ich an jenem Tage zur gewohnlichen Stunde in das Bibliothekzimmer trat, wo wir uns stets vor der Mittagstafel zu versammeln pflegten, kam Graf Tyrnitzin mir in der Thür entgegen und führte mich an seinem Arm den Gästen zu, die, nachdem er mich ihnen vorgestellt, meinen Gruß mit kaum merklichem Kopfnicken erwiederten, und ich sah es wohl, wie ein scharfes, ironisches Lächeln über die Züge der jüngern Gräfin glitt. Als aber Graf Tyrnitzin während der Tafel die Rede öfters auch an mich richtete und mich, obgleich ich viel lieber geschwiegen hätte, wiederholt in die Unterhaltung mengte, erschien Gräfin Izabella allmälig mißgestimmt; — und das war der unsichtbare Anfang unseres Kampfes, der von Seiten meiner Gegnerin, trotz meines vorgefaßten gleichgültigen Verhaltens, mit aller Bitterkeit verletzter Eitelkeit fortgelegt ward, bis er durch ihre eigene Schuld eine Wendung nahm, die sie mich nicht peinlicher als sie für sie selbst ausliest. — Zwei oder drei Tage nach der Ankunft der Gräfinnen Zilajezyk trat Graf Tyrnitzin seine Reise an und frug beim Abschied seine Nichte, ob er auch ihr zu dem bevorstehenden Fest das Nöthige mitbringen dürfe? worauf diese sich ein rothes Ballsoutain bei Madame Dopineo — oder wie die Dame sonst heißen mochte, bestellte.

„Also Roth und Weiß?" — sprach der Graf, sich von seiner Nichte zu mir wendend.

Während er mich, wie es fast schien, mit absichtlichster Umständlichkeit frug, ob auch meine Wünsche der Madame D— genau und hinreichend aufgegeben seien, warf Graf Tyrnitzin einen flüchtigen, halb sarkastischen, halb lächelnden Blick auf Gräfin Izabella, der ihr, wie ich fürchte, eben so wenig entging, als mir; denn als auch mein Auge unwillkürlich dem seinigen folgte, erschrak ich fast, so feindselig sah sie mich an; ich aber gab ihr so ruhig und ruhig, als ich es vermochte, ihren Blick zurück und es freute mich zu sehen, wie gut sie ihn verstand. Obgleich jedes Wort, das sie zu ihrer Mutter sprach, mir gelten sollte, wandte sie das Auge doch langsam ab und wagte es nicht, mir wie sonst dreist in's Gesicht zu sehen, während sie ihre Herausforderungen vergebens an mir versuchte.

„Ei sieh' doch, Mutter," rief sie, sobald der Graf Imanos war, mit kaum verhaltenem Zorn, „Vetter Gyula scheint eine Art Volksfest veranstalten zu wollen!

„Was in aller Welt mag den konservativen Tyrnitzin Gyula bewogen haben, plötzlich so liberale Saiten anzuschlagen! Zu einem Ball, wo er seiner gesammten Verwandtschaft, mithin den ersten Familien des Landes, zumuthet zu erscheinen, gestattet er leinen Zutritt, die wir gewohnt sind, den innen gebührenden Platz in der Gesellschaft anzuweisen!" —

Auch diesmal that ich, wie ich mir vorgesetzt. Ich schwieg, als Sabe und hörte ich nichts von den erbitterten Bemerkungen der Gräfin, denen ich mich nur dadurch zu entziehen suchte, daß ich jedem Zusammentreffen so gut es ging, auswich.

So waren drei oder vier Tage seit des Grafen Abreise verflossen. Es war spät am Abend; ich hatte Sandor zur Ruh gebracht und

Digitized by Google

saß mit einem Brief an Dich beschäftigt an meinem Schreibepult, als ich die Stimme des Grafen, der eben angelangt war, draußen vernahm.

Mit der Frage, ob es erlaubt sei, einzutreten? hatte er bereits die Thür geöffnet, kam mit freundlichem Gruß auf mich zu und setzte sich neben mich auf dem Divan nieder.

Indem er mich begrüßte, sah er mich scharf an und sagte: „Was hat's denn hier gegeben? —

Ich hoffe, es hat Niemand gewagt, Ihnen in meinem Hause etwas zu Leide zu thun?"

„Nein, mag's sein, daß mein Gesicht ihm unbewußt die Mißstimmung verrieth, die meine peinliche Lage mir einzuflößen begann, da ich soeben in dem Briefe, der übrigens nie zu Ende kommen sollte, etwas davon gegen Dich erwähnt; kurz als ich unentschlossen über die Antwort, die ich ihm geben sollte, mich abwandte, faßte der Graf mich sanft an beiden Schultern und lehrte so mein Gesicht ihm wieder zu, daß ich wohl oder übel seinem Blick begegnen mußte.

„Nun, heraus damit!" — sagte er gefaßter; „wenn meine Nichte sich nach gewohnter Weise unartig betragen hat, so soll sie ihre Lehre dafür haben. Sie aber, Gerteud, sind, hoff' ich, zu gescheidt, um sich über die Thorheit eines Weibes zu bekümmern, das Ihrer Achtung so wenig als Ihres Zornes werth ist.

„— — — Und jetzt schauen Sie einmal her, ob es mir gelungen ist, etwas nach Ihrem Sinne aufzuwählen."

Mit diesen Worten reichte der Graf mir eine Schachtel, die einen — nach meinem Wunsche schneeweißen Ballanzug enthielt.

— — Wie nun meine Absichten vor ihm darthun und rechtfertigen?

Der Gegenstand von Mißhelligkeiten zwischen dem Wirth und seinen Gästen zu werden, mich etwa öffentlicher Beleidigung auszusetzen, dazu verspürte ich keine Lust; die Gräfin Elisabeth schien mir aber zehen Mittels fähig, ihren Groll an mir auszulassen.

„Herr Graf," entgegnete ich dahrr, entschlossen, an dem Balle um keinen Preis Theil zu nehmen, „es war sehr gütig von Ihnen, daß Sie sich für mich bemühten, auf dem Balle aber kann ich nicht erscheinen und bitte Sie, mir deßhalb nicht zu zürnen."

Wie ich es nicht anders erwartet, sah der Graf mich verwundert, ja fast zornig an. „Wie?" entgegnete er, „Ihnen insbesondere habe ich ein Vergnügen bereiten wollen! Sie sollten das alte Schloß Tzuralin mit seinem klösterlichen Ansehen einmal auch in heiterem Aufputz kennen lernen und Sie weisen meine gute Absicht so unfreundlich zurück! — Ei, ei, Fräulein Gertrud, wer hat Ihnen das in den Kopf gesetzt? — Sie ich sehe, bleibt mir nichts übrig, als mein Hausherrnrecht geltend zu machen. Sie dürfen sich der Gesellschaft, die ich empfange, nicht entziehen, ohne mich absichtlich zu beleidigen! Sie wissen sehr wohl, daß Niemand Ihnen etwas anthun darf, so lange Sie in meinem Schutz und unter meinem Dache sind, und werden das Vergnügen, das ich Ihnen zugedacht, nicht in einer Weise stören, die Ihnen wenig ähnlich sieht."

„Verlangen Sie Alles von mir, nur dieses nicht," erwiederte ich, durch seine gütigen Worte auf das Peinlichste berührt. — „Erlauben Sie mir, ich bitte Sie inständig darum, den Tag, an welchem der Ball stattfindet, zu dem lang beabsichtigten Besuch bei Sander's Großmutter zu benützen."

Da schlug Graf Tzuralin heftig mit der Hand auf den Tisch. „Sie verlange ich zu wissen, warum dieß Alles! Nun, nun, Sie sollen mich nicht so erschreckt ansehen. — — —

„Wenn Sie mir den Grund Ihrer Mißstimmung durchaus nicht nennen wollen, so lassen wir das; wenn Sie aber entschlossen sind, auf Ihrem Willen zu beharren," fügte er lächelnd hinzu, „so bin ich es auch!"

Was blieb mir weiter übrig? — Was es auch kosten mochte, ich konnte und wollte nicht nachgeben; also erwiederte ich gelassen: „Herr Graf, ich kann von meiner Weigerung nicht abstehen, ohne Rücksichten zu verletzen, die ich mir, und nicht mir allein, auch Andern schuldig bin; selbst auf die schimme Aussicht hin, eigensinnig, ja undankbar zu erscheinen — werde ich an dem Balle nicht Theil nehmen!"

„Entweder Sie werden an demselben Theil nehmen oder er wird nicht stattfinden!"

Mit einer raschen Bewegung erhob sich der Graf, verbeugte sich und verließ das Zimmer, ohne mir wie sonst die Hand zu reichen.

Schon ließ der Gedanke, ihn ernstlich verletzt zu haben, mich mein Betragen bereuen; ich glaube fast, ich war nah' daran, ihn aufzuhalten, ihn zu bitten, er möge mir nicht zürnen; eher wollte ich ihm Alles zu Willen thun — aber schon schloß er die Thür hinter sich — und wenn's ich recht überlegte, hatte ich keinen Grund, mir etwas vorzuwerfen. —

Als ich am folgenden Morgen nach einer unruhigen, wenig erquickenden Nacht erwachte, war, wenn ich mich recht entsinne, mein erster Gedanke kein anderer als dieser: Wäre nur Baron Mundskjok wieder da! —

Endlich waren auch seine Geschäfte ernstlich dringend geworden und er hatte Schloß Tzuralin verlassen, mit der Bitte, bald wiederkehren zu dürfen. — Während ich noch halag und ihn schnlich herbeiwünschte, kehrte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung den Wolf in der Fabel dem Grafen im Garten, dicht unter meinem Fenster, zurufen: „Guten Morgen, Vetter! — schon wieder da, wie Sie sehen! Da ich auf dem Ball nicht stehen darf, wie ich hoffen will, erharren Sie mir die Mühe, den steinigen Bergpfad nach Saxeh noch einmal zurücklegen, was bei meinen schwerfälligen Dimensionen keine große Annehmlichkeit ist." —

Was hätte Baron Mundskjok wohl gedacht, wenn er gelesen, wie ich beim Klang seiner Stimme auffuhr und mich hastig in meinen Morgenanzug warf, um ihn aufzusuchen; glücklicherweise traf ich ihn allein im Garten, gemüthlich zwischen den Blumenbeeten umherwandernd.

„Baron Mundskjok!" rief ich ihm leise zu, in der Besorgniß, von dem Grafen oder gar von seiner Nichte gestört zu werden — „o wie gut, daß Sie wieder da sind! Nicht umsonst haben Sie mir zugelagt, mir in jeder Verlegenheit beizustehen. Jetzt hören Sie mich an und rathen Sie mir, was ich thun soll."

„So geben wir auf die Ruine; wenn man und dort auch sieht, so kann man uns doch nicht hören," erwiederte der Baron mit so feierlicher Miene, daß ich doch wieder lachen mußte, und um ihn zu beruhigen, hinzufügte: „Dießmal sollen Sie mir zunächst gegen den Grafen beistehen; Sie haben Recht, er ist ein harter Stein — und es ist schwer, gegen ihn Stand zu halten."

Kaum aber hatte ich diese unglücklichen Worte ausgesprochen, als ich Baron Mundskjok's Faust mit so schmerzhaftem Druck auf meinem Handgelenk empfand, daß ich erschreckt zusammenfuhr. (Fortsetzung folgt.)

Die Chemie in der Haushaltung.

Das Liebig'sche Fleischextrakt.

Von **Dr. C. Kolb.**

In den ausgedehnten Prärieen der La Platastaaten Mexikos und Australiens gibt es ungeheure Heerden von Wiederkäuern, Hinder und Schafe, denen der durch warmes Klima und die salzigen Ausdünstungen des Meeres begünstigte Graswuchs reichliche Nahrung bietet, so daß diese Thiere vorzerstich gedeihen und sich erstaunlich vermehren. Auch die südamerikanischen Jäger sind sehr zahlreich, und die erlegten Thiere gehen monatlich in die Hunderttausende, so daß es fast als ein Wunder erscheint, wenn der Vorrath sich nicht erschöpft. Früher war es bei dieser Jagd nur auf die Häute und die Talle abgesehen; das Fleisch, die Knochen und die Sehnen ließ man auf dem Platz, da ihre Erhaltung und der Transport mit zu viel Schwierigkeit verbunden war. Allmälig kam man denn auch daran, das Fett und die Knochen zu verwerthen, da namentlich letztere die Fracht wohl deckten, indem sie in England und Frankreich für Messerschmiedarbeiten, Zuckerraffinerie, Phosphor- und Leimbereitung, wie auch zur Düngung benützt wurden. Auch für die Häute, welche man in Ermanglung der erforderlichen Gerberein roh oder höchstens eingesalzen exportiete, ist seit der Entdedung der Phenilsäure, welche der Fäulniß in zweckmäßigster Weise widerstieht, ein besserer Markt erwicht worden; aber das Fleisch war und ist großentheils noch immer bestimmt, klaglich zu Grunde zu gehen, wie sehr auch dem übervölkerten Centraleuropa, wo während der letzten fünfundzwanzig Jahre diese Waare bis zum Dreifachen ihres früheren Preises gestiegen ist, damit gedient wäre. Die Phenilsäure ist nicht anwendbar, weil sie dem Fleisch einen Theergeschmack gibt, und die gewöhnlichen Erhaltungsmittel sind zu unsicher, um der Waare auf die Dauer und auf größere Entfernung, als auf Schiffsreisen, wo man meist nicht sehr ekel sein darf, einen auch den Gaumen befriedigenden Ruf verschaffen.

Dem oermahrloseten Gut eine entsprechende Nutzung zuzuweisen, blieb dem berühmten Chemiker Freiherrn von Liebig vorbehalten. In Deutschland, wo man auf eine kräftige Fleischbrühe ein großes Gewicht legt, ist die Verdichtung der letzteren früher sehr allgemein im Brauch gewesen, und der Markt wurde fleißig mit den sogenannten Bouillontafeln beschickt, mit denen man eine schwache Beihe nahrhafter zu machen suchte; allein die vielfeitige Nachfrage gab zugleich Anlaß, eine betrügerische Industrie in's Leben zu rufen, welche dem Publikum statt der getrockneten konzentrirten Fleischbrühe für theures Geld gewöhnlichen, mit Gewürzen versetzten Hausfrankfasen- oder gar nur Fischtereim anhängte und damit dieses Produkt entschändig in Mißcredit brachte, da es weder in Geschmack noch in Nährfähigkeit irgetwie etwas bot, was nur entfernt der Fleischbrühe hätte an die Seite gesetzt werden können. Liebig empfahl daher zu Erzielung eines zweckmäßigen Präparats das sein zerhackte Muskelfleisch mit einer mäßigen Menge Wasserd auszuziehen, durch Pressen die festen Bestandtheile (Muskelfaser, Bindegewebe, Gefäße und Nerven) von dem im Wasser löslichen Fleischsaft zu trennen, und letzteren, welcher die aromatischen Theile des Fleisches, die sogenannten Extraktivstoffe und die löslichen Blutsalze enthält, durch vorsichtiges Erwärmen zur Extraktsyrtigkeit abzudampfen.

Digitized by Google

Dieses Präparat ist von den Aerzten mit großem Beifall aufgenommen worden und fand, obschon das Pfund anfänglich 10½ Gulden oder mehr als 11 Thaler kostete, selbst bei armen Leuten Käufer, weil sie der Ueberzeugung lebten, daß sie ihren kranken Kindern kein gedeihlicheres Mittel zur Wiedererlangung der Kraft bieten könnten.

Dieses Rezept war nun vollkommen geeignet, den in Südamerika nutzlos verderbenden Fleischmassen eine geeignete Ausnützung zu verschaffen, da es an Ort und Stelle in Anwendung kommen konnte und dem Präparat bei geeigneter Aufbewahrung eine große Haltbarkeit sicherte, während zugleich die Zusammendrängung vielen Nährstoffs auf einen engen Raum die Transportkosten sehr ermäßigte. Eine englische Gesellschaft errichtete in Fray Bentos am La Plata eine Fabrik, welche sich nach den Liebig'schen Grundsätzen zu arbeiten vornahm, und sowohl Liebig selbst, als der Professor Pettenkofer unterzogen sich unter der Bedingung, daß der Preis nicht höher als zu einem Drittel des bisherigen gestellt werde, der Aufgabe, jede Sendung Fleischextrakt zu untersuchen, wobei Liebig betonte, daß er der Erste sein werde, die Untauglichkeit des Extrakts öffentlich zu signalisiren, wenn es die geringste Spur Fett, wodurch es ranzig wird, oder verwaltend Leimsubstanz enthalte. Das Verfahren bei der Fabrikation ist sehr einfach und dem primitivsten Zustand des Landes angemessen; auch hat in Folge der starken Nachfrage die ursprüngliche Ausdehnung, welche auf acht Ochsen täglich berechnet war, sich auf das Fünfundzwanzigfältige vermehrt. Von den geschlachteten Thieren werden bloß die entfetteten, muskeligen Theile verwendet, die man sehr fein zerhackt und mit gleichem Gewichtstheilen Wasser in einer Digerirpfanne ganz langsam durch Dampf erwärmt, so daß es nach vier Stunden die Temperatur von 70° Celsius angenommen hat. Hierauf wird die Flüssigkeit in ein Gefäß mit engem Hals gebracht und vollständig vom Fett befreit, dann filtrirt und der Nachstand vermittelst der hydraulischen Presse vollends ausgezogen. Es bleibt dann noch ein völlig ausgelaugter, trockener Kuchen zurück, welcher zur Lieferung weitere Verwendung findet; die Flüssigkeit aber wird in offenen Pfannen von Gußstahlblech auf ein Sechstel ihres Volumens abgedampft, in Gefäße von Gesundheitsgeschirr gefüllt und nun auf Extraktdicke gebracht; schließlich geschieht die Verfüllung in Porzellantöpfe, welche mit einer innereinen, die Handelsmarke tragenden Haube einen luftdichten Verschluß erhalten. 33 Pfund Muskelfleisch, das zu 38 Pfunden gewöhnlichen Schlachtfleisches angenommen werden kann, geben 1 Pfund Extrakt; es ist deßhalb 1 Loth des letzteren als gleichwerthig dem Fleischfost von 1½ Pfunden Schlachtfleisch zu betrachten.

Anfänglich war die Meinung verbreitet, das Fleischextrakt enthalte alle die werthvollen Nahrelemente, welche dem Fleisch die Bedeutung eines Kraftbildners geben, und ihme daher das letztere vollständig ersetzen. Dieß ist ein Irrthum, denn es fehlen dem Extrakt gerade diejenigen Theile, welche vornehmlich der Erzeugung von Muskelsubstanz im menschlichen Körper dienen, nämlich der Faserstoff und das Fett, weßhalb denn auch von einzelnen Aerzten der Nährwerth dieses Präparats nur gering angeschlagen wird. Allein da das Fett nun beseitigt wurde, um das Extrakt haltbarer zu machen, und sich leicht beifügen läßt, so müßte dasselbe weggeworfene Urtheil über jede Fleischbrühe gefällt werden, und der allgemeine Brauch in Deutschland, die Nahrung der Fleischbrühe in der Krankenkost und bei weitem die Mehrzahl der Aerzte sprechen für die gegentheilige Anschauung. Es wäre vielleicht besser, das neue Präparat nicht ein Fleischextrakt, sondern ein Fleischrübextrakt zu nennen, um damit man diesem, das namentlich die für die Ernährung so wichtigen Bluttafze in der geeignetsten Mischung enthält, den vollen Werth eines fleischerzeugenden Nährstoffs verleihen, so braucht man demselben nur eines der wohlfeileren eiweißstoffhaltigen Nahrungsmittel, Eier, Käse, Erbsen, Bohnen, Linsen oder ähnliche Stoffe beizumengen. Das Extrakt hat demnach auch auf Schiffen, in der Militärmenage, in Spitälern, Hotels und Speiseanstalten, wie auch in der Privatkrankenpflege eine ausgedehnte Verwendung gefunden.

Aber auch für kleinere Haushaltungen und selbst einzelne Personen ist es ein sehr empfehlenswerther, Kosten sparender Artikel. Wir können uns hier nicht auf die verschiedenen Nutzungsweisen einlassen und begnügen uns, bloß einige von den gewöhnlichsten hervorzuheben. Man kann sich zu jeder Zeit, zum Frühstück zum Beispiel, eine gute Bouillon bereiten, ohne daß man zu warten nöthig hätte, bis das Fleisch im Topfe gekocht hat. Diejenigen, welche die tägliche Ausgabe für Fleisch scheuen müssen, können sich aus dem Extrakt, etwas Fett und Hülsenfrüchten ein Gericht anfertigen, das sie eben so arbeitskräftig macht, wie der Fleischgenuß. Man braucht nicht auf die Fleischsuppe zu verzichten, wenn man zu Mittag einen Braten speisen möchte und zwar das Fleisch nicht erschwingen kann. Vor Allem aber gibt das Extrakt ein Mittel in die Hand, dem Ochsenfleisch, das man genießen will, eine zweckmäßigere Zubereitung angedeihen zu lassen. Um der Fleischbrühe willen heerscht die üble Gewohnheit, das Schlachtfleisch in kaltem Wasser zuzulesen und durch allmäliges Kochen so auszulaugen, daß es bloß noch eine ledergähe, schlechtverdauliche und unschmackhafte Masse bildet. Nimmt man nun aber ein Pfund Ochsenfleisch, das nur oberflächlich leicht abgewaschen werden darf, und bringt es in das bereits kochende und gesalzene Wasser, so bildet sich im Lauf des weiteren Kochens an der Außenfläche des Fleisches eine Rinde von geronnenem Eiweißstoff, welche den Fleischsaft gegen weitere Auslaugung schützt, so daß man ein gutschmeckendes, saftiges und nahrhaftes Fleisch erhält; gibt man nun kurze Zeit vor dem Anrichten noch ½ Loth Extrakt bei, so erhält man zugleich eine Fleischbrühe von einer Kräftigkeit, welche sonst nur durch 1½ Pfund Fleisch erzielt würde. Eine solche Portion reicht nicht nur zu Suppe und Gemüse für vier erwachsene Personen, sondern zugleich auch für die Abendsuppe aus.

Außer der Fabrik in Fray Bentos sind letzter Zeit auch andere aufgetaucht, welche das Liebig'sche Fleischextrakt herstellen (wenn dieser Namen verdient jedes, das nach der Liebig'schen, kein Geheimniß bildenden Vorschrift bereitet ist), so die von Lukas Herrera und Comagnie zu Montevideo in Uruguay (Bulchenthal'sches Fleischextrakt), das nach den Zeugnissen ausgezeichneter Chemiker und Aerzte dem Präparate von Fray Bentos in nichts nachsteht und, wie letzteres von Liebig und Pettenkofer, von dem berühmten Professor Stöckhardt in Tharand kontrolirt wird. Der gegenwärtige Aufsatz soll keiner Reklame, sondern bloß dem Interesse des Publikums dienen; Schreiber dieser Zeilen hat aber beide Extrakte in seinem Haushalt vielfältig erprobt und gleich gut erfunden, weßhalb mir wohl die Bemerkung erlaubt sein mag, daß das Pfund des Fray Bentos-Extraktes 3 Thaler 5 Silbergroschen oder 5 Gulden 33 Kreuzer rheinisch, das Buschenthal'sche aber nur 2½ Thaler oder 4 Gulden 24 Kreuzer rheinisch kostet. Ueber andere Fabrikate (gleichfalls aus Südamerika und Australien) steht mir kein Urtheil zu, da ich keine Proben damit gemacht habe.

Nachts.

Ueber'm See die silberfellen
Sterne steh'n in funkelnder Pracht,
Mondglanz zittert auf den Wellen,
Rühr' nicht — der Hauch der Nacht
Fernherüber weht
Schlafen Nachtgeber:
Christus Kyrie,
Komm' zu und auf dem See!

Der so lang mich quält und, der süße
Friede sinkt sich in mein Herz,
Bricht umweh's wie Heimatgefühle,
All' des Tages Lust und Schmerz
Ist gedämpft; verstohnt —
Leis die Lippe tönt:
Christus Kyrie,
Komm' zu und auf dem See!

Otto Meyer.

Rösselsprung.

wie	aug	lich	schon	mein	cuel	ger	gramt
blü	re	glück	lend	mü	des	weht	wig
zu	ein	welt	leicht	lich	es	ver	sucht
mee	er	dir	ges	wand	wie	lit	mich
wie	Kraut	so	ruh	se	scherz	ges	geit
um	zu	ame	er	ouf	gem	as	ter
und	rasch	und	get	tres	hält	sich	dün
zagt	ein	die	sein	schwingt	die	mer	der

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 48. Stuttgart und Leipzig.

Pflicht und Leidenschaft.

Nach einer wahren Begebenheit
von
Paolo Goroni.

(Fortsetzung.)

Als ich am nächsten Morgen erwachte, galt mein erster Gedanke Annunziata und ihrer Familie. Ich eilte an's Fenster und sah mit sehnsüchtigen Blicken nach dem armen Hause gegenüber. Dann zog ich mich schnell an und nahm eiligst etwas zum Frühstück, denn ich wollte bereit sein, wenn Emil mich abzuholen kam.

Als jedoch Essenszeit herankam und Emil noch immer nicht erschienen war, nahm ich meinen Muth zusammen und ging auf eigene Faust zu den Leuten hinüber. — Es war sechs Uhr und die Stiege schon ganz dunkel, so dunkel, daß ich eine Gestalt, die mir entgegenkam, nicht bemerkte, bis sie ganz dicht vor mir stand und ich Annunziata erkannte, die mit ihrem hellen Stimmchen sagte: „Ach, da sind Sie ja! Wir waren in großer Angst, denn der Herr Doktor hatte versprochen, um fünf Uhr wieder zu kommen, und ist noch nicht da. Mit dem Cecco geht's viel schlechter, er stöhnt in Einem fort; bitte, kommen Sie, ihm zu sehen und wo möglich zu helfen."

Also war Emil dagewesen und hatte mich, seinem Versprechen ungeachtet, nicht geholt. Es war dies nicht das erste Mal, daß mir ein Italiener sein gegebenes Wort gebrochen, und ich ärgerte mich auch nicht darüber. Was mich in Verlegenheit setzte, war, daß das liebe Kind an meiner Seite Hülfe von mir erwartete, die ich nicht im Stande war zu leisten. Ich bin stets ein Feind der Unwahrheit gewesen und beschloß auch jetzt, lieber gleich Alles zu gestehen, als neue Lügen zu erfinden.

Ich nahm daher die kleine Hand Annunziata's und führte sie an das Stiegenfenster, aus dem am Abende zuvor Anda so ängstlich geblickt hatte, und fing so an: „Höre, Annunziata, ich bin kein Arzt und kein Doktorgehülfe. Du darfst deßhalb aber nicht übel von mir denken. Nicht eitle Neugierde führte mich gestern zu euch herauf. Ich glaubte arme Menschen zu finden, die meiner Hülfe bedürften, und war bereit, sie ihnen nach Kräften zu bieten. Heute habe ich den Arzt nicht gesehen, wenn Du aber willst, so eile ich, ihn zu holen."

„Aber wer sind Sie denn?" frug das Mädchen erstaunt und ein wenig mißtrauisch, indem sie mir ihre Hand entzog.

„Ein Freund Emil's," antwortete ich, „und ein ehrlicher Mensch, der sich eher eine Hand abhacken ließe, als Dir etwas zu leid thäte. Bist Du zufrieden?" — „Wie sollen wir Sie nennen?" — „Nenne mich Paolo."

„Gut, Signor Paolo, ich will lieber noch einige Tage warten, ehe ich sage, daß ich zufrieden bin. Vor dem Herrn Doktor fürchte ich mich, ich weiß selbst nicht warum, vielleicht geht mir's mit seinem Freunde auch nicht besser."

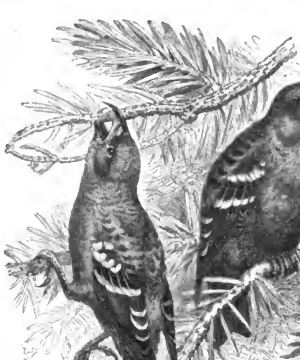
Nach kurzem Stillschweigen hub sie wieder an: „Ich bin wegen Cecco so ängstlich, er sieht wirklich furchtbar aus und Anda sieht in Thränen an seinem Bette. Es ist das erste Mal, seit sie bei uns ist, daß ihre Augen naß sind; sie hat so viel Muth!"

Ich drückte ihr die Hand und lächelte mich an, denn ich wollte in's Krankenhaus eilen, um Emil zu holen; des armen Kindes Schmerz ging mir so sehr zu Herzen. Ich hatte noch keinen Schritt gemacht, da erkannte ich ihn im Halbdunkel, wie er, gegen das Stiegengeländer gestützt, dastand und mich und Annunziata mit spöttischem Blicke maß.

Was mußte er denken? Er sah aus, als stünde er schon längst in derselben Stellung, aber das war mein Trost, denn wenn er mein Gespräch mit Annunziata gehört hatte, mußte er von meinem guten Vorhaben überzeugt sein.

Er ließ mich jedoch nicht sehen, ob er etwas und wie viel er gehört hatte.

Annunziata grüßte ihn, öffnete die Thüre und ich zog abermals als Doktorgehülfe bei



Der Kreuzschnabel. (S. 967.)

Digitized by Google

ihren Leuten ein. — Sie hatte Recht gehabt, Cecco war um Vieles schlechter, als am Tage zuvor, sein Zustand schien jedoch Emil zu freuen. Wenn er am Bette stand und den Kranken untersuchte, war nichts in ihm als der Arzt; vor seiner Neugierde und seinem Interesse bei dieser neuen Erscheinung verschwand jedes andere Gefühl. Er wollte den Kranken nur am Leben erhalten, um den Fortschritt des für den Fachmann unerklärbaren Fiebers vor Augen zu behalten. In seinem Gesichte war jedoch nichts zu lesen, und ganz unbesorgt stand Anda neben ihm und blickte mit unverrückter Aufmerksamkeit zu ihm auf, als wolle sie durchaus wissen, was aus ihrem Cecco werden sollte.

Heute dauerte des Arztes Besuch sehr lang, und als Annunziata's Mutter sah, daß man mich beim Kranken nicht brauchte, führte sie mich in's andere Zimmer und hieß mich neben Annunziata niedersitzen, was ich gerne that.

Die Kleine glaubte nun, sie müsse mich unterhalten, schien jedoch nicht viel Lust dazu zu verspüren und begnügte sich, mich zu fragen, ob ich je in dem Lande gewesen, wo Cecco Sold war. „In Calabrien?“ sagte ich, und als sie nickte, fuhr ich fort: „O ja, es ist dort jedoch nicht gut reisen, denn es gibt mehr Räuber als ehrliche Leute in jenem Lande. Jetzt ist's besser, aber vor ein paar Jahren konnte man in offener Campagna nicht fahren, ohne das Leben in Gefahr zu setzen.“

Sie schauderte, und indem sie näher zu mir herantrückte, bat sie mich, ihr doch etwas von jenen schrecklichen Leuten zu erzählen, deren ich gewiß Viele gesehen hätte. Ich wußte wenig darüber, aus eigener Erfahrung gar nichts, eben nur was ich in Zeitungen gelesen hatte; als ich ihr dieß jedoch sagte, bat sie mich so herzlich, ich möchte ihr wiederholen, was ich wußte, daß ich nicht widerstehen konnte und mit leiser Stimme, um den Kranken nicht zu stören, zu erzählen anfing. Ich kann mir das Gefühl nicht erklären, welches mich dabei überkam, und das die großen neugierigen Augen des Mädchens in mir zu erwecken schienen.

Die Art, auf welche sie mich um's Erzählen gebeten, und noch mehr die Aufmerksamkeit, mit welcher sie auf jedes meiner Worte lauschte, kamen mir so kindisch vor, daß ich ärgerlich darüber wurde.

Sie war wie ein kleines Mädchen, das ihre Amme um eine Geschichte bittet, die sie einschläfern soll, und gegen meinen Willen verglich ich sie mit einem andern Mädchen, das ich tief geliebt hatte, die mir aber untreu geworden war. Diese war nicht viel größer als Annunziata, sie mußte dasselbe Alter haben, ihre Augen, ihre Haare waren nicht schöner als die, welche ich vor mir sah, aber welcher Abgrund schied die zwei Gestalten! Jene stand aufrecht vor meinen geistigen Augen, Stolz in der Haltung, ein voenchmes Lächeln um den Mund, der geschaffen schien, um geistreiche Worte auszusprechen — diese lauerte vor mir auf einem Schemel, und die Hände auf meine Knice gestützt, lächte sie mit kindlicher Neugierde zu mir auf; sie sah mich an, als wolle sie die Worte auffangen, noch ehe sie meinen Lippen entschlüpften, gerade wie ein Kind, das zum ersten Male einem Märchen zuhört. Und dennoch waren die Geschichten, die ich ihr erzählte, nichts weniger als kindisch; es flog auch manchmal ein schwarzer Schauer über ihre Gestalt.

Als ich geendet hatte, senkte sie das Köpfchen herab und saß in stillem Nachdenken da, indem sie gänzlich meine Gegenwart vergaß. Emil, der aus dem Krankenzimmer kam, störte sie auf, sie war nicht mehr wie zuvor und sagte uns traurig gute Nacht.

Nun ging meine Verlegenheit an, denn daß mich Emil nicht ungeschoren lassen würde, war ich gewiß. Als wir unten auf der Straße ankamen, sagte er: „Ich nehme Deine gestrige Einladung für heute an, Paul. Wenn Du nichts Besonderes zu thun hast, so komme ich auf Dein Zimmer.“

Ich gestand ihm, daß ich noch nicht gegessen hatte, bot ihm aber darnach, mit Gesellschaft zu speisen, da ich aus dem nahen Kaffeehause leicht etwas holen lassen konnte. Er lächelte mich einmal geheimnißvoll über meinen Eifer, der mich sogar die Offenheit hatte vergessen lassen, und ging dann mit mir in mein Haus. Nach kurzer Zeit ward er ganz heimisch und saß behaglich mit seiner Cigarre beim hell auflodernden Kaminfeuer. Ich beruhigte mich jedoch noch nicht, denn ich wußte wohl, was kommen mußte, und war ihren Augenblick auf einen Angriff bereit. Er las dieß in meinen Zügen und verschob die Unterhaltung so lange als möglich, weil er mich dadurch zu quälen hoffte. Endlich nach langer Zeit legte er die Cigarre weg, stand auf und sagte: „Paul, wäreſt Du bereit, mir einen großen Liebesdienſt zu erweiſen?“

Ich sah ihn erstaunt an, denn aus dem Laut seiner Stimme konnte ich nicht entnehmen, ob er im Ernste gesprochen oder nicht. Aus dem Ausdruck seiner Züge war aber noch weniger zu ermitteln, denn abgeleich er verwirrte, so ernsthaft als möglich aussprechen, konnte ich doch einen spöttischen Zug entdecken, und dießmal war dieß für mich kein glücklicher Vorbote.

Ich antwortete ihm, er solle nur verlangen, denn ich sei bereit, Alles, was in meinen Kräften stehe, für ihn zu thun; hatte ich doch schon so oft seine Güte in Anspruch genommen.

„Wenn Du mir nur aus Dankbarkeit einen Gefallen erweisen willſt,“ sagte er, „so werde ich nicht viel von Dir erhalten, denn ich wüßte nicht, womit ich Dich mir verpflichtet hätte.“

„Und die vielen Armen, die Du aus Liebe zu mir gesund gemacht haſt, an die denkſt Du wohl nicht mehr?“ rief ich aus.

„Bist' mit Denen, wie viele waren es denn! Und glaubſt Du, die verschiedenen Krankheiten seien meiner Doktorpraxis nicht zu Gute gekommen!“

„Wie Du willſt,“ sagte ich, über seine Bescheidenheit erstaunt, denn er hatte mehr als zwanzig Arme, die ich ihm im Laufe von drei Jahren anempfohlen, auf's Sorgfältigste, und ohne je das geringste Honorar anzunehmen, kurirt. „Aber,“ setzte ich hinzu, „beeile Dich, mir zu sagen, was Du eigentlich willſt, ich mache gleich aufsengen, Dir nöthig zu sein.“

„Wirklich?“ sang er, und dann, indem er auf mich zukam und die Hand auf meine Schulter legte, sagte er: „Kannſt Du, Paul, aus purer Liebe zu mir jenen Leuten da drüben entsagen? Kannſt Du mir auf Deine Ehre versprechen, nie mehr hinüber zu gehen?“

„Wenn Du's so seierlich nimmſt,“ antwortete ich, „so will ich Dir wohl ein solches Versprechen geben, aber ich muß Dir gestehen, daß mich die Leute schon sehr interessiren und ich Deine Gründe wissen möchte, ehe ich Dir ein solches Opfer bringe.“

Jetzt nahm bei Emil das spöttische Lächeln wieder überhand, und indem er mir seit in die Augen sah, sagte er: „Also so weit sind wir schon, daß es ein Opfer ist, welches Du mir bringſt? Denn bringen wirſt Du mir's wohl müſſen, wenn Du anders mein Freund bleiben willſt. Ich will Dir nur vertrauen, daß ich mein Glück versuchen wollte, daß ich sehen will, ob Emil Arani noch etwas werth ist, oder ob man eben von ihm sagen muß: „Begrabt ihn!“

Wie viel, trotz den vor Kurzem verspürten Enttäuschungen, mein Herz schon an den kleinen Mädchen im Nachbarhause hing, begriff ich erst jetzt, und mit verzweifelter Stimme rief ich aus: „Emil, Du willſt die kleine Unſchuld verlocken, willſt aus dem blonden Engel ein nichtsnutziges Geschöpf machen? Nein, das hätte ich trotz all' Deinen bösen Reden nimmermehr von Dir gedacht!“

„So, der gilt all' Dein Eifer?“ entwortete gam gelassen mein Freund, „Fasse nichts, ich habe es nicht auf das Bischfischen abgesehen. Mein Vorhaben ist auch noch lange nicht so verbrecherisch, als Deine reiche Phantaſie es Dir ausmalt. Ich will bloß sehen, ob ich, sollt der Soldat sterben sollte, ihn bei jener schwarzen Hexe vertreten kann. Das Unternehmen ist nicht so leicht, wie Du denkſt, aber eben drßhalb fühle ich Lust dazu. Wenn ich bei der Großen nicht mein Ziel erreiche, kann ich noch immer an die Kleine mich wenden. Du siehſt also, daß ich Dich nicht brauchen kann, und auf das Versprechen, welches Du doch beinahe gegeben, dringen muß.“ —

Nein, ich konnte ihn nicht begreifen, diesen Menschen, der bisher unter schlechtem Anschein stets herzensgut gewesen war! Sein jetziges Betragen war der reinste Gegenſatz zu seinem bisherigen, und übersaicht blickte ich in sein Gesicht und konnte doch nicht klug daraus werden. Vor Erstaunen, ja Unwillen konnte ich nicht sprechen, und indem ich mich neben dem Feuer niederließ, preßte ich in tiefes Nachdenken. Von den vielen Menschen, die sich meine Freunde nannten, hatte ich nur den Einen, meinen Emil, lieb, und nun sollte ich solch' traurige Erfahrungen an ihm machen. Ich glaube, daß mein wachsendes Interesse für Annunziata viel zu meinem Unwillen beitrug, denn der Mensch, den ich mit gegenüber sitzend dachte, kam mir ganz unausstehlich vor.

Da hörte ich auf einmal hinter mir lustig lachen, und indem ich aufsah, erblickte ich Emil, der an der Lehne meines Stuhles stand und mit heiterer Miene sagte: „Bist ja heute in höchst tugendhafter Stimmung, Paul, hast meinen Worten geglaubt!“

Da ging mir ein Licht auf. Er war mein Emil, mein lieber alter Emil, der viele Geschichte nur erfunden hatte, um mich auf einen schlechten Vorhaben, falls ich solches im Sinne hatte, abzuschrecken, den es nicht gereute, sich schlecht zu machen, nur damit ich nicht verathen sollte, welch' edler Mensch er sei, mit welch' väterlicher Sorge er der Mädchen da drüben gedachte. Um den Hals hätte ich ihm fallen mögen, aber ich wußte, daß er solch' sentimentale Ausbrüche aus der Seele haßte und es ihm am liebsten war, wenn ich mich stritt, als wenn ich nichts. Einem freudigen Blick lieh ich ihm jedoch in meinen Augen begegnen, dann sprach ich von andern Dingen.

Es wurde spät, ehe er an's Fortgehen dachte, und als er aufstand, begleitete ich ihn bis an die Hausthüre, hieß nahm ich seine Hand und sagte: „Emil, die Lektion hat gefruchtet, wenn ich je einen sündigen Gedanken in seinem Hause hege, so darfſt Du mich einen Schuft nennen, darfſt mir Deine Freundschaft entziehen, und auf die hatte ich seit heute Abend mehr, als auf alles Andere. Hörſt Du, mehr als Alles ist sie mir!“

Ich fürchtete schon zu viel gesagt zu haben und sah ihn ängstlich an, ob jenes verhaßte Lächeln in seinen Zügen erschien. Er blieb jedoch ernst

Digitized by Google

und drückte mir fest die Hand, indem er mir zuflüsterte: „Paul, ich nehme Dich beim Wort, auf deutsche Ehre mußt Du mir versprechen, mit keinem Wort, mit keinem Blick jenem Mädchen ein Unrecht zu thun. Du weißt, was ich meine, versprich also!“

Ich gab ihm die Hand und er verschwand im nächsten Augenblicke.

Während ich die Treppe hinaufstieg, mußte ich mich wundern, wie viel Gmil auf deutsche Ehre hielt, während ich doch oft bemerkt hatte, daß er das gegebene Wort seiner Landsleute öffentlich bezweifelte. Er mochte wohl bei den Italienern dieselben Erfahrungen, wie ich noch kürzlich bei schönen Italienerinnen, gemacht haben.

Die Folge unseres Gespräch war jedoch, daß ich meine Besuche im Nachbarhause fortsetzte, und daß bald kein Tag mehr verging, an dem ich nicht ein Stündchen bei den Leuten zugebracht hätte. Emil hatte sich in der Krankheit Cecco's gefreut; es dauerte viel länger, als er geglaubt hatte, che es zur Entscheidung zwischen Leben und Tod kam. Der Mensch mußte eine kolossale Kraft besitzen, die mit der Krankheit so lange rang, bis diese endlich die Oberhand behauptete und er wie verloren lallag.

Acht Tage waren vergangen und noch immer hatte er keinen Laut von sich gegeben. Obgleich er mir Mitleid einflößte, interessirte mich dieser Kranke doch sehr wenig; in seinem schönen Gesichte war etwas, das ich nicht begreifen konnte, ein Ausdruck von Stolz, ja von Grausamkeit, der mir daß widrig wurde, und ich begriff Annunziata's Abneigung gegen ihn sehr wohl.

Weil ich Cecco nicht leiden konnte, versuchte ich stets mit Emil in jenes Haus zu gehen, denn dann durfte ich im Vorzimmer mit Annunziata und Anda bleiben und brauchte den Menschen nicht anzusehen, zu dem ich mich stets setzen mußte, wenn ich die Familie allein antraf. Es war mir auch lieb, daß Emil dabei war, damit er sah, daß und wie ich mein gegebenes Wort hielt.

Ich wurde bald anscheinlich mit Allen intim, nur mit Annunziata nicht, ja ich behandelte sie wie ein Kind, worüber sie mir manchmal ihren Aerger bezeugte.

Ich versuchte mir die freundlichen Gesinnungen des alten Mütterchens zu verschaffen, indem ich ihr kleine Aufmerksamkeiten erwies, die sie zu seiner Dankbarkeit verpflichteten und nur meinem Eifer, ihr gefällig zu sein, zugezogen. So brachte ich ihr Früchte, Kuchen und Konfekt mit, worüber sie stets große Freude bezeugte.

Eines Tages kam ich allein hinüber, weil ich für die Stunde, zu der Emil seinen Besuch machen wollte, einen Geschäftsmann auf mein Zimmer bestellt hatte. — Annunziata saß am Tische und schrieb, Cecco's Mutter neben ihr, während Anda und die andere Alte beim Kranken beschäftigt waren. Als Annunziata zu mir aufsah, um mich zu begrüßen, wagte ich zum ersten Male seit drei Tagen sie anzublicken und fand, daß sie blaß und verstört aussah. Ich frug die Tante, ob sie nicht bemerkt habe, wie verändert das Mädchen sei, uns sie antwortete, indem sie mit dem Kopfe schüttelte: „Freilich ist das arme Kind nicht wie sie sein sollte, aber was wollen Sie? Sonst ging sie jeden Tag eine Stunde spazieren und jetzt ist Niemand da, der sie ausführen konnte. Ihre Mutter will mich nicht mit Anda und dem Kranken allein lassen, und so muß Annunziata leiden.“

Schüchtern erbot ich mich zum Begleiter, man könne ja Anda auch mitgehen heißen, da ihr ein Spaziergang eben so nöthig sei, als der kleinen Annunziata. Die Alte wollte jedoch mein Anerbieten nicht annehmen, sie sagte, es schicke sich nicht für einen jungen Herrn, zwei arme Mädchen zu begleiten, was es wäre, wenn ich Freunden begegnete u. s. w. Ich versicherte ihr, daß ich in Florenz sehr wenig Menschen kenne, und endlich ließ sie sich überzeugen. Schwerer war es, Anda dazu zu bringen, daß sie versprach, am folgenden Tage mit Annunziata und mir über's Land zu gehen; sie wollte ihren Kranken nicht verlassen. Annunziata bat sie jedoch so innig, daß sie endlich nachgab und man übereinkam, daß ich am folgenden Tage die beiden Mädchen abholen sollte.

Ich ging am selben Abende noch zu Emil, um ihm die Sache zu erzählen, und solches Zutrauen hatte ihm mein Betragen an den vergangenen Tagen eingeflößt, daß er mir nicht das geringste Hinderniß in den Weg legte.

Wohl gedenke ich noch des herrlichen Tages, den ich im Freien mit meinen zwei wunderlichen Begleiterinnen zubrachte. Es war Winter, aber in der Umgegend von Florenz sind Gras und Sträucher auch im Februar grün. Annunziata's kindliche Freude an jedem neuen Gegenstand, der sich ihren Augen darbot, und der ernste, stille Genuß, den die Landluft Anda verschaffte, belohnten meine geringe Mühe. Anda vergaß jedoch keinen Augenblick ihren Kranken zu Hause, und um ihren Mund, um ihre Augen lag ein Ausdruck tiefen Schmerzes. Annunziata hingegen gab sich ganz der Freude hin, sie hüpfte und sang auf dem Felde herum, als wäre sie ein Kind von kaum zehn Jahren, und als wir nach Hause kehrten, wußte sie der Mutter nicht genug zu erzählen, wie sehr sie sich unterhalten hatte. Mir war sie an jenem Tage lieber als zuvor geworden, denn die tausend Künste, welche sie anwandte, um Anda zur Fröhlichkeit zu bringen, waren rührend anzusehen. Sie war ein gutes, liebes Kind und ihre Seele glich ihrem Aeußern. Alles war schön, rein und ungetrübt. Ich bewunderte sie um so mehr, als ich es ihr nicht bezeugen durfte, und so allmälig wuchs ein Gefühl von namenloser Zärtlichkeit zu ihr, daß ich selbst erstaunt war, als ich entdeckte, wie meine Tage traurig und lichtlos waren, wenn ich ihr Silberstimmchen nicht vernahm, noch ihre fröhliche, elastische Gestalt umhertupfen sah, bemüht, wie sie stets war, Leben ihrer Umgebung aufzuheitern.

Der Anfang der Liebe ist eben wie der Sonnenaufgang; lange ehe sie über dem Horizonte aufsteigt, sieht man ihr Nahen Licht, das die Berge mit feurigem Golde bekleidet. Dieses Gitthen der Liebe ist vielleicht der glückliche Zustand im Leben. Wenn auch die Mittagssonne die Welt erleuchtet und die Frucht auf dem Baume, wie das Korn im Felde reifen macht, so ist ihr Licht doch dem nicht zu vergleichen, das uns am frühesten Morgen begleitet, wo noch Alles still und wechselvoll liegt. — O, ich begreife nicht, wie die Menschen diese Stunden verstummen mögen!

(Fortsetzung folgt.)

Winterliche Gäste.

Von

E. Freiherrn von Thüngen.

Der Kreuzschnabel.

(Vide S. 565.)

Der Winter ist in's Land gekommen. Rauhig ist die Luft, graue Wolken ziehen am nächtlichen Himmel dahin. Leise fängt es an zu schneien, bis Flocke an Flocke wirbelnd zur Erde fällt. Ein schwacher röthlicher Streif am schneegrauen Himmel verkündet den anbrechenden Tag. Blutroth leigt endlich die Sonnenscheibe über den Waldsaum empor und übergießt den von Schnee zauberisch verwandelten Wald mit rosigem Lichte. Lange kämpft die Sonne, die fast undurchdringlichen Nebel zu durchdringen; endlich gelingt es ihr, siegreich ihr Bahn brechend drückt sie die Nebel nieder, welche als zierliche Krystalle sich an Halme und Zweige hangen, während sie selbst hellglänzend mit mildem Scheine die beschneiten Flächen bekleidet.

Welch' wunderbar reizenden Anblick gewährt dem Auge eine solche Waldlandschaft im Winter! Friedlich liegt der Wald da; ein Trupp Hochwild zieht über das Gefilde, das schrille, langgezogene Pfeifen eines Raubvogels tönt an unser Ohr; Meisen und Goldhähnchen flattern mit leisem Gezwitscher durch die Aeste. Doch halt! weich' sonderbare Vogelgesellschaft treibt dort auf jenen beschneiten Fichtenwipfeln ihr Wesen? Die lebendige Schaar ist beständig in stiller Reglamkeit. Wie Papageien klettern sie auf und nieder; einige sessen, andere spielen, andere schwatzen leise miteinander und nur die gesättigten sitzen bewegungslos auf einer und derselben Stelle. Es sind Kreuzschnäbel, ein Name, den diese Vogel von ihren über Kreuz gewachsenen Schnäbeln haben! Wollen wir die Gestalt und Lebensweise dieses merkwürdigen Vogels, des Papageis unserer Wälder, besser Gelang und Liebe auch im eisigen Winter blühen und ihr so zu sagen ein wahrer Gast des Winters ist, in Nachstehenden etwas näher kennen lernen!

Alle Kreuzschnäbel lassen sich leicht erkennen. Das bezeichnendste Merkmal ist der Schnabel, dessen Spitzen kreuzweis über einander liegen, so daß sich die Spitze des Unterschnabels nach oben und die des Oberschnabels nach unten wendet, bald nach rechts und bald nach links. Der größte und stärkste von allen Kreuzschnäbeln ist der Kiefernkreuzschnabel, auch Tannenpapagei, Winter-Kreuzvogel oder Fichtenkreuzschnabel genannt. Der Kopf ist groß und dick, sein Schnabel hat mit dem Papageienschnabel große Aehnlichkeit. Der Leib ist kurz, der Hals stark, das Gefieder dicht und weich. Das Männchen trägt ein johannisbeerrothes, an den Zügeln dunkleres, mehr graulicheS, auf dem Bürzel lichteres Kleid. Das Weibchen ist einfach grüngrau, mit derselben Abstufungen gefärbt. Die jungen Vögel zeigen oben auf schwarzgrauem Grunde lichtgraue und grüngraue Federränder, auf dem weißgrauen Unterkörper schwarzgraue Längsflecken, die Schwung- und Schwanzfedern sind grüngrau gesäumt.

Der Fichtenkreuzschnabel, welcher auch gemeiner, bunter Kreuzschnabel heißt, ist schwächer und schmächtiger. Der viel schwächere und verhältnißmäßig längere Schnabel unterscheidet ihn leicht von dem Vorhergehenden, welchem er in der Färbung fast vollkändig gleichkommt.

Neben diesen beiden Arten erscheint bei uns, jedoch viel seltener, zuweilen der dindige Kreuzschnabel, welcher kleiner als der Fichtenkreuz-

Digitized by Google

schnabel ist und auch einen schwächern Schnabel hat. Seine Hauptkennzeichen sind zwei weiße Binden, welche über die Flügel verlaufen.

Alle Kreuzschnäbel bewohnen ausschließlich die Nadelwaldungen, weil ihre Nahrung fast allein aus dem Samen der Kiefern-, Fichten-, Tannen- und Lerchenzapfen besteht. Wenn in zusammenhängenden Waldungen dieser Samen wohl geathen ist, dann kann man bei gelegentlichen Besuche dieser Waldungen den Lockton dieser Vögel, das „Göp, göp, gip, gip“ oder „Jock, jock“, hören, oder auch den für Viele sehr angenehmen Gesang des Männchens vernehmen. Zur Gewinnung ihrer Nahrung ist den Kreuzschnäbeln ihr starker und gekreuzter Schnabel unentbehrlich. Es erfordert eine große Kraft und viel Geschicklichkeit, die Kiefern- oder Fichtenzapfen aufzubrechen, um zu dem wohlverborgenen Samen zu gelangen; beide aber besitzt der Kreuzschnabel in hohem Grade. Er kommt angeflogen, hängt sich an einen Zapfen aus, so daß der Kopf nach unten zu stehen kommt, oder legt den Zapfen auf einen Ast und setzt sich darauf, oder beißt ihn ab, trägt ihn auf einen Ast und hält ihn mit den starken, langen und spitzigen Nägeln fest. Das Aufbrechen geschieht auf folgende Weise. Der Kreuzschnabel setzt mit der Spitze der obern Kinnlade die breiten Deckelchen der Zapfen in der Mitte auf, schiebt den etwas geöffneten Schnabel darunter und hebt sie durch eine Seitenbewegung des Kopfes in die Höhe. Nun kann er das Samenkorn mit der Zunge leicht in den Schnabel schieben, wo es von dem Zinglblättchen und der Schale befreit und dann verschluckt wird. Die große Zapfen öffnet er nicht. Der Fichtenkreuzschnabel geht sehr selten an die weit schwerer aufzubrechenden Kiefernzapfen, weil er dazu nicht die nöthige Kraft besitzt; der Kiefernkreuzschnabel aber bricht auch Kiefernzapfen ohne Mühe auf. So lange sie Holzsamen finden, nehmen sie keine andere Nahrung an, im Nothfall aber fressen sie klige Samereien, Hanf-, Distelsamen und zuweilen sehr gern Kerbthiere, namentlich Blattläuse, welche sie in den Cisten und Obstbaumpflanzungen der Waldhöfe zusammensuchen.

Die Kreuzschnäbel sind im Norden häufiger als im Süden, eine eigentliche, begrenzte Heimat haben sie jedoch nicht, sie finden sich vielmehr überall und nirgends. In Deutschland kommen sie alle Jahre vor, am häufigsten dann, wenn die Samen der Nadelbäume gut gerathen sind. In besonders guten Samenjahren treten diese merkwürdigen Vögel zuweilen überaus häufig auf, auch an solchen Orten, wo man sie Jahrelang nicht beobachtete. Sie erscheinen jedoch immer unregelmäßig, sie halten sich weder an eine bestimmte Jahreszeit noch an eine bestimmte Gegend.

Die Kreuzschnäbel nisten in allen Monaten des Jahres, im Hochsommer ebensowohl als im eisigen Winter, wenn der Schnee dick auf den Zweigen liegt und alles übrige Leben im Walde fast vollständig verstummt ist. Die Geselligkeit trennt sich in einzelne Paare und diese wählen sich möglichst nahe neben einander die schönsten Bäume im Walde aus, am dort zu nisten. Das Männchen setzt sich auf die höchste Spitze des höchsten Baumes, singt eifrig, lockt anhaltend und dreht sich dabei unaufhörlich um sich selbst herum, um sich dem Weibchen in seiner ganzen Schönheit zu zeigen. Dieses spielt anfangs die Spröde, bis es sich, vom Männchen unter piependem Geschrei von Ast zu Ast verfolgt, endlich ergibt und nun fortan seine treue und zärtliche Gattin bleibt. Hierauf beginnt der Bau des sehr sorgsam und kunstreich gearbeiteten Nestes. Dasselbe steht bald auf einem weitvorstehenden Aste, auf einer Gabel oder auf einem dicken Ast am Stamm, bald nahe am Wipfel, immer jedoch, so, daß Zweige über dem Neste hinlaufen, durch welche es gegen den darauf fallenden Schnee geschützt und zugleich möglichst versteckt ist. Es besteht aus dürren Fichtenreisern, Haidekraut, dürren Grasstengelchen, Fichtenflechten, Baum- und Erdmoos und wird mit einzelnen Federn, Grashälmchen und Kiefernadeln ausgelegt. Das Gelege besteht aus drei bis vier verhältnißmäßig kleinen Eiern, welche auf weißblauem oder weißgrauem Grunde mit helleren und dunkleren blaßrothen, blutbraunen und schwarzbraunen Flecken und Strichen bedeckt sind. Die sorgsame Mutter gibt sich dem Brutgeschäfte allein mit großem Eifer hin, während der Gatte sie füttert und ihr treulich Gesellschaft leistet. Nach fünfzehn bis siebzehn Tagen schlüpfen die Jungen aus den Eiern; sie werden von den Eltern sehr geliebt und mit Fichten- und Kiefernsamen gefüttert, bis sie sich selbst ernähren können. Sie wachsen rasch heran und sind bald recht gewandt und munter, bedürfen aber länger als andere Vögel der besondern Pflege der Eltern, weil ihr Schnabel erst nach dem Ausfliegen zum Kreuzschnabel wird und, bevor dieser sich ausgebildet, sie nicht im Stande sind, die Kiefern- und Fichtenzapfen zu öffnen, daher von den Eltern noch ernährt werden müssen.

Die Kreuzschnäbel sind sehr gesellige Vögel, welche nur während der eigentlichen Brutzeit in einzelnen Paaren sich zusammenhalten. Sie sind Baumvögel, welche nur im Nothfall auf die Erde herabkommen, um zu trinken oder um einige abgefallene Zapfen noch aufzubrechen. Sie klettern sehr geschickt in den Zweigen herum, indem sie sich nach Papageienart mit den Schnabelspitzen anhalten und forthelfen. Alle möglichen Stellungen werden da angenommen, wenn sie auf den Bäumen herumklettern. Der eine hängt mit dem Kopfe nach unten, der andere haspelt sich mit Schnabel und Füßen in die Höhe, ein dritter dreht den dicken Kopf ganz nach hinten, ein vierter ist beschäftigt, sich neue Zapfen auf einen Ast zu tragen. Während des Tages sind sie immer in Thätigkeit, mit Ausnahme der Mittagsstunden; im Winter, besonders wenn die Kälte stark ist, fliegen sie selten vor Sonnenaufgang umher, singen jedoch bereits am frühen Morgen. Sie sind äußerst munter, dabei harmlose, gutmüthige und vertrauensvolle Vögel, die nicht leicht scheu werden. Gewöhnlich sehen sie dem Schützen dreist in das Rohr, und nicht selten bleibt der, welcher seinen Nachbar durch einen Schuß herabstürzen sah, ruhig sitzen.

Die Jagd und der Fang der Kreuzschnäbel ist sehr leicht, da sie, wie schon gesagt, nicht scheu sind. Am leichtesten fängt man sie, wenn man einen Fichtenwipfel mit Leimruthen besteckt oder, nachdem man einen Lockvogel erhalten hat, wenn man die Leimruthen auf einer hohen Stange befestigt und diese auf Schlägen aufstellt. In der Gefangenschaft sind die Kreuzschnäbel recht angenehme Stubenvögel, die recht fleißig singen, und werden namentlich im Gebirge als Stubengenossen sehr geliebt, im Freien aber sind sie eine wahre Zierde unserer Nadelwälder, namentlich im Winter, wenn der Schnee auf den Zweigen liegt. Da heben sich die rothen Vögelchen von dem düstern Nadelgrün und dem weißen Schnee lebendig ab und wandeln den ganzen Wipfel zu einem Christbaum um, wie man sich ihn nicht schöner denken kann. Dazu kommt noch das frische, gesellige Leben dieser Vögel, welches Jedermann erfreut. So ist denn dieser merkwürdige Vogel nicht nur Gegenstand der Sage, sondern auch der Dichtung geworden, und wir schließen daher diesen Aufsatz mit einem kleinen Gedichte von J. Mosen:

„Wenn die Blumen längst erstarben
Vor der weißen Winternacht,
Hat ein Plätzlein auf der Fichte
Ersk sein kleines Nest gemacht.

Ach, ein kluitgetreues Vöglein
Brütet in der Wildnis Graus
Unter den dichten Zweigen
Still und heiß die Jungen aus.

Kreuzschnabel, Wundervogel!
Gar zu oft fällt du mir ein,
Schau' ich in die starre Wildnis,
In die öde Welt hinein.“

Till Eulenspiegel.

(Fortsetzung.)

7.

Wie Eulenspiegel zu Bremen Milch kaufte.

(69. Historie.)

(Vgl. S. 563.)

Eulenspiegel trieb gar wunderliches Zeug zu Bremen. So sah er eines Tages, als er auf dem Markt war, daß die Bauernweiber viele Milch brachten. Er holte eine sehr große Bütte, stellte sie auf dem Platz auf und kaufte alle Milch auf; den Frauen aber befahl er, Alles in die Bütte zu schütten, nachdem er zuglichen Vorrath aufgeschrieben. Wenn Alles bei einander wäre, wollte er Jede bezahlen. Als die Milch zusammengeschüttet war, sagte er jedoch: „Ich habe heute kein Geld; welche von euch nicht vierzehn Tage warten kann, nun die nehme ihre Milch wieder heraus.“ Damit ging er weg. Nun gab's einen Heidenlärm: die Eine hatte soviel, die Andere soviel hineingethan, und über dem Streiten wegen des Mieviel wurden sie handgemein, schlugen sich mit ihren Eimern auf die Köpfe und begossen sich mit der Milch, daß men glaubte, es hätte Milch geregnet. Die Bauer, die das sahen, fochten sich die Fäuste voll und lobten Eulenspiegel ob seines guten Witzes.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kometen.

Von jeher haben die Kometen durch das Ungewöhnliche ihrer Gestalt, ihr plötzliches Erscheinen und ihr eben so schnelles Verschwinden das Erstaunen der Erdbewohner in einem Grade auf sich gezogen, daß man in ihnen bald die leuchtenden Seelen großer Männer, bald Warnezeichen und göttliche Strafruthen erkennen zu müssen glaubte, und es blieb erst der fortgeschrittenen Wissenschaft vorbehalten, ihnen ihre Stellung unter den Himmelskörpern anzuweisen, welche, wenn sie einmal in unser Sonnensystem eingetreten waren, so ziemlich denselben physikalischen Gesetzen folgen, wie unsere Planeten. Newton knüpfte diesen Schluß zuerst an die Erscheinung des großen Kometen von 1680, und Halley verfuchte an dem

Digitized by Google

Till Eulenspiegel. **Wie Eulenspiegel Mich von Bauernweibern lautte.** (69. Historie.) Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 568.)

Digitized by Google

des Jahres 1682 eine Berechnung der Bahn, wodurch er zu dem durch spätere Beobachtungen wiederholt erhärteten Resultate gelangte, daß dieses neue Gestirn eine Umlaufszeit von nahezu 75 Jahren habe, wie denn auch seitdem seine früheren Erscheinungen bis auf das Jahr 11 vor Christus rückwärts verfolgt worden sind und daraus dargethan ist, daß dieser Komet mindestens schon seit 2000 Jahren im Bereich unseres Sonnensystems existirt. Die sichtbare Wiederkehr ist freilich nur bei acht der in ihren Bahnen berechneten Kometen mit Sicherheit beobachtet worden, was einestheils seinen Grund in den bis auf viele Jahrtausende sich erstreckenden Umlaufszeiten, anderntheils in dem Umstand seinen Grund hat, daß ein Komet in einer Entfernung von mehr als 90 Millionen Meilen nicht mehr sichtbar ist, oder wenigstens noch nie gesehen wurde. Bald indeß sind den bereits gemachten Beobachtungen entnommen werden konnte, belehrt uns, daß die Kometen nicht etwa in der Entwicklung oder im Verfall begriffene Planeten, sondern stets dasselbe sind und bleiben, obschon dadurch eine Theilung der Masse und deren gesonderte Weiterwanderung, wie sie 1846 an dem Biela'schen Kometen beobachtet wurde, nicht ausgeschlossen ist.

Mit den Planeten also haben die Kometen den Umlauf um die Sonne gemein, ebenso die Eigenschaft, daß ihre Licht nicht von ihnen selbst ausgeht, sondern nur ein Reflex des Sonnenlichts ist. Das Letztere ergibt sich aus der Thatsache, daß wir den Kometen erst in die Erscheinung treten sehen, wenn er bis auf einen gewissen Abstand in die Sonnennähe kommt, und daß die der Sonne zugewendete Partie stets die am stärksten beleuchtete ist.

Dagegen zeigen sich viele Kometen in wesentlichen Unterschiede von den Planeten, von denen wir zwardenn ihre bedeutend größere Zahl, mag die der Planeten durch neue Entdeckungen noch so sehr vermehrt werden, namhaft machen. Mit Bestimmtheit hat man schon gegen 600 gesehen, und da man erst seit dem 17. Jahrhundert zu ihrer Auffindung Fernrohre anwenden kann, so müssen sich seit dem Beginne unserer Geschichte schon viele Tausende eingefunden haben, die meist unbeachtet blieben; ja es können Jahrgänge vor, die allein mit 6—8 bezeichnet sind. Große, welche dem freien Auge sichtbar sind, gehören allerdings zu den selteneren Erscheinungen, da bei weitem die Mehrzahl nur durch kräftige Teleskope sich ermitteln läßt.

Die Planeten beschreiben um die Sonne in gleicherlaufender Richtung nahezu kreisförmige Bahnen, deren Ebenen die der Ekliptik unter verhältnißmäßig kleinen Winkeln schneiden; die Kometen aber folgen zum Theil einer entgegengesetzten (rückläufigen) Richtung, schneiden mit ihren Bahnen die Ekliptik unter allen möglichen Winkeln und verlaufen in sehr langgestreckten Ellipsen, die mitunter eine Umlaufszeit von Jahrtausenden beanspruchen, oder wohl auch in parabolischen oder hyperbolischen Bahnen, so daß nur eine einmalige Annäherung an die Sonne stattfindet, nach welcher bei der Betrig sich vergrößernden Entfernung der attrahirende Einfluß der letzteren sich ganz verlieren oder der eines andern Fixsternes überwiegend Geltung verschaffen mag. Wie es sich in dieser Beziehung verhält, ist noch nicht genügend ermittelt, da die kurze Zeit der Sonnennähe, in welcher die Kometen allein sichtbar sind, häufig keine ausreichenden Anhaltspunkte gibt, um strenge Berechnungen auf sie zu bauen, und ihre Schicksale in dem außer dem Bereich unseres Planetensystems gelegenen Raum sich unserer Beobachtung und Beurtheilung entziehen.

Indeß zeigen auch schon in der äußeren Erscheinung die Kometen Eigenthümlichkeiten, die sie wesentlich von den Planeten unterscheiden. Sie haben keine bestimmte Begrenzung, sondern bestehen meist aus einer helleren Mitte (dem Kern oder Kopf), einer nebligen, verwaschenen Umhüllung und einem oft sehr langen Schweif, der bisweilen in mehrfacher Zahl (an dem von 1744 beobachtete man sechs, die sich in Fächerform ausbreiteten) vorhanden ist. Bisweilen fehlt der Schweif, doch meist nur bei solchen, welche nicht mit bloßem Auge sichtbar sind; in anderen Fällen hatte er eine Länge von mehr als zwanzig Millionen Meilen und mehrere Millionen Meilen Breite (z. B. der von 1811). Wir unterlassen es, auf die Besonderheiten der Länge und Lage, welche man an den verschiedenen Kometenschweifen bemerkt hat, einzugehen und begnügen uns mit der Bemerkung, daß sie im Allgemeinen das Aussehen haben, als ob von dem Kern aus eine Dunstmasse sich entwickle, welche der Komet in einer von der Sonne abgekehrten Richtung herauf nachschleppt, daß das hintere Ende eine Krümmung macht wie etwa ein biegsamer Stab, der rasch durch die Luft bewegt wird. Da der Schwanz sich immer mehr entwickelt und heller wird, je näher der Komet der Sonne kommt, so hat Newton die Ansicht aufgestellt, daß sie auf die leuchtende Masse einen entwickelnden Einfluß übe und dieselbe rückwärts dränge, womit freilich der Umstand nicht im Einklang steht, daß es in seltenen Fällen Kometen gibt, deren Schwanz (wie bei dem doppelschwänzigen von 1823, von denen der eine Schweif sich der Sonne zuwandte) die entgegengesetzte Richtung zeigt. Wie dem übrigens sein mag, höchst merkwürdig ist das Verhalten eines solchen Schweifes in seiner Sonnennähe; so hat der Komet von 1680, welcher der Sonne so nahe kam, daß er sie streifen schien, mit seinem zu 20 Millionen Meilen berechneten Schwanz binnen weniger Stunden eine Schwenkung von nahezu einem Dritttelkreisbogen gemacht und dabei mit seinem hinteren Ende eine seine Länge noch überbietende Bahn zurückgelegt, so daß es wohl das höchste Erstaunen erregen mußte, wie bei solcher Geschwindigkeit die doch nicht sonderlich solid aussehende leuchtende Masse ihren Zusammenhang zu erhalten vermochte. Kein Wunder, daß die Besorgtheit auftrieb, ein solcher Kehrbesen könnte, wenn er mit einem Planeten zusammenstieß, letzteren ein schlimmes Schicksal bereiten, und richtig suchte auch Whiston die Sintflut aus einem solchen Ereigniß abzuleiten, ja sogar auszurechnen, welchem Kometen man diese Katastrophe zu danken habe. Und was müßte erst erfolgen, wenn einmal der Kern eines solchen Tagabunden mit unserer Erde zusammenprallte? Dieß sind Fragen, mit denen man selbst heutzutage noch den unwissenden großen Haufen zu behänseligen versucht.

Die Sache ist nicht so schlimm, wie es den Anschein hat. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß die Kometen sammt Schwanz und Allem das winzigste und lustigste Gesindel sind, das man sich nur denken kann und das bei der Annäherung oder bei dem Kontakt mit einem festen Weltkörper allen schlecht wegkommt, während der letztere gar nichts davon spürt. Einen schlagenden Beweis dafür liefert uns der Legal'sche Komet von 1770, welcher damals der Erde auf 312,000 Meilen nahe kam und dadurch in seiner 5½jährigen Umlaufszeit zwei Tage verlor, ohne daß bie der Erde auch nur um Sekunden verkürzt wurde, während ein Planet wie Venus in solcher Stellung das Erdjahr um 3—4 Stunden hätte verlängern müssen. Derselbe Komet ist im Jahr 1767 und 1779 dem Jupiter so nahe gekommen, daß er zwischen dem Hauptsatelliten und den Bahnen seiner Trabanten durchging, ohne damit eine andere Wirkung zu erzielen, als daß die Bahn des Kometen gänzlich verändert wurde und derselbe mit großer Wahrscheinlichkeit den Erdbewohnern nicht mehr zu Gesicht kommen dürfte. Es ist ferner wahrscheinlich, daß die Erde schon mehrmals durch Kometenschwänze ging, namentlich in neuerer Zeit am 26. Juni 1826, ohne daß dadurch irgend welche Anomalien bemerkbar wurden. Hieraus ergibt sich die geringe Dichtigkeit der Kometensubstanz, noch mehr aber aus der Thatsache, daß man ohne die mindeste Refraktion durch Schwanz sowohl als Kern die hintenstehenden Fixsterne durchschimmern sieht, während diese doch durch einen nur wenige Fuß breiten gewöhnlichen Erdschatten unsichtbar würden. Der gänzlich leidende Einfluß auf benachbarte Weltkörper hat der Ansicht gedient, die Kometen für ein leuchtendes Nichts, oder, wie Herschel, für einen negativen Schatten zu erklären; allein etwas muß doch vorhanden sein, sonst könnte es nicht gewittren, obschon dieses Etwas zu einer Dünne sich verflüchtigt, für die wir in den gewöhnlichen physikalischen Erscheinungen nichts Aehnliches haben und verleiht Herschel die Vorstellung für vollkommen annehmbar halt, der Schwanz des großen Kometen von 1680 mit seinen 20 Millionen Meilen dürfte, wenn verdichtet, sich in ein Gewicht von ein paar Pfunden oder gar Unzen zusammenballen lassen. Wenn man sich übrigens die Kometenschwanzmasse auch viele tausend Mal dünner denkt, als unsere atmosphärische Luft, so kommen wir doch nicht über die Schwierigkeit weg, uns den raschen Umschwung des Schweifs, ohne daß derselbe seinen Zusammenhang verliert, zu erklären.

Ein Licht in die Beurtheilung dieser Frage dürfte neuerdings der englische Physiker Tyndall gebracht haben. Er legt dabei das verschiedene Verhalten der Sonnenstrahlen zu Grund, je nachdem man sie auf ihre lichtgebenden, wärmenden oder chemischen Wirkungen untersucht. Läßt man durch ein Loch in einem Laden einen Lichtstrahl in eine dunkle Kammer fallen, so bildet er an der Ausstrittsseite einen runden Fleck (Bild), und wenn man die Hand vorhält, fühlt man Wärme, während auf einer zwischen eingeschobenen, geeignet präparirten Platte die photographische chemische Aktion vor sich geht. Hier arbeiten lichtgebende, kalorische und chemische Strahlen in freundlicher Gemeinschaftlichkeit. Bringen wir nun vor die Oeffnung im Laden eine gelbe Glasscheibe, so bleibt wohl der runde Fleck, der freilich jetzt statt weiß gelb erscheint, und wir erkennen noch in dem durchgehenden Strahl, obschon nicht in derselben Ausdehnung, und in demselben Verhältniß, die vereinte Licht- und Wärmewirkung; der chemische (nach einem neueren technischen Ausdruck auch der aktinische genannt) Einfluß aber ist fast ganz verschwunden, da die ihn bedingenden Strahlen durch das gelbe Glas verschluckt werden. Durch eine ähnliche Behandlung können auch die lichtgebenden und kalorischen Strahlen getrennt werden. Dieß geschieht am besten, wenn man vor die Oeffnung ein Glasprisma bringt, unter welchem Einfluß der rundliche Endfleck sich in einen länglichen mit den Farben des Regenbogens ausjeicht (Spectrum); an dem einen Ende sieht man das Roth, in welchem, wie durch das Thermometer ermittelt werden kann, fast sämmtliche kalorischen Strahlen sich vereinigen; am anderen Ende das Violett, in welchem und noch über dasselbe hinaus die aktinische Thätigkeit sich am stärksten entwickelt. Aus solchen einfachen Illustrationen erkennen wir, wie die verschiedenen Thätigkeiten, Licht, Wärme und Aktinismus, welche im Sonnenstrahl gewöhnlich gemeinschaftlich arbeiten, in Wirklichkeit verschieden sind und sich von einander trennen lassen. Bis hieher haben wir eine längst bekannte Thatsache besprochen, über welche

man sich bei jedem Photographen Belehrung einholen kann. Nun aber hat in jüngster Zeit Professor Tyndall die Beobachtung gemacht, daß, wenn man eine Glasschre mit vollkommen farblosen Dämpfen, denen des Salpetersäureamyls oder des Allylsodürs zum Beispiel, füllt und auf dieselbe das elektrische Licht einwirken läßt, alsbald eine Verdichtung des Dampfes erfolgt und eine Wolke sich bildet. Diese Verdichtung ist eine Wirkung der chemischen Strahlen, die beim Durchgang durch den Dampf absorbirt werden, und die Wolke selbst wird sichtbar unter dem Einfluß der lichtgebenden Strahlen, welche an sich eben so wenig als die kalorischen im Stande sind, einen solchen Effekt hervorzubringen. Tyndall hat nun seinen durch einen Prozeß, mit dem wir unsere Leser nicht behelligen wollen, den durchsichtigen Dampf in der Röhre derart verdünnt, daß er nicht Millionen Mal mehr Raum als unsere Luft, aber auch jetzt noch bildete sich auf Einwirkung des elektrischen Lichts eine sichtbare Wolke, freilich von so ungemeiner Dünne, daß ein hinter ihr befindliches Kreuzenlicht so klar durchsichen, wie durch einen luftleeren Raum. Diese Wahrnehmung weckte in ihm den Gedanken, er habe hier eine analoge Substanz vor sich, wie die der Kometen, und eine weitere Erwägung führte ihn zu einer Theorie, welche der Professor in die Sätze zusammenfaßt, daß ein Komet aus einem Dunst bestehe, der sich durch Sonnenlicht zersetzen lasse, und daß der sichtbare Kopf sowohl als der Schwanz eine auf dieser Zersetzung hervorgehende altinische Wolke sei. Die Sonnenstrahlen umfassen leuchtende, kalorische und altinische Strahlen; doch nur die letzteren bilden die Wolke, während die ersteren die Tendenz haben, den Nebel wieder in die Verdünnung des durchsichtigen Dampfes zurückzuführen. Es sind somach zwei antagonistische Kräfte in Thätigkeit, durch deren Wechselwirkung in jedem Augenblick und in jedem Punkt der Gesammtmasse der zeitweilige Zustand hervorgerufen wird. Der Kopf und Kern absorbirt alle oder doch fast alle kalorischen Strahlen, so daß in jenem Theil der Masse, welcher durch den Kopf geschützt ist, die gebildete Wolke sich nicht wieder in den durchsichtigen Dunst umwandeln kann; daraus erklärt sich die Richtung und das Anschwellen des Dampfes. Sofern nun durch das Experiment erwiesen ist, daß die Zersetzung des Dunstes entweder langsam oder augenblicklich im Lauf des ganzen Strahls stattfinden kann, so hat es keine Schwierigkeit mehr, die schnelle und augenblickliche Umwälzung des Schwanzes zu erklären; und da man nach unserer Voraussetzung es nicht bestig mit derselben Materie, sondern der Reihe nach mit feinen Schichten derselben zu thun hat, auf welche der von der Sonne aus zu dem sich bewegenden Kopf des Kometen gehende Strahlenbüschel einwirkt, so fällt auch die so bedenkliche Annahme weg, daß der Schwanz im Ganzen jene fruchtbare Fortbewegung mache. Der alte Schwanz, so weit er nicht mehr vom Kerne geschirmt wird, verschwindet einfach wieder unter dem Einfluß der ihn zu zersetzen bestimmten kalorischen Strahlen, und daraus erklärt sich auch die Bewegung des Schweifs gegen das Ende hin, weil letztere doch einige, wenn auch nur eine sehr kleine Zeit beanspruchen, um zu diesem Ende zu gelangen. Zum Schluß bemerkt Tyndall, daß gelegentlich selbst an Oerlichkeiten, die nicht vom Kopf und Kern geschützt werden, die altinischen Strahlen über die kalorischen ein zeitweiliges Uebergewicht gewinnen dürften; daraus erkläre sich dann das Strahlenbüschen, das man bisweilen von den Kometen aus gegen die Sonne hin bemerkt. Tyndall will nicht behaupten, daß jeder Komet aus einer solchen durch das Sonnenlicht zersetzbaren Masse bestehe, sondern glaubt, daß es auch unzersetzbare geben dürfte, die aber dann unsichtbar seien, und so möge die Erde schon durch manchen hindurch gegangen sein, ohne daß wir etwas davon gewußt hätten; dagegen drückt er seine Ueberzeugung aus, daß man mit einigen Unzen Allyljodür eine Dunstmasse entwickeln könne, welche zureiche, um eine altinische Wolke von der Größe und dem Glanz des Donati'schen Kometen herzustellen, der im Jahr 1859 so viele Augen erfreut und entzückt hat.

Wenn diese Folgerungen auf gesunden Boden stehen (und wie die Sachen stehen, scheint nichts Erhebliches dagegen einzuwenden zu sein), so gibt uns die Geschichte unserer Kenntniß der Kometen eine der belehrendsten Illustrationen für die gewaltige Bereche, welche die Wissenschaft in das Gebiet der Unwissenheit und des Aberglaubens gebrochen hat. Noch vor zwei Jahrhunderten hat man mit Schauder und Entsetzen zu diesen Himmelserscheinungen aufgeschaut, da ihr Aufkaugen und ihr Verschwinden gleich räthselhaft war. Von Newton an ging es wohl zum Bessern, aber gleichwohl fühlte man sich noch lange unbehaglich bei derartigen Besuchen, und Manche unter uns erinnern sich noch vielleicht, wie da und dort alte Weiber ihre Wasserfässer bereit hielten, weil sie lieber ertrinken als verbrennen wollten. Schließlich aber hat sich nun herausgestellt, daß alle diese Aengsten durch einen Schatten oder doch etwas mehr daran Grenzenden hervorgerufen wurden, durch einen Nebel von so unendlicher Dünne, daß alle Hülfsmittel menschlicher Kunst kaum ein Seitenstück dazu herzustellen im Stande sind.

Aus den Mappen unserer Spezialartisten.

(Mit S. 572.)

Wir entnehmen unsern Mappen wieder einige reposirte Stiefstinder unserer Thätigkeit während des Feldzuges; die vorliegende Zeichnung, welche feiergreif zu Versailles in der Aue de Provence Nr. 12, dem wohlbekannten Bundeskanzleramte während der Belagerung, entstand, gehört dieser Kategorie der Epigonen an.

Es war eine stattliche Villa, dieser Ruhesitz meines Kollegen, des Makes Jeffs, der wenige Tage vor der Okkupation der Preußen das Zeitliche gelegnet hatte und sein, in der inneren Ausstattung noch nicht ganz vollendetes Heim den Bundeskanzler des norddeutschen Reiches überlassen mußte und das im Laufe der Tage die historische Bedeutung als „erstes Hotel des Reichskanzleramts Deutschlands“ erhalten sollte. —

Die illustrirte Zeitung „Vom Kriegsschauplatz“ brachte mit Nr. 60 in der Illustration des Friedensschlusses zu Versailles ein getreues Abbild des Zimmers in dem oberen Stocke, welches sich der Bundeskanzler als Wohnzimmer reservirt hatte, und in welchem, die tiefste Erniedrigung Frankreichs, die diesem Lande je auferlegt wurde, sich vollzogen hat.

Die größeren Räume des Erdgeschoßes, welche sich auf den wohlgepflegten Park und das Treibhaus zu öffnen, deuten dagegen zu Speise- und Gesellschaftszimmer des Bundeskanzleramtes; täglich vereinigte der Fürst hier die höheren Beamten seines Ministeriums zur Mittagstafel; hier fand auch jenes Diner statt, welches der Kanzler nach den Austauschungen der Tage der Friedensverhandlungen den Vertretern der mitunterzeichnenden deutschen Staaten, dem Grafen Bray, dem Freiherrn von Wächter und dem Minister Jolly zu Ehren gab, und von welchem die historische Fama sagt, daß eine sprudelnde, durchsichtige Laune den großen Genius des geeinigten Vaterlandes beseelte.

Anschließend an den Speisesaal trat man in einen Salon, welcher mit dem Treibhause in Verbindung war. Diesem Raume, dessen Wände orydbeaun grundirt sind, fehlten noch die Tapeten, oder wahrscheinlicherweise eine Malerei im pompejanischen Style; nur nothdürftig möblirt, sind ein geöffnet Bild von Jesse auf, welches die ungebetenen Gäste an den Besitzer jenseiten erinnerte. Zwischen den mit schweren Brokaur verhängten Fenstern befand sich der mit „grands glaces et pendules“ bekrönte Kamin aus weißem Marmor, vor dem sich ein brauner Teppich ausbreitete; auf der Platte des Kamins stand die erwähnte Pendule mit zwei der bekannten Statuette eines in sich zusammengeklauerten sinnenden Dämons, zwei leere Champagnerflaschen mit Kerzen vertraten zu beiden Seiten die Stelle der Leuchter, wie denn überhaupt bei dem Mangel an Hausgeräth auch bei Tafel der Requisiten als Erleuchtungsgläuber dienen mußten.

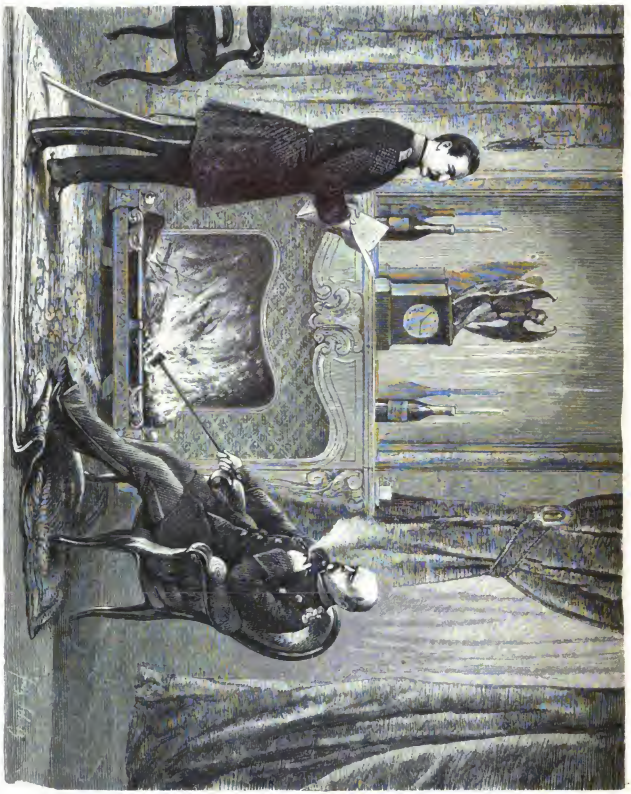
Das war ein Lieblingsplätzchen da rechts vor dem Kamine, so ein „Gedankenwinkel“ für den sorgenden Kanzler.

In den langen Winterabenden, während der Belagerung von Paris, wenn Schnee und Sturm und die früh hereinbrechende Nacht die behagliche Wärme des Kaminfeuers anstachen hieß, besonders aber in den Stunden nach dem Diner soß hier der hohe Herr in seinem Sorgenstuhle, dessen Mutter weiße Rococo-Arabesken mit Vögeln auf leopropthem Grunde zeigten, und rauchte die unentbehrliche Cigarre zu dem Kaffee und der kleinen Mundtasse, welche ihm handrecht auf dem Simse des Kamines zur Seite stand. Hier ließ er sich zuweilen auch Vortrag halten, während er mit dem Schüreisen in der endlich Hand in dem Feuer stöberte, welches sich unter der eisernen Haube, die auf die Geschicke Frankreichs sich so wachtig gelegt hatte, knisternd und Funken sieidend in den Schlot drängte. Bekanntlich hat der Fürst Reichskanzler den einfachen alten Tisch, daraus die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, nach einem mehr als zehnfachen Ersatze mitgenommen und Frau Jeffs hat einen Heidenlärm über diese „Entwendung“ der Reliquie, deren sachsiger Werth bei einem Trödler nicht zehn Franken übersteigen dürfte, erhoben; hoffentlich ist ihr aber die Pendule des Kamins geblieben, obgleich bei dem Geschrei der Franzosen wohl anzunehmen wäre, daß dieser Artikel, wo Deutsche gewesen sind, gänzlich verschwunden ist. Madame Jeffs kann an dieser Pendule des Dämons, welcher die Stunden schlug, die der Fürst-Kanzler sinnend über die Demüthigung Frankreichs hier verlebte, das spekulative Geschäft, welches sie mit dem obenerwähnten Tische zu machen gedachte, wieder gewinnen, indem sie diese »Pendule Bismarck« (wenn sie dieselbe so nennen will) zu veräußern sucht.

An dem Beifall ihrer Landsleute wird es ihr nicht fehlen und gestehen wir es gerechterweise ein, daß Bismarck der mauvais génie de la Prance ist, während wir Deutschen in ihm den guten Genius unseres wiedergefundenen Vaterlandes für alle Zeiten verehren werden.

Fritz Schulz.

Digitized by Google



Bismarck im feinem Arbeitszimmer in Varzin. Originalzeichnung von Otto Grashey. (S. 571.)

Digitized by Google

Aug' um Auge.

Von G. Hartmut.

(Fortsetzung.)

„Was wollen Sie mit diesen Worten sagen, um Alles in der Welt, was heißt das?“ stieß Mundszözot tonlos zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

Ob ich ihm etwas entgegnete und was es war, entsinne ich mich kaum; doch ist mir, als hätte ich seinen Arm wie ein gartiges Juseln von mir abgeschüttelt und als wäre er verblüfft zurückgetreten.

Während ich an allen Gliedern zitternd dastand, begriff ich plötzlich, was dunkel in mir gelegen, was ich selber kaum geahnt; aber beim ersten Griff einer fremden Hand in das verborgenste Geheimnis meines Herzens brohte mit einem Schlage Alles zu zerfallen, was heimlicher Kampf sich mühsam aufgebaut zur Schutzwehr gegen jenen Blitzstrahl, der, was er trifft, in Flammen entzündet, den ich wie lange schon — vergeblich von mir abzuwehren suchte.

Aber ein Blick und noch einer in Baron Mundszözok's lauerndes Gesicht genügte, um mir die verlorene Selbstbeherrschung alsbald zurückzugeben.

„Setzen wir uns, Baron,“ entgegnete ich endlich, „und greifen Sie mir nicht unnütz vor; Sie werden Alles erfahren, was Sie zu wissen wünschen.

„Vornehmlich handelt sich's, wie Sie sich leicht denken können, um die Gräfin Filazsthy. Weil ich nicht die Veranlassung peinlicher Konflikte zwischen dem Hausherrn und seinen Gästen werden mag, habe ich bisher Gräfin Isabellens unleidliches Betragen stillschweigend hingenommen.

„Jetzt aber ist es mit meiner Geduld vorbei und sie mag sich hüten, mich ferner noch zu reizen! — — — Ich fürchte, die Sache wird so oder so ein schlechtes Ende nehmen. — Wenn sie es auf dem bevorstehenden Balle wagt, mich in irgend einer Weise herauszufordern, so sieh' ich für nichts mehr ein! — — Ich habe daher den Grafen gebeten, er möchte mir gestatten, mich von der Theilnahme an demselben zurückzuziehen; aber Graf Iyrakin wollte nichts davon hören, und als ich nothgedrungen erklärte, daß ich dennoch entschlossen sei, nicht auf dem Balle zu erscheinen, entgegnete er verstimmt: ‚so würde derselbe nicht stattfinden.‘“

„Und was ist Ihr Entschluß?“ frug Baron Mundszözok.

„Mein Entschluß? Ich erwartete denselben von Ihnen zu hören.“

„Wohl, so versprechen Sie mir, sich meinen Rathschlägen unbedingt zu fügen?“

„Gern will ich das,“ entgegnete ich aufathmend, denn an Baron Mundszözok's bedächtiger Miene, an den tausend kleinen Fältchen, die seine breite Stirn bedeckten, sah ich, daß er gewiß gesonnen war, mir guten Rath zu geben. Schweigend schritt er, die kleinen Hände auf dem Rücken gefaltet, während geraumer Weile auf der Rotunde hin und her.

„So,“ sagte er endlich, indem er mit gekreuzten Armen und der Miene eines Feldherrn, der seinen Schlachtplan noch einmal überlegt, vor mir stehen blieb, „hier sind Ihre Verhaltungsmaßregeln. Sie thun meinem Vetter gegenüber, als wäre nichts vorgefallen, denn an dem Wunsche, unangenehme Scenen zu vermeiden, erkenne ich vollkommen Ihren feinen Takt. — Gelegentlich sprechen Sie Ihr Vergnügen an dem schönen Anzug aus, fragen nach dem Beginn des Balles und beweisen dem Grafen, jede abermalige Erörterung des gestrigen Gespräch's vermeidend, daß Sie entschlossen sind, sich seinen Wünschen zu fügen.

„Im Uebrigen bitte ich Sie, auf mich zu rechnen. So viel mein Vetter als Hausherr mir sein Vorrecht abtritt, werde auch ich bemüht sein, durch die Macht Ihrer Tänzer zu Ihrem Vergnügen beizutragen. Ferner werden Sie mir erlauben, stets in Ihrer Nähe zu sein. Wie Sie wissen, fürchtet die Gräfin Isabella mich und wird mich nicht unnöthig aufsuchen. — Und jetzt sehen Sie mich wieder freundlich an, Fräulein Gertrud, ich erkenne Sie kaum wieder, die Aengstlichkeit steht Ihnen gar nicht zum Gesicht!“

Wohl hätte ich dem Baron auf seinen Vorwurf etwas erwiedern können, aber diese Antwort hätte ich mir selbst vor einer Stunde noch zum keinen Preis gestanden.

Jetzt war's ein anderes Ding! Ich wußte, woran ich mit mir war, und wenn ich so weit bin, ist Alles gewonnen oder — Alles ist dahin!

Noch einmal suchte Baron Mundszözok das Gespräch auf den Grafen zurückzulenken. Ohne Zweifel empfand und bereute er sein begangenes Verſehen und suchte die Gelegenheit, es durch eine kluge Wendung wieder gut zu machen. Da aber brach ich unsere Unterhaltung kurz ab; der Ton, in dem er von dem Grafen zu sprechen pflegte, behagte mir schon lange nicht, jetzt aber hätte ich ihn nicht mehr ertragen können, selbst auf die Gefahr hin, dem meinem getreuen Celadon zu erzürnen und mit ihm den sichern Halt gegen die Gräfin Filazsthy einzubüßen.

Mir schein, das gute Einverständniß mit „beiden Theilen“, dessen mein Philosoph sich rühmte, ist ihm doch nicht so ganz gelungen, und das ist seiner Eitelkeit genug, um an dem Grafen alle Ungerechtigkeit und Bosheit auszusinnen, deren er fähig ist — wo sich etwa die Gelegenheit bietet.

Warum hätte er's sonst darauf abgesehen, auch mich gegen Jenen einzunehmen? Bis ich ihm endlich unumwunden sagte, es wäre mir lieber, wir redeten nicht wieder über diesen Gegenstand.

Mit Gräfin Isabella war seit der Wiederkehr des Barons eine seltsame Veränderung eingetreten. Entweder sie hatte sich eines Bessern bedacht und wollte meine Geduld nicht auf harte Proben stellen, oder sie fühlte sich beengt durch Mundszözok's Gegenwart; kurz sie stellte plötzlich ihr gehässiges Verfahren ein. Vor Letzterem aber schien sie in der That eine geheime Furcht zu haben; sobald er sich ihr näherte, verrieth sich eine sieberhafte Spannung in ihrem ganzen Wesen. Und was es auch gewesen sei, der Baron that gut daran, ihren Haß durch jene Gnadenkritik zu dämpfen. — Ich glaube in der That, es gibt nichts, wozu dieses Weib nicht fähig wäre, wenn es gälte, ihre Leidenschaften zu befriedigen! So berechnet sie in jedem Wort, in jeder Miene war, nur ihre Augen konnte sie nicht beherrschen, und es war oft fast erschreckend zu beobachten, wie diese sie verriethen und ihr widersprachen, wo sie sich dessen am wenigsten versah.

Es war am Abend des zum Ball angesetzten Tages. Schon verrieth das Gerassel der vor das Portal rollenden Kutschen und das geschäftige Hin- und Herrennen der Dienerschaft die Ankunft der ersten Gäste. Ich aber saß, die Hände im Schooß, in meinem Zimmer; neben mir unberührt auf bemaltem Tisch, wo der Graf sie an jenem Abend hingelegt, die Schachtel mit dem mir zugedachten Ballanzug. Ach, was hätte ich darum gegeben, wenn ich diesen gegen den schlechtesten Kittel hätte vertauschen dürfen, um mich vor all' den fremden Leuten zu verbergen oder fort zu gehen, weit fort bis Schloß Iyrakin, und Alles, was ich hier erlebt, wie ein Traum hinter mir zurücklehren müßte! —

Ich weiß nicht, wie lange ich so dagesessen und was aus mir und meinem Stolz geworden wäre, wenn die Frage einer fremden weiblichen Stimme, die um Einlaß bat, mich nicht zur rechten Zeit noch aus meinen Gedanken aufgestört hätte. Ein Dämchen, beladen mit einem hölzernen Kasten, der dem Necessaire eines Doktors nicht unähnlich sah, voll Scheeren, eisernen Zangen und dergleichen trat unter tausend Entschuldigungen ein; da sie durch ein zerbrochenes Wagenrad Aufenthalt gehabt, möge ich ihre Verspätung gnädigst vergeben, die Schuld hätte nicht an ihr gelegen und so fort. —

Als ich erstaunt entgegnete, wer sie sei, hier wolle ohne Zweifel ein Mißverständniß ob, antwortete die kleine Dame eifrig: „Bewahre, meine Gnädigste, ich bin Damenschneiderin und Modistin von Profession; der gnädige Herr hat mich kommen lassen und mir selbst dieß Zimmer angewiesen.“

Beschämt durch die abermalige gütige Fürsorge des Grafen überließ ich mich also den Händen meiner Modekünstlerin und es war mir schon recht, unbehindert den Gedanken nachzuhängen, die heimlich auf mir lasteten, und mich nichts um all' die lastigen Fitzter zu bekümmern.

Endlich war sie mit ihrem Machwerk zu Ende; während ich regungslos dastand, da ich mich auf das gebieterische Geheiß der Dame in meiner knisternden, rauschenden, endlosen Schleppe nicht rühren durfte, drehte sie die Kamellien an der Brust und in den Lockenbau, den sie mir aufgethürmt, und brach aber das Resultat ihrer Kunstfertigkeit in so andächtige Bewunderung aus, daß ich lachen mußte, wie wenig heiter und beifallslustig mir auch zu Muthe war.

Dann scheilt sie, mich wie ein aufgestelltes Automat von allen Seiten musternd, immer hin und her: „Das gnädige Fräulein“ — begann sie mit leiser, säuselnder Stimme — „schauen aber für den lustigen Ballstaat zu ernst und finster drein; jetzt noch ein wenig Roth auf die Wangen, nicht wahr? Euer Gnaden sind in dem weißen Anzug gar zu bleich!“ Vergebens antwortete ich, erschreckt über einen solchen Vorschlag, daß ich von diesen Künsten nichts wüßte; die kleine Dame schien an dergleichen Schwierigkeiten so gewöhnt, daß sie durchaus nicht begreifen mochte, warum ich ihr nicht gestattete, mich wie ein Stück Leinwand anzumalen. Als sie endlich einsah, daß nichts mit mir zu machen war, schloß sie brummend und kopfschüttelnd ihre Schminkkästchen und die eisernen Werkzeuge, mit denen sie in meinen schlichten Haaren umhergefahren war, wieder ein und empahl sich brummend und kopfschüttelnd.

Kaum war sie fort, als des Grafen Kammerdiener mit von diesem die Weisung brachte, mich alsbald in das anstoßende Kabinet zu verfügen. Als ich, seinem Geheiße folgend, eintrat, fuhrte Graf Iyrakin, der heute sein lostbares ungarisches Nationalkostüm trug und in demselben stattlicher aussah denn je, mich einer alten Dame zu, die sich mühsam aus ihrem Lehnsessel erhob und mir mit ihrem schneeweißen Haupt freundlich zunickte. „Liebe Mutter,“ sprach der Graf, „ich habe die Ehre, Dir das

Digitized by Google

Fräulein vorzustellen, daß, seit Sandor mir von Margit zurückgegeben ward, die Stelle der Mutter bei ihm vertritt und mich durch ihre Güte und Hingebung zu meinem Knaben mit jedem Tage zu neuem Dank verpflichtet." Bei diesen Worten verbeugte sich Graf Zuraskin und zog, ehe ich es wehren konnte, meine Hand an seine Lippen. Diesen ehrerbietigen Kuß — o Sara — noch zu dieser Stunde spüre ich ihn auf meiner Hand; es war die süßeste Genugthuung, die ich je erfuhr!

Die Gräfin aber fuhr mit ihren feinen Händen sanft über meine Stirn und sagte: „Gott segne Sie, mein gutes Kind. Graf Gyula schrieb mir oft von Ihnen; wie Alle hoffen, und vornehmlich mein Sohn wünscht herzlich, daß Sie uns nie wieder verlassen mögen. Ich hoffe doch, Sie geben uns keinen Korb?" Mit diesen Worten blickte sie fragend und erstaunt in mein, mit ich es wohl fühlte, verwirrtes, erschrockenes Gesicht. „Nun, wir reden später mehr davon, jetzt kommen Sie und lassen Sie uns sehen, was unser Hausherr hergerichtet!"

Auf meinen Arm gestützt, erhob sich die alte Dame, und dem Grafen folgend, traten wir in den mit Blumen und Baumgruppen auf's Schönste geschmückten Saal. Was erblickte ich da zu meinem nicht geringen Schreck! Mir gegenüber die Gräfin Zilajezky, bis auf den Schmuck in den Haaren, bis auf den gebenen Reif, der ihre Locken zusammenhielt, in einem, dem meinigen völlig ähnlichen Anzug, mit dem einzigen Unterschied, daß ich weiß und sie, ihrem Wunsch gemäß, hochroth gekleidet war.

Trotz ihren geschminkten Wangen sah ich, wie Gräfin Isabella erblickte und mit einem zornigen Blick von mir auf den Grafen sah. Rasch wie der Blitz hatte sie eine neben ihr stehende Vase ersaßt und scheinbar unversehens umgeworfen, daß unter den Wasserfluthen Blumen und Sand hervorrann und sich in Strömen über das schöne Gewand ergoß.

Alsbald erhoben lautes „Ach und Weh" der Damen und Kavaliere um sie her; sie aber trocknete mit so heftiger Geberde den lustigen Stoff, daß dieser wie Staub unter ihren Fingern zerriß — und verließ, einen lachenden aber eisklalten Blick nach mir werfend, das Gemach.

Mittlerweile schritt der Graf Zuraskin, in behaglicher Unterhaltung mit einem der Gäste begriffen, im Saal auf und ab und that, als hätte er nichts gesehen. Dennoch konnte die eben so stumme als leidenschaftliche Szene ihm nicht ganz entgangen sein; denn kaum war die Gräfin Isabella hinaus, als er den Diener herbeirief, die Reste des unglücklichen Blumenschmuckes fortzuschaffen. Ohne Zweifel war es sein Zufall, daß der Graf den Stolz seiner Nichte so empfindlich verletzt, zu muthwillig herausgefordert!

Kaum eine halbe Stunde später trat die Gräfin Zilajezky wieder ein in der selbstsamsten Balltoilette, die indeß ihre stattliche Figur nicht übel kleidete: ein lustiges Gewand von schwarzen Spitzen, in dem Haar und an der Brust mattgelbe Theerosenblüten. Prächtiger als heute Abend und in so auffallendem Kostüm hatte sie vielleicht trotz ihrer dreißig Jahre nie, ausgesehen; denn der in ihr gährende Groll trug nur dazu bei, den kalten Zügen ungewöhnlichen Leben zu verleihen. Als sie, den schwarzen Lockenkopf leicht auf dem üppigen Nacken tragend, mit dem vornehmen Anstand, der jede ihrer Bewegungen auszeichnet, unter den Draperieen der Flügelthüren erschien, wandten sich alle Blicke bewundernd nach ihr um.

„In lauten, jubelnden Tönen erscholl die Musik des Zigeunerkorps, das Graf Zuraskin auf Pest hatte kommen lassen; phantastische, schwarzbärtige Gestalten, die sich wie ein bunter Maskenzug in dem hellerleuchteten Saal ausnahmen und ihm zu einer stattlichen Dekoration gereichten.

Einer der Herren, die im Gespräch mit dem Grafen dagestanden, trat an das Fräulein von Zilajezky heran, der Andere ward von dem Hausherrn mit zugeführt. — Als hatte Graf Zuraskin es darauf abgesehen, die Verstimmung seiner Nichte auf's Aeußerste zu treiben, eröffneten wir, ohne Zweifel auf seine Anordnung, gemeinschaftlich den Ball, der bei den ersten Tönen des wilden, wirbelnden Zigeunerspiels mit aller den Südländern eigenen Lebhaftigkeit begonnen ward.

Da Graf Zuraskin und Baron Mundaßzol gastfreundschaftlich dafür sorgten, daß mir kaum Zeit übrig blieb, jenen unerfreulichen Gedanken nachzuhängen, hatte ich im Lauf des Abends die Szene mit der Gräfin längst vergessen, als diese endlich wohl meinen mochte, das Mittel gefunden zu haben, um ihren ganzen Haß an mir auszulassen. Es war der letzte Pfeil, den sie auf mich abzielte. Die Spitze brach jäh genug ab und traf zurückfallend nur ihr eigenes arges, böswilliges Herz. Während einige Damen und der Gesellschaft einen ungarischen Nationaltanz ausführten, hatte Baron Mundaßzol den leeren Stuhl neben mir eingenommen und unterhielt mich in seiner launigen Weise mit tausend boshaften Einfällen und scherzhaften, sarkastischen Bemerkungen. Etwa zwei oder drei Schritt von uns entfernt, in einer Kaltusgruppe, die mich vielleicht nur halb, meinen Nachbar aber gänzlich ihrem Blick entzog, saß die Gräfin Zilajezky mit einem Better des Grafen, dem Herrn von Felben, einem ihrer eifrigsten Bewunderer. Als Mundaßzok zufällig eben gehindert ward, in seinem sarkastischen Redefluß fortzufahren, da auch der Graf sich zu uns gesellt — sagte drüben Herr von Felben zu der Gräfin Isabella: „Ist es erlaubt zu fragen, meine Gnädigste, warum die Dame, der ohne Zweifel die heutige Feier gilt, in so erhobenen Farben erschienen ist? — Gibt es, wie ich nicht hoffen will, in der Familie einen Trauerfall, oder wollte Gräfin Isabella durch einen neuen Einfall doppelt triumphirend, doppelt anziehend erschienen?"

Gräfin Isabella schüttelte lachend den Kopf: „Ich hatte mir ein rothes Ballkostüm kommen lassen, aber das schwarze hier gefiel mir besser; und hatte ich einen Unfall mit jenem. — Der heutige Ball übrigens gilt durchaus nicht mir, da sind Sie arg im Irrthum. Auf mein Wort — Baron — so lächerlich es klingt, wir Alle haben und hier versammelt müssen, um Vetter Gyula Gelegenheit zu geben, jener Person" dort — die Umgegend eine ziemlich zweideutige Rolle in seinem Hause spielt — ein Amüsement zu bereiten."

Wahrlich, in diesem Augenblick war es mein Glück, daß Baron Mundaßzok neben mir saß und mich durch den Griff seiner eisernen Faust in meinen Sessel niederdrückte. Die schamlose Beleidigung, die Gräfin Isabella in meiner Gegenwart mit so lauter Stimme auszusprechen wagte, daß ich jedes Wort vernehmen mußte, war mir wie ein unerwarteter Stoß durch alle Glieder gefahren. Unwillkürlich hatte ich mich erhoben im maßlos aufwallenden Zorn, dem bösen Weibe Auge in Auge gegenüberzutreten und Rechenschaft zu fordern für den Schimpf, den sie mir angethan.

„Nur jetzt nicht und vor Nolle fallen! Das war ihr letzter Ausfall. Sie soll's nie wieder wagen, Sie zu beleidigen."

Mit diesen Worten verlieh Baron Mundaßzol mich, trat auf die Gräfin zu und wandte sich ohne Weiteres mit der Bitte an ihren Kavalier, ihm auf einen Augenblick den Platz neben seiner Dame einzuräumen. Als Jener sich mit einer höflichen Verbeugung entfernte, sagte Baron Mundaßzok, langsam jedes Wort betonend, daß meinem gespannten Ohr kein Laut entging: „Wenn Sie fortfahren, noch ein boshes Wort über die Dame zu sagen, die so hoch in Graf Gyula's Achtung steht, als Jeder, der sie lügnerisch verleumdet, in derselben zu sinken verdient, so mehr ich heute noch an Ort und Stelle die Gesellschaft mit einer Ihnen unzweifelhaft bekannten Anekdote aus der „Chronique scandaleuse" des wiener Hofes unterhalten; ich meine die Affaire eines gewissen Fürsten mit einer Dame, deren Namen ich nicht mehr zu nennen brauche. Ich werde sie so genau, so ungeschminkt, so detaillirt vortragen, daß Ihnen die Lust vergehen wird, diese herausfordern, deren Zorn zu reizen nicht eben klug von Ihnen ist."

Während dieser drohenden Rede saß die Gräfin Zilajezky, ohne ein Wort zu erwidern, da und sah den Baron bald ängstlich, bald herausfordernd an. Beider Augen begegneten sich in einem Blick, mit dem Jedes beim beginnenden Kampf des Gegners Widerstand zu wägen schien. Die Prüfung fiel für Gräfin Isabella nicht eben günstig aus; der Ruf von Herausforderung, der anfangs noch in ihren Zügen lag, verschwand und verwandelte sich allmälig in offenbare Furcht, während Mundaßzol so unzugänglich, wie man sich nur die hartschaligste Schildkröte denken mag, vor ihr stand. Als aber, da er kaum zurücktrat, Graf Zuraskin ihm auf dem Fuße folgte, hätte ich bald Alles, was ihre böse Zunge mir angethan, vergessen über der Angst, die mich für die Gräfin selbst ergriff.

Nur wenige Worte wurden zwischen Beiden gewechselt; aber die gegenschwollenen Adern an der Stirn des Grafen, sein zorniges Auge verriethen mir Alles, was ich zu wissen brauchte.

Als bald darnach zur Abendmahlzeit geladen ward, hieß es, die Gräfin sei von plötzlichem Unwohlsein befallen worden und würde nicht mehr erscheinen.

Durch die peinlichen Konflikte der letzten Tage, die endlich den heftigen Schlußauftritt mit der Gräfin Zilajezky herbeigeführt, auf's Aeußerste erregt, war ich trotz der Ermüdung, die mir schwer in den Gliedern lag, noch stundenlang in meinem Zimmer wach geblieben, als mit der Mahlzeit der Ball beendet war und die Gäste sich theils verabschiedet, theils in ihre Schlafgemächer zurückgezogen hatten. Tu aber magst Dir denken, wie ich aufathmete, als ich in der ersten Frühe des Morgens Gräfin Isabellens Wagen an meinem Fenster vorbeirollen sah. Als ich jetzt zum ersten Mal in völliger Ruhe meine Lage überlegte, hatte ich nicht Ursache zufrieden zu sein mit der Wendung der Dinge, die durch Gräfin Zilajezky's Erscheinen im Schloß Zuraskin eingetreten war? Hatten doch ihre feindseligen Umtriebe mir Etwas zum Bewußtsein gebracht, das ich mir sonst vielleicht zu spät gestanden hätte, und war doch nicht ein Gewinn, der Alles aufwog, was ich bei ihrer Ankunft erlitten?

Nach beendeter Mittagstafel waren am folgenden Tage die letzten Gäste, unter ihnen Baron Mundaßzok und die alte Gräfin Zuraskin, aufgebrochen.

Nachdem ich Alles wohl überlegt, sagte ich der Gräfin, als diese mit zum Abschied in ihr Zimmer beschieden ließ, daß ich durch Sendze, die ich nicht ändern könnte, gezwungen sei, Sandor zu verlassen und nach B.... zurückzukehren. Sie aber unterbrach mich freundlich und drang

Digitized by Google

mit keinem Worte weiter in mich. Als ich meiner nicht mehr mächtig in Thränen ausbrach, machte sie nach katholischer Sitte das Zeichen des Kreuzes über mir und sagte: „Gott segne Sie für die zarte Sorgfalt, mit der Sie unsern Knaben pflegen! Wollte Gott, er hätte in Ihren Händen bleiben können. — Dessen aber seien Sie gewiß: so leid es uns ist, Sie zu verlieren, denn Gyula hält viel auf Sie und sieht sich durch Ihre Absage schmerzlich getroffen, so zweifelt doch Niemand daran, daß — was immer die Ursache sein mag, Sie nicht anders handeln konnten, und daß Ihre Beweggründe Ihrer würdig sind."

Wie zuversichtlich hatte ich geglaubt, mit mir im Reinen zu sein, und nun erwachte der harte Kampf doch wieder mit aller Macht. So laut auch die Stimme des Gewissens in mir sprach: „Du hast Recht gethan, es darf nicht anders sein," so war auch eine andere da, die über jene mehr denn einmal fast den Sieg davon trug und mir aufsteckend zurief: „Bleib' und laß Dir's wohl sein!"

In dem Verlangen, einen Augenblick allein zu sein mit mir und meinem von tausend Widersprüchen hin- und hergewarfenen Herzen, war ich in den Garten hinabgegangen. Wie das schöne Bild sich in sanfter Pracht vor mir ausbreitete, das That zu meinen Füßen, schimmernd im Abendroth, die Blumengruppen des wunderschönen Gartens, drüben die blaue Kette der kolayer Berge, da ergriff der Gedanke an den nahenden Abschied mich mit so unbezwinglicher Gewalt, daß mir war, als begriffe ich erst in diesem Augenblick ganz, was ich unwiederbringlich fahren ließ! — Hier die süße, verführerische Behaglichkeit des Lebens, der ich mich wohl entschlagen kann, wenn's gilt, für die ich aber nur zu empfänglich bin — dort die herbe Aussicht, abermals hinaustreten in den Kampf mit einer ungewissen Zukunft. Ach, ich hab' ihn einmal schon durchfochten und ich weiß, was es heißt, allein auf sich gestellt, dem Leben Trotz zu bieten!

Während ich also sagend und ungewiß dahin ging in dem heftigen Aufruhr, der mir das Herz durchschütterte, sah ich den Grafen von der Veranda herabschreiten und sich suchend im Garten umsehen. „Fräulein Gertrud," sprach er, als er mich erreicht, „wie ich höre, sind Sie gesonnen, uns zu verlassen? Darf ich erfahren, was Sie zu diesem Entschluß bewogen hat? Ich glaubte bemerken zu haben, daß wir Ihren Besitz wohl zu schätzen wissen und daß Sie in jeder Lage auf meinen Schutz und Beistand rechnen können. Ich gestehe, daß Ihre Absage mich sehr betroffen hat. — Gertrud, was berechtigt Sie vor Ihrem eigenen gütigen Herzen, meinen armen Buben zum zweiten Mal zur Waise zu machen, nachdem Sie ihn fast aergessen ließen, daß er die Pflege einer eigenen Mutter entbehren mußte?"

Bei diesen Worten schloß der Graf meine Hand mit so festem Griff in die seinige, als wollte er mich nicht eher losgeben, als bis ich ihm die Frage beantwortet. O hätte Graf Zuzukin gewußt, wie die schwankende Kraft des Widerstandes mir bei dieser Berührung wiederkehrte, daß ich, wie heiß mir auch das Blut zum Herzen strömte, seinen Augenblick mehr zweifeln durfte, was mir zu thun oblag. Und doch — noch ein Wort aus seinem Munde und ich hätte die Härte, mit der ich gezwungen war, gegen mich, gegen Sandor, ja selbst gegen den Grafen zu handeln, nicht zu Ende gebracht.

„Herr Graf," entgegnete ich daher, entschlossen, die letzte Unterredung über diesen Gegenstand zu raschem Schluß zu führen, „erlassen Sie mir die Antwort auf Ihre Frage. Gründe, über die ich keine Macht habe, erheischen meine Rückkehr nach B . . . . und ich bitte Sie, Sorge zu tragen für einen Stellvertreter." Somit wandte ich mich ab und ließ den Grafen stehen, ohne ihm Zeit zu einer weiten Erwiderung zu geben.

Seitdem ward der Sache mit keinem Worte mehr erwähnt. — Aus Zuzukin erwarte keine Briefe mehr von mir. Wenn Sandor, der seit einigen Tagen über Kopfweh klagt und bleich und leidend aussieht, meiner, wie ich hoffen will, nicht besonders bedürfen sollte, breche ich in wenigen Tagen schon auf, da der Graf bereits mit einem Erzieher für den Knaben in Unterhandlung steht. Und Gott behüte meinen Liebling! —

(Schluß folgt.)

Das Traumleben.

Skizze

von

Lina Freifrau von Berlepsch.

Was ist der Traum? Wie erklären den Begriff „Traum" einfach als „das Wachen der Seele bei schlafendem Körper". Nur der Körper bedarf des Schlafes, nicht die Seele, und es gibt nur einen Zustand derselben, der mit dem Körperschlaf einige Aehnlichkeit hat, und das ist der eigenthümliche Zustand momentaner Gedankenlosigkeit in Folge übermäßiger geistiger Anstrengung.

Sollen wir nun die Träume für das Produkt einer schwächlichen, erregbaren, phantastischen Natur halten, oder sie mit Aberglauben und Ahnen betrachten? Poesie und Liebe halten die Stunde der Träume heilig, sind sie aber auch weissagend in jeder Lebenslage? Die Wissenschaft beschäftigte sich lange mit diesen Fragen und hat sie beantwortet.

Die Funktionen des Gehirnes in der Hirnschale eines schlafenden Wesens bewiesen, daß Träumen eben so naturgemäß sei, wie Denken im wachen Zustand.

Ein gelehrter Forscher definirt den Traum als jenen Zustand des Schlafes, in dem der Mensch alle Kontrole über seinen leiblichen Organismus verloren hat, der geistige aber in Thätigkeit ist.

Das Gehirn hingirt ganz unabhängig vom andern körperlichen System, wird aber sehr leicht beeinflußt.

Skalpere behaupten, eine Erschütterung der Lippen bringe einen Traum von Küssen; ein Herr brachte Flaschen mit heißem Wasser an seine Füße und träumte von einer Partie auf den Aetna; Doktor Reid hatte ein Pflaster auf dem Kopfe und träumte, er würde von einem Rudel Indianer skalpirt.

Derlei Fakta zeigen, daß der Traum zwar eine physische Funktion ist, aber durch physische Wirkungen hervorgerufen, repetitase beeinflußt werden kann.

Im Jahre 1821 wurde die Natur der Träume am ausführlichsten beobachtet. Ein Mädchen von sechsundzwanzig Jahren hatte in Folge einer Krankheit die äußere Stirnhaut und einen Theil der Hirnschale verloren, so daß das Gehirn offen lag. Man fand, daß, wenn sie im festen Schlafe lag und nicht träumte, dasselbe bewegungslos in der Hirnschale ruhte. Sobald sie aber träumte, bewegte sich das Gehirn, und zwar um so mehr, je wichtiger oder aufregender der betreffende Traum war. Diese Entdeckung erregte zu jener Zeit viel Interesse und wurde für maßgebend gehalten.

Zeit und Raum existirt nicht im Traum.

De Quinzy erzählt in seinen „Geständnissen eines Opiumessers", daß er, wenn vom Opium befreit, siebenzig bis hundert Jahre in einer Nacht im Traume durchlebte und viele Länder sah. Seine Gesichte aber waren oft schrecklicher Art.

„Ich war," erzählt er, „mit Mumien und Gespenstern in steinerne Särge gefesselt im Herzen der ewigen Pyramiden, lag unter Schiff im Nilschlamm und wurde von Krokodilen gefaßt."

Der „Teufelsritter" wurde im Traume komponirt. Der Verfasser träumte, der Teufel erscheine ihm und fordere ihn zu einem Wettkampf auf der Violine auf. Er erwachte, die Komposition noch frisch im Gedächtniß, und schrieb sie sofort nieder. Coleridge dichtete zwei- bis dreihundert Zeilen im Schlafe. Beim Erwachen schrieb er die Dichtung auf, wurde aber während dieser Beschäftigung abgerufen, und der Rest entschwand seinem Gedächtnisse.

In der heiligen Schrift erhalten die Träume göttlichen Ursprung. In der Genesis lesen wir 20, 3: „Aber Gott kam zu Abimelech im Traume des Nachts und sprach zu ihm: „Siehe, Du bist des Todes, um des Weibes willen, das Du genommen, da sie doch eines Mannes Eheweib.'" — Joseph sagt I. Mos. 41, 25: „Der Traum Pharao's ist einer: was Gott thun will, hat er dem Pharao angezeigt." In Matthäus wird berichtet 1, 20: „Als Joseph aber solches im Sinne hatte, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume und sagte: „Joseph, Sohn David's, scheue Dich nicht, Maria, Dein Weib, zu Dir zu nehmen, denn das in ihr Erzeugte ist vom heiligen Geiste." 2, 12: „Und da die drei Weisen im Traume göttliche Weisung erhalten hatten, nicht zurückzukehren zu Herodes, zogen sie auf einem anderen Weg heim in ihr Land."

Alterthumsforscher weisen nachgrad nach, daß die Griechen und Römer den Träumen die höchste Bedeutung beilegten. Während bei marianischen Kriegen sieh der Senat wegen eines Traumes, den das Weib des Konsuls Appius Claudius hatte, einen Tempel wieder aufbauen.

Ein karthagischer Arzt wurde von der Unsterblichkeit überzeugt durch die Erscheinung eines jungen Mannes im Traume, der mit ihm über dieses Thema disputirte. Daraus folgerte er, daß, wenn er, so lange seine leiblichen Augen im Schlafe geschlossen, doch sehe, er auch nach dem Tode durch die geistigen Sinne sehen, hören und fühlen werde.

Träume sind keine Schwächen, kein Aberglauben. Es sind reelle Funktionen des Geistes und oft von hoher Bedeutung für des Menschen vergangenes, gegenwärtiges oder zukünftiges Geschick. Prophezeiungen, Vorbersehen kommt hier mehr denn irgendwo zur Geltung. Der Geist schleicht unbegrenzte Macht zu haben, er vernichtet Zeit und Raum. Wenn aber Viele die Träume für leere, nichtssagende Phantome erklären, so kommt das daher, weil sie dieselben kaum oberflächlich beachten. Die Stimme, die eindringlich genug in finsterer Nacht zu uns sprach, die unser Herz erbeben ließ, verhallt spurlos in des Alltagslebens flachem Getriebe.

Und doch dürfte dieses Thema Viele interessiren. Wie beabsichtigen deßhalb, eine Reihe merkwürdiger Träume aller Zeiten zu geben, die vielleicht anregen dürften zu ernstem Nachdenken über uns selbst und deren Zusammenhang mit unserem Thun und Lassen.

Digitized by Google

Vor dem Tage der Römerschlacht auf den Gefilden von Philippi hatte Augustus' Arzt Antonius einen Traum, in dem ihm die Gestalt der Minerva erschien und ihm befahl, den schwer kranken Herrn zu bitten, sich dennoch nicht von der Theilnahme an der Schlacht abhalten zu lassen. Der Cäsar ließ sich in einer Sänfte in's Treffen tragen, strengte sich namenlos an und doch nahm Brutus sein Lager weg. Was können wir anders denken, als daß es in der Absicht der Götter gelegen, das schon der Unsterblichkeit geweihte Haupt vor dem unwürdigen Loos der Gefangenschaft zu bewahren? —

Cicero, durch das Zusammenwirken seiner Feinde aus Rom vertrieben, hielt sich auf einem Landgute in der Gegend von Arinia auf. Als einst Träume seinen Geist umschwebten, war es ihm, als streife er in wüsten, unwegsamen Gegenden umher. Hier begegnete ihm Marius mit den Insignien des Konsulats und fragte, warum er auf solch' unsicherem Pfade sich umhertreibe und so niedergeschlagen aussehe? Hierauf habe er ihm seinen Unfall erzählt und Marius ihn bei der Hand gefaßt, durch den nächststehenden Liktor in seinen Tempel führen lassen und geboten: hier werde sich ihm die Aussicht auf bessere Lage eröffnen. Und so geschah es auch. Im Marischen Jupitertempel wurde der Cicero's Rückkehr betreffende Senatsbeschluß gefaßt. —

Hannibal hatte einen Traum, der seinen Planen entsprach und auch wirklich in Erfüllung ging. Er sah einen von Jupiter an ihn gesandten, übermenschlich großen Jüngling, der ihm bei seinem Einfall in Italien voranschreit. Auf dessen Geheiß folgte er seinen Fußstapfen, ohne umzusehen. Nach einiger Zeit aber regte sich in ihm der Trieb des Herzens, das Verborgene kennen zu lernen, und er schaute um. Da erblickte er eine Schlange von entsetzlicher Größe, die Alles ungestüm zermalmte, was ihr in den Weg kam. Hinter ihr fiel unter heftigen Donnerschlägen Hagel nieder und hüllte das Tageslicht in Finsterniß. Grausen erfaßte Hannibal und er fragte, was das bedeute? „Du siehst die Verwüstung Italiens," entgegnete sein Führer, „aber schweige und überlasse Alles dem stummen Schicksal." —

Der Dichter Simonides landete an einer Küste, fand einen unbeerdigten Leichnam und sorgte sofort für dessen Begräbniß. Im Traume nun gab ihm der Verstorbene die Warnung, sich am folgenden Tage nicht einzuschiffen. Er folgte und sah, wie die ganze Schiffsgesellschaft in einem Sturme von den Wellen verschlungen wurde. Nie vergaß er die ihm widerfahrene Gnade und verewigte sie in einem schönen Gedichte. —

Der karthagische Heerführer Hamilkar glaubte während der Belagerung von Syrakus im Traume eine Stimme zu vernehmen, die ihm verkündete, er werde am folgenden Tage in der Stadt speisen. Voll Wonne über die Verheißung rüstete er sein Heer zum Gefecht. Unter den Karthagern und Sizilianern aber entbrannte Zwistigkeiten, die Syrakuser machten einen unerwarteten Ausfall und schleppten Hamilkar in Banden nach der Stadt. Nicht der Traum, die Hoffnung hatte ihn betrogen. Er speiste wirklich in der Stadt, nur nicht als Sieger, wie er geglaubt hatte. —

Zwei befreundete Arkadier kamen auf einer Reise nach Megara. Einer derselben begab sich zu einem Freunde, der andere in ein Gasthaus. Ersterer träumte, daß sein Begleiter ihn anflehe, ihm zu Hülfe zu kommen, da der Wirth Schimmes beabsichtige. Wenn er eile, könne er ihn retten. Er erwachte, wollte aufspringen und dem Freund zu Hülfe eilen. Der Gedanke aber, daß es nur ein leeres Traumgesicht gewesen, ließ ihn bleiben. Wieder entschlief er und nun sah er den Freund blutend und verwundet und hörte ihn bitten, doch wenigstens seinen Leib zu rächen, da es ihm zu viel gewesen, sein Leben zu retten. Der Wirth habe ihn erschlagen und seine Leiche werde eben auf einem Düngerwagen nach dem Thore gefahren." Nun erhob er sich und eilte zum Thore, wo er Alles fand, wie der Traum es verkündet. Der Wirth wurde verhaftet und dem Gerichte überliefert. —

Plato erzählt von Sokrates, daß er im Gefängnisse seinem ihn besuchenden Freund Kriton die Ahnung mitgetheilt habe, daß er in drei Tagen sterben werde. Auf Kriton's Frage, wie er zu dieser Befürchtung komme, entgegnete Sokrates, es sei ihm im Traume ein wunderbar schönes Weib erschienen, habe ihn beim Namen gerufen und gesagt: «Tertia to Phthiae tempestas laeta locabit.» (In drei Tagen wirst Du glücklich in Thessalien anlangen.) —

Rhazes, der berühmte arabische Arzt, erzählt, daß ein Mann im Traume zehn Särge aus seinem Hause tragen sah. Die Zahl sämmtlicher Bewohner aber betrug gerade zehn. Neun davon erlagen bald darauf der Pest, und der Träumer glaubte nun, daß die Reihe an ihn kommen werde. Da fand sich eines Morgens im Hofe die Leiche eines Mannes, der in diebischer Absicht über das Dach hatte steigen wollen und herabgestürzt war. So erfüllte sich die getrümmte Zahl. —

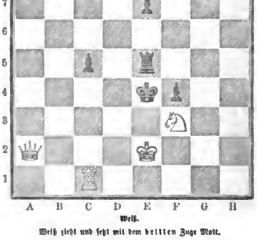
(Schluß folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn J. Goerner.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 528:

Weiß.	Schwarz.
1) T. G 6 — H 6	1) T. C 5 — C 6.
2) S. B 4 — D 5	2) Beliebig.
3) T. gibt Matt.	

Palindrom.

Leicht magst du mich lesen, —
Auch rückwärts geht's:
Ich bleib' unverändert
Dasselbe Stück.
Das Rätsel ist einfach:
Nur Der verräth's,
Der weiß zu beachten
Das Rechte stets.

Auflösung der Palindrom-Charade Seite 547:

Brandmarke.

Hrn. L. K. in Br. (St.) Das Mitgetheilte würde sich für uns nicht geeignet haben, gibt uns aber noch keinen Anhalt, wein zu sagen. Wir können nur bei jeder einzelnen Einsendung entheilen. Aufsätze von kleinem Umfang sind stets willkommen.

Frl. Jos. K. in W. Lassen Sie sich durch den Zwischenfall mit dem Ring nicht abhalten; das hat nichts zu bedeuten und wird in keiner Weise schaden.

Hrn. Gefr. L. in B. Die B. sind ein altes böhmisches Geschlecht, das seine Ahnen bis in's 10. Jahrhundert nachweisen kann.

Hrn. Anton. B. in D. Suchen Sie sich ein Zeugniß aus Amerika zu verschaffen, dann muß die Sache gelingen.

Hrn. Dr. L. in Fr. (Böhm.) Können Sie denn nicht eine bessere Photographie auftreiben? Die eingesandte genügt in keiner Weise.

Fr. Gräfin H. in P. Zur Erwirkung der gewünschten Pension bedürfen wir eines genauern Details, als das mitgetheilte. Geth. Kalender des fstl. Hauses 1872. Der Jahrgang 1871 bringt die Mittheilung nicht.

Hrn. stud. med. K. in M. Sie haben sich gewiß getäuscht. Das Buch über Tarentismus von O. Glagau, das eben erschienen, gibt Ihnen darüber alles Gewünschte.

Hrn. Prof. F. in M. (Oesterr.) Sie erhalten die bezeichneten Bilder im nächsten Jahrgang unserer Zeitschrift.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. № 49. Stuttgart und Leipzig.

Pflicht und Leidenschaft.

Nach einer wahren Begebenheit von **Paolo Coroni.**

(Fortsetzung.)

Einige Tage nach unserem Ausfluge stand ich wieder allein vor Annunziata's Thüre. Nachdem sie vorerst behutsam „Wer ist's?" gerufen, öffnete mir Cecco's alte Mutter. Sie sagte mir gleich beim Eintreten, ihre Schwester sei mit den zwei Mädchen ausgegangen, da ihnen der erste Spaziergang so sehr gefrommt hatte, daß ihn Annunziata durchaus hatte wiederholen wollen, nur Anda sei ungern mitgegangen. Ich versicherte der guten Alten, die Abwesenheit der Andern habe nichts zu sagen, ich wolle ihr Gesellschaft leisten, wenn sie nichts dagegen hätte.

Sie führte mich nun an das Bett ihres Sohnes und frug mich, was ich von seiner Krankheit dächte. Emil hatte mir am selben Morgen ge-

Die Eisenbahn im Themse-Tunnel. (S. 780.)

Digitized by Google

sagt, daß er die entscheidende Krise eben in dieser Nacht erwartete, und gebachte beim Kranken zu wachen. Davon schien jedoch das alte Mütterchen nichts zu ahnen, und ich wollte ihr auch keinen Schrecken verursachen, indem ich ihr die mögliche Todesstunde des Sohnes verkündigte. Ich tröstete sie alſo, indem ich ihr ſagte, ſie möge alle Zuverſicht in den Doktor haben, der einer der beſten Aerzte von Florenz ſei und nichts ungeſchehen laſſen würde, was er zur Rettung des jungen Menſchen beitragen konnte.

„O ja," ſagte ſie hierauf, „ich weiß, daß der Herr Doktor der beſte Menſch der Welt iſt und Unerhörtes an uns thut, und wie werde ich ihm genug danken können, wenn er mir den Sohn vom Tode rettet? Sollte Cecco ſterben, ſo werde ich ihn nicht überleben, denn an ihm hängt meine Seele ſo ſehr, daß ich mir das Leben ohne den Troſt nicht denken konnte, den ich in der Sicherheit ſchöpfe, Cecco ſei ein guter, ehrlicher Menſch, der ſtets die Freude meines Alters ausmachen wird. Ich darf aber nicht jammern, denn Gott iſt gnädig geweſen, hat er doch den Herrn Doktor und Sie geſchickt, die Sie aus die beſten Freunde in der Noth ſind."

„Ich wüßte nicht, wesmit —" fing ich an.

„O ja," unterbrach mich die alte Frau, „die kleinen Freundſchaftsbeweiſe, die Sie und geben, zeigen mir, daß Sie uns nicht verlaſſen würden, wenn wir Ihrer Hülfe bedürften."

„Allerdings," verſetzte ich, „aber einſtweilen —"

Wieder unterbrach ſie mich. „Sie können nicht begreifen, Herr Paul, wie ſehr es uns zu Herzen geht, daß Sie ſo lebhaften Theil an unſeren Schmerzen nehmen, und noch dazu aus ſo uneigennützigen Gründen. Sehen Sie, im Anfang glaubte ich, Sie ſeien gekommen, um der Anda oder gar der Kleinen nachzuſtellen; gar bald ſah ich jedoch, wie gut Sie handelten und wie Sie mit den zwei Mädchen umgingen, als wären es Signoren. Das hat mich mehr gefreut, als ich's Ihnen ſagen kann, und wenn ich je im Stande wäre, etwas für Sie zu thun, das Ihnen meine Freundſchaft beweiſe, ich wäre nun zu glücklich!" —

Ich wußte nicht, was ich hierauf ſagen ſollte. Mein Gewiſſen machte mir die bitterſten Vorwürfe, denn während die gute alte Frau glaubte, ich käme auf ganz uneigennützigen Gründen in ihr Haus, kam ich aus ziemlich intereſſirten Urſachen. Ja, ich mußte mir's zum erſten Male geſtehen, daß ich einzig und allein wegen der kleinen Annunziata jene vielen Beſuche in'ß Nachbarhaus machte, und vor Scham hätte ich vergehen mögen, als ich des ungebuldigen Geſichts gedachte, welches mich überkommen, als ich gehört hatte, Annunziata ſei nicht zu Hauſe. Zur Strafe gelobte ich mir, recht lang bei der alten Frau zu bleiben und im Falle von Annunziata's Heimkehr ſogleich aufzubrechen.

Noch war ich mit dieſen Gedanken beſchäftigt und wollte ſoeben etwas Liebenswürdiges zum alten Mütterchen ſagen, als ſie aufſtand, in's Nebenzimmer ging und mit einem Tuch in den Händen, in das etwas eingewickelt zu ſein ſchien, wiederkam. Indem ſie das Tuch auf einem Stuhl auseinander breitete, ſagte ſie: „Ich habe hier ein kleines Ding, das Sie annehmen ſollten. Ich fand's bei Cecco's Kleidern und weiß, daß er nur zu froh ſein würde, wenn er's Ihnen anbieten dürfte."

Mit dieſen Worten gab ſie mir einen Dolch in die Hände, deſſen Scheide aus blauem Stahl, der Griff aus oxydirtem Silber war. Ich ſah beim erſten Blick, daß es ein Meiſterwerk von Ciſelirarbeit war, und betrachtete es mit bewundernden Augen. Die Klinge war außerordentlich dünn und ſcharf zugeſpitzt; der Griff mochte zum Handhaben ziemlich unbequem ſein, denn er ſtellte ein Kreuz vor, auf dem Chriſtus ſo ſchön abgebildet war, daß man die Arbeit wohl neben die beſten Meiſterwerke derſelben Art ſtellen durfte. Als ich das Ding genauer unterſuchte, fand ich, daß auf der kleinen Rolle zu Häupten des Herrn nicht die gewöhnlichen vier Buchſtaben: J. N. R. J., ſtanden, ſondern vier andere. Ich ging zum Fenſter und las das Wort «Cato», daß ich halblaut vor mich hinſagte. In dieſem Augenblicke ſtöhnte der Kranke auf und ich eilte an's Bette, um zu ſehen, was mit ihm fei. Er war zwar bald zum zur früheren Ruhe zurückgekehrt, und ich konnte mich getroſt zu ſeiner Mutter wenden, um ihr meine Verwunderung über den Dolch auszuſprechen, indem ich ihr jedoch begreiflich machte, daß ihr Sohn in demſelben ein Werkzeug beſitze, das wohl ſeine funfzig Scudi einbringen konnte. Sie ließ ſich nur ſchwer überzeugen, daß ich den Dolch nun und nimmermehr annehmen wollte, und traurig legte ſie ihn wieder in das Tuch und trug ihn an den Ort, wo ſie ihn gefolt hatte, zurück.

Sie kam bald wieder und ſetzte ſich auf ihren alten Platz, aber das Geſpräch gerieth in's Stocken, und endlich ſprachen wir nicht mehr und horchten nur auf das Athemholen des Kranken, das jeden Augenblick unregelmäßiger wurde und zuletzt wie eine Reihe ſchmerzlicher Seufzer klang.

Es ſing ſchon an zu dämmern und nach und nach brach die Nacht herein, und noch immer ließen ſich die Mädchen nicht ſehen. Soeben wollte ich aufſtehen, um von der alten Mutter Abſchied zu nehmen, als ihr Sohn einen lauten Schrei ausſtieß, und während ich auf ihn zueilte, mit den Händen wie wüthend umherzuſchlagen begann. Dabei ſtieß er wirrige Töne aus, die jedoch nicht zu entziffern waren. — Ich verſuchte ſeine zwei Arme zu ergreifen, und als mir dieß endlich gelang, ſah ich gar bald, daß ich ihn nicht lang halten konnte, denn mit Rieſenkraft ſuchte er mir zu entkommen. Ich war in der ſchrecklichſten Lage. — Da erklang die Glocke und herein ſtürzten die beiden Mädchen in Begleitung der Mutter und Emil's.

Ich war herzlich froh, als ich den Letzteren gewahrte, denn nur von ihm konnte die Hülfe kommen, die hier ſo nothwendig war.

Er wandte gleich einige beruhigende Mittel an, die auch den Kranken in den früheren Zuſtand zurückbrachten; dann ging er in's Nebenzimmer, wo er ſich in unſere Mitte ſtellte und ſo zu ſprechen anfing: „Ich kann es euch nicht länger mehr verhehlen, Cecco iſt jetzt in äußerſter Lebensgefahr!" — Hier unterbrach ihn ein Schrei des Schmerzes, den Anda ausgeſtoßen; er ließ ſich jedoch nicht ſtören, ſondern fuhr fort: „Vor Mitternacht iſt Alles entſchieden, wenn er dann noch lebt, iſt er gerettet. Ich beabſichtige, die Nacht bei ihm zu verbringen, und overlange von euch nichts als Ruhe und Muth und geſtehe Geſichter, daß der Kranke zum Bewußtſein kommen ſollte. — Hoffen wir auf's Beſte!" —

Emil ging hierauf wieder zu Cecco, ſetzte ſich an ſein Bett und verließ dieſen Platz fünf Stunden lang nicht.

Alles war natürlich in großer Aufregung, aber des Doktors Worte hatten doch geſtruchtet, denn die Frauen benahmen ſich mit weit mehr Muth, als zu erwarten war.

Die Mutter Annunziata's bereitete das Abendeſſen, und zum erſten Male leiſtete ihr die Tochter dabei nicht die geringſte Hülfe. Sie ſtand in einer Fenſterecke, den Arm um Anda's Leib geſchlungen, und verſuchte dieſe zu tröſten. Anda ſah wild und verſtört aus und blickte in Einem fort durch die offene Thüre nach ihrem Cecco; der Liebkoſungen Annunziata's ſchien ſie nicht zu achten, ihre Worte nicht zu verſtehen.

Mir fiel dabei leinen Augenblick ein, daß ich eigentlich gar nicht in dieſes Haus gehörte, daß mich der Schmerz der Leute nichts anging, und doch fand ich es ganz natürlich, als das alte Mütterchen auch für mich einen Teller auf den Tiſch ſetzte.

Wie gerne hätte ich Annunziata bei ihrem Troſtwerke helfen mögen, aber die Gruppe der zwei Mädchen war ſo ſchön, daß ich meine Augen vom lieblichen Bilde nicht abwenden konnte.

Um acht Uhr ſetzten wir uns zu Tiſche, aber Niemand genoß die einfachen Speiſen des alten Mütterchens; ſtillſchweigend ſaßen wir da und horchten auf jedes Geräuſch im nächſten Zimmer, während Cecco's Mutter ihre Thränen zu verbergen ſuchte und doch manchmal in lautes Schluchzen ausbrach. Bald wurde wieder abgetragen, und während Annunziata's Mutter das Zimmer ordnete, gingen Anda und die andere Alte in's Krankenzimmer und nahmen ihren Platz am Bette Cecco's ein. — Annunziata zeigte mir nun eine niedere Bank, die ſie mit meiner Hülfe an die Wand neben das Kamin rückte und auf die ſie mich ſitzen hieß. Sie ſah ſich noch einmal nach Anda um, dann ſetzte ſie ſich zu mir und ließ ſich neben mir nieder. Sie ſchien zum Sprechen nicht aufgelegt und ſchaute mit ſtarren Augen in's Feuer, aber die Tränen, welche ich bisher im Herzen gehabt, verſchwand gänzlich in ihrer Nähe. Ich war ſo glücklich auf dem Dſenbänkchen, es war mir der ſchönſte Thron auf der Welt, denn ich theilte es ja mit dem Mädchen, das meine ganze Seele, mein ganzes Herz in Beſitz genommen hatte. Ich brauchte nicht zu ſprechen, um ganz heiß zu ſein, der Kindlich, den ich vor mir hatte, genügte mir vollkommen; aber benuoch ſchlich ſich ein ſchmerzliches Gefühl in mein Herz, als ich Annunziata zu wiederholten Malen tief ſeufzen hörte. Ich hatte mir verſprochen, ſie in ihrer melancholiſchen Schwärmerei nicht zu ſtören, aber nun nahm ich doch meinen Muth zuſammen und frug ſie leiſe: „Annunziata, empfindeſt Du ſolches Mitleid mit Anda's Schmerz, daß Du ganz unterſtützt biſt, aber was iſt Dir?"

Sie kehrte ſich lebhaft zu mir und antwortete zu meinem großen Erſtaunen: „Herr Paul, Anda iſt jetzt weit weniger zu bemitleiden, als Sie glauben, ſie iſt ſammt ihrer Verzweiflung glücklicher als ich, die ich keinen Schmerz und keine Freude beſitze, die ich ſo mit Recht mein eigen nennen könnte!"

Ueberraſcht blickte ich ſie an, denn obgleich ſie bisher mein Lieblied geweſen, ſo hatte ich ſie doch nur als ein frohes, lebensluſtiges Geſchöpf angeſehen, dem Schmerz und Thränen fremd waren. Nun hatte ſie mich mit einem Male einen Blick in ihr Innerſtes thun laſſen. „Annunziata, ſcheint es Dir nicht viel beſſer, wie ein Glück beſitzen zu haben, als es verlieren zu müſſen? Du kennſt Dir eben den Schmerz nicht gor, den Anda in dieſem Augenblicke fühlt."

„Sie glauben das, Herr Paul," erwiederte ſie. „Sie irren ſich jedoch ſehr, denn ich kann mir Anda's Schmerz viel beſſer denken, als Sie, der Sie ein Mann ſind und die Gefühle der Frauen nur errathen können. So glauben Sie, daß Anda jetzt ungetheilten Schmerz fühlt? Dem iſt aber nicht ſo, denn ich weiß, was Anda bisher litt, und ihre heutigen Gefühle ſind eben die der vergangenen Tage, nur in höherem Grade.

Digitized by Google

Wenn sie an Cecco's Bette stand und ihn traurend anſah, da fielen ihr freilich die glückſeligen Tage ihrer Liebe ein, und etwas von Verzweiflung bemächtigte ſich ihrer, wenn ſie dachte, daß die glücklichen Stunden vielleicht nicht wiederkehren ſollten; aber daran hat ſie eben ſehr wenig gedacht. Wenn ſie ihn ſich wohlfahrend gedenken ſah, ſo durfte ſie gewiß ſein, daß er auch im Schlafe ſie gegen eingebildete Feinde vertheidigte, und wenn er meinte, dieſe bekämpft zu haben, und ein frohes, zufriedenes Lächeln um ſeinen Mund ſpielte, dann wußte ſie, daß er jetzt im Fieberſchlaf den Lohn der Tapfern von einer im Traumgebild geſehenen Nuda empfing, und nichts konnte ſie abhalten, ihm den Lohn auch in Wirklichkeit zu ſpenden. Ich habe ſie ſo über ihn gebückt geſehen und habe die Freude in ihrem ganzen Antlitz bemerkt, wenn ſie glaubte, daß ſein halbgeöffneter Mund den Namen Anda zu ſprechen verſuchte. War ſie da nicht glücklich? Glauben Sie nicht, Herr Paul, daß man ſolche Freuden mit unerhörten Leiden erkaufen darf?“ —

Sie ſprach nicht mehr und ich dachte noch immer, denn der Gedanke kam in mir auf, daß ſie hier Dinge nicht geſehen, nicht begriffen hätte, wenn nicht in ihrem Herzen etwas von Liebe geweſen wäre. Mein erſtes Gefühl war ein ſchlechtes, es war Eiferſucht auf Den, der dieſes Kindes Herz im Sturm eingenommen, während ich zu beſchieden geweſen war, um ihr nur meine Bewunderung zu bezeugen. Ich mußte jedoch bald meinen Gedankengang aufgeben, denn ſie ſah mich noch immer fragend an und ſchien auf ihre letzten Worte Antwort zu erwarten.

Jetzt galt es bohuſam ſein, wenn ich die Wahrheit erforſchen wollte; ich bezann mich alſo einen Augenblick, dann ſprach ich: „Annunziata, wäreſt Du auch bereit, ſolche Leiden um ſolche Freuden zu tauſchen?“

„Ob ich bereit wäre!“ rief ſie aus; dann ſetzte ſie aber leiſe und berührt hinzu: „Nach mir fragt Niemand, mich hält Jedes für ein Kind, und ich werde eben ſo lange ein Kind ſcheinen, bis ich meine Jugendkraft verloren und all' die Gefühle ausgetrocknet ſind, die jetzt in meinem ſogenannten Kinderherzen glühen. Niemand ſpricht ein ernſtes Wort mit mir; man gibt mir Zuckerzeug und lacht über das, was ich ſage; ſo macht's meine Mutter, und ſo macht's Jeder, Sie mit eingeſchloſſen, Herr Paul. Nur Anda hat mich wirklich lieb und weiß, daß ich kein kleines Mädchen mehr bin.“

„Und doch, Annunziata, kenne ich Jemand, der Beſchluß für Dich hegt, die nichts weniger als väterlich ſind.“

Sie ſah mich an, als bezweifelte ſie meine Worte, erwiederte jedoch nichts und machte mir das, was ich ſagen wollte, nur um ſo ſchwerer. — Ich beſann mich jedoch nicht lange, nahm eine ihrer kleinen Hände in die meinen, und nachdem ich vergebens verſucht hatte, ihr die Augen zu blicken, die ſie geſenkt hielt, ſagte ich: „Ich weiß nicht, Annunziata, ob Du bisher erraten haſt, daß ich Dich lieb — ſehr lieb geworden habe, daß Du mir Alles auf Erden, daß ich ohne Dich nicht leben kann und mag. Du ſchüttelſt mit dem Köpfchen, Du haſt nichts erraten? Und dennoch iſt es Wahrheit, dennoch ſitze ich jetzt neben Dir und bitte Dich, mir in die Augen zu ſehen, mir ein Zeichen, ein Wort zu geben, das mir Hoffnung einflößte, das mich glauben ließe, ich ſei Dir nicht ganz gleichgiltig. Annunziata, ich flehe zu Dir, ſchenke mir dieß Wort, dieß eine!“ —

Aber Annunziata ſaß noch immer mit geſenktem Haupte da. Sie ſchien auf meine Bitten nicht zu hören, und ſchon fürchtete ich, ſie betrübt zu haben, als ich zwei große Thränen bemerkte, die langſam an ihren Wangen hinunterliefen. Sie blickte auf und ſah mich mit Augen an, deren Ausdruck ich nie mein Lebenlang vergeſſen werde, und ſprach die einfachen Worte: „Paul, wenn Du wüßteſt, wie ich Dich liebe!“ — Ich umfing ſie mit beiden Armen, denn ſie hatte mir mit ihren zwei Worten ein Himmelreich erſchloſſen. Nein, die Worte und die Stimme, mit der ſie geſprochen wurden, kann keine Ewigkeit aus meinem Herzen löſchen!

Lange ſaßen wir ſtillſchweigend neben einander; wir waren Beide ſo überaus glücklich, daß wir nicht der Sprache bedurften, um es uns zu ſagen. Mit einem Male wurden wir durch Lärm im Nebenzimmer aufgeſtört; wir eilten zuſammen hinein und ſahen, wie Emil den Kranken zu beruhigen verſuchte, der jetzt in heftigen Gebärden und lauten Worten dem Schmerz Luft gab, der ſein Inneres durchwühlte. Ich ſtellte mich an Emil's Seite und frug ihn, ob ich ihm nicht behülflich ſein könnte, und er hieß mich neben ihm bleiben und auf jeden ſeiner Winke gewärtig ſein. Auf der andern Seite des Bettes ſtand Anda und zu Füßen deſſelben Annunziata, mein Mädchen, und die zwei alten Frauen. Mit Todesangſt blickten wir Alle auf Cecco, denn Emil's feierliches Geſicht ſagte uns, jetzt ſei der kritiſche Moment herangenaht.

Cecco ſtreckte den rechten Arm wie im Kommando aus, während er die linke Hand feſt geſchloſſen an ſeine Bruſt hielt. Er rief allerlei fremdartige Namen und hieß die Beſitzer derſelben an verſchiedene Orte gehen und ſich tapfer benehmen. Emil flüſterte mir zu: „Sieht Du, er glaubt ſich General, ein Traum, wie ihn ſo manſer andere Soldat auch ohne Fieber getrümmt haben mag!“ Nun nahm die Stimme des Kranken nach und nach mehr Ruhe an, und leiſe rief er: „Anda, Anda, biſt Du zu Pferde?“

Er lehnte ſich nach der Seite, wo eben Anda ſtand, und ſchlug die Augen auf, gab jedoch kein Zeichen des Erkennens. Hierüber beſtürzt, ergriff Anda ſeine Hand, ſah ihm in die Augen und rief verzweifelt aus: „Cato, Cato, kennſt Du Deine Anda nicht? O, ich bitte Dich, ſieh' mich freundlich an, Cato, zeige mir, daß Du Deine Braut lieb haſt!“

Der Kranke lächelte, ſchloß die Augen, und ſchon glaubte ich, Alles ſei vorbei, als Emil nach einigen Minuten leiſe aufrief: „Es iſt gerettet, er hat Anda erkannt und nun ſchläft er den erſten Schlaf der Geneſung.“ Dann ſagte er mit ſichtbarem Vergnügen zu mir: „So hat mein neues Syſtem einen glänzenden Erfolg gehabt.“

Anda kniete auf die Kniee nieder und verbarg das Geſicht in den Decken des Bettes; ſie weinte jetzt vor Freude, ob ihr gleich der Schmerz keine Thräne ausgepreßt hatte.

Emil gab den alten Frauen noch einige Anordnungen, und nachdem ich Annunziata zärtlich die Hand gedrückt, verließ ich mit ihm das Haus.

Es war ſchon weit über Mitternacht, aber ich fühlte keine Luſt, nach Hauſe zu gehen; ich wollte in der Luft, im Freien, unter Gottes Sternenhimmel ſein. Alſo ſchlug ich Emil einen Spaziergang nach dem Lung'Arno vor, der ihn von dem langen Krankenwarten erlöſen ſollte. Er nahm meinen Vorſchlag an, und bald befanden wir uns an den Ufern des Fluſſes, in dem der Wiederſchein des Mondes glänzte.

Wie ſchön kam mir an jenem Abende Toskanas lieblicher Strom vor, wie ſchön die Sterne, die im vollen Glanze auf mich herabſchienen! Ich wollte eben Emil ihr Lob vorſingen, um dann allmälig zu andern Dingen überzugehen, ihm Alles ſagen, da blieb der Freund ſtehen und ſagte auf einmal: „Paul, weißt Du, wer Cato heißt?“

„Warum die plötzliche Frage, Emil?“ erwiederte ich erſtaunt. „Nein, ich entſinne mich nicht, den Namen ſeit den Tagen der Lateinſchule gehört zu haben. Doch — warte, hat nicht Anda noch vor einer Stunde ihren Cecco zu wiederholten Malen bei jenem Namen gerufen?“

Emil trat erſt zu mir: „Du haſt es auch gehört? Dann kann kein Zweifel mehr über die Sache beſtehen. Mich intereſſirt die Frage ſehr, denn viele Nebenumſtände beſtärken mich in einem Verdacht, den ich beim Laute jenes Namens faßte. Cato heißt der letzte der Briganten von Calabrien, der verruchteſte Räuber, den Italien in dieſem Jahrhundert geſehen, der mehr Sünden auf ſeinem Gewiſſen hat, als alle Prieſter der römiſchen Kirche abſolviren können. Anda iſt aus der Gegend, wo die letzte Räuberbande am meiſten wüthete; könnte ſie nicht die Geſährtin des berüchtigten Uebelthäters, könnte endlich dieſer vermeintliche Soldat nicht der berüchtigte Räuber Cato ſein?“ —

Vernichtet ſtand ich da; ſolche Dinge mußte ich über die nächſten Angehörigen Derjenigen vernehmen, die das Leben hindurch an meiner Seite gehen ſollte. Dazu fiel mir noch die Geſchichte mit dem Dolche ein, der ebenfalls den verhängnißvollen Namen trug, die ich jedoch Emil nicht erzählte, um ihm nicht noch mehr Beweiſe gegen Annunziata's Leute in die Hände zu geben.

Ich konnte nicht zu Worte kommen, und Emil, der mein Stillſchweigen für Erſtaunen hielt, fuhr fort: „Du biſt jetzt ſchon betroffen, und haſt noch nichts vernommen von all' dem, was Du hören ſollſt. Seitte Cecco wirklich Cato ſein, ſo darf mich nichts abhalten, ihn der Gerechtigkeit auszuliefern, will ich nicht gegen die Menſchheit eines Verbrechens ſchuldig werden, ſar das ich verdiente, meinen guten Namen zu verlieren. Begönne nicht jetzt ſchon mein Mitleid anzuſtehen, es wäre nutzlöſe Arbeit, wenn ich triftige Beweiſe in Händen hätte; da ich keinen einzigen ſolchen beſitze, kann in der Sache einſtweilen nichts geſchehen. Um Dir jedoch jeden Gedanken der Gnade und des Mitleids vergehen zu machen, will ich Dir eine kleine Epiſode aus dem Leben Cato's erzählen, die ich aus ſicherer Quelle erfuhr und die ſich vor kaum vier Monaten zutrug. — Komm' mit mir auf die Brücke, was ich zu ſagen habe, läßt ſich hort beſſer erzählen.“

Er ſchritt bis zur Hälfte des Ponte Vecchio voran und ſtillſchweigend folgte ich ihm. Als wir oben angekommen, ſetzte er ſich auf das ſteinerne Mäuerchen unter eine der Arkaden, die nach dem Hügel von San Miniato ſehen, und erzählte mir folgende Geſchichte.

„Cato und ſeine Kameraden ſchweiften bei Nacht, wie es ihre Gewohnheit, dicht an den Landſtraßen Calabriens umher, nach Beute ſpürend, die auch nicht lange auf ſich warten ließ.

„Ein Wagen kam einher geſahren, der alsbald angehalten wurde, die Diener vom Bock herunter geriſſen und mit Piſtolen bedroht, falls ſie ein Zeichen des Widerſtandes geben ſollten.

„Im Wagen befand ſich ein römiſcher Graf mit ſeiner jungen Frau und einer Dienerin, die das Kind des Grafen auf dem Arm hatte. Sie wurden Alle herausgezogen und der Mann an Händen und Füßen gebunden. Er

Digitized by Google

mußte dieß geduldig geschehen lassen, denn die Räuber waren mehr als zwanzig an Zahl und stark bewaffnet. Nun wurde der Wagen geplündert, den Frauen, was sie Werthvolles an sich hatten, abgenommen, und als dieß geschehen, befahl Cato seinen Männern, die Pferde abzuspannen und voranzuführen. Er hieß vier Räuber den Grafen auf die Schultern nehmen, und die Uebrigen folgten mit den Dienern in ihrer Mitte. Die zwei Frauen gingen neben dem Hauptmann einher und bestürmten ihn mit Thränen und Bitten um ihr und der Andern Leben, worauf er jedoch nicht zu hören schien. Nach kurzer Zeit kam der Zug an einem kleinen Flusse, der Lao heißt, an, und als Jedermann sich auf der Brücke befand, hieß der Hauptmann stillstehen und setzte sich auf einen Stein an der einen Seite, gerade so wie ich hier sitze. Er gebot Stillschweigen und fing hierauf im reinsten Italienisch zu sprechen an, wie wohl kein Calabrese seines Standes vor ihm gethan.

„Er sagte, seine Kameraden seien Zeugen, daß er nicht die Gewohnheit habe, mit Reisenden viele Umstände zu machen; da er jedoch heute in gnädiger Laune, so wolle er ihnen eine Möglichkeit der Rettung geben. Froh und dankbar schaute die junge Frau zu ihm auf, und er fuhr fort: ‚Dieser Kleine,' — hiermit nahm er den Knaben aus der Kindsmagd Arm — ‚wird sich bald in Lebensgefahr befinden. Wenn Ihr Euch genug seid, ihn zu retten,' wandte er sich an die junge Frau, ‚so schenke ich Euch Euer Leben und das Eures tapferen Gemahls.'

„Er hatte noch nicht ausgeredet, als es das Kind in die Wellen schleuderte, im selben Augenblicke sog aber auch die Mutter ihm nach.

„Gelassen ging Cato an die andere Seite der Brücke, um den Folgen seiner Schandthat zuzusehen. Die Mutter schwamm mit Liebeskräften den Strom hinab und hatte nach wenigen Augenblicken ihr Kind erreicht. In ihrer Freude jedoch, es wieder zu besitzen, und indem sie's heftig an ihr Herz drückte, vergaß sie das Schwimmen, und im Nu verschlangen sie die Wellen sammt ihrer theuren Beute.

„Cato soll kühl gelacht haben: ‚Besser so, gibt es doch einen Tyrannen weniger!'

„Als der arme gebundene Graf in den Gesichtern der Umstehenden las, daß seine Gattin umgekommen, sprang er wüthend vom Boden auf, fiel jedoch augenblicklich wieder zurück, und nach einigen Sekunden sagten die Räuber zu einander: ‚Er ist todt!'

„Cato befahl hierauf, seinen Leichnam in den Lao zu werfen, und als dieß geschehen, wandte er sich an die Diener des Grafen, denen er ein heiliges Gelübde abnahm, zehn Tage lang von ihrem Abenteuer nicht zu sprechen, mit welcher Bedingung er sie frei ließ. — Paul, hättest Du noch immer Lust, diesen Cato, falls er in unseren Händen wäre, frei nach Calabrien entkommen zu lassen? —"

„Nein, Du hast mir schreckliche Dinge erzählt," erwiederte ich. „Laß uns hoffen, daß dem nicht so sei, und daß Cecco ein ehrlicher Schelm ist, wie es seine Mutter oft glaubt."

„Hierin stimme ich ganz mit Dir überein," sagte Emil, „die Mutter weiß von den Geheimnissen dieses Mannes nichts, sie ist im festen Glauben, er sei ehrlich und ein tapferer Soldat. Möge Gott geben, daß ihr Glaube begründet!"

Ich war froh, daß Emil mein Vertrauen in Annunziata's Familie theilte, jedoch wollte ich über die Sache nicht mehr sprechen; ich wollte allein sein und darüber nachdenken, was nun zu thun sei, da ich mit Emil's Strenge, seiner Erzählung unerachtet, noch nicht im Reinen war.

Als wir in die Nähe meines Hauses kamen, wünschte ich ihm gute Nacht und mit eiligen Schritten begab ich mich auf mein Zimmer. — Zum ruhigen Nachdenken kam ich jedoch nicht so bald. Der Tag schloß so viele Ereignisse ein, als daß dieselben in klaren Bildern vor meinem Geiste stehen konnten.

Sobald ich an Annunziata dachte, war ich glücklich, und dann störte mich kein Brigante von meiner Seligkeit auf, bis ich mir mein Mädchen selbst in dieser Umgebenen Gewalt dachte, was dann freilich nicht zu meinem Trotze geschah.

Ich war noch viel mehr als Emil überzeugt, daß Cecco wirklich der schrecklichste Mensch war; hatte ich doch seinen Dolch mit des Heilands Bild mit eigenen Augen gesehen. Das ist eben einer der Charakterzüge des abergläubischen Italieners, daß er glaubt, die Religion könne ihm selbst bei Mord und Raub behülflich sein. Wie oft mochte Cecco das Kruzifix an seinem Dolche um Segen bei seinen Streifzügen angefleht haben! Aus Einem Dinge wurde ich jedoch nicht klug, dieß war das Benehmen Ando's. Er war so bescheiden, so anspruchslos; nie hatte ich ein Zeichen des wüsten, befehlerischen Wesens an ihr wahrgenommen, das als Weib eines Räuberhauptmanns ihre zweite Natur sein mußte.

Unruhig warf ich mich im Bette umher und konnte zu keinem Entschluß kommen; ich wußte nur zwei Dinge, nämlich, daß ich Annunziata unsäglich liebte und bereit war, Alles ihrem Glücke zu opfern, also auch bereit war, Cecco im Nothfalle bei seiner Flucht behülflich zu sein. Ich wußte recht gut, daß Annunziata diesen Gedanken als meiner unwerth verwerfen hätte, aber die Liebe zu ihr war größer, als jedes andere Bedenken. Mein Gewissen ließ sich jedoch nicht leicht beschwichtigen, und im Kampfe mit ihm und meiner Liebe schlief ich endlich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue londoner Gürtelbahn.

(Vgl. S. 577.)

Eines der hervorragendsten Werke englischer und speziell der londoner Gewerbsenergie, wie nicht minder ein Zeugniß großartiger Technik, ist der große Eisenbahngürtel, welcher die Westhalfte an der Themse nach seiner Vollendung umschließen und das südliche Ufer mit dem nördlichen verbinden soll. Bei der kolossalen Terrainausdehnung Londons läßt sich unschwer ein Begriff von den Mitteln machen, welche die Realisirung dieses Kommunikationsprojektes erfordert, von den Schwierigkeiten, welche der Ausführung in den Weg getreten sind und noch treten, sowie aber auch von der großen, weitgehenden Bedeutung des alle Theile der großen Stadt unter sich verbindenden Eisenbahnringes. Mit Neujahr 1870 war die erste, etwa drei englische Meilen lange Strecke von New-Cross nach Wapping vollendet und dem Betriebe übergeben worden. Die Verbindung dieser beiden Orte bedingte das Ueberschreiten der Themse, die erste Schwierigkeit, die zu überwinden war. Allein ein bereits früher ausgeführtes, seinerzeit als Wunderwerk viel bewundertes und bald wieder als unpraktisch so ziemlich der-Vergessenheit überantwortetes Werk Unterwasser Technik, das durch das neue Projekt mit einem Male wieder zu Ehren und Berühmtheit gelangte, half besser, als man vermuthet, darüber hinweg — der Themsetunnel. Ursprünglich für Fuhrwerke eingerichtet, die ihn jedoch seit gar nicht frequentirten, sondern die lieber die Passage über die Brücke vorzogen, mußte er jetzt als Bahntunnel dienen, und Dank der überaus soliden Konstruktion war seine Metamorphosirung ohne bedeutende Bauänderungen möglich. Außer einigen Niveau-Ausgleichungen, welche die Konstruktion der Bahnlinie bedingte, konnte man den Tunnel sofort für die unterirdische Dampfbahn benützen. Es braucht jetzt die gewöhnliche Lokomotive durch den gaderleuchten Quaderbau unter dem Bett der Themse hindurch, und in ihrem Gefolge eine lange Reihe von Waggons und Packwagen, die Geschäftsverbindung zwischen Süd- und Nordufer der Themse vermittelnd. Seit jenem Eröffnungstage schreiten die Arbeiten mit Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten verhältnißmäßig rasch voran und bald werden wir von einer neuen, dem Verkehr übergebenen Strecke hören. Ist die Bahn vollkommen ausgerüstet, so ist der Themsetunnel nicht mehr der einzige unterirdische Durchgangspunkt der großen Gürtelbahn; vielmehr wird sich dann der brausende Dampfzug noch ein zweites Mal dem dunklen Schooß der Erde anvertrauen, und zwar zu nichts Geringerem, als um die berühmten London Docks tief unter ihrer Sohle zu passiren — ein Werk, großartig in seiner Idee und, wenn vollendet, ein neues Zeugniß für die Wunderkraft, welche energischem Geiste innewohnt, kraft welcher derselbe im Bunde mit den Errungenschaften der Technik und den Palen der Wissenschaft, Handel und Gewerb, Wohlleben und Kultur von Stufe zu Stufe einem wünschenswerthen Ziele entgegenträgt! —

Tyll Eulenspiegel.

(Fortsetzung.)

8.
Wie Eulenspiegel den Wirth zu Eisleben erschreckt.

(76. Historie.)

(Vgl. S. 581.)

Zu Eisleben war ein Wirth, der war sehr rasch in seinen Reden und machte nicht viele Umstände mit den Leuten. Es war mitten im Winter und auf den Straßen lag ein großer Schnee. Da kamen in finsterer Nacht drei Kaufleute aus Sachsen, die nach Nürnberg zur Messe zogen. Der Wirth hieß sie auf seine Art willkommen: woher sie kämen, wohin sie wollten und wob sie so spät noch auf der Landstraße trieben? Die Kaufleute meinten, er brauche sie gerade nicht zu anzufahren; ihnen sei ein Abenteuer mit einem Wolf begegnet, mit dem sie sich im Walde herumgeschlagen. Der Wirth verschönte sie und sagte: Wenn ihm zwei Wölfe im Walde begegneten, wollte er leicht mit ihnen fertig werden, und sie seien zu Drei gegen Einen gewesen. Das dauerte so fort mit Spotten, bis sie zu Bette gingen. Eulenspiegel, der das Alles mit angehört, kam

Digitized by Google

Till Eulenspiegel. Wie Eulenspiegel den Wirth zu Eisleben erschreckt. (78. Historie.) Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 580.)

Digitized by Google

mit den Kaufleuten in Eine Stube zu liegen, und als sie sich beriethen, wie sie dem Wirth seinen Hahn vergelten wollten, sagte er, das wolle er wohl auf sich nehmen. Sie waren deß froh und versprachen ihm Geld. Er rieth ihnen, nun ihren Geschäften nachzureisen und auf dem Rückweg wieder hier einzukehren: er werde dann auch da sein. Als die Kaufleute andern Tags wegfertig waren, bezahlten sie für Eulenspiegel undritten weg. Der Wirth aber rief ihnen nach: „Habt Dank, daß euch kein Wolf begegnet!" Sie aber riefen zurück: „Habt Dank, daß Ihr uns warnt!" Eulenspiegelritt inzwischen nach dem Harz und schoß einen Wolf, den er fortführen ließ.

Zur verabredeten Zeit nahm Eulenspiegel den todten Wolf in einem Sack, ritt nach Eisleben und fand dort die Kaufleute. Richtig sagten sie schon wieder im Streit mit dem Wirth, der sich vermaß, zehn Wölfe in Stücke schlagen zu wollen. Eulenspiegel schwieg; als er aber mit den Kaufleuten auf der Stube war, sagte er: „Ihr guten Leute, seid still und wachet. Ein Licht muß brennen bleiben." Als der Wirth mit dem Gesinde zu Bett gegangen war, schlich Eulenspiegel aus seinem Zimmer, nahm den todten Wolf, trug ihn zum Herde und stellte ihn so auf Stöcke, daß er aufrecht stand; dann sperrte er ihm das Maul auf und steckte Kinderschuhe hinein. Dann ging er wieder in die Stube und sagte den Kaufleuten, sie sollten den Wirth rufen. Als der Wirth ihre Stimme hörte, rief er: ob sie her Wolf heiße. Nein, meinten sie, er solle doch den Knecht in die Küche nach ihnen sehen, sie könnten's vor Durst kaum aushalten. „Das ist Sachsenart, die trinken Tag und Nacht," meinte der Wirth und schickte die Magd nach Wasser. Als die in die Küche kommt und den Wolf sieht, läuft sie mit Geschrei davon, denn sie meint, der Wolf habe die Kinder gefressen. Eulenspiegel und die Kaufleute riefen immer ungestümer; nun schickt der Wirth den Knecht. Aber auch der läuft mit Geschrei davon, denn er meint, der Wolf habe die Magd gefressen. Eulenspiegel und die Kaufleute hörten das Alles und riefen noch heftiger um Wasser. Nun stand der Wirth selbst auf und ging zur Küche. Als er aber den Wolf sieht, die Schuhe im Maul, sprang er zu den Kaufleuten und rief: „Mordio! Zu Hülfe, zu Hülfe, liebe Freunde, ein gräßlich Thier steht beim Feuer und hat die Kinder, die Magd und den Knecht gefressen." Die Kaufleute gingen mit ihm, aber inzwischen waren der Knecht, die Magd und die Kinder wieder zum Vorschein gekommen, und nun wurde der Wirth tüchtig ausgelacht, denn Eulenspiegel stieß den Wolf mit dem Fuß um und sagte: „Das ist ja ein todter Wolf und Ihr macht solch' ein Geschrei, Ihr, der doch seine zehn Wölfe und den Zehe schlagen wollte." Die Kaufleute hatten so viel Freude an dem Spaß, daß sie gerne bezahlten, was Eulenspiegel verzehrt hatte, und so ritten sie lustiger Dinge fort.

(Schluß folgt.)

Eine neue Heloise.

Von

Dr. W. Kullmann.

Montreux, Ende April.

Unzählige Male war ich an dem kleinen Kirchhof auf dem Wege nach Chillon vorübergegangen, ohne näher zu treten. Ich liebe die Kirchhöfe nicht und gehöre nicht zu Denen, deren Lieblingsbeschäftigung an einem fremden Orte es ist, eine Aroue über die Grabmonumente derselben abzuhalten und die glücklich sind, wenn sie endlich einen bekannten Namen entdecken. Laßt die Todten ruhen! — Das mag auch hier gelten. Wie oftmals hab' ich hier sentimentale und doch gewiß nicht sehr aufrichtig gemeinte Deklamationen gehört, wie etwa: „Ach, wie gut muß es sein, hier zu ruhen!" Ich habe nur eine Entgegnung darauf: „Es ist weit schöner, hier zu leben!"

Und einmal bin ich doch meinem Prinzipe untreu geworden. Einmal bin ich — es war im Spätherbst — halb unbewußt durch das eiserne Thor gegangen. Ich glaube, ich wollte einige der Cypressen mehr in der Nähe betrachten, die so schlank und stolz sich erheben, oder gar eine der Rosen stehlen, die noch in den letzten Tagen des November hier blühten. Unwillkürlich fiel mein Blick zuweilen auf die Grabsteine, zwischen denen ich umherging. Lauter fremde Namen, deutsche, englische, russische, — da blieb mein Auge an einer seltsamen, in ihrer Einfachheit rührenden Inschrift haften. „Elise — au revoir!" — Stand auf der Vorderseite des Steins, und auf der Rückseite war zu lesen:

«Hier begrub
ein Liebender seine Geliebte,
ein Vater seine Tochter.»

Wie seltsam diese einfachen Worte mich bewegten! Wer war die arme Elise, die still hier ruhte, welcher Vater und Geliebter diesen rührenden Klageruf nachschicken? — Lange blieb ich sinnend an diesem grauen Grabsteine stehen, an dem der Epheu hinaufrankt; und sinnend, neugierig, ob dieß Geheimniß sich mir einmal enthüllen würde, schlich ich mich wieder aus dem Kirchhof.

Und schon am Tage darauf sollte meine Neugierde noch mehr gereizt werden. Ich machte wieder meinen Lieblingsspaziergang nach Chillon, wieder an dem kleinen Kirchhof vorüber, — da sah ich zwischen den Cypressen durch neben jenem Grabstein zwei Männer stehen. Der Aeltere von ihnen, der den Sechzigen nahe sein mochte, stand am Fuße des Grabes mit geneigtem Kopf, als sei er ganz in tiefen Schmerz verloren. Der Jüngere, dessen langes schwarzes Haar mir auffiel, kniete neben dem Hügel und war damit beschäftigt, einen Kranz darauf zu legen und Blumen zu ordnen.

Daß dieß die Trauernden, Vater und Geliebter der armen Elise waren, lag auf der Hand. Aber — so neugierig ist der Mensch oder bin ich wenigstens — ich hätte gern gewußt, wer sie waren. Doch wagte ich nicht, länger stehen zu bleiben, da meine Neugierde leicht bemerkt werden konnte. Erst in größerer Entfernung schaute ich wieder zurück; ich sah Beide auch dem Kirchhofsthore herausknieen und den oberen Weg nach dem Dorfe einschlagen. Und jetzt — ich gestehe es — ging ich rasch zurück und verfolgte sie. Aber ich verlor sie in den kleinen Gäßchen des Dorfes.

Von jener Zeit an sah ich die Beiden nicht mehr. Auch an die Inschrift auf dem Kirchhof hatte ich kaum mehr gedacht, bis ich neulich durch eine zufällige Unterredung zu sie erinnert werden sollte.

Ich machte einen Spaziergang mit Doktor M., den ich hier kennen gelernt habe. Doktor M. ist pensionirter Gymnasiallehrer aus C., der seines Brustleidens wegen schon mehrere Winter hier zubringt, — ein unterrichteter Mann, mit dem sich zu unterhalten ein Vergnügen ist. Unser Spaziergang richtete sich nach dem Chateau des Crotes und da dieses durchsichtig eines reichen Weinhändlers auf dem Platze des Bosquet die Julie liegt, so gerieth unsere Unterhaltung ganz natürlich auf das Thema der Rousseau'schen „neuen Heloise".

„Es ist nun einmal so," meinte Doktor M., „die schöne Natur einer Gegend allein befriedigt die Menschen nicht ganz; man fühlt ihren Reiz erhöht, wenn sich ein Stückchen Kulturgeschichte in sie abspielt hat. Ich wenigstens gehe fast nie an dieser schönen Ufer einher, ohne an Rousseau, Byron und Bonivard zu denken. Die „nouvelle Héloise" ist es besonders, deren Zauber noch jetzt all' diese herrlichen Gegenden umschwebt, von Clarens hier bis hinüber nach Meillerie. Ich bin diesem verklärten Lichte erschienen sie auch schon Matthisson, der dort brüben im Schlosse Grandson Gastfreiheit war und dem sie seine melancholischen Lieder sang. Auch er denkt an die unsterbliche Schöpfung Rousseau's, wenn er singt:

O Clarens, friedlich am Gestade! erhöht,
Dein Name weht im Buch der Zeiten leben!
O Meillerie, voll rauher Majestät,
Dein Ruhm wird ja dem Sternen sich erheben.'

„Ich habe oft darüber nachgedacht," meinte ich, „worin eigentlich der Reiz der „neuen Heloise" liegt, und wie dieser Roman einen so nachhaltigen Eindruck auf das Geschlecht seiner Zeit hervorrufen konnte. Nur der erste Theil enthält doch eigentlich wahrhaft poetische Schönheiten; der zweite hat nur Wenigen gefallen, und wenn er auch moralisch wirkt, da er Buße und Läuterung nach einem Fehltritt darstellt, so ist dieß kein Ersatz für den Mangel an Poesie."

„Sie haben Recht," sagte der Doktor, „der zweite Theil läßt den anfangs so poetisch angesponnenen Roman in matte moralisirende Prosa ausklingen. Aber das Ganze behält seinen Werth für ewige Zeiten. Fanny Lewald hat nicht Unrecht, wenn sie gelegentlich die „neue Heloise" mit Romeo und Julie zusammenstellt. Wie diese herrliche Dichtung zeigt, daß die Liebe erhaben und siegreich über alle Leidenschaften des menschlichen Egoismus ist, die sich ihr feindlich gegenüberstellen, so ist die „neue Heloise" für alle Zeiten der dichterisch verklärte Protest der Liebe gegen die starren Formen der sogenannten „Konvenienz".

Doktor M. hatte auf einer Bank auf der Höhe der Crotes Platz genommen und ich folgte seinem Beispiel. Das herrliche Panorama lag vor uns, das sich von Chexres und Bisson zu unseren Füßen in weitem Bogen um das östliche Ende des Sees herumzieht bis zu den blauen Felsen von Kap Meillerie.

„Ich glaube kaum," fuhr der Doktor nach einer Pause fort, „daß die Tragödie der „neuen Heloise" aus dem Leben gegriffen ist, ich bin vielmehr der Meinung, daß sie rein aus dem menschlichen Herzen herausgenommen ist, wenn auch dem Dichter bei den einzelnen Gestalten bestimmte Personen vorschwebten, bei der Julie vielleicht jene Madame de Warrens, deren Haus dort in Chailly noch gezeigt wird. Darin liegt auch ihre unvergängliche Wirkung, da jene Tragödie sich immer wiederholen wird, so lange die Starrheit unserer sogenannten „Konvenienz" bestehen bleibt. Ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen, die mit dem erschütternden Drama der „neuen Heloise" nicht wenig gemein hat, und deren Schauplatz eben dieselbe Gegend ist."

Digitized by Google

„Erzählen Sie, bitte."

„Ich brachte," begann der Doktor, „den vorletzten Herbst oben in Glion zu. Sie wissen, welch' ein herrlicher Ort dieser Wolkenfitz ist, der so fest und lustig über dem See thront und den die Waadtländer nicht mit Unrecht ihren Rigi vaudois nennen. Ich hatte nicht in dem berühmten Hotel Quartier genommen, das ebenfalls diesen Namen führt, sondern weiter oben in einem bescheidneren Hause. Demnach war ich dort Augenzeuge einer Tragödie, die sich im Bereiche des großen Hotels abspielte und deren Details schnell genug allen Gästen bekannt wurden. Ich erzähle sie Ihnen so wieder, wie sie mir von Anderen überliefert wurden, ohne die Zuthaten romanhafter Ausschmückung, deren diese Tragödie wahrhaftig nicht bedarf, und ohne erschüttert zu wirken.

„Im Rigi vaudois, der in der Herbstsaison gewöhnlich eine Blüte der englischen Hochtorys versammelt, hatte auch ein Lord Cl., ein Wittwer, mit seiner einzigen Tochter für einige Wochen Quartier bezogen. Miß Eloza war, was man eine auf den ersten Blick interessante Erscheinung nennen konnte. Für mich, der ich mehr die ganz gesunden Menschen liebe, weil ich selbst krank bin, hatte ihr Aeußeres zu viel Gesterhaftes. Tiefschwarz, lang herabfallendes Haar in jener seltenen Vereinigung mit einem Paar mildsüßer schwärmerischer Augen, wie von Armuten weiblicher Schönheiten geräumt wird, ein feines, marmorblasses Gesicht, auf dem zuweilen jene verräthrischen Röten hervortreten, die hier so viel zu sehen sind, und die der Volksmund „Kirchhofsrosen" nennt, — so erschien Miß Eloza Jedem, der sie sah, als eine jener zarten Pflanzen Albions, wie sie in den höheren Regionen seines vornehmen Adels gedeihen.

„Miß Eloza liebte die Musik. Sie wollte auch hier oben ihre Studien nicht unterbrechen und der Vater erkundigte sich nach einem Lehrer. „Vielleicht" — meinte der gefällige Wirth — „daß Herr Bl. sich geneigt findet, Unterricht zu ertheilen. Er wohnt drüben im Chalet, und Eure Lordschaft haben den jungen Mann, der in Deutschland einen Namen als Musiker hat, bei Tafel gewiß schon bemerkt, obwohl er am anderen Ende sitzt. — Dichte volles Haar, große dunkle Augen und lange Hände," — fügte der Wirth noch einer Pause lächelnd hinzu, in welcher der Lord sich zu besinnen schien, — „ein wahrer Künstler."

„Der Lord erinnerte sich jetzt des jungen Mannes. Er schien von gefälligen Manieren, hatte im vorigen Winter die Thüre zum Speisesaal geöffnet, kurzum, er kam ihm „gentlemanlike" vor; er ließ durch den Wirth anfragen und der junge Musiker sagte zu.

„Sie sehen, lieber Freund, die Tragödie spinnt sich an, nur daß, wie es bei einer neuen Heloise des neunzehnten Jahrhunderts ganz natürlich ist, der Musiklehrer an die Stelle des Lehrers der „belles lettres" tritt. Freilich, wie sie bis zur Katastrophe gelangt, das entzieht sich jedem Blicke; die Thatsache muß hier geschlossig sein und sich vor einen Flügel ein jugendliches Paar zaubern, dessen Gesichter zueist in der gemeinsamen Liebe zu der schönsten Kunst zusammenklingen. Bald finden sich Blicke, die bewundernd auf das blasse Mädchengesicht fallen und die schüchtern erwidert werden. Sie lächelt so lieblich und ihre weißen Zähne schimmern dabei so bezaubernd, wenn er einen englischen Sprachfehler macht; und wie reizend ihr Deutsch klingt! Im Anfang kalte Verbeugungen; eines Tages, da er Chopin wieder so herrlich gespielt, beginnt sie damit, ihm die Hand zu reichen, und diese Hand zittert. Und von diesem Tage an begleitet sie stets mit freundlichem Druck einen zärtlichen Blick, in welchem sich die Macht jener Leidenschaft ausspricht, mit der die kalte Vernunft, Konvenienz und Standesvorurtheile nichts zu thun haben.

„Drei Wochen — und die Liebe hat ihr Werk getrieben.

„Es ist Mitte Oktober geworden. Die milde Herbstsonne ruht noch auf dem See und auf den grünen Reben des Ufers, von denen die Traube reif und voll in die Hände des Winzers fällt. Es ist eine Lust, von dort oben herabzuschauen auf das grüne Gefilde, in dem überall geschäftige Hände sammeln sich regen, auf die ruhige Wasserfläche, die noch zahlreich Dampfboote und Kähne durchziehen, und die Sonne hinter dem Felsen von Kap Meillerie verschlen zu sehen.

„Dieß letztere Schauspiel, das schönste und friedlichste, das die Natur und bietet, hatte Miß Eloza fast jeden Abend auf der Terrasse des Hotels in Gesellschaft ihres Vaters genossen. Heute saß sie allein dort; die ganze Kolonie des Rigi vaudois hatte eine kleine Partie nach Avents gemacht und man hatte den Thee erst auf acht Uhr bestellt. Sie hatte Kopfweh vorgeschützt, um sich der Betheiligung an dem gemeinsamen Ausflug entziehen zu können. Sie saß allein mit der Leere am Ende des Gartenbeets; ihr Auge ruhte auf dem Schauspiel der niedersinkenden Sonne; aber von dem Frieden desselben fiel kein Strahl in ihr unruhig klopfendes Herz. Sie erwartete Jemand; sie hatte ihn selbst bestellt; sie hoffte und fürchtete zugleich, daß er kommen würde. Aber wenn man sie hier zusammen antreffen würde, wenn der Vater am Ende selbst — aber wo sollte sie sonst einmal ungestört mit dem Geliebten zusammentreffen? Wann wieder sich wieder eine so günstige Gelegenheit finden? Ja, mit dem Geliebten.' Sie wagte es nicht, sich selbst zu gestehen, was sie doch so tief fühlte und wußte.

„Und er kam! Und er wagte es, die Gelegenheit anzunehmen, die sich ihm bot. Zitternd und erröthend empfing sie das Geständniß seiner Liebe, das sie nicht zurückzuweisen vermochte. Und in der Einsamkeit jener Laube entschwand den beiden Liebenden wie eine einzige selige Sekunde jene Götterstunde, die nur einmal wie ein rasch verschwindender Stern in das Leben des Menschen hereinblickt.

„Die Glücklichen! Sie sehen und hören nichts um sich herum! Sie sehen nicht den dunklen Schatten, der sich durch den Garten heranschleicht, sie hören nicht die Schritte, die sich ihrem Versteke nähern. Er kniet vor ihr und bedeckt ihre Hände mit Küssen; sie streichelt sein volles Haar zurück und küßt ihm Stirne und Mund. Da sieht er die Geliebte erblassen, ein verzweifelter Schrei entringt sich ihrer Brust, und ihr Auge zeigt den Ausdruck des Entsetzens, — er kehrt sich um und vor ihm steht — Lord Cl.

„Ich brauche Ihnen die Ueberraschung nicht auszumalen, die auf allen Gesichtern zugleich hervortritt. Der junge Mann erhebt sich und tritt bleich und wankend zurück. Er hat nicht die Festigkeit, mit Ruhe die Sache seiner Liebe zu vertheidigen. Er schreckt zurück vor dem drohenden Aeußeren des beleidigten Vaters, dessen Gesicht eine flammende Röthe bedeckt. Ein Schwall von Worten ergießt sich aus dem Munde desselben, von denen der Deutsche kaum ein einziges versteht. Aber er versteht die Geberde der Hand, die ihm, dem „hergelaufenen Musikanten", drohend den Weg zeigt. Er teilt einige Schritte zurück, dann kehrt er sich wieder um und sieht, wie die Hand, die sich gegen ihn erhoben hatte, mit barbarischem Schlage auf die bleiche Wange des Mädchens fällt, die er eben mit Küssen bedeckt hatte.

„Er sieht die Geliebte ohnmächtig zurücksinken, er eilt, sie in seinen Armen aufzufangen, während der unnatürliche Vater, wie entsetzt vor der eigenen That, bewegungslos stehen bleibt. Ihre Augen sind fest geschlossen, ihre Brust arbeitet heftig, — da ergießt sich ein dunkler Purpurstrom über ihre Lippen. Es ist ihr Blut, ihr zerrissener Herzblut, das auf seine Hände herabrieselt. Er preßt seinen Mund auf den ihrigen, — es ist ihm, als müsse er so den todbringenden Strom zurücksaugen; aber immer neue Wellen brechen hervor, bis die Geliebte endlich, ein Bild des Todes, völlig regungslos in seinen Armen ruht.

„Jetzt erst ethrt sich der in seiner Reue und in seinem Schreck halbversteinerte Vater. Die beiden Männer, eben noch feindlich getrennt, sind durch ein Unglück vereinigt, teagen den Gegenstand ihrer Angst und Verzweiflung in das Hotel und man ist liebevoll geschäftig, eine Halbentseelte wieder in's Leben zurückzurufen.

„Es ist ein trauriges Bild, das ich Ihnen zum Schlusse entrollen muß. Ein Krankenbett, vor dem ein verzweifelter Vater kniet, eine Sterbende, um die ein Liebender geschäftig ist, der mit der zärtlichsten Fürsorge dem Tode seine Beute nicht entreißen kann. Auf dem kleinen Kirchhofe unterhalb Territet finden Sie das Schlußglied dieser Tragödie, einen Grabstein —"

„Wie?" — unterbrach ich ihre den Erzähler, „vielleicht der Grabstein mit dem einfachen Namen: „Elise" und der Unterschrift: „au revoir?"

„Denselben mein' ich, und wenn Sie ihn gesehen haben, ist Ihnen wohl auch die Inschrift der Rückseite nicht entgangen: Hier begraben ein Liebender seine Geliebte, ein Vater seine Tochter. Während der Herbstsaison kann man die beiden Leidtragenden oft dort erblicken; den Winter bringen sie in Italien zu. Der stolze Lord ist gedemüthigt. Nicht nur um seine Schuld zu büßen, hat er an armen deutschen Musiker abgyrtet, es scheint auch, daß von der Liebe zu seiner Tochter viel auf den Geliebten herüberübergegangen ist, den als Schwiegersohn anzunehmen ihm als höchst verwerflicher Gedanke erschienen wäre. So vermag oft nur das Unglück die Härten der menschlichen Vorurtheile zu vermischen."

Hier endete mein Freund seine Geschichte. Von jener Zeit aber gehe ich nie an dem kleinen Kirchhof vorüber, ohne nach dem Grabstein hinüberzublicken und an den tragischen Roman zu denken, der unter ihm verborgen ruht.

Auflösung des Räthselsprungs Seite 552:

Wer Bescheid nur aus Büchern lernt,
Und selbst nicht weise denkt und lebt,
Wird immer mehr von ihr entfernt,
Je mehr er ihr zu nahen strebt.

Das heben soll die Erde sein,
Darin die Weisheit Wurzel schlägt.
Und pflanzt ihr hier den Kern nicht ein,
Wächst auch kein Baum, der Früchte trägt.

Digitized by Google

Eine Freundschaft. Originalzeichnung von J. Specht.

Aug' um Auge.

Von G. Hartmut.

(Schluß.)

Zehnter Brief.

Schloß Turakin, den 17. October.

Wie Du siehst doch noch einen Brief von mir aus Turakin und wolltе Gott, daß es der letzte ist! Kopf und Herz, Vernunft und Unvernunft verwirren sich so lügnerisch in mir, daß ich Recht und Unrecht, Gut und Böse nicht mehr zu unterscheiden weiß. Du aber sollst mich nicht loben und meinen Muth preisen, wenn ich nichts als Rüge oder Mitleid mit meiner Schwäche verdiene! Ich weiß es wohl, daß es besser, edler wäre, daß zu besiegen, was mich hindert hier zu bleiben, aber ich vermag es nicht; meinem verzagten Herzen gebricht die Kraft dazu. Ich wollte, ich wäre wieder daheim bei Frau Georgen, bei meinen Büchern, die so lange brach gelegen, ich weiß es, dort würde bald Alles wieder gut! — — — Und jetzt hör' mich an, hernach sollst Du sie mich denken und entscheiden, ich weiß mir keinen Rath.

In den Bergen der Hegyallja liegt eine alte Schloßruine, die wie auf unsern Streifzügen durch die Umgegend öfters schon besuchen sollten; zufällig aber waren stets Hindernisse eingetreten. — Jetzt, da meine Abreise heranrückte, bestand der Graf darauf, daß ich Schloß Turakin nicht verließe, ohne das alte Schloß und das daran hängende Kloster gesehen zu haben, dessen romantische Lage inmitten der einsamen Bergwildniß ich häufig erwähnen hörte.

Nach mehrstündiger Fahrt durch den ununterbrochenen Lustgarten des gesegneten Landes langten wir an den Steilen, fast senkrecht aufsteigenden Felskegel an, auf dessen Gipfel die Ruine sich erhebt. Nachdem wir auf breiten, wohlgepflegten Stufen emporgestiegen, ward vor der Höhe des Schloßthurmes noch einmal in die sonnige Hegyallja hinausgeschaut; auch dem benachbarten Weinberge brachte der Winzer die ersten reifen Trauben, und als wir uns an dem süßen Saft erfrischt und vom mühsamen Steigen ausgeruht, sprach Graf Turakin: „Jetzt kommen Sie und lassen Sie uns auch das Kloster in Augenschein nehmen; es ist Jemand dort, den ich Ihnen gerne zeigen möchte. Ehe ich Sie fahren lasse," fuhr er mit so ernstem, ja finsterem Gesicht fort, daß ich mich fast vor ihm gefürchtet hätte, „werde ich Alles auf's Spiel setzen, um Sie zu gewinnen. Aber mir scheint, wenn unser Fräulein sich etwas in den Kopf gesetzt, so verwandelt sich alle Güte ihres Herzens in etwas wie das hier." Dabei stieß er mit seinem Stock an einen Steinblock, der in unserem Wege lag. Seltsam! der lose Kalk zerschlitterte und fiel bei dem heftigen Stoß in tausend Stücke auseinander. — Da ich nicht wußte, was ich auf die unverständliche Aeußerung des Grafen erwidern sollte, warum wir Beginnend bis an das Thor des Klosters fortgeschritten. Nachdem wir mehrmals die Glocke gezogen, ward der Riegel der alten, knarrenden Pforte langsam zurückgeschoben und wir traten in den innern Hofraum des Klosters, das seit einigen Jahren in ein Mädchenstift verwandelt worden unter der Verwaltung der Aebtissin und der Nonnen. Eine der Nonnen, die das Spiel der Zöglinge zu beaufsichtigen schien, die Bälle werfend und sich haschend umhersprangen, trat mit ehrerbietigem Gruß auf den Grafen zu und frug nach seinem Begehr. „Ich wollte die Reise Rosa besuchen," erwiderte der Graf; „ei — da ist sie ja schon!" Es flog wie ein heiterer Schein über seine Züge, als er sich jetzt einem Mädchen von vierzehn oder fünfzehn Jahren zuwandte, das gräßend aus dem Kreise der spielenden Kinder hervortrat. — —

Das war des Grafen Hinterhalt! — Das war die kleine Rosa, die zuletzt noch ihre Wirkung auf mich üben sollte! — Wenn ich mich wohin gesagt, was für Waffen das alte einsame Kloster gegen mich bergen konnte — bei dem Anblick des Mädchens wußte ich alsbald Bescheid und bedurfte seiner Auskunft mehr. Auf des Grafen Ruf hatte Rosa sich ihm zögernd genähert und stand jetzt, das feine Postl mir zugewandt, wenige Schritte vor mir da. Indem sie die großen schwarzen Augen soll zu ihm aufschlug und mit halb verlegener, halb zutraulicher Miene mit ihm redete, während Graf Turakin seine Hand leicht auf ihren Schultern ruhen ließ, hatte ich alle Zeit, die auffallende Aehnlichkeit zwischen Beiden zu beobachten. Sie verriet sich zu unzweifelhaft des Mädchens Verwandtschaft mit Turakin'schem Blut. „Fräulein Gertrud," sprach der Graf, indem er sie an die Hand nahm und mir zuführte: „Ich stelle Ihnen hier meine Pflegetochter Rosa vor. Binnen Kurzem verläßt sie das Kloster und ich wünschte sehr, daß sie Sie kennen lernte; aber dazu ist es jetzt zu spät. — Und nun laß sehen, was Du gelernt hast, Rosa, und singe uns eins von Deinen Liedern vor." — Während das Mädchen uns auf seinen Befehl voranschritt und uns zu dem Eingang in das Kloster führte, sprach Graf Turakin leise: „Jetzt hören Sie das Mädchen singen, wenn Sie auch dann nicht gewonnen sind, ist meine letzte Karte ausgespielt."

Durch den Kreuzgang, der das alte Gebäude durchschneidet, hatte Rosa uns in einen geehen leeren Saal geführt; aus den schmalen, dicht unter der Lage angebrachten Fenstern fiel das Tageslicht nur gedämpft in den düsteren Raum, der, wie die vielen kleinen Altäre und Heiligenbilder andeuteten, früher zum Betsaal dienen mochte und nur zu sehr geeignet war, den Zauber zu erhöhen, der Rosa's anmuthige Erscheinung umgab. Mit befangener, bald aber kräftig anschwellender Stimme sang sie ihre ersten Lieb, ein „Ave Maria", an. — Als der Gesang erwachte, wie Rosa's Gestang sich ergreift, der das Halbfertige, Mächtige war, was ich je gehört, flüsterte er mir zu: „Auch sie ist Waise! Und was gäbe ich darum, wenn sich mein kleines Mädchen in Ihrer Hand geborgen wüßte!"

Unterdessen hatte Rosa ihr erstes Lied geendet; allmälig schien alle Verlegenheit von ihr gewichen, und ohne zu weiterer Aufforderung Zeit zu geben, sang sie noch lange fort. Es waren lauter alte Kirchengesänge von Bergelese, Palästrina und anderen italienischen Meistern.

Während ich dasaß und dem zarten Geisspört zuhörte, das die gewaltigen Töne aus dem Innersten seines Herzens hervorgab, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Zukunft dieses Kindes weder dem Grafen noch sonst einem einzelnen Menschen angehörte, daß ihre Seele einen weiteren Lebenskreis bedürfte und sich ihn gewiß einst suchen würde. — Was aber soll ich beginnen? ich kann die kleine Rosa nicht — — —

Während zwei banger, ängstlicher Stunden habe ich in meinem Beiete innehalten und an Sandor's Bettchen wachen müssen. — Wie, wenn er uns erkrankte? Gott möge es verhüten! — — — — — — —

Ich habe den Grafen weiden lassen, denn das Kindes Zustand flößt mir ernstliche Besorgniß ein. Unser armer Bube scheint in heftigem Fieber zu liegen. — — Jetzt ist er in des Vaters Schooß allmälig ruhiger geworden, nachdem er stundenlang über Stiche in der Stirn geklagt, an der die Adern blau angelaufen und geschwollen sind.

Ich aber weiß nicht, was mit mir vorgeht. Eine heimliche Angst hat sich mir wie ein Bleigewicht auf die Sinne gewotfen, vergebens suche ich sie mit tausend Vernunftgründen wegzuscheuchen; es liegt mir ein Grauen in den Gliedern, das ich nicht los werden kann! — — — —

Gott sei's gedankt, der Arzt, den der Graf aus der nächsten Kreisstadt kommen ließ, und der ein tüchtiger, besonnener Mann zu sein scheint, versichert uns, es sei nichts zu befürchten, wir mögen uns keine unnöthigen Sorgen machen.

Mittlerweile ist es fast Tag geworden, durch die herabgelassenen Jalousien dämmert das Morgenlicht und noch der schlafosen Nacht klagt mir wenig zu ruhen verlauben. Der Zustand des Aeltes hat mir wieder Muth gegeben. — Ich hoffe, ich habe in übertriebener Angst eitel Gespenster gesehen, und die bangen Ahnungen waren nichts, als natürliche Folge der abgespannten, übererzten Nerven. — So oft ich die Augen schloß und ein wenig zu schlummern versuchte, während Graf Turakin seinen Stuhl an Sandor's Bett rückte, peinigten mich ängstliche Traumgestalten. Bald sah ich Gräfin Margit in Trauerkleidern an mir vorübergehen, bald sah ich Sandor an des Grafen Hand drüben in der Familiengruft stehen. Der Altar, die Fensterwölbungen, das Wappen waren mit schwarzem Flor umhängt und wieder rasch'te vom Schilde die Krone herab und blieb auf Sandor's Haaren liegen. — Jetzt aber fort mit den ängstlichen Bildern, sonst fangen sie von Neuem an, mich zu schrecken!

Seit einer Stunde schon liegt unser Bübchen in ruhigem Schlaf und der Arzt versprich mir baldige Besserung. — — —

(Den 29. Octobet.) Als ich heute endlich wieder mein Schreibpult aufthat, um manche begonnene, aber den Schrecken und Kümmernissen der verflossenen Tage vergessene Briefe zur Hand zu nehmen, fiel auch das unvollendete Blatt an Dich mir in die Augen. — —

Wie lange ist's denn her, daß unser lieber Bube begraben ward? — Erst sieben Tage! — Kann so viel Leid und Unheil sich in die kurze Frist von sieben Tagen drängen? — Ich mir's doch, als wären eben so viel Jahre verflossen seit jener Nacht, wo der jähe Schlag uns traf, daß wir noch betäubt vor Schred dastanden, als Alles schon vorüber war!

Auf jene bange Nacht, wo Sandor erkrankte, war ein leichter Tag gefolgt, der des Aeltes Auffpruch über unsern Kranken völlig zu bewahren schien; aber schon gegen Abend stieg das Fieber so heftig von Stunde zu Stunde, daß wir den Arzt auf's Neue kommen liefen. —

Bald flammete das Kind, den der Angstschweiß in hellen Tropfen von der Stirne rann, sich an den Hals des Vaters, bald an mich und schrie und flehte, wir möchten ihm Wasser geben, die brennenden Lippen zu kühlen, und wenn wir es ihm reichten, rief er, das sei böses Zeug, das könnte er nicht trinken, und stieß es schreiend und tobend von sich; dann wieder frug er nach der Mutter, beetete die Reine aus, als habe er sie vor sich, klatschte in die Hände, jubelte und pfiff, daß und das Herz stillstand vor Angst.

Endlich langte der Doktor an. Nachdem er Sandor's Zustand genau geprüft, gab er dem Grafen mit sorgenvoller Miene zu verstehen, es sei

Digitized by Google

eine bedenkliche Wendung eingetreten, und wenn nicht baldige Besserung erfolgte, stünde eine Gehirnentzündung zu befürchten. Auf des Grafen Frage, ob es rathsam sei, die Mutter zu benachrichtigen? erwiderte der Doktor achselzuckend, über den Ausgang der Krankheit ließe sich jetzt nichts Bestimmtes sagen, — ernstliche Gefahr aber könnte mit jedem Augenblick eintreten. —

Wenige Stunden später hatte er Sandor's Zustand für entschieden und hoffnungslos erklärt! — O Sara — diesen Augenblick kann selbst die Todesstunde unseres Lieblings mit ihrem Jammer nicht aus meiner Seele drängen! — Und wäre der Schlag nur gleich gefallen, als wir wußten, daß er unentrinnbar und gewiß war, aber auch das Worten auf den Tod sollte uns nicht erspart bleiben! — Drei Tage und Nächte rang „Leben und Sterben" vor unsern Augen den letzten verzweifelten Kampf, während wir in dumpfer Angst das Bett umstanden und auf jeden Athemzug des Kranken lauschten und auf Gräfin Margit warteten; konnte doch jede Stunde die letzte des zähen Widerstandes sein, den die Lebenskraft des Kindes dem anbrängenden Tod entgegensetzte, und der so qualvoll anzusehen war, daß, als endlich das erste Röcheln sich aus Sandor's Brust losdrang, der Graf, der seit drei Tagen kein Wort geredet, laut aufstöhnte: „Gott sei's gedankt! Wo bleibt Margit?" fuhr er fort und zog die Uhr hervor — „seit einer Stunde konnte sie da sein!" Fast in demselben Augenblick rollte ein Wagen vor das Portal. „Es wird die Gräfin sein," sprach Graf Tyrakin, „gehen Sie ihr entgegen, Gertrud, und sagen Sie ihr, daß sie eilen mag!"

In schlichtem grauen Gewand, all' der Zieraten entblößt, die sonst die hippe Gestalt umhingen, kam Gräfin Margit draußen vor dem Thor. — Noch ehe ich sie erreichen konnte, war sie in die Kniee gebrochen. Leblosen Blicks starrte ihr Auge das Wappen an, dessen eherne Inschrift im Schein der alten rothen Laterne grell über ihrem Haupte blinkte. „Auge um Auge, Haar um Haar, Zahn um Zahn," flüsterte sie leise. Vergeblich suchte ich sie aufzurichten. —

„Stehen Sie auf, Gräfin, es ist keine Zeit zu verlieren," sprach ich endlich in Todesangst, als ich sah, wie die Arme kaum fähig war, sich zu erheben, als scheute ihr Fuß selbst in dieser Stunde der Angst zurück, die Schwelle des Hauses zu übertreten, das sie einst, von fluchbafter Leidenschaft verblendet, meinte für immer verlassen zu haben.

Endlich raffte sie sich auf und folgte mir wie eine halb Bewußtlose, auf meinen Arm gestützt, durch die Halle zu dem Gemach, wo Sandor lag. Zu seinen Häupten kniete der Graf, den Kopf des Kindes mit beiden Händen stützend.

Kaum hatten wir die Thür geöffnet, als das graue Röcheln uns abermals entgegentönte. Ehe ich's hindern konnte, entriß sich Gräfin Margit meinem Arm und fiel mit herzerschneidendem Schrei über Sandor's Lager hin. Ob der Todeskampf ihn plötzlich aufschnellte, ob er die Stimme der Mutter erkannt, — mit fast übernatürlicher Anstrengung der letzten Kraft richtete das Kind sich auf: „Mutter!" rief es und fuhr suchend mit den kleinen Händen in der Luft umher, „bist Du es, Mutter? Wo warst Du so lang?"

Noch einmal hob die Brust sich zu einem langen, tiefen Athemzug, dann schlossen sich die Lippen und die Augen fielen zu, um sich nie wieder aufzuthun. — Die Gräfin aber sah und hörte es nicht mehr, bei den Worten, die das Herbende Kind ihr entgegenrief, brach sie schaudernd zusammen. — — — — —

Wie der Graf die leblose Gestalt auftob und auf das Lager trug, das neben der Leiche seines Kindes stand; wie das arme Weib, erwachend, beim ersten Blick auf den Todten aufsuhr, sich mühsam vorschleppend gleichsam am Boden hinkroch, bis sie vor dem Grafen liegen blieb, und mit lauter Stimme, als forderte das erwachende Gewissen in seiner Angst Zeugen für sein Schuldbekenntniß, in die Worte ausbrach: „Gottes Zorn hat mich ereilt, warum aber muß der Schlag, den ich verdient, auch Dein Haupt treffen!" — wie ihr stolzes Herz sich da zerstoßen und zerknirscht im Staube wand — — wie er sich voll Erbarmen zu ihr neigte, ja, wie in dem gemeinsamen Leide das alte, für alle Zeit zerschnittene Band noch einmal seine Rechte zu fordern schien — o Sara — Dir solchen Anblick zu schildern, wie er sich meinem Innern eingeprägt, kann ich weder Kraft noch Worte finden! — — —

Diese Nacht, sie hat sich, ein furchtbar ernstes Bild, Zug für Zug in meine Seele gegraben, hart bleibt sie stehen an geheiligter Stätte, und weder die Zeit noch die Wechsel und Kämpfe des Lebens werden je ihre Spuren in mir vertilgen!

Anhang aus Gertrud's Tagebuch.

Ein Jahr ist seit jenem Tage verflossen, wo Frau Bollert mir ihre Geschichte erzählte, ohne zu ahnen, daß die schlichten Worte, mit denen sie dieselbe schloß, mein ganzes bisheriges Leben aus seinen verrosteten Angeln heben würde.

Ist mir's doch, als hätte mein Dasein erst seit jenem Tage Kraft und Gestalt gewonnen; das eine, kurze Jahr scheint Alles aufzuwiegen; was dahinten liegt, schwindet gleich einem leblosen Traum zurück!

Was ich durchkämpft, das ist in Gottes Namen abgethan. Wo ich stehe, weiß ich nun und habe nichts zu fürchten. Die Stunden der Noth, auch die schlimmsten sind vorübergegangen und haben neuem Tageslicht Raum gegeben. — —

Ja, ist nicht selbst für das, was ich an Sandor's Sterbebette verlor, mir ein hoher, lieblicher Ersatz geworden? —

Von dem Grafen, der erst in zwei Jahren von seinen Reisen heimkehrt, haben wir häufig Nachricht. Seinen letzten Brief erhielten wir aus Belgrad. Er berichtet uns von Allem, was uns gefallen und unterhalten konnte und fragt nach den geringsten Umständen unsers Thuns und Treibens. — —

Nur Sandor's Namen nennt er nie; daher wage auch ich es nicht, des Verstorbenen je mit dem leisesten Worte zu erwähnen, ehe er selbst wieder von ihm reden mag — und ich fürchte — das wird nie geschehen! —

Dieß aber hoff' ich zu Gott, wenn er einst heimkehrt, und Rosa tritt ihm auf der Schwelle entgegen, die er zuletzt überschritt, als man Sandor's Sarg hinaustrug, so wird auch seinem Herzen noch Freude und Ergötzen aufgehen, und sein Haus kann ihm wahrlich ganz verödet erschienen.

Gegen Rosa's Wünsche hat er nichts eingewandt; — ihre ganze Seele lebt und athmet im Gesang! — und das Einzige, was er ausbedungen, ist, daß sie bis zu ihrem sechszehnten Jahre Schloß Tyrakin nicht verläßt. — Ueber ihre Herkunft ließ er sich auch gegen mich nie aus — doch hat er sie, wie mir scheint, zur einstigen Erbin von Tyrakin bestimmt. Was Baron Zelden, der als Graf Tyrakin's Vetter gute Nachbarschaft mit uns hält und uns oft besucht, zu den Plänen der kleinen Rosa sagen wird, ist freilich eine Frage, und ich fürchte, sie könnte sich einst mit diesen ernstlich treffen! Ich zweifle aber, ob meine Vormundschaft mit dem Recht gibt, sie vor solchen Gefahren zu hüten? — —

Auch ich erhalte häufig Besuch von einem alten Freunde.

Er ist seit langer Zeit weit fort gewesen, „bis an den Nordpol", wie er mir pathetisch vorwirft, um — wenn es nicht tragisch wäre, so wäre es zum Lachen — „um mich zu vergessen".

Die kleine Schuldrolle an den Nordpol wandernd, um sich von der erhöhenden Anstrengung unglücklicher Liebe abzuklären!

*

Wer hätte es gedacht, daß ein Mann, der so wunderlich, alt und häßlich ist, so stolz und anmaßend über sein Begehren reden, mich mit so heftigen, eindringlichen Worten erschrecken konnte! Endlich hat er mir auch verzeihen müssen, daß mein Verlauf von zwei Jahren nie wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Weiß er's doch, daß ich's dem Grafen gelobt, daß dahin die kleine Rosa nicht zu verlassen. — —

Auch ist die Zeit zur Ueberlegung vor einem so ernst entscheidenden Schritt besser zu lang als zu kurz! —

Er droht freilich wieder fortzugehen, wenn ich nicht noch einmal „verständig" mit mir reden ließe — und mich durch die Einbuße des ehrlichen, närrischen Freundes aufrichtig zu betrüben; aber mit der Drohung, denk' ich, wird's nicht so ernst gemeint sein. Er will mich wie ein kleines Kind zu schrecken suchen und merkt noch immer nicht, daß ich ihn längst durchschaute!

*

Es ist heute Sandor's Geburtstag. Während wir in der Frühe des Morgens draußen beschäftigt waren, Sträuße und Kränze zu flechten, um sein Grab zu schmücken, ward mir ein Brief gebracht, mit französischen Stempeln versehen. Gespannt öffnete ich ihn; er konnte nur von der Gräfin Tyrakin kommen, die, wie es hieß, sich seit längerer Zeit schon mit ihrem Gemahl in Paris aufhielt.

Der Brief enthielt in der That nur wenige Zeilen von Gräfin Margit's Hand, in welchem sie mich bat, Sorge dafür zu tragen, daß an Sandor's Geburtstag in der Kapelle ein Gebet für diesen gehalten werde, und daß man auch ihren Namen in die Fürbitte schließen möge.

Nur zu deutlich geht aus den kurzen Worten hervor, wie ihre arme Seele nirgends Ruhe finden kann. Vergebens hat Graf Leutlep sie in den Strudel des pariser Lebens gestürzt. Mir scheint, der Wurm, der an ihrem Leben nagt, läßt sich auch hier nicht betäuben.

„Sagen Sie dem alten Pfarrer," so schließt der Brief, „er möge auch für den Frieden meiner Seele beten.

„Er hat mich immer, als ich noch ein Kind war, lieb gehabt. Er ist mir in späteren Jahren ein treuer Freund gewesen. Aus seiner Hand hat mein Knabe den Segen der heiligen Taufe empfangen, und wieder war es seine Hand, die mich aufrichtete, als sie den Deckel des Sarges über Sandor's Leiche schloß. Gott wird gnädig sein und solcher Fürbitte nicht sein Ohr verschließen! — —

Digitized by Google

„Und Sie, Gertrud, Sie werden das kleine Grab hüten und pflegen und immer dafür sorgen, daß der Gärtner es mit frischen Blumen schmücke. Leben Sie wohl. Gott segne Sie!

Margbit von Tyrasin."

Das Traumleben.

Skizze von Lina Freifrau von Berlepsch.

(Schluß.)

Ein junger Mann zu Florenz träumte, daß ein großer steinerner Löwe, der mit geöffnetem Rachen in der Vorhalle einer Kirche stand, ihn tödtlich verwundet habe. Am andern Morgen erzählte er auf dem Wege zur Kirche seinen Freunden den Traum, und siehe, in der Vorhalle der Kirche angelangt, dem steinernen Löwen die geballte Faust mit den scherzhaften Worten: „Beiß zu, du gewaltiger Feind!" in den Rachen. Kaum war das Wort gesprochen, so erbleichte er und erbebte am ganzen Körper. Ein Skorpion war in dem Rachen verborgen gewesen, hatte ihn gestochen und nach wenigen Stunden erfolgte sein Tod. —

Professor Nyssenus in Wittenberg erzählte seinen Freunde Philipp Melanchthon, daß ihn während der Mittagsruhe ein eigenthümlicher Traum beschäftigt habe. Er hätte sich auf einem Schiffe befunden und dasselbe sei untergegangen. Er lachte über den Traum und legte seinen Werth darauf. Allein nach an demselben Abend erkrankt er bei der Ueberfahrt über die Elbe. Der Kahn stieß an einen Pfahl und schlug um. —

Justinus Kerner bespricht den Traum eines jungen Mannes, der eine hohe, bleiche Gestalt vor sein Bett treten sah, die ihn wehmüthig betrachtete. Der Träumer winkte dem Fremden, sich zu entfernen, und da er wie festgebannt lag, spuckte er im Traume nach der unheimlichen Erscheinung. Die Figur schüttelte langsam und traurig das Haupt, ging, den Träumenden unumterbrochen ansehend, nach der verschlossenen Thüre und entfernte sich. Der junge Mann wechselte wenige Monate später seinen Aufenthaltsort und ging einer schrecklichen moralischen Verkommenheit entgegen, aus der er schließlich sich wieder aufraffte. Er selbst glaubt in der mitleidig auf ihn herabsehenden Gestalt das allegorische Traumbild seines Schutzengels erblickt zu haben. —

Zur Zeit der badischen Insurrection 1849 berichteten öffentliche Blätter einen Traum, den Großherzog Leopold im Jahre 1842 gehabt habe. Ihm sei Machiavelli erschienen, und er habe diesem, ob der in seinem Werke «Il principe» ausgesprochenen politischen Grundsätze, Vorwürfe gemacht mit dem Bemerken, daß sein Verhältniß zum badischen Volke deren Falschheit beweise. Er regiere nach entgegengesetzten Grundsätzen, im seinem Lande aber herrsche Ruhe und Zufriedenheit und er selbst sei allgemein beliebt. Ernst habe Machiavelli erwidert, seine Lehren wären den mutatis mutandis wahr bleiben, so lange es Menschen gäbe, er aber werde, ehe zehn Jahre vergingen, seine Krone verlieren. Durch die Betreibung des Großherzogs erfüllte sich der Traum. —

Als Charles Dickens 1868 seine Vorlesungen in Amerika beendete, wurde ihm zu Ehren ein Bankett gegeben und die Hoffnung, ihn bald wieder über dem Ozean begrüßen zu dürfen, ausgesprochen. Dickens schüttelte trübe das Haupt und bemerkte, daß er das Ende seines Lebens nahe glaube, denn es sei ihm zweimal im Traume geheimnißvoll verkündet worden. „Als ich," sprach er, „auf dem Meere war und die Ehrenbezeugungen, das herzliche Lebewohl meiner Landsleute mir noch im Herzen wiederhallte, träumte ich, daß der Tod all' das bald enden werde, und als hier die glänzenden Ovationen meinem Stolz und Ehrgeiz am meisten schmeichelten, wiederholte sich der gleiche warnende Traum. Wenn Sie daher meinen Tod erfahren, so glauben Sie, daß er mir nicht unerwartet kam." — Dickens segelte zurück nach England. Die Aerzte untersagten ihm seine Vorlesungen. Im Gefühle, daß der Tod ihn bereits überschatte, nahm er öffentlich Abschied von seinen Zuhörern. Am 9. Juni, Abends ein Viertel nach sechs Uhr, trat der Tod, wie Dickens lange vorhergesagt hatte, plötzlich ein, er traf ihn nicht unvorbereitet.

Johann Howard Payne, der Dichter des unsterblichen Liedes «Home, sweet home», war vom Glücke nicht begünstigt. Die Welt hat seine Dichtung gesungen, die Melodie Eingang gefunden in jedem Herzen, er aber war von Kindheit ein Wanderer und wußte oft kaum, wo er das müde Haupt niederlegen sollte. Den Gefühlen über Heimat hat er den schönsten, rührendsten Ausdruck verliehen, und doch waren ihm der Heimat süße Reize fremd. „Heute Nacht hatte ich einen wunderbaren Traum," erzählte er einem Freunde, „ich sah ein Bild voll ländlichen Friedens und Reizes. Eine Landschaft mit malerisch abfallenden Hügeln, lauschigen Thälern, sanft gleitenden Flüßchen. Das Thal wimmelte von Blumen und Vögeln, hier wogten goldene Saaten, dort weideten Schafe und Rinder. In der Mitte aber standen kleine Häuschen, aus welchen Lachen und fröhliche Stimmen ertönten und glückliche Menschen aus- und ein-gingen. Es war mein ewiges Ideal von Heimat und meine Seele schwelgte in dem Bilde, das langsam meinem Blicke entschwand. Umsonst strengte ich meine Sinne an, die schwindenden Umrisse festzuhalten, eine große dunkle Wolke zog daräber hin. ‚Das bedeutet mein eigenes Loos,' sagte ich, und während ich sprach, erschienen auf der Wolke in Flammenlettern die Worte, die der Allmächtige einst zu einem andern Sterblichen sprach: Asylat und flüchtig sollst Du sein auf der Erde.' Entsetzt hörte ich mein Urtheil und erwachte." — Der unglückliche Mann begrub seufzend das Antlitz in den Händen. — Bald darauf erschien «Home, sweet home», das in seiner Schlußstrophe besonders an das Traumbild erinnert:

„An exile from home pleasure dauzles in vain;
O give me my lowly thatched cottage again;
The birds singing sweetly, that came to my call —
Give me them, and that peace of mind dearer than all.
Home, sweet home,
There's no place like home!"

Fern von der trauten Heimat findet Du kein Glück;
Gebt mir das kleine, strohgedeckte Haus zurück,
Die Vöglein auch, die mich mit Lustlich mieten,
Gebt sie zurück, gebt mir der Seele Frieden.
Dich, Heimat, süßes Vaterland,
Erreicht kein ferner, fremder Strand!

In Abraham Lincoln's Charakter wird seine Liebe zur Familie besonders gerühmt. Bei all' seinen Pflichten und Verantwortungen fand in Mitte der Seinen er all' sein Glück, und es gab selten einen Sonntag Abend, wo er nicht mit Weib und Kind in einem Zimmer des weißen Hauses sich versammelte. Liebreiche Gespräche verkürzten die Zeit, und gewöhnlich las er auch ein Kapitel der heiligen Schrift vor und erklärte den Kindern das Gelesene. „Was hältst Du von Träumen?" fragte er eines Abends seine Gemahlin. — „Nichts," entgegnete diese kaltonisch. — „Es ist mir lieb, das zu hören, denn ich träumte neulich in eigenthümlicher Weise, und als ich heute die Bibel öffnete, schlug ich gerade Jakob's Traum auf und las noch Manches, das zu meiner Gedankenrichtung paßte." — „Erzähle den Traum, lieber Vater," bat der kleine, heiläugige Tad. — „Vor ungefähr zehn Tagen ging ich spät zu Bette und schlief bald ein. Nun träumte ich, es umgebe mich tiefe Stille und ich höre fernes Weinen. Dann war's, als stände ich auf und ginge die Treppe hinab. Allüberall die gleiche Stille, aber immer deutlicher wurde Weinen und Wehklagen. Ich kam an das letzte Zimmer und trat ein. Vor mir stand ein prachtvoller Katafalk, auf dem eine Leiche ruhte. Ueberall Wachen und eine Menge Volk. „Wer ist im weißen Hause gestorben?" fragte ich einen Soldaten. — „Der Präsident," entgegnete dieser. — „Woran starb er?" — „Durch Mordeshand.' Nun hörte ich wohl' lautes Wehklagen, daß mich erwachte. Ich wußte nicht wieder einschlafen und war in sehr gedrückter Stimmung." — „Der Traum ist schrecklich," rief Tad erbleichend, „hat er etwas zu bedeuten, lieber Vater?" — „Nein, mein Kind," lächelte der Präsident, „'s ist ja nur ein Traum und wir wollen ihn zu vergessen suchen." — Und doch schwand der Eindruck dieses Traumes nicht wieder. Allüberall schwebte ihm die ernste Todesfrage vor, hörte er das Weinen und Wehklagen. Auf all' seinen Wegen fürchtete er die Mörderhand, und doch sagte er sich immer wieder: „'s ist nur ein Traum." — Als in der Nacht des 14. April 1865 der Präsident von John Wilkes Booth ermordet wurde, war Mistreß Lincoln's erstes Wort: „Sein Traum war prophetisch." Damals verstand man es nicht. Später aber wurde der Traum viel erzählt und bildete einen Theil des Dramas, das der amerikanischen Nation einen unsterblichen Märtyrer gab. —

Als Lola Montez nach der verhängnißvollen Revolution 1848 endlich nach Amerika kam, erhielt sie ein Engagement als Tänzerin am Broadway-Theater zu New-York. Sie liebte es, sich im „grünen Zimmer" des Theaters aufzuhalten, und versammelte stets eine Anzahl Künstler und Literaten um sich, die ihre glänzende Erzählungsgabe fesselte. Eines Abends war sie ungewöhnlich ernst und trübe. „Was fehlt Ihnen, Madame?" fragte einer der Schauspieler. — „Mich quält ein Traum, der sicher sich erfüllen wird. Meines Lebens glücklichste Stunden wurden mir in nächtlichen Visionen vorhergesagt, nun aber träumte ich von dem Ende meiner Tage. Meine irdische Laufbahn soll in diesem Lande schließen, meine Gebeine hier ruhen, aber meinem Tode werden Armuth und Krankheit vorangehen und ich hülflos sein und verlassen. Als' meine zahlreichen Freunde werden verschwinden und nur wenige edle Seelen sich um die arme Fremde annehmen, deren Leiche in einem einsamen Grabe gebettet und bald von der Welt vergessen sein wird." Lola's Stimme bebte und ihr Auge füllte sich mit Thränen. Die Anwesenden bemühten sich, ihr die Sache auszureden, sie zu zerstreuen. „Laßt uns von etwas Anderem reden," sprach sie, „aber erinnert euch meiner Worte, sie werden sich gewiß erfüllen." — Der Traum änderte Lola Montez' ganzes Leben. Sie wurde ein anderes Wesen in jeder Weise und suchte die Achtung der Frommen und strengen Moralisten zu gewinnen. So fand sie auch die wenigen Freunde, die bis zum Tode aushielten. Die Vision erfüllte sich

Digitized by Google

wußtsäblich. Nach langem Siechthum starb sie reumüthig, und das einsame Grab ist im Greenwood Cemetery zu finden. —

Auf dem Verdeck des Dampfers, auf dem Präsident Grant von seinem Ausflug nach Connecticut zur Feier des 4. Juli 1870 zurückkehrte, entspann sich eine Unterhaltung über Träume. „Am 2. Februar 1863," begann Präsident Grant, „war mein Hauptquartier in Youngs Pointam, Mississippi, etwas entfernt von der Stadt Vicksburg. Meine Armee befand sich dort und in Milliken's Bend. Sherman hatte und von Vicksburg eine abschlägige Antwort gebracht, und ich sann auf Pläne, um den Platz zu nehmen, ohne den der Krieg nicht beendigt werden konnte. Ich versuchte verschiedene Pläne: sie schlugen alle fehl. Als ich einen Kanal über die Halbinsel, Vicksburg gegenüber, graben wollte, um vor der Stadt einen Schiffweite Strömung zu schaffen, kam eine Überschwemmung und vertrieb uns. Ich versuchte dasselbe in den Morästen von Louisiana, aber ein Fall des Flusses ließ meine Absicht scheitern. Nach einem dritten vergeblichen Versuch, eine Furt zu finden, sandte ich ein Geschwader ab, um über den Yazoo, die Moräste und den Fluß hinter die Schanzen der Verbündeten im Norden von Vicksburg zu kommen. Dieses sowohl als ein Übergang über den Big Sunflowerfluß mißglückte. Fast vier Monate hatte ich die Festung auf alle Weise angegriffen — vergebens. Sie Alle erinnern sich des Eindrucks, den dieses Versuche auf die öffentliche Meinung machten. Bevor ich gen Vicksburg zog, hatte ich an einen Plan gedacht, der aber so kühn war, daß ich den Gedanken nicht festzuhalten wagte. Sonderbarer Weise träumte ich wiederum all' der vergeblichen Versuche von diesem Plan. Dem ruhmsüchtigen Soldaten mußte er glänzend erscheinen, dem General aber, der für eine Armee verantwortlich ist, kam er verderblich vor. Und doch konnte nur das Schwert gewinnen. Täglich überzeugte ich mich mehr, daß die Anlegung neuer Wasserstraßen nichts nütze, und so oft ich nur wenige Stunden schlief, verfolgte mich der Traum. Je mehr ich darüber nachdachte, um so klarer wurde mir, daß dieser Plan allein möglich sei, aber ich wußte auch, daß meine Generale ihn nicht billigen würden. Endlich legte ich ihnen denselben vor, und selbst General Sherman war dagegen. Wieder sah ich in lebhaftem Traume das ganze Terrain vor mir. Meine Reiterei sprengte triumphirend durch die Gegend des Mississippi und zerstörte Eisenbahnen und Brücken, kurz alle Verbindungen zwischen Vicksburg und dem Land von einem Ende des Staates zum andern. Meine übrigen Truppen zogen weit den Fluß entlang, setzten mit Flößen und Fähren über und waren plötzlich am jenseitigen Gestade. Täglich erfocht ich Siege und sah endlich, wie Vicksburg sich mir ergab. Dieß war der Traum. Ich entschloß mich und setzte am 29. März meine Macht in Bewegung. Den Ausgang kennen Sie. Nach sechs mißlungenen Plänen folgte ich dem Traume und nahm Vicksburg ein." —

Frau Anna Dorfer aus Eibenstock hatte bei hervorragender geistiger Befähigung lebhaftes Interesse an Allem, was sich auf Wissenschaft bezog. Sie betheiligte sich gern an ihres Bruders astronomischen Beobachtungen, und dieser stellte ihr eines Abends, bei besonders klarer Atmosphäre, den Jupiter mit seinen vier Monden, der am südlichen Himmel stand, mehrere Doppel- und dreifache Fixsterne, den großen Nebelfleck in der Andromeda, den planetarischen Nebel in der Leier, der unserer Sternwelt, von großer Ferne betrachtet, am ähnlichsten sein soll, und verschiedene andere Objekte in den Refraktor ein. Sie hatte noch nie Gelegenheit gehabt, durch ein astronomisches Fernrohr einen Blick in solch' unermeßliche Fernen des Weltalls zu thun, und war daher hoch erfreut über die Beobachtungen und deren Erklärung. Am folgenden Morgen beim Frühstück erzählte sie, daß sie die astronomischen Beobachtungen während der Nacht im Traume fortgesetzt, zugleich aber auch erfahren habe, daß sie von der ganzen Familie zuerst in die Geheimnisse jener wunderbaren Sternenwelt eingeweiht werden würde. Die Prophzeiung traf ein. Kaum acht Wochen später wurde die schöne Hülle, aus der eine noch schönere Seele nach den Sternzelten sich emporgeschwungen, in der lüften Erde unseres Planeten zur ewigen Ruhe bestattet.

Der Shawltanz.

Einer der schönsten Frauen des achtzehnten Jahrhunderts — Lady Emma Hamilton — gelang es, dem Tanz einen neuen geistigen Reiz zu verleihen, und nicht nur Empfindungen der Seele dadurch zu veranschaulichen, sondern auch mit Hülfe kunstvoller Drapirung ideale Gebilde der Dichtkunst, Malerei und Skulptur vor das Auge zu zaubern.

Von der Aufführung des „Shawltanzes", wie Lady Hamilton ihn nannte, liegen uns mehrere Schilderungen vor, eine derselben sagt:

„Lady Hamilton, deren Körperformen vollendet schön sind, und die in jedem Augenblick ein Bild der dem Meer entstiegenen Liebesgöttin zu geben vermöchte, erschien in einem Kleide von weißem indischen Mousselin, das gerade lang genug war, um die Bewegungen des reizenden Fußes nicht zu verdecken. In der Hand hielt die Dame einen Shawl von himmelblauem Mousselin. Bei den ersten Klängen einer für diesen Tanz komponirten Musik warf sie mit einer schnellen, überaus graziösen Bewegung den Shawl so über den Kopf, daß er vollständig das Gesicht einnahmte. Nun begann — bei den anmuthig aufgestützten Tanzfiguren — eine Reihe von köstlichen, wunderbaren Bildern, durch nichts anderes hervorgebracht, als den blauen Shawl, der sich in stets neuen und immer bedeutsamen Formen um ein von innerer Lust und Freude glühendes, aber von tiefem Weh erregtes Antlitz schmiegte, oder die herrlichen Arme und Schultern bedeckte. Alle Göttinnen des Olympa, alle Idealgestalten der Dichter glaubte man zu ersblicken und sah in einer Art von Berauschung dieser ungeahnten Schaustellung zu." —

Bei ihrem ersten Auftreten hatte in Paris versuchte Frau von Krüdener — damals in voller Blüte der Jugend und Schönheit — eine Nachahmung des Tanzes der Lady Hamilton, und ihre Leistung muß vortrefflich gewesen sein, da Frau von Staël mit dem höchsten Entzücken davon spricht. Ja, sie gab sogar in ihrem Roman „Delphine" von dem Shawltanz folgende Beschreibung: „Niemals haben Anmuth und Schönheit eine außerordentlichere Wirkung auf eine zahlreiche Versammlung hervorgebracht. Dieser fremdländische Tanz besitzt einen Zauber, von welchem nichts, was wir gesehen haben, einen angemessenen Begriff geben kann. Es ist ein echt asiatisches Gemisch von Ruhe und Lebhaftigkeit, von Melancholie und Heiterkeit. Zuweilen, wenn die Musik sanfter ward, ging Delphine einige Schritte mit gesenktem Auge und gekreuzten Armen, als ob Erinnerungen oder Reue in ihr erwachten. Plötzlich aber wieder ihren leichten, munteren Tanz aufnehmend, hüllte sie sich in den indischen Shawl, welcher die Umrisse ihrer Figur hervortreten ließ, und warf den Kopf mit dem langen Haar zurück, so daß ihre ganze Erscheinung ein wundervolles Bild gewährte."

Frau von Krüdener, welche in der Hebbin ihres Romans „Valerie" sich selbst, und natürlich auf die schmeichelhafteste Weise geschildert hat, entwirft von dem Shawltanz, den Valerie aufführt, folgendes Bild:

„Valerie verlangte einen Shawl von dunkelblauem Mousselin. Sie theilte das Haar von der Stirn und legte den Shawl über den Kopf. Er fiel auf die Schultern herab, so daß er das Haar bedeckte und ihre Stirn eine antike Form gab. Ihre Augen senkten sich, ihr Lächeln schwand dahin, ihr geneigtes Haupt, ihre gekreuzten Arme, die blaue Umhüllung und ihr reines, schüchternes Antlitz ließen sie wie das Gemälde von Correggio erscheinen, das „die Erwartung" vorstellt. Und wenn sie aufstehte, wenn sie wiederum zu lächeln versuchte, dann war sie „die Gedult", welche dem Schmerz sich zuneigt. Zuweilen entlockte sie meiner Brust — indem sie das Weh der Rede verkörperte — ein tiefes, angstvolles Stöhnen. Dann floh oder flog sie, gleich der Galathea, in magischem Tanz durch das Zimmer, und blickte, wie von der Liebe verfolgt, halb schüchtern, halb erschreckt hinter sich." —

Der Shawltanz ist als gesellschaftliche Erstlerung oder Schaustellung in unserem Jahrhundert verschwunden, und nur annähernd haben wir von den größten Ballettänzerinnen — namentlich der reizenden Fanny Cerrito — ähnliche Leistungen auf der Bühne gesehen. —

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 552:
Beitang.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

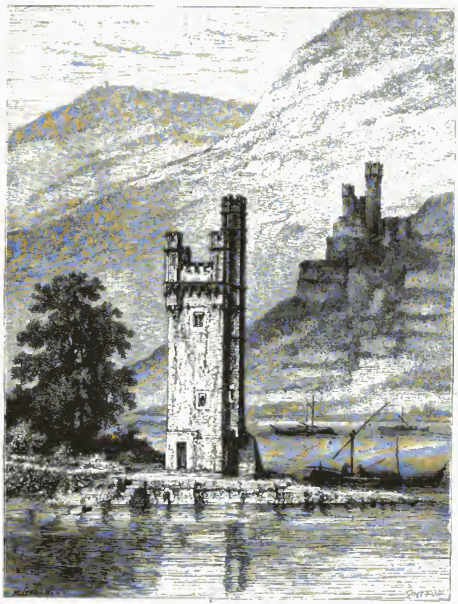
Zwanzigster Jahrgang. № 50. Stuttgart und Leipzig

Echt französisch!

Von

dan Dewall.

„Die Umgegend von Paris soll eine Wüste sein!“ so deklarirten die da drinnen in der bedrohten Residenz und die Banlieue ward eine Wüste. — Alle Einwohner der vielen reizenden Ziecten und Dörfer, der prachtvollen Schlösser und selbst der kleinen Städte um Paris herum, nebst ihrem ganzen Viehstande und den fortzubringenden Lebensmitteln und Kostbarkeiten wurden mit Gewalt in die Stadt getrieben; — bei Todesstrafe durfte Niemand zurückbleiben, damit Niemand es mit ansehen konnte, wie die Franktireur- und Mobilgarden-Räuberbanden hinter ihnen her das zurückgelassene Eigenthum plünderten und die Wohnungen von Grund aus verwüsteten. Was diese Horden nicht mit fortragen konnten, das zerschlugen sie und man kann wohl in Wahrheit behaupten, daß in den letzten Tagen vor dem Anrücken der Deutschen Millionen und Millionen auf die nutzloseste und ruchloseste Weise von jenen „Vaterlandsbefreiern“ zerstört wurden. Natürlich schob man dann diese Ausschreitungen den Preußens in die Schuhe,



Der Mäusethurm bei Bingen. (S. 591.)

das war ja auch das Allerbequemste von der Welt, kontroliren konnte sie ja auch Niemand; und lange genug wurde so diese grosse Lüge nicht nur in Frankreich, sondern auch in andern civilisirten Ländern und selbst im lieben deutschen Vaterlande hier und dort geglaubt, bis endlich die Stimmen ehrlicher Männer in Frankreich selbst laut geworden sind und Europa und vor Allem ihren eigenen Landsleuten über diesen Punkt die Augen geöffnet haben. Ich spreche als Zeuge, denn ich war bei der Avantgarde und nur die schwachen Kavallerielinien waren vor uns, als wir uns Paris damals im September näherten, — ich berichte also aus Erfahrung. Ich will hier kurz erzählen, was wir vorfanden: wir sollten eine Wüste finden und wir fanden eine Wüste. Schon vor Meaux begannen die Klagen der erschrockenen Einwohner über die Franktireurs. Ein Theil derselben hatte diese kleine wohlhabende Stadt selbst einige Tage lang besetzt gehalten und grobe Unordnungen dort verübt. — So seltsam es auch erscheinen mag, aber ich könnte Leute nennen, die froh waren, als die ersten Preußen einritten, denn sie hatten vor

jenen zuchtlosen pariser Banden mehr Furcht, als vor dem Feinde, der strenge Mannszucht hielt. Wenn dieß auch nicht gerade patriotisch war, so war es doch nur zu natürlich und eine Folge jener Maßregeln, die den Wohlhabenden und Freunden der Ordnung den Patriotismus benahm doch ein wenig gar zu beschwerlich machten. Es ist keine angenehme Alternative für die Bewohner einer Stadt wie Meaux, sechs Meilen von Paris, entweder alles Eigenthum zum Trieb zu lassen und am Vorabende einer Belagerung in die Festung hinein zu ziehen, oder gebrauchsdatzt zu werden von den Patrioten. Für die Frauen namentlich war dieß eine gar verzweifelte Situation, eine große Hatte. Was Wunder, wenn viele bidweilen so unpatriotisch waren, ihren Herzen Luft zu machen und sie die Wahrheit sagten!

Die Bewohner der eigentlichen Baumweile hatten gezwungener Weise jene gegebene Ordre der pariser Gewalten nur zu pünktlich und gewissenhaft befolgt. — Einige Strophe abgerechnet, die die Nachsicht hielten, war keine Seele mehr zu finden in jenen verzauberten Schlössern und ausgestorbenen Ortschaften, ebenso schien Alles mit ihnen zugleich verschwunden zu sein, was zu des Leibes Nothdurft und Nahrung nöthig erschien.

In Meaux empfingen wir das letzte „lebende Haupt", und es dauerte ziemlich lange, ehe wir wieder ein ordentliches Stück Fleisch zwischen unsere Zähne bekamen, nachdem wir dieses vertilgt hatten.

Gerabezu unheimlich sah es aus in diesen vielen leeren, geplünderten Ortschaften, durch welche wir zogen; es war ein Anblick, der Einem die Galle in's Blut trieb: überall erbrochene Thüren, zerschlagene Fenster, gewaltsam geöffnete Möbel, zertrennte und beschmutzte Haustrath. Die Tapeten waren herunter gerissen, die Spiegel zerschlagen, überleichender Schmutz lag auf den prächtigsten Möbeln umher. Neben den Resten von köstlichen Konserven, Früchten und den edelsten Weinsorten in den Schlössern lagen die Scherben und der Unflath — eine, echte nationale französische Schweinerei. — Die schönen Gardinen waren angebrannt und zerrissen, die Gemälde zerschnitten, die Uhren zerschlagen, man watete förmlich durch Allerhand aus den Schränken und Kommoden herausgerissenen Plunder, luxum, es war eine große, allgemeine und systematische Verwüstung, die uns überall entgegentrat, und viele lokalkundige Hände mußten hier gearbeitet haben, um uns den Aufenthalt um Paris so unangenehm wie möglich zu machen. Mit derselben Nachsichtslosigkeit, wie die Wohnungen, waren auch die Brücken und Zugwege überall zerstört worden — wie doch der dadurch verursachte Schaden sich belauft, ist unberechenbar. —

Nahrend sah es aus, wie hier und dort die Hausthake oder ein abgemagerter Hofhund durch die offenen Thüren strich und nach Nahrung suchte, — traurig als die Menschen, hatten diese ihre Wohnstätten nicht verlassen, — wie ein zurückgebliebenes Huhn, welches sich in der Eile nicht wollte haschen lassen, oder ein vergessener Kanarienvogel ängstlich, halb verhungert und verdurstet und entgegenschrie.

Wohin diese Menschen in der Eile alle gestohen waren, war uns geradezu unbegreiflich, aber fort waren sie, das war gewiß.

Von Meaux aus marschirten wir nach Quincy-Segy am Ourcq-Kanal und von dort am nächsten Tage auf der großen Straße weiter nach Claye. Welch' eine reizende Landschaft und welch' ein trauriger Anblick, alle diese schönen Schlösser und Villen, diese sauberen, tächenden Ortschaften in derselben, geschminkten Weibern gleich, von Weitem oft traumhaft schön, von Innen Alles Ruine und Zerstörung! Ja es ist ein großer Garten, ein Eden, diese Umgebung von Paris; Natur und Kunst haben Alles gethan, um die Banlieue zu einem irdischen Paradiese zu machen, aber den Menschen, welche es bewohnten, ging es zu gut, sie wurden übermüthig und fingen Krieg an mit den Deutschen, und der Engel kam mit dem flammenden Schwert und vertrieb sie. — In seiner Zerstörung selbst war Alles noch schön und das kleinste Dorf hier beschämte in seinen geschmackvollen Gartenanlagen und dem Baustyl seiner Villen gar viele anspruchsvolle Schlösser Deutschlands.

Alle diese sonst blühenden Ortschaften an der Kaiserstraße, der grande route de Strasbourg, waren nun leer; der Tatschritt der marschirenden Bataillone hallte unheimlich durch die verlassenen Straßen. Kaum! Du dieses absonderliche Gefühl verstehen, welches uns erfaßt, wenn die Menschen vor Einem davonlaufen wie vor einem Ungeheuer — diese Wuth, diesen Abscheu? — Wenn hier und da Rauchkreiwungen vorkamen, dann entsprangen sie diesem Gefühle: sie machten und zu Schreckbildern, sie sagten mit uns die kleinen Kinder zu Bett, warum sollten wir um so viel besser sein als unser Ruf? — das war der Nachschlag, und er war nur zu natürlich und tief begründet in der Menschennatur.

Wie eine gewaltige Woge brandete die deutsche Armee heran und überschwemmte dieses verlorene Paradies, von allen Seiten her leckten die Menschenzungen immer näher an Paris heran, bis dieses, einer Insel gleich, allein nur noch mit seinen Forts und den Ortschaften, welche unmittelbar unter dem Schutze der Kanonen jener lagen, aus diesem Meere von Deutschen herausragte.

Die verschiedenen Armeekorps bekamen bestimmte Einschließungs-Rayons und Vorpostenstellungen angewiesen, innerhalb deren die zu ihnen gehörigen Truppen à la fortune du pot — wie der Franzose zu sagen pflegt — Kantonnements bezogen. So kam auf einmal wieder Leben in die verlassenen Ortschaften.

Schlecht genug, das weiß Gott, lagen zum großen Theil die braven Streiter in diesen verwüsteten Räumen, namentlich zu Anfang, aber man behalf sich, ohne zu murren, wie es eben gehen wollte, man wurde erfinderisch und richtete sich so gut wie möglich ein mit dem, was man hatte und fand, und mit der Zeit fand sich denn auch noch manche unverhoffte Annehmlichkeit, mancher kleine Comfort hinzu, welche die Situation erträglicher gestalteten. Manches schlecht versteckte Kellerlein mit großen Verräthen wurde ausgespürt, viele Lebensmittel in den Kellern vergraben gefunden, Viehherden tief in den Wäldern versteckt, auch Wäsche, Geschirr und Matratzen in allerhand Schlupfwinkeln vorhanden; kurz und gut, man fand sich und gewöhnte sich in seine Lage, und wer keine Matratze und kein Himmelbett hatte, der schlief auf Stroh.

Mich warf das Schicksals Gunst aber langmuth damals nach Livry, einen langgestreckten Flecken an der großen Straße nach Meaux und ziemlich exponirt, beinahe in der Vorpostenstellung selbst gelegen. Keine Seele war damals in dem ganzen Orte geblieben, welcher sonst an zweitausend Seelen beherbergte, nichts wie verzaubberte Schlösser und leere Häuser, große Parks, still wie Kirchhöfe, nichts zu beißen und zu brechen, dafür aber Ueberfluß in den Straßen, Granaten, welche und der Mont Avron ab und zu herüberfandte, Schießlöcher in den Häusern und Gartenmauern und umgehauene Bäume, welche die Wege versperrten. Ein großer Theil der Häuser des Orts waren Sommerfrischen der reichen Pariser, mit Vergoldungen und Statuen verschwenderisch gejeiert, aber beinahe alle Thüren und Fenster waren mehr oder weniger defekt und der Hausrath im Innern gewaltsam zerstört.

Beinahe ein Jahr, mit wenigen Unterbrechungen, lag ich hier in Livry, dicht vor Paris, zur Zeit der Belagerung und der darauf folgenden Okkupation. Während der ersten sechs Monate waren die Truppen die einzigen Bewohner des Orts, nichts wie Himmel und Soldaten — und beinahe kam es Einem so vor, als wüßte das immer so bleiben, so hatte man sich schließlich an diesen Zustand gewöhnt.

Aber eines schönen Tages schwieg plötzlich der Kanonendonner, Paris hatte kapitulirt und nun kamen zuerst schüchtern, dann immer zahlreicher und dreister die Einwohner allmälig in ihre Heimat zurück.

Schon umgingen sie anfangs noch mit langen, abgezehrten Gesichtern ihre alten Feuerstellen, ängstlich guckten sie in die Höfe und Thüren, vorsichtig schickte der Monsieur zuerst seine Madame oder Mademoiselle hinein, dem richtigen Gefühle folgend, daß der Krieger gegen Damen immer höflich ist, das Kapitulliren begann hier noch einmal, man räumte den Wiederlehrenden einige Zimmer ein, die Familie setzte sich fest mit einigem Hausrath und Matratzen, mit Hunden, Vögeln und Katzen, und kurz und gut, allmälig bekam Livry auf diese Art ein ganz anderes und unbedingt gefälligeres Aeußere; Leben und Bewegung wachsen. — Man wertrug sich ganz gut mit seiner Einquartierung, wenn man sich auch schwer verständigen konnte, man wohnte zusammen, man machte zusammen Menage, die Madame kochte und wusch für ihre Preußens und diese hackten Holz, schleppten die Kinder und vor Allem gaben ihre reichlichen Portionen her, wovon die ganze Familie in den meisten Fällen mit existirte; waren wir doch Alle lesetorengnügt, einmal wieder Menschen zu sehen und das Geschnatter des schönen Geschlechts zu vernehmen.

Die Frühlingssonne schien gar warm und freundlich hier draußen, die Gräser und Blumen sprossten, der Wald zog sein grünes Kleid an und die Vögel sangen in den Zweigen — die Zäune hingen voll Wäsche, die Schornsteine rauchten, Sonntags kam Besuch aus Paris und die Madamen und Mademoiselles gingen hinaus und pflückten große Sträuße und suchten junge Kuhblumenpflanzchen, um sich Abends daraus ihren Salat zu bereiten, oder kletterten oben in den verlassenen Verschanzungen herum und besahen sich schaudernd die großen Kugellöcher. — — —

Ich wohnte nun schon seit unserem Einrücken in einer kleinen und noch so ziemlich erhaltenen Villa, mit einem ehemals gewiß sehr reizenden Garten an der Hauptstraße der rue de Meaux. Eines Morgens gegen Ende März kam in einem elenden pariser Fiaker ein ältlicher Herr herausgefahren und stellte sich mir zu meiner Ueberraschung als den eigentlichen Besitzer vor.

Monsieur Riquet, — so nannte er sich mir, — war die Höflichkeit in Person und nachdem ich ihn gebeten hatte, mein bescheidenes Mahl mit mir zu theilen, — was er nicht von der Hand wies, — und ich eine Cigarre mit ihm geraucht hatte, waren wir Freunde.

Monsieur Riquet war ein „sich zur Ruhe gesetzt habender" Weinhändler — macehand de vin en retraite oder anciein marchand de vin — wie er selber sagte — und kam, um sein Eigenthum zu inspiziren und zu sehen, ob es wohl' anginge, daß er und seine Familie in daselbe zurückkehren

Digitized by Google

können. — Madame Riquet sehnte sich nämlich sehr darnach, Paris zu verlassen — die Luft dort war ihr unerträglich und den Alten selbst zog es eben so heraus, des Gartens wegen, denn der war sein Steckenpferd, sein Ein und Alles.

Ich konnte Herrn Riquet nur zureden, und so kam es denn, daß sich nach wenigen Tagen die ganze Familie mit Sack und Pack im Hause wieder etablirte und ich wie da an, — obgleich in meinen alten Räumen, bei derselben zur Miethe wohnte.

Sonst kamen damals übrigens bewährte nie die ärmeren Klassen zu uns heraus, denn die vornehmere Gesellschaft scheute die Berührung mit den Preußen noch wie das helle Feuer, — der Fall Riquet blieb deshalb während einiger Wochen vorläufig noch ein Unikum.

Das sollte aber mit einem Male anders werden.

Am 18. März begannen die Kämpfe im Innern der Stadt und später der blutige Streit zwischen den Kommunarden und den versailler Truppen. Dieß war das Signal zu einem allgemeinen sauve-qui-peut. Eine wahre Völkerwanderung begann; die bisher eingeschlossene Welle flutete zurück; zu allen Thoren heraus, mit Sack und Pack, zu Fuß und zu Wagen flüchteten die Einwohner auf die umliegenden, von den Preußen beschützten Ortschaften und die Bahnhöfe wimmelten von Abreisenden. Nun kamen auch die Reichen und die Vornehmen zu uns heraus und suchten bei den verhaßten Deutschen Schutz.

Und wie mit einem Zauberschlage, beinahe über Nacht, änderte sich die ganze Physiognomie der Banlieue: der starre Winter war vorüber, das Eis war gebrochen.

Blumen und Blüten da draußen und Blumen und Blüten da drinnen. Ueberall dunkle Augen und kleine Halenschuhe, wehende Schleier und bunte Gewänder.

Hatten wir selber überflüssigen Raum in den oekroisirten Häusern gehabt, so begann nun mit einem Male eine wahre Wohnungsnoth zu grassiren, fast so toll, wie in der neuen Weltstadt Berlin zu Ostern und Michaeli.

Und das muß man den Franzosen lassen: thätig und geschickt sind sie. Mit einer wahrhaft bewundernswerthen Schnelligkeit und Geschicklichkeit kam unter ihren Händen Alles ein neues, lachendes Gepräge. Mit gar Wenigem oft wußten sie Erstaunliches zu schaffen. Die Thüren wurden repartirt, die Papier- und Leinwandfenster verschwanden und machten wirklichen glänzenden Fensterscheiben Platz, hinter diesen hingen weiße Gardinen und hinter den Gardinen standen Blumentöpfe und allerhand elegenter Hausrath. Die Dielen wurden gefegt, Alles von Grund auf gesehenert und gereinigt, in der Küche hingen weiße blanke Teichter, Deckel und Kasserollen, und in derselben schaltete nun die Köchin anstatt des Kakofatres.

Die Gärten und Felder waren bestellt, überall regte sich der Fleiß und sah man die Einwohner arbeiten, um die Beschädigungen wenigstens äußerlich zu bessern und sich und mit damit eine behagliche Existenz zu schaffen. — Ein Laden nach dem andern that sich auf, denn der Konsum stieg merklich, und den ganzen Tag rasselten die Wagen durch den Ort und hörte man die gellenden Rufe: Des Charbons! . . . Des pommes-de-terre! . . . Des belles navets ꝛc. in allen nur möglichen Tonarten, man sah Bettler, Harfenisten und Zeitungsjungen, Omnibusse, welche regelmäßig von und zur Station fuhren, und hörte Tag und Nacht das Pfeifen der Eisenbahn. Wohin man blickte, sah man hinter den Fenstern hübsche Gesichter, in den Höfen und Gärten spielende Kinder und in den Kneipen schwatzende, Schnaps trinkende Franzosen.

Ich glaube, verehrte Leserin, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich Arzt bin, — ich hole das Versäumte hier nach. Als solcher — und namentlich da kein Cioilarzt vorläufig im Orte war, hatte ich zu Anfang eine große Praxis unter den Einwohnern und fand so viel Gelegenheit, mit denselben zu verkehren.

Da ich grundsätzlich die Honorar nahm und ziemlich fertig französisch spreche, so fand ich bald mit der Bevölkerung Livrys auf einem ganz erträglichen Fuße und namentlich — honni soit qui mal y pense — mit den Frauen und vor Allem mit den alten Frauen.

Einige glückliche Kuren haben überdieß schnell mein Ansehen.

Mit der Familie Riquet lebte ich auf den allerintimsten und freundschaftlichsten Fuße, ich konnte beinahe für ein Glied derselben gelten. Sie bestand außer den Eltern aus einer Tochter und zwei halberwachsenen Knaben. — Mademoiselle Jeanette Riquet war ein gutes, freundliches, aber durchaus nicht hübsches Mädchen von einundzwanzig Jahren. Sie litt ein wenig an den Skrophuln und war anfangs immerfort von Geschwüren stark geplagt. Durch ein drastisches, äußerlich angewandtes Mittel hatte sie sich die Haut auf der Stirn und der rechten Wange nicht wenig entzündet, es gelang mir aber, die dadurch entstandene Röthung und die Schmerzen selbst durch Alkali von innen und ein wenig Glycerin amydomé von außen angewandt bald vollständig zu vertreiben.

Das Mädchen war daher die Dankbarkeit selbst und mein Ansehen wuchs durch diese Kur so sehr im Hause, daß man mich, wenn Besuch kam, allemal als «notre docteur» oder «notre cher docteur» vorstellte; selbst auf der Straße genirte sich der alte Riquet nicht, mich öffentlich zu grüßen oder mir die Hand zu drücken, und die Frauen hatten sogar den Mut, meinen Gruß zu erwiedern, und bei der damals noch herrschenden allgemeinen Zurückhaltung seitens der Franzosen wollte das etwas heißen. — Doch ich sehe, — ich verliere mich so sehr in alten Erinnerungen, daß ich fürchte zu ermüden, also strads zur Sache:

Mir schräg gegenüber, neben der Apotheke mit ihren blauen und grünen Glaskugeln, in einem der anspruchsvolleren Häuser Livrys, wohnte seit Anfang Juni eine Familie Lanclos, eine Mutter mit zwei erwachsenen, heirathsfähigen Töchtern, beide auffallend große, brünette Mädchen.

Ob sie, die Lanclos seien sehr reich und die Damen suchten nach Männern. — Wenn das Wetter schön war, dann traf man sicherlich im Laufe des Tages die ganze Familie unterwegs irgendwo auf der Landstraße, oder im Walde, in der Richtung auf Le Raincy, Montfermeil oder le Pertgalant. Vorweg kam die sehr korpulente Mama, auf einem starken Maulesel mit breitem, weichem Sattel thronend, und hinterher, wie eine Riesengarde, schritten die beiden Töchter, mit großen Sonnenschirmen bewaffnet, gleichmäßig in Schwarz gekleidet und angethan mit großen, breiedigen, leinenen Krogen, welche von den langen Hälsen weit herab reichten auf die flache, reiglose Brust.

In demselben Hause mit diesen Lanclos zusammen wohnte ein Lieutenant Böhm, ein ungemöthlich hübscher Offizier. Man sagte, er mache den beiden Mädchen heimlich den Hof und sie sähen den schmucken Preußen ebenfalls nicht ungern, — die beiden Schwestern hießen in Folge dessen unter den Kameraden scherzweise auch nur die „Böhmininen". — Eines Nachmittags nach der Mahlzeit saßen wir vor dem Hotel de France auf dem Trottoir, schlürften unsern Kaffee mit dem unvermeidlichen Cognac und rauchten in beschaulichem Nichtsthun unsere Cigarren, und Mademoiselle Cecile Tardon, des Wirthes hunteläugige Tochter, stand in der Hausthür und schaute müßig die Gasse hinauf, — Plötzlich überkam sie Lust, den hübschen Kleinen ein leises Lächeln und nicht ohne einen Anflug von Bosheit sagte sie zu dem Offizier, welcher dicht vor ihr sich auf seinem Stuhle wiegte: «Monsieur Böhm, voilà quelque chose pour vous!» worauf sie schleunig die Flucht ergriff.

Wir schauten auf und erblickten die Familie Lanclos, Esel und Alle, welche soeben wieder einen ihrer kleinen Ausflüge unternahm.

„Böhm, — da kommen Ihre Damen," neckte noch Jemand den Offizier, und irgend ein Anderer machte die Bemerkung, daß die Garde heute noch einen Rekruten mit sich führe.

(Schluß folgt.)

Der Mäusethurm.

(Vgl. S. 589.)

Mitten im Rhein auf bewaldeter Au erblickt der von Bingen zu Thal fahrende Tourist einen einsam stehenden Thurm, der heute sein malerisch Gewand abgelegt und eine Warte für die Rheinschiffe von den Wirbeln des Bingerlochs ist. Die Chronik läßt den Mäusethurm von Erzbischof Willigis erbauen, um damit die Rheindurchfahrt zu sperren; die Sage aber machte einen Mäusethurm daraus, den Erzbischof Hatto erbaute. „Die gemeine Meinung," sagt der Rheinischen Antiquarius von 1775, „gehe dahin, daß er von genannten Bischof 968 aufgeführt worden, als er auf dem Erdboden wegen der vielen Mäuse, die ihm nach dem Leben gestanden, nicht bleiben können, und sich also auf selbigem in Sicherheit begeben hätte. Denn als zur selbigen Zeit eine große Theurung gewesen und dieser Erzbischof vor den vielen armen Leuten, welche ihn um Brod angeflehet, keine Ruhe gehabt, habe er dieselben in eine große Scheune bringen, dieselbe alsdann mit Feuer anzünden und solchergestalt diese elenden Menschen darinnen zu Pulver verbrennen lassen. Als aber dieselben ganz entsetzlich gewinselt hätten, solle dieser Hatto gesagt haben: Hört, hört, wie die Korumäuse piepen!" Hierauf wäre er von den Mäusen auf allen Wegen und Stegen verfolgt gewesen, und ob er sich auch gleich endlich vor denselben auf diesen mitten im Rhein stehenden Thurm hätte begeben wollen, wären ihm doch die Mäuse durch das Wasser nachgeschwommen, den Thurm hinaufgeklettert und hätten ihn zuletzt lebendig aufgefressen." Die strafende Gerechtigkeit, die in dieser Sage so hübsch versinnbildlicht liegt, wird sie und immer werth machen, wenn auch neuere Forschungen nachgewiesen, daß der Thurm früher als Waffenplatz diente und sein Name sich von Maserie (Geschütz) herleitet, während andererseits freilich auch die Ableitung von Mauth — Mautstothurm — vielfach Unterstützung findet. Seit seiner Renovirung (1856) schmückt ihn der preußische Adler. Im dreißigjährigen Kriege vertheidigten ihn sieben Deutsche gegen eine große Uebermacht schwedischer Soldaten. Der letzte der Helden wehrte sich noch lange, und singt Bube:

Digitized by Google

„Was ruft ihm zu: Ergehen?
Doch er deutet schön das Wort.
Stärkt, die blut'ge Klinge schwingend,
An der nächsten Klippe fest!“
Jauchzt: Meinem Herrn und Glauben
Treuergeben will ich enden!“ —
Meinthau bringt er in die Flaten
Mit den stahlumhüllten Lenden.“

Till Eulenspiegel.

(Schluß.)

9.
Wie Eulenspiegel sich in Hamburg zu einem Barbier verdingt.

(73. Historie.)

(Bild S. 593.)

Eindmals ging Eulenspiegel über den Markt zu Hamburg, als ihm ein Barbier begegnete, der ihn nach seinem Handwerk frug, worauf Eulenspiegel erwiderte, er sei ein Bader. Alsbald dingt ihn der Meister, der gerade gegenüber in dem Hause mit den großen Fenstern an der Straße wohnte. Der Meister sagte: „Sieh' dort das Haus mit den großen Fenstern, da wohne ich, dort geh' hinein, ich komme gleich nach.“ Eulenspiegel sagte zu und stieg zu dem Fenster hinein, indem er die Frau freundlich begrüßte, die indeß nicht wenig erschrocken war und sagte: „Wo fährt Dich denn der Teufel herein, ist die Thüre nicht groß genug?“ Eulenspiegel aber meinte, der Hausherr habe ihn so geheißen. Und als der Meister heimkam, sagte sie's und zeigte ihm, welchen Schaden der neue Geselle angerichtet. Da fragte ihn der Meister zornig: waeum er das gethan? Aber Eulenspiegel antwortete: er habe ihn ja zu der großen Straßenseite hereingehen heißen. Der Meister mußte schweigen, denn er brauchte ihn, gedachte auch wohl, es ihm am Lohn abzuziehen. Der Meister hieß ihn nun die Scheermesser schleifen und Eulenspiegel war bereit. „Schleife sie glatt aus, den Rücken gleich der Schneiden,“ scharfte er ihm ein, und Eulenspiegel that, wie ihm geboten war, und schliff den Rücken gleich der Schneide. Da kam der Meister hinzu und sah, was er that. „Das wird bös Ding,“ meinte er, aber Eulenspiegel sagte: „Ich thue, wie Ihr mir geheißen habt.“ Der Meister aber rief: „Und ich heiße Dich einen argen Schlingel, geh' wieder, woher Du gekommen.“ Und Eulenspiegel ging in die Stube, sprang zum Fenster hinaus, daß es klirrte, und lief davon. Der Barbiecherrer ihm nach mit dem Büttel, aber sie hatten das Zusehen. Denn Eulenspiegel setzte sich in ein Schiff und fuhr davon.

(Siehe S. 612.)

Ein Beitrag zur Wohnungsnoth.

Von

Lina Morgenstern.

Es war in den letzten Maitagen des Jahres 1870. Der Frühling hatte seine heitersten Vorboten in's Land geschickt, mit Sonnenglanz und milder Wärme durchhauchten sie die Luft.

In dem Garten jener Pflegestätte des berliner Kinderschutzvereins, dessen freundliches Bild mit den lieblichen Kindergruppen wir vielleicht ein ander Mal den Lesern vorführen, waren die Vorstandsmitglieder zu ernster Berathung versammelt. — Der düstere Zug, der auf allen Gesichtern lag, die Wehmuth, mit welcher besonders die Damen des Komitees um sich blickten, konteastirten seltsam mit der sonnigen Umgebung. —

Wo aber weilten die kleinen hülfsbedürftigen Wesen, die hier sonst ein Asyl gefunden? Was war aus dem herrlichen Liebeswerk geworden, das mit einem so großen Aufwand von Kräften und Opfern seit einem Jahr an dieser Stätte ausgeführt wurde? Diese Fragen beängsten sich allen Anwesenden auf. Eine Epidemie, welche unter den Säuglingen ausgebrochen war und einen schnellen Tod hervorsuchte, zwang und, die Anstalt so schnell als möglich zu schließen und die noch gesunden Kinder aus dem Hause zu Pflegemüttern zu geben, eine Maßregel, die sich so erfolgreich bewies, daß die meisten dieser Kinder von der Krankheit nicht befallen wurden.

Mit allzu großen Hoffnungen waren wir bei Gründung des Kinderschutzvereins an's Werk gegangen. Unsere Enttäuschung im Hinblick auf die erstinne Sterblichkeit der Neugeborenen in der Pflegestätte war um so schmerzlicher. Allein, sollte man nach den betrübenden Erfahrungen das ganze Werk als verloren betrachten? Sollte man gleich ganz entmuthigt von jedem neuen Versuche abstehen, weil wir statt der erwarteten Heilstätte zuerst eine Mitzeute hatten? Gewiß nicht! es galt, andere Mittel zur Erreichung des Zwecks anzuwenden, andere Wege einzuschlagen, um an das Ziel zu gelangen, die verlassenen Säuglinge der Armen zu retten. So hatten wir an jenem Tage den Beschluß gefaßt, die Kinder nicht mehr in einem Hause zu vereinen, wo sie allzu sehr all' jenen Uebelständen erliegen, die auch große Rettungshäuser für Neugeborene oft nur zu Krankenund Sterbehäusern machen, sondern sie in gut überwachte Familien zu geben, denen man einen freien Arzt, eine Aufsichtsdame und die Mittel zur guten Pflege des Kindes gewährt. Vielleicht, so bemerkt hat diese Reorganisation des Vereins, die jetzt bereits zwei Jahre besteht, sich als ganz vorzüglich bewährt. Seit die lostspielige Verwaltung der Pflegestätte aufgehört hat, konnte die vierfache Anzahl Pfleglinge aufgenommen werden und die Verhältnisse der Mortalität haben sich so günstig gestaltet, daß höchstens 16—20 Prozent sterben, während früher 40—60 Prozent dem Tode verfielen.

Kaum hatte sich in der Umgebung jenes Vereinshauses das Gerücht verbreitet, daß die Wohnräume frei werden, so meldeten sich von allen Seiten Miether, die, obgleich es wenige Tage vor dem Wohnungswechsel war, kein Unterkommen gefunden hatten, und bald war jedes Plätzchen bis auf die Bodenkammern selbst besetzt.

So trat an jenem Tage, als die Vorstandsmitglieder eben den Garten verlassen wollten, ein robuster Arbeitsmann in grauem, groben Leinwandanzug zu uns heran und bat in flehendem Tone, ihm und seiner Familie ein Obdach zu gewähren, da sie sich mit Hab und Gut seit dem frühen Morgen auf der Straße befänden. Auf meine Frage, wie so dieß gekommen sei, erzählte der Mann: er sei Arbeiter in der nahen Bierbrauerei auf dem Kreuzberge, seine Frau sei Zeitungsausträgerin und Beide müßten, um auf diese Weise den Erwerb nachzugehen, das Haus schon früh um fünf Uhr verlassen. Da geschähe es zuweilen, daß in ihrer Abwesenheit das jüngste Kind schreie. Der Wirth aber habe schon oft im Zorne ausgerufen: wenn das Kindergeschrei nicht aufhören werde, seinen Morgenschlaf zu stören, so werde er die Familie an die Luft setzen. Wie groß war nun das Erschrecken seines Weibes, als er ermahnt vom Umherlaufen mit den Zeitungen nach Hause kehrte — und ihr ernstliges Haustgeräth, sowie die weinenden Kinder auf der Straße fand!

„Warum haben Sie nicht bei der Polizei ihr Recht gesucht?“

„Ach, liebe Dame, den Wirthen gegenüber gibt es keine Gerechtigkeit! Ich und meine Frau haben auch gar keine Zeit zum Rechtsuchen, denn wenn ich nicht pünktlich an meine Arbeit kehre, verliere ich den Tagloh und den Dienst obendrein, und mein Weib muß auch Früh und Abend pünktlich bei den Expeditionen sein, sonst verliert sie auch den Posten.“

„Um so mehr muß ich bedauern, Euch kein Obdach geben zu können, es ist jedes Plätzchen bereits vermiethet.“

„Ach, liebe, gute Dame, Sie haben hier noch einen Keller!“

„Das ist ein sehr feuchter Wohnkeller, den ich Euch nicht geben kann, ohne Eure Gesundheit zu gefährden.“

„Das thut nichts, beste Dame, wir armen Leute sind solche Rücksicht nicht gewöhnt und wir müssen doch ein Obdach vor Nacht bekommen. Wo ich aber anfrage, heißt es: Mit Kindern nehmen wir keine Miether auf.“

Das finstere Aussehen des Mannes, seine mehr einer Drohung als einer Bitte ähnliche Forderung wurde jeden Andern abgeschreckt haben, allein zahrelange Erfahrung hat mich die Sprache der Noth verstehen gelernt, ich sah, hier müsse Hülfe geschafft werden.

„Nun wohl,“ sagte ich, „ich wüßte einen Rath, wenn Ihr ihn annehmen wollt.“

„O sprechen Sie, beste Dame!“

„Unter dem Häuschen liegt der Kuhstall, wir brauchen ihn nicht mehr, seit wir unsere schöne Kuh verkauft haben, — vorthin könnt Ihr Euer Hausgeräth stellen, und Ihr selbst in das Asyl für Obdachlose wandern, bis Ihr eine Wohnung gefunden habt.“

„O gute Dame, das Asyl liegt drei Viertelstunden von hier entfernt, auch würde ich mich dort von Frau und Kindern trennen müssen — die allein dort angenommen werden — und wenn wir nach den fünf Nächten, die uns im Asyl gewährt sind, keine Wohnung fänden? Nein gewiß, es geht nicht! Wo sollten auch die Kinder bei Tage bleiben? Haben Sie Erbarmen mit uns, geben Sie uns den Kuhstall als Wohnung!“

„Es ist ja ganz unmöglich,“ erwiderte ich, „daß in dem engen Raum Eltern und fünf Kinder hausen, selbst doch selbst!“ Dabei führte ich den Mann zum Kuhstall, dessen saubere, weißgetünchtes Innere allerdings einen leidlichen Anblick bot.

Der Arbeiter machte Miene, vor mir niederzufallen und meine Kniee zu umfassen. „Nehmen Sie uns auf, wie werden Sie als unsere Wohlthäterin segnen, und sollten wir selbst höhere Miethe als für die bisherige Wohnung zahlen!“

Jetzt sah ich wohl, daß es galt, den Armen auf großer Verlegenheit zu erretten. „Von Miethe kann keine Rede sein, der Raum würde sonst

Digitized by Google

Toll Eulenspiegel. Wie Eulenspiegel sich in Hamburg zu einem Barbier verdingt. (73. Historie.)
Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 592.)

Digitized by Google

unbenützt liegen, aber damit ich eine gewisse Sicherheit Eures Betragens habe, so zahlt einen Thaler für wiezehn Tage; nach dieser Frist werdet Ihr wohl eine Wohnung gefunden haben, und wenn Ihr und Eure Familie sich bis dahin ordentlich betragen werden, so bekommt Ihr den Thaler zurück, den ich somit für Euch spare."

Mit vor Freude und Dankbarkeit glänzenden Augen starrte der Mann mich an, reichte mir seine schwielige Hand und rief: „Gott sei Dank, jetzt dürfen wir doch nicht obdachlos werden! Ich eile, mein Weib, Kinder und Sachen herbeizuholen. Gott lohne Sie, gute Dame!" — —

Als ich nach etwa acht Tagen die Pflegestätte besuchte, in welcher unser Anmeldebureau sich befand, war meine erste Frage an die Verwalterin: „Wie steht es mit den Bewohnern des Kuhstalls?"

„Es sind die Ruhigsten und Besten von allen Miethern," war die Antwort. „Das sind brave Leute, die von früh bis spät arbeiten und Niemanden in den Weg kommen."

Da ging ich leisen Schrittes durch den Garten, hinten nach dem Kuhstall, um dort die Arbeiterfamilie zu überraschen.

Gerührt blickte ich auf die Gruppe, die sich mir zeigte. Die Strahlen der Abendsonne vergoldeten das kleine, unscheinbare Gebäude mit rosigem, glanzvollem Schimmer. In der offenen Thür stand der Arbeiter, der eben heimgekehrt schien und dem sein kleine, eine mittelgroße, zarte Gestalt, mit freundlichem Antlitz eine Tasse Kaffee bot. — Er aber blickte vergnügt auf die spielenden Kinder, von denen zwei, das älteste Mädchen und ein kleiner Bube, auf einem Holzhallen saßen, ein holzernes Pferd vor sich an der Leine haltend, dem der kleine Knabe sein Abendbrod hinhielt. Von der andern Seite kam ein älterer Knabe mit einem Bündel Heu an, den er mühselig schleppte, das zweite Schwesterchen war ihm mit einem Blumenstrauß entgegen geeilt und hielt sich jetzt an seinem Kittel fest.

Es war ein friedliches, behagliches Familienleben, doppelt reizvoll in dieser armseligen, aussichtslosen Umgebung. Ich trat auf dem mich verbergenden Gebüsch hervor und bot den braven Leuten einen guten Abend.

„Willkommen, liebe Dame!" rief der Arbeiter, „sieh', liebe Frau, das ist die Wohlthäterin, der wir unsere Wohnung verdanken!"

„Gott lohne es Ihnen, was Sie an uns gethan haben!" rief die Frau, mir ihre Hand gebend. „Es ist sehr hübsch, daß Sie uns hier aufsuchen!"

„Ich wollte hören, ob ihr schon eine Wohnung gefunden habt," sagte ich.

„Vergeben Sie uns, aber wir haben uns noch keiner umgesehen. Wir fühlen uns hier in dem schönen Garten so wohl, daß wir keinen andern Wunsch hegen, als länger hier wohnen zu dürfen."

„Ist es möglich?" frug ich. „Wie könnt ihr denn Alle in dem kleinen Raum hausen?"

„Treten Sie gefälligst näher, gnädige Dame, und überzeugen Sie sich davon!"

Ich trat in die Thür und sah rechts ein altes Sopha, einen Tisch und eine Kommode nebst altmodischem großen Koffer, links auf einem Tisch die nothwendigsten Küchengeräthe und Eßgeschirre. Ein aufgestelltes Waschfaß mit noch nasser Wäsche zeigte, daß die Frau eben von der Arbeit gegangen war. Oben über von der Krippe, die sonst mit Heu reich angefüllt war, guckte ein blondgelockter Kinderkopf zu mir aus seinen Betten hernieder.

„Es sieht gerade nicht recht ordentlich bei uns aus," entschuldigte sich die Frau, „ich benützte die freie Stunde nach den Zeitungsgängen, um für die Familie die Sonntagswäsche zu besorgen, denn wo Jedes nur zwei Hemden hat, muß eines immer auf der Leine hängen."

„Ich bewundere, wie gut ihr den Raum ausnützet, der uns fast für eine Kuh zu eng schien. Und welche gute Luft hier herrscht!"

„Das kommt, weil wir Tag und Nacht die große Thür und die Luken offen lassen."

„Aber wo schlaft ihr Alle, da ich keine Bettstellen sehe?"

„Mein Mann und ich auf dem Sopha, die beiden Mädchen im Kasten, den wir verziehen, der älteste Knabe auf dem Strohsack an der Erde, die beiden Jüngsten in der Krippe und unser Pflegekind dort im Wägelchen."

„Euer Pflegekind?" frug ich entsetzt.

„Seid uns nur nicht böse, beste Dame, es ist das Kind eines unglücklichen Dienstmädchens, das nur dreißig Thaler jährlichen Lohn bekommt und daher nicht mehr als zwei Thaler monatlich für die Pflege ihres Kindes zahlen kann. Dafür nahm es aber Niemand, und sie brachte es fast sterbend zu mir, so habe ich es mitleidig aufgenommen."

Ich konnte mich von meinem Erstaunen nicht erholen und trat an das Wägelchen, keines Wortes mächtig: da lag ein pausbackiges Knäblein. Seine ruhigen, tiefen und regelmäßigen Athemzüge und die rosigen Wangen zeigten, wie gut es schlafe. Wer kann die Räthsel lösen, welche die Natur uns gibt? In der musterhaft eingerichteten Pflegestätte, die mit allem Comfort reichlich ausgestattet war, in der sie zwanzig Kinder vier Ammen, zwei Wärterinnen, zwei Dienstmädchen und eine Verwalterin beschäftigt waren, und über deren gute Haltung täglich eine Ehrendame wachte, war es nicht möglich, die große Hälfte der Säuglinge am Leben und gesund zu erhalten — und hier in einem Kuhstall gebieb ein Pflegekind bei der ohnedieß kinderreichen Familie! Wer aber pflegte den Säugling? Marie, die elfjährige Tochter, die selbst noch die Kinderschuhe nicht ausgezogen hatte.

Gern gestattete ich der armen Familie, mit Bewilligung des Vorstandes den Kuhstall so lange zu bewohnen, bis wir selbst im Herbst 1870 das Lokalitäten verlassen mußten.

Allein keineswegs nahmen die Leute den Stall als ein Geschenk an. „Sie werden unsere Bitte erfüllen und monatlich zwei Thaler Miethe für den Verein nehmen. Wir wohnen dann doch noch billiger als andern Orts und wir verdienen es und durch Arbeit. Wenn Sie uns die Miethe ganz erließen, würde es uns beschämend sein, ein Almosen zu empfangen."

Wie ansprachlos war das Leben dieser Arbeiterfamilie, — konnte man ein solches Dasein Glück nennen? O sicher, denn es war eine Zeit der Zufriedenheit und der Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse. —

Das genügsame Leben dieser Armen machte einen so tief ergreifenden Eindruck auf mich, daß ich es nicht unterließ, sie so oft zu besuchen, als ich in das Vereinsbureau kam. Immer von Neuem hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie glücklich und froh sich die Bewohner des Kuhstalls fühlten. Besonders erhebend war es, die Mutter zu sehen, die sich stets arbeitend und dabei vergnügt fand, niemals hörte ich eine Klage.

Da trat der Krieg dazwischen, der mich zu anderen Thatigkeiten, der Pflege für unsere Krieger rief, und so hatte ich nichts mehr von der Arbeiterfamilie im Kuhstall gehört.

Aber um die Weihnachtszeit des vergangenen Jahres kam eines Tages ein hübsches, etwa dreizehnjähriges Mädchen in Trauerkleidern zu mir. Thränen erstickten ihre Worte. Endlich erkannte ich in ihr die kleine Marie aus dem Kuhstall.

„Was ist geschehen, armes Kind, warum weinst Du so sehr?"

„Unsere gute Mutter ist die verstaltene Nacht gestorben, und da wir das Geld nicht für in der Krankheit hingaben, so wollte ich Sie bitten, uns beizustehen, wir wissen nicht einmal, von was wir sie begraben lassen sollen."

Das arme Mädchen schluchzte so, daß sie keines Wortes mehr mächtig war. Erst als liebevoller Zuspruch sie einigermaßen beruhigt hatte, erfuhr ich, daß das friedliche Familienleben schon durch den Krieg zerstört worden war, da der Vater als Landwehrmann den Feldzug mitmachen mußte. In seiner Abwesenheit hatte sich die Mutter über das Maß ihrer Kräfte anstrengen müssen, um genug für sich und die Kinder zu erwerben, und als endlich der Vater heimkehrte, fand er sein braves Weib brustkrank. Vielleicht hatte Schonung und Pflege sie noch gerettet, allein das ist ja das Unglück der Armuth, daß sie den Nothwendigsten entbehren muß, wenn Krieg es ihre Kräfte erlauben, teuig sie Leistungen wünscht. Da hieß es: Niemand will warten. Mit Ungeduld sieht Jeder am Morgen den Neuigkeiten entgegen, die ihm das Tagesblatt bringen wird. — Die arme Botin aber stürzte keuchend treppauf treppab und schon klopfte ihr das Herz vor Angst, wie sie die Kinder bei ihrer Rückkehr finden würde. Endlich ist sie wieder zu Hause. Nun gilt es die Kinder reinlich kleiden, die Großen ohne Säumen zur Schule senden, kleine Einkäufe für den Tagesbedarf machen, Feuer anzünden, um Mittagessen zu bereiten, und ob auch ein immer heftiger werdender Husten, ob schmerzende Bruststiche sie plagen, sie arbeitet ohne Rast, bis die sinkende Nacht zur Ruhe mahnt. Allein noch ist ihr Tagewerk nicht vollbracht, denn wenn Mann und Kinder die müden Glieder auf den harten Lagerstätten strecken und des wohlthuenden Schlummers pflegen, da nimmt sie die abgetragenen Kleidungsstücke vor und stopft hier ein Loch, näht da eine Naht oder sucht alte Flicken zusammen, um Schäden auszubessern und Zerrissenes ganz zu machen. Denn ach, welche Schande für die fleißige Arbeiterin, wenn man ihr dennoch nachsagte: „Die Kleidung der Kinder ist lüderlich und sie kümmert sich nicht einmal um die durchlöcherte Jacke ihres Mannes!" Und nun! Die ewigen Hände schaffen nicht mehr, das treue Mutterauge ist gebrochen, vergebens rufen die Kleinen: „Höre uns, wache auf, Mutter!" — Trostlos aber sitzt der Mann an ihrem Todtenbett. — Der Krieg hatte ihm seine Brodstelle geraubt. Als er heimkehrte, fand er lange keine Arbeit. Endlich wurde er bei einem Hausbau angestellt, allein da machten die Maurer Streik und zwangen alle Arbeiter, die Arbeit einzustellen. Vergebens suchte unser Arbeitsmann seine Pflicht zu thun. Die Kameraden drohten ihn niederzuhauen, wenn er sich noch einmal auf dem Bauplatz zeige, — der Bau mußte eingestellt werden. Zur Brodlosigkeit gesellte sich die Krankheit der Frau. Erst vorsuchte er statt ihrer die Zeitungen umhergutragen, dann aber konnte er die Schwerkranke nicht mehr verlassen — bis sie ihm und den Kindern das letzte Lebewohl hingebaucht hatte.

Nun sind ihre Leiden vorbei; aber ein Schweres bleibt nach: ihr die letzte Wohnstätte zu verschaffen. Der unglückliche Mann durchsuchte alle

Digitized by Google

Taschen nach Geld, durchforschte jedes Plätzchen der armseligen Kammern nach einem verlegenen Gegenstand, um den braven Bleib, der Mutter seiner Kinder einen Sarg und ein ordentliches Begräbniß verschaffen zu können. Vergebens! Während der langen Krankheit wurde so manches Stück zum Pfandleiher getragen. Unerträglich ist den Trauenden der Gedanke, um ein Armenbegräbniß zu bitten. Mußt sich doch die einfachste Arbeiterin, so lange zu darben und zu sparen, bis sie „das Sterbegeld“ bereit gelegt hat, um sich ein eigenes Begräbniß zu sichern!

Was aber macht ein Armenbegräbniß zum Gegenstand des Abscheu? Ist es denn nicht ganz gleichgiltig, auf welchen der Gemeinde oder auf eigene begraben zu werden? — Der Arme wird euch diese Frage beantworten: „Liebtos, wie man uns im Leben begegnet, reicht man uns das letzte Almosen. Wer sich die Aufbestätte auf dem Friedhof nicht theuer erkaufen kann, den begraben sie ohne Rücksicht auf die Familie nach der Nummer unter die Bettler, die Elenden und Selbstmörder. Den Hinterbliebenen bleibt nicht einmal der Trost, an ihrem Grabe zu weinen!“ —

Seit die kleine Marie in ihrer Noth um die letzte Wohnung der geliebten Mutter hülfesuchend zu mir kam, hat die Wohnungsnoth in Berlin nicht nur für den Armen, sondern auch für den Wohlhabenden ein Stadium erreicht, welches die traurigsten Umwälzungen in wirthschaftlicher Beziehung fürchten läßt.

Die Spekulation hat sich hier hauptsächlich auf den Grundbesitz geworfen. Das Gründungsfieber der Unternehmer suchte sich zunächst ganzer Häuserkomplexe zu bemächtigen, um im Innern der Stadt Straßen zu durchbrechen, Passagen anzulegen und Verbindungsbahnen zu schaffen, wo alles Genüner den Verkehr zum Stocken brachte. — Dann kamen die Baustellen belhafter Straßen an die Reihe; wo noch ein freier Platz, ein großer Hof oder gar ein Gärtchen an die Straßen grenzten, da verschwanden sie bald, um fauststockigen Miethskasernen zu weichen, die mit erschreckischer Schnelligkeit emporschriften, um wo möglich während des Baues in dritte und vierte Hand käuflich überzugehen und die Miethen um den dreifachen Werth in die Höhe zu treiben, die aber bei dem herrschenden Mangel an Wohnungen benutzt bald ihre Miether fanden, die, unbekümmert um unsolide Bauart und Gesundheit schädigende Rasse, ihren Einzug halten.

Je mehr die Baulust erwacht, desto hastiger wird die Jagd auf Bauobjekte. Während noch bis vor Kurzem inmitten der oft bis zur Einsörmigkeit regelmäßigen und stattlichen Hauserreihen kleine unscheinbare Gebäude aufstehen, die meist das Auge beleidigten, es aber auch erst recht Straße Charakter geben, indem sie zu Vergleichen mit alter Bauart auffordernten oder auch ein historisches Interesse erweckten, steht man diese Zeugen der aufprunchslosen alten Zeit täglich dem Beil der Zerstörung verfallen, um dann im Geiste der Zeit ihre Auferstehung zu feiern. Aber aber in der Stadt keinen Boden zum Bauen mehr findet (es wird hier bereits in einzelnen Straßen die Quadratruthe mit 3— 4000 Thalern, auch mehr bezahlt), der kauft Terrain in unmittelbarer Nähe von Berlin, nach dem Westen hin bereits über drei Meilen hinaus. Die Bauern lachen sich in's Fäustchen, wenn ihnen die Unternehmer für den Boden, den sie mühelig mit Feldfrüchten bestellten, Millionen zahlen — aber Naturfreunde — und Gott sei Dank, deren gibt es noch in dem naturarmen Berlin, sehen mit Wehmuth Wald und Feld in steilemeile Ferne gerückt, und in dem Labyrinth von Bretstädten, welche die Projektemacher anlegen, schwindet jede Hoffnung, daß bereinst ein berliner Kind, dem es nicht zu reisen vergönnt ist, je ein Waizenfeld oder einen deutschen Eichenwald erblicken wird. Aber sollte nicht der eine Vortheil aus diesen Bauunternehmungen entspringen, daß nun der Mangel an Wohnungen aufhören wird? Fehlgeschossen! Jetzt beginnt erst recht die Noth!

Fast sämmtliche Anlagen zu Erweiterungen sind nur auf Villen berechnet, überall sind die Bedürfnisse der Reichen allein berücksichtigt, an Burgerhäuser und Arbeiterwohnungen denkt Niemand. — Ein Beispiel wurde mir bennach bekannt. Da hatten zwei Ehrenmänner auf Zeit ein großes Grundstück erworben, auf dem sie billige Häuser für Beamte und geeing Bemittelte zu bauen beabsichtigten, aber ihre eigenen Kräfte reichten für das großartige Unternehmen nicht aus, sie suchten sich mit Anderen zu verbinden, allein wo sie hinkamen, wurden sie verhöhnt. Wer wird sein Kapital an ein Unternehmen von zweifelhaftem Erfolge wagen! Es gilt Luxushäuser zu bauen, denn das Geld kann nur durch die Reichen umgesetzt werden! — Ein Jahr verging, ohne daß die Unternehmer Kapitalisten zur Mitbetheiligung gefunden, und daßselbe Grundstück, das vor einem Jahre die Quadratruthe 20 Thaler kostete, wird heute nicht unter 70 Thaler verkauft.

Es gibt in Berlin jetzt nur eine Lösung: Häuser kaufen und verkaufen. Ist Ihr Haus noch nicht verkauft? Ist Ihnen gekündigt? Sind Sie geblieben? das sind die Tagesfragen. Wer zur Miethe wohnt, zittert vor jedem Quartalswechsel, vor jedem Ablauf seines Kontraktes, denn entweder wird er sehr gesteigert, daß er zu kündigen gezwungen ist, oder ihm wird gekündigt, weil das Haus verkauft und niedergerissen werden soll. Das behagliche Gefühl, sich eine Reihe von Jahren in einer Wohnung heimlich zu machen, weicht immer mehr der Sorge: Wie lange wirst Du hier in Frieden wohnen?

Eine bekannte Familie, die zwölf Jahre in einem Hause wohnte und in dieser Zeit von 200 auf 600 Thaler gesteigert wurde, ward am 1. April mit der Botschaft des neuen Wirthes überrascht, daß sie sortan 1200 Thaler geben müßte. Unsere eigene Wohnung ist binnen drei Jahren um das Doppelte gesteigert worden. Im Mittelpunkt der Stadt ist es bereits Privatleuten unmöglich, eine „Bel-Etage“ zu erhalten; Geschäftslokale zahlen 5—10,000 Thaler für ein ganzes Stockwerk, und sieben Zimmer, drei Stock hoch, kosten bereits 1000 Thaler. Diese Steigerung ist Ursache und Folge der fabelhaften Preise, die für Häuser bezahlt werden, die von einer Hand in die andere wandern. — Die gesteigerte Miethe beweist den Ertrag und die Zukunft des Hauses, die Spekulation treibt sie in die Höhe, um so gut wie möglich zu verkaufen, jeder neue Käufer will die hohe Konjunktur mitbenutzen und wiederverkaufen, und der letzte Käufer berechnet, wie hoch er die Steigerung treiben könne, um den höchsten Gewinn zu erzielen. — Kontrakte werden daher nur auf kurze Zeit geschlossen, und ehe man die Einrichtungen beendet, muß man die Wohnung wechseln. Wer aber je in die Lage kam, in Berlin eine Wohnung zu suchen, der kennt die Schrecken dieses Zustandes und bebt davor zurück. Nicht allein daß man oft ein halbes Jahr vergebens sein frisch bis spät umherlaufe, aber man die inquisitorischen Fragen der Wirthe: Haben Sie Kinder? Kommen viel Leute zu Ihnen? Haben Sie ein Geschäft? Haben Sie Hunde? Wird bei Ihnen musizirt? — Die tiefsten Miether sind den Wirthen die, welche das ganze Jahr verreist sind und deren Möbel allein in der Wohnung bleiben.

Alle diese unerquicklichen Zustände fühlt der Reiche gar nicht oder kann ihnen aus dem Wege gehen, aber was soll aus dem schwer erworbenen Mittelstand, aus den auf ihr bestimmtes Einkommen angewiesenen Beamten werden? Mit dem theuren Grundbesitz und Miethzins steigen selbstverständlich die Preise für alle Bedürfnisse, und der ärmste Arbeiter leidet darunter mehr als der Reiche, dessen Bedürfnisse bis in's Endlose gehen. Mit Recht fordert der Arbeiter erhöhten Arbeitslohn, — aber die geistige Arbeit wird verhältnißmäßig am schlechtesten bezahlt. Kunst und Wissenschaft steigen — wie zur Zeit des römischen Verfalls der Sitten und zugleich des größten Nationalreichthums — von ihrer idealen Höhe herab, um praktischen Broderwerb zu suchen oder sich in den Sold reicher Emporkömmlinge zu begeben, um nicht völlig von den Genüssen des Lebens ausgeschlossen zu sein.

Die Wohnungsnoth ist aber nicht nur in wirthschaftlicher, sondern in sittlicher Beziehung von verderblichster Wirkung. — Ich erinnere nur an die durch die Theurung der Wohnung entstehenden Aftervermiethungen, von den feinsten Chambregarnis bis zu jenen Schlafstellen „pro ein Silbergroschen die Nacht!“ — Zunächst von Familien in Berlin erzwingen eine menschliche Wohnung und leistenfreies Logis nur durch Theilvermiethungen. Wie viel Familienglück hierbei zerstört wird, kommt nicht in Betracht. Dennoch leidet die Keuschheit und Sittenreinheit, jene Heiligthümer der Familie, durch nichts mehr, als durch Aufnahme solch' fremder Elemente, die keine andere Beziehung als die zu leistende Miethe haben und die doch nur meist Wandervögel ohne tiefstien Zusammenhang mit der Familie sind.

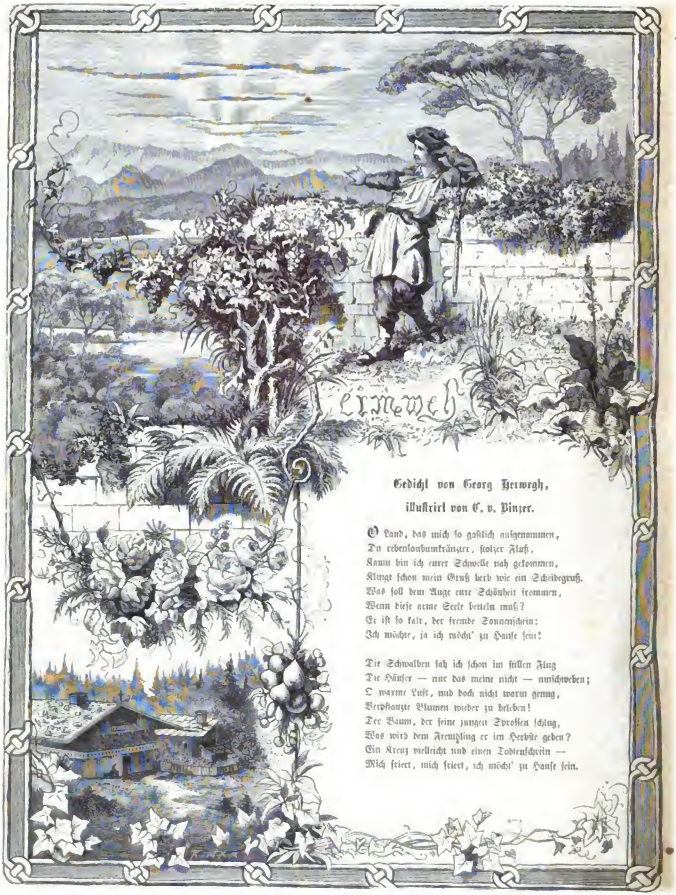
In einer werdenden Weltstadt, wie die Zahl der Paläste und Luxusbauten so erstaunlich wächst, sollte die Wohnverhältniß der Behörden und der Regierung dahin gerichtet sein, daß die Wohnungsnoth nicht schließlich die Existenz des Mittelstandes und der Arbeiter, also des Kerns der Bevölkerung in Frage stellt und eine fleißige Familie, wie vorhin geschildert, oft schließlich noch als Wohlthat betrachtet, wenn ihr Gelegenheit geboten wird, im Asyllokal zu wohnen.

NB. Am 5. April veröffentlichte das berliner Polizeipräsidium, daß bis Mittwoch den 4. April 250 Familien mit 1500 Personen polizeilich als obdachlos gemeldet sind, worunter sich auch viele Familien des Mittelstandes befinden sollen. In dem jetzt zu Berlin gehörigen Vorstadtdorf Charlottenburg, das 7000 Einwohner hat, brachten in der Nacht zum dritten Feiertag 100 Personen obdachlos unter freiem Himmel zu, die theilweise im Salzmagazin, theilweise in den noch im Aufbau begriffenen Baracken auf dem Windmühlenberg untergebracht wurden.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 576:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 2 — K 6	1) T. E 5 nimmt E 6.
2) L. C 1 nimmt C 5	2) Beliebig.
3) T. gibt Matt.	

Digitized by Google



Gedicht von Georg Herwegh,

illustrirt von C. v. Pinzer.

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
Du rebenlaubumkränzter, stolzer Fluß,
Kaum bin ich eurer Schwelle nah gekommen,
Klingt schon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß.
Was soll dem Auge eure Schönheit frommen,
Wenn diese arme Seele betteln muß?
Er ist so kalt, der fremde Sonnenschein:
Ich möchte, ja ich möcht' zu Hause sein!

Die Schwalben seh ich schon im stillen Zug
Die Häuser — nur das meine nicht — umschweben;
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Den Pflanzte Blumen wieder zu beleben!
Der Baum, der seine jungen Sprossen schlug,
Was wird dem Frembling er im Herbste geben?
Ein Kreuz vielleicht und einen Todtenschrein —
Mich friert, mich friert, ich möcht' zu Hause sein.

Digitized by Google

Pflicht und Leidenschaft.

Nach einer wahren Begebenheit von **Paolo Corani.**

(Fortsetzung.)

Nun begab sich einige Tage lang nichts Außerordentliches. Emil ging so oft wie früher zu seinem Kranken, aber sein Wesen war verändert. Er horchte auf jedes Wort des Kranken, er sah im Zimmer umher, ob er nichts entdecke, das seinen Glauben bestärken konnte. Oft frug er auch mich, ob ich auf Alles Acht hätte, und stets wurde er über meine ausweichenden Antworten unwillig. Wenn ich sagte, ich wolle keinen Spion machen, dann erwiderte er mir, unser Unternehmen sei ein heiliges, und gesetzliche Mittel würden durch dasselbe geheiligt. —

Cecco machte die besten Fortschritte. Er war jetzt stets bei klarem Verstand, wenn er erwachte, was jedoch nur selten geschah, da er die meiste Zeit im tiefsten Schlaf lag. —

Eines Tages ging ich bei Zeiten hinüber und sah die zwei Mädchen zu einem Spaziergange ein, da der Tag sehr schön war und Beide schon lange nicht mehr in die Luft gekommen.

Annunziata war jedoch nicht wohl, und ich wäre am liebsten bei ihr geblieben, um Hand in Hand mit ihr die Stunden zu verplaudern, wie es jetzt alle Tage geschah, aber Cecco's Mutter bestand darauf, daß Anda „Herrn Paul's" freundliches Anerbieten" annahm, da ihr der Spaziergang gewiß frommen würde.

Sie zog sich an, und nachdem ich noch einen traurigen Blick nach Annunziata geworfen, verließ ich mit Anda das Haus.

Wir gingen zur Porta Romana hinaus und erkletterten den Hügel, auf dessen Spitze man eine herrliche Aussicht auf Florenz genießt.

Es ist da droben ganz gemüthlich; ein niederes Mäuerchen dient zum bequemen Sitze, und über demselben breitet ein großer Eichenbaum, in der Umgegend von Florenz eine Seltenheit, seinen Schatten aus.

Hier saßen wir nun neben einander und blickten in das herrliche Arnothal hinab. Anda's Herz klopfte jedoch an den Bergen, und indem sie tief aufseufzte, sagte sie: „Wann wird wohl Cato auch wieder an der schönen Natur sich freuen können!" Diesmal hatte ich mich nicht getäuscht; deutlich war der Name zu verstehen gewesen, und aller Zweifel wich aus meinem Geiste.

„Anda," frug ich, „wem hast Du jetzt gerufen?"

„Gerufen habe ich soviel ich weiß Niemand; es ist mich natürlich, daß ich es gerne hätte, wenn ich Cecco an meinen Vergnügen theilnehmen lassen könnte?" Sie wußte bemerkt haben, daß sie ihn das erste Mal nicht Cecco genannt, denn sie war tief erröthet und versuchte, nach dieser kurzen Erklärung ihrer Worte, von andern Dingen zu sprechen.

Ich unterbrach sie jedoch und sprach: „Ganz natürlich würde ich es finden, wenn Du Cecco zur Theilnahme an Deinem Vergnügen gerufen hättest. Du sprachst jedoch einen andern Namen aus, tiefst also einen andern Manne, und das ist nicht natürlich. Anda, kann man Zwei zugleich lieben?"

„Herr Paul," erwiderte sie heftig, „ich schwöre Ihnen bei der Mutter Gottes und allen Heiligen, ich habe nur Cecco geliebt. Ich liebe ja nur ihn, und zwar einer Leidenschaft, die Sie nicht begreifen können, und für die ich selbst gnädig sein möge."

„Anda, dann ist nur ein Ding möglich, nämlich daß Cato und Cecco derselbe ist, und Du, armes Mädchen, die Leidensgefährtin und Mitschuldige eines Briganten!"

Ich hatte mich auf heftige Protestationen gefaßt gemacht, ich dachte, daß es schwer sein würde, Anda zu überzeugen: ich wisse mehr von der Wahrheit, als sie glaubte; aber da hatte ich ohne Anda's Stolz gerechnet, der ihr nicht erlaubte, einem Freunde gegenüber eine Unwahrheit zu behaupten. Sie saß mit gesenkten Augen da; ihr Antlitz war feuerroth geworden, und ich konnte am Heben und Senken ihres Busens sehen, wie sie einen schrecklichen Kampf mit sich kämpfte. Sie wollte leugnen und konnte nicht; wohl zwanzigmal öffnete sich ihr Mund, um ein verneinendes Wort auszusprechen, und zwanzigmal schloß er sich wieder und verwehrte den Kampf in ihrem Innern.

Endlich mußte sie einsehen, daß sie hierin nichts über sich gewinnen konnte, die Röthe floh aus ihrem Gesichte und ließ dasselbe leichenblaß, ihre Hände falteten sich mechanisch, und langsam glitt sie vom Mäuerchen herunter, bis sie vor mir auf den Knieen lag. Sie sah jetzt wunderschön aus, denn die etwas übertriebene Haltung, die gehobenen Arme, die flehenden Augen, der offene Mund stimmten herrlich zu ihrem malerischen Anzug, zu selbst zu der einsamen Gegend, in der wir uns befanden.

Ich hob sie vom Boden auf, setzte sie wieder neben mich und versuchte sie zu trösten, so gut ich konnte, indem ich ihr versprach, ihr Geheimniß zu bewahren, selbst wenn es mich in Gefahr bringen müßte.

Sie bat mich nur vor Allem, dem Doktor nichts zu sagen, denn der sei ihr stets wie ein Unglücksmensch vorgekommen, ob er gleich ihrem Cato das Leben gerettet habe. —

Als sie wieder einigermaßen zur Fassung gekommen war, sagte sie, sie wolle mir ihre Geschichte erzählen, als ein Zeichen der Dankbarkeit und des Vertrauens, die sie mir schuldig.

Sie saß während des Anfangs ihrer Erzählung ruhig da, noch meinem Blicke aus, als schämte sie sich, Dinge gestehen zu müssen, die ihrer unwerth waren. Oft wurde ihre Stimme ganz leise, so daß ich sie aufmuntern mußte, bis sie wieder Muth gewann und in lauteren Tönen fortfuhr.

Sie war die Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers in Calabrien und in ihres Vaters Hause stets sehr glücklich gewesen, da man das ganze Jahr auf dem Land verbrachte, und diese Art Leben durchaus ihren Neigungen entsprach.

Damals gab es in der Umgegend viele Räuber, aber man fürchtete sie nicht sonderlich, weil sie nur einzeln oder höchstens zu Zwei auf Raub ausgingen und ihnen das selbst, was die Briganti so schrecklich macht, das Zusammenhowirt eines Haupthings.

Eines Abends war Anda ausgegangen, und weil sie sich im Walde etwas verspätet, kehrte sie mit eiligen Schritten heimwärts. Da trat auf einmal aus den Gebüschen ein großer Mann heraus, der sich ihr in den Weg stellte und sie frug, ob sie den Soldaten zeneigt sei. Er selbst trug die Uniform eines solchen, doch hieß jedoch das tapfere Mädchen nicht ob, ihm unmittig zu antworten: „Nein, ich hasse sie, weil sie meistens roh und unverschämt und stets unseren Leuten auf den Fersen sind, selbst wenn diese nichts Schlechtes begangen."

Der Soldat sah sie erstaunt an und sagte ihr, er sei ganz ihrer Meinung und eben deßhalb seinem Regimente entlaufen. „Jetzt," setzte er hinzu, „bin ich wegen meiner weiteren Sicherheit von Euch abhängig; wenn Ihr mir nicht helft, so bin ich verloren, denn hier im Freien finden mich die Spürhunde noch heute Nacht."

Anda besann sich eine Weile, dann hieß sie ihn folgen und führte ihn in ein kleines Häuschen, worin sie die Vorräthe für den Winter aufbewahrte. Sie hieß ihn in eine Dachkammer gehen, worin viele Säcke Getreide standen, und sagte ihm, er solle sich, wenn er irgendwo Lärm hörte, dahinter verstecken.

Noch in derselben Nacht kamen Offiziere mit Soldaten, um den Deserteur aufzusuchen, und das ganze Haus wurde durchstöbert. Der vom Hause ziemlich entfernt gelegenen Fruchtkammer wurde nicht gedacht, und unverrichteter Sache zogen die Soldaten wieder ab.

Anda trug nun ihrem Schützling jeden Tag Nahrung hinüber und hielt ihn acht Tage lang verborgen, bis sie sicher war, daß jede Gefahr vorbei. Sie gab ihm noch die Kleider eines Knechts und führte ihn in den Wald zurück, wo sie ihn gefunden. Beim Abschied wurde kein Wort gesprochen, aber die italienischen Frauen verstehen es, wie man sich durch einen Blick auf Leben und Tod binden kann.

Anda wartete zwei Monate lang auf die Wiederkehr ihres Deserteurs, den sie liebte, wie eben nur eine Römerin lieben kann, die bereit ist, sich selbst zu morden, wenn es Derjenige wünscht, der die Leidenschaft in ihr entzündet.

Nach zwei Monaten kam er wieder, und weil sie jeden Tag die Stelle im Walde besuchte, wo sie ihn zuerst erblickt, ward es ihm leicht, sie zu finden. Er erzählte ihr, daß er sich einer Räuberbande angeschlossen, die ihn zu ihrem Hauptre erwählt, und er zeigt gekommen sei, sie abzuholen. Er schien keinen Augenblick zu zweifeln, daß Anda ihm folgen werde, und auch ihr fiel es nicht ein, zu widerstreben. Sie sandte noch einen Abschiedsbrief nach dem alten Hause, das ihren Vater barg — ihre Mutter hatte sie nie gekannt — dann legte sie ihre Hand vertrauungsvoll in die des Mannes, den ihr Herz erwählt, und zog mit ihm in den Wald hinein.

Als Anda in ihrer Erzählung so weit gekommen war, hielt sie inne, jedoch nicht um etwa ihr Gedächtniß aufzufrischen — man sah deutlich, wie klar die Bilder der Vergangenheit, welche sie herauf rief, vor ihrem Geiste standen.

Ihre Wangen färbten sich von Neuem, der Athem kam schwerer und mit aufgeregter Stimme fuhr sie fort: „Im nächsten Mai sind's drei Jahre, seit ich Cato's Weib bin, und er mich seinen Kameraden vorstellte, die mich als ihre Königin anstiefen und schwuren, mich gegen jede Gefahr zu vertheidigen. Sie haben ehrlich Wort gehalten, und mein Leben unter ihnen war ganz das Gegentheil von dem, wie Sie sich's vorstellen. Obgleich Cato von unerbittlicher Strenge mit allen Andern ist, folgt er auf jeden meiner Winke, und gar oft hat er mir zu liebe reisende Frauen unbehelligt davongehen lassen. Ich bin seine treue Gefährtin in Freud und Leid gewesen und habe mir nur eine Sache zu Schulden kommen lassen, für die ich jedoch Ihre Verzeihung erlangen werde, wie ich sicher bin, daß mir die Mutter des Heilands vergeben hat.

„Vor einem Jahre ward ich Mutter, und wenn ich meinen Knaben anfah, hatte ich manchmal, ob es nicht besser wäre, wenn kein Räuber

Digitized by Google

aus ihm würde. Ich wußte, daß sich in wenigen Jahren dieses Gefühl verklären mußte, denn jeden Tag wuchs meine Liebe für Cato, und jeden Tag beschäftigte ich seine Verbrechen mehr. Wenn ich den Knaben retten wollte, so mußte es dennoch bald geschehen, sonst hätte ich die Kraft zu einem solchen Opfer nicht mehr in mir gefühlt.

„Ich nahm also einmal bei Nacht, während Cato mit seinen Gefährten einen entlegenen Theil des Waldes durchstreifte, mein Kind, legte es in einen Korb und trug diesen bis an's Haus meines Vaters, wo ich mein Kleinod aus's offene Fenster bei alten Mauern stellte, in daß ich rief: „Vater, Deine Tochter bringt Dir ihr Kind! Hatte es wohl um der beiligen Jungfrau willen!“ Er muß mich gehört haben, denn er nahm den Knaben an Kindesstatt an und sorgt für ihn, wie er einst für seine unehelichen Tochter gesorgt hat.

„Die ganze Nacht mußte ich gehen, um wieder in unsere Hütte zurück zu kommen, und den Tag darauf mußte ich mich vor Cato stellen und ihm die gräßliche Lüge hersagen, die ich aus Liebe zu meinem Kinde erfunden hatte. Ich erzählte ihm, ich sei am Abend zuvor mit dem Knaben durch den Wald gegangen, und als ich auf der Laubhütte angekommen, seien wie zwei betrunkene Soldaten begegnet, die mir das Kind entrissen und damit entflohen. Ich sagte ihm, daß ich sie verfolgt hätte so weit ich konnte, sie jedoch nicht eingeholt habe und vergeblich nach Hause gekehrt sei. Die Thränen, welche ich bei dieser Erzählung vergoß, waren nicht falsch, denn der Schmerz der Trennung von meinem Kinde preßte sie mir aus.

„Einen Monat lang sprach Cato kein Wort zu mir, und ich begann schon zu fürchten, seine Liebe sei auf ewig für mich verloren, was ich nicht überlebt hätte, — da wurde ich durch den Zufall in Stand gesetzt, diese mir unentbehrliche Liebe von Neuem zu erwecken, und zwar in viel höherem Grade als zuvor, so daß ich jetzt gewiß bin, nichts kann sie mir mehr entreißen.

„Cato war eines Tages ruhig auf seinem Moosbette eingeschlafen, als der junge Mann, der Schildwache stand, hereingesprungen kam und rief, er habe Soldaten gesehen, die auf uns zukommen schienen und schon ziemlich in der Nähe wären. Cato und seine Kameraden sprangen auf und zu Pferde und ritten den Truppen entgegen, indem sie sich jedoch so viel als möglich verborgen hielten, da sie erst sehen wollten, wie groß die Gefahr war, welche sie bedrohte.

„Ich lief auf einen kleinen Hügel in der Nähe der Hütte und sah von fern dem Gefecht zu, daß sich bald entspann. Die Soldaten überstiegen an Zahl unsere Mannschaft um Vieles, waren jedoch zu Fuß, mit Ausnahme eines Majors und eines Lieutenants, der diesem zur Seite ritt.

„Zuerst glaubte ich, die Unseriqen wären im Vortheil, aber bald konnte ich sehen, wie sie sich nach und nach zurückzogen, und zwar ganz allein wegen der Tapferkeit des jungen Offiziers, der seine Soldaten durch sein Beispiel anfeuerte, indem er mit Riesenkraft auf allen Seiten hieb, so daß sich selbst mein Löwe ihm nicht nähern konnte. Zept kam er an diesen heran und versuchte ihn zu entwaffnen, was ihm jedoch nicht gelang. Cato's Kameraden hatten vollauf mit sich selbst und ihren persönlichen Gegnern zu thun, und gaben auf ihren Hauptmann nicht Acht.

„So lang Cato allein mit dem Lieutenant focht, brauchte ich nichts für ihn zu befürchten, denn er ist die beste Klinge in ganz Italien, wenn aber der Major seinem Gefährten zu Hülfe kam, so konnte die Sache bedenklich werden. Ich besann mich nicht lange, sondern lief in die Hütte, nahm eine von Cato's Waffen von der Wand und war in wenigen Augenblicken an meines Theuren Seite. Die Gefahr, welche ich voraussgesehen, hatte sich verwirklicht, Cato mußte sich gegen zwei tapfere Offiziere vertheidigen und wäre wahrscheinlich umgekommen, denn zur Flucht ist er zu stolz. Sie können sich das Erstaunen des jungen Lieutenants denken, als er eine Frau, das gezogene Schwert in der Hand, auf sich zustürzen sah. Seine Ueberraschung dauerte jedoch nicht lange, denn ehe er zur Besinnung kommen konnte, stieß ich ihm den Degen in die Brust, daß er tot zu Boden fiel.

„Als ich jenen tödtlichen Streich gethan, verschwand mit einem Male meine Aufregung und meine Kraft, so daß ich nicht den Muth hatte, mein mit Blut besudeltes Schwert aus des Jünglings Brust zu ziehen, sondern ohnmächtig hinsank neben der Leiche.

„Das Gefecht war aus, und als ich wieder zu mir kam, sah ich mich von Cato und denjenigen seiner Gefährten, die nicht auf die Gefangenen Acht haben mußten, umringt. Sie begrüßten mich mit lautem Jubelgeschrei und geleiteten mich nach unserem Versteck. Dort angekommen, zog mich Cato an ein stilles Plätzchen im Walde, wo wir sonst stundenlang bei einander gesessen. Er kniete vor mir nieder und schwur mir, ich sei sein bestes, sein heiligstes, sein einziges Gut, für das er sein Leben lassen würde.

„Ihnen schaudert, Herr Paul, vor einem solchen Weibe, nicht wahr? Und dennoch kann ich nicht sagen, daß mich meine That gereut. Ich habe mir durch sie meinen Cato zum zweiten Male gewonnen und habe noch obendrein bloß an einer Vertheidigung Theil genommen, nicht an einem Angriff. Urtheilen Sie über mich, aber lassen Sie bei Ihrem Urtheil die Liebe, welche ich für Cato empfinde, auch etwas gelten! Herr Paul, Sie werden mich nicht verrathen, ich lese es in Ihren Augen. Lange soll Sie das Geheimniß nicht beschweren, denn sobald Cato geheilt ist, reise ich mit ihm nach Calabrien zurück, und dann hören Sie nie mehr ein Wort von uns!“

Ich weiß es, ich hätte die ganze Stunde benützen sollen und Nada eine Predigt halten, ich hätte sie beschworen sollen, ihren Brigante auf besseren Weg zu leiten, aber zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich fühlte nicht den Muth dazu. Diese zwei Menschen kamen mir in ihrer Liebe so groß vor, daß ich vor meinen Augen verschwand, und ihre Sünden mit mir. Ich frug sie nur noch, warum sie eigentlich nach Florenz gekommen, denn das war der einzige Vorwurf, den ich ihr zu machen hatte. Sie sagte mir, daß es nach jenem Zusammenkommen mit den Truppen in Calabrien sehr gefährlich gewesen sei und Cato auf einige Zeit das Land verlassen hätte, damit man seine Spur verlor. Er habe seine Mutter wiedersehen wollen und sei deßhalb in den Kleidern und mit dem Urlaub eines Soldaten, die er sich zu verschaffen gewußt, hierher gekommen. —

Hierauf beschwor mich Nada nochmals, Niemanden, auch Annunziata nichts von ihrer Geschichte zu sagen, und nachdem ich ihr mein heiliges Versprechen gegeben, traten wir stillschweigend den Heimweg an. —

(Schluß folgt.)

Der Arzt als Hausfreund.

Von

Dr. med. H. Klencke.

6. Die ältere und neuere Orthopädie.

Wir wählen dieses Thema aus Gründen äußerer Anregung; theils haben Leser dieser Zeitschrift verschiedentlich Anfragen an uns gestellt, wie sie sich zur Beleitigung von merkbar gewordenen Knochenverschiebungen ihrer Kinder zu verhalten und welcher orthopädischen Kur, respektive Anstalt sie dieselben anvertrauen könnten; theils haben Buchagenten, die sich zu den Abonnenten dieser Zeitschrift zählten, unter Beifügung von Proben ihrer Geradehalter und Zwangsjacken, von uns gewünscht, dieselben an dieser Orte zu empfehlen. Anfragen sowohl wie Anforderungen an uns zeugten davon, daß jene Leser dieser Zeitschrift mit unserem Artikel über „Rückgratskrümmung der Kinder“, den wir vor längerer Zeit in „Ueber Land und Meer“ veröffentlicht hatten, unbekannt geblieben sind, und wir wollen deßhalb hier unsere Ansicht für Alle, die sich für den Gegenstand interessiren, und der sich leider in unserer Generation Tausenden von Familien unfreiwillig aufdrängt, auseinander setzen und motiviren. —

Unter Orthopädie versteht man wörtlich: „Geradewuchsziehung“, d. h. die ärztlich-technische Kunst, durch mechanische Streckung und Gerodehaltung gewisse, aus ihrer Lage gewichene Knochenverbindungen (Gelenke) wieder in ihre Normallage zurückzuführen und dann dauernd zu erhalten. Und thatsächlich war die ältere Orthopädie [illegible] weiter, als eine mechanische, durch Ziehen, Streckung und Druck [illegible]nde Methode, wobei die Muskeln sich ziemlich passiv verhielten und die weichen Theile nur gedehnt wurden.

In neuerer Zeit hat die Orthopädie eine weitere, auf wissenschaftlicher Einsicht und Erfahrung begründete Entwicklung und Reform gefunden; die auf Physiologie gestützte Chirurgie hat sich nicht nur mit passiven Dehnungen und mechanischen Apparaten befaßt, sondern verkürzte Sehnen direkt durchschnitten, als man erfahren hatte, daß Sehnen, wenn sie unter Abschluß der Luft, also unter der Hautbedeckung subcutan durchschnitten werden, ohne erhebliche Entzündungserscheinungen sehr schnell regenerieren und zwischen den durch Streckung auseinander gehaltenen Schnittenden sich ein neues Verbindungsstück bildet, wodurch also die Sehne länger wird. Man hat auch schief gewachsene oder schief zusammengeheilte Knochen, unter Chloroformirung der Person, wieder gebrochen und in einer Lage, welche den möglichst freieren Gebrauch des Gliedes gestattet, mit großem Erfolge wieder zusammenheilen lassen.

Die Abnormitäten der Körpergestalt, welche durch das Knochengerüst verursacht werden, können sein: Verstümmungen (Abnormitäten in der Längenachse der Knochen, namentlich Röhrenknochen), Verbrehungen (Abweichungen der Querachse), und Verschiedungen (Abweichungen im gegenseitigen Lagerverhältnisse der Knochen zu einander, namentlich in ihren Gelenkverbindungen); die Verbrehungen und Verschiedungen, die bekanntlich häufig in der vielgliedrigen Wirbelsäule vorkommen und sich von hier aus den damit in Verbindung oder Lagerabhängigkeit stehenden Knochen, wie Rippen, Becken, mittheilen, sind die eigentlichen orthopä-

Digitized by Google

dischen Gebrechen, während die Verkrümmungen und Gelenkverwachsungen (Steifheiten) der operativen Chirurgie angehören. — Verdrehungen und Verschiebungen können angeboren oder erworben sein; angeboren sind sie z. B. beim Pferdefuß, Klumpfuß, Plattfuß, bei dem Schiefhalse, dem Schneehelme, der Klumphand, der Hahnenbrust, dem Buckel, der schiefen Hüfte; erworben werden sie durch schlechte, schiefe Haltung, wie so häufig bei jungen Mädchen, durch vorherrschend einseitige Körperlage, wie bei Schreibern der Buckel, bei Schneidern und Reitern die Beine, in ihren verschiedenen Formen, aber auch durch allgemeine Muskelschwäche, wie bei Blutarmen, Bleichsüchtigen, Scrophulösen, oder auch durch Schwäche einzelner Muskeln, wo dann deren Antagonisten das Uebergewicht erhalten und die Knochen, worauf sie sich befestigen, nach ihrer Seite hinziehen; ferner bei Krankheiten, welche die Knochen selbst treffen, wie Rhachitis (englische Krankheit), Syphilis ꝛc.

Die frühere Methode in den orthopädischen Anstalten, um Knochenverschiebungen und dadurch entstandene Abweichungen von der normalen Körpergestalt zu korrigiren, bestand fast allein in Streckungen, Dehnungen, Druck- und Zugbandagen, überhaupt Zwangshaltungen unter Positivität der Muskeln; man schnallte die Personen in dergleichen Apparate, hing ihnen ziehende Gewichte an und ließ sie lange in gestreckter Weise liegen; da aber diese gänzlich unwissenschaftliche Methode eine sehr lange Zeit erforderte, indem man in den meisten Fällen nicht die Grundursache angriff, so waren die Erfolge oft zweifelhaft, blieben in der Regel weit hinter den Verheißungen zurück, und das eine und lange Liegen machte brust- und herzkrank, das viele mechanische Hängen, Zerren und Drücken schwächte innere Organe; man that überhaupt nicht das Richtige, die Zahl der Geheilten blieb zweifelhaft und verschwindend klein, und viele Kinder, besonders junge Mädchen, gingen blutarm oder bleichsüchtig aus solchen Anstalten hervor. — Die vor Jahren von Schweden aufgebrachte orthopädische Heilgymnastik, „Schwedische“ genannt, war befliffen, diese Kuren naturgemäßer zu machen. Wo nicht offenbar Sehnenverkürzungen, Verwachsungen und angeborene Deformitäten vorhanden sind, welche der in dieser Richtung bedeutend vorgeschrittenen operativen Chirurgie anheimfallen, da hat man die richtige physiologische Einsicht gewonnen, daß eine passive Gerabestreckung und Dehnung der verkürzten Muskeln gar nichts nützen, vielmehr nur schaden kann, daß es aber wesentlich darauf ankommt, den Antagonismus, die gegeneinander wirkende Kraft der betreffenden Muskeln dadurch in's verloren gegangene normale Gleichgewicht zurückzuführen, daß man die schwächere, erschlaffte Muskelpartie aktiv in Thätigkeit setze, sie durch Uebung kräftigt und dadurch die nach Seiten der stärkeren Muskeln hingewichenen Knochen wieder in ihre richtige Lage zurückbringt. Diese Bethätigung der Kräftigung der schwächeren, der durch der stärkeren Antagonisten unterliegenden Muskeln geschieht nun durch eine, auf deren Aktivität berechnete Gymnastik, und zwar am zweckmäßigsten und erfolgreichsten in ungewöhnlich kurzer Zeit durch diejenige neuere Orthopädie, welche man die Positions-Methode nennt, die wir sogleich weiter erklären werden, und die sich durch immer neue glänzende Resultate, namentlich in der Jugend, wo überhaupt noch von orthopädischen Erfolgen die Rede sein kann, bei Rückenverkrümmungen, Schulterblatt- und Beckenverschiebungen aus allgemeiner Schwäche oder in Folge vernachlässigter Haltung, bewährt, wobei es selbstverständlich ist, daß der Orthopäde ein so vollkommen gebildeter Arzt sein muß, daß er gleichzeitig etwa vorhandene Konstitutionelle, im Gesammtorganismus liegende Allgemeinerkranken, wie Schwäche, Blutarmuth, Bleichsucht, Skrophulen, diätetisch und ärztlich zu verbessern versteht.

Eine nachlässige, einseitig hängende Haltung ist immer mit Thätigkeit einer gewissen Muskelgruppe verbunden, während die andere, derselben entgegenwirkende, mehr oder weniger unthätig bleibt; öftere Wiederholung und Andauer und die unausbleibliche Gewohnheit dieser Haltung hat nothwendig die Folge, daß die aktiven Muskeln sich stärken, kräftiger zusammenziehen (mehr Energie gewinnen), sich kürzen, während die passiv bleibenden Muskeln erschlaffen, kraftloser werden und sich verlängern, daß mithin der Knochen, auf den beide Gruppen wirken, allmälig dem Zuge der stärkeren Gruppe folgt und aus seiner normalen Lage dahin ausbeugt. Diese Thatsache ist nicht nur für die orthopädische Heilung, sondern noch mehr für die Verhütung solcher Verschiebungen wichtig, indem Eltern stets ihr Augenmerk auf die Haltung der Kinder richten, deren nackten Körper zu Zeiten, wo dieselben sich anhaltender bewegt und nicht, wie des Morgens, wo sie Nachts geruht haben, einer öfteren Prüfung unterziehen und, falls sie irgend eine Abnormität in der Symmetrie beider Körperhälften bemerken würden, sofort darauf achten sollen, daß die Kinder sich besser und gleichmäßiger halten und tüchtig solche gymnastische Bewegungen und Attituden vornehmen, wodurch die nachgiebigen, schwächeren Muskeln besonders in Aktion und Uebung gesetzt werden. Sollte sich aber die Deformität hierbei nicht bald verlieren, so versäume man nicht, das Kind einem solchen sachverständigen Arzte zu einer methodischen Kur zu übergeben, der die neuere orthopädische Positions-Gymnastik richtig und erfahrungsmäßig ausübt, wie es z. B. Professor M. Langenbeck in Hannover thut, der diese Methode noch weiter für besondere Spezialitäten ausgebildet hat.

Die Positions-Methode kann nur ein Arzt oder solcher Heilkünstler ausüben, der eine vollständige anatomische Kenntniß des menschlichen Körpers, besonders des Knochen- und Muskelsystems besitzt und die physiologischen Wirkungen jedes einzelnen Muskels sowie die Statik der zusammen- oder entgegen- oder kombinirt wirkenden Muskelgruppen genau kennt. Der Grundsatz dieser neueren und einzig richtigen Methode, die vor dem 12.—14. Lebensjahre des betreffenden Knaben oder Mädchens sich selbst und gründlich zum Ziele führt, besteht darin, daß die Thatsache, daß eine richtig anatomisch geleitete aktive Muskelthätigkeit die alleinige Kraft ist, welche verschobene Wirbel, überhaupt Knochengelenkverbindungen wieder in die richtige Lage zurückführen kann, indem, wie bereits angedeutet, die erschlafften, schwächeren Muskeln, welche der Verschiebung nachgaben und ihr Kraftgleichgewicht (ihren Antagonismus) gegen die kräftigeren, dadurch gespannteren und zusammengezogenen Muskeln verloren haben, vornehmlich bethätigt, geübt und gekräftigt werden und damit die Wirkungsfähigkeit erhalten, die ausgewichenen Wirbel oder anderweitigen Knochenverschiebungen wieder in die normale Lage des Muskelkraft-Gleichgewichts herüberzuziehen. Das kann aber nur mit anatomischer Kenntniß und jedesmaliger individueller Einsicht in den einzelnen Fall und mit Beurtheilung der zu bethätigenden Muskelgruppen und schlaffen Bänder geschehen, und es war der überraschend günstige und schnelle Erfolg auch in einem Verfahren zu erwarten, welches die anatomischen Lageveränderungen und Funktionsabnormitäten der betreffenden Knochen, Muskeln, schlaffen Bänder und Binden mit möglichster Genauigkeit berücksichtigt.

Durch eine Anzahl mannigfaltiger selbstständiger Stellungen (Positionen) des Körpers, sowohl direkt wirkender als mittelbar wirkender (Hülfspositionen) ohne alle mechanische Beihülfe, durch Stellungen, deren jedesmalige Andauer und Unterbrechung den Kräften und der Konstitution des Kindes angemessen ist, wird einerseits die zu große Straffheit (Rigidität) derjenigen muskulösen und sehnigen Gebilde, welche das Knochengerüst zusammenhalten und bewegen, andererseits aber jene abnorme Schlaffheit und Nachgiebigkeit korrigirt, so daß das Kraftgleichgewicht beider Körperhälften, unter Berücksichtigung selbst der kleinsten hierbei mitwirkenden Muskeln, Sehnen, Bänder und Binden, nothwendig hergestellt werden muß. So schwindet die bekannte Schulhaft- und Schreibehaltung der Kinder bald, wenn Eltern frühzeitig darauf bedacht sind, diejenigen Positionen oft wiederholt einnehmen und üben zu lassen, welche jener schiefen Gewohnheitshaltung gerade entgegengesetzt sind, also die vernachlässigten, schwächer und schlaffer gewordenen Muskeln dieser üblen Haltung besonders in Thätigkeit setzen.

Bei allen orthopädischen Heilkuren ist es selbstverständlich, daß es sich hier nur um solche Knochenverschiebungen und Deformitäten handeln kann, denen keine organische Veränderung der Knochen und wohl gar Defekte zu Grunde liegen, also nur solche, die ohne Entzündung und Eiterung der Knochen entstanden sind, und es sind dies die am zahlreichsten vorkommenden, allmälig und schmerzlos sich ausbildenden Deformitäten der Körpergestalt. Jene, aus Entzündung und Eiterung hervorgehenden Knochenverschiebungen können eben so wenig gehoben werden, wie die nicht entzündlichen, wenn letztere veraltet sind und die Person darüber in ein reiferes Lebensalter eingetreten ist, wo die Verknöcherungsfächen der verschobenen Wirbel, Rippen, Beckenknochen ꝛc. und deren Zwischenknorpel sich in der fehlerhaften, falschen Lage bereits abgeschlossen und befestigt haben oder stellenweise resorbiet (aufgefogen und geschwunden) sind. Darum ist es so wichtig, daß man die neuere orthopädische Gymnastik zur frühzeitigen Heilung nicht bis über die Jugendzeit hinaus verfaume und das Uebel unheilbar werden lasse. — In dieser jugendlichen Alterszeit sind thatsächlich die meisten Fälle dieses Uebels durch die Positions-Methode gründlich beseitigt worden, was erfahrungsmäßig von der älteren Orthopädie mit ihren Streckungskuren, ihrer Mechanik bei Passivität der betreffenden Muskeln nicht gesagt werden kann und was auch die schwedische Heilgymnastik nicht erzielte; bei der älteren und leider noch vielfach in Instituten vertretenen Streckweisen- und Zwangsjacken-Orthopädie werden die Knochen nur so lange, als die Einwirkung des mechanischen Apparates dauert, ohne irgend selbstthätige, kräftigende und nachhaltige Thätigkeit der Wieichtheile, in eine entsprechende Lage gerichtet und die Muskeln nur noch mehr durch Passivität geschwächt; bei der schwedischen Heilgymnastik werden aber zu viele fehlerhafte, der richtigen physiologischen Aktion der Muskeln, Bänder und Binden zuwiderlaufende Bewegungen veranlaßt, welche unmöglich, wie die Erfahrung bestätigt, zum Ziele der heilenden Heilung führen können. Sind die Vortheile der Positions-Methode, vom Standpunkte der Anatomie, Physiologie und Erfahrung aus beurtheilt, gar leinem Zweifel unterworfen, so kommen bei ihr ferner noch wesentliche Vorzüge hinsichtlich der Kurdauer in Betracht und somit auch der geringere

Digitized by Google

Kostenpunkt; denn selbst schwierigere Fälle sahen wir innerhalb sechs Monaten unter M. Langenbeck's Kur in Hannover gründlich geheilt und es wurde dabei der Schulbesuch der Kinder nicht unterbrochen; auch erreicht hier der Kostenpunkt nicht ein Drittel von derjenigen Summe, welche die gewöhnlichen Anstalten der älteren Orthopädie zu veranlassen pflegen. —

Hiermit glauben wir denn den mehrfachen Anfragen von Eltern, die zum Lesterkreise dieser Zeitschrift zählen, sowie den Anforderungen verschiedener Bandagisten eine motivirte Antwort an dieser Stelle gegeben zu haben.

Salzungen.

Das Soolbad Salzungen — das ältesten Namen ohne Zweifel seinen Salzquellen verdankt — liegt auf dem linken Werraufer, im sogenannten Grabfelde, und ist ein Städtchen von 3400 Einwohnern; bis zur Zeit der Reformation war St. Bonifazius Schutzpatron desselben. Es gehörte einst zu den Besitzungen der gefürsteten Grafen von Henneberg; als dieß Geschlecht 1583 mit dem Grafen Georg Ernst ausstarb, fiel das Land an Hessen, Kursachsen und die sächsischen Herzogthümer, welche dasselbe eine Zeitlang durch eine gemeinschaftliche Regierung zu Meiningen verwalten ließen. Erst im Jahre 1660 schritt man zur Theilung, bei welcher Schmalkalden und Barchfeld an Hessen-Kassel, vom Reste $^{8}/_{16}$ an Kursachsen, $^{7}/_{16}$ an die Herzogthümer Weimar (Herzog Wilhelm) und Gotha (Herzog Ernst) fielen. Aus letzterem Stücke, zu dem auch Salzungen gehörte, ward 1680, als nach Ernst des Frommen Tode seine Söhne theilten, für den dritten Sohn Bernhard das Fürstenthum Meiningen gebildet, das später zum Herzogthum erhoben und 1825 nach dem Aussterben des Hauses Gotha-Altenburg durch Hildburghausen, Saalfeld, Kamburg und Kranichfeld vergrößert wurde. Nach der jetzigen Eintheilung des Herzogthums ist Salzungen ein Verwaltungsamt des Distriktes Unterland; auch befindet sich daselbst ein Kreisgericht.

Die Quellen Salzungens, die aus dem Gyps des Buntsandsteins kommen, ihren Salzgehalt aber aus der Zechsteinformation empfangen, enthalten Kochsalz, Glaubersalz, Chlormagnesium und Chlorcalcium; ihr Salzgehalt ist einer der allerstärksten nicht nur in Thüringen, sondern in ganz Deutschland. Die Soole steigt in 379 Fuß tiefen Bohrlöchern aus dem Steinsalze herauf, welches mit 75 Fuß noch nicht erbohrt, jedoch vielfach mit Gyps- und Thon durchzogen ist. Das Salzwerk wird schon 775 erwähnt und begründete den Wohlstand Salzungens, des „Silberstädtchens“; es gehört theils dem Staate, theils Privaten, und man gewinnt jährlich etwa 70,000 Centner, obschon man die Produktion bei größerem Absatz leicht auf 130,000 Centner steigern könnte. Die Soolbäder, bei denen der große Reichthum an Soole die freigebigste Verwendung zuläßt, werden gegen chronische Entzündungen, Drophysie Leiden, Rheumatismen und Gicht in Anwendung gebracht; gegen besonders hartnäckige Uebel gibt man oft 80—90 Pfund Salz. Das Badehaus, 1837 erbaut, liegt nördlich von der Stadt und enthält im Ganzen vierundzwanzig Wannen; außer den Soolbädern kann man auch Moor- und Mineralbäder daselbst haben, ja auch eine schwache Eisenquelle entspringt in der Nähe. — Nicht weit vom Badehause fließt die Werra vorbei, welche hier 811 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und eine ziemliche Breite und Wassermenge besitzt; auch der Bahnhof der Werrauferbahn ist ganz in der Nähe.

Das nette, geräumige Kurhaus, 1851 von einer Aktiengesellschaft gebaut, liegt auf einer kleinen Terrasse am See, dessen schöne Fläche mit ihrer Einfassung von Anlagen, Gebüsch, Baumgruppen u. s. w. einen reizenden Anblick gewährt. Eine Gondel liegt zur Benutzung der Badegäste am Ufer, einige Schwäne durchziehen die wallende Flut, und Fischer liegen in schmalen, flachen Kähnen ihrer Beschäftigung ob. Dem Kurhause gegenüber, an der andern Seite des See's, steht bei einer Art Säulentempel eine alte, hohe Linde: dort stellt sich zuweilen an milden Sommerabenden ein Musikkorps auf, und die Klänge, über die Wasserfläche hinüberschwebend, tönen drüben von dem Kurhause und der mit Bäumen besetzten Terrasse kräftig wieder. Nicht selten auch läßt die Badedirection auf oder an dem See ein Feuerwerk abbrennen, wobei die Frösche und all' die andern feurigen Erscheinungen auf dem rothglänzenden Wasserspiegel lustig umherspringen.

Der See, der an einigen Stellen bis zu fünfzehn Klaftern tief ist, soll zum Theil auch unterirdischen Quellen gespeist werden und durch Gänge und Kanäle im Innern der Erde mit dem atlantischen Ocean in Verbindung stehen; amtlich festgestellt ist, daß, als Lissabon am 1. November 1755 durch ein entsetzliches Erdbeben zerstört wurde, auch im Salzunger See heftige Erschütterungen und ein Zurücktreten des Wassers stattgefunden, und Aehnliches will man in neueren Zeiten bemerkt haben. Im Sommer bilden sich häufig Wasseralgen (Protococcus viridis) auf der Oberfläche des See's; man nennt dieß das „Blühen“ desselben. Auch die Sage treibt am salzunger See ihr Spiel: etwa dreißig Schritte von ihm entfernt ist die Teufelskutte, eine tiefe, schwarze Wassergrube, deren wir in der Beschreibung von Liebenstein Erwähnung gethan; von Nixen wird viel berichtet, von der „Seejungfer“, welche oftmals am Ufer saß, ihre langen, goldigen Haare strählte, Wäsche bleichte, ihr Kind herzte und wiegte, auch Menschenkinder zu sich lockte, aber mitten auf dem See sich emporbeugend laut lachte oder weinte und dann plötzlich wieder hinabtauchte in die kühle Flut. Nicht selten kam sie zur Stadt und machte auf dem Markt, in den Fleischbänken ihre Einkäufe, und je nachdem sie bezahlte, war Theurung oder gute Zeit zu erwarten. Einst kamen zwei Nixen auf den hünischen Hof, dicht am See gelegen, zum Tanze, weilten über die Zeit, und andern Tages war der ganze See blutroth — der böse, grausame Wassermann hatte sie mit dem Tode für die Verspätung bestraft. Dasselbe wird von dem unweit Salzungens gelegenen Büchensee berichtet, an dessen Stelle einst ein Schloß stand, welches versank; drei Fräulein wohnten im Schlosse und dann als Nixen im See, der entstanden war; man sieht sie nicht mehr, denn auch sie erlitte jenes schreckliche Loos.

Am See liegt auf einem Sandhelfen ein Schloß, in späteren Zeiten die unüberwindliche Schwedenburg genannt, doch schon im dreizehnten Jahrhundert zweimal, von Kaiser Otto II. (1212) und von Adolph von Nassau (1295) eingenommen. 1625 nahm Wallenstein, 1629 Tilly auf dem Durchmarsche hier seinen Nachtsalt, während die Soldaten in der unglücklichen Stadt wild hausten. Ueberhaupt wurde Salzungen im dreißigjährigen Kriege nicht weniger als dreizehnmal geplündert und theilweise zerstört. Das heutige Schloß ward, nachdem der alte Bau 1786 abgebrannt war, im Jahre 1792 vollendet; jetzt befinden sich die Bezirksbehörden daselbst.

An der entgegengesetzten Seite des See's erhebt sich der Seeberg mit hübschen Gartenanlagen bedeckt; auf ihm befindet sich ein von den Badegästen und den Einwohnern der Stadt eifrig besuchter Vergnügungsort, von dem man einen schönen Blick einestheils hinab in's Thal, auf den blinkenden Spiegel des See's und seine Umgebungen, das Kurhaus, das Schloß und die Stadt, anderntheils darüber hin nach den blauen Höhen des thüringer Waldes und auf die Gegend zu seinen Fuße genießt. Steigt man noch etwas höher, auf den eigentlichen Gipfel des Berges (933 Fuß), wo eine einsame, meistens schattenlose Linde steht, so erblickt man im Süden ganz in der Ferne die Gipfel der Rhön und mehr in der Nähe Rhelsberg und Bayer und verschiedene andere Höhenzüge, nebst den Ortschaften im Werrathale.

Auf der Höhe des rechten Werraufers liegt ein anderer vielbesuchter Vergnügungsort, die Burgberg, mit reizendem Blick auf das Werrathal, den thüringer Wald und die Rhön; noch schöner soll sie die Aussicht vom Mühlberg sein, sowie von dem gegenüberliegenden Frankenstein, von dessen Burg, einst Stammhaus eines mächtigen Dynastengeschlechtes, jetzt fast keine Spur mehr vorhanden ist. Zwischen Mühlberg und Frankenstein im Thale liegt Allendorf, wo vor Zeiten ein Nonnenkloster stand. Unter den unterwerfen Punkten, welche die Badegäste zu besuchen pflegen, ist besonders zu nennen der Hunsse bei Dangel (2½ Stunden entfernt) und Möhra, der Wohnort von Luther's Eltern, wo bekanntlich auch ein Denkmal des Reformators errichtet ist. Südlich vom Dorfe Wolfhsch, unweit Möhra, streckt sich der Moorgrund wohl drei Viertelstunden lang hin; dort liegen die „Kroatengräber“, wo alle sieben Jahre zwischen den Gestern der gefallenen Schweden und Kroaten eine entsetzliche Schlacht bei nächtlicher Weile geschlagen wird. Südöstlich vom Wolfhsch erhebt sich die Alte Warte (1362 Fuß); gleich dahinter liegt der Silber- und Schweinsergrund, und nach weiter Schweina, Glücksbrunn und Altenstein.

Sehr angenehm für den salzunger Kurgast ist die vorbeiführende Eisenbahn. Auf ihr gelangt er in südlicher Richtung nach dem durch seinen Tabaksbau — es erzeugt über 10,000 Centner — und durch seine Lakenstricke bekannten Wasungen und nach Meiningen, von wo aus er wiederum angenehme Ausflüge nach dem Schloß Landsberg, der Ruine Henneberg, dem großen Dolmar (2295 Fuß über dem Meeresspiegel) unternehmen kann; in nördlicher Richtung trägt ihn der Dampfwagen nach Marksuhl und Eisenach, und auch hier bietet sich zu allerhand Ausflügen Wartburg, Horselberg, Wilhelmsthal) die schönste Gelegenheit.

Man sieht, daß Salzungen, wenn es auch nicht, wie Baden oder Liebenstein, den Vorzug unmittelbarer Nähe des Waldes genießt, doch durch seine Lage in dem zwar einfachen, aber keineswegs reizlosen Flußthale, durch die mannigfachen Schönheiten seiner näheren und entfernteren Umgebungen, endlich durch die rasche und bequeme Verbindung mittelst der Eisenbahn vielfache Annehmlichkeiten gewährt: und so ist denn die Zahl der Fremden, welche während der Sommermonate daselbst ihren Aufenthalt nehmen, in den letzten Jahren immer im Wachsen begriffen gewesen, und ein andauerndes Steigen derselben mit Sicherheit zu erwarten.

Redaktion, Druck und Verlag von C. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang — № 51. — Stuttgart und Leipzig

Echt französisch!

Von **von Tewall.**

(Schluß.)

In dem eintönigen Livry war auch die kleinste Abwechslung ein Ereigniß, und so kam es denn, daß wir Alle mit einem gewissen Interesse nach den Damen hinüber sahen, um dieselbe Bemerkung zu machen.

Hinter dem Esel mit der Mutter, zwischen den beiden hohen Schwestern mit ihren Leinwandtragen und Sonnenschirmen, schritt heute noch eine dritte, etwas kleine, tief verschleierte Frauengestalt einher.

„Nun, Böhm, wie wird Ihnen? — Sehen Sie, jetzt gucken sie herüber, das gilt natürlich Ihnen!“ sprach jener Plaggeist wieder.

„Dummes Zeug,“ brummte dieser, ohne aufzuschauen. „Machen Sie doch die Mädchen nicht verlegen!“

Während dessen waren jene weiblichen Gestalten bis auf etwa zehn

Billetverkauf auf der Eisenbahn im Oberelsaß. Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 604.)

Schritte an die Gruppe von Offizieren herangekommen, Mutter und Töchter wandten nun mit einem Male, wie auf Verabredung, die Gesichter nach der linken Seite hinüber und hielten ihre Sonnenschirme vor, um sich gegen das Feuer der preußischen Blicke durch dieselben zu decken.

„Augen links!“ flüsterte diesetbe Stimme von vorhin und ein Lächeln und Lispeln ging durch unsere Reihen, — es sah wirklich aus, als hätten Jene es auf Kommando gethan. Sie machten es allemal so, wenn sie Einem von uns begegneten. Die Dame mit dem Schleier war die einzige, welche, entweder jene Sitte nicht kennend, oder auf ihre Berühmung trotzend, kraus zu uns herüber sah. Der Schleier war übrigens so dicht und schwarz, daß man nicht einmal die Umrisse ihrer Gesichtes wahrnehmen konnte und um die Augen hinter den Maschen funkeln sah.

„Der Esel staccato, die Mutter adagio maestoso, die Garde tempo di marcia und ihr Schleier-Eule allegro sostenuto —“

„Und Ihr Mundwerk ein brio,“ ergänzte Lieutenant Böhm gestegert.

„Ja — dann lassen Sie mich auch eine Fermate machen,“ ereiferte der Andere schnell, welcher gewöhnt war, immer das letzte Wort zu haben.

Uebrigens hatte dieß verschleierte Bild zu Sais ein famöses Füßchen und eine reizende Figur,“ sagte Einer vom Train.

„Sie muß entweder bildschön oder mordhäßlich sein,“ meinte ein Dritter, „sonst würde sie unmöglich so verschleiert gehen, — sie sieht ja ordentlich unheimlich aus, wie ein Gespenst, daß bei Tage umgeht.“

Man lachte und sprach von etwas Anderem.

Die Damen Lanclos kamen ziemlich häufig zu Jeanette Riquet, man wohnte sich ja so nahe und in unserem Garten saß es sich des Abends so traulich.

An einem der nächsten Tage kamen beide Mädchen mit der verschleierten Unbekannten in's Haus und machten einen kurzen Besuch, — die fremde Dame beheirt auch im Hause ihre schwarze Verhüllung vor. Ich erfuhr hiebei, daß dieselbe eine Mademoiselle Gautier aus Paris sei, eine Cousine der Lanclos und sehr unglücklich.

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit theilte mir, als sie fort waren, der alte Riquet mit, Fräulein Gautier sei verlobt, ihr Bräutigam sei auch einer von Denen — Sie, hm, und sitze nun in Eberbourg auf den Pontons. Sie würden ihm wohl den Prozeß machen.

„So, — daher also dieser unheimliche, düstere Schleier,“ dachte ich. — Ein bischen Komödie mußten diese Franzosinnen doch immer machen.

An einem der nächsten Abende waren Familie Lanclos und Fräulein Gautier wieder bei uns auf einen längeren Besuch in der Laube. Es war ein schwüler Sommerabend, am Tage hatten wir 33 Grad Reaumur im Schatten gehabt, aber die Kommunderwehrant legte ihren Schleier auch dießmal nicht ab.

Das Mädchen begann mich zu interessiren. Sie hatte ein prächtiges Organ voller Wärme und Pathos, eine biegsame und doch üppige Gestalt von Mittelgröße. Wenn sie ging, war es ein Bezaugen, ihr zuzusehen, so schwebend und unhörbend, — so poetisch und verführerisch waren ihre Bewegungen und das leise, üppige Wiegen in den Hüften. Händchen und Füßchen waren klein und zierlich, wie die eines Kindes, das Haar schwer schwarz wie Ebenholz und glänzend, die Haut ihres Halses fein und weiß. Dabei unterhielt sie lebhaft und wenn auch nicht mit Geist, so doch witzig und phantasiereich, luxzum, je weiter der Abend vorschritt, desto mehr begann Mademoiselle Gautier mich zu beschäftigen.

„Keine Aleine,“ dachte ich, „welche Angst magst du im Stillen ausstehen! — Sie ist wirklich allerliebst.“

Zwei Tage darauf reiste sie wieder nach Paris, — mit dem Omnibus der Ostbahngesellschaft sah ich sie abfahren.

Erst vier Wochen später, zu Anfang August, kehrte sie zurück, — ich erfuhr von Jeanette Riquet, daß sie zurückgekommen sei und einige Tage in Livry bleiben würde.

Am Sonntag gingen Riquets sowohl wie Mesdames Lanclos regelmäßig in die Frühmesse.

Der nächste Tag war ein Sonntag, Alle waren mit ihren Gebetbüchern und im besten Staate fortgegangen und ich saß allein zu Haus, rauchte und las im Schatten der Laube Paris Journal.

Ich horchte träumerisch auf das Läuten der Glocken und betrachtete einen großen, schillernden Schmetterling, welcher langsam von Blume zu Blume schwebte und seine schön gefärbten Flügelbecken im Sonnenschein spielen ließ.

Es schellte.

Ich erhob mich und ging nach der Hausthüre, um zu öffnen.

„Ah, c'est vous!“ rief ich beinahe erschrocken, — ich erblickte den schwarzen Schleier der Mademoiselle Gautier.

„Oui, Monsieur, — c'est moi,“ sprach die Dame mit ganz eigenthümlicher Unruhe und trat wie schwankend drei oder vier Schritte in den Hausflur. Die Thüre fiel hinter ihr in's Schloß.

„Ich bedaure, Mademoiselle, — es ist Niemand hier, die Riquets sind zur einer Viertelstunde in die Kirche gegangen und ich bin ganz allein zu Hause.“ —

„Ich weiß es,“ sprach sie dumpf mit gesenktem Kopfe — „ich rechnete darauf, Sie allein zu finden, mein Herr — — — ich muß Sie sprechen — —“

„Na nun,“ dachte ich und war nicht wenig erstaunt und erschrocken — „was bedeutet denn das?“ — — Ich hielt schnell einen prüfenden Blick über ihre ganze Gestalt gleiten und erwiederte dann mit Würde: „Sie verlangen meinen ärztlichen Rath, wie ich vermuthe, Fräulein Gautier?“

„Ja!“ seufzte sie auf aus tiefstem Herzensgrunde.

„Dann bitte ich näher zu treten,“ sprach ich ernst und schritt voraus in mein Zimmer.

Ein Arzt erlebt so Manderlei, was andere Leute nicht glauben und ahnen, daß er nicht so leicht in Erstaunen geräth, aber mein Neugierde, das gestehe ich — war diesmal lebhaft erregt durch diesen unverhofften Besuch. Die wunderbarsten Gedanken und Vermuthungen kreuzten sich in meinem Kopfe. Ich geleitete die junge Dame zum Divan und nahm ihr gegenüber Platz.

„Sprechen Sie ohne Scheu, mein Fräulein,“ bat ich und blickte sie theilnehmend an, um ihr das Aussprechen zu erleichtern.

Sie saß eine Weile wie in tiefe Gedanken versunken da, dann begann sie unruhig zu werden, — endlich erhob sie langsam ihr Haupt.

„O mein Herr,“ begann sie stockend und mit wogendem Busen — „ich bin sehr, sehr unglücklich!“

„Hm —“

„Es war schon längst meine Absicht, Sie um Ihren Rath zu bitten, mein Herr, — man spricht nur Gutes von Ihnen und Sie haben etwas in Ihrer Persönlichkeit, was sogleich für Sie einnimmt . . .“

„Mademoiselle sind zu gütig. — Ich bitte Sie, geben Sie mir den augenscheinlichen Beweis dieses Vertrauens und sprechen Sie sich aus — denken Sie, ich wäre . . . ich wäre . . .“

„Nein — ich will nicht denken, Doktor,“ murmelte sie, mich unterbrechend, und sank eine Weile wieder in sich zusammen, offenbar mit einem Entschlusse ringend. Plötzlich aber sprang sie auf: „Ich bien, — es ist!“ rief sie mit beinahe theatralischem Pathos, dann lief sie zu dem Spiegel und zog mit einem Ruck ihren Schleier herab.

„Ich bin Jeanette Riquet, theurer Doktor!“ schaue sie auf, offenbar in größter Aufregung, und wandte mir langsam ihre Blicke zu, so flehend, als hinge ihr ganzes Lebensglück an meinen Lippen. — „Ich bitte Sie — ich beschwöre Sie — sagen Sie mir die Wahrheit, — bemerken Sie nichts an mir?!“

Ich sah heute zum ersten Male das Gesicht der Dame ohne den abscheulichen Schleier. Ich hatte mir eingebildet, ich wüßte selbst nicht warum, Fräulein Gautier wäre häßlich wie eine Mulattin, und nun schaute ich plötzlich mit der größten Ueberraschung in ein zeitendes und pikantes, echt französisches Gesicht, umrahmt von schweren dunklen Haarwellen, mit großen, mandelförmig geschnittenen, feurigen Augen, einem zierlichen, etwas abgestumpften Näschen, so zart und rosig, als wäre es aus rosafarbenem Wachs bossirt, mit einem kleinen leidenschaftlichen Zug, da wo die beiden zierlichen Flügel beffelben an die Oberlippe sich anschließen, mit Grübchen, kleinen Ohren, ovalem Kinn und einem Mund mit zwei Reihen Zähne wie die Perlschnüre.

Ich war aufgesprungen und betrachtete noch immer mit Staunen und Bewunderung diese reizende Erscheinung, — ich sah wahrscheinlich ein wenig sehr verblüfft aus, denn die junge Dame begann mit dem Fuße tiefen Seufzern und höchster Leidenschaft auf's Neue: „O, ich weiß es ja — ich sehe es an Ihren Mienen, — ich sehe es in Ihren Augen, — o ich Unglückliche!“ — und rang verzweifelnd die Hände.

Voll schwerer Besorgniß sah ich das aufgeregte Mädchen an und sieß unwillkürlich von ihrem Gesicht meine Augen forschend an ihrer ganzen Gestalt herunter gleiten.

Mit dem besten Willen konnte ich aber etwas Abnormes weder an ihrer Gestalt, noch an ihrem Gesichte entdecken; war hier ein Uebel vorhanden, so entzog es sich doch vorläufig noch vollständig meinem prüfenden Auge.

Sie stand jetzt mitten im Zimmer und wandte keinen ihrer ängstlichen Blicke von mir ab.

„Ich finde nichts, Fräulein, — kommen Sie mir zu Hülfe,“ rief ich end — „wenn Sie meine Hülfe beanspruchen, so geben Sie mir kein Räthsel auf und nennen Sie mir ohne Scheu den Sitz Ihres Uebels; — ein Arzt ist wie ein Beichtvater, Fräulein Gautier.“

„O, Sie wollen mich täuschen!“ rief sie heftig und vorwurfsvoll, „Sie wollen sie mir nicht sagen, die ganze furchtbare Wahrheit, — und Sie sehen es doch, mein Leben, meine Zukunft hängt von Ihrem Aussprache ab!“

Ich schüttelte den Kopf. — „Diese tief angelegten leidenschaftlichen Frauenseelen,“ dachte ich bei mir selbst — „wie voller Klippen und Untiefen ist doch das Fahrwasser ihres Lebens!“

„Mademoiselle Gautier,“ sprach ich sehr ernst und gemessen, „ich muß Ihnen noch einmal sagen, daß Sie entweder meinen ärztlichen Beistand gar nicht beanspruchen, oder sich deutlicher aussprechen sollten, — ich kann mit dem besten Willen an Ihren Aeußern nichts Krankhaftes wahrnehmen, nichts, was mir auf die Spur hülfe.“

Digitized by Google

„Was, — Sie bemerken nichts, — gar nichts? ! — O geben Sie sich keine Mühe, mich zu täuschen! — Ich bitte, ich beschwöre Sie, mein Herr! . . . Doktor, liebster Doktor — keine Lüge — keine Verstellung, es wäre grausam, unmenschlich!" — Sie ergriff meine Hand und sah mich so bittend und verlangend dabei an, daß mir ganz bange zu Muthe wurde. „Sie versichern mich — Sie bemerken nichts davon? — O daß dem so wäre, daß ich Ihnen glauben dürfte! — — — Hören Sie mich an! . . . Ich bin Beaut . . . ich liebe Jules . . . meinen schönen unglücklichen Jules über Alles! . . . Mein ganzes Dasein, jeder Pulsschlag meines Herzens gehört ihm! . . . Jules ist unglücklich . . . ich trauere um ihn! Er ist fort . . . in wenigen Tagen aber erwarte ich ihn zurück. Wie wird er mich finden! — Werde ich den Augenblick des Wiedersehens überleben? ! Während er fort war, hat jene schreckliche Krankheit mich erfaßt, . . . ich . . . ich hatte die Blattern . . . ich bin entstellt, ich weiß es, o es ist entsetzlich! — —"

Ein Stein fiel mir vom Herzen, — alle schwarzen Gedanken bei ich dem Mädchen schnell in meiner Seele ab. — Also die Blattern? — Sm! . . .

„Aber ich versichere Sie, — keine Spur von der Krankheit ist bei Ihnen zurückgeblieben."

„Still, still, Doktor . . . Ach, mein Jules ist so difficil, so sehr difficil! — Wenn er nun kommen und mich so sehen wird, — wenn er mich häßlich, abscheulich . . . wiederwärtig findet, . . . o Doktor . . . das überlebte ich nicht, das wäre mein Tod!" und sie begann bitterlich zu weinen.

Ich versuchte es, sie zu trösten, — ich erschöpfte mich in Gründen, ich schwur ihr, sie sei reizend, und wer das nicht fände, sei ein Esel und verdiene Disteln zu fressen, — Alles umsonst.

„O Sie sind gut, Sie sind edel . . . ich weiß es," schluchzte sie, „aber Sie sind nicht wahr, Doktor, und das ist schlecht von Ihnen . . . Kommen Sie, sehen Sie selbst!" So sprechend zog sie mich zum Spiegel. „Sehen Sie hier," rief sie, die weichen Haarflechten zurückstreichend und mit ihrem rosigen Zeigefinger sich auf die Stirn tippend.

„Ja, aber was denn?" entgegnete ich lächelnd.

„O Sie Spötter! — und ihr, dieser häßliche Mal!"

„Aber ich sehe ja gar nichts."

„Ach, Sie sind abscheulich! . . . und hier und hier . . . ." und sie tippte auf Stirn und Wange, wo allerdings einige beinahe unsichtbare Pockennarben noch vorhanden waren. „Und hier diese absheuliche Röthe," fuhr sie fort, „und nun das Furchtbarste!" — Sie schlug die Augen nieder und schien zu zögern. — — O Doktor, Sie sind ja Arzt, . . . Ihnen darf ich vertrauen! . . . — sehen Sie hier!" So sprechend schob sie ernsthaft den Spitzenkragen zurück von ihrer Schulter und bot mir tief ausgeschnittenen Busen dar, in welchem schon sich nun der Schnee verschien hoch und immer höher empor — so weit, daß es mir ordentlich schwindelte vor den Augen. — „Sehen Sie hier," flüsterte sie ohne aufzublicken, aber jede meiner Mienen verstohlen durch den Spiegel beobachtend. An der rechten Seite, tief unten waren in der That zwei oder drei ziemlich bemerkbare Blatternnarben zurückgeblieben.

„Aber mein Fräulein, das ist ja gar nichts, kaum der Rede werth," sprach ich so ernst und geschäftsmäßig wie nur möglich, — „und außerdem . . . an dieser Stelle, . . . wer wird es da sehen?" —

Mademoiselle Gautier errdthete und lächelte. — Die Schalker verschwand wieder hinter den verhüllenden Spitzen und der Zicha senkte sich auf dieselbe schlicht hernieder.

Es trat eine kleine Pause ein. Plötzlich aber schaute sie ganz verändert, beinahe strahlend und vertrauend zu mir auf, — ich glaube, seit sie meine schlecht verhehlte Verwirrung beim Anblick ihrer entblößten Reize soeben durch den verrätherischen Spiegel erschaut hatte, überkam die junge Dame mit einem Male eine tiefe Beruhigung.

„Also, Doktor!" lispelte sie, mich leicht von unten herauf anschauend. „Also, mein Fränkein, . . . in vollem Ernste gesprochen, . . . das Alles ist so gut wie Nichts."

„Und jene Röthe hier?"

„Dagegen will ich Ihnen etwas verschreiben, dieselbe wird in höchstens acht Tagen spurlos verschwunden sein."

„Jo, thun Sie das, lieber Doktor . . . Wissen Sie was, geben Sie mir von derselben Pate, welche Sie Jeanette Riquet verschrieben; ich finde, ihre Hände und ihr Teint sind durch den Gebrauch derselben überraschend weiß und zart geworden . . . Tausend Dank, Doktor, für Alles, . . . ich will es Ihnen gestehen, Sie waren meine letzte Hoffnung; hätten Sie mir nicht die Ueberzeugung beigebracht, daß ich trotz jener häßlichen Narben noch nicht verabscheuenswürdig bin, . . . ich hätte mich getödtet . . . ich wäre gestorben! . . . Ach mein Jules! — Er ist ein so großer, so freier und vorurtheilsloser Geist, . . . aber difficil ist er, sehr, sehr difficil! — Ich war entschlossen, ihn nicht wieder zu sehen, — aber nun will ich es wagen. — Wenn er kommt, ich werde ihm in's Auge schauen, kalt und prüfend, . . . ich werde ihn studiren, beobachten, und finde ich, daß er mich bemitleidet oder gar verabscheut, . . . dann, Doktor, — dann sterbe ich!" sprach sie dumpf und theatralisch.

Ich überreichte ihr das Rezept.

„Danke, mein Herr! — — Doktor, ich bin Ihre Freundin, — halten Sie meinen Mund — nichts zu den Riquets und meinen Cousinen von diesem Besuch, nicht wahr? . . . Ich verlasse mich auf Ihre Diskretion, — fordern Sie von mir, was Sie wollen, — ich bin ewig die Ihre, und Adieu, Doktor!" Damit band sie den Schleier wieder vor, noch ein Händedruck und sie rauschte hinaus.

„Gott sei Dank," murmelte ich, als sie fort war und ich wieder mit meinem Paris Journal allein saß. — „Welch' eine Hitze hier, . . . saperlot, diese kleine Französin hat mir warm gemacht!"

Eine gezaume Frist verfloß, aber sechs Wochen wohl bauerte es, ehe ich Mademoiselle Gautier nach diesem sonderbaren Besuche wieder sah. Meine Gedanken beschäftigten sich in dieser Zeit oft genug mit dem hübschen exaltirten Mädchen und ich dachte manchmal mit einem flüchtigen Lächeln: wie ihr sehr difficiler Jules sie nur gefunden haben mag? . . . hoffentlich so reizend wie vordem, und er wußte auch zu der That ein starker Kostverächter sein, wenn er nicht mit ihr zufrieden wäre, noch dazu nach den Genüssen auf den Pontons. — Nach Fräulein Gautier zu fragen unterließ ich absichtlich.

Und wieder an einem Sonntage war es, als ich müßig auf die Gasse hinabschaute und den Omnibus beobachtete, wie er mit seiner bunten Menschenfracht langsam die Straße heraufkam, von Le Rainey her, erst ein dunkles Pünktchen und nun allmälig immer größer werdend, bis man die Pferde, den Kutscher und die einzelnen Gesichter unterschied und das Gerassel der Hufe und Räder auf dem Pflaster vernahm.

Jetzt hielt das schwerfällige Fuhrwerk vor dem Omnibusbureau still. Das Verdeck leerte sich zuerst, — überall Umarmungen und Händeschütteln, dann stiegen die Insassen und dem Innern des meistbauchigen Wagenkastens heraus, weiß Frauen und Kinder, und das Händedrücken begann auf's Neue. Ich beobachtete, da ich gerade weiter nichts zu thun hatte, mit einiger Neugierde alle diese kleinen Szenen dort und sah ganz zuletzt noch eine Dame an der Hand des Kondukteurs den Tritt herabsteigen. Niemand erwartete dieselbe, sie kam allein die Straße daher und wahrend ich sie noch meinem Paar. Ein kleines Strohhütchen mit wehender Feder, eine Wolke von Mousselin und schwarzen Haarlocken und ein kleines, zierliches Füßchen in dunklen Hakenschuhen — meiner Seele — es war Mademoiselle Gautier, ohne Schleier heute, ganz in Weiß gekleidet, so recht wie eine Braut, und schön wie ein junger Maientag.

Ohne aufzuschauen, schwebte sie vorüber, aber einem Augenblick später sah ich sie beiden an offenen Fenster stehen. — Jetzt erblickte auch sie mich, sie erröthete, trat zurück und nickte und winkte mir mit der Hand einen freundlichen Gruß herüber. Einen Augenblick darauf war sie blitzschnell wieder verschwunden. Ich fühlte eine kleine, mir selber unerklärliche Unruhe seit diesem Augenblicke, meine Sonntagsruhe war getrübt. Ich zog mich an und verließ, einem dunklen Drange folgend, das Haus.

Langsam schlenderte ich durch die heiße, heiße Gasse hinüber nach einem großen einsamen Park, in welchem die Fahrzeuge des leichten Feldlazarethe standen — ich suchte die Einsamkeit.

Hier in den Anlagen, zwischen den Boskets und unter den uralten, breitästigen Linden war es schattig und kühl.

Träumerisch ging ich eine Weile auf und ab. Plötzlich schaute ich auf und sah eine weiße Frauengestalt langsam in der Allee daher kommen. Dieser eigenthümlich wogende, grazjöse Gang, diese schwebende Gestalt ließen mich Fräulein Gautier erkennen, obgleich ich ihre Gesichtszüge noch nicht zu unterscheiden vermochte.

Ich bog in einen Seitenweg ein und sah wenige Minuten später die junge Dame ebenfalls in denselben einlenken. Den Sonnenschirm vor dem Gesicht, die Mousselinwolke lockte mit der einen Hand ein wenig zusammengerafft, so daß unter derselben das zierliche Füßchen und reizend geformte Knöchel in blütenweißen Strümpfen hervorschauten, kam sie mir entgegen, schon standen wir einander gegenüber.

Sie stieß einen kleinen musikalischen Schrei aus. «Ah, c'est vous, docteur — — je suis enchantée de vous voir!» lispelte sie ein wenig verwirrt und lächelte mir zu. — Dann ließ sie die Falten des Kleides herabgleiten und reichte mir die kleine, elegant behandschuhte Rechte.

„Guten Morgen, Fräulein Gautier, — ich freue mich, Sie so wohl zu sehen," erwiderte ich ein wenig verlegen.

„Dank, Doktor — herzlichen Dank! — Ich sand bei Lanclos Riemand zu Hause, — in den Zimmern war es so schwül und erstickend, ich kam hierher, um frische Luft zu schnen — und nun finde ich Sie, — — quelle chance!" sprach sie, gleichsam das Zusammentreffen erklärend.

„Ich sollte Sie schelten, Fräulein," erwiderte ich neben ihr hergehend, „daß Sie sich so rar machen; — seit einer Ewigkeit hatte ich nicht mehr das Glück, Sie zu sehen . . . Nun, wie steht es, — ihr Ihr Herr Bräutigam glücklich zurückgekehrt — ist Alles gut abgelaufen? — doch welche Frage, ich brauche ja nur in Ihr strahlendes, reigenden Gesicht zu sehen, um zu wissen, daß Sie wieder ganz ruhig, daß Sie glücklich sind!"

Digitized by Google

„Ja, liebster Doktor," sprach sie leis mit einem herrlichen Aufschlag ihrer schönen, glühenden Augen, der mich ordentlich mit Neid erfüllte, „Monsieur Jules ist zurück, ich danke Ihnen . . . es geht mir gut. Mein Herz ist wieder leicht und froh wie ehemals, — ich athme, ich lebe wieder! — — — Sie, lieber Herr — Sie wissen, was ich gelitten habe in jener furchtbaren Zeit," fuhr sie nach einer kleinen Weile fort — „Sie haben mich verstanden, mich getröstet. — O hätte ich doch damals das Alles ahnen können!" Sie reichte mir noch einmal die Hand und gutem Trotz. —„Und nun hören Sie, wie das Alles gekommen ist. — ach wie ist es so selbst noch wie ein Traum, — die Flucht gegen des Schicksals sind so wunderbar! — — Es war an einem Freitage, gleich nachdem ich wieder in Paris angekommen war. Ich saß daheim in schwerer Sorge, in den nächsten Tagen wurde Monsieur Jules zurückerwartet. Es war schon dunkel; bei dem Schein der Lampe hatte ich mich in meine Arbeit ganz vertieft, . . . da mit einem Male vernehme ich Schritte draußen, seine Schritte; ich kannte sie nur zu wohl . . . O, wie mein armes Herz pochte in jenem Augenblicke! Zitternd, — getheilt zwischen Furcht und Hoffnung springe ich auf und eile hinaus. — — Jules!" rufe ich; „Heloise — ihenre Heloise!" ruft er, mich umschlingend. Aber ich reiße mich los, ich erfasse seine Hand, — „Jules, komm' und sch'!" schrie ich auf und zog ihn in's Zimmer, der Lampe nähe. Ich sah ihn an, sehre, zitternd, — — und brach mit einem gellenden Aufschrei zusammen . . . Ich glaube, ich wurde ohnmächtig . . ."

„Arme Heloise!"

„Ja, in der That, Doktor, bemitleiden Sie mich, — es war furchtbar, entsetzlich, ich war wie zerschmettert unter diesem Schlage des Schicksals! . . . Und doch, wie seltsam, . . . es war zu meinem Glücke! . . . Hören Sie zu: . . . Wie ich emporschaue mit Furcht und Zagen, da sehe ich in ein Gesicht, so furchtbar, so verändert . . . zerrissen von unzähligen Pockennarben, gelb, hohläugig, entstellt und nicht mehr kenntlich . . . Ach! das war er nicht mehr, Jules, der Mann meiner Liebe, nein, nur ein jöhnender Schatten war es nur, und wie mit Schuppen fiel es mir mit einem Male von den Augen, ich empfand, ich fühlte nur zu deutlich, daß meine ganze bisherige Liebe nur eine einzige große Täuschung, ein Rausch gewesen war. Ich erwachte wie aus einem langen, bleiernen Traume, — ich athmete wieder . . . ich war wieder frei! . . . Monsieur Jacquard lag es selbst ein, daß unter diesen Umständen ich niemals die Seine werden konnte . . . Ein Mann mit einem solchen Gesicht, der noch dazu auf den Pontons gewesen ist . . . nein, es war unmöglich! — Nun bin ich frei, Doktor, — begreifen Sie, was das heißen will? ! — Frei, selig aller Fesseln und namenlos glücklich! — O Sie bester, edelster aller Menschen . . . wie kann ich Ihnen danken? ! — Fordern Sie von mir, was Sie wollen, meine Erkenntlichkeit ist grenzenlos! — das will, — man kommt, — wie fatal! — au révoir, Monsieur, au révoir!" und erschrocken schwebte sie von dannen und flüchtete in die Gebüsche.

Und ich stand da — und schaute ihr nach und brach in ein langes, unaufhaltbares Gelächter aus . . . „Armer, dreimal glücklicher, sehr diffeiler Jules!" rief ich — „wie mögen Dir erst die Schuppen von den Augen gefallen sein!"

Am 23. September marschirten wir nach Deutschland — ich habe Fräulein Gautier nicht wieder gesehen.

Aus der Okkupationszeit.

Billetverkauf an der Eisenbahn.

(Zur S. 601)

Das französische, von deutschen Truppen okkupirte Städtchen X. an der Metz-Nancy-Eisenbahn ist der Ort der Handlung auf beistehendem Bild. Wir befinden uns im Stationshause, vor dem Schalter des Billeteurs. Einige «officiers de l'invasion allemande» erregen das Mißfallen der Landesländer, welches sich in der lieblosfühlten Aeußerung kundgibt: «Ces maudits Prussiens — que le diable les emporte!» Es ist jedoch nicht die «invasion» allein, welche zu solchen Verwünschungen führt, es ist auch die Art und Weise, mit welcher von gewisser Seite das Volk behandelt wird. Ein Vorfall in Pont à Mousson, den ich an anderer Stelle ausführlicher erzählte, erfreut sich derselben, fast stereotyp gewordenen obigen Redensart. Der etwas kolett drapirte französische Gendarm ist durchaus einer Meinung mit dem neben ihm sitzenden Bauer.

L. Löffler.

Grüßgott im Gebirge.

(Zur S. 605.)

Im Land der Berge, wo die Luft schärfer und reiner und die Lungen kräftiger sind, als in den Städten und der Ebene, da äußert sich die frische Lust des Lebens auch unwillkürlicher und natürlicher, wo kein nervenschwaches Ohr und kein zartfühlender Ueberschuß an Anstand der ungesunden Kraft einen höflichkeitsdämpfer aufsetzt. Kommt bei uns Einer dem Andern auf dem Wege entgegen, so zieht er kein saubergekn den Hut und läßt ein nicht zu lautes „Guten Tag" oder, wenn's mehr vom Herzen kommt, ein „Grüß Gott" hören, schuttelt vielleicht dem Freunde die Hand und spricht ein paar Worte weiter, aber nicht zu laut. Anders ist's in den Bergen. Dort, wo die Wege vom Thal zum Thal führen, einsam und schmal, wo Du stundenlang wutterfeelenallein wandern kannst, ohne einen Menschen Tritt zu begegnen, da schallt zum Gruß ein hochaufjauchzender Juhschrei oder ein kräftiger Jodler, der über Berggipfel weg in den Klüften wiederhallt und das Ohr des Andern trifft, ehe noch mehr von ihm zu sehen ist, als der Hut mit dem Gemsbart in der Ferne. Da dehnt sich die Brust und hell und laut schallt das Grüßgott in die Berge, bis 'munter in's Thal, daß die drunten auch wissen, es haben sich Zwei begegnet oben auf einsamem Waldsteig. Schöner noch auf dem See, wo das Echo siebenfach den Gruß des Schiffers in den Ecken hier und dort wiederholt und wo der Ton lauter und frischer klingt über dem riesgrünen Wasserspiegel. Dabei schwenkt der Bua lustig den Hut und winkt der schmucken Dirn, die ihrerseits nicht zurückbleibt, und die Felswand drüben schickt die Antwort treulich herüber. Sind's aber Jäger, die sich nicht gleichgültig sind, bei denen das Herzblut stärker rumort, wenn sie so einsam auf der glatten Flut sich entdecken begegnen, so jauchzt wohl der Jodler hier und der Juhschrei dort mit einem ganz eigenen herzlichen Ton; das Echo aber spricht's und ruft's nach noch manches Mal, als wolle es so recht einheimlich Jedem sein Scherlein geben, was der Gruß wohl sagen soll, wenn Zwei sich begegnen, die sich gut sind. Wohl Jeder hätte schon manches Mal gern Einer Lust freien Lauf lassen mögen und laut hinaustubeln, wenn's ihm wohl war im Herzen, aber er hat's 'munter halten müssen und 's ist innen verklungen. Denn nicht überall darf der Mund von dem übergehen, wessen das Herz voll ist, und ein fröhliches „Grüß Dich Gott tausendmal" hört Du in dem richtigen, vollen Ton, als lauthinschallenden Juhschrei, eben nur in den Bergen.

Eine Römerstadt in Dalmatien.

Von

Gustav Rasch.

In der Entfernung einer kleinen Stunde von der heutigen Stadt Spalato in Dalmatien breitete sich während der ersten römischen Kaiserzeit nahe am Meeresufer eine große und prächtige Stadt aus, welche von den Römern als das große Bollwerk ihrer Eroberungen auf dieser Seite des adriatischen Meeres angesehen wurde. Die Stadt hieß Salona. Vor Julius Cäsar's Zeit weiß man von dem Schicksale dieser Stadt sehr wenig. Nach der Zerstörung von Delminium wurde sie die Hauptstadt Dalmatiens und ungefähr hundert Jahre vor Christi Geburt von den Römern erobert. Als eine zum großen Römerreiche gehörige Stadt erhielt sie das römische Bürgerrecht und wurde nun nacheinander Conventus, Colonia, Hauptstadt, Prätectur und Prätur. Während der Residenz der römischen Kaiser in Byzanz wurde Salona auch der Mittelpunkt der christlichen Hierarchie in Dalmatien. Einundsechzig christliche Bischöfe haben nach einander in Salona residirt. Unter den ersten römischen Kaisern wurde sie durch viele große und prächtige öffentliche und private Gebäude verschönert; den Höhepunkt ihres Glanzes erreichte sie, als der Kaiser Diokletian, der in Salona geboren war, die Krone niederlegte, sich nach Salona in's Privatleben zurückzog und den gewaltigen und glänzenden Palast baute, den ich später in diesen Blättern beschreiben werde. Nach den Stürmungen des römischen Kaiserreiches Porphyrogenitus soll Salona, dessen Name von Salona, „die Glorreiche", abgeleitet wurde, zur dalmatigen Zeit halb so groß wie Byzanz gewesen sein und einen Umfang von 10 Miglien gehabt haben. Es war derselbe Kaiser Konstantin Porphyrogenitus, der von dem Palaste Diokletian's schrieb: „Der Palast sei mit solcher Pracht ausgeschmückt, daß weder Plan noch Beschreibung im Stande wären, eine vollkommene Idee von seiner Herrlichkeit zu geben; weit eher verdiene er eine Stadt, als ein Palast genannt zu werden, da er außer den Wohnungen des Kaisers, seiner Umgebung und Beamten einen Tempel, Bäder, Cirkus, Theater, kurz Alles enthalte, was zum Luxus und zum Vergnügen eines genußsüchtigen

Die Begegnung auf dem See. Originalzeichnung von J. Hebbach. (S. 601.)

Römers dienen könne." Während der Regierungszeit des Kaisers Maximinian besaß Salona nach den Nachrichten römischer Schriftsteller eine große Kästenflotte, drei öffentliche Kaufhallen, eine Waffenfabrik, eine Purpurfärberei und eine lange Reihe von prachtvollen öffentlichen Gebäuden und Privathäusern, ein Forum, eine Kurie, ein Amphitheater, ein Kapitol, eine Quaästur, Wasserleitungen, Bäder und Tempel. Auch von einem Jupitertempel, von einem Gymnasium und von einer Schatzkammer in Salona ist bei den römischen Schriftstellern die Rede, denen wir Nachrichten über Salona verdanken. Wo der Jupitertempel gestanden hat, ist nicht zu ermitteln; aber zwei in Salona gefundene Inschriften erzählen von seinem Dasein. Das Gymnasium bestand in einer Turnmannschaft, in welcher nur Frauen beschäftigt waren, wofür es auch seinen Namen erhalten hat. In der Schatzkammer wurden alle zum Tribut gehörenden Gelder, der Sold für die Soldaten und die Gehaltssummen der römischen Beamten aufbewahrt. Auch eine Münze hatte Salona, obschon wir ebenlowenig in der Lage sind, den Ort, wo sich dieselbe befunden hat, anzugeben, wie den Ort, wo der Jupitertempel stand. Das verhaltene Schweigen im öffichen Stadtbriefe mar nicht das römische Münzgebäude, sondern wurde im vierzehnten Jahrhundert von dem Erzbischofe von Spalato erhalt, um den Räuberein der serbischen Besatzung von Clissa zu steuern. Das Schiffswesen von Salona soll nach den Nachrichten Strabo's das einzige an der Küste Dalmatiens gewesen sein, welches diesen Namen verdient hat. Der weite Hafen, welcher für eine große Anzahl von Schiffen Raum hatte, war durch lange Molos gegen die Stürme geschützt und wurde durch feste, auf beiden Seiten der Einfahrt belegene Schlösser gegen feindliche Angriffe vertheidigt. Zweihundert Jahre dauerte für Salona die Zeit der Ruhe, des Reichthums und des Glanzes. Dann begannen die Bögen der Völkerwanderung auch über Dalmatien hinzurollen. Salona wurde der Gegenstand vieler Kämpfe und Belagerungen. Der Herrscherblick Diocles und der Gothenkönig Totilas entrissen sie den Römern; während der Regierung Justinian's setzten sich die Römer von Neuem in Besitz ihrer dalmatinischen Hauptstadt. Salona wurde bei diesen Belagerungen und Eroberungen theilweise zerstört. Die erste Sorge der Römer nach der Wiedereroberung bestand darin, die Umfassungsmauern wieder herzustellen und einen tiefen Graben zur Vertheidigung anzulegen. Dann brauchten sie ihn gegen die Völkerstürme hin. Der Gothenkönig Witiges griff mit einer zahlreichen Armee und mit einer großen Flotte die Stadt zu Lande und zur See an. Große, lange Schiffe von einer eigenthümlichen Bauart wurden eigens für die Belagerung gebaut; aber die Bewohner der Stadt und die in derselben versammelten römischen Kohorten leiten der Belagerungsarmee einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß der Gothenkönig sich schließlich veranlaßt sah, die Belagerung von Salona aufzuheben. Nicht so glücklich war die Stadt, als sie von den Avaren angegriffen wurde. Es war im Jahre 639. Die Einwohner leisteten nur eine kurze Zeit Widerstand; dann kam ein panischer Schrecken über sie. Sie stoben mit solcher Hast auf die Schiffe, um ihr Leben und ihre Habseligkeiten nach den Inseln an der Küste zu retten, daß ein großer Theil von ihnen bei der Flucht im Meere ertrank. Nach der Einnahme wurde die prächtige Stadt von den Barbaren angezündet und alle Gebäude, welche von den Flammen nicht verzehrt wurden, mittelst Hacke und Schaufel der Erde gleich gemacht. Was dem Brande und der Verwüstung entgangen war, fand in den späteren Jahrhunderten seinen Untergang in den Banten der Venetianer und der Einwohner von Spalato. Die Ruinen von Salona wurden die allgemeine Steingrube, aus welcher der Glockenthurm im Kaiserpalaste von Spalato und der Dom von Trau gebaut wurden, aus welcher die Venetianer das Material für ihre Häuser und Mauern holten. Heute tritt uns die ehemalige prächtige Römerstadt in der Gestalt eines weiten Trümmerfeldes entgegen, aber welchem hohlfalle Steinblöcke, langgestreckte Mauern und Reste gewaltiger viereckiger Thürme aufragen.

An einem zwischen Sonnenschein und Sprühregen wechselnden Dezembernachmittage fuhr ich mit Doktor Franzesko Lanza, dem Konservator des Museums, der auch mein Führer im Palaste des Römerkaisers gewesen war, aus Spalato, um der interessanten Römerstadt einen Besuch zu machen. Ein ungeheilicher Fahrweg verbindet Spalato mit dem Dorfe, welches auf der südöstlichen Ecke des ehemaligen Salona erbaut ist und aus wenigen zerstreuten, steinernen Häusergruppen besteht. Die Straße war einsam, nur hie und da belebt von einzelnen bewaffneten Mordacken und von mit Waaren beladenen Eseln, welche, von Treibern begleitet, ihren Weg nach Bosnien nahmen. Nach links schweifte der Blick über das von den Nachmittagssonnenstrahlen getroffene Meer; nach rechts über das mit Oelbäumen bedeckte, wellenförmig sich erhebende Land. Die Straße nach Spalato wurde durch den Kanal begleitet, welcher der Stadt das Trinkwasser zuführt. Der Kanal ist auch noch ein auf der Römerzeit stammendes Bauwerk. Kurz vor dem Trümmerfelde von Salona erschlichte ich in östlicher Richtung in der Ferne die Bogen der römischen Wasserleitung, welche das Wasser aus der Quelle des Gradro nach Salona und mittelst des Kanals, der die Straße begleitete, in den Kaiserpalast bei Spalato führte. Der Brunnen Diokletian's ist noch heute der Quelle des Gradro zu sehen. Salona selbst breitete sich längs des Meeres an der Nordseite des Flusses aus. Dann führte der Wagen auf einer steinernen Brücke, von deren Bogen noch Einer aus der Römerzeit stammt, über den Gradro. Der Gradro entspringt am Saume des Berges von Mossor, des „goldenen Berges", von dessen zelt verschiedenen Goldminen und die römischen Schriftsteller erzählen, und fließt noch einem raschen, aber kurzen Laufe bei Salona in's Meer. Zu allen Zeiten war der Fluß wegen seiner trefflichen und schmackhaften Forellen berühmt. „Ein Schriftsteller," erzählt Fortis, „der sich besser auf Schüsseln, als auf die Handlungen großer Männer verstanden hat, möge, gehe an, Diokletian habe, verlechtet als Efau, dem Vergnügen entsagt, fast die ganze zu jener Zeit bekannte Welt zu beherrschen, um die Fische in seinem prächtigen Palaste ruhig zu verspeisen." — „Ich glaube," sagt Fortis dem hinzu, „es muß eine herrliche Wohnung gewesen sein, und ich bestaret mich in diesem Glauben, wenn ich mir die umliegenden Berge mit alten Wäldern bedeckt denke. Gewiß aber wurde Diokletian durch eine philosophische Geistesdichtung und vielleicht auch durch eine weise Politik dahin geführt, in ein abgeschiedenes Leben überzugehen, um wie viel Böses auch christliche Schriftsteller, Einer dem Andern nachschreibend, von diesem dalmatischen Kaiser vielleicht mit größerer Frömmigkeit als Apostelgeschicht gelagt haben, so muß man doch gestehen, daß ein Mann von großen Verdiensten war." — Nun, die Schriften von Salona sind jedenfalls eben so berühmt, wie die Forellen des Gradro.

Als wir die Brücke passirt hatten, ließen wir den Wagen halten, und die Trümmer der Römerstadt zu Fuß zu besuchen. Der Lauf des Flusses ist ganz derselbe geblieben, wie vor einem Jahrtausend. Die noch aus einer Zeit stammende Beschaffenheit läßt auch hierüber keinen Zweifel. Die Lage und der Umfang der Stadt, welche eine längliche Gestalt hatte, ist noch deutlich aus den Trümmerresten der Häuser und öffentlichen Gebäude zu erkennen. Die Stadt bestand aus zwei Theilen, aus einem östlichen und westlichen Theile, welcher etwas höher gelegen war, als der andere. Die alte Befestigungsmauer lief längs einer im Norden angenden Bodenerhöhung entlang. Der nördliche Theil dieser Befestigungsmauer hat den Zeiten und der Zerstörungswuth der Avaren widerstanden. Die vorspringenden Ecken der Befestigungsthürme sind hier noch deutlich zu erkennen. Ungeheure Steinblöcke bilden die nordöstliche Ecke der Mauer. Auch der tiefe Graben, den die Römer zur Vertheidigung angelegt haben, als während der Regierung Justinian's die Stadt den Gothen wieder entrissen wurde, ist noch da, wenn auch ein Theil desselben durch Anschwemmungen ausgefüllt ist. Der Vertheidigungsgraben, welche die Stadt nach ihrer östlichen Seite beschützte, ist noch an den Trümmern zu erkennen. Auf der Höhe derselben ist eine doppelte, hohe Brustwehr vorhanden, welche einen von beiden Seiten beschützten Gang bildet. Auch an dieser östlichen Mauer befinden sich die Trümmer und Steinblöcke zahlreicher viereckiger und dreieckiger Thürme. Die Mauerthürme scheinen einen Hauptbestandtheil im römischen Befestigungssystem ausgemacht zu haben. Auch ein Theil der südlichen Befestigungsmauer ist noch zu sehen von welcher sich eine zweite Mauer rechtwinklig abzweigt und sich nach Westen hin wendet. Sie besteht aus trefflich zusammengefügten, großen Steinen mit schrägen Ecken.

Nun bestiegen wir wieder den in der Nähe der Brücke haltenden Wagen und fuhren nach dem westlichen Stadttheile. Auf dem Wege kamen wir an dem im westlichen Stadttheile belegenen Theater vorüber. Noch steht ein Theil des Prosceniums. Auch die Bogenpfeiler, welche auf viereckigen Steinen mit schrägen Ecken erbaut sind, haben der Zerstörung Widerstand geleistet. An dem äußersten Punkte der Stadt in westlicher Richtung ließen wir den Wagen halten und nahmen unsern Weg zu Fuß über ungepflügte Aecker nach den Trümmern des ehemaligen Amphitheaters. Daselbst war, wie man noch heute an den Mauertrümmern erkennen kann, ein Gebäude von elliptischer Gestalt. Die sechs Bogen der äußersten Mauer sind noch unversehrt. Die aus festem Mauerwerk aufgeführte Eingangspforte befand sich auf der Ostseite des Gebäudes. Sie hat eine Länge von 40 Fuß; die Breite mag die Hälfte dieser Längenmaßes betragen. Doktor Lanza ist der Ansicht, daß das Gebäude das Amphitheater von Salona gewesen sei. Daß der Kampfplatz bei den deutlich zu erkennenden Längenmaßen und Breitenmaßen, wenn man den für die Zuschauer bestimmten Raum auf beiden Seiten davon abzieht, nur die halbe Länge betragen, nämlich nur eine Breite von 118 Fuß gehabt habe, ist wohl kein Grund, um die Behauptung, daß das Gebäude das Amphitheater der Stadt gewesen sei, zu widerlegen. In der Nähe des Amphitheaters begegneten uns fünf mit langen Flinten bewaffnete Morlacken, welche auf die Vögelzagd ausgegangen waren und den Feldweg zu

*) S. Dalmatien und Montenegro. Nach Sir J. Gardner Wilkinson von A. Lindau. Leipzig 1849. Verlag von Gustav Mayer.

Digitized by Google

der Stelle befanden, wo man kürzlich dem Umgraben des Bodens auf eine Reih großer steinerner Sarkophage gestoßen war. Die Begegnung ist in Dalmatien besonders reich und ergiebig. Man zählt an verbundert verschiedenen Ortschaften, unter ihnen Adler, Geier, Ibis und viele Wasservögel. Nicht selten sind das grewöhnliche und das rothfüßige Rebhuhn. Nach einigen hundert Schritten standen wir auf einer Bodenerhöhung. Unter uns war der Boden in der Form eines langen Erdspalts aufgerissen, und in der Erdspalte war eine Reihe von kolossalen Steinsarkophagen zu sehen. Sie hatten sämmtlich dieselbe Form und standen in einzelnen Linie hinter einander. Ich zählte sechzehn verschiedene Sarkophage, scheinlich befand sich unter dieser dünnen Erdkrume der ehemalige Friedhof der alten Römerstadt. Die Aufräumung desselben würde eine ungeheure Summe beanspruchen.

Ueber ehrsowenig Beachtung finden, wie sämmtliche bisher gemachten Anträge, regelmäßige und fortdauernde Ausgrabungen in Salona von Seiten der Regierung vorzunehmen. Dalmatien ist unbestritten die vernachlässigste von allen Provinzen des österreichischen Kaiserstaats. Seit den sechzig Jahren, wo Dalmatien in Verbindung mit Oesterreich getreten ist, ist nach keiner Richtung hin für Verbesserung das Mindeste geschehen. Dalmatien war einst ein waldreiches und fruchtbares Land. Die römischen Schriftsteller geben Dalmatien den Namen „das waldreiche". Die lange Reihe von Felseninseln, welche sich an der dalmatinischen Küste bis zu den „bösen Bergen" von Albanien in der ganzen Länge überall durchbrochenen zwei- und dreifachen Felsengürtels durchziehen, waren einst mit dichtem Laubwald bedeckt. Jahrhunderte hindurch sind diese Wälder abgeholzt worden. Terrasse und Weinreben haben dann später die Erdkrume weggewegt und fortgespült, und das Land steht uns sowohl auf den Felseninseln, wie auf den Küsten des Festlandes, wohin wir blicken, die kahlen, gelbgrauen Felsenriffen, ausgebrannten Gebirgen, nackte, abschüssige Wände und Felsenkämme entgegen, wie sie auch wie die Nadeln eines Kammes. Um Wiederaufforstung der Wälder hat sich die österreichische Regierung in den sechzig Jahren ihres Besitzes von Dalmatien ebensowenig bekümmert, wie um die Beschaffung einer andern Erdkrume. Dalmatien besitzt weder einen zum Aufenthalt geeigneten Baden, noch die für die Wirksamkeit nöthigen Wasserleitungen, noch andere industrielle Erwerbszweige. Um alle diese Dinge hat sich die österreichische Regierung nie bekümmert. Die Verwaltung Dalmatiens ist eine militärische. Die Civilverwaltung ist der militärischen Verwaltung untergeordnet. Die militärische Verwaltung besteht Dalmatien nur unter zwei Gesichtspunkten. Sie besteht aus „Gränzsoldaten" und „Soldaten". Die wenigen Landstraßen, welche in Dalmatien einige größere Städte untereinander verbinden, stammen noch aus der Zeit der Marmont'schen Regierung. Außer einigen kurzen Straßenstrecken, welche kaum erwähnenswerth sind, hat die österreichische Regierung in der ganzen Länge von Straßen in Dalmatien nie gekümmert. Noch heute sind Spalato und Cattaro ohne alle Straßenverbindung. Das seit Kurzem vollendete Straßenstück von Ragusa bis Gravosa hat eine Ausdehnung von 4 Stunden und wird Cattaro vielleicht in einem halben Jahrhundert oder auch nie erreichen. Vom Gravosa von Fiume bis zum Spitze der berühmten Bocche di Cattaro gibt es nur einen Weg zur See, und wenn die See stürmt, hört in Dalmatien Alles auf. Wenn der triester Lloyd nicht die Postverbindung mit den in Dalmatien seine Geldsendung besorgen würde, so unterbliebe. Wenn also die österreichische Verwaltung sich nothwendigerweise, mattreichsten Interessen des Landes kümmern und doch sind die wenigen Ansätze, welche der Regierung sie sich die mit der Bildung und Civilisation der Bevölkerung mit Kunstinteressen, mit den Ausgrabungen in Salona Spalato besitzt ein Museum von Alterthümern und in Dr. ausgezeichneten, auf archäologischen und naturwissenschaftlichen Gebieten als Kustos des Museums. Das Museum gibt es keine Alterthümer, und der Kustos nun, und doch sind die wenigen Antiken, welche der Kanton den leeren Räumen des Museums von Spalata zeigte, schönheit und sind im Stande, das größte Interesse zu erregen. Ich einen prachtvollen Marmorsarkophag mit Bildwerk in Arbeit geschmückt, welches eine Bildhauerarbeit ersten Rangs werden kann. Ich sah eine Venus — leider ohne Kopf — deren Erhaltung von großer Schönheit war, einen trefflich erhaltenen Torso, eine bekleidete, recht Fuß hohe weibliche Gestalt, lang alles Lob verdiente, einen zweiten steinernen Sarkophag mit Inschriften, Bruchstücke von korinthischen Säulen mit Aschenurnen, Lampen von gebrannter Erde — und alles Salona gefunden worden. In den Mauern von Privatpalast bemerkte ich Bruchstücke mit interessanten Inschriften, Grabmäler beygen; in der Kirche San Franzesko in

Borgo grande sah ich einen Altarstein, auf welchem in halberhabenem Bildwerk der Durchgang der Kinder Israels durch das rothe Meer dargestellt ist. Auch diese Inschriften, diese Bruchstücke, dieser Altarstein stammen aus dem Trümmerfelde von Salona. Die hie und da von Schriftstellern über Dalmatien aufgestellte Vermuthung, daß man in Salona doch nichts finden würde, weil das Trümmerfeld Jahrhunderte hindurch die Steingrube für die Baumaterialien aller in der Umgegend errichteten Gebäude gewesen sei, ist also thatsächlich eine ganz irrige. Die Alterthümer der interessanten, prächtigen Römerstadt befinden sich unterhalb der von anderthalb Jahrtausenden darüber gelagerten Erdbeck. Mit Verwendung von nur 3000 Gulden jährlich könnten die Ausgrabungen in Salona in Szene gehen. Die bei diesen Ausgrabungen aufgeschaufelte Erde könnte in der nächsthesten Weise zur Ausbrockung eines in der Nähe des Trümmerfeldes befindlichen Sumpfes verwandt werden, abgesehen davon, daß die Arbeitslöhne der armen unbemittelten marlackischen Bevölkerung recht willkommen sein würden. Aber alle dahin zielenden und dirfe Gesichtspunkte hervorhebenden Vorschläge Dr. Lanza's sind bisher in Wien und in Zara zu den Akten geschrieben worden, ohne daß sie den geringsten Erfolg gehabt haben. Im Ministerium zu Wien gibt es eine Abtheilung für Kunst, Alterthümer und Wissenschaft. Bis jetzt hat es diese Abtheilung trotz aller Aufforderungen Dr. Lanza's nicht einmal für der Mühe werth gehalten, einen ihrer Mitglieder nach Spalato zu senden, um sich die interessante Trümmerstätte von Salona anzusehen. Was soll man dazu sagen? Ein Museum ohne Alterthümer, ein Konservator, der nichts in seinem Museum zu konservieren hat, und eine Stunde von diesem Museum das nicht ausgegrabene Trümmerfeld der größten und prächtigsten Römerstadt in Dalmatien! Das sind doch wahrlich prägnante Kennzeichen der österreichischen Verwaltung in Dalmatien, welche sich ohne Hinzufügung eines Wortes durch sich selbst charakterisiren! —

Emanzipation.

(Aus S. 604.)

Wie sie dahinrauscht auf ihrem edlen Thier durch Dick und Dünn des Waldes, mit losem fliegenden Haar, holla! Aus den Augen glänzt ihr die helle Lust und gleich dem feurigen Rappen, der seiner Last sich stolz bewußt, saugt sie das frische Aroma der Waldeslust. Er aber bleibt weit hinter dem tollen Reiter im züchtigen Mädchenkribbe zurück, und je mehr sich der Abstand vergrößert, empfindet er die dämonische Bildheit der ungebundenen Amazone wie ein beschämendes Gegenstück seiner holzen Mannlichkeit und murmelt bei sich einige bittere Worte von — Emanzipation. — Doch sie? — Wer weiß, ob das Wort seine Berechtigung sie das Mädchen hat! — Es ist vielleicht der erste Tag goldener Freiheit, der ihr heute lacht; froh, von den Banden klösterlicher Bestemmung, die auf der Frühreifen wie Zentnerlast gelegen, endlich ganz befreit, das volle schöne, heitere Leben mit vollen Zügen athmen zu können, drohte sie die Brust zu sprengen unter dem Gefühl der Wonne. Sie hat ein reges Gemüth, ein tief feuriges Herz, einen sohnen Jugendmuth, der treibt sie hinaus in's Freie und in's Waldesgrün, sich satt zu trinken in Frühlingsluft! So saßt er dahin, der feurige Renner, als theilte er das Gefühl seiner Reiterin, und freudig schnaubt er in die Nüstern. Laßt sie rasen! — Bald hat das wilde Feuer sich selber verzehrt, eine ruhige, aber desto innigere Glut blieb im Innern des Mädchens zurück. So saß sie hinausritt in den Wald, so langsam kehrt sie heim — sinnend und träumend. Und wenn auch der Damon immer wiederzukehren scheint — es kommt der Tag, der ihn friedlich bannt. Dann sagt sie der Freiheit Lebewohl und er, der sie liebt, vermißt mit Freuden, was ihm damals so unnatürlich schien, die Spuren der Emanzipation. — Unser Holzschnitt ist nach einer Photographie gebildet, die dem rühmlichst bekannten Kunstverlag der photographischen Gesellschaft in Berlin entnommen ist, dessen Publikationen aus dem Bereiche der Genremalerei wir unsern Lesern bestens empfehlen können. Das Originalgemälde schuf der Pinsel des durch sein tiefes Naturstudium und geistvolle Auffassung hervorragenden Malers Karl Steffeck in Berlin.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 535:

Flieder, Lieder, Bieder.

Auflösung des Palindroms Seite 576:

Steeg.

Digitized by Google

Emancipation. Gemälde von C. Steffeck. Nach einer Photographie aus dem Verlag der Photogr. Gesellschaft in Berlin. (S. 607.)

Digitized by Google

Pflicht und Leidenschaft.

Einer wahren Begebenheit von **Paola Corani.**

(Schluß.)

Im Hause angekommen waren, reichte Anda **mir die** Hand und stieg jedoch mit ihr die Stiegen hinauf, **denn ich wollte** Annunziata besuchen. Diese kam uns, **noch immer** bleich und traurig, entgegen; sie hatte am Fenster auf **uns gewartet.** Der Kommer war Emil, der beim Kranken saß **mit vertraulich**er Miene. Wie kam mir dieser jetzt so ganz **anders vor!** Er war mit einem Male interessant, aber auch zugleich schrecklich. Ich mußte schaudern, als ich dem bösen Blick begegnete, den seine schwarzen Augen auf mich und Anda warf.

Anda mußte etwas Besonderes begegnet sein, denn als ich gehen wollte, winkte mir ein Zeichen, zu bleiben, das ich befolgte. — Nachdem der alte, empfahl dem Kranken noch einmal Ruhe an und ging mit mir. Kaum waren wir auf der Stiege, so fragte mich, gehen wir auf Dein Zimmer, ich habe Dir wichtige Sachen, die Du allein vernehmen darfst."

Im verschlossener Thüre neben mir saß, eilf er erfuhr auch, daß Basilisel mehr über des Räubers Identität bestehen könne, als Annunziata selbst. Ich hatte besseren habe ihm, ohne es zu wissen, den Beweis gegeben. „Sieh' einmal her!" sagte er, und zu meiner Verwunderung erkannte ich den Gegenstand, den er aus der Tasche zog, einen Dolch mit Cato's Namen darauf. Ich durfte natürlich nicht sagen, daß ich ihn schon kannte, und unbesangen frug ich Emil, ob dieß ein Beweis sein könne.

„Kann nicht," rief er ungeduldig aus, „daß es ein echter, großer Brigantendolch ist, und dann" — hier deutete er auf den Namen — „das sagt jedenfalls ein Beweis sei, „aber," fügte ein kleiner, ein sehr kleiner, auf den Du keine Beschuldigung, nicht wahr?"

Sinnen?" rief er. „Mit dem, was ich gesehen und Dolche, gehe ich noch heute Abend zum Cuestore und Kerl an. Gedenke der armen Mutter auf der Lauso naiv, den schrecklichen Menschen zu verheidigen."

ich Anda verraten, indem ich Cato's Betragen an den Verlust seines eigenen Kindes auf eben jener Brücke; aber ich dachte noch zeitig daran, wie mich Emil anfreuen würde, und sagte nichts.

versuchte ich durch Bitten ihn zu erweichen, aber Alles bei seinem Entschlusse, mußte es versprechen, sehr spät gehen, damit vor dem folgenden Tage nichts geschehen jetzt noch nicht, welcher von und Zweien der Hartherzigste war, denn mich rührte das Elend, welches jenen mußte, während Emil an all' die Thränen dachte, durch den Räuber vergossen werden sollten.

auf meine Ehre versprechen, die Nachtschwärmer alarmiren, zu bis zum Abend des folgenden Tages nicht zu gehen. Mit schwerem Herzen that ich's und kann dennoch zu hoffen sei.

verließ mich Emil und sobald er fort war, eilte ich an's schon zu dunkeln, und wenn ich Anda die nahe verkündigen wollte, mußte es gleich geschehen, denn ich mich nicht mehr gesehen, geschweige die Zeichen

auf den Scheiden umherzutrommeln, um die Aufmerksamen anzuziehen, und wirklich erschien nach einigen am Fenster. Als sie mein ängstliches Gesicht sah, und da ich dasselbe gethan, konnten wir uns ganz beut-

sagte ich leise, und das Mädchen verschwand, um Cato's Weib wieder zu erscheinen. Ich machte nun sehen, sie solle sich zurückziehen, was sie auch, obwohl sogleich that.

Reihe von Pantomimen an, die mir meine Angst unendlich beredt sein mußten, denn Anda verstand mich da, indem sie mich mit den Blicken frug, was wohl sinn eben darüber nach, als ich entsetzt zurückfuhr.

Anda, das mit Teufelsaugen aus dem Vorhang wahnsinnschwarzes, struppiges Haar war leicht zu ersehen machte ich Anda ein Zeichen, sie solle sich umkehren, gilt jedoch nicht verstand. Jetzt umfing sie ein Riesenfensterrand zurückgreifen, und vor mir stand ein Gott erschaffen hatte, um zu beweisen, wie es auch

unter den Menschen Leuen und Tiger geben könne. — Cato war mit einen durchbohrenden Blick herüber, ballte wüthend die Faust und hielt sie drohend in die Höhe, worauf er mit Anda verschwand.

Ich blieb noch lange am offenen Fenster stehen, konnte jedoch nichts sehen noch hören, daß mir eine Aufklärung von Cato's Betragen gegeben hätte. Ich vermuthete, daß er unserer Zeichensprache zugesehen und daraus auf ein schuldiges Verhältniß zwischen mir und Anda geschlossen hatte, ein Verdacht, der den heftigen Menschen zum Aeußersten bringen konnte. Angekleidet warf ich mich auf mein Bett, um im Fall irgend eines Ereignisses gleich bei der Hand zu sein. Wie gern wäre ich hinüber gegangen, um Alles aufzuklären, aber mich band mein Wort, das ich Emil gegeben.

Oefters stand ich auf und sah nach dem Hause gegenüber, aber nichts konnte ich entdecken, denn man hatte während meiner ersten Abwesenheit vom Fenster das Fenster geschlossen.

Um vier Uhr schlief ich endlich ein und erwachte erst um acht Uhr, als heftig an meiner Glocke gerissen wurde. Auf meiner Schwelle stand Annunziata, die erschrocken eintrat und hinter sich die Thüre schloß. Sie war außer Athem und konnte lange nicht sprechen; endlich erzählte sie mir stückweise und unter reichlichen Thränen die Begebenheiten, welche sich in der verhängnißvollen Nacht zugetragen, und von denen ich, obgleich in so unmittelbarer Nähe, nichts vernommen hatte.

Als Cato Anda vom Fenster zurückgreifen hatte, stürzte er sie mit Gewalt in sein Zimmer, dessen Thüre er verschloß, so daß die andern Frauen nicht Zeugen der Szene waren, die folgte. Sie hörten nur Cecco, der heftige Worte ausstieß und Anda zu wiederholten Malen bedrohte, und diese, wie sie in bittenden Tönen ihn zu beruhigen suchte, was ihr denn endlich gelang. Sie kam dann zu Annunziata heraus und bat diese, sie möge ihr helfen, Cato dazu zu bringen, noch in derselben Nacht abzureisen, da es zu seiner Sicherheit unvermeidlich nothwendig sei. Cato ließ sich jedoch nicht bewegen und Anda hatte ihrer kleinen Freundin jede Aufklärung der plötzlich erfolgten Reise verweigert.

Als Alles wieder ruhig war und nur Anda leise zu bitten fortfuhr, waren die Andern in's Bett gegangen und auch bald eingeschlafen, nur Annunziata blieb wach, wie es schien seit mehreren Nächten der Fall war.

Um vier Uhr hörte sie läuten, und als sie schnell geöffnet, standen zu ihrem Schrecken vier Gendarmen und ein Offizier vor der Thüre, die fragten, ob hier ein gewisser Cecco C..... wohnte, und als sie dieses bejaht, Einlaß verlangten.

Die Mutter glaubte, man sei gekommen, weil man entdeckt, daß ihr Sohn Soldat war, und wolle ihn nun nach Santa Lucia führen; sie wurde jedoch gar bald grauenvoll enttäuscht, denn die fünf Männer drangen in Cecco's Zimmer, führten Anda mit sanfter Gewalt bei Seite und banden den jungen Mannes Hände. Alle Frauen bestürmten nun den Offizier und sagten, es müsse ein Irrthum obwalten, denn unmöglich könne er berechtigt sein, mit einem ehrlichen Soldaten auf solche Weise umzugehen. Der Offizier wandte sich nun an die Mutter und sagte ihr, daß ihr Sohn der gefährlichste Räuber Italiens sei und sie wohl wissen werde, daß für solche Leute, wie Cato der Brigante, jedes Gefängniß noch zu gut sei. Als Cato's Mutter diese Worte vernahm, flickte sie fest in die Augen ihres Sohnes, und als dieser vor den liebenden ängstlichen Augen die seinen senkte, da sah sie all' ihr Elend mit einem Male und fiel wie todt hin. Sie war später wieder zu sich gekommen, hatte jedoch kein Wort mehr gesprochen.

Annunziata sagte mir nun, wie muthwoll Anda sich bei der ganzen Sache betragen, und wie sie noch einer kleinen Szene zwischen Cato und Anda zugesehen, die sie jedoch nicht verstanden. Als man nämlich Cato abführen wollte, eilt er Anda zu sich heran und wie sie vor ihm stand, sagte er: „Anda, Du bist ein treues Weib, weder mein erster noch mein letzter Regwohn war begründet; wenn Du mir verzeihen kannst, so thu's jetzt, wo ich so voll von Reue bin, daß ich sogar mein neues Unglück, meine Gefangennehmung als Nichts achte."

Ich verstand, wob damit gemeint war. Er mußte geglaubt haben, die Geschichte von seiner Gefahr habe Anda nur erfunden, um seinen Verdacht von mir zu entfernen, und als er die Wirklichkeit derselben sah, da trat ihm auf einmal Anda's treues, liebevolles Wesen wieder vor Augen.

„Und hat man Cecco wirklich abgeführt?" frug ich Annunziata.

„Ja freilich!" antwortete sie, „und das Schrecklichste dabei ist, daß Anda, die ihn bis zur Hausthüre begleitete, auch verschwunden ist, daß die Tante am Sterben und meine Mutter in Verzweiflung ist."

„Und Du, meine Annunziata, mein Herzenskind, was ist Dir? Warum hast Du heute Nacht auch vor dieser traurigen Begebenheit nicht schlafen können?"

Annunziata erröthete tief, sank an meine Brust und erzählte mir, wie der Gedanke an ihren Paul sie schon viele Nächte nicht schlafen lasse, wie sie über ihrer Liebe alles Andere vergesse und nur mehr in dem einen Gedanken lebe, stets an meiner Seite zu sein. Und in Mitte der trau-

Digitized by Google

rigsten Ereignisse, während unsere Hexen noch vom Unglück der und zunächst Umgebenden blutete, saßen wir da und sprachen von unserer Liebe, als ob nichts geschehen wäre, ja, ich glaube, selbst die Welt hätte untergehen können, es hätte uns nicht gestört.

Ich konnte Annunziata zu ihrer Mutter zurück und eilte Emil zu holen, denn ohne ihn zuvor gesehen zu haben, durfte ich nicht hinüber. Ich war ihm gram wegen der Anklage, aber sie war so gerecht, daß ich ihm nichts meelen ließ und still an seiner Seite zu Annunziata ging. —

Als ich am selben Abend allein in meinem Zimmer saß, wurde leise geschellt, und diesmal stand, als ich geöffnet hatte, Nubo, die Römerin, vor mir. Sie erzählte mir, sie sei gekommen, um Abschied von mir zu nehmen, da sie noch diesselbe Nacht Florenz verlassen wolle, und zwar nicht allein, sondern mit ihrem geliebten Cato. Sie sagte mir nicht, wie sie seine Befreiung bewerkstelligen wollte, sondern bat mich, ihr noch einen Dienst zu erweisen.

„Ich werde Ihnen nicht sagen, wohin wir gehen," sprach sie, „fruft würde ich Sie zu einer Lüge zwingen. Sie müssen nur verreisen, dem Herrn Doktor zu erzählen, daß Sie mich gesehen und ich Ihnen gesagt, wir seien nach Rom entflohen; er wird Ihnen glauben und auch das anzeigen, wie er das Andere angezeigt hat. Herr Paul, Sie sind uns treu geblieben. Sie haben uns gestern noch bei Zeiten gewarnt, und wenn Cato nicht so eifersüchtig gewesen, wären wir jetzt in Sicherheit jenseits der Apenninen. Tausend Dank für Ihre Güte, Herr Paul, — fürchten Sie nichts, Sie sollen nie mehr etwas von uns hören!"

Nach diesen Worten flog sie die Stiege so schnell hinab, daß ich sie unmöglich einholen konnte, und seit jener Nacht habe ich sie niemals wieder gesehen. Am nächsten Morgen erzählte mir Emil, daß Cato, man wußte nicht auf welche Art, aus dem Gefängnis entkommen sei, man glaubte jedoch, daß es durch die Unkenne einer Verschließerei geschehen war. „Vielleicht hat ihm die Schönheit Anda's den Kopf verdreht," setzte Emil hinzu, „auf jeden Fall hat sie bei der Geschichte etwas zu thun, denn als ich heute früh das alte Mütterchen besuchte, erzählte mir Annunziata mit wonnenden Augen, Anda sei nicht wieder heimgekommen. Weißt Du, Paul," fuhr er dann fort, „daß die arme Alte sterben muß? Der Schrecken hat sie getödtet und wahrscheinlich wird ihr die Schwester in's Grab folgen. Die zwei Zwillinge haben ihr ganzes Leben zusammen verbracht und werden auch im Tode nicht scheiden. Ich glaube nicht, daß Eine die Andere um einen Monat überlebt. Was gedenkst Du zu thun, Du deutscher Ritter, Du?" —

•

Fünf Jahre sind vergangen seit der Zeit, da sich die Begebenheiten zutrugen, welche ich hier kurz erzählt habe. Annunziata ist indessen meine Frau geworden und hat mir einen Knaben geschenkt, der, in den Augen seiner Eltern wenigstens, ein kleines Weltwunder zu werden verspricht.

Kurze Zeit nach der Flucht Cato's und Anda's starben meiner Annunziata Mutter und Tante in derselben Woche. Der letzte Zeuß der guten Mutter war die Bitte, welche ich an sie richtete, mir das liebe Mädchen zum Weibe zu geben; die Gewißheit, daß Annunziata nach ihrem Tode nicht ohne Schutz bleiben sollte, nahm diesem jede Bitterkeit. Die Mutter Cecco's hingegen starb, ohne ein Zeichen des Bewußtseins zu geben.

Diese plötzlichen Todesfälle und die Erinnerung an Anda und Cato, das sind Gedanken, welche manchmal eine Wolke auf die sonst so klare Stirn meines Weibchens herausbeschwören, aber ich klage darüber nicht, steht doch Annunziata dieser Anstrich von Melancholie gar herrlich, wenn er an die Stelle ihrer wilden Fröhlichkeit tritt.

Keine Mißhelligkeit, auch nicht von der kürzesten Dauer, fand je zwischen uns statt, und so stark ist das Gefühl, welches und zusammenführte, daß selbst die Liebe für unsern Knaben ihm nicht gleichkommen kann.

Unser kleiner Weltbürger heißt Emil, wie mein guter, lieber Freund, dessen Angapfel er geworden ist, und der ihn mehr verzärtelt, als selbst seine Mutter oder sein überglücklicher Vater. Emil der jüngere ist überdies Emil dem älteren seine Erhaltung schuldig, denn ohne ihn hätte der muntere Knabe jetzt nicht zu seiner Mutter Füßen, sondern ruhte unter den grünen Hügeln von San Miniato.

Noch graut mir, wenn ich daran denke, wie mein Knabe einst unwohl nach Hause kam und wie er den Tag darauf das schreckliche Migliarrfieber bekam, das in Toskana so viele Opfer verlangt. Vierzehn Tage dauerte die Gefahr, und was Emil in dieser Zeit gethan, läßt sich nicht sagen. Alle andern Aerzte, die er zur Mithilfe herbeigerufen, hatten das Kind schon aufgegeben, seine Mutter und ich bewachten es schon als verloren, und noch immer hoffte und wachte Emil. Es gelang ihm auch, seinen Liebling zu retten, und seit jener Zeit sind die Zwei unzertrennlich geworden.

Vor einigen Tagen kam Emil in mein Arbeitszimmer, eine Zeitung in der Hand, die er mir gab, indem er auf eine gewisse Stelle deutete und mich bat, dieselbe zu lesen. Er ließ mich hierauf allein und ich las, was folgt:

„Der Räuberhauptmann Cato, der Schrecken eines Theils der Abruzzen, der lange Zeit jeden Versuch, ihn zu fangen, zu nichte gemacht hat, ist endlich am Ende seiner blutigen Laufbahn angekommen. Man hatte erfahren, daß Cato, der in der wildesten Gegend sich aufhielt, nur manchmal in einen Wald ging, wo er seine Maitresse untergebracht hatte, um einige Zeit bei dieser zuzubringen.

„Eine Anzahl Soldaten wurde ausgesandt, um den Wald in allen Theilen zu durchsuchen, sie fanden jedoch nichts und hatten schon jede Hoffnung, je auf die Spur des schrecklichen Briganten zu kommen, aufgegeben. Auf einmal entdeckte ein Soldat ein sonderbar aussehendes Gebäude in der Mitte eines lichten Platzes. Er näherte sich demselben und sah, wie es eine künstlich aus Baumzweigen zusammengefügte und dem Vorübergehenden nur schwer in's Auge fallende Hütte war. Er rief seine Kameraden zurück und in wenig Minuten war die Hütte von allen Seiten umringt. Doch hörte man Stimmen im Innern derselben, worauf der kommandierende Offizier rief, man solle sich ergeben. „Fate largo," war die Antwort, „ich bin unbewaffnet und komme zu euch hinaus!"

„Die Soldaten öffneten einen Ausgang für den Briganten, aber im selben Augenblicke vernahm man einen Schuß und der Offizier, welcher der Hütte am nächsten stand, fiel todt um.

„Einige Minuten später stand die Laube in Flammen, die so heftig aufschlugen, daß die Soldaten um einige Schritte sich zurückziehen mußten. Aus dem Innern erklangen lautes Geschrei und rasch auf einander folgende Schüsse.

„Kurz darauf erschien eine weibliche Figur, gänzlich in Flammen eingehüllt, die versuchte, einige Schritte zu gehen, jedoch sogleich zur Erde fiel. Sie konnte in ihren unsäglichen Schmerze nicht sprechen, deutete jedoch nach der Hütte und bat mit flehendem Augen für den, der da drinnen den Flammentod finden mußte.

„Nichts konnte jedoch geschehen, da man sich der brennenden Hütte nicht nähern durfte, und als der Brand etwas nachließ, fand man einen Haufen Asche, die einzigen Ueberreste des sapfern Briganten.

„Alles, was die Hütte enthielt, war zerstört, mit Ausnahme einiger Gewehrreste, eines Dolches und einiger Stücken geschmolzenen Metalls. Die vielen Schüsse, welche man gehört hatte, waren die geladenen Flinten des Räubers, die im Feuer nach und nach losgegangen waren.

„Eine halbe Stunde darauf starb auch die Frau, und ihre und ihres Geliebten Gebeine senkten die Soldaten in ein eiligst bereitetes gemeinsames Grab."

Ein Ausflug nach Oran.

Von Franz Wallner.

„Wollen Sie mit mir eine sehr interessante Fahrt machen? Ich reise zu dem Scheik Sajed Aly et al el Gabboni in die Oase Oran, um Datteln einzukaufen. Es ist die größte Oase weit und breit auf viele Tagreisen hin, und Sie bekommen wohl nie wieder Gelegenheit, so recht „mitten drin" ein Stückchen arabischen Leben mitzumachen. In ein paar Tagen sind wir zurück."

Ob ich Lust hatte, dieser Einladung meines jungen wiedergefundenen Freundes, des deutschen Kaufmanns Karl Mensbausen, anzunehmen?

Schon der nächste Morgen fand mich mit ihm und dem jungen Künstler Theodor Meyer auf der Eisenbahn, die nach der Wüstenstadt Jemaila, dieser Wunderschöpfung der Neuzeit, und von da nach Suez führt.

Trotz des Novemberregens legte sich die Sonne sengend über den Blütenland hin, der uns erst in der nambaften Fabrikstadt Lagazig verläßt. Hunderte von Schornsteinen rauchen auf den Fabrikpalästen, aus denen größtentheils die Stadt besteht; neben den hübschen Wohnungen der Besitzer bilden die zerfallenen, elenden Hütten der Fellahins eine teoftiose Staffage, während am Bahnhof in zahlreichen lärmenden Gruppen ein buntes, reges Treiben sich entwickelt. Gelinge von Baumwollenballen lagen im Freien, um der Weiterbeförderung zu harren, ein Regenguß würde Millionen Werthes verderben, allein ein Regen gehört in dem glücklichen Land der Sonne und des Lichtes zu einer so unbeliebaren Seltenheit, daß die Möglichkeit eines solchen Ereignisses ganz außer Acht gelassen ist.

Hinter Lagazig finden wir ein prachtvolles Palmenwäldchen, von Baum zu Baum winden sich farbenprächtige Schlingpflanzen, während vom Boden das frische Grün des Klees uns entgegenleuchtet. Den wunderlichen Baum der Kaktusfeige finden wir bis an den Rand der Wüste, die uns von der nächsten Station Abu Hamad, ohne allen Uebergang, schroff und todesstarr in endlos unabsehbarer Ausdehnung entgegentritt. Die sonderbar gestalteten ägyptischen Beutsien, welche Millionen Hiobne für die hungrigen Magen der Hauptstadt liefern, begrüßen uns als das letzte Zeichen der Civilisation.

Digitized by Google

Schecht gesattelte und noch schlechter gezäumte Esel erwarteten uns mit deren Führern, und fort ging es über das wüste Sandwettermeer landeinwärts. Alles Leben erstirbt hier in der Einöde, die fröhlichste Gesellschaft verstummt, sobald sie das Schweigen der Wüste anstimmt, die Zeit dehnt sich endlos, wie die gelbe trostlose Fläche um und her. Die zwei Fuß lange federschwänzige Wüstenmeise, das gefräßige verschlagene Abhuid des Krokodils, oder eine andere fast mikroskopische Art von äußerst zierlichen, breitgestreiften Raubenschwestern dreschen, vielleicht eine scheu fliehende pfauchende Coppa, sind die einzigen lebenden Geschöpfe, die unsern einsamen Weg kreuzen. Die gehörnte Viper — Kleopatraschlange — ist kaum von dem gelben Wüstensand, in dem sich das giftgeschwollene kleine Ungeheim sonnt, zu unterscheiden.

Weiter gegen das Mocattamgebirge zu, in der Nähe von Sakacah, springt auch wohl eine flüchtige Gazelle empor, oder in scheuer Entfernung schleicht lauernd ein tückischer Schakal umher. Oran, das Ziel unserer heutigen Wanderung, ist eine Oase von großem Umfange, mit Tausenden von Dattelbäumen bepflanzt, die köstlichsten dieser Früchte liefernd, welche von Egypten aus in den Handel kommen. Der Preis hängt von dem Ertrag der Ernte ab, während z. B. im vorigen Jahre der Centner mit dreißig Franken bezahlt wurde, verkauft man ihn in diesem Winter mit vierzig Franken, da die Ernte spärlich, die Qualität der Früchte dagegen ganz vorzüglich ausgefallen ist.

Es fing bereits zu dämmern an, als wir einen Wasserspiegel, umkränzt von hohen Bäumen, erblickten, welchen ich Anfangs für das trügerische „Wasser des Schreckens", „das Teufelswasser", hielt, die hier heimische Lufterscheinung, welche den verschmachteten Wanderer oft zur Verzweiflung bringt. Wir waren aber am Ziel unserer Wanderung, an der Oase und dem See Oran, angelangt, und sahen auch schon den Scheik der Landschaft: Sajed Abd el al el Gabbani, zu unserer Begrüßung uns entgegenreiten.

Ich habe selten einen schöneren Mann gesehen, als den Scheik, auf seinem zierlichen, reich geschirrten Schimmel, im blendend weißen Burnus, umwallt von dem flatternden schwarzen Bedouinenmantel. Ein prächtiger Vollbart umrahmte das lange, tief gebräunte Gesicht, aus dem ein funkelndes dunkles Augenpaar uns entgegenblitzte. Die Zähne beschämten das Weiß des Elfenbeins.

Schweigend und würdevoll begrüßte er die Gäste, die Hand auf's Herz und Stirn legend, und mit einem Akzel der Bewegung, um welche ihn jeder Schauspieler beneiden konnte, lud er uns ein, ihm zu folgen. Das Haus des Ortsvorstandes zeichnete sich durch besondere Sauberkeit von den elenden Lehmhütten aus, aus welchen das langgestreckte Dorf bestand. Auf hölzernen Matten und in den winzigen Tassen ward köstliche Mocca serviert, und zu bewundern der unentbehrliche Tschibuk herumgereicht. Da nur Menschennen allein von uns der arabischen Sprache mächtig war, so wurde die Unterhaltung etwas schwerfällig, und ich dankte Gott, als der Wirth das Zeichen zum Aufbruch gab. Wir wanderten ungefähr zwanzig Minuten im Schein des Vollmondes, der unseren Weg mit einer Pracht und Klarheit beleuchtete, deren der alte Busche eben nur im Orient fähig ist. Zahllose schlanke Palmen ungaben den kleinen See, welcher die wiegenden Federkronen wie zu einem großartigen Naturdom, auf tausend Säulen ruhend, in einander wölbten. Ueber die spiegelglatte Wasserfläche war ein voller Lichtstrom ausgegossen. Die schlanken Gestalten der Weiber, welche die Krüge füllten und selbe mit zierlicher Grazie auf dem Kopf heimwärts trugen, schwiegen und lautlos, und denn tief verhüllten Anblick nur die blitzenden Augen musterend auf die seltene Erscheinung der Fremdlinge aus dem Abendland richtend, der eintönige Ruf der Frösche, der monoton aus dem Riesenschilf am Ufer herauf an unser Ohr schlug, die weihevolle Ruhe, welche auf der seltenen Landschaft lagerte, Alles zusammen machte, trotz der Einfachheit des Anblicks, einen mächtigen Eindruck auf unser poetisch gestimmtes Gemüth.

Wohl eine Stunde mochten wir im wohlschattigen dolce far niente gesessen haben, als der Sohn des Hauses und zum Abendbrod abzuholen kam. In kurzen, abgebrochenen Sätzen, ohne alle Kreiserung von beiden Seiten, war indeß der Handel abgeschlossen, und die zahllosen Früchte, die in dichten Traubenbüschen über unseren Häuptern hingen, gehoben dem Handelshaus Menshaufen in Kairo, von wo aus sie in zierlicher Verpackung über die ganze Welt gehen.

Im Hause des Schriks hatten sich inzwischen zu Ehren der fremden seltenen Gäste die Honoratioren des Ortes von Oran zusammengefunden, die auf einem rings um die Wand laufenden grauweißen Riesensopha Platz genommen hatten. In der Mitte der zahlreichen Versammlung waren ein oder zwei Sänger des Ortes, die zum Klang der monotonen arabischen Instrumente ihre einförmigen und natürlich doppelt langweiligen Lieder zum Besten gaben. Auf einem niederen Tisch wurde eine ungeheure Schüssel Reis serviert, in welchen braune Stücke von Hammelfleisch gesteckt waren. Während die übrigen Gäste mit Kaffee in winzigen orientalischen Tassen regalirt wurden und dazu „Tabak trauken" („Tabak trinken" nennt der Araber das Rauchen), wurden wir aufgefordert, mit der Familie zu speisen.

Das Beob wurde als Löffel benutzt, um den Reis herauszufischen, die ersten drei Finger der rechten Hand umfaßten die Stelle von Messer und Gabel beim Fleisch vertreten. Der erste Bissen quoll mir dreist in Mund, denn er roch so intensiv nach Talg, daß ein russischer Hofrat vor Entzücken darüber außer sich geraten wäre. Leider bin ich der dürftigen Gattung von „Genürr" so wenig gewöhnt, daß mein Magen sich auf's Heftigke gegen die mir zugemuthete kulinarische Seltenheit sträubte. Ich hatte nur eben Zeit, mein Taschentuch herauszuziehen und den Freunden zuzurufen, ich bekäme Nasenbluten, um mitten durch die tief verhüllten, neugierig am Eingang lauschenden weiblichen Gestalten, die scheinbar auseinanderstoben, in's Freie zu stürzen! Es war die höchste Zeit! Sie lange es thunlich war, benchelte ich Nasenbluten, um die Taschentuchen inzwischen vorübergehen zu lassen. Bei meiner Rückkehr war ich freudig überrascht, den Tisch mit unsern Vorräthen, die wir in weiser Voricht mit uns genommen, gedeckt zu finden. Menshausen, der gewohnt hatte, daß mein unserer Dienstk den heimischen Gerichten nicht gewachsen war, hat schon um die Erlaubniß, auch das Unsrige zu dem „arabischen Pichnick" beitragen zu dürfen, und so lacht mir beim Eintritt in die Halle kaltes Fleisch, Käse, Eier und Obst entgegen! O Segen der Civilisation, wie habe ich deine Wohlthaten tiefer empfunden, als nach diesem Reis mit Unschlitt! Auch zwei Flaschen feinen Rothwein hatte der kluge deutsche Handelsherr im Bauche unseres Freiherbes verborgen, ja selbst eine Bouteille mit hölzedorfer Punschessenz, „Firmen Rober", brachte er zum Schluß der Schlemmerei zum Vorschein. Natürlich verschmähten Die, welche jetzt unsere Gäste geworden, alle geistigen Getränke, griffen aber die Schüssel mit dem kalten Braten so rüstig an, daß der Inhalt in Beschäftigung des Umstandes, daß derselbe noch morgen für uns vorhalten sollte, sich in bewundernswerther Weise verdünnte.

Keiner der Anwesenden machte übrigens eine Miene zum Aufbruch, obgleich die Mitternachtsstunde mit starken Schritten heranrückte. Wir waren gezwungen, dem Scheik unseren Wunsch nach Ruhe auszusprechen, der auch ohne Umstände seine werthen Landsleute hinausthrieb. Auf dem gemauerten Sopha wurden Teppiche gelegt, die Mittelspitze uns angewiesen, eine Menge Menschen entkleideten sich, und warfen sich auf die primitiven Ruhestätten, wir ahmten das Beispiel nach und in kurzer Zeit duchtönte die improvisirte Kaserne nur das Gerausch des Schnarchens, vom sanftesten Versuch bis zum Rasseln einer arbeitenden Sägemühle. Die Sonne weckte uns Langschläfer, als unsere Schlafgenossen sich schon längst lautlos entfernt. Beim Ankleiden machte Freund Meyer die unliebsame Entdeckung, daß einer der biederen Hausbewohner, welche das gastliche Dach mit uns getheilt, in der Zerstreuung seine Bocke, welche ungefähr zwölf Napoleonsd'or und etwas Silbergeld enthielt, unter dem Hauptr des Schlummerndem hervorgezogen und sich ebenfalls „lautlos" damit davongesellschaften habe. Mit großter Bestürzung, aber ohne Wuthe und Ruhe zu verlieren, vernahm Sajed Abd el al el Gabbani die Kunde von dem in seinem Hause verübten Diebstahl.

„Was Du in meiner Behausung verloren hast, Fremder, ersehe ich Dir. Du brauchst keine Sorge zu haben; in einer Stunde werden wir auf den frechen Dirb kommen, dem das Eigenthum des Gastes nicht heilig ist."

Der Scheik rief in die Hände klatschend seinen Sohn herbei und flüsterte ihm etwas in's Ohr, worauf dieser sich eiligst entfernte. Nach und nach füllte sich die Halle mit den Schlafgenossen der vergangenen Nacht, und mit dem Sohn des Scheiks trat ein spindeldürrer, weißhäutiger Beduine, der Wahrsager oder „Zauberer" des Orts; herein. Er trug eine, seine skelettartigen, aber schlanken Glieder kaum nothdürftig bedeckende einfache Kleidung, und ließ die schwarzen, blitzenden, pfiffigen Augen, forschend von Einem zum Andern gleitend, auf der Versammlung ruhen. Man schien von dem Vorfall bereits in Kenntniß gesetzt zu sein, denn auf den Gesichtern der Anwesenden lag erwartungsvolles, feierliches Schweigen. Zwei Diener brachten einen der großen Krüge, welche zur Aufbewahrung des Trinkwassers dienen, herein und stellten ihn in der Mitte des Saales auf. Auf einen Wink des Zauberers trat ein Knabe vor — ich habe nicht erfahren können, ob er in das Haus des Scheik oder zum Wahrsager gehörte. Der Gaukler legte ihm die flache Hand auf den Kopf und befahl ihm laut mit tönender Stimme, in das Wasser des Kruges zu sehen, um zu sagen, was er darin sahe?

Langes, langes Schweigen! Man konnte das schwere Athemholen der Araber hören; selbst wir wurde bei der wunderlichen Prozedur ganz unheimlich zu Muthe. Endlich rief der Knabe, er sahe etwas. Menschaulen, der Landesstrache vollständig mächtig, vecdolmetschte und den Vorgang. Auf die Frage, was er sähe, entwarf er das Porträt eines Mannes bis in die kleinsten Einzelnheiten, schilderte das Costüm, Theile und Farbe desselben, die Gesichtszüge, kurz den ganzen Menschen bis in's winzigste Detail, so daß sich Aller Augen sofort auf das Original dieses sonder-

Digitized by Google

baren Steinbrieks richteten. Es war ein griechischer Diener des Scheits, welcher allerdings mit und in der Stube geschlafen hatte. Der auf so merkwürdige Art entlarvte Dieb stand wie angenagelt, seine Augen scheu auf den Boden heftend, während der die Anwesenden ihn zu durchbohren schienen.

Plötzlich zog unser Gastfreund eine wuchtige Rüpelpeitsche aus der Haut des Hippopotamus unter dem Ueberröcke hervor und hieb sie schneidend in gewaltigen Schlägen auf den breiten Rücken des aufheulenden Schufts unaufhaltsam niederfallen. Nicht ein Wort wurde zwischen den Parteien gewechselt, eine Vertheidigung weder verlangt noch gegeben. Nachdem die schmerzlichen Schläge mit dem lebenskräftigen Instrument immer hageldichter niederfielen, griff der Grieche, vor Pein aufbrüllend und sich krümmend, in die Brust, warf Meyer's Börse in den Kreis und durchbrach denselben mit der Allzhtigkeit eines verwundeten Hirsches. Hinter ihm tastete sich der Bann des Schweigens, der bisher auf Allen gelegen hatte, und wie eine blindwüthige Meute flog Alles, was Füße hatte, bis auf uns, den Scheik und den Zauberer, hinter dem in wildem Laufen vorwärtseilenden Verbrecher her. Was zur Hand war, Steine, Erdklumpen, zerbrochene Scherben, wurden dem armen Teufel, der uns doch zu danken anfing, nachgeworfen, zum Glück ohne ihn ernstlich zu treffen. Es war eine wüste wilde Jagd, der wir durch's Fenster nachsahen, bis das aufgetriebene Wild und die Jäger vor unseren Augen entschwanden.

Till Eulenspiegel. **Wie Eulenspiegel starb und die Schweine die Bahre umwarfen.** (99. Historie.)
Originalzeichnung von Ludwig Löffler.

Mit der Würde des Dreimalen lud und der Schrift ein, unser Eigenthum zurückzunehmen. Es wurde Kaffee und die Papierzigarre gebraucht und der Vorfall besprochen. Unser Hausherr machte uns das abspenstige Kompliment, er habe gleich gedacht, daß das Geld nur von einem Europäer gestohlen worden sein könne, denn der Araber stehle nie, oder wenigstens nur dann, wenn er sich bereits eine Zeitlang in Europa aufgehalten habe. Wunderliche Logik, leider nicht ohne Grund!

In diesem Umstande lag ich auch sofort den Schlüssel zu dem Kunststück des Zauberers heraus. Der pfiffige alte Bursche hatte sich die Person nanubast machen lassen, welche das Zimmer Nachts mit uns getheilt. Der schlechte Kauf, in welchem die Griechen überhaupt im Orient stehen, hatte ihn um so leichter auf die richtige Spur geführt, als unsere übrigen Schlafgenossen theils Familienglieder des Scheiks, theils erprobte einheimische Diener waren. Das Gaunerstückerl mit dem Erscheinen des Bildes auf der Wasserfläche ward natürlich mit dem dazu dressirten Knaben abgekartet.

So löste sich das Räthsel für uns sehr leicht und natürlich, — nicht so für die Landsleute des Wahrsagers, welche alle auf die Kunst des Wundermannes staunend stolze Ehe ablegen. Ich aber bin zu einer hohen Wette erbötig, wenn sie einer unserer Leser halten will. Ich werte den hundertfachen Betrag, daß sich der diebische Grieche nie wieder in Cran sehen lassen wird.

Till Eulenspiegel.

10.

Wie Eulenspiegel starb und die Schweine die Bahre umwarfen.

(99. Historie.)

Nachdem Eulenspiegel sein Stündlein kommen sah, beichtete er und machte sein Testament, durch das der Rath von Mölln sich grausam betrogen sah. Und als er seinen Geist aufgegeben, kamen die Leute vom Spital, bewinten ihn und legten ihn auf die Bahre, worauf die Geistlichen erschienen, um die Vigilien zu singen. Kaum aber hatten sie begonnen, so kamen die Spitalschweine mit ihren Ferkeln, liefen unter die Bahre, rieben sich daran und warfen zuletzt die Bahre um. Man suchte die Schweine fortzutreiben, aber nun wurden sie erst recht wild und warfen Alles um, was ihnen in den Weg kam. Alles lief durcheinander, die Kreuz und die Cuer zum Thor hinaus, bis zuletzt nur noch die Spitalweiber überblieben, welche den Todten wieder auf die Bahre legten; aber sie machten's verkehrt, daß er zuf auf den Bauch zu liegen kam. Und da sich Niemand weiter sehen ließ, da trugen ihn die Spitalweiber auf den Kirchhof und legten ihn in's Grab. Nun kamen die Geistlichen wieder, um ihren Rath zu geben, wie man ihn begraben sollte; er verdiene nicht wie ein guter Christenmensch zu liegen. Als sie aber sahen, daß er verkehrt lag, weinten sie lachend, nun solle man ihn auch so liegen lassen, da er selbst verkehrt liegen wollte.

Briefmappe.

Hrn. Rud. S. in F. Können Sie durch Vermittlung der hiesigen Eisenbahndirektionen uns die bezüglichen Papiere leihen, so werden wir gerne das Weitere besorgen.

Hrn. Prof. P. in K. Sie haben sich doch in der Zeit verrechnet, es sehr wir Ihrem mathematischen Talente alle Anerkennung widerfahren lassen. Bereits besorgt!

Frl. Julie K. in P. Wir sind ganz mit Ihnen einverstanden und meinen, man sollte sich mit den Erfolgen genügen lassen und des Spruchs von Homer eingedenk sein:

„Freue Dich, Mutter, im Geist, doch enthalte Dich jauchzenden Ausbruchs,
Sünde ist ja es, sich stets erfolgsamen Männer zu nehmen."

Hrn. Kriegsrkm. P. in O. Zur Reklame doch wohl nicht geeignet; das wird wohl noch manchen Kampf setzen.

Hrn. A. Weiß in Kärn. Zeitschrift ist für Ihren Zustand ganz gleichgültig; erstere Briefe müssen durch kuriosestes Aufthauen wieder in normale Lebensthätigkeit zurückgeführt werden. Es ist etwas umständlich, Ihnen in diesen engen Rahmen das Verfahren bezüglich mitzutheilen; Sie finden aber hie Briefen und dessen sichere Heilung eine ausführliche Belehrung in Klenke's Hausfreunden der Gesundheitslehre, 3. Auflage, I. S. 427.

Frl. M. H. in J. (Böhm.) Sie sind in Ihrem Rechte und man wird Ihnen auch noch Recht geben, wenn Sie handbuch bleiben. Persyrane Handschuhe, wie gelbe.

Hrn. Dr. J. R. in E. Sie können sich allerdings nicht ohne Zustimmung des Verlegers mit fremden Bekanntmachung des Ankündigens anders nennen.

Hrn. v. H. in Cri. Wir müssen eben kaven Einsicht nehmen, ohne das können wir nicht urtheilen.

Hrn. A. B. in K. Unsern besten Dank für Ihre dauernde und warme Theilnahme an unseren Bestrebungen. Ihre Wünsche werden wir gerne zu erfüllen suchen. — Ihre Meinung ist allerdings entschiedenswerth für Den, der sein eigener Lehrer ist und der mit unverwandtem Fleiße bei der Sache bleibt, was wir von Ihnen erwarten. — Die Illustrirte Welt schließt allerdings ihren zwanzigsten Jahrgang und blüht alle, wenn sie wie anlangt immer und seit 1866 wieder in Nummern erscheinen, heute die 1041. Nummer erreicht, was von einer unserer Kellegnmen gerühmt wird.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 564:

Wie glücklich ist der Menschwind!
Er schwingt sich auf sein Ambrarad
Und saat zu Dir und Kenzz zu Dir
Er leicht, so rasch, wie ein Gedicht.

Mich aber hält gefangbiet
Ein unerbittlich Mißgeschick,
Wiewohl mein ewig quellend Aug'
Vollmeere sehen des Gramz vergeß.

Auflösung des Silbenräthsels Seite 588:

Minister des Innern.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Zwanzigster Jahrgang. Nr. 52. Stuttgart und Leipzig.

Die Schwanengans.

Ein Märchen.

„Gack, gack, gigack!“ rief die alte Gans und beschaute mit Wohlgefallen das eben aus dem Ei gekrochene kleine Wollgänschen. Es war aber auch gar wunderschön zitronengelb: ein Zeichen, daß es einmal, wenn es hübsch groß geworden, ein schneeweißes Gewand tragen werde, und das freute die Alte gar sehr, zumal es das einzige Kindlein war, welches sie aus den vielen Eiern, die ihr die Bäuerin untergelegt, ausgebrütet hatte. Deshalb beschloß sie auch ihr kleines Töchterlein zu hegen und zu pflegen und so zu erziehen, daß es einst die Krone der Dorfgänse werden sollte. Sie verließ es daher keinen Augenblick und führte es nur auf die schönsten Waideplätze, wo das beste und weichste Gras wucherte, und späterhin nur auf die klarsten Stellen des Dorfmoosers, hütete es auch so viel als möglich vor der Berührung mit den andern Gänsen, die

In der Marmhalle zu Wien. Originalzeichnung von Ludwig Löffler. (S. 614.)

ihr jetzt gegen ihr Töchterlein gar gemein vorkamen. Gerne hätte sie es zu den losen, vornehm schnarchenden Schwänen auf dem großen Teiche des Schloßgartens gethan, allein diese duldeten zu der Zeit noch keine Gänse auf ihrem Wasser, oder sie mußten von einer ganz besonderen Sorte und fremden Gegenden herstammen und durch ihre Künste oder ihr wunderliches Geschrei Unterhaltung gewähren. Als das Gänschen älter geworden und bereits das schneeweiße Kleid angelegt hatte, zeigte ihm die Alte in dem Wasserspiegel sein schönes Bild und gackerte ihm täglich vor, wie groß und wunderschön es sei, wie ihn seine der ganzen Dorfheerde auch nur im Entferntesten gleiche und wie ganz gewiß noch die jungen Schwäne, wenn sie einmal von seiner wunderbaren Schönheit gehört, in das Dorf kommen und um seine Gunst buhlen würden. Das stieg denn dem guten Gänschen gewaltig in den Kopf und zuletzt war ihm selbst das fette Gras der Dorfgemeinde zu gemein, denn die übrigen Gänse fraßen ja auch davon. Es wachelte daher täglich mit seiner Mutter auf den Waizenäcker des Schulzen und beide fanden es in ihrem Hochmuthe unrecht, als sie von dem Aufwecht davongejagt wurden und er ihnen auch noch drohte, sie das nächste Mal nicht ungerupft durchkommen lassen zu wollen. Ihre Hoffart und Dreistigkeit nahm indessen täglich zu, und da sich immer noch kein junger Schwan bei ihnen eingefunden, so meinte die Alte, man müsse dieses doch auch etwas Gelegenheit geben, ihr Töchterlein sehen zu können und es kennen zu lernen. Es wurde also beschlossen, daß das junge Gänschen nach dem Schloßgarten gehen und sich dort in der Nähe des Teiches im Gebüsch so lange verstecken sollte, bis es den Schwänen die vornehmen Manieren abgelauscht hätte und sich dann ihnen als hochgebildete Gans zeigen könne; zu beider Hoffnungen gingen so weit, daß es sich ihnen vielleicht endlich geradezu als Schwan vorstellen könne. Als nun das Gänschen nach dem Rathe der Mutter im Dickicht die stolzen Vögel beobachtete, geschah es einst, daß ein junger Schwan gerade an der Stelle an's Land stieg, wo sich unser Lieblingsschen auf die Lauer gestellt hatte. Es zitterte vor Angst und Freude, wollte flüchten und blieb, bis es zu spät war, der junge Schwan es erblickt und gerade auf dasselbe losging. Er schnarchte und gurgelte erst gewaltig vornehm, wurde aber immer freundlicher und zutraulicher und nannte es ein über das andere Mal sein liebes, wunderschönes Gänschen, sagte ihm noch gar viele süße Worte und fragte es aus über Dieß und Das. Unser Gänschen war aber über die Verabredung und Freundlichkeit des jungen vornehmen Vogels so erfreut und überrascht, daß es vor Vergnügen und Angst, etwas Dummes zu sagen, kein Wörtchen hervorbringen konnte; es schloß daher die Augen, hielt nach Gänsemanier den Kopf auf die Seite und trannte von seinem zukünftigen Glück. Da riefs plötzlich die alte Schwanenmutter; der junge Schwan erschrak, sagte noch ein schnarchendes Abschiedswort, stürzte sich in den Teich und segelte mit weit zurückgebogenem Halse auf die Alte los. Auch das Gänschen war bei dem Rufe der Alten aus seinen Himmelsträume erwacht, sah noch den jungen Schwan eine Zeitlang nach und wackelte dann recht traurig nach Hause; denn jetzt erst war ihm beigefallen, daß es nur häßliche, feuerrothe Füße und ebenso einen Schnabel habe, wogegen beides bei den Schwänen gar vornehm schwarz gefärbt sei, und daß es nun wohl mit seinem Auftreten als Schwan auf dem Schloßgartenteiche nichts werden könne. Dieß ärgerte und beklümmerte das Gänschen gar gewaltig. Im ersten Schmerze wollte es seiner Mutter Alles entdecken, änderte aber bald seinen Vorsatz. Die Alte merkte gleichwohl, daß etwas vorgefallen sein müsse, schwieg aber auch. Doch als beide schlafen gegangen waren, träumte das junge Gänschen so lebendig und laut von dem Vorfall, daß es Alles ausplauderte. Die Alte konnte vor Freude über die neue Bekanntschaft ihres Töchterleins nicht mehr schlafen und sann die ganze Nacht darüber nach, wie sie der ihrer Meinung nach vornehmen Tochter Schnabel und Füße recht schön schwarz färben könne, und fand auch gegen Morgen einen glücklichen Gedanken. „Gad, gad, gad! gi, gi, gi!“ rief die Alte vor Freude, als ihr Töchterlein mit einem tiefen Seufzer erwachte und ihre Mutter erstaunt angaderte. „Sei nur ruhig,“ sprach die Alte, „ich weiß Alles, die Sach' gebolzen werden; aber komm' nur erst mit zum Bade, dann will ich dir meinen Plan mittheilen.“ Als sie dort anlamen und ihnen die jüngere Dorfjugend den seltenen Gästen schreiend und schnatternd auswichen, bildeten sie sich vornehm ein, das geschehe schon aus Neid und Respekt vor ihrer glänzenden Zukunft; und die Alte berief laut ihre Tochter wegen ihrer vornehmen, von den Schwänen genau abgelernten Bewegungen im Wasser. Als aber die Tochter wohnte auf Schwanenart zu schnarchen und zu gurgeln anfing, wußte die Alte ihre Freude und Bewunderung kein Ende, ja sie stedte ihren Kopf vor innerer Lust bis tief auf den Grund des Dorfwassers, daß sie sich fast überschlug. Als endlich die Gansemaid mit der großen Birkenrute erschien, um die Heerde auf die Weide zu treiben, verließ auch unser Pärchen das Wasser, aber nicht um mit dem übrigen gemeinen Houfen sich austreiben zu lassen. Es eilte vielmehr schnell durch eine Seitengasse nach einer anderen Richtung hin und lümmerte sich wenig um das schallende Hohngelächter der übrigen. „Gad! Gad!“ sagte die Alte nach einer Weile, „daß wir jetzt wieder allein sind. Und nun höre meinen Plan! Gestern, als ich mich die Gesellschaft unserer gemeinen Nachbarn besuchte, befand ich mich einmal bei des Schulmeisters Gänsen, die mich zu einem Kohlschmause eingeladen hatten. Es war gerade Jahrmarkt im Städtchen, und du weißt, daß der Schulmeister da nie zu sehlen pflegt. Ich stand dicht an der Küchenthür und sah, wie er aus einer Ecke einen alten Napf hervorzog und sich mit einer schwarzen Farbe die beschmutzen Füße erst ausstrich und dann mit einer Bürste spiegelglatt polirte. Wenn nun der Schulmeister in der Schule ist, so schleichen wir uns in die Küche. Du steckst Schnabel und Füße in den Napf und ich polire die sie mit meinem Flügel so schön, daß dich selbst die Schwäne darum beneiden sollen.“ Als nun das Gänschen durch ein „Gi, gi, gad, gad!“ seine freudige Zustimmung gegeben, thaten sie, wie die Alte gesagt. Die Freude über das Gelingen ihres Unternehmens war groß und die Mutter führte ihr Töchterlein nun erst an den Spiegel des Dorfwassers, damit es sich gehörig beschauen könne, und dann zogen sie selbander abschleifig über den Gänsewasen an der schen und erkannt über die plötzliche Umwandlung des Gänschens zurückweichenden Heerde vorüber nach dem Thore des Schloßgartens; denn hier wollte die Alte, um ihr Töchterlein nicht zu verrathen, dessen Zurückkunft erwarten. Als dieses in die Nähe des Teiches gekommen, stand es zaudernd stille, denn das Herz klopfte ihm gewaltig; doch ein Blick auf sein schneeweißes Gewand und die glänzend schwarzen Füße gab ihm wieder den Muth, vorwärts zu gehen. Die eingetretene Stille brachte unser Gänschen auf's Neue in Verlegenheit, besonders aber, als die alte Schwanenmutter von Unanstandsdrist und Zudringlichkeit war sich hinschnarchte. Das Gänschen wußte immer verzweifelter, machte einen Knix um den andern und stotterte vor Angst einige abgebrochene Worte heraus. „Auf Ehre!“ schnarchte die Alte, „täuschte mich nicht die vornehme Farbe des Schnabels und der Füße, so glaubte ich eine jenes gemeinen Dorfpobels vor mir zu sehen; so jedoch muß ich annehmen, daß unter unangemeldeter Gestalt Niemand anders Familie sei.“ Ein flehender Blick einer der jungen Schwäne stimmte die alte Mama etwas freundlicher. „Nun, wir wollen sehen!“ schnarchte sie wieder vornehm und lud unser Gänschen zu einer Spazierfahrt auf das Wasser ein, wohin denn auch die Uebrigen folgten. Wer war froher als die Arme, daß die Autrittsscene zu Ende war, denn auf dem Wasser glaubte sie schon die vornehmen, feinen Manieren, die sie den Schwänen abgelernt, besser an den Tag legen und unerkannt ihre zärtliche Bekanntschaft mit dem jungen Schwan fortsetzen zu können. Die Alte aber ließ sie nicht aus dem Gesichte und schnarchte und schnaufte gewaltig um sie herum; denn sie hatte gleich anfangs bemerkt, daß die Fußsohlen ihres Gastes feuerroth waren, und daß sich hinter ihm in dem klaren Wasser seltsame bunte Bilden zeigten. Unser Gänschen jedoch schwamm ganz sorglos neben seinem alten Bekannten her und bildete mit ihm ein Paar nach dem Kopf in dem Wasser herum. Aber die ganze Gesellschaft war durch das auffallende Benehmen der Alten aufmerksam geworden und schwamm immer dicht um die Unbekannte herum. Ein unglücklicher Zufall wollte zuletzt, daß sie mit dem nassen Schnabel an das weiße Kleid eines der Schwäne stieß; und wer schildert die Entsetzen, als sie gewahrte, daß sie die köstliche Schminke von ihrem Schnabel theilweise übergragen hatte und dieser sich in dem Wasser wieder feuerroth abspiegelte. Dem anfangs stummen Erstaunen der Gesellschaft folgte bald ein entsetzliches Lärmen und Schnattern. Vor Schrecken, Angst und Scham fiste sich unser Gänschen gern auf der Stelle ertränkt, aber das ging nicht. Es wollte nun fliehen; da fiel aber Alles über die arme Entlarvte her. Sie rief den jungen Schwan, der ihr so viel Liebes und Schönes gesagt, zu Hülfe; der aber hatte sich vornehm zurückgezogen. Endlich erreichte sie das Ufer und kam nach vielen Mühen mit gebrochenem Flügel und hinkend bei ihrer harrenden Mutter am Ausgang des Parkes wieder an, die bei ihrem Anblick ein solches herzzerreißendes Geschrei erhub, daß sämmtliche Dorfgänse von der Weide herbeistürzten und sie unter dem schrecklichsten Hohn- und Spottgeschrei bis in das Dorf vor ihre Wohnung begleiteten, wo denn das arme Gänschen auch bald vor Gram starb. Die Alte aber überlebte ihr Töchterlein nicht lange; denn wo sie sich später im Dorfe zeigte, riefen ihr die übrigen Gänse immer spottend nach: „Seht, dort geht die hoffärtige, vornehme Schwanengans!“

C. L. Wucke.

Aus der Okkupationszeit.

In der Markthalle zu Metz.

(Vgl. S. 613.)

Es war um die Mittagszeit, als ich durch die weiten Raumlichkeiten der metzer Markthallen schlenderte. Der Duft von Blumen und frischem Gemüse wirkte an jenem heißen Tage wohlthätig erquickend auf meine

Digitized by Google

Nerven. Käufer, Verkäufer, Bauern und Städter, Dienstmänner und Herumlungerer bildeten mit den Gemächern ein buntes, reich komponirtes Bild, aus dem mir die Gestalt eines bekannten berliner Konfektionärwohlmeisters herausleuchtete. Wir trafen zusammen. Nach üblicher Vernunderung von beiden Seiten und Erledigung einiger Wie's, Wo's, Warum's und Ach's trat er unter den erläuternden Worten: „Ich muß meiner Frau ein paar Gurken mitnehmen," an eine der ihm bekannten Händlerinnen. Sie wie ihre Nachbarinnen schienen nicht sehr erfreut über die ausgedrungene Kundschaft, obgleich ich zu meiner ganz besonderen Befriedigung sehen mußte, daß die Waare sofort bezahlt und nicht, wie in Berlin so häufig geschieht, auf Rechnung geschrieben wurde. Das Mißfallen äußerte sich durchaus nicht etwa in einer Grobheit oder Unart, nein — aber wie der Mann der Polizei angesehen wurde, wie ihm auf die Frage: „Doch recht wohl, Madame Schneider?" das «Merci, Monsieur — pas mal!» geantwortet wurde, das charakterisirte die Stimmung. Diese Stimmung ist aber keine persönliche, denn der Wachtmeister erfreut sich durch seine Liberalität einer ganz besonderen Beliebtheit, sondern sie ist durchgehends gegen Jeden, in dem man den verhaßten Preußen wittert. L. Löffler.

Ein leuchtend Frauenbild *).

Von **E. Ruderff.**

„In der Prüfung schweren Tagen,
Wo der Feste Deutschland schlug,
Fürsten ihm zu Füßen lagen
Und Europa Fesseln trug.
Hat sie treulich mitgestritten
Für des Vaterlandes Ruhm,
Nichtig hat sie mitgestritten
Für der Freiheit Heiligthum!

Stand am Bette wunder Krieger,
Wie ein Engel tröstend mild,
Es begeisterte die Sieger
Ihrer Tugend hehres Bild.
Im ertämpften süßen Frieden
War Deglückten ihre Lust —
Und die Kraft war ihr beschieden,
Oft zu trösten unbewußt."

Maximilian II., König von Bayern.

„Sie ist eine vollkommene Frau, von außerordentlich edlem und erhabenem Charakter, von großem Fleiß im Lernen, und verbindet mit diesen Eigenschaften das Talent eines Engels, die gänzlichste Anhänglichkeit an ihren Gemahl und die Kinder, welche sie verloren hat."

Freiherr vom Stein.

Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen ist es, welche ihr Schwiegersohn — König Maximilian II. von Bayern — und ihr Freund — der Freiherr vom Stein — in so warmen Worten preisen, und die in der großen Zeit von Deutschlands Erhebung gegen Napoleon, unter den deutschen Fürstinnen den Ehrenplatz einnahm. Die edle Fürstin darf als das Muster deutscher Frauen gelten: beschieden bei reicher geistiger Begabung, Stille und Zurückgezogenheit über Alles liebend und in dem abgeschlossenen Kreise der Familie das höchste Glück findend, trat sie dennoch muthig hervor, als es galt, den Männern nachzueifern in aufopfernder Vaterlandsliebe, den Frauen voranzuleuchten in treuer Sorge für die Kranken, die Verwundeten, die in Noth und Kummer Zurückgebliebenen. —

Marianne, eine Tochter des Landgrafen von Hessen-Homburg, wurde am 12. Oktober 1783 geboren. Ihr lebhafter, für alles Gute und Schöne empfänglicher Geist offenbarte sich schon früh durch eine innige, reine Anhänglichkeit an alle Diejenigen, von welchen sie sittliche und geistige Förderung erhalten, sowie durch ein tiefes Gefühl für die Reize und das stille Weben der Natur. Niemals fand sie sich mehr befriedigt, mehr in vollem Einklang mit ihrer Umgebung, als wenn der Gottesathem der Natur sie umwehte. So schrieb sie — die Reine — welche an sich selbst die höchsten sittlichen Forderungen stellte, am Spinnerabend des Jahres 1813, nachdem sie der glückverheißenden großen Thaten des verflossenen Jahres gedacht und alle ihre Lieben dem Vater im Himmel empfohlen hatte, in ihr Tagebuch: „Könnte ich doch heim Rückblick wirklich sagen, daß ich mich gebessert hätte in dem Jahre, aber ich kann das wohl nicht? — Ich fühl's, daß ich leichter gut werden würde in meinem Element, einer schönen Natur und entfernt vom Besseen — ach, wie sehne ich mich darnach!"

Achtzehn Jahre alt — am 12. Januar 1804 — vermählte sich die Prinzessin mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, einem Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., und diese Verbindung, aus gegenseitiger Neigung eingegangen, wurde für Beide eine Quelle des reinsten Glückes. Von der edlen Königin Louise wie eine Schwester empfangen, lohnte sie die ihr dargebrachte Liebe mit jener Treue, die ein Grundzug ihres Wesens war und blieb.

Die Fülle des Segens schien auf die Fürstin sich zu senken, als ihr ein holdes Töchterchen geboren ward; doch leider brachen nur zu bald die düstern, unheilvollen Tage von Jena und Auerstädt herein und ließen jedes freudige Gefühl verstummen. Auf der eiligen Flucht, in welcher die Prinzessin der königlichen Familie nach Memel folgte, wurde sie in Danzig wiederum von einem Töchterchen entbunden, das jedoch nur wenige Tage lebte. Auch die ältere, schon kränkelnde kleine Prinzessin Amalie erlag den Unbilden der in so rauher Jahreszeit unternommenen Reise. Diese von allen Seiten über die Prinzessin hereinbrechenden Trübsale hatten nur die Wirkung, ihr Gemüth zu läutern, ihren Muth und ihre Aufopferungsfähigkeit zu erhöhen. Sie und ihr Gemahl schlossen sich aus voller Seele an den Mann, von welchem alle Hilfsbereuden die Wiederaufrichtung des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes erwarteten, an „den gebeugten Vaterlandes ungebeugten Sohn" — den Freiherrn vom Stein. Nicht minder hoch stand Stein in der Schätzung der Königin Louise, die stets zu vermitteln strebte, wenn Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Könige und Stein eintraten, aber ihr Gemahl nicht sofort allen Vorschlägen seines Ministers zustimmte. So schreibt ihm die Königin im Oktober 1807:

„Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort; Deyne kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder, mein selbst willen darum. Geduld!

Louise."

Der tilsiter Frieden, der Preußen schon so ungeheure Opfer auferlegte, brachte durch die Bedingungen, an welche Napoleon die Ausführung dieses Vertrages zu knüpfen befahl, das erschöpfte Land zur Verzweiflung. Immer neue und stets größere Summen forderte Daru im Auftrage des Kaisers und entblößte sich nicht zu sagen: er würde seine Forderungen verdoppeln, wenn man sie nicht annehmen wolle. Preußen schien der Vernichtung bestimmt! —

Sobald die Königin von dem Gange dieser Verhandlungen Kunde erhielt, schrieb sie an Stein:

„Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin nicht Konferenzen erfordern, oder zu saftende Entschlüsse Sie abhalten, so wünschte ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um fünf Uhr zu sprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines Ungen, gesühlvollen Mannes ist von unendlichem Werth. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurtheil ist gesprochen! —

Louise."

Wem offenbaren diese schmerzerfüllten Worte nicht die unheilbare Verletzung, an deren Folgen die edle Königin nur wenige Jahre später ihr Leben aushauchen mußte!

In diesen Tagen der höchsten Bedrängniß faßten der Prinz und die Prinzessin Wilhelm einen wahrhaft hochherzigen Entschluß. Der Prinz erbot sich, nach Paris zu gehen, um von Napoleon günstigere Bedingungen auszuwirken, und verordnete mit seiner Gemahlin, sie wollten — falls alle andern Schritte erfolglos blieben — dem Kaiser der Franzosen sich als Geiseln für die gewissenhafte Ausführung des Vertrags anbieten und in persönlicher Haft bis zur erfolgten Zahlung der Kriegskontribution bleiben. Der Prinz reiste nach Paris und seine Gemahlin sendete ihm einen Brief, in welchem sie nochmals sich zu jedem Opfer für das Vaterland bereit erklärte. Und an Stein schrieb sie am 18. Februar 1808:

„Ich kann mir nicht verwehren, Ihnen eine Stelle meines Briefes an Wilhelm mitzutheilen, damit ich Sie überzeuge, daß was ich heut that, nicht in den Tag hinein gehandelt war, sondern daß ich überlegt auf das Aergste gefaßt bin:

„Daß ich solches niederschreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinsinken, sieh' das lehrt Liebe — die starke Liebe nur! — Wenn ich bei Dir sein kann, gleichviel im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre, — ich komme und ereile Dich bald! — Wenn es dann einst beendet ist, kehren wir beglückt zurück in's befreite Vaterland. — Wenn es aber möglich wäre, daß ihm das Zögern mit den Bezahlungen zu lange dauerte, und er es anders mit Dir reden wollte, o da gibt es ja wohl Wege genug zu seinem Herzen, aber nicht Herz, daß er mich mit Dir gehen ließ! Wir stehen allein jetzt — Amalie ist ja todt — wir dürfen es! O, und dann sind wir ja auf ewig selig!

„Antworten Sie mir nicht — es war mir nur daran gelegen, ganz von Ihnen, den ich so unendlich schätze und liebe, verstanden zu werden. Marianne."

Die Sendung des Prinzen hatte keinen Erfolg. Als der Prinz voll Begeisterung sich gegen Napoleon erbot, als Geißel in seiner Macht zu

*) Zu diesen Tagen (Juli) ist Stein's Denkmal in Nassau errichtet worden. Wie glauben den Verehrern des großen Patrioten bei diesem Anlaß keine schönere Gabe bringen zu können, als dieß lebendige leitere fürstlichen Freundin, das uns auch das Bild des theuren Mannes wieder recht lebendig vor Augen führt.

Digitized by Google

bleiben, umsomehr ihn dieser zwar, sagte jedoch: „Das ist sehr edel, aber unmöglich!“ Alle Geschäftsverhandlungen verwies er an den Minister des Auswärtigen und dieser erklärte wiederum, daß zuerst die Geldverhandlungen mit Daru in Berlin geordnet sein müßten.

Der Prinz schrieb an Stein: „Ich bitte, in Ihrer Brust zu verschließen Alles, was diesen mißtungenen Versuch, mein Vaterland durch mich selbst zu retten, betrifft; der Beifall, den meine Freunde mir zollen, unter welche ich zähle Sie mitbegreife, ist mir Freude genug und Belohnung; was schade, daß ich nicht helfen konnte!“

Stein schrieb von der damals dreiundzwanzigjährigen Prinzessin: „Die Prinzessin Wilhelm von Preußen verbindet mit Schönheit und Würde einen kräftigen, gebildeten, besonnenen Geist und ein edles, großes, tiefes Gemüth. Ihre Gestalt ist der Adorack ihrer Seele, Reinheit, Hoheit und Würde. Sie ist geboren zu einem Thron, aber sie wird auch jede Lage des Lebens verschönern und veredeln, und wäre sie die niedrigste.

„Ihre Erziehung erhielt sie von einem vortrefflichen Vater, der ihr Lehrer und Freund war und frühzeitig die Keime des Großen und Guten in ihr entwickelte. Frühzeitig wurde sie mit Leiden und Entbehrungen mancher Art bekannt, als Kind vertrieb sie die Langeweile der Franzosen aus dem väterlichen Wohnsitz, nur wenige Jahre vermählt, begleitete sie die königliche Familie in den unglücklichen Jahren 1806, 1807 und 1808. Hier verlor sie ihre zwei Kinder, und ihren Gemahl entfernte der Feldzug und die Sendung an Napoleon.

„Sie lieht Geschichte und externt sie aus den Ueberlieferungen der Alten, die sie mit großer Aufmerksamkeit liest, und durch Auszüge in ihr Gedächtniß einprägt. Ihr Urtheil über Menschen ist bei solchem Gemüth und solchen Beschäftigungen strenge, frei von Vorurtheilen; sie ist unerbittlich gegen das Falsche und Gemeine, und wäre es auch mit dem Glanz des Thrones umgeben.

„Eine Folge ihrer Besonnenheit und der Würde, mit der sie Jedem seine Stelle anweist, ist die Verschwiegenheit, die sie in einem hohen Grade besitzt. Sie hat einen unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit, zu einem innern in sich gesammelten Leben, das ihre äußern Verhältnisse, mehr als gut ist, befördern. Ihre Liebe zur Kunst ist verbunden mit einem ausgezeichneten Talent im Zeichnen, das sich durch sich selbst, weniger durch Unterricht, entwickelt hat.“

In der Mitte des Januar 1808 hatte die königliche Familie Memel verlassen und war in Königsberg eingetroffen, wo sie bis zum Dezember 1809 verweilte. Sicherlich hat es damals keine Stadt in Deutschland gegeben, in welcher ein regerer nationaler Sinn erwacht wäre, in welcher man so kühne Entschlüsse gefaßt hatte, als es in Königsberg geschah. Von Osten sollte auch die Morgenröthe eines edleren Daseins für das deutsche Volk anbrechen, und durch begeisterte Worte, durch ein Leben, das von allem hohlen Tand und Schein verächtlich sich abwendete, wußten Männer wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau in Tausenden die Hoffnung auf Befreiung, die opferfreudige Hingabe an eine große Sache. Neben ihnen wirken Grollmann, Boyen, Schön, Niebuhr, Stägemann, Nicolovius, Schefferr, Süvern, Schentendorf, und suchten durch Wort und Schrift die Gemüther zu erheben. „Es leiten sich die Guten an das Gute, und selbst die schwankenden Gemüther ergreift das Lebens und der Freiheit Feuer. — Ihres Purpurs beraubt, stehen die Throne, unwerth der Hoheit Zierde; aber ein neues, herrlicheres Reich entblüht dem reinen Willen rechter deutscher Kraft,“ schrieb Graf Karl von der Groben, einer der edelsten Männer Ostpreußens.

Und die Frauen des königlichen Hauses lohnten — ohne aus ihrer echt weiblichen Zurückhaltung herauszutreten — die für das Vaterland hochherzig Wirkenden durch ihre freudige Theilnahme, durch ihre bewundernde Anerkennung. So entstand in jenen Tagen ein modernes Ritterthum, weniger glänzend und phantastisch als das Mittelalter es gekannt, doch auf der sittlichen Grundlage ruhend und von dem edelsten Gehalt.

Die Namen der Königin Louise und der Prinzessin Wilhelm waren auf den Lippen jener begeisterten Männer und Jünglinge, die 1813 freudig ihr Leben einsetzten für des Vaterlandes Ruhm und Ehre.

„Alle Herzen schlagen
Herrin, je für Dich,
Alle Zungen sagen
Deinen Namen sich!“

Im November 1808 mußte Stein — dem Drängen Frankreichs weichend — aus seiner Stellung scheiden; der Prinzessin, welcher dieser Schritt den tiefsten Kummer bereitete, schrieb er am 29. November:

„Ueberlassen sich Eure Königliche Hoheit nicht Ihrem Unwillen über die Ereignisse dieser Tage und geben Sie den Vorsatz auf, wieder einsam in sich zu leben. Es liegen in Ihnen zu viele große und edle Eigenschaften, als daß diese nicht in unserer verhängnißvollen Zeit in das Leben einwirken müßten; Sie besitzen ein tiefes Gefühl für das Große und Edle, einen kräftigen gebildeten Geist; Sie und Ihr Gemahl sind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem sich die Besseren und Edleren sammeln.“

Und als der edle Mann, von Napoleon geächtet und seiner Güter beraubt, sich durch die Flucht der Gefangenschaft entziehen mußte, nimmt er von der Fürstin in den folgenden Worten Abschied:

„In wenigen Stunden verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die mein sechshundertjähriges Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, Verbindungen gehen mir, die in jedes Verhältniß meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt auch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein.

„Möchte mein Untergang in dem Sturme der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen.

„Empfinden Eure Königliche Hoheit mit Güte und Theilnahme den Ausbruch meiner tiefsten Verehrung für Ihren großen und edlen Charakter, für Ihren kräftigen gebildeten Geist; möge er seinen wohlthätigen Einfluß ferner auf Alles verbreiten, was Sie umgibt, und möge ich immer verbienen, einen Platz in Ihrem Andenken zu erhalten.“

Mit tiefem Bedauern schied die Prinzessin von dem ihr so lieb gewordenen Königsberg; sie hatte hier — ohne den Zwang der Hofetiquette — sich vortrefflichen Menschen nähern dürfen und im Austausch erhabener Empfindungen unvergeßliche Stunden verlebt. „Der goldene Käfig“, wie sie ihre Gemächer im königlichen Schlosse zu Berlin nannte, flößte ihr Sorge ein. Stein, dem sie ihre Gemüthsstimmung nicht verbarg, schrieb ihr darauf:

„Ihr Aufenthalt in Königsberg muß uns Allen unvergeßlich sein; es war eine Zeit der Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem besseren und ebleren Zustande der Dinge.

„Allerdings sind unsere Wünsche und Erwartungen in Bielem getäuscht, es bleibt aber immer tröstlich, daß Treue und Tapferkeit, wenn sie auch nicht zu siegen vermochten, sich auf eine glänzende Art äußerten und die Grundvesten des Staates befestigen, daß ihre Aeußerung als fortwirkendes Beispiel auf Zeitgenossen und Nachwelt wirken werden, und daß das fränkische System, gegründet auf Gewalt und Willkür zur Verherrlichung des Einzigen, nicht zur Beglückung des Ganzen, früh oder spät der öffentlichen Meinung und der Gegenwirkung gereizter Kräfte und gekränkter Gefühle unterliegen muß. Diese öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, das Gewitter zu beschwören, ist die Pflicht und das Geschäft der Besseren unter den Zeitgenossen. Mit einer solchen Ueberzeugung wird man die mannigfaltigen peinlichen Lagen, die unserer noch warten, mit Muth und Resignation durchstehen, seinen inneren Frieden bewahren, seinen Weg unter Verwicklungen aller Art leicht auffinden und es vermeiden, ein Spiel der Meinungen, des Einflusses und der Ranke gemeiner Menschen zu sein.“ —

Das freundschaftliche Verhältniß der Prinzessin zu der Königin Louise blieb auch in Berlin in voller Innigkeit bestehen.

Der Tod der Königin Louise, die in voller Jugend und Schönheit am 19. Juli 1810 dahingerafft wurde, erfüllte die Prinzessin mit dem tiefsten Schmerz, und sie schreibt an Stein, der ihr mit trösterhem Wort genaht:

„Zu einem Brief sich sich nicht Alles aussprechlich und schwerfterlich mittheilend gegen mich, so daß ich jenen Augenblick und bei jedem Ereigniß sie ach! mit ewigem Kummer vermisse. Wie bereue ich jedes Wort, was ich kann gegen sie gesagt haben, seitdem es mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur Neid war, der aus mir sprach — weil sie so viel besser war als ich!

„Ich kann nicht fortfahren, es thut mir zu weh . . .

„Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, daß gewiß nie enden wird — er ist so christlich ergeben und so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Thränen ihn nicht ansehen kann. —

„Was mich heut so unmittelbarlich hinrik, Ihnen zu schreiben, war, daß ich zum ersten Mal die fünfte Vorlesung von Schuren über die Ritterzeit gelesen habe. — Sie sagten mir so oft, ich sollte jene Vorlesungen durchlesen, aber ich kam in Königsberg nur zu der ersten, und jetzt lab ich die fünfte. — Es hat mich diese Schrift so erhoben und ergriffen, wie beinahe noch keine, denn es war so ganz Alles, wie ich es meine und fühle, so fromm und deutsch wie gewiß nur die Zeit sein konnte, wo die Menschen noch glaubten und bewährig waren. — Wenn sie ist's, als wenn Philosophie Eigenbünkel erregte, und daß beide beiden Dinge daher das Zeitalter verdürben. —

„Ich rede wohl recht eingeschränkt und als wenn ich aus einer dunklen Zeit redete — aber mit jedem Tage nimmt das bei mir zu, je mehr ich mich so augenscheinlich von der Nichtigkeit des Irdischen überzeuge. Ach! da wird man so klein und demüthig vor dem Allein-Allmächtigen — das führt zum Glauben, deucht mir, nicht zum Heilsehen, in den Dingen, die der Mensch doch einmal nicht durchschauen kann.

„In Einem bin ich besser geworden, ich darf es sagen, seitdem wir von einander schieden, in der Frömmigkeit.“ —

Digitized by Google

Stürmische Wallfahrt auf dem St. Wolfgangsee. Nach einer Skizze von Jul. Hörmann. (S. 619.)

Digitized by Google

Die Prinzessin hatte im Jahre 1810 ihre Heimat besucht und war auch — im treuen Andenken an den edlen Freund — auf der Burg Stein gewesen und schrieb ihm darüber zum Schlusse eines längeren Briefes:

„Gestern erschollt hier eine herrliche Nachricht, zu gut, als daß ich sie glauben könnte, nämlich der Sequester Ihrer Güter sei aufgehoben — wie unendlich wollte ich mich darüber freuen, Sie wieder im Besitz jener schönen Gegend zu wissen! — Doppelt fühle ich mit Ihnen, was Sie verloren haben, seitdem ich dort war. — Hierher schicke ich Ihnen ein kleines Andenken von dort; weil es daher ist, muß es Ihnen einen Augenblick Vergnügen machen, schmeichle ich mir — es ist ein Stein Ihrer Burg Stein — wie ich oben war, konnte ich nur an Sie denken, und gewiß nicht ohne Thränen, das können Sie mir glauben; da nehme ich einen Stein vom alten Gebäude, mit dem Vorsatz, Ihnen, wie selbst und meinen zwei Begleitern, Wilhelm und Philipp, etwas davon machen zu lassen, weil ich wußte, daß Steinchen ist Ihr wie mir, da es ein Splitter war, also dürfen Sie nicht zu warm damit sieglen.

„Wilhelm empfiehlt sich Ihrem theuren Andenken, das thue auch ich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundschaft, die mich so stolz und so glücklich macht."

Am 29. Oktober 1811 wurde die Prinzessin von Zwillingen, den Prinzen Adalbert (jetzt Oberbefehlshaber der preußischen Marine) und Friedrich entbunden, — ein heller Sonnenblick nach so viel trüben Tagen!

Allein der Fürstin Herz blutete, als im Februar des folgenden Jahres Preußen ein Bündniß mit Frankreich schloß. Ihr Bruder — Prinz Leopold von Hessen-Homburg — trat aus der preußischen Armee, um nicht an der Seite des verhaßten Franzosen kämpfen zu dürfen. Als die ungeheure Schicksalstragödie sich entwickelte, die Teilnahme des französischen Heeres — in Lumpen gehüllt — zurückkehrten und York seine Konvention mit Diebitsch schloß, die das Nahen einer neuen Zeit verkündete, saß die Fürstin an dem Krankenbette ihres Sohnes Friedrich. Am 12. Januar 1813 wurde der Liebling ihr entrissen. In ihr Tagebuch schrieb die bekümmerte Mutter: „Der Glaube überdauert das Hoffen, das lernte ich heute früh, wie ich die kalte erstarrte Todeshand meines Fritz Adolfie in meinen Händen zu beleben und zu erwärmen suchte — ich sagte mir immer: bei Gott ist kein Ding unmöglich, er hast Simson und ich glaubte fest, er würde mir zurufen: Weib, dein Glaube hat dir geholfen! Oder war mein Glaube doch noch nicht fest genug? Ist Glaube auch ein Hoffen? — Aber die Liebe ist doch wohl die größeste unter ihnen, denn dort oben bauet die fest, wenn hienieden der Glaube und die Hoffnung uns hinauf geleitet haben. Gegen neun Uhr ist mein Kind entschlafen, es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und wohl mir, daß ich es sah, es hat mich so ruhig gemacht, ich fühlte so ganz, wie er nur länger schlafen würde und weiter nichts. — Sonst war mir das Bild des Todes so gräßlich, nun durch dieses Antlitz des Hinscheidens ist mir der Eindruck so ganz verändert, ich sah auch, wie vergänglich jede Hülle sein mußte, nur wie eine Uhr, die abläuft, wie eine Maschinerie für diese Erde vonnöthen, und daß das Alles nur eine Nebensache sei, das Wesen allein bleibt und dauert gewiß ewig fort. — — Da will ich zum ersten Mal zu Bett gehen, ohne für ihn zu beten, — jetzt bete Du für mich, mein Engelchen!" —

Der König — insgeheim davon in Kenntniß gesetzt, daß die Franzosen ihn zu überfallen gedachten — verließ am 22. Januar Berlin und traf am 26. in Breslau ein. Die Prinzessin Wilhelm — obwohl der Gemahl nach wenigen Tagen der königlichen Familie folgte — beschloß aus freiem Antriebe in Berlin zu bleiben.

Am 3. Februar erschien der Erlaß über die Bildung von Freiwilligen-Korps und in drei Tagen liefen sich neuntausend junge Männer in die Listen eintragen. „Jünglinge verzweifelte, die nicht mit sollen; abermenn drei, vier Posten und Stellen für ihre Brüder und sagen, sie überleben die Schmach doch nicht," schreibt Rahel damals an Varnhagen.

Am 20. Februar erscholl die Nachricht, daß die Russen im Anmarsch seien; die Prinzessin begab sich auf die Plattform des Schlosses und konnte deutlich die Bewegungen der anrückenden Kosaken erkennen. Um die Mittagsstunde sprengte ein Roksl durch die Straßen Berlins; alle Leute liefen zusammen und in jubelndes „Hurrah!" bricht die lange gefesselte Lust Jubel aus. Marschall Augereau läßt die französische Besatzung im Lustgarten Aufstellung nehmen und die Feuerschlünde gegen das Schloß kehren. Die Umgebung der Prinzessin ist verzagt, sie jedoch bleibt ungebeugten Muthes am offenen Fenster und konnte nicht vermocht werden, das gefährdete Schloß zu verlassen. Am 24. rückten die Franzosen aus, und nur noch einmal passirte ein Korps unter dem Bizekönig von Italien Berlin. — Fast waren alle diese Seelenbewegungen zu viel für das von dem Tode des geliebten Kindes noch tief bekümmerte Gemüth der Fürstin. „Ach, ich wünschte, es wäre wieder ruhiger, es thut meinem leidenden Herzen so wohl, sich gewaltsam immer hinweggerissen zu sehen von seinen innersten Gedanken durch die rauhen Stürme der äußeren Welt," schreibt sie am 1. März.

Bald lamen auch Clausewitz, Dörnberg und Wittgenstein und tauschten mit der Prinzessin ihre Hoffnungen für Deutschlands Befreiung aus. Am 17. März rückte York mit den Preußen in die Stadt. „Heut war der dritte Freudentag, der Preußen Ankunft nach so langer Zeit! Eben jetzt ist die Stadt illuminirt und der Mond prangt so herrlich mit herüber in die befreite Stadt. — Jetzt ist Alles im Openthaus, man giebt Wallenstein's Lager seit 1805 zum ersten Mal wieder. Ich mag mich dahin gehen, ich will diese großen Augenblicke allein feiern. Soll es denn endlich einmal anders werden in der Welt und dem hartgeprüften Vaterlande! Ich es da Alle stille, mein Herr und mein Gott!" schreibt die Fürstin in ihr Tagebuch.

Blutige Kämpfe standen bevor und es ward die Aufgabe der Frauen, an ihrem Theil zu helfen und zu arbeiten für das Vaterland. Der Frauenverein wurde gegründet, die Prinzessin trat an die Spitze und sorgte für die Ausrüstung der Freiwilligen, nahm Beiträge für die Zurückbleibenden in Empfang und setzte sich mit den Aerzten in Verbindung, um die Pflege in den Lazarethen auf's Sorgsamste zu veranstalten. Obwohl körperlich leidend, dachte die Fürstin nicht an sich selbst; ihr hohes Pflichtgefühl ließ sie die schwersten Schritte siegreich überwinden. Das Lazarethfieber grassirte heftig, Pflegerinnen und Aerzte erkrankten tödtlich, die Prinzessin machte jedoch unbeirrt die Krankenbesuche, die sie den Leidenden zugedacht. „Am Sonntag den 25. April war ich zum ersten Male in unserem Hospital, leidem es gefällt mir ist; so muthvoll und freundlich und dankbar fand ich Alle, daß es recht rührend mir war, die ich mit Verbindung und Selbstverleugnung zu kämpfen hatte, um hinein zu treten. Einer freute sich nur, daß er die Wunde nicht gegen die Aussen erhalten hatte; Einer mit einem zerschmetterten Bein wünschte nur mit Lachen, wieder auf den Beinen stehen zu können, dann wollte er bald wieder nach sein — Das Traurigste war mir Einer, der durch die Brust geschossen war, wohl sterben wird, und der gerade gegenüber seinem verwundeten Bruder lag, der ihm nun zuzuh sterben," berichtet die Fürstin.

Jede Stunde, welche die Prinzessin der Pflege des einzigen Kindes abmüßigen konnte, fand sie bei Liebeswerken beschäftigt; immer unermüdet, stichte sie sogar eine Fahne für die Freiwilligen, welche mit Enthusiasmus von diesen in Empfang genommen wurde.

Die Begeisterten Scharen rückten nun aus zu dem entscheidenden Kampfe; welchen Eindruck dieses Heer auf Alle machen mußte, die in des Seelen der Menschen zu lesen verstehen, davon wollen wir nur zwei gewichtige Zeugnisse hier bringen. Gneisenau schreibt am 23. April 1813:

„Die Morgenröthe eines schönen Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Ueberzeugung, daß wir nicht mehr unterjocht werden können, denn die ganze Nation nimmt Theil am Kampf; sie hat einen großen Charakter entwickelt, und damit ist man unüberwindlich."

Prinz Wilhelm und zwei Brüder der Prinzessin, der Erbprinz Ludwig und der weder in die Armee eingetretene Prinz Leopold, befanden sich bei dem Heere Blücher's; ihre wie andern Brüder dienten in der österreichischen Armee und machten dort später den Feldzug gegen Napoleon mit. Der Prinz Wilhelm von Hessen, bei dem Corps Graf Gröben, kam es am 2. Mai zu der ersten bedeutenden Schlacht. Dem Prinzen Wilhelm, der sich heroisch der Gefahr aussetzte, wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, und der gleich tapfere Prinz Leopold fand — von einer Kugel getroffen — hier den Heldentod.

Die Prinzessin liebte ihre Geschwister außerordentlich. „Meiner wartet morgen ein großes Glück," schrieb sie einst an Stein, „fünf meiner Brüder kommen — ich bin außer mir vor Freude!"

Tief erschüttert vernahm die Fürstin die Trauerkunde; doch gab sie sich nicht ergößlich ganz dem Kummer hin, sondern suhr unermüdet fort, für Andere zu schaffen und zu sorgen. Ein frommer gottergebener Sinn und der ehrliste Patriotismus wirkten zusammen, um sie hier über den Schmerz weder zu lassen. Der edle Freund Stein tannte ihr Gemüth, als er mit den folgenden Worten sich der Prinzessin nahte:

„Der gegenwärtige Augenblick fordert mich auf, Eurer Königlichen Hoheit meine Freude auszudrücken über den errungenen Sieg, über das Denkmal, das das preußische Heer den 2. Mai dem vaterländischen Ruhm in den Ebenen Leipzigs errichtet, und Theilnahme an dem Schmerz, den Hochderselben der Verlust eines edlen Bruders, der bei schönen Tod für's Vaterland starb, verursacht; die Art des Todes bietet aber so viele Gründe der Beruhigung dar, daß sie bei Eurer Königlichen Hoheit den Schmerz lindern und Sie bald darüber erheben werden."

Die deutschen Heere zogen sich nach der Lausitz zurück, und der Weg zur Hauptstadt schien für Napoleon wieder frei. Daß er — als Sieger — dort Rache nehmen, daß er über „die Insolvner des Vordents" — wie er die Preußen nannte — Schweres verhängen würde, war unzweifelhaft. Allein auch jetzt blieb die Prinzessin standhaft auf ihrem Posten und erregte durch ihren Muth wahrhafte Bewunderung. Wie sie sich zeigte, wurde sie von Jung und Alt, von Männern und Frauen mit Jubel empfangen. Karl Maria von Weber brachte ihr mit seinem Sängerchor ein Ständchen und enthusiastische Zurufe ertönten von Tausenden, die den Platz am Schlosse umgaben.

Auf den Befehl des Königs mußte die Fürstin für wenige Wochen

Digitized by Google

Berlin verlassen und traf erst nach dem Waffenstillstande am 14. Juni dort mit dem Gemahl zusammen. — Der wieder beginnende Krieg trennte die Gatten auf's Neue. Wenige Tage nach dem Ablauf des Waffenstillstandes bedrohte das Korps des Marschall Oudinot Berlin. An der Wiege ihres Kindes sitzend, hörte die Prinzessin den Geschützdonner von Großbeeren. Mit dem grauenden Morgen nahte die Botschaft von Bülow's Sieg.

„Wie glücklich sind wir, daß der Kelch so vorübergegangen ist. Herr Gott, Dich loben wir!“ schreibt sie in ihr Tagebuch.

Am 26. August folgt Blücher's Sieg an der Katzbach, am 30. der glorreiche Tag bei Culm. Noch einmal muß die Hauptstadt in banger Angst ausharren, denn ein starkes Heer unter Ney's Führung dringt bis Jüterbogk vor. „Ihm soll vertraut werden, daß Napoleon besiegt!“ Läuft als drohendes Gerücht durch die mit Schrecken erfüllte Stadt. Bülow und Tauenzien verscheuchen durch den Sieg bei Dennewitz jede weitere Besorgniß und die herrlichen Siegestage von Leipzig krönen die großartige Erhebung des deutschen Volkes. —

Die gewaltige Spannung, in welcher die Fürstin seit dem Beginn dieses Jahres gelebt, und die rastlose Thätigkeit, der sie sich hingegeben hatte, gefährdeten ihre Gesundheit; sie war sehr leidend, als die Siegesbotschaft in Berlin eintraf, und vermochte kaum, sich aufrecht zu erhalten.

„Ein großer Tag,“ schreibt sie, „die Stadt ist illuminirt, die Luft erfüllt das Freudengeschrei des Volkes, ein unaufhörliches Schießen begleitet das Avatarufen. — Gott hat glorreich gesiegt. — 500,000 Menschen standen da unter dem Donner von 5000 Kanonen. Wer mag da noch leben? Ich kann nur weinen, freuen kann ich mich nicht. — O meine Sechs hat Gott auch beschützt. — Ich möchte beten, aber mein Kopf, meine Nerven sind zu angegriffen. — — Lebte doch die Königin noch! Wie wird Leopold herablächeln!“ —

Und am Sylvesterabend nimmt sie mit den folgenden Worten von dem alten Jahre Abschied: „Hier bin ich, wie schon oft an diesem ersten Tag, — aber noch nie fehlte mir heut ein theures Haupt unter den Geschwistern, wenn ich sie liebend überzählte, sie Gott empfahl und mich ihrer Liebe — aber heute fehlt mein Leopold mir! — Zum ersten Male, seit Fried Thassilo im Dom liegt, betrat ich diesen Ort wieder; wie feierlich waren mir diese Hallen! Es ward ein Gebet gehalten über Todtes Hand über uns in diesem großen Jahr, — ich habe mich recht ausbeten können, denn zu wem mehr, als zu mir konnte er sprechen! — Mein Vater im Himmel, wache schützend über meinen Eltern, Wilhelm, Geschwistern, Kind, Freundinnen und Freunden und mache mich denen Allen stets würdiger!“ —

Nach dem Friedensschlusse hielt die Prinzessin ihre Mission für erledigt und trat von dem hervorragenden Platze auf welchem sie fast der Landesmutter gestanden — freudig zurück, um den vollen Zauber häuslichen Glückes auf sich einwirken zu lassen. Am Tage von Waterloo war ihr ein liebliches Töchterchen — die Prinzessin Elisabeth — geboren worden, dieser folgten am 2. August 1817 Prinz Waldemar und am 15. October 1825 die Prinzessin Marie. — Im Jahre 1821 erwarb der Prinz die schöne Besitzung Fischbach in Schlesien, auf welcher die fürstliche Familie nun stets die Sommermonate verlebte. Von hoch erbländischen Kindern umgeben, an der Seite eines edlen Gatten, mit welchem eine wahrhaft heilige Liebe sie vereinte, genoß die Prinzessin alle Reize eines anmuthigen Landaufenthaltes. Auch fand sie hier — was ihrem Herzen besonders wohlthuend war — die Muße, sich dem persönlichen und brieflichen Verkehr mit bewährten Freunden hinzugeben. Welche Treue die Fürstin auch in diesen Verhältnissen offenbarte, und wie Rang und Stand durchaus keinen Einfluß auf die Wahl ihres Umgangs übten, davon möge nur ein Beispiel hier angeführt werden. Die Prinzessin hatte im Jahre 1811 im Atelier des Hofmalers Bach — von dem sie sich porträtiren ließ — dessen Schwester Henriette, nachdem sie Majorin Baalsow, getroffen und stets sich von dem Geist und dem echt weiblichen Wesen des jungen Mädchens so angezogen, daß sie bat, dieselbe möge stets bei ihren Besuchen im Atelier anwesend sein. Henriette, bezaubert von der Güte und einfachen Hoheit der Fürstin, vergaß die Huld derselben durch eine tiefe, verehrende Liebe, und so entstand eine gegenseitige Zuneigung und Freundschaft, die bis zu dem Tode der Prinzessin währte. Ueber einen Besuch, den die sehr leidende Frau Baalsow 1841 in Fischbach machte, lassen wir sie selbst berichten: „Ein unvergeßlich herrlicher Tag war der 20. August in Fischbach. Freilich rühme ich mich einer dreißigjährigen Bekanntschaft mit der hohen Besitzerin und ihr entsprechend wurden wir aufgenommen. Ja, sie ist vollständig treu und der Prinz auch, und die liebliche Prinzessin Marie, diese Gemse in den grünen Bergen! Ich wurde durch alle Partieen in Fischbach in einem Lehnstuhl getragen, während die hohen Herrschaften an meiner Seite gingen, um mir alle ihre Lieblingsplätze zu zeigen. Zu Mittag fuhren wir mit ihnen nach den Falkensteinen, wo wir in dem reizenden Schweizerhäuschen zu Mittag aßen. Zurück ward ich wieder getragen, während sie wieder neben meinem Stuhle hergingen, und war Beider Uebertragen immer nur, mir Freude zu machen und jede Anstrengung von mir abzuhalten.“ —

Glück um sich her zu verbreiten, zu geben und zu helfen, blieb der Fürstin Herzensbedürfniß; wo die liebevolle Theilnahme, der treueste Rath nicht Linderung zu schaffen vermochten, da spendete die immer bereite Hand.

Reiche, schöne Jahre eines ungetrübten häuslichen Glückes wurden dem hohen Paare zu Theil; die Schwiegerstöhne erweiterten den Familienkreis und hingen mit derselben Innigkeit und Verehrung an den Eltern, wie die eigenen Kinder. — Als die Prinzessin nach schweren, mit christlicher Geduld und Fassung ertragenen Leiden am 14. April 1846 dahinschied, widmete ihr Schwiegersohn, der damalige Kronprinz Maximilian von Bayern, der Fürstin einen Nachruf, der mit den folgenden Strophen beginnt:

„Dört Ihr dort die Glocken schallen,
Es erhebt das heil'ge Erz;
Seht des Volkes bangen Wallen,
Tief bewegt von hehrem Schmerz.
Was bedeutet das Gedränge,
Der Trompeten dumpfer Ton,
Was der trübe Blick der Menge,
Der der Athem scheint entflieh'n?

In des Volks erstarrtem Strome
Fährt ein Trauerwagen hin
Nach dem Schmerz verzierten Dome;
Ode Aexte ziehen ihn.
Sieh', da fällt vom Weh getragen,
Thränenvoll zu Boden Knie',
Eint sich mit der Menschen Klagen
Auch das Trauern der Natur!“

Auf dem St. Wolfgangsee.

(Mit S. 617.)

Das Salzkammergut zeichnet sich bekanntermaßen durch seine Fülle landschaftlicher Schönheiten aus, und es dürfte wenig Touristen geben, welchen die Namen der so reizenden Seen dieses schönen Stück Oesterreich nicht bekannt wären. Einer der reizendsten dieser Hochlande ist der St. Wolfgangsee oder Abersee, an dessen Ufern die Ortschaften St. Gilgen, St. Wolfgang und Strobl malerisch gelagert sind. (St. Wolfgang, sowie die auf dem Falkenstein gelegene Kirche sind vielbesuchte Wallfahrtsorte.) Mag man von was man immer für einer Seite kommen, so bietet der Wolfgangsee mit seinen tiefgrünen Wasserspiegel und den ihn umschließenden Gebirgen einen herrlichen Anblick dar. Doch nicht immer erscheint der See in einem so freundlichen Lichte; anders ist es, wenn Gewitterstürme die sonst so klare und ungefährlich erscheinende Wasserfläche in wilden, schaumgekrönten Wogen bewegen und das Echo des Falkensteines statt freundlicher Grüße an St. Wolfgang drohende Donnerschläge widerhallt; dann fordert der unter solchen Umständen tückische See auch wohl sein Opfer; denn häufig kommen solche Stürme plötzlich und überraschen die bei schönem Wetter ausgezogenen Schiffer. Eine Szene dieser Art führt uns der Zeichner unseres heutigen Bildes „Stürmische Wallfahrt auf dem St. Wolfgangsee“ vor; fromme Landleute, welche nach St. Wolfgang wallfahrteten, hat ein Sturm überfallen und an die gefährlichste Stelle des Sees, in die Nähe des sagenreichen Falkensteines verschlagen; die Schiffer, wohl wissend, welche Gefahr ihnen droht, legen sich mit ganzer Kraft in die Ruder; den Einen hat wohl der Sturm den Hut entführt, aber nicht achtend darauf, ist er nur bedacht, das Schiff aus der gefährlichen Situation zu bringen; die schreckensbleichen Gesichter der Wallfahrer starren nach der Wand des Falkensteines, vom heiligen Wolfgang, dessen Bildniß in einer natürlichen Nische der Felswand, welche er der Sage nach als Klause bewohnt haben soll, angebracht ist und dem besondere Verehrung gezollt und auch Wunderkraft zugeschrieben wird, Hülfe in der großen Noth erwartend; man hört fast ihre inbrünstigen Gebete und ihr Ächzen: „Heiliger Wolfgang, hilf' uns!“ Nur der Fahnen- oder Kreuzträger hält sich noch wacker und aufrecht im schwankenden Schiffe; wenn es den Schiffern nur gelingt, das Fahrzeug gegen das südwestliche Ufer zu steuern, dann ist wohl die Gefahr glücklich überstanden, aber wehe den Unglücklichen, wenn dasselbe von den Wellen an die Felswände des Falkensteines geschleudert wird, dann sind sie rettungslos verloren und sie theilen das Loos so mancher auf diese Weise Zugrundegegangenen, welche tief unten im See ihr nasses Grab gefunden. An herbei Unglücksfälle mahnen zahlreiche Votivtafeln an den festigen nördlichen Ufern dieses Sees und erinnern den bei schönem Wetter vorüberziehenden Wanderer, daß auch dieser heiterblinkende Wasserspiegel seine Tücken und Schrecken hat.

Digitized by Google

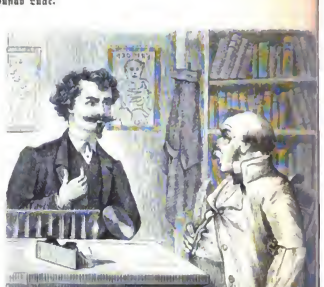
Aus unserer humoristischen Mappe.

Nach Skizzen von Gustav Lucke.

Konsequent.

Hauptmann: Vor acht Tagen mußte ich leider in Erfahrung bringen, daß Sie 93 fl. Schulden haben; trotz meiner Ermahnung treibt Sie heute schon wieder Jemand, den Sie diese Woche um 7 fl. angepumpt haben; warum haben Sie das gethan?

Kadet: Zur Erzielung einer runden Summe, Herr Hauptmann.



Höflichkeit.

Kommissär: Er hat seinem Prinzipal eine Ohrfeige gegeben, was hat er als Strafe zu erleiden?

Angeklagter: Der Prinzipal war arg und nannte mich Er.

Kommissär: Deshalb brauchen Sie ihm doch nicht gleich eine Ohrfeige zu geben.

Merkwürdiges Naturspiel.

Das ist doch ein merkwürdiges Spiel der Natur — so lang ich leb', denk mir mich anders, als immer nach schlechtem Wetter kommt gutes und wenn das gute vorbei ist, kommt immer wieder schlechtes.

Vogelperspektive.

Fremder: Geben Sie mir ein Opernglas!

Optiker: Mit Leid — solche gibt es nicht.

Fremder: Gibt es nicht? Wie kann man dann die Stadt aus der Vogelperspektive besichtigen?

AUG 2 19[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

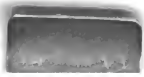
Digitized by Google

3 9015 02021 3214

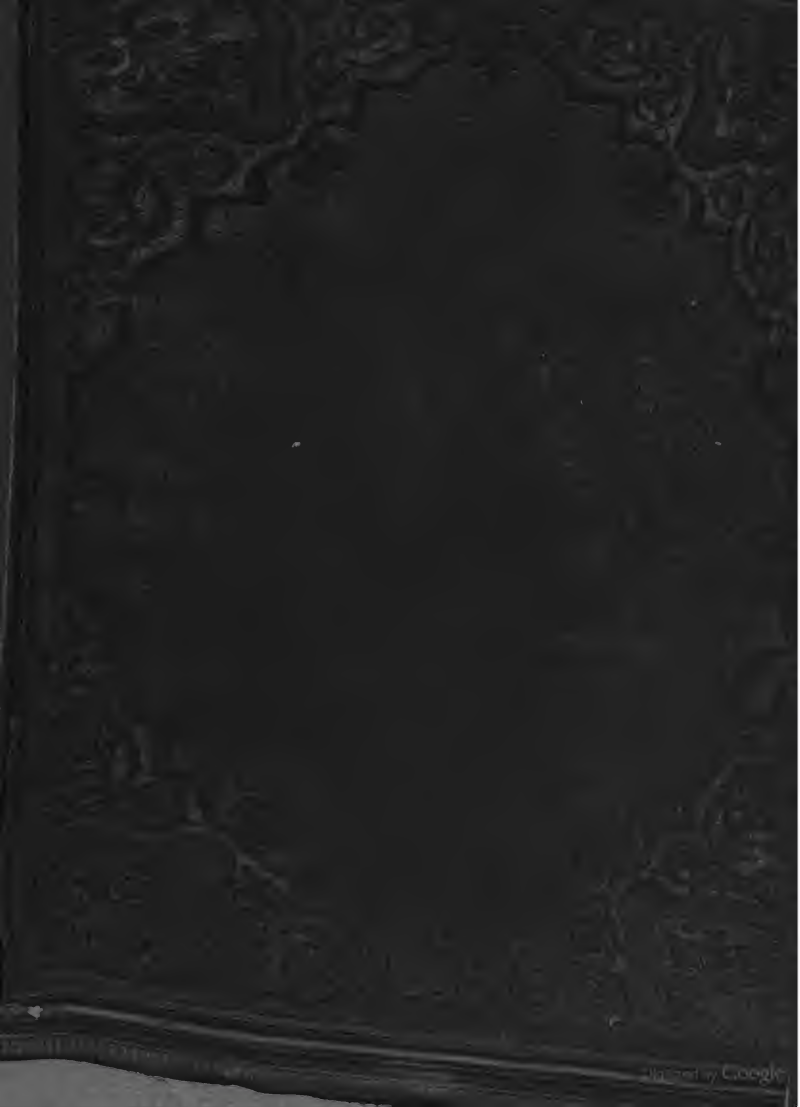
Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 02021 3214



Digitized by Google


Digitized by Google